BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Allgemeine deutsche Real-Encyclopaedie für die gebildeten Stände (Conversations-Lexicon) ; in zehn Baenden

Bd.: 1

Leipzig 1822

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999 LS/A0-1822
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11112616-2

Kreisbibliothek Regensburg

8° Polym. 57 (1

Real=Encyklopädie

SBR 069027476454

29.30

Preis 15 kr.
Dr. [illegible]

Real-Encyclopädie

oder

Converſations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Erſter Band.

A — Boy

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Die Titel ſind ſo zu falzen, daß der Schmutztitel vor und nicht nach dem Haupttitel zu ſtehen komme. — Nach dem letzteren folgt bei jedem Bande das Königl. Würtemb. Privilegium. Wegen des friſchen Drucks iſt beim Binden alle Vorſicht anzuwenden, daß ſolcher nicht abſchwärze.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man bemerke noch Folgendes:

1) daß einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelaſſen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) daß Privat-Perſonen, welche ſich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, das ſiebente frei erhalten, oder daß ſie ⅐tel des Betrags in Abzug bringen können;

3) daß für die Beſitzer der vier erſten Auflagen das Neue dieſer fünften in beſonderen Supplementen geſammelt worden, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (124 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutſche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Converſations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Erſter Band.

A bis Boy.

Fünfte Original-Auflage.

(Dritter Abdruck.)

Wie ſie der Verfaſſer ſchrieb,
Nicht wie ſie der Diebſtahl druckte,
Deſſen Müh' iſt, daß er richte
Andrer Mühe ſtets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergiſchen Privilegien.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1822.

1933/1417

Kreisbibliothek Regensburg

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herausgekommenden Conversations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernach=druck, gegen die Uebertreter ſolcher Privilegien be=ſtimmten Strafen belegt, und zu dem daſelbſt be=ſtimmten Schadenerſatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober=Cen=ſur=Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

Vorrede.

Wir verſparen einen ausführlicheren Bericht über gegenwärtige fünfte Auflage unſeres Lexicons, deſſen Inhalt mit ſeinem jetzigen Titel beſſer als dem bisherigen übereinſtimmen wird, bis an den Schluß, weil er ſich nach Beendigung der ganzen Arbeit beſtimmter und vollſtändiger wird geben laſſen, und begnügen uns hier mit einigen allgemeinen Andeutungen deſſen, was wir in dieſer neuen Auflage, und durch welche Mittel wir es zu erreichen geſucht haben.

Es war uns nicht entgangen, daß in den verſchiednen Fächern des Wiſſens, die unſer Werk umfaßt, manche bedeutende Lücke geblieben, auch manches Ungenügende und ſelbſt Unrichtige ſich eingeſchlichen hatte. Dem abzuhelfen, haben wir die Hauptfächer, als Geſchichte, Geographie, Statiſtik, Staatswirthſchaft, Politik, Alterthumswiſſenſchaft, Biographie, Theologie, Philoſophie, Medizin, Jurisprudenz, Aeſthetik u. ſ. w., jedes einzelne einem gründlichen Kenner deſſelben zur Durchſicht übergeben, um mit Rückſicht auf unſern Zweck das Fehlende hinzuzufügen, das Mangelhafte zu vervollſtändigen, das Unrichtige zu verbeſſern.

Wir ſelbſt haben ſodann die geſammten Materialien, alte und neue, zuſammengefaßt und möglichſt in Uebereinſtimmung mit einander gebracht. Viele bereits vorhandene Artikel ſind von uns theils abgekürzt, theils erweitert, theils ganz neu gearbeitet worden, alles, wie es das Bedürfniß unſeres Werks nach unſern geſteigerten Anſichten zu erfodern ſchien; verhältnißmäßig nur wenige ſind ganz unverändert geblieben. Collektivartikel, wie geiſtliche Orden und Ritterorden, die uns zu lang und darum ermüdend geſchienen, haben wir in ihre Beſtandtheile aufgelöſ't und dieſe an ihrer jedesmaligen Stelle eingeſchaltet, und überhaupt jede Abänderung in der Anordnung ge-

macht, die uns angemeſſen ſchien. Mit beſondrer Sorgfalt haben wir bei jedem Artikel auf die ihm verwandten, ihn erläuternden und ergänzenden gemerkt, ſie verglichen und in ein richtigeres Verhältniß zu einander gebracht, und wir hoffen, daß uns in dieſer Hinſicht nicht viel Erhebliches entgangen ſein wird.

Durch Ausmerzung des Unpaſſenden und Veralteten, durch zweckmäßige Abkürzung zu lang ausgeſponnener Artikel und möglichſte Gedrungenheit des Vortrags, durch Weglaſſung des doppelt und mehrmals Geſagten, und dadurch, daß im Durchſchnitt jeder Band dieſer neuen Auflage um ſechs Bogen ſtärker gemacht worden, haben wir für mehr als 2000 neue Artikel Raum gefunden, zu deren Wahl und Beſtimmung wir auf dem ganzen Felde des menſchlichen Wiſſens nachgeforſcht, insbeſondere aber die neueſte Zeit und was zu ihr gehört, in ihr beſonders anſpricht und zum Gegenſtand der höhern Unterhaltung gehört, beachtet haben. Für die Ausarbeitung haben wir uns an geſchickte Männer gewandt und zugleich das Neueſte und Beſte der in- und ausländiſchen Literatur benutzt.

Wir glauben hier noch eine Bemerkung hinſichtlich der geographiſchen Artikel machen zu müſſen, um falſchen Beurtheilungen zu begegnen. Unſre Abſicht iſt nicht geweſen, in denſelben vollſtändig zu ſein. Außer den ſouverainen Staaten von Europa haben wir nur die Namen ſolcher Länder, Provinzen und Städte aufgenommen, die ſich durch höhere Wichtigkeit oder ſonſt eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, durch daran geknüpfte Begebenheiten, durch Handel, durch Erzeugniſſe der Natur oder Kunſt u. dgl. auszeichnen. Dieſe haben wir aber jetzt um ſo vollſtändiger behandelt und dagegen eine Menge anderer Ortsbeſchreibungen ganz weggelaſſen. Zu manchen derſelben erhielten wir originale neue Ausarbeitungen aus den Orten und Gegenden ſelbſt mitgetheilt (wie z. B. über Altona, Hannover, Caſſel, Holſtein u. ſ. w.); eine Anzahl neuer geographiſcher Artikel wurde auch nach dem vortrefflichen Edinburgh Gazetteer von uns ſelbſt redigirt. Die Hauptplätze Italiens haben an einem neuern Reiſenden einen eben ſo geſchmackvollen als unterrichteten Bearbeiter gefunden, wie die Art. Campagna di Roma, Florenz, Neapel u. a. zeigen.

Bei den biographiſchen Artikeln fürſtlicher Perſonen nahmen wir, beſonders für die aus der ältern Zeit, den

Grundſatz an, daß wir nur ſolche beibehielten, die ſich durch ihre Individualität und ihren Einfluß auf wichtige Staatsbegebenheiten auszeichnen.

Die zur Unterzeichnung der wichtigern Artikel dienenden Chiffern werden, wie bei der vorherigen Auflage, im 10ten Bande vollſtändig zuſammengeſtellt und dort die Namen der Verfaſſer mitgetheilt werden.

Die bedeutende Anzahl neuer und trefflicher Mitarbeiter, die ſich außer den frühern zu dieſer neuen Auflage mit uns vereint hat, ſo wie unſer eifriges Streben, unſer Werk immer vollkommner auszubilden, laſſen uns mit Zuverſicht hoffen, dieſem Ziele bedeutend näher gekommen zu ſein, und wir glauben bei der gewiß überwiegenden Maſſe des wahrhaft Brauchbaren auch für das minder Gelungene Nachſicht fodern zu dürfen, um ſo mehr, da ein Werk dieſer Art in allen ſeinen Theilen vollkommen genügend aufzuſtellen, bei der Menge der Gegenſtände und der Verſchiedenheit der Anſichten und Foderungen, zu den nie zu löſenden Aufgaben gehören möchte.

Leipzig im Octbr. 1818.

F. A. Brockhaus,

Eigenthümer und Herausgeber.

Nachſchrift zu dieſem dritten Abdruck der fünften Auflage.

Das Publikum hat die Bearbeitung dieſes Werks in der fünften Auflage, von welcher die erſten fünf Bände am 1. Nov. 1818, die drei folgenden am 1. Aug. 1819 und die beiden letzten am 25. Apr. 1820 wirklich fertig und ausgegeben wurden, ſo günſtig aufgenommen, daß, ohnerachtet davon eine Auflage von 12000 Exemplaren gemacht war, ſich bereits nach einem Jahre kein Ex. mehr vorräthig befand.

Den nun wieder nothwendig werdenden Druck des ganzen Werks zu einer abermaligen bedeutenden Umbildung zu benutzen, ſchien dem unterzeichneten Eigenthümer und Herausgeber, aus vielen Gründen unräthlich, und er glaubte daher, dieſen neuen Druck blos als einen ſogenannten Nachſchuß (einen bloßen Wiederabdruck) behandeln zu müſſen. Es wurde bei dieſem neuen Druck, der am 1. März 1820 be-

gonnen wurde, und am 30. Sept. 1820 beendigt war, ſich alſo darauf beſchränkt, kleinere Fehler zu berichtigen und geographiſche oder geſchichtliche Veränderungen ganz in der Kürze nachzutragen.

Dieſe Reviſion übernahm im Allgemeinen Hr. Prof. Haſſe in Dresden, und in Beziehung auf ſämmtliche naturwiſſenſchaftliche Artikel Hr. D. Nürnberger in Sorau.

Aber auch dieſer erſte Nachſchuß von 10,000 Ex. iſt innerhalb eines Jahres vergriffen worden. Bey dem dadurch aufs Neue nothwendig gewordenen Abdruck glaubte der Unterzeichnete ſich nochmalen auf eine bloße Reviſion beſchränken zu müſſen, welche abermalen Hr. Prof. Haſſe in Dresden zu übernehmen die Güte gehabt hat. Alle darüber kund gewordenen Stimmen haben dieſer Maasregel des blos revidirten Abdrucks der fünften Ausgabe Beifall gegeben, und wir werden daher, wenn auch dieſer nochmalige Druck (zweiter Nachſchuß oder der 3te Abdruck der 5ten Ausgabe) vergriffen und ein Neuer nothwendig werden ſollte, ihn nicht durch viele neue Artikel bereichern, ſondern ihn allein von innen auszubilden ſuchen.

Dagegen werden in einem beſondern Bande, der im nächſten Jahr (1822) erſcheinen wird, die Lücken in dieſer Ausgabe, die vorgeſchrittene und vorſchreitende politiſche und Literargeſchichte, die neuere Biographie u. ſ. w. nachgetragen werden. Dieſem allgemeinen Nachtrage ſollen auch über die Dogmen der Römiſch-katholiſchen Kirche im Gegenſatz zu den in dem Hauptwerke befindlichen, welche die chriſtlichen Dogmen aus dem Geſichtspunkte des Proteſtantismus abhandeln, eine Anzahl, von einem Katholiken und aus dem Geſichtspunkte des Katholicismus abgefaßte Artikel beigefügt werden. Die Direction dieſes Bandes Nachträge hat Hr. Prof. Haſſe übernommen, und es befindet ſich ſolche daher in den beſten Händen. Bei der Vorrede zum X. Bande werden wir hierauf nochmals zurückkommen.

Leipzig, den 1. July 1821.

F. A. Brockhaus.

Einleitung.

Ueber die Entwickelung des höheren geſelligen Lebens in Europa, vorzüglich durch die Literatur, in der neueren Zeit.

Eben ſo vermeſſen als troſtlos iſt die Behauptung, daß die Menſchheit in ihrer Vervollkommnung nicht fortſchreite. Unſtät, ſagen einige Denker, kreiſe ſie auf und nieder in den vielfach verſchlungenen Bahnen des Irrthums und der Wahrheit, der Tugend und des Laſters. Aber, kann man ihnen erwidern, ward es wohl dem Menſchen überhaupt vergönnt, dieſe Frage an ſein ewiges Schickſal genügend zu beantworten? Das Bild der vollendeten Menſchheit iſt ſo innig verwoben mit dem Begriff der höchſten Vollkommenheit, mit Gott, daß der Menſch hienieden jenes ſo wenig anzuſchauen, als dieſen ganz zu faſſen vermag. Wie ſollte er alſo es wagen, das Verhältniß zwiſchen beiden in einer gewiſſen Zeit zu wägen und zu richten? Ihm iſt nur die Frage erlaubt, ob das Vermögen der Menſchheit, ſich zu vervollkommnen, in den Jahrtauſenden, die wir durchlebt haben, gewachſen ſei, oder ob — da ein Stillſtand nicht gedacht werden kann — es ſich vermindert habe? Auch ſo geſtellt, bedarf die Frage einer genaueren Beſtimmung. Was nennen wir Menſchheit? Und worin beſteht ihr Vermögen, ſich zu vervollkommnen? Beide Fragen hängen zuſammen.

Nicht die einzelnen großen Naturen, welche ihr Geſchlecht verherrlichen und es zu ſich emporziehen, indem ſie ſelbſt das Höhere mit der Kraft der Begeiſterung erſtreben, machen den Begriff der Menſchheit aus; eben ſo wenig begrenzt ihn die Zahl und Größe der einzelnen Völker, welche durch Geiſt und That aus dem Zeitſtrome hervorragen, in welchem der Haufe der übrigen verſinkt; noch

weniger können wir der Geſellſchaft überhaupt, als ſolcher, den erhabenen Namen der Menſchheit beilegen.

Was die Menſchheit ſei, wird klar, wenn wir zuvor beſtimmen, worin ihr Vermögen, ſich zu vervollkommnen, beſtehe? Dieſes Vermögen iſt nicht jene Naturkraft des menſchlichen Geſchlechts, welche in jedem Jahrhunderte, in jedem Volke große Menſchen erzeugt, die das Gute, das Wahre, das Schöne glücklicher erſtreben, als die Menſchen ihrer Zeit. Dieſe Naturkraft war, und iſt, und wird ſein ſtets dieſelbe, wie die Sonne Homers. Sie altert nimmer; denn zu allen Zeiten ruft ſie herrliche Geſtalten hervor, die in dem Buche des ewigen Lebens ſtehn, wenn ſie gleich die Geſchichte nicht zu nennen weiß. Eben ſo wenig können wir jenes Vermögen in dem Reichthum der Kunſtſchöpfung erblicken, die des Menſchen Werk iſt. Weder was Genie und Fleiß einem Volke oder einem Zeitalter, noch was beide Kräfte der Geſellſchaft überhaupt gegeben haben, ſeit gegenſeitiges Bedürfniß die Menſchen verband, und Gedanken-Mittheilung die Quelle der Sprache ward, kann als das Vermögen der Vervollkommnung der Menſchheit angeſehen werden. Denn ſo wie große Naturen in ihrer Zeit ſpurlos vorübergehn, ſo bleibt auch für viele Völker und Zeitalter der Reichthum des vorhandenen Wiſſens, die ganze Kunſtſchöpfung der Vor- und Mitwelt, ein todter Schatz, den zu heben kein lebendiger Geiſt erſcheint. Nur wo der Sinn für das Gute, Wahre und Schöne zugleich die Geſellſchaft durchdringt und die Maſſe kräftig bewegt: nur da allein kann dieſer Sinn große Naturen, indem er ſelbſt durch ihren Anblick erſtarkt, zu Wohlthätern ihrer Zeit und der Nachwelt erheben, nur da kann er den Schatz der Kenntniſſe ordnen und befruchten; nur da kann er die Gaben der Kunſt erhalten und veredeln. Dieſer Sinn bereitet den Zündſtoff, in den der Funke des Genies fällt, daß eine Flamme auflodert, welche ganze Welttheile ferne Jahrhunderte hindurch erleuchtet. Er iſt es, der den Thon in Marmor verwandelt, daß ihn die Kunſt geſtalte, und ihr Werk ein Denkmahl werde von ihrer Zeit für alle Zeiten. Doch dieſer Sinn des Menſchen für das Höchſte, dieſes Vermögen ſich zu vervollkommnen, iſt nicht vorhanden, da wo das Leben noch innerhalb der Schranken des Nothwendigen und Nützlichen ſich bewegt. Wohl konnte das Bedürfniß der Noth die Geſellſchaft erzeugen; wohl mochte der Trieb nach allem, was Nutzen bringt, ſie enger zuſammenbinden: aber weder das Eine

noch das Andre konnte ſie veredeln. Alle Mittheilung des Umgangs ſtand unter dem Geſetze der Noth, oder unter der Regel des Eigennutzes. Starre Formen umſchloſſen das Ganze und die Theile; die Erkenntniß verbarg ſich in Tempeln und Orakeln; und die Kunſt, die Freigeborne des Himmels, war unterthan der herrſchenden Kaſte. Was die Prieſter von Memphis und Heliopolis wußten, was die dunkeln Gemächer des Labyrinths an geiſtigen Schätzen bewahrten, was Obelisken und Pyramiden hieroglyphiſch verhüllten, was die Epopten zu Samothrake und Eleuſis in Symbolen verehrten; es mochte noch ſo nützlich für die Ordnung der Geſellſchaft, oder noch ſo wahr und gut für die Eingeweihten ſein: für die Menſchen, für den Umgang war es verloren, und die Geſellſchaft glich einer todten Kraft ohne Seele, ohne Gefühl. Aber ſobald der Wunſch nach Vergnügen die ſtarre Form des Beiſammenſeins zur Geſelligkeit erweichte, und die Freude am Leben den Genius des Schönen in das Leben rief: da erwachte jener höhere Sinn. Er, der Sohn der Naturfreiheit, ward erzogen von der bürgerlichen Freiheit, und wuchs auf zum Genius der Menſchheit durch die Gedankenfreiheit. Kaum hatte er die gebundene Menſchheit entfeſſelt, ſo wurden frei durch das Schöne, das Gute und das Wahre, das Wiſſen und die Kunſt. Mit ihrem Eintritt in die Stelle eines Gemeinguts der Geſellſchaft erwachte das höhere geſellige Leben, und mit dieſem begann das Daſein der Menſchheit.

Für Europa ging der Morgen eines ſolchen durch jene dreifache Freiheit veredelten Geſammtlebens, vor ungefähr drei Jahrtauſenden, zuerſt in Griechenland auf.

Ob ſeitdem das Vermögen der Menſchheit, ſich zu vervollkommnen, in ſeinem Umfange erweitert, und in ſeiner Kraft erhöht worden ſei, dieſe Frage beantwortet die Geſchichte.

Die Lyra des Orpheus iſt der Anfangspunkt des höheren geſelligen Lebens in Europa. Den Fortſchritt deſſelben bezeichnen zwei Epochen: der Nationalgeſang der Homeriden und die Ordnung der Volksfreiheit durch Solon. Zuerſt ward der Glaube an das Heilige, hierauf der Volksgeiſt der Heldenſage, endlich das Bürgerthum der Gleichheit vor dem Geſetz, in das öffentliche Leben der Griechen verwoben. An dieſen drei Gegenſtänden übte der helleniſche Geiſt mit jugendlicher Kraft acht Jahrhunderte hindurch ſeine Schwingen, ehe er durch das Schöne

das Wahre errang und das Gute. Keine Art von Kenntniſſen und Fertigkeiten blieb einem Orden vorbehalten. Es gab keine Prieſterzunft, keine Levitenkaſte, keine Prophetenſchule. Selbſt den Asklepiaden wurde das Familiengeheimniß ihrer Erfahrung entriſſen. Die Oeffentlichkeit war in Griechenland das Kind der Freiheit, um einſt in Europa wieder die Mutter der Freiheit zu werden.

Da erſchien das Zeitalter des Perikles. Es vereinigte den Canon des Schönen — der Doryphorus des Polyklet — mit dem Canon der Sitte, — Kalokagathia — indem das Volksleben der Kunſtform huldigte, und den Staatswillen die Beredtſamkeit lenkte. Jetzt wurde Minervens heilige Stadt durch die Oeffentlichkeit, welche Perikles jeder Blüthe des Geiſtes und der Kunſt gab, die Bildnerin des geſelligen Umgangs. Athen erhielt ſeine Prachtgebäude, ſeine Tempel und Paläſte, ſeine Schauplätze, Gymnaſien und Säulengänge: das Parthenon, die Propyläen, das Odeum, das Pöcile! Ueberall offenbarte ſich das Genie dem Talent und dem Fleiße. Jede Kraft erwachte; die Form bezwang die Maſſe; der Geiſt erhob den Willen, und die Sprache der Einbildungskraft ward in der Rede des Umgangs vergeiſtigt zur Lehrerin der Wiſſenſchaft. Sicilien erſchuf die Kunſt der Beredtſamkeit, Herodot entkleidete die Geſchichte von ihrem epiſchen Gewande, und in ihrer reinen Nacktheit ſtellte ſich die Wahrheit kühn der geſchmückten Dichtung zur Seite. Darauf wandte der Weiſe von Cos (Hippokrates) die ioniſche Proſa an zur Enthüllung unſeres räthſelhaften Daſeins. Mit der Fackel der Philoſophie erleuchtete er für alle Zeiten das Geheimniß des phyſiſchen Lebens. Zugleich trat die innere Welt des Menſchen hervor aus dem heiligen Dunkel der Dichterfabel, und das Drama ward durch Aeſchylus, Sophokles und Ariſtophanes ein geiſtvolles Gemälde der Leidenſchaften und Sitten.

Nun ſchloß ſich unmittelbar an das bildungsreiche Wirken des Perikles das Zeitalter des Sokrates an, welches dem geſelligen Leben in der Politik wie in der Erziehung die Schule allgemeiner Lebensweisheit eröffnete. Männer und Jünglinge wohnten den Vorleſungen in den Odeen und Sympoſien bei. Es gab kein Cönobium des Pythagoras mit ſeinen Geheimniſſen im freien Griechenland mehr; wie im Staat, ſo wurde in der Wiſſenſchaft alles öffentlich verhandelt. Mit Sokrates unterredete ſich Aſpaſia; und die Form, in welcher die Philoſophie

am mächtigſten auf die Geiſter wirkte, ward das Geſpräch. Seitdem erkante Griechenland, daß nur das Gute ſchön, und nur das Schöne wahr ſei. In dem Ideal erblickten die edleren Geiſter den höchſten Geſetzgeber für den Glauben, für das Wiſſen, für die That.

Aber das geſellige Leben der alten Welt, in welchem dieſe Elemente der höheren Menſchenbildung verſchmolzen, beſchränkte ſich auf einen engen Kreis. Noch beſtand die Sclaverei neben dem Geſetz der Freiheit; denn frei und edel war nur der Grieche, nicht der Menſch. Noch hatte ſich nicht das ſchöne Bürgerthum von Athen, Corinth und Theben zur höheren Menſchheit veredelt. Darum ſtand die Frau niedriger als der Mann. Sie war ihm nicht blos bürgerlich untergeordnet; auch in dem Familienleben erkannte man es nicht, daß ſie von der Natur berufen ſei, in dem reineren menſchlichen Verhältniß mit dem Manne auf einer Linie zu ſtehen. Man wußte nicht, daß beide, wenn die Kraft des Mannes durch weibliche Anmuth gemildert wird, in der ruhigen Verbindung ihrer entgegengeſetzten Naturen durch Liebe, das ſchöne Bild des Menſchen vollenden. Dieſe Erniedrigung des Weibes in Athen und Rom erſchwerte die ſittliche Veredlung des höheren geſelligen Lebens.

Da ſtellte das Chriſtenthum den Begriff der Menſchenliebe auf, und allmälig fand der Sinn für das Gute, das Wahre und das Schöne ſeine eigentliche Heimath in dem ſtillen Heiligthum des Gemüths. Bei dem reineren Lichte von oben mußte allmälig aus dem Bürgerthum die Sclaverei verſchwinden, und das Weib eintreten in den Familienbeſitz der höchſten Güter des Lebens. Die Zucht der Sitte mußte die Geſetzgebung der Frauen werden, wie die Zucht der Ordnung dem Manne gebührte. Doch dieſe doppelte Erweiterung des geſelligen Lebens gelang erſt nach einem mehr als tauſendjährigen Kampfe dem ſpäteren Mittelalter. Das große Unglück einer auf Waffenmacht gegründeten Weltherrſchaft hatte die reiche Saat der griechiſchen Bildung vernichtet. Das Heilige ward entweiht durch den Sinnentaumel des praſſenden Hochmuths; die Kunſt erſtickt in der launenvollen Prunkzier der Eitelkeit; die Wiſſenſchaft geächtet von der Willkühr; die Erkenntniß erniedrigt zur Magd des Eigennutzes. An die Stelle der Freiheit und des Bürgerthums war getreten der Orientalismus des Hofes Conſtantins des Großen; die Stände, welche ehemals ſich trennten und miſchten

nach den geiſtigen Stufen der Bildung, wurden jetzt geſchieden durch die Rangſtufen des Throns. So ſank mit dem Verfalle der griechiſchen Bildung alles wieder in die ſtarre Einſeitigkeit des Orients zurück; die ſittliche Welt verlor den Sinn für das Schöne, und in dem bürgerlichen Leben vertilgten die letzten Spuren Soloniſcher Weisheit der Waffenſturm der Eroberung und das Lehnweſen.

Alſo mußte das verwilderte Europa den Kampf mit der Finſterniß um das Wahre, Gute und Schöne von neuem beginnen! In dieſem Kampfe ſiegte das kräftigere Naturgefühl der germaniſchen Völker. Von der Liebe geläutert, ward es von der Einbildungskraft des Glaubens und von dem Willen des Muthes beflügelt. Das Gemüth, oder die innere Anſchauung des Unendlichen mittelſt der Empfindung, wurde der Boden, in welchem die Grundlage der neueren Bildung, das Romantiſche, Wurzel faßte; und der Sinn für das Gute, Schöne und Wahre, der einſt im Orient durch die ſymboliſche Anſchauung der äußern Welt, in Griechenland aber durch die Anſchauung des Ideals in der ſichtbaren Begrenzung der Form ſich plaſtiſch — im Raum — entwickelt hatte, ſpiegelte ſich jetzt durch die Phantaſie eines kindlichen Geiſtes in dem Bewußtſein eines vollen und friſchen Herzens. Die Romantik der modernen Bildung erſcheint daher ſubjectiv, als Entfaltung des Gemüths; wie die Hellenik der antiken Bildung objectiv, oder Anſchaulichkeit im Raume geweſen war. Die Romantik des Abendlandes insbeſondre verſchmolz das Erhabene und Schauervolle der nordiſchen Natur mit dem Ernſten, Milden und Zarten des Chriſtenthums. Das geiſtige Weſen der chriſtlichen Liebe enthüllte die innere Welt des Menſchen; und die einzige Maria adelte, wie Jean Paul es ausdrückt, alle Weiber romantiſch. Dadurch geſchah es, daß in dem aus den Trümmern der Römerwelt neu ſich geſtaltenden Europa, bei dem formloſen Zuſtande der bürgerlichen Geſellſchaft, nur in der durch die chriſtliche Romantik bewirkten Veredlung des Familienſinnes, das höhere geſellige Leben wieder aufblühen konnte. In der Stille des Hauſes, wo die Kirche das Herz der Frauen und Kinder zu Engeln und Heiligen hinlenkte, wo der Geſang des frommen Glaubens und des Fleißes ſtrenge Zucht das innere Leben erzogen, hier ſchloß ſich auf jede zarte Blume des Gemüths. Aus dieſem innigen und reinen Familienſinne ging ſpäter, jedoch nur langſam und theilweiſe, auch die Cultur des geſelligen Le=

bens hervor. Bei den Alten hatte ſie den entgegengeſetzten Weg angenommen. In Griechenland wirkte nämlich die Oeffentlichkeit des durch Idealgeſtalten ſinnlich vergeiſtigten Volkslebens auf die Bildung der einzelnen Familien zurück. Den Hellenen erzogen die Einrichtungen der Geſellſchaft und die Volksſitte; den Europäer des Mittelalters erzogen Beiſpiel und Frauenſitte. Eben deswegen war dort die Bildung allgemeiner und gleichförmiger; hier beſchränkte ſie ſich auf enge Kreiſe in ſcharf geſchiedenen Formen; daher im Mittelalter der auffallende Bildungsunterſchied, nicht nur in den verſchiedenen, durch das Lehnweſen abgeſonderten Ständen des Bürgerthums, in dem Hof- und Ritteradel, dem freien Zunftbürger und dem dienſtpflichtigen Landbauer, ſondern auch in den einzelnen Familien, ſo daß die rührendſte Einfalt und Zartheit neben der derbſten und widrigſten Rohheit, die ſtrengſte Enthaltſamkeit neben der gröbſten Völlerei, und der erhabenſte Edelmuth neben der wildeſten Grauſamkeit ſich darſtellten, was ſo widerſprechende Urtheile über den ſittlichen Charakter jener Zeit erzeugt hat!

Außerhalb des Familienlebens und des Bürgerthums aber ſtand der Geiſtliche; über beide hervorragend, griff er in beide ein, ohne die einzelnen Stände ſelbſt zu verknüpfen, noch das geſellige Leben zu bilden. Denn wie die Kirche ſich abſchied von der Geſellſchaft, ſo ward auch der Geiſtliche durch den Cölibat im Wiſſen und Thun bloß auf den Dienſt der Kirche beſchränkt; er bearbeitete daher nur das Gemüth des Laien, nicht den Geiſt des Volks, und die Scholaſtik trennte die Literatur oder das Schriftenthum gänzlich von dem geſelligen Leben. Die Freuden des geſelligen Umgangs waren in der früheren Blüthe des Mittelalters eigentlich nur bei dem Hof- und Ritteradel vorhanden. Denn der Zunftbürger mußte hinter ſeinen Mauern wie auf der Landſtraße unaufhörlich ringen mit der Gewalt und Willkühr des Fehdegeiſtes um Freiheit und Sicherheit des Erwerbes; der Landbauer aber war an die Arbeit gefeſſelt und jeden Augenblick in Gefahr, von der Kampfluſt des Adels oder von ſchwarzen Banden und Kameradſchaften, wie in Frankreich, zertreten zu werden. Wo die Leibeigenſchaft noch galt, da glich das gemeine Volk einer Heerde, die unwiderruflich an ihren Treiber veräußert, ein willenloſes Eigenthum des Herrn, nur thieriſchen Genuß begehrte. Aber auch unter den freien Reichsſtädtern waren lange überwiegend das Gefühl der Noth und der Trieb nach Erwerb; daher fehlte

ihnen jener behagliche Zuſtand des ruhigen Genuſſes und der Freude, welchen nur ein friedlich geordnetes Bürgerthum gewährt, und aus welchem allein das geſellige Leben erblüht. Selbſt in den italieniſchen Städten gab es bloß eine feindſelige Oeffentlichkeit, indem die einzelnen Familien durch alten Haß getrennt lebten, und die mächtigeren unter ihnen einander die Leitung des Gemeinwohls entriſſen. Trat ja eine augenblickliche Ruhe ein, ſo verpraßte der rohe Haufe ſeinen Gewinn in ſinnlicher und zwangloſer Lebensluſt. Das Ritterthum war alſo der erſte Keim und die einzige Schule des geſelligen Lebens im Mittelalter. Entſprungen aus nordiſchem Gemüthe während des langen Kampfes des Chriſtenthums mit dem Heidenthum in Spanien und im Orient, und unaufhörlich beſchäftigt durch das ſtürmiſche Schickſal der Kirche und des Staats, veredelte es ſich romantiſch durch ſeinen Bund mit der Kunſt der Töne, ſeit den Heldenſagen der Nibelungen bis zu den letzten Hauchen der Ritterpoeſie in den Zeiten des Teuerdanks. Seine Hauptſtützen waren Frauenſitte und Beiſpiel. Der Ritterbube ward zuerſt von den Frauen erzogen; dann brachte man ihn auf die Burg eines alten geachteten Ritters wo ihn gewöhnlich edle Frauen in Religion und Minnelehre unterwieſen. War der Knabe vierzehn Jahr alt, ſo umgürtete ihn der Prieſter mit einem geweihten Schwerte. Hierauf bediente der wehrhafte Knappe die Ritter, war bei ihren Turnſpielen zugegen und übte ſich mit leichteren Waffen vor Edelfräulein und Edelfrauen. War er ein und zwanzig Jahr alt, ſo weihte man ihn ein in den Orden der Ritter. Ein Prieſter nahm ihm vor dem Altare den Rittereid ab; darauf bekleideten ihn Ritter und edle Frauen mit den Ehrenzeichen ſeines neuen Standes. Endlich gab ihm ein alter Ritter den Ritterſchlag. Nun öffneten ſich ihm die Schranken des Turniers, und gaſtfrei nahm ihn, wie den Sänger, jede Burg und jedes Hoflager auf. So wurden die Burgen des Adels und die Pfalzen der Fürſten die Schule des geſelligen Umgangs der Ritter bei ihren Feſtſpielen und Heerfahrten, und das Ritterthum, die ſchöne Frucht des Heldenmuthes, des Glaubens, der Frömmigkeit, der Thatkraft, des Naturſinns, der Einbildungskraft und der Kindlichkeit des Mittelalters, muß als die Grundlage der edleren germaniſch-europäiſchen Weltbildung in der Geſchichte des höheren geſelligen Lebens der neuern Zeit zuerſt genannt werden.

Später entwickelte ſich auch im Bürgerſtande, nament=lich in Deutſchland, die Bildung des Umgangs. Vor allen wurden zuerſt die freien Hanſeaten und Reichsſtädter, im Beſitze eines Reichthums, der ihre Streitkraft verdoppelte, froh der Früchte ihres Fleißes, ihrer Erfindungen und ihres Unternehmungsgeiſtes. Seitdem gab es in ihren Ring=mauern eine ſtolze Oeffentlichkeit des Gemeinwohls. Das Schöne trat in den kühnen Formen der Kraft und mit dem innigen Ausdruck des Gemüths, ähnlich der Kraft und dem Gemüthe des Zeitalters überhaupt, bildend in das Leben des Bürgers ein. Waren Poeſie und Geſang vorzugsweiſe die Kunſtübung auf den einſameren Burgen, ſo waren es Baukunſt und Mahlerei in den volkreicheren Städten. Doch allmählig wandte ſich der Sinn für eine ſchöne Kunſtform auch auf die andre hin; Fürſten und Ritter wählten die blühenden, kunſtreichen Städte zu ihrem Wohnſitze, und der Bürger ergötzte ſich an der Kunſt der Meiſterſänger. Indeß trennte noch immer eine ſchroffe Scheidewand die verſchiedenen Stände. Zwar verhandelte der Bürger, deſ=ſen geiſtige Kraft früher entwickelt war, indem er zu den erſten Aemtern in der Staatsverwaltung gelangen konnte, mit dem Fürſten unmittelbar, aber in dem geſelligen Leben ſtießen Bürgerſitte und Adelſitte ſich fortwährend ab; ſelbſt unter den Bürgern erſchuf der Zunftgeiſt faſt eben ſo viel Abſonderungen, als es verſchiedene Gewerbe gab. Volks=feſte, welche Alle und jede einander nähern konnten, waren ſelten, oder zu ſehr mit förmlicher Prunkzier überladen, um bildend auf das Ganze einzuwirken. Doch das größte Hin=derniß, welches die Entwickelung des geſelligen Lebens im Mittelalter aufhielt, war die Unwiſſenheit des Volks. Zu Salerno, Bologna und Paris blühten zwar Jahrhunderte lang die hohen Schulen der Wiſſenſchaft des Hippokrates und Galen, der Theologie der Kirche, der Rechtskunde der kaiſerlichen und päpſtlichen Geſetze, und der Philoſophie nach Ariſtoteles und Porphyrius; auch eiferten ihnen nach eine Menge Hochſchulen in dem chriſtlich germaniſchen Europa, vorzüglich Heidelberg und Prag, die älteſten in Deutſch=land: allein arm an Ideen, noch ärmer an Geſchmack, ſtrengte man den Scharfſinn zur Erörterung leerer Grübe=leien an, die endlich der ſcholaſtiſchen Gelehrſamkeit allen Einfluß auf das Leben und den Umgang entzogen. Ueber die Wortkämpfe der Dialektik vergaß man die Kunſt gut zu reden und zu ſchreiben, bis Dante, Petrarca und Boc=caccio das geiſtige Leben zuerſt in Italien wieder erweckten.

Da ward die Buchdruckerkunſt erfunden. Mit ihr begann die neueſte Zeit des geſelligen Lebens der europäiſchen Menſchheit. Indem die Druckſchrift dem verhallenden Worte Millionen Zungen und Flügel gab, drang die geiſtige Mittheilung durch alle Zwiſchenwände hindurch, und ſchwang ſich über jede Beſchränkung weg. Nun wurde die Erkenntniß vergeiſtigt, ſo daß ſie als ein mächtiger Strom das höhere Leben erfüllte und umfloß, wie die Luft die Körperwelt. Ohne Guttenbergs Erfindung und ohne die Thätigkeit der Fauſte, der Schöffer, der Badius, der Stephane u. A. würde nie das Schriftenthum jene Allgewalt erlangt haben, mit der es ſeit viertehalbhundert Jahren die Idee und die Erfahrung, das Wirkliche und das Mögliche, den Irrthum und die Wahrheit, das Gute und das Schlechte, das Geſchmackloſe und das Schöne, das Schickliche und das Seltſame, das Verkehrte und das Zweckmäßige, in allen Verhältniſſen des innern und des äußern Lebens des menſchlichen Geſchlechts, vor den Blick und das Urtheil der Oeffentlichkeit hingeſtellt hat. Hierdurch wurde die Literatur das umfaſſendſte, das tief eindringendſte und das unwiderſtehlichſte Bildungsmittel jenes geiſtigen Umgangs, der die Kirche mit dem Staate und alle Stände, wie alle gebildete Völker unter ſich, in gegenſeitige Berührung brachte. Daß aber das Schriftenthum dieſen hohen Grad von Allgemeinheit und Oeffentlichkeit und dadurch ſeine welthiſtoriſche Bedeutung in der neueren Zeit erhalten konnte, das war eine Folge der Wiederherſtellung des Studiums der claſſiſchen Literatur und eine Folge der Reformation. Das geiſtvolle Zeitalter der Mediceer vereinigte nicht nur alle Talente durch die Bewunderung und Nachahmung der Muſter der griechiſchen und römiſchen Bildung, wodurch die Gelehrſamkeit von den Feſſeln der Scholaſtik befreit und der Platoniſche Sinn für das Wahre und Gute im Schönen wieder erweckt wurde; ſondern es vereinigte auch die verſchiedenen Stände zu Einem geiſtigen Beſtreben in dem Cultus des Schönen. Große Dichter und Künſtler ſtellten nämlich eigenthümliche Werke des Genies auf, die dem Volke verſtändlich waren, vorzüglich ſeit, nach dem Beiſpiele der provenzaliſchen Dichter, die Vulgarſprache in Italien zur höheren geiſtigen Rede und Mittheilung veredelt worden war. Ueberall wo die Univerſitäten den Sinn für die Wiſſenſchaft ſelbſt in der Wüſte der Speculation lebendig erhalten und die Denkkraft an dürren Schulfragen geübt hatten, in Deutſchland, Frank-

reich, und jenſeits der Pyrenäen, folgten jetzt Männer und Jünglinge mit friſcher Kraft und glühender Begeiſterung dem Genius des edleren Geſchmacks. Den Blick nach dem ſchönen Hellas und dem erhabenen Rom gewandt, erkannten ſich hier die verwandten Geiſter, und traten in eine Gütergemeinſchaft, welche keinen Unterſchied des Volks- und Bürgerthums zuließ. Nun lebten durch die Druckſchrift für alle Jahrhunderte wieder auf Homer und Virgil, die erſten Dichter des Alterthums; Platon der göttliche; Plinius, der Vertraute der Natur; Livius, Auguſts Unterthan, und der würdevolle Geſchichtſchreiber der untergegangenen Republik, Tacitus, deſſen Griffel unter den Augen der Tyrannei die Verbrechen der Tyrannen in die ehernen Tafeln der Geſchichte grub; und vor allen Cicero, dieſer ewig claſſiſche Name, den man mit Ehrfurcht ausſpricht, ſo lange man auf Erden Philoſophie, Beredtſamkeit und Freiheit liebt. Während durch Laskaris, Chalcondylas, Politian und Sannazaro in Italien attiſche Feinheit und römiſche Urbanität wieder aufblühten, erhoben in Deutſchland die ernſtern Wiſſenſchaften, Mathematik und Aſtronomie, Purbach und Regiomontan, und Conrad Celtes erhielt von Friedrich III. die Dichterkrone. Zugleich ward die Einbildungskraft durch kühne Entdecker über unbekannte Meere in neue Länder geführt, und von großen Meiſtern in das Reich der Ideale entzückt. Raphael ſchuf ſein bewundertes Werk, die Transfiguration; Bramante die Baſilica von St. Peter; Michel Angelo den Triumph der Zeichnung, ſein jüngſtes Gericht; Taſſo ſtellte das befreite Jeruſalem neben die Iliade und Aeneide hin; Arioſt errang eine noch glänzendere Palme in einer den Alten unbekannten Welt. Damals ergründete Macchiavell die Tiefen der Politik, und Guicciardini gab der Geſchichte ihre würdevolle Strenge wieder. Alle dieſe Funken des Lichts warf das Schriftenthum nach allen Seiten hin in das dunkle Leben der Zeit. An ihnen entzündete ſich in Portugall das Genie des Camoens, in Spanien der Witz des Cervantes, in England Shakſpeare's reiche Wunderkraft; und in Frankreich das Gefühl des geſangreichen Malherbe. Größeres noch geſchah im Norden. Hier ſchwang ſich die ernſte Denkkraft über tauſendjährigen Irrthum empor und zog die Wahrheit vom Himmel auf die Erde herab. Copernicus erblickte die Ordnung des Weltgebäudes, und Luther riß die Scheidewand nieder, welche die Kirche trennte von dem Staate. Dadurch ward die innigſte Verbindung zwiſchen allen Ständen im Volke wieder hergeſtellt,

und das geſellige Leben geſchützt vor der einſeitigen Verfeinerung durch die Künſte der Einbildungskraft. Die europäiſche Menſchheit dankte der Reformation ſtrengere Sitten und eine erhöhte geiſtige Kraft, die alles im Leben und das Leben ſelbſt ihrer Forſchung unterwarf. Dieſe Kraft übten durch das Schriftenthum, mit Spott und Ernſt die Thorheiten der Zeitgenoſſen geißelnd, Erasmus und Ulrich von Hutten; dieſer Kraft zeigte in der Wiſſenſchaft ihre unendliche Aufgabe, und dem menſchlichen Geiſte in ihr das würdigſte Ziel des Strebens, der unſterbliche Begründer aller wiſſenſchaftlichen Bildung der neueren Zeit, der große Baco *).

Seit die Literatur durch das vereinigte Streben des Verſtandes und der Einbildungskraft in dem Gebiete des Wahren und Schönen zu dem Charakter der Humanität ſich erhob, erkannte man den Unterſchied und das Band zwiſchen Schriftenthum und Gelehrſamkeit. Zuerſt zeigte Italien dem übrigen Europa, wie die letztere durch das erſtere allein ſeine Bedeutung für das Leben erhalte, und wie die Wiſſenſchaft nur im Geleite der Kunſt den Umgang durch geiſtige Bildung veredle. Aber ſchon mit Taſſo verſchwand nach der Mitte des 16ten Jahrhunderts der literariſche Geiſt aus dem Lande, aus welchem die Freiheit verbannt war. Die Kunſt allein noch feierte ihre Triumphe; doch bald verdrängte ihr Sinnenreiz die edlere Bildung des Geſchmacks, und mit dem Ernſte der Gründlichkeit erſchlaffte zugleich die Denkkraft. Dieß wirkte nachtheilig auf die Entwickelung des geſelligen Lebens. Die Sitten verfielen, durch Einführung des Cicisbeats, durch Prachtliebe und Titelſucht. Der Charakter des Italieners verlor ſeine Kraft und Haltung, als die Verfaſſungen untergingen, die Religion mit ſinnlichem Prunk ſich umgab und die Denkkraft feſſelte, die Moral das Gewiſſen täuſchte, die Erziehung in die Hände der Mönche kam, die Geſetzgebung auf blinden Gehorſam gegründet ward, und der Ehrenpunkt, der von den Arabern zu den Caſtilianern und von dieſen nach Italien übergegangen war, die Unbefangenheit des geſelligen Umgangs feindſelig ſtörte. Durch dieß alles verlor das Schriftenthum ſei-

*) Hominis imperium in res in solis artibus et scientiis ponitur. Naturae enim non imperatur, nisi parendo.
N. Org. scientiar. aphor. CXXIX.
„Die Herrſchaft des Menſchen über die Dinge beruht einzig auf Wiſſenſchaft und Kunſt; nur dann beherrſcht man die Natur, wenn man ihr gehorcht.“

nen Einfluß auf die geiſtige Bildung der Geſellſchaft. Aehnliches geſchah in Spanien und Portugal. Hier unterdrückte mehr als alles andre die Inquiſition das Schriftenthum, und mit ihm jede freie Entwickelung des geſelligen Lebens.

Literatur und geiſtiger Umgang waren alſo nur noch vorhanden in Frankreich, England und Deutſchland; aber wie verſchieden ihr Gepräge nach der Verſchiedenheit des Nationalcharakters! Schnell und glänzend entwickelte ſich das geſellige Leben in Frankreich; ernſt und gehaltvoll in England; vielſeitig, tief und gemüthlich in Deutſchland. Eben ſo verſchieden zeigten ſich der Charakter und der Einfluß des Schriftenthums. Dieſer erlangte in Frankreich die Herrſchaft durch Witz und Geſchmack; in England durch Nützlichkeit, vaterländiſche Beziehung und kräftigen Gehalt; in Deutſchland durch die Macht der Ideen, den Reichthum des Wiſſens und die Ausbreitung des Schulunterrichts. Daher kam es, daß in Frankreich die niedre Einbildungskraft und die Gefallſucht, in England der Verſtand und die Leidenſchaft, in Deutſchland das Gedächtniß, die innre Anſchauung und die Neigung des Gemüths zum Idealen, überwiegend einwirkten auf die geiſtige Bildung des Lebens. So ward der geſellige Umgang in Frankreich fein und liebenswürdig; in England geſchäftig und wild *); in Deutſchland einſylbig und ſchwerfällig. Kein Wunder, daß in Europa die ausgebildetſte Sprache des geſelligen Tons über die regelloſe Kraft des brittiſchen Ernſtes, und über den unbehülflichen Reichthum des deutſchen Tiefſinns den Sieg davon trug? Hierdurch geſchah es, daß die Stände in der Geſellſchaft aufs neue ſich abſonderten, indem die franzöſiſche Umgangsſprache unter den höheren Claſſen einen allgemeinen europäiſchen Geſellſchaftston einführte, der ſie von dem Nationalleben ihres Volkes entfernte, und die gegenſeitige Ausbildung des geſelligen Umgangs erſchwerte. Am ſichtbarſten wurde dieß in Deutſchland; daher das Schriftenthum hier lange nur auf die Schule und auf die mittlere Claſſe der Geſellſchaft allein bildend einwirken konnte. Dieß hatte zur Folge, daß die höhern Stände durch eine glänzende Oberflächlichkeit mit gefälligen Formen, der Mittelſtand hingegen durch gründliches Wiſſen ohne den leichten und freien Takt des gebildeten Umgangs, von einander ſich abſchieden.

---

*) Man denke an die Londner Routs.

Was jedoch die Literatur des geſelligen Lebens in Deutſchland an Allgemeinheit entbehren mußte, das erſetzten geiſtvolle Schriftſteller, indem ſie ſich vorzugsweiſe an das Volk oder an die niedern Claſſen der Geſellſchaft wandten *). So entſtand in Deutſchland eine Volksliteratur, wie ſie keine andere Nation beſitzt, und man findet unter dem deutſchen Bürger und Landmann mehr geiſtige Bildung, als irgendwo in Europa.

Nur dem Genie war es vorbehalten, die Einſeitigkeit des Verſtandes, welche Genf auszeichnete, oder die der Einbildungskraft, welche Paris zur Tonangeberin des Geſchmacks erhob, in der geſelligen Bildung zu beſiegen, und dem höheren Leben eine entgegengeſetzte Richtung zu geben. Doch wirkte das Kunſtgenie weniger ein auf die Vergeiſtigung des Geſchmacks, als das wiſſenſchaftliche Genie auf die Befeſtigung der Wahrheit, indem jenem der Reichthum und die Sinnlichkeit huldigten, dieſem das Talent und der geſunde Menſchenverſtand. Daher gab es mehr blinde Nachahmer in der Kunſtſphäre, die das Verhältniß des Maßes und das Weſen der Schönheit vergaßen, als in dem Gebiete des Wiſſens Nachbeter, die das Geſetz der Prüfung und die Freiheit des Urtheils nicht kannten. Indeß trat hier wie dort oft nur eine Verirrung an die Stelle der andern, oder eine Richtung des geiſtigen Lebens unterdrückte die übrigen, je nachdem ein aufglänzendes Genie dieſem oder jenem Elemente der Bildung eine höhere Bedeutung zu geben wußte. Am nachtheiligſten aber wurde für den Charakter des Zeitalters die Abgötterei, welche man hier und da in reichen Städten mit den Spielen der Einbildungskraft trieb. Durch die ſogenannte Schöngeiſterei und Kunſtliebhaberei, ohne wiſſenſchaftlichen Ernſt, nahm endlich das Leben ſelbſt eine flache ſüßliche Geſtalt an, und wurde unempfänglich für das Hohe in der Dichtkunſt, wie für die Freude des Denkens.

So ſchwankte unaufhörlich das Verhältniß des Wahren zum Schönen und Guten hin und her, in dem Schriftenthum, wie in dem geſelligen Leben. Beide verwirrten Leidenſchaft und Thorheit, Vorurtheil und Irrthum, und deren Folgen: die Tyrannei der Mode, die Ausartung der Sitte und die Zerrüttung der Ordnung!

*) Dieß geſchah unter andern durch die leichten Blätter, welche man Zeitungen nannte. Venedig kannte ſie zuerſt nur geſchrieben (um das Jahr 1536). In Deutſchland erſchienen ſie gedruckt in Frankfurt ſeit dem Jahre 1615. Hierauf folgte die Gazette de France ſeit 1631.

Endlich ward es Tag durch das große Wort der Duldung und der Freiheit des Urtheils, welches zuerſt Locke ausſprach, welches Montesquieu und Voltaire verkündigten, welches Nordamerika, Friedrich II., Joſeph II. und Catharina in die Geſetzgebung einführten.

Dieſes Wort bewirkte, daß, bei allem Wechſel der Schulen, der Meinungen und der Gebräuche, das Vermögen der Menſchheit ſich zu vervollkommnen nicht unterging, noch an Stärke verlor. Vielmehr läuterte ſich immer mehr der Sinn für die höhere Bildung und befeſtigte ſich durch das Urtheil der öffentlichen Meinung, die das Schriftenthum ausſprach.

Der Charakter des höheren geſelligen Lebens in Europa beruht nämlich da, wo Duldung und Freiheit des Urtheils vorhanden ſind, auf dem Bunde des Verſtandes mit der Einbildungskraft und dem Gemüth. Der Verſtand iſt der Geſetzgeber der Verhältniſſe; er führt das Scepter der Ordnung und der Regel. Die Einbildungkraft iſt die Bildnerin des Lebens; ſie ſchwingt die Fahne der Freiheit und der Begeiſterung. Beiden führt das Gemüth in der Vernunft den Glauben an das Heilige, und in der Religion die Liebe des Friedens als Vermittler zu. Sie umſchlingen das geſellige Leben mit Wahrheit und Treue; ſie erwärmen es durch Mitgefühl und Wohlwollen. Wo dieſe heilige Trias nicht vorhanden iſt, da hört das edlere Leben der Menſchheit auf. Entweder herrſcht dann allein die Einbildungskraft, und im Taumel der Sinne und der Leidenſchaft geht verloren das Maß des Rechts und das Ziel der Freiheit; oder der Verſtand unterdrückt durch eiſerne Ordnung und Regel die Freiheit der Einbildungskraft, und alle Bildung wird einſeitig; das Leben erſtarrt in ſtreng abgeſchloſſenen Formen, und die Entwickelung erſtirbt. Wehe dem, der dann das rettende Gemüth von ſich ſtößt! Entweder zerſtören Liſt und Gewalt den innerſten Zuſammenhang des menſchlichen Lebens, oder die Schwärmerei bemächtigt ſich der unterdrückten Idee und zündet an die Fackel des Fanatismus.

Dieß ſah man in Frankreich, England und Deutſchland. In Frankreich durchdrangen Verſtand und Einbildungskraft ſich gegenſeitig, und beide das geſellige Leben ſeit Franz I. Zeit, und noch mehr ſeit Fontenelle und Voltaire. Aber das Gemüth entwich aus dem Schriftenthume, wie aus dem Leben; und das Genie ward gefeſſelt durch eine herkömmliche Geſchmacksregel, wie die Sprache durch das Geſetz der franzöſiſchen Akademie. Als nun die immer fortſchreitende

einſeitige und gemüthloſe Bildung der geſelligſten Nation in Europa gänzlich zerfallen war mit dem durch Mißbräuche aller Art verunſtalteten Feudalcharakter des ſtaatsbürgerlichen Lebens, da bot das Schriftenthum keinen rettenden Ausweg dar in dem Umſturz aller Verhältniſſe der Geſellſchaft. Denn wie das Leben überhaupt, ſo nahm auch die franzöſiſche Literatur den revolutionären Charakter an, den einer kalten gemüthloſen Raſerei für die Sache der Freiheit.

Aehnliches geſchah in England, als Puritaner und Independenten mit blinder Schwärmerei der Idee der Gleichheit ſich herzlos hingaben, ohne Wahrheit, ohne Wohlwollen. Noch jetzt bemerkt man denſelben Stolz des Willens und denſelben Mangel an menſchlichem Gefühl in den wilden Bewegungen der brittiſchen Volksclubs, die ein Wilkes, ein Junius, ein Cobbett, ein Hunt u. A. durch Schrift und Rede veranlaßt haben und noch veranlaſſen. Wie ganz anders erſchien dagegen der gemüthvolle Fox in dem öffentlichen Leben der Britten! He was born, ſagte Burke von ihm, to be lov'd. Im Allgemeinen herrſcht jedoch bei dieſen Inſulanern der Verſtand. Ihm dient die Einbildungskraft; das brittiſche Gemüth aber übt ſeinen Einfluß nur dann aus, wenn es nicht erkältet wird von der Berechnung des Nutzens und von dem Wunſche, nach deſſen Erfüllung alle Kräfte ringen, von dem Wunſche nach Reichthum und Wohlbehagen. Gleichwohl hat das Genie ſeine Freiheit behauptet, und das geſellige Leben der Britten zeigt, wenn es durch hohe Geiſtes- und Gemüthskräfte erſchüttert wird, eine tiefe und ausdauernde Empfänglichkeit ſowohl für die Werke der Einbildungskraft, als für den Ernſt der Wiſſenſchaft, und die Ideen der Menſchenliebe: daher die Begeiſterung für das claſſiſche Alterthum und für die Tonkunſt; daher der rege Sinn für die Abſchaffung der Sklaverei und für jeden großen Fortſchritt des Gemeinwohls; daher endlich — was kein andres Volk, in ſolchem Grade zeigt, — die innige Verbindung des bürgerlichen Lebens mit dem geſelligen!

In Deutſchland walteten von jeher, in dem Gebiete des Verſtandes wie in dem der Einbildungskraft, herkömmliche Sitte, Ideal und Gemüth; aber oft einſeitig: daher der ſcharfe Gegenſatz in der Speculation und im Praktiſchen. In beiden fehlte es den Beſtrebungen an Klarheit, wie den Leiſtungen an Geſchmack. Als jedoch nach Luther zuerſt wieder durch Leibnitz, Wolf und Thomaſius die Macht

der Idee und die Freiheit des Urtheils begründet worden waren, da feierte die Philoſophie den Triumph der deutſchen Denkkraft. Sie rief, nach langer Vergeſſenheit, wenigſtens im Allgemeinen, die wahre Idee der Kunſt wieder hervor, und griff ſo mächtig ein in alle Saiten des Schriftenthums und des Lebens, daß der große Accord des Zeitgeiſtes, die Stimme der Aufklärung, jedes Verhältniß durchdrang. Klopſtock entzündete die Einbildungskraft der Nation für das Tiefe und Erhabene; Winkelmann für das Antike; Göthe erweckte den Sinn für hohe Geſtaltung; Schiller für das Ideal der Empfindung; Wieland für die Anmuth der Seele und den Reichthum des Geiſtes. Zugleich gab Leſſing der wiſſenſchaftlichen Proſa künſtleriſche Klarheit; und ſeine Kritik begründete den guten Geſchmack in der Nationalliteratur. Seitdem ward das Schriftenthum auch in Deutſchland ein Element des geſelligen Lebens, und der gemüthvolle Herder lenkte mit dem Zauber ſeiner Dichtung und Philoſophie den Geiſt der Deutſchen auf das höchſte Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen hin, auf die Bildung des Lebens zur Humanität!

Und dieſes Verhältniß des Schriftenthums zu dem geſelligen Leben iſt wohl in keinem Lande ſo entwickelt worden, als in Deutſchland. Während Franzoſen und Britten nur über gewiſſe Beziehungen, wie Politik, Handel, Schauſpiel und Vergnügen, ausſchließend und zum Theil auf beſchränktem Standorte, geſellig verhandelten, umfaßte das Wechſelgeſpräch des deutſchen Schriftenthums alle Angelegenheiten des Menſchenlebens mit der regſten Theilnahme. Der Kirchenglaube und die Kirchenvereinigung, Erziehung und Unterricht, Aeſthetik und claſſiſche Literatur, Geſchichte, beſonders neue, und Reiſen, Staatskunde und allgemeines Recht, Verfaſſung, Volksvertretung, Preßfreiheit, Gemeinwohl und geſellige Unterhaltung, wurden theils volksthümlich, theils ſchulmäßig in einer größern Menge von Schriften und Zeitblättern beſprochen und dargeſtellt, als es in irgend einem andern Lande der Fall war. Indem dadurch die intellectuelle und äſthetiſche Cultur der Nation gleichmäßig fortſchritt, gewann auch das geſellige Leben an ſittlichem Gehalte, und die Oeffentlichkeit des Urtheils erhöhte die Kraft des Urtheils. Mit der Erkenntniß aber, und mit der immer mehr ſich vervielfachenden geiſtigen Berührung aller Stände und Claſſen der Geſellſchaft unter ſich, wuchs auch das Bedürfniß ſich zu bilden.

Da ſchien es zeitgemäß, was bisher nur in Bezie-

hung auf Wiſſenſchaft und Kunſt geſchehen war, daß man nämlich die Maſſe der vorhandenen Kenntniſſe encyclopädiſch zuſammenſtellte, auch in Beziehung auf den gegenwärtigen Standpunkt des geiſtig veredelten geſelligen Lebens zu unternehmen. Keinem Herausgeber von encyclopädiſchen Werken hat, wie wir glauben, dieſer Zweck ſo rein und ſcharf begrenzt vor Augen geſchwebt, als dem Herausgeber des zu einer Realencyclopädie für die gebildeten Stände jetzt umgearbeiteten Converſationslexicons. D'Alembert und Diderot wollten in ihrer Encyclopädie (nach dem Vorbilde der Londoner von Ephraim Chambers) mehr die Maſſe der eigentlichen Gelehrſamkeit und Kunſtfertigkeiten geiſt- und geſchmackvoll für die Geſellſchaft überhaupt aufſtellen, als ſich auf denjenigen Stoff beſchränken, den Wiſſenſchaft und Kunſt dem geſelligen Leben ſelbſt darbieten, und der in daſſelbe durch die Bildung des Zeitalters überhaupt ſchon eingedrungen iſt. Andre hatten den Zweck, für das Gedächtniß und das ſchnelle Auffinden einer Menge Sachen einen Speicher anzulegen, der bald größer, bald kleiner war, je nachdem man ſich die Claſſe oder das Bedürfniß der Suchenden dachte. So entſtanden für das wiſſenſchaftliche Bedürfniß die Realwörterbücher über einzelne Wiſſenſchaften, wie, um nur die neueſten Beiſpiele anzuführen, das Dictionnaire des sciences medicales (Paris 1812); Cuvier's Dictionn. des sciences naturelles; Pierer's anatomiſch-phyſiolog. Realwörterbuch; Johns Handwörterb. d. allgem. Chemie, u. a. m.; oder für das Bedürfniß des Geſchäftslebens (ſeit Hübner's Zeitungs- und Converſationslexicon, das vor etwa hundert Jahren erſchien) mehrere brauchbare Wort- und Sachregiſter, wie Stein's geogr. ſtat. Zeitungs-, Poſt- und Comtoir-Lexikon und ähnliche; oder für das Nachſchlagen geſchichtlicher Umſtände, die hiſtoriſchen, geographiſchen, archäologiſchen u. a. Wörterbücher. Alle dieſe Werke können den Zweck einer encyclopädiſchen Darſtellung des Bedarfs, wie der Bildung des geſelligen Lebens nicht haben; ihr Verdienſt beſchränkt ſich faſt allein auf das Studierzimmer und die Geſchäftsſtube. Nur die hiſtoriſchen Wörterbücher haben ein allgemeines Intereſſe. Daher ſind dieſe auch ſeit Suidas (im 10. oder 12. Jahrh. n. Chr.) bis herab auf die Biographie universelle (Paris 1811 ff.), mit lebhafter Theilnahme von den unterrichteten Claſſen der Geſellſchaft auf-

genommen worden. So erlebte z. B. Juigné's Dictionnaire français (faſt nur eine Ueberſetzung des von Carl Etienne 1596 lateiniſch abgefaßten hiſtor. geograph. poet. Wörterbuchs) ſeit 1664 binnen acht Jahren acht Auflagen. Dieſes Werk wurde die Grundlage der ſpätern von Nic. Lloyd und von Ludwig Moreri (Grand Dictionn. historique I. Edit. 1674.) Selbſt der ſcharfſinnige Bayle hielt die Idee eines ſolchen Wörterbuchs für wichtig genug, um nach Moreri ſein berühmtes hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch (1. Ausg. 1697) auszuarbeiten, ein Werk, das in der Geſchichte der menſchlichen Erkenntniß Epoche gemacht hat. Hierauf erſchien der verbeſſerte Moreri in mehrern Auflagen, die letzte in 10 Folio-Bänden 1759. Allein man entfernte ſich von der Grundidee, alles was den Verſtand geſchichtlich bilden kann, in einem Wörterbuche zu vereinigen, weil man nur auf die Menge und den Reichthum des Stoffes, nicht auf das Wiſſenswürdige deſſelben ſah. Statt den Ueberfluß aufzuopfern, ſchied man nun von der Biographie die geographiſchen Artikel und die der Alterthümer, hierauf die genealogiſchen und kirchengeſchichtlichen Nachrichten; auch gab man das Folio-Format auf. So entſtand Ladvocat's bekanntes Dictionn. historique et bibliographique portatif. (1. Aufl. 1752) und ſpäter zu Lyon das Nouveau Dictionn. historique (9. Aufl. heftweiſe, Paris ſeit 1811) von Chaudon und Delandine. Aehnliche biographiſche Wörterbücher verfaßte man in England und Deutſchland; aber alle hatten das Eigenthümliche, daß ſie nur von einem Gelehrten zuſammengetragen wurden. Die Herausgeber der Biographie universelle gaben faſt zuerſt dieſes Verfahren auf, und vertheilten, nach dem Beiſpiel der Encyclopädiſten, die Abfaſſung der einzelnen Artikel nach den Fächern an verſchiedene Gelehrte. Wie die Biographie, ſo erhielten auch die übrigen Fächer des menſchlichen Wiſſens ihre Wörterbücher. Alle Kenntniſſe aber in Einem Wörterbuche zu vereinigen, was ſchon dem Mittelalter wünſchenswerth geſchienen hatte, (man erinnere ſich an des Biſchofs Salomon von Conſtanz Dictionarium universale im 9. Jahrh. und an des Dominicaners Vincenz von Beauvais Speculum historiale, naturale et doctrinale, im 13. Jahrh.) verſuchten wetteifernd Deutſche, Italiener, Franzoſen und Engländer im 17. und 18. Jahrhunderte. Indeß nahm man dabei (z. B. in Zedler's Univerſallexicon) mehr auf das Bedürfniß des Nachſchlagens und auf Vollſtändigkeit Rück-

ſicht, als auf zweckmäßige Einrichtung, welche die Ueberſicht des Wiſſens in ſeiner Verzweigung erleichtert hätte. In der Abfaſſung ſelbſt galt die Gelehrſamkeit alles, der Geſchmack wenig, und das Intereſſe des öffentlichen Lebens am Wiſſen noch weniger. Dieſe Mängel vermied das Werk der franzöſiſchen Encyclopädiſten; und es verdankte ſeinen Ruhm nicht allein der gehaltvollen Einleitung (von D'Alembert), welche eine ſcharfſinnige Zergliederung der Fächer aller menſchlichen Erkenntniß nach ihrem Urſprung und nach ihrer Verzweigung aufſtellte, ſondern auch der geiſtreichen, geſchmack- und lichtvollen Behandlung mehrerer in das Leben tief eindringenden wiſſenſchaftlichen Gegenſtände, mit kluger Berückſichtigung des Verhältniſſes des Einzelnen zum Ganzen, wie des Ganzen zu ſeinem Zwecke. Nach einem ähnlichen Plane angelegt, erſcheint ſeit 1818, in Leipzig bei Gleditſch, die Erſch-Gruber'ſche Allgemeine Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, mit Kupf. und Charten, in 4°; ein Werk, welches den Reichthum des gegenwärtigen Zeitalters an Erkenntniß und Kunſtleiſtung zu ſichten und zu ordnen, und in einem Geſammtmagazine der Gelehrſamkeit und Kunſt, für das Wiſſen und die Belehrung, aufzuſtellen ſich vorgenommen hat.

Ob der Herausgeber der „allgemeinen Realencyclopädie für die gebildeten Stände," eben ſo glücklich jene formalen Bedingungen bei Abfaſſung ſeines Werks zu erfüllen verſucht habe, mögen billige Beurtheiler nach Vergleichung dieſer fünften Ausgabe mit den früheren entſcheiden. Wir glauben wenigſtens in Anſehung des Zwecks ſeiner Unternehmung und der demſelben entſprechenden innern Einrichtung des Ganzen mit Recht behaupten zu können, daß ein Werk dieſer Art noch nicht vorhanden geweſen iſt. Indem nämlich der Herausgeber das Bedürfniß aller Geſitteten in der geiſtigen Welt des Europäers einheimiſch zu ſeyn, als den Charakter unſrer Zeit anerkannte, ſetzte er ſich vor, diejenige Erkenntniß, welche in das reichgeſtaltete Leben unſerer Zeit ſchon eingedrungen iſt, in einem Rundgemählde aufzuſtellen. Er nahm daher bei dem Entwurfe, wie bei der Ausführung, auf das gegenwärtige Verhältniß der Literatur zu dem geſelligen Leben Rückſicht. Beide ſchienen ihm bei immer größerer Ausbreitung nach Außen durch den lebhafteren Verkehr der Völker unter ſich, (mittelſt Lite-

ratur, Handel, Politik und Reiſen) und bei immer reiche- rer Entwickelung in ſich, durch die allgemeiner und klarer gewordene Theilnahme an den Intereſſen des Staats, der Kirche, der Wiſſenſchaft, der Kunſt und des bürgerlichen Lebens überhaupt, (mittelſt der Zeitſchriften und der Oeffentlichkeit des Urtheils), die Eigenſchaften der Vielſeitigkeit, des Reichthums und der Aufklärung mit dem Streben nach Einheit, Wahrheit, Schönheit und Freiheit zu verbinden. Beide ſchienen ihm als Grundſatz anzuerkennen, daß es kein geſelliges Leben gebe ohne geiſtige Bildung, und daß die einzigen Elemente aller Bildung das Gute, das Wahre und das Schöne ſeyen, in deren glücklichem Vereine die Seele des geſelligen Lebens ſich offenbare, die Humanität. In dieſem Sinne hat er denjenigen Fächern des Schriftenthums und der geiſtigen Cultur, die am meiſten auf das höhere geſellige Leben einwirken, oder einwirken ſollten, als der Lebensphiloſophie, dem Kunſtſchönen (Mythologie, Archäologie), der allgemeinen Rechts- und Staatenkunde, der Biographie merkwürdiger Männer, dem Schickſal der alten und vorzüglich dem der neuern Zeit, der Literatur des Genies und der Talente in allen Zeiten, ſowohl der menſchlichen Geſellſchaft, als der Gelehrten- und der Künſtler-Republik, am meiſten aber der Kunde der Gegenwart in ihren Beziehungen auf Staat, Kirche, Volksbildung, Zeitgeiſt und Forderungen des Zeitalters an das Leben überhaupt, den Hauptplatz in dieſem Wörterbuche eingeräumt, alles aber, was mehr in das Geſchäftsleben gehört, es ſey das der Schule oder das der bürgerlichen Welt, nur in gedrängten Nachweiſungen aufgenommen. In dieſem Sinne ſind auch die neueren Ausgaben bearbeitet worden, ſo daß Gegenſtände, welche aus der Oeffentlichkeit zurückgetreten waren, auch hier ihre Stelle nicht mehr fanden, andre dagegen, denen die neueſte Zeit Geſtalt, Farbe und Bedeutung verliehen hatte, an ihren Platz kamen, und der ganze geſchichtliche und literariſche Theil bis auf die neueſte Zeit (d. J. 1820) fortgeführt wurde. Im Allgemeinen macht alſo das, was den Einfluß des Verſtandes und der Einbildungskraft auf unſer Leben beurkundet, was den lebendigen Zuſammenhang des Gemüths mit der Außenwelt darthut, und was das Schickſal der Reiche und unſere Zeit geſtaltet, den Hauptcharakter dieſes Werks aus. Insbeſondere enthält es über lebende Fürſten, Staatsmänner, Krieger, Dichter und Gelehrte aller Völker mehr Nachrichten, als andre Nationen in ihrer

Literatur beſitzen. Dabei iſt möglichſt auf Gedrängtheit und Wortkürze bei Sachreichthum und zweckmäßiger Vollſtändigkeit geſehen worden. Möge einſt von ihm geſagt werden, daß, wie es treu und lebendig aus dem Schriftenthum und der Bildung unſerer Zeit entſprungen ſey, es eben ſo wahr und kräftig dem Unkundigen den Geiſt, den Gehalt und die Bedeutung ſeines Zeitalters und ſeiner Nation dargeſtellt habe. Dann wird auch von ihm gelten, was d'Alembert von ähnlichen Werken überhaupt geſagt hat: Man kann nicht läugnen, daß ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften die Verbreitung allgemeiner Einſichten in der Geſellſchaft zum Theil die Frucht ſolcher Wörterbücher ſey*).

In jedem Falle wird es als ein Denkmal von der hohen Stufe der Bildung, die unſer geſelliges Leben erreicht hat, auch von der Nachwelt nicht unbeachtet bleiben.

Dresden, 1. Oct. 1818.

F. Ch. A. Haſſe.

---

*) „On ne peut disconvenir que depuis le renouvellement des lettres, on ne doive en partie aux Dictionnaires les lumières générales qui se sont répandues dans la societé.“ Uebrigens vgl. man, was in dem 12. St. der Wiener Jahrbücher der Literatur, Art. XIII., über das Conv. Lex. und was über dieſen Art. in dem Literariſchen Anzeiger N. III, Jan. 1821, (zu dem Lit. Conv. Bl., dem Hermes, den Zeitgenoſſen und der Iſis gehörig) geſagt worden iſt, um die Individualität dieſer Realencyklopädie theils näher zu bezeichnen, theils gegen einige Rügen zu vertheidigen.

A.

A, ein einfacher Grundlaut und der erſte Buchſtabe des deutſchen Abc. A. bezeichnet in der Muſik die ſechste diatoniſche Klangſtufe der erſten oder tiefſten Octave unſers Tonſyſtems. a bezeichnet dieſelbe in der zweiten Octave. Weil dort das große A, hier das kleine a gebraucht wird, nennt man jene Octave auch die große, dieſe die kleine. $\bar{a}$, mit einem Querſtrich oben, bezeichnet die genannte Klangſtufe in der dritten, $\bar{\bar{a}}$, mit zwei Querſtrichen, in der vierten Octave. Jene hat, weil jeder Buchſtabe in ihr ſo bezeichnet wird, den Namen der eingeſtrichenen, dieſe der zweigeſtrichenen Octave. A dur iſt diejenige Tonart der neuern Muſik, in welcher die ſechste diatoniſche Stufe a zum Grundton der harten Tonart angenommen wird. Die Töne f, c, g müſſen dabei in fis, cis, gis verwandelt werden, um die natürliche Beſchaffenheit der harten Tonart beizubehalten. Nach Schubarts Charakteriſtik umfaßt ſie Erklärungen unſchuldiger Liebe, Zufriedenheit über ſeinen Zuſtand, Hoffnung des Wiederſehens beim Scheiden des Geliebten, jugendliche Heiterkeit und Gottesvertrauen. (Vgl. Ton und Tonart.) A. C. bedeutet gewöhnlich anno Christi, im Jahr Chriſti; A. c. — anno currente, im laufenden Jahr; A. p. anno praeterito, im vorigen Jahr.

Aachen, eine Stadt zwiſchen dem Rhein und der Maas, mit 2100 Häuſern und 26,000 Einw. Die Gegend um Aachen iſt höchſt angenehm. Die Stadt liegt in einem heitern Thale, umgeben von ſchönen Hügeln. Wie alt die Stadt ſei, beweiſ't, daß ſie bereits beim Plinius unter dem Namen Veterra erwähnt wird; auch war ſie zu Cäſars und Druſus Zeiten den Römern wohl bekannt, und Spuren römiſchen Daſeyns finden ſich in der Stadt und in der Gegend. Hier erhielt Kaiſer Carl der Große 742 ſein Daſeyn; hier ſtarb er auch, nachdem er Aachen zur 21. Stadt ſeines Reichs erhoben, 814. Welche Freiheiten er und mehrere Kaiſer dieſer Reichsſtadt gegeben, iſt faſt daraus abzunehmen, daß auch „die Luft frei machte in Aachen, ſogar die Reichsächter.“ Sie war Krönungsſtadt und verwahrte anſehnliche Reichskleinodien. Die Bürger waren im ganzen Reiche frei von Hand- und Kriegsdienſt, Pfändungen, Gefängniß, Zoll- und andern Abgaben, ſo ſonſt reiſende Kaufleute zu entrichten hatten ꝛc. Am 2. Mai 1668 ward hier Friede zwiſchen Frankreich und Spanien, am 18. October 1748 Friede zwiſchen Frankreich, England und den Niederlanden geſchloſſen. Den Markt ſchmückt die Bildſäule Carls des Großen aus Erz, umgeben von zwei großen ſchwarzen Adlern, die, ſo wie Carl, ihre Blicke hinrichten nach ſeiner ehemaligen Pfalz, von welcher jetzt der preußiſche Adler herabblickt. Bildſäule und Adler ſind auf dem Brunnen des Markts angebracht. An der Stelle, wo ehemals ein römiſches Caſtell geſtanden, bauten die fränkiſchen Könige eine Pfalz, die Geburtsſtätte des großen Carls. Nachdem dieſe 882 von den Normannen zerſtört, von Otto III. aber um 933 wieder hergeſtellt worden, machte man ſie im 14. Jahrhundert zum Rathhaus. Dies Gebäude enthält manches Sehenswerthe, wie

die hohen, gewölbten Säle, mit Überbleibſeln altdeutſcher Kunſt, den Krönungsſaal mit vielen Bildniſſen, das Bruſtbild Buonaparte's nebſt ſeiner erſten Gemahlin, gemahlt von David, einen Thurm, welcher römiſchen Urſprungs iſt ꝛc. Der Münſter entſtand durch Kaiſer Carl von 796—804, und ward mit großer Pracht ausgeſchmückt. Der Form nach rund, ward er von acht Pfeilern gehalten, in deren Bogen 32 Säulen mit korinthiſchen Knäufen emporſtrebten. Dieſe Säulen brachen die Franzoſen im Revolutionskriege aus und führten ſie nach Paris; von dort ſind ſie, wiewohl nicht alle, 1815 wieder zurückgebracht. Im Jahr 1353 baute man den hohen Chor daran, im edlen, kühnen Styl. Mitten in demſelben erhebt ſich das Grabmahl Carls des Großen, mit der einfachen Aufſchrift: Carolo magno. Oben darüber ſchwebt auf einer Kette eine coloſſale Krone von Silber und vergoldetem Kupfer, die Friedrich I. hierher geſchenkt; ſie iſt zugleich Leuchter für 48 Kerzen. In dem Hochmünſter ſteht auf fünf Marmorſtücken der weiße, marmorne Stuhl, auf welchem mehrere Kaiſer bei der Krönung ſaßen, und über welchen dann Goldplatten gelegt wurden. Vor der ſogenannten Wolfsthür des Münſters ſtanden ſonſt auf einem Geſimſe eine Wölfin und ein Kieferzapfen von Bronze. Auch ſie wurden nach Paris geführt, doch ſind ſie neuerdings zurückgekehrt und haben ihre alte Stelle wieder eingenommen. Die Franziskanerkirche zeichnet eine ebenfalls aus Paris zurückgekehrte herrliche Kreuzabnahme von Rubens aus. Die Einwohner ſind größtentheils Catholiken. Ein Theil der Einwohner, die ſogenannten Kappesbauern, leben vom Feld- und Gartenbau; andere treiben bürgerliche Nahrung, wobei der Zufluß der Badegäſte ſehr zu ſtatten kommt; die übrigen leben von Fabriken und Handel. Die vorzüglichſten Fabriken ſind die Tuch- und Caſimirfabriken von Kelleter, van Houtem, Braf ꝛc.; die Stecknadelfabrik von Migeon und Chervier, die Nähnadelfabriken von Raſtor, Stertz ꝛc. Die wichtigſten Wechſelgeſchäfte macht das Haus Schlöſſer. — Die hieſige Volksſprache iſt ein Gemiſch von allen benachbarten Sprachen, dem Plattdeutſchen, Flämiſchen, Holländiſchen, Walloniſchen, Franzöſiſchen ꝛc. und abſcheulich anzuhören. In der Stadt Aachen entſpringen eigentlich ſechs warme und eine kalte mineraliſche Quelle. Die vorzüglichſte derſelben iſt die Kaiſersquelle, welche auch von ihrem eingeſchloſſenen Dunſt den ſogenannten Bandſchwefel abſetzt. Der eigentliche Trinkbrunnen iſt hinter der neuen Redoute und wird, ſo lange Curgäſte da ſind, von 6—9 Uhr gepumpt; doch trinkt man jetzt meiſtens das Waſſer des Kaiſersbrunnens. Bei der Kaiſersquelle iſt das Kaiſersbad. Außer dieſem ſind noch bei den obern Quellen: das neue Bad, das Bad zur Königin von Ungarn, oder das kleine Bad; das Quirinusbad. Bei den untern Quellen ſind: das Herrenbad, das Roſenbad, das Armen- oder Komphausbad. In dieſen Bädern finden zugleich die Fremden bequeme Wohnungen. Die Badegemächer ſind trefflich, mit vier bis fünf Fuß tiefen Bädern, ganz maſſiv, nach altrömiſcher Art, an den meiſten Zimmer mit Betten und Kaminen. Auf dem Driesch iſt ein eiſenhaltiger Sauerbrunnen, der, wegen Ähnlichkeit mit dem Pouchonwaſſer in Spaa, der Spaabrunnen genannt wird. Das Aachner warme Mineralwaſſer iſt beſonders nützlich bei Verderbniß der Säfte, chroniſchen Hautausſchlägen, Podagra, Gliederkrankheiten, ſcorbutiſchen Geſchwüren, Säure in den erſten Wegen, Contracturen und andern Krankheiten von Queckſilber und Bleigiften, Verſtopfungen der Eingeweide u. ſ. w. Das Waſſer iſt hell, ſo lange es friſch iſt und ſeine natürliche Wärme hat. Wenn es kalt iſt und ſeinen ſchwefelhaften Geruch verloren hat, wird es milchicht und trübe; auch ſchlägt es dann einen blaſſen erdigen Bodenſatz nieder,

indeſſen auf der Oberfläche ein aſchfarbnes ſchmieriges Häutchen entſteht. Es hat den Geſchmack fauler Eier. — Nur ungefähr 500 Schritt von Aachen liegt der Flecken Burdſcheid, der mehrere warme Quellen enthält. Die obern Quellen kommen im Orte ſelbſt hervor, die untern hingegen im Thale unter freiem Himmel. Das Waſſer kann zum Waſchen und Färben der Tuche ſehr bequem verwendet werden. Die obern Quellen enthalten gar kein hepatiſches Gas und ſetzen keinen Schwefel ab; hiedurch unterſcheiden ſie ſich von den untern und den zu Aachen. Auch in Burdſcheid ſind Tuch-, Caſimir- und Nähnadelfabriken. Die in der hieſigen Gegend befindlichen Steinkohlenlager und Schwefelkieſe deuten auf die Urſache der vielen warmen Quellen zu Aachen und Burdſcheid hin. Über den Congreß zu Aachen im Jahr 1818 ſ. d. Art. Congreß.

Aachner Friede, ſ. Friedensſchlüſſe.

Äacus, ein Sohn Jupiters und der Nymphe Ägina, der Tochter des Flußgotts Aſopus. Er erhielt die Herrſchaft über die nach ſeiner Mutter benannte Inſel, und ward um ſeiner Gerechtigkeit willen ein Liebling der Götter. Auf ſeine Bitten bevölkerte der Vater die Inſel neu mit Menſchen, die aus Ameiſen entſtanden waren, und darum Myrmidonen (ſ. d. Art.) hießen, und Griechenland wurde von einer großen Dürre und Hungersnoth befreit. Mit ſeiner Gemahlin Endeïs zeugte Äacus den Peleus und Telamon. Beide aber wurden von ihrem Vater verbannt, weil ſie ihren Bruder Phokus, den jener mit der Nereide Pſamathe gezeugt, ermordet hatten. Dem Äacus wurde, nebſt dem Minos und Rhadamanthus, wegen gleicher Gerechtigkeitsliebe, das Richteramt über die Todten zugetheilt; ihm lag insbeſondere die Vollziehung der Belohnungen und Strafen ob. Er wird abgebildet auf einem Richterſtuhle ſitzend, mit Krone und Scepter geſchmückt; als beſonderes Kennzeichen führt er den ihm von Pluto anvertrauten Schlüſſel zur Unterwelt.

Aargau, vormals ein Theil der Cantone Bern und Zürich, gegenwärtig ein eigner Canton der Schweiz. (S. Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.)

Abbas, Abbaſſiden, ſ. Kalif, Kalifat.

Abbé, der Standestitel, den katholiſche Geiſtliche, die keinen Amtstitel haben, führen. Zur Zeit, als in Frankreich die Geiſtlichkeit noch in ihrer Glanzepoche lebte, gab es ſolcher amtloſen Geiſtlichen, oder Abbés, eine ungeheure Anzahl, und man kann ſagen, daß ſie eine eigene Claſſe von Staatsbürgern bildeten. Jugend, Bildung und Geſchäftsloſigkeit eigneten ſie beſonders, an den Putztiſchen der Damen zu figuriren und das Cicisbeat in Frankreich einzuführen. Sie trugen nicht wenig zur Ausbilduug jenes Geſellſchaftscharakters bei, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich ſo eigenthümlich war. Äußerlichkeit, Kleidung und Benehmen waren ſo ausgezeichnet und eigen, daß ſie ſelbſt von Andern nachgeahmt wurden, um ſich das Anſehn eines Abbés zu geben.

Abbilden heißt in der Mahlerei, Gegenſtände nach ihren, in die Augen fallenden Beſchaffenheiten der Form, der Farbe und des Ausdrucks, in einer bis zur völligen Ähnlichkeit treuen Nachahmung als Bild darzuſtellen. Hierzu gehört eigentlich nur ein mechaniſches Talent, daher eine Abbildung, als ſolche, kein Werk der ſchönen Kunſt genannt werden darf. Hier findet kein Schaffen, ſondern nur treues Wiedergeben des Vorhandenen Statt; aber da Nahahmung überhaupt die Baſis aller bildenden Kunſt iſt, ſo darf man die Abbildung insbeſondere

als die Baſis der Mahlerei betrachten, deren höhere Foderungen der geniale Künſtler erſt dann wird erfüllen können, wenn er durch ſie vorgebildet worden.

Abbreviatoren heißen die Secretäre in der päpſtlichen Kanzlei, welche auf die vom Papſt ſignirten oder mit Reſolution verſehenen Bittſchriften die Concepte der Breven entwerfen, dieſe Concepte dann vollſtändig auf Pergament ausſchreiben, einregiſtriren, collationiren und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria ausfertigen, wo das Datum dazugeſetzt wird. Die zwölf erſten Abbreviatoren haben Prälatenrang und Kleidung, 22 andere ſind vom niedern Klerus, die übrigen Laien. Das Amt eines Abbreviators vom erſten Range wurde im vorigen Jahrh. noch mit 2000 Scudi bezahlt. E.

Abbt (Thomas), ein ausgezeichneter philoſophiſcher Schriftſteller, war 1738 zu Ulm geboren, und entwickelte früh ſeinen Geſchmack für die Wiſſenſchaften. Im J. 1756 bezog er die Univerſität Halle, wo der berühmte Baumgarten ihn mit Auszeichnung aufnahm. Abbt legte ſich beſonders auf die Philoſophie und Mathematik, der Theologie entſagend, der er ſich anfänglich gewidmet hatte. Im J. 1760 ward er als außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie auf die Univerſität nach Frankfurt an der Oder berufen, und hier ſchrieb er mitten im Getümmel des Kriegs ſeine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland. Das Jahr darauf verlebte er ſechs Monate in Berlin, wo er mit den beiden Eulern, mit Mendelsſohn und Nicolai in Verbindung trat, und nahm den Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Rinteln an. Hier aber ward er dem akademiſchen Leben abgeneigt, und fing an, die Rechte zu ſtudiren, um einſt ein bürgerliches Amt bekleiden zu können. Im J. 1763 bereiſ'te er das ſüdliche Deutſchland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, kam zu Ende des Jahres nach Rinteln zurück, und gab bald nachher ſein Werk vom Verdienſt heraus, wodurch er ſeinen Ruhm am meiſten begründete. Man findet in demſelben erhabene Gedanken, feine Bemerkungen und eine treffliche practiſche Philoſophie. Dieſer Schrift verdankte Abbt im J. 1765 den Poſten eines Hof-, Regierungs- und Conſiſtorialraths zu Bückeburg bei dem regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe, der ihn mit einer beſondern Freundſchaft beehrte. Allein er genoß dieſer Auszeichnung nur kurze Zeit, denn ſchon 1766 ſtarb er in der Blüthe ſeiner Jahre. Der würdige Fürſt ließ ſeinen Freund in ſeiner eignen Capelle prachtvoll beerdigen, und ſetzte eine ſelbſt verfaßte rührende Inſchrift auf ſein Grab. — Abbts Schriften ſind reich an Scharfſinn, Einbildungskraft und Geiſt, und gewiß würde er einer unſerer vorzüglichſten Schriftſteller geworden ſeyn, wenn er die reifern Jahre des männlichen Alters erreicht hätte. Aber auch jetzt verdient er doch zu denen gerechnet zu werden, die am meiſten zur Veredlung der damals ſo tief herabgewürdigten deutſchen Sprache beitrugen. Sein Ausdruck zeichnet ſich durch Anmuth und kraftvolle Kürze auf das vortheilhafteſte aus. — Seine ſämmtlichen Werke ſind nach ſeinem Tode in ſechs Bänden von Nicolai herausgegeben worden.

Abdeichen heißt, wenn eine gewiſſe Commun, die zu Erhaltung gewiſſer Deiche (Dämme) verbindlich war, ſich mit Bewilligung der Obrigkeit aus dieſer Verbindlichkeit zieht, dagegen aber auch ihre fernere Waſſerſicherheit durch eigene Deiche zu erreichen ſucht.

Abdēra, eine Stadt auf der thraziſchen Küſte, als deren Erbauer Herkules genannt wird. Obwohl ſie ſich rühmte, das Vaterland des Demokritus und Protagoras zu ſein, ſo war ſie doch im Alterthum

übel berüchtigt, und galt für den Sitz der Albernheit und Abgeſchmacktheit; wie ſolches Wieland in ſeinen Abderiten ſehr ergötzlich ausgeführt hat.

Abdomen, in anatomiſcher Bedeutung, der Unterleib. **Abdominalmuskeln** ſind daher die Muskeln des Unterleibs oder die Bauchmuskeln.

Abdruck. Hierdurch wird ein in eine harte Maſſe gearbeitetes Werk der zeichnenden Kunſt auf eine weiche Maſſe übergetragen und ſo vervielfältigt. Solche Werke liefern die Graveurs oder Bildgraber, d. i. die Kupferſtecher, die Holz-, Stein- und Stempelſchneider. Die Werke der beiden erſtern werden als Flächen, die Werke der beiden letztern als Erhöhungen oder Vertiefungen gearbeitet, daher ſtellen ſich in der Übertragung die Werke dieſer im Relief dar, und es wird eine, ſelbſt der Erhöhung und Vertiefung empfängliche Maſſe dazu erfodert; um die Werke jener zu übertragen, muß in die Einſchnitte der harten Fläche eine Farbe gebracht werden, die ſich der aufgelegten weichen Maſſe durch den Druck mittheilt. Es giebt eine doppelte Art von Abdrücken: 1. auf Flächen, oder von Kupferſtichen und Holzſchnitten (Estampe). — Das Werkzeug dazu iſt die Kupferpreſſe. S. Kupferdruck. Die Güte der Abdrücke hängt zum Theil von der ſorgfältigen und geſchickten Behandlung des Druckers, zum Theil aber auch von der größern oder geringern Abnutzung des Platte ab. Die beſten Abdrücke finden ſich immer unter den erſten Hunderten. Als die vorzüglichſten ſtehen daher die avant la lettre, oder vor der Schrift, d. h. welche gemacht worden, ehe der Kupferſtich ſeine Unterſchrift erhalten, in höherem Werthe. Bevor nämlich der Kupferſtich ſeine Unterſchrift erhält, werden einige Exemplare davon abgezogen. Eine geſtochene Platte giebt mehr gute Abdrücke, als eine radirte, und dieſe mehr, als eine in Tuſchmanier. Auf eine ähnliche Art wie der Kupferabdruck wird der Abdruck von einem Holzſchnitte gemacht; doch bedarf dieſer einer weit geringern Vorbereitung zur Sorgfalt. 2. Abdrücke im Relief, von Münzen und hoch oder tief geſchnittenen Steinen (Empreinte). — Münzen und geſchnittene Steine haben einen hiſtoriſchen und artiſtiſchen Werth, und es iſt gar nicht gleichgültig, wie ſie vervielfältigt werden. Es kann uns die Nachahmung in Kupferſtich nicht genügen, weil dadurch der größte Theil des Kunſtgenuſſes verloren geht. Man macht daher Abdrücke, wo die ganze Form der Gemme oder Münze ſichtbar wird, und bedient ſich dazu des feinen Siegellacks, des Schwefels, Wachſes, Glaſes und anderer Materien. Abdrücke in glasartige Materien nennt man Paſten. (Vgl. auch Abguß.)

Abel, der zweite Sohn Adams, und ein Zwillingsbruder Cains. Dieſer war Ackersmann, Abel aber Hirt. Beide brachten ihre Gaben dem Herrn; Cain die Erſtlinge ſeiner Früchte, Abel die Erſtgeburt ſeiner Herde. Gott gab zu erkennen, daß Abels Opfer ihm angenehm ſei; Cains Opfer aber verwarf er. Dieſer, vom Neid ergriffen, ermordete ſeinen Bruder mitten auf dem Felde. So ward der erſte Mord auf Erden vollbracht. Mehrere Kirchenväter haben geglaubt, daß Abel unverheirathet geſtorben ſei, und dieſe Meinung hat zu einer Secte Anlaß gegeben, die unter Arcadius und Honorius in Afrika entſtand, ſich Abeliten oder Abeloniten nannte, und die Ehe verwarf. Die Kirche führt oft Abels Opfer als Muſter eines heiligen, reinen, gottgefälligen Opfers an, und Chriſtus ſelbſt nennt ihn den Gerechten.

Abelard (Peter), urſprünglich Abaillard, ein Geiſtlicher des Benedictinerordens, gleich merkwürdig durch ſeine Gelehrſamkeit, wie durch

ſeine unglückliche Liebe zu Heloiſen, war 1079 unweit Nantes in dem Flecken Palais, der ſeinem Vater Berenger gehörte, geboren. Seine Neigung führte ihn von ſeinem zarteſten Alter zu den Wiſſenſchaften; und um ſich ihnen ganz hingeben zu können, überließ er ſeinen Brüdern das Recht der Erſtgeburt und ſeine Güter. Mit Leichtigkeit ſtudirte er Dichtkunſt, Beredſamkeit, Philoſophie, Jurisprudenz und Theologie, die griechiſche hebräiſche und lateiniſche Sprache, und ward bald vertraut damit; aber vorzüglich befleißigte er ſich der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Obgleich Bretagne damals ausgezeichnete Gelehrte unter ſeinen Lehrern zählte, ſo hatte Abelard doch bald ihre Wiſſenſchaft erſchöpft. Er ging daher nach Paris, deſſen Univerſität Schüler aus allen Theilen Europa's herbeizog. Wilhelm von Champeaux war der rüſtigſte Dialektiker ſeiner Zeit. Abelard genoß ſeinen Unterricht und benutzte ihn ſo trefflich, daß er oft ſeinen Meiſter in den damals üblichen Wettſtreiten des Witzes und Scharfſinns in Verlegenheit ſetzte. Der anfänglichen Freundſchaft folgte Haß, den die übrigen Schüler Champeauxs theilten, und Abelard, der noch nicht 22 Jahre zählte, entzog ſich dem gegen ihn heranziehenden Ungewitter dadurch, daß er ſchnell Paris verließ und nach Melun ging, wohin ſein Ruf bald eine Menge von Jünglingen zog, welche die Schulen von Paris verließen, um ihn zu hören und zu bewundern. Da ihn aber auch hier der Neid verfolgte, ging er nach Corbeil, wo er auf gleiche Weiſe bewundert und verfolgt wurde. Den Vorſtellungen der Ärzte nachgebend, unterbrach er ſeine Arbeiten, um in ſeiner Heimath ſeine zerrüttete Geſundheit wieder herzuſtellen. Neu geſtärkt kehrte er nach zwei Jahren nach Paris zurück, verſöhnte ſich mit ſeinem vormaligen Lehrer und eröffnete eine Schule der Rhetorik, deren Glanz alle übrigen bald ohne Zuhörer ließ. Er lehrte nach und nach Rhetorik, Philoſophie und Theologie, und zog die ausgezeichnetſten Schüler; in der Zahl derſelben befanden ſich der nachmalige Papſt Cöleſtin II., Petrus Lombardus, Biſchof von Paris, Berenger, Biſchof von Poitiers und der heilige Bernhard ſelbſt. — Um dieſelbe Zeit lebte zu Paris eine junge Dame, Namens Louiſe oder Heloiſe, die Nichte Fulberts, Canonicus in Paris, damals 17 Jahr alt. Wenige Frauen übertrafen ſie an Schönheit, keine glich ihr an Geiſt und Kenntniſſen aller Art. Abelard, obgleich ſchon 39 Jahr alt, entbrannte für Heloiſen von ſo heftiger Liebe, daß er Pflichten, Unterricht und ſelbſt den ſo heiß erſehnten Ruhm für ſie vergaß. Heloiſe war für ſeine Neigung nicht minder empfänglich. Unter dem Vorwand, ihre Bildung zu vollenden, erhielt Abelard von Fulbert die Erlaubniß, ſie oft zu beſuchen; um ſie noch öfter zu ſehen, nahm er bei Fulbert Wohnung und Tiſch. So lebten beide Liebende mehrere Monate höchſt glücklich, mehr mit ihrer Liebe als ihren Studien beſchäftigt. Aber dieſer heimliche Umgang ward ruchtbar; die Verſe, in denen Abelard ſeine Liebe ſang, liefen in Paris um, und kamen endlich auch zu Fulbert. Er trennte die beiden Liebenden; aber es war zu ſpät. Heloiſe trug unter ihrem Herzen die Frucht ihrer Schwäche. Abelard entführte ſie, und brachte ſie nach Bretagne, wo ſie von einem Sohne entbunden ward, der aber bald ſtarb. Jetzt dachte er darauf, ſich heimlich mit ihr zu vermählen; Fulbert war genöthigt, einzuwilligen, und Heloiſe, die lieber ſeine Geliebte, als ſeine Gattin ſein wollte, fügte ſich endlich auch. Die Ehe ward vollzogen, aber um ſie vor dem Publicum zu verheimlichen, blieb Heloiſe bei ihrem Oheim, und Abelard in ſeiner vorigen Wohnung, wo er ſeine Vorleſungen fortſetzte; ſie ſahen ſich ſelten. Fulbert indeß glaubte, daß dies Geheimniß nur der Ehre ſeiner Nichte

nachtheilig ſei, und machte es bekannt; Heloiſe dagegen, welche Abelards Ruhm höher ſchätzte als ihre Ehre, läugnete die Ehe durch einen Eid. Fulbert äußerte ſeinen Zorn darüber durch Mißhandlungen, denen Abelard ſie dadurch entzog, daß er ſie zum zweitenmale entführte und nach Argenteuil in ein Kloſter brachte. Fulbert glaubte, er wolle ſie zwingen, den Schleier zu nehmen, und beſchloß eine ſchreckliche Rache. Er ließ eine ſchmähliche Verſtümmelung an ihn vollziehen, deren unheilbare Wirkung den Reſt von Abelards Tagen vergiften mußte. Dieſer trat als Mönch in die Abtei von St. Denis; Heloiſe aber nahm den Schleier zu Argenteuil. Nachdem die Zeit ſeinen Kummer einigermaßen gelindert hatte, ſetzte er ſeine Vorleſungen wieder fort, zog ſich aber dadurch neue Verfolgungen zu. Seine Feinde klagten ihn vor dem Concilium zu Soiſſons 1122 wegen einer Schrift über die Dreieinigkeit an, und brachten es dahin, daß ſie für ketzeriſch erklärt und Abelard verurtheilt wurde, ſie ſelbſt zu verbrennen. Fortgeſetzte Anfeindungen nöthigten ihn endlich, die Abtei von St. Denis zu verlaſſen, und ſich in die Gegend von Nogent ſur Seine zurückzuziehen, wo er ein Oratorium erbauen ließ, das er dem heiligen Geiſt weihte und Paraklet nannte. Zum Abt von St. Gildas de Ruys ernannt, lud er Heloiſen und ihre Religioſen ein, ſeine Capelle Paraklet zu bewohnen, und empfing ſie dort. Nach einer elfjährigen Trennung ſahen ſich beide Liebende hier zum erſtenmale wieder. Abelard lebte hierauf zu St. Gildes, das ihm einen traurigen Aufenthalt gewährte, vergebens mit Verbeſſerungen bemüht, und ſtets im Kampfe mit ſeiner Liebe für Heloiſen und mit dem Haſſe der Mönche, die ſelbſt ſein Leben bedrohten. Der heilige Bernhard, der ſich lange geweigert hatte, gegen einen Mann aufzutreten, den er verehrte, gab endlich den wiederholten Vorſtellungen ſeiner Freunde nach, zog Abelards Lehre vor die Kirchenverſammlung von Sens 1140, ließ ſie vom Papſt verdammen und bewirkte ſogar einen Befehl, ihn einzukerkern. Abelard appellirte dagegen an den Papſt, vertheidigte ſich öffentlich und machte ſich nach Rom auf. Bei ſeiner Durchreiſe durch Cluny beſuchte er Peter den Ehrwürdigen, der daſelbſt Abt war. Dieſer eben ſo leutſelige als aufgeklärte Gottesgelehrte verſöhnte ihn mit ſeinen Feinden; Abelard aber beſchloß, ſeine Tage in der Zurückgezogenheit zu enden. Die ſtrengen Entſagungen, die er ſich auflegte, verbunden mit dem Kummer, der nie aus ſeinem Herzen wich, verzehrten nach und nach die Kräfte ſeines Körpers; und er ſtarb als Muſter klöſterlicher Disciplin im J. 1142 in der Abtei St. Marcel unweit Chalons ſur Saone, 63 Jahr alt. Heloiſe erbat ſich den Leichnam, und ließ ihn zu Paraklet begraben, um dereinſt an ſeiner Seite zu ruhen; im J. 1808 aber wurde die Aſche Beider in das Muſeum der franzöſiſchen Denkmähler nach Paris und im Nov. 1817 auf den Kirchhof Monamy gebracht, und in einer beſondern Capelle beigeſetzt. Gewiß gehört Abelard zu den ausgezeichnetſten Männern ſeines Jahrhunderts; er war Grammatiker, Redner, Dialektiker, Dichter, Muſiker, Philoſoph, Theolog, Mathematiker; aber er hat nichts hinterlaſſen, was den Ruf rechtfertigte, der ihm unter ſeinen Zeitgenoſſen zu Theil ward. Er glänzte in der Disputirkunſt. Seine Lehren waren nicht immer untadelhaft, und ſein Betragen oft anſtößig und ärgerlich. Den größten Theil ſeines Ruhms verdankt er Schwachheiten, die ihn vor der Moral und Religion verdammen. Seine Liebe und das für ihn daraus entſprungene Unglück werden ſeinen Namen ſtets der Vergeſſenheit entreißen, und haben für uns in den Helden eines Romans den Mann verwandelt, den ſein Jahrhundert als einen tiefen Gottes,

gelehrten bewunderte. Seine und Heloiſens Briefe ſind im Original und in vielen Überſetzungen erſchienen.

Abellagium nennt man das Eigenthumsrecht, das der Lehnsherr in Bezug auf die in einem Walde ſeines Lehnsträgers wildhauſenden Bienenſchwärme beſitzt.

Abend (Weſten), die Himmelsgegend, in welcher die Geſtirne untergehen, auch die Zeit des Sonnenuntergangs. Die bildende Kunſt ſtellt den Abend bald unter dem Bilde der Diana auf ihrem Wagen vor, wie ſie eben zur Jagd geht, weil der Abend für die Jäger die günſtigſte Zeit iſt, bald als geflügelten Genius, der einen Stern auf dem Haupte trägt und ſeine Fackel gegen die Erde ſenkt.

Abendpunkt, der Durchſchnittspunkt des Äquators und Horizonts an der Abendſeite des Himmels. An den beiden Tagen der Nachtgleichen geht die Sonne im Abendpunkt unter.

Abendmahl iſt der heilige Gebrauch der Chriſten, durch welchen ſie das Andenken an den Tod des Stifters ihrer Religion erneuern, und zugleich ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens vor der Gemeinde ablegen. Jeſus Chriſtus ſetzte dieſen heiligen Gebrauch bei dem letzten Mahle, das er mit ſeinen Jüngern hielt, ſelbſt ein; das Brot, welches er nach orientaliſcher Sitte brach, war ein paſſendes Sinnbild ſeines Leibes, der bald zerbrochen werden ſollte, und der rothe Wein (denn wahrſcheinlich brauchte Chriſtus dieſe Art Wein, welche in Paläſtina die gewöhnlichſte iſt) war ein bezeichnendes Symbol ſeines Blutes. In allen Gemeinden, welche die Apoſtel ſtifteten, ward dieſer Gebrauch eingeführt. Im erſten und zweiten Jahrhunderte beging man dieſen Ritus allemal nach den ſogenannten Liebesmahlen (ſ. d. Art.). Als ſeit dem dritten Jahrhunderte die Gemeinden zahlreicher wurden, hörten die Liebesmahle auf, und nun ward das Abendmahl in den Kirchen bei jeder gottesdienſtlichen Feier ſo gehalten, daß alle Anweſende daran Theil nahmen; die Katechumenen indeß, d. h. die Chriſten, welche noch nicht getauft waren, und die Nichtchriſten, welche bei dem Gebete, dem Geſange oder der Predigt zugegen ſein durften, mußten ſich, wenn die Abendmahlsfeier ihren Anfang nahm, aus der Kirche entfernen, weil das Abendmahl als eine geheimnißvolle Handlung, welche den Blicken der Ungeweihten zu entziehen ſei, betrachtet ward. Bald fing man an, dem heiligen Mahle eine übernatürliche Kraft zuzuſchreiben, das conſecrirte Brot und den conſecrirten Wein für mehr als Brot und Wein zu halten, und zu behaupten, daß mit dem Brote und dem Weine der Leib und das Blut unſers Erlöſers ſich vereinige. Aus dieſer Vorſtellungsart entſprang endlich die Brotverwandlungs- oder Transſubſtantiationslehre, welche Paſchaſius Radbertus im neunten Jahrhunderte auf die Bahn brachte. Nach dieſem Dogma nimmt man an, das Brot und der Wein werde durch die Conſecration in den Leib und in das Blut Jeſu Chriſti verwandelt, es bleibe nach der Weihung blos die Geſtalt und die Figur des Brotes und des Weines übrig, ſeine Subſtanz aber, ſein Weſen ſei ein anderes, ſei die Subſtanz und das Weſen des Leibes Jeſu Chriſti geworden. Obgleich dieſes Dogma anfänglich einen Widerſpruch fand (ſ. d. Art. Berengar), ſo ward es doch bald allgemein angenommen, und im J. 1215 von dem Papſte Innocentius III. auf der vierten lateraniſchen Synode feierlich beſtätigt. Aus dieſem Dogma entſprang theils die Anbetung der Hoſtie, indem man nun in ihr den gegenwärtigen Gott zu erblicken glaubte, theils die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu verſagen, indem man ſchloß, daß da, wo der Leib Chriſti ſei, auch ſein Blut ſei (man

nannte dieſe Vereinigung Concomitanz) und daher der Genuß des Weines nicht nothwendig zur Abendmahlsfeier gehöre. Auch wollte man jede Gelegenheit, wo das Blut Jeſu Chriſti unvorſichtig vergoſſen und dadurch entweiht werden könnte, vermieden wiſſen, und da es überdies eine Auszeichnung des geiſtlichen Standes zu ſein ſchien, wenn er allein das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt genöſſe, ſo ward die Gewohnheit, den Laien den Kelch zu entziehen, um ſo ſchneller verbreitet. Früher noch, als die Brotverwandlungslehre aufgekommen war, hatte man angefangen, das Abendmahl als ein Opfer zu betrachten. Daraus entſprang die Privatmeſſe, d. h. die heilige Handlung, in welcher der Prieſter Gott den Leib Jeſu Chriſti als ein unblutiges Opfer darbringt. Nachdem die Meinung von dem Fegefeuer entſtanden war, brachte man dieſe Meinung mit der erwähnten Vorſtellungsart von dem Abendmahle als ein Opfer in Verbindung, und nun wurden hauptſächlich in der Abſicht Meſſen gehalten, um die Seelen der Verſtorbenen aus der Qual des Fegefeuers zu erlöſen. Schon im ſiebenten Jahrhunderte wurden Privatmeſſen hie und da gehalten; ſeit dem neunten Jahrhunderte waren ſie überall im Gebrauche. So war denn allerdings das Abendmahl in dem Lauf der Zeiten etwas ganz Anderes geworden, als es nach der Abſicht ſeines ehrwürdigen Stifters ſein ſollte. Das hatten ſchon vor der Reformation einige mit der herrſchenden Kirche unzufriedene Parteien bemerkt, namentlich die Huſſiten im funfzehnten Jahrhunderte, denen auch die Basler Synode den Gebrauch des Kelches bewilligen mußte. Die Reformatoren erneuerten die Klage, daß die Kirche in der Art und Weiſe, wie ſie das Abendmahl feiere, von dem Zwecke Jeſu Chriſti und von dem Vorbilde der apoſtoliſchen Zeiten ſich entfernt habe, und beide, die ſächſiſchen und die ſchweizeriſchen, Kirchenverbeſſerer ſtimmten darin überein, daß ſie die Brotverwandlungslehre und die Meſſe verwarfen und behaupteten, das Abendmahl müſſe vor der verſammelten Gemeinde gefeiert, und unter beiderlei Geſtalt genoſſen werden. In der Erklärung der Einſetzungsworte wichen Luther und Zwingli von einander ab, und die Verſchiedenheit ihrer Meinungen über dieſen Gegenſtand iſt der hauptſächlichſte Punct der unglücklichen Trennung der Lutheriſchen und der reformirten Kirche geworden. Luther nahm die Worte: das iſt mein Leib, für eigentlich und lehrte, auf eine geheimnißvolle Weiſe verbinde ſich der Leib und das Blut Jeſu Chriſti mit dem Brote und dem Weine, ſo daß der Communicant in, mit und unter dem Brote und dem Weine den wahren Leib und das wahre Blut des Erlöſers empfange. Zwingli hingegen verſtand die Einſetzungsworte uneigentlich, nahm an, Jeſus Chriſtus habe ſagen wollen, das Brot und der Wein bedeutet meinen Leib und mein Blut, und erklärte demnach das Brot und den Wein für bloße Zeichen des Leibes und des Blutes Chriſti. Über dieſen Gegenſtand ward ſowohl zwiſchen Luther und Zwingli ſelbſt, als auch ſpäter zwiſchen den Lutheriſchen und den reformirten Theologen viel und heftig geſtritten. Die Vorſtellungsart, welche Calvin, der zweite Stifter der reformirten Kirche, auf die Bahn brachte, nach welcher eine geiſtliche Gegenwart des Leibes und Blutes Jeſu Chriſti im Abendmahle angenommen wird, kam zwar dem Lutheriſchen Dogma näher, als Zwingli's Theorie, blieb aber doch weſentlich von ihm verſchieden, und fand daher ebenfalls bei den ſtrengen Anhängern Luthers lebhaften Widerſpruch. Melanchthon war der Calviniſchen Vorſtellungsart geneigt, und eben ſo dachten viele andere Lutheriſche Theologen, welche von der Gegenpartei Philippiſten und Crypto-Calviniſten (geheime Anhänger der Calviniſchen

Lehre) genannt wurden. Die Concordienformel unterdrückte die Crypto-Calviniſten in dem größten Theile der Lutheriſchen Kirche und verſchaffte der echt Lutheriſchen Vorſtellungsart den Sieg. In den neueren Zeiten ſind die meiſten Lutheriſchen Theologen von dieſer Vorſtellungsart abgekommen, und haben ſich zu der Calviniſchen Abendmahlslehre hingeneigt. Die katholiſche Kirche behauptete fortwährend im Gegenſatze gegen die Lutheriſche und reformirte die Brotverwandlungslehre und gab weder die Meſſe, noch die communionem sub una (die Abendmahlsfeier unter einerlei Geſtalt) im Gegenſatz der Communio sub utraque oder unter beiderlei Geſtalt auf. Die griechiſche Kirche hat die Brotverwandlungslehre der lateiniſchen nicht in ihrem ganzen Umfange angenommen. Doch nähert ſich die Vorſtellungsart mehr dieſem Dogma, als der Lehre der reformirten Kirche. Die morgenländiſchen Chriſten unterſcheiden ſich übrigens dadurch in der Abendmahlsfeier von den abendländiſchen, daß ſie geſäuertes, nicht, wie dieſe, ungeſäuertes Brot brauchen und auch den Kindern das heilige Mahl reichen. N.

Abendmahlsgerichte, ſ. Ordalien.

Abensberg, Landgericht und Stadt im Regenkreiſe des Königreichs Baiern, unweit Regensburg an der Abens, hat 230 Häuſer und 1080 Einw. Sie iſt der Geburtsort des berühmten baierſchen Geſchichtſchreibers Johann Thurnmaier, der unter dem von ſeiner Vaterſtadt angenommenen Namen Aventinus bekannter iſt, von 1466 bis 1534 lebte, und 7 Bücher baierſcher Annalen hinterlaſſen hat. In den neuern Zeiten iſt dieſer Ort durch Napoleons Sieg über ein öſterreichiſches Heer am 20. April 1809 bekannt geworden. Nachdem die Öſterreicher durch den Übergang über den Inn (9. April) und die Beſetzung Baierns den Feldzug eröffnet hatten, eilte Napoleon nach Deutſchland, wo ſich nur drei franz. Armeecorps den Öſterreichern entgegenſtellen konnten. Als am 19. April das kleine Gefecht bei Pfaffenhofen, und das wichtigere bei Tann zum Vortheil der Franzoſen ausgefallen war, beſchloß Napoleon, die öſterreichiſchen Armeecorps unter dem Erzh. Ludwig und General Hiller, welche den Flügel der öſterreichiſchen Armee bildeten, anzugreifen. Dieſer Angriff erfolgte am 20. April bei Abensberg, wo Napoleon ſein Hauptquartier hatte. Die öſterreichiſche Armee war 60,000 M. ſtark; Napoleon hatte die franz. Diviſionen der Generale Morand und Gudin unter Lannes, die Baiern unter ihrem Kronprinzen, Lefebvre, Deroy und Wrede, und die Würtemberger unter Vandamme und Neubronn ihnen entgegenzuſtellen. Mit dieſen deutſchen Truppen, die er durch Anreden begeiſterte, machte er den Hauptangriff gegen die Öſterreicher, welche von Vandamme auf ihrer rechten Flanke überflügelt, von Lannes auf der linken geſchlagen, und dadurch von dem Hauptheere unter dem Erzh. Carl getrennt wurden. Mit einem Verluſte von 12 Kanonen und 13,000 M. Gefangener zogen ſie ſich nach Landshut zurück. Dieſe Schlacht wurde hauptſächlich durch ihre Folgen, die Einnahme von Landshut (21. April), die Schlacht bei Eckmühl (d. 22., ſ. d. Art. Eckmühl) und die Einnahme von Regensburg (d. 23.) wichtig.

Abenteuerlich. Man hat das Abenteuerliche vielfältig erklärt: als unnatürliche Größe, als das falſche Wunderbare, dem es ſelbſt an poetiſcher Wahrſcheinlichkeit fehlt, als das ſeltſam Thörichte, als das Fürchterliche voll unerwarteter Auftritte, als das auf ein Gerathewohl Unternommene. — Fragen wir, wie ſich der Begriff des Abenteuerlichen unter uns gebildet habe, ſo werden wir auf die alten Ritterbücher hingeführt, in denen Wort und Sache zuerſt erſcheint. In dieſen ſehen wir jene brennende, leidenſchaftliche Tapferkeit, welche nach Schlachten

wie nach Vergnügen dürſtet, und welcher das barbariſche Recht des Schwertes das erſte Recht der Natur iſt. Gluth in Liebe und Haß, Stolz auf Kraft, Drang nach Thaten bezeichnen ſtets den Barbaren in der Jugend ſeines Nationallebens, wo ſein Leiden und Genießen Affect, ſein Begehren und Verabſcheuen Leidenſchaft iſt. Thaten, aus einem noch wenig ausgebildeten Heldengeiſte vollführt, wechſelsweiſes Erſtaunen, Bewundern, Schrecken, Grauſen, ſtets aber das Gefühl von Kraft erregend, ſind es, die uns als Abenteuer hier begegnen. Es fragt ſich jetzt nur, was die Erzählung von Abenteuern dieſer Art abenteuerlich macht. Nach der zwiefachen Gattung ſolcher Erzählungen müſſen wir hier auch ein zwiefaches Abenteuerliches unterſcheiden: die eine Gattung erzählt wahre Begebenheiten, romantiſch ausgeſchmückt; die andere fabelhafte Dichtungen voll ungeheurer Begebenheiten, die oft das Gebiet des Wahrſcheinlichen und ſelbſt des Möglichen überſteigen. Dieſe Übertreibungen gingen bald auch in die romantiſchen Erzählungen wahrer Begebenheiten über, und es waren gewöhnlich in den Ritterbüchern keine andern Abenteuer, als von übertriebener Größe zu ſuchen, und, von dem urſprünglichen Begriff abgehend, bei dem Abenteuerlichen nur an dieſe zufällige Übertreibung zu denken. Aber bald auch hier ſich beengt fühlend, gingen die Dichter dieſer Art in die Welt des Wunderbaren über. Man ließ, um durch Wunder Bewunderung und Erſtaunen zu erregen, ſeine Helden Abenteuer beſtehen, welche zu glauben Verzichtleiſtung auf den geſunden Verſtand erfodert wird. Aber eine Eigenthümlichkeit jener Ritterbücher, wie der Ritterzeit, war die Galanterie, und dieſe brachte, verbunden mit dem Fehdegeiſte, beſonders zur Zeit der irrenden Ritter, auffallend eigene Erſcheinungen hervor. Pflicht foderte zum Schutz des weiblichen Geſchlechts auf, und Liebe war der Preis der Tapferkeit. Liebesabenteuer kann man daher mit Recht die Thaten nennen, zu denen der Ritter für die Dame ſeiner Gedanken auszieht, und ſeinem ſchwärmeriſchen Heldenmuth, der alles zu wagen bereit iſt, kann es an ſonderbaren Ereigniſſen, ſeltſamen Verwicklungen, kühnen Wagſtücken nicht fehlen. Durch alles dies zeigt ſich uns das Abenteuerliche wieder in neuer Geſtalt als glücksritterliches Wagen, beſonders in Beziehung auf Liebe. So ließe ſich aus den Ritterbüchern ein vierfaches Abenteuerliches ableiten, das wir, um es auf ein einziges zurückzuführen, als das fehlerhafte Romantiſche, wie es ſich in den alten Ritterbüchern findet, erklären würden. Bei der Nachfrage, worin dies beſteh?, finden wir folgende Momente: 1. Schwärmerei für Heroismus, der ſich aus Luſt in Gefahr ſtürzt; 2. überſpannte Größe, die das Unmögliche möglich machen will; daher 3. Mangel an Überlegung, und mithin Unangemeſſenheit der Mittel zum Zwecke; 4. Streben nach dem Hohen, ohne zureichende Kraft, und mithin völlige Ungewißheit über den Erfolg. — Alles dies aber läuft hinaus auf ein Abweichen von den ewigen Geſetzen, von der Vernunft, der Wahrheit, Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit, und muß alſo in den Kreis des ungereimt Seltſamen fallen. — Soll ſich das Abenteuerliche zum Stoff der ſchönen Künſte, namentlich der Poeſie eignen, ſo muß es frei und mit Bewußtſeyn als abenteuerlich behandelt werden, wie von Cervantes, Arioſt, Wieland, Sterne geſchehen. Alsdann erweckt es in uns das angenehme Gefühl des Komiſchen oder jenes eigene Vergnügen, welches das Romantiſche gewährt. Fehlerhaft aber iſt das Abenteuerliche, wenn es für groß und erhaben gelten ſoll, ſei es im Stoff, in der Compoſition, oder im Ausdruck.

Aberglaube iſt, der Etymologie nach, jeder falſche Glaube; denn das Wort ſcheint aus Glaube und dem altdeutſchen After, wel-

ches ſo viel als Falſch bedeutet, zuſammengeſetzt zu ſein. Der Sprachgebrauch aber hat dieſem Worte eine engere Bedeutung gegeben und man verſteht darunter namentlich die Fehler derer, welche bei dem Urtheile über die Urſachen, von denen das Schickſal der Menſchen abhängen ſoll, ihre Vernunft ungeprüften Erſcheinungen und Thatſachen blindlings unterwerfen. Die äußern Urſachen, von denen das Schickſal der Menſchen abhängt, ſind Gott und die Natur, und daher giebt es theils einen religiöſen, theils einen phyſiſchen Aberglauben. Bald äußert der Aberglaube ſich dadurch, daß er natürliche Wirkungen, deren Urſachen nicht augenblicklich, wenigſtens nicht von ihm, ſich entdecken laſſen, von unbekannten übernatürlichen Kräften herleitet und z. B. eine ſeltene, mit auffallenden Äußerungen verbundene Krankheit dem Einfluſſe eines böſen Geiſtes zuſchreibt, bald dadurch, daß er Erſcheinungen, welche zufälliger Weiſe auf einander gefolgt ſind, als verknüpft durch unſichtbaren Zuſammenhang betrachtet und z. B. annimmt, ein Comet ſei ein Unglücksbote, weil es ſich zuweilen zugetragen hat, daß bald nach der Erſcheinung von Cometen unglückliche Zeiten eingetreten ſind. Es iſt unmöglich, alle verſchiedene Gattungen des Aberglaubens, welche bei den verſchiedenen Völkern gefunden werden, zu überſehen und die traurigen Wirkungen zu berechnen, welche er auf menſchliche Tugend und Wohlfahrt gehabt hat. D.

Aberli (Joh. Lud.), ein durch ſeine Schweizerproſpecte ſehr berühmter Zeichner, geboren 1723 zu Winterthur. Seines Lehrers **Meyer** (eines ſehr mittelmäßigen Mahlers) Manier verlaſſend (ungeachtet er drei Jahre bei ihm blieb), kam er nach Bern, erhielt hier von **Joh. Grimm** ſehr guten Unterricht und mahlte zuerſt Bildniſſe. Allein ſeine Neigung für Landſchaftsmahlerei gewann die Oberhand; er ging 1759 mit ſeinem Schüler **Zingg** nach Paris, und kehrte, geſchätzt und bewundert, nach Bern zurück, wo er 1786 ſtarb. Seine colorirten Zeichnungen haben ihm einen bedeutenden Namen erworben, und es iſt bekannt, welche Menge Nachahmer er hierin gefunden, von denen aber keiner ihn erreicht, oder gar ihn übertroffen hat, etwa **Rietter** und **Biedermann** ausgenommen, von welchen der erſtere bis 1777 ſein getreuer Gehülfe blieb.

Aberwitz bedeutet, ſeiner Etymologie nach, je nachdem man es von Afterwitz, Überwitz oder Ohnewitz ableiten mag, entweder ein falſches, oder übertriebenes, oder mangelhaftes Wiſſen. Auch wird das Wort in allen dieſen Bedeutungen gebraucht, die Hauptbedeutung aber iſt aus allen dreien zuſammengeſetzt: ein falſches, aber eingebildet höheres Wiſſen, bei Mangel an Beurtheilungskraft. Nimmt man Witz im gewöhnlichen Sinn, ſo bedeutet Aberwitz jene zum Unwitz, ja zum Unſinn übertriebene Abart deſſelben. Gernwitzige Dichter, die überall Pointen nachjagen, die nach dem Frappanten haſchen, fallen nur zu oft in dieſen Fehler. Sie machen Combinationen, die ein geſunder Verſtand durchaus mißbilligen muß. Daſſelbe iſt auch beim Wahnwitz der Fall, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſer von eingebildeter Ähnlichkeit verglichener Gegenſtände verführt wird, während jener auf eine ungereimte Weiſe Ähnlichkeiten mit Bewußtſeyn macht; daß alſo dort das Falſche in der irrigen Vorſtellung von dem Gegenſtande, hier in dem Witze ſelbſt liegt.

Abformen, ſ. **Abguß**.

Abgaben, Auflagen, Steuern, heißen die ſämmtlichen Leiſtungen, welche die Regierung zur Beſtreitung des Staatsaufwandes aus dem Vermögen der Staatsbürger erheben läßt. Sterben und Abgaben entrichten, ſagt **Franklin** mit Recht, muß man überall. —

Jede Geſellſchaft, alſo auch die Staatsgeſellſchaft, hat zu ihrer Fortdauer einen Koſtenaufwand nöthig, der von den Mitgliedern derſelben gemeinſchaftlich beſtritten werden muß. Die öffentlichen Abgaben ſind keineswegs Tribut, den die Unterthanen ihrem Beherrſcher zu entrichten haben, ſondern vielmehr billige Beiträge zu dem gemeinſchaftlichen Aufwande der großen Geſellſchaft, deren Mitglieder ſie ſind. Dieſer Aufwand iſt für alle Claſſen von Staatsbürgern nützlich und heilſam, daher ſind auch alle einzelne verbunden, zur Beſtreitung deſſelben nach Maßgabe ihrer Kräfte beizutragen. Die Maſſe dieſer Beiträge iſt ein Theil des Nationaleinkommens, welchen das Geſetz zur Beſtreitung des gemeinſchaftlichen Auskommens beſtimmt; Begünſtigung der Fortſchritte des Nationalreichthums iſt daher immer als das ſicherſte Mittel zu betrachten, das Staatseinkommen zu vermehren. Die Quelle aller Abgaben, die dem Staate entrichtet werden, unter welcherlei Namen und Form ſie immer vorkommen mögen, iſt einzig und allein das *Vermögen der Nation*. Dies Vermögen aber hat zwei Beſtandtheile: es iſt theils *Capital*, geſammelter Vorrath von Gütern, der das gegenwärtige, höchſtens nächſte, Bedürfniß der Staatsbürger überſteigt (ſ. *Capital*); theils *Einkommen*, Güter, die erſt jetzt hervorgebracht worden und in den Beſitz der Nation gekommen ſind (ſ. *Einkommen*). Abgaben dürfen das Capital nicht angreifen, ſonſt ſtören ſie die Production (ſ. d. Art.), die nur in höchſt ſeltenen Fällen ohne Anwendung von Capitalen denkbar iſt, vermindern eben dadurch das Geſammterzeugniß des Volks und ſchwächen die Quelle ſelbſt, aus denen allein dem Staate Abgaben zufließen können. Es bleibt demnach das *Einkommen der Nation* als der einzige Theil ihres Vermögens übrig, welcher dem Nationalwohlſtande unbeſchadet Abgaben zu tragen im Stande iſt. Alles Einkommen aber iſt theils *rohes*, theils *reines* Einkommen; jenes begreift die *ganze Maſſe* von Gütern in ſich, welche die Nation wirklich einnimmt, ohne daß dieſelbe zuvor in ihrem Beſitze war; dieſes hingegen umfaßt nur denjenigen *Theil* dieſer Güter, welcher übrig bleibt, nachdem der Aufwand erſtattet worden, den die Hervorbringung des Einkommens gekoſtet hat, es iſt die Maſſe von Gütern, welche die Nation verzehren kann, ohne ihre Capitale zu ſchwächen, welche ſie zur Befriedigung von Luxusbedürfniſſen verwenden kann, ohne die Fonds, woraus productive Arbeit bezahlt wird, zu vermindern. Eben ſo wenig wie das *Capital*, darf das rohe Einkommen bei der Beſteurung zum Grund gelegt werden, weil Abgaben, welche die Regierung von dieſem fodert, ſehr leicht die Natur der auf das Capital gelegten annehmen; denn, ſind ſie ſo bedeutend, daß ſie den Titel des Geſammteinkommens, welcher das *reine* bildet, überſchreiten, ſo muß entweder das Capital ſelbſt angegriffen oder die Production unterbrochen werden; höchſt ſchwierig aber iſt es immer, die Grenzlinie genau zu beſtimmen, welche nicht überſchritten werden darf, wenn die auf das *rohe* Einkommen gelegte Abgabe nicht zu groß ſein, alſo jene ſchädliche Folgen nicht haben ſoll, unvermeidlich iſt dann vielmehr oft, beim Scheine der größten Gleichheit die Staatsbürger auf eine höchſt ungleiche Weiſe zu beſteuern und die ſchreiendſte Ungerechtigkeit zu veranlaſſen. Ein auffallendes Beiſpiel dieſer Art liefert der Naturzehnte, wie er in den meiſten neuern Staaten erhoben wird (ſ. *Zehnte*). Es iſt daher das reine Einkommen das einzige, was als Gegenſtand der Beſteurung betrachtet und als ſolcher von der Finanzverwaltung des Staats in Anſpruch genommen werden darf, ſoll die Production nicht gehemmt und der Nationalwohlſtand nicht gefährdet werden. Dieſes reine Einkommen aber iſt zweifacher Art:

es iſt entweder aus den Urquellen alles Einkommens hervorgehendes reines Einkommen der Nation überhaupt, ohne alle Rückſicht auf die einzelnen Individuen, denen es zu Theil wird (urſprünglich reines Einkommen) oder reines Einkommen der einzelnen Individuen im Staate, ohne Rückſicht auf die Urquellen aus denen es gefloſſen (individuell reines Einkommen). Beide Gattungen von reinem Einkommen laſſen ſich wohl unmittelbar (direct) als mittelbar (indirect) beſteuern, aber die unmittelbare Beſteurung hat große Vorzüge vor der mittelbaren, darum muß jene ſtets als Haupt-, dieſe hingegen immer nur als Nebengattung betrachtet werden; die mittelbare Beſteurung darf nur als Ergänzung der unmittelbaren Statt finden, ſie muß nur den Zweck haben, die Ungleichheit der Abgaben zu vermindern, die, ſo lange es noch an ganz genauen Notizen vom geſammten reinen Einkommen der Nation fehlt, bei der bloßen unmittelbaren Beſteurung durchaus nicht zu vermeiden iſt. Könnte man es auf irgend eine Weiſe dahin bringen, eine vollſtändige, ganz zuverläſſige und genaue Kenntniß vom geſammten reinen Einkommen der Nation ſich zu erwerben, ſo wäre es rathſam, alle mittelbare Beſteurungen abzuſchaffen und blos unmittelbare Statt finden zu laſſen, denn zwecklos wäre es alsdann, auf Umwegen das zu ſuchen, was man auf dem geraden Wege mit Leichtigkeit und Sicherheit erlangen könnte; aber in der Natur der Sache ſelbſt liegt es, daß eine ſo genaue Kenntniß vom reinen Einkommen der Nation ſtets ein frommer Wunſch bleiben muß, darum wird man ſich auch nie mit der bloßen unmittelbaren Beſteurung begnügen können, ſondern um eine Gleichheit in dieſer Hinſicht ſo viel als möglich zu vermeiden, zugleich zu der mittelbaren ſeine Zuflucht nehmen müſſen, ausgemacht aber bleibt es immer, daß die mittelbaren (indirecten) Steuern um ſo leichter entbehrt und durch unmittelbare (directe) erſetzt werden können, je weitere Fortſchritte in der Erkenntniß des geſammten reinen Einkommens der Nation gemacht worden. — Wie es nur drei Urquellen von reinem Einkommen überhaupt giebt, für die Nation wie für den einzelnen Privatmann, nämlich Grundeigenthum, das ſeinem Beſitzer eine Rente liefert, Capital, das Zinſen und Gewinnſte abwirft und Arbeit, welche Lohn zuſichert; ſo kann es auch nur drei Hauptclaſſen von Abgaben geben, welche das urſprünglich reine Einkommen treffen, nämlich Grundſteuern (ſ. d. Art), Kapitalſteuern (ſ. d. Art.) und Arbeit- oder Gewerbſteuern (ſ. d. Art.). Selten ſind jedoch die Abgaben, welche in den verſchiedenen europäiſchen Staaten eingeführt worden, von der Art, daß ſie die eine oder andere dieſer Urquellen ausſchließlich treffen, ſondern gewöhnlich werden dadurch zwei derſelben, oft ſogar alle drei zu gleicher Zeit getroffen; letzteres iſt namentlich der Fall bei den meiſten unmittelbaren oder indirecten Steuern. — Was das individuell-reine Einkommen betrifft, ſo iſt die Quelle, woraus es fließt, bald urſprünglich rohes Einkommen, wie z. B. Zehnten, bald urſprünglich reines Einkommen, wie z. B. Grundrente, Capitalrente oder Arbeitslohn. Iſt von Beſteurung dieſes individuellen Einkommens die Rede, ſo macht gewöhnlich die Natur ſeiner Quelle durchaus keinen Unterſchied, alles kommt vielmehr nur darauf an, ob dieſelbe ſo ergiebig iſt, daß dem zu beſteuernden Individuum nach Beſtreitung des Aufwands, welcher zur Fortſetzung ſeiner productiven Arbeit und zur Befriedigung der eigenen ſowohl als der Familie abſolut nothwendigen Bedürfniſſe erfoderlich iſt, ein Überſchuß verbleibt; dieſer Überſchuß kann ohne Gefahr für den Nationalwohlſtand noch einer beſondern Be-

ſteurung unterworfen werden; unmittelbar (direct) wird derſelbe beſteuert durch die Einkommenſteuer (ſ. d. Art.), mittelbar (indirect) aber durch die Kopf- oder Perſonalſteuer (ſ. d. Art.) und verſchiedene Gattungen der Conſumtionsſteuer (ſ. d. Art.). Alle Einkünfte, von welcher Natur ſie auch ſein mögen, dürfen mit Abgaben belegt werden, wenn ſie von ihrem Beſitzer zu einem Aufwande verwendet werden können, der für ihn nicht abſolut nothwendig iſt; ſo lange die öffentlichen Abgaben blos vom Einkommen dieſer Art gefodert werden und nicht zugleich übermäßig hoch ſind, ſo können ſie den einzelnen Beitragspflichtigen nicht leicht anders läſtig werden, als durch Fehler in ihrer Vertheilung und Erhebung. Die Güte oder Mangelhaftigkeit eines Abgabenſyſtems iſt daher lediglich zu beurtheilen nach der getroffenen Wahl der Abgaben, nach der Art ihrer Vertheilung und nach der Art und Weiſe ihrer Erhebung. Will man aber die Summe anſchlagen, welche die Erhebung einer Auflage der Nation koſtet, ſo muß man zu dem ganzen Betrag, den der Steuerpflichtige zahlt, noch die Beſchwerden, ſo wie den Verluſt an Zeit und an Vortheilen, hinzurechnen, welche ihm dadurch verurſacht werden. Eine Auflage kann ſehr gerecht, ſelbſt in genauem Verhältniß des Einkommens auferlegt ſein, aber dennoch durch die Art, wie ſie erhoben wird, ausnehmend läſtig werden. Wenn z. B. die Zahlung, die der Einnehmer fodert, die Summe überſteigt, über welche der größte Theil der Beitragspflichtigen zu der Zeit dieſer Foderung verfügen kann; wenn dieſe dadurch genöthigt werden, Gerichts- und Beitreibungskoſten zu bezahlen, oder Anleihen zu machen oder ihre Producte, welche ſie einige Monate ſpäter mit Vortheil abgeſetzt hätten, zu jedem Preis zu verkaufen: ſo entſteht für ſie eine Erhöhung der Auflage, die dem Staate durchaus keinen Vortheil gewährt. — Sind die Abgaben regelmäßig und genau beſtimmt, ſo erleichtert bald die Gewohnheit den Verluſt, den ſie verurſachen und eine nach Maßgabe des gewöhnlichen Aufwandes im voraus berechnete Steuer vertheilt ſich bald über die Einkünfte des Einzelnen, ohne die Capitale anzugreifen; ſind hingegen die Abgaben zufällig, ſo werden ſie, wie mäßig ſie auch ſein mögen, darum läſtig, weil ſie eine unvorhergeſehene Ausgabe veranlaſſen, und ſind dieſelben gar hoch, ſo können ſie verderblich werden und zur Aufopferung von Capitalen nöthigen. — Auch hat man bei Beurtheilung einer Steuer ſich zu hüten, daß man nicht blos den Betrag, welchen ſie abwirft, ſo wie die mittelbaren und unmittelbaren Aufopferungen in Betracht ziehe, welche der Steuerpflichtige zu machen g nöthigt iſt, ſondern man muß auch die Wirkung derſelben auf die öffentliche Meinung und ihren Einfluß auf die Anhänglichkeit des Volks an die Regierung berückſichtigen. Eine directe Auflage auf Grundeigenthum und eine indirecte auf den Genuß können denſelben Ertrag geben, aber die letztere kann den Beitragspflichtigen die Unluſt erſparen, die mit der Bezahlung der Auflage verbunden iſt und welche oft höher angeſchlagen wird, als die Bezahlung ſelbſt. — Übrigens iſt bei der Prüfung von Auflagen jedesmal ſorgfältig zu unterſcheiden, ob ſie nur einmal erhoben werden ſollen oder fortdauernd; im erſten Fall müſſen zwar in der Regel auch die allgemeinen hinſichtlich der Beſteurung geltenden Grundſätze befolgt werden, wo dies aber nicht möglich iſt, wo ſelbſt das Capital angegriffen werden muß, wie z. B. in Kriegszeiten bei Zwangsanleihen, da bleibt nichts weiter übrig, als von der Sparſamkeit der Beſteuerten zu erwarten, daß die Lücke, welche dadurch im Nationalcapital entſtanden, auf andere Weiſe wieder ausgefüllt werde. Die Foderungen,

welche man hinſichtlich der möglichen Schonung des Nationalwohlſtandes an die ordentlichen oder fortdauernden Steuern machen kann, ſind in der Kürze folgende: ſie dürfen nur das reine Einkommen, nie das Capital treffen; die Beiträge müſſen ſo lange als möglich in den Händen der Steuerpflichtigen gelaſſen und dieſelben nur in ſolchen Terminen erhoben werden, daß ſie durch die öffentlichen Caſſen bald wieder in Umlauf kommen, indem ſonſt der Beitragspflichtige um einen Gewinn gebracht wird, ohne daß dieſer Verluſt der Finanzverwaltung zu gut kommt; ſie dürfen die Freiheit der Gewerbe und des Handels nicht beſchränken, indem ſie ſonſt die allgemeine Quelle des Nationaleinkommens und alſo auch ihre eigene Quelle ſelbſt ſchwächen; ſie müſſen in den Laſten und Entbehrungen, welche ſie den Steuerpflichtigen verurſachen, die möglich größte Gleichheit beobachten, aber die Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, dürfen nicht koſtbarer und drückender ſein, als der Zweck ſelbſt; ſie müſſen den Fleißigen nicht um ſeines Fleißes willen ſtärker treffen, als den Nichtfleißigen, indem ſie ſonſt, ſtatt zum Fleiß zu ermuntern, den Antrieb zu demſelben unterdrücken; ſie müſſen hinſichtlich des Betrags, ſo wie des Orts und des Termins der Zahlung, genau beſtimmt und allgemein bekannt ſein, indem ſonſt der Steuerpflichtige keinen richtigen ökonomiſchen Anſchlag über ſeine Ausgaben machen kann und der Willkühr der Einnehmer zu ſeinem Schaden überlaſſen iſt; ſie müſſen ſo eingerichtet ſein, daß ſich ihnen kein Steuerpflichtiger durch Betrug, Beſtechung oder Entfernung entziehen kann, indem ſie ſonſt nur den rechtlichen und gewiſſenhaften Bürger treffen, den betrügeriſchen hingegen unbeſteuert laſſen; ſie müſſen mit dem möglichſt geringſten Aufwande erhoben werden, um nicht der Nation Koſten zu veranlaſſen, welche der Regierung nicht zu gut kommen; ſie dürfen bei ihrer Erhebung nicht durch läſtige Förmlichkeiten beſchwerlich werden, indem dieſe dem Bezahler oft unangenehmer ſind, als die Abgabe ſelbſt; die Zahlungstermine müſſen auf ſolche Zeitpuncte angeſetzt werden, in welchen der Steuerpflichtige am beſten im Stande iſt, die Abgabe zu bezahlen. KM.

Abgötterei. Die Vernunft gebietet die Verehrung eines höchſten unendlichen moraliſchen Weſens, das wir Gott nennen. Die Abgötterei aber verehrt einen Abgott, Aftergott, Idol; ein Weſen, das nicht Gott iſt. Die Geſchichte lehrt uns, daß der Menſch zu der reinen und ausgebreiteten Idee von dem Unausſprechlichen, ohne höhere Leitung, deren ſich die Hebräer und Chriſten rühmen, nicht anders als mit Zeitverluſt und ſpät gelangt; ſie lehrt uns aber auch, daß theils der Eigennutz der Menſchen und die daraus entſtehende Furcht vor irgend einer unangenehmen Lage in ſeinem Zuſtande, theils das Verlangen nach glücklichen Ereigniſſen die Quelle aller Abgötterei urſprünglich geweſen iſt. Die natürlichen Urſachen glücklicher Ereigniſſe waren ihnen noch unbekannt, ſo wie jene des Wachsthums der Früchte, der Wärme des Lichts, der Winde, des Meeres u. ſ. w. Ohne ſich in eine tiefere Unterſuchung einzulaſſen, ſchuf ihre Einbildungskraft für alle Welt- und Naturbegebenheiten Vorſteher und Vorſteherinnen, und übertrug ihnen die Obſorge derſelben. So verehrte man die Geſtirne, Bäume, Steine, Quellen u. dgl. Andere gaben ihren Göttern Menſchengeſtalt, zugleich aber auch menſchliche Bedürfniſſe, Begierden und Leidenſchaften. Daher der **Anthropomorphismus**, der jedoch verſchiedene Grade hat, und entweder **dogmatiſch** iſt, wenn er menſchliche Eigenſchaften höhern Weſen ſelbſt beilegt, oder **ſymboliſch**, wenn nur Verhältniſſe der Gottheit zur Sinnenwelt dadurch ausgedrückt werden ſollen. Die Gunſt des Gottes ſuchten ſie zu gewinnen, wie

man die Gunſt des Menſchen gewinnt, durch Geſchenke und Bitten. Jedes Volk hatte einen beſondern Gott, der nicht der Altvater aller Menſchen, ſondern nur ſein Gott, der Gott eines Mannes, Stammes oder Geſchlechts war. Das war noch mehr Grund, ſich ſeinen Gott zuzueignen. Man konnte ihn beſitzen. Er nahm einen Platz im Hauſe ein, und wurde nun buchſtäblich ein Hausgott, der Gott eines Mannes oder einer Familie. Seine Gegenwart und Wirkſamkeit wurde auf den Ort ſeines Aufenthalts beſchränkt. Er wurde Beſchützer und Rathgeber deſſen, der ihn gewählt hatte. Der Gott des Jägers und des Kriegers wurde der Gott der Jagd und des Krieges; der Gott der Hirten ſorgte für die Herden, und der des Ackermanns wurde der Freund des Feldbaues und der fruchtbaren Zeiten. Dieſe Gottheiten mußten nun auch ihre Diener haben, welche theils ihren Kultus anordneten, theils ihnen die Wünſche der Menſchen vortrugen und dieſen Beſcheid gaben. Dieſe Gelegenheit benutzte der Eigennutz. Einzelne gaben ſich das Anſehen eines genauen und vertrauten Umgangs mit den Göttern; ſo entſtanden Wahrſagungen und Orakel. — Manche Verſtändige ſahen indeß ſchon im Alterthum die Nichtigkeit von dem allen ein, und wurden auf die Idee eines einzigen Gottes geführt. (Vergl. den Art. Gott und Polytheismus.)

Abguß iſt die Nachformung von Werken bildender Kunſt, durch Aufgießung einer flüſſigen, nachher ſich verhärtenden Materie. Man überzieht das Original mit Wachs, Thon, Blei, Schwefel, am beſten aber mit Gyps, und nimmt die Maſſe, wenn ſie darauf erhartet iſt, mit Sorgfalt ab. Dies giebt die Form (moule), welche, was im Original vertieft iſt, erhoben, und was dort erhoben iſt, vertieft enthält. Wird in dieſe Form wieder eine weiche Maſſe gegoſſen, ſo erhält man durch Abformen ein das Original getreu darſtellendes Abbild, welches eigentlich Abguß genannt wird (plâtre). Ganze Körper können nicht auf einmal abgeformt werden, weil ſonſt die Originale nicht herausgenommen werden können, ſondern nur ſtückweiſe. Dieſe Stücke werden beim Abformen ſorgfältig zuſammengefügt, wodurch aber auf den abgeformten Kunſtwerken jene erhöhten Streifen entſtehen, die man Nähte nennt, welche verſchnitten und polirt werden. Weil aber dadurch manches verloren gehen kann, zieht man, wenn ſie nicht zu bloßer Verzierung dienen ſollen, die Abgüſſe mit den Nähten vor. Zwar erreicht kein Abguß völlig das Original; allein er iſt der beſte Erſatz für das, was dem Studium und dem Genuſſe ſonſt abgehen würde; und es giebt doch auch Abgüſſe, die den Originalen in dem, was den Künſtler und Kunſtfreund zu ihnen führt, ſo nahe als möglich kommen. Aber um dieſen Zweck zu erreichen, wähle man nur Abgüſſe, die mit Vorſicht und Kunſtkenntniß verfertigt worden ſind. Die Roſtiſchen in Leipzig ſind bekannt. So lange in Paris die vorzüglichſten Werke alter bildenden Kunſt verſammelt waren, wurden auch dort mit vieler Sorgfalt Abgüſſe verfertigt, und man konnte dergleichen von allen dort vereinigt geweſenen Antiken zu ſehr billigen Preiſen erhalten. — Die Abgüſſe aus bloßer Töpfererde werden in ſtärkern und ſchwächern Theilen ungleich und verſchwinden aus ihren Verhältniſſen. Sie verkürzen ſich um mehr als den ſechsten Theil, ſo daß jugendliche Statuen oder Büſten ſich mehr der Kindheit nähern.

Ab inteſtato iſt ein juriſtiſcher Ausdruck, der bezeichnet: ohne Teſtament erben, d. h. eine Hinterlaſſenſchaft, über die durch kein Teſtament verfügt iſt, als natürlicher Erbe an ſich bringen.

Abirrung des Lichts. Wenn wir einen Gegenſtand ſehen,

ſo geſchieht dies, indem die von dieſem Gegenſtande ausfahrenden Lichtſtrahlen unſer Auge treffen, und wir ſuchen den Ort des Gegenſtandes in der Richtung auf, in welcher dies geſchieht. Man ſtelle ſich jetzt die in ihrer Bewegung um die Sonne begriffene Erde, und vorerſt einen Fixſtern vor, der Lichtſtrahlen ſenkrecht auf die Richtung dieſer Bewegung abſendet. Das Auge des Beobachters und der Lichtſtrahl ſtoßen dadurch zuſammen, und, da der Beobachter von ſeiner eigenen Bewegung nichts verſpürt, ſo legt er dieſelbe dem Lichte, in entgegengeſetzter Richtung, bei; wie man z. B. auf einem Kahne fahrend, die Bäume längs dem Ufer bei ſich vorbeilaufen ſieht. Alſo mißt das Auge dem Lichte hier, außer ſeiner ſenkrechten Bewegung, noch eine andere, ihm entgegenkommende, bei, und empfängt daher den Eindruck deſſelben in der Richtung, welche aus dieſer zuſammengeſetzten Bewegung entſpringt, nämlich in der Diagonale des Parallelogramms, deſſen Seiten die wirkliche und die eingebildete Bewegung des Lichts (d. i. die Bewegung der Erde) in gleicher Zeit bilden. An ſeinem wahren Orte erblickt der Beobachter den Stern nur, wenn er ſich demſelben in gerader Linie entweder nähert, oder von ihm entfernt; bei jeder andern Richtung der Bewegung erſcheint der Stern, in dieſer Richtung, ein weniges (das Maximum iſt 20 Secunden) vorwärts gerückt; und dieſe, aus der Bewegung der Erde, für welche ſie zugleich einen Beweis abgiebt, entſpringende, ſcheinbare Ortsveränderung aller Himmelskörper (denn ſie bezieht ſich, wie man nun leicht einſieht, nicht allein auf die Fixſterne, bei denen ſie nur am auffallendſten erſcheint) nennt man „Abirrung des Lichts.“ In Folge davon ſcheinen die Fixſterne, während eines Umlaufs der Erde um die Sonne, nachdem ſie entweder in der Ebne der Eklиптik, oder in deren Polen, oder in den Zwiſchenſtellen ſtehen, im erſteren Falle ſich in gerader Linie rechts und links von ihrem wahren Orte zu entfernen; im zweiten einen Kreis; im dritten aber eine Ellipſe um denſelben zu beſchreiben: welches aus dem Vorgetragenen durch weiteres Nachdenken erhellt. Dieſe ſchöne Entdeckung verdanken wir Bradley. (ſ. d. Art.). D. N.

Abklatſchen nennen die Buchdrucker die Manipulation, wenn ſie einen Abdruck nicht mittelſt der Preſſe machen, ſondern dadurch zu Stande bringen, daß ſie das Papier auf den Satz legen, und durch Bürſten darauf feſtdrücken.

Ablaß iſt, nach der katholiſchen Dogmatik, die Vergebung der Sünde, welche die Kirche zu gewähren Macht hat. Das ſichtbare Haupt der Kirche, der Papſt, verwaltet dieſes Amt der Schlüſſel und von ihm fließen in mannichfacher Modalität die Indulgenzen aus, welche hauptſächlich in temporäre und volle oder totale Indulgenzen getheilt werden. Die Lehre vom Ablaß lehnt ſich auf das Dogma von den guten Werken zurück; denn die katholiſchen Dogmatiker deduciren die Macht der Kirche, Ablaß zu ertheilen, ſo: Viele Heilige und Fromme haben mehr gute Werke gethan und mehr erlitten, als zu Vergebung ihren Sünden nöthig geweſen, und ſich dadurch im himmliſchen Schuldbuche ein beträchtliches Guthaben gemacht. Die Summe dieſes Guthabens macht nun einen Schatz der Kirche aus, wozu der Papſt den Schlüſſel und ſo die Macht hat, gegen fromme Spenden aus dieſem Schatze beliebige Summen abzulaſſen. Hiſtoriſch leitet ſich der Ablaß von den öffentlichen Pönitenzen und canoniſchen Strafen her, womit die alte chriſtliche Kirche die Sünder in der Gemeinde und namentlich auch diejenigen belegte, welche im Märtyrerthum nicht beſtanden hat-

ten. Dieſe canoniſchen Strafen erlaubte man, als die Kirchenzucht milder und der Klerus ſpeculativer wurde, in Geldbußen an die Kirche zu verwandeln, und mit der Verderbniß der chriſtlichen Religion wurde dieſer Mißbrauch ſo himmelſchreiend, daß er den Anfang der Reformation veranlaßte. Anfangs war der Reſſort des Ablaſſes blos in Rom ſelbſt, und man mußte den Ablaß dort holen. Hier war dieſer Kirchenſchatz unter 1505 dortigen Kirchen vertheilt, wovon ſieben Hauptkirchen am reichſten von den Päpſten dotirt waren. Man nannte dieſe Kirchen Stationes indulgentiarum. Am reichſten war die Kirche im Lateran, welcher bei der erneuerten Einweihung ſo viel Indulgenz-Tage verliehen wurden, als Tropfen bei einem drei Tage und drei Nächte dauernden Regen herunterfallen. Der geſammte Indulgenzenſchatz der in Rom befindlichen Kirchen betrug über eine Million Tage temporären Ablaſſes und über 42 volle Indulgenzen, und war ſonach unerſchöpflich. Als die Päpſte mehr Geld brauchten und doch die Zahl der Ablaßpilger abnahm, wurden die Indulgenzen den auswärtigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen portionsweiſe verliehen und endlich gar beſondere Ablaßkrämer hauſiren geſchickt. Zu den Kirchen-Jubiläen, welche von 25 zu 25 Jahren gefeiert wurden, galt der Ablaß doppelt, und ſolche Jubeljahre gaben die beſte Ernte für den heiligen Stuhl. Der prachtliebende Leo X. kam 1513 zur Regierung, und konnte, da der Bau der Peterskirche ſeine Finanzen erſchöpft hatte, das Jubeljahr 1525 nicht erwarten, weßhalb er denn mit dem Churfürſten Albert von Mainz den Ablaßkram für Deutſchland a conto meta etablirte, welcher an dem berüchtigten Tezel einen vortrefflichen Hauſirer fand. Der horrende Übelſtand zündete Luthers Feuereifer an und die proteſtantiſchen Theologen fanden immer im Ablaſſe eine der ſchwächſten Seiten des Katholicismus, und ſelbſt die katholiſchen Stände Deutſchlands trugen 1530 beim Kaiſer an, daß er den Papſt vermögen ſolle, keine Ablaßbriefe nach Deutſchland zu ſchicken, indem durch ſolche die ganze katholiſche Religion zum Spott würde. Dennoch wurde der Ablaß auf dem Concil zu Trident und zwar in dem letzten Decrete der Verſammlung unter die Glaubensartikel aufgenommen, ſo daß Martinus Chemnitius ſchreibt: „Obgleich alle Vernünftige zu der Weisheit des Concilii das Vertrauen gehabt, es werde dieſen ſchändlichen Mißbrauch verbannen, ſo habe man doch noch zuletzt (nach Art des Teufels, der mit Hinterlaſſung eines Geſtanks zu verſchwinden pflege) dieſen Unrath im Lehrgebäude behalten.“ A.

Ablauf, in der Baukunſt, die Ausbeugung einer Linie oder Fläche an ihrem oberſten Ende. In der Säulenordnung macht die Ausbeugung oder Aushöhlung der Fläche des Saumes gegen den Oberſaum den Ablauf aus. Im bürgerlichen Recht iſt der Ablauf die Verfließung des Termins oder einer geſetzten Zeit.

Ablegaten heißen in der diplomatiſchen Sprache Geſandte vom zweiten Range, die mit einem minder wichtigen Auftrage an einen Hof geſendet werden, z. B. päpſtliche Prälaten, die an einem Hofe, wo kein Nuntius iſt, ein kurzes Geſchäft abmachen ſollen. Dieſer Titel iſt mit dem von Envoyé gleichbedeutend. (S. Geſandte.)

Ablegen oder Abſenken iſt eine Art der Vermehrung der Pflanzen und gewiſſer Thiere, wobei keine Vereinigung beider Geſchlechter Statt findet. Unter den Thieren gehören dahin die Regenwürmer, die Naide und insbeſondere die Polypen. Bei den Gewächſen iſt es eine ſehr gewöhnliche Vermehrungsart. Man ſchneidet Zweige ab, ſteckt ſie in die Erde, wo ſie dann Wurzeln treiben; denn die Keime zu den Zweigen und Wurzeln liegen in der Rinde. In der Erde,

bei hinlänglicher Feuchtigkeit, entwickeln ſich Wurzeln, und in der freien Luft Zweige. Dieſe Zweige, womit man Gewächſe vervielfältigen kann, nennt man Schnittlinge. Sehr gut iſt es, wenn man durch Einſchnitte und durch Unterbinden der Rinde Wülſte hervorbringt, denn aus dieſen treiben deſto eher Wurzeln hervor. Übrigens muß man ſie oft anfeuchten und vor der Sonne ſchützen, weil ſonſt die zarten, noch wurzelloſen Zweige verdorren würden. Die ſicherſte Methode, Ableger zu machen, iſt aber die, daß man ſchickliche Zweige von einem Gewächſe niederſenkt und den unterſten Theil mit Erde bedeckt. Wo dies nicht angeht, ſteckt man den Zweig durch einen Blumentopf und füllt denſelben mit Erde, die ebenfalls feucht erhalten werden muß. Man wartet alsdann, bis der mit Erde bedeckte Theil Wurzeln getrieben hat, und trennt ihn alsdann von dem Mutterſtamm.

Abnorm (ab norma), von der Regel (norma), d. i. der Naturregel abweichend, unregelmäßig, daher auch ſo viel als krankhaft, z. B. abnormer Zuſtand, krankhafter Zuſtand. **Abnormitäten** ſind regelwidrige, krankhafte Erſcheinungen an Naturgegenſtänden, z. B. Ballen ſtatt regelmäßiger Füße, ſechs Finger ſtatt fünfen u. dgl.

Abo, ſpr. Obo, finniſch **Turku**, Hauptſtadt in Finland, am bothniſchen Meerbuſen, mit 1100 Häuſern und 12,550 Einwohnern, welche bedeutenden Handel treiben. Es giebt hier Tabaks-, Zucker-, Segeltuchfabriken, Schiffswerfte und eine Univerſität, welche die Königin von Schweden Chriſtina 1640 errichtete. Im J. 1743 wurde hier zwiſchen Rußland und Schweden, nach einem für letzteres ſehr unglücklichen Kriege, Friede geſchloſſen (ſ. **Friedensſchlüſſe**). Seit 1817 iſt Helſingfors die Hauptſtadt im Gouvernement Finland.

Aborigines (lat.) werden bei den Geſchichtſchreibern die älteſten Einwohner eines Landes genannt, die ſich, bei der Ausbreitung des menſchlichen Geſchlechts, zuerſt darin niedergelaſſen haben, und über deren Urſprung (origo) und Herkunft ſich nichts beſtimmtes ſagen läßt. Bei den römiſchen Geſchichtſchreibern wird die Völkerſchaft ſo genannt, die vor der Ankunft der Trojaner in der Gegend des heutigen Roms wohnte.

Abplattung der Erde. Von der **Schwungkraft**, welche eine Folge der Umdrehung des Erdkörpers um ſeine Axe iſt, müſſen nothwendig die verſchiedenen Theile deſſelben, nach Maßgabe ihrer verſchiedenen Lage gegen die Axe, verſchiedenartig afficirt werden; um die **Pole am wenigſten**, um den **Äquator am meiſten**: dies erhellt durch bloßes Nachdenken, wenn man ſich eine drehende Kugel vorſtellt. Da dieſe Schwungkraft, wie ebenfalls durch bloßes Nachdenken erhellt, einen Theil der nach dem Mittelpunct der Erde gerichteten **Schwerkraft** aufhebt, ſo müſſen die Körper um die Pole ſtärker nach demſelben hingezogen werden, als um den Äquator: und als dieſe Wirkung ſich mit der urſprünglich flüſſigen Beſchaffenheit des Erdkörpers verband, ſo mußten ſich, in Folge davon, die **Polargegenden** mehr einſenken, **abplatten**; indeß die **Äquatorialgegenden** ringförmig aufſchwollen. Die Erde erhielt ſo ihre jetzige, pomeranzenähnliche, Geſtalt; die **Axe verkürzte** ſich gegen den **Durchmeſſer des Äquators**: und dieſe Verſchiedenheit in Beider Länge iſt das Maß der „**Abplattung der Erde**;" ſo daß der Ausdruck, die Abplattung betrage z. B. $\frac{1}{230}$, ſagen will: wenn der Äquatorialdurchmeſſer in 230 gleiche Theile getheilt iſt, ſo enthält die **Axe** nur 229 ſolcher Theile; ſie iſt um $\frac{1}{230}$ kürzer als Jener. So hoch hatten zuerſt Newton und Huygens die Abplattung aus den allgemeinen, angegebenen Gründen geſchätzt. Später-

hin übermaß man wiederholentlich Grade des Erdmeridians in den Polar- und Äquatorialgegenden (ſ. Gradmeſſung), und ſchloß aus deren Längenverſchiedenheit auf die Längenverſchiedenheit der zugehörigen Durchmeſſer. Neuere ſolche Meſſungen geben die Abplattung $= \frac{1}{300}$; wonach, wenn der Durchmeſſer des Äquators = 1719 geographiſcher Meilen, die Axe nur 1713½ ſolcher Meilen enthält. D. N.

Abprotzen, ſ. Canone.

Abraham, der Stammvater der Juden und ihr berühmteſter Patriarch. An ihn knüpfen ſich die Geſchichte des iſraelitiſchen Volks, die demſelben von Gott gemachten Verheißungen und die zu ſeinen Gunſten gewirkten Wunder. Geboren zu Ur in Chaldäa, ungefähr zweitauſend Jahre v. Chr. Geb., ſtammte er von Sem, Noahs älteſtem Sohn, in der achten Generation. Er verlebte ſeine erſten Jahre in dem Hauſe ſeines Vaters Thare, wo er vor der Abgötterei bewahrt blieb, die in ſeiner Familie herrſchte. Gehorſam der Stimme Gottes, welche, auf ſeine hohe Beſtimmung hindeutend, ihm befahl, ſich in dem Lande Canaan niederzulaſſen, ging er dahin mit ſeinem Vater, ſeinem Weibe und ſeinem Neffen, und nahm ſeinen Wohnplatz zu Haran in Meſopotamien. Nach ſeines Vaters Tode führte er ein unſtetes Leben, theils um ſich dem Willen Gottes zu fügen, theis um bequeme Weideplätze für ſeine zahlreichen Herden zu finden. Er beſuchte Sichem, Bethel und das Land Gerara, von wo er nach Bethel zurückkehrte. Häufige Streitigkeiten zwiſchen ſeinen und Loths Knechten führten endlich zwiſchen beiden eine Trennung herbei. Abraham blieb zu Mambreh, Loth aber ließ ſich in Gomorra nieder. Als er einige Zeit nachher erfuhr, daß vier arabiſche Anführer Gomorra überfallen und Loth mit ſeiner ganzen Familie und Habe weggeführt hatten, verfolgte ſie Abraham mit ſeinen 318 Knechten, beſiegte ſie und befreite ſeinen Neffen mit allem, was ihm angehörte. Gott hatte Abraham die Zukunft offenbart und ſein Bündniß mit ihm und ſeinen Nachkommen durch die Beſchneidung beſiegelt. Schon ſchien das hohe Alter der beiden Gatten die Erfüllung dieſer Verſprechungen zweifelhaft zu machen, als drei Engel in der Geſtalt von Reiſenden bei ihnen einkehrten. Sie waren abgeſandt, Sodom und Gomorra für ihre Ruchloſigkeiten zu ſtrafen, und verkündigten Abraham, daß bei ihrer Rückkehr Sara Mutter ſein würde. Ungeachtet ihres neunzigjährigen Alters ward ſie ſchwanger und gebar zu der von dem Engel angegebenen Zeit Iſaak. Als derſelbe ſein 25. Jahr erreicht hatte, wollte Gott Abrahams Treue auf eine neue Probe ſetzen und befahl ihm, den einzigen Sohn auf dem Berge Moria zu opfern. Der Greis war bereit, dem Gebieter über Leben und Tod zu gehorchen. Schon lag das Opfer auf dem Holzſtoß und ſollte den Todesſtreich empfangen, als Gott, durch den Gehorſam ſeines Knechtes befriedigt, ſeinen aufgehobenen Arm hemmte. Sara ſtarb; Abraham aber heirathete Cethura, welche ihm noch ſechs Kinder gebar, und ſtarb ſelbſt 175 Jahre alt. Er ward an Sara's Seite in einer Höhle des Feldes, das er zu ſeinem Grabe von den Söhnen Heth gekauft hatte, beerdigt. — Nicht allein die Juden, ſondern auch die Araber leiten ihren Urſprung von dieſem Patriarchen ab; die griechiſche und römiſche Kirche haben ſeinen Namen in ihre Legenden geſetzt. Auch im Coran iſt von ihm die Rede, und einige Mohammedaniſche Schriftſteller behaupten, daß Abraham auch nach Mecca gereiſ't ſei, und den Tempel daſelbſt zu erbauen angefangen habe. Die Juden haben ſtets ſein Grab und ſein Andenken geehrt; aber ihre Rabbinen haben in ſeiner Geſchichte die Wahrheit mit der Lüge vermiſcht.

Abraham a Santa Clara. Dieſer wegen der Originalität ſeines Vortrags zu ſeiner Zeit berühmte Kanzelredner war 1642 zu Krähenheimſtetten unweit Möskirch in Schwaben geboren und heißt eigentlich Ulrich Megerle. Er trat zu Marienbrunn in Unteröſterreich 1662 in den Orden der Barfüßer-Auguſtiner, ſtudirte zu Wien in dem dortigen Kloſter ſeines Ordens Philoſophie und Theologie, kam dann als Prediger nach Kloſter Taxa in Oberbaiern und wurde 1669 nach Wien als kaiſerlicher Hofprediger berufen, in welchem Poſten er 1709, 68 Jahr alt, ſtarb. Seine Predigten zeichnen ſich durch bizarren und burlesken Witz aus und ſind mit den ſeltſamſten Einfällen reichlich ausſtaffirt. Dieſe Eigenſchaften, welche zu dem Geiſt der damaligen Zeit recht wohl paßten, verſchafften ihm fleißige und zahlreiche Zuhörer, und da ſie mit einer großen Popularität verbunden ſind, blieben ſie gewiß nicht ohne Wirkung. Wir führen einige ſeiner Schriften dem Titel nach an, weil dieſer den darin herrſchenden Ton hinlänglich charakteriſirt. Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Laſtern; Heilſames Gemiſch Gemäſch; Abraham a Santa Clara ganz neu ausgehecktes Narrenneſt oder curieuſe Werkſtatt mancherlei Narren und Narrinnen; Reim dich oder ich lies dich nicht; gack, gack, gack ein Ey, ſagt was die Kirchfahrt und Kloſtertaxa ſey u. ſ. w. Der Verfaſſer ſchont mit großer Freimüthigkeit keines Standes und verräth viel Kenntniſſe.

Abrahamiten, oder böhmiſche Deiſten, wurde eine Anzahl unwiſſender Landleute aus der Pardubitzer Herrſchaft in Böhmen, die, dem Toleranzedict Josephs II. vertrauend, 1782 aus ihrer Dunkeit hervortraten und ſich zu dem Glauben bekannten, den Abraham vor der Beſchneidung gehabt habe, von den inquirirenden kaiſerlichen Beamten genannt. Sie nahmen außer der Lehre von dem einigen Gott und dem Vater Unſer nichts aus der Bibel an. Weil ſie weder den Juden, noch einer der recipirten chriſtlichen Confeſſionen angehören wollten, wurde ihr Geſuch um Religionsfreiheit abgewieſen. Der in Sachen der Religion weniger, als gewöhnlich angenommen wird, aufgeklärte Kaiſer Joſeph ließ dieſe ſonſt unbeſcholtenen Leute, da ſie allen Bekehrungsverſuchen widerſtanden, 1783 aus ihrem Eigenthum vertreiben, und durch militäriſche Gewalt zu zwei bis vier vereinzelt nach verſchiedenen Grenzorten von Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien transportiren, wo die Männer unter die Grenzbataillone geſteckt und zum Theil (im Bannat) nebſt ihren Weibern zum katholiſchen Glauben gebracht wurden. Mehrere ſind auf ihren Deismus geſtorben. (S. Geſchichte der böhmiſchen Deiſten, Leipz. 1785.) E.

Abſchnitt wird in der Geometrie der Theil der Fläche genannt, der durch eine gerade Linie, die zwei Puncte des Umfangs der Fläche berührt, getrennt wird. So bildet jede Sehne eines Cirkels einen Abſchnitt.

Abſicht. Sowohl in der phyſiſchen als in der moraliſchen Welt hat jede Wirkung ihre Urſache, nur geſchieht dort mechaniſch und bewußtlos, was hier mit freier ſich ſelbſt bewußter Thätigkeit geſchieht. Dieſer allein gebührt der Name Handlung, und nur ein vernünftiges Weſen handelt. Jede Handlung eines vernünftigen Weſens aber liegt innerhalb der Grenzen von Abſicht und Zweck. Wer handelt, will, daß durch ſeine Handlung etwas wirklich gemacht werden ſoll, und dieſes Etwas iſt der Zweck der Handlung; der freiwillige Beſtimmungsgrund aber, dieſes Etwas wirklich zu machen, die Abſicht. Man könnte dieſe auch als den vorgeſetzten Zweck erklären. Abſicht und Zweck ſtehen alſo zu einander in dem Verhält-

niß, wie Urſach und Wirkung: die Wirkung iſt mit Vorbewußtſein hervorgebracht, die Urſach eine im Willen eines denkenden Weſens und auf Überlegung gegründete.

Abſolut heißt, was in aller Beziehung, ohne Rückſicht und Beſchränkung, das und ſo iſt, was und wie es iſt. Es ſteht dem Relativen entgegen, das nur beziehungsweiſe und unter Bedingungen gewiſſe Beſchaffenheiten hat. Das Abſolute iſt demnach der allgemeinſte Vernunftbegriff, der allen übrigen zum Grunde liegt, und drückt das ſchlechterdings Vollendete aus.

Abſolutorium (lat.), ein Erlaßurtheil, wodurch jemand von einer Verbindlichkeit, Verantwortung u. ſ. w. losgeſprochen wird. Insbeſondere werden auch Austrittsbeſcheinigungen, nach erledigten Verbindlichkeiten, ſo genannt, z. B. Abgangsbeſcheinigungen von Schulen u. dgl.

Abſonderungsvermögen, ſ. Abſtract.

Abſorbentia, Heilmittel, welche die Feuchtigkeit des Körpers an ſich ziehen, und die Säuren, z. B. im Magen, einſaugen.

Abſtammung des Menſchengeſchlechts. Über die Frage, ob das geſammte Menſchengeſchlecht von einem einzigen Paare abſtamme, wie in der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte erzählt wird, oder ob man eben ſo viele Stammpaare annehmen müſſe, als ſich uns Hauptgattungen darbieten, iſt vielfach geſtritten worden. Daß der Neger und der Weiße, der Tartar und der Samojede, ſämmtlich zu einem und demſelben Geſchlechte gehören, iſt dadurch unläugbar bewieſen, daß ſie bei der Vermiſchung eine der weiteren Zeugung fähige Nachkommenſchaft hervorbringen, da wir außerdem in der ganzen Natur wahrnehmen, daß ein aus der Vermiſchung von zwei verſchiedenen Thiergeſchlechtern entſprungenes Geſchöpf unfähig iſt, ſich weiter fortzupflanzen, wie das Maulthier u. ſ. w. Aber nicht eben ſo leicht iſt die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dargethan, daß der weiße Europäer und der ſchwarze Afrikaner, die an Farbe, Bildung und Körperbau ſo weſentlich verſchieden ſind, von gemeinſchaftlichen Ältern abſtammen. Unter diejenigen, welche das ganze Menſchengeſchlecht von Einem Stammpaare ableiten, gehört vorzüglich Buffon. Wie Pflanzen und Thiere unter verſchiedenen Himmelsſtrichen der Erde ausarten, und ihre urſprünglichen Eigenſchaften mehr oder weniger verändern, behauptet er, ſo auch der Menſch; und alle Unterſchiede der Farbe, des Haars, des Körperbaues ſind die Wirkung des verſchiedenen Klima's auf der Erde. Kant, der in der Hauptſache gleicher Meinung iſt, leitet die Unterſchiede der Menſchenſtämme von gewiſſen vorgebildeten Keimen und Anlagen zu einer beſondern Leibesbeſchaffenheit ab, welche die Natur in den für alle Himmelsgegenden beſtimmten Menſchen gelegt habe, um gelegentlich ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er ſeinem Platze in der Welt angemeſſen und dieſer ihm im Fortgange der Zeugungen gleichſam angeboren ſcheine. Luft, Sonne, Waſſer u. ſ. w. bringen nur in ſo fern gewiſſe Veränderungen des Körpers hervor, als ſie Anlaß geben, daß ſich gewiſſe Keime entwickeln, die Gegenwart dieſer Keime aber ſei nothwendig, da die genannten äußern Urſachen ſelbſt keine zeugende Kraft haben. Allerdings hat dieſe Hypotheſe viel für ſich, und gefällt noch mehr als Blumenbachs Lehre vom Bildungstriebe; doch läßt ſich auch folgender Zweifel dagegen erheben. Entweder hat die Natur die präſigurirten Keime in das ganze Geſchlecht gelegt, und ſie warten nur auf ihre Auswickelungsurſachen, oder nur in dieſe oder jene Nation, je nachdem ſie für dies oder ein anderes Klima beſtimmt war. Iſt das Letztere, ſo haben wir eben ſo viel urſprünglich verſchiedene

Stämm als Klimata; iſt das Erſte: wie kommt es, daß ſich jene Keime unter einerlei Einfluß äußerlich auswickelnder Urſachen bei Menſchen, die lange unter dieſem Einfluß gelebt haben, doch nicht entwickeln? Der Weiße bleibt in Afrika weiß und der Neger in Europa ſchwarz, und jeder zeugt, wenn er ſich in ſeiner Gattung fortpflanzt, ihm gleiche Kinder. Man müßte daher annehmen, daß die vorhandenen Keime erſt in einer langen Folge von Abſtammungen allmählig entwickelt würden. Die Meinung derer alſo, welche die Menſchen von einem Paare ableiten, geht dahin, daß äußere Urſachen die vorhandenen Veränderungen bewirken, wir mögen gewiſſe Keime dazu annehmen oder nicht. Sie unterſtützen dieſelbe noch durch die Verwandtſchaft der Sprachen. Als Hauptgegner dieſer Behauptung iſt Home anzuſehen. Ihm ſind die Unterſchiede der Farbe, der Haare, der Größe, Geſichtsbildung, Sprache nicht Wirkungen des Klima's, ſondern Beweiſe, daß es verſchiedene Gattungen oder Arten von Menſchen giebt, und daß ſich dieſe auch von Natur für verſchiedene Gegenden ſchicken, welche ihnen urſprünglich angewieſen worden. Zunächſt führt er Thatſachen gegen Buffons Farbenſyſtem an. Die Amerikaner ſind ohne Ausnahme von Kupferfarbe, ſo verſchieden auch das Klima dieſes großen Erdtheils iſt. Die Bewohner Nieder-Äthiopiens, ungeachtet ſie die Sonne im Scheitelpunct haben, ſind von gelber Farbe, dagegen leben in dem gemäßigten Monomopata Schwarze. Völker, in fremde Himmelsſtriche verpflanzt, behalten ihre urſprüngliche Farbe; kein Beiſpiel iſt vom Gegentheil vorhanden. Vier völlige Geſchlechtsfolgen von Negern blieben in Pennſylvanien ſchwarz, und eine ſeit Jahrhunderten in Cochin lebende Judencolonie hat die europäiſche Farbe behalten. Denjenigen, die alles der Sonne zuſchreiben, bleibt darzuthun übrig, wie die Farbe, die ſie den Ältern einbrückt, ſich auch den neugebornen, ja ungebornen Kindern mittheilt, welche die Sonne noch nicht geſehen haben. (Pauw, der allerdings das Gegentheil behauptet, iſt nicht zuverläſſig.) Schwächer ſind die Beweiſe, welche Home aus der Verſchiedenheit der Nationalcharaktere und der Sprachen für ſeine Meinung hernimmt, und wir umgehen ſie um ſo eher, da ſchon aus dem Angeführten hinlänglich hervorgeht, daß die Behauptung beider Theile auf Gründen beruht. Man vergleiche außerdem, was Hume, und dieſem entgegen Feder über denſelben Gegenſtand ſagen.

Abſtand, der Zuſtand einer Perſon oder Sache, die von einer andern entfernt ſteht; eigentlich und uneigentlich. In der Sternkunde iſt der Abſtand vom Mittage ein Bogen des Gleichers von dem Mittagskreiſe bis zu dem Puncte, in welchem der Abweichungskreis eines Sternes den Gleicher ſchneidet; der Abſtand der Nachtgleiche vom Mittage, der Bogen des Gleichers vom Frühlingspuncte an gerechnet bis zu dem Puncte des Gleichers, welcher in dem Augenblicke in den Mittagskreis kommt; der Abſtand vom Scheitel, der Bogen eines Scheitelkreiſes vom Scheitelpunct an gerechnet, bis zu einem beliebigen Puncte, z. B. einem Sterne.

Abſteigende Linie nennt man eine Reihe von Perſonen, die von einander abſtammen, in der Folge von Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel u. ſ. w.; in umgekehrter Folge nennt man ſie aufſteigende Linie.

Abſteigung (descensio) eines Geſtirns wird in die gerade und ſchiefe eingetheilt. Unter der erſten verſteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte des Gleichers und dem Abweichungskreiſe eines Geſtirns (ſ. Abweichung) enthalten

iſt, unter der letztern aber denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte des Gleichers, und dem mit dem Geſtirne zugleich untergehenden Puncte deſſelben enthalten iſt.

Abſtract, Abſtraction. Das Vermögen des Verſtandes, die Begriffe, welche er von einzelnen Dingen erhalten hat, in ſich ſelbſt zu betrachten, ihr Gemeinſames und Verſchiedenes, ihre Theile und Eigenſchaften zu bemerken, jedes in Gedanken von einander abzuſondern, und ſich eine Menge der Dinge unter der Ähnlichkeit ihrer Merkmahle zu denken, nennen wir Abſtractions- oder Abſonderungsvermögen, das Verfahren Abſtraction, und den Begriff, welcher auf ſolche Art entſteht, einen abſtrahirten Begriff oder ein Abſtractum. Das Ding aber, von welchem der Menſch abſtrahirt, heißt das Concretum. — Das Concretum wird durch die Erfahrung gegeben, das Abſtractum hingegen erſt durch die Seele hervorgebracht.

Abſtrebekraft, in der Sternkunde, die abſtrebende Kraft, die einem Himmelskörper beigelegte Beſtrebung, ſich von einem andern wegzubewegen. Durch den ewigen Kampf der Abſtrebe- und Anziehungskraft ſoll die Kreisbewegung entſtehen.

Abſtufungen nennen wir in den ſchönen Künſten den naturgemäßen Fortgang von einem Höhern zum Tiefern, und umgekehrt; denn nichts geſchieht in der Natur durch einen Sprung. In der Mahlerei iſt Abſtufung der Farben und Lichter das Mittel, um auf der Fläche die Erhabenheit oder Vertiefung der Maſſen auszudrücken, die Entfernungen zu bezeichnen, die Ebnen anzugeben und die umgebende Luft anzudeuten. In der Poeſie hört man vornehmlich von einer Abſtufung der Gefühle, Leidenſchaften und Charaktere reden. In Beziehung auf die beiden erſtern ſoll damit ein nach den Geſetzen der geiſtigen Menſchennatur richtig beobachtetes Steigen und Fallen derſelben bezeichnet werden; unter Abſtufung der Charaktere aber verſteht man theils jene naturmäßige Miſchung der Charakterelemente, welche das Grelle hinwegnimmt, theils jene Mittelſtraße zwiſchen der Einförmigkeit und dem ſchneidenden Contraſt der geſchilderten Charaktere; denn jenes iſt ermüdend, dies aber unnatürlich.

Abt (franz. Abbé und ital. Abbate, aus dem hebr. Abbas, Vater) wurde anfangs jeder alte Mönch, ſeit dem 5. Jahrhundert aber nur der Vorſteher eines Kloſters genannt. Dieſer hat unbedingten Gehorſam (Obedienz) von ſeinen Mönchen zu fodern, das ganze Kloſter zu beaufſichtigen, über die Beobachtung der Ordensregel zu wachen, die Kloſtergüter zu verwalten und dafür reichliche Einkünfte zu genießen. Schon ſeit dem 6. Jahrhundert waren die Äbte ſtets Kleriker, ſeit der zweiten Kirchenverſammlung zu Nicäa 787 zur Ertheilung der kleinern Weihen an ihre Mönche berechtigt, doch im Weſentlichen der Gerichtsbarkeit ihrer Diöceſan-Biſchöfe noch bis in das 11. Jahrhundert überall unterworfen und von einander unabhängig. Mit den Reichthümern der Klöſter wuchs aber auch das Anſehn der Äbte, mehrere, beſonders in Gegenden, wo die Ausbreitung des Chriſtenthums von den Klöſtern ausgegangen war, erhielten biſchöfliche Titel und Rechte, alle, als Prälaten der Kirche, den Rang gleich nach den Biſchöfen und das Stimmrecht auf Kirchenverſammlungen. Gleiche Vorzüge und Rechte behaupteten die Äbtiſſinnen, als Vorſteherinnen der Nonnenklöſter; nur haben ſie in höchſt ſeltnen Fällen auf Synoden geſtimmt, und das Ordiniren, die Verwaltung der Sacramente und anderer prieſterlichen Amtshandlungen wurde ihnen im 9. Jahrhundert ausdrücklich unterſagt. Um dieſe Zeit kamen durch

die Gunſt oder Noth der Könige Abteien häufig in Laienhände. Was ſchon im 8. Jahrhundert habſüchtige Barone von einzelnen Klöſtern erzwungen hatten, bewilligte die Schwäche der Carolinger ihren Parteigängern als Kaufpreis für Treue und Kriegsdienſt, da den Königen über die auf dem Gebiet ihrer Kron- und Hausgüter oder ſonſt durch königliche Milde geſtifteten Abteien (Monasteria regalia) das Patronatrecht ohnehin zuſtand. So hatten bis in das 10. Jahrhundert eine Menge der anſehnlichſten Klöſter auf dem Gebiet der römiſchen Kirche Laienäbte oder Abtgrafen (Abbates milites, Abbacomites), die alle Einkünfte dieſer Pfründen an ſich riſſen. In ſolchen weltlichen Herrn anheimgefallenen Klöſtern mußte die geiſtliche Aufſicht durch beſondere regulirte Unteräbte, Decane oder Prioren geführt werden. Den Prinzen und Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes wurden Abteien als Tafelgüter geſchenkt, die reichſten behielten ſich die Könige ſelbſt vor (ſo war Hugo Capet Abt von St. Denis bei Paris und St. Martin zu Tours), bisweilen fielen Nonnenklöſter auch Männern zu, und Mönchsklöſter vornehmen Frauen. Doch galt dieſer, auch im byzantiniſchen Kaiſerthume eingeriſſene Mißbrauch meiſt nur auf Lebenszeit der damit beſchenkten Laien. Sie hießen Commendaturäbte, weil die Form der Schenkung eine Empfehlung der Klöſter unter ihren Schutz war. Dem Eifer, der im Anfange des 10. Jahrhunderts die Reform des Kloſterlebens betrieb, gelang allmählig die Abſtellung ſolcher Schenkungen an Laien, und man ſah nun ſeltner kriegeriſche Äbte, die in Perſon die Heeresfolge leiſteten, obwohl die unter königlichem Patronat ſtehenden Klöſter noch lange gehalten blieben, ihre Vaſallenpflicht im Kriege durch Contingente an Geld und Leuten abzutragen. Dagegen führten die Obern der Feldgeiſtlichkeit in den Lägern den Titel Feldäbte, wie denn überhaupt der Abtsname im Mittelalter häufig nicht nur zur Bezeichnung obrigkeitlicher (Abbas populi, der Prätor zu Genua) und nicht regulirter geiſtlicher Würden, ſondern auch für die Vorſteher religiöſer und luſtiger (z. B. Abbas cornardorum, stultorum, Narrenabt) Brüderſchaften gebraucht wurde. In Folge jener von Clugny ausgegangenen Reform entſtanden neue Klöſter ohne Äbte, denen der Abt dieſes Stammkloſters der verbeſſerten Benedictiner nur Prioren oder Proabbates, auch Coabbates vorſetzte, die von ihm abhängig blieben. Von andern Orden außer den Benedictinern nennen nur die grauen Mönche von Vallombroſa, die Ciſterzienſer, Bernhardiner, Feuillans, Trappiſten, Grandmontaner, Prämonſtratenſer und einige Congregationen der regulirten Chorherren die Vorſteher ihre Klöſter Äbte. Bei den übrigen Orden ſind die Titel Majores, Ministri, Prioren oder Rectoren für die Superioren üblich. Äbtiſſinnen haben, außer den weiblichen Zweigen der genannten Orden, die Nonnen von Fontevraud und die weltlichen Chorfrauen. Dieſe ſind ſtets unter der Gerichtsbarkeit ihrer Diöceſan-Biſchöfe geblieben, dagegen die Äbte der eximirten Klöſter keinen andern Herrn als den Papſt anerkennen. Die infulirten Äbte genießen das im Mittelalter häufig durch päpſtliche Legaten an Benedictineräbte verliehene Recht, ſich biſchöflicher Titel und Inſignien zu bedienen (vergl. d. Art. Inful). Die biſchöfliche Gewalt mit eignen Diöceſen hatten aber nur wenige derſelben, z. B. die Äbte zu Fulda und Corvey in Deutſchland, zu Montecaſino bei Neapel, zu Catanea und Montereal in Sicilien, in Frankreich keiner. Vor der Periode der Säculariſation gab es, jedoch blos in Deutſchland, gefürſtete Äbte, z. B. zu Fulda, Kempten, St. Emmeran in Regensburg, gefürſtete Äbtiſſinnen zu

Gandersheim, Quedlinburg, Herford, Ober- und Niedermünſter zu Regensburg, weil ſie unter die geiſtlichen Reichsfürſten gehörten, daher auch ihre Abteien 1803 als Fürſtenthümer ſäculariſirt wurden. Die Wahl der Äbte ſteht in der Regel den Capiteln ihrer Klöſter zu, bei den eximirten folgt darauf die päpſtliche, bei den nicht eximirten die biſchöfliche Beſtätigung; doch wurden von Alters her viele Abteien in Italien vom Papſt, und in Frankreich vom Könige vermöge des Patronatrechtes vergeben. Weltgeiſtliche, die dergleichen Pfründen genießen, ohne die Ordensregeln zu beobachten, heißen Säcularäbte, dagegen ihre Vicarien in den Klöſtern ſelbſt, wie alle Äbte, die ſelbſt aus dem Mönchsſtande ſind, Regularäbte. Oft wählten jüngere Söhne vornehmer Familien den weltgeiſtlichen Stand, um durch königliche Gunſt Säcularäbte zu werden und bei einer durch keine Mönchsregel gebundenen Lebensart doch die Einkünfte einer Abtei zu beziehen. Weil man auch ſolche Expectanten Abbés nannte, wurde daraus ein Titel für junge amtloſe Weltgeiſtliche überhaupt, die in Frankreich vor der Revolution in der überall zuläſſigen ſchwarzen Abbékleidung die Geſellſchaften von gutem Tone füllten und ſich den Künſten der gebildeten Unterhaltung widmeten (m. vgl. den Art. Abbé). Seit der Revolution, welche die Abteien in Nationalgüter verwandelte und jenen Expectanten den Gegenſtand ihrer Bewerbungen nahm, hat ſich dies Völkchen in Frankreich ſeltner gemacht. Zahlreich iſt es aber noch in Italien, wo man jeden jungen Gelehrten, der nur die Tonſur, wenn auch ſonſt noch keine Weihen hat, Abbate nennt. Den Abtstitel führen auch evangeliſche Theologen, welche bei ihren geiſtlichen Ämtern Abteien inne haben und daher als Prälaten zu den Landſtänden gehören. Solche Äbte giebt es noch im Würtembergiſchen; in Niederſachſen, wo nach der Reformation mehrere Klöſter zum Beſten der Geiſtlichkeit erhalten worden waren, iſt bei Einziehung derſelben unter franzöſiſch-weſtphäliſcher Herrſchaft dieſe Würde abgeſchafft worden. Die Vorſteher der Klöſter in der griechiſchen Kirche heißen Higumeni, Mandoä und die Generaläbte Archimandriten. E.

Abtakeln, ein Schiff von Geſchütz, Anker und Tauwerk entblößen und das Segelwerk ins Magazin legen, wie ſolches mit den Kriegsſchiffen in Friedenszeiten geſchieht.

Abukir, das alte Canopus, gegenwärtig ein Dorf mit 100 arabiſchen Einwohnern, hat ein feſtes Schloß an der Weſtſeite eines geräumigen, durch eine Landſpitze und mehrere kleine Inſeln gedeckten Meerbuſens, an der ägyptiſchen Küſte, vier Stunden öſtlich von Alexandrien. Dieſer Ort iſt in der neuern Kriegsgeſchichte durch die große Seeſchlacht berühmt geworden, in welcher der engliſche Admiral Nelſon vom 1. bis 3. Auguſt 1798 die franzöſiſche Flotte vernichtete. Es war am 19. Mai 1798, als eine franzöſiſche Flotte aus dem Hafen zu Toulon auslief, um eine Armee unter dem Befehle des Generals Buonaparte nach Ägypten zu führen. Sobald der vor Cadiz kreuzende engliſche Admiral St. Vincent Nachricht davon erhalten hatte, detachirte er den Contreadmiral Nelſon mit vierzehn Linienſchiffen nach dem mittelländiſchen Meere und gab ihm Befehl, die feindliche Flotte aufzuſuchen, und wo er ſie finden würde, anzugreifen. Nach langem vergeblichen Suchen fand Nelſon am 1. Auguſt die feindlichen Schiffe auf der Rhede von Abukir. Augenblicklich gab er das Signal zur Schlacht, und kaum hatten die franzöſiſchen Capitäns, die eben auf dem Admiralſchiffe verſammelt waren, ſich auf ihre Poſten begeben können, als ſchon die erſten engliſchen Schiffe den Angriff begannen. Wiewohl ſich die franzöſiſche Flotte, in eine krumme Linie ge-

ſtellt, ſo nahe als möglich an eine kleine Inſel anſchloß, die durch eine Batterie von Kanonen und Mörſern gedeckt war, ließ dennoch Nelſon plötzlich mit einer unerhörten Verwegenheit die Hälfte ſeiner Flotte zwiſchen der Inſel und der franzöſiſchen Schlachtlinie durchbrechen und an der Landſeite im Rücken derſelben hinunterſegeln, während die andere Hälfte ſich auf ihre Fronte zog und einen Piſtolenſchuß weit davon vor Anker legte, ſo daß die franzöſiſchen Schiffe ſowohl von beiden Bords, als vom Spiegel her angegriffen wurden. Abends halb ſieben Uhr mit Sonnenuntergang begann die fürchterliche Schlacht. Nach einer Stunde waren fünf franzöſiſche Schiffe entmaſtet und genommen. Der franz. Admiral Brueys ward durch eine Kanonenkugel getödtet. Sein Schiff, l'Orient, ſetzte das Feuer noch mit großer Lebhaftigkeit fort, als es plötzlich vom Brand ergriffen ward, der durch keine Anſtrengung gelöſcht werden konnte. Um zehn Uhr flog das prächtige Gebäude von 120 Kanonen in die Luft. Eine gräßliche Pauſe von drei Minuten folgte, indeß die emporgeſchleuderten Trümmer auf die umherſtehenden Schiffe herabfielen. Nur 70 bis 80 Menſchen von 1000 konnten durch Nelſon gerettet werden. Dem tödtlich verwundeten Capit. Caſabianca folgte ſein 12jähriger Sohn freiwillig in den Tod. Darauf ſetzten die übrigen Schiffe die Kanonade bis zum Morgen fort, der die völlige Niederlage der franzöſiſchen Flotte entſchied. Nur zwei Linienſchiffe und zwei Fregatten entkamen nach Malta und Corfu; neun Linienſchiffe waren genommen, eins in die Luft geflogen, und ein anderes nebſt einer Fregatte von den Franzoſen ſelbſt verbrannt, eine Fregatte aber in den Grund gebohrt worden. So war zum zweitenmal Frankreichs Seemacht im mittelländiſchen Meere vernichtet; die brittiſchen Flaggen wehten von Gibraltar bis Alexandrien, und Buonaparte's Verbindung mit Frankreich war abgeſchnitten, deſſen Feinde, von kühnen Hoffnungen beſeelt, im folgen Jahre durch eine neue Coalition ſich verbanden. (Vergl. Ägypten, Landung der Franzoſen.)

Abulfeda (Ismael, bekannt unter dem Namen), Fürſt von Hamah in Sirien, mit dem Beinamen der ſiegreiche König und die Säule der Religion. Dieſer als Geſchichtſchreiber und Geograph berühmte Araber war zu Damascus im J. der Hegira 672 (1273 nach der chriſtl. Zeitr.) geboren. Als ein Sprößling der durch Saladin und glänzende Waffenthaten berühmten Familie der Ajubiten widerſprach er in ſeinen Handlungen dem Adel ſeiner Abkunft nicht. Als Jüngling zeichnete er ſich in verſchiedenen Feldzügen, denen er beiwohnte, durch Tapferkeit aus. Von ſeinem Oheim erbte er das Fürſtenthum Hamah, kam aber wegen Streitigkeiten mit ſeinem Bruder erſt nach einigen Jahren zum Beſitz deſſelben, und blieb darin ungeſtört bis an ſeinen Tod 732 (1331). Alle Schriftſteller, die ſeiner gedenken, ſchildern ihn einſtimmig als einen Fürſten von den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, der eben ſo ſehr im Kriege durch Muth und Tapferkeit, als im Rathe durch Weisheit glänzte. Mitten unter den Regierungsgeſchäften lag er mit Eifer den Studien ob, verſammelte die Gelehrten um ſich, und wandte ſeine Macht und ſeinen Reichthum für die Wiſſenſchaften an. Er ſelbſt beſaß gründliche Kenntniſſe in der Geſchichte, Rechtsgelehrſamkeit, Medicin, Botanik, Mathematik und Aſtronomie, und hat uns die Früchte ſeiner langen Forſchungen in mehreren ſehr ſchätzbaren Werken hinterlaſſen, von denen ſeine Geſchichte des Menſchengeſchlechts und ſeine Geographie unter dem Titel: die wahre Lage der Länder, die berühmteſten ſind. Wir beſitzen mehrere theilweiſe Bearbeitungen,

Überſetzungen und Ausgaben derſelben, namentlich von den Geſchichts-werken: 1. Annales Moslemici arab. et lat. op. et stud. Reiskii 1789—94 5 Vol. 2. De vita et rebus gestis Mohammedis ed. Gagnier, 1723, wozu Schultens ein Auctuarium geliefert hat. Theile ſeiner Geographie verdanken wir Grävius, Reiske, Muratori, Michaelis, Rink, Eichhorn, Roſenmüller, Paulus und Rommel. Abulfeda's eigenhändige Handſchrift iſt in Paris. Er iſt ein zuverläſſiger Schriftſteller, und ſeine Schreibart iſt ſchön.

Abweichung. a) Eines Geſtirns: der zwiſchen dem Geſtirn und dem Äquator enthaltene Bogen des Meridians, der darum hier Abweichungskreis heißt. b) Wegen der verſchiedenen Brechbarkeit der Lichtſtrahlen, ſ. Licht. c) Der Magnetnadel, ſ. d. Art. D. N.

Abweſenheit. Man unterſcheidet in der Jurisprudenz verſchiedene Arten der Abweſenheit oder Entfernung vom Wohnorte, nämlich eine nothwendige und willkührliche; und ſowohl dieſe als jene kann wiederum löblich oder tadelhaft oder gleichgültig ſein. Bei der Lehre von der Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, wobei der Begriff der Abweſenheit auf jedes factiſche Hinderniß, rechtlich zu handeln, als Gefängniß, Irrthum, Geiſteszerrüttung, ausgedehnt wird, hängen die geſetzlichen Beſtimmungen von dieſer Eintheilung ab. Bei der eigenen nothwendigen löblichen oder gleichgültigen Abweſenheit findet, im Fall eines Schadens an dem gegenwärtigen oder künftigen Vermögen, Wiedereinſetzung Statt, es wäre denn, daß die Rechte dritter Perſonen gekränkt würden, oder daß der Abweſende von ſeinem zurückgelaſſenen Bevollmächtigten, weil dieſer nachläſſig geweſen, entſchädigt werden müßte, oder ein ſolcher aus grober Nachläſſigkeit gar nicht ernannt worden wäre. Iſt die Abweſenheit eine nothwendige tadelhafte, ſo findet nur dann Reſtitution Statt, wenn kein Bevollmächtigter zurückgelaſſen werden konnte. Bei der willkührlichen tadelhaften findet niemals Wiedereinſetzung Statt; bei den übrigen Arten aber, wenn die Ernennung eines Bevollmächtigten ohne Schuld des Abweſenden unterblieb, oder der Bevollmächtigte keine Entſchädigung leiſten kann. Gegen die Abweſenheit eines Gegners iſt allemal Reſtitution zu erlangen, es wäre denn, daß dieſer durch einen Bevollmächtigten oder ſonſt wäre vertreten worden. — Der Abweſende, deſſen Aufenthaltsort nicht bekannt iſt, heißt verſchollen, und wird geſetzlich für todt angeſehen, wenn ſeit ſeiner Geburt 70 Jahre verfloſſen ſind.

Abyſſinien, ſ. Afrika und Habeſch.

Abzehrung, ſ. Atrophie.

Abzugsrecht (Jus detractus), auch Abzug, Abſchoß, Abſchied, Abzugsgeld genannt, iſt das Recht der Obrigkeit, von denjenigen Fremden eine Abgabe zu fodern, welche als Erben oder unter einem ſonſtigen Titel Güter und Sachen aus ihrem Gebiete ziehen. In Deutſchland findet man von dieſem Rechte die erſte Spur in den alten braunſchweigiſchen Geſetzen vom Jahre 1232. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ward dieſes bis dahin nur auf fremde Erben eingeſchränkte Recht durch kaiſerliche Privilegien überhaupt auf alles Vermögen ausgedehnt, das von einem Orte zum andern geſchafft wurde. Der wahre und alleinige Grund des Abzugsrechts iſt: Entſchädigung für das entweder außer Landes oder aus einem Orte in den andern gehende Vermögen, welches bisher als ein integrirender Theil des öffentlichen Staatsvermögens oder Ortsvermögens, als eine breite Quelle der Staats- und Ortskräfte angeſehen und behandelt worden iſt. Unter den deutſchen Bundesſtaaten iſt es gegenſeitig aufgehoben worden. X.

Acapulco, eine ſpaniſche Seeſtadt am Auſtralocean im Vice-

königreiche Neuſpanien mit einem vortrefflichen Hafen, aber höchſtens 4000 Einwohnern, berühmt durch die große 30 Tage dauernde Meſſe, die jährlich im December, wenn die Galeone von Manila in ihrem Hafen einläuft und die Schätze Aſiens in Umlauf bringt, gehalten wird. Dann erhebt ſich die Stadt zu einem der lebhafteſten Örter, der jedoch nach Beendigung derſelben ſogleich zu ſeiner vorigen Öde zurückkehrt, indem ein brennendes und tödtliches Klima den längern Aufenthalt in dieſer Stadt verbietet; die bleibenden Einwohner wandeln gleich Geſpenſtern umher.

Acatholici heißen überhaupt diejenigen, welche nicht zur katholiſchen Kirche gehören. In gewiſſen katholiſchen Ländern belegt man beſonders die Proteſtanten mit dieſem Namen, welcher weniger verhaßt iſt.

Accent iſt das Geſetz zur Hebung oder Senkung der Töne. Muſik und Sprachen, welche dieſem Geſetz unterworfen ſind, gingen beide von der Empfindung aus, und wiewohl ſie ſich nachher trennten, und die Muſik Sprache für das Herz blieb, die eigentliche Sprache aber Sprache für den Geiſt wurde; ſo gab es darum letztere nicht auf, auch zu dem Herzen zu reden, und gewiſſe, theils innere, theils äußere Eigenſchaften blieben der Muſik und Sprache gemeinſchaftlich. Beide ſind geſchickt, Empfindungen auszudrücken, und nehmen dabei die bald ſchnelle, bald langſame Bewegung an, welche wir an dieſen wahrnehmen. Dadurch werden ſie einem Zeitmaß unterworfen; und wir unterſcheiden an den Tönen, um ſie gleichmäßig in das Zeitmaß zu fügen, Längen und Kürzen. Um nun eine Empfindung ganz beſtimmt und deutlich auszudrücken, iſt ein Organismus der Töne erfoderlich, welcher dadurch hervorgebracht wird, daß in der nach den Zeitverhältniſſen abgemeſſenen und nach einem Grundton geſtimmten Reihe von Tönen auch eine ſolche Verbindung und Combination ſich finde, welche die Empfindung in ihren verſchiedenen Beziehungen und Modificationen darſtellt, Haupt- und Nebenſachen richtig unterſcheidet, das Minderwichtige dem Wichtigen unterordnet, und das Bedeutende ſtets gehörig heraushebt. Dadurch wird eine Folge von Tönen zum muſikaliſchen Satze, der einen beſtimmten Sinn in ſich ſchließt, und eben um dieſen auszudrücken, auf die Bedeutung und Wichtigkeit einzelner Töne in ihrem Zuſammenhange beſondere Rückſicht nimmt. Die Auszeichnung der Töne aber nach dem Grad ihrer Bedeutung iſt es, was man Accent, Betonung, nennt. Man unterſcheidet den geſchärften oder ſteigenden Accent (acutus), den ſchweren oder ſinkenden (gravis) und den gedehnten (circumflexus). Der gedehnte Accent trifft einen an und für ſich ſchon langen Ton oder Sylbe; der ſchwere zeigt eigentlich nur Mangel an Betonung an; und ſo bleibt als Auszeichnung im Ton nur der geſchärfte übrig, indem er auch einem gedehnten Tone Auszeichnung geben oder nehmen kann. Daher belegt man ihn vorzugsweiſe mit dem Namen Accent. Die Urſachen aber, einen Ton durch den Accent auszuzeichnen und länger bei ihm zu verweilen, als ſeine beſtimmte Zeitdauer zu fodern berechtigt iſt, ſind entweder mechaniſche oder rhythmiſche oder bezeichnende. Dem gemäß unterſcheidet man den grammatiſchen und oratoriſchen, oder den Wort- und Redeaccent: jener beruht auf mechaniſchen und phyſiſchen Urſachen, dieſer hat den Zweck der Beziehung. Die bei jedem obwaltenden Geſetze ſind kürzlich folgende. Den grammatiſchen oder Wortaccent bekommt eine Sylbe oder ein Ton von natürlicher Länge. Zwei Urſachen aber ſind es, welche eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen auszeichnen können: ihre mechaniſche Bildung und ihre Bedeutung. In prächtig muß die Stimme aus mechaniſchen Urſachen auf der erſten Sylbe länger verwei-

len als auf der zweiten, und mithin wird jene Sylbe mehr hervorgehoben. In Wörtern mit Vor- oder Nach-, Ableitungs- oder Beugungsſylben fällt in unſerer Sprache der Hauptton allemal auf die Stammſylbe; es entſcheidet mithin nicht das Maß, ſondern die Bedeutung. Wiewohl dieſe nun eigentlich nicht in Betracht kommt, ſondern blos die Compoſition des Wortes aus verſchiedenen Tonelementen und die daraus nothwendig hervorgehende Zeitmeſſung verbundener Töne; ſo iſt es doch wichtig, ſie zu bemerken, indem ſich die Frage, ob der Accent nothwendig und unveränderlich an die Zeitmeſſung gebunden ſei, ob es keinen andern als einen Quantitätsaccent gebe, zum Theil ſchon daraus beantworten läßt. Der oratoriſche oder Redeaccent ſoll dem Vortrag ſeine Beſtimmung, Klarheit und Deutlichkeit geben; er hebt daher in der Rede das bedeutendſte Wort, und in dem Worte ſelbſt die bedeutendſte Sylbe heraus. Ohne ſich in der Sprache an die Quantität des Worts, und in der Muſik an einen beſtimmten Theil ihres Tacts zu binden, verweilt er mit Nachdruck bei dem Bedeutenden, und eilt, um dieſen Nachdruck deſto mehr zu verſtärken, an dem, wenn auch ſonſt Bedeutenden, doch eben jetzt Unbedeutenden ſchnell vorüber. Aus dem Geſagten geht hervor, daß der Wort- und Redeaccent nach Willkühr zuſammenfalle oder getrennt werden könne. Fragt man nun, ob der Redeaccent den Wortaccent gar aufhebe; ob nicht durch ihn die Quantität, Sylbenzeit und Zeitmeſſung verloren gehe; und ob eben darum nicht der Wohllaut unter dem Redeaccent leide, ſo kommen bei Beantwortung dieſer Frage, in welcher das Geheimniß der Proſodie überhaupt und der Unterſchied zwiſchen der unſern und der Proſodie der Alten insbeſondere liegt, folgende Puncte in Betracht: 1. Wenn der Accent mit einer aus mechaniſchen Urſachen langen Sylbe zuſammentrifft, ſo hebt er dieſe Sylbe noch, und giebt ihr zu ihrer Dehnung auch Höhe; 2. der Accent macht eine unveränderliche lange Sylbe nicht zur kurzen, raubt ihr aber, wenn ſie unmittelbar auf die Accentſylbe folgt, etwas von der Länge. Die Quantität kann daher, wenn ſie nicht mit dem Accent zuſammenfällt, durch dieſen etwas verdunkelt werden; 3. der Accent, wenn er ſchon eine unveränderliche Länge nicht zur Kürze machen kann, macht doch verhältnißmäßige Kürzen und Längen; 4. auf unveränderliche Kürzen kann der Accent nie fallen. — Dies ſind die Regeln, welche nicht allein für den Verskünſtler, ſondern auch für den Declamator und Schauſpieler, in ſo fern auch er Declamator iſt, von größter Wichtigkeit ſind, deren weitere Ausführung aber hier zu weitläuftig ſeyn würde. (Vergl. Proſodie.)

Acceptant heißt der, welcher einen auf ihn gezogenen Wechſel für gültig erkennt, und ſich zur Zahlung deſſelben, durch ſeine Unterſchrift, wodurch gegen ihn das Wechſelrecht begründet wird, verbindlich macht. Daher Acceptation. Acceptation per honor di lettera iſt die Annehmung eines Wechſels von Seiten eines Dritten zu Gunſten und zur Ehre des Ausſtellers oder eines der Indoſſenten, welche zu dieſem Endzweck ſolche dritte Perſonen als Nothadreſſen unten auf den Wechſeln zu notiren pflegen, gemeiniglich mit dem Ausdruck: nöthigen Falls bei N. N. (au besoin chez....). Über Acceptation und Acceptationszeit ſ. Wechſel und Wechſelrecht.

Acceſſit, der zweite Preis, welchen bei Preisaufgaben diejenige Arbeit erhält, die nach der, welche den Sieg davon getragen, für die beſte erklärt wird.

Accidens, 1. die zufällige, nicht weſentliche Eigenſchaft einer Perſon oder Sache, z. B. reich, ſchön ſein. Accidentell, zufällig. Daher auch Accidentia, zufällige, nicht genau vorher zu be-

ſtimmende Einnahme. 2. Wird dieſes Wort bei den Philoſophen der *Subſtanz* (dem bloßen Weſen) entgegengeſetzt, und bezeichnet die Art und Weiſe des Seins der Subſtanz. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Entgegenſetzung auf abgezogenen Begriffen beruhe, denn in der Wirklichkeit läßt ſich keine Subſtanz von einer gewiſſen Art und Weiſe ihres Seins abgeſondert denken.

Acciſe iſt eine Hauptgattung der Conſumtionsſteuer; ſie heißt zuweilen auch Impoſt, Aufſchlag, Zieſe ꝛc. und wird beſonders auf Lebensmittel gelegt. Die Begriffe von Acciſe, Licent und Zoll ſind in den wenigſten Ländern wiſſenſchaftlich ſtreng geſondert, daher es faſt unmöglich iſt, von der Acciſe eine auf alle Länder anwendbare Erklärung zu geben; immer aber iſt dieſelbe eine Conſumtionsſteuer und was von der letztern überhaupt gilt, muß auch von dieſer einzelnen Gattung derſelben insbeſondere gelten. Die Acciſe iſt entweder eine *allgemeine*, *Univerſal-Acciſe*, welche ſich auf alle Gegenſtände der Conſumtion erſtreckt, oder eine *beſondere*, *Particular-Acciſe*, welche nur von einigen Gegenſtänden der Conſumtion entrichtet wird. Dieſe letzte ward ſchon im Königreiche Sachſen auf dem Landtage zu Leipzig 1438 unter dem Namen *Zieſe* eingeführt und auf dem Landtage zu Grimma 1440 vermehrt, aber die vollkommne Ausbildung der Univerſal-Acciſe erfolgte in *Frankreich* und ward hierauf in *Holland* bald nach der Entſtehung der Republik, in den *brandenburgiſchen* Staaten unter dem Churfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen 1635 im 17., in Sachſen aber zu Anfange des 18. Jahrhunderts eingeführt. In Beziehung auf die Gegenſtände der Beſteurung hat man die Acciſe in *Land-Acciſe* und in *General-Acciſe* oder *General-Conſumtions-Acciſe* abgetheilt. Die Einführung der Land-Acciſe erfolgte in Sachſen auf dem Landtage zu Dresden 1640 und ward 1641 zuerſt ausgeſchrieben; ſie wird von allen aus dem Auslande nach Sachſen eingeführten Waaren entrichtet; die General-Conſumtions-Acciſe führte man nach brandenburgiſchen Grundſätzen 1701 ein, und ſie muß von allen rohen und veredelten Producten bei dem Eingange in die Städte und auf dem Lande gegeben werden. (Vgl. d. Art. *Conſumtionsſteuer*, *indirecte Abgaben*, *Zoll*.) KM.

Accommodation iſt eigentlich die Anpaſſung einer Sache an eine andere, oder die Einrichtung derſelben zu einem gewiſſen Zwecke (von accommodare, anpaſſen, einrichten, bequemen). Man braucht aber jenes Wort vornehmlich in dreierlei Bedeutung: 1. in Anſehung *des geſelligen Umgangs*, wenn jemand ſein Verhalten nach den Wünſchen oder Launen eines Andern einrichtet; 2. in Anſehung des *Unterrichts*, wenn Jemand in ſeiner Lehre ſich zu den Anſichten oder der Faſſungskraft eines Andern herabläßt; 3. in Anſehung der *Auslegung*, wenn jemand den Sinn einer Schrift ſo erklärt, wie es den eignen An- und Abſichten des Auslegers gemäß iſt. In der Theologie nimmt man das Wort hauptſächlich in den beiden letzten Bedeutungen. Es behaupten nämlich viele Theologen, daß Jeſus und die Apoſtel nicht immer ihre Meinung über gewiſſe Dinge gerade herausgeſagt, ſondern, um Anſtoß zu vermeiden, einiges verſchwiegen, andres ſo vorgetragen hätten, wie ſie glaubten, daß es ihren theils noch rohen, theils vorurtheilsvollen Zeitgenoſſen am verſtändlichſten und beifälligſten ſein würde. Dies nennen ſie dann Accommodation von Seiten Jeſu und der Apoſtel; wogegen andere Theologen behaupten, daß eine ſolche Accommodation nicht als eine bloße Herablaſſung, ſondern als eine Art von Täuſchung zu betrachten ſein würde, die ſich mit dem Charakter jener Perſonen nicht vereinigen laſſe. Wer aber eine ſolche Accommodation annimmt, der nimmt und erklärt auch viele Ausſprüche Jeſu und

der Apoſtel in einem andern Sinne, als es der bloße Wortverſtand mit ſich bringen würde. Und dies heißt dann Accommodation von Seiten des Auslegers, wiewohl dieſe Accommodation viel weiter gehen kann, ſo daß ſie ſich in eine bloße Bequemung der heiligen Schrift nach dem Sinne des Auslegers verwandelt. Es iſt alſo offenbar etwas ganz anders, wenn man ſagt, Jeſus und die Apoſtel haben ſich der Denkart ihrer Zeitgenoſſen accommodirt, als wenn man ſagt, ein Ausleger habe die Ausſprüche jener Männer oder überhaupt die heilge Schrift ſeiner eignen Denkart accommodirt. Das letzte wird oft auch mit einem mildern Ausdrucke Accommodation nach den Bedürfniſſen des Zeitalters genannt, weil jeder Menſch ein natürliches Beſtreben hat, das Gepräge ſeiner Denkart dem Zeitalter aufzudrücken. D.

Accompagnement, ſ. Begleitung.

Accord bedeutet Zuſammenſtimmung, Zuſammenklang, Vertrag. In zwei ſchönen Künſten kommt dieſer Kunſtausdruck vor: in der Mahlerei und Muſik, wovon der Grund in einer gewiſſen Analogie der Farben und Töne liegt. In der Mahlerei wird Accord von einer ſolchen Farbengebung gebraucht, worin kein Theil mit dem andern und mit dem Ganzen, weder einen ſchreienden Contraſt macht, noch in gänzlichem Widerſpruch ſteht. Im engern Sinn bezeichnet er eine ſolche Beſchaffenheit des Colorits, worin die neben einander liegenden Farben ſich unterſtützen, und die Hauptfarben in ſolche Zwiſchenweiten geſetzt ſind, daß das Ganze nicht fleckig und grell erſcheint. Die Erfahrung lehrt, daß das Auge die Zuſammenſtellung gewiſſer Farben nicht erträgt, während es bei andern einen leichten und gefälligen Übergang findet; jene erſcheinen abgeſchnitten, dieſe zuſammenhängend; man könnte ſie Diſſonanzen und Conſonanzen nennen. Aus ſolchen Farbendiſſonanzen nun kann durch Mittelfarben, welche der Zuſammenſtellung das Harte und Grelle nehmen, eine Art von Conſonanzen entſtehen, und dieſe Conſonanzen, worin das ſonſt Widerſtreitende ſich verträgt, nennt man Accorde. Die Anwendung des Geſagten auf die Muſik iſt leicht. Was in der Mahlerei von Farben, das gilt hier von Tönen, deren Widerſtreit in vielſtimmigen Stücken ebenfals durch die Accorde aufgelöſ't wird. Man unterſcheidet conſonirende und diſſonirende Accorde. Unter jenen verſteht man Tonverbindungen, die das Ohr für angenehm, unter dieſen ſolche, die es für minder angenehm erkennt, und die ein Verlangen nach mehrerem Wohlklang erregen. Die conſonirenden Accorde beſtehen aus Intervallen, die gegen den Grundton und gegen ſich ſelbſt conſoniren. Der vollkommenſte conſonirende Accord, den man darum auch den conſonirenden Grundaccord nennt, iſt der harmoniſche Dreiklang, der aus dem Grundton, deſſen Terzie und reiner Quinte beſteht, und die ſich mithin zu einander verhalten wie c, e, g. Iſt die Terzie groß, ſo nennt man ihn den harten, iſt ſie klein, den weichen Dreiklang. Aus den Verſetzungen oder Umkehrungen dieſer Dreiklänge entſtehen alle übrigen conſonirenden Accorde. Der diſſonirenden Accorde giebt es drei Arten: 1. zufällig diſſonirende, oder ſolche, die durch Aufhaltung einer Conſonanz entſtehen; 2. weſentlich diſſonirende, d. i. ſolche, wo die Diſſonanz nicht die Stelle einer Conſonanz vertritt, oder wobei keine Aufhaltung einer vorhergehenden Conſonanz auf den Grundton des folgenden Accordes Statt findet; 3. durch eine zufällige Diſſonanz aufgehaltene, weſentlich diſſonirende Accorde.

Accord in Concursſachen, ſ. Falliment.

Achäer waren eigentlich die Bewohner der Landſchaft Achaja im Peloponnes, allein ſehr häufig, beſonders bei Homer, wird dieſer

Name allen Griechen beigelegt. Achäus, ein Sohn des Xuthus und der Kreuſa, ging mit einer Anzahl Leute nach Theſſalien, wurde aber bald wieder verdrängt und nach dem Peloponnes zurückzugehn genöthigt, worauf er ſich in Lacedämon und Argos niederließ, deren Einwohner nun Achäer genannt wurden. Bei der Belagerung Troja's waren die Achäer unter den belagernden griechiſchen Völkerſchaften die zahlreichſten und vornehmſten. Nach Eroberung dieſer Stadt begaben ſie ſich, von den Doriern vertrieben, nach Jonien (der Nordküſte des Peloponnes), nannten nun dieſes Land Achaja, und errichteten eine Republik, die beſonders nachher durch den achäiſchen Bund berühmt wurde, welchen erſt nur einige Städte, zu Behauptung ihrer Sicherheit und Unabhängigkeit, ſchloſſen, dem aber nachher alle übrigen Städte Achaja's, ja auch Athen, Megara u. a. m. (nur Sparta nicht) beitraten und welcher ſich außerordentlich mächtig machte, auch in viele Kriege, beſonders mit den Ätoliern, verwickelt wurde. Die Römer waren es endlich, welche dieſen Bund erſt ſchwächten, ſpäter aber, bei den mit Sparta entſtandenen Streitigkeiten und dem dadurch ausgebrochenen achäiſchen Krieg, durch Korinths Zerſtörung (vor Ch. 146, im J. Roms 608.) auflöſ'ten, und mit ihm der griechiſchen Freiheit ein Ende machten. Die Staaten dieſes achäiſchen Bundes wurden zu einer römiſchen Provinz unter dem Namen Achaja gemacht. (S. Griechenland.)

Achat, bei den neuern Naturkennern ein allgemeiner und ziemlich unbeſtimmter Geſchlechtsname aller feinen Halbedelſteine, welche verſchiedene, ſowohl einfache als vermiſchte Farben haben und eine feine Politur annehmen. Gemeiniglich iſt Jaspis, Chalcedon, auch Quarz, mit dem Achat verwachſen; daher kommen die verſchiedenen Farben deſſelben, wie auch die verſchiedenen Namen, die er führt, als: wenn er milchweiß und wenig durchſichtig iſt, Chalcedon; wenn er roth iſt, Carneol; wenn er bleichroth iſt, mit Streifen, Sarder oder Sardonix; wenn er einen weißen Grund und rothe Streifen hat, St. Stephansſtein; wenn er aus verſchiedenen gefärbten Lagen und Schichten beſteht, die unter einander verwebt ſind, Onyx; wenn er vielfarbig iſt und die Farben ſich dem Auge abwechſelnd zeigen, ſo heißt derſelbe Opal, und wenn er mit Jaspis vermiſcht gefunden wird, Jaspachat. Der ſchönſte kommt aus Indien und Sicilien; auch findet man ihn von allen Farben in Böhmen, Sachſen, Heſſen und Franken; ebenfalls giebt es allerlei achatartige Verſteinerungen, dergleichen in dem Erzgebirge vornehmlich angetroffen werden.

Achelöus, der Grenzfluß zwiſchen Ätolien und Akarnanien, auf dem Pindus entſpringend. Als Flußgott iſt Achelous berühmt. Heſiodus nennt ihn einen Sohn des Oceanus und der Thetis, Andere anders. Er kämpfte mit Herkules um die Dejanira (ſ. d. Art.), verwandelte ſich, als dieſer ihn zu Boden geworfen, in eine fürchterliche Schlange, dann in einen Stier, und flüchtete, nachdem er ein Horn verloren, beſchämt in die Wellen ſeines Fluſſes. Aus dem abgebrochenen Horne, erzählt man, machten die Nymphen das Horn des Überfluſſes. Er war der Vater der Sirenen (ſ. d.)

Achenwall (Gottfried), geboren zu Elbing in Preußen den 20. October 1719, hat ſich als Schöpfer einer neuen Wiſſenſchaft, der Statiſtik, merkwürdig gemacht. Er ſtudirte in Jena, Halle und Leipzig. Im J. 1746 ließ er ſich in Marburg nieder und las Geſchichte, Natur- und Völkerrecht und endlich Statiſtik, von der er damals erſt anfing, ſich eine klare und beſtimmte Idee zu bilden. Im J. 1748 begab er ſich nach Göttingen, wo er einige Jahre darauf Profeſſor wurde.

Bei dieſer Univerſität blieb er bis an ſeinen Tod, der den 1. Mai 1772 erfolgte. Achenwall hat verſchiedene Reiſen gemacht in die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und mehrere Werke herausgegeben: über die Geſchichte der europäiſchen Staaten, Staatsrecht, Staatswirthſchaft und einige Schriften die für ſeine Zuhörer beſtimmt waren. Die meiſten haben mehrere Auflagen erlebt die er jederzeit mit angeſtrengtem Fleiß verbeſſerte. In ſeinen Vorleſungen und hiſtoriſchen Arbeiten bemühte er ſich hauptſächlich, mitten in den auf einander folgenden Begebenheiten, welche die Jahrbücher der Völker darbieten alles feſt zu halten, was zur Bildung und Entwickelung ihres Zuſtandes und ihrer politiſchen Exiſtenz hatte beitragen können. Sein Hauptverdienſt bleibt, daß er die Wiſſenſchaft, deren Zweck es iſt, ſyſtematiſch die Natur und Maſſe der thätigen Kräfte eines Staats kennen zu lehren, und daraus Quellen und Mittel des phyſiſchen und moraliſchen Wohlſtandes zu ziehen, in eine beſtimmte und feſte Form brachte, und aus einem neuen und lichtvollen Geſichtspuncte betrachtete. Er gab ihr den Namen Statiſtik (ſ. d. Art.). Achenwalls letztes Werk führt den Titel: Bemerkungen über die Finanzen Frankreichs Sein vornehmſter Schüler, und zugleich ſein Nachfolger auf der Univerſität Göttingen, war Schlözer.

Acheron war bei den Alten einer der Flüſſe der Unterwelt, über welchen Charon die Seelen der Verſtorbenen in einem Kahne überfuhr, und dafür ein Fährgeld bekam, zu welchem Behufe man dem Todten einen Obolus unter die Zunge zu ſtecken pflegte. Aber nur diejenigen Schatten, welche auf dieſer Welt ein Begräbniß, oder wenigſtens etwas Erde auf den Körper erhalten hatten, wurden über den Fluß gefahren; außerdem mußten ſie ein ganzes Jahrhundert am Ufer herumirren. Nahe am Fluſſe war die Höhle des Cerberus.

Achilles, ein Sohn des Peleus, Königs der Myrmidonen in Theſſalien, und der Thetis, einer Tochter des Nereus, und Enkel des Äakus. Seine Mutter tauchte ihn in das Waſſer des Styx wodurch ſein ganzer Körper bis auf die Ferſe, an welcher ſie ihn gehalten hatte, unverwundbar ward. Es war von ihm prophezeit worden, daß er zwar vor Troja ſich unſterblichen Ruhm erwerben, aber auch ſeinen Tod daſelbſt finden werde, dagegen würde er eines langen Lebens genießen, wenn er zu Hauſe bliebe. Um ihn den Auffoderungen, an dem Kriege gegen Troja Theil zu nehmen, zu entziehen, brachte Thetis den neunjährigen Knaben in Mädchenkleidern und unter dem Namen Pyrrha an den Hof des Königs von Skyros, Lykomedes, wo er mit deſſen Töchtern erzogen wurde. Der Wahrſager Kalchas aber verkündigte den Griechen, daß ohne den Achilles Troja nicht erobert werden könne. Man forſchte allenthalben nach ſeinem Aufenthalt, bis der an Liſten unerſchöpfliche Ulyſſes ihn entdeckte Dieſer erſchien an dem Hofe des Lykomedes als Handelsmann, und bot des Königs Töchtern Waaren feil, unter denen auch Waffen waren. Die Fürſtinnen griffen nach weiblichen Gegenſtänden, Achilles aber nach den Waffen. Jetzt ward es nicht ſchwer, den feurigen, ruhmbegierigen Helden zu vermögen, mit den übrigen Fürſten Griechenlands Troja zu bekriegen. Phönix und der Centaur Chiron waren ſeine Lehrer geweſen. Dieſer hatte ihn in der Heilkunde, in der Muſik und im Reiten unterrichtet; jener aber war ſein eigentlicher Erzieher und folgte ihm vor Troja, um ihn zu einem trefflichen Redner und tapfern Krieger zu bilden. Achilles erſcheint in der Ilias, deren Hauptheld er iſt, nicht nur als der tapferſte, ſondern auch als der ſchönſte der Griechen. Er führte funfzig Schiffe der

Myrmidonen, Achäer und Hellenen nach Troja und zerſtörte 12 Städte mit der Flotte und 11 zu Lande. Juno und Minerva ſchützten ihn als ihren Liebling. Entzweit mit Agamemnon, den ſämmtliche Fürſten zu ihrem Oberhaupt erwählt hatten, entzog er ſich dem Kampf, und ließ es ruhig geſchehen, daß Hektor an der Spitze ſeiner Trojaner die griechiſchen Scharen in männermordender Feldſchlacht dahinraffte. Denn unverſöhnlich zürnte er dem Könige um der Briseïs (der Tochter des Briſes und Gemahlin des Königs Mynes von Lyrneſſus) willen, welche dieſer ihm, dem ſie bei der Verlooſung der Beute zu Theil geworden, wieder genommen hatte, zum Erſatz für die Chryseïs (die Tochter des Chryſes, eines Prieſters des Apoll), die auf ſeinen Antheil gefallen, die er aber dem Vater hatte zurückgeben müſſen, um die Verheerungen der von Apollo auf des Greiſes, ſeines Prieſters, Flehen über die Griechen geſandten Peſt abzuwenden. — Nicht die Bedrängniß der Griechen, nicht Agamemnons Anerbietungen beugten ſeinen Zorn; doch erlaubte er ſeinem Freunde Patroklus, in ſeiner eignen Rüſtung und mit ſeinen Kriegern in die Schlacht zu gehen. Patroklus fiel von Hektors Arm; und jetzt, den Tod des Freundes zu rächen, zog Achilles wieder in den Kampf. Thetis ſelbſt brachte ihm neue köſtliche Waffen, welche Vulkan ihm bereitet hatte, und unter welchen der Schild beſonders kunſtreich war. Er verſöhnte ſich mit Agamemnon, indem er die dargebotenen Geſchenke annahm, und eilte, von Minerva mit Nektar und Ambroſia geſtärkt, in das Treffen. Die Trojaner fliehen und ſtürzen ſich zum Theil in den Fluß Xanthus, wohin Achilles ſie verfolgt. Die Leichname hemmen die Wellen des Flußgottes, welcher, des Gemetzels müde, Stillſtand gebietet. Da jener aber nicht gehorcht, erhebt er brüllend ſeine Fluthen und ſtürzt ſich auf Achilles los. Von Neptun und Minerva angefeuert, ſtellt ſich der Fliehende dem Xanthus entgegen; dieſer aber ruft den Simoïs mit ſeinen Gewäſſern zu Hülfe. Da ſendet Juno den Vulkan und den Hauch des Zephyrus und Notus, welche den Flußgott in ſein Ufer zurückdrängen. Achilles aber verfolgt die Trojaner nach der Stadt, und hätte dieſe jetzt erobert, wäre er nicht von Apollo verhindert worden. Hektor allein ſtand noch vor dem ſkäiſchen Thore, floh dreimal, von Achilles verfolgt, um die Stadt, und bot ſich endlich dem Kampfe dar. Er fällt; Achilles ſchleift den Leichnam des Helden um die Stadt, und liefert ihn endlich dem bittenden Priamus gegen ein Löſegeld aus. — Hiemit ſchließt die Erzählung Homers. — Achilles fernere Geſchichte wird alſo erzählt. Von Liebe zu Polyxena, des Priamus Tochter, entbrannt, erbat und erhielt er dieſelbe zur Gattin; er verſprach dagegen Troja zu vertheidigen. Als er ſich aber in den Tempel Apollo's begeben hatte, um dort ſeine Verbindung zu feiern, erlegte ihn Paris, der ihn mit einem Pfeil in der Ferſe verwundete. Nach Andern war es Apoll, der ihn tödtete oder doch den Pfeil des Paris lenkte. Um ſeinen Leichnam aber entſtand ein blutiger Kampf.

Achilles Tatius, ein griechiſcher Romandichter oder ſogenannter Erotiker, war zu Alexandria geboren und lebte muthmaßlich zu Ende des dritten und zu Anfang des vierten Jahrhunderts. Er ging von der griechiſchen zur chriſtlichen Religion über und erlangte die Würde eines Biſchofs. Außer einer Schrift über die Sphäre, beſitzen wir von ihm einen Roman in acht Büchern: die Liebe Klitophons und Leucippe's, der in Hinſicht auf Inhalt und Darſtellung nicht ohne Intereſſe iſt und einzelne meiſterhafte Züge enthält. Die Sprache iſt rein und fließend, der Vortrag blühend und reich. Ge-

gen den Vorwurf der Obſcönität, der dem Werke wohl gemacht worden, wendet ein griechiſches Epigramm mit Recht ein, daß der Zweck deſſelben zu erwägen ſei; dieſer aber ſei kein anderer, als Maß in den Begierden zu lehren, den unbeſonnenen Leidenſchaften ihre Strafe, der Keuſchheit ihren Lohn zu geben. Die beſten Ausgaben ſind, Leyden 1646, 12. mit Salmaſius Noten, Leipzig 1776 von Bode und Zweibrücken 1792 von Mitſcherlich.

Achmet III., türkiſcher Kaiſer, Sohn Mahomets IV. Er beſtieg 1703 den türkiſchen Thron, und ſtarb 1736. Man ſehe über ihn d. Art. Osmaniſches Reich, Peter der Große und Carl XII.

Achromatiſch, farblos. Der weißfarbig erſcheinende Lichtſtrahl iſt aus mehreren buntfarbigen Lichtſtrahlen von verſchiedener Brechbarkeit zuſammengeſetzt. Fällt daher ein ſolcher Strahl auf das Glas eines gewöhnlichen Fernrohrs, ſo entſtehen farbige Ränder. Dollond (ſ. d. Art.) erfand Fernröhren, die dieſem Fehler nicht unterworfen ſind und deßhalb achromatiſche heißen. Er und ſein Sohn, ferner Ramsden, Pyeſinch und jetzt Reichenbach in München ſind als Verfertiger ſolcher Inſtrumente am berühmteſten. Die Inſtrumente des Letztern übertreffen ſelbſt die engliſchen. S. den eignen Artikel.

Acht heißt die Verfolgung eines Verbrechers oder der Ausſpruch eines Richters, durch welchen ein Mitglied eines Staats von den ihm im Staate zuſtehenden Rechten ausgeſchloſſen wird. (S. Reichsacht.)

Acidum, ſ. Säure.

Acker, eigentlich der Boden, welcher landwirthſchaftlich bearbeitet und zur Erziehung der Kulturpflanzen benutzt wird. Genau genommen bedient man ſich dieſes Ausdrucks zum Gegenſatze der Gärten, der Holzungen, Wieſen, Triften, Aenger ꝛc. So ſagt man z. B. das Landgut A. hat wenig Acker, aber viele Wieſen, Holzungen ꝛc. Immer wird dabei vorausgeſetzt, daß der Boden in Kultur genommen ſei, und mit den gebräuchlichen Geräthen (Ackerwerkzeugen, Ackergeräthe) bearbeitet, d. i. beſtellt werde. Wenn der Acker auch insbeſondre zum Getreidebau benutzt wird, ſo werden doch andere Gewächſe nicht ausgeſchloſſen, z. B. die behackten Früchte, Fabrik- und Handelspflanzen, wie Flachs, Tabak, Kamillen, man ſagt alsdann Tabaksacker ꝛc. Der Landwirth theilt den Acker mannichfaltig ein, z. B. hinſichtlich ſeiner Ertragsfähigkeit in guten, ſchlechten, hinſichtlich ſeiner Beſtandtheile, ſeiner Lage, ſeiner Triefe ꝛc. — Uneigentlich gebraucht man dieſen Ausdruck auch ſtatt Feld, Erde, Erdreich, Land, womit man, genau genommen, aber ganz andere beſtimmte Begriffe verbindet. Den Acker bearbeiten heißt ackern, was im Großen mit dem Pfluge, dem Haken, dem Exſtirpator, der Egge und der Walze, im Kleinen mit dem Spaten, dem Karſten und dem Harken geſchieht. Pl.

Acker, ein Feldmaß, das hauptſächlich nur in Sachſen und in England vorkommt. Ein ſächſiſcher Acker hält 300 Quadratruthen, dagegen iſt ein engliſcher Acker (Acre) gleich einem Magdeburger Morgen, $104\frac{8}{10}$ Quadratruthen. Anderwärts mißt man das Feld nach Morgen, Juchart, Tagewerken u. ſ. w.

Ackerbau (uneigentlich auch Feldbau, Landbau, Feldwirthſchaft), iſt derjenige Theil der Landwirthſchaft, welcher das geſammte Ackerweſen in ſich begreift. Der Zweck iſt, den Acker durch die Kunſt in Stand zu ſetzen, daß er nicht nur die größtmögliche Menge der

landwirthſchaftlichen Pflanzen, ſondern dieſe auch in der beſten Qualität hervorbringen kann. So einfach der Ackerbau den Unkundigen immer ſcheinen muß, ſo iſt doch ſeine Lehre, d. i. ſeine wiſſenſchaftliche Darſtellung, dermaßen umfaſſend, daß ſie die ſämmtlichen Naturwiſſenſchaften, als hauptſächlich Pflanzenkunde (Botanik), Mineralogie, Chemie und Phyſik, und aus der Mathematik beſonders Geometrie, Mechanik, Hydraulik ꝛc. vorausſetzt. Die Zuſammenſtellung der durch die Erfahrung aufgenommenen und durch die Wiſſenſchaften bewieſenen Lehrſätze oder Regeln heißt die Ackerbauwiſſenſchaft, dieſe angewandt die Ackerbaukunſt. Betrachten wir auf der andern Seite die große Wirkung des Ackerbaues in ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, ſo entgeht uns nicht, daß in allen kultivirten und einigermaßen bevölkerten Ländern die hauptſächlichſten Subſiſtenzmittel daraus hervorgehen. Es iſt darum auch nicht zu verwundern, wenn ganze Völkerſchaften Perſonen, die im Ackerbau neue einflußreiche Erfindungen machten, oder ſie bei ihnen einführten, göttlich verehrten, z. B. die Ägyptier den Oſiris, die Sicilianer die Ceres oder Iſis, die Römer den Saturn ꝛc. In Ägypten iſt der Ackerbau am mehrſten gewürdigt worden, hier machte der Ackerbauerſtand den erſten des Volks aus. Die Wiſſenſchaften ſelbſt wurden nach der Anwendung, die ſie beim Ackerbaue fanden, benannt, z. B. die Kunſt, Körper zu meſſen, Geometrie, alſo Feldmeßkunſt. Dieſes Land verſorgte einſt, ſo lange nämlich der Ackerbau die immer nöthige Unterſtützung erhielt, mit dem Überfluſſe ſeiner Producte bei eigner ſtarken Volkszahl manches andere Land; und jetzt, da der Ackerbauer daſelbſt Verachtung trägt, iſt dieſes Land zur Sandwüſte herabgeſunken. Was man in Europa bis jetzt zur Aufhülfe des Ackerbaues that, verdient in Betracht ſeiner Wichtigkeit, kaum einer Erwähnung, aber deſto mehr das ſyſtematiſche Verfahren, denſelben zu unterdrücken, Tadel, und muß als ein Beweis angeſehen werden, daß man bei hoher Bildung höchſt einſeitig ſein kann. — Beim Ackerbau kommen hauptſächlich folgende Puncte in Betracht: die Urbarmachung; ſie wird bewirkt durch Wegräumung der Bäume, Sträucher und anderer Pflanzen, und geſchieht durch Rodung, und bei den letztern durch Abbrennen, welches man das Schwenden nennt, durch Wegſchaffen oder Verſenken der großen Steine; tiefliegende Plätze werden durch mehr oder minder umſtändliche Vorrichtungen entwäſſert oder trocken gelegt. Minder koſtſpielig und umſtändlich werden neue Äcker durch das bloße Aufbrechen mit Ackerwerkzeugen, Pflug und Haken oder beſonders dazu geeigneten Maſchinen wie der Raſenſchäler, gewonnen. Da ſelten ein neuer Acker eben genug liegt, um in der Folge gehörig bearbeitet zu werden, ſo gehört hieher auch noch das Einebnen, wodurch nämlich die ſchroffen Anhöhen abgeſtoßen, und die tiefen Stellen ausgefüllt werden. Ein ſolcher Acker, der nun Neubruch heißt, bedarf überdieß noch mancher Behandlung, ehe er mit Pflanzen beſtellt werden kann. Hieher gehört, daß ihm durch wiederholtes Anwenden der Ackergeräthe eine egale, d. i. gleichtiefe und wohlgemengte Krume verſchafft werde. Denn wenn die Pflanzen mit ihren Wurzeln auf Roherde ſtoßen, ſo werden ſie krank und ſterben alsbald ab. Roherde heißt nämlich das Erdreich, welches von der Luft nicht durchdrungen worden iſt. Dieſe Beſchaffenheit nimmt jedes Erdreich an, welches verdeckt gelegen hat. Durch ſorgfältiges Aufrühren werden die zuſammengeballten Stücke zertrümmert, und in Krume verwandelt, in welche die Luft

leicht einbringen kann. Je nachdem ein Neubruch mehr oder weniger Roherde hat und dieſe geſchloſſen liegt, um ſo mehr bedarf er Bearbeitung und Zeit, zur Tragbarkeit zu kommen. — Weil die Anlage neuer Äcker nicht nur ſehr umſtändlich iſt, ſondern auch öfters mehr Koſten macht, als wofür man ſchon urbar gemachte kaufen kann, ſo wägt der Landwirth genau ab, welches er klüglich zu thun habe. Es werden darum gewöhnlich auch nur da mühſam Äcker urbar gemacht, wo dieſe überhaupt in einem hohen Preiſe ſtehen, oder wenn man ſich von den neuen großen Nutzen verſpricht. Ein urbar gemachter Acker bedarf ferner nach Maßgabe der darauf zu erzielenden Pflanzen und in Betracht der beabſichtigten Verhältniſſe, eine gleichſam immerwährende Beſtellung, die bei jeder neuen Pflanzung angewendet werden muß. Sie beſteht theils in der mechaniſchen Bearbeitung des Ackers, theils in der Erhaltung ſeiner nöthigen Fruchtbarkeit. Eines Theils geſchieht das, wenn ſolche Pflanzen darauf erbaut werden, die des Ackers Kraft am wenigſten erſchöpfen, und andern Theils, wenn demſelben ſolche Stoffe zugeführt werden, die den Acker wiederum um ſo viel mit fruchtbaren Theilen bereichern, als die erzielten Pflanzen zu ihrer Nahrung ihm entzogen haben. Dieſe Düngemittel zu verſchaffen, erfodert manche weitläuftige und koſtſpielige Veranſtaltung, wie Futtergewinn, die darauf begründete Viehhaltung, Düngerfuhren, Bereitung eines Compoſts, Anwendung des Mergels, Kalkes, Gypſes, Moors oder Schlammes, Pferchung. Da ſich auf die Erhaltung der Triebkraft des Ackers die Ernten gründen, ſo kommt auf die Reihefolge der Pflanzen, die ſo genannte Rotation, ſehr viel an. Hierauf gründen ſich die *Ackerbauſyſteme*, davon die wichtigſten folgende ſind: 1. das *Dreifelderwirthſchaftsſyſtem*. Es kam zuerſt in den römiſchen Provinzen auf, verbreitete ſich durch ganz Europa, und blieb bis auf unſere Zeiten in Deutſchland das herrſchendſte. Da ſich aber die Verhältniſſe, unter welchen es eingeführt wurde, verändert haben, ſo iſt es trotz ſeiner Allgemeinheit auf den wenigſten Gütern mehr paſſend, ſondern ſteht den Fortſchritten des Ackerbaues entgegen. Es hat einen dreijährigen Turnus: a) *Brache*, b) *Wintergetreide* und c) *Sommergetreide*; man ſagt auch gleichbedeutend *Art*, daher *Brachart*, *Winterart* und *Sommerart*. Da hierbei der Acker jedes dritte Jahr keine Ernte giebt, ſo hat man, wo der Hutzwang der Verbeſſerung nicht entgegen ſteht, in ſo fern eine Abänderung gemacht, daß man im Brachjahre ebenfalls allerlei Pflanzen, aber doch kein Getreide bauet. Weil ſie ins Brachjahr fallen, ſo hat man ſie *Brachfrüchte* genannt. Die gewöhnlichſten ſind: Kartoffeln, Rübenarten, Kohlarten, Tabak, Flachs, Erbſen, Wicken, Linſen, Buchweizen oder Heidekorn, Spark (Spergula arvensis L.). Da ferner dieſe Gewächſe in einem Sommer gleichſam als eingeſchoben erzielt werden, ſo heißen ſie auch *Beſommerungsfrüchte*; ſie erbauen das *Beſömmern*. Dieſe Verbeſſerung des Dreifelderwirthſchaftsſyſtems iſt jetzt durch ganz Deutſchland mit der Einführung der Stallfütterung ziemlich gemein worden. Die erſte Methode, wo die Brache nicht zum Erbau ſolcher Früchte benutzt wird, nennt man zum Unterſchiede der letztern die *Dreifelderwirthſchaft mit reiner* (d. i. nicht beſamter) *Brache*, ſo wie die zweite die *Dreifelderwirthſchaft mit beſömmerter Brache*. — 2. Das *Fruchtwechſelwirthſchaftsſyſtem* hat einen längern Turnus,

mindeſtens 4 Jahre und das Eigene, daß es in der Regel nicht zweimal Getreide unmittelbar auf einander bauet, ſondern eine minder zehrende Pflanzenart dazwiſchen bringt, z. B. folgender Turnus: a) Raps, b) Wintergetreide, c) behackte Früchte, d) Gerſte, e) Erbſen, f) Wintergetreide; oder a) behackte Früchte, b) Gerſte, c) Klee, d) Hafer, e) Erbſen, f) Roggen, g) Wicken, h) Roggen. Dieſes Wirthſchaftsſyſtem iſt zwar im Einzelnen ſchon früher da geweſen, aber in neuern Zeiten durch den Scharfſinn der Engländer ausgebildet, durch Thaer aber noch mehr vervollkommnet und in Deutſchland zur Kenntniß gekommen und in die Stelle der Dreifelderwirthſchaft getreten. Es verſtattet am leichteſten Abänderungen, und begünſtigt den Anbau der Fabrik- und Handelspflanzen, beſchäftigt viele Menſchen und begünſtigt die Viehzucht. Es ſetzt aber völlig freies Eigenthum voraus. 3. Die Koppelwirthſchaft, auch Schlagwirthſchaft, weil man die Abtheilungen der Felder Koppeln oder Schläge nennt. Dieſes Syſtem ſcheint in den älteſten Zeiten in Deutſchland allgemein üblich geweſen zu ſein, denn Tacitus ſagt: Arva per annos mutant et superest ager. (Sie wechſeln jährlich die Felder und der Acker iſt überflüſſig vorhanden.) Freilich mag man damals nicht ſonderlich ſo ſyſtematiſch die Äcker zum Getreide- und Grasbau gewechſelt haben, als jetzt geſchieht, denn es war Boden genug vorhanden. Dies Syſtem erhielt ſich im nördlichen Deutſchland, wie in Holſtein ꝛc. und bildete ſich nach den wechſelnden Zeitverhältniſſen aus. Der Landdroſt v. der Lühe führte es in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf ſeinen Gütern in Meklenburg ein, fand anfänglich heftigen Widerſpruch, nachher aber ſo allgemeine Nachahmung, daß gegenwärtig dieſes Syſtem, wiewohl unter mancher Modification, in ganz Meklenburg eingeführt iſt, weßhalb man es auch nicht ſelten in Schriften die meklenburger Wirthſchaft nennt. Es paßt dahin, wo vieles, aber wenig bevölkertes Land iſt, und beſteht darin, daß man das Land in eine gewiſſe Zahl von Schlägen oder Koppeln, d. i. Felder abtheilt; z. B. in 10, 12, 13, 18, jeden einige Jahre z. B. 4, 5, 6, zu Graswuchſe, um das Vieh darauf zu weiden und Heu zum Winterfutter zu gewinnen, unaufgebrochen liegen läßt, dann aufbricht und einige Jahre mit Getreide beſamt. Es trifft ſich in der Regel, daß die Hälfte der Felder zum Graswuchſe oder Weide (hier Dreiſch oder Dreeſch genannt) benutzt, und die andere Hälfte mit Getreide beſtellt wird. — Endlich erfodert der Ackerbau nicht nur Zugvieh, ſondern auch mancherlei Maſchinen und Werkzeuge. Zu den erſtern gehört der Pflug, eine Maſchine, die, wenn wir auf ihre Wirkung ſehen, unſtreitig mehr leiſtet, als jede andere auf der Welt. Ihre Conſtruction iſt empiriſch das geworden, was ſie jetzt iſt. Merkwürdig iſt hierbei der Umſtand, daß bis jetzt noch keinem Mathematiker gelungen iſt, den Pflug aus ſeiner Conſtruction zur Wirkſamkeit zu berechnen. Erſt wenn uns die Verhältniſſe deſſelben genügend bekannt ſein werden, werden wir im Stande ſein, den möglichſt vollkommenſten Pflug zu erbauen. Schließlich iſt zu bemerken, daß die mannichfaltigen Arbeiten, welche während des Wachsthums der Pflanzen auf dem Felde vorgenommen werden, z. B. das Reinigen vom Unkraut, das Auflockern der Krume, wie das Behacken, welches bei mehrern Gewächſen, als bei Kartoffeln, Rüben, Tabak u. ſ. w. nöthig iſt, und die vielfachen Erntegeſchäfte zum Ackerbau gezählt werden. Die Verhältniſſe des Ackerbaues ſ. im Art. Landwirthſchaft. Pl.

Ackermann (Konrad), ein berühmter Schauſpieler, den die Deutſchen als den Schöpfer der vaterländiſchen Schaubühne anſehen können. Er war zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts geboren; ſein Talent verſchaffte ihm großen Reichthum, den er anwendete, die Bühne zu vervollkommnen und Schauſpieler zu bilden. Im J. 1767 übernahm er die Direction des Theaters in Hamburg, das in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland Epoche machte, und dem Leſſing ſeine ganze Sorgfalt widmete. Ackermann ſpielte beſonders komiſche Rollen meiſterhaft. Er ſtarb in Hamburg 1771. Seine Frau, Sophie Charlotte Biereichel, war eine ſehr ausgezeichnete Schauſpielerin, die mit ſeltenem Geiſte und Feinheit ihre Rollen zu behandeln wußte; ſie überlebte ihren Gatten bis ins Jahr 1792.

Ackermann (Rudolph) in London, geboren 1764 in Stolberg im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater ein geſchickter Sattler war, erlernte, nachdem er den frühern Unterricht auf der lateiniſchen Stadtſchule ſeiner Vaterſtadt erhalten hatte, die Profeſſion ſeines Vaters und ging dann, nach dem ſo oft geſcholtenen und doch (mit gewiſſen Einſchränkungen) ſo nützlichen Handwerksgebrauch ſeines Vaterlandes, als Geſell auf die Wanderung. Er kam nach Paris und arbeitete dort einige Zeit in den Werkſtätten geſchickter Kutſchenfabrikanten, wanderte dann in die Niederlande und kam nach Brüſſel, wo er in der berühmten Langiſchen Kutſchenfabrik bald willkommene Aufnahme und die erwünſchteſte Gelegenheit fand, ſeine Kenntniſſe und ſeinen Geſchmack für Verſchönerungen im Reiche der Moden, beſonders in Beziehung auf alles, was zum Wagen-Luxus gehört, immer mehr auszubilden. Er übte hier auch ſeine ſchon früher erlangte Fertigkeit im Zeichnen und Coloriren von Muſtertafeln im Fache der Kutſchenfabrication und anderer Modeartikel. Sein reger Trieb, „vieler Menſchen Städte zu ſehen und Sitten zu kennen" trieb ihn mit unwiderſtehlichem Reiz in die große Welt- und Handelsmetropole an der Themſe. Anfangs mußte er ſich da ſehr knopp behelfen. Denn als bloßer Geſell bei einem gewöhnlichen Coachmaker wollte er nicht in Arbeit gehen. Er lernte dort einen deutſchen Landsmann Facius kennen, welcher auf ſeine eigne Hand ein Modejournal unternommen hatte, und anfangs ſich gar nicht ſchlecht dabei ſtand. Da bedachte ſich Ackermann nicht lange, und gab nun auf ſeine eigene Hand einzelne Hefte von Muſterblättern zu neumodiſchen Kutſchen und Curricles heraus, die er ſelbſt erfunden gezeichnet und colorirt hatte. Sie erregten durch Neuheit und Eleganz der Formen bald allgemeine Aufmerkſamkeit. Man kam und beſtellte ſich bei ihm allerlei Muſterzeichnungen. Dies legte den Grund zu einem Kunſthandel, der ſich durch ſeine raſtloſe Thätigkeit, Zuverläſſigkeit und Genauigkeit in Geſchäften bald ſo erweiterte, daß er eine für Unternehmungen der Art paſſende Engländerin heirathen, Londoner Bürger werden und ein Kunſtmagazin begründen konnte, welches nun unter der einladenden Benennung Repository of Arts im Mittelpunkte der Stadt, am Strand, zu den Sehenswürdigkeiten der brittiſchen Metropole gehört, daß er durch ſeine erfindungsreichen und geſchmackvollen Speculationen mehrere hundert Menſchen beſchäftigt, und ſich die Gunſt des brittiſchen Publicums, ja ſelbſt des Prinz-Regenten und der königl. Familie, wovon die Prinzeſſin Eliſabeth ihm ſelbſt ſehr zierliche Zeichnungen von ihrer Hand zur Herausgabe anvertrauete, in weiterm Umfang erwarb. Jede neue Erfindung iſt ihm willkommen, jede wurde durch ſeine Bemühungen noch vollkommner — denn er kannte und übte den Zauber der Verbeſſerung, was man Improvement nennt — und überall wurde in Modeſachen ſein

Name mit zuerſt genannt. So war er zu Anfang dieſes Jahrhunderts einer der erſten, welchen die damals zuerſt mannichfach verſuchte Manier, wollene und gefilzte Stoffe, Lederwerk und Papier dem Waſſer undurchdringlich (Water-proof) zu machen, gelang, und damit eine Zeit lang einen bedeutenden Handel zu treiben. So bediente er ſich der vor kurzem in England zuerſt angewandten Gasbeleuchtung in den Sälen und Leſezimmern ſeines Kunſt- und Buchhandels mit großem Erfolg, und wurde Verleger einer nützlichen Schrift des Chemikers Accum (Practical Treatise on Gaz-Light) über die Gasbeleuchtung, die durch den Bergrath Lampadius in Freiberg auch nach Deutſchland verpflanzt worden iſt. So macht er eben jetzt die gelungenſten Verſuche mit dem Steindruck und giebt regelmäßig lithographiſche Hefte heraus, um die Engländer, die bis jetzt dieſe Erfindung nicht achteten und ſie für zu ärmlich hielten, auf ihre mannichfaltig, nun auch in Paris öffentlich autoriſirten Vortheile aufmerkſam zu machen. Sein Hauptgeſchäft blieb aber ſtets ein ausgebreiteter Handel mit Bilderbüchern aller Art und mit Muſtern für alle Verzierungskünſte, Meublement (ſein Upholsterer's Magazine wird allgemein geſchätzt) Stickerei, Handzeichnungen (ſeine Rural Scenes und Cottages dienen allgemein zu Vorlegeblättern) und mit Farben, Bleiſtiften, Pinſeln und Zeichenpapieren aller Art. Er hat eine der ſtärkſten Sammlungen von Spott- und Zerrbildern, theils aus eignem, theils aus fremdem Verlag, die er, ſo wie andere Kupferſtiche und Mezzotinto's, in großen und kleinen Portefeuilles auch den Familien auf dem Lande und in der Provinz ausleiht, oder in ganzen Sendungen nach Oſt- und Weſtindien abſchickt. Um einen monatlichen Bericht von allem, was neu iſt und anlockt, erſtatten zu können, giebt er ſeit 8 Jahren regelmäßig ein prächtiges Modejournal unter dem Titel: Repository of Arts, Literature, Fashions, heraus, wovon die erſte Reihe in 14 Bänden 18 Pf. Sterling koſtet, und die neue Reihe (New Series) bereits 30 Nummern zählt. Jedes Heft hat 3 bis 4 ſchöne ſauber colorirte Kupferſtiche, und koſtet einzeln 4 Schillinge. Seit 8 Jahren ſah er ſich in den Stand geſetzt, eine Reihe topographiſcher Werke mit aller Pracht brittiſcher Aquatintablätter unter Begünſtigung der reichen Sammler in Großbritannien zu unternehmen, die bereits eine kleine Bibliothek ausmachen und durch Genauigkeit in der Zeichnung und Nettigkeit in der Ausführung ſchwerlich von irgend einer ähnlichen Unternehmung in irgend einem Lande übertroffen werden. Sein erſtes Werk der Art iſt der ſo genannte Microcosm of London in 3 Quartbänden mit 104 colorirten Aquatintablättern, das Innere der öffentlichen Londner Gebäude und Verſammlungsplätze, Gerichtshöfe, Hallen, Magazine u. ſ. w., mit lebendigen Volksſcenen ſtaffirt, darſtellend. Einzelne Abbildungen daraus hat Baumgärtner in Leipzig zu liefern angefangen. Darauf ließ er in derſelben Größe und Zierlichkeit die äußere und innere Anſicht von der Weſtminſterabtei, von den Univerſitäten Oxford und Cambridge, von den Schulen zu Eaton, Windſor und dem Charter-house folgen. Die ganze Sammlung in 9 Bänden in Royalquart koſtet 60 Pf., und bald werden keine guten Abdrücke davon mehr zu haben ſeyn. In den Religious Emblems (wovon eine deutſche dichteriſche Bearbeitung von Arthur v. Nordſtern nebſt den Originalabdrücken bei Brockhaus erſchienen) und Hobinol Field-Sports by Somervile vereinigt er die erſten jetzt lebenden Holzſchnittkünſtler in England, um, was England in dieſem Kunſtzweige leiſtet, zu zeigen. Seine Tour to the Picturesque by Dr. Syntax und ſeine

Danses of Death and of Life mit Caricaturen von Rowlandſon haben großen Beifall gefunden und ſind durch viele Auflagen gegangen. Sogar das in der engliſchen Liturgie allgemein gebrauchte Gebetbuch Common Prayer-book hat Ackermann mit ſchönen Bildern, von Thurſton und Burney gezeichnet und von Scott geſtochen, herausgegeben. Ackermann, Vater einer zahlreichen und hoffnungsvollen Familie, die er zum Theil in Iſſerten bei Peſtalozzi erziehen ließ, und ein unermüdeter Wohlthäter ſeiner unbemittelten Verwandten in Sachſen, zeigte ſich bei dem im Jahr 1813 entſtandenen Hülfsvereine zur Unterſtützung der durch den Krieg Verunglückten in Deutſchland als einen der thätigſten Menſchenfreunde, und gedachte dabei beſonders ſeines eigentlichen Vaterlandes Sachſen mit reger Vaterlandsliebe. Er wurde auch vom Erzbiſchof von Canterbury bei der Vertheilung der vom Parlamente votirten 100,000 Pf. zur Unterſtützung der Kriegsbeſchädigten vorzüglich gebraucht, und unterzog ſich mit beiſpielloſer Uneigennützigkeit und Aufopferung ſeiner Zeit und Geſundheit beinahe 2 Jahre hindurch den mühſamſten Details in Führung der Correſpondenz, Ausmittlung des dringenden Bedürfniſſes und Vertheilung. Er hat viele Thränen getrocknet, und Tauſende ſegnen ihn in und außer Sachſen. Der König von Sachſen erkannte ſein Verdienſt und ließ ihm durch den ſächſiſchen Geſandten, den Baron von Juſt, das Ritterkreuz des ſächſiſchen Verdienſtordens einhändigen; aus der meißner Porzellanfabrik erhielt er nebſt ſeinen übrigen Collegen in dem Weſtminſter-Comité prächtige, dazu beſonders gemahlte Porzellanvaſen zum Geſchenk, und Herzog Leopold von Sachſen-Coburg ſchenkte ihm vor und nach ſeiner Vermählung mit der Prinzeſſin Charlotte ſein volles Zutrauen, als einem erprobten Landsmann, in Beſorgung von allerlei Kunſtſachen. Er machte im Sommer 1818 eine Reiſe aufs feſte Land, theils um mit einem geſchickten Wagenbauer in München das von Ackermann genommene Patent, von den moveable axle trees, wodurch alles Umwerfen der Kutſchwagen verhindert wird, theils um bei Aloys Senefelder, dem echten Vater der Lithographie, ſeine Kenntniß darin zu vollenden. Ackermann lithographirt jetzt in London am beſten, und wird vermittelſt eines deutſchen Gehülfen bald allen andern lithographiſchen Inſtituten in England den Vorſprung abgewinnen. Seine Kunſtunternehmungen beſchäftigten im Sommer 1818 täglich 600 Menſchen in und um London. S. auch ſeine Biographie in den Zeitgenoſſen, Heft 13.

Acoluth, in der katholiſchen Kirche der Gehülfe oder vielmehr Unterdiener des Prieſters bei Verrichtung des Meßopfers; im deutſchen auch Altardiener genannt. Es entſtand dies Amt und dieſe Benennung in der römiſchen Kirche gegen das Ende des dritten Jahrhunderts.

Acre, auch **Akka**, St. Jean d'Acre, im Mittelalter **Ptolemais**, Stadt und Hafen an der Küſte Syriens, der Hauptort eines osmaniſchen Paſchaliks, welcher zwiſchen den Paſchaliks Damask und Tarablus liegt, und gegen 420,000 Einwohner zählt. Die Stadt hat ungefähr 16,000 Einwohner; der Hafen iſt verſandet, dennoch aber noch immer einer der beſten an dieſer Küſte, und treibt einen lebhaften Handel. Der Ort iſt dadurch bekannt, daß er zu den Zeiten der Kreuzzüge der vornehmſte Landungsplatz der Kreuzfahrer und der Sitz des vorher ſo berühmten Militärordens der Johanniter bis 1291 war. Im Jahre 1799 hielten die Osmanen in dieſem Orte mit Unterſtützun

des brittiſchen Commodore Sidney Smith eine 61 Tage lange Belagerung von der ägyptiſchen Armee aus, welche ſich unter ihrem Feldherrn Buonaparte mit ungeheurem Verluſte nach Ägypten zurückziehen mußte. S. Ägypten, Landung der Franzoſen.

Acroſtichon heißt ein ſolches Gedicht, wo die Anfangsbuchſtaben der einzelnen Verſe oder Zeilen einen beſondern Namen oder Sinn bilden.

Act, 1. eine Handlung, in dem Schauſpiele derjenige Hauptabſchnitt, mit welchem die Handlung des Stücks entweder ganz zu Ende geht, oder für den Zuſchauer einen Stillſtand macht. Dieſer Stillſtand heißt Zwiſchenact. In ſo fern auf der modernen Bühne der Anfang des Actes durch das Aufziehen des Vorhangs bezeichnet wird, nennt man ihn auch Aufzug. Die Benennung Handlung oder gar Abtheilung, iſt weniger zweckmäßig, denn ein gutes Drama hat nur Eine Handlung, und ein Ding in Einer Abtheilung iſt ein Widerſpruch; 2. das zum Nachzeichnen aufgeſtellte Modell und die nach demſelben verfertigte Zeichnung, alſo in dem letzten Sinne eben das, was eine Akademie iſt. Acte, Parlamentsacte werden in England die Parlamentsſchlüſſe genannt, welche aus den Bills entſtehen, wenn dieſe durch die königliche Einwilligung beſtätigt worden. Acten nennt man die Sammlung von Urkunden einer Rechtsverhandlung; öffentliche ſind die von Beamten, Manual- oder Privatacten die von der Partei oder ihrem Sachwalter veranſtalteten; Criminalacten die geſammelten Urkunden eines Criminalprozeſſes.

Actie, 1. der Beweisbrief eines zu einer Nutzen verſprechenden Unternehmung in eine Handlungs-Compagnie eingelegten Capitals und des Rechts, an den Vortheilen der Unternehmung Theil zu nehmen; 2. die eingelegte Summe ſelbſt. — Der gewöhnliche Gegenſtand ſolcher Compagnien ſind Unternehmungen, deren Betrieb für die Kräfte einzelner Perſonen zu ſchwer iſt. Da übrigens die Handlungs-Societäten den Eigenthümern nicht die Freiheit laſſen, ihre Capitale aufzukündigen, ſo ſind die Actien ein Gegenſtand des Handels; und da ſie, wegen des, bald mehr, bald weniger zweifelhaften Erfolgs jeder menſchlichen Induſtrie, von veränderlicherm Werth ſind, als andere öffentliche Papiere, ſo ſollten ſie billig nicht Zeichen des Werths genannt werden. Die Actien ſind eine Erfindung neuerer Zeiten. Im Jahre 1720 wurde in Frankreich, und faſt zu gleicher Zeit in England, ein raſender Actienhandel getrieben, welcher einzelne Menſchen übermäßig bereicherte, Tauſende hingegen an den Bettelſtab brachte. In Frankreich lag ein Betrug der großen indiſchen Compagnie und des Hofs ſelbſt zum Grunde, in England theils ein Betrug der Südſee-Compagnie, theils eine Schwärmerei für den Compagniehandel, die ſich der ganzen Nation bemächtigt hatte. — Actionair iſt der Inhaber einer oder mehrerer Actien.

Action, körperliche Beredſamkeit, iſt die Veränderung, welche, der jedesmaligen Bewegung der Seele gemäß, in dem Körper des Menſchen vorgeht. Ein ſolcher körperlicher, Seelen meſſender Ausdruck findet Statt in der Pantomime, der Beredſamkeit und der Schauſpielkunſt, und erſtreckt ſich entweder auf den ganzen Körper, oder auf einzelne Theile deſſelben. Demnach zerfällt die Lehre von der Action ſelbſt in gewiſſe Theile. 1. Von Tragung, Haltung und Stellung des Körpers, analog den Beſchaffenheiten und Stimmungen der Seele, Attitüde, Geberdung; 2. von Bewegung der Geſichtszüge, Augen, Mienen, in Gemäßheit innerer Seelenbewegung;

Mienenſpiel; 3. von der Bewegung der übrigen Glieder, des Kopfes, der Arme, Hände, Finger, Beine u. ſ. w. zum Behuf des Ausdrucks von Gedanken und Empfindungen, Geſticulation.

Activ und Paſſiv (lat.) bezeichnet thätig und leidend, d. h. eine Wirkſamkeit äußernd, oder die Äußerung fremder Wirkſamkeit empfangend. Man verbindet es mit vielen andern Begriffen, als z. B. Activ- und Paſſivhandel (ſ. d. Art.), Activ- und Paſſivſchuld u. ſ. w. Insbeſondre wird das Verbum in dieſen beiden Kategorien betrachtet.

Actium, ein Gebirge in Akarnanien in Griechenland, berühmt durch die bei demſelben vorgefallene Seeſchlacht, in welcher Octavius Auguſtus den Antonius, welchen Cleopatra unterſtützte, überwand, wodurch er Herr des römiſchen Reichs ward. Er baute zum Andenken hier die Stadt Nikopolis (Siegesſtadt), die jetzt in Trümmern liegt.

Activhandel wird dem Paſſivhandel entgegengeſetzt. Die meiſten Schriftſteller verbinden in der Erklärung dieſes Worts zwei Begriffe, welche nicht immer mit einander verbunden ſind: erſtlich, daß eine Nation ihre Waaren der andern ſelbſt zuführe und die Waaren derſelben von ihre hole; zweitens, daß ſie durch dieſen Handel in der Bilanz gewinne. Büſch ſchränkt den Begriff, ohne auf den Gewinn und Verluſt Rückſicht zu nehmen, auf den erſten Punct ein, und nennt Activhandel den Handel eines Volks, das denſelben durch ſich ſelbſt betreibt, und indem es bei den Fremden beides, als Käufer und Verkäufer erſcheint, oder ſeine Waaren andern Nationen ſelbſt zuführt und deren Waaren von ihnen holt; Paſſivhandel hingegen iſt ihm derjenige, da ein Volk den fremden Käufer und Verkäufer bei ſich erwartet. Dieſer große Schriftſteller ſchreibt es der erwähnten Vermengung der Begriffe zu, daß die Vorſchläge derer, welche die Handlung aus einer fehlerhaften Theorie verbeſſern wollen, faſt alle darauf hinausgehen, die Paſſivhandlung eines Landes (welches oft recht wohl bei derſelben ſteht) in eine Activhandlung zu verwandeln, und zeigt, daß die Paſſivhandlung in manchen Fällen viel ſicherer und einträglicher als die Activhandlung ſei. (Kleine Schriften über die Handlung von Johann Georg Büſch). — Activſchuld, eine Schuld die man zu fodern hat, im Gegenſatz der Paſſivſchuld, welche man zu zahlen hat.

Acton (Joſeph), lange Premierminiſter des Königreichs Neapel, in Beſançon den 1. October 1727 geboren. Sein Vater, Eduard Acton oder vielmehr Hacton, ein geborner Irländer und Baronet, ließ ſich 1735 in Beſançon nieder und übte daſelbſt mit vielem Glück die Arzneikunſt aus. Er gab ſeinem Sohne eine gute Erziehung, die dieſer aber wenig benutzte. Als Acton erwachſen war, nahm er Dienſte in der königlichen Marine, erfuhr aber dabei ſo viele Unannehmlichkeiten und Zurückſetzungen, daß er Frankreich verließ, und nie aufhörte es zu haſſen. Er durchſtreifte einen Theil von Italien und blieb endlich in Toscana, wo er von dem Großherzog Leopold das Commando einer Fregatte erhielt. Als Carl III. von Spanien gegen die Barbaresken eine Expedition unternahm, commandirte Acton die mit Spanien vereinigten toscaniſchen Schiffe, und es gelang ihm, drei bis viertauſend Spanier zu retten, die ohne ſeine Hülfe verloren geweſen wären. Dies machte ſein Glück; der König von Neapel trug ihm ſeine Dienſte an, welche jener auch annahm. Schnell gewann er die Gunſt des Königs und beſonders der Königin. Er wurde

Miniſter des Seeweſens, und wußte durch ſeine Verwaltung manche Erſparniſſe für den Aufwand des Hofes zu machen. Bald wurde er Kriegsminiſter, und um ſich die Gunſt der Königin noch mehr zu ſichern, räumte er ihr vielen Antheil an den Staatsangelegenheiten ein, und verband ſich genau mit dem engliſchen Miniſter Hamilton. Seinen Haß gegen Frankreich bethätigte er mannichfach. Frankreich erhielt ſonſt Bauholz aus dem Königreich Neapel, allein Acton bewirkte es, daß die Ausfuhr unter dem Vorwande, daß man es ſelbſt für die Marine brauche, verboten wurde. Acton ſoll ſelbſt einen franzöſiſchen Courier haben ermorden laſſen, um ſich ſeiner Papiere zu bemächtigen. Umſonſt drang der König von Spanien auf ſeine Entfernung. Er wurde nun Premierminiſter, und jetzt kannten ſein Stolz, Ehrgeiz und Rachſucht keine Grenzen mehr. Da im J. 1792 Neapel durch eine franzöſiſche Escadre bedroht wurde, ſah er ſich genöthigt, die vorgeſchlagenen Bedingungen anzunehmen; aber er rächte ſich, wo er nur konnte, und brachte es 1793 dahin, daß der franzöſiſche Geſandte am türkiſchen Hofe nicht angenommen wurde. Unter dem Vorwande eines Einverſtändniſſes mit Frankreich, ließ er ſeine Feinde verweiſen, einkerkern und tödten. Dieſe Grauſamkeiten empörten alles gegen ihn, und waren die vornehmſte Urſach, daß die Franzoſen ſo viel Freunde in Neapel fanden. Er nahm 1795 im Mai ſcheinbar ſeine Entlaſſung, blieb aber in völliger Gnade, beſonders bei der Königin, und brachte es dahin, daß der König die Feindſeligkeiten mit den Franzoſen wieder anfing. Er ſelbſt begleitete den König in dieſem Feldzug, der durch Macks Niederlage ſo berühmt geworden iſt. Dieſer Acton, der den Staat regierte, ließ ſich von ſeinen Untergebenen beherrſchen, und von Vorurtheilen leiten. Von jedermann gehaßt, glaubte er ſich nirgends ſicher und hatte daher zwölf Schlafzimmer, die er, ohne daß es jemand wußte, wechſelte, und durch nur ihm bekannte Mittel verwahrte. Er häufte auf alle Weiſe Geld zuſammen, legte es an verſchiedenen Orten nieder und kaufte in England Güter an. Als er im J. 1803, auf den Antrag einer franzöſiſchen Geſandtſchaft, zum letztenmale ſeine Entlaſſung erhielt, ging er nach Sicilien und 1808 kündigten die Zeitungen ſeinen Tod an.

Acuſtik (von dem griechiſchen Worte *ακουειν*, hören), iſt die Lehre vom Hörbaren, vom Schalle. Vormals wurde dieſer Theil der Phyſik in den Lehrbüchern gewöhnlich bei der Lehre von der Luft vorgetragen; dies iſt aber nicht der Natur gemäß, weil die Luft nur der gewöhnliche Leiter des Schalles iſt, und jede feſte oder flüſſige Materie eben ſowohl als die Luft theils ſelbſt ſchallen, theils den Schall anderer Körper fortleiten kann. Sie iſt alſo vielmehr als ein Theil von der Lehre der Bewegung anzuſehen. Jede mögliche Bewegung iſt nämlich entweder fortſchreitend, oder drehend, oder ſchwingend (zitternd). Die letztere Art von Bewegung, wenn ſie ſtark und ſchnell genug iſt, um auf unſere Gehörwerkzeuge zu wirken (wozu wenigſtens dreißig Schwingungen in einer Secunde erfodert werden), iſt ein Schall. Ein beſtimmbarer Schall wird Klang, ein unbeſtimmbarer wird Geräuſch und die Geſchwindigkeit der Schwingungen wird Ton genannt. (Die franzöſiſche Sprache hat für die drei verſchiedenen Begriffe von Schall, Klang und Ton nur das einzige Wort son). Chladni hat in ſeinem zu Leipzig 1802 im Deutſchen, und zu Paris 1809 franzöſiſch erſchienenen Werke über die Acuſtik das Weſentliche von dem allen, was in dieſem Theile der Phyſik von

ihm und von Andern entdeckt worden iſt, vorgetragen. Die Hauptgegenſtände ſind 1. die Tonlehre oder der arithmetiſche Theil, wo blos von den abſoluten und relativen Geſchwindigkeiten der Schwingungen die Rede iſt, und zwar erſt von deren urſprünglichen Verhältniſſen, ſodann von den zur practiſchen Ausübung nothwendigen kleinen Abänderungen dieſer Verhältniſſe oder von der Temperatur; 2. die Geſetze, nach welchen ſich die klingenden Körper bei ihren Schwingungen richten, und welche ſich bei jeder Art von klingenden Körpern durch verſchiedene Erſcheinungen äußern. Dieſes iſt die erſte Abtheilung des mechaniſchen Theils der Acuſtik. Bei allen klingenden Körpern iſt die Elaſticität als die bewegende Kraft anzuſehen; ein klingender Körper kann alſo ſein: a) durch Spannung elaſtiſch; dieſe Körper, wenn bei ihnen nur eine lineare Richtung in Betrachtung kommt, ſind Saiten (ſ. d.), wenn ſie aber membranenartig ausgedehnt ſind, ſind es Pauken- und Trommelfelle; b) durch Druck elaſtiſch; hieher gehört die in Blasinſtrumenten (ſ. d.) eingeſchloſſene Luft, welche ſich auf mannichfaltige Art der Länge nach ausdehnt und zuſammenzieht, und in manchen Inſtrumenten durch Öffnung und Schließung der Seitenlöcher verkürzt oder verlängert wird; c) durch innere Steifigkeit elaſtiſch. Dieſe Körper können entweder linear, d. i. vorzüglich nach einer Richtung ausgedehnt ſein, wie alle Arten gerader und gekrümmter Stäbe, oder membranenförmig, d. i. nach mehreren Richtungen ausgedehnt, wohin Scheiben, Glocken und Gefäße gehören. Vormals kannte man nur die Schwingungen einer Saite, und die Schwingungen der Luft in Blasinſtrumenten; Chladni hat aber, ſo viel es ſich thun ließ, auch die Schwingungen aller Arten von klingenden Körpern unterſucht; 3. die Lehre von der Fortleitung des Schalles ſowohl durch die Luft und andere luftförmige Flüſſigkeiten, als auch durch andere feſte oder tropfbar flüſſige Materien, welches die zweite Abtheilung des mechaniſchen Theils iſt; 4. die Lehre von der Empfindung des Schalles, oder von dem Bau und den Verrichtungen der Gehörwerkzeuge bei Menſchen und bei Thieren, welches der anatomiſch-pſychologiſche Theil der Acuſtik iſt.

Y.

Acutus, ſ. Accent.

Adagio. Von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegungen (ſ. Tempo) der zweite. Das Adagio, die Hauptbenennung ganzer Sätze oder Stücke, die in dieſem Grade der Bewegung, und zwar mit einem ſchmachtenden, zärtlichen Affect, geſpielt oder geſungen werden.

Adam (hebräiſch, aus Erde geboren), der Vater des Menſchengeſchlechts, wurde nach dem Moſaiſchen Mythus am ſechsten Tage der Schöpfung aus Erde gebildet. Gott vollendete das Werk der Schöpfung durch die Bildung des Menſchen, den er nach ſeinem Ebenbilde formte, und zum Beherrſcher der vernunftloſen Geſchöpfe machte. Er gab ihm zur Begleiterin die Eva (Heva, hebr. Mutter der Lebendigen), aus ſeinem eignen Fleiſche gebildet, auf daß beide durch ihre Vereinigung die Erde mit einer glücklichen Nachkommenſchaft bevölkern ſollten. Der Garten von Eden, voll fruchttragender Bäume, war ihnen zum Wohnplatze angewieſen, und ſie fanden daſelbſt alles, was zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe und zu ihrem Vergnügen dienen konnte. Aber in der Mitte des Gartens ſtand der Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen, und von dieſem zu eſſen, hatte ihnen ihr Schöpfer

verboten. Eva ließ ſich von der Schlange verleiten, eine Frucht deſſelben abzubrechen, und mit ihrem Manne zu genießen. Dies Verbrechen zerſtörte ihr Glück. Die Geſtalt der Dinge verwandelte ſich plötzlich vor ihren Augen; ſie erkannten ihre Nacktheit, und bemühten ſich ſie durch Blätter zu verhüllen. Vergebens ſuchte Adam ſich vor Gott zu verbergen; vergebens die Schuld der Eva beizulegen: der Fluch traf ſie und die ganze Natur; herausgetreten aus dem Stande der Unſchuld, in dem er geſchaffen worden, ſah Adam ſich verurtheilt, fortan im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot zu gewinnen. Ihn trafen alle Mühſeligkeiten des Lebens und die Schrecken des Todes. Er hatte drei Söhne, Kain, Abel und Seth, und ſtarb in einem Alter von 930 Jahren, von denen er 130 im Paradieſe verlebt hatte. Die Geſchichte Adams findet man mit mehr oder weniger Veränderungen faſt in allen Traditionen alter Völker, und ſie ſcheint bei allen eine gemeinſchaftliche Quelle zu haben.

Adam. Drei Brüder dieſes Namens haben ſich als Bildhauer bekannt gemacht. Der älteſte derſelben, Lambert Sigisbert, war 1700 zu Nancy geboren, wo ſein Vater die Bildhauerei übte. Achtzehn Jahre alt, ging er nach Metz und bald darauf nach Paris. Nachdem er vier Jahre hier gearbeitet hatte, erhielt er den erſten Preis und ging als königlicher Penſionär nach Rom, wo er zehn Jahre zubrachte. Der Cardinal von Polignac ließ ihn die unter dem Namen der Familie des Lykomedes bekannten zwölf Marmorſtatuen, die man in dem Palaſte des Marius entdeckt hatte, reſtauriren, und Adam vollzog dieſen Auftrag mit vieler Einſicht. Als man den Plan hatte, zu Rom das große, unter dem Namen des Springbrunnens von Trevi bekannte, Monument zu errichten, war Adam einer von den ſechzehn Bildhauern, welche den Auftrag erhielten, Zeichnungen dahin einzugeben, und ſeine reiche und geiſtvolle Compoſition wurde von Clemens XII. gewählt. Aber die italieniſchen Künſtler wußten die Ausführung zu verzögern, und als es endlich dazu kommen ſollte, kehrte Adam nach Frankreich zurück. Im J. 1737 ward er Mitglied der Akademie und in der Folge Profeſſor bei derſelben. Seine Probearbeit war Neptun, der die Wogen beunruhigt und zu ſeinen Füßen einen Triton hat. Unter mehrern andern Werken arbeitete er jetzt die Gruppe des Neptun und der Amphitrite für das Baſſin des Neptun zu Verſailles. Man erkennt, daß Adam den Marmor gut bearbeitete, und daß er ſowohl das Nackte mit einer gewiſſen Correctheit als auch die Gewänder mit eigner Eleganz zu behandeln verſtand. Aber der ſchlechte Geſchmack ſeiner Zeit führte ihn auf Abwege. Daher gebührt ſeinen Werken nur ein untergeordneter Rang und ſie bezeichnen eine Epoche des Verfalls in der Kunſtgeſchichte. Von ſeinen übrigen Arbeiten befinden ſich zwei Gruppen in Bronze, die Jagd und die Fiſcherei, in Berlin. Er ſtarb 1759. — Sein Bruder, Nicolas Sebaſtien, war zu Nancy 1705 geboren, lernte bis zu ſeinem achtzehnten Jahre die Bildhauerkunſt unter ſeinem Vater und zu Paris, arbeitete dann 18 Monate lang auf einem Schloſſe bei Montpellier und ging 1726 nach Rom. Hier gewann er nach zwei Jahren einen Preis der Akademie von St. Lucas, arbeitete mit ſeinen Brüdern in Gemeinſchaft, und kehrte nach neun Jahren nach Paris zurück, wo er nach einigen Widerwärtigkeiten in die Akademie trat. Er arbeitete als Probeſtück den Prometheus, welchen der Geier zerfleiſcht, vollendete ihn jedoch erſt ſpäter. Sein

Hauptwerk iſt das Grabmahl der Königin von Polen, Gemahlin von Stanislaus. Von ihm als Künſtler gilt, was von ſeinem Bruder geſagt worden iſt. Er ſtarb im Jahr 1778. — Der dritte Bruder François Gaſpard, war zu Nancy 1710 geboren und ebenfalls ein Schüler ſeines Vaters. Im J. 1728 ging er zu ſeinen Brüdern nach Rom, und lernte von ihnen die Behandlung des Marmors. Darauf kam er wieder nach Paris, gewann hier den erſten Preis der Akademie, und kehrte 1742 nach Rom zurück, wo er ſeine Studien vollendete. Dann ging er, ſtatt ſeines Bruders Nicolas Sebaſtien, den Friedrich II. eingeladen hatte, nach Berlin, arbeitete daſelbſt mehrere Jahre und ſtarb zu Paris 1759.

Adamianer oder Adamiten hat man 1. eine angeblich im 2. Jahrhundert entſtandene chriſtliche Secte; 2. einen während der Huſſitiſchen Unruhen um 1421 im Böhmen entdeckten Ketzerhaufen darum genannt, weil beide Parteien, entweder um den Stand der Unſchuld Adams nachzuahmen, oder um ihre Stärke in der Beherrſchung natürlicher Triebe zu erproben, gewohnt geweſen wären, bei ihren Verſammlungen ohne Unterſchied des Geſchlechts unbekleidet zu erſcheinen. Das Gerücht von den ältern Adamiten, die als Verächter der Ehe und ausſchweifende Wollüſtlinge beſchrieben werden, ſcheint durch einen Spottnamen der übelberüchtigten Carpocratianer entſtanden zu ſein. (Vgl. d. Art. Gnoſis.) Nicht viel ſicherer ſind die Nachrichten von den neuern Adamiten, die nach ihrem angeblichen Stifter Picard auch Picarden (vielleicht Begharden) genannt wurden. Sie zeigten ſich um 1421 auf einer Inſel im Fluſſe Luſinitz, wo Ziska ſie überfiel, ohne ſie völlig zu vernichten. Denn noch in den folgenden Jahren waren ſie in Böhmen und Mähren weit verbreitet, und den Huſſiten, mit denen ſie den Widerwillen gegen die Hierarchie gemein hatten, beſonders wegen ihrer Verwerfung der Transſubſtantiationslehre verhaßt. Später haben ſie ſich unter den Reſten der Taboriten verloren, und dieſe ſelbſt ſind daher bisweilen mit den Adamiten verwechſelt worden. E.

Adams (John), Präſident der vereinigten Staaten Amerika's, und einer der erſten Staatsmänner ſeines Vaterlandes, ſtammte aus einer angeſehenen Familie, die im Jahre 1608 die Colonie von Maſſachuſetsbai gründen half, und war zu Baintree in eben dieſer Colonie am 19. October 1725 geboren. Vor der Revolution, die ſein Vaterlond in die Reihe unabhängiger Staaten erhob, zeichnete er ſich als Rechtsgelehrter aus. Beim Ausbruche der Unruhen vertheidigte er die Rechte ſeines Landes durch gutgeſchriebene Abhandlungen über die canoniſchen und Feudalrechte. Seine Geſchichte des Streits zwiſchen Amerika und dem Mutterlande, die in der Zeitung von Boſton erſchien, machte großen Eindruck auf ſeine Mitbürger. Gewaltſamen Maßregeln war er abgeneigt; dennoch fand, als der Capitän Preſton ſeine Soldaten bei einem Aufruhr in Boſton auf das Volk feuern ließ, ſo daß mehrere Perſonen getödtet wurden, derſelbe an ihm einen Vertheidiger. Er ward deſſen ungeachtet im J. 1774 und wiederholt 1775 zum Mitgliede des Congreſſes erwählt. Adams, von der Unmöglichkeit einer aufrichtigen und dauerhaften Ausſöhnung mit dem Mutterlande überzeugt, ſprach für Unabhängigkeit, und beförderte den denkwürdigen Beſchluß vom 4. Juli 1776, welcher die amerikaniſchen Colonien für freie, ſouveräne und unabhängige Staaten erklärte. Mit Franklin wurde er (1778) an den Hof zu Verſailles geſandt, um als bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Staa-

ten einen Allianz- und Handelstractat zwiſchen beiden Nationen zu ſchließen. Nach ſeiner Zurückkunft nahm der Staat von Maſſachuſets ſeine Einſichten für den Entwurf einer Regierungsverfaſſung in Anſpruch, die hauptſächlich ſein Werk iſt. Die vereinigten Staaten ernannten ihn zu ihrem bevollmächtigten Miniſter bei den Generalſtaaten in Holland, und es gelang ſeiner Geſchicklichkeit und Thätigkeit, dieſes Land zur Theilnahme an dem Krieg mit England zu bewegen. Darauf ging er (1783) nach Paris und nahm an den Unterhandlungen des Friedens mit England Antheil, durch welchen die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde. Da der Congreß noch zu ohnmächtig war, und daher dieſer Staat andern kein Zutrauen einflößen konnte; ſo war er der erſte, der eine Veränderung vorſchlug, und mit ihm vereinigten ſich Waſhington, Franklin, Madiſon, Hamilton und Andere; es ging daraus die neue, noch jetzt beſtehende Conſtitution der vereinigten nordamerikaniſchen Staaten vom J. 1787 hervor. Waſhington ward Präſident und John Adams Vicepräſident. Er machte vielen Aufwand und fand viele Feinde, die in ihm einen Unterdrücker der errungenen Freiheit fürchteten. Nachdem Waſhington ſeine Stelle niedergelegt hatte, wurde er Präſident, und blieb eine große Stütze der Verwaltung unter allen Umſtänden. Am Schluſſe ſeiner Präſidentſchaft ward Jefferſon zu ſeinem Nachfolger erwählt. Er zog ſich jetzt bei ſeinem hohen Alter von den Geſchäften zurück und ſtarb zu Neuyork im J. 1803. Adams war nicht nur ein großer Staatsmann, ſondern zeichnete ſich auch als Schriftſteller aus. Während ſeines Aufenthalts in Europa gab er ſein berühmtes Werk: Vertheidigung der Conſtitutionen u. ſ. w. (London 1794, 3 Bände in 8.) heraus. Man hat auch eine Geſchichte der Republiken von ihm.

Adams (Samuel), Mitglied des amerikaniſchen Congreſſes, war ein Haupturheber der Revolution der vereinigten Staaten. Er war in der Provinz Maſſachuſets geboren, und widerſetzte ſich beſonders lebhaft den Bedrückungen Englands. Ob er gleich damals ſchon alt war, ſo wich er doch keinem an ſchnellen Entwürfen und thätiger Ausführung derſelben. Er gab zuerſt die Ideen an, Volksgeſellſchaften zu errichten, die mit einander correſpondirten und ihren Vereinigungspunct in Boſton hatten. Dieſe Einrichtung war ein mächtiger Hebel der Revolution. Adams konnte den Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen dem Mutterlande und den Colonien vor Ungeduld nicht erwarten, und wollte ſchon Unabhängigkeit, als die wärmſten Parteigänger nur Abſtellung der Beſchwerden beabſichtigten. Der Aushebung und Errichtung regulärer Truppen widerſprach er und verlangte, daß nach dem Beiſpiele der Römer jeder Amerikaner Soldat ſein ſollte. Waſhington liebte er nicht, denn ſein hitziger und unruhiger Kopf war zu verſchieden von der Klugheit und ruhigen Beſonnenheit dieſes Feldherrn. Er ſtimmte ſelbſt zu dem Plane im J. 1778, ihm den Oberbefehl der Truppen zu nehmen, und dem Gates zu übergeben. Seine Vermögensumſtände grenzten faſt an Armuth, und ſein kümmerliches Äußere ſchien mit der Kühnheit ſeines Geiſtes im Widerſpruch. Er war ſo glücklich, lange genug zu leben, um die Anſtrengungen für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes noch mit dem glänzendſten Erfolge gekrönt zu ſehen. Er ſtarb arm, wie er gelebt hatte, und man nannte ihn den amerikaniſchen Cato.

Adams (John Quincy), der älteſte Sohn des berühmten amerikaniſchen Präſidenten John Adams, war in den Jahren 1801 und

1802 bevollmächtigter Miniſter der vereinigten Staaten zu Berlin. Während dieſer Zeit bereiſ'te er ganz Schleſien, und theilte ſeinem Bruder in Philadelphia die ganze Beſchreibung deſſelben in Briefen mit. Dieſer folgte der Auffoderung mehrerer Gelehrten und gab ſie im Portfolio, einem Journal von Philadelphia, nach und nach im Druck heraus. Sie erregten gleiches Intereſſe durch die Belehrung über ein daſelbſt beinahe noch völlig unbekanntes Land, ſo wie durch den Geiſt für Ordnung und Friede, welchen ſie überall athmeten. Vorzüglich aber beſchäftigten ſie ſich mit dem Manufacturweſen von Schleſien, weil hieraus ſeinem Vaterlande mancher Vortheil erwachſen konnte, ſo wie auch mit einer Beſchreibung der Fortſchritte der Erziehung ſeit der Errichtung der Bildungsſeminarien durch Friedrich den Großen. Ein kurzes Capitel iſt mehreren Notizen über die merkwürdigſten ſchleſiſchen Schriftſteller gewidmet. — Dieſe ſämmtlichen Briefe wurden im Jahr 1804 in einem Bande in 8. zu Baden abgedruckt, und eine geographiſche Karte beigefügt, da der Verfaſſer im letzten Theil derſelben Geographie, Topographie und Geſchichte von Schleſien nach deutſchen Schriftſtellern behandelt und dieſe oft berichtigt. — Hiervon erſchien im J. 1805 eine ſehr geſchätzte Überſetzung von Frieſe. — Sobald Jefferſon zum Präſidenten der vereinigten Staaten ernannt war, rief er Adams von Berlin zurück. Die Föderaliſtenpartei, der er zugethan war, verſchaffte ihm eine Profeſſur am Collegium Haward in der Provinz Maſſachuſets, wornach er denn als Deputirter dieſer Provinz in den Senat kam. Hier verließ nun Adams die Partei, welcher ſein Vater und er all ihr Glück verdankten, und trat auf die Seite der demokratiſchen. Der Präſident ſandte ihn als Miniſter nach Rußland, von wo aus er im J. 1814 als einer der Bevollmächtigten der vereinigten Staaten bei den europäiſchen Mächten auftrat. Im März 1815 ward er zum bevollmächt. Miniſter am Hofe von St. James, und im J. 1817 zum Staatsſecretär des Innern ernannt.

Adamberger (Maria Anna) geb. Jaquet, eine der vorzüglichſten und liebenswürdigſten deutſchen Schauſpielerinnen, wurde 1752 in Wien geboren, und ſtarb daſelbſt 1804, nachdem ſie faſt ein halbes Jahrhundert ein dankbares Publicum durch unvergeßbare Kunſtleiſtungen entzückt hatte. Als Tochter des würdigen Hofſchauſpielers Jaquet betrat ſie ſchon als Kind mit ihrer Schweſter Catharina (die leider ein zu früher Tod den ſchönſten Hoffnungen entriß) die Bühne, deren ſchönſte Zierde ſie nachher wurde. Nach einigen Verſuchen im tragiſchen Fache widmete ſie ſich dem naiven, und ſpielte dieſes Fach von der Roſine im „Juriſt und Bauer" bis zur Gurli und Margaretha in den „Hageſtolzen" mit einer bewunderungswürdigen Natur, Mannichfaltigkeit und Vollendung. Ihr Ton war melodiſch, herzlich und innig, ihre Haltung voll Charakter und Wahrheit, ihre ganze Darſtellung wohl motivirt, zuſammenhängend und bedeutſam. Sie hatte nie aus Büchern ſtudirt, aber ihr glücklicher Genius ließ ſie die Natur mit einem ſichern Gefühle für die geheimen Wunder derſelben beobachten. Im Februar des Jahres 1804 hatte ſie das letztemal die Bühne betreten; drei Vierteljahre ſpäter ſtarb ſie. Sie hatte ſich 1781 mit dem Hofſänger Adamberger vermählt; ihre Tochter Antonie erbte die glücklichen Anlagen ihrer Mutter. Ihre Jugend verbitterte ihr der Schmerz, den Tod eines liebenswürdigen Bräutigams, Theodor Körners, beweinen zu müſſen. Dieſer zarten Liebe ver-

danken wir manches liebliche Lied des unvergeßlichen Sängers. Im Jahre 1817 verheirathete ſie ſich, und verließ die Bühne, auf der ſie ſchon Liebe und Bewunderung ſich erworben.

Adamsapfel, eine Art Pomeranzen mit narbiger Schale, nur etwas größer und dunkler als die gewöhnlichen Pomeranzen. — Auch nennt man ſo den erſten Knorpel in der Luftröhre, der an der Kehle ſichtbar vorragt.

Adanſon (Michel), ein berühmter Botaniker, geboren zu Aix im Jahr 1727. Mit vorzüglicher Neigung ſtudirte er Naturgeſchichte. Réaumur und Bernard de Juſſieu wurden ſeine Hauptführer. Das Linnéiſche Syſtem, welches ſich damals zu verbreiten anfing, reizte ihn zur Nacheiferung; er erfand andere, die ihm mehr Sicherheit darzubieten ſchienen, und in einem Alter von vierzehn Jahren hatte er deren vier entworfen. Die heiße Begierde, aus allen Kräften die Wiſſenſchaften zu fördern, bewog ihn, dem geiſtlichen Stande, für den er beſtimmt war, zu entſagen, und auf Reiſen zu gehen, um in noch unbeſuchten Ländern Forſchungen anzuſtellen. Er entſchied ſich für den Senegal, weil er glaubte, daß die Ungeſundheit dieſer Gegend noch lange die Naturforſcher abhalten würde, ſie zu unterſuchen. Im Jahre 1748 trat er in einem Alter von 21 Jahren die Reiſe an. Kaum war er angekommen, als er mit dem glühendſten Eifer ſeine Unterſuchungen anfing, und unermeßliche Schätze in allen drei Naturreichen ſammelte. Da er ſehr bald das Mangelhafte der bisherigen Eintheilungsmethoden fühlte, bemühte er ſich, ſie durch eine allgemeine und allumfaſſende zu erſetzen. Außerdem fertigte er von den Ländern, die er durchwanderte, genaue Karten, und ſammelte Wörterbücher von den Sprachen der verſchiedenen Völkerſchaften, mit denen er in Berührung kam. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in einem ſo heißen und ungeſunden Klima kehrte er mit den koſtbarſten Sammlungen in ſein Vaterland zurück, wo er 1757 ſeine Histoire naturelle du Sénégal (1 Vol. 4.) herausgab. Einige muſterhafte Abhandlungen, welche die Akademie in ihre Memoiren aufnahm, erwarben ihm im Jahre 1759 den Titel eines Akademikers. Sie waren aber nur ein Vorſpiel zu ſeinem großen botaniſchen Werke, welches er 1763 unter dem Titel: Familles des plantes, in zwei Bänden herausgab. Dieſes bewundernswürdig gelehrte Werk konnte jedoch ſeinen Zweck, der Botanik eine neue Geſtalt zu geben, gegen Linné nicht erreichen. Er hatte zahlreiche Veränderungen und Zuſätze zu einer veränderten neuen Ausgabe gemacht, als er, von gigantiſchen Ideen hingeriſſen, den Plan zu einer vollſtändigen Encyclopädie faßte. In der Hoffnung, daß Ludwig XV. dieſes Unternehmen unterſtützen werde, ſammelte er die Materialien dazu, die in kurzem zu einer ungeheuern Maſſe anwuchſen, und legte im J. 1775 der Akademie einen Plan vor, der durch ſeinen Umfang allgemeines Erſtaunen erregte. Man unterwarf ihn einer nähern Prüfung, deren Reſultat jedoch des Verfaſſers Wünſchen und Erwartungen nicht entſprach. Adanſons Plan war unſtreitig trefflich, aber er hatte Unrecht, ihn nicht theilweiſe, ſondern auf einmal ausführen zu wollen, und dieſer unbeugſame Eigenſinn war Urſach, daß er überhaupt unausgeführt blieb. Er fuhr indeß mit ungeſchwächtem Eifer fort, ſeine Materialien zu vermehren. Außer einigen ſchätzbaren Memoiren, die er der Akademie vorlegte, gab er nichts mehr heraus; die Idee, ſeinen großen Plan auszuführen, beſchäftigte ihn allein; alle ſeine Mittel wendete er auf, um den Zeitpunct dafür zu beſchleunigen. Aber

der Ausbruch der Revolution verſetzte ihn in die traurigſte Lage; als das Nationalinſtitut bei ſeiner Gründung ihn einlud, einen Platz unter ſeinen Mitgliedern einzunehmen, antwortete er, daß er der Einladung nicht folgen könne, weil er keine Schuhe habe. Der Miniſter des Innern bewilligte ihm eine Penſion. Bis an ſeinen Tod war er unabläſſig für die Ausführung ſeines großen Entwurfs beſchäftigt. Er ſtarb im Auguſt 1806. Die Zahl ſeiner gedruckten Schriften iſt gering gegen die Maſſe ſeiner nachgelaſſenen Manuſcripte, deren Herausgabe von Du-Petit-Thuars zu erwarten iſt.

Adäquat. Adäquater Begriff bezeichnet in der Logik den höchſten Grund analytiſcher Vollkommenheit allgemeiner Begriffe. Der Verſtand denkt ſich nämlich ſeine Begriffe durch die Merkmahle, die in denſelben enthalten ſind. Sind dieſe wieder aus Merkmahlen zuſammengeſetzt, ſo zergliedert er jedes derſelben von neuem, bis nur noch einfache Merkmahle übrig bleiben, die ſich weiter nicht auflöſen laſſen, und dieſes Verfahren des Verſtandes heißt die Entwickelung, Ausführlichmachung oder Adäquation der Begriffe, und der Begriff ſelbſt, welcher auf ſolche Art zergliedert worden iſt, heißt ein adäquater Begriff. Hernach braucht man das Wort adäquat auch bei erfundenen Erklärungen oder ſogenannten Definitionen, welches Begriffe ſind, die das logicaliſche Weſen einer Sache ausdrücken, um zu erproben, ob die Sache, die durch die Definition hat erklärt werden ſollen, ſich wieder in die Erklärung eingeſchlichen hat, wodurch ein Cirkel entſteht. Denn dadurch, daß man jedes Merkmahl von neuem zergliedert, muß es ſich offenbaren, ob man wieder auf den Punct tritt, wovon man ausgegangen war. Eine adäquate Definition iſt eine ſolche, die weder zu eng noch zu weit iſt, und daher weder auf mehr, noch auf weniger Dinge paßt, als das Definitum.

Addington (Henry), Lord Viscount Sidmouth, Sohn eines Arztes, der mit dem Studium ſeiner Kunſt Liebe zur Staatswiſſenſchaft verband. Heinrich Addington, geboren 1756, ward mit Pitt, dem Sohne des Lord Chatam, erzogen. Die ſchnelle und glänzende Laufbahn ſeines Freundes eröffnete auch ihm bald den Weg zu Ehrenſtellen. Er trat ins Parlament und unterſtützte mit ganzer Macht Pitt gegen Fox. 1789 ward Addington zum Sprecher im Hauſe der Gemeinen gewählt; und dieſer ehrenvolle Poſten blieb ihm auch bei der Zuſammenberufung eines neuen Parlaments. Stets treu der Partei Pitts, votirte er nur gegen die Meinung ſeines Freundes, als Wilberforce 1792 die Aufhebung des Negerhandels in Vorſchlag brachte, indem er für die ſtufenweiſe Abſchaffung ſtimmte. Er verlangte und ſetzte es durch, daß der Zeitpunct dafür bis 1800 verſchoben wurde. Aber dieſe augenblickliche Abweichung in ihren Meinungen änderte weder ihre Vertraulichkeit, noch ihre gewöhnliche Übereinſtimmung in dem politiſchen Syſteme. Den 5. Februar 1801 legte Pitt die Würde eines Kanzlers der königlichen Schatzkammer nieder, und überließ ſie ſeinem Freunde Addington. In dieſer Stelle ſtattete Addington mehrere Berichte über den Finanzzuſtand Englands, die Nothwendigkeit neuer Anleihen ꝛc. ab, und wußte den an und für ſich trockenen Gegenſtand ſeiner Vorträge durch eine edle und einfache Beredſamkeit auszuſchmücken. Während der kurzen Dauer des Friedens von Amiens legte er ſtets eine den Frieden begünſtigende Geſinnung dar, und vertheidigte den Friedensſchluß, der ſein Werk ſchien. So wie aber der Bruch ſich ankündigte, trug er ſelbſt auf feindſelige Maßregeln an, und zeigte ſich als einen der wärmſten Parteigänger

des Kriegs. Die Krankheit des Königs in den erſten Monaten des Jahres 1804 verurſachte ihm große Unruhen. Seine Feinde wollten dieſen Umſtand benutzen, um ihn zu ſtürzen; aber die plötzliche Wiederherſtellung des Monarchen vereitelte ihren Plan. Doch nöthigten ihn neue Angriffe, das Miniſterium zu verlaſſen, am 10. Mai gab er Pitt die Siegel zurück. Der König, der ihn vorzüglich liebte, erhob ihn damals zum Lord Viscount Sidmouth, und ſchenkte ihm auf eine ausgezeichnete Weiſe ſein beſonderes Vertrauen. Er trat ſelbſt im Januar 1806 wieder ins Miniſterium als Großſiegelbewahrer, wurde aber nach kurzer Zeit abermals daraus entfernt. Als Lord Liverpool den Platz des ermordeten Perceval (1812) als erſter Lord der Schatzkammer erhielt, trat auch Lord Sidmouth wieder in das Cabinet als Staatsſecretär des Innern, welche Stelle er noch jetzt (1820) bekleidet. S. d. Art. Radicalreformers im Anh. des 10. Bd.

Addiren nennt man in der Rechenkunſt dasjenige Verfahren, eine Zahl zu finden, die ſo groß iſt, als mehrere zuſammen. Dieſe hervorgebrachte Zahl heißt dann Summe, und man bedient ſich hierbei des Zeichens +, welches plus oder mehr bedeutet. $6 + 4 + 3 = 13$, heißt: 6 mehr 4, mehr 3, iſt gleich 13. Algebraiſche Größen werden addiret, wenn man ſie mit dem Zeichen + verbindet. Z. B. $a + b + c$. P. S.

Addiſon (Joſeph), geboren den 1. Mai 1672 zu Miſton in Wiltſhire, wo ſein Vater Geiſtlicher war, empfing den erſten Unterricht an ſeinem Geburtsorte und ſpäter in Lichtfield, wo inzwiſchen ſein Vater Dechant geworden war. Früh zeigte er Neigung zu den Studien, die ihn in der Folge ausgezeichnet haben. Funfzehn Jahre alt ging er nach Oxford, wo ſeine lateiniſchen Gedichte die Bewunderung ſeiner Lehrer erregten. Sie erſchienen in einer Sammlung: Musarum anglicarum analecta. Er hatte ſich bis jetzt dem geiſtlichen Stande beſtimmt; aber ſein beginnender Ruf ließ ihn in Lord Somers und Lord Montague, damaligem Kanzler der Schatzkammer, Gönner finden, welche ſein Glück zu befördern geneigt waren, und dieſer Umſtand entwickelte vielleicht in ihm die Keime des Ehrgeizes, der ihn zu Ehrenſtellen führen ſollte, für die er nicht geboren ſchien. Im J. 1689 richtete er ein Gedicht an den König Wilhelm, der nicht unterließ, einem Jünglinge von ſo großen Hoffnungen ſein ermunterndes Wohlwollen zu bezeigen. Addiſon wünſchte zu reiſen, und erhielt dazu eine jährliche Penſion von 300 Pfund. Er beſuchte Frankreich, wo er ziemlich lange verweilte, ging von da nach Italien, und ſah ſich genöthigt, da indeſſen wichtige Veränderungen im Miniſterium vorgefallen waren und ihm die Penſion nicht mehr ausgezahlt wurde, nach England zurückzukehren. Von allem entblößt kam er in London an; aber dieſe peinliche Lage währte nicht lange. Die Schlacht von Hochſtädt oder Blenheim im J. 1704 verbreitete durch ganz England die lauteſte Freude, und Lord Godolphin, der dieſes große Nationalereigniß von einem würdigen Dichter gefeiert wünſchte, beauftragte auf Lord Halifax Empfehlung Addiſon damit. Noch ehe derſelbe ſein Gedicht vollendet hatte, erhielt er zur Belohnung ſeines Eifers den Poſten eines Appellationscommiſſärs, den der berühmte Locke verließ. Im J. 1705 begleitete er Lord Halifax nach Hannover und ward das Jahr darauf Unterſtaatsſecretär. — Als der Marquis Warton zum Vicekönig von Irland ernannt worden, folgte ihm Addiſon als Secretär, und war zugleich Archivar des Schloſſes von Birmingham; ein Poſten, der mit ſehr wenig Arbeit und 300 Pfund jährlichen Gehalts verknüpft

war. Während ſeines Aufenthalts in Irland entwarf Steele, mit dem er von Jugend auf durch Freundſchaft verbunden war, den Plan zu einer periodiſchen Schrift unter dem Titel: The Tattler (der Plauderer). Addiſon nahm an dieſer Unternehmung Antheil, an deren Stelle jedoch nach einigen Monaten der Spectator trat, bei dem ein höherer und umfaſſenderer Geſichtspunct genommen worden war. (S. den Art. Steele.) Dieſe Schrift, die erſte in ihrer Art, wurde mit einem ungemeinen Beifall aufgenommen und machte den Verfaſſer allgemein berühmt. Addiſon ſtellte darin ein Gemählde von den Sitten ſeiner Zeit auf, indem er Charaktere ſchilderte, Laſter züchtigte, die herrſchenden Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten aufdeckte, und dabei abwechſelnd den Ernſt des Verſtandes und den Ton des Spottes und der Ironie anwandte. In dieſen verſchiedenen Gattungen der Gegenſtände und der Behandlung zeigte er ein ausgezeichnetes Talent, einen geläuterten Geſchmack und einen geſunden, wiewohl nicht in die Tiefe dringenden Blick. Im Jahre 1713 zeigte ſich Addiſon der literariſchen Welt mit einem neuen Charakter. Er brachte ſein Trauerſpiel Cato auf die Bühne, an dem nach 35 ununterbrochen auf einander folgenden Vorſtellungen das Publicum kaum die erſte Gluth ſeiner Begierde geſtillt hatte, und das lange in London und in den Provinzen unter dem allgemeinſten Beifall aufgeführt wurde. Doch nicht der Werth dieſes an ſich ſchwachen und froſtigen Stücks, in welchem Addiſon recht deutlich darthat, daß er zwar ein ſchöner Geiſt, aber kein Dichter ſei, ſondern das politiſche Intereſſe deſſelben wirkte dieſen Erfolg, zu welchem die Whigs und Tory's ſich vereinigten, den aber die Zeit nach und nach ſchwächte und endlich ganz auslöſchte. Nach dem Tode der Königin Anna wurde Addiſon in verſchiedenen öffentlichen Ämtern angeſtellt. Er ging in der Eigenſchaft eines Secretärs des Vicekönigs, Grafen von Sunderland, zum zweitenmale nach Irland; ward darauf Lord des Handelsbureau's und 1717 Staatsſecretär. Man bemerkte aber nur zu bald ſeine Unfähigkeit, das ihm anvertraute Amt zu verwalten. Er war nicht im Stande, öffentlich zu reden, und die Maßregeln der Regierung zu unterſtützen und zu vertheidigen. Die mancherlei Kränkungen ſowohl, die er darüber erfahren mußte, als auch die Abnahme ſeiner Geſundheit bewogen ihn ſehr bald, die Stelle wieder niederzulegen, worauf er 1719 zu Hollandhouſe bei Kenſington ſtarb. Er wurde in der Weſtmünſterabtei beigeſetzt. — In England gilt Addiſon für einen geiſtreichen, eleganten und wohlklingenden Dichter und die meiſten ſetzen ihn Popen und Dryden an die Seite. Wir können dieſem Urtheile nicht beiſtimmen. Als tragiſcher Dichter nimmt er einen ſehr tiefen Platz ein. Von ſeinen proſaiſchen Werken iſt nächſt dem Zuſchauer ſeine Reiſe nach Italien das wichtigſte. Seine Proſa iſt in jeder Rückſicht muſterhaft und verdient ihrer Reinheit und edeln Einfachheit wegen ſtudirt zu werden. Als Menſch war Addiſon von den untadelhafteſten Sitten, ein aufrichtiger Anhänger der Religion; ernſt und zurückhaltend in ſeinem Betragen; in der Geſellſchaft furchtſam und verlegen, ſprach er wenig vor Perſonen, die er nicht genau kannte. Ich habe nie, ſagte Lord Cheſterfield, einen beſcheidnern und linkiſchern Menſchen geſehen. Unter ſeinen Freunden war ſeine Rede fließend und anmuthig.

Adel, der angeerbte, iſt nach Kant, ein Rang, der vor dem Verdienſte vorhergeht, und dieſes auch nicht zur nothwendigen Folge hat, ein Gedankending ohne alle Realität. Von Schlieffen nannte ihn daher ein entbehrliches Trümmerwerk aus der Vorzeit, und

Boileau nannte den neuern Adel: d'un tronc fort illustre une branche pourrie. Adelsvorrechte ſetzen den ererbten Ruhm vor den erworbenen, und die Abkömmlinge großer Männer vor die großen Männer. Der Staatszweck an ſich erkennt bei den gleichgebornen Staatsgenoſſen nur den Adel des perſönlichen Verdienſtes an, indem das Staatswohl nicht erheiſcht, wie von Archenholz (Minerva Mai 1800, S. 569) ſich ausdrückt, daß der Staat „dem Kinde verleihe, was dem Vater, der Trägheit nicht, was dem Fleiße, dem Vorurtheile nicht, was dem Genie, d. h. dem privilegirten Welt- und Naturadel gebührt, der an Racen und Kaſten nicht gebunden iſt.“ Bevorrechtete Geburtsſtände aber ſind, nach Schlözer nichts weniger als nothwendige Übel. Daher haben die vereinigten Staaten von Nordamerika ſogar alle Geburtstitel abgeſchafft, und die Dienſtehre ſollte, wie ſchon lange in Dänemark, und ſeit Peter dem Großen in Rußland, jederzeit über Kaſtenehre erheben. Sogenannte adeliche Chargen ſind bei Staatsämtern gegen die Natur des Staatsdienſtes. Daher iſt der Unterſchied zwiſchen Adel und Nichtadel in dem Staatsdienſte gänzlich aufgehoben in Rußland, in der Schweiz, in England, in Baiern und Baden. Hofadel hat ſich an den meiſten Höfen noch erhalten. Montesquieu's oft mißverſtandener Geſchichtsſpruch: Point de Monârque, point de Noblesse; point de Noblesse, point de Monârque, wird durch die Geſchichte der alten und neuen Zeit widerlegt. Wie viele Beiſpiele von Verſchwörungen des Adels gegen den Monarchen enthält nicht die ſchottiſche, ſchwediſche, franzöſiſche, polniſche, portugieſiſche und ungariſche Geſchichte! Der Adel hat die Throne öfter umgeſtürzt, als alle Unzufriedenheit des eigentlichen Volks, wozu Adeliche überdies noch faſt immer die Urſache waren, durch den Mißbrauch der Gewalt im Genuß ihrer Vorrechte, durch die ſchlechten Rathſchläge, welche ſie den Fürſter gaben, und durch die Unterdrückungen, die ſie ſich gegen das Volk erlaubten. Nicht der Adel, wie Montesquieu behauptet, ſondern die Verfaſſung hält zwiſchen dem Regenten und dem Volke das Gleichgewicht, und dient dieſem zur Schutzwehr gegen die Willkühr der Gewalt. Dagegen bildet der Adel (wie Hennings über die wahren Quellen des Nationalwohlſtandes aus der Geſchichte gezeigt hat) oft nur eine Scheidewand zwiſchen dem Regenten und dem Volke; und die Fürſten haben ſich eben ſo oft des Volks wider die Anmaßungen des Adels bedient (in Ungarn iſt die königliche Gewalt ſogar eine Schutzwehr für den Unadelichen), als ſich der Adel mit der Herrſchergewalt entweder zur widerrechtlichen Unterdrückung der Gemeinen, oder mit dem Volke zu einer eben ſo widerrechtlichen Schmälerung der Regierungsrechte verbunden. Ein ehemaliger Polizeiminiſter, Fürſt von Canoſa, will daher die Frage unterſuchen, warum der Adel in der letzten Zeit die Throne nicht geſtützt habe. Ob der Adel in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt politiſchen Nutzen habe, beantwortet ſich aus ſeiner Entſtehung und urſprünglichen Beſtimmung. Wenn Tacitus und Andere vom Adel ſprechen, ſo verſtehn ſie darunter keinen Stand; denn erſt mit dem Geburtsadel entſtand der Unterſchied der Stände. Doch lag der früheſte Grund dieſes Unterſchieds in der ſchon von Tacitus bezeugten germaniſchen Sitte der Ehrerbietung vor dem Alten. Den König nannten die Germanen blos den Älteren, Seniorem; und noch jetzt iſt Āltermann und Ālteſter in England und Deutſchland mit Vorſtand einer Gemeinheit gleichbedeutend. So Graf, oder Grau, d. i. Greis. Das Alter alſo und in Kriegsfa-

chen die Kriegserfahrung waren bevorrechtet, nicht die Geburt. Indeß lag allerdings der Keim des Adels, oder der bevorrechteten Geburt, ſchon vor dem 6. Jahrh. in dem Daſeyn edler Geſchlechter, d. i. ſolcher, die ſich durch langen Kriegsruhm auszeichneten. Solche Geſchlechter gab es in jedem Stamme neben der königl. oder fürſtl. Familie; z. B. bei den Bojoaren die Agilolfingen, aus denen allein Landesherren gewählt werden konnten, und die doppelt höher ſtanden, als die übrigen Adelsgeſchlechter, von welchen ein Mitglied wieder zweimal ſo viel werth war, als ein jeder andere freie Bojoar. Bei den Franken fällt der Begriff eines Adelichen mit dem eines königlichen Getreuen vom erſten Range (Antrustiones) ſo zuſammen, daß in den ſaliſchen und ripuariſchen Geſetzbüchern das, was in andern vom Adel, von den Antruſtionen geſagt wird. Mit dieſen Leuten oder Getreuen ward durch die Eroberung der fränkiſche Staat gegründet. Sie und ihre Söhne machten das Kriegsgefolge, die Haustruppen des Königs aus, und erhielten Sold und Preis in Lehnsgütern. Seit dem 6. bis 9. Jahrh. bildete dieſer Kriegsadel auch noch eine höhere Claſſe der königl. Dienſtleute, d. i. die grundherrlichen Haus- und Hofleute des Königs oder Reichsminiſterialen, zum Unterſchiede von den Privatminiſterialen, die ſich als Gutsherren, auch der König auf ſeinen Meierhöfen, und die Königlichen und Reichsleute auf ihren Lehngütern hielten. Dieſes Hofgeſinde (die juniores) hatte einen Vorſteher Major, Meierhof, endlich Reichsmaier. Jener Dienſtadel aber beſtand, wie der Kriegsadel, ebenfalls urſprünglich aus den Getreuen, mit deren Hülfe das Land erobert und in Gehorſam gehalten wurde. Ihr Sold beſtand wie bei den Kriegsleuten in Lehngütern, die endlich mit der Stelle ſelbſt belehnt wurden. (S. Lehnsweſen.) Die Reichsminiſterialen unterſchieden ſich in Platz- und Provinzialminiſterialen. Jene waren die Beamten am Hoflager; dieſe die Patricier oder Generalſtatthalter, Herzoge und Markgrafen. Unter dieſen höheren Beamten ſtanden die Grafen. Jene, die Vorſteher ganzer Provinzen, dieſe die von einzelnen Kreiſen, wurden ſchon früh Fürſten, d. i. die Vorderſten im Kreiſe, den die verſammelten Franken auf offenem Felde ſchloſſen. So kam zu den alten Rechten des Kriegs- und Hoflehnsadels noch das Recht der Reichsſtandſchaft und eines beſondern Gerichtsſtandes (judicium parium); und damit, als am Ende des 9. Jahrhunderts die Hof- und Reichsſtellen erblich wurden, entſtand der hohe Adel. Dieſe Erblichkeit des Dienſtes machte den Adel unabhängig vom König und dem Volke. Über dieſem Herrenſtande, der ſich in den königlichen Leuten gebildet, beſtand noch lange Zeit der uralte Nationalherrenſtand der abſolut freien Landeigenthümer, Semperfreien, viri egregiae libertatis, Reichsſaſſen, Dynaſten, die durchaus Niemandem dienſtpflichtig waren. Sie beſaßen theils Herrſchaften, theils einzelne Villen; doch verſchwanden die Eigenthümer der letztern faſt alle ſeit Carls des Großen Zeit; und die der erſteren traten allmählig in den Reichsvaſallenſtand (den hohen Adel) ein. Der Grund dieſes hohen Adels lag alſo in der Abſtammung von einem uralten adelichen Geſchlechte, und das Kennzeichen deſſelben war die Landeshoheit. — Der niedere Adel iſt um die Mitte des 11. Jahrh. entſtanden aus einer Miſchung von Landesminiſterialen und von kleineren Allodialfreiſaſſen. Jene verrichteten nämlich bei dem hohen Adel Kriegs- und anſtändige Haus- und Hofdienſte, theils als Rückwirkung oder Nachbildung der eroberten Dienſtmannſchaft, theils

als Folge ſteigender Bereicherung. (Vgl. d. A. *Ritterweſen.*) Dieſe glaubten ſich geehrt durch Beilegung eines Prädicats, das auf Dienſtverhältniſſe und Lehnsabhängigkeit hindeutete. Daher nahm zuerſt in Frankreich und den Niederlanden, dann aber auch in Deutſchland, unter den Allodialgutsherren die *Titelſucht* überhand. Die größeren ſuchten den Amtstitel *Grafen*; die kleineren nannten ſich wenigſtens *Reichsbarone*; die übrigen Herren *von, auf, zu, aus* ꝛc. oder auch blos *Herr*. Bei der Unſicherheit auf dem Lande im Mittelalter ließen ſich edle Geſchlechter, beſonders ſeit dem Ende des 12. Jahrh. häufig in den Städten nieder, und bildeten mit den reichſten angeſehnſten Bürgern, im Beſitze der obrigkeitlichen Stellen, den ſtädtiſchen Adel der nachher genannten *Patricier*. — So wie der hohe Adel die Reichsſtandſchaft behauptete, ſo behauptete jetzt der niedere Adel die Landſtandſchaft, eine Nachbildung von jener. Da beide, Freiſaſſen und Dienſtleute, begütert waren, ſo verſtand man unter Adel überhaupt auch den Stand der Gutsbeſitzer (von Od, d. h. Beſitzung) und zu den *perſönlichen Vorrechten* des Adelichen auf Kriegs-, Hof- und Staatsſtellen, insbeſondere auf die *Ritterwürde* (die jedoch vor Kaiſer Friedrich II. und 1250 jeder Freigeborne erhalten konnte), kamen noch *dingliche*, in Anſehung ihres Grund- und Lehnseigenthums. Unter dieſen waren die wichtigſten Steuerfreiheit und Patrimonialgerichtsbarkeit. Letztere wurde, nach Aufſtellung der Reichsdienſtordnung, auch den Semperfreien als Folge der Schutzherrlichkeit vom König verliehen; bei den Lehngütern des Adels beruht ſie ohnehin auf Verleihung. So wurde ſie, doch im Allgemeinen nicht vor dem 11. Jahrh., ein Zubehör der Grundherrlichkeit, und zugleich mit dem Erbeigenthum eines Lehnguts erworben. (S. F. *Eichhorns* deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte, und *Hüllmanns* Geſchichte des Urſprungs der Stände in Deutſchland, Leipzig 1817, 3 Th.) Mit der Ausbildung des Staatsrechts und der Staatskunſt, mit der Umgeſtaltung des ganzen Kriegs- und Heerweſens, wodurch die alte Heerpflichtigkeit des Adels aufhörte, mit der theilweiſen oder gänzlichen Aufhebung des Lehnsſyſtems, mit dem Emporkommen des dritten Standes, welcher durch Talente, Fleiß, Vermögen und Verdienſt auf alle Verhältniſſe des Staatenlebens immer tiefer einwirkte, und ſowohl im Staats- als im Kriegsdienſte mit dem Adel wetteiferte, endlich mit dem Verfall des adelichen und Rittergeiſtes, indem der Adel durch den Beſitz ſeiner Vorrechte verwöhnt, ſich zu verdienen unterließ, was er durch ſeine Geburt und Familienverbindung zu erlangen glaubte; mit dieſen innern und äußern Veränderungen hat der *niedere Adel* überhaupt, nicht was ſeine Titel, ſondern, was ſeine ererbten perſönlichen und dinglichen Vorrechte betrifft, ſeit fünf und zwanzig Jahren in einem großen Theile von Europa, beſonders nach der großen Reform des Adels in Frankreich und den davon abhängig geweſenen Staaten, die Stütze der öffentlichen Meinung von der Zweckmäßigkeit jener Vorrechte verloren. Und dieſe Vorrechte: — *Landſtandſchaft* auf Geburt und Beſitz gegründet, *Ehre* und Vorzug als Lohn ererbter oder durch eine ziemlich kühne Fiction für ererbt angenommener Verdienſte; Genuß aller Vortheile des Staats, *ſogar ausſchließlicher* Genuß ſehr bedeutender Vortheile gegen die Befreiung von den wichtigſten Pflichten, ſind Dinge von ſehr großem Werthe. Erklärt doch noch ein neuer Schriftſteller, Bar. v. *Wedekind* (in ſeiner übrigens vorurtheilsfreien Schrift über den Werth des Adels, Darmſt. 1816, 2 Th.) das Duell für ein Vorrecht des Adels! — Das *Staatsrecht* entſcheidet, ob der Beſitz ſolcher

Rechte unveränderlich ſei, oder welche Rechte der Adel überhaupt haben dürfe. Nach dieſer Entſcheidung iſt der Adel bereits in mehreren Ländern gleichen Abgaben und Laſten mit den übrigen Bürgern unterworfen, und der Bürgerliche darf um jedes Amt im Civil und Militär mit ihm zugleich ſich bewerben. Die Politik unterſucht, in wie fern die Stiftung eines neuen Adels für das Ganze vortheilhaft oder nothwendig ſei. Was aber vom niedern Adel gilt, das gilt darum nicht vom hohen. Der letztere beſitzt ſeine Rechte, ſo wie die ehemalige Reichsritterſchaft, als wahre Landesherrſchaft, und ein Schluß von ihm auf den nie unmittelbaren Adel würde alſo ſehr fehlerhaft ſein. Ein Theil der Vorrechte des niedern Adels aber kommt demſelben nicht in Rückſicht auf ſeine Abſtammung, ſondern blos in Beziehung auf ſeine Güter zu, und iſt meiſtens auch dem unadelichen Beſitzer derſelben verliehen. Manches ſogenannte Vorrecht des Adels, z. B. die Ausſchließung des gelehrten Standes von den höhern Kirchenämtern und den Stiftern, iſt gar nicht vorhanden; bei andern iſt der unrechtmäßige Urſprung klar; andere ſind unrechtmäßig ausgedehnt; noch andere haben durch die neueſten Veränderungen ihre vorige rechtliche Grundlage verloren. Alles dies hat Paſſe in ſ. Schrift über die Rechte des deutſchen Adels 1802, geſchlichtet. S. auch Georgius: Metamorphoſe des germaniſchen Adels. Nürnb. 1810. Daß aber der Adel eine Zierde der Höfe ſei, liegt wohl weniger in den Abſtufungen des Adels und der Hofordnung, als vielmehr in der vorzüglichern Bildung der europäiſchen Nationen, in dem Kunſtgeſchmack und in der Literatur, welche auch dem Hofleben die beſſere und feinere Haltung gegeben haben. Das Verſtändigſte, was unſer Adel für ſeinen eigenen Vortheil noch thun könnte, wäre, ſich wie ihm ſchon Möſer gerathen hat, nach dem Muſter des engliſchen zu ordnen, aller dinglichen Befreiung von Staatspflichten zu entſagen, und ſich auf einen Majoratsadel zu beſchränken. — Der Adel iſt gegenwärtig in Deutſchland und den meiſten europäiſchen Staaten ein Geburtsſtand, womit erbliche Vorrechte vor den Mitgliedern der übrigen Standesclaſſen verbunden ſind. Außer dem Geburtsadel aber iſt in mehrern Ländern durch die Staatsgeſetze noch ein blos perſönlicher, oder nicht erblicher Adel (Amts-, Dienſt-, Kriegsadel) begründet, wie in Würtemberg bei nichtadelichen Rittern des Civilverdienſtordens, in Rußland ꝛc. Der erbliche Adel heißt 1. Geſchlechts- oder Stammadel, wenn er vom Vater durch Erzeugung in einer rechtmäßigen Ehe mitgetheit worden iſt. Dieſer Stammadel iſt entweder alter, der auf eine beſtimmte Anzahl adelicher Ahnen ſich gründet, oder neuer Adel; — 2. Briefadel, der durch ein Privilegium (Adelsbrief, Diplom oder Patent) verliehen iſt. In Frankreich entſtand der Briefadel ſchon um 1271; in England und Deutſchland erſt in der letzten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Als Standesclaſſe betrachtet, theilt ſich der Adel in hohen und niedern (in Baden und Sachſen: Herren- und Ritterſtand. Zum hohen Adel des ehemaligen deutſchen Reichs gehörten alte Familien, die wegen eines Reichslandes Sitz- und Stimmrecht auf der allgemeinen Reichsverſammlung hatten, oder alle reichsunmittelbare erbfürſtliche und reichsgräfliche Perſonen als: die Erbchurfürſten, Herzoge, Mark-, Pfalz-, Burg- und Landgrafen, die mit dinglicher Reichsſtandſchaft verſehenen Reichsfürſten und Reichsgrafen und der alte Dynaſtenſtand. Jetzt gehören zum Adel die Mitglieder des Regentenhauſes und die Standesherren. (B. A. Art. 14.) Der Zuſatz Reichs- fällt jetzt weg. Zum niedern Adel gehörten die Reichs-

ritter und die ehemals **mittelbaren**, nicht unter dem Reiche und Kaiſer, ſondern unter einem Landesherrn ſtehenden, adelichen Familien, jetzt alle Edelleute, die den mit erblichen Vorrechten verbundenen Rang zwiſchen den Perſonen des hohen Adels und denen vom Bürgerſtande beſitzen, als: Titulargrafen, Freiherren oder Barone, Edle und Bannerherren; Reichsritter, Edle von, und der gemeine Adelſtand mit dem Prädicate **von**. Dieſe vier Stufen finden noch jetzt in Baiern und Öſterreich bei neuer Adelung Statt. Das Recht der **Standeserhöhung** überhaupt und das Recht der Ertheilung der ſtandesherrlichen Würde insbeſondere, gehört dem Souverän in ſeinem Staatsgebiet; doch kann dadurch dem Rechte dritter Perſonen, z. B. der Succeſſionsberechtigten, kein Eintrag geſchehen. Die **Adelstaxe** iſt verſchieden. In Baiern koſtet ein Grafendiplom auf einem 120 Gulden Stempelbogen 4589 Fl., ein Freiherrndiplom auf einem 90 Gulden St. Bog. 2453 Fl., ein Adelsdiplom auf einem 60 Fl. St. Bog. 633 Fl. — In **Frankreich** ſind (wie in Italien und den Niederlanden) der alte und der neue (Napoleoniſche) Adel in einen verſchmolzen. Den hohen Adel überhaupt gründen die Ordonnanzen vom 25. und 31. Auguſt 1817 auf Gutsbeſitz und Majorate, ohne ihn jedoch perſönlich auf den Erſtgebornen oder den Majoratsherrn einzuſchränken. Der hohe franz. Adel beſtand 1817 aus 65 Herzogen, 49 Marquis, 87 Grafen, 6 Vicomten und 6 Baronen, zuſammen alſo aus 213 Pairs. Die Majorate der Herzoge ſollen wenigſtens 30,000 Fr. jährl. reine Einkünfte (bei einem Capital von 600,000 Fr.), die der Marquis und Grafen wenigſtens 20,000 (bei einem Cap. von 400,000) und die der Vicomte und Barone wenigſtens 10,000 Fr. (bei einem Cap. von 200,000 Fr.) betragen. Die erſtgebornen Söhne führen von Rechts wegen den Titel, welcher dem ihres Vaters, und die nachgebornen Söhne denjenigen, welcher dem Titel ihres älteſten Bruders am nächſten kommt. Außer dieſen Pairsmajoraten giebt es aber noch eine Menge von Herzogen, Grafen, Baronen und Chevaliers, welche nicht Pairs ſind, aber Majorate ſtiften dürfen. Man hat dabei die Einrichtung des Adels in England vor Augen gehabt, nur daß hier der älteſte Sohn bei Lebzeiten ſeines Vaters nicht von Rechts wegen den Titel führt, welcher der Würde ſeines Vaters am nächſten kommt, ſondern den vornehmſten der übrigen Titel, welche der Vater außer ſeinem höchſten noch beſitzt. Wichtiger iſt der Unterſchied zwiſchen franzöſiſchem und engliſchem Adel, daß die jüngern Söhne der engliſchen Pairs zwar für ihre Perſonen einen gewiſſen Rang haben, aber denſelben nicht auf ihre Nachkommen vererben, und im gemeinen Leben gar keine Adelsauszeichnung genießen. Sie gehören in die große Claſſe der Gentry. Eben darum iſt aber auch der engliſche Adel vielleicht der einzige, welcher bis jetzt nicht ſchädlich in das Ganze eingewirkt hat; er iſt keinem Gewerbe, Stande und Intereſſe der Nation fremd, und belaſtet ſie bis jetzt nicht ſehr mit der Anfoderung, auch ſeinen jüngern Söhnen ein ſogenanntes ſtandesmäßiges, d. h. arbeitloſes, und für alle künſtliche Bedürfniſſe der Convenienz hinreichendes Auskommen zu verſchaffen. Da nun wenige von den Majoratsherren des franz. Adels ihren übrigen Kindern etwas Bedeutendes werden hinterlaſſen können, ſo wird Frankreich eine Menge armer Grafen rc. erhalten, die ſich daher in Kirchen-, Staats- und Hofämter vorzugsweiſe einzudringen ſuchen werden. Über den engl. Adel ſ. den Art. **Großbritannien**. Und über die Adelsgeſchlechter in Deutſchland die Schriften von **von Schlieffen**, **Scheid**, **v. Steck**, **Schmidt**,

Losmann u. A., ſo wie Rehberg über den deutſchen Adel, Gött. 1803, und Meiners Geſch. der Ungleichheit der Stände. C. A. F.

Adelung (Johann Chriſtoph), dieſer um die vaterländiſche Literatur und Sprache hochverdiente Gelehrte, war 1732 zu Spantekow in Pommern geboren, genoß den erſten Unterricht theils zu Anklam, theils zu Kloſterbergen bei Magdeburg, und vollendete ſeine Studien auf der Univerſität zu Halle. Im J. 1759 ward er zum Profeſſor an dem Gymnaſium zu Erfurt ernannt, ging aber zwei Jahre darauf nach Leipzig, wo er ſich bis 1787 den weitläuftigen Arbeiten widmete, wodurch er der deutſchen Sprache und Literatur ſo nützlich geworden. In dieſem Jahre erhielt er von dem Churfürſten von Sachſen den Ruf als Oberbibliothekar bei der öffentlichen Bibliothek in Dresden mit dem Charakter als Hofrath. Dieſe Stelle bekleidete er bis zu ſeinem Tode im September 1806. Adelung allein hat für die deutſche Sprache geleiſtet, was für andere nur ganze Akademien leiſteten. Sein grammatiſch-kritiſches Wörterbuch, welches zu Leipzig 1774 bis 1786 erſchien, übertrifft das engliſche von Johnſon in allem, was die Definitionen, die Abſtammung, die Ordnung der Bedeutungen und hauptſächlich die Etymologie der Wörter betrifft; aber es ſteht ihm nach in der Wahl der claſſiſchen Schriftſteller, welche für die Bedeutungen angeführt werden; vielleicht weil Adelungs Vorliebe für die oberſächſiſchen Schriftſteller ihn zu der Ungerechtigkeit verleitete, alle diejenigen zu vernachläſſigen, deren Vaterland oder Styl ihm kein Vertrauen einflößte. Er hatte als Norm den Meißniſchen Dialekt feſtgeſtellt, und verwarf alles, was in den höheren Ständen und bei den berühmteſten Schriftſtellern der meißniſchen Provinz nicht gebräuchlich war. Adelungs gemeſſener und methodiſcher Geiſt erſchrak über die Anarchie und die Fluth neuer Wörter, womit er die deutſche Sprache bis ins Unbegrenzte bedroht ſah, und darüber verkannte er ihre bewundernswürdige Beugſamkeit und Bildſamkeit, die ſie allein mit der griechiſchen gemein hat. Voß und Campe haben mit vollem Rechte, aber vielleicht mit zu wenig Schonung dieſe Mängel gerügt. Die von 1793 bis 1801 erſchienene zweite Auflage des Adelungſchen Wörterbuchs liefert eine Menge von Zuſätzen, die an ſich ſchätzbar ſind, aber mit den inzwiſchen erfolgten Fortſchritten der Sprache in keinem Verhältniß ſtehen, und nur zu deutlich beweiſen, daß auch ein unermüdlicher Fleiß die ſchon in den Plan eines Werks verwebten Fehler hinwegzuſchaffen nicht vermag. (Man vgl. das in dem Art. Deutſche Sprache hierüber Geſagte.) Von Adelungs übrigen Werken, deren vollſtändige Aufzählung wir hier unterlaſſen, nennen wir ſeine ſchätzbaren deutſchen Sprachlehren, ſein Magazin für die deutſche Sprache, ſein Werk über den deutſchen Styl, und ſeinen Mithridates, in welchem er die Ausbeute ſeiner geſammten Sprachforſchungen niederzulegen gedachte. Er ſelbſt vollendete jedoch nur den erſten Band; die folgenden verdanken wir dem gelehrten Linguiſten Vater in Königsberg, der dazu theils des Verſtorbenen Papiere, theils v. A. v. Humboldt gelieferte Materialien, theils die Reſultate eigener Unterſuchungen verarbeitete. — Als Menſch war Adelung von den unbeſcholtenſten Sitten und ſehr liebenswürdigen Eigenſchaften. Verheirathet war er nie. Täglich widmete er vierzehn Stunden der Arbeit, von welcher er ſich im Kreiſe ſeiner Freunde und an einer gut beſetzten Tafel erholte. — Sein Neffe, Friedrich Adelung, ruſſiſch kaiſerl Staatsrath und Ritter des St. Annenordens, war Mitglied der Direction des deutſchen Theaters zu St. Petersburg und ward 1803 zum Lehrer der

jungen Großfürſten ernannt und in den Adelſtand erhoben. Er hat während ſeines Aufenthaltes in Rom intereſſante Unterſuchungen über die damals in der vaticaniſchen Bibliothek befindlichen altdeutſchen Gedichte angeſtellt und mitgetheilt. Im J. 1818 erſchien von ihm eine Biographie des berühmten Sigm. von Herberſtein (aus Quellen).

Adept, ſ. Alchymie.

Aderlaß, das Weglaſſen einer Quantität Blut mittelſt Öffnung einer Ader, gewöhnlich einer Blutader (Vene). Wo dieſe Öffnung geſchehe, darauf wurde von den Alten ſorgfältig geachtet. Jetzt läßt man gewöhnlich zur Ader 1. am Arm, aus der äußern oder innern Hauptvene, oder aus der Mittelblutader (Medianvene); 2. an der Hand, aus der äußern Hauptvene des Daumens oder kleinen Fingers; 3. am Fuß, aus jeder hinlänglich ſtarken Blutader, gewöhnlich aus der innern Vene des Fußrückens; 4. am Halſe, aus dem hintern Aſte der Jugularvene; 5. an der Zunge, aus der Froſchblutader. — In Deutſchland braucht man dazu gewöhnlich den Schnepper, in Frankreich, England u. ſ. w. die Lanzette, mit der die Verletzung einer Arterie oder eines Nerven ſicherer zu vermeiden iſt. Unter den Pulsadern iſt die Schlafarterie die einzige, welche bei manchen örtlichen Fehlern des Kopfes geöffnet wird. Von dieſem eben beſchriebenen allgemeinen Aderlaß unterſcheidet man den örtlichen, der durch Schröpfköpfe oder Blutigel geſchieht, um bei Entzündungen das Blut aus der leidenden Stelle zu ziehen, ohne das Syſtem zu ſchwächen. Der Aderlaß gehört unſtreitig zu den wirkſamſten Mitteln in der Heilkunſt, aber über ſeine Anwendbarkeit haben die vorzüglichſten Ärzte ſehr verſchieden gedacht. **Podalirius**, des Äskulaps Sohn (etwa 1184 vor Chr.), wird uns als der erſte genannt, der den Aderlaß anzuwenden wagte, indem er des kariſchen Königs Damäth Tochter, Syrna, durch Öffnung der Adern an beiden Armen glücklich herſtellte. Später iſt von Euryphon unter den knidiſchen Ärzten, und von Demokrit (464 vor Chr.) bekannt, daß ſie den Aderlaß verordneten. Hippokrates ſelbſt, zu deſſen Zeiten dies Mittel ſchon ſehr gebräuchlich war, wandte es ſparſamer an, denn er ſah die Heilung der Fieber und Entzündungen als ein Werk der Natur, den Aderlaß aber als ein die Wirkſamkeit derſelben ſtörendes Schwächungsmittel an. Häufiger und endlich bis zum Mißbrauch verordneten ihn ſeine Schüler, und erregten dadurch ihrem Lehrer Feinde. Unter dieſen waren die vorzüglichſten Chryſipp und deſſen Schüler Eraſiſtrates in Alexandrien. Nach ſeiner Theorie war in den Arterien ein Geiſt als die Lebenskraft, in den Blutadern aber nur ein entgeiſtetes Blut vorhanden, deſſen Übergang in die Arterien die Krankheit erzeuge. Für die Urſache dieſer Unordnung hielt er die Vollblütigkeit, die nicht durch Aderlaß, ſondern durch Enthaltſamkeit u. ſ. w. gehoben werden müßte. Die um dieſe Zeit entſtehenden Schulen der Empiriker (250 vor Chr.) betraten den richtigen Weg, indem ſie der Beobachtung der Natur auf Hippokratiſche Weiſe nachſtrebten, und die Fälle für die Anwendung des Aderlaſſes zu beſtimmen ſuchten. Aber mit den Wiſſenſchaften verfiel auch die Heilkunſt in Griechenland. Zwar erhoben ſich griechiſche Ärzte unter den Römern, aber die empiriſche Schule war ausgeartet. Der Mißbrauch mit dem Aderlaß ward wieder allgemein, bis Asklepiades aus Bithynien, Cicero's Arzt und Freund, der Lehre vom Blutlaſſen eine neue Geſtalt gab. Er vertheidigte den Aderlaß, da ihm die Vollblütigkeit Urſach der meiſten Krankheiten war, aber er gebrauchte ihn vorzüglich nur da, wo Schmerz vorhanden war, und hielt, ſo wie ſein Schüler Themiſon, ſchon viel auf örtliche Blutentziehungen. Nach ihm beſtimmte Celſus

bündig und ſchön die Fälle des Aderlaſſes im J. 5 nach Chr. Geb.). Aretäus, der Stifter einer neuen Schule (70 J. nach Chr.), ließ mehr in hitzigen als in langwierigen Krankheiten zur Ader, in dringenden Fällen aber bis zur Ohnmacht. Galenus (im Jahr 160), der eine Hauptclaſſe der Krankheiten von Vollblütigkeit ableitete, verordnete reichliche Aderläſſe, und durch das Anſehn ſeiner Lehre, die durch mehrere Jahrhunderte die herrſchende war, wurde der Gebrauch derſelben ſehr verbreitet. Nach dem Umſturz des römiſchen Reichs waren die Ärzte in Europa ſo ſelten, daß Carl der Große an einer Lungenentzündung ohne Aderlaß, und überhaupt ohne ärztliche Behandlung ſtarb. Die arabiſchen Ärzte folgten dem Galen, verbreiteten ſeine Lehre in Spanien, Italien und Frankreich, und wenn ſchon durch ſie die Anwendung des Aderlaſſes vervielfältigt wurde, ſo geſchah dies noch mehr durch die Mönche, die im alleinigen Beſitz der Heilkunde wie überhaupt aller damaligen Wiſſenſchaften waren, und den übeln der Vollblütigkeit lieber durch Blutablaſſen als durch Mäßigkeit abhelfen mochten. Später verflocht man die Aſtrologie in die Lehren der Medicin und beſtimmte den Aderlaß nach gewiſſen Tagen. Die Päpſte hatten zwar (1300) den Mönchen die Ausübung der Heilkunſt unterſagt; allein theils achteten dieſe nicht darauf, theils erklärten ſie das Verbot nur von chirurgiſchen Operationen. So trennte ſich damals die Chirurgie von der innern Medicin; das Baderhandwerk entſtand, und eignete ſich das Aderlaſſen, Schröpfen und Bartſcheren zu. Jetzt nahm der Mißbrauch des Aderlaſſens immer mehr überhand; es galt damals die Regel: den erſten Tag verlebe läſſig, den andern mäßig, den dritten toll und voll, der vierte thut dem Aderlaß wohl. Als aber nach Erfindung der Buchdruckerkunſt die Schriften der griechiſchen Ärzte und vornehmlich des Hippokrates verbreitet wurden, und ihre Lehre wieder auflebte, da wurde wenigſtens unter den Ärzten der Aderlaß wieder auf beſtimmte Fälle beſchränkt. In Deutſchland verdrängte Paracelſus (1525) das Galeniſche Syſtem und mit ihm den Aderlaß, der blos in den Händen der Bader blieb. In Frankreich, Italien u. ſ. w. wurde jedoch noch theils das Hippokratiſche, theils das verunſtaltete Galeniſche Syſtem von den Ärzten angenommen, und daher auch der Aderlaß herrſchend, der aufs höchſte gemißbraucht wurde. Helmont, (1600) der Stifter einer ganz verſchiedenen Lehre, eiferte gegen die Blutentziehung; er glaubte, daß der Lebensgeiſt, den er Archäus nannte, zu ſehr dadurch geſchwächt werde. Harvey's Entdeckung des Blutumlaufs (1619) hatte in ſo fern Einfluß auf den Aderlaß, als ſie zu Verſuchen veranlaßte (1642), die Heilmittel in die Adern ſelbſt einzuſpritzen, oder (1656) einen Theil des kranken Bluts abzulaſſen, und durch Blut von geſunden Menſchen oder Thieren zu erſetzen. In England erſchien Sydenham (1673), der durch ſtarke Aderläſſe die Natur zur Unterdrückung der Krankheit zwingen zu können glaubte. Faſt in allen Krankheiten ließ er Blut weg, nie unter acht, faſt immer zehn und mehr, ja in Entzündungsfällen bis auf vierzig Unzen. Ihm entgingen die übeln Folgen davon nicht, aber er glaubte, die Krankheit nicht anders bezwingen zu können. Stahl (1707) ſuchte Hippokrates Lehre mit Helmonts Theorie zu vereinigen, und ſtellte über den Aderlaß ſehr richtige und gemäßigte Grundſätze auf. Vollblütigkeit, lehrte er, ſei ſelbſt keine Krankheit, nur durch Störung des Gleichgewichts zwiſchen den feſten und flüſſigen Theilen könne ſie dazu werden, und in dieſen Fällen ſei das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Unentbehrlich aber fand er das Aderlaſſen, wenn die Vollblütigkeit

in Bewegung geräth, und Congeſtion oder Blutfluß erregt. Dieſem Fall aber rieth er vorbauungsweiſe durch Aderlaß zuvorzukommen. Seine Lehre pflanzte ſich entſtellt und mißverſtanden bei dem Publicum fort. Allenthalben hielt man Präſervationsaderläſſe für nöthig, und in Frankreich ging der Mißbrauch ſo weit, daß Molière die Ärzte mit ihrem ewigen Clisterium donare, postea segnare, ensuita purgare, mit Recht auf der Bühne lächerlich machte. Bordeu arbeitete dem Unweſen in Frankreich entgegen. In England blieb man noch immer ſehr freigebig damit. Cullen (1777), der alle Krankheiten als widernatürliche Zuſtände des Nervenſyſtems, alle Abnormitäten der Säfte als Folge der Schwäche und des Krampfs anſah, hielt den Aderlaß für ein vorzügliches Mittel, die Thätigkeit des ganzen Körpers und beſonders des Syſtems der Blutgefäße zu vermindern, empfahl jedoch Berückſichtigung aller Umſtände, und folgte in der Lehre von der Vollblütigkeit meiſtens der Lehre Stahls. Stoll in Wien (1780) fand, als ein Verehrer Sydenhams, häufige Veranlaſſung zu Aderlaſſen. Mehrere neue Ärzte hingegen ſuchten ihre zu häufige Anwendung einzuſchränken; dahin gehören J. P. Frank, Richter, Selle, Vogel, Hufeland, Reil, Hildebrandt u. A. Wollſtein (1791) wollte nur in wenigen Fällen eine ſo bedeutende Schwächung zugeben. Auch Gall ſuchte die Lehre vom Aderlaß zu berichtigen. Brown verſtattete den Aderlaß bei ſtheniſchen Krankheiten, deren Zahl er aber ſehr gering angab, und die Ausbreitung ſeiner Lehre (ſ. Erregungstheorie) beſchränkte den Gebrauch dieſes Mittels mehr, als für die Praxis gut war. Nur unter den echten Heilkünſtlern erhielt ſich die richtigere Anwendung deſſelben. Dahin gehören, außer den genannten Männern, Harles, Heim, J. Frank und Andere; vorzüglich auch Marcus, der durch glückliche Anwendung naturphiloſophiſcher Grundſätze auf die Medicin wichtige neue Anſichten eröffnete. Faſſen wir das Reſultat dieſer Überſicht kurz zuſammen, ſo finden wir, daß die größten Ärzte aller Zeiten über die Wichtigkeit dieſes Mittels, das in der Heilkunſt nicht entbehrt werden kann, übereinſtimmend dachten, und nur nach Maßgabe ihrer Theorien in der Anwendung deſſelben von einander abwichen. H.

Adern ſind die häutigen und muskulöſen Canäle, welche eine Flüſſigkeit im thieriſchen und menſchlichen Körper enthalten und fortleiten. Dergleichen ſind die Lymphadern, welche lymphatiſche (wäſſerige) Flüſſigkeit, — Milchadern, welche den Milchſaft (Chylus) aus den Därmen aufnehmen, und in das Blut überführen; Blutadern (im weitern Sinne), welche das Blut enthalten. Dieſe werden gewöhnlich auch vorzugsweiſe unter der Benennung der Adern verſtanden, und wir führen ſie hier in dieſem Sinne fort. Das ganze Aderſyſtem im thieriſchen Körper beſteht aus zwei Claſſen: den Puls- oder Schlagadern, Arterien, und den Blutadern (im engern Sinne) oder Venen (venae). Beide haben ihr Centrum in dem Herzen. Die Pulsadern gehen von dem Herzen aus, und führen das Blut dem ganzen Körper zu; die Blutadern ſammeln aus demſelben das Blut wieder auf und führen es zu dem Herzen zurück. Die Pulsadern haben ihren Urſprung in der linken Abtheilung des Herzens. Die linke Herzkammer ſetzt ſich nämlich fort in die große Pulsader, Aorta, welche ſich ſogleich, wie ſie vom Herzen abgeht, in einem Bogen herunterwärts begiebt, durch eine Öffnung des Zwerchfells in den Unterleib eintritt, und an der vordern Seite der Lendenwirbelbeine bis zum vierten herabſteigt, wo ſie ſich in die beiden Hüft- oder Darmbein-

arterien ſpaltet. Dieſe gehen abwärts bis an den Rand des Beckens, jede theilt ſich wieder in zwei große Äſte: in die Schenkelarterie, welche nach dem Schenkel geht, und in die Beckenarterie, welche in die hier befindlichen Theile ſich verbreitet. Aus dem abſteigenden Theile der Aorta, ſobald ſie durch das Zwerchfell in den Unterleib gekommen iſt, gehen mehrere zum Theil ſehr beträchtliche Zweige ab, die untern Zwerchartерien, welche das Zwerchfell ſelbſt und benachbarte Theile mit Zweigen verſorgen, die Baucharterie, welche ihre Zweige an den Magen, die Leber, das Duodenum, die Milz u. ſ. w. verbreitet. Eben daſelbſt geht die obere Gekrösarterie, und weiter unten die untere Gekrösarterie aus der Aorta ab und verſorgen die Gedärme mit Zweigen. Aus dem aufſteigenden Theile der Aorta kommen die Arterien, welche das Herz ſelbſt mit Zweigen verſehen, aus dem Bogen aber die, welche ſich zu dem vordern Theil der Bruſt, zu allen Theilen des Kopfes, des Halſes und zu den obern Gliedmaßen verbreiten. Die Arterien vertheilen ſich in immer kleinere Äſte und Zweige, bis ſie zuletzt haarähnliche Gefäßchen werden, die kaum dem Auge noch deutlich erkennbar ſind. Ihre Endigung aber iſt ſehr verſchieden. Je nachdem die Eingeweide oder Theile verſchieden ſind, in welche ſie ſich endigen, bilden ſie ganze Büſchel von Haargefäßchen oder Netze, Sterne u. ſ. w.; andere biegen ſich um, und werden zu Venen; andere öffnen ſich in kleine Zellchen, aus welchen die Venen das Blut wieder aufnehmen, andere öffnen ſich mit freien Mündungen an der Oberfläche der Haut, an welcher ſie ausgebreitet ſind, und hauchen durch ihre Mündung eine dunſtartige Feuchtigkeit aus. Die Pulsadern ſind feſter und ſtärker in ihren Häuten, als die Venen. Die Arterie hat vier Lagen von Häuten, von denen die äußere zellig und locker, die folgende eigentliche Arterienhaut ſtark, feſt und elaſtiſch iſt, die dritte aus zarten ringförmigen Muskelfaſern beſteht, die innerſte ſehr zart und dünne, an ihrer innern Fläche ſehr glatt iſt. Die Pulsadern haben ihre eigenthümliche Bewegung, wie das Herz; ſie dehnen ſich, von der andringenden Blutwelle geſchwellt, aus, und ziehen ſich wieder zuſammen, um das aufgenommene Blut weiter zu treiben. Dieſe Verrichtung zeigt ſich in der beſtändigen ſchlagenden Bewegung äußerlich, wenn eine ſolche Ader blosgelegt wird, oder wenn man ſie mit dem aufgelegten Finger befühlen kann (vergl. d. Art. Puls). Eine verletzte oder durchgeſchnittene Pulsader fällt nicht zuſammen, heilt auch wegen der beſtändigen Bewegung ſchwerer, ihre Mündung bleibt offen und rund. Dies macht die Verletzung einer Arterie gefährlich, und einer innern tödtlich. Die Venen entſpringen in dem ganzen Körper mit den feinſten Veräſtelungen und ziehen das umgewandelte Blut an ſich. Die kleinern Zweige gehen, immer wieder ſich vereinigend, in größere über und dieſe vereinigen ſich endlich aus dem ganzen Körper in zwei große Canäle, die obere und untere Hohlvene, welche zuſammenſtoßen und in dem Venenſack (Vorhof) des rechten Herzens ſich öffnen. Alles Blut aus dem Kopfe, dem Halſe und den obern Gliedmaßen wird auf jeder Seite durch die Droſſelader (vena jugularis) herabgeführt, welche beide auf der rechten Seite ſich vereinen, und an der Stelle, wo ſie hinter dem Knorpel der erſten Rippe der rechten Seite herunterſteigen, in die obere Hohlvene übergehn. Alle Venen der untern Gliedmaßen, des Unterleibes und der Eingeweide in demſelben vereinigen ſich endlich in der untern Hohlvene, welche an der vordern Fläche des fünften Lendenwirbelbeins aus den beiden Hüft-

venen ſich bildet, an der vordern Fläche der Lendenwirbelbeine an der rechten Seite der Aorta hinter dem Bauchfell in die Höhe ſteigt und durch den hintern Theil der Leber zum Zwerchfell, welches zu ihrem Durchgang eine vierſeitige Öffnung in ſeinem flechſigen Theile hat, gelangt, durch daſſelbe in die Bruſthöhle ſteigt, in den Herzbeutel eingeht und zugleich mit der obern Hohlvene in dem Vorhof des rechten Herzens ſich endigt. Das Blut, welches von allen Gedärmen durch die Gekrösvenen, von dem Magen durch die Kranzvene des Magens, von der Milz durch die Milzvene zurückgeführt wird, geht einen beſondern Umweg. Dieſe Blutadern vereinen ſich nämlich in einen Stamm zuſammen, die Pfortader (vena portarum), welcher in die Leber eingeht, ſich daſelbſt wieder in Äſte und Zweige bis in die feinſten Haargefäße zertheilt, welche die die Galle abſondernden Organe bilden. In der Leber entſteht dann wieder ein neues Venenſyſtem, welches in immer größere Adern und zuletzt in einen Stamm, die Lebervene, ſich vereint und das Blut aus der Leber wieder aufnimmt und in die Hohlvene überführt. Der Bau der Venen weicht von dem der Pulsader weſentlich ab. Sie beſtehen nur aus doppelten Häuten, einer äußern zelligen und einer innern Haut. Dieſe faltet ſich an mehrern Stellen und bildet dadurch ſackförmige Klappen, welche dem Blute zwar vorwärts, aber nicht rückwärts, einen Durchgang geſtatten. Doch fehlen dieſe Klappen in den Venen der großen Eingeweide des Unterleibes, der Lungen und des Gehirns. Die Venen der unter Gliedmaßen ſind ſtärker, als die anderer Theile des Körpers. In Rückſicht ihrer größern Zweige ſind die Venen zahlreicher, als die Pulsadern; meiſtens iſt, beſonders an den Gliedmaßen, jede Arterie von zwei Venen begleitet. Außerdem laufen noch ganz oberflächlich unter der Haut große Venen, welche durch ihre bläulich durchſchimmernde Farbe ſichtbar werden. Von dieſen ſind noch einige deßhalb merkwürdig, weil ſie gewöhnlich zum Blutlaſſen gewählt werden. In der hohlen Hand und auf dem Rücken der Hand liegt gleich unter der Haut ein Netz von vielen mit einander in Verbindung ſtehenden Blutadern. Aus dem Venengeflecht des Handrückens entſpringt die äußere Hauptvene des Arms (vena cephalica), deren Anfang zwiſchen dem Mittelhandknochen des Daumens und des Zeigefingers liegt, und die äußere Hauptvene des Daumens (vena cephalica pollicis) genannt wird. Jene geht an der Vorderſeite des Unterarms nach dem Oberarm herauf. Die innere Hauptvene des Armes (vena basilica) entſpringt gleichfalls aus dem Venengeflecht des Handrückens zwiſchen dem Mittelhandknochen des kleinen und des vierten Fingers, wo ſie noch Hauptvene des kleinen Fingers (vena salvatella) heißt, geht an der hintern Fläche der Ellbogenröhre in die Höhe, wendet ſich aufſteigend an die vordere Fläche des Unterarms und geht am Oberarm herauf. Die mittlere Hauptvene des Arms (vena mediana) entſpringt meiſtens von der cephalica und zieht an der Beugeſeite des Vorderarms ſchief gegen die basilica, in welcher ſie ſich ungefähr in der Mitte des Oberarms endigt. Am Ellbogengelenke liegt ſie auf der flechſichten Binde der Muskeln des Vorderarms, wo ſich dieſe mit der Sehne des zweibauchigen Armmuskels verbindet und die Armarterie und den Mediannerven bedeckt. An dieſer Stelle wird die Medianvene gewöhnlich bei dem Aderlaſſen am Arme geöffnet, und es iſt daher große Vorſicht nöthig, damit nicht die Vene durchgeſchlagen und die darunter liegende Armpulsader und der benannte Nerv verletzt werde, ſo liegt auch auf dem Fußrücken ein ſtar-

kes Venengeſlecht unter der Haut ausgebreitet, von deſſen größern Zweigen gewöhnlich einer bei dem Aderlaſſe am Fuße geöffnet wird. Noch iſt außer dem Aderſyſtem der Aorta und der Hohlvene ein anderes in dem Menſchen zu bemerken, nämlich das Lungenaderſyſtem, durch welches der ſogenannte kleine Kreislauf des Bluts bewirkt wird. Aus der rechten Herzabtheilung geht ein Schlagaderſtamm, die Lungenarterie, ab, die ſich ſogleich in zwei Äſte theilt, davon jeder ſich in eine Lunge begiebt, in derſelben in immer kleinere Äſte trennt, endlich in die kleinſten Zweigelchen und haarähnlichen Gefäßchen vertheilt. Dann bildet ſich rückwärts ein Venenſyſtem, in dem Haargefäße der Lungenarterie ſich wahrſcheinlich umbiegen, zur Vene werden, die nun ſich immer zu größern Zweigen und Äſten vereinigen, endlich in jeder Lunge zwei große Venenſtämme bilden, welche ſich in die linke Vorkammer des Herzens einmünden. Die Lungenarterien führen das ſchwarzrothe Venenblut aus dem rechten Herzen in die Lungen, wo es durch die Einwirkung der atmoſphäriſchen Luft in hellrothes Blut verwandelt wird, welches die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurückführen. Hieraus erhellt, daß ein doppelter Blutumlauf im Körper Statt finde, der große Kreislauf, aus dem linken Herzen durch das Arterienſyſtem in den ganzen Körper zum Behuf der Ernährung und der verſchiedenen Abſonderungen, und durch das Venenſyſtem nach dem rechten Herzen zurück; der kleine Kreislauf aus dem rechten Herzen durch die Lungenarterie nach den Lungen, und aus dieſen durch die Lungenvenen nach dem linken Herzen zurück. Die Lungenvenen, das linke Herz und deſſen Pulsaderſyſtem führen das hellrothe Blut, das Venenſyſtem der Hohladern, das rechte Herz und die Lungenarterien das ſchwarzrothe Blut. H.

Ades, Hades, ſ. Pluto.

Adhäſion (Anhängen). Wenn man feſte Körper in flüſſige z. B. den Finger ins Waſſer taucht, ſo bleiben unter gewiſſen Bedingungen Theile der letzteren an den erſteren hängen; dies heißt Adhäſion. Es findet hier nämlich unter den verſchiedenen Körpern ein Unterſchied Statt; denn Queckſilbertheilchen hängen ſich z. B. nicht an Glas, aber wohl an Gold, Silber und Blei. Waſſer hängt ſich an den meiſten Körpern an, wenn ihre Oberfläche nicht mit einer Fettigkeit, Staub, Mehl u. dgl. bedeckt iſt. Flüſſige Körper nehmen in Gefäßen aus einer Maſſe, die von ihnen benetzt wird, keine vollkommen horizontale Oberfläche an, ſondern ſteigen vielmehr um den Rand der Gefäße herum etwas in die Höhe. Beweiſe hievon giebt das Waſſer, Bier u. ſ. w. in Gläſern, Eimern Töpfen u. ſ. w. In Gefäßen hingegen, deren Maſſe von den darin enthaltenen Flüſſigkeiten nicht benetzt wird, ſtehen letztere am Rande tiefer und in der Mitte höher. So zeigt z. B. Queckſilber in einem Glaſe eine gleichſam convexe Oberfläche. Waſſer u. dergl., gießt man es aus dem Gefäße, deſſen Maſſe davon benetzt wird, läuft leicht am äußern Rande herunter, wenn man nicht eine geſchickte Richtung giebt. Queckſilber thut dies aus einem Glaſe nie; wohl aber aus einem Gefäße von Blei ꝛc. (Vergl. Anziehung.)

Ädilen, obrigkeitliche Perſonen bei den Römern, welchen die Aufſicht über die öffentliche Schauſpiele, die öffentlichen Gebäude, das Urtheil über die Bauſtreitigkeiten und die Marktpolizei anvertraut war. Anfangs wurden zwei aus dem gemeinen Volke gewählt; zu Ende des vierten Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt Rom kamen noch zwei aus den Patriziern hinzu, welchen letztern der elfenbeinerne

Magiſtratsſtuhl (Sella curulis) vergönnt war, und ſie ſelbſt wurden Aediles curules, jene hingegen Aediles plebis genannt. Julius Cäſar ſetzte noch eine dritte Gattung hinzu, denen die öffentlichen Magazine anvertraut waren.

Adiaphora (griech.), an ſich gleichgültige Nebendinge, im kirchlichen Sinne Gebräuche und Formen des Kultus, die, weil die heil. Schrift ſie weder verboten noch angeordnet hat, ohne Gefahr des Glaubens und Beſchwerung des Gewiſſens beibehalten oder verworfen werden können, werden diejenigen urſprünglich katholiſchen Ceremonien genannt, die die Evangeliſchen, beſonders in Churſachſen unter Moritz, aus Gehorſam gegen das Augsburgiſche Interim (ſ. d. Art.) annehmen und in ihren Kirchen duldeten, z. B. Hochaltäre, Lichter, Bilder, Chorhemden, Meßgewänder, lateiniſche Geſänge, Horä und Vespern, Chrisma, Privatbeichte u. dergl. Über dieſe Nachgiebigkeit erhob der Jenaiſche Theolog Flacius in Gemeinſchaft mit der niederſächſiſchen Geiſtlichkeit 1549 den unter dem Namen der adiaphoriſtiſchen Händel bekannten Streit gegen Melanchthon und die Wittenberger, welche dabei den Schimpfnamen Adiaphoriſten erhielten. Die Flacianer führten dieſen mit den interimiſtiſchen Händeln zuſammenhängenden Streit deſto leidenſchaftlicher, je leichter die Wittenberger ſich rechtfertigen konnten, ſobald man über den Begriff der Adiaphoren einig war. Späterhin wurden eben dieſe Nebendinge Parteizeichen, wodurch die ſtrengen Lutheraner ſich von den Calviniſten, welche nichts davon beibehalten hatten, auch äußerlich zu unterſcheiden ſuchten; die veränderte Anſicht der Theologen des 18. Jahrhunderts brachte es mit ſich, daß ſeit 50 Jahren die meiſten Gebräuche dieſer Art im Stillen beſeitigt wurden und erſt jetzt, wo man wieder auf Vermehrung der ſinnlichen Beiwerke des Kultus denkt, erhält die Frage, was davon unter die Adiaphora zu rechnen und zuzulaſſen ſei, neues Gewicht. E.

Adjectiv, ſ. Nomen.

Adjuſtiren heißt im Handel und Wandel etwas in völlige Richtigkeit ſetzen, abmachen. Ferner wird es vom Abzug meſſingner und eiſerner Gewichte gebraucht, wenn ſie völlig dem einmal eingeführten Land- oder Stadtgewichte gleichen; und endlich heißt es im Münzweſen die Bereitung und Beſchreibung derjenigen Metallſtücke, die nachher zur Ausprägung der Species dienen.

Adjuſtirwage wird beim Münzweſen eine kleine Wage genannt, worauf alle auszuprägende Münzen vorher gewogen werden, um daraus abnehmen zu können, ob ſie durch Hinzuſetzen von Metall ſchwerer, oder durch Hinwegnehmen deſſelben leichter zu machen ſind.

Adjutant, ein dem Chef zugetheilter Hülfsoffizier. Man unterſcheidet Generaladjutanten, Flügeladjutanten, Regiments- und Bataillonsadjutanten, dann Adjutanten des Gouverneurs und Feſtungscommandanten, der Diviſionärs und Brigadiers. Generaladjutanten ſind bei Monarchen, bei Feldmarſchällen, Feldherren, Prinzen und hohen Generälen. Oft ſind ſie dem Range nach ſelbſt Generale. Ihr Amt iſt, die Befehle des Monarchen, des Oberfeldherrn, bei welchem ſie ſind, im Heere bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen, und ſolche ihrem Chef vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen zu kriegeriſchen Unternehmungen, haben in Verbindung mit einigen Offizieren vom Generalſtabe die Plane, Zeichnungen u. ſ. w. unter ihrer Obhut; beſorgen und leiten die Befolgung der bekannt gemachten Diſpoſitionen; führen den militäriſchen Briefwechſel, arbeiten die Relationen vorgefallener Kriegsereigniſſe,

Schlachten und Gefechte aus, und führen die Tagebücher des Feldzugs. Nicht ſelten werden ſie auch zu Unterhandlungen gebraucht. Flügeladjutanten ſind ebenfals Generaladjutanten, jedoch vorzugsweiſe bei dem Monarchen. Ihre Benennung rührt wahrſcheinlich daher, daß ſie ehemals die Befehle des Fürſten, der ſich gewöhnlich in der Mitte aufhielt, auf die Flügel bringen mußten, zuweilen auch, beſonders unter Friedrich II., den Generalen, die ein abgeſondertes Corps, oder einen ganzen Flügel befehligten, als rathendes und beobachtendes Organ zugegeben waren. Die Adjutanten der Diviſionäre und Brigadiers haben bei ihren Chefs dieſelben Geſchäfte, wie die Generaladjutanten bei dem Oberfeldherrn. Regimentsadjutanten empfangen die Rapports, beſorgen die Militärcorreſpondenz, die Ausgebung der Befehle, ordnen den Dienſt im Innern des Regiments, theilen die Wachen im Regiment ab, und beſorgen die übrigen, ihnen von dem Regimentschef ertheilten Aufträge. Der Bataillonsadjutant hat dieſelben Verrichtungen im Bataillon.

Adler. In der Allegorie der bildenden Künſte iſt der Adler von vielfachem Gebrauch. Als König der Vögel war er der Vogel des Zeus, und drückt darum auch die Ober- oder Alleinherrſchaft aus. In dieſem Sinne finden wir ihn als ein häufiges Emblem und Symbol der Völker, Fürſten und Heere. Er war das hieroglyphiſche Sinnbild der Städte Heliopolis, Emeſus, Antiochien und Tyrus. Unter den Attributen des Königthums, welche die Hetrurier den Römern einſt zum Zeichen der Freundſchaft ſchickten, war auch ein Scepter mit einem Adler von Elfenbein, und von dieſer Zeit an blieb der Adler eines der erſten Attribute der Republik, welches ſpäter auch die Kaiſer beibehielten. Als Heerzeichen kommt der Adler zuerſt bei den Perſern vor: ſie hatten ihn von Gold. Bei den Römern waren ſie anfangs nur von Holz, dann von Silber mit goldnem Blitzſtrahl, unter Cäſar und ſeinen Nachfolgern aber ganz von Gold, doch ohne Blitzſtrahl. Der doppelköpfige Adler war zuerſt bei den Kaiſern des Orients üblich, die damit ihren Anſpruch auf das morgen- und abendländiſche Reich bezeichneten. Vom Orient kam er nachher auf die occidentaliſchen Kaiſer. Öſterreich behielt dies Sinnbild aus der Erbſchaft des Orients bei. Außerdem ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Ungarn, Sicilien, Spanien, Sardinien, vom ruſſiſchen Kaiſer, und von vielen Fürſten, Grafen und Baronen des deutſchen Reichs ins Wappen gezogen.

Adlerzange iſt eine, ſtatt der gewöhnlichen Kneiper, mit zwei ſpitzigen Haken verſehene Zange, um damit Gegenſtände aus tiefen Orten zu faſſen, und mittelſt einer Kette, die um eine horizontale Winde geht, herauszuheben.

Admet, ſ. Alceſte.

Admiral, ein aus dem Arabiſchen herſtammendes Wort, welches einen Herrn oder Befehlshaber bedeutet. Bei den Saracenen war dieſer Titel gewöhnlich; dann gaben ihn zuerſt die Sicilianer und Genueſer ihren Befehlshabern zur See. Gegenwärtig nennen alle Nationen Europa's (mit Ausnahme der Türken, welche die Benennung Capudan-Paſcha brauchen) Admiral das Haupt oder den oberſten Befehlshaber über eine ganze Schiffsflotte, der nur dem Großadmiral im Range untergeordnet iſt. Unter dem Admiral ſteht der Viceadmiral und der Contreadmiral, welcher letztere bei den Holländern und nordiſchen Mächten Schout by Nacht (der bei Nacht die Aufſicht oder das Commando führt), bei den Engländern

Rear-Admiral genannt wird, weil er ordentlicher Weiſe die Arriergarde (Rear) commandirt. Admiralsflagge iſt diejenige, welche von dem großen Top oben auf dem mittelſten Maſte des Schiffs weht, auf welchem der Admiral ſich befindet. Sie kann nur geführt werden, wenn der Admiral von zwanzig und der Viceadmiral und Contreadmiral von zwölf Schiffen begleitet wird. Admiralſchiff, ein Schiff, welches die Admiralsflagge führt. Wenn zwei Kriegsſchiffe von gleicher Flagge in einem Hafen zuſammenkommen, ſo hat das zuerſt eingelaufene die Vorzüge und Würde eines Admiralſchiffs, das andere und wenn es auch größer und ſtärker ſein ſollte, hat nur den nächſten Rang. — Admiralität oder Admiralitätscollegium heißt das aus einem Admiral, verſchiedenen Vice- und Contreadmiralen, Schiffscapitäns, Räthen und Beiſitzern beſtehende Collegium, welches die Aufſicht über die Seeangelegenheiten hat. Sämmtliche Kriegs- und Handelsſchiffe, ſo wie das ganze dabei angeſtellte Perſonal ſtehen unter ſeiner Aufſicht und Gerichtsbarkeit. Es entſcheidet über die Contrebande zur See, über die Gültigkeit der gemachten Priſen u. ſ. w. Admiralſchaft heißt der Bund, den eine Anzahl Kauffahrteiſchiffe zum Widerſtande gegen einen zu fürchtenden Feind ſchließt. Sie müſſen ſich dabei mit beſtimmten Vertheidigungsmitteln verſehen. Der Gewinn und Verluſt wird verhältnißmäßig vertheilt.

Adolph v. Naſſau, erwählt zum Kaiſer den 1. Mai 1292 und gekrönt zu Aachen den 25. Junius, war ein bloßer Edelmann, zwar aus einer erlauchten Familie und von erprobter Tapferkeit, aber ohne ein anderes Erbtheil als ſein Schwert, und ohne jene großen Eigenſchaften, die ſeinen Vorgänger, Rudolph v. Habsburg, auf den Thron erhoben und darauf erhalten hatten. Adolph verdankte ſeine Wahl theils dem anmaßenden Betragen Albrechts (ſ. d.), theils ſchimpflichen und unerlaubten Verhandlungen mit den Churfürſten von Cöln und Mainz, die ihm die läſtigſten Bedingungen auflegten, und ſich Städte und Ländergebiete von ihm abtreten ließen, die ihm nicht gehörten. Da er aber als Kaiſer nicht erfüllen wollte, was er als Graf verſprochen hatte, ſah er ſich bald von ſeinen Freunden gehaßt und verlaſſen. Aus Geldmangel nahm er von Eduard I. von England 100,000 Pf. Sterl. und verſprach dafür, ihm gegen Philipp den Schönen beizuſtehen, ſah es aber nicht ungern, als ihm der Papſt die Theilnahme an dem Kriege unterſagte. Wenn er ſich dadurch in den Augen der deutſchen Fürſten verächtlich machte, ſo erſchien er ihnen noch gehäſſiger, als er, des Landgrafen von Thüringen, Albrechts des Unnatürlichen, Haß gegen ſeine Söhne benutzend, von dieſem Thüringen kaufte. Dieſer Handel verwickelte ihn in einen fünfjährigen Krieg, ohne daß es ihm gelang, das Land zu unterwerfen. Empört durch dieſe Unwürdigkeiten und aufgereizt von Albrecht von Öſterreich lud das Churfürſtencollegium Adolph vor ſich. Da er nicht erſchien, ward er contumacirt und am 23. Junius 1298 ſeine Abſetzung ausgeſprochen und Albrecht von Öſterreich gewählt. Es kam zum Kriege und Adolph ſchien das Übergewicht zu gewinnen; jedoch überliſtet von ſeinem Gegner, fand er ſich bei Gellheim umſtrickt und fiel nach einer heldenmüthigen Gegenwehr von Albrechts eigner Hand (den 2. Julius 1298). Adolphs Fehler entſprangen größtentheils aus dem Mißverhältniß ſeiner Mittel zu ſeiner Lage. Ein Fehlgriff folgte dem andern, und als er in den letzten Augenblicken ſeiner Regierung einen beſſern Weg einſchlagen wollte, war es zu ſpät. Er büßte ſeine Fehler hart, aber die Völker gewannen nichts bei dem Tauſch, der ihnen ſtatt ſeiner Albrechten zum Kaiſer gab.

Adonis, ein Sohn der Myrrha, den ſie mit ihrem Vater Ciniras gezeugt (ſ. **Myrrha**). Die Nymphen des Waldes erzogen ihn, und er wuchs in ſo entzückender Schönheit empor, daß Venus ſelbſt ihn zu ihrem Liebling erwählte. Mit zärtlicher Sorgfalt begleitete die Göttin den jagdliebenden Jüngling durch die rauhen Wälder und Forſte, ihm die Gefahren zeigend, denen er ſich Preis gab. Er aber achtete ihrer liebenden Warnungen nicht, ſondern verfolgte mit glühendem Herzen die reißenden Thiere der Wildniß, und erlegte ſie mit ſeinem Spieß und Geſchoß. Doch als er einſt einen grimmigen Eber gefehlt hatte, fiel dieſer ihn an und verwundete ihn tödtlich. So frühzeitig die Göttin auch das Unglück erfuhr, und ſo wenig ſie, um dem Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Roſenbüſchen, deren weiße Blumen ſich damals von ihrem Blut roth färbten, ſchonte, ſo fand ſie ihn doch ſchon erblaßt auf dem Graſe liegen, und zur Linderung ihres Schmerzes konnte ſie nichts weiter thun, als ſein Andenken durch die Verwandlung in eine kurz blühende Anemone erhalten, und den Zeus vermögen, daß er, den Genuß des Jünglings zwiſchen ihr und Proſerpina theilend, ihm erlaube, abwechſelnd ſechs Monat im Hades und ſechs im Olymp zuzubringen.

Adoniſch. Der adoniſche Vers beſteht aus einem Dactylus und einem Spondäus oder Trochäus.

—◡◡——

und eignet ſich wegen ſeines lebhaften Ganges zu muntern und ſcherzhaften Liedern. Längere Gedichte würden jedoch eine zu große Einförmigkeit durch ſo kurze, ohne alle Abwechſelung wiederkehrende Verſe gewinnen; daher die Neueren ſich ihrer nicht häufig unvermiſcht bedient haben. Die Alten verbanden ſie immer mit andern Verſen; ſo iſt der letzte Vers der Sapphiſchen Strophe ein Adoniſcher.

Adoption, Annahme an Kindes Statt (welche Abrogation heißt, wenn homo sui juris, ein nicht mehr unter älterlicher Gewalt Stehender, an Kindes Statt angenommen wird), war bei den Römern eine feierlich-gerichtliche Handlung, wodurch ein leiblicher Vater ſich des Rechts an ſeinem Kinde begab und erlaubte, daß ein Anderer es in ſeine Familie aufnahm und väterliche Gewalt über daſſelbe ausübte. Der Adoptat erlangte dadurch die vollen Rechte eines leiblichen Kindes. Auch bei uns iſt die Adoption, unter obrigkeitlicher Beſtätigung, denen geſtattet, welche keine Rechnung auf leibliche Kinder ſich machen können. Sie ahmt die Natur nach und darf weder dem zu adoptirenden Kinde, noch einem Dritten zum Nachtheil gereichen. Daher muß der Adoptirende achtzehn Jahr älter ſein als der Adoptirte und bei der Abrogation muß der Adoptirende wenigſtens ſechzig Jahre alt ſein. Will einer jemand an Enkels Statt annehmen, ſo muß er 36 Jahre älter ſein, als der Adoptirte. Wer eheliche Kinder oder Deſcendenten hat, kann nicht adoptiren, desgleichen kein Caſtrat ohne Diſpenſation. Kein Armer kann einen Reichen, kein Vormund ſeine Mündel adoptiren. Der Code François macht keinen Unterſchied zwiſchen Adoption und Abrogation, verordnet, daß der Adoptirende wenigſtens 50 Jahr alt und 15 Jahr älter als der Adoptirte ſein ſoll, und erlaubt nur einen ſolchen Menſchen zu adoptiren, den man in ſeiner Minderjährigkeit und wenigſtens ſechs Jahre lang unterſtützt und ununterbrochen verſorgt hat, oder der dem Adoptirenden im Gefecht oder bei einer andern Gefahr das Leben erhalten hat. Der Adoptirte muß durchaus volljährig ſein. Der Code François verbie-

tet ferner die Ehe zwiſchen dem Adoptanten, dem Adoptirten und deſſen Deſcendenten, dem Adoptirten und den Kindern des Adoptanten, den adoptirten Kindern Einer Perſon, dem Adoptirten und dem Ehegatten des Adoptanten und umgekehrt. Stirbt der Adoptirte ohne Deſcendenz, ſo fällt nur das, was er vom Adoptanten geſchenkt erhalten oder geerbt, an dieſen oder deſſen Deſcendenz, das übrige an die Verwandten des Adoptirten zurück. Jede Adoption muß von dem Gerichte erſter Inſtanz und hernach vom Appellationsgerichte unterſucht und beſtätigt werden, und erhält ihre Wirkſamkeit erſt durch Eintragung in die Civilſtandsregiſter des Wohnorts des Adoptanten, welches Eintragen binnen drei Monaten nach Eröffnung der Appellationsſentenz erfolgen muß. A.

Adraſtēa, eine Tochter des Zeus und der Nothwendigkeit, die Dienerin der ewigen Gerechtigkeit, die Rächerin alles Unrechts, der kein Sterblicher entgeht. Nach den Meiſten iſt Adraſtea (die Unentfliehbare) nur ein Beiname der Nemeſis (ſ. d.). Man findet ſie bisweilen mit Flügeln, bisweilen mit einem Steuerruder, bisweilen mit einem Rade abgebildet.

Adriatiſches Meer, ein Buſen des mittelländiſchen Meers, den die Küſten von Italien, die von Illyrien und Dalmatien ſo wie die unter dem Paſcha von Janina ſtehenden Arnauths einſchließen. Sein Spiegel faßt etwa 3950 Quadratmeilen. Er enthält an den öſterreichiſchen Küſten viele kleine Inſeln, und macht mehrere Buſen, worunter die von Trieſt, von Quarnaro und Cattaro die berühmteſten ſind. Seine Böſchung heißt auch der Golf von Venedig, welche Stadt einſt die Herrſchaft behauptete über das ganze Meer, deſſen Eingang noch jetzt die brittiſch-ioniſche Inſel Corfu bewacht. Zum ſymboliſchen Zeichen jener Herrſchaft geſchah ſonſt jährlich, ſo lange Venedig ſeine Selbſtſtändigkeit behauptete, die Vermählung des Doge mit dem Meere am Himmelsfahrtstage.

Adrogation, ſ. Adoption.

Adſtringentia (lat.), zuſammenziehende Arzneimittel, als Gegenſatz der auflöſenden.

Advent (lat.), eigentlich die Ankunft, insbeſondere bei den Chriſten die Zeit vier bis ſechs Wochen vor der alljährlichen Feier der Geburt des Heilandes. Bei den Katholiken bereitet man ſich in dieſer Zeit durch Bußübungen, Faſten und Beten, gleichſam zum Empfange des Welterlöſers vor. Die Kirche geſtattet daher in ihrer Strenge während der Adventzeit weder Hochzeiten noch rauſchende Vergnügungen.

Adverbium, Nebenwort (Umſtandswort, Beſchaffenheitswort). Die Hauptbegriffe, welche zu einem Satze gehören, werden durch Nebenbegriffe genauer beſtimmt; hierauf gründet ſich der Unterſchied der weſentlichen und der abgeleiteten und ſecundären Redetheile (ſ. Redetheile). Zu den letztern gehört das Umſtandswort. Es iſt eine Partikel (ſ. d. Art.), welche zur näheren Beſtimmung des Prädicats in einem Satze gehört, und da das Prädicat theils durch das Adjectivum oder Beiwort ausgedrückt wird, theils in dem Verbum oder Zeitwort liegt, ſo ſagt man, das Adverbium ſei ein Nebenwort, welches zum Adjectivum oder Verbum gehöre; z. B. ein oft wiederholter Spruch, er geht täglich aus; dahingegen das Adjectivum ſelbſt das Hauptwort beſtimmt. Jene genaueren Beſtimmungen des Prädicats betreffen die Verhältniſſe von Zeit und Raum, ferner die Quantität und Qualität des Prädicats, daher man adverbia loci (Ortumſtandswörter), z. B. hin, her, wo, ad.

verbia temporis (Zeitumſtandswörter), z. B. geſtern, morgen ꝛc. adverbia quantitatis (Größenumſtandswörter), wozu auch die adverbia comparationis (Vergleichungswörter) gehören, z. B. ganz, ſehr einzeln, faſt, wie, weniger ꝛc., und adverbia qualitatis (eigentliche Beſchaffenheitswörter); letztere beziehen ſich ſowohl auf die allgemeinen Verhältniſſe von Mittel, Zweck, Grund, Folge, Bedingung, Bejahung, Verneinung, z. B. ſo, darum, denn, deßwegen ꝛc., als auch auf gewiſſe ſpecielle Eigenſchaften, und beſtimmen die Art und Weiſe, wie etwas von einem Gegenſtande ausgeſagt wird, z. B. fröhlich ſcheinen, angenehm klingen. Die Adverbia ſtammen zum Theil aus Subſtantiven, und können darum auch meiſtens durch das Subſtantiv in ſeinem beſtimmten Caſus bezeichnet werden, z. B. Nachts, Abends, wie des Nachts, des Abends, zum Theil aus Beiwörtern, ſo wie gegentheils auch Beiwörter aus Umſtandswörtern entſtehen, z. B. der heutige, geſtrige, morgende ꝛc. Zum Theil ſchließen ſie auch ein Pronomen ein, z. B. dafür, demnach, ſtatt für dieſes, nach dieſem, und deuten dadurch auf ein entferntes Hauptwort. Dieſes gilt auch von den Fragewörtern (adverbia interrogationis) wofür, warum ꝛc. Unter den Umſtandswörtern nehmen nicht nur meiſtens die Adverbia quantitatis, ſondern auch andere die Vergleichungsgrade an, beſonders diejenigen, welche gleich Beiwörtern gebraucht werden. Die Umſtandswörter, welche ſpecielle Eigenſchaften bezeichnen, werden oft durch Beiſetzung anderer noch genauer beſtimmt, z. B. ſehr kräftig, ungemein billig ꝛc. —

Advocat, zu Hülfe gerufener Rechtsbeiſtand, wird erſt durch Ertheilung der Vollmacht Bevollmächtigter und Sachwalter. Nach den Grenzen ſeiner Vollmacht richtet ſich die verbindende Kraft ſeiner Handlungen für den Clienten, und die Bekundung dieſer Vollmachtsertheilung wird die Legitimation zum Prozeß genannt. Da die rechtliche Aſſiſtenz, ſo wie die Sachführung auf einem ſpeciellen Vertrauen beruht, ſo hat auch der Advocat beſondere Treue und Sorgfalt zu gewähren. Wenn der Advocat entweder aus böſem Willen oder durch Fahrläſſigkeit ſeinen Clienten lädirt, ſo hat letzterer den Regreß, oder auch in den mehrſten Fällen kann er Wiedereinſetzung in den vorigen Stand gegen die Handlung des Advocaten erlangen. Advocaten ſind eine Claſſe von Staatsdienern, welche von jeher eine bedeutende Rolle in allen Staaten geſpielt haben. Bei den Römern war die Advocatur ein Geſchäft der größten Staatsmänner und Redner, vorzüglich bei Vertheidigungen in Criminalſachen, die minder wichtigen und civilrechtlichen Sachen wurden von Procuratoren geführt, welche mit Übernahme der Prozeſſe auch deren Eigenthümer wurden. So iſt es noch in England und Frankreich, und in beiden Reichen iſt redneriſches Talent für Jeden, der ſich als Advocat auszeichnen will, unentbehrlich, weil in großen und kleinen Angelegenheiten die Sachverdienſte mehr mündlich als ſchriftlich erörtert werden. In Deutſchland iſt der entgegengeſetzte Fall; hier kommt es mehr auf die Feder, als auf die Beredſamkeit des Advocaten an. Es iſt ein Fehler der mehreſten deutſchen Verfaſſungen, daß die Advocatur von andern Geſchäftsverhältniſſen nicht genug geſchieden, und daher der Advocat zu abhängig von den Behörden iſt; ein Fehler, welchen die neue franzöſiſche Gerichtsverfaſſung durch den Unterſchied des Notariats und der Procuratur ziemlich hebt, wenigſtens beſſer erledigt, als das in den preußiſchen Landen eingeführte Juſtizcommiſſariat, wo der Richter den Advocaten für den Clienten ernennt; eine Beſchränkung der Willkühr, die einen Schein von Despotismus hat.

Adraſt, König von Argos, ein Sohn des Talaus und der Eurynome. Um dem Orakel zu gehorchen, das ihm ſeine zwei Töchter einem Löwen und einem wilden Schweine zu geben befahl, gab er die Argia dem Polynices und die Deiphyle dem Tydeus, als jener in eine Löwenhaut, dieſer in eine Schweinshaut gehüllt zu ihm kamen. Er war unter den ſieben Feldherrn vor Theben, von denen er allein dem Tode entging. Zehn Jahre ſpäter zog er nochmals gegen Theben und eroberte es, verlor aber dabei ſeinen Sohn und ſtarb vor Gram.

Aërodynamik wird jener Theil der höhern Mechanik genannt, der von den Kräften und der Bewegung flüſſiger elaſtiſcher Materien handelt. Sehr oft wird die Aërodynamik bei der Hydrodynamik abgehandelt.

Aëromantie, die vorgebliche Kunſt, aus den Lufterſcheinungen zukünftige Dinge zu prophezeien. Aërometrie, die mathematiſche Lehre von den Eigenſchaften der Luft, ihrer Schwere, Feuchtigkeit ꝛc.; überhaupt die Wiſſenſchaft von der Beſtimmung der Größe in den Wirkungen der Luft. Aëronautik, die Kunſt, in der Luft zu ſchiffen.

Aërolithen (griech. Luftſteine), Steine oder Maſſen, die aus der Luft herabfallen. S. Meteorſteine.

Aëroſtat. Das griechiſche Wort für die unter dem Namen Luftball hinreichend bekannte Maſchine. Der Gedanke, ein Werkzeug zu erfinden, mittelſt deſſen man ſich in die Luft erheben könne, ſcheint den menſchlichen Geiſt ſchon im Alterthume beſchäftigt zu haben; aber die Ausführung hatte bis auf die neuern Zeiten nie gelingen wollen. Als aber um das J. 1766 der Engländer Cavendiſh die große ſpecifiſche Leichtigkeit des brennbaren Gaſes entdeckte, wurde Dr. Black in Edinburg auf den Gedanken geführt, daß eine dünne Blaſe, mit dieſem Gas angefüllt, in der Luft emporſteigen müſſe. Cavallo machte 1782 dahin gehörige Verſuche, fand aber, daß eine Blaſe zu ſchwer und Papier nicht luftdicht ſei. Seifenblaſen dagegen, die er mit brennbarem Gas füllte, erhoben ſich bis zur Decke des Zimmers, wo ſie zerplatzten. Aber noch in demſelben Jahre brachten die beiden Brüder Etienne und Joſeph Montgolfier (ſ. d. Art.) auf anderem Wege eine Maſchine zu Stande, welche ſich durch eigne Kraft in die Luft erhob. In der Mitte des Novembers 1782 gelang es dem ältern Montgolfier zu Avignon ein hohes Parallelepipedum, das aus einem Stück Lyoner Taffet gemacht war und 40 Cubikſchuh Inhalt hatte, nachdem es inwendig durch brennendes Papier erhitzt worden war, ſchnell bis an die Decke des Zimmers und nachher im Garten 36 Fuß hoch ſteigen zu laſſen. Bald darauf wiederholten beide Brüder den Verſuch zu Annonay, wo das Parallelepipedum in freier Luft 70 Schuh hoch ſtieg. Eine größere Maſchine von 650 Cubikſchuh Inhalt ſtieg mit gleichem Erfolg. Nun beſchloſſen ſie, den Verſuch im Großen zu machen, verfertigten eine mit Papier gefütterte Maſchine von Leinwand, die 35 Schuh im Durchmeſſer hatte, 430 Pfund wog, und noch über 400 Pfund Laſt mit ſich aufhob, und ließen dieſelbe am 5. Juni 1783 zu Annonay in die Luft ſteigen. Sie erhob ſich in weniger als 10 Minuten zu einer Höhe von 1000 Toiſen und fiel 7200 Fuß weit von dem Orte des Aufſteigens zur Erde nieder. Das Mittel, wodurch ſie das Emporſteigen bewirkten, war ein unter der Öffnung der Maſchine angezündetes Strohfeuer, in welches ſie von Zeit zu Zeit etwas gekrempelte Wolle

warfen. Wie aber eigentlich dadurch dieſe Wirkung hervorgebracht werde, davon hatten ſie weder deutliche noch richtige Begriffe. Nicht die durch die Hitze bewirkte Verdünnung der in dem Ballen eingeſchloſſenen Luft hielten ſie für die Urſach des Steigens, ſondern ſie glaubten, daß ſich bei dem Verbrennen des Strohs und der Wolle ein eigenes Gas entwickele, durch welches der Ballon gehoben würde. Erſt ſpäter wurde das Irrige dieſer Meinung dargethan. In Paris erregten dieſe glücklichen Verſuche das größte Aufſehen und ſetzten alle Phyſiker in Bewegung. Einige derſelben fielen auf die richtige Vermuthung, das Experiment müſſe ſich mit dem brennbaren Gas nachmachen laſſen. Charles, Profeſſor der Phyſik, ließ eine 12 Fuß im Durchmeſſer haltende und mit einem Firniß von elaſtiſchem Harze überzogene Kugel von Taffet verfertigen, und füllte ſie mit brennbarem Gas. Sie wog 25 Pfund und erhob ſich binnen zwei Minuten 488 Toiſen, verſchwand in den Wolken und kam endlich nach drei Viertelſtunden bei dem Dorfe Goneſſe, fünf Stunden von Paris, wieder zur Erde. So gab es gleich anfangs zweierlei Aëroſtaten: die mit erhitzter Luft (Montgolfieren) und die mit brennbarem Gas gefüllten. Unterdeß war Montgolfier nach Paris gegangen, und hatte in Pilatre de Rozier, dem Vorſteher des königlichen Muſeums, einen unermüdeten Gehülfen gefunden. Gemeinſchaftlich brachten ſie im October 1783 eine neue Maſchine von 74 Fuß Höhe und 48 Fuß Breite zu Stande, mit welcher beide Phyſiker nebſt einem Arbeiter es zum erſtenmal wagten, jedoch nur 50 Fuß hoch, aufzuſteigen. Der Ballon wurde dabei aus Vorſicht an Stricken gehalten, mittelſt welcher man ihn bald wieder herunterzog. Dieſe Verſuche wiederholte man, und ließ in der Folge die Maſchine ſich frei bewegen, welche ihren Flug ſeitwärts nahm und ſich ungefähr hundert Schritte von dem Orte des Aufſteigens ſanft niederſenkte. Dadurch überzeugte man ſich, daß ſie bei gehöriger Einrichtung, Behandlung und Witterung allerdings einen Menſchen durch die Luft zu tragen im Stande ſei, und beſchloß die erſte wirkliche Luftreiſe. Am 21. Nov. 1783 ſtiegen Pilatre de Rozier und der Marquis d'Arlandes im Schloſſe la Muette vor einer unzähligen Volksmenge mit einer Maſchine von 6000 Cubikfuß Inhalt auf. Der Ball kam, nachdem er eine beträchtliche Höhe erreicht hatte, nach 25 Minuten, etwa 5000 Toiſen von la Muette, glücklich wieder zur Erde. Aber die kühnen Luftfahrer hatten in bedeutender Gefahr geſchwebt. Der Ballon war zu verſchiedenenmalen auf das heftigſte erſchüttert worden; das Feuer hatte Löcher hineingebrannt, die Gallerie war beſchädigt worden und einige Schnüre geriſſen. Sie erkannten, daß es die höchſte Zeit ſei, ſich herabzulaſſen; und als ſie glücklich wieder auf dem Erdboden waren, entſtanden neue Schwierigkeiten beim Ausſteigen. Das ſchwache Kohlfeuer hielt den leinwandnen Ballon nicht mehr empor, und dieſer fiel mit ſeiner ganzen Maſſe auf die Flamme. Rozier, der noch nicht hatte ausſteigen können, wurde davon niedergedrückt, und entging nur eben der Gefahr zu verbrennen. Gleich darauf machte Charles, der ſich mit Robert verbunden hatte, bekannt, daß er gemeinſchaftlich mit dieſem in einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon aufſteigen werde. Die dazu erfoderlichen Koſten von 10,000 Livres zu decken, eröffnete er eine Subſcription. Der Ballon war kugelförmig, 26 Fuß im Durchmeſſer, und beſtand aus Taffet, der mit einem Firniß aus elaſtiſchem Gummi überzogen war. Die Gondel für die Luftfahrer hing an mehrern Seilen, die an einem über

den obern Theil des Ballons gezogenen Netze befeſtigt waren. Oberhalb war ein Klappe angebracht, die durch eine Schnur von der Gondel aus geöffnet werden konnte, und ſich mittelſt einer Feder wieder ſchloß. Sie diente dazu, das brennbare Gas ausſtrömen zu laſſen, wenn man ſich herabſenken wollte, oder es ſonſt nöthig fand, das Volumen des in dem Ballon eingeſchloſſenen Gaſes zu vermindern. Die Füllung dauerte mehrere Tage, und am 1. Dec. erfolgte die Auffahrt in den Gärten der Tuilerien. Der Ballon ſtieg ſchnell zu einer Höhe von 300 Toiſen, und verlor ſich in kurzem aus den Augen der Zuſchauer. Die Luftſchiffer beobachteten fleißig das Barometer, das ihnen nie unter 26 Grad zeigte, warfen nach und nach den mitgenommenen Ballaſt aus, um den Ballon emporzuhalten, und kamen bei Nesle glücklich herab. Kaum aber war Robert ausgeſtiegen, und der Bollon dadurch um 130 Pfund erleichtert worden, als dieſer nochmals mit großer Schnelligkeit um 1500 Toiſen ſich erhob. Dabei dehnte er ſich ſo gewaltig aus, daß er zerplatzt ſein würde, wenn nicht Charles mit beſonnenem Muthe die Klappe geöffnet hätte, um das eingeſchloſſene Gas mit der verdünnten atmoſphäriſchen Luft mehr ins Gleichgewicht zu ſetzen. Nach einer halben Stunde ſenkte ſich der Ball ſanft auf ein Blachfeld nieder, ungefähr eine halbe Meile von der Stelle entfernt, von welcher er zum zweitenmal aufgeſtiegen war. Dieſen glücklichen Luftfahrten folgten bald unzählige andere. Blanchard (vergl. d. Art.), der ſich früher ebenfals mit Verfertigung einer Flugmaſchine beſchäftigt hatte, war ſchon mehreremale aufgeſtiegen, als er auf den Gedanken kam, den etwa fünf deutſche Meilen breiten Canal zwiſchen England und Frankreich im Luftſchiffe zu paſſiren, und dieſes kühne Wagſtück in einem mit brennbarer Luft gefüllten Ballon den 7. Januar 1785, in Geſellſchaft des Amerikaners Jeffries, glücklich ausführte. Um ein Uhr verließen ſie die engliſche Küſte, und um halb drei Uhr waren ſie bereits auf der franzöſiſchen. Nicht ſo glücklich endete die Luftfahrt, welche der erſte Luftſchiffer, Pilatre de Rozier, 14. Juni 1785 in Geſellſchaft Romains von der franzöſiſchen nach der engliſchen Küſte unternahm. Pilatre de Rozier hatte diesmal beide Arten von Luftbällen verbunden. Unter einem mit brennbarem Gas gefüllten Ballon, der aber allein nicht hinreichende Hebekraft hatte, war ein zweiter angebracht, der durch ein darunter befindliches Kohlfeuer gefüllt wurde. Beide trugen die Gondel. Rozier hatte dieſe Verbindung gewählt, weil jede von beiden Arten ihre eigenen Vortheile gewährt. Seine Abſicht war beſonders, durch den unteren Ball das willkührliche und abwechſelnde Sinken und Steigen zu bewirken, welches bei dem brennbaren Gas nicht möglich iſt. Denn ein mit brennbarem Gas gefüllter Ballon, der einmal zur Erde geſunken iſt, ſteigt mit derſelben Laſt ohne neue Füllung nicht wieder, da es hingegen bei einem mit erhitzter Luft gefüllten Ballon nur der Vermehrung oder Verminderung des Feuers bedarf, um ihn abwechſelnd ſteigen oder fallen zu laſſen. Aber dieſer Verſuch lief zum Verderben der Unternehmer ab. Wahrſcheinlich waren die in der untern Luft nur glimmenden Kohlen in der obern plötzlich zu einer lichten Flamme emporgebrannt, und hatten den untern Ballon entzündet. Das Feuer ergriff augenblicklich die ganze Maſchine, und beide Luftſchiffer ſtürzten aus der Höhe herab. Die Beſchaffenheit ihrer zerſchmetterten Körper ließ vermuthen, daß ſchon die Exploſion des brennbaren Gaſes ſie getödtet habe. Dieſer unglückliche Vorfall ſchreckte jedoch die übrigen Luftfahrer nicht ab; vielmehr wurden die Verſuche vielfältig und nach

und nach in allen Ländern wiederholt. So wichtig und außerordentlich aber auch dieſe Erfindung iſt, ſo hat ſie doch bis jetzt noch nicht zu verhältnißmäßig großen Reſultaten für die Wiſſenſchaften und das practiſche Leben geführt. Der ganze Nutzen hat ſich bis jetzt auf einzelne Beobachtungen in den oberen Luftregionen beſchränkt. Wird man aber in der Folge dahin gelangen, den Luftballon nach Willkühr lenken zu lernen; dann wird er ſich vielleicht zu Unternehmungen gebrauchen laſſen, von denen man jetzt nur die Ahnung hat, und es wäre alsdann vielleicht möglich, den von dem Profeſſor Robertſon projectirten rieſenhaften Luftball zu realiſiren, um mittelſt deſſelben über der ganzen Oberfläche der Erde hinzuſchweben. — Während der franzöſiſchen Revolution wurde zu Meudon, unweit Paris, ein eigenes aëroſtatiſches Inſtitut zur Bildung eines Aëronauten-Corps angelegt, deſſen Beſtimmung die Direction des Luftballons bei den Armeen war, mittelſt welcher man den Feind zu recognoſciren verſuchte. Aber auch von dieſem Gebrauch der Aëroſtaten kam man bald wieder zurück, der wie jeder andere höchſt mißlich bleibt, ſo lange die Maſchine allein von der Willkühr des Windes abhängt. — Unter den Franzoſen ſind Blanchard und Garnerin diejenigen geweſen, welche die meiſten Luftreiſen unternommen haben; unter den Deutſchen war Profeſſor Jungius in Berlin in den Jahren 1805 und 1806 der erſte. Seitdem haben ſich Profeſſor Reichard und ſeine Frau durch Luftſchifffahrten bekannt gemacht. Auch in Conſtantinopel unternahmen im J. 1802 die Engländer Barly und Devigne, auf den Wunſch und die Koſten des Großherrn, eine Luftreiſe. Ein weſentliches Verdienſt um die Aëronautik hat ſich Blanchard durch die Erfindung des Fallſchirms erworben, deſſen ſich der Luftſchiffer im Nothfall bedienen kann, um ſich ohne Gefahr aus der Luft herabzulaſſen.

Aëroſtatik. Dieſer Name gebührt eigentlich der Lehre vom Gleichgewicht der Luft, ſowohl für ſich, als mit andern Körpern; allein ſeit der Erfindung der Luftbälle haben einige angefangen, denſelben in einem eingeſchränktern Sinne blos der Lehre von den Aëroſtaten beizulegen, welche paſſender Aëronautik hieße.

Affect nennen wir jedes lebhaftere Gefühl der Seele, das eben ſeiner Lebhaftigkeit wegen mit einem merklichen Grade von Vergnügen oder Mißvergnügen verbunden iſt. So wie das körperliche Gefühl in dem Bewußtſein der Seele zur Empfindung wird, ſo entſtehen die Affecten zunächſt in der Seele ſelbſt durch lebhafte und klare Vorſtellungen, welche den Zwecken und dem Streben der Seele entweder förderlich oder hinderlich, daher der Seele angenehm oder zuwider ſind, und welche von der Seele aus erſt auf den Körper wirken, durch das Pſychiſche auf das Phyſiſche. Dadurch unterſcheiden ſie ſich (unter andern Verſchiedenheiten) von den Leidenſchaften, mit denen ſie im gemeinen Sprachgebrauche ſo oft verwechſelt werden (ſ. d. Art. Leidenſchaft). Doch können und müſſen Leidenſchaften oft die Veranlaſſung zu den Affecten geben, da der Inhalt der Vorſtellungen ſowohl von der Vernunft, als Sinnlichkeit, von wirklichem und eingebildetem Guten oder Übel herkommen und die pſychiſchen Gefühle erregen kann. Die Ruhe des Gemüthes wird allemal durch die Affecten geſtört (ſ. d. Art. Gemüth) und von dem Gemüthe aus geht ihre Wirkung auf die Nerven und den übrigen Körper. Vorzüglich ſcheinen ſie auf die Nervengeflechte des Ganglienſyſtems, die Bruſt- und Herznervengeflechte zu wirken, wie ſich aus dem Gefühl von Er-

weiterung und Leichtigkeit in der Bruſt bei angenehmen, und von Beklemmung, Herzklopfen u. ſ. w. bei unangenehmen Affecten, aus dem guten Fortgang oder der Störung der Verdauung, der Ernährung, der Blutbereitung u. ſ. w. ſchließen läßt. Die Affecten haben verſchiedene Grade. Im höchſten Grade können ſie — ſowohl die angenehmen als unangenehmen — betäubend, ſogar tödtend wirken. In Hinſicht auf ihre Natur ſind ſie angenehm oder unangenehm, z. B. Vergnügen, mit allen Modificationen, als Freude, Entzücken u. ſ. w., oder Schmerz, Trauer, Unzufriedenheit, Mitleid, Reue u. ſ. w. Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht, gemiſchte, z. B. Überraſchung u. ſ. w. In Hinſicht ihrer Wirkungsart ſind ſie thätige, z. B. Zorn, oder leidende, z. B. Gram. Die höheren Grade der Affecte würden zu nachtheilig für das Leben und die Geſundheit des Menſchen wirken, wenn die Natur nicht für eine Ableitung ihrer erſchütternden Wirkung durch die Thränen geſorgt hätte. Nur der Menſch iſt wahrer Affecten fähig, und nur ihm iſt das Vermögen gegeben, durch Weinen ſie in ihrer Heftigkeit zu mildern (ſ. auch Gemüthsbewegungen).

Affectation iſt entgegengeſetzt dem Natürlichen und der edeln Einfalt in den Sitten. Jede Sache hat ihre Natur; was mit derſelben übereinſtimmt, heißt bei ihr natürlich, das Gegentheil unnatürlich. Affectation ſchließt die Natur oder das Natürliche aus. Sie will etwas nicht Vorhandenes erſetzen, und die Meinung erregen, daß es vorhanden ſei. Das Mittel, wodurch ſie dies zu bewerkſtelligen ſucht, iſt Nachahmung eines Muſters. Aber dieſe Nachahmung verräth etwas Gezwungenes und Unübereinſtimmendes, weil derjenige, der etwas affectirt, die entgegengeſetzte Natur und Beſchaffenheit hat von jener, die er affectirt. Seiner Natur gemäß ſollte er ein ganz anderes Betragen zeigen. Daher das Gezwungene; denn was bei ihm zufällig, bei ſeinem Muſter aber natürlich iſt, ſucht er durch künſtlich herbeigeführte Umſtände zu erreichen. Da nun edle Einfalt in den Sitten und in dem Betragen eines Menſchen herrſcht, wenn derſelbe in allen Umſtänden nach einem wahren und richtigen Gefühle ohne Umſchweife auf dem geradeſten Wege ſo handelt, wie ſowohl ſeine als der Sache Natur es mit ſich bringt: ſo wird Affectation, als das Gegentheil, dasjenige Betragen eines Menſchen ſein, wo er aus einem unwahren und unrichtigen Gefühle mit Umſchweif durch eine unnatürliche, künſtlich erzwungene Nachahmung den Mangel gewiſſer Eigenſchaften erſetzen will. Daher iſt in demſelben keine Übereinſtimmung, kein Zuſammenhang, vielmehr ein innerer Widerſpruch, und die Wirkung davon entweder Spott und Geringſchätzung, oder Verachtung und Abſcheu.

Affiliiren, an Kindes (Sohnes und Tochter) Statt annehmen. Daher Affiliation, die Annahme an Kindes Statt (ſ. Adoption). Affiliirte nennt man auch diejenigen Perſonen, welche als Laien Theil an den Werken der Ordens-Geiſtlichkeit nehmen, in der Meinung, ſich das Ordensverdienſt durch gute Werke zu verſchaffen.

Affinität, Verwandtſchaft. Über den Sinn dieſes Wortes in der Chemie ſ. Wahlverwandtſchaft.

Affry (Ludw. Auguſt. Philipp Graf von), erſter Landammann der Schweiz, eine Stelle, die auch ſein Vater bekleidet hatte, wurde 1743 zu Freiburg geboren. Frühzeitig wurde er zum Militärſtande beſtimmt, begleitete ſeinen Vater auf einer Geſandtſchaft nach dem Haag, wurde hierauf Adjutant bei den Schweizergarden und ſtieg bis zum Generallieutenant. Bei dem Anfange der franzöſiſchen Revolution commandirte er die Armee am Oberrhein bis zum 10. Auguſt

1792, wo er nach Entlaſſung der Schweizertruppen ſich in ſein Vaterland zurückbegab, und Mitglied der geheimen Rathsverſammlung in Freiburg wurde. Als im Jahre 1798 die Schweiz von einem Angriffe und einer Revolution bedroht wurde, bekam er wieder den Befehl der Truppen. Er erkannte das Unnütze des Widerſtandes, betrug ſich ſtets mit Klugheit, und wendete ſo viel möglich die Übel des Krieges und der Empörung von ſeinem Vaterlande ab. Als Freiburg von den Franzoſen genommen worden war, wurde er Mitglied der proviſoriſchen Regierung. Er hatte keinen Antheil an den Empörungen von 1801 und 1802, aber ſehr gern nahm er die Ernennung als Deputirter in Paris an; als der erſte Conſul die Schweizer dahin berief und ihnen ſeine Vermittelung anbot. Napoleon zeichnete ihn vor den andern Deputirten aus, und vertraute ihm die Einrichtung einer Staatsverwaltung, welche die Ruhe und das Glück der alten Alliirten Frankreichs ſichern ſollte. Am 19. Februar 1803 empfing Graf Affry aus den Händen des erſten Conſuls die Vermittelungsacte, und wurde für dieſes Jahr zum erſten Landammann ernannt, und zwar mit einer ſehr ausgedehnten Gewalt bis zu einer allgemeinen Zuſammenkunft auf einem Landtage. Er ſuchte die Abſichten des Vermittlers zu befördern, und verfuhr in allem mit der Geſchicklichkeit, den Einſichten und Erfahrungen eines wahrhaften Staatsmannes. Das Ende ſeines Lebens erfolgte den 16. Juni 1810.

Afghanen (**Aghuanen**), d. i. Bergbewohner, oder auch **Patanen**, der Name des jetzt in Oſtperſien, oder dem Reiche Kabuliſtan herrſchenden Volks. Es wohnte urſprünglich in den Gebirgen zwiſchen Perſien, Hindoſtan und Bactrien, und gehörte zum mediſchen Stamme. Noch jetzt wandern die Afghanen fortwährend, ſowohl die weſtlichen, welche räuberiſche Zeltbewohner, als die öſtlichen, welche anſäſſig ſind. Bei den Unruhen, welche nach Schah Nadirs Tode (1747) in Perſien entſtanden, bemächtigte ſich Ahmed Abdallah, der Anführer der Afghanen in der perſiſchen Armee, der Provinzen Candahar und Chorasan, machte ſich von Perſien unabhängig, und wurde der Stifter des afghaniſchen Reichs, deſſen Größe zu 250 Meilen in die Länge, und über 100 Meilen in die Breite angegeben wird. Es iſt ein fruchtbares und volkreiches Land, das im Nothfall 300,000 Krieger ſtellen kann. Die Stadt Chandahar iſt die Reſidenz, ehemals die wichtigſte Feſtung in Aſien, Cachemir (ſ. d. Art.) oder Serinagur iſt bekannt wegen der koſtbaren Shawls. Die Ruſſen treiben durch die Bucharei einen bedeutenden Handel mit den Afghanen.

Afranius, ein komiſcher Dichter Roms, der ungefähr 100 Jahre v. Chr. Geb. lebte. Cicero lobt ihn, eben ſo Quintilian, der ihm jedoch Obſcönität zum Vorwurf macht. Horaz ſpricht von ihm als einem Nachahmer des Menander; allein Afranius ſuchte beſonders die Sitten ſeiner Zeit und Roms zu ſchildern, ſo daß die römiſche Komödie durch ihn den Beinamen Togata ſtatt des griechiſchen Palliata erhielt. Wir haben von ihm nur noch wenige Bruchſtücke.

Afrika, einer der fünf Erdtheile, — zwar ſchon ſeit Jahrtauſenden in der Geſchichte angeführt, dennoch auch für uns noch immer, was er den Alten war, — das Reich des Wunderbaren! Nur eine Spanne Meer ſcheidet Afrika von Europa, ſeine nördlichen Küſten liegen im Angeſicht der civiliſirteſten Nationen, und doch kennen wir kaum ſeine äußern Umriſſe, in das weite Binnenland iſt noch nie der Fuß eines Europäers gedrungen! — Ewig wird es wohl unentſchieden bleiben, woher Afrika ſeine erſten Bewohner erhalten; ob bei dem Werden der Erde ein ſchwarzer Adam der Stammvater der

ihm eignen Menſchenrace geworden, oder ob ein Noachide von Aſien aus ihm ſein erſtes Stammvolk zugeführt habe, das dann unter dem lothrechten Strahle der Sonne ſeine ſchwarze Tinte empfangen habe; möglich iſt es wenigſtens, daß Weiße und Schwarze von einem und demſelben Stammvater abſtammen können! Eines ſeiner Länder, das Nilthal, war unter eben dem Namen, den es noch führt, in den frü- heſten Zeiten der Geſchichte nicht allein bekannt, ſondern auch die Wiege des Handels, der Künſte und Wiſſenſchaften! Aber ſelbſt in den Jahrhunderten, wo Ägypten am höchſten blühete, ſcheint tiefe Nacht ſeine Umgebungen bedeckt zu haben, und alles, was nicht ihm angehörte, unter dem Namen Negerland begriffen geweſen zu ſein. Späterhin lernten jedoch die Griechen (vergl. Herodots ſehr genaue Nachrichten) und Römer die Küſten am mittelländiſchen Meere näher kennen, und drangen im Binnenlande vielleicht bis zum Joliba vor, doch hat ſich ihre Kunde kaum über die Grenzen Numidiens hinaus er- ſtreckt. Wie unvollkommen war nicht die Vorſtellung, die ſich Pto- lemäus von Afrika machte, ob ihm ſchon ſeine Form als eine große Halbinſel vorſchweben mochte? Von den ſüdlichen Theilen des Erd- theils war ihnen aber gar nichts bekannt. Erſt dem 15. Jahrhunderte war es vorbehalten, uns ſeine Umriſſe auszuzeichnen; Heinrich der Nautiker umſegelte das gefürchtete Cap Non (non plus ultra), Diaz und Vasco da Gama fanden das Vorgebirge der guten Hoffnung, und ſowohl die weſtlichen als die öſtlichen Küſten wurden nun von europäiſchen Seefahrern unterſucht und beſtimmt. — Afrika iſt eine ungeheure Halbinſel, die durch einen ſchmalen Landſtrich, den Iſthmus von Suez, am Continente von Aſien zu hängen ſcheint; es bildet ein mit der Spitze gegen Süden gekehrtes Dreieck von 531,638 Qua- dratmeilen zwiſchen 0 bis 70° Länge und 34° ſüdl. Br. bis 37° 30′ nördl. Br., das im Norden an das mittelländiſche Meer, im Oſten an Aſien, das rothe und indiſche Meer, im Süden und Weſten an das äthiopiſche Meer und den atlantiſchen Ocean ſtößt. Bei dieſer Lage innerhalb des heißen Erdgürtels hat es eine erſtaunliche Ausdeh- nung von Oſten nach Weſten; doch füllt die nördliche Hälfte eine un- gleich größere Maſſe als die ſüdliche. Die größte Ausdehnung von Weſten nach Oſten, vom Cap Negro bis Cap Guardafui beträgt auf 69°, mithin unter dem Äquator 1020 geogr. Meilen, und hat die größte ununterbrochene Landmaſſe unter der heißen Zone. Afri- ka's innere Bildung hat manche Eigenheiten. Zwar beſitzt es (wie die übrigen Erdtheile) große an einander hängende Kettengebirge, die vielleicht vom Cap bis zum mittelländiſchen Meere in mancherlei Pa- rallelen fortziehen, wie den Atlas, das Mondgebirge, den Kong, Lu- pata, die 5000 Fuß hohen Schneegebirge des Caplandes; doch iſt es im Ganzen ebener, als einer der übrigen Erdtheile; in keinem an- dern findet man ſo ungeheure Sandwüſten und die Kobi in Hochaſien hält mit der großen Sahara keinen Vergleich aus. Dieſe Wüſte er- ſcheint als ein Sandmeer, dem es an fruchtbaren Inſeln keineswegs fehlt. Dies ſind die Afrika eigenen Oaſen: reiche Landſchaften, mit Datteln, Piſangs, Granaten und andern Südfrüchten ausgeſtattet, mit dem klarſten kühlenden Waſſer verſehen und mit unzählbaren Herden von Thieren bevölkert. Nur die Sahara zählt nach Golberry 32 ſolcher Oaſen. — Unter Afrika's vielen und mächtigen Strömen iſt der ägyptiſche Nil uns jetzt bis zu ſeiner Quelle bekannt; aber dies iſt auch der einzige der größern Ströme Afrika's, deſſen Lauf ganz erforſcht iſt; wir wiſſen zwar, wo der Kongo (Zaire), Koanza und

Kuama (Zambeſe) endigen, nicht aber wo ſie anfangen, und vom Joliba erſt ſeit Mungo Park, daß er (der Niger des Herodot, ſ. d. Art.) von Weſten nach Oſten ſich winde. Auch der Senegal, der Gambia, der Orange ſind bedeutende Flüſſe dieſes Erdtheils, der im Ganzen nicht arm an Waſſer iſt, und ſelbſt in ſeinem Innern große Landſeen, wie den Dembea, Wangara, Marawi und Aquilunda, einſchließt. Das Klima iſt zwar ſehr verſchieden, aber im Ganzen brennend heiß: innerhalb der Wendekreiſe findet man ruhiges Tropen-Klima mit 2 Jahreszeiten, der naſſen und trocknen, die Gluth der Sonne iſt furchtbar, und Adanſon bezeugt, daß man im Sande Guinea's Eier ſiede, und daß die Hitze die nackte Fußſohle des Negers aufreiße. An den Küſten mäßigen See- und Bergluft und die unaufhörlichen Regengüſſe die Hitze, aber die Luft iſt hier lange ſo geſund nicht und ſo rein als im Binnenlande, welches zum Theil höher liegt, und der ganze Landſtrich der Berberei nähert ſich in Rückſicht des Klima's bereits den wärmſten Theilen von Europa. Unter den Winden ſind Afrika eigen die Tornados und der Harmattan, mit Aſien gemein hat es den Samum, mit Europa den Sirocco. Außerordentlich zahlreich ſind die Producte, die es erzeugt; wenigſtens hat kein anderer Erdtheil eine ſo große Mannichfaltigkeit aus der Thierwelt aufzuweiſen als Afrika. Neben dem Elephanten, dem Kameele, dem Rhinozeros, dem Nilpferde und der Giraffe findet man Löwen, Panther, Leoparden, Unzen, Schakale, Hyänen, Wölfe, Füchſe, Hunde, Katzen, Affen aller Arten, Monguſ, Fiedermäuſe, Ratten, Klipdas, Haſen, Kaninchen, Jerboas, Stachelſchweine, Igel, Maulwürfe, Zibethkatzen, Ichneumons, Großohren, Bären, Rattels, Pferde, Eſel, Zebras, Schafe, zum Theil mit Haaren und Fettſchwänzen, Argalis, Ziegen, Gemſen, Gazellen in unendlichen Varietäten, Springböcke, Ochſen, Büffel, Damhirſche, guianiſche Rehe, Schweine, Emgalos, Schweinhirſche und andere Quadrupeden, deren Naturgeſchichte noch bei weitem nicht hinlänglich erforſcht iſt; ſelbſt das räthſelhafte Einhorn ſoll ſich noch in den Binnenländern finden. Eben ſo reich iſt die Claſſe der Vögel, unter welchen ſich das prächtigſte Gefieder, der Kronvogel, Flamingo, Whidah, Thouraco, Eisvogel, Pelekan, die vielen Papageiarten, findet; die Claſſe der Amphibien hat das fürchterliche Krokodill und die Boa constrictor mit vielen unſchädlichen, aber auch äußerſt giftigen Schlangen; die anſtoßenden Meere und die Ströme haben einen Überfluß an Fiſchen, doch iſt die Mannichfaltigkeit der Geſchlechter nicht ſo groß, als in den nördlichen Meeren, und viele den nutzbarſten fehlen ganz. Das Gebüſch und die Erde wimmeln von Termiten, Ameiſen, Skolopenden, Spinnen, Klopaten und Raupen, während daß die vorüberziehenden Heere von Heuſchrecken oft Wolken gleich die Sonne verdunkeln; überall ſieht man die ſchönſten Käfer und Schmetterlinge. Aus dem Pflanzenreiche gedeiht alles, was die Tropenwelt Großes, Schönes, Schmackhaftes und Nutzbares hervorgehen laſſen kann. Hier ſtehen die Rieſen aller Pflanzen, der Affenbrotbaum Baobab, mit einer Blättermaſſe von 120 Fuß im Durchſchnitt, und der 120 Par. Fuß hohe Seidenbaumwollenbaum, Ceyba oder Bentan, neben den majeſtätiſchen Palmen, wovon die Kokospalme allein die meiſten Bedürfniſſe der Neger zu befriedigen im Stande iſt. Zu den vegetabiliſchen Nahrungsmitteln gehören vorzüglich Weizen, Gerſte, Morrhirſe (holcus sorghum), Teff (poa abyssinica), Reiß, Bataten, Yams, Lotusberen, Senegalgummi, Bananas und andere Piſange,

Datteln, Feigen und die mannichfachen Arten von Gewürzen, beſonders Zuckerrohr, Baumbutter (Shea toulou) u. a.; als Getränke dienen der Kaffe, der Palmwein aus der weiblichen Weinpalme, die Kokosmilch, der Wein am Cap; zur Kleidung Baumwolle, Hanf und ſelbſt Flachs; hier gedeihen die Papajen, Tamarinden, Granaten, Orangen, Ananas, 5 Arten Pfeffer, der trefflichſte Indigo, das Drachenblut, der Talgbaum, viele Arten der beſten Farben- und Tiſchlerhölzer, der Ringi, unzählige Gewürzpflanzen, und welch eine Menge der herrlichſten und nutzbarſten Arten bietet nur allein das reiche Madagascar dar? Am wenigſten gekannt iſt das Mineralreich in Afrika: Gold hat es mehr als einer der übrigen Erdtheile und Eiſen iſt ziemlich überall verbreitet, dagegen fehlt es an den übrigen Metallen, und von den Mineralien hat es blos Salpeter, Salmiak, Ambra, einige Walkererden, Smirgel im Überfluſſe, Salz aber nur in einigen Gegenden zur Nothdurft. Die Zahl der Einwohner mag zwiſchen 100 bis 120 Millionen ſchweben; zwar kann die Statiſtik hier keine Nachweiſungen geben, doch muß das Innere dieſes Erdtheils ſehr bevölkert ſein, da es binnen dritteħalb Jahrhunderten über 40 Millionen kraftvolle Menſchen in den Sklavenhandel geben konnte, und dennoch in ſeinen Binnenländern nichts weniger als entvölkert iſt. Auch ſeine Küſtenländer ſind reich an Menſchen: ſo fand Jackſon blos in Marocco gegen 17 Millionen, und die Berberei mit Ägypten, die doch nur erſt ein Achttheil des Ganzen ausmachen mögen, zählen deren über 20 Mill. Das heiße Guinea hat im Ganzen eine zahlreiche Bevölkerung, und am Joliba liegen volkreiche Staaten, von welchen wir indeß kaum den Namen kennen. Die Einwohner gehören zu 2 Racen des menſchlichen Geſchlechts: zu der Negerrace, die vom Joliba abwärts ſich bis zur Südſpitze erſtreckt, und zu der, trotz ihrer braungelben Tinte, auch die Hottentotten gehören, und zu der kaukaſiſchen Race, der die Berbern, Kopten, ſo wie die Araber oder Mauren, die Agazionen oder Habeſcher, und die Völker Nubiens beizuzählen ſind. Die Araber kann man zwar nur als Ankömmlinge betrachten, doch ſind ſie jetzt über den größten Theil des Nordens und über den Oſten zahlreich verbreitet, und ganz einheimiſch geworden. Auf den Inſeln und auf mehreren Küſtenpuncten findet man Portugieſen, Spanier, Franzoſen, Holländer und Britten und ſelbſt Juden hier und dort eingewandert, doch ſcheinen die Falaſchas in Tigre, ob ſie gleich dem Moſaismus huldigen, nicht hebräiſcher Abſtammung zu ſein. Als Hauptſprachen gelten die arabiſche im ganzen Norden, ſelbſt bis zum Joliba herunter, wo wenigſtens die Völker, die den Koran verehren, etwas davon verſtehen; von ihr unterſcheiden ſich die Berber- und die Shelluhſprachen in der Berberei und am Atlas. Die Mandingoſprache iſt vom Senegal bis zum Joliba die gewöhnliche; an der Weſtküſte ſpricht man zum Theil ein verdorbenes Portugieſiſch, in den habeſchiniſchen Ländern die Tigre- und Amharaſprache. Die Sprachen der Neger ſind faſt ſo mannichfach, als die Nationen: blos in der Sahara ſollen 43 Idiome geredet werden. Eben ſo mannichfach iſt auch die Art und Weiſe, wie jeder ſeinen Gott verehrt: in Nordafrika bis zum Joliba, ja in dem größern Theile der Oſtküſte iſt der Mohammedismus verbreitet; zu der Chriſtusreligion bekennen ſich die Einwohner von Tigre und Amhara, die Kopten, die Nubier und die europäiſchen Fremdlinge, doch nach ſehr verſchiedenem Ritus, und bei den meiſten Negervölkern herrſcht der abenteuerlichſte Fetiſchmus, der bei manchen dieſer Völker einen

gräßlichen Anſtrich hat, ſogar Menſchenopfer fodert. Wiſſenſchaftliche Kultur darf man in Afrika nicht ſuchen, ſelbſt nicht in dem Lande, das ihre Wiege in der Kindheit der Menſchen war; was die Pharaonen, die Ptolemäer geſchaffen hatten, ging in den Stürmen, die dies unglückliche Land im Mittelalter trafen, völlig unter. Schulen unterhalten indeß noch die Mohammedaner in den Städten der Berberei, die Marabuten in den Ländern, wo ſie ſich angeſiedelt haben, und hie und da auch die Kopten und Monophyſiten in Tigre und Amhara. Eigentlichen Kunſtfleiß trifft man in Afrika blos auf der nördlichen Küſte an, wo von den Mauren doch manches in Seide, Baumwolle, Leder und Leinwand gearbeitet wird; aus dieſen Ländern wird auch ein lebhafter Handel mit Landesproducten mit den ſeefahrenden Nationen Europa's, und ein eben ſo bedeutender Karavanenhandel mit dem Innern von Afrika, dem ſie ihre Fabrikate und die der Europäer zuführen, unterhalten. Die Neger ſtehen ſämmtlich noch auf der unterſten Stufe der Kultur, ſelbſt da, wo ſie ſich in Staaten gebildet haben; ihre Bedürfniſſe ſind äußerſt geringe, und alles, was ſie gebrauchen, verfertigen ſie oder ihre Weiber ſich ſelbſt: die Pagne, die ihre Lenden umgürtet, die Hütte, die ſie gegen die Witterung ſchützt, der Bogen und der Pfeil, deſſen ſie zur Jagd und zu ihrem Schutze bedürfen, ſo wie ihr Hausgeräth, auch das Gold, das ſie von der Oberfläche der Erde ſammeln, wiſſen ſie für ihren Schmuck, und das Eiſen zu ihren Waffen zu bearbeiten. Dennoch hat der Umgang mit den Europäern ſie manche Bedürfniſſe kennen gelehrt, die jetzt zu ihren Nothwendigkeiten gehören: Schießgewehr, Pulver, Branntwein, Tabak, verſchiedene Arten von Tuch, Glasperlen, Korallen u. ſ. w. Dieſe erhalten ſie durch den Handel, zu welchem ſie vorzüglich Sklaven, Elfenbein, Gold und Gummi bringen. Dies ſind die Stapelwaaren Afrika's; der Sklavenhandel (ſ. d. Art.) iſt noch immer ſo bedeutend, daß man, obgleich die meiſten Nationen Europa's ihm durch Tractaten entſagt haben, doch gegen 50,000 Neger rechnen kann, die Osmanen, Portugieſen, Franzoſen, Nordamerikaner und ſelbſt brittiſche Schleichhändler dem Innern Afrika's entreißen. Vormals rechnete man allein 105,000 Sklaven, die jährlich Weſtindien zugeführt würden, ohne die in Anſchlag zu bringen, die die Kirmanen nach Aſien, die Nordamerikaner in ihre ſüdlichen Staaten ſchleppten. Sehr bedeutend iſt auch die Ausfuhr von Elfenbein, Goldſtaub und Gummi, weniger die von Straußfedern, Tigerdecken, Häuten und andern Landesproducten, die blos als Nebenartikel gelten. Eigentliche Münzen hat Afrika blos in der Berberei; in den übrigen Ländern, die nicht von Europäern beſetzt ſind, dient das Geld höchſt ſelten als Tauſchmittel; in einigen Ländern der Weſtküſte gelten die Kauris, in andern Salztafeln als Münze. — Der Wendekreis des Krebſes und der Äquator theilen Afrika in 3 Haupttheile: 1. Nordafrika, wozu Ägypten, die Raubſtaaten Tripolis mit der Küſte Barka, Tunis und Algier, der Staat Marocco, Fezzan und der obere Theil von Sudan oder die Sahara mit den Azoren, Canarias und Madeira gehören. 2. Mittelafrika, welches die Oſtküſtenländer Nubien, Tigre, Amhara, Efat, Adel, Ajar, den unteren Theil von Sudan mit Darfur und den Ländern der Gallas, Senegambien und Guinea nebſt den Inſeln Capo Verde, denen bei Guinea, den 16 Biſſao-Inſeln, Socotora u. a. umfaßt, und 3. Südafrika mit der ganzen ſüdlichen Weſt- und Oſtküſte, den ſüdlichen Binnenländern, dem Caplande, der Inſel Madagascar, den Komorren, Mascarenhas, Amiranten, Triſtan d'Acunha, St. Helene und Aſcenſion. Hl.

Afterkegel (Konoid), nennt man in der Geometrie einen ſolchen Körper, der durch die Umdrehung einer von zwei unendlichen Schenkeln gebildeten krummen Linie um ihre Achſe entſteht.

Aga bezeichnet bei den Türken überhaupt einen Befehlshaber über einen Haufen Fußvolk. Janitſcharen-Aga heißt der oberſte Befehlshaber der Janitſcharen, der ſeiner Stellung wegen (als Anführer des faſt ſelbſtſtändigen Janitſcharen-Corps) faſt ſo viel Anſehen hat, als der Großvezier.

Agamemnon, König von Mycene, der Sohn des Pliſthenes, Enkel des Atreus und Bruder des Menelaus und der Anaxibia. Seine Mutter hieß nach Einigen Eriphyle, nach Andern Aërope. Der gewöhnlichen Meinung und dem Homer zufolge war er ein Sohn des Atreus. Von Tantalus, dem erſten Ahnherrn, bis auf Agamemnon und deſſen Kinder hinab verfolgte ein feindliches Schickſal die Sprößlinge dieſes Heldengeſchlechts und ſtürzte ſie ins Verderben (ſ. Tantalus, Pelops, Atreus und Thyeſt). Agamemnon herrſchte über Mycene und hatte mit ſeiner Gemahlin Klytämneſtra die Iphigenia, Elektra, Chryſothemis und den Oreſt gezeugt, als der trojaniſche Krieg ausbrach, in welchem er Anführer des verbündeten Griechenheeres ward und allein hundert Schiffe bemannte. In der Bucht Aulis in Böotien verſammelte ſich das Heer. Nachdem Diana lange die Abfahrt der Flotte durch eine Windſtille gehindert hatte (vergl. Iphigenia), kamen endlich die Griechen vor Troja an. Während der langwierigen Belagerung der Stadt, ſo wie in den mit abwechſelndem Glück geführten Gefechten und in der Rathsverſammlung erſcheint Agamemnon ſtets ſeines Ranges über die andern Fürſten würdig. Er kämpft mit den Tapferſten und giebt ſich jeder Gefahr Preis; in den Berathſchlagungen aber ſpricht er mit Einſicht und Würde, und behauptet unter allen Umſtänden ſein königliches Anſehen. Sein Streit mit Achilles iſt unter Achilles erzählt worden. — Als er nach endlich erfolgter Einnahme von Troja und zehnjähriger Kriegsarbeit glücklich in ſeine Heimath zurückgekehrt war, fand er daſelbſt durch Verrath den Tod. Ägiſth, des Thyeſtes Sohn, dem er bei ſeiner Abreiſe die Ermordung des Atreus verziehen, und Gemahlin und Kinder anvertraut hatte, überfiel den kaum Heimgekehrten gemeinſchaftlich mit Klytämneſtra über der Mahlzeit, und erſchlug ſowohl ihn als die ihm zu Theil gewordene Tochter des Priamus, Kaſſandra, nebſt ihren Kindern. So erzählt Homer; nach Andern ermordete ihn Klytämneſtra im Bade, nachdem ſie ihn in ein trügeriſches Hemde verwickelt hatte. Als Urſache des Mordes wird von Einigen ihr ehebrecheriſches Einverſtändniß mit Ägiſth, von Andern ihre durch die Kaſſandra gereizte Eiferſucht angegeben.

Aganippe, eine Quelle, welche nach der Erzählung der griechiſchen Dichter, eben ſo wie die Hippokrene, auf dem Gipfel des Helikon vom Fußtritte des Pegaſus entſprungen war, und die Eigenſchaft hatte, daß, wer aus ihr trank, zum Dichter begeiſtert wurde. (Vergl. Helikon.)

Agapen, ſ. Liebesmahle.

Agathodämon (griech.), ein guter Geiſt, dem der Kakodämon, böſe Geiſt, entgegengeſetzt iſt.

Agathon, ein Athenienſer, welcher ſich eben ſo ſehr durch ſeine Luſt- und Trauerſpiele (deren einige wir noch dem Namen nach kennen) und muſikaliſchen Talente als durch ſeine feinen Sitten bekannt machte. Als tragiſcher Dichter ward er einſt bei den olympiſchen

Spielen gekrönt. Er war ein Freund des Sokrates und Euripides, und bearbeitete zuerſt erdichtete Gegenſtände. Wieland hat ihn zum Helden ſeines bekannten Meiſterwerks dieſes Namens gewählt.

Agende, ſ. Kirchenagende.

Ägeria, ſ. Egeria.

Agesilaus, ein berühmter ſpartaniſcher König 390 — 60 vor Chr., der nach ſeines Bruders Agis Tode durch Lyſander zum Thron erhoben, von dieſem zwar ſelbſt geſtürzt werden ſollte, allein den Plan entdeckte und vereitelte. Er eröffnete nach Lyſanders Tode ſeine ruhmvolle Laufbahn, von den Joniern gegen Artaxerxes zu Hülfe gerufen, in Aſien, ſchlug die Perſer, mußte ſich aber von da gegen Theben, Korinth ꝛc., die gegen Sparta ſelbſt ſich verbanden, wenden, und hier, als in der Folge ein neuer Krieg mit Theben ausbrach, gegen Pelopidas und Epaminondas, die größten Feldherren der damaligen Zeit, kämpfen, rettete aber durch kluge Maßregeln, ohne ſich in eine Schlacht einzulaſſen, ſowohl diesmal als auch nach mehreren Jahren, als 80jähriger Greis, die Stadt, welche ſchon in den Händen des Epaminondas war. Er ſtarb endlich in ſeinem letzten Feldzuge, den er nach Ägypten gemacht hatte, als er mit Ehren und Geſchenken überhäuft, von dort zurückkehrend, an die libyſchen Küſten durch einen Sturm verſchlagen worden war, in ſeinem 84. Jahre. Von Geſtalt klein und unanſehnlich, war er dennoch ein erhabner, gerechter, in ſeinen Sitten tadelloſer, von ſeinen Soldaten beinahe angebeteter Fürſt, ob er gleich bisweilen die Tugend der Gerechtigkeit da verläugnete, wo es darauf ankam, dem Staate oder ſeinen Freunden nützlich zu ſein.

Ägeus, König von Athen und Vater des Theſeus, welchen er mit der Äthra, des Königs Pittheus von Trözene Tochter, erzeugt hatte. Dieſen ſeinen Sohn ließ er heimlich in Trözene erziehen, um die Pallantiden, die nach ſeinem Throne ſtrebten, mit der Hoffnung zu täuſchen, daß ſie ihn, kinderlos, einſt beerben würden. Um aber ſeinen Sohn dereinſt wieder zu erkennen, verbarg er bei ſeiner Abreiſe aus Trözene ein Schwert und andere Sachen unter ein Felſenſtück, welche Theſeus zu ſeiner Zeit nach Athen zurückbringen ſollte. Dieſer, der ſich ſchon bei Zeiten als Held auszeichnete, eilte, ſobald er ſeine Geburt erfuhr, nach Athen, und, obgleich anfangs verkannt und in Lebensgefahr, erkannte ihn endlich doch ſein Vater und erklärte ihn zum Nachfolger. In dem Wahne, daß Theſeus gegen den Minotaurus umgekommen ſei, ſtürzte er ſich ins Meer, daher auch ein Theil des mittelländiſchen Meeres, zwiſchen Griechenland und Aſien bis an den Hellespont, den Namen des ägeiſchen erhielt. (Vergl. Theſeus.)

Aggregat bedeutet in der Rechenkunſt die Zuſammenſetzung mehrerer Theile, die ſowohl poſitiv als auch negativ ſein können. Das Aggregat drückt daher ſowohl die Summen, als auch den Unterſchied aus. Aggregatzuſtand, die Beſchaffenheit, wie die Theile eines Körpers zuſammenhängen. Es giebt drei Aggregatzuſtände: die Feſtigkeit, Flüſſigkeit oder Tropfbarkeit und Luftförmigkeit, in welche die Körper nach dem Grade der Temperatur übergehen.

Ägide, der Schild des Jupiters, daher ihn Homer den Ägiserſchütterer nennt; auch der Schild der Pallas oder Minerva, weil er mit der undurchdringlichen Haut eines Ungeheuers, Ägis, das ſie erlegt hatte, überzogen war; in der Mitte dieſes Schildes war das Haupt der Meduſa. Im metaphoriſchen Sinn heißt Ägide ſo viel als Schutz.

Ägina, eine griechiſche Inſel im ſeroniſchen Meerbuſen (ſ. Äakus). Sie machte einen eignen Staat aus und war durch den Handel ſehr reich und blühend.

Äginetiſche Kunſt und Kunſtwerke. Eine Geſellſchaft von Künſtlern und Kunſtfreunden, deutſcher und engliſcher Nation, vereinigte ſich im J. 1811, um unter andern den Tempel des panhelleniſchen Jupiters auf Ägina zu unterſuchen und architektoniſch aufzunehmen. Dieſe nur in wiſſenſchaftlicher Abſicht unternommene Ausgrabung belohnte ſich durch einen unerwarteten herrlichen Fund mehrerer unſchätzbarer Bildwerke, welche einſt den öſtlichen und weſtlichen Giebel dieſes erhabenen Tempels geziert hatten. Der Kronprinz von Baiern kaufte ſchon im J. 1812 von den Entdeckern dieſe merkwürdigen Werke, die in doppelter Hinſicht belehrend ſind: in ihrer treuen Nachahmung der Natur, für die Kunſt, und dadurch, daß ſie über eine der dunkelſten Zeitepochen der Kunſtgeſchichte Licht verbreiten, für die Alterthumskunde. — Die Reſultate des genauern Studiums dieſer Werke ſind: daß der äginetiſche Kunſtſtyl einen von der attiſchen Kunſt unabhängigen Stifter hatte. Pauſanias nennt uns Smilis als den äginetiſchen Dädalus, und verſichert, er ſei Zeitgenoſſe des Dädalus, folglich ſchreibt er der äginetiſchen Kunſt gleiches Alter und gleiche Selbſtſtändigkeit zu. Doriſch war der Ägineten Sprache und Sitte, und doriſchen Charakter hatte auch ihre Kunſt in der Skulptur, die von der attiſchen, urſprünglich ioniſchen, eben ſo verſchieden war, wie doriſche Poeſie und Architektur. Daß der Jupitertempel zu Ägina zu den ſchönſten Trümmern gehört, die uns von doriſcher Baukunſt blieben, iſt bekannt. Am merkwürdigſten iſt es, daß der äginetiſche Styl einen ganz eigenthümlichen Charakter dadurch erhält, daß ſein Hauptſtreben die allertreueſte und genaueſte Nachbildung der Natur iſt. Dies geht bis zur Täuſchung, ja bis zu einer, dieſelbe Scheu wie Lebendiges, erregenden Natürlichkeit. Die Ägineten waren die Niederländer der Alten. Die attiſche Kunſt war eine Tochter der ägyptiſchen, und das geiſtige Streben nach dem Idealen iſt in beiden ſtets bemerkbar. Um deutliche Begriffe der uralten Kunſt zu gewinnen, müſſen wir den ägyptiſchen, altattiſchen, äginetiſchen und tyrrheniſchen oder hetruriſchen Styl wohl unterſcheiden. Härte und Magerkeit iſt jedem Kunſtanfang eigen, aber im übrigen weichen ſie von einander ab, obgleich ſpäter eine Rückwirkung zwiſchen ihnen Statt findet. Erſchien bisher die Herrlichkeit der Kunſt in Phidias faſt wie ein Wunder, ſo begreift man jetzt, wie die der Natur nacheifernde, endlich gleichſam zur Natur ſelbſt gewordene äginetiſche Kunſt der altattiſchen den Weg zeigte, vom Abſtracten zum Lebendigen, vom Syſtematiſchen zum Natürlichen zu gelangen, und ſo iſt in ihr das längſt vermißte Mittelglied zwiſchen dem alten ſtrengen, und dem ſchönen Styl gefunden. Seit den Schöpfungen des Phidias verſchwindet auch die Spur der eigentlich äginetiſchen Kunſt. Die Nachahmung der Natur erſcheint nur ſo lange als ſolche, als ſie nicht ſelbſt zur Natur, d. h. zum ſelbſtſtändigen Können, mithin zur Kunſt im höchſten Sinne geworden iſt; da man beide nicht mehr unterſcheidet, ſo gab es ſpäter nur Eine vollkommene Kunſt, die ſich über ganz Griechenland verbreitete. Der Äginete Smilis war der Vater und Stifter äginetiſcher Kunſt; nach ihm iſt Kallon, der zwiſchen der 60. und 70. Olympiade lebte, der älteſte äginetiſche Künſtler. Gegen die Zeit des Phidias lebten noch folgende berühmte äginetiſche Künſtler: Anaxa-

goras, von deſſen Hand der Jupiter war, der auf gemeinſchaftliche Koſten aller Griechen, die bei Platäa (479) ſiegreich geſtritten hatten, in Olympia aufgeſtellt wurde; Simon, von deſſen Hand die Weihgeſchenke eines gewiſſen Phormis zu Olympia waren, der unter Gelon und Hieron in Syrakus glückliche Thaten vollbrachte; Glaucias und Onatas, die in der 78. Olympiade im vollſten Ruhm blühten. Der neuerlich gefundenen in München aufgeſtellten äginetiſchen Figuren ſind ſiebzehn, es ſind bis jetzt keine Zeichnungen von ihnen öffentlich bekannt. Man kann ſie in vier Claſſen abtheilen: 1. Ganz geradſtehende gekleidete weibliche; 2. vorſchreitende, oder kämpfende Krieger; 3. knieende oder Bogenſchützen; 4. Liegende oder Verwundete. Die größte aller Figuren iſt die Minerva; ſie iſt ein wenig über Lebensgröße, indeß die andern alle unter dieſem Maß ſind. Wenn man den Styl dieſer Kunſtwerke betrachtet, ſo herrſcht in allen Theilen der Körper, die Köpfe ausgenommen, jene ſchon erwähnte treue Nachahmung der Natur bis auf alle Zufälligkeiten der Haut, ohne die geringſte Spur vom Idealen; doch iſt die Nachahmung nicht mager oder wiſſenſchaftslos, ſondern es iſt wohlverſtandene Nachbildung ſchöner Natur mit vollkommenſter Kenntniß der Knochen und Muskeln, ſo daß man ſich wegen dieſer bis zur Täuſchung gehenden Natürlichkeit faſt ſcheut, ſie anzufühlen. In Hinſicht auf Proportion ſind dieſe Figuren ſchlank, etwas ſchmal von Hüften, und die Beine auffallend lang. Es herrſcht viel Leben in den Bewegungen, obſchon ſie nicht frei von einer gewiſſen Steifheit ſind, ſo wie man dies auch in den Bildern von Giotto, Maſaccio, Perugino ꝛc. vereint findet. Die Gewänder ſind alle ganz conventionell, ſehr knapp anliegend, mit künſtlich gepreßten Falten. So ſteif ſie in ihrer Anlage ſind, ſo geſchmackvoll ſind ſie behandelt und mit unglaublichem Fleiß ausgeführt. Die Köpfe ſcheinen auf eine frühere Kunſtepoche zu deuten; die Augen ſind ſehr hervorliegend, ein wenig auf chineſiſche Art in die Länge gezogen. Der Mund hat ſtarke hervorſpringende Lippen, mit ſcharfen Rändern, die Mundwinkel ſind an einigen etwas in die Höhe gezogen. Die Naſen ſind etwas kleinlich, die Ohren mit dem höchſten Fleiß ausgeführt. Das Kinn iſt ſtark und voll und meiſt etwas zu groß. Sie ſehen ſich alle ähnlich, ohne den geringſten Ausdruck von Leidenſchaft zu haben; zwiſchen Siegern und Beſiegten, Göttern und Menſchen iſt nicht der mindeſte Unterſchied. Die Haare ſind eben ſo conventionell und zierlich ſteif wie die Falten. Die Arme ſind etwas kurz, die Hände täuſchend wahr, kein Anſatz der Nägel, keine Runzel der Haut iſt vergeſſen. Die Beine ſind wohlgeſtaltet, die Kniee meiſterhaft, die Füße zierlich, die etwas langen Zehen laufen ganz parallel. Die Figuren ſcheinen alle zu einer Zeit, aber nicht von einer Hand verfertigt. Man findet bei keiner irgend eine Stütze, und ſie ſind von allen Seiten gleich ausgearbeitet. Urſprünglich belief ſich die Zahl der Figuren gewiß auf dreißig. Sie waren in den beiden Tempelgiebeln ſymmetriſch aufgeſtellt; die Minerva ſtand in der Mitte, die ſtehenden Krieger ihr zunächſt, dann die Bogenſchützen, und die liegenden ganz am Ende. Der Tempel wurde nicht gefliſſentlich zerſtört, ſondern wahrſcheinlich durch ein großes Erdbeben eingeſtürzt. Da Äakus dieſen Tempel dem Jupiter aller Griechen erbaute, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſe Gebilde Gefechte der Äaciden unter Minervens Schutz darſtellten. Die beiden Kämpfe, in denen ſich die Äaciden rühmlichſt auszeichneten, waren der trojaniſche Krieg und das Seetreffen bei Salamis; bei dieſem letztern holte man

die Bilder der Äaciden, des Ajax und Telamon, als überirdiſchen Beiſtand. Pindar nennt Ägina „der Äaciden wohlbefeſtigten Sitz,“ dieſe Bilder darunter verſtehend, denn keiner von Äakus Söhnen blieb im Lande. Der Marmor iſt der von Paros, den man Grecchetto zu nennen pflegt. Die an den Figuren noch hie und da bemerkbaren Farben ſind Zinnoberroth und Himmelblau. An dem Tempel waren alle Verzierungen und Laubwerke, die man ſonſt auszubauen pflegt, gemahlt. Die Vertiefung des Giebels, worin dieſe Figuren ſtanden, war himmelblau, die Zelle roth, das Laubwerk grün und gelblich, ſelbſt die marmornen Dachziegel waren mit einer Art von Blume bemahlt. Die Farbengebung war keineswegs eine barbariſche Sitte, ſondern wir finden ſie ſelbſt an dem Parthenon. Winckelmann war der erſte, der aus den Nachrichten des Pauſanias auf das Daſein einer eignen uralten Kunſtſchule in Ägina ſchloß. Weitere Belehrung hierüber findet man in Wagners Bericht über die äginetiſchen Bildwerke, herausgegeben und mit kunſtgeſchichtlichen Anmerkungen begleitet von Schelling.

Agio — Aufgeld, was man zugeben muß, wenn man eine geſuchtere Geldſorte gegen eine minder geſuchte umtauſchen will. Die Verſchiedenheit der Geldſorten, nach deren Maßgabe dem Inhaber der geſuchteren Sorten eine Vergütung zugeſtanden wird, gründet ſich bisweilen auf den innern Gehalt der Geldſorten, bisweilen auf zufällige, in den Zeitumſtänden liegende Urſachen, bisweilen auch auf Kunſtgriffe und Speculationen der Negotianten und Wucherer, denen durch keine Geſetze ganz Einhalt gethan werden kann. Daher ſchreibt ſich auch das Wort Agiotage, welches den unerlaubten Handel mit Commerzpapieren (Effectenhandel, ſ. d. Art.), Wechſeln ꝛc. oder das Actienſpiel bezeichnet. Agioteur, ein Negotiant, der Actien- und Geldhandel treibt, ein Wucherer.

Ägiſthus, ſ. Agamemnon.

Aglaja, eine von den drei Grazien, des Zeus und der Eurynome Tochter, nach Andern aber der Chariten Mutter, und Vulkans Vermählte (ſ. Grazien).

Agnaten heißen die nächſten Verwandten von väterlicher Seite, bei unſern Vorfahren Schwertmagen (ſ. d. Art.).

Agnes Sorel, die Geliebte König Carls VII. von Frankreich, war gegen das Jahr 1409 aus einem adelichen Geſchlechte geboren, und hatte die von der Natur empfangenen Gaben durch eine ſorgfältige Erziehung ſo vollkommen ausgebildet, daß ſie nicht nur wegen ihrer körperlichen Reize, ſondern auch wegen ihrer geiſtigen Bildung zu den ausgezeichnetſten Frauen ihrer Zeit gehörte. Als Ehrendame der Herzogin von Anjou, Iſabelle von Lothringen, kam ſie mit dieſer Fürſtin 1431 an den franzöſiſchen Hof. Ihre Schönheit riß den jungen König hin; um ſie an ſeinen Hof zu feſſeln, ernannte er ſie zur Ehrendame der Königin. Agnes ergab ſich nach einigem Widerſtande der leidenſchaftlichen Liebe des Königs. Die Engländer hatten damals die Hälfte von Frankreich inne, und der von Natur tapfere Carl VII. verſank, unter der Laſt ſeiner Widerwärtigkeiten, in Unthätigkeit. Agnes Sorel allein hatte Gewalt genug über ihn, um ihn aus ſeiner Schlafſucht zu erwecken und ihm fühlbar zu machen, was er ſich und ſeinem Volke ſchuldig ſei. Die glücklichen Erfolge des Königes vermehrten die Neigung für ſeine Geliebte, welche jedoch nie davon Mißbrauch machte, und 1442 ſich nach Loches zurückzog, wo Carl VII. ihr ein Schloß hatte bauen laſſen. Außerdem ſchenkte er

ihr die Grafſchaften Panthièvre in Bretagne, die Herrſchaften Roche-Servière und Iſſoudun in Berry, und das Schloß Beauté an den Ufern der Marne, daher ſie den Namen Dame de Beauté annahm. Fünf Jahre hatte ſie hier gelebt, ſtets in genauer Verbindung mit dem König, der ſie mehrmals beſuchte, als die Königin 1449 ſie wieder an den Hof einlud. Agnes erſchien, begab ſich in der Folge, um dem König näher zu ſein, nach dem Schloſſe Masnal-la-Belle, und ſtarb daſelbſt 1450 ſo plötzlich, daß der Verdacht einer Vergiftung nicht ungegründet ſchien. Sie ward in der Collegiatkirche von Loches begraben, wo noch 1792 ihr Grabmahl geſehen wurde. Sie hinterließ dem Könige drei Töchter, welche dieſer anerkannt hatte, und die auf Koſten der Krone ausgeſtattet wurden.

Agneſi (Maria Gaetana), eine Italienerin, eines der größten Wunder neuerer Zeit, und eine ſeltene Zierde ihres Geſchlechtes. Sie ward zu Mailand 1718 geboren. Schon im 9. Jahre ihres Alters ſprach ſie nicht allein Latein ſehr richtig, ſondern ſie hielt auch eine Rede in dieſer Sprache, worin ſie zu beweiſen ſuchte, daß das Studium alter Sprachen dem weiblichen Geſchlechte nicht fremd ſein dürfe. Dieſe Rede ward zu Mailand 1727 gedruckt. In ihrem 11. Jahre ſoll ſie Griechiſch eben ſo fließend wie ihre Mutterſprache geredet haben. So fuhr ſie fort, ſich in morgenländiſchen Sprachen dergeſtalt auszubilden, daß man ſie eine wandelnde Polyglotte zu nennen pflegte. Dabei verſäumte ſie weder die Anfangsgründe der Geometrie, noch die ſpeculative Philoſophie. Ihr Vater begünſtigte dieſen Trieb des Mädchens zur Gelehrſamkeit dadurch, daß er in ſeinem Hauſe zu beſtimmten Zeiten gelehrte Geſellſchaften verſammelte, worin Maria philoſophiſche Sätze vortrug und vertheidigte. Ein Zeitgenoſſe, der gelehrte Präſident de Broſſes, verſichert in ſeinen Briefen über Italien, daß man ſich nichts Angenehmeres denken könne, als dieſe Converſationen mit einem der hübſcheſten und gelehrteſten Mädchen ihrer Zeit. In ihrem 20. Jahre ſcheint ſie dieſer gelehrten Unterhaltungen überdrüßig geworden zu ſein; ihr Vater konnte aber nicht umhin, die Sätze, welche ſie von Zeit zu Zeit vertheidigt hatte, in einem Quartband herauszugeben. Von jetzt zog die Mathematik ſie ſo ſtark an, daß ſie nicht allein über die Kegelſchnitte eine Abhandlung aufſetzte, welche diejenigen nicht genug rühmen können, die ſie in der Handſchrift geleſen, ſondern ſie gab auch in ihrem 30. Jahre die Anfangsgründe der Analyſis heraus, welche man als die beſte Einleitung zu Eulers Werken betrachtet hat, und die endlich im Jahre 1801 von Colſon, einem Profeſſor in Cambridge, ins Engliſche überſetzt worden. Dieſes Werk verſchaffte ihr einen ſo gegründeten Ruf, daß ſie in ihrem 32. Jahre zum ordentlichen Profeſſor der Mathematik bei der Univerſität zu Bologna ernannt wurde. Indeß ſcheint die Agneſi durch ihr tiefes Studium der Mathematik ihre heitere Lebensanſicht ganz eingebüßt zu haben. Sie entſagte bald allem Umgange, und begab ſich in den ſtrengen Orden der blauen Nonnen. So iſt ſie in ihrem 71. Jahre (1799) geſtorben.

Agnition, 1. in Rechtsangelegenheiten Anerkennung einer Perſon oder einer Sache für diejenige, wofür ſie ausgegeben wird. Außer dem Fall einer Anerkennung von Blutsverwandten iſt das Wort Recognition gewöhnlicher. 2. Im Schauſpiele **Erkennungs-** oder **Entdeckungsſcene**, Auftritt, in welchem die handelnden Perſonen von den ihnen bis dahin verborgenen Umſtänden, welche ihr Glück oder Unglück beſtimmen, Kenntniß erlangen. Die Agnition iſt

nach Ariſtoteles in der Tragödie ein ſo wichtiger Theil, daß die Poetik deſſelben ein eignes Capitel (XVI. nach Hermanns Abtheilung) enthält, welches von den verſchiedenen Mitteln handelt, ſie herbeizuführen. Sie iſt jedoch nicht unbedingt nothwendig (Ariſtoteles nennt die Fabel einer Tragödie einfach, wenn die Veränderung des Glückszuſtandes ohne unerwarteten Zufall und ohne Agnition erfolgt; verwebt aber, wenn ſie durch eines von beiden oder durch beides zugleich bewirkt wird). Die Wirkung dieſes tragiſchen Hebels beruht auf der Überraſchung, doch nicht ſowohl auf einer Überraſchung des Zuſchauers, als vielmehr auf dem Antheil, welchen er vermöge des Mitgefühls an dem Zuſtande der überraſchten Perſonen des Stückes nimmt. Dieſer Antheil mindert ſich oder verſchwindet, wenn er ſelbſt in den Zuſtand eines ganz unvorbereitet Überraſchten verſetzt wird; und eine ſolche Behandlung der Agnition macht ſie daher in den meiſten Fällen zum falſchen Theatercoup. A. Mnr.

Agnus Dei (das Lamm Gottes), 1. ein Gebet der römiſchen Liturgie, das mit den Worten Agnus Dei anfängt; 2. ein rundes Stück Wachs, worauf die Figur des heiligen Lammes mit der Siegesfahne oder auch St. Johannes mit der Jahrzahl und dem Namen des Papſtes gedruckt iſt. Der Papſt weiht und verſchenkt deren eine große Menge. — Agnus Dei heißt auch dasjenige Stück einer muſikaliſchen Meſſe, welches in römiſch katholiſchen Kirchen bei der Adminiſtration der Hoſtie aufgeführt wird.

Agon bedeutet jeden Kampf, worin einer dem andern es zuvorzuthun ſucht; dann auch den Todeskampf (ſ. d. Art.). Beſonders aber wurden Agones die Kampfſpiele der Griechen genannt, welche man zu gewiſſen Zeiten und bei gewiſſen Feierlichkeiten im Ringen, Kämpfen, in der Muſik, in der Dichtkunſt, Tanzkunſt ꝛc. veranſtaltete, und wobei gewiſſe Kampfrichter, Agonarchä genannt, auf Geſetze und Herkommen halten, nicht minder vorfallende Zwiſtigkeiten ſchlichten und den Preis zuerkennen mußten. Die berühmteſten dieſer Kampfſpiele waren die olympiſchen, pythiſchen, nemäiſchen und iſthmiſchen.

Agrariſche Geſetze (Ackergeſetze) hießen bei den Römern ſolche, welche theils eine gleiche Vertheilung aller Ländereien, theils einzelne Austheilungen gewiſſer Ländereien und andere Anordnungen dieſer Art betrafen. Sie waren von großer Wichtigkeit, und wurden gewöhnlich von denjenigen in Vorſchlag gebracht, die ſich die Gunſt des Volks erwerben oder ſich an den Großen rächen wollten, wie z. B. die Gracchen (ſ. d. Art.). Ähnliche Geſetze wurden während der franzöſiſchen Revolution vorgeſchlagen.

Agreſt, der Saft unreifer Trauben, der ſowohl in der Küche als in Apotheken gebraucht wird. Man bereitet einen kühlenden Syrup daraus, der in hitzigen Krankheiten ſehr vortheilhaft iſt. Zuweilen nennt man auch den mit Zucker verſüßten Saft Agreſt.

Agricola (Cn. Jul.), römiſcher Conſul unter dem Kaiſer Veſpaſian und Statthalter in Britannien, das er um das Jahr 70 nach Chr. ganz unter römiſche Herrſchaft brachte. Ausgezeichnet als Staatsmann und Feldherr. Noch haben wir ſein Leben vortrefflich beſchrieben von ſeinem Eidam, dem berühmten Tacitus.

Agrikulturſyſtem, ſ. Phyſiokratiſches Syſtem.

Agrippa (Marc. Vipſanius), einer der merkwürdigſten Römer aus dem Zeitalter des Auguſtus, mit dem er zweimal Conſul und deſſen Eidam er war. Er war nicht von ſehr vornehmer Geburt,

ſchwang ſich aber durch ſeine Talente und Verdienſte ſchnell empor. Er zeichnete ſich als Feldherr mehrmals aus, und befehligte auch die Flotte des Auguſtus in der Schlacht bei Actium. Als Miniſter und Freund des Auguſtus machte er ſich um dieſen und um den römiſchen Staat ſehr verdient. Er war ein Freund der edlen Künſte und verſchönerte Rom, das ihm drei vorzügliche Waſſerleitungen verdankte. Er war ein uneigennütziger und rechtſchaffener Mann. (S. d. Art. Auguſtus.)

Agrippina. Unter dieſem Namen ſind drei römiſche Frauen bekannt. 1. Des Kaiſers Tiberius Gemahlin, von welcher er ſich, ob er ſie gleich ſehr liebte, ſcheiden ließ, als er Auguſts Tochter, Julia, heirathen mußte. Sie vermählte ſich mit dem Aſinius Gallus, den jedoch Tiber, welcher Agrippinen ſtets liebte, zu einem ewigen Gefängniß verdammte. Sie ſtarb 772 nach Erbauung der Stadt Rom. 2. Die Tochter des M. Vipſanius Agrippa von Auguſts Tochter Julia, Gemahlin des C. Germanicus, ein heroiſches und mit großen Tugenden geſchmücktes Weib. Sie begleitete ihren Gemahl auf allen Feldzügen, und verklagte den von Tiberius angeſtifteten Mörder deſſelben vor Gericht. Dieſer Tyrann aber, welcher ſie wegen ihrer Tugend und ihres Anhanges beim Volke haßte, verwies ſie auf die Inſel Pandataria, wo ſie eines freiwilligen Hungertodes ſtarb. 3. Der vorigen Tochter. Von Domitius Ahenobarbus hatte ſie das Unglück, Mutter des Nero zu werden. Ihr dritter Gemahl war K. Claudius, ihres Vaters Bruder, der ſie nach der Meſſalina heirathete. Sie wird als eine geiſtvolle und vorzüglich in Staatsſachen erfahrne Frau gerühmt, jedoch war ſie unbegrenzt herrſchſüchtig, ränkevoll und ausſchweifend. Um ihren Sohn Nero auf den Thron zu ſetzen, ließ ſie den Britannicus vergiften. Nero konnte es nicht dulden, daß ſie ſich in die Geſchäfte miſchte, und ließ ſie, 812 nach Erbauung Roms, in ihrer Kammer niederſtechen.

Ägypten und Ägyptier. — Ägypten (Mizraim, Cham Rahab, von den Arabern Mesr, von den Kopten Chemie und den Türken El-Kabit genannt), ehedem ein großes Reich, der Sitz einer hohen Kultur, ein Land voll Wunderſchöpfungen menſchlicher Kraft und Intelligenz, und fortwährend der Gegenſtand der intereſſanteſten Forſchungen; — jetzt eine türkiſche Provinz, kaum zum fünften Theile angebaut, aber in der neueſten Geſchichte berühmt geworden durch den Eroberungsverſuch der Franzoſen; — regiert durch einen vom Großſultan bevollmächtigten Paſcha oder Vicekönig, jetzt Mohamed Ali Paſcha, — liegt in Nordafrika, zwiſchen dem 22. bis 32. Grad nördl. Breite und dem 45. bis 52. Grad öſtlicher Länge, grenzt gegen Norden an das mittelländiſche Meer, gegen Oſten an Arabien, womit es durch die Landenge von Suez zuſammenhängt, und an den arabiſchen Meerbuſen, gegen Süden an Nubien, gegen Weſten an Barka und die große Wüſte; hat über 5000 Quadratmeilen (nach Andern 6250 und 8793) Flächengehalt, wovon aber nur 860 in dem 125 Meilen langen Nilthal des Anbaus fähig ſind, und bis vier Millionen Einwohner. Die Geographen unterſcheiden Oberägypten oder Said, Mittelägypten oder Woſtani, und Niederägypten oder Bahr, welche wieder in 12 Provinzen eingetheilt ſind, deren jede von einem Bey regiert wird, und die zuſammen etwa 2500 Städte und Dörfer enthalten. — Drei Gebirgsketten laufen durch das Land; der Nil (der blaue Strom) durchſtrömt es von Süden nach

Norden (ſ. Nil). Außer dem im Alterthume berühmten ſehr großen See Möris, jezt Birket-Karum, der aber faſt ganz ausgetrocknet iſt, giebt es noch einige andere, beſonders Natron- oder Salzſeen. Das Klima iſt äußerſt heiß und nur in Niederägypten gemäßigter. Dieſe große Hitze erzeugt zwar die üppigſte Vegetation und eine wuchernde Fruchtbarkeit, aber der Samum (Chamſin), dieſer furchtbare Südwind, der in der Regel nach den erſten 50 Tagen des Frühlingsäquinoctiums weht, die Peſt und häufige Blindheit ſind die Qualen, welche durch die verzehrende Hitze entſtehen. Nur zwei Jahreszeiten, einen Frühling und Sommer, dieſen vom April bis November, hat Ägypten; ein immer heiterer Himmel und heiße Tage ſind die Attribute des Sommers; kühle, erquickende Nächte gewährt der Lenz. — Nur da, wo des Nils ſegnende Fluthen, die in vielen Canälen, außerhalb der natürlichen Grenzen der Überſchwemmung, weiter geleitet werden, den Boden empfänglich machen für den Samen, gedeihen die Früchte, aber auch in deſto herrlicherer Pracht; das andere Land iſt dürr, mit brennendem Sande bedeckt. Reiß, Hirſe, Hülſenfrüchte, Küchengewächſe, Melonen, Arbuſen (eine Art Kürbiſſe), Zuckerrohr, Kalmus, die Papierſtaude (dieſe Eigenthümlichkeit des Landes), Flachs und Hanf, Sennesblätter, Zwiebeln, Saflor, Indigo, Aloe, Jalappe, Coloquinten, Sode, Cardamomen, Baumwolle, Obſt und Südfrüchte, Palmenwälder, Sykomoren, Tamarinden, Caſſien, und Acacienbäume ꝛc. ſchmücken das Land; nur an Brennholz fehlt es. — In ſeinen Eingeweiden hält dieſer Boden, der aus Kalk, mit zahlloſen Muſcheln und Verſteinerungen angefüllt, beſteht, Marmor, Alabaſter, Salpeter, Porphyr, Granit, Natrum, und noch mehrere Steinarten. — Rindvieh, Büffel, Eſel, Pferde, Kameele, Schafe mit Fettſchwänzen, Hunde und Katzen, Löwen, Tiger, Hyänen, Schakals, Wölfe, Füchſe, Gazellen, Giraffen, Störche, Ibis (der die im Nilſchlamme ſich windenden Schlangen verzehrt), Hühner (deren Eier im Ofen ausgebrütet werden), Krokodille, Flußpferde, Ichneumons ꝛc. bevölkern die Wäldern, Sümpfe, Gewäſſer und die Fluren. — Die Menſchen, welche dieſes Land jezt bewohnen, beſtehen aus: Copten (ſ. d. Art.), höchſtens 30,000 Familien; Arabern, die am zahlreichſten ſind, und in Fellahs (Fellacken) oder Ackerbauer und Beduinen (Bedewi, Bedami), Nomaden in den Wüſten, ſich theilen; Türken, die herrſchende Nation, und Mammelucken (ſ. d. Art.). Außer dieſen giebt es auch Juden, Griechen, Armenier ꝛc. — Der Ägypter iſt gewöhnlich von ſtarkem, gewandten Körper, braungelber Farbe, heitern Sinnes, gutem Herzen, mäßig, religiös (die Mohammedaniſche iſt die Landesreligion), abergläubiſch und beſitzt Fähigkeiten, die aber unausgebildet verloren gehen. Die Landesſprache iſt die arabiſche. — Ackerbau, Bienen- und Hühnerzucht, Bereitung des Salmiaks, Verarbeitung des Leders, Flachſes, Hanfes, der Seide und Baumwolle, Verfertigung der Tapeten, Glas, Töpferwaaren, und ein allerdings wichtiger Handel beſchäftigen die Einwohner. Ihre Ausfuhr iſt bedeutend; beſonders wird Conſtantinopel von dort aus mit ſeinem Bedarf an Getreide verſehen, ſo wie vormals Ägypter, als es eine römiſche Provinz war, Roms Kornkammer hieß. Ein anſehnlicher Zwiſchenhandel wird mit vielen koſtbaren Producten getrieben. Für den Seehandel ſind zu Alexandrien, Damiette und Suez die vorzüglichſten Häfen, den Landhandel unterſtützen die Karavanen, beſonders nach Syrien und Arabien. — Zu Cairo, der Hauptſtadt, reſidirt ein Patriarch der morgenländiſchen Chriſten; auch

iſt dort eine hohe Schule, ſo ſchlecht übrigens der Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften iſt. — Einſt war Ägypten der Schauplatz raſtloſer Thätigkeit, hoher Bildung und großer Gelehrſamkeit. Eine alte aſtronomiſche Beobachtung beurkundet die Sage: daß um 3362 vor Chr. Geb. der babyloniſche Hermes (Thot), dieſer Held der Urzeit, deſſen hiſtoriſche Exiſtenz zu unterſuchen hier nicht der Ort iſt, von Babylon nach *Äthiopien* kam (ſo wie in der Folge Cekrops aus Sais am Nil nach Attika), und dieſen Staat, nach dem Muſter deſſen, dem er angehörte, kultivirte. Das Studium der Bildungsgeſchichte des menſchliſchen Geſchlechtes überhaupt belehrt uns, daß die Äthiopier und Babylonier die erſten Nationen waren, welche eine hohe Stufe erklimmt hatten. Die hohe Wahrſcheinlichkeit, daß bald nach der Organiſation Äthiopiens durch Hermes die erſte Einwanderung einer *äthiopiſchen Colonie* in *Oberägypten* (das damals nur von nomadiſchen Hirtenvölkern bewohnt war) geſchehen iſt, zeigt uns die *Ägyptier* als die dritte unter den Nationen des Alterthums, welche allen übrigen in Aneignung einer höhern Ausbildung voranging. Die Ähnlichkeit der Menſchenrace und der Sprache erhöht die Wahrſcheinlichkeit, daß von Äthiopien aus Ägypten die Bewohner erhielt, welche in der allgemeinen Kulturgeſchichte einen ſo ehrenvollen Platz behaupten, faſt zur Gewißheit. Dies widerſpricht aus ſich ſelbſt der Moſaiſchen Angabe, daß nach der Sündfluth zuerſt ein Stamm Chamiten in Oberägypten ſich niedergelaſſen habe; ſelbſt die Israeliten, unter dem Großvezier Joſeph, gehörten noch zu den an der Grenze wohnenden Nomaden, bis ſie unter Moſes wieder auswanderten. Ob nun gleich Ägypten an Babylon und Äthiopien große Vorbilder hatte, ſo ſchritt anfangs die Ausbildung doch nur ſehr langſam vor. Die über alles ſich erſtreckende zunftmäßige Einrichtung, die ſonderbare Eintheilung des Volks in *erbliche* Kaſten (ſ. *Caſte*), und die *Prieſterſchaft* hielten den ohnehin nicht zu lebhaften Geiſt in engen Feſſeln. Handel und die daraus folgenden Berührungen mit andern Völkern, beſonders die Schifffahrt, befanden ſich bis zu des unternehmenden Seſoſtris Zeit in großer Unbedeutenheit — ein neuer Grund, daß die Kultur der Ägyptier keine ſchnellen Fortſchritte machte. Dies geſchah erſt, als ſie von fremden Völkern unterjocht worden waren. Im Überblick jener Blüthenzeit Ägyptens ſehen wir unter ſeinen Bewohnern *Aſtronomen*, die an der Spitze der wiſſenſchaftlich Gebildeten ſtanden; ihr Sonnenjahr war ganz dem republikaniſchen Kalender der Franzoſen gleich, es hatte, wie dieſer, nach den zwölf Monaten noch fünf Ergänzungstage; die Geſtalt der Erde war ihnen bekannt, Sonnen- und Mondfinſterniſſe wurden berechnet; den Mond hielten ſie aber für eine ätheriſche Erde, die Fixſterne für brennende Fackeln; Sonnen- und Waſſeruhren waren ihnen nicht fremd, des Oſimandias ungeheurer Ring ſcheint hierzu gebraucht worden, und der Quadrant ihnen nicht unbekannt geweſen zu ſein. Schon hieraus ergiebt ſich, daß ſie bedeutende Fortſchritte in der *Rechenkunſt* gemacht haben mußten; ihre *Zahlzeichen* (dieſelben, die wir arabiſche Ziffern nennen) ſchrieben ſie von der Rechten zur Linken. Die *Meßkunſt* ward ihnen durch die Überſchwemmung des Nils nothwendig; die Nilmeſſer (Νιλοσκοπεια) zu Siene, Memphis und an einigen andern Stellen des Stromes, die Waſſerſchrauben, die Canäle, die Schleuſenwerke des Sees Möris, welche Mechanik, Hydraulik und Hydroſtatik vorausſetzen, ſind ſchöne Zeugen ihrer Fortſchritte in der angewandten Mathematik überhaupt. Große Verdienſte haben ſie um die

Muſik; auf die ägyptiſche Tonkunſt iſt die hebräiſche, griechiſche und römiſche gegründet; das erſte muſikaliſche Inſtrument, die dreiſaitige Lyra (ſ. Lyra), ward unter ihnen von Hermes erfunden; während ſeiner Betrachtungen öffnete ſich ihm das Propyläon der Harmonie der Töne, doch bald wurden dieſe Reſultate unter die Geheimniſſe der Prieſter gezogen, und unter dem myſtiſchen Schleier weiter ausgebildet. Hierin und in dem ernſten düſtern Nationalcharakter liegt es, daß man nur bei Leichenbegängniſſen und beim öffentlichen Kultus Gebrauch von der Muſik machte; ihren übrigen zauberiſchen Reiz kannte das Volk nicht. Außer jener Lyra hatten ſie noch ein Dichord, zweierlei Flöten, das Siſtrum, die Pauke und Trommel, die Trompete und die dreieckige Lyra. Die ſcharfſinnigen Bemerkungen von Burney, Bruce u. A. m. dürfen hier nur berührt werden. — Notenſchrift ſcheinen die Ägyptier nicht gehabt zu haben; ihre kleinen einfachen Geſänge waren dem Gedächtniſſe anvertraut. Ihre naturhiſtoriſchen Kenntniſſe ſchränkten ſich blos auf die Heimath und deren Erzeugniſſe ein. Weiter vorgerückt waren ſie in der Chemie und Metallurgie; ihre metalliſche Enkauſtik, künſtliche Smaragde, das Einlegen des Silbers mit blauer Farbe beweiſen viel für ihre Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit. Tiefer mögen ſie in Anſehung der Heilkunde geſtanden haben; jede Krankheit ward von eigenen Ärzten behandelt; Oſiris, Iſis und Hermes waren die Götter der Geſundheit; die Paſtophoren (eine Prieſterclaſſe) waren die Ärzte; der von ihnen vorgeſchriebenen täglichen Diät war der König ſo gut wie der Geringſte unterworfen; von hier ging auch die Diätetik aus in andere Länder; Kultur der Haut, eine durch Alles gehende Reinlichkeit, daher Bäder und Beſchneidung, waren die hauptſächlichſten mediciniſchen Vorſchriften. Aus der Gewohnheit und Geſchicklichkeit, die Leichen einzubalſamiren (Mumien), will man auf anatomiſche Kenntniſſe der Ägyptier ſchließen. — Ihre Naturlehre war myſtiſch; Alles erklärten ſie für unmittelbare Einwirkungen der Götter; hievon war auch ihre Magie abhängig. In den Künſten waren ſie mehr und minder geſchickt. Ihre Bildhauerwerke hatten eine unerträgliche Trockenheit, Steifheit und Einförmigkeit; ihre Mahlerei beſchränkte ſich blos darauf, daß Steine, Holz, gewebte Zeuge ꝛc. mit Farbe, und zwar nur mit einer einzigen überzogen und höchſtens mit Hieroglyphen illuminirt, d. h. mehrere Farben neben einander ohne Regel aufgetragen wurden. Der geſtirnte Himmel an der Decke im Grabmahle des Oſimandias und die ſogenannten Bilder in den uralten Gräbern der Könige von Theben bezeichnen den höchſten Grad der ägyptiſchen Mahlerkunſt. Um ſo merkwürdiger iſt aber ihre Baukunſt, deren Charakter inzwiſchen mehr Feſtigkeit ausdrückt, als Formenſchönheit; wir erinnern an ihre Labyrinthe, Pyramiden, Obelisken, Tempel, Mauſoleen u. ſ. w. — Robert Vaugondy (in ſeinem Essai sur l'histoire de la Géograph.) ſagt von der Geographie der Ägyptier, daß von ihnen (unter Seſoſtris) die erſten Landkarten herrührten; Gatterer will die Exiſtenz von ägyptiſchen Ländertafeln ſchon zu Joſua's Zeiten erweiſen. Die Nautik verdanken ſie ihrem großen Seſoſtris; vorher wagten ſie kaum auf Flößen die ausgetretenen Gewäſſer des Nils zu befahren, denn das Meer war ihnen verhaßt; es war ja der Typhon, der den Nil, ihren Nationalgott (Oſiris) verſchlang! Die erſte Küſtenſchifffahrt ſcheint durch einen Schleichhandel der Phönizier und des Inachus Führung einer ägyptiſchen Colonie nach Griechenland auf

phönizischen Schiffen (1836 vor Chr. Geb.) veranlaßt worden. Doch beſchränkte ſie ſich blos auf die Bewohner der Nordküſte Ägyptens, während die im Innern des Landes aus Aberglauben noch immerfort vom Meere getrennt blieben; hier wurde die Nilſchifffahrt bedeutender, nachdem ſie ſogar dem öffentlichen Kultus einverleibt worden war. Allein Seſoſtris der Große zerbrach den Damm des religiöſen Wahns, dem Oſiris ward ein prächtiges Schiff geweiht, die Prieſterſchaft dadurch gewonnen, die Schifffahrt in die Gebete mit eingeſchloſſen, und nun vertrauten die Ägyptier ſich dem Rücken des tückiſchen Typhon. So erhielt ihr Seehandel ſeine weite Ausdehnung. Die politiſche Geſchichte des Staats hatte nun großen Einfluß auf den Zuſtand der Schifffahrt in den verſchiedenen Perioden; unter den Ptolemäern war ſie am wichtigſten. Alexandrien ward zum erſten Stapelplatz, der berühmte Pharus wurde errichtet, und der 30 deutſche Meilen (1000 Stadien) lange Canal gegraben, der das rothe Meer mit dem mittelländiſchen verband. Erſt als nach dem Tode der Kleopatra Ägypten eine römiſche Provinz wurde, ging auch dieſer Ruhm verloren. — Ihre Landesökonomie, ihr Bergbau trugen einen großen Charakter; im Ackerbau beſaßen ſie einen Wunderfleiß; ihre Anſtalten dafür waren kühn gedacht und ausgeführt. Nach welchen Grundſätzen ſie den Bergbau betrieben, erſieht man aus den ungeheuren Unternehmungen, bergmänniſch ganze Berge einzuſtürzen, und durch hingeleitete Flüſſe das Erz zu Tage zu ſchlämmen; Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und Eiſen waren die bekannten Hauptmetalle. — Was den ägyptiſchen Handel überhaupt anlangt (von dem ſpeciellen zur See ſprachen wir oben), ſo war dieſer lange Zeit nur Paſſivhandel. Erſt ſeit Pſammetich ward er activ. Der Karavanenhandel war ſtets die merkwürdigſte Art des Landhandels: Maß, Gewicht, Geld — die Haupterforderniſſe — kannten ſie, und eine gute Polizei wachte über die Rechtlichkeit dabei. Die Induſtrie mußte dabei gewinnen. Ihre Webereien und Färbereien lieferten inländiſche Handelsproducte, die eine große Vollkommenheit hätten erreichen können, wären ſie nicht auch hierin nur auf einer und derſelben Stufe ſtehen geblieben. — Betrachtet man den alten Ägyptier als Menſchen im Privatleben und im Staate, nach ſeinen Sitten, Gebräuchen, Geſetzen, ſo wird uns noch manches Räthſel über dieſes ſonderbare Volk gelöſ't werden. — Die düſtere Religion der Ägyptier bannte allen Frohſinn aus den Kreiſen ihres Privatlebens. Die Freude war ihnen entfremdet worden; ſie waren nur ernſte, andächtig ſchwärmeriſche Menſchen. Singen, Tanzen, Spielen war ihnen verhaßt; dabei aber beſaßen ſie einen hohen Grad von Fleiß, Gutmütigkeit, Höflichkeit und zugleich eine Eitelkeit, die ſie für alles, was von ihnen herrührte, einnahm. Wie ſpäterhin die Griechen und Römer alle Nichtgriechen und Nichtrömer Barbaren nannten, ſo betitelten alſo auch ſie alle Völker, die nicht ihre Sprache redeten; aber bei aller Verachtung, die ſie ſolchen bezeigten, blieb die Dankbarkeit gegen einen jeden, ohne Unterſchied, eine ihrer Nationaltugenden. — Das Regiment des Staates war überhaupt ein Weiberregiment; jeder Prieſter durfte wenigſtens Eine Frau haben; den Laien beſchränkte das Geſetz in der Zahl gar nicht. Der Mann beſorgte die Hauswirthſchaft, die Frau den Kauf und Verkauf und alle übrigen Verrichtungen außer dem Hauſe. Die Ehe wurde dadurch, daß ſie auch unter Geſchwiſtern verſtattet war, unendlich befördert. Genügſamkeit war auch eine der Nationaltugenden;

Wein trunk der Ägyptier nie, ſondern Bier, ſogenannter Gerſtenwein war ſein Getränk; Brot buk er aus Spelt; Gerſte war ihm zu gering dazu; für ſeine Küche kultivirte er Gemüſe aller Art, und beförderte die Ausdehnung ſeiner weiten Federviehzucht durch künſtliches Ausbrüten der Eier; Bohnen und Schweinefleiſch unterſagte ihm ſeine Religion, da er durch ihren Genuß ſich verunreinigen würde, dagegen er wieder andere Thiere als geheiligte nicht zu verletzen wagen durfte. Seine Kleidung war ſehr einfach; die ehrbare Frau unterſchied ſich von den Mädchen und Luſtdirnen durch einen Schleier, den dieſe nicht tragen durften. Kinder wurden erſt ſpät bekleidet; blos Leichenbegängniſſe und die Trauerzeit gaben zu äußerlicher Pracht und Eiferſucht deßhalb Veranlaſſung. Doch der Beherrſcher und ſeine nächſten Umgebungen ſchimmerten ſtets in orientaliſcher Pracht. Die Allmacht des Pharao war über jede Rückſicht erhaben; er warf willkührlich den Großvezier von dem Gipfel ſeiner Größe und hob den niedrigſten Sklaven zu ſich empor, wie Josephs des Keuſchen Geſchichte beweiſ't. — Die Arbeitſamkeit, welche dem Ägyptier angeboren war, erhielt die öffentlichen Tugenden, und von Seiten der Polizei ſorgte man auch für die ununterbrochene Beſchäftigung der Verbrecher; ſchon unter Joſeph gab es ein Arbeitshaus für eingekerkerte Sklaven. Als eine Rieſenmauer ſtellten zwar die Ungeſelligkeit der Ägyptier und ihre Furcht, durch Umgang mit Fremden den Göttern zu mißfallen, ſich ihrer noch höhern Fortbildung entgegen; allein es wurden ihnen dadurch zugleich ihre Selbſtſtändigkeit, ihr wahrer Charakter, ihre Nationaltugenden bewährt. Erſt da, als ſie mit den Griechen in nähere Berührung gekommen waren, verlor ſich ihre Thätigkeit etwas, ſo daß Amaſis genöthigt geweſen war, ein Polizeigeſetz zu geben, das jeden Ägyptier verpflichtet, jährlich ſeinen Namen, ſein Gewerbe und die Mittel, wodurch er ſeinen Unterhalt gewinne oder zu gewinnen gedenke, bei der Obrigkeit anzuzeigen; die Unterlaſſung dieſer Pflicht wurde mit dem Tode beſtraft. — Streng und raſch wurde Gerechtigkeitspflege geübt; von Menes, Saſychis, Seephaktus, Aſichis (oder Bochoris) und Amaſis waren geſchriebene Geſetze vorhanden; vor einem höchſten Reichsgerichte wurden alle Prozeſſe entſchieden, welche die Parteien ſelbſt, ohne Sachwalter, aber ſchriftlich, gegen einander führen mußten. Meineid und Mord (auch der eines Sklaven) wurden unerlaßlich mit dem Tode beſtraft; Verleumder und falſche Ankläger erhielten die Strafe des angeſchuldigten Vergehens; auf Verrath ſtand der Verluſt der Zunge, auf falſariſchen Handlungen der Verluſt der Hände, auf Deſertion und Emigration Infamie, auf Ehebruch — Stockſchläge. Der König konnte jede dieſer Strafen mildern: aber ungeachtet dieſer Souveränetäts-Äußerungen lag doch der Wille des Herrſchers nicht weniger in den Feſſeln der Prieſtermacht, welche ſelbſt für das Privatleben der Fürſten Geſetze entworfen hatte, und dieſe Bande nach den Umſtänden, ſo wie die feinſte Politik der Kirche es wollte, lüftete oder feſter zuſammenzog. Die Tagesordnung des königlichen Sklaven war ſogar genau beſtimmt, und ſelbſt der Küchenzettel, ja ſogar die Verborgenheit des Schlafzimmers gehörten in den Wirkungskreis der Prieſter; darum waren ſie Leibärzte. — Mit dem allen in Einklang war die Erziehungsweiſe: die Kinder wurden ſorgfältig zum Gewerbe des Vaters angehalten, und in den verſchiedenen öffentlichen Schulen von Prieſtern unterrichtet; Schreiben und Leſen lernten nur

Wenige; doch waren die Ägyptier das dritte ſchreibende Volk, das nach den Babyloniern und Phöniziern die Vorgeſchichte nennt. Nachdem ſie gleich dieſen zuerſt auf Steine und Ziegel geſchrieben hatten, erfanden ſie ein Papier aus der Papierſtaude, welches über 2000 Jahre lang, ſelbſt nach der Erfindung des Pergaments, die ganze ſchreibende Welt gebrauchte. Dieſe Kunſt ward nur denen, die zu Kaufleuten erzogen wurden, gelehrt, doch nur in ſehr beſchränktem nothdürftigſten Maße; denn daß das Volk nicht zu unterrichtet werde, war im Syſteme der Prieſter. — Schon oben gedachten wir der ſonderbaren Eintheilung des Volks in Kaſten; deren gab es ſieben, nämlich: Prieſter, Soldaten, Rinderhirten, Sauhirten, Gewerbetreibende, Dolmetſcher und Fiſcher. Dieſe Abtheilung entſprang theils aus Örtlichkeit, da manche Landſchaften allerdings nur eine beſtimmte Lebensart geſtatteten, theils war ſie Reſultat der Prieſterpolitik, da es zur Einrichtung der Staatsmaſchine nothwendig wurde, daß ſcharfe Grenzen zwiſchen den heterogenen urſprünglichen Beſtandtheilen der geſammten Nation gezogen wurden. So bezeichneten dieſe ſieben Kaſten eben ſo viel verſchiedene Völkerſtämme, nicht etwa Zünfte; daher kam auch die Erblichkeit derſelben. — An der Spitze Aller ſtand die ſchon oft gedachte Kaſte der Prieſter, als die erſte und vornehmſte. Sie machten ſich aber auch dieſes Ranges durch die Verdienſte, die ſie als Lehrer des Volks, als Bewahrer der Wiſſenſchaften hatten, würdig. Aus ihnen wurden alle Staatsbedienungen beſetzt; ſie waren die Ärzte, Richter, Baumeiſter, Aſtronomen und Aſtrologen ꝛc. Aber ſie hielten ihre Kenntniſſe unter Salomoniſchen Siegeln, denn ſie wurden (und mit Recht) als der geheimnißreiche Talisman ihrer politiſchen Wichtigkeit, ihres mächtigen Einfluſſes betrachtet. Sie ſollen ſogar neben dem allgemeinen Thier- und Bilderdienſt der Nation, ſehr helle Ideen vom eigentlichen Weſen der Gottheit gehabt, ſie aber abſichtlich unter Symbolen verſteckt gehalten haben, die nur den Eingeweihten in den berühmten Myſterien enthüllt wurden. — Überhaupt aber veränderten ſich die Religion, Mythologie und Philoſophie der Ägyptier mit den verſchiedenen Perioden ihrer politiſchen Geſchichte; anders war ihre Religion und Philoſophie vor Moſes, anders von Moſes bis Herodot, und wich ſo immer mehr von ihrem alten Gepräge ab, bis zu den Zeiten der Ptolemäer und Römer. — Die geſammte Religion und Mythologie war auf Aſtronomie gegründet; denn es war natürlich, daß die wirkſamen Einflüſſe der Himmelskörper die Verehrung derſelben zur Folge hatten. Oſiris und Iſis (die Sonne und der Mond) waren die Hauptgottheiten, und der Nil ward mit dieſen in einem ſehr nahen Verhältniſſe gedacht. Oft findet man den Oſiris und den Nil als Ein himmliſches Weſen behandelt; der Zeitraum von 360 Tagen, abgemeſſen nach des Stromes regelmäßigen Überſchwemmungen zur Sommerſonnenwende, ward daher das Religions- — der von 365¼ Tag das natürliche Sonnenjahr. Die Planeten wurden nebſt den Zeichen des Thierkreiſes als Gottheiten und Regenten der Wochentage und Tagesſtunden, nach ihrer Rangordnung am Himmel, verehrt. Der Regent der erſten Tagesſtunden war der Schutzgott des ganzen Tages und gab demſelben ſeinen Namen; die phyſikaliſchen Eigenſchaften, und die verſchiedenen ökonomiſchen Beziehungen auf jeden Monat wurden ebenfalls als Gottheiten unter den zwölf Zeichen des Thierkreiſes verehrt. So war das Religionsjahr beſchaffen. Der, ſpäter entdeckte Mangel von fünf Tagen und ſechs Stunden gab noch ſieben Göttern als Symbolen dieſer aſtronomiſchen Zeitrechnung das Daſein, und das Sonnen-

jahr begann. Zugleich aber dachten ſie ſich dieſe ſymboliſchen Weſen als wirklich exiſtirend, als Urheber und Regenten der Zeit und Welt, den Oſiris und die Iſis als lebende, willkührlich handelnde Weſen voll unmittelbaren Einfluſſes auf die Erde und deren Bewohner. Jeder Gottheit war ein beſonderes Prieſtercollegium gewidmet, an dem nie Weiber Antheil nehmen durften. Wallfahrten und Opfer waren in der Regel, die letztern benutzte man zu Abwaſchung begangener Sünden; der Opfernde legte ſeine Hand auf des Opferthiers Kopf, überhäufte es mit Verwünſchungen, und mit dem letzten Athemzuge deſſelben hielt er ſich für entſündigt. Bis Amaſis gab es ſogar Menſchenopfer; dieſer König führte Wachsbilder ein, doch dauerten ſie nur bis in das vierte Jahrhundert nach Chriſtus heimlich fort. Der neben dieſem Sterndienſte beſtehende Thierdienſt, indem gewiſſe Thiere nicht etwa nur als Symbole betrachtet, ſondern auch als wirkliche Götter verehrt wurden, wie Apis und Mnevis, iſt aus den Hieroglyphen der Ägyptier zu erklären. Überhaupt bietet dieſe Hieroglyphenſchrift die wichtigſten Aufſchlüſſe über ihre Religion und Philoſophie dar, und kann gewiſſermaßen als Maßſtab für den Höhengrad ihrer philoſophiſchen Begriffe gelten. Ein höchſt intereſſantes Studium iſt überhaupt das der ägyptiſchen Symbolik, deſſen Andeutungen aber zu weit führen würden. — Die merkwürdigſte Erſcheinung in der Philoſophie der Ägyptier iſt die Lehre von der Seelenwanderung, welche unmittelbare Ausgeburt des Sterndienſtes war. Sie ließen die unſterbliche Seele des Menſchen in einem Zeitraume von 3000 Jahren die Reiſe durch den ganzen Umfang der Thierwelt bis wieder in einen menſchlichen Körper machen. Doch hat Plato der Metempſychoſe der Ägyptier zu große Ehre angethan, indem er ſie, als Symbol der moraliſchen Reinigung des Menſchen, in ſein Syſtem aufnahm. So ſcharf unterſchieden Jene das Geiſtige vom Materiellen nicht; die Vorſtellung von der Seele, als reiner Intelligenz, war ihnen fremd, und es iſt daher immer eine wunderbare Erſcheinung, daß auch die Pythagoräiſche Metempſychoſe, wie Ariſtoteles ſie uns darſtellt, wenn auch von der ägyptiſchen verſchieden, doch eben ſo weit, wie dieſe, von aller moraliſchen Beziehung entfernt iſt. — Wir ſchließen dieſen Artikel mit einer Skizze der politiſchen Geſchichte dieſes intereſſanten Landes. Wenn man über die Sagenzeit hinweggeht, in deren Raum die fabelhaften Pharaonen (Könige) Menes (2000 J. v. Chr.), Oſimandias, Möris, Seſoſtris, Rhampſinit ꝛc. gehören, findet man als die äußerſte hiſtoriſche Grenze den Pharao des Joſeph, ſodann die in Revolutionsſtürmen geſchehene Auswanderung des Cekrops, Moſes und Danaus. In der Geſchichte auswärtiger Staaten wird 878 v. Chr. Suſack als Pharao von Ägypten, als Alliirter von Jerobeam genannt; Diodors Gnephaktus, Herodots Aſychis und Diodors Bochiris werden als Geſetzgeber gerühmt. Die vierzigjährige Unterjochung Ägyptens durch die Äthiopier, die innere drei und dreißigjährige Anarchie, die Dodekarchie (das Zwölfherrenreich), welche funfzehn Jahre dauerte, ging der Monarchie voran, die Pſammetich (einer der Dodekarchen) ſtiftete; ſie dauerte von 636 bis 525 v. Chr. und zählt, außer Pſammetich, die berühmten Namen Necho, Pſammis, Apries oder Hophra, Amaſis oder Amoſis und Pſammenit. Dieſer Zeitraum war ein heller Punct in der politiſchen und Kulturgeſchichte Ägyptens. Jetzt aber unterlag das Reich dem Perſer Cambyſes, bis nach Alexanders Eroberung Ägyptens im J. 332 v. Chr. auf die Theilung des macedoniſchen Reichs die glänzende Periode der Ptolemäer (ſ. Ptolemäer und

Alexandriniſches Zeitalter) eintrat. Ptolemäus Lagi oder Soter, Ptolemäus Philadelphus (unter welchem der Grund zu der nachmaligen Herrſchaft der Römer gelegt wurde), Ptolemäus Evergetes I., Ptolemäus Philopator, Ptolemäus Epiphanes, Ptolemäus Philometor, Evergetes II., Kleopatra Minor (mit Ptolemäus Soter oder Lathyrus und Ptolemäus Alexander I.), Ptolemäus Alexander II., Berenice, Ptolemäus Alexander III., Ptolemäus Auletes, Kleopatra Tryphana und Berenice, und Kleopatra mit Ptolemäus Puer unter Cäſars und Antonius Protectorate ſind die Regentennamen aus jenem Zeitraum, von denen mehrere in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte mit bleibendem Nachruhme genannt werden. — Kleopatra's Selbſtmord, nach des Octavius Sieg bei Actium, lieferte das Reich gänzlich in die Hände der Römer; es ward nun römiſche Provinz. Dies geſchah dreißig Jahre vor Chriſtus. Ägypten blieb in den Händen der Römer 670 Jahre lang. Unterdeſſen kam die chriſtliche Religion auf den Boden Ägyptens, aus dem, wie in den frühern Zeiten der Myſterien, jetzt aufs neue Schwärmerei, Sectirerei und Geiſtesverfinſterung emporkeimte. Anachoreten und Mönche erhielten dort ihre Entſtehung. Als nach der Theilung des großen Reichs unter Theodoſius in das occidentaliſche und orientaliſche Kaiſerthum Ägypten eine Provinz des letztern geworden war, verſank es immer tiefer in Barbarei und Schwäche. So ward es ein Raub der Saracenen, nachdem deren Feldherr Amrou, unter dem Kalifen Omar, die alte Hauptſtadt Alexandrien mit Sturm genommen hatte. Dies ereignete ſich 640 nach Chriſtus, als Heraclius Kaiſer des Orients war. Als Provinz des Khalifats genoß es die Regierung des gefeierten Abbaſſiden Haroun al Raſchid, Al Maimum und die Heldenzeit des Sultan Saladin. — Doch des letztern Dynaſtie ward von den Mammelucken verdrängt (1250), und unter dieſen furchtbaren Despoten verſchwand auch der letzte Schatten ehemaliger Größe und Kultur. Sultan Selim in Conſtantinopel ward endlich (1516 bis 1517) Sieger über den (letzten) mammeluckiſchen Sultan Tumanbai, und Ägypten nun gänzlich eine türkiſche Provinz, regiert durch einen Paſcha. Seitdem war es der Schauplatz beſtändiger innerlicher Kriege der Mammelucken-Bey's gegen die türkiſche Herrſchaft, welche mehrmal, beſonders unter Aly-Bey (1766), ihrem Ende nahe war. Im J. 1798 ward Ägypten von den Franzoſen beſetzt. (S. d. folg. A.) Unter dem jetzigen Vicekönig, Mahomed Ali Paſcha, einem eben ſo aufgeklärten als thätigen Regenten, macht die europäiſche Kultur in Ägypten große Fortſchritte.

Ägypten (Landung und Feldzug der Franzoſen in.) In zwei ſiegreichen Feldzügen (1796 u. 1797) hatte Buonaparte Frankreich den Frieden auf dem Continente erkämpft. Es kam darauf an, ihn auch England abzuringen. Zu dem Ende war ſchon im October 1797 eine Armee von England decretirt, und Buonaparte zum Oberbefehlshaber derſelben ernannt worden. In allen Häfen, von Antwerpen bis Breſt und Rochefort, wurden die Rüſtungen mit größtem Eifer betrieben. Buonaparte ſelbſt bereiſ'te im Februar 1798 die Küſten des Canals, und täglich wurde die Erwartung höher geſpannt, als plötzlich der Obergeneral (am 8. Mai 1798) in Toulon erſchien, wo ganz im Stillen und verſteckt durch die lärmenden Anſtalten am Canal ein Unternehmen vorbereitet worden war, das die Eroberung Ägyptens bezweckte, um auf dieſem Wege den eng-

liſchen Handel in Oſtindien zu vernichten. Buonaparte muſterte die Truppen und erließ eine Adreſſe an dieſelben, worin er, ohne ausdrücklich Ägypten zu nennen, ihnen verſprach, „daß nach der Rückkehr von der bevorſtehenden Expedition ein Jeder von ihnen ſo viel Eigenthum beſitzen ſolle, daß er ſechs Morgen Land ſich kaufen könne." So im Allgemeinen von ihrer Beſtimmung unterrichtet, ſchiffte ſich die Mannſchaft am 19. Mai (1798) vor Toulon ein; 194 Segel faßten gegen 40,000 Mann, worunter aber wohl ein Paar tauſend Gelehrte, Künſtler, Ärzte und Chirurgen, Handwerker und Arbeiter aller Art ſich befanden. Der Kern der Truppen war jene italiſche Armee, welche den Frieden von Campo Formio erkämpfte, und unter den Anführern derſelben alle jene Generale, die ſie ſo oft zum Siege geführt hatten, als: Berthier, Deſaix, Reynier, Menou, Kleber, Dumas, Caffarelli, Murat, Junot, Marmont, Belliard, Davouſt, Lannes, Duroc, Louis Buonaparte, Eugen Beauharnois und andere. Elf Linienſchiffe, zwei alte Funfziger, und ſechs Fregatten dienten zur Bedeckung der Transportflotte, die auf dem Wege noch vermehrt wurde. Der Obergeneral beſtieg das Kriegsſchiff l'Orient. Am 9. Juni erſchien die Flotte vor Malta; Buonaparte ließ den Großmeiſter Hompeſch um die Erlaubniß erſuchen, in den verſchiedenen Ankerplätzen der Inſel friſches Waſſer einnehmen zu dürfen. Die erfolgte Verweigerung entſchied Malta's Schickſal. Am andern Morgen waren die Franzoſen auf allen Puncten der Inſel gelandet, und am Abend, ungeachtet einer lebhaften Kanonade, Meiſter derſelben. Am 12. Juni in der Nacht wurde die Inſel mit ihren unüberwindlichen Feſtungen den Franzoſen übergeben, welche eine Beſatzung von 4000 Mann darin zurückließen. Am 17. Juni ging die Flotte von Malta ab und ſteuerte auf Alexandrien zu. Buonaparte erließ eine Proclamation an ſeine Armee, worin er ſie zur Ausdauer in den ihnen bevorſtehenden Beſchwerden, und zu einem ſchonenden Betragen gegen die Religion der Mohammedaner und die Sitten der Ägyptier ermahnte. Am 1. Juli kamen die Franzoſen vor Alexandrien an, wo kurz vorher Nelſon ſie aufgeſucht hatte. Die Beſorgniß, daß Nelſon ſchnell zurückkehren möchte, ließ den Obergeneral die Ausſchiffung der Truppen beſchleunigen. Sie geſchah am 2. Juli vier Stunden vor Alexandrien beim ſogenannten Araber-Thurme, in aller Ruhe, ungeachtet Wind und Wellen nicht ſehr günſtig dazu waren. Blos einige Türken zu Pferde beobachteten die fremde Erſcheinung. Am folgenden Tage um 12 Uhr ſtanden Buonaparte, Kleber, Menou, Bon, Caffarelli und Daumartin mit 5000 Mann vor der alten, mit einigen Thürmen verſehenen Mauer von Alexandrien; einige Kanonenkugeln bahnten ihnen den Eingang, der Sturm begann nach fruchtloſen Unterhandlungen, und Alexandrien ward genommen. Buonaparte ſendete Briefe und beruhigende Proclamationen in franzöſiſcher und arabiſcher Sprache an die Bey's und das Volk. Unterdeſſen nahm General Marmont Roſette, und am 6. Juli ging die ganze Flotte auf der Rhede von Abukir vor Anker. In Alexandrien, Roſette und Abukir blieben Beſatzungen, und die Armee, 30,000 Mann ſtark, marſchirte in fünf Colonnen gerade auf Ägyptens Hauptſtadt Cairo (Cahira) los. Dieſer Marſch geſchah unter beſtändigem Manoeuvriren in Quarré's, und unter beſtändigem Scharmutziren mit den Arabern und Mammelucken. Nicht weit von Cairo, nahe bei den Pyramiden von Gizeh, kam es zu einem ernſthaften Gefechte. Dort ſtand Murad Bey mit etwa 6000 Mann Cavallerie und einigen tauſend

Mann Infanterie mit 38 Kanonen, welche in einem verſchanzten Lager ſich befanden. Der Bey machte einen wüthenden Angriff; doch das wohlangebrachte Feuer der Franzoſen und die Entſchloſſenheit, mit der ſie ihre Bajonette zu gebrauchen wußten, vereitelten alle Verſuche der Mammelucken, welche, nachdem ſogar ihr Lager und das Dorf Embabay mit Sturm erobert worden war, in die angrenzende Wüſte entflohen. Alle Kanonen und 400 Kameele wurden erbeutet, und Cairo am 22. Juli den Franzoſen übergeben, nachdem Ibrahim Bey, der die Hauptſtadt decken ſollte, nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht der Pyramiden ſich über die Wüſte nach Ober-Ägypten zurückgezogen hatte, wohin ihn General Deſaix verfolgte. So glücklich Buonaparte bisher zu Lande geweſen, ſo ſchnell ihm die Eroberung Ägyptens, die mit Cairo's Einnahme als vollendet betrachtet werden konnte, gelungen war, ſo vernichtete doch ein einziger Tag in ſeinen großen Folgen für die Zukunft alle Früchte dieſer Unternehmung. Nelſon war zum zweitenmal an Ägyptens Küſte erſchienen und hatte am 1. Auguſt (1798) den bei Abukir ſtationirten Feind vernichtet (vergl. Abukir). Buonaparte, der die Nachricht von der Niederlage in Cairo erhielt, ſah ſeine Communication mit Frankreich und ganz Europa bedroht, er ſtand faſt iſolirt in dem fremden Lande, im Auge den größten aller Feinde, den Mangel. Hatte er bisher für einen Freund der Pforte gegolten, ſo ſtieg ſeine mißliche Lage um ſo höher, als dieſe jetzt den alten Bund zerriß, und erbittert über die Verwandlung des ſchönen Ägyptens in eine franzöſiſche Provinz, am 12. September (1798) förmlich den Krieg gegen Frankreich erklärte, und von Aſien aus mit einem Angriff drohte. Doch ohne darum den Muth zu verlieren, fuhr er fort, ſeinen Plan zu verfolgen, indem er ihn zugleich der neuen Geſtalt der Umgebungen anpaßte. In Cairo, wo die Einwohner ſich empört und viele Franzoſen, beſonders Gelehrte, Künſtler und Handwerker ermordet hatten, ſo daß am 23. und 25. September förmliche Gefechte in der Stadt geliefert worden waren, bis nach einem großen Blutbade die in die große Meſchee geflüchteten Empörer ſich auf Discretion ergeben mußten, ſtellte er die Ruhe wieder her. Die Stadt wurde mit Forts umgeben, um das Volk deſto eher im Zaume halten zu können. Nachdem Buonaparte Ägypten eine Organiſation nach franzöſiſchen Grundſätzen gegeben hatte, drang er bis Suez vor, und, um einem Anfalle der Türken, die in Syrien ſich zu ſammeln begannen, zuvorzukommen, marſchirte er (am 27. Februar 1799) mit etwa 15 bis 18,000 Mann aus Cairo in drei Colonnen dahin ab. El-Ariſch, ein Fort mitten in der Wüſte, an der äußerſten Grenze zwiſchen Afrika und Aſien, wurde nach einem hartnäckigen Kampfe mit den Mammelucken und Arnauten erobert, vergrößert und mit Artillerie und Soldaten beſetzt. Jaffa ward mit Sturm genommen, und ungeachtet der zahlloſen Schwierigkeiten, der mancherlei Krankheiten, die einriſſen, und der ungünſtigen Jahreszeit, trotz allen Hinderniſſen, welche die engliſchen Schiffe längs der Küſte veranlaßten, machte die Armee doch die glänzendſten Fortſchritte. Die Naploſiner, ein Volk in den Gebirgen von Napolos, ſtellten ſich ihr unweit Zeta in den Engpäſſen entgegen, mußten jedoch weichen und Caiffa am Fuße des Carmels dem Sieger überlaſſen. Dieſe Eroberung war wichtig wegen der großen Magazine, die ſich dort befanden. So drang die franz. Armee über Paläſtina bis St Jean d'Acre vor (ſ. Acre), deſſen Belagerung ſie unternahm. Außer mehrern Gefechten mit den Einwohnern, und ſelbſt mit engliſchen Schaluppen,

welche die Franzoſen von der Seeſeite beunruhigten, fiel auch am Berge Tabor ein Gefecht vor, worin die Generale Kleber und Murat bei Jafet und Jaffa die Oberhand behielten. Unterdeſſen aber war es den Engländern, die unter Sir Sidney Smith vor St. Jean d'Acre angekommen waren, gelungen, die türkiſche Beſatzung dieſes Platzes durch einige hundert Mann Soldaten und Artilleriſten zu verſtärken und Munition herbeizuführen. Dadurch ward es möglich, daß die Türken zehn Stürme abſchlagen, und trotz dem heftigſten Feuer aus den franzöſiſchen Batterien ſich ſo lange halten konnten, bis Buonaparte ſich gezwungen ſah, die Belagerung aufzuheben und nach Ägypten zurückzukehren, wohin eine türkiſche Flotte unter Weges war. Er ſah ſeinen Zweck wenigſtens ſo weit erreicht, daß er auf eine lange Zeit vor jedem Anfalle von Aſien her ſich ſicher geſtellt hatte. Ein längerer Aufenthalt in Syrien konnte außerdem, bei den peſtartigen Krankheiten, nur von dem größten Nachtheile ſein. Buonaparte entſchloß ſich daher ſchnell zum Abzuge. Ein Drittel von der Armee blieb als Opfer des Kriegs und der Peſt zurück, und nach einem mühſeligen Marſche von 26 Tagen kam ſie in Cairo wieder an; doch ihre Ruhe war von kurzer Dauer. Eine türkiſche Flotte landete in der Bucht von Abukir 18,000 Mann; dieſe nahmen das Fort daſelbſt. Schnell marſchirte Buonaparte mit ſeinen beſten Truppen dahin, ſtellte ſich bei dem Brunnen zwiſchen Alexandrien und Abukir, und lieferte am 26. Juli den Türken eine große Schlacht. Muſtapha Paſcha ward nebſt ſeinem ganzen Gefolge und ſämmtlicher Artillerie gefangen gemacht; 2000 Türken ertranken im Meer, und der Reſt der türkiſchen Armee, der in das Fort Abukir ſich geworfen hatte, mußte nach einem zehntägigen Bombardement auf Diſcretion ſich ergeben. Buonaparte's Herrſchaft in Ägypten war aufs neue befeſtigt. Da erſchien plötzlich eine Proclamation von ihm an ſeine Armee, worin er ſagte: „Erhaltene Nachrichten aus Europa beſtimmen mich, nach Europa zurückzugehen. Das Commando überlaſſe ich dem General Kleber, er hat das Vertrauen der Regierung und das meinige." Aber als dieſer Abſchied der Armee bekannt wurde, hatte Buonaparte's Fregatte bereits die Anker gelichtet. Am 26. Auguſt verließ er Abukir. Für ihn war die Expedition geendigt, doch nicht für die dort zurückgelaſſene Armee, welche jetzt unter Klebers Oberbefehl ſtand, und deren Lage täglich bedenklicher wurde. Eine neue Landung der Türken im November 1799 wurde vom General Verdier zwar glücklich abgeſchlagen, aber auch der kleinſte Verluſt war für eine Armee, die nicht recrutirt werden konnte, ſehr empfindlich. Die Nachrichten aus Europa waren nicht ermunternd, die Generale ſahen nicht viel Ruhm vor ſich, die Soldaten wenig Genuß, und ſo mochten manche Betrachtungen mitwirken, als Kleber, auf die Nachricht, daß der Großvezier mit vielem Volke aus Syrien nach Ägypten im Anzuge ſei, am 24. Januar 1800 die bekannte Convention von El-Ariſch mit dem Großvezier und Sidney Smith abſchloß, durch welche den Franzoſen ein Waffenſtillſtand von drei Monaten bis zu der Ratification des Vertrags zugeſtanden wurde, worauf ſie nach einem Monate Cairo und Alexandrien räumen, und nach Frankreich zurückkehren ſollten. Aber des Generals Kleber Brief an das franzöſiſche Directorium, worin er, unter der ergreifendſten Schilderung von der peinlichen Lage der Armee, auf die Ratification des Tractats drang, fiel dem engliſchen Admiral Keith in die Hände, und kam nach London. Dort verweigerte man die Ratification, und verlangte:

die ganze franzöſiſche Armee ſollte ſich kriegsgefangen ergeben. Da ergriff Kleber noch einmal den Degen und ſchlug am 20. März den Großvezier bei Heliopolis, eroberte Cairo und Ägypten aufs neue, trieb Steuern bei zur Bezahlung des Soldes, formirte neue Regimenter aus Kopten und Griechen, ſicherte die Küſten und legte Magazine an. Aber mitten in dieſer Thätigkeit ward er am 14. Juni in Cairo von einem Türken ermordet, und das Obercommando kam an Abdallah Menou. Unterdeſſen hatt man in London beſchloſſen, mit aller Kraft der Pforte und ſeinem eignen Handelsintereſſe Ägypten wieder zu erobern. Im Einverſtändniſſe mit der Türkei wurden unter dem Admiral Abercromby 17,000 Mann Landtruppen im December 1800 eingeſchifft. Am 1. März endlich erſchien die Flotte vor Alexandrien, und am 12. März war die Landung bei Abukir vollendet; die Franzoſen, etwa 4000 Mann ſtark, griffen am folgenden Tage zwar an, mußten ſich aber zurückziehen; am 18. März ergab ſich Abukir, und die Engländer verſchanzten ſich. Am 21. März griff General Menou mit 10,000 Mann an und wurde geſchlagen; aber auch der engliſche General Abercromby wurde tödtlich verwundet, und ſtarb am 28. März. Hutchinſon übernahm das Commando der engliſchen Armee. Ägypten war für die Franzoſen nach dieſer Schlacht verloren, hätten die Engländer ihren Vortheil verſtanden; doch unthätig blieben ſie in ihren Verſchanzungen, ſo wie die Franzoſen ihnen gegenüber bei Alexandrien ſtehen. Am 29. März brachte eine türkiſche Flotte 7000 Mann Verſtärkung, und nun näherte ſich auch der Großvezier von Syrien her. Am 19. April ergab ſich auch Roſette an die vereinigten Engländer und Türken; ein franzöſiſches Corps von 4000 Mann wurde von 8000 Engländern und 6000 Türken bei Ramanieh geſchlagen; 5000 Mann Franzoſen wurden von dem Großvezier, der mit 20,000 Mann auf Cairo anrückte, am 16. Mai bei Elmenayer zurückgeworfen, und die ganze franzöſiſche Armee auf Cairo beſchränkt. Am 20. Juni fing die förmliche Belagerung der Stadt an; 7000 Mann ſollten dieſen unermeßlichen Ort gegen etwa 40,000 Angreifende vertheidigen. Man that, was man konnte, ſich zu ſichern. Aber es war mehr um eine ehrenvolle Capitulation, als um die wirkliche Vertheidigung zu thun, denn die Lebensmittel waren nicht im Überfluß vorhanden, und die Peſt wüthete immer noch fort. So ward denn auch Cairo am 27. Juni durch Capitulation den Engländern und Türken übergeben; der General Belliard ſollte mit den unter ſeinem Commando ſtehenden Truppen Stadt und Land räumen, und auf engliſche Koſten nach Frankreich abgeführt werden, eingebornen Ägyptiern auch erlaubt ſein, ihn zu begleiten. Am 17. Auguſt wurden ſie zu Roſette eingeſchifft, und kamen im September 1801, etwa 13,000 Mann ſtark, worunter aber kaum 4000 Bewaffnete waren, zu Toulon an. Noch war General Menou in Alexandrien, das er ſeit dem 21. März nicht verlaſſen hatte, da er noch immer auf Hülfe aus Europa hoffte. Admiral Gantheaume war wirklich mit mehrern Linienſchiffen und 3 bis 4000 Mann Landtruppen aus Frankreich abgeſegelt und bis vor Alexandrien gekommen, mußte aber mit einem Verluſte von vier Corvetten nach Toulon zurückeilen. Dagegen hatten die Engländer 5000 Mann friſcher Truppen aus England erhalten, und rückten nun auf Alexandrien los. Schon war das Caſtell Marabou in ihrer Gewalt, als Menou einen Waffenſtillſtand verlangte, wozu vorzüglich Mangel an Lebensmitteln ihn

veranlaßte. Dies war am 27. Auguſt, und am 2. September war die Capitulation unterzeichnet, deren Bedingungen härter waren, als jener von Cairo, beſonders da während der Unterhandlungen eine engliſche Escadre unter Sir Home Popham mit Truppen, und General Baird aus Oſtindien noch mit 6000 Mann gelandet waren. Alexandrien, nebſt Artillerie und Munition, ſechs franzöſiſche Kriegsſchiffe und eine große Menge Kauffahrteiſchiffe, ferner alle arabiſchen Handſchriften, alle Karten von Ägypten und andere für die franzöſiſche Republik gemachte Sammlungen mußten dem Feinde übergeben werden, die franzöſiſche Armee behielt jedoch ihre Waffen und Gepäck, war nicht kriegsgefangen und wurde nach einem franzöſiſchen Hafen geführt; zu Ende Novembers war ſie in Frankreich. Die Garniſon von Alexandrien war über 8000 Soldaten und 1307 Matroſen ſtark geweſen. Drei Jahre ſechs Monate waren ſeit der erſten Einſchiffung zu Toulon verfloſſen. Dies war das Ende der Unternehmungen, welches in einen Zeitpunkt fiel, wo Ägypten, in Frankreichs Gewalt, ein ſchweres Gewicht in der Wagſchale geweſen ſein würde; denn eben damals wurden die lebhafteſten Unterhandlungen gepflogen, deren Reſultat, vier Wochen nach dem gänzlichen Verluſte Ägyptens, der Friede von Amiens war (1. October 1801). Wenn aber auch der politiſche Zweck dieſer Unternehmung verloren ging; ſo hatte ſie doch für die Wiſſenſchaften, und namentlich für die Alterthumskunde, Geſchichte und Geographie bleibende und höchſt wichtige Reſultate, von denen wir nicht ganz ſchweigen dürfen. Dieſe geiſtigen Eroberungen umfaßt die Description de l'Egypte, ou Recueil d'Observations et de Recherches, qui ont été faites en Egypte, pendant l'Expédition de l'Armée francaise, publiée par les ordres de S. M. l'Empereur Napoléon le Grand, wovon 1809 die erſte Lieferung in der kaiſerl. Druckerei zu Paris erſchien. Das ganze Werk ſoll aus drei Theilen beſtehen, deren 1r Alterthümer, 2r Neuerer Zuſtand, 3r Naturgeſchichte überſchrieben werden; jeder dieſer Theile beſteht wiederum aus mehreren Bänden mit Kupfertafeln und correſpondirendem Texte. Ohne die Karten, die bereits vollendet, aber noch nicht bekannt gemacht ſind, ſoll der Atlas zu dieſer Beſchreibung von Ägypten mehr als 800 Kupfertafeln enthalten, auf denen ſich über 3000 Zeichnungen, deren oft mehrere auf einer Platte zuſammengeſtellt ſind, befinden; die erſte Lieferung zählt allein über 300 Kupfer. — Der erſte Theil des Textes hat den Titel „Beſchreibungen;“ die Orte und Gegenden, welche beſchrieben werden, folgen in der Ordnung, wie ſie in den Kupferbänden angegeben werden, nämlich von Süden nach Norden. Der zweite Theil iſt überſchrieben „Mémoires,“ die aus Unterſuchungen und Diſſertationen über den phyſiſchen Zuſtand von Ägypten, über Geſchichte und Geographie des Landes, über Geſetzgebung und Sitten, Religion, Sprache, Aſtronomie, Künſte ꝛc. der alten und neuen Ägypter, beſtehen. Dieſe Beſchreibungen und Memoiren ſind, wie die Kupfer, in drei Claſſen getheilt und haben gleiche Überſchriften. — Außer dieſem kurzen Auszuge aus dem angeführten Avertiſſement vom Plane zum Ganzen, will der Raum eine weitere Ausführung der Inhaltsanzeige der vorhandenen erſten Lieferung dieſes koſtbaren Werkes uns nicht geſtatten und wir verweiſen daher auf die Hefte der allgemeinen geographiſchen Ephemeriden vom Mai und fgg. 1813, worin der Inhalt dieſer Abtheilung ausführlich angegeben iſt. Die Fortſetzung und Beendigung dieſes Werks, welche durch die Ereigniſſe

der letzten Jahre verhindert worden, hat Ludwig XVIII. anbefohlen. Doch erfolgt dieſelbe ſehr langſam.

Ahnen, eine Zahl ebenbürtiger und ebenbürtig verehelichter Aſcendenten. Sie werden ſo gezählt, daß Vater und Mutter zwei Ahnen, die Großältern väterlicher und mütterlicher Seite vier Ahnen, die Urgroßältern väterlicher und mütterlicher Seite acht Ahnen bilden u. ſ. f., wie aus folgendem Entwurf noch deutlicher wird:

U.GV.1 U.GM.2 U.GV.3 U.GM.4 U.GV.5 U.GM.6 U.GV.7 U.GM.8

GV. 1 GM. 2 GV. 3 GM. 4

V. 1. M. 2.

0

Es kann daher nur von 4, 8, 16, 32, 64 Ahnen u. ſ. w. die Rede ſeyn. Das Ahnenweſen und die Ahnenprobe, d. h. der legale Beweis, daß man eine beſtimmte Anzahl Ahnen habe, kam ſeit dem 15. und 16. Jahrhundert auf, als die wahre Würde und Kraft des deutſchen Adels zu ſinken begann. Die Ahnenprobe galt und gilt beſonders bei Turnieren, Domcapiteln, Ritterorden, Gan-Erbſchaften, ja ſie wurde und wird wohl noch hin und wieder erfodert, um Sitz und Stimme bei den ſtändiſchen Verſammlungen zu haben. — Man unterſcheidet übrigens Gerechtigkeits-Ritter, die der Ahnenprobe volle Genüge leiſten, und Gnaden-Ritter, die durch Verdienſte die Mängel der Geſchlechtsregiſter decken.

Ahnung iſt die Erwartung künftiger Ereigniſſe, bei welcher wir uns mehr der Gefühle, von welchen ſie begleitet wird, als der Schlüſſe, auf welche wir ſie gründen, bewußt ſind. Wir nennen dergleichen Erwartungen Ahnungen im engern Sinne, wenn wir uns bei ihnen der Gründe gar nicht bewußt ſind, und daher in ihnen das Künftige vorher zu empfinden ſcheinen. Man kann drei Arten von Ahnungen unterſcheiden: 1. die beſtimmten Ahnungen, bei welchen man ſich deſſen, was einem ahnet, nicht blos im Allgemeinen bewußt iſt (z. B. die Ahnung eines Todesfalles, bei dem Bewußtſein, daß man ihn erwartet); 2. die unbeſtimmten Ahnungen, wenn man im Allgemeinen und unbeſtimmt einem angenehmen und unangenehmen Ereigniſſe entgegen ſieht; 3. die bloßen Vorgefühle, welche meiſtens beängſtigender Art ſind, ohne daß wir uns einen Grund davon angeben können, bis ein angenehmes oder unangenehmes Ereigniß eintritt, deſſen Ahnung wir uns nunmehr leicht überreden, in jenem Gefühle gehabt zu haben. — Philoſophiſche und hiſtoriſche Behandlung dieſes Gegenſtandes findet man in Dedekind über Ahnungen und in Schuberts Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft.

Ahriman. Nach der Lehre der Parſen war das urerſte Weſen die grenzloſe Zeit. Von ihr entſprangen Ormuzd und Ahriman. Jener, mit der höchſten Weisheit und Reinheit geſchmückt, thronte im Lichte, dieſer wohnte mit ſeinen Geſetzen in der Finſterniß. In ſich verſenkt, ohne Grenzen und allein waren beide in ihren Wohnungen, die einander berührten. Ormuzd aber ſchuf in drei Jahrtauſenden den Himmel, dieſe Welt des Lichts mit dem reinen Geſetz; Ahriman, die Lichtwelt zu bekämpfen, ſchuf ein zahlreiches Heer böſer Geiſter, da erſchrack Ormuzd, und bot dem Ahriman Frieden an; dieſer aber wollte ihn nicht annehmen, ſondern ſagte, daß er ſein Volk

plagen werde, ſo lange die Jahrhunderte dauern. „Freilich wirſt du mächtig ſein," ſprach Ormuzd, „während die Menſchen ſich durch Vermiſchung vermehren und viel Böſes thun, aber am Ende der neun Jahrtauſende wirſt du von Ohnmacht überwältigt werden." — Darauf herrſchte Ormuzd drei Jahrtauſende allein und brachte ſeine Welt hervor, während Ahriman gefeſſelt in die Tiefe der Finſterniß zurückſank. Nach dem Himmel ſchuf er das Waſſer, dann die Erde, dann die Bäume, dann die Thiere und endlich den Menſchen. Dann herrſchte er drei Jahrtauſende mit Ahriman gemeinſchaftlich, nach dieſen aber waren drei Jahrtauſende dem Ahriman allein gegeben. Und als die Zeit gekommen war, trat Ahriman hervor, durchdrang alles Geſchaffene mit ſeinem Gefolge und verunſtaltete es, bis er in den Abgrund zurückgeſtürzt ward. Von da wird er am Ende der Zeiten, wenn die Todten aufleben, und die Erde durch das Feuer eines Cometen entzündet, in einen flüſſigen Metallſtrom zerſchmolzen iſt, in Ormuzds Welt zurückkehren, die Erde des Abgrundes durch den Metallſtrom ziehen, und ſie zum ſegenreichſten Lande zu machen. Die ganze Welt wird durch das Wort zur Auferſtehung ewige Dauer bekommen.

Ajax (griech. Aias). Dieſes Namens gab es unter den Heerführern vor Troja zwei, den Ajax Oïleus und Ajax Telamonius. Jener, ein Sohn des Oïleus und der Eriopis, ein Lokrier, war der kleinere. Vor Troja war er mitgezogen, weil er einer von der Helena Freiern geweſen. Im Kampf war er unter den Tapferſten, ſeine Tapferkeit aber artete zuweilen in unſinnige Wuth aus. Beiſpiele davon erzählen die nachhomeriſchen Dichter. Als die Griechen, ſagen ſie, in Troja eingedrungen waren, flüchtete ſich Kaſſandra in den Tempel der Pallas, allein ſie ward mit Gewalt herausgeriſſen und gebunden als Gefangene fortgeſchleppt. Einige erzählen, Kaſſandra habe die Statue der Göttin umfaßt, Ajax aber habe ſie bei den Haaren ergriffen und fortgeſchleift; Andere laſſen ihn ſogar die Prophetin im Tempel der Göttin ſchänden. Ulyſſes klagte ihn dieſes ruchloſen Frevels an, er aber reinigte ſich durch einen Eid. Dennoch traf ihn die Rache der Göttin, und ließ ihn in den Fluthen des Meeres umkommen. — Der andere Ajax war des Telamon Sohn, aus Salamis, und ein Enkel des Aakus. Auch er war unter den Freiern der Helena geweſen, und zog deßwegen auch mit zwölf Schiffen gen Troja, wo Homer ihn als den tapferſten und ſchönſten Griechen nach Achilles preiſ't. Nicht zu reden, aber zu handeln verſteht er. Dabei iſt er gerad, offen, voll edeln Stolzes. Als ihm aber nach Achilles Tode die Waffen deſſelben, auf welche er wegen ſeiner Verwandtſchaft und Tapferkeit Anſprüche hatte, von Ulyſſes entzogen wurden, bemächtigte ſich Zorn und Wuth ſeiner Seele, und er ſtürzte ſich verzweiflungsvoll in ſein Schwert.

Aiguillon (Herzog von), franzöſiſcher Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Jahren Ludwigs XV. ſeit dem Juni 1771, deſſen Verwaltung durch eine der wichtigſten Begebenheiten der neuern Zeit, die erſte Theilung Polens, bezeichnet wurde. Er war 1720 geboren, gab ſeinen Poſten auf 1774 und ſtarb vom Hofe verbannt 1780.

Aikin (John), einer der thätigſten und fruchtbarſten Schriftſteller Englands. Er ſtudirte Medicin, promovirte, und lebte als Arzt zu Yarmouth, Norfolk und längere Zeit zu Stoke Newington. Er war mehrere Jahre Herausgeber des Monthly Magazine, und von ſeiner Entſtehung bis zu ſeinem Ende des Athe-

zaums. Außerdem nahm er Theil an dem Classical Journal und an dem Reflector. Seine geſammten Schriften aufzuführen, würde hier zu weitläuftig ſein; ſie ſind theils eigne Werke, theils Überſetzungen, und betreffen größtentheils mediciniſche und literar-hiſtoriſche Gegenſtände. In letzterer Hinſicht iſt das Wichtigſte die General Biography (in 10 Bänden in Quart), die er anfangs mit Doctor Enfield, nachher mit Morgan und Johnſton gemeinſchaftlich verfaßt hat.

Aiſſé (Mlle.), ein ſowohl durch ihre unglücklichen und wunderbar verknüpften Schickſale, als auch durch ihre im Druck erſchienenen Briefe intereſſant gewordnes Frauenzimmer. Geboren in Circaſſien im J. 1693 wurde ſie von dem Grafen Ferriol, franzöſiſchem Geſandten zu Conſtantinopel, als ein vierjähriges Kind um die Summe von 1500 Livres gekauft. Der Verkäufer gab ſie für eine circaſſiſche Fürſtentochter aus. Sie war von großer Schönheit. Der Graf nahm ſie mit ſich nach Frankreich und ließ ſie mit Sorgfalt erziehen; man vergaß nichts, als ihr Grundſätze einzuprägen. Für die Tugend geſchaffen, kehrte ſie doch erſt nach langen Irrthümern zu ihr zurück. Ihre Unſchuld unterlag der Dankbarkeit, die ſie für ihren Wohlthäter hegte, deſſen Unſittlichkeit ein ſolches Opfer fodern konnte. Dagegen widerſtand ſie den glänzenden Anerbietungen des Herzogs von Orleans; von ihren zahlreichen Anbetern zeichnete ſie nur den Chevalier Aidy aus. Dieſe Liebe entſchied ihr Schickſal. Aidy hatte ſein Gelübde zu Malta gethan; er wollte ſich von demſelben entbinden laſſen, allein ſie ſelbſt widerſetzte ſich dieſem Verſuche. Die Frucht ihrer Liebe war eine Tochter, mit der ſie in England niederkam. Damals bemächtigte ſich ihrer Seele die bitterſte Reue; ſie kämpfte mit ihrer Neigung, ohne ſie je bemeiſtern zu können, und lebte in einem Zwieſpalte mit ſich ſelbſt, dem ihre ohnehin ſchwache Geſundheit nicht lange widerſtand. Sie ſtarb 1727, 38 Jahre alt. Ihre Briefe ſind anmuthig und fließend geſchrieben, und man kann nicht umhin die Verfaſſerin lieb zu gewinnen, die ihr Innerſtes ſo aufrichtig offenbart. Überdies enthalten ſie manche Anekdote von intereſſanten Perſonen der damaligen Zeit. Sie ſind zuerſt allein mit einigen Noten von Voltaire, nachher zuſammen mit den Briefen der Damen Villars, La Fayette und Tencin erſchienen (1806, 3 Bände).

Ajaccio, Hauptſtadt eines Bezirks auf der Weſtküſte der franz. Inſel Corſica, mit 6570 Einwohnern und einem Hafen; vorzüglich merkwürdig als Geburtsort eines der außerordentlichſten Männer der neuern Zeit, Napoleon Buonaparte's und ſeiner Brüder.

A jour faſſen ꝛc. einen Edelſtein, heißt, ihn ſo faſſen, daß blos der Rand herum gedeckt, die beiden Seiten aber ſichtbar ſind, er alſo durchſichtig bleibt.

Akademie. Man verſteht unter Akademie gewöhnlich einen Verein von Gelehrten oder Künſtlern, die gemeinſchaftlich die höhere Ausbildung der Wiſſenſchaft und Kunſt ſich zum Zweck vorgeſetzt haben. Weder Beſoldung von Seiten des Staats, noch Unterricht der Jugend ſind weſentliche Erfoderniſſe bei einer Akademie. Die großen Akademien zu Paris, Stockholm und Berlin ſind zwar zum Theil Lehranſtalten; allein dies ſind ſie erſt in der Folge geworden, nachdem ſie früher blos dem oben angegebenen Zwecke nachſtrebten. Die Mitglieder der Akademie wählen ſich entweder ein Fach der Wiſſenſchaft, einen Theil irgend einer Kunſt, oder die Regierung trägt ihnen contractmäßig die beſondere Bearbeitung eines ſolchen Faches auf. Sie

liefern darüber Arbeiten, die in regelmäßigen Verſammlungen vorgeleſen und demnächſt in den Denkſchriften abgedruckt werden. Den Namen leitet man mit Recht von der atheniſchen Akademie her, welche, eine Beſitzung eines gewiſſen Akademus, als Kampfſchule und als der Ort, wo Plato lehrte, berühmt war. Die erſte Anſtalt im Alterthum, welche den Namen Akademie nach unſern Begriffen verdient, war offenbar die in Alexandrien. Hier war, durch die Freigebigkeit der Ptolemäer angezogen, ein zahlreicher Verein von Gelehrten verſammelt, welche blos für Erweiterung und Vervollkommnung menſchlicher Kenntniſſe thätig ſein ſollten, leider aber ſehr bald in Müßiggang und grammatiſche Spitzfündigkeiten verfielen. Aus Alexandrien aber entlehnten die gelehrten Juden die Sitte, Akademien zu ſtiften, welche ſeit dem Ende des erſten Jahrhunderts in den Städten am Euphrat, Sora, Nyharbea und Punebedita, angelegt wurden. Von ihnen lernten die Neſtorianer im ſechsten Jahrhundert die Wiſſenſchaften ſchätzen, und von dieſen endlich die Mohammedaner, deren treffliche Kalifen, Almanſor, Harun Arraſchid und Almamun, eine Menge Akademien ſtifteten, die von Cordova bis Bokhara im fernſten Oſten die größten Begünſtigungen genoſſen. Aber auch am Hofe Carls des Großen ſchon finden wir eine Akademie, die dieſer Kaiſer auf ſeines Lehrers Alcuin Veranlaſſung geſtiftet hatte, und deren Mitglied er ſelbſt war. Dieſes nützliche Inſtitut ging jedoch mit Alcuins Tod wieder unter, und ſeitdem finden wir keine eigentliche Akademie wieder bis zu den Zeiten, wo durch die Eroberung Conſtantinopels von den Türken mehrere griechiſche Gelehrte bewogen wurden, nach Italien zu flüchten. Damals legte Lorenz von Medici in Florenz zuerſt eine griechiſche Akademie an, bei welcher Argyrepulus, Theodor Gaza und Chalkondylas zuerſt angeſtellt wurden. Dann ſtiftete Cosmus die Platoniſche Akademie, deren Zweck das Studium der Schriften des Plato und die Wiederherſtellung ſeiner Philoſophie war. Zwar waren auch dieſe Anſtalten nicht von dauerndem Beſtand, allein andere und immer zahlreichere und umfaſſendere Akademien traten zunächſt in Italien an ihre Stelle, und verbreiteten ſich nach und nach durch alle Staaten Europa's. Wir wollen verſuchen, die wichtigſten ältern und noch beſtehenden namhaft zu machen, wobei wir ſie nach den Gegenſtänden, welchen ſie gewidmet ſind, ordnen wollen. Für Medicin. Die Academia naturae curiosorum, auch Leopolds-Akademie genannt, ward 1652 von J. L. Bauſchius geſtiftet. Sie gab anfangs ihre Schriften einzeln, ſeit 1684 aber bandweiſe heraus. Unter Leopold I., der ſie ſehr begünſtigte, nahm ſie den Namen Caesareo-Leopoldina Naturae Curiosorum Academia an. Ähnliche Akademien wurden zu Palermo 1645, in Spanien 1652, zu Venedig 1701 und zu Genf 1715 geſtiftet. — Für Chirurgie. Eine chirurgiſche Akademie ward 1731 zu Paris geſtiftet, welche jährlich eine Preisaufgabe bekannt macht und die beſte Beantwortung mit einer goldenen Medaille von 500 Livres belohnt. Zu Wien ward eine chirurgiſche Akademie 1783 gegründet. Drei Preismedaillen, jede 50 Gulden an Werth, werden jährlich an die geſchickteſten Zöglinge vertheilt. — Für Theologie wurde 1687 eine Akademie in Bologna gegründet. — Für Kosmographie ſtiftete Coronelli zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Venedig eine Akademie unter der Benennung der Argonauten, deren Zweck die Herausgabe guter Karten nebſt Beſchreibung iſt. — Scientifiſche Akademien. Die Academia Secretorum Naturae, welche 1560 zu Neapel zur Beförderung der mathematiſchen und phyſi-

kaliſchen Wiſſenſchaften geſtiftet wurde, mußte wegen des päpſtlichen Interdicts wieder aufgehoben werden. Ihr folgte die Akademie dei Lincei, von dem Fürſten Ceſi zu Rom gegen Ende deſſelben Jahrhunderts geſtiftet, deren Mitglied Galilei war. Die Academia del Cimento entſtand zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts unter Begünſtigung des Fürſten Leopold, nachmaligen Cardinals von Medici, unter deren Mitgliedern Paolo di Buono, Borelli, Viviani, Redi, Magalotti und andere ausgezeichnete Männer gehörten. Die Academia degl' Inquieti zu Bologna, nachher der Academia della Traccia einverleibt, hat unter dem Titel: Pensieri fisico-matematici 1667 mehrere treffliche Abhandlungen geliefert. Im J. 1714 ward ſie mit dem Inſtitut zu Bologna vereinigt und heißt ſeitdem Akademie des Inſtituts oder auch Clementiniſche Akademie (von Clemens XI.). Sie iſt im Beſitze einer großen naturhiſtoriſchen und Büchersammlung. Im J. 1540 wurde eine Akademie unter dem Namen Societa scientifica Rossunense degl' Incuriosi zu Roſſano im Neapolitaniſchen errichtet, anfangs für die ſchönen Künſte, ſeit 1695 aber für die Wiſſenſchaften. Die königl. Akademie zu Neapel beſteht ſeit 1779; ihre Schriften enthalten einige gehaltvolle Unterſuchungen über mathematiſche Gegenſtände. Noch nennen wir von den italieniſchen die Akademien zu Turin, Padua, Genua, Mailand, Siena, Verona, von denen allen wir Schriften haben. Überhaupt iſt Italien als die eigentliche Pflegerin akademiſcher Inſtitute anzuſehen, deren Jarckius in ſeinem Katalog 550 aufzählt. — Die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, Académie royale des Sciences, ward 1666 von Colbert geſtiftet. Sie hatte anfangs drei Abtheilungen, nämlich Mathematik und Philoſophie, Geſchichte und ſchöne Künſte, wurde aber nachher getrennt, ſo daß Geſchichte und ſchöne Künſte die Académie française bildete, und für die Académie royale nur Naturphiloſophie und Mathematik blieben. Nach einer königl. Verordnung von 1699 wurden die Mitglieder in vier Claſſen getheilt, nämlich Ehrenmitglieder, wirkliche (beſoldete) Mitglieder, Aſſocié's und Eleven, wovon die erſte zehn, jede der drei andern aber zwanzig Perſonen enthalten ſollte. Den Präſidenten ernannte der König aus der erſten Claſſe. Aus der zweiten Claſſe ward ein Secretär und Schatzmeiſter gewählt. Einige Veränderungen machte 1760 der Herzog Regent. Er ſchaffte die Claſſe der Eleven ab und fügte dafür zwei neue Claſſen hinzu, wovon die eine zwölf Adjoints, die andere ſechs Aſſocié's enthielt, welche letztere keiner beſondern Wiſſenſchaft obzuliegen brauchten. Ferner kam hinzu ein Vicepräſident, den der König jährlich aus der erſten Claſſe, und ein Director und Subdirector, die er aus der zweiten Claſſe wählte. Neue Erweiterungen wurden 1785 vorgenommen, indem der König Claſſen für Naturgeſchichte, Ackerbau, Mineralogie und Phyſik hinzufügte, ſo daß das Ganze nunmehr aus acht Claſſen beſtand, die Aſſocié's und Adjoints mit einander verband u. ſ. w. Dieſe Akademie hat ſich große Verdienſte erworben, namentlich durch die von ihr veranſtalteten Meridianmeſſungen. Seit dem J. 1699 hat ſie, mit wenigen neuern Ausnahmen, bis 1793 jährlich einen Band ihrer Memoiren herausgegeben, welche bis dahin eine Reihe von 139 Bänden ausmachen. Der Parlamentsrath Rouille de Meslay hatte zwei Preiſe geſtiftet, welche die Akademie jährlich vertheilte, den einen von 2500 Livres für die phyſiſche Aſtronomie, den andern von 2000 Livres für die Schifffahrtskunde und Handel. In dem obengenannten Jahre wurde ſie aufgehoben und an ihre und der übrigen Akademien Stelle trat das Nationalinſtitut;

aber Ludwig XVIII. ſtellte ſie wieder her. Bedeutende Akademien finden ſich noch außer Paris in den vornehmſten Städten Frankreichs, z. B. zu Caen ſeit 1705, zu Toulouſe, von deren Schriften der erſte Band 1782 erſchien, zu Rouen ſeit 1736, zu Bordeaux ſeit 1783, zu Soiſſons ſeit 1674, zu Marſeilles ſeit 1726, zu Lyon ſeit 1700, zu Montauban ſeit 1744, zu Amiens ſeit 1750, zu Dijon ſeit 1740 u. ſ. w. — Zu Berlin wurde eine Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften von König Friedrich I. im J. 1700 geſtiftet; Veränderungen wurden vorgenommen im J. 1710, vornehmlich in Beziehung auf den Präſidenten. Die Mitglieder wurden in vier Claſſen getheilt, die erſte für Phyſik, Medicin und Chemie, die zweite für Mathematik, Aſtronomie und Mechanik, die dritte für deutſche Geſchichte und Sprache, die vierte für orientaliſche Gelehrſamkeit mit Rückſicht auf Heidenbekehrung. Jede Claſſe wählt einen Director auf Lebenszeit. Der erſte Präſident war der berühmte Leibnitz. Erſt unter Friedrich II. kam das Inſtitut in wahren Flor, als dieſer berühmte Gelehrte des Auslandes herbeizog und Maupertuis zum Präſidenten ernannte. Zweimal jährlich werden öffentliche Sitzungen gehalten, an des Königs Geburtstag und am Tage ſeiner Thronbeſteigung. In letzterer wird eine Preismedaille von 50 Ducaten demjenigen zuerkannnt, der die von der Akademie aufgegebene Aufgabe am beſten beantwortet hat. Seit jener Zeit ſind die Abhandlungen der Akademie unter dem Titel: Mémoires de l'Académie royale des Sciences et Belles Lettres à Berlin, in einer Reihe von Bänden erſchienen. Neue Abänderungen fanden 1798 Statt, welche den Zweck hatten, der Akademie eine gemeinnützigere Thätigkeit zu geben, unter andern ward die königliche Bibliothek und das Kunſtcabinet mit ihr verbunden. — Zu Mannheim errichtete eine Akademie der Wiſſenſchaften Churfürſt Carl Theodor im J. 1755 nach Schöpflin's Plan. Sie beſtand anfangs aus zwei Claſſen, der hiſtoriſchen und phyſikaliſchen; letztere wurde aber 1780 in die eigentliche phyſikaliſche und in die meteorologiſche abgetheilt. Die geſchichtlichen und phyſikaliſchen Denkſchriften ſind unter dem Titel: Acta Academiae Theodoro-Palatinae, die meteorologiſchen unter dem Titel: Ephemerides Societatis meteorologicae Palatinae, erſchienen. Die Akademie zu München beſteht ſeit 1759, wurde aber, als Baiern zu einem Königreich erhoben ward, anſehnlich erweitert und Jacobi zu ihrem Präſidenten ernannt. Ihre Schriften ſind unter dem Titel: Abhandlungen der baierſchen Akademie, erſchienen. — Die kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in St. Petersburg hatte ſchon Peter der Große projectirt und dabei Wolf und Leibnitz zu Rathe gezogen. Er ſtarb indeß über der Ausführung, welche Catharina I. vollendete, ſo daß im December 1725 die erſte Sitzung gehalten wurde. Die Kaiſerin beſtimmte einen jährlichen Fond von etwa 30,000 Rubeln für die Erhaltung der Akademie, funfzehn ausgezeichnete Gelehrte in verſchiedenen Fächern wurden als Akademiker beſoldet und führten den Profeſſortitel. Die berühmteſten darunter waren Nicolaus und Daniel Bernoulli, die beiden de Lisles, Bulſinger und Wolf. Unter Peter II. gerieth die Akademie in Verfall, erhob ſich wieder unter der Kaiſerin Anna, verſank aber nach ihrem Tode auf's neue. Aber unter Eliſabeth blühte ſie zum zweitenmale auf. Sie wurde erweitert und verbeſſert, auch im J. 1758 eine Akademie der Künſte hinzugefügt, aber 1764 wieder getrennt. Das jährliche Einkommen ſtieg bis auf 60,000 Rubel. Beſonders nützlich hat dieſe Akademie für die nähere Kenntniß des innern Rußlands gewirkt, indem ſie Männer, wie Pallas, Gmelin, Stolberg,

Güldenſtädt, Klaproth, einzelne Provinzen bereiſen ließ und dadurch die Veranlaſſung zu vielen trefflichen Werken gab. Die Zahl der wirklichen Mitglieder, außer dem Präſidenten und Director, beläuft ſich auf funfzehn; nächſtdem ſind noch vier Adjuncten angeſtellt, welche den Sitzungen beiwohnen und nach und nach einrücken. Die Akademie hat eine treffliche Sammlung von Büchern und Handſchriften, ein koſtbares Münzcabinet und ein ſehr reiches naturhiſtoriſches Muſeum. Die Schriften derſelben ſind von 1728 bis 1747 in 14 Bänden unter dem Titel: Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis Petropolitanae, dann bis 1777 unter dem Titel: Novi Commentarii, in 20 Bänden erſchienen. Seitdem führen ſie den Titel: Acta Academiae und jetzt in einer neuen Reihe den Titel: Nova Acta. Die Commentarien ſind blos lateiniſch, die Acte aber theils lateiniſch, theils franzöſiſch abgefaßt. — Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Bologna unter dem Namen: Inſtitut von Bologna, wurde 1712 von dem Grafen Marſigli geſtiftet und beſchäftigt ſich mit Phyſik, Mathematik, Medicin, Chemie und Naturgeſchichte. — Die königliche Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm entſtand aus einer Privatgeſellſchaft von ſechs Gelehrten, unter denen der berühmte Linné war, und hielt ihre erſte Sitzung den 23. Juni 1739. In demſelben Jahre erſchienen ihre erſten Abhandlungen. Die Geſellſchaft zog bald die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich und am 31. März 1741 ertheilte ihr der König den Namen königl. ſchwediſche Akademie. Sie bekommt indeß von der Krone keine Jahrgelder und wird von ihren eigenen Mitgliedern geleitet. Nur ein Profeſſor der Experimentalphiloſophie und zwei Secretäre werden aus den bedeutenden, aus Vermächtniſſen und Schenkungen herrührenden Fonds der Geſellſchaft beſoldet. Die Präſidentſchaft wechſelt alle drei Monat unter den zu Stockholm wohnhaften Mitgliedern. Die in den Sitzungen vorgeleſenen Abhandlungen erſcheinen geſammelt vierteljährlich. Die erſten vierzig Bände bis 1779 heißen die alten, die nachfolgenden die neuen Abhandlungen. Die ökonomiſchen Schriften erſcheinen für ſich unter dem Titel: Oeconomica Acta. Jährlich werden Preiſe in Geld und goldenen Medaillen ausgeſetzt. Im Jahre 1799 wurde die Akademie in ſieben Claſſen getheilt: Staats- und Landwirthſchaft, funfzehn Mitglieder; Handel und mechaniſche Künſte, funfzehn Mitglieder; Phyſik und Naturkunde des Auslandes, funfzehn Mitglieder; Phyſik und Naturkunde des Inlandes, funfzehn Mitglieder; Mathematik, achtzehn Mitglieder; ſchöne Künſte, Geſchichte, Sprachen, zwölf Mitglieder. Die Akademie hat den Alleinhandel mit Kalendern. — Die königliche Akademie zu Kopenhagen entſtand ebenfalls aus einem Verein von ſechs Gelehrten, denen Chriſtian VI. im J. 1742 die Ordnung ſeines Münzcabinets übertragen hatte, und die nachher ihren Plan zu einem regelmäßigen Inſtitut ausdehnten. Einer derſelben war der Graf von Holſtein, auf deſſen Antrieb Chriſtian VI. im J. 1743 die Akademie unter ſeinen Schutz nahm, mit einem Fond verſah und ihr auftrug, ihre Thätigkeit auch über die Naturgeſchichte, Phyſik und Mathematik auszudehnen. Sie hat bis jetzt 14 Bände in däniſcher Sprache herausgegeben, von denen einige ins Lateiniſche überſetzt worden. — Die amerikaniſche Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften wurde im Anfange des J. 1780 eingerichtet. Ihr Zweck war, die Kenntniß der Alterthümer und Naturgeſchichte des Landes zu befördern, den Gebrauch der verſchiedenen Naturerzeugniſſe zu beſtimmen, mediciniſche Entdeckungen, mathematiſche Unterſuchungen, philoſophiſche Forſchungen und Verſuche, aſtronomiſche, meteorologiſche

und geographiſche Beobachtungen und Erfindungen für Ackerbau, Manufacturen und Handel zu fördern, und jede Kunſt und Wiſſenſchaft zu betreiben, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen und tugendhaften Volkes vermehren kann. Die Zahl der Mitglieder darf nicht unter vierzig und nicht über zweihundert ſein. Der erſte Band ihrer Abhandlungen erſchien zu Boſton 1785 — Die königl. irländiſche Akademie bildete ſich um das Jahr 1782 meiſt aus Mitgliedern der Univerſität, die ſich wöchentlich verſammelten und der Reihe nach ſich Abhandlungen vorlaſen. Seit 1788 ſind ihre Abhandlungen regelmäßig erſchienen. Schon 1683 war in Dublin eine Akademie und 1740 eine phyſikaliſch-hiſtoriſche Geſellſchaft, von welcher letztern zwei Bände Schriften vorhanden ſind; aber beide Inſtitute gingen bei den Zerrüttungen des Landes ſchnell wieder ein. — Zu Liſſabon wurden von der vorigen Königin eine Akademie der Wiſſenſchaften, des Ackerbaues, der Künſte, des Handels und der Ökonomie im Allgemeinen errichtet, welche aus drei Claſſen, Naturkunde, Mathematik und Nationalliteratur, beſteht, und im Ganzen ſechzig Mitglieder zählt. Sie hat herausgegeben: Memorias de Letteratura Portugueza, Memorias economicas, auch wiſſenſchaftliche Abhandlungen und eine Colleccao de livros ineditos de historia Portugueza. — Kunſtakademien oder Kunſtſchulen. Hierher gehört die von der Kaiſerin Eliſabeth auf des Grafen Schuwalow Anregung geſtiftete Akademie. Die anfängliche Zahl der Zöglinge von vierzig ward von ihrem Nachfolger auf dreihundert vermehrt. Sie treten mit dem ſechsten Jahre ein und mit dem achtzehnten aus, und werden im Leſen, Schreiben, Arithmetik, deutſcher und franzöſiſcher Sprache und Zeichnen unterrichtet. Den Unterhalt bekommen ſie von der Krone. In einem Alter von funfzehn Jahren wählen ſie eine der folgenden Künſte, die in vier Claſſen getheilt ſind: 1. Mahlerei in allen ihren Zweigen, Baukunſt, Moſaik, Emailarbeit u. ſ. w. 2. Kupferſtecherkunſt, Petſchaftſtechen u. ſ. w. 3. Schneiden in Holz, Elfenbein und Bernſtein. 4. Uhrmacherkunſt, Drechſeln, Inſtrumentenmacherkunſt, Bildgießerei in Bronze und andern Metallen, Steinſchneidekunſt, Vergolden, Lackiren. An die geſchickteſten Zöglinge werden jährliche Preiſe vertheilt, und aus denen, die vier Preiſe erhalten haben, zwölf ausgewählt und auf öffentliche Koſten ins Ausland geſchickt. Nach ihrer Rückkehr erhalten ſie noch die vier erſten Jahre ihres Etabliſſements eine Unterſtützung. — Die königl. Akademie der Künſte zu London wurde 1768 zur Beförderung der Zeichen-, Mahler- und Bildhauerkunſt u. ſ. w. errichtet. Ihr ſtehen vierzehn Künſtler als Lehrer vor. Außerdem ſind noch Profeſſoren der Baukunſt, der Anatomie, der Perſpective u. ſ. w. angeſtellt, welche jährlich öffentliche Vorleſungen halten. Die Oberaufſicht führt ein Präſident, ein Rath nebſt andern Beamten. Die Akademie ſteht jedem Lernbegierigen offen. Die Arbeiten werden jährlich öffentlich ausgeſtellt. — Die Mahler- und Bildhauerkunſt in Paris entſtand in früher Zeit. Im vierzehnten Jahrhunderte finden wir die Akademie von St. Lucas zu Paris, der Carl VII. viele Privilegien verlieh, welche im J. 1585 von Heinrich III. beſtätigt wurden. Nachher wurde ſie mit der Bildhauergeſellſchaft unweit St. Denis vereinigt, gerieth aber durch innern Zwiſt in Verfall und ward erſt durch Le Brun, Sarazin, Corneille und andere königliche Mahler 1648 wieder hergeſtellt. Im J. 1655 beſtätigte ſie Mazarin förmlich durch ein Patent, und im J. 1663 beſtimmte ihr Colbert ein Jahrgeld von 40,000 Livres. Die Akademie beſtand aus

einem Protector, Viceprotector, Director, Kanzler, vier Rectoren mit ihren Adjuncten, einem Schatzmeiſter, vier Profeſſoren, davon einer für Anatomie und einer für Geometrie, mehreren Adjuncten und Räthen, einem Hiſtoriographen, einem Secretär und zwei Thürſtehern. Den Unterricht beſorgten zwölf Profeſſoren jeder einen Monat; jeder hatte ſeinen Adjunct. Alle drei Monate wurden drei Preiſe, zwei andere in der Mahlerei, und zwei in der Bildhauerei jährlich vertheilt. Ludwig XIV. ſtiftete auch eine ähnliche Akademie in Rom, wo diejenigen, die den jährlichen Preis in Paris gewonnen hatten, drei Jahre auf königl. Koſten ſtudiren konnten, mit der Ausſicht künftiger Anſtellung. — Zu Turin beſteht eine Akademie der Künſte (der Mahler- und Bildhauerkunſt) ſeit 1778. Ähnliche Inſtitute ſind zu Mailand, Florenz, Modena, Mantua, Venedig u. ſ. w. Madrid verdankt Philipp V. eine Mahler-, Bildhauer- und Bauakademie, von welcher alle drei Jahre Preiſe vertheilt werden. Zu Stockholm ſtiftete der Graf Teſſin im Jahre 1733 eine Akademie der ſchönen Künſte, welche jährliche Preiſe vertheilt und ausgezeichnete Jünglinge auf öffentliche Koſten in Italien ihre Studien fortſetzen läßt. In Wien beſteht eine ähnliche Akademie ſeit 1705. — Die Akademie der alten Muſik in London wurde 1710 von mehreren Muſikfreunden zur Beförderung der Vocal- und Inſtrumentalmuſik geſtiftet, beſteht aber jetzt nur noch als eine Unterrichtsanſtalt. Ebendaſelbſt entſtand eine andere königliche Akademie der Muſik. Sie hatte den Zweck, die Aufführung der von Händel für das Haymarkettheater componirten Opern zu befördern und erreichte eine große Blüthe, löſ'te ſich aber nach einigen Jahren durch Zwieſpalt wieder auf. Die Akademie der Baukunſt zu Paris, geſtiftet von Colbert 1671, beſtand aus einer Geſellſchaft von Architekten unter der Leitung des Oberintendanten der Bauten. Hauptſächlich der Poeſie ſind gewidmet die Akademie degli Umidi zu Florenz, geſtiftet 1549 von Cosmus I., degli Umoristi und degli Arcadi zu Rom, jene bei der Vermählung Lorenzo Marcini's, dieſe um das J. 1690 geſtiftet. — Für die Rechtswiſſenſchaften iſt die Akademie der Sitientes zu Bologna. — Für Geſchichte. König Johann V. ſtiftete im J. 1720 eine königliche Akademie der portugieſiſchen Geſchichte zu Liſſabon, welche aus einem Director, vier Cenſoren, einem Secretär und funfzig Mitgliedern beſteht und die kirchliche und politiſche Geſchichte Portugals bearbeitet. In Madrid bildete ſich um das J. 1730 ein Gelehrtenverein zur Erklärung und Aufſuchung der hiſtoriſchen Denkmähler Spaniens, welchen König Philipp V. im J. 1738 zu einer Akademie erhob. Sie beſteht aus vier und zwanzig Mitgliedern, und hat mehrere ältere Geſchichtswerke theils zum erſtenmal, theils in neuen Ausgaben bekannt gemacht. Die Akademie der ſchwäbiſchen Geſchichte zu Tübingen wurde zu dem Zweck errichtet, die beſten hiſtoriſchen Schriften und die Lebensgeſchichte der vornehmſten Hiſtoriker herauszugeben, wie auch neue Memoiren zuſammenzutragen. — Für Alterthumskunde. Eine Akademie der Alterthumskunde wurde zu Cortona in Italien, für das Studium der hetruriſchen Alterthümer, eine andre zu Upſala in Schweden, für die Aufhellung der nordiſchen Sprachen und der Alterthümer Schwedens errichtet; beide haben ſehr ſchätzbare Arbeiten geliefert. Die Akademie, welche zu gleichem Zwecke Paul II. in Rom errichtete, ging ſchnell wieder ein, und die von Leo X. geſtiftete hatte gleiches Schickſal, nachdem ſie einige Zeit geblüht hatte. Andere minder wichtige entſprangen aus ihrer Aſche. Aber alle ähnliche Inſtitute übertraf bei weitem die Académie des Inscriptions

zu Paris geſtiftet von Colbert 1663, für das Studium alter Denkmähler, und für die Verewigung merkwürdiger vaterländiſcher Ereigniſſe, durch Münzen, Bildwerke, Inſchriften u. ſ. w. Sie hatte anfangs nur vier Mitglieder, die aus den Mitgliedern der franzöſiſchen Akademie gewählt waren, aber im J. 1701 wurde das Perſonal auf zehn Ehrenmitglieder, zehn Aſſocié's, zehn Penſionärs und zehn Eleven feſtgeſetzt. Sie kamen wöchentlich zweimal im Louvre zuſammen und hielten jährlich zwei öffentliche Sitzungen. Die Claſſe der Eleven fiel ſpäter weg. Der König ernannte jährlich ihren Präſidenten und Vicepräſidenten; der Secretär und Schatzmeiſter behielten ihr Amt lebenslänglich. Ihre Denkſchriften machen von 1701 bis 1793 funfzig Quartbände aus. Sie hatte das Schickſal aller franzöſiſchen Akademien und iſt jetzt wieder hergeſtellt. Recht eigentlich für Alterthümer beſtimmt iſt die Herculaniſche Akademie zu Neapel, geſtiftet 1755 von dem Miniſter Tanucci, zur Erklärung der in Herculanum, Pompeji u. ſ. w. aufgefundenen alten Denkmähler. Ihre Arbeiten ſind ſeit 1775 unter dem Titel: Antichità di Ercolano, erſchienen. Im Jahre 1807 errichtete Joſeph Buonaparte eine Akademie der Geſchichte und Alterthümer zu Neapel, welche aber wieder eingegangen iſt. Die in demſelben Jahre zu Florenz für die Erklärung toscaniſcher Alterthümer geſtiftete Akademie hat einige Bände Denkſchriften herausgegeben. Gleichfalls in demſelben Jahre wurde zu Paris eine celtiſche Akademie errichtet, deren Zweck die Aufklärung der Geſchichte, Sitten, Alterthümer und Denkmähler der Celten, vornehmlich in Frankreich, die Etymologie aller europäiſchen Sprachen mit Hülfe des Celto-Bretagniſchen, Welſchen und Erſiſchen, und Unterſuchungen über den Druidendienſt ſind. An der Spitze ſteht Lenoir als Präſident. Ihre Schriften erſchienen in Monatsheften unter dem Titel: Mémoires de l'Académie Celtique. — Für Sprachen. Die Academia della Crusca oder Academia Furfuratorum entſtand 1582 und machte zuerſt durch ihre Angriffe auf Taſſo Aufſehen. Ihr Hauptverdienſt beſteht in der Abfaſſung eines trefflichen Wörterbuchs und in der Beſorgung correcter Ausgaben älterer Dichter. Die Académie française entſtand 1629 als ein Privatverein und wurde ſechs Jahre nachher von Richelieu zu einer Akademie für franzöſiſche Sprache, Grammatik, Poeſie und Beredſamkeit erhoben. Die Zahl der Mitglieder ward auf funfzig beſtimmt und aus ihrer Mitte ein Director und Kanzler alle zwei Monate, ein Secretär für immer gewählt. Außer vielen verdienſtvollen Arbeiten hat ſie ein Wörterbuch der franzöſiſchen Sprache (zuerſt 1694) geliefert. Zu Madrid ſtiftete der Herzog von Escalona im J. 1714 eine Akademie für die Sprache, welche der König im nächſten Jahre beſtätigte und mit verſchiedenen Vorrechten begabte. Sie hat ſich ſeitdem große Verdienſte um die Reinheit und Vervollkommnung der Sprache, beſonders durch Ausarbeitung eines Wörterbuchs, erworben. In Petersburg ward 1783 für die ruſſiſche Sprache eine Akademie gegründet und mit der Akademie der Wiſſenſchaften verbunden. Auch in Schweden ward 1789 eine königliche Akademie für die Sprache geſtiftet, von deren Arbeiten aber nichts bekannt geworden iſt. — Wir ſchließen dieſen ſchon überlangen Artikel mit einer kurzen Angabe der vornehmſten Gelehrten Geſellſchaften, von denen mehrere nur dem Namen nach von den Akademien verſchieden ſind. Hierher gehören die königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, geſtiftet 1750; die königl. Geſellſchaften der Wiſſenſchaften zu London (1645), Dublin (1730) und Edinburgh, die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher zu

London (1751), die literariſche und philoſophiſche Geſellſchaft zu Mancheſter (1781), die gelehrten Geſellſchaften zu Harlem, Vließingen, Rotterdam, Brüſſel, Amſterdam, Kopenhagen, Upſala u. ſ. w. — Aus Europa gingen ſie auch nach andern Welttheilen über. In Aſien iſt eine Geſellſchaft der Künſte und Wiſſenſchaften zu Batavia (ſeit 1778) und eine Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Calcutta in Bengalen (ſeit 1784), welcher letztern wir die wichtigſten Aufſchüſſe über Indien und den Geiſt des Orients überhaupt verdanken. Amerika hat ſeit 1769 eine philoſophiſche Geſellſchaft zu Philadelphia u. a. m.

Akademie, ſ. Plato und Neuplatoniker.

Akbar (Mohammed), der größte Fürſt, deſſen nicht allein Indien, ſondern ganz Aſien in der neuern Zeit ſich zu erfreuen gehabt hat. Er war geboren zu Amerket im Jahr der Flucht 949 (1542 d. chriſtl. Z.), und beſtieg nach ſeines Vaters Humajun Tode, dreizehn Jahre alt, unter der Vormundſchaft Beyrams, ſeines Miniſters, den Thron. Seine großen Talente entwickelten ſich früh. Mit ausgezeichneter Tapferkeit beſiegte er ſeine Feinde und die Aufrührer ſeines Reichs, unter denen Beyram ſich ſelbſt befand. Die ſeltenſte Milde bezeichnete dabei alle ſeine Schritte. Aber ungeachtet unaufhörliche Unruhen ihn nöthigten, ſtets an der Spitze ſeiner Heere ſich in die verſchiedenen Provinzen ſeines Reichs zu begeben, ſo liebte er doch die Wiſſenſchaften, vorzüglich die Geſchichte, und war unabläſſig mit der innern Verwaltung ſeines Reichs beſchäftigt. Er verordnete Unterſuchungen über die Bevölkerung, die Naturproducte und Fabricate jeder Provinz. Das Reſultat dieſer ſtatiſtiſchen Arbeiten faßte ſein Miniſter Abul-Fazl in einem Werke zuſammen, das den Titel: Ajin Akberi führt, ins Engliſche überſetzt worden iſt (Calcutta, 1783—86, 3 B. und nachgedruckt in London) und die wichtigſten Details enthält. Akbar ſtarb nach einer neun und vierzigjährigen Regierung im J. 1014 (1605). Noch jetzt iſt ſein prächtiges Grabmahl unweit Agra, mit der einfachen Inſchrift Akbar, ein Gegenſtand der Bewunderung der Reiſenden. Ihm folgte ſein Sohn Selim unter dem Namen Djihangir.

Akenſide (Mark), im J. 1721 zu Newcaſtle an der Tyne geboren, ging im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters nach Edinburg, um die Theologie zu ſtudiren, die er aber bald mit der Arzneikunde vertauſchte. Im J. 1741 beſuchte er Leyden, wo er 1744 den Grad eines Doctors der Medicin annahm. Nach ſeiner 1745 erfolgten Rückkehr nach England practicirte er anfangs zu Northampton, dann zu Hampſtead und endlich zu London. Hier würde er bei ſeiner nie bedeutenden Praxis in Dürftigkeit gelebt haben, wenn ihn nicht ſein großmüthiger Freund, Jeremias Dyſon, mit jährlichen 300 Pfund unterſtützt hätte. Er ſtarb 1770 als Mitglied der königlichen Societät der Wiſſenſchaften und des Collegiums der Ärzte zu London, als Doctor zu Cambridge und Leibarzt der Königin. Seine Gedichte gehören zur didaktiſchen und lyriſchen Gattung. Die aus drei Geſängen beſtehenden Pleasures of Imagination, ſein vorzüglichſtes Werk, gab er bereits im drei und zwanzigſten Jahre ſeines Alters heraus, und erregte dadurch Erwartungen, die er in der Folge unbefriedigt ließ, und die überhaupt durch ein ſo mittelmäßiges Gedicht nicht hätten erregt werden ſollen. Von noch geringerm Werthe ſind ſeine Oden, Epiſteln und übrigen Gedichte.

Akoluthen, Kirchendiener, die in der lateiniſchen Kirche ſchon im dritten Jahrhundert, in der griechiſchen jedoch nicht vor dem fünften Jahrhundert aufkamen, waren zum Lichteranzünden (daher Accen-

ſores) Vortragen der Kerzen (daher Ceroferarii) bei Prozeſſionen, Darreichen des Weins und Waſſers beim Abendmahle, überhaupt zur Ceremonienbedienung der Biſchöfe und Prieſter bei Amtshandlungen beſtellt. Sie gehörten zum Klerus, und hatten den Rang gleich nach den Subdiaconen. Noch jetzt iſt bei der Ordination (ſ. d. Art.) in der römiſchen Kirche die Weihe eines Akoluthus oder Akolythus, wobei der Ordinand Leuchter und Weinkännchen zum Zeichen ſeiner alten Beſtimmung empfängt, unter den vier kleinern Weihen die höchſte, das in der alten Kirche dadurch übertragene geiſtliche Amt aber abgeſchafft, da die Dienſte der Akoluthen ſchon ſeit dem ſiebenten Jahrhundert von Aufwärtern und Knaben aus dem Laienſtande verrichtet werden, die in den liturgiſchen Büchern der katholiſchen Kirche nur uneigentlich Akoluthen heißen. Die neuere griechiſche Kirche hat auch den Namen dieſes Amtes nicht mehr. E.

Alabaſter iſt ein feiner gypsartiger Stein, der ſich vom Gyps darin unterſcheidet, daß er ſich poliren läßt. Gewöhnlich iſt er von Farbe weiß, auch oft grün, grau, röthlich. Von den Alten wurde dieſer Stein zu dem Marmor gerechnet, von dem er ſich jedoch durch ſeine Weichheit unterſcheidet. Die ſchönſte und beſte Art iſt unſtreitig der weiße. Den Alabaſter hat man zuerſt in dem arabiſchen Gebirge entdeckt, dann in Ägypten, in Syrien ꝛc. Man trifft ihn ferner an mehreren Orten Italiens (wo vorzüglich der von Monteacuto, ſeiner Weiße und Größe wegen, ſich auszeichnet) und Frankreichs; in Deutſchland iſt Thüringen das wahre Vaterland des Alabaſters, namentlich die Gegenden bei Nordhauſen, in der Grafſchaft Hohenſtein, Stolberg, bei Weißenfels ꝛc.

Alamanni (Luigi), ein berühmter italieniſcher Dichter, geboren zu Florenz 1495. Seine Familie gehörte zu den edelſten und ausgezeichnetſten der Republik. Sein Vater war der Partei der Medicis eifrig zugethan, und er ſelbſt ſtand in hoher Gunſt bei dem Cardinal Julius, der in Papſt Leo's X. Namen regierte, trat jedoch, als er eine Ungerechtigkeit erlitten zu haben glaubte, einer Verſchwörung gegen das Leben deſſelben bei. Der Plan ward entdeckt, Alamanni floh nach Venedig, und als der Cardinal unter dem Namen Clemens VII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, von dort nach Frankreich. Als aber die Unfälle, welche dieſen Papſt trafen, Florenz Gelegenheit gaben, ſich frei zu machen (1527), kehrte Alamanni dahin zurück. Sein Vaterland ſchickte ihn in Geſchäften nach Genua. Hier gewann Andreas Doria ihn lieb, und nahm ihn mit ſich nach Spanien, wohin er mit ſeiner Flotte abging, auf welcher bald darauf Carl V. nach Italien kam, um die Angelegenheiten von Florenz zu ordnen, und es den Medicis gänzlich zu unterwerfen. Nach dieſer neuen Revolution ging Alamanni, geächtet von dem Herzog Alexander, wieder nach Frankreich, wo die Wohlthaten Franz I. ihn zurückhielten. Er verfaßte hier den größten Theil ſeiner Werke. Der König ſchätzte ihn ſo hoch, daß er nach dem Frieden von Crespi im J. 1544 ihn als ſeinen Geſandten an Carl V. ſchickte. Alamanni vollzog ſeinen Auftrag mit vieler Geſchicklichkeit. In gleichem Anſehen ſtand er bei Heinrich II., der ihn ebenfalls zu mehrern Unterhandlungen gebrauchte. Er folgte dem Hofe, und war mit demſelben zu Amboiſe, als ihn die Ruhr befiel, an welcher er 1556 ſtarb. Die vorzüglichſten Werke, welche er hinterlaſſen, ſind eine Sammlung Gedichte (Eklogen, Pſalmen, Satiren, Elegien, Fabeln u. ſ. w.), zum Theil in reimloſen Verſen, deren Erfindung jedoch ihm Triſſino ſtreitig macht, unter dem Titel: Opere

Toscane; ein Lehrgedicht, la Coltivazione, dem er am meiſten ſeinen Ruhm verdankt; ferner: Girone il Corteſe, ein Heldengedicht in 24 Geſängen, nach einem franzöſiſchen Gedicht gleiches Namens; la Avarchide, ein epiſches Gedicht, worin er in Nachahmungen des Homer die Belagerung der Hauptſtadt von Savoyen, Bourges (Avaricum) erzählt, ebenfalls in 24 Geſängen; Flora, ein Luſtſpiel in ſogenannten verſi ſdruccioli, und eine Anzahl Epigramme. Die vorzüglichſten Eigenſchaften dieſer zahlreichen Werke ſind Leichtigkeit, Klarheit und Reinheit des Styls; aber nur zu oft fehlt ihnen Kraft und dichteriſcher Schwung.

Alarich, König der Gothen, der menſchlichſte von allen jenen Eroberern, welche auf das römiſche Reich einbrachen. Die Geſchichte erwähnt ſeiner zuerſt im J. 395, wo die Gothen ſich mit den Heeren Theodoſius des Großen vereinigten, um die Hunnen, welche das abendländiſche Kaiſerthum bedrohten, zu bekriegen. Aber eben dieſes Bündniß zeigte Alarich die Schwäche des römiſchen Reichs, und führte ihn zu dem Entſchluß, es ſelbſt anzugreifen. Die Uneinigkeit, die zwiſchen den beiden Söhnen und Nachfolgern des Theodoſius, Arcadius und Honorius, und ihren Reichsverweſern, Rufin und Stilico, herrſchte, verſchaffte ihm die Gelegenheit, dieſen Entſchluß auszuführen. Alarich war auf der Seite des Honorius, und Stilico hatte mit ihm verabredet, daß er in Epirus einrücken und von da aus mit den Truppen des Stilico den Arcadius angreifen ſollte. Dieſer Krieg unterblieb, Alarich verlangte aber eine Entſchädigung für den unternommenen Zug, und Honorius verſprach ihm, auf den Rath des Stilico, 4000 Pfund Gold. Nach der Hinrichtung des Stilico (ſ. d. Art.) wollte Honorius ſein Verſprechen nicht erfüllen. Alarich wurde dadurch gereizt, kam mit einem Heer nach Italien und belagerte Rom, welches Honorius verlaſſen hatte und nach Ravenna geflohen war. Alarich ſchloß Rom gänzlich ein, und brachte die Stadt dadurch, daß er ihr alle Zufuhr abſchnitt, bald dahin, daß ſie die von ihm vorgeſchriebenen Bedingungen annehmen, und ihm 5000 Pfund Gold, 30 000 Pf. Silber, 4000 ſeidene Gewänder, 3000 Stück feines Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer zahlen mußte. Eine zwiſchen Honorius und Alarich angefangene Friedensunterhandlung blieb fruchtlos, weil dieſer zu viel verlangte, und jener zu wenig bewilligte. Die Folge davon war, daß Alarich zum zweitenmal Rom belagerte. Der Hunger bewirkte bald wieder einen Vergleich, vermöge deſſen der Senat den Befehlshaber der Stadt (praefectus urbis) Attalus, anſtatt des Honorius, zum Kaiſer erklärte. Allein Attalus bewies ſo wenig Klugheit, daß Alarich ihn die Würde, die er zu bekleiden nicht fähig war, öffentlich ablegen ließ. Die mit Honorius angefangenen neuen Unterhandlungen hatten eben ſo wenig Erfolg, als die vorhergehenden. Alarich belagerte daher Rom zum drittenmale. Die Gothen drangen diesmal in die Stadt, plünderten ſie, verbrannten einen Theil derſelben, und verwüſteten eine Menge der alten Kunſtſchätze. Doch wird Alarichs Mäßigung hierbei gerühmt, weil er die Kirchen und die darein Geflüchteten zu ſchonen befohlen hatte. Die ehemalige Beherrſcherin der Welt erfuhr nun das Wiedervergeltungsrecht für das, was ſo viele Städte, Länder und Völker von ihr in der Zeit ihrer vorigen Größe und Macht erlitten hatten. Die, während tauſend Jahre, durch die Raubſucht der Römer aus allen drei Welttheilen zuſammengebrachten und aufgehäuften Schätze und Reichthümer wurden eine Beute der Barbaren. — Alarich verließ Rom nach einem Aufenthalte

von wenigen Tagen; ſeine Abſicht war, Sicilien und Afrika zu erobern. Er verwüſtete Campanien, Apulien und Calabrien, und war im Begriff, ſich einzuſchiffen, als ihn der Tod zu Corentia in Calabrien (410) überraſchte. Man begrub ihn in dem Flußbette des Buſiento, damit ſeine Aſche von den Römern nicht aufgefunden werden möchte. Während die Gothen ſich der Verzweiflung hingaben, feierte Rom und Italien öffentliche Feſte; Sicilien und Afrika ſahen ſich von der ihnen drohenden Gefahr befreit, und die Welt genoß eines Augenblicks der Ruhe. Aber der Weg nach Rom war den Barbaren durch *Alarich* gezeigt worden, durch ihn hatten ſie die Ohnmacht der ehemaligen Königin der Welt kennen gelernt.

Alaun iſt eine aus Thonerde, Schwefelſäure, Kali oder Ammoniak und Kryſtalliſationswaſſer beſtehendes Salz, welches in achteckigen Kryſtallen zum Vorſchein kommt, und auf der Zunge einen ſüßlichen, ſtark zuſammenziehenden Geſchmack hat. Es giebt theils *natürlichen Alaun*, auch *gediegenen* genannt, welcher in Adern zwiſchen der Erde, ſonderlich in Silbergruben, gefunden wird, theils *künſtlichen*, auch *geſottenen* genannt. Er kommt aus Aſien (beſonders bei Smyrna), aus Spanien, aus England und Italien (letzterer unter dem Namen *römiſcher Alaun* bekannt, wo auch im J. 1458 die erſten Alaunſiedereien in Europa entſtanden). Dieſes Mineral iſt von großer Wichtigkeit, beſonders bei der Färberei, da es eine Beize abgiebt, ohne welche die Farben ſich nicht auftragen laſſen, oder wenigſtens nicht Glanz, Schönheit noch Dauer haben würden. So wendet man es auch in der Gärberei, zu Glauberſalz und Salmiak, und zu Lackfarben an. Daher iſt denn auch, weil die Quantität des natürlichen Alauns bei weitem nicht zureicht, des künſtlichen, welcher aus Kies oder einer Alaunerde, Schiefer, kalkichtem Geſtein, verſteinertem Holz ꝛc. auf den *Alaunwerken* zubereitet wird, weit mehr, und der Handel damit von Wichtigkeit. In Sachſen wurde ſchon 1331, bei Schwärz, unweit Düben, ein Alaunwerk von einem gewiſſen Lobezelter angelegt, das beſonders ſeit 1696 ununterbrochen in Umtrieb erhalten worden iſt. Jährlich werden hier 5000 bis 6000 Centner erzeugt.

Alba (Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von), Staatsminiſter und General der kaiſerlichen Armeen, war 1508 aus einem der vornehmſten Geſchlechter Spaniens geboren. Unter den Augen ſeines Großvaters, *Friedrich von Toledo*, der ihn in Kriegs- und Staatswiſſenſchaften unterrichtete, ward er erzogen. Er trug die Waffen noch ſehr jung, in der Schlacht bei Pavia, und unter Carl V. commandirte er in Ungarn, bei der Belagerung von Tunis, bei der Expedition gegen Algier; vertheidigte Perpignan gegen den Dauphin von Frankreich und zeichnete ſich in Navarra und Catalonien aus. Sein bedächtiger Charakter und ſeine Neigung zur Politik gaben anfangs eine geringe Idee von ſeinen militäriſchen Talenten, und Carl V. ſelbſt, dem er in Ungarn rieth, den Türken lieber eine goldene Brücke zu bauen, als eine entſcheidende Schlacht zu liefern, hielt ihn nicht eines Obercommando's für fähig, und verlieh ihm die hohen Würden mehr aus Gunſt als Anerkennung ſeiner Talente. Dieſe Verachtung beleidigte ſeinen natürlichen Stolz, und gab ſeinem Genie einen Schwung, daß er Thaten verrichtete, die eines bleibenden Andenkens werth ſind. Durch Alba's kluge Anführung gewann Carl 1547 die berühmte Schlacht bei Mühlberg gegen *Johann Friedrich*, Churfürſten von Sachſen und Anführer der proteſtantiſchen Armeen. Der Churfürſt wurde gefangen, und der Herzog von *Alba*, der im Kriegs-

rathe den Vorſitz hatte, verurtheilte ihn zum Tode, und drang lebhaft in den Kaiſer, dieſe Strafe nicht zu mildern. Im J. 1555 wurde er beauftragt, in Italien die Franzoſen und den Papſt Paul IV., den unverſöhnlichen Feind des Kaiſers, zu bekämpfen. Er errang hier mehrere Siege, hob die Belagerung von Mailand auf, ging nach Neapel, wo die Ränke des Papſtes einen Aufſtand erregt hatten, und befeſtigte daſelbſt das ſpaniſche Anſehen. Auch als Carl V. die Regierung ſeinem Sohne Philipp II. übergeben hatte, behielt er ſeinen Einfluß auf das Commando der Armeen. Er betrat den Kirchenſtaat, machte ſich zum Herren deſſelben, und vereitelte die Bemühungen der Franzoſen. Doch nöthigte ihn der bigotte Philipp, dem Papſte, den er demüthigen wollte, einen ehrenvollen Frieden zu gewähren. Aus Italien abgerufen, erſchien er im J. 1559 am franzöſiſchen Hofe, um ſich Eliſabeth, die Tochter Heinrichs II., für ſeinen Souverän antrauen zu laſſen, die anfangs für den Kronprinzen, Don Carlos, beſtimmt war. Um dieſe Zeit griffen die Niederländer, die von Spanien ihre Freiheiten und Religion beſchränkt ſahen, zu den Waffen, und Alba rieth dem Könige, dieſe Unruhen mit Härte und Gewalt zu unterdrücken. Der König vertraute ihm eine bedeutende Macht und unumſchränkte Gewalt, um die Niederländer dem Despotismus und der Inquiſition zu unterwerfen. Kaum war er im J. 1566 in Flandern angelangt, als er das Blutgericht anordnete, an deſſen Spitze er und ſein Vertrauter, Juan de Vargas, ſtand. Ohne Unterſchied wurden von ihnen alle verurtheilt, deren Meinungen verdächtig waren, und deren Reichthümer ihre Habſucht reizten. Gegenwärtigen und Anweſenden, Lebenden und Todten wurde der Prozeß gemacht und ihre Güter confiscirt. Ein allgemeines Schrecken ergriff alle Gemüther; viele Kaufleute und Fabricanten wanderten nach England aus; mehr als hunderttauſend verließen ihr Vaterland; andere begaben ſich unter die Fahnen des Prinzen von Oranien, der von ihm für einen Staatsverbrecher erklärt wurde. Nur noch trotziger gemacht durch die Niederlage ſeines Stellvertreters, des Herzogs von Aremberg, ließ er die Grafen Egmont und Horn auf dem Blutgerüſte ſterben. Bedeckt mit dem Blute vieler Tauſende, griff er in den Ebenen von Gemmingen den Grafen von Naſſau an und lieferte ihm eine Schlacht, worin er einen vollſtändigen Sieg errang. Bald rückte auch der Prinz von Oranien, der Anführer der Verbündeten, mit einer bedeutenden Armee vor. Der junge Friedrich von Toledo ſandte an ſeinen Vater, und ließ ihn beſchwören, er möchte ihm erlauben, anzugreifen. Der Herzog, der von ſeinen Untergebenen blinden Gehorſam verlangte, ließ ſeinem Sohne antworten: Er verzeihe ihm wegen ſeiner Unerfahrenheit, aber er ſolle ſich hüten, weiter in ihn zu dringen, denn es würde dem das Leben koſten, der eine ähnliche Botſchaft übernehmen würde. Der Prinz von Oranien wurde nach und nach beſiegt, und genöthigt, ſich nach Deutſchland zurückzuziehen. Der Herzog Alba erhöhte auch in dieſem Feldzuge ſeinen Ruhm, den er jedoch durch immer neue Grauſamkeiten eben ſo ſehr ſchändete; ſeine Henker vergoſſen mehr Blut als ſeine Soldaten. Der Papſt überſandte ihm einen geweihten Hut und Degen; eine Auszeichnung, die bisher nur Fürſten zu Theil geworden. Noch widerſtanden Holland und Seeland ſeinen Waffen. Eine Flotte, die auf ſeinen Befehl ausgelaufen war, ward vernichtet, und überall fand er Widerſtand und unüberwindlichen Muth. Dies und vielleicht die Furcht, durch zu lange Abweſenheit die Gunſt des Königs zu verlieren, bewogen ihn endlich, um ſeine Zurückberufung zu bitten. Gern

gewährte ſie ihm Philipp, der, als er ſah, daß durch dieſe Grauſamkeiten nur der Widerſtand der Rebellen wuchs, gelindere Mittel verſuchen wollte. Im Monat December 1573 machte **Alba** eine Amneſtie bekannt, übergab die Anführung der Truppen dem Louis de Requeſens, und verließ ein Land, in dem er, wie er ſich rühmte, 18,000 Menſchen hinrichten laſſen, und einen Krieg entzündet hatte, der 68 Jahre wüthete, Spanien 800 Millionen Thaler, ſeine ſchönſten Truppen und am Ende ſieben der reichſten niederländiſchen Provinzen koſtete. Herzog **Alba** wurde mit Auszeichnung in Madrid aufgenommen, und genoß einige Zeit ſein altes Anſehen, aber nur auf kurze Dauer. Einer ſeiner Söhne hatte eine Ehrendame der Königin unter dem Verſprechen, ſie zu heirathen, verführt, und wurde deßwegen verhaftet; allein ſein Vater unterſtützte ſeine Entweichung und verheirathete ihn gegen den Willen des Königs, an eine ſeiner Verwandten; er wurde deßwegen vom Hofe auf ſein Schloß Uzeda verwieſen. Hier lebte er zwei Jahre, als die Unternehmungen des Don Antonio, Priors von Crato, der ſich zum König von Portugal hatte krönen laſſen, Philipp II. zwangen, zu dem Manne ſeine Zuflucht zu nehmen, auf deſſen Talente und Treue er ein großes Vertrauen ſetzte. **Alba** nahm den Antrag, eine Armee nach Portugal zu führen, an, gewann zwei Schlachten in drei Wochen, vertrieb den Don Antonio und unterwarf ganz Portugal ſeinem Souverän. Er bemächtigte ſich der Schätze der Hauptſtadt, und erlaubte ſeinen Soldaten, die Vorſtädte und ihre Umgebungen mit der gewohnten Raubſucht und Grauſamkeit zu plündern. Philipp darüber unwillig, wollte das Betragen ſeines Generals unterſuchen laſſen, den man überdies beſchuldigte, daß er die Reichthümer der Überwundenen zu ſeinem Vortheile angewandt habe. Allein eine trotzige Antwort des Herzogs und die Furcht einer Empörung deſſelben verhinderten es. Der Herzog überlebte dieſe Ereigniſſe nicht lange, und ſtarb den 21. Jan. 1582 in einem Alter von 74 Jahren. Was ſein Äußeres betrifft, ſo hatte **Alba** eine ſtolze Haltung und Gang, ein edles Anſehen und einen ſtarken Körper; er ſchlief wenig, arbeitete und ſchrieb viel. Man behauptet von ihm, daß während 60 Jahre in Kriegen gegen verſchiedene Feinde er nie eine Schlacht verlor und nie überfallen wurde. Sein Ruhm iſt bleibend, nur hat er ihn ſehr durch Übermuth, Härte und Grauſamkeit geſchändet.

Albalonga, eine alte und anſehnliche Stadt im Latium, erbaut von Aſcanius, des Äneas Sohne, nach deſſen Tode von Äneas Sylvius, dem zweiten Sohne des Äneas, beherrſcht, und als Vaterland des Romulus und Remus, die Stamm-Mutter Roms, unter deſſen Oberherrſchaft es durch die Beſiegung der Curiatier durch die Horatier kam.

Albani (Franceſco), ein berühmter Mahler, geboren zu Bologna 1578. Er beſuchte zuerſt die Schule des Niederländers Dionys Calvart, der in Bologna einen großen Ruf hatte, und gehörte bald zu den ausgezeichnetſten Schülern deſſelben. Neben Dominichino, mit dem ihn Neigung für die Kunſt und Freundſchaft eng verbanden, arbeitete er hier mehrere Jahre, und in der Art der Farbengebung bemerkt man zwiſchen Beiden einige Ähnlichkeit. Aber in der Eigenthümlichkeit der Erfindung übertrifft er ſeinen Freund, ſo wie alle ſeine Nebenbuhler aus der Schule Calvarts. Mengs erhebt ihn in Anſehung des Studiums weiblicher Geſtalten über alle Mahler; ein Urtheil, dem wir jedoch nicht unbedingt beiſtimmen können. Die Compoſitionen, welche man am häufigſten von ihm ſieht, ſind die ſchlafende Venus, Diana im Bade, Danae auf dem Lager, Galathea auf dem Meere, Europa

auf dem Stiere. Meiſterhaft iſt auf allen ſeinen Gemählden die eigenthümliche Farbe des Laubes und der Bäume, die Lauterkeit der Quellen und Gewäſſer, die Klarheit der Luft; nur wiederholt er ſich darin zu oft. Bibliſche Gegenſtände hat er weniger für ſeinen Pinſel gewählt, die von ihm in dieſer Gattung vorhandenen Gemählde zeichnen ſich vornehmlich durch die Schönheit der Engelsköpfe aus. Im Allgemeinen gelangen ihm Bilder von geringerm Umfang am vollkommenſten. Er hatte in Rom und Bologna eine zahlreiche Schule. Die Schüler Guido's, mit dem er rivaliſirte, warfen ihm Weichlichkeit und Kraftloſigkeit des Styls vor, und behaupteten, daß er männlichen Geſtalten keinen Adel zu geben verſtehe. Darum vermied er aber auch alle Darſtellungen, für welche Feuer, Enthuſiasmus und Begeiſterung gehörte, ſorgfältig; und nicht mit Unrecht hat man ihn den Anakreon der Mahler genannt. Allein die Beſchränkung, in der er ſich ſtets hielt, ſchadete ihm nach und nach, und war Urſach, daß er bereits ſeinen Ruhm überlebt hatte, als er im J. 1660 in einem hohen Alter ſtarb. Er hat mehrere Schriften hinterlaſſen, die uns Malvaſia aufbehalten hat.

Albani, eine reiche und berühmte Familie Roms, die aus Albanien, woher ſie ſtammt, im 16. Jahrhunderte vor den Türken nach Italien flüchtete. Hier theilte ſie ſich in zwei Linien, von denen die eine den Adel von Bergamo, die andere von Urbino bekam. Beide haben der Kirche mehrere Cardinäle und einen Papſt (Clemens XI.) gegeben, und ſich um Kunſt und Literatur vielfach verdient gemacht. Die Villa Albani iſt reich an köſtlichen Sammlungen.

Albanien, ſ. Osmaniſches Reich und Arnauten.

Alberoni (Giulio), Cardinal und ſpaniſcher Staatsminiſter, war der Sohn eines Gärtners. Er wurde den 30. März 1664 zu Firenzola, einem Dorfe in Parma, geboren, und empfing eine ſeiner Beſtimmung für den geiſtlichen Stand angemeſſene Erziehung. Er war zuerſt Glöckner bei der Kathedralkirche zu Placenza. Mit ſeltener Einſicht begabt, wurde er bald Chorherr, Capellan und Günſtling des Grafen Roncovieri, Biſchofs von St. Donnin. Der Herzog von Parma ſandte ihn nach Madrid, um dort als ſein Agent zu reſidiren, und hier gewann er die Zuneigung Philipps V. Durch Schlauheit und Intriguen ſtieg er bis zum erſten Miniſter, wurde Cardinal, galt in Spanien alles ſeit 1715, und ſtrebte, ihm ſeinen alten Glanz wiederzugeben. Er ſchaffte Mißbräuche ab, ſchuf eine Marine, organiſirte die ſpaniſche Armee wie die franzöſiſche, und machte das Königreich Spanien mächtiger, als es ſeit Philipp II. geweſen war. Er hatte den großen Plan, Spanien alle in Italien verlorne Länder wiederzugeben, und fing bei Sardinien und Sicilien an. Auch als der Herzog von Orleans, Regent von Frankreich, der ſpaniſchen Verbindung entſagte, um ſich mit England zu vereinigen, änderte er ſein Syſtem nicht. Der ſtolze Prälat warf vielmehr ſeine bisherige Maske ab, griff den Kaiſer an, und nahm ihm Sardinien und Sicilien. Aber im mittelländiſchen Meere vernichtete eine engliſche Flotte die Escadre Philipps V. Nun dachte er ſelbſt, einen Landkrieg zu erregen, ſuchte dafür Peter den Großen und Carl XII. mit ſich zu verbinden, Öſterreich in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln und in Ungarn einen Aufſtand zu erregen, dem Herzog von Orleans aber durch eine Partei am Hofe feſtnehmen zu laſſen. Allein der Plan wurde entdeckt. Der Herzog kündigte, mit England vereinigt, Spanien den Krieg an, und ſetzte in einem Manifeſt die Ränke des italieniſchen Cardinals aus einander. Eine franzöſiſche Armee brach in Spanien ein, und obgleich

Alberoni durch innere Unruhen die Unternehmungen Frankreichs zu hemmen ſuchte, ſo verlor doch der König den Muth und machte Frieden, deſſen Hauptbedingung war, den Cardinal zu entlaſſen. Er bekam daher am 20. December 1720 den Befehl, binnen 24 Stunden Madrid und in fünf Tagen das Königreich zu räumen. Jetzt war er der Rache aller Mächte preisgegeben, deren Haß er ſich zugezogen hatte, und ſahe kein Land, wo er ſich aufhalten konnte. Selbſt nach Rom wagte er nicht zu gehen, weil er den Papſt Clemens XI. hintergangen hatte, um den Cardinalshut zu erhalten. Er war noch nicht über die Pyrenäen, als ſein Wagen angefallen, einer ſeiner Bedienten getödtet wurde, und er ſelbſt, um mit dem Leben zu entkommen, verkleidet ſeine Reiſe zu Fuße fortſetzen mußte. Lange irrte er unter einem fremden Namen umher. Im genueſiſchen Gebiete wurde er, auf Anſuchen des Papſtes und des Königs von Spanien, feſtgeſetzt; doch gaben ihm die Genueſer bald ſeine Freiheit wieder. Der Tod des Papſtes Clemens XI. machte endlich dieſer langen Verfolgung ein Ende, und der folgende Papſt Innocenz XIII. ſetzte ihn 1723 in alle Rechte und Würden eines Cardinals wieder ein. Er ſtarb am 26. Jun. 1752 in einem Alter von 87 Jahren.

Albert oder **Albrecht**, mit dem Beinamen **der Große** (Albertus magnus, auch Albertus Theutonicus, Albertus Grotus), Biſchof zu Regensburg, ein in dem dunkeln dreizehnten Jahrhundert mit Auszeichnung hervorragender Mann, der außer ſeiner theologiſchen Gelehrſamkeit für ſein Zeitalter ſehr viele Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Naturgeſchichte beſaß, ſo daß ihn ſeine Zeitgenoſſen ſogar für einen Zauberer hielten. Er war 1193 (nach Andern 1205) zu Lauingen in Schwaben, in der gräflichen Familie Bollſtädt, geboren, trat in den Orden der Predigermönche, wurde 1249 Rector der Schule zu Cöln, 1254 Provinzial ſeines Ordens, und erhielt 1260 vom Papſt Alexander IV. das Biſthum zu Regensburg. Allein ſchon nach zwei Jahren ging er freiwillig in ſein Kloſter nach Cöln zurück, lebte dort blos für die Wiſſenſchaften, und arbeitete bis an ſeinen Tod (1280) viele Schriften aus, von denen ein großer Theil noch im J. 1651 in 21 Foliobänden zuſammengedruckt wurde, und die, wenn ſie auch jetzt vergeſſen ſind, bei Vergleichung mit den Schriften ſeiner Zeitgenoſſen, am beſten beweiſen, daß er den ihm gegebenen Beinamen in ſeinem Zeitalter mit Recht verdient habe. Sie verbreiten ſich über alle Theile der ſcholaſtiſchen Philoſophie. Um ihn näher kennen zu lernen, verweiſen wir auf Buhle's Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie und vornehmlich auf Tiedemanns Geſchichte der ſpeculativen Philoſophie.

Albigenſer, **Albienſer** iſt ein Ketzername, der keine beſtimmte Secte, ſondern mehrere in der Widerſetzlichkeit gegen die römiſche Hierarchie und in dem Beſtreben, die Einfalt des Urchriſtenthums wiederherzuſtellen, übereinſtimmende Ketzerhaufen, beſonders Katharer und Waldenſer (ſ. d. Art.) bezeichnet, die ſich gegen das Ende des 12. Jahrh. im ſüdlichen Frankreich um Toulouſe und Albi ſehr vermehrt hatten, und nach der Landſchaft Albigeois (Gebiet von Albi), wo das vom Papſt Innocenz III. aufgerufene Kreuzheer ſie 1209 angriff, von den Kreuzſoldaten Albigenſer genannt wurden. Dieſer Krieg, deſſen Veranlaſſung die Rache der Kirche wegen der an dem mit Ausrottung dieſer Ketzer beſchäftigt geweſenen päpſtlichen Legaten und Inquiſitor, Peter von Caſtelnau, 1208 im Gebiete des Grafen Raymund VI. von Toulouſe verübten Mordthat war, hat ſchon als der erſte, den die römiſche Kirche

gegen Ketzer in ihrem Schooße führen ließ, bedeutendes Intereſſe; er wurde aber auch mit einer Grauſamkeit und Vertilgungswuth geführt, die den Geiſt der damaligen römiſchen Klerisei um ſo mehr in Schatten ſtellt, je deutlicher dabei die wahre Abſicht, den wegen ſeiner Toleranz gegen die Ketzer gehaßten Grafen von Toulouſe um ſeine Länder zu bringen, an den Tag kam. Vergebens hatte dieſer mächtige Regent von dem Legaten Milo die ſchimpflichſte Buße und Geißelung gelitten und mit großen Opfern die päpſtliche Abſolution erlangt. Die Legaten Arnold, Abt von Citeaux und Milo, nahmen Beziers, die Hauptſtadt ſeines Neffen Roger, mit Sturm, und ließen alle Einwohner (bei 60,000) ohne Unterſchied des Glaubens niedermachen. Nicht glimpflicher verfuhr Simon von Montfort, Graf von Leiceſter, der das Kreuzheer unter den Legaten commandirte, mit andern Orten im Gebiet Raymunds und ſeiner Bundesgenoſſen, unter denen Roger von Beziers im Gefängniß und der König Peter I. von Aragonien 1213 in einem Gefecht vor Muret umkam. Die eroberten Lande ſchenkte die Kirche dem Grafen von Montfort zur Belohnung ſeiner Dienſte, welchen jedoch das wechſelnde Kriegsglück nie in den ruhigen Beſitz dieſer Schenkung kommen ließ, und 1218 bei der Belagerung von Toulouſe ein Steinwurf tödtete. Seinen Sohn Amalrich beſtimmten die Legaten, ſeine Anſprüche der Krone Frankreich zu überlaſſen; der päpſtliche Ablaß lockte aus allen Provinzen Frankreichs neue Kreuzfahrer herbei, die den Krieg fortſetzten, und auch nachdem Raymund IV. 1222 im Bann der Kirche geſtorben war, mußte ſein Sohn Raymund VII. trotz ſeiner Willigkeit zu jeder Buße, das väterliche Erbe gegen die Legaten und Ludwig VIII. von Frankreich, der ſich 1226 in einem Feldzuge gegen die Ketzer den Tod holte, bis 1229 vertheidigen. Nachdem Hunderttauſende von beiden Seiten gefallen und die ſchönſten Gegenden in der Provence und Oberlanguedoc verwüſtet worden waren, kam es in dieſem Jahre zu einem Frieden, worin Raymund die Abſolution vom Kirchenbanne mit ungeheuern Geldſummen erkaufen, Narbonne mit mehreren Herrſchaften an Ludwig IX. überlaſſen und ſeinen Eidam, einen Bruder Ludwigs, zum Erben des Reſtes ſeiner Lande einſetzen mußte. So ließ der Papſt dieſe Provinzen dem Könige von Frankreich zufallen, um ihn deſto feſter an ſeinen Stuhl zu ketten und zur Aufnahme ſeiner Inquiſitoren zu nöthigen. Denn nun wurden die Ketzer dem Bekehrungseifer des Dominicanerordens und den Blutgerichten der Inquiſition ohne Rettung preisgegeben und dieſe beiden neuen Stützen, die ſich die Hierarchie während des Krieges errichtet hatte (ſ. d. Art. Dominicus Gusmann und Inquiſition), brauchten nun ihre ganze Kraft, um die Reſte der Albigenſer auf ihre Scheiterhaufen zu bringen und auch den Bekehrten durch ſchwere Geld- und Leibesſtrafen den unverſöhnlichen Grimm der Kirche fühlbar zu machen. Doch verſchwand ſeit der Mitte des 13. Jahrh. nur der Name der Albigenſer, Flüchtlinge von ihrer Partei bildeten in den Gebirgen Piemonts und der Lombardei die ſogenannte franzöſiſche Kirche und ihr Separatismus erbte ſich durch die Waldenſer bis in die Zeiten des Huſſitenkrieges und der Reformation fort. E.

Albini (Franz Joſeph, Freiherr von), ein berühmter Staatsmann unſerer Zeiten. Nach vollendeten juriſtiſchen Studien zu Pont à Mouſſon, Dillingen und Würzburg, und zweijähriger Praxis am Reichshofrath zu Wien, trat er als Hof- und Regierungsrath des Fürſtbiſchofs von Würzburg in die politiſche Laufbahn. Schon im J.

1774 ward er Kammergerichtsaſſeſſor und 1787 wählte ihn der Churfürſt von Mainz, Friedrich Carl, zum geheimen Reichsreferendar, wodurch er mit Kaiſer Joſeph II. in unmittelbare Geſchäftsberührung kam, der ihn mit ſeinem Vertrauen und ſeiner Freundſchaft beehrte und ihn 1789 mit außerordentlichen Aufträgen an mehrere deutſche Höfe ſandte. Nach Joſephs Tode rief ihn der Churfürſt von Mainz zu ſich nach Aſchaffenburg und ſandte ihn nach Frankfurt zum Wahlconvent. Bald nach Leopolds II. Thronbeſteigung legte Albini ſein Reichsreferendariat nieder und trat als Hofkanzler und Miniſter in churmainziſche Staatsdienſte. Seine Verwaltung im Innern und Äußern war von den wohlthätigſten Folgen für den Staat; leider wurden ſie durch den ausgebrochenen Krieg geſtört. Albini entwickelte hiebei eine doppelte Thätigkeit. Er war zu Mainz bei der Einnahme durch die Franzoſen den 21. Aug. 1792 und wohnte der Zuſammenkunft bei, in welcher die Gouvernementschefs die Capitulation abſchloſſen. Der Churfürſt beauftragte ihn, in ſeinem Namen dem Friedenscongreſſe zu Raſtadt 1797 beizuwohnen. Albini ſtellte ſich 1799 an die Spitze des Mainzer Landſturms. Nach mehreren Scharmützeln, in welchen er einige Vortheile behauptete, zog er ſich nach Seligenſtadt zurück. Er nahm hierauf ſein Hauptquartier in Aſchaffenburg, von wo aus er in engliſche Dienſte gehen wollte. Im Sept. 1801 empfing er von dem Churfürſten einen reich beſetzten Säbel, auf deſſen goldenem Griff man die Worte las: „Friedrich Carl Joſeph ſeinem Albini; die Vorfälle an der Nidda, bei Aſchaffenburg und Neuhof.“ Im J. 1802 ſtand er als churmainziſcher Director bei der Reichsdeputation in Regensburg. Während deſſen ſtarb am 25. Jul. 1802 der Churfürſt, und Albini nahm ſogleich dem Militär den Eid der Treue für den neuen Regenten ab, und foderte die Landescollegia auf, ihm hold und gehorſam zu ſeyn. Alle wichtigen Geſchäfte des churerzkanzleriſchen Staates gingen wie bisher durch ſeine Hand, und er genoß das volle Vertrauen des Churfürſten. Als der letztere mit dem Beitritte zum Rheinbunde ſeinen Länderbeſitz beträchtlich erweitert ſah, vermehrte ſich auch der Wirkungskreis des Miniſters. In den kritiſchen Verhältniſſen, welche eintraten und bei den dadurch nöthig gemachten Anſtrengungen und Reformen bewährte er ſtets ſeinen rechtlichen, humanen deutſchen Charakter. Die verbündeten Mächte gaben ihm, als ſie im Oct. 1813 das Großherzogthum Frankfurt eroberten, einen Beweis der Anerkennung ſeines Werthes dadurch, daß ſie ihm den Vorſitz in dem Miniſterialconſeil des von ihnen unter Verwaltung genommenen Landes übertrugen. Nachher trat er in öſterreichiſche Dienſte, und erhielt vom Kaiſer die Stelle eines bevollmächtigten Miniſters am Bundestage. Aber noch ehe er ſie angetreten hatte, ſtarb er am 9 Januar 1816 zu Dieburg an Entkräftung. (Eine ausführlichere biographiſche Skizze findet man in den Zeitgenoſſen, Band III. Stück 2.)

Albino, ſ. Kakerlaken.

Albinus (Bernhard Siegfried), urſprünglich Weiß, einer der größten Anatomen, den die Arzneikunde nennt, war 1697 zu Frankfurt an der Oder geboren und ſtarb 1770 zu Leyden, nachdem er 50 Jahre das Lehramt dort verwaltet. Unterrichtet von ſeinem als Lehrer der Medicin ebenfalls rühmlich bekannten Vater, und von den berühmten Profeſſoren der Leydener Schule, Rau, Bidloo, Boerhave, ging er 1718 nach Frankreich, wo er mit Winslow und Senac in Verbindung trat, mit denen er nachher jene der Anatomie, ihrer Lieblings-

wiſſenſchaft, ſo nützliche Correſpondenz unterhielt. Er war einer der erſten, welche den Impuls aufnahmen, den damals das Syſtem Boërhave's der Anatomie dadurch gab, daß es die Phänomene der thieriſchen Ökonomie nicht chemiſch, ſondern mechaniſch erklärte und folglich ein genaueres Studium der einzelnen Theile des Körpers und ihrer Structur nothwendig machte; denn die geringſte Abweichung in der Form mußte ihm zufolge Verſchiedenheiten in der Wirkſamkeit hervorbringen. Auch nöthigte dies Syſtem, alles, was Veſal, Fallopia, Euſtachi nur im Ganzen kennen gelehrt hatten, mit mehr Aufmerkſamkeit und Genauigkeit zu beſchreiben. Albinus arbeitete in dieſem Sinne; man verdankt ihm die genaueſten anatomiſchen Beſchreibungen und Kupfer, beſonders von den Muskeln und Knochen. Im J. 1720 wurde er an Rau's Stelle Profeſſor der Anatomie und Chirurgie in Leyden, und als ſolcher ſchrieb er nach und nach ſeinen Index suppellectilis anatomicae Ravianae, ſein Werk De ossibus corporis humani, ſeine Historia musculorum hominis und verſchiedene andere Werke, die in der Geſchichte der Wiſſenſchaften ſtets einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Auch gab er verſchiedene Schriften von Harvey, Veſal, Fabricio d'Aquapendente und Euſtachi heraus. — Sein Bruder Chriſtian Bernhard, Profeſſor zu Utrecht, zeichnetete ſich in derſelben Wiſſenſchaft aus, und iſt ebenfalls ein ſchätzbarer anatomiſcher Schriftſteller. Er ſtarb zu Utrecht im J. 1752, 56 Jahre alt.

Albion, oder Britannia major, hieß bei den Römern das heutige England und Schottland, von welchem ſie die Britannia minor oder das heutige Irland unterſchieden. Sprengel, in der allgemeinen Geſchichte von Großbritannien, hält den Namen Albion für eine urſprünglich galliſche Benennung, und mit Alban oder Albain, dem heutigen Namen des ſchottiſchen Hochlandes in der Sprache der Hochländer für einerlei. Es ſcheint ihm der Plural des Worts Alp oder Ailp zu ſein, welches ein Felſengebirge bedeutet, weil die Küſte von England dem gegenüberliegenden Gallien oder Frankreich als eine lange Reihe rauher Felſen erſcheint.

Alboïn, König der Longobarden, folgte ſeinem Vater Auduin im Jahr 561. Er herrſchte in Noricum und Pannonien, während Cunimund, König der Gepiden, Dacien und Sirmien beherrſchte, und Bajan oder Cagan, König der Avaren, die Eroberung der Moldau und Wallachei vollendete. Narſes, Juſtinians Feldherr, ſuchte ſein Bündniß und erhielt von ihm Beiſtand im Kriege gegen Totila. In Verbindung mit den Avaren bekriegte Alboïn die Gepiden und erlegte in einer großen für ihn ſiegreichen Schlacht (566) ihren König Cunimund mit eigner Hand. Dieſer Sieg erwarb Alboïn einen großen Ruf. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin Clodoswinda vermählte er ſich mit Roſamunda, Cunimunds Tochter, welche ſich unter den Gefangenen befand, jetzt verſammelte er ein furchtbares Heer und unternahm die Eroberung Italiens, wo Narſes, der dem Juſtinian Italien unterworfen hatte, aber beleidigt von einem undankbaren Hof, in Alboïn einen Rächer ſuchte, ihm die Hand bot. Alboïn machte von Jahr zu Jahr weitere Fortſchritte in Italien, indem er keinen weitern Widerſtand fand, als den ihm die tapfere Vertheidigung einzelner Städte entgegenſtellte. Pavia fiel erſt nach einer dreijährigen Belagerung in ſeine Hände. Alboïn hatte jedoch nur 3½ Jahr in Italien regiert, als er durch einen von ſeiner Gemahlin Roſamunda gedungenen Meuchelmörder im J. 573 zu Verona umgebracht wurde. Den Haß und

die Rache derſelben hatte er dadurch auf ſich gezogen, daß er einſt im Rauſche eines Feſtes ihr ein aus dem Schädel ihres Vaters zubereitetes Geſchirr mit Wein geſandt und ſie (nach ſeinen Worten) genöthigt hatte, mit ihrem Vater zu trinken. Die näheren Umſtände dieſer Begebenheit findet man in Alfieri's Tragödie Rosmunda und in Fouqué's Alboin angegeben.

Albrecht I., Herzog von Öſterreich und nachmals deutſcher Kaiſer, geboren 1248, war ein Sohn Rudolphs von Habsburg, der ſich aus einem ſchwäbiſchen Edelmann zur römiſchen Kaiſerwürde emporgeſchwungen, und kurz vor ſeinem Tode verſucht hatte, die Krone auf das Haupt ſeines Sohnes Albrecht zu ſetzen. Aber die Churfürſten, ſeiner Gewalt müde, und durch die Schwäche ſeines Alters muthig gemacht, hatten ſein Verlangen abgelehnt und die Wahl eines römiſchen Königs auf unbeſtimmte Zeit verſchoben. Nach dem Tode Rudolphs ſah Albrecht, der nur die kriegeriſchen Eigenſchaften ſeines Vaters geerbt hatte, ſeine Erbſtaaten Öſterreich und Steiermark gegen ſich aufſtehen. Dieſen durch ſeinen Geiz und ſeine Härte erregten Aufruhr aber erſtickte er mit kräftigem Arm, und zwang die Inſurgenten, mit nackten Füßen und entblößtem Haupte vor ihm zu erſcheinen, und ihm die Urkunden ihrer Privilegien zu übergeben, die er vor ihren Augen vernichtete. Dieſer Erfolg vermehrte ſeine Kühnheit; in allen Würden wollte er Rudolphs Nachfolger ſein, und ohne die Entſcheidung des Reichstags abzuwarten, bemächtigte er ſich der Reichsinſignien. Aber eben dieſer Gewaltſchritt bewog die Churfürſten, nicht ihn, ſondern Adolph von Naſſau zum Kaiſer zu erwählen. Gegen ihn in der Schweiz ausgebrochene Unruhen, und eine gefährliche Krankheit, die ihm ein Auge raubte, beſtimmten ihn, für den Augenblick zur Nachgiebigkeit. Er lieferte die Reichsinſignien aus und leiſtete dem neuen Kaiſer den Eid für ſeine Lehen. Kaum hatte er den Aufſtand in der Schweiz geſtillt, als er in neue Streitigkeiten mit ſeinen Völkern in Öſterreich und Steiermark gerieth, beſonders aber mit dem Biſchof von Salzburg, der auf das Gerücht von ſeinem Tode einen Einfall in ſeine Staaten gemacht hatte. Unterdeß hatte Adolph nach einer ſechsjährigen Regierung die Liebe aller Reichsfürſten verſcherzt. Albrecht ſuchte dieſe Umſtimmung der Gemüther zu ſeinem Vortheil zu benutzen, und wußte durch erheuchelte Milde und Billigkeit die Fürſten in dem Grade zu täuſchen, daß ſie, als ſie im Jahre 1298 Adolph auf dem Reichstage abſetzten, ihn zum Kaiſer erwählten. Um jedoch dieſen Schluß zu vollziehen, bedurfte es der Entſcheidung der Waffen. Beide Nebenbuhler trafen mit ihren Heeren bei Gellheim, zwiſchen Worms und Speier, auf einander. Albrecht zog ſich ſcheinbar zurück und verführte dadurch Adolph, ihm mit der bloßen Cavallerie zu folgen, und ein Gefecht einzugehen, das ihm verderblich ward. Albrecht und Adolph trafen perſönlich auf einander. „Du verlierſt Kron und Leben,“ rief dieſer ſeinem Gegner zu. „Das wird der Himmel entſcheiden!“ antwortete Albrecht, indem er ihn mit der Lanze ins Geſicht traf. Adolph ſank vom Pferde und Albrechts Begleiter tödteten ihn völlig. Siegreich und allmächtig ſah nun Albrecht keine Scheidewand mehr zwiſchen ſich und der höchſten Gewalt, nach der er ſtrebte, aber er fühlte, daß er jetzt in dem Fall ſei, ſich hochherzig und großmüthig zeigen zu können. Freiwillig entſagte er der ihm durch die letzte Wahl übertragenen Krone, und wurde, wie er vorausſah, aufs neue gewählt. Seine Krönung geſchah zu Aachen im Auguſt 1298, ſeinen erſten Reichstag hielt er zu Nürnberg mit der

äußerſten Pracht. Aber ein neues Ungewitter zog gegen ihn heran, Bonifaz VIII., dieſer herrſchſüchtige Prieſter, trieb ſeine Anmaßungen ſo weit, daß er den Churfürſten das Recht abſprach, die Kaiſerwürde zu vergeben, indem er den Papſt für den wahren Kaiſer und geſetzlichen König der Römer erklärte. Dem zufolge lud er Albrecht vor ſich, um Vergebung zu erbitten, und die Buße zu thun, die er ihm auferlegen würde; den deutſchen Fürſten aber verbot er, ihn anzuerkennen und entband ſie ihres Eides gegen ihn. Der Erzbiſchof von Mainz, aus einem Freunde ein Gegner Albrechts geworden, verband ſich mit dem Papſt. Albrecht vereinigte indeß ſeine Hülfsquellen mit Geſchicklichkeit. Er verband ſich mit Philipp dem Schönen von Frankreich, verſicherte ſich der Neutralität Sachſens und Brandenburgs, und zwang durch einen plötzlichen Einbruch in das Churfürſtenthum Mainz deſſen Fürſten, nicht nur das Bündniß mit dem Papſt zu brechen, ſondern auch für die nächſten fünf Jahre ſich mit ihm zu verbinden. Bonifaz, erſchreckt durch dieſen ſchnellen Erfolg, knüpfte Unterhandlungen mit Albrecht an, in welchen dieſer aufs neue die Falſchheit ſeines Charakters zeigte. Albrecht brach ſein Bündniß mit Philipp, geſtand zu, daß das abendländiſche Kaiſerthum eine Ceſſion der Päpſte an die Kaiſer ſei, und daß das Wahlrecht der Churfürſten ſich von dem heiligen Stuhle herſchreibe; er verſprach mit einem Eide, die Rechte des römiſchen Hofes auf des Papſtes Verlangen gegen jedermann mit den Waffen zu vertheidigen. Zur Belohnung dafür ſprach Bonifaz gegen Philipp den Bann aus, erklärte ihn der Krone verluſtig und gab Albrechten das Königreich Frankreich. Philipp wußte jedoch den Papſt zu züchtigen. Es würde unmöglich ſein, hier alle die ungerechten Kriege anzuführen, welche Albrecht führte. Die wichtigſten waren gegen Holland, Seeland und Friesland, gegen Ungarn, gegen Böhmen und gegen Thüringen. Sämmtlich wurden ſie unglücklich von ihm geführt. Eben beſchäftigt, die in Thüringen erlittenen Niederlagen zu rächen, bekam er die Kunde von dem Aufſtande der Schweizer, und ſah ſich genöthigt, dorthin ſeine Kräfte zu richten. Am 13. Januar 1308 war die Revolution in Unterwalden, Schwyz und Uri ausgebrochen. Albrecht hatte dieſe Folge ſeiner Bedrückungen nicht nur vorausgeſehen, er hatte ſie gewünſcht, um einen Vorwand zu haben, ſich die Schweiz ganz zu unterwerfen. Doch er ſollte den ſeinen Erwartungen ganz entgegengeſetzten Ausgang dieſes Kampfes nicht ſehen. Durch eine neue Ungerechtigkeit veranlaßte er ein Verbrechen, das ſeiner Ehrſucht und ſeinem Leben ein Ziel ſetzte. Seines jüngern Bruders Rudolph Sohne, Johann, gebührte Schwaben als Erbe, aber vergebens hatte dieſer das Land zu wiederholtenmalen gefodert. Als Albrecht gegen die Schweiz auszog, erneuerte Johann ſeine Foderung; aber jener fügte noch Spott zur Ungerechtigkeit, und ſprach, indem er ihm einen Blumenkranz reichte: „Dies gebührt deinem Alter; die Sorge der Regierung überlaß mir." Die Folge dieſes Übermuths war, daß Johann ſich mit ſeinem Lehrer und Führer, Walther von Eſchenbach, und drei Freunden, Rudolph von der Wart, Rudolph von Palm und Konrad von Tegelfeld, gegen Albrechts Leben verſchwor. Den Augenblick, wo der Kaiſer auf einem Ritt nach Rheinfeld durch die Reuß von ſeinem übrigen Gefolge getrennt war, benutzten die Verſchwornen und ſtießen ihn vom Pferde. So, in den Armen einer am Wege ſitzenden Bettlerin verblutend, endete am 1. Mai 1308 dieſer herrſchſüchtige, weder Recht noch Billigkeit achtende, deſpotiſche Albrecht, dem Geld und Waffen Alles

galten, weil er von edlern Grundſätzen der Menſchenbeherrſchung keinen Begriff hatte, und deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaften eine unveränderte Standhaftigkeit, Ländergier, Haß der geſetzlichen Schranken ſeiner Gewalt, dabei aber ein Ordnungsgeiſt, nach welchem er an Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrſamkeit am Prieſterſtand liebte, und eine ſolche Selbſtbeherrſchung waren, daß er bei ſehr leidenſchaftlichem Gemüth ſeine Zunge im Zaum hielt, nie aus Zorn das bürgerliche Recht beugte, und nie der Wolluſt Gewalt über ſich ließ. Wie grauſam Agnes, Ungarns Königin, ihres Vaters Tod rächte, iſt unter Johannes Parricida erzählt.

Albrecht II., Herzog von Öſterreich, der Sohn Kaiſer Albrechts I., war noch minderjährig, als ſein Vater ermordet ward. Seine Brüder ſtarben nach einander vor ihm, und nur einige Zeit regierte er mit ſeinem Bruder Otto. So lange dieſer lebte, beſchäftigte er ſich wenig mit der Regierung; aber auch Otto ſtarb bald und er blieb allein von ſeiner Familie übrig. Erhaltenes Gift zog ihm in ſeinem 32. Jahre eine Lähmung zu, die ihn jedoch nicht vom perſönlichen Kriegführen abhielt; er ließ ſich dazu bald in einer Sänfte tragen, bald auf ſeinem Pferde befeſtigen. Der Papſt Johann XXII. trug ihm die Kaiſerkrone an; allein er ſchlug ſie aus. Unglücklich waren ſeine Unternehmungen gegen die Schweiz, und nur durch Beſtechung gelang es ihm, nach einer langen Belagerung ſich in den Beſitz von Zürich zu ſetzen. Da aber die Eidgenoſſen ſich bedroht ſahen, die Früchte ihres funfzigjährigen Kampfes zu verlieren, griffen die Bergbewohner von Schwyz zu den Waffen; vor ihnen wehte die durch den Sieg bei Morgarten berühmte Fahne, und Albrechts Heer mußte überall weichen. Das gemeinſame Bündniß wurde erneuert und der Herzog von Öſterreich genöthigt, nach Wien zurückzukehren. Er ſtarb, von Kummer verzehrt, am 16. Auguſt 1358, in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre. Er war thätig, kenntnißreich, haushälteriſch, duldſam, vorſichtig, klug, und die Geſchichte hat ihn den Weiſen genannt. Albrecht gab zuerſt die Verordnung: es ſollen die Erbſtaaten des Hauſes Öſterreich nicht mehr unter die einzelnen Glieder vertheilt werden, ſondern jedesmal dem älteſten angehören. Zwar wurde ſie nach ſeinem Tode nicht beobachtet; aber unter Maximilian iſt ſie erneuert und ſeitdem nicht wieder verletzt worden.

Albrechtsberger (Johann Georg), geb. 1729 zu Kloſter Neuburg, trat den 3. Febr. 1736, als Discantiſt in das Capitel dieſer Stadt; von da kam er in die Abtei Mölk, wo er mit der Leitung einer Schule beauftragt ward. Er lernte das Accompagnement und die Compoſition unter dem Hoforganiſten Monn, und wurde in der Folge ſelbſt als Organiſt in Raab und nachher in Maria-Taferl angeſtellt. Dann war er zwölf Jahre Organiſt zu Mölk, bis er im J. 1772 zum Hoforganiſten und Mitglied der muſikaliſchen Akademie in Wien ernannt wurde. Endlich im J. 1798 wurde er Capellmeiſter der Stephanskirche und im J. 1793 Mitglied der Muſikakademie zu Stockholm. Albrechtsberger war einer der gelehrteſten Contrapunctiſten der neuern Zeit; unter ſeinen Schülern iſt auch von Beethofen. Er ſtarb den 7. März 1803. Seine trefflichen Compoſitionen, Kirchenmuſiken und Concerte, ſo weit ſie gedruckt ſind, werden, wie ſeine gründliche Anweilung zur Compoſition, von den Kennern und Liebhabern ſehr geſchätzt.

Albuera (Schlacht an der), am 16. Mai 1811. Marſchall Beresford belagerte ſeit dem 8. Mai Badajoz mit ſo geringen Mit-

ten, beſonders an Material, daß die Eroberung des Platzes ſehr zweifelhaft ward; die ganze Belagerung ward am 14 aufgehoben, als die Nachricht einging, Soult, zum Erſatz anrückend, ſei bereits bis Llerena vorgedrungen, das verbündete Heer rückte demnach an jenem Tage bis Valverde und am folgenden in die Poſition hinter dem Bache Albuera; es beſtand aus zwei engliſchen, einer portugieſiſchen Diviſion, 17,000 Spaniern, zuſammen 27,000 Mann mit 32 Geſchützen und weniger Reiterei; die feindliche Armee zählte 20,000 Mann Infanterie, 3000 M. Cavallerie, 40 Geſchütze. Die Stellung der Verbündeten war auf den am linken Ufer der Albuera ſanft abfallenden Höhen ſo, daß der linke Flügel das mit einer leichten Brigade beſetzte Dorf gleiches Namens vor ſich hatte und dadurch gedeckt war, der rechte dagegen ungedeckt auf dem Höhenzuge ſtand und durch einen unbeſetzt gebliebenen Grund umgangen werden konnte, die Spanier bildeten, von der Cavallerie unterſtützt, in zwei Treffen formirt, den rechten, die portugieſiſche Diviſion den linken Flügel, im Centrum war eine engliſche Diviſion (die 2.), die andere (die 4.), nebſt einer portugieſiſchen Brigade, hinter ihr als zweites Treffen. Das Terrain jenſeit des Baches war dem Dorfe gegenüber flach, weiterhin durch waldige Höhen, die oberhalb des rechten Flügels der Verbündeten an die Albuera ſtießen, verdeckt. Hier nahm Soult am 15. ſeine Stellung. Am 16. früh 8 Uhr machte eine ſtarke franzöſiſche Abtheilung Bewegungen gegen das Dorf, um die Aufmerkſamkeit des Feindes dahin zu ziehen, während das Hauptcorps, durch die erwähnten waldigen Höhen gedeckt, weiter oben über die Albuera ging, und die auf dem rechten Flügel unbeſetzt gebliebenen Puncte nahm. Marſchall Beresford gab demſelben zwar ſogleich eine angemeſſene Stellung, er ward indeß, ungeachtet des tapfern Widerſtandes der Spanier, ſchnell genug über den Haufen geworfen, und der Feind begann, ſich auf den dominirenden Höhen zu entwickeln. Die 2. engliſche Diviſion ward ihm entgegen geſendet, und deren leichte Brigade begann den Angriff, aber beim Deployiren von polniſchen Ulanen in Flanke und Rücken genommen, ward ſie faſt ganz aufgerieben oder gefangen; die Schlacht ſchien verloren, und das Dorf Albuera ward geräumt. Allein der Reſt der 2. und ein Theil der 4. engliſchen Diviſion, jenes Unfalls ungeachtet, entſchloſſen vorrückend, warfen den Feind nicht ohne eigenen bedeutenden Verluſt von den entſcheidenden Höhen wieder herab, und derſelbe ging, nach einigen vergeblichen Verſuchen, ſich wieder zu ſammeln, unter dem Schutze ſeiner Cavallerie in ſeine vorige Stellung zurück, wo er den 18. blieb, ſich begnügend, eine Diviſion in die Ebene vorzuſchieben und die Brücke am Dorfe beſetzt zu halten. Sein Verluſt betrug 8000 Todte und Bleſſirte, der der Engländer 4570 Todte, Verwundete und Gefangene, die Spanier hatten 2000 M., die Portugieſen faſt gar nichts verloren, da ſie nicht zum Gefecht kamen. Soult zog ſich in der Nacht zum 18. gegen Sevilla zurück, gegen Badajoz ward am folgenden Tage von den Verbündeten wieder detachirt.

Albuquerque (Alphons von), Vicekönig von Indien, mit dem Beinamen der Große und der portugieſiſche Mars, war zu Liſſabon 1452 geboren, aus einer Familie, die ihren Urſprung von den Königen ableitete. Heroismus, Entdeckungen und Eroberungen zeichneten in dieſem Zeitalter ſeine Nation aus. Einen großen Theil der Weſtküſte Afrika's hatte ſie kennen gelernt und ſich unterworfen, ſie fing an, ihre Herrſchaft auch über die Meere und Völker Indiens auszudehnen. Albuquerque, zum Vicekönig der neuen Beſitzungen ernannt,

langte daſelbſt am 26. Sept. 1503 mit einer Flotte und einigen Truppen an, eroberte Goa, einen bedeutenden Platz auf der Küſte Malabar, das er zum Mittelpunct der portugieſiſchen Macht und des Handels in Aſien machte, unterwarf ſich dann ganz Malabar, Ceylon, die ſundiſchen Inſeln und die Halbinſel Malacca. Im J. 1517 bemächtigte er ſich der Inſel Ormus, am Eingange des perſiſchen Meerbuſens. Als der König von Perſien den Tribut verlangte, den ſonſt die Fürſten dieſer Inſel an ihn entrichtet hatten, legte Albuquerque den Geſandten Kugel und Säbel vor, und ſagte: das iſt die Münze, mit der Portugal ſeinen Tribut zahlt. Der portugieſiſche Name ſtand durch ihn bei allen Völkern und Fürſten in hohem Anſehn, und mehrere der mächtigſten, namentlich die Könige von Siam und Pegu, warben um ſeine Freundſchaft und ſeinen Schutz. Alle ſeine Unternehmungen trugen den Stempel des Außerordentlichen. Er befeſtigte den Sitz der Colonien immer mehr, hielt ſtrenge Kriegszucht, war thätig, vorſichtig, weiſe, menſchlich und gerecht, geachtet und gefürchtet von ſeinen Nachbarn, geliebt von ſeinen Untergebenen. Seine Tugenden machten einen ſolchen Eindruck auf die Indier, daß ſie lange nach ſeinem Tode zu ſeinem Grabe wallfahrteten, und bei ihm um Schutz vor den Mißhandlungen ſeiner Nachfolger flehten. Ungeachtet ſeiner großen Verdienſte, entging er doch nicht dem Neide der Hofleute und dem Argwohn des Königs Emanuel, und dieſer ſandte den Lopes Soarez, einen perſönlichen Feind Albuquerque's, um ſeine Stelle als Vicekönig einzunehmen. Mit tiefem Schmerze ertrug er dieſen Undank, empfahl dem Könige in einem kurzen Briefe nur ſeinen einzigen Sohn, und ſtarb einige Tage darauf in Goa im J. 1515. Emanuel ehrte ſein Andenken durch lange, aber vergebliche Reue, und erhob ſeinen Sohn zu den erſten Würden des Reichs.

Alcalde iſt der Name einer obrigkeitlichen Perſon in den kleinen ſpaniſchen Städten, der ſowohl die Verwaltung der Juſtiz als der Polizei anvertraut iſt.

Alcäus blühte auf Lesbos in der 44. Olympiade (604 Jahre vor unſerer Zeitrechnung), und war ein Zeitgenoſſe und Landsmann der berühmten Dichterin Sappho. Er war von unruhigem und ſtürmiſchem Charakter, und ſchien ſich ganz dem Kriegsdienſte zu widmen. Als er aber unter dem Pittakus gegen die Athenienſer mit zu Felde zog, und nach ſeinem eignen Ausdruck in der Schlacht übel empfangen wurde, warf er ſeine Waffen von ſich und ſuchte ſich durch die Flucht zu retten. In Mitylene, ſeiner Vaterſtadt, riſſen zu ſeiner Zeit mehrere die Oberherrſchaft an ſich. Alcäus, der ſelbſt von dem Verdachte nicht frei war, nach ihr zu ſtreben, verfolgte Einige, namentlich den Pittacus, mit den bitterſten Gedichten; (daher Horaz: Alcaei minaces camoenae). Pittakus verbannte ihn aus Mitylene; Alcäus kam an der Spitze der Verbannten zurück, und fiel ſeinem Nebenbuhler in die Hände, der ihm großmüthig verzieh. Nachdem er allen Herrſcherplanen entſagt hatte, tröſtete er ſich durch Liebe und Wein, und durch feurige Lieder auf beide. Er dichtete Hymnen, Oden, Epigramme, und verband in denſelben Sanftmuth mit Stärke, Reichthum mit Beſtimmtheit und Deutlichkeit, und man ſahe, nach Quintilians Urtheile, ſelbſt in ſeinen Trink- und Liebesliedern einen erhabenen Geiſt. Er iſt der Erfinder des Sylbenmaßes, welches nach ihm das Alcäiſche genannt wird, und unter den lyriſchen Sylbenmaßen eins der ſchönſten und wohlklingendſten iſt: daher es auch von Horaz, dem Nachahmer des Alcäus, in vielen Oden angewandt worden

iſt. Es iſt auf folgende Weiſe conſtruirt:

— — ∪ — —, — ∪∪ — ∪ ⏓
— — ∪ — —, — ∪∪ — ∪ ⏓
⏓ ∪ — ∪ — ∪ — ∪ ⏓
— ∪∪ — ∪∪ — ∪ — ∪

Wir müſſen es als einen bedeutenden Verluſt anſehen, daß, bis auf einige Bruchſtücke, ſämmtliche Gedichte dieſes großen Lyrikers für uns verloren gegangen ſind.

Alceſte, die Tochter des Pelias und Gemahlin Admets, Königs von Theſſalonien. Ihr erkrankter Gemahl konnte, nach dem Ausſpruch des Orakels, nicht anders ſein Leben friſten, als wenn jemand ſich freiwillig für ihn dem Tode weihte. Alceſte weihte ſich insgeheim den Göttern; ſie ward krank, und Admet genas. Als ſie verſchieden war, beſuchte den Admet Herkules, den die Bande der Gaſtfreundſchaft an ihn knüpften. Herkules verſprach ſeinem Freunde, ihm das geliebte Weib aus dem Orkus zurückzubringen, und hielt ſein Wort. Er faßte den Tod mit ſtarken Armen und hielt ihn feſt, bis er Alceſten zurück gab.

Alchymie, die Kunſt, mittelſt geheimnißvoller chymiſcher Arbeiten unedle oder geringere Metalle in edlere, Blei oder Zinn in Silber, Silber oder Queckſilber in Gold zu verwandeln. Der Urſprung der Alchymie verliert ſich in die Dunkelheit der fabelreichen älteſten Zeit. Wahrſcheinlich iſt es, daß unter den älteſten Völkern Menſchen bei den Verſuchen, Metalle zu ſchmelzen, aufmerkſam auf die ſich zeigenden Erſcheinungen geweſen ſind, und da ſie bemerkten, daß von Zuſammenſetzungen verſchiedener Metalle ganz anders gefärbte Maſſen erſchienen, z. B. von Kupfer und Zink eine dem Golde ähnliche Compoſition, ſo entſtand wohl der Gedanke bei ihnen, daß ein Metall in das andere könne umgewandelt werden. Frühzeitig nahm der Luxus bei den Völkern überhand, daraus entſtand die Begierde nach Gold und Silber; und um ſo mehr wurde dadurch der Kunſt nachgejagt, dieſe ſeltnern edlen Metalle aus den in größerer Menge vorhandenen unedlen zu erhalten. Zugleich führten die Krankheiten, welche die Menſchen heimſuchten, auch wohl auf den Gedanken, ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten, ein Mittel, welches zugleich die Beſchwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden; und beide Ideen vereinigten ſich, das hohe Ziel der Anſtrengungen und Verſuche verſchiedener Menſchen zu werden, welche in geheimnißvollen Bildern und Allegorien ihre Lehren fortpflanzten. Zur Verwandlung der Metalle glaubten ſie ein Mittel nöthig zu haben, welches den Urſtoff aller Materie in ſich enthielt, das die Macht hätte, alles in ſeine einzelnen Theile aufzulöſen. Dies allgemeine Auflöſungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben ſollte, allen Krankheitsſtoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weiſen, Lapis philosophorum, ſo wie die angeblichen Beſitzer deſſelben Adepten genannt. Je weniger die Alchymiſten ſelbſt deutliche Begriffe von ihren Arbeiten, von den dabei ſich zeigenden Erſcheinungen hatten, deſto mehr ſuchten ſie in myſteriöſen Bildern und geheimnißvollen Allegorien ſich auszudrücken. Späterhin wurde dieſe myſteriöſe Sprache auch deßwegen von den Alchymiſten fortgeſetzt, um ihre Geheimniſſe vor den Ungeweihten zu verhüllen. In Ägypten war in

den allerälteſten Zeiten unter den Heroen auch Hermes, der Sohn des Anubis, von dem viele Bücher mit chymiſcher, magiſcher und alchymiſtiſcher Wiſſenſchaft herrühren ſollen, die jedoch aus ſpäterer Zeit ſind (ſ. Hermes Trismegiſtus). Daher wurde die chymiſche und alchymiſche Kunſt auch die hermetiſche genannt. Gewiß iſt es, das die alten Ägyptier viele und beſondere chymiſche und metallurgiſche Kenntniſſe beſaßen, obgleich der Urſprung der Alchymie nur ungewiß bei ihnen zu ſuchen iſt. Unter den Griechen waren mehrere der ägyptiſchen Schriften kundig und in ihre chymiſchen Kenntniſſe eingeweiht. In der Folge verbreitete ſich auch unter den Römern die Luſt zur Magie, zu theoſophiſchen Schwärmereien, und beſonders zur Alchymie. Als unter den römiſchen Tyrannen echte Wiſſenſchaften verfolgt wurden, erhob ſich um ſo mehr der Aberglaube und die Afterweisheit. Die Verſchwendung der Römer in jenen Zeiten erregte die Begierde nach Gold und nach der Kunſt, welche ihnen dieſes unmittelbar und in der größten Menge verhieß. Schon Caligula ſtellte vergebliche Verſuche an, aus Operment Gold zu machen. Diocletian hingegen befahl, alle ägyptiſche Bücher zu verbrennen, die von der Chymie des Goldes und Silbers handelten. In dieſem Zeitalter wurden viele Bücher über Alchymie verfertigt; und fälſchlich mit berühmten Namen des Alterthums überſchrieben. So wurden z. B. dem Demokrit, beſonders aber dem Hermes, eine Menge Schriften beigelegt, die von ägyptiſchen, alexandriniſchen Mönchen und ſophiſtiſchen Eremiten aufgeſetzt waren, und welche, wie die Tabula smaragdina, in Allegorien und mit myſtiſchen, ſymboliſchen Figuren den Weg zur Erfindung des Steins der Weiſen zeigten. Späterhin kam die Chymie und Alchymie bei den Arabern ſehr in Aufnahme. Im 8. Jahrh. lebte der erſte Chymiker unter ihnen, gewöhnlich Geber genannt, in deſſen Werke von der Alchymie ſchon die Anweiſung zu Queckſilberbereitungen u. a. m. vorkommt. In den Zeiten des Mittelalters befleißigten ſich die Mönche in den Klöſtern ſehr häufig der Alchymie, obgleich ſpäterhin ſie von den Päpſten verboten wurde. Allein unter dieſen ſelbſt gab es einen Johann XXII., der, ſo wie mehrere andere vornehme Geiſtliche, an der Alchymie Geſchmack fand. Im 4. Jahrh. war Lull einer der berühmteſten Alchymiſten. Man erzählt von ihm das Mährchen, er habe bei ſeiner Anweſenheit in London für den König Eduard I. eine Maſſe von 50,000 Pfund Queckſilber in Gold verwandelt, woraus die erſten Roſenobles geprägt worden wären. In Venedig wurde 1488 die Alchymie verboten. Paracelſus (1525) gehört gleichfalls unter die berühmten Alchymiſten; ferner Roger Bacon, Baſilius Valentinus, und viele Andere. Da jedoch geläuterte Chymie und Philoſophie anfingen, ihre Grundſätze zu verbreiten, und mehreren Aufſchluß über die Erſcheinungen bei chymiſchen Arbeiten gaben, nahm die Wuth zu alchymiſtiſchen Träumereien allmählig ab, obgleich im Stillen ihr noch Viele, ſelbſt Große, anhingen, wie wir z. B. vom Herzog Franz Carl von Lauenburg (1659) wiſſen, bei dem J. Kunkel von Löwenſtern war. Wenn wir über die Alchymie ein unparteiiſches Urtheil fällen wollen, ſo dürfen wir zuvörderſt die Verdienſte derſelben nicht vergeſſen, welche ſie um die Chymie und ſelbſt um die Heilkunſt gehabt hat. Die erſte und ſorgfältigſte Bearbeitung der Chymie hat ohne Streit in der Alchymie ihren Urſprung. Ferner verdanken wir manche nützliche Erfindung den unabläſſigen Arbeiten und der unermüdlichen Geduld der Alchymiſten, z. B. die Erfindung mehrerer Queckſilberpräparate, des Mi-

Mineralkermes, des Porzellans u. a. m. Über die Möglichkeit der Verwandlung der Metalle läßt ſich nichts mit Gewißheit entſcheiden. Zwar hat die neuere Chymie darüber abgeſprochen, und, indem ſie die Metalle unter die einfachen Urſtoffe ſetzt, die Möglichkeit, daß ein Stoff in den andern, folglich ein geringeres Metall in Gold verwandelt werden könne, geläugnet. Auch mögen die meiſten Erzählungen von wirklich geſchehener Umwandlung eines Metalles in Gold auf Betrug oder Selbſttäuſchung beruhen, obgleich manche unter Umſtänden und mit Aufführung von Zeugen begleitet ſind, welche ſie wahrſcheinlich machen. Indeſſen da der menſchliche Forſchungsgeiſt nicht ſtille ſteht; da in der Chymie ſelbſt immer mehrere auffallende Entdeckungen gemacht, die Metalle ſchon ſelbſt nicht von allen Chymikern als einfache, ſondern als zuſammengeſetzte Stoffe angenommen werden; da man mittelſt der Galvaniſchen Batterie ſelbſt das Kali in ein metallähnliches Product verwandelt hat: ſo muß man die Möglichkeit, Metall aus andern Subſtanzen, welche die Stoffe dazu enthalten, hervorzubringen, und ein Metall in das andere umzuwandeln oder vielmehr zu veredeln, an ſeinen Ort geſtellt ſein laſſen. Auch darf man nicht alle Alchymiſten als Betrüger anſehen. Viele arbeiteten in wirklicher Überzeugung der Möglichkeit, zu ihrem Zweck zu gelangen, mit unermüdeter Geduld in der Aufrichtigkeit und Reinheit des Herzens (die von den echten Alchymiſten als vorzügliches Erfoderniß zum Gelingen dieſer Arbeiten dringend empfohlen wird); allein Theoſophen und Schwärmer allerlei Art, ſogenannte Magier, unwiſſende Menſchen, die aus Goldbegierde, ohne hinreichende chymiſche Kenntniſſe, ſich auf Alchymie legten, verunſtalteten die chymiſchen Erfahrungen mit ihrem Aberglauben. Viele Betrüger brauchten die Alchymie zum Deckmantel ihrer Habſucht, und betrogen die Schwachen um Geld und Gut. Mancher, auch noch in unſern Tagen, der, ohne gründliche chemiſche Kenntniſſe zu beſitzen, von alten alchymiſtiſchen Büchern, die er nicht verſtand, zu langwierigen alchymiſtiſchen Arbeiten, zu Verſchwendung großer Geldſummen und Vernachläſſigung ſeiner Berufsarbeit verleitet wurde, hat dadurch ſeinen Ruin herbeigeführt. Bis jetzt iſt die Chymie noch nicht dahin gelangt, nach ſichern Principien die Entſtehung der Metalle nach ihren einfachen Stoffen, die Geſetze, nach welchen die Natur ſie hervorbringt, ihr Wachsthum und ihre Veredlung einzuſehen, und dieſen Prozeß der Natur zu begünſtigen oder nachzuahmen; folglich iſt bis jetzt jede Arbeit der Alchymiſten, das Suchen nach dem Stein der Weiſen, ein Herumtappen im Finſtern, und ſie ſind von Unwiſſenheit, Täuſchung und Betrug in ein Labyrinth gebannt, aus dem ſie ſich nicht herauszufinden wiſſen. H.

Alcibiades. Dieſer berühmte Grieche war ein Sohn des Klinias und der Dinomache, und zu Athen in der 82. Olympiade (gegen das J. 450 v. Chr.) geboren. Als Kind verlor er ſeinen Vater in der Schlacht bei Chäronea, und ward darauf in dem Hauſe des Perikles, ſeines mütterlichen Großvaters, erzogen. Dieſer war zu ſehr mit den Angelegenheiten des Staats beſchäftigt, um ihm die Sorgfalt zu widmen, welche die Heftigkeit ſeines Charakters erfoderte. Alcibiades verrieth von Jugend auf, was er einſt ſein werde. Einſt würfelte er mit einigen Altersgenoſſen auf der Gaſſe; ein Wagen kam dazu; er bittet den Fuhrmann zu halten, und da dieſer ſich weigert, wirft er ſich vor das Rad und ruft: „Fahre jetzt, wenn du den Muth haſt." Einſt war er in einem Zweikampf mit einem andern Knaben nahe daran zu unterliegen, und biß denſelben in die Hand. „Du

beißeſt wie ein Weib," ruft dieſer. „Nein, wie ein Löwe," antworte Alcibiades. In allen Studien, in allen Körperübungen verſuchte er ſich mit Glück. Seine Schönheit, ſeine Geburt, das Anſehen des Perikles, ſeines Vormundes, verſchafften ihm eine Menge von Freunden und Verehrern; nachtheilige Gerüchte über ſeine Sitten waren die Folge davon. Auch Sokrates ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft und hoffte, ihn zum Guten leiten zu können. Auch gewann er unläugbar eine große Gewalt über ihn, und aus allen Zerſtreuungen kehrte Alcibiades ſtets zu dem Philoſophen zurück. Die erſten Waffen trug er bei der Unternehmung auf Potidäa; er wurde hier verwundet, und Sokrates, der an ſeiner Seite focht, vertheidigte ihn und führte ihn zurück. Auch der Schlacht von Delium wohnte er bei; er befand ſich unter der Reiterei, welche ſiegreich war. Nachdem aber das Fußvolk geſchlagen worden, ward er genöthigt, wie die übrigen die Flucht zu nehmen. Er begegnete auf derſelben dem Sokrates, welcher ſich zu Fuß zurückzog, begleitete ihn und wachte für ſeine Sicherheit. So lange Kleon lebte, machte ſich Alcibiades nur durch Luxus und Verſchwendung bekannt, ohne ſich in die Angelegenheiten des Staats zu miſchen. Als dieſer Demagog (im J. 422 v. Chr.) das Leben verloren hatte, brachte es Nikias dahin, daß ein Frieden auf funfzig Jahre zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern abgeſchloſſen wurde. Alcibiades ward eiferſüchtig auf des Nicias Anſehen, und zugleich unwillig, daß die Lacedämonier, mit denen er in gaſtfreundſchaftlicher Verbindung ſtand, ſich nicht an ihn gewandt hatten, und benutzte einige zwiſchen beiden Nationen entſtandene Mißhelligkeiten, um einen Bruch des Friedens zu bewirken. Die Lacedämonier hatten Geſandte nach Athen geſchickt. Alcibiades nahm ſie mit ſcheinbarem Wohlwollen auf, und rieth ihnen, ihre Vollmachten zu verheimlichen, damit die Athenienſer ihnen keine Geſetze vorſchrieben. Jene ließen ſich wirklich täuſchen und erklärten, als ſie in die Volksverſammlung berufen waren, daß ſie ſich ohne Vollmacht befänden. Sogleich trat Alcibiades gegen ſie auf, warf ihnen ihre Treuloſigkeit vor, und bewog die Athenienſer zu einem Bündniß mit den Achäern. Dies führte einen Bruch mit Lacedämon herbei. Alcibiades befehligte bei verſchiedenen Gelegenheiten die athenienſiſchen Flotten, welche den Peloponnes verwüſteten; aber auch hier entſagte er dem Luxus und der Üppigkeit nicht. Nach ſeiner Rückkehr nach Athen ergab er ſich allen Arten von Ausſchweifungen. Als er einſt von einer nächtlichen Orgie in Geſellſchaft einiger Freunde zurückkehrte; wettete er, daß er dem reichen Hipponichus eine Ohrfeige geben wolle, und wirklich gab er ſie ihm. Dieſe Handlung machte großes Aufſehen in der Stadt; Alcibiades aber ging zu dem Beleidigten hin, warf ſein Oberkleid ab und foderte ihn auf, ſich durch Ruthenſtreiche an ihm zu rächen. Dieſe offene Reue verſöhnte Hipponichus; er verzieh ihm nicht nur, ſondern gab ihm in der Folge ſogar ſeine Tochter Hipparete mit einer Ausſteuer von 10 Talenten (15,000 Thlr.) zur Gattin. Alcibiades entſagte aber auch jetzt weder ſeinem Leichtſinn, noch ſeiner Verſchwendung. Dieſe zeigte er beſonders auch bei den olympiſchen Spielen, wo er nicht, wie andere Reiche, mit einem, ſondern mit ſieben Wagen zugleich in die die Rennbahn trat und die drei erſten Preiſe gewann. Auch in den pythiſchen und nemäiſchen Spielen ſcheint er geſiegt zu haben. Alles dies zog ihm aber den Haß vieler ſeiner Mitbürger zu, und er würde dem Oſtracismus (ſ. d.) unterlegen haben, wenn er nicht in Verbindung mit Nicias und Phäar, die ein gleiches Schickſal fürch-

teten, ſo geſchickte Maßregeln zu nehmen gewußt, daß die Verbannung eben denjenigen traf, der ihn zu ſtürzen geglaubt hatte. Bald darauf beſchloſſen die Athenienſer, auf Alcibiades Vorſchlag, eine Unternehmung auf Sicilien zu machen, und ernannten ihn mit Nicias und Lamachus zum Oberbefehlshaber. Aber während man die Zurüſtungen betrieb, geſchah es, daß einſt in einer Nacht alle Hermen verſtümmelt wurden. Alcibiades Feinde warfen den Verdacht dieſes Frevels auf ihn, verſchoben jedoch die Anklage bis nach ſeiner Rückkehr aus Sicilien. Kaum aber hatte er ſich eingeſchifft, als ſie das Volk dergeſtalt wider ihn aufreizten, daß der Beſchluß gefaßt wurde, ihn zurückzurufen, um ihn zu richten. Alcibiades hatte bereits auf Sicilien glänzende Vortheile erfochten, als er den Befehl zur Rückkehr empfing. Er gehorchte ohne Widerſtand und ſchiffte ſich ein; als er zu Thurium angekommen war, ſtieg er ans Land und verbarg ſich. Wie, Alcibiades, fragte man ihn, haſt du kein Vertrauen zu deinem Vaterlande? — „Ich würde,“ antwortete er, „meiner Mutter nicht trauen, wenn es mein Leben betrifft, denn ſie könnte aus Verſehen einen ſchwarzen Stein ſtatt eines weißen nehmen.“ In Athen verurtheilte man ihn hierauf zum Tode. Er aber ſagte auf die Nachricht davon: „Ich werde den Athenienſern zeigen, daß ich noch lebe.“ Zunächſt ging er nach Argos, dann nach Sparta, wo er ſich mit ſo gewandter Art in die ſtrengen Sitten des Landes zu fügen wußte, daß er auch hier der Liebling des Volks wurde. Daher gelang es ihm, die Lacedämonier zu einem Bündniß mit dem Perſerkönig, und, nach dem unglücklichen Ausgang der athenienſiſchen Unternehmung auf Sicilien, zur Unterſtützung der Einwohner von Chios zu bewegen, um letztere vom Joche Athens zu befreien. Er ging ſelbſt dahin, brachte bei ſeiner Ankunft in Kleinaſien ganz Jonien gegen die Athenienſer in Aufſtand, und fügte ihnen viel Schaden zu. Agis aber und die vornehmſten Spartaner wurden wegen dieſes Erfolgs eiferſüchtig auf ihn, und befahlen ihren Feldherren in Aſien, ihn umbringen zu laſſen. Alcibiades errieth ihren Plan und ging zu Tiſſaphernes, einem perſiſchen Satrapen, der Befehl hatte, mit den Lacedämoniern gemeinſchaftlich zu handeln. Hier änderte er ſeine Sitten, ſtürzte ſich in den aſiatiſchen Luxus, und wußte ſich dem Satrapen unentbehrlich zu machen. Da er den Lacedämoniern nicht mehr trauen konnte, unternahm er es, ſeinem Vaterlande zu dienen, und ſtellte dem Tiſſaphernes vor, daß es dem Intereſſe des großen Königs entgegen ſei; die Athenienſer ganz zu entkräften; man müſſe vielmehr Athen und Sparta, eins nach dem andern, aufreiben. Tiſſaphernes befolgte dieſen Rath, und gönnte den Athenienſern einige Erleichterung. Dieſe hatten damals in Samos bedeutende Streitkräfte. Alcibiades ließ den Befehlshabern eröffnen: wenn ſie die Ausgelaſſenheit des Volks unterdrücken, und die Regierung in die Hände der Vornehmen geben würden, ſo wolle er ihnen die Freundſchaft des Tiſſaphernes verſchaffen, und die Vereinigung der phöniziſchen Flotte mit der lacedämoniſchen hindern. Dieſe Foderung ward bewilligt, und Piſander von ihnen nach Athen geſchickt; der die Regierung einem aus vierhundert Perſonen beſtehenden Rathe übergeben ließ. Als dieſe aber nicht daran dachten, Alcibiades zurückzuberufen, übertrug ihm das Heer von Samos den Oberbefehl mit der Auffoderung, auf der Stelle nach Athen zu gehn und die Tyrannen zu ſtürzen. Er wollte jedoch nicht in ſein Vaterland zurückkehren, bevor er ihm nicht einige Dienſte geleiſtet. Er griff daher die von Mindarus befehligte

Flotte der Lacedämonier an, und ſchlug ſie völlig. Als er hierauf zu Tiſſaphernes zurückgekehrt war, ließ dieſer ihn, um vor ſeinem Könige nicht als Theilnehmer an jener Unternehmung zu erſcheinen, in Sardes verhaften. Alcibiades aber fand Mittel, zu entkommen, ſtellte ſich an die Spitze des Heers, ſchlug die Lacedämonier und Perſer bei Cyzikus zu Waſſer und zu Lande, nahm Cyzikus, Chalcedon und Byzant, gab den Athenienſern die Herrſchaft des Meers wieder, und kehrte jetzt in ſein Vaterland zurück, wohin man ihn auf des Kritias Vorſchlag zurückberufen hatte. Hier ward er mit allgemeinem Enthuſiasmus empfangen, da die Athenienſer ſeine Verbannung als die Urſach aller bisherigen Unglücksfälle anſahen. Doch dieſer Triumph war von kurzer Dauer. Man ſandte ihn bald mit hundert Schiffen wieder nach Aſien. Da man ihm aber den Sold für die Mannſchaft nicht ſchickte, ſah er ſich genöthigt, Hülfe in Karien zu ſuchen, und übergab das Commando inzwiſchen dem Antiochus. Dieſer wurde vom Lyſander in einen Hinterhalt gelockt und verlor das Leben und einen Theil ſeiner Schiffe. Dieſen Vorfall benutzten des Alcibiades Feinde, um ihn anzuklagen und andere Anführer ernennen zu laſſen. Alcibiades ging nach Paktyä in Thrazien, verſammelte hier Truppen, und bekriegte die freien Thrazier. Er machte anſehnliche Beute, und ſicherte die Ruhe der benachbarten griechiſchen Städte. Die atheniensiſche Flotte lag damals bei Ägos Potamos. Er machte die Anführer auf die ſie bedrohende Gefahr aufmerkſam, rieth ihnen, nach Seſtos zu gehen, und bot ihnen ſeinen Beiſtand an, um den Lyſander entweder zu einer Schlacht oder zum Frieden zu zwingen. Sie gingen aber nicht darauf ein, und wurden bald darauf gänzlich geſchlagen. Alcibiades, der die Macht der Lacedämonier fürchtete, begab ſich nach Bithynien, und wollte von da zum Artaxerxes gehen, um ihn für ſein Vaterland zu gewinnen. Indeß hatten die dreißig Tyrannen, welche Lyſander in Athen eingeſetzt, dieſen gebeten, ihn ermorden zu laſſen. Lyſander aber hatte ſich deſſen geweigert, bis er den Befehl dazu von ſeinem Vaterlande erhielt. Er trug die Vollziehung dem Pharnabazus auf. Alcibiades war damals mit der Timandra, ſeiner Geliebten, auf einem Schloſſe in Phrygien. Hier zündeten des Pharnabazus Helfer bei Nacht ſein Haus an, und erſchoſſen ihn mit Pfeilen, als er ſich ſchon aus der Feuersbrunſt gerettet hatte. Timandra beſtattete den Leichnam mit gebührender Ehre. So endigte Alcibiades ſein Leben im J. 404 v. Chr. Geb., ungefähr 45 Jahre alt. Von der Natur mit den ausgezeichnetſten Eigenſchaften, und mit einem ſeltenen Talent, die Menſchen zu gewinnen und zu beherrſchen, ausgeſtattet (obgleich er das R nicht ausſprechen konnte und ſtotterte, doch von hinreißender Beredſamkeit, ließ er ſich bei der Anwendung derſelben nur von den äußern Umſtänden beſtimmen. Es fehlte ihm jene Seelenhoheit, die unverwandt der Tugend folgt; dagegen beſaß er jene Kühnheit, welche das Bewußtſein der überlegenheit einflößt, und welche vor keinem Hinderniſſe zurückbebt, da ſie über die Wahl der Mittel, zum Zweck zu gelangen, nie zweifelhaft iſt. Unter den Alten haben Plutarch und Nepos ſein Leben beſchrieben.

Alcides, ein Beiname des Herkules, nach der gewöhnlichen Erklärung, von ſeinem Großvater Alcäus, dem Vater des Amphitruo.

Alcman, ein griechiſcher Dichter, geboren zu Sardes in Lydien, gegen das J. 670 v. Chr. Geb. Er erhielt zu Sparta das Bürgerrecht. Wir beſitzen von ihm noch einige Fragmente, welche be-

weiſen, daß er ſich des doriſchen Dialekts bediente. Unmäßigkeit in allen Genüſſen war Urſache, daß er an einer ſcheußlichen Krankheit ſtarb. Er hat dem Horaz oft zum Vorbild gedient.

Alcmäon, Sohn des Amphiaraus und der Eriphyle von Argos, nahm, zum Oberhaupt der ſieben Epigonen gewählt, Theben ein, und verheerte es. Als er hierauf ſeines Vaters Tod, von dieſem ſelbſt deßhalb beſchworen, an ſeiner Mutter durch ihre Ermordung gerächt hatte, verfolgten ihn die Furien, von denen er, nach dem Ausſpruche des Orakels, erſt dann gänzlich befreiet werden ſollte, wenn er in einem Lande ſich niederließe, das damals, als ſeine Mutter ihn, der nirgends Ruhe finden konnte, verfluchte, noch nicht Land geweſen wäre. Er fand ſeine Ruhe endlich auf einer ſeit kurzem erſt im Fluſſe Achelous entſtandenen Inſel; wo er dann die Kallirrhoë, Tochter dieſes Flußgottes (mit Verſtoßung ſeiner vorigen Gemahlin Arſinoe), heirathete. Allein nicht lange genoß er dieſe Ruhe; denn als er, um den Wunſch ſeiner Gemahlin zu befriedigen, das Halsband der Eriphyle von ſeinem erſten Schwiegervater, Phlegeus, liſtiger Weiſe zurückgeholt hatte, ließ dieſer ihn durch ſeine ihm nachgeſendeten Söhne ermorden.

Alcmene, die Tochter der Elektryon und Gemahlin des Amphitruo, dem ſie aus Jupiters Umarmung, welcher ſie liebte und ſie zu täuſchen, des Gemahls Geſtalt angenommen hatte, den Sohn der dreifachen Wundernacht, den Herkules, gebar.

Alcudia (Don Manuel de Godoy, Herzog von), Friedensfürſt, Günſtling des Königs Carl IV. von Spanien, geb. 1764 zu Badajoz. Als ein armer Edelmann, der gut ſang, die Guitarre ſpielte und durch eine ſchöne hohe Geſtalt ſich auszeichnete, ging er mit ſeinem ältern Bruder Luis Godoy nach Madrid. Ein Speiſewirth gab ihm ein Jahr lang Credit, und ließ ſich ſtatt der Bezahlung Boleros und Seguidillas von ihm zur Guitarre vorſingen. Durch vielvermögende Gönner kam er 1787 unter die Leibgarde. Sein Bruder machte durch ſein Spiel und ſeinen Geſang die Bekanntſchaft einer Kammerfrau der Königin, die ihn ihrer Gebieterin empfahl. Die Königin hörte von ihm, daß ſein Bruder noch beſſer ſinge und ſpiele; und Don Manuel wurde zu ihr gerufen. Auch der König ward von ſeinem Spiele entzückt. Godoy's Art, ſich auszudrücken, gefiel ihm; und der neue Günſtling wurde in ſchneller Folge — ſo viel vermochten ſeine verführeriſche Perſönlichkeit, ſeine Leichtigkeit und Anmuth des Geſprächs, und ſein ſeltenes Talent zur Intrigue! — 1788 zum Adjutanten der Compagnie, 1791 zum Generaladjutanten der Leibgarden und zum Großkreuz des Ordens Carls III., 1792 zum Generallieutenant, Herzog von Alcudia, Major der Leibgarde, erſten Miniſter an Aranda's Stelle, und Ritter des Ordens vom goldenen Vließe, 1795 endlich, zur Belohnung ſeiner beim Abſchluß des Friedens mit Frankreich vermeintlich bewieſenen Sorgfalt, zum Friedensfürſten (Principe de la Paz) und zum Grand der erſten Claſſe ernannt, und noch außerdem mit einer Domäne beſchenkt, die ihm auf 50,000 große Piaſter trug. Er unterzeichnete am 19. Aug. 1796 zu St. Ildephonſo eine Offenſiv- und Defenſivallianz mit der franz. Republik. Im Sept. 1797 vermählte er ſich mit Donna Maria Thereſia von Bourbon, einer Tochter des Infanten Don Louis, Bruders König Carls III. Um dieſe Verbindung ſtandesmäßig zu machen, ließen gefällige Genealogiſten Godoy'n vom Kaiſer Montezuma abſtammen. Zwar legte er im J. 1798 das Miniſterium nieder, allein der König

und die Königin bezeugten ihm fortwährend ihre Gunſt, und noch in demſelben Jahre wurde er zum Generalcapitän ernannt. Im J. 1801 commandirte er die Armee gegen Portugal, und unterzeichnete den Vertrag von Badajoz. Ein Decret vom 1. Oct. 1804 erhob ihn zum Generaliſſimus der ſpaniſchen Land- und Seemacht. Er hielt jetzt ſeine eigene Leibwache von 120 Mann; auch ſtiegen ſeine Einkünfte um 100,000 Piaſter. Im J. 1807 legte ihm ein neues Decret den Titel Durchlaucht bei, und ertheilte ihm die unumſchränkteſte Gewalt, denn es hieß darin: „Schließlich befehle ich allen meinen Conſeils, Vicekönigen, Generalcapitänen u. ſ. w., daß ſie Ihren Verfügungen in Allem, was auf meinen Dienſt Bezug hat, Folge leiſten, Sie wie meine eigene Perſon ehren u. ſ. w." So übte der Friedensfürſt, der keineswegs durch außerordentliche Verdienſte, ſondern einzig durch die Gunſt der Königin ſich aus dem Staube erhoben, und mit der königl. Familie durch Bande des Bluts verbunden, eine unumſchränkte Gewalt über den ſchwachen König und die Königin, wie über die königl. Familie und das ganze Reich aus. Aber plötzlich ſtürzte er von dieſer Höhe herab, wozu Urſachen von außen und innen zuſammenwirkten. Napoleons Macht hatte auch dem Friedensfürſten Argwohn erregt, und im J. 1806, kurz vor dem Kriege mit Preußen, glaubte er, daß der Zeitpunct gekommen ſei, Frankreichs Macht zu brechen. Er rief die Nation zu den Waffen, und wiewohl er den Zweck ſeiner Rüſtungen nicht angab, auch, bei der Wendung des Krieges gegen Preußen, Schutzanſtalten gegen die Barbaresken vorwendete, ſo hatte doch Napoleon ſeine Abſicht erkannt und von dem Augenblick an den Plan gefaßt, die Bourbonen in Spanien zu entthronen (ſ. Spanien ſeit 1808). Unterdeſſen wurde der Haß des Volks gegen den übermüthigen Günſtling aufs äußerſte durch den Prozeß vom Escurial gereizt. Zu ſpät ſah Don Godoy den verderblichen Abgrund unter ſeinen Füßen ſich öffnen. Seinen Plan, mit der königl. Familie nach Amerika zu flüchten, vereitelte der Aufſtand von Aranjuez am 19. März 1808. Der Friedensfürſt, gegen den die ganze Wuth des Volks ſich richtete, hatte ſich auf einem Boden verborgen, wurde aber daſelbſt aufgefunden, gemißhandelt, und auf die Bitte des Königs und der Königin von dem Prinzen von Aſturien nur durch das Verſprechen gerettet, daß ſogleich Gericht über ihn gehalten werden ſolle. Dies verhinderten indeß die Ereigniſſe von Bayonne. Napoleon, der ſich des Einfluſſes des Friedensfürſten bei Carl IV. bedienen wollte, bewirkte ſeine Entlaſſung aus dem Gefängniß und rief ihn nach Bayonne, wo er den 26. Apr. 1808 ankam, und die Triebfeder alles deſſen war, was der König und die Königin von Spanien thaten. Seitdem hat er in Frankreich und bis jetzt in Rom ſich aufgehalten, wo er die Gunſt des Königs und der Königin bis zu Beider Tode (im Jan. 1819) genoß. Als er 1818 krank war, pflegte ihn die Königin ſelbſt. Sein Vermögen in Spanien hat er verloren. Man ſchätzte ſein jährliches Einkommen im J. 1808 auf 5 Millionen Piaſter. Er beſaß die reichſten Gemähldegallerien in ganz Spanien; ſeine Wohnung war die reichſte und geſchmackvollſte. Nach einem in Spanien aus ſeinen Papieren gezogenen Verzeichniß ſeiner Schätze beſaß er: in England 40 Mill. Piaſter; in Frankreich 10 Mill.; in Genua 20 Mill. und mit den baaren Summen an verſchiedenen Orten in Spanien überhaupt 38 Mill. 400,000 Piaſter; ohne das koſtbarſte Geräth, Juwelen, Gold in Barren; mit dieſen wurde ſeine geſammte Habe auf 500 Mill. — unſtreitig übertrieben — geſchätzt.

Von ſeiner Gemahlin, die in Toledo bei ihrer Mutter, einer gebornen Vallabriga, geblieben iſt, hat er eine Tochter, die Herzogin von Alcudia. — Die Privatgeſchichte dieſes Mannes iſt durch den Haß der Spanier verfälſcht. Unter mehreren Anekdoten wird folgende allgemein erzählt. Ein alter Offizier, Namens Tudo, ſuchte länger als ſechs Monate vergebens Audienz beim Fürſten zu erhalten. Endlich ließ er durch ſeine Tochter darum bitten. Sogleich wurden beide vorgelaſſen, und der Vater erhielt die Stelle eines Gouverneurs im Buen-Retiro, wohin der Fürſt ſeitdem öfter ging, um das Fräulein Joſephine Tudo zu beſuchen. Dieſe feſſelte ihn ſo, daß er im Geheim ſich mit ihr vermählt haben ſoll. Auch die Königin, ſagt man, wußte davon; vor dem König aber wagte niemand, etwas zum Nachtheil des Fürſten zu ſagen. Aus Eiferſucht darüber ſoll die Vermählung des Fürſten mit der 15jährigen Tochter des Infanten Don Louis betrieben worden ſein. Am Abend vor der Vermählung erfuhr die Tudo das erſte Wort davon. Außer ſich lief ſie in den Palaſt und in die Zimmer des Fürſten. „Er iſt mein Gemahl, rief ſie, der Vater meiner Kinder! Ich rufe Gott und Menſchen um Gerechtigkeit an!“ Godoy entfloh durch den Garten. Die Unglückliche fiel in Ohnmacht und ward mit Mühe in ihre Wohnung zurückgebracht. Doch nach einigen Tagen verſöhnte ſich der Fürſt mit ihr, indem er ſie überredete; er habe den Befehlen des Königs gehorchen müſſen. Nach der Eroberung der portugieſiſchen Feſtung Olivenza im J. 1800 überſchickte der Fürſt, welcher den Oberbefehl geführt, an die Königin, als ein Zeichen der eroberten portugieſiſchen Provinz, einen friſchen Orangenzweig. Der Eilbote, der ihn überbrachte, hatte 40 Meilen in 8 Stunden gemacht. Ein ähnliches Geſchenk ſandte er durch einen andern Courier an die Tudo. Bei der Kataſtrophe am 18. und 19. März 1808 wurde die Frau v. Tudo auf keine Weiſe beleidigt. Sie lebt jetzt noch mit ihren Kindern in Spanien. Noch hat der Fürſt — erzählt die Biographie des hommes vivans — zwei Söhne von einem Fräulein, die er zur Gräfin v. Caſtello Fiel hat ernennen laſſen. Sie lebt mit ihm zu Rom im Palaſte ſeines Gebieters. Die Königin behandelte dieſe Kinder mit beſonderer Güte. Der Prinz de la Paz hatte das Haus des alten Königs ganz mit ſeinen Kreaturen beſetzt. Sein Vater, der Herzog von Almadavas, war Oberſtallmeiſter des Königs, ſeine leibliche Muhme, die Marquiſe von Villena, war Oberhofmeiſterin der Königin; ſie iſt mit dem Ritter Vargas, ſpaniſchem Geſandten beim heil. Stuhle, vermählt. — Übrigens hatte Godoy ſich während ſeines großen Einfluſſes über die kirchlichen Verhältniſſe des Staats oft weggeſetzt, und manche gute Idee, z. B. die der Peſtalozziſchen Schulen, auszuführen geſucht, ohne in das Weſen derſelben einzudringen. Er hat mehreren Gefangenen des heil. Gerichts die Freiheit wiedergegeben, und ihre Verhörsacten ins Feuer geworfen. Jetzt führt er ein völlig unbedeutendes Leben. Er ſcheint an nichts mehr zu denken, und ſpricht von keinem Vorfall ſeines Lebens auch nur ein Wort. Er tadelt Niemand, und ſchweigt ganz von ſeinen Feinden. Man hört ihn blos wiederholen, daß er kein Blut vergoſſen habe. — Sein Bruder, Don Louis, iſt 1801 als Generalcapitän von Eſtremadura geſtorben.

Alcuinus (Flaccus) oder Alchuin, auch Albin, ein berühmter und gelehrter Engländer, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Carls des Großen. Er war zu York, nach Andern bei London, ums J. 736 geboren, erhielt von Beda dem Ehrwürdigen und dem Biſchof Elbert Unterricht, und wurde Abt von Canterbury. Auf ſeiner

Rückreiſe von Rom, von wo er für einen Freund das Pallium geholt hatte, lernte ihn Carl der Große in Parma kennen, und trug ihm ſogleich ſeine Dienſte an, in die auch Alcuin im folgenden Jahre trat. Carl ließ durch ihn nicht allein an ſeinem Hofe Unterricht ertheilen, zu welchem Zwecke eine Hofſchule (Palatina) errichtet wurde, ſondern gab ihm auch die Aufſicht über verſchiedene Klöſter, in welchen Alcuin für die Verbreitung der Wiſſenſchaften ſorgte. Aber ſeine Thätigkeit begnügte ſich damit nicht, und die meiſten Schulen in Frankreich wurden von ihm theils geſtiftet, theils in einen beſſern Flor gebracht. Dies geſchah beſonders durch die Schule, die er in der Abtei St. Martin zu Tours 796 anlegte, wobei er die Schule zu York zum Muſter nahm. Hier unterrichtete er ſelbſt eine große Anzahl Schüler, welche in der Folge die Gelehrſamkeit in der fränkiſchen Monarchie verbreiteten. Alcuin nahm endlich 801 von dem Hofe ſeine Entlaſſung, und ging in die Abtei St. Martin zu Tours, von wo aus er jedoch mit Carl ſich durch häufige Briefe unterhielt, und ſtarb ſchon 1804. Er hinterließ außer vielen theologiſchen Schriften auch mehrere zum Unterricht in den Anfangsgründen der Philoſophie, der Redekunſt und der Sprachlehre, auch ſelbſt Gedichte und eine große Anzahl Briefe, die jedoch durch ihren Styl nicht gefallen können, und überhaupt den noch ungebildeten Geiſt ihres Zeitalters deutlich bewähren; indeſſen erkennt man noch jetzt, nach einem Jahrtauſend, in ihm den gelehrteſten und gebildetſten Mann ſeines Zeitalters. Er verſtand Lateiniſch, Griechiſch und Hebräiſch. Seine Werke ſind erſchienen, Paris, 1617, Fol., und vollſtändiger, Regensb. 1777, 2 B. Fol.

Aldobrandini, der Name einer fürſtl. Familie zu Rom, der in der Kunſtgeſchichte genannt wird, weil ein antikes Frescogemählde in der Villa derſelben befindlich iſt, welches eine Hochzeit vorſtellt und den Namen der Aldobrandiniſchen Hochzeit erhalten hat. Es wurde unweit Santa Maria Maggiore, in der Gegend, wo ehemals des Mäcenas Gärten waren, zur Zeit Clemens VIII. aufgefunden, und von da in jene Villa gebracht (vgl. Böttiger). Auch mehrere Gelehrte dieſes Namens haben ſich ausgezeichnet, namentlich Sylveſter Aldobrandini als Juriſt und deſſen Bruder Thomas, beide im 16. Jahrh.

Aldus, ſ. Manutius.

Ale (engl.), ein ſüßes, ohne Hopfen gebrautes, ſehr ſtarkes Bier, das in England am vorzüglichſten bereitet wird. Eine andere Art dieſes Biers wird Porter genannt.

Alekto, ſ. Furien.

Alemannen. Mit dieſer Benennung, welche ſo viel wie Alle Mannen oder Allerlei Mannen bedeutet, wird ein Kriegsbund mehrerer deutſchen Stämme bezeichnet, die zu Anfange des 3. Jahrh. ſich dem römiſchen Gebiete näherten. Ihre Wohnſitze erſtreckten ſich auf der Oſtſeite des Rheins vom Bodenſee, der Alb und der Donau bis an den Main und die Lahn; gegen Oſten grenzten ſie an die Sueven, und oberhalb derſelben an die Burgunder. Die Hauptvölker des alemanniſchen Bundes waren die Teucterer, Uſipeter, Chatten und Vangionen. Caracalla focht mit ihnen zuerſt am Südrhein (211), ohne ſie zu beſiegen; eben ſo Severus. Erſt Maximinus überwand ſie, trieb ſie nach Deutſchland zurück, und plünderte daſſelbe (236). Als ſie aber nach deſſen Tode wieder verheerend in Gallien einfielen, ſchlug ſie Poſthumius zurück, verfolgte ſie bis in Deutſchland, und befeſtigte die Grenze mit Wällen und Gräben. Von der Art ſind die Römerſchanzen bei Phöring an der Donau, der durch das Hohenlohiſche bis nach Jarthauſen ſich hinziehende römiſche Wall, und der Pfahlgraben

auf der Nordſeite des Mains. Die Alemannen ließen aber von ihren kriegeriſchen Streifzügen nicht ab, und wurden nach einander von Wollianus, des Poſthumius Nachfolger, von Kaiſer Probus (282), dann nach einem bedeutenden Zwiſchenraume, von Conſtantinus Chlorus zurückgeſchlagen. Dieſer Kaiſer zwang ſie zur Ruhe; aber während der Unruhen im Reich, und bis Conſtantinus einziger Herr der Monarchie wurde, eroberten ſie den Landſtrich von Mainz bis über Straßburg. Endlich wurde Julian (357) als Cäſar nach Gallien geſchickt. Er vertrieb die Alemannen wieder, und zwang ihre Fürſten, deren es damals acht gab, um Frieden zu bitten. Ihre geſammte Kriegsmacht betrug in dem Haupttreffen gegen Julian 35,000 Mann. Als die Völkerwanderung eintrat, waren die Alemannen unter den Völkern, welche Gallien überſchwemmten. Sie verbreiteten ſich am ganzen Weſtrhein, und in der letzten Hälfte des 5. Jahrh. über ganz Helvetien. Chlodwig aber benutzte ihre Macht (496), unterwarf ſie, und entzog ihnen einen großen Theil ihrer Beſitzungen. Viele flüchteten ſich zu Theodorich, König der Oſtgothen, nach Italien und in die Alpen; die meiſten aber kehrten in ihr Vaterland zurück.

Alembert (Jean-le-Rond d'), einer der berühmteſten Mathematiker des 18. Jahrh., war zu Paris den 16. Nov. 1717 geboren, und wurde von ſeinen Ältern (welche, wie wir jetzt wiſſen, die Frau von Tencin und der Provinzialcommiſſär der Artillerie Destouches waren) ausgeſetzt. Das Kind ſchien ſo ſchwach, daß der Polizeicommiſſär, der es aufhob, ſtatt es in das Findelhaus zu ſchicken, daſſelbe der Sorgfalt einer armen Glaſersfrau übergab. Vielleicht hatte er dazu einen geheimen Auftrag, denn obwohl d'Alemberts Ältern ſich nie öffentlich zu erkennen gegeben haben, ſo entzogen ſie ihm doch ihre Sorgfalt nicht, und ſein Vater ſetzte ihn in der Folge eine Rente von 1200 Livres aus, eine Summe, welche damals für die Bedürfniſſe des Lebens hinreichte. Er zeigte ſchon früh viel Gewandtheit und Leichtigkeit im Lernen; mit ſeinem 4. J. war er in eine Penſionsanſtalt gekommen, und zählte erſt zehn Jahre, als der Unternehmer der Anſtalt, ein Mann von Verdienſten, erklärte, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe. Zwölf Jahre alt trat er in das Collegium Mazarin. Seine Anlagen überraſchten ſeine Lehrer in dem Maße, daß ſie in ihm einen neuen Paſcal zur Aufrechthaltung der Sache der Janſeniſten, mit welcher ſie eng verbunden waren, gefunden zu haben glaubten. Er ſchrieb in dem erſten Jahre ſeiner philoſophiſchen Studien einen Commentar über die Epiſtel Pauli an die Römer, und fing, wie Condorcet ſagt, da an, wo Newton aufhörte. Aber als er die Mathematik ſtudirte, feſſelte ihn dieſe Wiſſenſchaft ſo entſchieden, daß er allen theologiſchen Streitigkeiten auf immer entſagte. Er verließ hierauf das Collegium, ſtudirte die Rechte und ward Advocat; aber er hörte darum nicht auf, ſich mit der Mathematik zu beſchäftigen, wiewohl es ihm faſt ganz dazu an Hülfsmitteln fehlte, die er in ſchwierigen Fällen hätte zu Rathe ziehen können. Eine Schrift über die Bewegung feſter Körper in einer Flüſſigkeit, und eine andere über die Integralrechnung, welche er in den Jahren 1739 und 1740 der Akademie der Wiſſenſchaften vorlegte, zeigten ihn in einem ſo günſtigen Lichte, daß dieſelbe ihn im J. 1741 unter die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm. Er ſchrieb hierauf ſeine berühmten Werke über die Dynamik (Traité de dynamique), über die Flüſſigkeiten (Traité des fluides), gewann im J. 1746 durch ſeine Theorie der Winde den von der Berliner Akademie ausgeſetzten Preis, und ward zugleich zum Mitgliede derſelben ernannt. Unter den Denkſchriften,

welche er dieſer Akademie übergab, zeichnen ſich beſonders zwei über die reine Analyſis, und eine über die Schwingungen der Staaten aus. D'Alembert nahm gleichfalls Theil an den Unterſuchungen, welche Newtons Entdeckungen über die Bewegung der Himmelskörper vervollſtändigten. Während Euler und Clairaut damit beſchäftigt waren, übergab er 1747 der Akademie der Wiſſenſchaften eine Auflöſung des Problems, wodurch beſtimmt werden ſoll, welche Störungen die gegenſeitigen Anziehungen der Planeten in ihrer elliptiſchen Bewegung um die Sonne verurſachen, und wie dieſe Bewegung beſchaffen ſein würde, wenn ſie nur ihre Schwere gegen dieſes Geſtirn folgten. D'Alembert ſetzte dieſe anhaltenden Arbeiten mehrere Jahre fort, und ſchrieb nach und nach ſeine Unterſuchungen über verſchiedene wichtige Puncte des Weltſyſtems, über das Vorrücken der Nachtgleichen, ſeinen Verſuch über den Widerſtand flüſſiger Körper und eine Menge von Memoiren; Werke, über deren Werth die Sachkenner nur Eine Stimme haben, die ihn aber mit Euler und manchen Andern in ein geſpanntes Verhältniß ſetzten. Die erſte Glut ſeiner Neigung für die Mathematik hatte auf einige Zeit ſeine früh erregte Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften eingeſchläfert, aber dieſe erwachte bald, als nach ſeinen wichtigſten Entdeckungen die mathematiſchen Unterſuchungen ihm nicht mehr eine ſo reiche Ernte neuer Wahrheiten gewährten, oder als er das Bedürfniß fühlte, ſeinen Geiſt von ſo tiefen Meditationen ausruhen zu laſſen. Mit ſeiner Einleitung zur Encyclopädie betrat er dieſe neue Bahn, und dies Werk wird ſtets eine Muſter des Styls bleiben, wie man über die Wiſſenſchaften mit Würde und Präciſion ſchreiben muß. D'Alembert gab hier die Quinteſſenz ſeiner durch 20jähriges Studien erworbenen mathematiſchen, philoſophiſchen und literariſchen Kenntniſſe, und das war die Quinteſſenz alles deſſen, was man überhaupt damals von dieſen Gegenſtänden in Frankreich wußte. Er redigirte unter andern den mathematiſchen Theil der Encyclopädie, und arbeitete ſelbſt eine Menge trefflicher Artikel dafür aus. Indem er ſeinen Namen dieſem Werke vorſetzte, theilte er gewiſſermaßen deſſen Schickſal, und ſah ſich in die literariſche Welt geſchleudert, wo die Eigenliebe ſo unzählige Händel erzeugt. Nach dieſem erſten Schritt fuhr d'Alembert, der bald auch in die franzöſiſche Akademie trat, fort, die ſchönen Wiſſenſchaften zugleich mit der Mathematik zu bearbeiten. Seine Schriften in dieſem Fache fanden, wegen ihrer Gründlichkeit und Genauigkeit, bei allen guten Köpfen Beifall; ſie zeichnen ſich ſämmtlich durch Reinheit der Diction und des Styls, und durch Kraft und Stärke der Gedanken aus. Obwohl er wegen der Encyclopädie Verfolgungen und von der Regierung ſeines Vaterlandes Zurückſetzung erfuhr, ſo folgte er doch weder den Einladungen Friedrichs II., ſich in Berlin niederzulaſſen, noch den Anerbietungen der ruſſiſchen Kaiſerin, die ihm eigenhändig die Erziehung ihres Sohnes übertrug. Von den Ausländern lernte ſein Vaterland ſeinen Werth, und der König von Preußen gab ihm eine Penſion, als ihm die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften den Gehalt verweigerte, auf den er ſo gerechte Anſprüche zu machen hatte. Seine Einnahme war immer nur mäßig, dennoch übte er die Wohlthätigkeit in weitem Umfange. Länger als 30 Jahr lebte er höchſt einfach bei der Frau, die ihn erzogen hatte, und er verließ dieſe Wohnung nur, als ſeine Geſundheit ihn dazu nöthigte. Daß ihm ein gefühlvolles Herz nicht gefehlt habe, beweiſ't ſein eben ſo zartes als dauerndes Verhältniß zur L'Eſpinaſſe. Die Unabhängigkeit über alles ſchätzend, vermied er die Geſellſchaft der Großen, und ſuchte nur den

Umgang ſolcher Perſonen, denen er ſich mit der ganzen Heiterkeit und Freimüthigkeit ſeines Charakters hingeben konnte. Das Anſehen, deſſen er genoß, ſeine beſtändigen Freundſchaftsverhältniſſe mit Voltaire und ſeine Verdienſte zogen ihm viele Feinde zu; doch hatte er mit J. J. Rouſſeau einen literariſchen Streit wegen des für die Encyclopädie beſtimmten Artikels über Genf. Er ſtarb am Stein, ohne ſich der Operation unterwerfen zu wollen, am 29. Oct. 1783 im 66. Jahre ſeines Alters. Friedrich II., der d'Alembert im J. 1763 perſönlich kennen gelernt hatte, unterhielt mit ihm einen Briefwechſel, der nach Beider Tode im Druck erſchienen iſt und eine höchſt intereſſante Lectüre gewährt. — Die Feinde d'Alemberts haben ſeinen Werth beſtimmen wollen, indem ſie ſagten, er ſei ein guter Geometer unter den Literatoren, und ein guter Literator unter den Geometern. Die Wahrheit iſt, daß er als Geometer den erſten Rang, als Literator den zweiten behauptet; aber eben ſo wahr iſt es, daß vermöge des Einfluſſes, den der Styl auf das Schickſal jeder Art ausübt, ſeine literariſchen Werke länger Intereſſe erwecken werden, als ſeine mathematiſchen. Jene ſind geſammelt erſchienen in den Oeuvres philosophiques, historiques et litéraires de d'Alembert, 18 Vol. 8vo, Paris 1805.

Aleppo, eigentlich **Halep**, die Hauptſtadt des Paſchaliks gleiches Namens, welches eins von den Generalgouvernements des türkiſchen Reichs in Aſien ausmacht, und das alte Syrien oder die Strecke Land vom Euphrat bis ans mittelländiſche Meer (1110 Quadratm. mit 800,000 Einw.) begreift. Das Land hat Weizen, Gerſte, Baumwolle, Indigo, Seſam ꝛc., und in den Gebirgen Maulbeerbäume, Öl- und Feigenbäume zu ſeinen Haupterzeugniſſen. Halep (der Sitz des Paſcha von drei Roßſchweifen, eines griechiſchen Patriarchen und dreier Biſchöfe, eines armeniſchen, jacobitiſchen und maronitiſchen) hat drei Stunden im Umfang, 14,000 Häuſer und über 150,000 Einw., mit vielen Fabriken in Seide, Baumwolle ꝛc. Sie treibt beträchtlichen Handel, indem ſie den Mittelpunct des Verkehrs zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und dem mittelländiſchen Meere ausmacht. Die meiſten Einwohner ſind Mohammedaner, die übrigen Juden, morgenländiſche Chriſten und Europäer.

Aleuten, eine ruſſiſche Inſelgruppe im nördlichen Theile des Auſtraloceans, welche das Meer bei Kamtſchatka von demſelben trennt. Sie zerfällt in drei Abtheilungen, die Inſeln **Chao** oder Fuchsinſeln, **Negho** oder andreanow'ſchen Inſeln, und die eigentlichen Aleuten oder **Saſingan**, die mehrere 100 Eilande zählen. Die 45 größern Inſeln haben 348 Quadratm. Der Anblick derſelben iſt äußerſt traurig; unter ihrem nordiſchen Himmel entwickelt ſich kein Baum mehr, gedeiht kein Hausthier, wohl aber haben ſie Überfluß an Raubwild, an Pelzwild, an Seethieren und Fiſchen. Auf mehreren erheben ſich Vulkane. Die Einwohner gehören zum kamtſchadaliſchen Stamme, ein harmloſes Jäger- und Fiſchervolk, das aber durch Blattern und Luſtſeuche bis auf 2000 Köpfe ausgeſtorben iſt. Die Ruſſen, denen ſie Tribut zahlen, beſuchen dieſe ſonſt unwirthbaren Inſeln blos des Pelzwerks wegen

Alexander der Große, Philipps von Macedonien Sohn, war zu Pella im J. 356 v. Chr. Geb. geboren. Seine Mutter war Olympia, die Tochter des Neoptolemus von Epirus. Von der Natur mit glücklichen Anlagen ausgeſtattet, kündigte er früh einen großen Charakter an. Sie Siege Philipps betrübten ihn. „Mein Vater," rief er einſt aus, „wird mir nichts zu thun übrig laſſen." Philipp ver-

ſäumte nicht, ihm die ſorgfältigſte Erziehung geben zu laſſen. Er gab ihm den Leonidas, einen mütterlichen Verwandten, und den Lyſimachus, nachher aber den Ariſtoteles zum Erzieher und Lehrer. Dieſer große Philoſoph ließ ihn, vom Hofe entfernt, den ganzen Cyklus der menſchlichen Kenntniſſe durchlaufen, beſonders aber bemühte er ſich, ihn in den einem Souverän nöthigen Wiſſenſchaften zu unterrichten, und ſchrieb für ihn ein Werk über die Kunſt zu regieren, deſſen Verluſt wir ſehr zu bedauern haben. Da Macedonien von gefährlichen Nachbarn umgeben war, und der Fürſt eines ſolchen Reichs das Opfer des Kriegs werden mußte, wenn er ſich nicht durch ihn zu erheben verſtand: ſo ſuchte Ariſtoteles ſeinem Zöglinge die kriegeriſchen Tugenden durch häufiges Leſen der Iliade einzuflößen. Er beſorgte ſelbſt eine Durchſicht dieſes Gedichts, und dies von Ariſtoteles verbeſſerte Exemplar war das Lieblingsbuch Alexanders, der ſich niemals niederlegte, ohne zuvor einige Seiten darin geleſen zu haben. Dieſe Studien hinderten ihn aber nicht, auch ſeinen Körper durch gymnaſtiſche Übungen auszubilden. Es iſt bekannt wie er ſchon als Jüngling den Bucephalos bändigte, den niemand zu beſteigen wagte. Er war 16 Jahr alt, als Philipp, der gegen Byzant auszog, ihm die Regierung während ſeiner Abweſenheit übertrug. Schon damals zeigte ſich ſein Feldherrntalent; Wunder der Tapferkeit verrichtete er in der Schlacht bei Chäronea, wo er den Ruhm hatte, die heilige Schar der Thebaner zu ſchlagen. „Mein Sohn,“ ſagte Philipp, nachdem er ihn nach der Schlacht umarmte, „ſuche dir ein anderes Reich, denn das, welches ich dir hinterlaſſe, iſt für dich nicht groß genug.“ Indeß entzweiten ſich beide, als Philipp die Olympias verſtieß. Alexander, der ſeine Mutter in Schutz nahm, mußte, um der Rache ſeines erzürnten Vaters zu entgehen, nach Epirus flüchten; bald aber erhielt er Verzeihung, und kehrte zu Philipp zurück. Darauf begleitete er ſeinen Vater gegen die Triballier, und rettete ihm hier im Handgemenge das Leben. Philipp, zum Oberanführer der Griechen ernannt, rüſtete ſich zu einem Kriege gegen Perſien, als er im J. 337 ermordet wurde. Alexander, der noch nicht 20 Jahre zählte, beſtieg den Thron, ließ die Schuldigen beſtrafen, begab ſich darauf nach dem Peloponnes, und ließ ſich in der allgemeinen Verſammlung der Griechen den Oberbefehl in dem Kriege gegen Perſien ertheilen. Nach ſeiner Rückkehr fand er die Illyrier und Triballier feindlich gerüſtet; er zog wider ſie, erzwang den Durchzug durch Thrazien, und war allenthalben ſiegreich. Aber auf das Gerücht von ſeinem Tode hatten auch die Thebaner zu den Waffen gegriffen, und, von Demoſthenes aufgereizt, waren die Athenienſer bereit, ſich mit ihnen zu vereinigen. Alexander eilte, dieſe Vereinigung zu hindern, erſchien vor Theben, das er umſonſt zur Unterwerfung auffoderte, und eroberte und zerſtörte die Stadt. 6000 Einwohner wurden niedergehauen und 30,000 in die Sklaverei geführt. Nur das Haus Pindars, ſo wie die Familie dieſes Dichters blieben verſchont. Dieſe Strenge erſchreckte das ganze Griechenland, und die Anhänger Alexanders allein wagten es, ſich zu zeigen. Die Athenienſer erfuhren ein minder hartes Schickſal; Alexander begnügte ſich, die Verbannung des Charmides, der am erbittertſten wider ihn geſprochen hatte, von ihnen zu fodern. — Nachdem er Antipater zu ſeinem Stellvertreter in Europa ernannt, und ſich in einer allgemeinen Verſammlung der griechiſchen Völker in der Eigenſchaft eines oberſten Befehlshabers beſtätigen laſſen, ſetzte er im Frühling des J. 334 mit 30,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern nach Aſien über. Er

war damals zwei und zwanzig Jahr alt. Auf den Feldern von Ilium opferte er der Minerva, um ihre Gunſt und Hülfe für ſein Unternehmen zu gewinnen, das Grab des Achilles aber kränzte er mit Blumen, und pries dieſen Helden, von dem er durch ſeine Mutter abſtammte, glücklich, einen Freund, wie Patroklus, und einen Sänger ſeiner Thaten, wie Homer, gefunden zu haben. Als er dem Granicus ſich näherte, vernahm er, daß mehrere perſiſche Satropen ihn jenſeit mit 20,000 Mann Fußvolk und einer gleichen Anzahl Reiter erwarteten. Ohne Verzug führte Alexander ſeinen rechten Flügel durch den Fluß und als er auf dieſem Punct die Barbaren in die Flucht geſchlagen, eilte er ſeinem linken Flügel zu Hülfe, und errang auch hier, nachdem er mit ſeiner Lanze des Darius Eidam, Mithridat, niedergeſtoßen und ſich allen Gefahren preisgegeben, einen vollſtändigen Sieg. Die Macedonier, durch ſein Beiſpiel ermuntert, warfen alles vor ſich nieder, und die ganze Armee ſetzte über den Fluß. Die griechiſchen Hülfsvölker, die, in Phalangen gebildet, noch widerſtanden, wurden bis auf 2000 Mann, die in Gefangenſchaft fielen, niedergehauen. Den Gebliebenen hielt Alexander nach dieſem Siege eine prächtige Todtenfeier und bewilligte ihren Vätern und Kindern Vorrechte. Die meiſten Städte Kleinaſiens, und Sardes ſelbſt, öffneten dem Sieger die Thore. Milet und Halicarnaß widerſtanden länger. In allen griechiſchen Städten ſtellte Alexander die Demokratie wieder her, löſ'te bei ſeinem Durchzug durch Gordium den bekannten gordiſchen Knoten mit ſeinem Schwerte, und eroberte Lycien, Jonien, Carien, Pamphilien und Cappadocien. Aber eine gefährliche Krankheit, die er ſich durch ein Bad im Cydnus zuzog, hemmte ſeinen Lauf einen Augenblick. Damals zeigte Alexander die ganze Hoheit ſeines Charakters. In dem Augenblick, wo ſein Arzt, Philippus, ihm einen Trank reicht, empfängt er einen Brief vom Parmenio, der ihm meldet, daß Philipp von Darius beſtochen ſei, um ſeinen König zu vergiften. Alexander reicht ſeinem Arzte den Brief und nimmt in demſelben Augenblick den Trank. Sein edles Vertrauen ward durch eine ſchleunige Geneſung belohnt. Kaum hergeſtellt, rückte Alexander gegen die Engpäſſe Ciliciens vor, wohin ſich Darius, ſtatt ſeinen Gegner in den Ebenen Aſſyriens zu erwarten, unkluger Weiſe mit einer ungeheuren Armee begeben hatte. Bei Iſſus, zwiſchen dem Meer und den Gebirgen, kam es zur zweiten Schlacht, deren Ausgang nicht lange zweifelhaft blieb. Die unentwickelten Streitmaſſen der Perſer wurden von den einbrechenden Macedoniern bald in Unordnung gebracht und flohen in Verwirrung. Nur auf dem linken Flügel leiſteten 30,000 Griechen, im Solde des Perſerkönigs, längeren Widerſtand; aber auch ſie mußten dem herbeieilenden Alexander weichen. Alexander erbeutete die Schätze und die Familie des Darius. Letztere wurde von ihm auf das edelmüthigſte behandelt. Den Darius, welcher gegen den Euphrat floh, verfolgte er nicht, ſondern begab ſich, um ihn vom Meere abzuſchneiden, nach Cöleſyrien und Phönizien. Hier bekam er vom Darius Briefe, worin dieſer auf Frieden antrug. Alexander antwortete, daß wenn er ſich zu ihm verfügen wollte, er ihm nicht nur ſeine Mutter, Gemahlin und Kinder ohne Löſegeld, ſondern auch ſein Reich zurückgeben werde. Dieſe Antwort konnte zu keinem Reſultat führen. Der Sieg bei Iſſus öffnete den Macedoniern alle Straßen. Alexander beſetzte Damascus, wo ſich der königliche Schatz befand, und verſicherte ſich aller Städte längs des mittelländiſchen Meeres. Tyrus, durch ſeine feſte Lage kühn gemacht, widerſtand ihm, wurde aber nach ſieben Monaten unglaublicher Anſtrengungen

erobert und völlig zerſtört. Siegreich durchzog er darauf Paläſtina, wo ſich ihm alle Städte bis auf Gaza, das mit Tyrus gleiches Schickſal theilte, unterwarfen. Ägypten, des Jochs der Perſer müde, empfing ihn als ſeinen Befreier. Er ſtellte, um ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, die alten Sitten und Religionsgebräuche wieder her und gründete Alexandrien, das eine der erſten Städte der alten Welt wurde. Von da durchzog er Libyens Wüſten, um das Orakel des Jupiter Ammon um Rath zu fragen. Einige Geſchichtſchreiber behaupten, der Gott habe ihn für ſeinen Sohn erkannt; aber andere verwerfen alles, was in Beziehung auf dieſe Reiſe erzählt wird. Mit der Rückkehr des Frühlings ſetzte ſich Alexander gegen Darius in Marſch, der unterdeß in Aſſyrien ein neues Heer verſammelt hatte. Seine Friedensvorſchläge wurden verworfen und bei Gaugamela unweit Arbela kam es von neuem zur Schlacht. Juſtin giebt des Darius Streitkräfte auf 500,000 Mann, Diodor, Arrian und Plutarch aber auf mehr als das Doppelte an. Ungeachtet dieſer ungeheuern Überlegenheit war Alexander keinen Augenblick über ſeinen Sieg zweifelhaft. An der Spitze ſeiner Reiterei griff er die Perſer an, und ſchlug ſie unverzüglich in die Flucht, aber erſt nachdem er ſie völlig zerſtreut hatte, kam er ſeinem linken Flügel zu Hülfe, der unterdeſſen hart bedrängt worden war. Sein höchſter Wunſch war, den Perſerkönig ſelbſt gefangen zu nehmen oder zu tödten. Dieſer befand ſich auf einem erhabenen Wagen in der Mitte ſeiner Leibgarden, welche ihn anfangs tapfer vertheidigten. Als ſie aber ſahen, wie Alexander alles vor ſich niederſchlug, ergriffen ſie die Flucht. Darius warf ſich auf ein Pferd, und gab, ſich zu retten, ſein Heer, ſein Gepäck und unermeßliche Schätze dem Sieger preis. Jetzt fiel ganz Aſien in Alexanders Gewalt. Babylon und Suſa, wo die Reichthümer des Orients aufgehäuft waren, öffneten ihre Thore dem Sieger, der ſeinen Marſch auf Perſepolis richtete. Der einzige Paß dahin, Pylä Perſidis, wurde noch von 40,000 M. unter Ariobarzanes vertheidigt. Alexander aber griff ſie im Rücken an, ſprengte ſie aus einander, und zog triumphirend in Perſiens Hauptſtadt Perſepolis ein. Hier aber endigten Alexanders glorreichſte Tage. Herr des größten Reichs der Erde, wird er der Sklav ſeiner Leidenſchaften, überläßt ſich dem Übermuth und der Ausſchweifung, zeigt ſich undankbar und grauſam, und vergießt im Schooß der Wolluſt das Blut ſeiner tapferſten Feldherrn. Bisher nüchtern und mäßig, ſinkt dieſer Held, der den Göttern durch Tugend gleich zu ſein ſtrebte, und ſich einen Gott nannte, zum Gemeinen und Alltäglichen herab. Perſepolis, dieſes Wunder der Welt, wird in der Trunkenheit von ihm in Brand geſteckt und in einen Aſchenhaufen verwandelt. Beſchämt über dieſe Schandthat, brach er bald mit ſeiner Reiterei auf, um Darius zu verfolgen. Auf die Nachricht, daß Beſſus, Satrap von Bactriana, den Monarchen gefangen halte, beſchleunigte er ſeinen Marſch, in der Hoffnung, ihn zu retten. Dieſer aber, als er ſich in der Nähe bedrängt ſah, ließ den Darius tödten, der ihm auf der Flucht hinderlich war. Auf den Grenzen von Bactriana erblickt Alexander auf einem Wagen einen mit Wunden bedeckten Sterbenden; es war Darius, der den letzten Athem aushauchte. Gerührt durch dieſen traurigen Anblick, konnte der macedoniſche Held ſeine Thränen nicht zurückhalten. Nachdem er mit allen bei den Perſern üblichen Gebräuchen den Leichnam ſeines unglücklichen Feindes hatte beſtatten laſſen, unterwarf er auch Hyrcanien, das Marſenland, Bactriana, und ließ ſich zum Könige von Aſien ausrufen. Jetzt entwarf Alexander noch rieſen-

haftere Plane, als eine Verſchwörung in ſeinem eigenen Lager ausbrach. Philotas, des Parmenio Sohn, war darein verwickelt. Nicht zufrieden mit dem Blute des Sohns, ließ Alexander auch den Vater heimlich umbringen. Dieſe Ungerechtigkeit erregte allgemeines Mißvergnügen. Zugleich drohten in Griechenland der Macht Alexanders große Gefahren. Agis, König von Sparta, hatte 30.000 M. verſammelt, um das macedoniſche Joch zu zertrümmern; aber Antipater eilte mit einem ſtarken Heere herbei, ſchlug die Spartaner und löſ'te dadurch das Bündniß der Griechen auf. Alexander durchzog indeß mitten im Winter den Norden von Aſien, weder durch den Caucaſus, noch durch den Oxus gehemmt, und kam bis zum caspiſchen Meere, das die Einwohner Griechenlands damals noch nicht kannten. Unerſättlich nach Ruhm und Eroberungen durſtend, verſchonte er ſelbſt die rohen Horden der Scythen nicht. Nach ſeiner Rückkehr nach Bactriana hoffte Alexander durch Annäherung der Tracht und Sitten die Perſer zu gewinnen, aber dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Die Unzufriedenheit der Armee, welche ſich zugleich aufs neue äußerte, gab zu jener betrübten Scene Anlaß, deren Opfer Clitus ward. Alexander, deſſen Stolz er beleidigt hatte, tödtete ihn bei einem Trinkgelage mit eigner Hand. Clitus war einer ſeiner treueſten Freunde und tapferſten Feldherrn, und Alexander fühlte nachher die bitterſte Reue über die unglückliche That. Im folgenden Jahre ſetzte er ſeine Eroberungen fort und unterwarf ſich ganz Sogdiana. Oxyantes, einer der feindlichen Anführer, hatte ſeine Familie auf eine Felſenfeſte in Sicherheit gebracht. Die Macedonier erſtürmten ſie. Unter den Gefangenen befand ſich Roxane, des Oxyantes Tochter, eine der ſchönſten Jungfrauen Aſiens, mit welcher Alexander ſich vermählte. Auf die Nachricht davon unterwarf ſich Oxyantes und kam nach Bactra, wo Alexander ihm mit Auszeichnung begegnete. Hier wurde eine neue Verſchwörung entdeckt, an deren Spitze Hermolaus ſtand und unter deren Theilnehmern Kalliſthenes war. Alle Schuldige wurden zum Tode verurtheilt, Kalliſthenes aber grauſam verſtümmelt in einem eiſernen Käfig dem Heere nachgeführt, bis er durch Gift ſeine Martern endigte. Alexander, der jetzt keine Feinde mehr vor ſich hatte, wollte deren in der Ferne aufſuchen. Das kaum dem Namen nach bekannte Indien dünkte ihm eine würdige Eroberung und er richtete ſeinen Lauf dahin. Er ging über den Indus und ſchloß mit Taxilus, dem Fürſten der Landſchaft ein Bündniß, das ihm Hülfstruppen und 130 Elephanten verſchaffte. Von Taxilus geführt, marſchirte er gegen den Fluß Hydaspes, deſſen Übergang Porus, ein anderer indiſcher König, mit ſeinem ganzen Heere ſtreitig machte. Alexander beſiegte ihn in einer blutigen Schlacht, nahm ihn gefangen, ſetzte ihn jedoch in ſein Reich wieder ein. Darauf durchzog er Indien nicht ſowohl als Feind, ſondern als Herr des Landes. Er legte mehrere griechiſche Colonien an, und erbaute, nach Plutarch, 70 Städte, von denen er eine, ſeinem am Hydaspes getödteten Pferde zu Ehren, Bucephalia nannte. Siegtrunken, wollte er jetzt bis an den Ganges vordringen, als das allgemeine Murren der Armee ihn zur Rückkehr zwang, die er unter großen Gefahren bewerkſtelligte. Als er den Hydaspes wieder erreicht hatte, ließ er eine Flotte bauen und ſchiffte mit einem Theil ſeines Heeres den Fluß hinab, während der andere an beiden Ufern folgte. Auf dieſem Zuge hatte er mehrere indiſche Fürſten zu bekämpfen, und bei der Belagerung einer Stadt der Mallier wurde er ſchwer verwundet. Nach ſeiner Geneſung zog er weiter, ſegelte den Indus hinauf, und kam zu dem Weltmeer, deſſen Anblick

die Macedonier mit Erſtaunen erfüllte. Nearch, der Führer der Flotte, ſegelte hierauf nach dem perſiſchen Meerbuſen, während Alexander zu Lande den Weg nach Babylon einſchlug. Hier hatte er ungeheure Wüſten zu durchziehen, wo ſein Heer, ohne Waſſer und Lebensmittel, größtentheils im Sande begraben wurde. Nur den vierten Theil der Krieger, mit welchen er ausgezogen war, brachte er nach Perſien zurück. Unterwegs ſtillte er verſchiedene ausgebrochene Unruhen und ſetzte Statthalter über die Provinzen. In Suſa vermählte er ſich mit zwei perſiſchen Fürſtinnen, und beſchenkte diejenigen Macedonier, die Perſerinnen geheirathet hatten, weil ſeine Abſicht war, Perſer und Macedonier auf das genaueſte zu vereinigen. Auch theilte er anſehnliche Belohnungen unter ſeine Armee aus. Als er zu Opis am Tigris angekommen war, erklärte er ſeine Abſicht, die Untüchtigen reichlich belohnt nach Hauſe zu ſchicken; und dies geſchah auch, nachdem er die deßhalb ausgebrochene Empörung nicht ohne Mühe geſtillt hatte. Bald darauf verlor er ſeinen Liebling, Hephäſtion, durch den Tod. Sein Schmerz über dieſen plötzlichen Verluſt war grenzenlos; er ließ ihn mit königlicher Pracht beſtatten. Als er nun von Ekbatana nach Babylon zurückkehrte, ſollen die Magier ihm vorher geſagt haben, daß dieſe Stadt ihm verderblich ſein würde. Er aber verachtete, auf die Vorſtellungen ſeiner Freunde, ihre Warnungen, ging nach Babylon, wo eine Menge fremder Geſandten ihn erwarteten, und war mit neuen Rieſenplanen für die Zukunft beſchäftigt, als er plötzlich nach einem Gaſtmahle erkrankte, und nach einigen Tagen ſtarb. So endigte er in ſeinem 32. Lebensjahre und nach einer Regierung von zwölf Jahren und 8 Monaten dieſer unerſättliche Eroberer ſeine Laufbahn, und hinterließ ein ungeheures Reich, das nach ihm der Schauplatz ſtets ſich erneuernder Kriege ward. Er hatte keinen Erben beſtimmt, ſondern auf die Frage ſeiner Freunde, wem er das Reich hinterlaſſe, geantwortet: dem Würdigſten. Nach vielen Unruhen erkannten ſeine Feldherren den Aridäus, einen Sohn Philipps und der Tänzerin Philinna, als König an, und theilten ſich in die Provinzen unter dem Namen von Satrapien. Auf dieſe Weiſe bekam Antipater Macedonien und Griechenland; Ptolemäus, Lagus Sohn, Ägypten; Laomedon Syrien und Phönizien; Antigonus Lycien, Pamphilien und Großphrygien; Kaſſander Carien; Philotes Cilicien; Leonatus Kleinphrygien bis zum Hellespont; Meleager Lydien; Eumenes Kappadocien und Paphlagonien: Python Medien; Lyſimachus Thrazien. Den Perdiccas aber, dem Alexander ſterbend ſeinen Ring gegeben hatte, ernannten ſie zum erſten Miniſter des Königs, da ſein unmündiges Alter ihm nicht erlaubte, ſelbſt zu regieren. Alexanders Leichnam ward vom Ptolemäus in einem Tempel zu Alexandrien in einem goldenen Sarge beigeſetzt, und nicht nur in Ägypten, ſondern auch in andern Ländern wurde ihm göttliche Ehre erwieſen. — Arrian, Diodor, Plutarch und Curtius ſind die vorzüglichſten Quellen für die Geſchichte Alexanders.

Alexander Newski oder Newskoi, ein moskovitiſcher Held und Heiliger, geboren im J. 1218. Er war ein Sohn des Großherzogs Jaroslav. Um das von allen Seiten, beſonders aber von den Tataren bedrängte Reich beſſer vertheidigen zu können, zog Jaroslav von Novgorod aus, und ließ ſeine beiden Söhne, Fedor und Alexander, von denen der erſtere aber bald ſtarb, als Statthalter zurück. Alexander, ein geborner Held, trieb die andrängenden Feinde kräftig zurück. Den glänzendſten Sieg erfocht er über die vereinigten Dä-

nen, Schweden und Ritter des deutſchen Ordens, welche an den Ufern der Newa gelandet waren, und mit ſtolzer Zuverſicht auf Novgorod anrückten. Mit eigner Hand verwundete er den ſchwediſchen König. Von der Newa erhielt er ſeinen ehrenvollen Beinamen. Auch die Tataren ſchlug er zu wiederholtenmalen und befreite ſein Vaterland von dem Tribut, welchen die Nachfolger Dſchingis-Khans ihm auferlegt hatten. Die Dankbarkeit ſeiner Landsleute erhob den Helden zum Heiligen; Peter der Große aber ehrte ſein Andenken durch Erbauung eines prächtigen Kloſters zu St. Petersburg an der Stelle, wo Alexander ſeinen ruhmwürdigen Sieg erfochten hatte, und durch die Stiftung des Alexander-Newskiordens.

Alexander VI., ein in der Geſchichte übelberüchtigter Papſt, geboren zu Valencia in Spanien im J. 1430, wurde Papſt 1492. Er hieß eigentlich Rodrigo Lenzuoli, nahm aber den Namen ſeiner Mutter Borgia an, der einer ſehr alten und berühmten Familie gehörte. Seine Jugend bezeichnete er mit Ausſchweifungen; doch mangelte es ihm nicht an Talenten. In dem vertrauteſten Umgange lebte er mit einer wegen ihrer Schönheit berühmten Frau, Roſa Venozza, und zeugte mit ihr fünf Kinder, die er als Papſt auf alle Art zu erheben ſuchte, und von denen Cäſar Borgia und Lucretia, letztere viermal vermählt und des Inceſts mit ihrem Vater und ihren Brüdern verdächtig, die bekannteſten ſind. Die Cardinalswürde ertheilte ihm Papſt Calixtus, ſein Oheim. Durch Beſtechung der Cardinäle Sforza, Riario und Cibo bahnte er ſich nach Innocenz VIII. Tode den Weg zum päpſtlichen Stuhle. Die lange Abweſenheit der Päpſte in Avignon hatte das Anſehen und die Einkünfte derſelben ſehr vermindert, und ſein ganzes Streben ging dahin, auf alle Art dieſen Verluſt wieder zu erſetzen. Er ſuchte die Macht der italieniſchen Fürſten zu vermindern, ſich ihrer Beſitzungen zur Bereicherung ſeiner Familie zu bemächtigen, und wandte die abſcheulichſten Mittel an, um ſeine Abſichten zu erreichen. Seine Politik war die treuloſeſte und ſchändlichſte; er übte ſie unaufhörlich gegen ſeine Nachbarn, gegen Neapel und vornehmlich gegen Frankreich, an deſſen König, Carl VIII., er den furchtbarſten Feind hatte. Unermeßliche Summen Geld wußte er aus den chriſtlichen Staaten zu ziehen; aus Venedig allein nahm er 799 Pfund Gold, eine ungeheure Summe für jenes Zeitalter. Auch ſchlichtete er die Streitigkeiten, die zwiſchen den Königen von Portugal und Caſtilien wegen Amerika entſtanden waren, und ſetzte die Grenzen feſt. Er ſtarb in einem Alter von 74 Jahren am 18. Aug. 1503, nachdem er 11 Jahre den päpſtlichen Stuhl entehrt hatte.

Alexander I. Pawlowitſch, geb. 23. Dec. 1777, Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reuſſen, Czaar von Kaſan, Aſtrachan, Polen (ſeit 9. Juni 1815), Sibirien, dem tauriſchen Cherſones und Herzog von Holſtein-Gottorp, folgte ſeinem Vater, Paul I., 24. März 1801, ward gekrönt den 27. September d. J. zu Moskau; vermählt 9. Oct. 1793 mit Eliſabeth (zuvor Luiſe Marie Auguſte), Carl Ludwigs, Erbprinzen von Baden, dritten Tochter. Dieſer Monarch, ein Zögling Catharina's II., ſeiner Großmutter und des Genfers, Oberſten La Harpe, deſſen Thronbeſteigung Klopſtock durch eine Ode an die Humanität feierte, übt ſeit 17 Jahren das Anſehn eines mit deſpotiſcher Gewalt ausgerüſteten Herrſchers geſetzmäßig, um Menſchenfreundlichkeit als Grundlage ſeines Thrones feſtzuſtellen. Sein Vater nahm keinen Theil an ſeiner Erziehung. Seine Mutter, Marie, Herzogs Eugen von Würtemberg Tochter, beſitzt noch jetzt

ſeine Liebe und ſein Vertrauen. La Harpe war gewiſſermaßen für Alexander, was hundert Jahre früher Le Fort, auch ein Genfer, für Peter den Großen war. Er erzog ihn ohne politiſche und religiöſe Vorurtheile in den weiſeren Grundſätzen eines aufgeklärten Zeitalters. Milde und Menſchenliebe veredelten das Herz des „Telemachs des Nordens." Sein Oberhofmeiſter, Graf Nic. Soltikow, erhielt von Catharina eine Vorſchrift, nach welcher der junge Großfürſt in Poeſie und Muſik keinen Unterricht bekommen ſollte, weil zu viel Zeit darauf verwendet werden müßte, um darin einige Geſchicklichkeit zu erlangen. Profeſſor Kraft unterrichtete den Prinzen in der Experimentalphyſik, und Pallas eine kurze Zeit in der Botanik. Die wichtige Regierungsgeſchichte Alexanders läßt ſich in drei Perioden eintheilen. Die erſte, die *friedliche*, war ganz der Ausführung der Entwürfe Peters des Großen und Catharina's II., in Hinſicht auf die innere Verwaltung gewidmet; die zweite, die *kriegeriſche*, entwickelte in den Kriegen mit Frankreich, Schweden, der Pforte und Perſien (ſ. d. Art. Rußland, Schweden, Frankreich, Türkei und Buonaparte) von 1805 bis 1814, die Streitkräfte des Reichs und das Nationalgefühl des Volks; die dritte, die *politiſche*, gründete auf die Erfahrung und die Frucht der beiden früheren den Plan, Peters des Großen Wort wahr zu machen, das er vor hundert Jahren, 1714, in ſeiner Rede nach Beſiegung der ſchwediſchen Flotte bei den Alandsinſeln ausſprach: „Die Natur hat nur *ein* Rußland geſchaffen, und es muß *keinen* Nebenbuhler haben!" Dieſe dreifache Zeit hindurch hat Alexander mäßig, thätig, unermüdet, durch unmittelbaren Briefwechſel oder perſönliche Oberaufſicht regiert, und dabei durch ſeine ausgezeichnete, eben ſo einfache als liebenswürdige Perſönlichkeit die Herzen ſeiner Völker gewonnen und mit Vertrauen zu ſich erfüllt. Seine Thätigkeit umfaßt Alles, was auf die Wohlfahrt des Reichs Bezug hat, mit Einſicht und Wärme; er iſt für höhere Anſichten empfänglich, und der Gedanke eines chriſtlichen Regentenbundes iſt zuletzt aus ſeiner von religiöſen Gefühlen durchdrungenen — ſei es auch von außen angeregten — Bruſt, und aus ſeinem jeder großen Idee offenen Gemüthe hervorgegangen. Das Wichtigſte, was ſein Regentenleben auszeichnet, läßt ſich auf folgendes zurückführen. Er hat die Nationalcultur und das Volkserziehungsweſen ſyſtematiſch begründet und entwickelt; er hat die innere Verwaltung zweckmäßiger geordnet, z. B. den Senat durch den Ukas von 1802, den Reichsrath und das Miniſterium von acht Abtheilungen durch den Ukas von 1810, die Provinzialverwaltung in den Gouvernements u. ſ. w.; er hat den Gewerbfleiß der Nation entfeſſelt, und Rußlands Welthandel erhoben; er hat das Heerweſen auf eine Höhe der Vollkommenheit gebracht, auf der man es zuvor noch nie geſehen; er hat in ſeinem Volke das Gefühl der Einheit, des Muthes und der Vaterlandsliebe durch eigene Feſtigkeit und Entſchloſſenheit glorreich entwickelt, und überall den Menſchen als ſolchen geachtet; er hat endlich Rußland auf die erſte Stelle und in den Mittelpunct der politiſchen Ordnung von Europa, und zum Theil von Aſien erhoben. Auch darf man wohl behaupten, daß unter Alexander I. Rußland in Hinſicht der in den höhern Ständen und an dem Hofe verbreiteten Geſchmacksbildung und Aufklärung, und der Zahl freiſinnig und großartig um ſich blickender Staatsmänner, keinem andern europäiſchen Staate nachſtehe. Des Kaiſers nächſte Umgebungen ſind faſt lauter geborne Ruſſen, unter denen General *Yermaloff*, jetzt Geſandter in Perſien, ein viel gebildeter Mann wegen ſeiner ausge-

zeichneten Verdienſte, ſein Liebling iſt. — Unter dem Einzelnen, was Alexander gethan oder veranlaßt hat, müſſen zuerſt ſeine wahrhaft kaiſerlichen Bemühungen um die Cultur, Sprache und Literatur der ſlaviſchen Völkerſchaften erwähnt werden, durch welche er eine eigene originale ſlaviſche Civiliſation (wie die germaniſche) vorbereitet. Er hat ſieben Univerſitäten — Dorpat, Kaſan, Charkow, Moskau, Wilna, Warſchau und St. Petersburg, errichtet oder neugeſtaltet, 204 Gymnaſien, Lehrerſeminarien, und über 2000 neue niedere Bezirks- und Volksſchulen, zum Theil nach Lancaſters Lehrart, geſtiftet; er hat zur Verbreitung der Bibel in beinahe allen Gouvernements durch die Unterſtützung der Bibelgeſellſchaften mehr beigetragen, als irgend ein Souverän in Europa, und nur vor kurzem iſt durch kaiſerliche Stiftung eine neue Bildungs- und Erziehungsanſtalt, das Lyceum von Richelieu, in Odeſſa zu Stande gekommen. Zum Druck wichtiger Werke (wie Kruſensterns Reiſe, Karamſins Geſchichte Rußlands u. a.) hat er große Summen angewieſen; wiſſenſchaftliches Verdienſt hat er im In- und Auslande geſchätzt und kaiſerlich belohnt. Er kaufte ſeltene Sammlungen, wie Loders berühmte anatomiſche Sammlung, Forſters mineralogiſche Schätze und der Fürſtin Jablonowska Cabinet. Auch hat er 1818 zwei Orientaliſten aus Paris (Demange und Charmoy) nach Petersburg berufen, um durch Unterricht das Studium der arabiſchen, armeniſchen, perſiſchen und türkiſchen Sprache zu befördern. Vorzüglich unterſtützt er die Bildung junger talentvoller Männer, die er im Auslande reiſen läßt. Damit ſteht in Verbindung, daß er überall ſeine Unterthanen der Geißel ihrer Zwingherren, der Adelichen, Bojaren und Staroſten, zu entziehen ſucht, ohne jedoch mit Gewalt das Recht zu erzwingen. Die Leibeigenſchaft iſt in Rußland gänzlich, ſeit kurzem (1816) auch in Eſthland und Kurland aufgehoben, und jeder Wirth iſt Eigenthümer ſeines Grundſtücks. Eben ſo ernſtlich bemüht, ſeinem Volke durch eine neue Geſetzgebung Recht zu verſchaffen, hat er eine Rechtsſchule errichtet, und unter mehreren andern zweckmäßigen Geſetzen verordnet, daß in peinlichen Sachen Einſtimmigkeit der Richter zur Todesſtrafe erfoderlich ſei. Die Folter wurde 1801 als „eine Sache, welche die Menſchheit ſchände," abgeſchafft. Endlich hat er den Mißbräuchen der Gewalt der Statthalter durch vorbeugende Geſetze Einhalt gethan. Das Vorrecht der Adelichen, daß ihre Erbgüter in keinem Falle als Strafe eines Verbrechens eingezogen werden können, erhob er zum allgemeinen Recht für alle ſeine Unterthanen. Noch wirkſamer war, was Alexander für die Manufacturen und den Handel in ſeinem Reiche gethan hat; z. B. die Einführung eines zweckmäßigeren Zollſyſtems, als das prohibitive war, die Verbeſſerung des Geldweſens ſeit der Errichtung eines Tilgungsfonds, die am 19. Mai 1817 geſtiftete Reichskammerbank, und die Anlage eines neuen Meßplatzes für Makariew zwiſchen der Oka und Wolga im J. 1818. Überhaupt hat ſich der Zuſtand der Gewerbe ſeit 1804, wo man ihn aus Storchs Gemählde, und aus dem Compte rendu des Miniſters des Innern kennen lernte, ſehr verbeſſert, beſonders in den Wollmanufacturen durch die Verhältniſſe mit England. Die ganze auswärtige Staatskunſt, mehrere Reiſen um die Welt, die Geſandtſchaft 1817 nach Perſien (bei welcher ſich der mit allen Planen Napoleons in Hinſicht auf Indien und Perſien bekannte Franzoſe Gardanne befindet), die Sendung nach Cochinchina, die Verbindung mit Nordamerika, Braſilien und Spanien, die neue Meſſe in Warſchau ſeit 1817, die Handels- und Schifffahrtsverträge mit der Pforte, die Niederlaſ-

ſungen endlich auf der Weſtküſte von Nordamerika: alles dies beweiſ't den großen und richtigen Blick des ruſſiſchen Cabinets in Hinſicht auf Rußlands Stellung in dem Welthandel. Daß der Kaiſer ſolche Ideen anregen kann, dazu haben ſeine Reiſen im Auslande, ſelbſt ſein kurzer Aufenthalt in England, ſein Umgang mit unterrichteten und geiſtvollen Männern und Frauen, vorzüglich aber ſeine öftern Reiſen in den Provinzen ſeines Reichs, ihm Stoff genug gegeben: denn überall, auch an der Spitze des Heeres, war er aufmerkſam auf alles, was ſeinem Volke Nutzen bringen konnte. — In der Geſchichte des ruſſiſchen Heerweſens unter Alexander macht der Friede zu Tilſit Epoche. Er eröffnete nicht blos den Weg zur Eroberung Finnlands (1809) und der Donaumündungen (1812), ſondern er gab auch Alexandern Zeit, die Unvollkommenheiten des bisherigen ruſſiſchen Militärſyſtems zu heben. Seitdem hat in kurzer Zeit das ruſſiſche Kriegsweſen einen ſo vorzüglichen Grad innerer Ausbildung erhalten, daß die ruſſiſchen Heere in dem letzten Kriege, was Ausrüſtung, Kunſtübung und Mannszucht betraf, den Beifall des Auslands ſich erwarben. — Jenes ſelbſtthätige, einſichtsvolle und menſchenfreundliche Eingreifen des Monarchen in alle Zweige der Verwaltung iſt der Grund, warum die Nation an Alexander mit vollem Vertrauen hängt. Er hat dies erfahren in der Zeit der Gefahr, damals aber auch bewährt, daß er würdig ſei, der Herrſcher eines großen Reiches und einer tapfern Nation zu heißen. Als es galt, handelte Alexander mit unbiegſamer Feſtigkeit; nie unterlag er jener weichen Schwäche, welche nachgiebt und nichts zu wagen verſteht. Dadurch vereitelte er alle Berechnungen Napoleons in Moskau. Alexander gab nämlich ſeinem Volke das Wort, „daß er nie mit Napoleon unterhandeln wolle, ſo lange noch ein bewaffneter Feind in ſeinem Lande ſei.“ Seiner Feſtigkeit entſprach der Muth des Volks. Welche Thätigkeit aber in der Kriegsverwaltung herrſchen mußte, bewies das ruſſiſche Heer, welches 1813 in Deutſchland auftrat, und das Heer, welches Alexander im Jahre 1815, 300,000 Mann ſtark, mit 2000 beſpannten Kanonen gegen Frankreich marſchfertig aufſtellte. — In der Geſchichte der Politik Alexanders iſt der friedliche, und religiöſe Charakter derſelben eine bemerkenswerthe Seite. Folgereich war ſeine perſönliche Freundſchaft, wie man ſie ſelten unter Monarchen erblickt, für den König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., die 1805 am Sarge Friedrichs II. feierlich beſiegelt wurde. Die hohe Tugend der unſterblichen Königin Luiſe war der Schutzengel dieſes Bundes. Alexanders Herz war von der reinſten Achtung für das Vortreffliche erfüllt, ohne daß ſein Geiſt darum den Staatszweck Rußlands aus dem Auge verloren hätte. Nicht Schwäche, ſondern Bewunderung für Napoleons glänzende Eigenſchaften zog ihn auf deſſen Seite hin; auch glaubte er, mit dem Kaiſer der Franzoſen gemeinſchaftlich das Schickſal von Europa ordnen zu können. Deßhalb hielt er mit ihm die Zuſammenkunft in Erfurt, am Ende Septembers 1808. Allein, als er ſah, daß der herrſchſüchtige Eroberer ihn in politiſche Widerſprüche verwickelte und ihm Geſetze vorſchreiben wollte, die der Wohlfahrt des Reichs nachtheilig waren, behauptete er mit Entſchloſſenheit ſeine Würde und Selbſtſtändigkeit. Es gelang ihm, durch die Zuſammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden zu Abo im Auguſt 1812, Schweden mit ſich zu verbinden, nachdem er ſchon früher die Pforte zum Frieden von Buchareſt bewogen hatte. Durch den Krieg 1812 erhob ſich Alexanders Staatskunſt zu jenem höheren, frommen Cha-

rakter, der auch ſeine Staatsſchriften bezeichnet. Sie umfaßte bald mit ihrem Blick ganz Europa. Merkwürdig iſt in dieſem Sinne die Erklärung, welche Alexander zu Warſchau den $\frac{10}{22}$. Februar 1813 an die Völker Europa's richtete. Sie bewies, daß man in Rußland den Zeitgeiſt wohl verſtand, und mit den Völkern offen, deutlich und kräftig zu ſprechen wußte. Noch feierlicher verhieß der aus Kaliſch den 25. März 1813, im Namen Alexanders und ſeiner Verbündeten an die Deutſchen erlaſſene Aufruf einer neuen, rechtlichen, auf Freiheit, Sicherheit, Wohlfahrt mittelſt einer angemeſſenen Verfaſſung abzweckenden Zuſtand. Überhaupt hat Alexanders Staatsſprache den erhabenen Styl des Orients mit europäiſch-chriſtlicher Bildung in ſich vereinigt; und die wichtigſten Aufſätze in Hinſicht der Geſammtangelegenheiten Europa's erſcheinen jetzt in der Petersburger Hofzeitung. So wurde z. B. das merkwürdige Manifeſt vom 27. Jan. 1816, welches die politiſchen Grundſätze des Kaiſers enthält, in alle europäiſche Zeitungen aus der Petersburger aufgenommen. Dieſe Sprache ziemte allerdings dem Wiederherſteller der europäiſchen Weltordnung, der, ein Agamemnon unſerer Zeit, die Fürſten und Völker Deutſchlands um ſich verſammelte: denn ohne Alexanders willkommene Erſcheinung diesſeits der Weichſel würden damals wenigſtens die deutſchen Völker, ungeachtet ihrer Begeiſterung, die Feſſel des Rheinbundes nicht zerſprengt haben. Nur Alexanders Perſönlichkeit konnte den zögernden König von Preußen beſtimmen, ſich Rußland in die Arme zu werfen. In dieſem europäiſchen Befreiungskriege (ſ. d. Art. Ruſſiſch-deutſcher Krieg) ſetzte ſich der Kaiſer Alexander perſönlich der Gefahr aus, um den Muth ſeiner Truppen zu befeuern. Wie ritterlich einfach, und dabei wohlwollend gütig ſein ganzes Betragen war, beweiſ't das ſchöne und edle Verhältniß, in welches Alexander den General Moreau (ſ. d. Art.) zu ſich ſtellte. Unſtreitig hat Alexanders Perſönlichkeit auch auf den Gang des Krieges in Frankreich viel mit eingewirkt. Er gewann durch ſeine anmuthvolle Offenheit das Vertrauen der Franzoſen. Man wandte ſich, wie geſagt wird, insgeheim von Paris aus an ihn; und er vorzüglich beſtimmte Schwarzenbergs Marſch nach der Hauptſtadt am 29. März, welcher den Krieg glorreich endigte. Die Großmuth, mit der Alexander Paris und die Franzoſen überhaupt behandelte, die ſtrenge Mannszucht ſeiner Truppen, und die Zuſicherungen, welche die Alliirten auf Alexanders Vorwort der Nation ertheilten, erleichterten nicht nur die Rückkehr der Bourbons, welche der ruſſiſche Kaiſer ohne Rückſicht auf Legitimität, dem eigenen Wunſche der Franzoſen zu gewähren glaubte, ſondern auch das Friedensgeſchäft ſelbſt. Mit ähnlicher Großmuth behandelte er den abgeſetzten Kaiſer Napoleon; er achtete in ihm die Monarchenwürde ohne Rückſicht auf Geburtsrecht. Auch beſuchte er die Kaiſerin Joſephine, und ſpeiſ'te bei ihr in Malmaiſon; er verwandte ſich für den Prinzen Eugen Beauharnois; er beſuchte den Marſchall Ney. Die Begeiſterung der Pariſer für ihn war grenzenlos. Alexander verließ Paris den 1. Juli 1814 und ging nach England, wo er mit Jubel empfangen wurde. Indeß ſcheint doch manches hier einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. So mußte er, der 80 Linienſchiffe hat, bei dem Mahle in Guildhall, zu Ehren des Volksgeſanges: Rule Britannia, ſich erheben! Deſto mehr beſchäftigte dieſes Land ſeine Wißbegierde. Den 28. Juni verließ er England, und den 25. Juli traf er wieder in St. Petersburg ein, wo er den vom Senat ihm angetragenen Titel des Gebenedeiten ablehnte, und Gott allein die Ehre gab. Die-

ſelbe Geſinnung ſpricht ſein Ukas, Moskau, den 27. Nov. 1817, aus, nach welchem der heilige Synod den Geiſtlichen alles Lobpreiſen des Monarchen unterſagen ſoll. Seine Anweſenheit in Wien während des Congreſſes war nicht allein der Eintracht der Fürſten und den freiſinnigen Grundſätzen günſtig, die man in die Congreßacte aufnahm, ſondern ſie vollendete auch das politiſche Übergewicht Rußlands durch die Behauptung des Königreichs Polen, wofür freilich Sachſen, deſſen Volke man die Erhaltung der Landesgrenzen verſprochen, das Loos der Theilung traf. Die polniſche Conſtitution, welche Alexander von einigen Polen und ſeinen Staatsmännern in Wien entwerfen ließ, war die erſte, welche dem Worte der Monarchen und den Erwartungen der Völker entſprach. Die Beharrlichkeit, mit welcher Alexander ſeinen politiſchen Grundſätzen treu blieb, bewies ſich nicht allein gegen die Schweiz, die hauptſächlich ihm ihre Neutralität verdankt, und gegen die ioniſche Republik, ſondern auch bei der Rückkehr Napoleons von Elba nach Paris, in der Erfüllung des Tractats von Chaumont. Alexander kam jetzt zum zweitenmal, den 11. Juli 1815, in die Hauptſtadt Frankreichs. Die ſtrenge Mannszucht, welche ſeine Truppen beobachtete, erweckte neues Vertrauen zu Rußlands Politik, deren Einfluß auf das franzöſiſche Cabinet ſichtbar den brittiſchen verdrängte, vorzüglich ſeit Richelieu — bisher in ruſſiſchen Dienſten — an die Spitze des Miniſteriums Ludwigs XVIII. trat. Von dieſer Zeit an zeigt ſich Rußlands politiſches Gewicht nicht blos in dem franzöſiſchen, ſondern auch in dem ſpaniſchen Cabinet. Selbſt der Hof von Rio Janeiro näherte ſich Rußland, und das Königreich der Niederlande verband ſich, wie Preußen, Würtemberg und andere Staaten, enger mit dem ruſſiſchen Hofe. Darum hat Alexander gemeinſchaftlich mit den Mächten, die den Tractat von Chaumont geſchloſſen, an den europäiſchen Geſammtangelegenheiten, z. B. an dem Abfall der ſpaniſchen Colonien, und an dem Zwiſte Spaniens mit Portugal wegen Monte Video Antheil genommen. Auch hat er Maßregeln gegen die Seeräuberei der afrikaniſchen Staaten ergriffen. Ob er durch die Stiftung des **chriſtlichen Bundes**, Paris den 26. Sept. 1815 (ſ. d. Art. **Heilige Allianz**) und durch die Erklärung des Congreſſes von Aachen (1818) der europäiſchen Staatskunſt eine höhere Richtung gegeben, welche jeder Revolution vorbeugen könne, wird die Zukunft deutlicher entwickeln. Er hat ſich dadurch, als der Stifter eines religiöſen Ruheſyſtems der Staaten und Völker, an die Spitze der europäiſchen Regentenfamilie geſtellt; eine chriſtliche Geſinnung ſoll fortan die Seele der Staatskunſt und das Band zwiſchen der Regierung und dem Volke ſein. In dieſem Sinne hatte Alexander ſchon beim Antritte ſeiner Regierung die geheime Staatspolizei und Büchercenſur aufgehoben, letztere jedoch ſpäter wieder eingeführt. In dieſem Sinne hat er d. 7. April 1801 erklärt: „Ich erkenne keine Gewalt für rechtmäßig, die nicht aus den Geſetzen fließt." In dieſem Geiſte hat er die Jeſuiten (1. Jan. 1816) aus Petersburg und Moskau, zuletzt (25. März 1820) aus dem ganzen Reiche entfernt, den Duchoborzen (1817) freie Religionsübung zugeſichert und die Bildung der Juden befördert. Daß eine ſolche Regierung ſchon jetzt wohlthätige Folgen gehabt haben müſſe, beweiſ't nicht blos die Vergrößerung des Reichs durch Gruſinien, Finnland, Warſchau, Schirwan und Beſſarabien, welche Länder die Reichsgrenzen faſt überall undurchdringlich gemacht und die Volksmenge des Reichs binnen 17 Jahren von 36 Mill. bis auf mehr als 42 Mill. — meiſtens Europäer — vermehrt haben; ſondern der immer höher ſteigende innere

Wohlſtand des Reichs, das ſchnelle Aufblühen Moskau's aus ſeiner Aſche, die wachſende Cultur in Sibirien und der Krimm, die während Alexanders ſiebzehnjähriger Regierung um 600,000 Menſchen vermehrte Volkszahl in den Gouvernements Tobolsk und Irkutzk. Reifere Blüthen wird die längere Fortdauer dieſer auf Geſetzlichkeit, Freiſinn und menſchliches Wohlwollen gegründeten Regierung entfalten K.

Alexandersbad, im Königr. Baiern, liegt ¾ St. von dem bayreuthiſchen Städtchen Wunſiedel in einer herrlichen Gegend, nahe beim Dorfe Sichersreuth. Seine Anlagen verdankt es dem Markgrafen Alexander, der 1782 die Quelle mit einer ſteinernen Einfaſſung umgab, das große Brunnenhaus erbaute und dieſe wilde Gegend durch Anpflanzungen und Anſtalten aller Art hob. Die Quelle ward ſchon frühzeitig und zwar i. J. 1734 entdeckt, erhielt 1741 eine hölzerne Einfaſſung, und, da ſich ihr Ruf bald verbreitete, 1751 durch den Margrafen Friedrich ein Brunnenhaus. Nach Hildebrandts Unterſuchung giebt die Quelle in einer Stunde gegen 16 Pariſer Cubikfuß Waſſer, hat gewöhnlich eine Temperatur von 7 Grad, und einen ſtarken Geſchmack, der Eiſen- und Kohlenſäure verräth. In 15 Pfunden Waſſer fanden ſich 35,50 Gran kohlenſaure Kalkerde, 5,25 Gr. kohlenſaures Natrum, 2,25 Gr. Thonerde, 8,25 Gr. Kieſelerde, 3,125 Gr. Eiſenoxyd, fixe Stoffe überhaupt 54,275 Gran, und Kohlenſäure 415 Kubikzoll, 286,28 Gran. Man braucht dies Waſſer vorzüglich zum Trinken, doch auch zu Bädern. Auch wird es in Krügen, die aus Thon von Rothen-Bibersbach gemacht werden, verſendet. Das Brunnenhaus iſt aus regelmäßig behauenen Granitblöcken gebaut, hat gut eingerichtete Wohnzimmer und einen trefflichen Saal. Von der Anhöhe, auf welcher es ſteht, und von welcher aus man ein herrliches Thal überblickt, führt eine vierfache Baumreihe zu der ſteinernen Einfaſſung der Quelle. Um dieſe herum ziehen ſich in einem Halbkreiſe kleine freundliche Gebäude, unter denen ein Tanzſaal, die Wohnung des Bademeiſters und mehrere Badezimmer befindlich ſind. Zur Seite iſt ein angenehmes Wäldchen und nicht weit davon ein mit Gebüſch bepflanzter Hügel. Die meiſten Anlagen in der ſo romantiſchen Gegend wurden an der Luxburg, einem waldigen Bergrücken, auf dem die Überbleibſel einer Burg liegen, gemacht. Über Granittrümmer führt jetzt ein wohlgeebneter Weg durch die Felſenmauer hinauf, und läßt bei jeder gemachten Anlage den Wanderer ruhen von der gehabten Anſtrengung. Die Stadt Wunſiedel, die hohe Köſſein und viele andere Puncte des Fichtelgebirges laden zu intereſſanten Wanderungen ein.

Alexandria (türkiſch Scanderik) die Hauptſtadt Ägyptens unter den Ptolemäern und die Reſidenz derſelben, wurde 335 Jahre vor Chriſti von Alexander dem Großen erbaut, welcher es zum Sitze ſeines Reichs und zum Mittelpuncte des Welthandels beſtimmte. Es war vermöge ſeiner natürlichen Lage eine Feſtung und hatte fünf Häfen. Die Ptolemäer verſchönerten es immer mehr, und machten es zum Sitz der Gelehrſamkeit. (S. Alexandriniſches Zeitalter.) Der ſchönſte Theil der Stadt hieß Bruchion, wo am großen Hafen die königlichen Paläſte prangten. Hier befand ſich das Akademiegebäude oder Muſeum, wo die Hälfte der königlichen Bibliothek, 400,000 Bände, war; die andere Hälfte von 300,000 Bänden war im Serapion, dem Tempel des Jupiter Serapis. Jener größere Theil der Bibliothek verbrannte während der Belagerung Alexandria's durch Julius Cäſar, wurde aber nachher durch die pergamiſche Bibliothek, welche Antonius der Kleopatra zum Geſchenk machte, wieder erſetzt. Das Muſeum

in welchem Gelehrte Wohnung und Unterhalt hatten, war verſchont geblieben und ging erſt unter Aurelians Regierung durch bürgerliche Unruhen zu Grunde. Die Bibliothek im Serapion erhielt bis ſich auf die Zeiten Theodoſius des Großen, welcher alle heidniſchen Tempel zerſtören ließ. Dies geſchah auch mit dem herrlichen Tempel des Jupiter Serapis, den ein wüthender Hauſe fanatiſcher Chriſten unter Anführung ihres Erzbiſchofs Theodoſius ſtürmte und verheerte. Bei dieſem Sturme wurde die Bibliothek theils verbrannt, theils ſonſt zerſtört, und der Geſchichtſchreiber Oroſius (gegen Ende des 4. Jahrhunderts) ſah nur noch die leeren Schränke. Mithin waren es chriſtliche Barbaren und nicht die Araber unter Omar, wie gewöhnlich geſagt wird, welche den Wiſſenſchaften dieſen unerſetzlichen Verluſt zufügten. Die alexandriniſche Bibliothek umfaßte die geſammte griechiſche und römiſche Literatur, von der wir nur noch einzelne Trümmer übrig haben. Bei der Theilung des römiſchen Kaiſerthums kam Ägypten mit Alexandrien an das morgenländiſche Reich. Im J. 640 nahmen es die Araber in Beſitz; der Kalif Motawakel (845) ſtellte Bibliothek und Akademie wieder her, aber ſchon 868 eroberten es die Türken: die Stadt ſank immer mehr und mehr, behielt aber einen blühenden Handel, bis im 16. Jahrhundert die Portugieſen den Weg zur See nach Oſtindien fanden. — Das jetzige Alexandrien ſteht nicht mehr auf dem Boden, wo das alte ſtand, von dem nichts mehr übrig iſt, als ein Säulengang in der Nähe des Thors, das nach Roſette führt, und das ſüdöſtliche Amphitheater; Ruinen, die von ſeiner ehemaligen Herrlichkeit nur noch ein ſchwaches Bild geben können. Die Bevölkerung (ſonſt 300,000 Seelen) wird jetzt auf 20,000 geſchätzt. Der Canal von Ramanieh, von Cairo nach Alexandrien (50 geogr. Meilen) ward vom Vicekönig Mohammed Ali Paſcha wiederhergeſtellt und den 26. Jan. 1820 zuerſt befahren.

Alexandriner, Verſe, die aus ſechs jambiſchen Füßen beſtehen, und in der Mitte als charakteriſtiſche Eigenſchaft, wodurch ſie ſich von dem wechſelreichen, harmoniſchen und erhabenen Trimeter unterſcheiden, einen Einſchnitt haben, z. B.

„Umſonſt hält die Vernunft | das ſchwache Steuer an."

Sie ſind ſehr eintönig, und bei den Deutſchen nicht mehr üblich; die Franzoſen dagegen ſind für das Epos und Drama allein auf dieſen armſeligen Vers beſchränkt. Den Namen hat die Versart von einem alten franzöſiſchen Heldengedicht auf Alexander den Großen aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, welches das Werk von neun verſchiedenen Dichtern iſt, und in welchem dieſe Versart zuerſt ſoll gebraucht worden ſein.

Alexandriniſches Zeitalter. Als die ſchöne Blüthe griechiſcher Dichtkunſt, welche die Milde des Himmels hervorgerufen hatte, dahin gewelkt war, ſuchte man durch Kunſt zu erſetzen, was die Natur nicht mehr freiwillig darbot. An die Stelle der Naturpoeſie trat die Kunſtpoeſie. Alexandria in Ägypten ward von den kunſtliebenden Ptolemäern zum Sitz der Gelehrſamkeit gemacht, und gab dieſem Zeitalter der Künſte und Wiſſenſchaften den Namen des **Alexandriniſchen**. Ptolemäus Philadelphus legte hier nicht nur jene berühmte Bibliothek an, welche die größte und koſtbarſte im Alterthume war (vgl. **Alexandria**), und welche eine Menge von Gelehrten aus allen Ländern dahin zog, ſondern ſtiftete auch das Muſeum, das mit Recht als eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte betrachtet werden kann. Es war daſſelbe ein weitläuftiges und prächtiges Gebäude, das einen Theil der Reſidenz ausmachte, worin viele

Gelehrte beiſammenwohnten, gemeinſchaftlich ſpeiſ'ten, ſtudirten und Andere unterrichteten. Am wichtigſten unter dieſen Gelehrten ſind die Grammatiker und Dichter. Jene aber waren nicht bloße Sprachlehrer oder Sprachforſcher, ſondern Philologen und Literatoren, die eben ſowohl Sachen als Worte erklärten, und darum eine Art von Encyclopädiſten genannt werden können. Solche waren Zenodotus der Epheſier, der die erſte grammatiſche Schule zu Alexandrien bildete, Eratoſthenes, der Cyrener, Ariſtophanes aus Byzanz, Ariſtarch aus Samothrazien, Crates aus Mallus, Dionyſius aus Thrazien, Apollonius der Sophiſt, Didymus, der nicht mit dem ſpätern Scholienſchreiber verwechſelt werden darf, und Zoïlus. Ihr Verdienſt iſt, mit vereinter Kraft die vorhandenen Denkmähler der Cultur und Literatur geſammelt, geprüft, beurtheilt, und für die folgenden Generationen aufbewahrt zu haben. — Unter die Dichter gehören Apollonius, der Rhodier, Lykophron, Aratus, Nicander, Euphorion, Callimachus, Theokrit, Philetas, Phanokles, Timon, der Phliaſier, Scymnus, Dionyſius, und ſieben Tragiker, welche man das Alexandriniſche Siebengeſtirn (Plejaden) nannte, Aranbites, Alexander Antolus, der jüngere Homer, Lykophron, Dioniſides (oder Soſiphanes), Soſitheus und Philiscus. — Das Alexandriniſche Zeitalter hat einen von den früheren durchaus verſchiedenen Geiſt und Charakter. Bei der Aufmerkſamkeit, welche man dem Studium der Sprache widmete, war es natürlich, daß Reinigkeit, Correctheit und Eleganz der Sprache zum beſondern Augenmerk gemacht wurden, und wirklich zeichnen ſich in dieſen Eigenſchaften mehrere Alexandriner vortheilhaft aus. Was aber kein Studium giebt, und was durch keine Mühe errungen wird, der Geiſt welcher die frühere Poeſie der Griechen beſeelte, mangelte den meiſten dieſer Werke. An deſſen Stelle trat größere Kunſt in der Compoſition; Kritik ſollte leiſten, was vorher das Genie geleiſtet hatte. Das aber hieß das Unmögliche verlangen. Nur in Einigen regte ſich der Genius, und dieſe ragen darum auch groß für ihre Zeit hervor. Die Andern leiſteten, was ſich durch Kritik und Studium leiſten läßt; ihre vielleicht fehlerhaften Werke ſind nüchtern, ohne Seele und Leben. Denkt man ſich nun eine Art von Dichterſchule, worin ſolche Meiſter Muſter waren, ſo begreift man leicht, daß die Schüler noch nüchterner und mühſamer dichten mußten. Den Mangel von Originalität fühlend, den Werth derſelben aber erkennend und darnach ringend, kamen ſie um ſo ſchneller zu dem Puncte, wo alle Poeſie erſtarrt. Ihre Kritik artete in Krittelei, ihre Kunſt in Künſtelei aus. Man haſchte nach dem Seltſamen, Neuen, und ſuchte durch Gelehrſamkeit aufzuputzen. Der größere Theil der Alexandriner, meiſtens Dichter und Grammatiker zugleich, ſind daher ſteife, genieloſe, mühſelige und unintereſſante Verskünſtler.

Alexianer, ſ. Brüderſchaften.

Alfieri (Graf Vittorio). Wie eine hohe und edle Natur ſich durch eigene Kraft entwickelt, wie ſie in dem Gefühl ihres angebornen Adels ohne Wanken einem würdigen Ziele entgegenringt, und wie ſie in allen Verhältniſſen des Lebens ſich rein erhält von den kleinlichen, ſelbſtſüchtigen und niedrigen Betrieben der Welt, das ſehen wir in Alfieri, der uns in einem eigenthümlichen und geiſtreichen Dichter einen ungleich größeren Menſchen vor Augen ſtellt. Von reichen und vornehmen Ältern am 17. Jan. 1749 zu Aſti in Piemont geboren, genoß Alfieri in dem väterlichen Hauſe eine nachläſſige

und fehlerhafte Erziehung, wie ſie damals unter den höheren Ständen gewöhnlich war, und welche den Geiſt eben ſo unwiſſend als das Herz unausgebildet ließ. Sein Oheim, der ihm nach ſeines Vaters Tode zum Vormund gegeben worden, glaubte beſſer für ihn zu ſorgen, wenn er ihn auf der Turiner Akademie erziehen und unterrichten ließ. Allein wie wenig dieſe Abſicht hier erreicht werden konnte, erkennen wir aus dem Bilde, welches Alfieri ſelbſt von dieſer höchſt mangelhaft und unzweckmäßig eingerichteten Anſtalt entwirft. Er verließ ſie faſt eben ſo unwiſſend und ungebildet, als er hineingetreten war, um bei einem Provinzialregiment angeſtellt zu werden, das jährlich nur auf wenige Tage ſich verſammelte. Eine unbeſtimmte Begierde, fremde Länder zu ſehen, ließ ihn Italien, Frankreich, England und Holland durchreiſen, und kaum war er zurückgekehrt, als ſein unruhiger Geiſt, die Einförmigkeit des begonnenen Studiums der Philoſophie verabſcheuend, ihn zu neuen Reiſen trieb. Er durchflog faſt alle Länder Europa's, ohne irgendwo Befriedigung für die unentwickelten Begierden ſeines Herzens zu finden. Aber ſo eilfertig und unwiſſend er auch dieſe faſt dreijährigen Reiſen gemacht hatte, ſo waren ſie ihm doch nicht unnutz geweſen. Sein angeborner Freiheitsſinn hatte ſich bei dem Anblick ſo verſchiedener Tyranneien mit vieler Beſtimmtheit entwickelt, der trügliche Schein irdiſcher Majeſtät konnte ſeine Augen nicht mehr blenden, und obgleich er über die Wahl ſeiner künftigen Laufbahn noch unentſchloſſen war, ſo erſchien ihm doch der Militärdienſt als eine unerträgliche und unwürdige Sklaverei, von der er ſich befreite. Während er ſo in Unthätigkeit hinlebte, ſtürzte ihn die Liebe in einen furchtbaren Zwieſpalt mit ſich ſelbſt; lange kämpfte ſein Verſtand, der dieſe Liebe als unwürdig verwarf, mit ſeinem ſchwachen, von Leidenſchaften beherrſchten Herzen, bis er endlich die Freiheit errang. Damals fühlte er lebhafter, als je das Bedürfniß nach Geiſtesthätigkeit. Ein früherer dramatiſcher Verſuch, zu dem ihn zufällig die Langeweile getrieben, fällt ihm in die Hände und er glaubt eine Stimme in ſeinem Innerſten zu vernehmen, die ihm die dramatiſche Dichtkunſt und ſeine Beſtimmung anzeigt. Er geht ſogleich ans Werk; ſein erſter Verſuch wird mit unverdientem Beifall gekrönt, und er verpflichtet ſich in einem Alter von kaum 27 Jahren gegen ſich ſelbſt, alles daran zu ſetzen, ein tragiſcher Dichter zu werden. Aber jetzt, da er ſeine Kräfte und Mittel zu dieſem neuen Berufe prüft, tritt ihm in ihrer ganzen Rieſengeſtalt ſeine Unwiſſenheit vor Augen; er ſieht ſich zu dem harten Entſchluſſe gezwungen, in einem ſchon reifen Alter von den erſten Elementen anzufangen; aber er beginnt ſogleich ihn auszuführen; er ſtudirt zunächſt lateiniſch und toscaniſch, zu welchem Ende er ſelbſt nach Toscana geht. Auf dieſer Reiſe lernte er die Gräfin von Albani (die Gemahlin Carl Eduards, des engl. Prätendenten), geborne Gräfin von Stolberg, kennen, an die ihn bald eine edle und unauslöſchliche Liebe kettete. An ihr fand ſein Herz einen würdigen Gegenſtand, wie ihn ſein Geiſt in der Dichtkunſt gefunden hatte; die bisher unbeſtimmten Begierden ſeiner Seele hatten nunmehr eine feſte Richtung genommen; von nun an rang er mit raſtloſem Eifer nach dem dichteriſchen Lorbeer, um ihr zu gefallen, ihrer würdig zu ſein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortgehen zu können, zerbrach er auch die letzten Bande, die ihn an ſein Vaterland knüpften, deſſen erniedrigter Zuſtand ihn mit Abſcheu dagegen erfüllte. Er ſchenkte zu dem Ende ſein ganzes

Vermögen gegen eine mäßige Rente ſeiner Schweſter. Jetzt lebte er abwechſelnd in Florenz und Rom, und vollendete 14 Tragödien, zu denen ſpäter, gleichſam wider ſeinen Willen, noch einige hinzukamen. Die widerwärtigen Schickſale ſeiner verehrten Dame hatten oft ſeine Ruhe geſtört; dieſer qualvollen Lage machte der Tod ihres Gemahls ein Ende. Beide lebten von nun an in dem innigſten und unzertrennlichſten Verhältniß. Sie allein, in der er Erſatz für eine Welt fand, kräftigte und befeuerte ſeinen Geiſt. Er lebte abwechſelnd mit ihr im Elſaß und in Paris, unabläſſig mit der Dichtkunſt und der Ausfeilung und Herausgabe ſeiner Werke bei Didot und Beaumarchais beſchäftigt. Unterdeß brachen die Unruhen in Frankreich aus. Sein edles, allein für wahre Freiheit begeiſtertes Gemüth mußte das Trugbild derſelben, dem die Revolution huldigte, mit Abſcheu und Verachtung betrachten. Er verließ daher aus Widerwillen Frankreich und ging nach England. Nur durch das ſtete Fallen der Aſſignate gezwungen, kehrte er nach Paris zurück, höchſt mißvergnügt und erzürnt, die heilige Sache der Freiheit von frevelnden Händen geſchändet zu ſehen, und durchaus unfähig zu geiſtigen Arbeiten. Dieſe Gemüthsfolter ertrug er bis gegen das Ende des Auguſt 1792, wo er Paris verließ und eben noch den gräßlichen Septemberſcenen durch die Flucht entging. Er verlor ſeine Bücher und den größten Theil der eben bei Didot in 5 Bänden vollendeten Ausgabe ſeiner Tragödien. Seitdem lebte er mit ſeiner unzertrennlichen Gefährtin in Florenz, die Ruhe kehrte, wenigſtens periodiſch, zu ihm zurück; er nahm ſeine gewohnten Arbeiten wieder vor, ſchrieb noch ſeine Satiren und ſechs Komödien, und ſtudirte in den letzten Jahren mit unermüdlichem Eifer die griechiſche Sprache, mit deren Dichtern er erſt bekannt wurde, bis er ſeine Laufbahn bereits vollendet hatte. Mitten unter dieſen ſeine Kräfte erſchöpfenden Arbeiten ſtarb er am 8. October 1803. Seine Aſche deckt in der heil. Kreuzkirche zu Florenz, wo ſie zwiſchen Macchiavell und Michel Angelo ruht, ein ſchönes Denkmahl von Canova. Alfieri hat ſich als dramatiſcher Dichter in drei verſchiedenen Gattungen verſucht; wir beſitzen von ihm 21 Tragödien, ſechs Komödien und eine ſogenannte Tramelogödie. Wollen wir ein gerechtes Urtheil über ihn als dramatiſchen Dichter ausſprechen, ſo dürfen wir nicht verhehlen, daß alle ſeine Werke in dieſer Gattung nur als Beſtrebungen eines großen Geiſtes anzuſehen ſind, der ſich in ſeinem wahren Wirkungskreiſe vergriffen hat. Überdruß an Müßiggang und ein innerer Drang, ſich hervorzuthun, machten Alfieri zum Dichter; und er, der ſelten die Mittelſtraße ging, konnte ſich unmöglich bei einer Beſchäftigung, auf die er ſein ganzes Leben zu wenden beſchloß, die Mittelmäßigkeit zum Ziel ſetzen. Er ſpricht es vielmehr nicht undeutlich aus, daß ſein hohes Beſtreben dahin gehe, ſich in der in ſeinem Vaterlande bis auf ihn noch vernachläſſigten dramatiſchen Kunſt jenen unſterblichen Meiſtern des Geſanges beizugeſellen, welche Italien beſitzt. Er rang nach dieſem unverwelklichen Lorbeer reines Herzens mit hoher Kraft, und dieſe edlen Eigenſchaften entwaffnen den bittern Tadel, der dem Mißlingen in der Kunſt wohl ſonſt zu folgen pflegt. Er war würdig zu erreichen, was er nicht erreichen konnte. Entrüſtet über die Entartung ſeiner Zeitgenoſſen, tiefen Abſcheu gegen den Despotismus in einem ſtolzen, freien, leidenſchaftlichen Herzen, war Alfieri viel mehr politiſch als poetiſch begeiſtert. Mitten in einer erniedrigten Umgebung wollte er Kraft, Muth und Freiheitsſinn in die erſchlafften Gemüther hauchen, aber es ſchien ihm unwürdig, ſich dazu der ſchmeichelnd-

den Künſte der Rede zu bedienen, er entſagte gefliſſentlich allem Schmuck, und wollte durch Hoheit der Gedanken, durch kraftvolle Kürze und männlichen Ernſt gefallen; aber er vergaß, daß er damit gleich den weſentlichen Eigenſchaften des Dichters entſagte. Seine Tragödien ſind ſchroff und ſtarr; die Anlage bis zur Dürftigkeit einfach; der Vers hart und ungefällig; die Diction entbehrt durchaus jenes zauberiſchen Farbenglanzes, wodurch allein der Dichter das innerſte Gemüth aufregt. Dennoch iſt er Italiens erſter Tragiker und hat allen nachfolgenden zum Muſter gedient. War Alfieri's Geiſt in ſeiner Jugendblüthe zu ſpröde für die Tragödie, ſo mußte er nothwendig Schiffbruch leiden, als er ſich in ſeinem Alter, wo längſt die ſüße Täuſchung des Lebens vor ſeiner Seele geſchwunden war, und die nackte Wirklichkeit in ihrer traurigen Armſeligkeit vor ſeinen Augen lag, in der Komödie verſuchte, die ohne leichten Witz und heitern Scherz völlig erſtarrt. Auch in der Komödie hat er eine durchaus ernſte, meiſtens politiſche Tendenz; die Erfindung iſt leer, die Verwicklung ohne alles Intereſſe, die Charaktere ſind, wie in der Tragödie, nur allgemeine Umriſſe, ohne Individualität; ſo ſtehen die Komödien noch weit unter den Tragödien, und ſind ſeines hohen Geiſtes nicht würdig. Dagegen halten wir für das gelungenſte unter allen dramatiſchen Werken Alfieri's den *Abel*, welchen er, um ihm einen ſeiner Seltſamkeit angemeſſenen ſeltſamen Namen zu geben, eine *Tramelogödie* nannte. Alfieri, der zuerſt dieſe Zwittergattung zwiſchen der Tragödie und Oper erfand, hatte ſich vorgenommen, ſechs Stücke in derſelben zu liefern, und wir glauben es bedauern zu müſſen, daß er nicht durch mehrere Tramelogödien die Eigenthümlichkeit dieſer Gattung genauer beſtimmt hat. Im Abel erſcheint ſie als ein Gemiſch von Tragödie und Oper, in welchen ſich der erhabenſte, lyriſche Schwung mit der größten Einfachheit vereinigt findet. Alfieri's am freieſten in den Extremen ſich bewegender Geiſt befand ſich hier in ſeiner Sphäre, und wenn die Gattung überhaupt vor der Kritik beſtehen kann, ſo machen Erfindung und Ausführung den Abel unläugbar zu einem ſchönen Dichterwerke; es iſt der höchſte Gipfel, zu dem ſich Alfieri's Genius erhoben hat. Außer dieſen dramatiſchen Originalwerken beſitzen wir von Alfieri ein epiſches Gedicht in vier Geſängen, mehrere lyriſche Gedichte, ſechzehn Satiren, und poetiſche Überſetzungen vom Terenz, Virgil, und einigen Stücken des Äſchylus, Sophokles, Euripides und Ariſtophanes. Nach ſeinem Tode erſchienen der *Miſogallo*, ein Denkmahl ſeines Franzoſenhaſſes, und ſeine Selbſtbiographie (deutſch 1812, im Verlage des Kunſt- und Induſtrie-Comtoirs von Amſterdam in Leipz., 2 Thle, 3 Thlr.), die uns die ganze Eigenthümlichkeit dieſes Mannes vor Augen legt. Seine ſämmtlichen Werke ſind geſammelt erſchienen: Padua u. Breſcia, 1809 u. 10, 8. 37 Bde. M.

Alfred oder Älfred der Große, König von England (geb. 849, geſt. 900), gehört unter die geringe Anzahl Fürſten, denen die Nachwelt den ſo oft gemißbrauchten Namen des *Großen* ohne Weigerung zugeſteht. Er beſtieg den engliſchen Thron 872, zu einer Zeit, wo die Dänen oder Normänner, die ſchon ſeit 787 den Engländern furchtbar waren, ihre Eroberungen und Verwüſtungen in dieſem Lande immer weiter verbreiteten. Alfred zog gegen ſie, wiewohl anfangs nicht mit Glück, zu Felde, und ſchloß Vergleiche mit ihnen ab, die aber nicht von ihnen gehalten wurden. Alfred mußte verkleidet flüchten und ſtand über ein Jahr lang bei einem Schäfer im Dienſte. Allein eben in dieſem Zuſtande, der ihm jeden Widerſtand unmöglich machte, ſann er darauf, dieſen nachdrücklich vorzubereiten. Er erfuhr, daß

ſeine Unterthanen ſich in der Stille gegen ihre Feinde rüſteten, gab ihnen daher von ſeinem Aufenthalte Nachricht, hielt es aber für das beſte, über die Verfaſſung, in der ſich die Dänen befänden, ſelbſt Kundſchaft einzuziehen. In dieſer Abſicht begab er ſich, als Harfenſpieler verkleidet, in das Lager des däniſchen Königs Guthrum und da er deutlich wahrnahm, daß die Dänen ſich einer völligen Sicherheit und Sorgloſigkeit überließen, eilte er zu ſeinem Heere zurück, ſtellte ſich an deſſen Spitze, und erfocht einen ſo vollkommenen Sieg, daß ſie genöthigt wurden, um Frieden zu bitten. Er geſtattete den noch im Lande befindlichen ſich anzubauen, doch mußten ſie ſowohl, als ihr König, das Chriſtenthum annehmen. Von jetzt an machte er in ſeinem Lande die beſten Einrichtungen. Er legte Feſtungen an, übte einen Theil ſeiner Unterthanen in den Waffen, während er durch den andern den Ackerbau betreiben ließ. Von Zeit zu Zeit ſuchten indeß neue Schwärme von Dänen in ſein Land einzubrechen; dies gab Alfred Gelegenheit, Schiffe erbauen zu laſſen, und ſowohl mit dieſen, als auch mit ſeinen Landtruppen den Feinden, wenn ſie landen wollten, tapfern Widerſtand zu leiſten und ihre Landungen zu verhindern. Außer dem, daß er auf dieſe Art für die Sicherheit ſeiner Unterthanen ſorgte, war er auch zugleich für mehrere Bildung derſelben durch Geſetze und Unterricht bedacht. Er ließ zu dem Ende die Geſetze ſeiner Vorfahren zuſammentragen, und vermehrte ſie, überſetzte auch ſelbſt die Pſalmen und die Äſopiſchen Fabeln und einige andere Schriften in die engliſche oder damalige angelſächſiſche Sprache, und legte eine Schule zu Oxford an. Sein vorzüglichſtes Augenmerk ging jedoch dahin: ſeine Feinde ſo viel wie möglich zur See zu bekriegen, und an ſeinem Hofe die in den Wiſſenſchaften und Künſten erfahrenſten Männer zu unterhalten. Durch ſeinen häufigen und vertrauten Umgang mit dieſen erwarb er ſich ſelbſt viele Kenntniſſe, verglich die verſchiedenen Nachrichten, die er von ihnen einzog, und wußte ſie bei ſeinem Scharfſinne und ſeiner Klugheit ſehr gut zu benutzen. Ihm bleibt beſonders das Verdienſt, zu Englands Seemacht den erſten Grund gelegt zu haben. Denn er war es, der zuerſt Schiffe oder vielmehr Galeeren bauen ließ, die ſechzig Ruder hatten, und hierdurch ſowohl als auch in Anſehung ihrer Größe und Beſchaffenheit, noch einmal ſo ſtark waren, als die größten vorher gebräuchlich geweſenen Schiffe. Die Nachricht einiger Schriftſteller, daß er zugleich mit dieſen Schiffen einige Entdeckungsreiſen nach den norwegiſchen und lappländiſchen Küſten, und ſogar nach Oſtindien habe vornehmen laſſen, und aus jenen Ländern Wallroßzähne, aus dieſem Edelſteine und andere Waaren erhalten habe, ſcheint ziemlich glaubwürdig, zumal da man ſelbſt die Perſonen, die er zu dieſen Reiſen gebraucht, namentlich angiebt. Und ſo wäre Alfred auch der erſte, der ſeine Unterthanen auf Indien aufmerkſam gemacht hat.

Algarotti (Francesco Graf), gehört unter diejenigen italieniſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, die mit dem meiſten Erfolge das Studium der ernſtern Wiſſenſchaften mit der Ausübung der Künſte verbunden haben. Er war zu Venedig im J. 1712 geboren, ſtudirte zu Rom, Venedig und zuletzt, unter Manfredi und Zanotti, zu Bologna, und machte glückliche Fortſchritte in der Mathematik, Geometrie, Aſtronomie, Philoſophie und Phyſik Dieſer letztern Wiſſenſchaft und der Anatomie widmete er ſich mit Vorliebe. Nicht minder eifrig hatte er das Lateiniſche und Griechiſche ſtudirt, auch großen Fleiß der toscaniſchen Sprache gewidmet. Seine lebhafte Wißbegierde trieb ihn frühzeitig auf Reiſen. Er ſah Frankreich, England,

Rußland, Deutſchland, die Schweiz und alle bedeutende Städte Italiens, und fixirte ſich erſt in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens in ſeinem Vaterlande. Als einundzwanzigjähriger Jüngling ſchrieb er zu Paris den größten Theil ſeines Neutonianismo per le dame, im Geſchmack der Pluralité des mondes von Fontenelle, und legte dadurch den Grund zu ſeinem Ruhm. Bis 1739 lebte Algarotti abwechſelnd bald in Paris, bald in Cirey bei der Marquiſe du Chatelet, bald in London. In dem gedachten Jahre machte er mit dem Lord Baltimore eine Reiſe nach Petersburg. Auf dem Rückwege beſuchte er Friedrich II., der damals als Kronprinz in Rheinsberg wohnte. Der Prinz fand ſo viel Gefallen an ihm, daß er ihn gleich nach ſeiner Thronbeſteigung zu ſich rief, und ihn nebſt ſeiner Familie in den Grafenſtand erhob, welche Ernennung nachmals von dem venetianiſchen Senat beſtätigt wurde. Nicht minder ſchätzte ihn König Auguſt III. von Polen, welcher ihn nach Dresden berief, und ihm den Charakter eines Geheimenraths beilegte. Er lebte nun abwechſelnd zu Berlin und Dresden, beſonders am erſtern Orte, nachdem er 1747 von Friedrich II. den Orden des Verdienſtes und den Kammerherrnſchlüſſel erhalten hatte. Im J. 1754 aber kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er anfangs zu Venedig, nachher zu Bologna, und ſeit 1762 zu Piſa wohnte. Hier ſtarb er 1764 an der Auszehrung, nachdem er lange an der Hypochondrie gelitten hatte. Den Entwurf zu ſeinem Monument, welches auf Friedrichs II. Koſten auf dem Kirchhofe (Campo santo) zu Piſa errichtet wurde, hatte er ſelbſt gemacht. Er wird in der Inſchrift, mit Beziehung auf ſeinen Congresso di Citera und ſeinen Neutonianismo, ein Nebenbuhler Ovids und Schüler Newtons genannt. Unſtreitig gehört Algarotti zu den ausgezeichnetſten Männern aus dem Jahrhundert Friedrichs II. Seine Kenntniſſe waren weit umfaſſend, und in mehrern Fächern gründlich. In Anſehung der Mahlerei und Baukunſt gehört er zu den größten Kennern in Europa. Viele Künſtler ſind unter ſeiner Leitung gebildet worden. Er ſelbſt zeichnete und ätzte mit vieler Geſchicklichkeit. In ſeinen Werken, welche von dem mannichfaltigſten Inhalte ſind, zeigt ſich überall Witz mit Scharfſinn gepaart, ſeine Poeſien ſind voll Anmuth und Feuer, und ſeine Briefe gehören zu den ſchönſten, welche die italieniſche Sprache aufzuweiſen hat. Unter ſeinen Saggi sopra le belle arti ſind die Verſuche über die Mahlerei die wichtigſten. Eine vollſtändige Angabe ſeiner Werke würde hier zu weit führen. Es giebt mehrere Sammlungen derſelben, die neueſte iſt zu Venedig 1791 bis 1794 in 17 Bänden erſchienen.

Algebra. Dieſer wichtige Theil der Mathematik iſt die Wiſſenſchaft, endliche Größen nach allgemeinen Zeichen zu beſtimmen und zu finden. Da man ſich zu dieſen Zeichen der Buchſtaben bedient, ſo hat man ſie auch Buchſtabenrechnung genannt. Einige Schriftſteller nennen die Algebra die Wiſſenſchaft, eine jede gegebene mathematiſche Aufgabe aufzulöſen und begreifen beſonders die Lehre von den Gleichungen darunter; allein dieſer Begriff wird richtiger der Analyſis zugeeignet, von welcher die Algebra ein Theil iſt, und zwar derjenige, welcher ſich beſonders mit der Rechnung endlicher Größen beſchäftigt. Die Algebra hat zwei Theile: der erſte faßt die eigentliche Buchſtabenrechnung, oder diejenige Wiſſenſchaft in ſich, welche die Größen unter den Zeichen der Buchſtaben behandelt; der andere lehrt die Art und Weiſe, wie man ſich dieſer Buchſtabenrechnung zur Aufloͤſung der Aufgaben geſchickt bedienen ſoll. Dieſen letztern Theil, welcher der größte und wichtigſte iſt, nennt man auch ſchlechtweg die Algebra. — Urſprünglich bedeutet

das Wort Algebrà (im Arabiſchen) die Kunſt, einen gebrochenen Knochen zu heilen, daher noch jetzt im Spaniſchen Algebriſta ein Mann, der Beinbrüche und Verrenkungen heilt, ein Wundarzt.

Algier, ſ. Barbaresken.

Älianus (Claudius, ein griechiſcher Schriftſteller aus Präneſte in Italien, um das Jahr 222 n. Chr. Noch haben wir von ihm zwei intereſſante, in ſchönem Griechiſch geſchriebene Werke: Mannichfaltige Geſchichte und Naturgeſchichte der Thiere. Von dem erſtern iſt eine der vorzüglichſten kritiſchen Ausgaben die von Gronov, Leyden, 731 in 4. (eine neuere Ausgabe mit Perizonius Commentar von Kühn, Leipz. 780 in 8. und von Lehnert, Breslau und Leipzig 793 in 8.) von der letztern die von J. G. Schneider, Leipz 784 in 8.

Alibi. Beweis des Alibi (anderswo) heißt im Strafprozeßſyſtem derjenige Beweis der Unſchuld, welcher aus dem Umſtande hervorgeht, daß der Angeſchuldigte zur Zeit des an einem beſtimmten Orte geſchehenen Verbrechens an einem andern Orte ſich befunden habe, von wo aus er dieſes Verbrechen nicht verübt haben kann. Die Lehre von dieſem Beweis iſt für Defenſoren und Criminalrichter ſehr wichtig, und ihre Anwendung fodert um ſo mehr Scharfſicht, da es Verbrecher giebt, welche vor der That ſich ſchlau die Mittel vorbereiten, im Fall eines auf ſie fallenden Verdachtes den Schein eines Alibi zu gewinnen.

A. Mnr.

Alicante, eine am mittelländiſchen Meere, im ſpaniſchen Königreiche Valencia gelegene, durch gewöhnliche Mauern befeſtigte Stadt mit einem ehemals ſtarken, ſeit dem ſp. Erbfolgekrieg verfallenen Caſtell, und einem guten Kauffahrteihafen. Die Einwohnerzahl beträgt 15,000. Der vorzüglichſte Ausfuhrartikel iſt der gute, ſüße Wein, welcher unter dem Namen des Alicante-Weins bekannt iſt. Carl V. pflanzte ihn zuerſt an, indem er Reben vom Rheine hieher bringen ließ. Alicante iſt die Handlungsniederlage zwiſchen Spanien und Italien.

Aliquot. Ein aliquoter Theil einer Größe heißt in der Mathematik ein ſolcher, von welchem ſich in Zahlen (gebrochenen oder ganzen) ausdrücken läßt, wie vielmal er in dem Ganzen enthalten ſei. Stehen zwei Größen gleicher Art in einem ſolchen Verhältniſſe zu einander, daß die kleinere kein aliquoter Theil der größeren iſt, ſo nennt man dieſelben incommenſurabel (unmeßbar), weil eine Größe durch die andere meſſen überhaupt und im ſtrengſten Sinne nichts anders heißt, als in Zahlen beſtimmen, wie vielmal die eine in der andern liegt. Sie heißen auch irrational (verhältnißlos), weil ſie in keinem geometriſchen Verhältniſſe zu einander ſtehen. Wenn man von einer incommenſurablen oder Irrationalgröße ſpricht, ſo verſteht man darunter eine ſolche, von welcher die zu ihrer Ausmeſſung beſtimmte Maßeinheit kein aliquoter Theil iſt. Von dieſer Beſchaffenheit ſind z. B. alle Quadratwurzeln unvollkommener Quadratzahlen (2. 3. 5. 6. 7. 8. 10. u. ſ. f.) Die Seite eines Quadrats von 8. Quadratzoll Flächengehalt iſt durch die Einheit des Längenzolles nicht genau ausmeßbar. Sie kann nicht 3 Zoll lang ſein, denn das gäbe, mit ſich ſelbſt multiplicirt, ſchon 9 Zoll Inhalt; ſie kann nicht 2 Zoll lang ſein, denn das gäbe nur 4, und ſie kann auch nicht 2 Zoll und einen Bruch von Zoll lang ſein, weil jeder Bruch in der Multiplication nicht vermehrt, ſondern vermindert. Die präſumtive Irrationalität des Cirkelflächengehaltes, d. h. die Unmöglichkeit, ihn durch die als Flächenmaß angenommene Quadrateinheit genau auszumeſſen, iſt unter dem Namen Quadratur des Cirkels zum Sprichwort geworden; die-

ſelbe ſuchen, heißt nach etwas Unmöglichem ſtreben, ſie gefunden haben wollen, ſeinen Scharfſinn überſchätzen u. dergl. m. (S. d. Art. Kreis.) A. Mnr.

Alkali, Alkalien, alkaliſche Salze, Laugenſalze, ſind Grundſtoffe, welche einen beſonders ſcharfen Geſchmack haben, mit den Säuren aufbrauſen, den Veilchenſaft und ähnliche blaue Pflanzenſäfte grün färben und alle in Säuren aufgelöſ'te Körper niederſchlagen. Man unterſcheidet zwei Arten von Alkalien, feuerbeſtändige oder fixe und flüchtige. Jene haben einen beſonders brennenden laugenhaften Geſchmack, ſind im Feuer beſtändig und zerfallen in Pflanzenalkali (Potaſſium) und Mineralalkali (Natrum); dieſe hingegen verflüchtigen ſich leicht in der Wärme. Die allgemeinen Eigenſchaften der Alkalien ſind folgende: Sie ziehen die Feuchtigkeit aus der Luft leicht an, wenn ſie nicht mit Kohlenſäure verbunden ſind, und können daher gebraucht werden, Gasarten vom Waſſer zu befreien; während ſie die übrigen blauen Pflanzenſäfte (den Indigo ausgenommen) grün färben, erhöhen ſie die blaue Farbe des Lackmußes; ſie ſtellen die Farben, die durch Säuren verändert worden ſind, wieder her; ſie verändern die rothen Pflanzenfarben, vorzüglich die des Fernambucks, in blau oder violett und die der Curcume oder andere gelbe Pflanzenfarben in röthlichbraun; ſie trennen (im kohlenſauren Zuſtande) alle in Säuren aufgelöſ'te Dinge. Die metalliſchen Auflöſungen trennen ſie ſowohl im ätzenden als kohlenſauren Zuſtande, und die Niederſchläge erſcheinen mit verſchiedenen Farben; ſie löſen im ätzenden Zuſtande Öle, Fettigkeiten, harzige Stoffe auf, wodurch Seifen entſtehen; auch wirken ſie im ätzenden Zuſtande ſehr ſtark auf alle thieriſche Theile, löſen ſie auf und bringen neue Verbindungen hervor, die den Seifen ähnlich ſind; ſo wirken ſie auch auf einige Pflanzen, wie die Schwämme; im ätzenden Zuſtande verbinden ſie ſich mit dem Schwefel und bilden die Schwefelleber; ſie löſen ſich, wenn ſie frei von Kohlenſäure ſind, in Weingeiſt auf, und die Flüſſigkeit erhält eine rothe Farbe; ſie ſcheiden das Ammoniak aus ſeinen Verbindungen mit Säuern; ſie ſetzen mit Säuern Neutralſalze zuſammen; ſie löſen im ätzenden Zuſtande die Thonerde auf, die im Waſſer erweicht worden iſt; im ätzenden Zuſtande im Waſſer aufgelöſ't, löſen ſie die Kieſelerde auf; im Feuer entſteht durch dieſe Verbindung Glas, welches aber im Waſſer lösbar iſt, wenn man wenig Kieſelerde angewendet hat; ſie kommen in den mehrſten Fällen mit Kohlenſäure verbunden vor, und dann brauſen ſie mit andern Säuern, indem die Kohlenſäure ausgetrieben wird; ſind ſie völlig ätzend, ſo erhitzen ſie ſich bei der Löſung im Waſſer.

Alkämenes, ſ. Bildhauer der Griechen.

Alkmar (Heinr. v.), ſ. Reinecke (der Fuchs).

Alkohol, jede in das allerfeinſte Pulver aufgelöſ'te Subſtanz, insbeſondere der bis auf den höchſten Grad rectificirte, abgezogene Weingeiſt.

Alkoran, ſ. Coran.

Alla Breve wird ein Tonſtück überſchrieben, das in einer doppelt ſo geſchwinden Bewegung, als ſonſt bei eben der Art Noten Statt findet, vorgetragen werden ſoll, ſo daß eine ganze Tactnote ſo geſchwind als ſonſt eine halbe, eine halbe ſo geſchwind als ſonſt ein Viertel u. ſ. f. geſpielt wird. Man pflegt auch zur Bezeichnung dieſer Tactart den Tonſtücken ein Zeichen vorzuſetzen, das einem durchſtrichenen C gleich ſieht. Übrigens bedient man ſich auch des Ausdrucks: alla Capella; welche Benennung von den aus dem Choralgeſange ent-

ſehnten Subjecten herrührt, wovon zwar die Notenfiguren ihrer Größe nach eben dieſelben ſind, gleichwohl nicht choralmäßig, d. h. wie ſie die Gemeinde in der Kirche ſingt, ſondern lebhafter, ſo wie es in den Capellen gewöhnlich iſt, ausgeführt werden ſollen.

Allah iſt im Arabiſchen der Name Gottes, des Schöpfers der ganzen Natur, von welchem Mohammed ſagt, er ſei der Einzige, der ſein Weſen von ſich ſelbſt habe, ihm ſei nichts gleich in der ganzen Reihe der Weſen. Alle Geſchöpfe hätten das ihrige von ihm erhalten; er ſei der, welcher weder zeuge noch gezeugt worden ſei. Er iſt der Herr der Körper- und Geiſterwelt, deſſen, als des einzigen und wahren Gottes, Verehrung Mohammed als die Hauptlehre ſeiner Religion überall einſchärft. Das Wort iſt aus dem Artikel Al und dem Worte Elah zuſammengeſetzt, welches den Verehrten und zu Verehrenden bezeichnet und der Singular zu Elohim iſt.

Alle für Einen und Einer für Alle (in solidum) heißt, wenn ſich mehrere Perſonen zu einer Zahlung oder ſonſtigen Leiſtung dergeſtalt verbindlich machen, daß Einer für Alle und Alle für Einen bezahlen müſſen. Dies iſt in Verſchreibungen, welche von Mehreren gemeinſchaftlich ausgeſtellt ſind, nur dann der Fall, wenn dieſer Ausdruck wirklich gebraucht worden. Außerdem kann der Gläubiger nur Jeden für ſeinen Theil belangen, es müßte denn auf die Rechtswohlthat der Diviſion Verzicht geleiſtet ſein. Wen unter den Verpflichteten der Gläubiger einer ſolidariſchen Schuld zuerſt angreifen will, hängt von ſeiner Wahl ab, und es iſt gleichgültig, ob ſein Name zuerſt oder zuletzt unter dem Documente ſteht. Der Angegriffene aber behält ſeinen Regreß an ſeine Mitverpflichteten, die er nöthigen kann, die Verpflichtung zu gleichen Theilen mit ihm zu tragen. Wird ein Mitverpflichteter zahlungsunfähig, ſo wird ſeine Quote unter die übrigen gleich vertheilt.

Allegorie. Dieſes griechiſche Wort bezeichnet ſeinem Urſprunge nach eine Darſtellung, in welcher die Zeichen, durch welche man darſtellt, noch etwas anderes bedeuten ſollen, als ſie unmittelbar, d. i. nach ihrem gewöhnlichen Gebrauch, und abgeſehen von ihrer beſondern Zuſammenſtellung, ankündigen (das Wort iſt nämlich gebildet aus αλλο und αγορειν). Der herrſchend gewordene Gebrauch dieſes Ausdrucks verlangt aber: 1. eine Verwandtſchaft oder Gleichartigkeit dieſes verborgenen und des unmittelbar wahrnehmbaren Sinnes, welche beide gleichſam einander parallel fortlaufen müſſen; denn ſonſt würde auch die Ironie, in welcher durch das Poſitive an das entgegengeſetzte Negative erinnert wird, hieher gehören; 2. die Kunſt, durch den vor Augen liegenden Sinn des Dargeſtellten, jenen andern vermittelſt dieſer Gleichartigkeit in dem Gemüthe des Anſchauenden ſicher zu erwecken; welche Kunſt um ſo größer iſt, je ſichrer beim Anſchauen des unmittelbar vor Augen liegenden (des Bildes) die ihm entſprechende höhere Bedeutung des dargeſtellten, das ideale Gegenbild, ſich vor der Phantaſie des Anſchauenden entfaltet, ſo daß vor dem klaren Anſchauen des Letztern das Erſtere faſt verſchwindet, und allmählig zurücktritt. Im Allgemeinen nennt man daher Allegorie jede Darſtellung, in welcher ein Gegenſtand durch einen ähnlichen oder verwandten ausgedrückt wird. Der vor Augen liegende Sinn der Darſtellung iſt gewöhnlich ein ſinnlicher oder hiſtoriſcher (im weitern Sinne), welcher auf der natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung der Zeichen und ihrer Zuſammenſtellung beruht, und einen beſondern Gegenſtand, eine beſondere Thatſache und Begebenheit, ſie ſei nun wirklich geſchehen, oder

werde nur als geſchehen vorgeſtellt, enthält und ankündigt; der verborgene und bei dem Anſchauen des erſteren hervortretende Sinn aber ein geiſtigerer und allgemeinerer, welcher über einzelne Fälle und Thatſachen, auf welche die Darſtellung ſich bezieht, hinausgeht, und in dem Reiche des Idealen liegt. Hieraus leuchtet ein, warum man jede ſchöne Kunſt in gewiſſem Sinne allegoriſch nennen kann, — denn es will das ſchöne Kunſtwerk durch individuelle ſinnliche Zeichen etwas Höheres, Ideales darſtellen, — im ſtrengen Sinne aber Allegorie nur ein ſolches Product der Kunſt genannt wird, in welchem die Zeichen der Darſtellung ſo verbunden ſind, daß ſie durch ihre Verbindung einen doppelten, d. i. einen beſondern und einen allgemeinen Sinn enthalten und darſtellen, welche doppelte Bedeutung eines ſinnlichen Gegenſtandes oder eines Factums zugleich eine urſprüngliche Verwandtſchaft des beſondern und allgemeinen, ja der Natur und des Geiſtes überhaupt vorausſetzt, vermöge welcher das Sinnliche für uns etwas Geiſtiges bedeuten, und das Ideale durch etwas Individuelles repräſentirt werden kann. Hieraus leuchtet ferner ein, warum man oft das Allegoriſche dem Hiſtoriſchen (in einem weitern Sinne genommen) entgegenſetzt, und dann die Allegorie ein Phantaſiebild, eine Phantaſie (in objectiver Bedeutung) und Idealdarſtellung vorzugsweiſe zu nennen pflegt. Denn ob es gleich Darſtellungen geben kann, denen ein eigentliches hiſtoriſches Factum, d. i. eine Thatſache oder Begebenheit aus dem Kreiſe der Geſchichte genommen, zum Grunde gelegt iſt, welchen man aber einen noch höhern und allgemeinern Sinn zu geben verſucht hat, welche Darſtellungen man hiſtoriſche Allegorien genannt hat; ſo hat doch theils das Geſchichtliche ſchon an und für ſich ſelbſt ſo viele Bedeutung, daß daſſelbe, wenn eine allgemeine Deutung den eigenthümlichen Charakter deſſen — wie die Erfahrung lehrt — auch nicht zu zerſtören pflegte, den Blick noch fortdauernd auf das Individuelle hinziehen würde, wodurch zugleich der Zweck der Allegorie, im Sinnlichen und Beſondern ein geiſtiges Gegenbild, eine allgemeine Wahrheit darzuſtellen, verſchwinden müßte. Daher das Beſondere, welches der Allegorie zum Grunde liegen muß, lieber unmittelbar ein Gegenſtand und Erzeugniß der ſchaffenden Phantaſie iſt. Endlich leuchtet auch ein, warum die Allegorie nur in den ſogenannten redenden Künſten, d. i. Beredſamkeit und Dichtkunſt, und unter den bildenden nur in der Mahlerei und Plaſtik, ſo wie in den mimiſchen Künſten, keinesweges aber in der Muſik und Baukunſt vorkommen könne; denn nur die erſtgenannten Künſte ſind durch ihre Darſtellungsmittel fähig, einen doppelten Sinn darzuſtellen und neben der beſondern eine allgemeine Deutung zu enthüllen, der Charakter der letztern aber iſt ſchon durch ihre Darſtellungsmittel ein ſinnbildlicher, denn ſie deuten, nach ihrem reinſten Weſen gedacht, durch eine geiſtige Harmonie der Grundformen des Sichtbaren und Hörbaren, des Menſchen idealſtes, d. i. über die Wirklichkeit hinausgehendes harmoniſches Gefühl und Leben, und zwar die Muſik das innere Leben des Gefühls durch den ihm verwandten Ton, die Baukunſt aber das äußere harmoniſche und mit dem innern harmonirende Leben durch Erhöhung und Idealiſirung der äußern Umgebung, kräftig, obwohl im Verhältniß zu dem Begriff, zu welchem ſich Worte, lebendige Geſtalten und ihre Bewegung durch ihre Zuſammenſtellung und Verbindung erheben laſſen, nur dunkel und undeutlich an. So giebt es aber ſelbſt in den erſtgenannten Künſten Darſtellungen, deren Gegenſtände hiſtoriſch ſind oder der Sage angehören, und dennoch, unbe-

ſchadet ihrer hiſtoriſchen Selbſtſtändigkeit, einen allgemeinen Sinn verſtatten, oder ſich, wie man ſagt, allegoriſch erklären laſſen, ohne die Allegorie zu bezwecken (z. B. Eros, Herkules, Apollon). In ſo fern nun bei dieſen der allgemeine Sinn gleichſam aus dem Individuellen von ſelbſt entſtanden, bei der Allegorie aber der umgekehrte Fall einzutreten ſcheint (man denke hier an die allegoriſchen Perſonen einer Victoria, Spes), in ſo fern ſetzt man wieder das Allegoriſche auch dem Symboliſchen entgegen, welche Ausdrücke in anderer Hinſicht oft gleichbedeutend gebraucht werden (wie z. B. wenn man den Künſten überhaupt eine allegoriſche oder ſymboliſche Natur zuſchreibt). Andere beſtimmen den Unterſchied zwiſchen Allegorie und Symbol ſo, daß ſie letzteres mehr auf einen einzelnen Gegenſtand, der auch noch kein ſelbſtſtändiges Kunſtwerk bildet, beſchränken, und mithin unter Symbol ein Zeichen, wodurch ein Gegenſtand oder Begriff angedeutet wird (z. B. die Bezeichnung des Friedens durch einen Ölzweig), unter einer ſymboliſchen Geſtalt die Perſonification eines Begriffs verſtehen, erſtere aber mehr auf ein größeres Ganzes von Geſtalten und Bildern beziehen, durch welche, verwebt zu einer Handlung, die nicht im Kreiſe der Sage oder Geſchichte liegt, eine ſinnverwandte Wahrheit dargeſtellt wird; nach welchem Unterſchiede eine ſymboliſche Darſtellung (z. B. Rafaels ſymboliſche Geſtalten oder allegoriſche Perſonen der Klugheit, Gerechtigkeit) ſowohl für ſich beſtehen, als auch einen Theil der Allegorie ausmachen kann (z. B. Eros, der auf dem Löwen reitet). Indeſſen iſt auch die Allegorie nicht immer ein allegoriſches Ganzes oder ein beſonderes Kunſtwerk, ſondern ſie kommt auch als Theil eines Kunſtwerks vor, und zwar in der Redekunſt und Poeſie; in ſo fern wird ſie zu den rhetoriſchen Figuren, namentlich zu den Tropen (ſ. Tropen) gerechnet, und von der Metapher, welche in der Übertragung ähnlicher und verwandter Vorſtellungen und Eigenſchaften auf ähnliche Gegenſtände und Vertauſchung derſelben beſteht, nur durch ihre Ausführung unterſchieden, und daher auch oft eine ausgeführte Metapher mit Recht genannt. Hier wird ein Bild oder der ähnliche Gegenſtand ſtatt des darzuſtellenden ausgeführt, indem auch die Nebenvorſtellungen und Eigenſchaften deſſelben von jenem Bilde abgeleitet, und durch Eigenſchaften dieſes Bildes, nur daß dieſe demſelben ähnlich und verwandt ſein müſſen, ausgedrückt werden. Dabei wird vorausgeſetzt, daß das bezeichnende Bild deutlicher und ſtärker den Gegenſtand ausdrücke, als der eigenthümliche und eigentliche Ausdruck, welcher für denſelben vorhanden iſt. So enthalten Shakſpeare's Worte: „mir iſt der Kelch gefüllt mit Wermuth bis an den Rand," „wen erfreuen die Blumen, wenn ihre Wurzel verdorrt iſt," eine Allegorie dieſer Art. Auch hat dieſe Figur, wie alle Metaphern, nicht blos in dem Mangel der Ausdrücke für gewiſſe Gegenſtände, wie Cicero anführt, ſondern noch mehr in dem Drange eines belebten Gemüths, ſeine Empfindungen und deren Gegenſtände ſtark und lebendig auszudrücken, oder in dem Vergnügen, welches alle Vergleichung und die Übung einer vorzüglichen Vergleichungskraft (Witz) gewährt, ihren vorzüglichen Urſprung. In jenem Drange iſt die das Gefühl begleitende Einbildungskraft geſchäftig, 1. das Geiſtige zu verkörpern (dieſes die natürlichſte, urſprünglichſte und dem Weſen der Poeſie angemeſſenſte Metapher und Allegorie); 2. das Körperliche zu beleben und zu vergeiſtigen, oder auch 3. ähnliche Gegenſtände gleicher Sphäre zu verbinden, zu vertauſchen und die Naturerſcheinungen zu perſonificiren (z. B. Aurora), worin

die dreifache Art der Allegorie beruht. In dem bewegten Gemüthe aber iſt die Vergleichung ſo ſchnell, die Anſchauung ſo lebhaft, daß das Bild oder der ähnliche Gegenſtand faſt unvermerkt an des Vergleichenden Stelle tritt; dadurch wird der Ausdruck ſelbſt kürzer, erweckt die Vergleichungskraft und den Witz des Leſers bei der Vorſtellung des Bildes, und gewährt dadurch, wie ſchon überhaupt das Vertauſchen verſchiedener Gegenſtände verwandter Sphären des Denkens, ein gewiſſes Vergnügen, welches die Harmonie und Einheit unſerer Vorſtellungen überall begleitet. Hieraus erhellen auch die Hauptgrundſätze für den Gebrauch der Allegorie in Rede und Gedicht. 1. Die Allegorie gehört zunächſt dem affectvollen und leidenſchaftlichen Zuſtande an, in welchem alles auf den Gegenſtand der Gemüthsbewegung bezogen und als Eigenſchaft, Urſache oder Wirkung deſſelben angeſehen wird, eine ängſtliche Vergleichung aber, oder eine ruhige Reflexion, welche, wie ein Gleichniß, die verglichenen Dinge gegenüberſtellt, unmöglich iſt; 2. ſie liebt daher die Kürze des Ausdrucks, u. ergreift 3. ſtatt des darzuſtellenden Gegenſtandes ein Bild, welches ungeſucht denſelben nach ſeinem Weſen und ſeiner Wirkung kräftiger und deutlicher als der gemeine Ausdruck bezeichnet, und nach der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſelbſt ſich richten muß. Die Allegorie als ſelbſtſtändiges Ganzes oder beſonderes Kunſtwerk aber kann auf ähnliche Weiſe und auf jene dreifache Art im Großen verfahren; dann aber finden ſich theils und hauptſächlich in der Foderung, daß der darzuſtellende Gegenſtand unter der Hülle des ausgemahlten Bildes leicht und deutlich hervorſchimmere, und daher auch von dem gebildeten Sinne bald entdeckt werden müſſe, ohne daß doch jenes entweder eine zu große, z. B. hiſtoriſche Wichtigkeit habe — wodurch der Gegenſtand ſelbſt verdunkelt werden würde — oder trivial ſei; in welchem Falle das äſthetiſche Vergnügen aufgehoben werden müßte, oder endlich das Hiſtoriſche und Mythiſche mit dem Allegoriſchen vermiſcht werde, und dadurch jenes ſeine Bedeutung verliere (wie z. B. in der Gallerie Farneſe des Annibal Caracci), theils in der didaktiſchen Tendenz, welche die Allegorie leicht annimmt, und ſich dadurch zur Proſa hinneigt (welche Tendenz in Verbindung mit gewiſſen Umſtänden, in denen es unmöglich oder unzweckmäßig war, die Wahrheit unverhüllt zu ſagen, welche im Bilde eindringlicher und im Reize der Schönheit auftrat, die erſte und häufigſte Veranlaſſung zu Allegorien dieſer Art wurde), theils endlich darin, daß das Phantaſiebild, unter welchem das Allgemeine gewöhnlich verhüllt wird, an ſich weniger Intereſſe hat und weniger individualiſirt iſt, als die hiſtoriſche Thatſache, große und vorzügliche Schwierigkeiten. In dieſen Schwierigkeiten aber liegt zugleich der Grund, warum die echte Allegorie ſo ſelten iſt, und gemeiniglich nur in Zeiten des Verfalls der Kunſt eifrig bearbeitet wird. Die letztere Schwierigkeit nöthigt oft, in der bildenden Kunſt, auch der Verſtändlichkeit wegen, zu gewiſſen willkürlichen und conventionellen Symbolen und Attributen (ſ. d. Art.) zu greifen, welche außer dem Gegenſtande liegen und den Betrachtenden kalt laſſen. Daher aber vermag auch die allegoriſche Darſtellung, mehr als irgend eine andere, die ſeltene Verbindung des philoſophiſchen und poetiſchen Geiſtes von Seiten des Künſtlers und in Hinſicht des Ausdrucks der Gedanken eine ſeltene Erfindungskraft und Vergleichungsgabe zu beurkunden; denn das Allgemeine und Beſondere muß hier eins und ein unzertrennliches Ganzes werden. Sie muß aber als Kunſtwerk das ganze Gemüth anſprechen, und daher nicht blos auf den Verſtand

durch eine der Menſchheit würdige, und der Verſinnlichung fähige (d. i. nicht zu abſtracte) Idee, die ihr zum Grunde liegt, ſondern auch durch den belebten Ausdruck auf das Gefühl wirken, der gleichſam willig und von ſelbſt ſich an jene anſchmiegt, und zum beſeelten Körper derſelben geworden iſt, unter welchem ſie nicht wie ein dunkles Räthſel verborgen liegt, ſondern überall und in jedem Gliede die Form durchdringend hervorſchimmert, dem Gebildeten verkörpert erſcheint und ihn lebendig ergreift. Letzteres aber kann ſie nur, wenn von ihr ſo viel als möglich alle willkürlichen und conventionellen Zeichen und Attribute, wie überhaupt alles Geſuchte entfernt ſind, und die Form eine innere Verwandtſchaft mit der Idee hat, durch welche ſie gewiſſermaßen zum nothwendigen, ſich leicht ankündigenden Ausdrucke derſelben erhoben wird; ferner wie das Beſondere, durch welches ſie das Allgemeine darſtellt, ſelbſt in ſeinen Formen Idealität beſitzt und ſich über die Proſa des gemeinen Lebens erhebt; endlich wenn eine belebende Einheit über dem Ganzen waltet. — Als Beiſpiel der poetiſchen Allegorie, als eines ſelbſtſtändigen Kunſtwerks, betrachte man die bekannte Ode des Horaz I, 14, in welcher dieſer Dichter den römiſchen Staat und ſeinen Zuſtand unter dem ausgewählten und gehaltenen Bilde eines Schiffes mit poetiſcher Lebendigkeit, d. i. durch Handlung, ſchildert; die Sorge von Herder, die bekannte Erzählung von den drei Ringen, welche auch Leſſing in ſeinen Nathan den Weiſen verwebt hat; auch gehören hieher viele Fabeln und Parabeln, denn nicht alle ſind an ſich ſchon weder poetiſch, noch in dem oben aufgeſtellten Sinne Allegorien — die Vögel des Ariſtophanes — denn in allen Dichtungsarten kann die Allegorie auftreten. Als Beiſpiel einer Allegorie in der bildenden Kunſt, in welcher der Gebrauch der Allegorie überhaupt mehr auf Perſonification beſchränkt iſt, weil die bildende Kunſt durch Geſtalten darſtellt, wobei ſie öfters der Attribute bedarf, gilt Guido's Fortuna, die der geflügelte Knabe ſpielend bei den Haaren faßt. Hieher würden auch gehören allegoriſche Ballets und Pantomimen. Die weitere Verſchiedenheit der Allegorie in dieſen verſchiedenen Künſten und ihren Formen läßt ſich nur aus dem Weſen derſelben erkennen und ableiten, welche Unterſuchung hier zu weitläuftig werden würde. (Man vergl. darüber Leſſings, Herders, Winckelmanns und Moritzs Abhandlungen und Bemerkungen über Allegorie). Daß übrigens die Allegorie häufiger in der neuern chriſtl. Kunſt als in der alten, der Griechen und Römer beſonders, vorkomme, liegt in dem Charakter und der Denkweiſe des Alterthums und der chriſtlichen Zeit, und iſt vorzüglich durch die ihnen zum Grunde liegenden verſchiedenen religiöſen Weltanſichten, von denen jene ſich mehr von dem Individuellen zu dem Idealen erhob, dieſe dagegen von dem Geiſtigen ausging (deßhalb in Ermangelung einer vielſeitigen Mythologie die Kunſt der freien Phantaſie die Geſtaltung ihrer Ideen, und Erfindung ihrer Stoffe überlaſſen mußte) zu begreifen. Man vergl. übrigens mit dieſem Artikel in letzterer Hinſicht den Artikel Antik und Modern, und in Beziehung auf das Symboliſche den Artikel Symbol. T.

Allegri (Gregorio), geb. zu Rom 1590, geſt. daſelbſt 1640, ein Sänger in der päpſtlichen Capelle, der noch jetzt in Italien als einer der geachtetſten Geſang-Componiſten damaliger Zeit betrachtet wird. Er war ein Schüler Naniní's. Beſonders berühmt hat ihn das Miſerere gemacht, welches bis jetzt jährlich in der heil. Woche in der Sixtiniſchen Capelle abgeſungen, und welchem eine außerordent-

liche Wirkung zugeſchrieben wurde. Die Compoſition wurde ſonſt ſo heilig aufbewahrt, daß derjenige den Bann befürchten mußte, der ſie zu copiren gewagt hätte. Mozart übertrat jedoch das Verbot, indem er nach zweimaligem Hören eine mit dem Original übereinſtimmende Copie aufſetzte. Im J. 1771 erſchien es zu London im Stich und 1810 zu Paris in der Collection des classiques. Im J. 1773 empfing der König von England eine Abſchrift von dem Papſt ſelbſt zum Geſchenk.

Allegro, der vierte von den fünf Hauptgraden der muſikaliſchen Bewegung (ſ. Tempo). Ein Allegro, ein Stück, das in dieſer hurtigen Bewegung geſpielt werden ſoll. Allegretto, die muſikaliſche Bewegung zwiſchen Allegro und Andantino (in der gewöhnlichen Bedeutung dieſes Wortes), mithin etwas langſamer als Allegro und etwas geſchwinder als Andantino. Man ſagt auch ein Allegretto.

Allemande, 1. der bekannte, urſprünglich deutſche, fröhliche Tanz; 2. eine ſehr muntere Tanzmelodie in ⅔ Tact, welche viel ähnliches mit dem franzöſiſchen Tambourin hat; 3. eine Gattung kleiner Tonſtücke, im ganzen oder vier Vierteltact und von etwas ernſthafter Bewegung, welche insgemein einen Theil der ſogenannten Suite fürs Clavier ausmacht.

Allerchriſtlichſte Majeſtät, ein Titel, den der Papſt dem Könige von Frankreich ausſchließend ſeit 1469 beigelegt hat. Allergetreueſte Majeſtät, ein Titel, womit der Papſt Benedict XIV. 1748 die Anhänglichkeit des Königs Johann V. von Portugal an die römiſche Kirche belohnt hat. Allerheiligſter Vater, ein Titel, den man dem römiſchen Papſte beilegt.

Allerheiligſtes. So wird bei den Katholiken die in einem (gewöhnlich glänzenden) Gefäße zur Anbetung ausgeſtellte, conſecrirte Hoſtie genannt. (Vgl. d. Art. Monſtranz.) Bei den Juden nannte man den abgeſonderten Theil in der Stiftshütte oder ſpäter im Tempel, wo die Bundeslade ſtand und in welches der Prieſter jährlich nur einmal treten durfte, das Allerheiligſte.

Allianz, ein Bündniß zwiſchen zwei oder mehrern Staaten. Man theilt die Allianzen in Offenſiv- und Defenſivallianzen, oder Schutz- und Trutzbündniſſe. Der Name ſelbſt giebt ſchon den Charakter beider an; die erſtern ſind zum Angriffe eines gemeinſchaftlichen Feindes, die zweiten zur Vertheidigung gegen die Angriffe deſſelben beſtimmt; nicht ſelten vereinigen aber auch die Allianzen beide Eigenſchaften. Die erſtern pflegen gewöhnlich nur gegen einen beſtimmten Feind, die Defenſivallianzen dagegen unbeſtimmt gegen jeden Angreifer gerichtet zu ſein. Überhaupt zerfallen die Allianzen, was die Rechte und Verflichtungen ſowohl der Alliirten unter ſich, als auch das Verhältniß derſelben zu dem Feinde betrifft, in drei Hauptclaſſen: nämlich in ſogen. Kriegsgemeinſchaft — société de guerre, alliance pour faire la guerre en commun — wenn beide Theile ſich verpflichten, mit gemeinſchaftlichen Kräften, mit ihrer ganzen Macht den Krieg gegen den gemeinſchaftlichen Feind zu führen, wodurch alsdann jede der alliirten Mächte als hauptkriegführende Macht angeſehen wird; oder in Auxiliarallianzen im engern Sinne, wenn die Alliirten ſich wechſelſeitig nur zu einer beſtimmten Hülfe verpflichten, wo alſo eintretenden Falls nur die eine der verbündeten Mächte als Hauptmacht, die andere aber nur als hülfsleiſtende Nebenmacht erſcheint; wobei noch bemerkt werden muß, daß ſich bei dieſer Art von Allianzen beide contrahirende Theile in der Regel

nur zu einer beſtimmten Hülfe verpflichten, und nur dann dieſelbe gewöhnlich ins Unbeſtimmte auszudehnen ſich wechſelſeitig verſprechen, wenn der eine oder der andere Theil von einer dritten Macht, aus keinem andern Grunde, als wegen dieſes Bündniſſes angegriffen werden, oder falls vielleicht die erſte ſtipulirte Hülfe vollkommen unzulänglich gefunden wurde; drittens endlich in bloße Subſidientractate, wenn die eine Macht ſich nur gegen ihr gezahlte Subſidien anheiſchig macht, Truppen zu ſtellen, oder ſie der andern Macht in Sold zu geben, ohne ſelbſt irgend einen directen Antheil an dem Kriege zu nehmen. Dieſe letztere Art von Verbindung, wenn ſie nicht zugleich mit einer Auxiliarallianz, wie dies häufig der Fall iſt, verſchmolzen iſt, verdient eigentlich den Namen einer Allianz nicht, da dieſe immer Gleichheit der Abſicht und des Zwecks vorausſetzt. Wenden wir dieſe angeführten Beſtimmungen auf den Begriff von Off- und Defenſivallianzen an, ſo folgt daraus, daß jede Kriegsgemeinſchaft den Feind berechtige, die durch eine ſolche Allianz verbündeten Mächte, jede insbeſondere, als ſeinen directen Feind anzuſehen und zu behandeln, gleichviel, ob einer Offenſiv- oder Defenſivkrieg führt, indem ja durch dieſe Verbindung jeder der Verbündeten ſich zugleich als kriegführenden Haupttheil darſtellt. Was dagegen die Allianzen im engern Sinne, oder die ſogenannten Auxiliarallianzen betrifft, ſo muß man, wenn ſie in die Claſſe der Defenſivallianzen gehören, zwei Fälle ſorgfältig von einander unterſcheiden. War nämlich die Allianz vor dem Kriege oder vor deſſen wahrſcheinlichem Ausbruche geſchloſſen, ſo galt bisher allgemein die Regel: ſobald ein Staat vermöge eines früher geſchloſſenen Allianztractats einem andern eine beſtimmte, das in dem Bündniſſe ſtipulirte Maß nicht überſchreitende Hülfe leiſte, ſo werde dadurch der Alliirte noch keinesweges der directe Feind desjenigen, gegen welchen dieſe Hülfe gebraucht werde; denn in dieſem Falle ſei keine feindſelige Abſicht bei dem Alliirten zu vermuthen; dieſer erfülle vielmehr nur ein früher gegebenes Verſprechen. Das Hülfscorps allein ward daher feindlich behandelt, die zwiſchen dem Alliirten und der Macht, gegen welche die Hülfe gegeben ward, beſtehenden Verträge wurden aber keinesweges als gebrochen angeſehen. War aber dagegen die Allianz erſt während des Krieges, oder als der Ausbruch deſſelben ſchon nicht mehr zweifelhaft war, geſchloſſen, ſo glaubte man in einem ſolchen Falle ziemlich allgemein, den Alliirten als directen Feind behandeln zu dürfen, da aus ſeinem Verfahren die feindſelige Abſicht klar hervorging. War eine Offenſivallianz geſchloſſen, ſo wurde, da auch hier offenbar eine feindliche Abſicht zum Grunde lag, der Verbündete, ſelbſt wenn er nur eine beſtimmte Hülfe leiſtete, jedesmal als Feind behandelt. Bei bloßen Subſidientracten fand dagegen keine feindſelige Behandlung desjenigen Statt, der ſeine Truppen dem Kriegführenden gegen Subſidien überließ; ein ſolcher Staat ward vielmehr fortdauernd als neutral angeſehen. Dieſe Maximen, welche ſo lange in Europa befolgt wurden, als es keinen übermächtigen Staat gab, der es mit allen, oder doch dem größten Theile der übrigen Mächte, ſelbſt vereint, aufzunehmen gewagt hätte, und die ſo wohlthätig dazu wirkten, die Ausbreitung und Ausdehnung der Kriege zu verhindern, wurden, wie ſo manche andre humane Regel des Völkerrechts, von Napoleon bei mehr als einer Gelegenheit auf das gröbſte verletzt; ja man war ſogar ſchamlos genug, bloß zufällige Verhältniſſe, Familienverbindungen der Regenten u. ſ. w. für hinreichende Urſachen feindſeliger Behandlung zu erklären; ein Verfahren, das nur von einem Re-

genten befolgt werden konnte, deſſen einziges Streben auf Univerſalmonarchie gerichtet war. Heilige Allianz, ſ. d. A. Cz.

Alligation oder Alligationsrechnung — Regula Alligationis, Règle d'Alliage ou d'Alligation — wird die Rechnungsart genannt, wodurch das Verhältniß der Theile einer aus mehrern Dingen von verſchiedenem Werthe zu machenden Miſchung geſucht wird, ſo daß die vollendete Miſchung ſelbſt dadurch einen beſtimmten Werth bekommt. Sie iſt alſo von der bloßen Vermengungsrechnung wohl zu unterſcheiden, bei welcher nur die Proportion der Theile vorher beſtimmt, und der Preis oder Gehalt der Miſchung erſt gefunden wird; bei der Alligation hingegen beſtimmt man den Preis oder innern Gehalt der Miſchung zuerſt, und berechnet das Verhältniß der Theile hiernach. Man hat hierbei folgende wenige Regeln zu merken: 1. Alle Dinge, ſo viel ihrer vermiſcht werden ſollen, ſetzt man gerade unter einander, und den gemeinen Werth gegenüber zur Linken. 2. Nimmt man allezeit zwei und zwei Dinge, wenn ihrer viele ſind, davon der einen Werth größer als der gemeine, der andern kleiner iſt, und zieht den kleinen von dem gemeinen ab, den Reſt ſchreibt man dem größern zur Rechten gegenüber, zieht den gemeinen Werth von dem größern ab, und ſchreibt den Reſt dem kleinern gegenüber zur Rechten. 3. Dieſe beiden Zahlen, welche zur Rechten zu ſtehen kommen, zeigen an, in welcher Proportion beiderlei Arten mit einander vermiſcht werden müſſen, damit der geſetzte gemeine Werth herauskomme. Z. B. es ſollen zweierlei Weine, wovon ein Maß der einen Sorte 16 Gr. und der andern 4 Gr. koſtet, alſo vermiſcht werden, daß ein Maß von dem vermiſchten 12 Gr. koſtet: ſo ſteht der Satz folgendermaßen:

4 — 4
12 — 16 — 8

Nun ſpricht man 4 von 12 bleibt 8, und 12 von 16 bleibt 4; mithin müſſen unter 8 Maß von der beſſern Sorte 4 Maß von der geringern Sorte gemiſcht werden, wenn der Miſchlingswein den verlangten Mittelpreis von 12 Gr. haben ſoll. Denn 2 Maß zu 16 Gr. machen 32 Gr., und hierzu 1 Maß von 4 Gr. macht in 3 Maß zuſammen 36 Gr., und 3 Maß à 12 Gr. machen ebenfalls 36 Gr. Oder auf folgende Art: Ein Weinhändler will Wein zu 25 Rthlr. das Oxhoft mit Wein zu 32 Rthlr. vermiſchen, damit die Miſchung 28 Rthlr. werth ſei; wieviel muß er von jeder Sorte nehmen? Er ſage hier: wie 28 — 25 zu 32 — 28, oder wie 3 zu 4, ſo die Menge des beſſern Weines zu der Menge des ſchlechtern. Das iſt, er muß $\frac{3}{7}$ Oxhoft vom beſſern und $\frac{4}{7}$ Oxhoft vom ſchlechtern zu 1 Oxhoft nehmen. Oder es ſoll 14löthiges Silber mit 9löthigem vermiſcht werden, daß die Miſchung 12löthig werde; wie viel muß man von jeder Sorte nehmen? Man ſage, wie 12 — 9 zu 14 — 12, oder wie 3 : 2, ſo die Menge des 14löthigen zu der Menge des 9löthigen. X.

Alliteration, eine muſikaliſche Figur der Rede (ſ. Figur), die in einer Übereinkunft der Conſonanten in mehrern Wörtern des Satzes beſteht. Bürger hat die Alliteration in folgenden Verſen:

Wonne weht von Thal und Hügel,
Weht von Flur und Wieſenplan
Weht vom glatten Waſſerſpiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wange an.

A. W. Schlegel in einem Sonett, das ſich ſchließt:

Wo Liebe lebt und labt, iſt lieb das Leben.

Allodium, ein Wort, das ſich aus der alten deutſchen Sprache herſchreibt, heißt eine jede Sache, die man erb- und eigenthümlich beſitzt, und in Anſehung welcher keine Lehnsverbindung abgeſchloſſen iſt. **Allodium** wird daher dem **Lehn** entgegengeſetzt und das ganze Vermögen, das jemand beſitzt, bewegliches oder unbewegliches, muß zu einem oder dem andern gehören. Da es nicht gewöhnlich iſt, daß jemand über eine Sache eine Lehnsverbindung eingehe, mithin auch nicht zu vermuthen iſt, daß eine ſolche über eine Sache eingegangen worden ſei, ſo folgt von ſelbſt, daß jede Sache, die jemand beſitzt, wahrſcheinlich Allodium oder Allodialſache ſei, und auch, ſo lange nicht das Gegentheil bewieſen iſt, für Allodialſache gehalten werden müſſe. Der Unterſchied zwiſchen **Lehn** und **Allodium** iſt von großer Bedeutung. Denn anſtatt daß in Anſehung jenes der Beſitzer der Sache bei Verfügungen und wichtigen Geſchäften, die er in Anſehung des **Lehns** abſchließen will, an die Einwilligung des Lehnsherrn gebunden iſt, anſtatt daß das Lehn ſelbſt nicht auf jeden Erben des Vaſallen, ſondern nur auf denjenigen übergeht, der nach lehnrechtlichen Grundſätzen ein Lehn beſitzen kann, ſo kann hingegen der Beſitzer einer **Allodialſache**, wenn er wirklicher Eigenthümer derſelben iſt, und nicht durch beſondere Geſetze, Verträge, oder durch Verfügungen eines vorherigen Eigenthümers, beſonders durch teſtamentariſche Verordnungen, eingeſchränkt worden iſt, in Anſehung der Sache ganz frei handeln, und was er will, mit derſelben vornehmen. Eben ſo fällt nach ſeinem Tode, in der Regel, die Allodialſache auf ſeine Erben, ſie mögen ſein, wer ſie wollen. Beſitzt jemand zugleich Lehn und Allodien, ſo tritt nach ſeinem Tode eine ſogenannte **Abſonderung des Lehns von dem Erbe** (dem Allodium) ein: die Lehen kommen an diejenigen, welche nach den **beſondern** Grundſätzen des Lehnsrechts auf dieſelben ein vorzügliches und ausſchließendes Recht haben, da hingegen das Allodium an die **wirklichen** Erben des Verſtorbenen fällt. Man nennt ſodann dieſe letztern **Allodialerben** und das Vermögen des Verſtorbenen, welches ſie bekommen, die **Allodialerbſchaft**; hingegen jene die **Lehnserben**, und die **Lehngüter**, die ſie bekommen, die **Lehnserbſchaft**.

Allrunen, Alraunen, nannten die alten Deutſchen gewiſſe Frauen, denen ſie eine geheime Wiſſenſchaft zuſchrieben; von **all** (ſehr, viel) und **runen** (wiſſen). Sie hießen auch **Truhten** und waren Genoſſinnen der alten Vernunftweiſen, welche ebenfalls **Truhten** genannt wurden. Sie wurden in der Folge von den Lehrern der chriſtlichen Religion für Hexen, Zauberer, Unholde ꝛc. ausgeſchrien, und als Teufelsgenoſſinnen vielfältig zum Feuer verurtheilt.

Alluvionsrecht, das Anſchwemmungsrecht, oder das Recht der Uferbewohner, ſich das durch die Gewalt des Fluſſes von andern Ufern abgeriſſene und an das ihrige angeſetzte Land zuzueignen. Es iſt in den verſchiedenen Geſetzgebungen mit verſchiedenen Modificationen beſtimmt.

Almanach, ſ. **Calender**.

Al marco wird beim Münzweſen und Geldhandel geſagt, wenn man anzeigen will, daß eine gewiſſe Anzahl von ausgeprägten Münzſorten nur im Ganzen nach dem Gewicht der Mark bei der Münze ausgeſtückelt und beim Geldhandel angenommen werde; oder daß man bei Abwiegung und Würdigung der Münzſorten nicht auf das Gewicht

und den Werth der einzelnen Stücke, sondern auf die ganze Mark Rückſicht nehme. Z. B. man ſtückelt und münzt eine Mark Silber in Groſchen aus, ohne dabei jedem einzelnen Groſchen ein und eben daſſelbe Gewicht zu geben, welches zu ſchwierig und koſtſpielig ſein würde; oder eine Cölniſche Mark Gold ſoll zu 67 vollwichtigen Ducaten, gleich 4864 holländiſchen Aßen ſchwer, ausgeſtückelt und ausgemünzt werden; ſo kann der Fall beim Ausſtückeln doch eintreten, daß zum vollen Markgewicht 68 Stück, und durch den Gebrauch beim Geldverkehr wohl 69 und mehr Stück erfodert werden. In dieſen Fällen nimmt man ſie nicht ſtückweiſe als einzelne Ducaten = 67 auf die Cölniſche Mark an, ſondern nur für den Werth von 67 Stück nach dem Markgewicht oder Al marco. Damit man nun gleich auf die Richtigkeit des wahren Werthes der Geldpackete von den verſchiedenen Geldſorten ſchließen kann, wird bei jeder Summe das Markgewicht hinzugefügt; und ſind die einzelnen Stücke einer Sorte ungleich, noch dabei Al marco hinzugeſetzt, wie z. B. jetzt mit den Laubthalern. X.

Almeida, eine der ſtärkſten portugieſiſchen Feſtungen in der Provinz Beira an der ſpaniſchen Grenze, am Coa, mit 2750 Einw. Sie wurde im J. 1762 nach vielem Verluſte von den Spaniern erobert, aber im Frieden zurückgegeben. Über ihre Schickſale in dem letzten Kriege gegen Frankreich ſ. Spanien.

Almoſen. Die Wohlthätigkeit gegen Arme äußert ſich im Almoſengeben, und iſt eine von den unvollkommenen Nächſtenpflichten, die zwar nicht erzwungen, aber erbeten werden kann. Der allgemeine Verpflichtungsgrund liegt darin, daß das Sittengeſetz jedem Menſchen die allgemeine Pflicht für unvollkommene Nächſtenpflichten auferlegt: du ſollſt alles thun, was in deinen Kräften ſteht, um die rechtmäßigen Zwecke Anderer zu befördern. Der erſte Zweck jedes Menſchen aber iſt, ſeine moraliſche Beſtimmung auf Erden zu erreichen, und daran wird er durch den Mangel der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe gehindert. Aus dieſem Grunde, nicht um einer künftigen Belohnung, noch ſonſt eines Nebenzweckes Willen, müſſen wir mit einem Theile unſeres Eigenthums die Hülfsbedürftigen unterſtützen. Vorgeworfene Wohlthaten hören daher auf, Wohlthaten zu ſein. Die Pflicht der Wohlthätigkeit aber wird eines Theils durch die Würdigkeit des Bedürftigen, andern Theils durch den Vermögensſtand des Gebers beſtimmt. Der pflichtmäßige Zweck unſerer Unterſtützung kann kein anderer ſein, als dadurch die ſittliche Wirkſamkeit des Andern möglich zu machen. Sehen wir, daß dieſer aus unmoraliſchem Willen ſich ſeine Bedürfniſſe nicht ſelbſt verſchafft, oder daß er von unſern Gaben einen zweckwidrigen Gebrauch macht, ſo müſſen wir ihm unſern Beiſtand verſagen. In Hinſicht unſers Vermögens aber dürfen wir nur in dem Maße geben, daß uns noch ſo viel übrig bleibt, als wir zu nothwendigen und pflichtmäßigen Handlungen nöthig haben. Hieraus laſſen ſich leicht die Regeln für die Größe der Almoſen und für die Beſchaffenheit der Perſonen, die ſolche vor Andern verdienen, beſtimmen. Zugleich aber befolge man den Grundſatz, daß es beſſer iſt, wenigen Armen reichlich als Vielen wenig zu geben, und Armuth zu verhüten als den äußerſten Fall abzuwarten. (Vergl. Armenweſen.)

Aloiden, Aloidae (alſo genannt von ihrem vermeintlichen Vater Aloüs) Otus und Ephialtes, Söhne der Iphimedia und des Neptuns, waren Rieſen von außerordentlicher Größe, indem ſie jährlich eine Elle in die Dicke und eine Klafter in die Höhe wuchſen, ſo daß ſie ſchon im 9. Jahre 27 Ellen hoch und 9 Ellen dick waren.

Sie ſtürmten, in Verbindung mit den Giganten, den Himmel; allein Apoll erſchoß ſie mit ſeinen Pfeilen, ehe ſie ihr Werk vollenden konnten. Zur Strafe wurden ſie im Tartarus an eine Säule gebunden und von Schlangen zernagt; überdies ſaß auf der Säule eine Nachteule, die mit ihrem Geſchrei ihre Ohren martern mußte. (Vergl. Giganten.) Die Fabel, welche auch anders erzählt wird, rührt von den Böotiern her, welche zugleich behaupten, daß die Aloiden den Dienſt der Muſen eingeführt hätten.

Alp, ein krankhafter Zuſtand, der zuweilen im Schlafe eintritt und wahrſcheinlich dadurch herbeigeführt wird, daß der Blutumlauf durch die Lungen ins Stocken geräth. Der davon Befallene glaubt unter einer auf ihm liegenden Laſt erſticken zu müſſen, und die durch dieſes beängſtigende Gefühl aufgereizte Phantaſie des gemeinen Mannes hat einen mißgeſtalteten Unhold erdichtet, der den Schlafenden auf dieſe Weiſe zu quälen ſuche. Die wahren Urſachen aber ſind Vollblütigkeit, Unterdrückung periodiſcher Ausleerungen, Schlafen auf dem Rücken, Überladung des Magens, wodurch der Blutumlauf momentan geſtört werden kann.

Alpen, eine große Gebirgskette des europäiſchen Continents, welche ſich zwiſchen 23 bis 35° öſtlicher Länge und 44 bis 48° nördl. Breite, mithin 11 bis 12 Längengrade und 2 bis 4 Breitengrade erſtreckt, durch ſeine Vorberge mit allen übrigen Hauptgebirgen Europa's zuſammenhängt, und daher als das Cardinalgebirge dieſes Erdtheils anzuſehen iſt, wie es denn ohne Vergleich auch das verbreitetſte und erhabenſte iſt. Seinen höchſten Knoten ſchürzt es in Savoyen und Helvetien, und von hier aus laufen ſeine verſchiedenen Zweige nach allen Seiten aus. Das Gebirge ſelbſt theilt ſich in folgende Theile: 1. die Meeralpen, die zwiſchen Nizza und Provence, vom Monte Viſo bis zum mittelländiſchen Meere ſich erſtrecken, und rechts den Apenninen in Italien, links den Alpinen in der Provence die Hand bieten. Ihre vornehmſten Gipfel ſind der Monte Ardente, de Tende und Cameion. 2. Die cottiſchen Alpen, von Monte Viſo über den Mont Genevre bis zum Cenis; ſie trennen Piemont von Dauphiné. Der Pelvoux de Vallouiſſe iſt 13,236, der Olan 11,206 und der Viſo 9,236 Fuß hoch. Die grauen oder griechiſchen Alpen, vom Cenis über den Iſare bis zum Col de bon Homme. Sie ſcheiden Piemont von Savoyen und erreichen die Höhe der cottiſchen Alpen nicht; ihr höchſter Gipfel, der Cenis, erhebt ſich 5,879 Fuß hoch. 4. Die penniniſchen Alpen, vom Col de bon Homme über den Montblanc und großen Bernhard bis zum Mont Roſa. Sie ſcheiden Piemont von Savoyen und Wallis, und haben die höchſten Gipfel des ganzen Gebirgs, die ſchauerlichſten Gletſcher und die größten Eisfelder. Der Montblanc, der höchſte Berg Europens, der erſt im letztern Viertel des 18. Jahrhunderts beſtiegen wurde, mißt 14,676, der Mont Roſa 13,428, der große Bernhard 10,380, der Velan 10,327 und der Simplon 6174 Fuß. 5. Die lepontiniſchen oder helvetiſchen Alpen, ein großes Gebirgsſyſtem, welches das ganze weſtliche Helvetien bedeckt, ſich vom Mont Roſa auf beiden Seiten der Rhone, durch das Walliſerthal über den St. Gotthard bis zum Moſchelhorn und Bernardino in Bündten erſtreckt und die Lombardei von Helvetien ſcheidet. Es iſt die beſuchteſte und bekannteſte aller Alpenketten und eben ſowohl durch ſeine erhabenen Naturſchönheiten, und durch ſeine Wildheit, als dadurch merkwürdig, daß ſich ſeinem Schooße mehrere der größten europäiſchen Ströme entwinden. Zu ſeinen merkwürdigſten Kuppen gehö-

ren das Finſteraarhorn 13,234, das Jungfrauaarhorn 12,875, das Schreck-horn 12,562, der Furka 13,171, der Grimſel, 9104 und der St. Gotthar 9964 Fuß hoch. Von demſelben laufen das Jurtengebirge und de Jura ab. 6. Die rhätiſchen Alpen vom Bernardino durch ganz Bünd-ten und Tyrol bis zum Dreiherrnſpitz auf der Grenze von Salzbur und Kärnthen und ſüdwärts bis zum Pellegrino. Sie ſcheiden di Lombardei von Deutſchland und Bündten, und ſtehen durch ihre Vor-berge, den Arlberg, mit der rauhen Alb und dem Schwarzwalde und durch dieſe mit den vornehmſten Gebirgen Deutſchlands in Be-rührung. Die Orteleſſpitze erhebt ſich 14,666, das Wetterhorn 11,743 der Tödi 11,035, der Riegelberg, 9775 und der Pilatusberg 7,08 Fuß hoch. 7. Die noriſchen Alpen, welche vom Dreiherrnſpitz durc ganz Kärnthen, Salzburg, Öſterreich und Steiermark laufen und ſic in den Ebenen Ödenburgs verlieren. Ihre Vorberge ſind die cetiſchen Gebirge, mit welchen ſie dem böhmer Walde und den ungariſchen Ge-birgen die Hand reichen. Sie haben ſehr hohe Gipfel, worunter be-ſonders der 11,982 Fuß hohe Großglockner hervorragt. 8. Die karni-ſchen Alpen, vom Pellegrino zwiſchen der Save und der Drave bis zum Terklou. Einer ihrer höchſten Gipfel, der Obis, iſt 7,038 Fuß hoch. 9. Die juliſchen Alpen reichen vom Terklou zwiſchen dem rechten Ufer der Save, Kulpa und dem adriatiſchen Meere bis zum Felſen Kle bei Zerg, und ſcheiden die Lombardei von Illyrien. Der Terklou er-hebt ſich 9744, der Loibl 4266 Fuß hoch. Zu denſelben gehören der Karſt und die kroatiſchen und ſlavoniſchen Gebirge. 10. Die dinari-ſchen Alpen, vom Klek, bis in die Gegend von Sophia, wo ſie mit dem Balkan zuſammenſtoſſen und durch verſchiedene Vorberge das helleniſche und rumeliſche Gebirgsſyſtem bilden. — Das Gebirge wird in ſei-nen verſchiedenen Zweigen von wenigſtens 7 Mill. Menſchen bewohnt, wovon der größere Theil deutſcher Abſtammung iſt, der Reſt aber zu den Italienern und Slaven gehört; mehr als 2 Mill. ſind Hirtenvölker, die ſich ausſchließend der Viehzucht widmen. Die noriſchen, karniſchen und rhätiſchen Alpen ſind reich an Metallen, beſonders Eiſen, Kupfer, Blei und mancherlei Halbmetallen; auf ihren Gipfeln wohnen Stein-böcke, die doch äußerſt ſelten geworden, in ihren mittlern Regionen Gemſen, Murmelthiere, Haſelmäuſe, Alpenadler, und hier entfaltet ſich auch die ſchöne Alpenflora, die auf den Gipfeln nach und nach erſtirbt. Die merkwürdigſten Straßen, die über das Hochgebirge nach Italien führen, ſind die über den Cenis, Simplon, Genevre und Gotthard.

Al pari (Ital.), im Handel gleichen Werth haben, z. B. die Banknoten ſtehen auf al pari (mit klingender Münze) heißt, es iſt gleich-gültig, ob man eine gewiſſe Summe mit klingender Münze oder einer gleichnamigen Banknote bezahlt, indem die Banknote nicht mehr und nicht weniger gilt, als die Summe, die darauf notirt iſt.

Alphabet, ſ. Schrift.

Alpheus, einer der größten Flüſſe in Griechenland, welcher nahe bei der Quelle des Eurotas in Arkadien entſpringt, bei Olympia hinfließt, und dann ins ioniſche Meer fällt. Nach der Mythologie iſt er ein Sohn des Oceanus und deſſen Schweſter, der Tetys. Er verliebte ſich als Flußgott in die Diana, welche, um ſeinen Ver-folgungen unerkannt zu entgehen, ſich und ihren Nymphen das Geſicht ſchwärzte. Als er die Nymphe Aretuſa mit ſeiner Liebe verfolgte, ver-barg Diana dieſe in eine Wolke, und verwandelte ſie in eine Quelle. Er aber nahm nun ſeine Geſtalt als Fluß wieder an, und vermiſchte ſein Waſſer mit dem ihrigen. Dieſe Fabel entſtand wahrſcheinlich da-

her, weil Alpheus an einer Stelle ſich in die Erde verliert; die Fabel ließ ihn in Sicilien wieder zum Vorſchein kommen, wo er ſich mit der Quelle Arethuſa vereinige.

Alphons III., König von Leon und Aſturien, mit dem Beinamen **der Große**, zählte erſt 18 Jahre, als er 866 ſeinem Vater Ordogno in der Regierung folgte. Nachdem er lange mit dem mächtigen Adel ſeines Reichs, der mit Eiferſucht die königliche Würde in einer Familie erblich werden ſah, gekämpft und ihn endlich mit Gewalt unterworfen hatte, konnte er ſeine Waffen gegen die äußern Feinde des Reichs richten, und ſeine Regierung durch mehr als dreißig Feldzüge und zahlreich über die Mauren erfochtene Siege verherrlichen. Er ſetzte über den Duero, brach Coimbra's Mauern, drang bis an den Tajo und in Eſtremadura vor, vergrößerte ſeine Staaten mit einem Theile Portugals und Altcaſtiliens, und bevölkerte Burgos aufs neue. Aber durch alle dieſe große Thaten machte er ſeine Unterthanen nicht zufriedener, und hatte endlich ſogar den Schmerz, ſeinen eignen Son Don Garcia an der Spitze der Aufrührer zu ſehen, um unter dem Schein des gemeinen Wohls die Krone an ſich zu reißen. Alphons aber rückte ihm unverzüglich entgegen, überfiel ſein Heer, nahm ihn ſelbſt gefangen, und hielt ihn in ſtrenger Haft auf dem Schloſſe zu Gauſon. Dieſe gerechte Strenge aber empörte die ganze königliche Familie, und die Königin Donna Ximena bildete ein mächtiges Bündniß zu Garcia's Gunſten, und bewaffnete ſelbſt ihre beiden andern Söhne gegen den König. Ein blutiger Krieg zerrüttete das Reich, bis Alphons, von ſeinen eigenen Söhnen beſiegt, der Krone entſagte, und ſie auf das Haupt Don Garcia's ſetzte. Um ſich nicht einer verhaßten Unthätigkeit zu überlaſſen, zog er jetzt, als ſeines eigenen Sohnes Feldherr, gegen die Mauren, ſchlug ſie, und kehrte mit ihrer Beute bereichert, zurück. Aber nach dieſer Unternehmung ſtarb er zu Zamora 912, in einem Alter von 64 Jahren.

Alphons X., König von Leon und Caſtilien, mit dem Beinamen **der Aſtronom** oder **der Philoſoph**, war der Sohn Ferdinands des Heiligen, dem er im J. 1252 folgte. Seine Liebe für die Wiſſenſchaften und das Recht, und der Beiname Sabio (der Weiſe), der ihm beigelegt worden, gaben ſeinen Unterthanen die Hoffnung auf eine glückliche und friedliche Regierung; aber dieſe Erwartung ging keinesweges in Erfüllung. Alphons wurde weder von ſeiner Familie, noch von ſeinen Unterthanen, noch auch von ſeinen Nachbarn geliebt; dagegen hatte ſeine Gelehrſamkeit und Beredſamkeit ihm in Europa einen ſolchen Ruf erworben, daß die deutſchen Fürſten ſelbſt ſeine Anſprüche auf die Kaiſerkrone begünſtigten. Statt ſein Augenmerk auf die Vertreibung der Mauren und die Zähmung des Adels zu richten, verſchwendete er die Kräfte ſeines Landes, um ſich 1257 von einem Theile der deutſchen Fürſten zum Kaiſer erwählen zu laſſen. Allein ſeine Bemühungen, dieſe Würde gegen Rudolph von Habsburg zu behaupten, waren vergeblich, und der Papſt Gregor X. weigerte ſich nicht nur, ihm die Kaiſerkrone, ſondern auch Schwaben, auf das er von Seiten ſeiner Mutter Beatrix, einer Tochter Kaiſer Philipps I., Herzogs von Schwaben, Anſprüche hatte, zuzuerkennen. Während Alphons dieſen eitlen Ehren nachſtrebte, ward ſein Thron zugleich von den Intriguen der Großen und den Waffen der Mauren bedroht. Letztere ſchlug er in einem blutigen Treffen 1263, entriß ihnen Xeres, Medina Sidonia, San-Lucar und einen Theil Algarbiens, und vereinigte Murcia mit Caſtilien. Aber dieſe Siege wur-

den durch einen neuen, 1271 von dem Infanten Philipp erregten Aufſtand unterbrochen, dem er erſt nach dreijährigen Bürgerkriegen ein Ende machte. In der Milde aber, womit er den Aufrührern verzieh, ſah man nur den Beweis ſeiner Schwäche, und da er jetzt mit Strenge ſelbſt gegen ſeine Familie zu verfahren beſchloß, empörte ſich aufs neue ſein Sohn Sancho, und raubte ihm 1282 die Krone. Alphons ſuchte Hülfe in einem Bündniß mit den Mauren, und ſtarb nach vergeblichen Anſtrengungen zur Wiedererlangung des Throns 1284. Wenige Könige ſind ſo unglücklich geweſen wie Alphons X., und doch war er der unterrichtetſte Fürſt ſeines Jahrhunderts. Er erwarb ſich einen bleibenden Ruhm, indem er ſeinen Unterthanen eine Sammlung von Geſetzen gab, die in Spanien unter dem Namen Las partidas bekannt ſind, und zum Beweiſe dienen, daß Alphons, nach Theodoſius und Juſtinians Muſter, ſich ernſtlich mit der Handhabung der Gerechtigkeit beſchäftigte. Es finden ſich in dieſem Geſetzbuche die für jene Zeit merkwürdigen Worte: „Der Despot reißt den Baum aus, der weiſe Herrſcher beſchneidet nur die Auswüchſe.“ Alphons liebte beſonders die Wiſſenſchaften, und ihm verdankte Europa die unter ſeinem Namen bekannten trefflichen aſtronomiſchen Tafeln. Er ließ die erſte allgemeine Geſchichte Spaniens in caſtilianiſcher Sprache abfaſſen, und die Bibel überſetzen Überhaupt trug er zur Wiederbelebung der Wiſſenſchaften eifrig bei, und vermehrte zu dem Ende auch die Privilegien und Lehrſtellen auf der Univerſität Salamanca. Sein Betragen indeß und ſein Unglück beweiſen, daß ohne Feſtigkeit und Klugheit die Gelehrſamkeit einem Regenten unnütz iſt.

Alt wird die zweite der vier angenommenen Stimmen genannt, und mit dem C Schlüſſel auf der dritten Linie von unten bezeichnet. Er ſteigt nicht ganz bis zur Höhe des Soprans oder Discants empor, geht aber um etliche Töne tiefer, und hat einen Umfang von wenigſtens dreizehn Tönen. Der weiteſte Umfang iſt vom kleinen F bis zum zweigeſtrichenen C. — Bei der Inſtrumentalmuſik wird dieſe Stimme durch die Alta Viola (oder Bratſche) unter eben demſelben Schlüſſel nachgeahmt.

Altar, der Etymologie nach ein erhöhter Platz, dann, weil man ſich ſeiner zum Opfer bediente, ein Opferplatz, Oferherd. Anfangs waren die Altäre aus Erde oder Aſche, ſpäter, als man Tempel errichtet hatte, aus Stein, Erz, und in ſchöner Form mit mannichfaltigen Verzierungen. Sie ſtanden vor der Statue des Gottes, niedriger als ſie und gegen Morgen zu. Sehr verſchieden von dieſen ſind die Altäre in den chriſtlichen Kirchen. Hier war der Altar kein Opferherd, ſondern ein Tiſch, an welchem das Liebesmahl gehalten wurde. Als ſich dies in kirchliche Ceremonie verwandelte, blieb jedoch der Altar ein Tiſch; in den Chor der Kirche geſtellt, woran das Abendmahl ausgetheilt und andere Kirchengebräuche vorgenommen wurden. Die gemauerten Altäre bei den Chriſten kamen wahrſcheinlich erſt unter Conſtantin dem Großen auf. Die Verordnung, ſie allezeit gegen Morgen zu ſtellen, iſt vom Papſt Sixtus II. In den römiſch-katholiſchen Kirchen findet man ſeit Gregor VI. mehrere Altäre. Der Hochaltar, als der vorzüglichſte, iſt im Chor der Kirche und ſteht erhaben auf Stufen; die andern kleinern ſind an den Pfeilern, Seitenmauern oder in Capellen angebracht.

Altenburg, eine gothaiſche Provinz und eins der ſchönſten Länder Deutſchlands, welche durch die Reußiſche Herrſchaft Gera in zwei Theile getheilt wird, und dadurch entſtand, daß Herzog Johann

Wilhelm, des unglücklichen Churfürſten von Sachſen Johann Friedrichs I. zweiter Sohn, ſein Land unter ſeine Söhne theilte, wovon Friedrich Wilhelm I. Altenburg, und Johann Weimar erhielt. Die Altenburgiſche Linie erloſch 1672, worauf das Fürſtenthum Altenburg an Herzog Ernſt den Frommen zu Gotha fiel. Nach ſeinem Tode theilten ſeine Söhne das väterliche Erbe, und das Fürſtenthum Altenburg wurde dadurch in den gothaiſchen, eiſenbergiſchen und ſaalfeldiſchen Antheil zerſtückelt. Nach Herzog Chriſtians zu Eiſenberg Tode 1707 kam die eiſenbergiſche Landesportion wieder an das Haus Gotha, welches jetzt die ſechs Ämter Altenburg, Ronneburg, Eiſenberg, Kamburg, Roda und Cahla von dem Altenburgiſchen beſitzt. Dieſer gothaiſche Antheil enthält ein Areal von 25 Quadratm., 1819 mit 106,557 Einwohnern, die in neun Städten, drei Marktflecken und 239 Dörfern wohnen, und durch ihren ergiebigen Feldbau und ſtarke Viehzucht größtentheils ſehr wohlhabend ſind. Der ſaalfeldiſche Antheil beſteht aus den drei Ämtern Saalfeld, Gräfenthal und Proſtzella = 10 Quadratmeilen, mit 30,500 Einwohnern in vier Städten, einem Marktflecken und 100 Dörfern. Beide herzogliche Linien beſitzen in ihren Landestheilen die völlige Landeshoheit, und ſeit 1806 ſind durch einen Vergleich die Verhältniſſe, welche den ſaalfeldiſchen Landestheil an die Obergerichte zu Altenburg knüpften, völlig aufgehoben. Die Landſchaft des gothaiſchen Antheils beſteht aus der Ritterſchaft und den Städten Altenburg, Cahla und Eiſenberg, und hält ihren Landtag und ihren Ausſchuß. Die Hauptſtadt Altenburg, ein gut gebauter Ort, hat in 1264 Häuſern 10 000 Einwohner. Das alte auf einem Felſen gelegene Schloß iſt durch den Prinzenraub von 1355 merkwürdig. Sonſt zeichnet ſich die Stadt durch das 1703 geſtiftete Gymnaſium, durch das 1705 eingerichtete Fräuleinſtift und durch ihre mannichfachen milden Anſtalten, ſo wie durch die ſchöne Promenade auf dem Teichdamm aus; auch hat ſie verſchiedene Manufacturen in Wollenzeugen, Wollenband, Leder, Tabak und Handſchuhen und treibt einen bedeutenden Wechſel-, Speditions-, Woll-, Korn- und Zwiſchenhandel.

Alter, im Allgemeinen eine beſtimmte Anzahl von Jahren. Das Leben des Menſchen, von ſeiner Geburt bis zu ſeinem Tode, geht durch verſchiedene Epochen hindurch, welche man Lebensalter nennt, und welche ſowohl in phyſiſcher als geiſtiger Hinſicht ihre Eigenheiten haben. Man nimmt meiſtens vier Lebensalter an: die Kindheit, die Jugend oder Jünglingsſchaft, das Mannsalter und das Greiſenalter, und vergleicht dieſe auch nicht unpaſſend mit den vier Jahreszeiten: 1. Die Kindheit, welche im Ganzen vom 12. bis 14. Jahre geht. Sie beſteht aber ſelbſt wieder aus zwei Stadien. Das erſte Stadium enthält drei Epochen, die erſte, die eigentliche Kindheit oder infantia, von der Geburt an bis ungefähr zum 7. Monate, die zweite von da an bis in das zweite Jahr (die erſte Zahnperiode), die dritte vom 4. bis zum 7. Jahre (die zweite Zahnperiode). Das zweite Stadium der Kindheit iſt das Knaben- und Mädchenalter. Es fängt mit dem 7. Jahre an und geht bei dem weiblichen Geſchlechte bis ungefähr zum 11. oder 12., bei dem männlichen bis zum 14. oder 15., oder bis zur Entwickelung der Mannbarkeit. 2. Das Jünglings- und Mädchenalter, oder das Alter der Pubertät, fängt da an, wo das vorige endete, und erſtreckt ſich in den gemäßigten Klimaten bei dem weiblichen Geſchlechte bis in das 20., bei dem männlichen bis in das 25. Jahr. 3. Das Lebensalter der Erwachſenen, oder das ſoge-

12 *

nannte Mannesalter. Hier ſteht die Natur ſcheinbar eine längere Reihe von Jahren ſtille; allein man kann deutlich drei Epochen deſſelben unterſcheiden: in der erſten iſt der Menſch noch junger Mann (junges Weib), in der zweiten in mittlern Jahren, in der dritten alter Mann (alte Frau). 4. Das Alter (im engern Sinne von 60 Jahren an. Der Mann wird zum Greis, das Weib zur Matrone. Jedes Lebensalter zeichnet ſich beſonders aus, nicht allein durch phyſiſche, ſondern auch durch pſychiſche Eigenſchaften. In der Kindheit iſt die erſte Periode merkwürdig durch den Eintritt in das Leben, durch die dadurch bewirkten großen Veränderungen im Körper des Kindes. Es tritt in ein ganz anderes Verhältniß, als das vorherige war, wird von der Mutter weniger abhängig und kommt in die Wechſelwirkung der äußern Einflüſſe. Der Umlauf des Blutes erfährt eine große Veränderung, die Lungen, vorher unthätig, fangen an ihre Functionen auszuüben, die Verdauungsorgane müſſen die aufgenommene Nahrung verdauen. Die Kindheit iſt die Periode der Ausbildung des Organismus, welche dazu einen Überfluß an Stoffen braucht. Der Bildungstrieb iſt daher vorzüglich ſtark, ſo wie der Trieb der Natur, ſich die Stoffe von außen anzueignen und zur Vervollkommnung der Gebilde des Körpers zu verwenden. Daher die ſämmtlichen Functionen und Organe deſſelben, welche dieſes Geſchäft über ſich haben, als die Verdauungsorgane, das einſaugende Aderſyſtem, die Leber, Drüſen u. ſ. w., im Kindeskörper vorherrſchend ſind. Aus dieſer überwiegenden Herrſchaft des Bildungstriebes erklärt ſich der ſehr große Kopf, die weiche Faſer, der ſtarke Appetit, die Ausbildung und Zunahme des Körpers, die Befeſtigung der Knochen, das Hervorbrechen der Zähne. Aus der eigenthümlichen phyſiſchen Beſchaffenheit des Kindes fließen auch die Beſonderheiten ſeiner Krankheiten. Die Syſteme, welche vorherrſchen, leiden auch vorzüglich, daher die Durchfälle, Gelbſucht, Drüſenkrankheiten u. ſ. w. Im zweiten Stadium der Kindheit geht das Wachsthum noch fort, auch die andern Syſteme des menſchlichen Körpers verſtärken ſich; die Muskeln werden kräftiger, das Blutſyſtem nimmt an Energie zu, das Nervenſyſtem nähert ſich ſeiner Vollkommenheit, das Gehirn wird feſter. Eilt die Natur zu ſehr vorwärts mit der Ausbildung, ſo entſtehen eben ſowohl Krankheiten, als wenn ſie zurückbleibt. Im erſten Fall entſteht z. B. die Skrophelkrankheit, die Anlagen zu Nervenzufällen, Convulſionen, die Neigung zu Entzündungen, Leber=, Bruſt=, ſelbſt bis zur Hirnentzündung, welche bei Kindern nicht ſo ſelten iſt, als man oft glaubt. Im zweiten Falle bleibt das Wachsthum und die harmoniſche Ausbildung zurück, es entſteht Atrophie (Abzehrung), Verſtopfung der Gekrösdrüſen, engliſche Krankheit u. ſ. w. In der **Jugend** iſt das Herz und ſein Arterienſyſtem zur vollen Herrſchaft gelangt, mit ihm erhebt ſich das Nervenſyſtem. Die Lunge, der Begeiſtung des Blutes durch den Sauerſtoff gewidmet, wendet ſich auf die arterielle Seite, nicht das vermittelnde Organ zwiſchen Herz und Gehirn, wird alſo durch das Steigen beider in der Herrſchaft gleichfalls mit erhoben. Dies zeigt ſich auch durch die vollendete Ausbildung des Körpers, das erhöhte Gefühl, die raſchen und ſtarken Bewegungen der Muskeln, die Ausdehnung und Verſtärkung der Lungen und der Bruſt. Der Organismus des Individuums iſt in ſich vollendet, die bildende Kraft ſtrebt nun außerhalb deſſelben auf den Genuß. Die Geſchlechter trennen ſich, die hiehin gehörigen Organe erwachen aus ihrem vegetativen Schlafe, um ins Leben mit einzuſtimmen (ſ. d. Art. Ge-

ſchlecht u. ſ. w.). Das Leben ſteht in ſeiner Blüthe, doch auch ihr drohen Gefahren. Hat die Natur ſchon aus der vorigen Periode einen Hang zum Voreilen im Wachsthum, ſo ſetzt er ſich leicht in dieſer fort. Die Steigerung der Lungen geht leicht in Phthiſis über. Die Jugend iſt das eigentliche Alter für dieſe Claſſe von Krankheiten. Blutfluß, als Übermaß der arteriellen Thätigkeit, und Verzehrung folgen einander. Iſt Skrophelanlage aus der Kindheit in die Jugend übergetreten, ſo hemmt ſich die Ausbildung auch in letzterer. In den Lungen bleiben Knoten zurück, die in Entzündung und Geſchwüre übergehen, wenn die arterielle Stimmung in den Lungen momentan in die Höhe getrieben wird und darauf wieder um ſo tiefer ſinkt. In dem Mannsalter ſind nun die einzelnen Gebilde und Syſteme des Organismus ſämmtlich entwickelt und ausgebildet, alle Verrichtungen deſſelben ſtehen in harmoniſcher Verbindung; Feſtigkeit und Ruhe herrſcht durchaus. Hier iſt die Breite des Lebens, die nur etwas auf der anfangenden Seite noch gegen die Jugend, auf der entgegengeſetzten gegen das Alter hinneigt. Die Fortſchreitung der innern Veränderungen ſcheint einen Stillſtand zu machen, aber er iſt nur ſcheinbar; in der Natur iſt kein Stillſtand. Der junge Mann neigt ſich noch zu den Krankheiten der Jugend, die Bruſt iſt noch häufig der Sitz der Krankheiten. Im mittlern Alter ſteigt die fortſchreitende Veränderung abwärts, durch die Syſteme, durch welche das Wachsthum aufwärts ſtieg. Das Verdauungsſyſtem läßt von ſeiner Energie nach. Der ausgebildete Organismus bedarf keines Überfluſſes mehr an Nahrungsſtoff zum Wachsthum, nur einer mäßigen Quantität zur Erhaltung. Der Blutumlauf im Unterleibe wird gemäßigt, die Leber, ſchon längſt ihrer Herrſchaft beraubt, wird ſelbſt in dem ihr eigenthümlichen Abſonderungsgeſchäft der Galle träge, die Einſaugung des Venenbluts aus dem Unterleibe, der rückgängige Lauf deſſelben durch die Leber langſamer. Daher Krankheiten des Unterleibes, Blutſtockung und Anhäufung in dem Venenſyſtem deſſelben, Hämorrhoidalbeſchwerden, Fehler der Verdauung, um ſo mehr, wenn die Begierden des Menſchen nach ſinnlichen Genüſſen, vielen Speiſen und Getränken mit dem Bedürfniß und der Verdauungskraft nicht im Verhältniß ſtehen. Bei dem alten Manne wandert die Rückbildung des Organismus weiter abwärts, nach den Gebilden der Ausſcheidung (ſo wie im Gegenſatz die Ausbildung durch die Einſaugungsgebilde aufwärts ſtieg), vornehmlich dem Nieren- und Knochenſyſtem. Der Überfluß erdiger Stoffe wird in den Knochen nicht mehr abgeſetzt, muß daher durch die Nieren ausgeſchieden werden. Hier herrſcht daher noch die Irritabilität in erhöhter arterieller Stimmung, durch Entzündung offenbart, daher die Arthritis. Bei noch beſtehenden Lebenskräften iſt dieſe regelmäßig, heftig, aber ſchnell vorübergehend, den läſtigen, erdigen Stoff nach außen abſondernd (ſ. **Arthritiſch**). Auch die Neigung zur Steinbildung in den Nieren und in der Blaſe iſt dieſem Lebensalter eigen, wenn die geſunkene Lebensenergie den Überfluß an erdigen Stoffen nicht beſeitigen, und deren Neigung zur kryſtalliniſchen Vereinigung nicht überwältigen kann. Im beſonders ſogenannten Alter ſinkt die Lebensenergie mehr herab, indeſſen wenn dieſer Rückgang der Natureinrichtung gemäß, und in den Syſtemen des Organismus harmoniſch geſchieht, ſo kann recht gut die relative Geſundheit des Menſchen dabei beſtehen, wie wir an ſo vielen Alten ſehen, welche munter und geſund ſind, und die unabwendbaren Beſchwerden des Alters leicht ertragen. Die Functionen des Geſchlechts hören allmählig auf (bei dem weiblichen Geſchlechte tritt dieſe Periode noch

früher ein), die Functionen der Ernährung ſinken immer mehr, die Muskelkräfte nehmen ab, die Sinne werden ſchwächer, die Gefühle ſtumpf. Eine gute Conſtitution, Erſparniß der Kräfte und regelmäßige Diät in der Jugend und im Mannesalter können dieſe Periode ſehr verzögern und das Alter leichter machen. Dies wird zu wenig von den Menſchen im Mannesalter beherzigt. Gewiß die meiſten Krankheiten des Alters ſind entweder nur Entwickelungen der in der vorhergehenden Periode des Lebens geſammelten Keime, oder Folge eines unharmoniſchen Sinkens der Lebensenergie einzelner Functionen in einzelnen Organen, während ſich andere noch behaupten. Vorher bereitete Übel brechen hier aus. Die Arthritis geht auf innere edle Organe zurück, oder in wirkliche Steinbildung über, einzelne Theile ſterben ab, daher freiwilliger Brand an den Füßen, krebshafte unheilbare Geſchwüre u. ſ. w. — Auch die geiſtigen Äußerungen tragen nach den verſchiedenen Lebensaltern verſchiedene Eigenheiten an ſich. Das Kind braucht einige Zeit, ſich in ſeine neue Welt zu finden und die es umgebenden Gegenſtände zu unterſcheiden. Am erſten lernt es ſeine Mutter kennen. Es ſammelt erſt nur Sinneseindrücke, und die Entwickelung der Sinne ſelbſt geht wahrſcheinlich in folgender Ordnung vor ſich: Gefühl, Geſicht, Geſchmack, Gehör, Geruch. Weiterhin bilden ſich die Seelenvermögen aus, das Kind fängt an zu unterſcheiden, über das Geſehene zu denken; das Gedächtniß zeigt ſich vorzüglich ſtark. Die Jugend zeichnet ſich aus durch lebhaftes Gefühl, feurige Imagination, aufbrauſende aber nicht lange auf einem Gegenſtand haftende Thätigkeit, heftige Begierde. In dieſem Alter blüht die Liebe, die Quelle der ſeligſten Gefühle und der bitterſten Pein, die Triebfeder der edelſten Handlungen und der ſchrecklichſten Verirrungen. Das Mannesalter trägt ein ernſteres Geſicht, es iſt die Periode der Früchte. Überlegung tritt an die Stelle des leichten Sinnes, Gleichmüthigkeit verdrängt den Wankelmuth, Klugheit die Unbeſonnenheit. Die geſammelten Ideen werden verarbeitet, der Geiſt wird veredelt, die Urtheilskraft wächſt und wird freier von den ſie vorher befangenden Sinnlichkeiten. So wie der Körper abwärts geht, hebt der Geiſt ſich deſto höher; die Vernunft zeigt ſich in ihrem reinſten Licht. Im Alter nehmen die Äußerungen der Seelenvermögen in dem Grade ab, als die Maſchine dazu an Tauglichkeit verliert, ohne daß jedoch die Vernunft ſelbſt von ihrer Höhe herabſteigen muß. Im Gegentheil ſcheint dieſe bei dem an Körper und Geiſt geſunden Greiſe ſich immer mehr von den irdiſchen Schlacken zu reinigen, und von den Verhältniſſen des Lebens unabhängiger zu werden. Dagegen werden auch moraliſche Fehler durch die zunehmende Schwäche des Greiſenalters deſto hervorſtechender. Beſonders will Ehrſucht und Geldgeiz, Neid auf die Vorzüge und Freuden der Jugend, Tadelſucht, Geſchwätzigkeit, Feſthangen an vorgefaßten Meinungen, Krittelei und murrköpfiges Weſen ſich herrſchend machen. Schön und kräftig hat Horaz die Züge des Alters gezeichnet in ſeiner ars poëtica vom 158. bis zum 174. Verſe. H.

Alterniren, das Ab- oder Umwechſeln von Zweien (oder auch Mehrern), die einer um den andern ein und daſſelbe zu thun, z. B. ein gewiſſes Amt zu verrichten, eine Stimme zu geben u. ſ. w. haben. Die Alternative bedeutet entweder eine ſolche umgehende Stimme oder auch das Eintreten von zwei Fällen, wovon der eine gewählt werden muß, wenn nicht der andere Statt finden ſoll, z. B. das Heer befand ſich in der Alternative, ſich durchſchlagen oder ſich gefangen geben zu müſſen.

Alter Styl iſt die Zeitrechnung nach dem Julianiſchen oder alter Kalender (ſ. d. Art. Calender).

Alterthümer, Antiquitäten, nennt man die von der Geſchichte abgeſonderte Wiſſenſchaft, welche den politiſchen, gottesdienſtlichen, literariſchen und häuslichen Zuſtand der alten Völker, oder auch der neuen, inſofern ſie ihre Verfaſſung verändert, und alſo einen neuern Zuſtand der Dinge erhalten haben, darſtellt. Die Alterthümer ſind demnach für die alten Staaten das, was für die neuen (nur in etwas größerm Umfang) die Statiſtik iſt; beide ſind unentbehrliche Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte. Nach ihrem ganzen Umfang müßte die Alterthumskunde ein Gemählde aller Nationen, aller Zeiten und Welttheile liefern, bis auf den Zeitpunct, wo bei jeder der neue Zuſtand der Dinge eintritt, mit deſſen Darſtellung ſich die Statiſtik beſchäftigt. Ein ſolches allgemeines Völker- und Staatengemählde beſitzen wir noch nicht, ſondern blos einzelne einzelner Völker und Staaten, hebräiſche, griechiſche, römiſche, etruriſche, galliſche, deutſche Alterthümer. Überhaupt fühlte man das Bedürfniß einer ſolchen Wiſſenſchaft erſt im 15. Jahrh., als der Enthuſiasmus für die claſſiſche Literatur der Griechen und Römer erwachte. Man betrachtete ſie vorerſt lediglich als ein Hülfsmittel, die Schriftſteller dieſer Nationen beſſer zu verſtehen, und daher kam es, daß man ſie auch blos auf einzelne Gegenſtände der Verfaſſung dieſer Völker beſchränkte. In den frühern Werken dieſer Art findet man eine große Beleſenheit, aber keinen feſten Plan, keine kritiſche Unterſcheidung der Zeiten und Umſtände. Erſt im 18. Jahrh. fing man an, die reichen, chaotiſchen Materienſammlungen der vorigen Jahrh. kritiſch zu ſichten, ſyſtematiſch und zweckmäßig zu verarbeiten. Die Bibliographia antiquaria von Fabricius (Hamb. 1713, 1716) giebt hierüber ausführliche Nachricht, zumal in der neuern Ausgabe von Schaffshauſen (1740), welcher jedoch neue Nachträge zu wünſchen wären. Hauptſammlungen für die Alterthümer der Griechen und Römer ſind Gronos Thesaurus antiquitatum graecarum (Leyden 1697 — 1703. 13 Bde Fol.), Gräve's Thesaurus antiquitatum romanarum (Utrecht 1694 — 99. 12 Bde Fol.), der Novus Thesaurus antiq. roman. von Sallengre (Haag 1716–19. 3 Bde. Fol.) u. Poleni utriusque Thes nova Supplem (Vened. 1737. 5 Bde. Fol.), in welchen Werken allen von den bedeutendſten Humaniſten jener Zeit die Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der Alterthümer niedergelegt ſind. Burmann lieferte einen Catalogus librorum, qui in Thes. Rom. Graec. Italico et Siculo continentur (Leyd. 1725). Was dieſe Humaniſten im Allgemeinen und Einzelnen geſagt, wurde von den ſpätern mit Auswahl geſammelt, aus dem Ocean der Folianten mit Klarheit herausgehoben und planmäßig verarbeitet. In dieſer Art erwarben ſich vorzügliche Verdienſte um die griechiſchen Alterthümer Fr. Rous, Pfeiffer, Potter, Rambach, Lambertus Bos, Barthelemy, Nitſch und deſſen Fortſetzer, Höpfner, Köpke u. A., um die römiſchen Alterthümer aber Roſin, Dempſter, Cellarius, Nieuport, Heineccius, Maternus v. Cilano, Gruner, Reiz, Meierotto, Nitſch, Adam, Meyer, Ruperti. Ein über römiſche Alterthümer ſehr nützliches und brauchbares Werk iſt noch Sam Pitisci Lexicon antiquit. roman. (Leyd. 1713, Fol., Vened. 1719 Fol. 3 Bde, Haag 1737 Fol. 3 Bde.), wovon zu Berlin (1793) ein Auszug erſchien. Der vortheilhafte Gebrauch, den man von dieſen Werken für ein genaueres, richtigeres Verſtändniß der griechiſchen und römiſchen Literatur und Geſchichte

gemacht hatte, leuchtete jetzt auch den Orientaliſten ſo deutlich ein, daß ſie den übrigen Humaniſten nicht länger hierin nachſtehen wollten. Ihre Aufmerkſamkeit war wegen des Zuſammenhanges der hebräiſchen Literatur mit den Urkunden des Chriſtenthums, vornehmlich auf die hebräiſchen Alterthümer gerichtet, über welche Iken, Faber, Warnekros, Bellermann, Jahn u. A. ſo nützliche als intereſſante Handbücher geliefert haben Schade, daß wir nicht eben ſolche über die andern orientaliſchen Völker beſitzen! Die Asiatic Researches haben wenigſtens vielfältig dazu vorgearbeitet, und Goguet giebt eine zur Vergleichung nützliche Überſicht. Nach dem, was Jones, Anquetil du Perron u. A. über Indien, Zoega, Denon u. A. über Ägypten geliefert haben, dürfen wir uns vielleicht eine Darſtellung der Alterthümer dieſer wichtigen orientaliſchen Völker bald verſprechen. Die Alterthümer der neueuropäiſchen Nationen fanden der Bearbeiter mehrere. Die Italiener haben höchſt ſchätzbare Sammlungen von Muratori, Donati, Maffei u. A., die Franzoſen von Montfaucon, Millin, die Engländer eine eigene Archaeologia britannica. Daß die Deutſchen nicht zurückgeblieben ſind, beweiſt Hummels Bibliothek der deutſchen Alterthümer (Nürnb. 1717. Zuſätze dazu 1791). Von Treſenreuter, Heineccius, Hummel, Haus und Rößig haben wir über die deutſchen Alterthümer ſchätzbare Hand- und Lehrbücher. — Die Kunſtalterthümer hat man ſeit Anfange des 18. Jahrh. von den übrigen Alterthümer abzuſondern angefangen, und ſie als einen eigenen Zweig bearbeitet. Sonſt nannte man die Wiſſenſchaft von den Kunſtalterthümern Archäographie, nachher kam der Name Archäologie für ſie in Gebrauch, die man alſo von den Antiquitäten zu unterſcheiden hat, obſchon der Name beider eigentlich daſſelbe beſagt: Alterthumskunde (ſ. Archäologie).

Althäa, die Gemahlin des Öneus und Mutter der Deïanira (ſ. d. Art.).

Altmexiko, ſ. Mexiko.

Altona, nach Kopenhagen die größte däniſche Stadt im Herzogthume Holſtein an der Elbe, unterm 53° 34′ 25″ Breite, und 43° 20′ 48″ öſtl. Länge, eine halbe Viertelmeile unterhalb Hamburg, vom Hamburger-Berge, Hamburgs Vorſtadt, nur durch einen kleinen Bach, welcher jetzt der Stadtgraben genannt wird, getrennt. Die Stadt enthält 25,000 Einwohner (unter dieſen 2400 deutſche und portugieſiſche Juden, die das Bürgerrecht haben), und etwa 5000 Wohnungen, iſt auf einem ſehr abſchüſſigen Boden gebaut, welcher ſich zum Stadtgraben, beſonders ſtark aber zur Elbe ſenkt, daß ſie von dieſer Seite einen amphitheatraliſchen Anblick gewährt. Da Altona nie eine Feſtung war, ſo iſt, einen Theil an der Elbſeite ausgenommen, die Bauart nicht gedrängt, und es ſind manche Gärten in der Stadt, freie Plätze aber wenige, und noch dazu ſehr unregelmäßige Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen ſich aus: die lutheriſche Kirche, das Rathhaus und das Waiſenhaus. Der ſchönſte Theil der Stadt iſt die Palmaille, eine lange und breite Straße, an beiden Seiten mit den ausgezeichnetſten Privatgebäuden, und in der Mitte mit einer ſchönen, mit mehreren Reihen Bäumen beſetzten Promenade, von wo aus man an einigen Stellen einen romantiſchen Anblick auf die Elbe und das gegenſeitige Ufer hat. Die Straßen ſind größtentheils breit und gerade, viele gut, und einige vorzüglich ſchön gepflaſtert. Deſto ſchlechter aber iſt die Straßenbeleuchtung. Die Fabriken ſind im Ganzen unbedeutend. Wichtig aber iſt der Handel, ob-

gleich die Stadt weder einen guten Hafen noch Canäle hat, die den Transport der Waaren erleichtern. Weil Hamburg mit den entfernteſten Weltgegenden in Verbindung ſteht, ſo genießen die Altonaer Kaufleute den großen Vortheil, Schiffe, die von und nach Hamburg gehen, mit zu befrachten, zu deren alleiniger Ausrüſtung es ihnen oft an Mitteln fehlen dürfte. Doch haben ſie 70 eigene Schiffe. Auch hat die däniſche Regierung durch mancherlei Begünſtigungen zum Flor der Stadt beigetragen. Hier iſt nämlich ein Commerzcollegium, eine Münze, eine Börſe, eine Giro- und Zettelbank, und der Sitz der königl. Heringsfiſcherei; auch nimmt ſie an dem grönländiſchen Wallfiſch- und Robbenfang Theil. Seit 1739 iſt hier ein akademiſches Gymnaſium. Nicht leicht iſt ein Ort, wo ſo viele Duldung aller Religionsparteien von Seiten der Regierung Statt findet, als in Altona. Unter dem hieſigen Oberrabbiner ſtehen auch die Hamburger Juden. Von den Geſellſchaften zur Beförderung des Gemeinnützigen verdient die ſchleswig-holſteiniſche patriotiſche Geſellſchaft angeführt zu werden, deren Centraladminiſtration hier ihre Verſammlungen hält. — In Hinſicht der Geſchichte Altona's iſt zu bemerken, daß dieſer Ort im J. 1500 zuerſt, als ein unbedeutendes Fiſcherdorf entſtanden zu ſein ſcheint. Die Bewohner hielten ſich nach Hamburg zur Kirche. Den Namen leiten Einige von der großen Nähe bei Hamburg her, Andere glauben, der Ort habe ſeinen Namen von dem kleinen Bach, welcher der jetzige Stadtgraben von Altona iſt, und die alte Au hieß, erhalten. Doch iſt die erſte Herleitung wahrſcheinlicher, da wohl jetzt noch manche Hamburger den Ort ſo benennen würden. Im J. 1604 erhielt Altona die Rechte eines Fleckens, und wurde im J. 1664 unter Friedrich III. von Dänemark zu einer Stadt erhoben. Im J. 1713 wurde ſie von dem ſchwediſchen Generale Steenbock angezündet und bis auf drei Kirchen und dreißig Häuſer ein Raub der Flammen. Nach dieſer Zeit iſt Altona durch vermehrte Privilegien, ſo wie durch einſichtsvolle obrigkeitliche Perſonen und durch einen langen Frieden ſehr emporgekommen, beſonders haben der nordamerikaniſche und franzöſiſche Freiheitskrieg die Größe und den Wohlſtand bedeutend vermehrt. In den Jahren 1813 und 1814 hätte es bald ein ähnliches Schickſal haben können als vor 100 Jahren, indem es wegen der Kriegsoperationen gegen Hamburg den Vertheidigern äußerſt hinderlich war. Glücklicher Weiſe zog das Ungewitter vorüber.

Altranſtädter Frieden, geſchloſſen auf dem Schloſſe zu Altranſtädt bei Lützen im J. 1706 (ſ. **Friedensſchlüſſe**).

Alxinger (Johann Baptiſt von), ein bekannter Dichter, war zu Wien 1755 geboren, ſtudirte unter dem berühmten Antiquar Eckhel, und gewann bald die Alten ſo lieb, daß er nie in der Folge aufhörte, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Nachdem der Tod ſeiner Ältern ihn in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens geſetzt hatte, bediente er ſich ſeines Doctordiploms und ſeines Titels als Hofadvocat nur, um die Streitigkeiten derer, die ſich an ihn wandten, gütlich beizulegen. Seine Gedichte, die er 1784 zu Leipzig und 1788 zu Klagenfurth in einer Sammlung herausgab, erwarben ihm damals einen Namen. Man fand damals eine lebhafte Einbildungskraft, feines Gefühl und gefällige Leichtigkeit darin; weniger Beifall fand eine neue Sammlung ſeiner Gedichte, welche zu Wien 1794 erſchien. Deſto günſtiger wurden ſeine beiden Hauptwerke, **Doolin von Mainz** und **Bliomberis**, aufgenommen; zwei Rittergedichte, in denen er als ein Nachahmer Wielands erſcheint, und alles leiſtete,

was man mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poeſie leiſten kann. Ihr Ruf war nur vorübergehend. Sein letztes Werk war eine Überſetzung des Numa Pompilius von Florian. Er nahm in der Folge Antheil an mehreren Journalen, und ſtarb am Nervenfieber 1797, nachdem er drei Jahre lang Secretär und Aufſeher des Hoftheaters geweſen war. Mit einem gefühlvollen Herzen und einem heitern Geiſt war er ein liebenswürdiger Geſellſchafter und treuer Freund.

Amadeiſten, ſ. Franciscaner.

Amadis, ein in der romantiſcher Ritterpoeſie ſehr berühmter Name. Der Helden, die ihn trugen, gab es mehrere. 1. Amadis von Gallien, nach ſeinem Schildzeichen der Löwenritter, in der Einöde aber Dunkelſchön genannt, ein Sohn Königs Perion von Frankreich und der Eiliſena, der Tochter des Königs Gavinter von Bretagne. 2. Amadis von Griechenland, ein Urenkel des galliſchen, und Sohn Liſuarts und der Onoleria, Tochter des Kaiſers von Trapezunt. 3. Amadis vom Geſtirn, ein Urenkel des griechiſchen Amadis, Sohn Ageſilaus, Königs in Kolchis, abſtammend von Alaſtraxerea, einem Kinde der Liebe des griechiſchen Amadis mit der Königin Zahara vom Kaukaſus. Die Mutter dieſes dritten Amadis war Diana, ein Kind der Liebe von Sidonia, Königin von Guindaga, mit Floriſel, dem Ritter von der ſchönen Schäferin, rechtmäßigem Sohne des griechiſchen Amadis. 4. Amadis von Trapezunt, abſtammend von Roger aus Griechenland, dem Vielgeliebten, einem Sohne Floriſels und der Helene, Prinzeſſin von Apollonien. Dieſer Amadis iſt ein Urenkel Floriſels, Sohn der Polixena und Liſcarons, Prinzen von Catai. — Die Geſchichte dieſer Helden, die für Spanien das ſind, was Carl der Große mit den zwölf Pairs für Frankreich, und König Arthus mit der Tafelrunde für England war, läuft alſo durch neun Geſchlechter, und iſt in Anſehung ihrer Entſtehung, ſo wie in Anſehung deſſen, was daran hiſtoriſch oder erdichtet iſt, in ein ſolches Dunkel gehüllt, daß es ſelbſt ungewiß bleibt, ob ſie ſpaniſchen, portugieſiſchen oder franzöſiſchen Urſprungs ſei. Im ſpaniſchen Original hat dieſer Roman 13 Bücher, von denen Cervantes (in der bekannten Muſterung der Bibliothek des Don Quixote) die vier erſten begnadigen läßt, weil ſie nicht nur das erſte, ſondern auch das beſte und einzige Buch dieſer Art ſeien, das Spanien aufzuweiſen habe; die andern aber werden zum Feuer verurtheilt. Jene erſten vier Bücher enthalten den eigentlichen Amadis von Gallien. Als ihren Verfaſſer nennen einige den Portugieſen Vasco Lobeira zu Anfange des 14. Jahrh., andere eine unbekannte portugieſiſche Dame, noch andere den Infanten Don Pedro, den Sohn König Johannes I. von Portugal. Dagegen hat der Graf Treſſan wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß die Ehre der Erfindung einem franzöſiſchen Troubadour aus der Schule des Ruſticien de Puice, des Verfaſſers faſt aller Romane von der Tafelrunde, zu den Zeiten Königs Philipp Auguſt (1180 — 1223) gebühre; doch würden wir dieſer Meinung erſt dann beizutreten geneigt ſein, wenn eine kritiſche Vergleichung der älteſten Handſchriften ſie beſtätigte. Als Verfaſſer des 5. Buchs, welches die Abenteuer Esplandians, des älteſten Sohnes von Amadis, enthält, wird Garcias Ordonnez de Montalbo, der Reviſor der alten Ausgabe genannt. Das 6. Buch von Pelag. de Ribera enthält die Thaten des Ritters Floriſando, das 7. Buch eines Unbekannten, und das 8., von J. Diaz, die Thaten

Liſuarts, das 9. und 10. Florisels, des Amadis aus Griechenland des Ritters Anarante, das 11. und 12. die Ritterfahrten Rogels und Ageſilos, das 13. des Silvio de la Silva. Weiter geht das ſpaniſche Original nicht, und nun folgen die franzöſiſchen Überſetzungen, welche ſeit Niclas d'Herberay, Herrn des Eſſars, Überſetzung (1540) dieſen Roman bis auf 24 Bücher erweiterten. Das 14. und 17. Buch enthält die ritterlichen Thaten Sphäramonts und des Amadis vom Geſtirn, das 18. und 24. endlich die Abenteuer der übrigen Nachkommenſchaft des galliſchen Amadis, mit Einſchluß des Amadis von Trapezunt. Die einzelnen Theile dieſes ſehr ungleichartigen Ganzen, das ſelten vollſtändig beiſammen gefunden wird, ſind von ſehr verſchiedenem Werthe. Mit Recht ſagt Bouterwek von den vier erſten Büchern: „ein ſo wahrhaft großes Gemählde des edelſten Heldenſinnes und der Treue, ohne ängſtliche Beſchränkung des Lohns der Liebe, aber auch ohne irgend einen beleidigend unſittlichen Zug, mit der höchſten Fülle der Schwärmerei, zwar über die Natur hinaus exaltirt, aber doch durch die treuherzigſte Simplicität der Darſtellung auch den geſunden Geſchmack ergötzend, verdiente zu ſeiner Zeit die Huldigung, die es Jahrhunderte lang erhielt." — Die Fortſetzungen haben den äſthethiſchen Werth nicht, der die vier erſten Bücher auszeichnet.

Amalgama oder der Quickbrei iſt die Verbindung des Queckſilbers mit Metallen, und die Operation ſelbſt heißt die Amalgamation oder das Amalgamiren, Verquicken und Anquicken. Mit der eingeführten Amalgamationsmethode hat in Europa die Hüttenkunde und Metallurgie eine neue Epoche angefangen. Das Queckſilber (ſ. d. Art.) läßt ſich mit den Metallen auf eine doppelte Art zum Amalgama machen: entweder durch Reiben deſſelben mit dem gehörig verſtückten Metalle, oder durch Schmelzen der Metalle und Hinzumiſchen des Queckſilbers. Allein die letztere Art läßt ſich nicht gut bei ſolchen Metallen anwenden, die zum Schmelzen eine größere Hitze erfodern, als die Siedehitze des Queckſilbers, weil dann daſſelbe in Dämpfe verwandelt wird und als Rauch fortgeht. Hingegen ein Amalgama, das mit Metallkalktheilen verunreinigt iſt, kann man durch Waſchen mit Waſſer reinigen. Schon die Alten amalgamirten gediegenes Gold, wie Plinius lib. 53. cap. 5, und Vitruvius lib. 7. cap. 8. erzählen. Dem erſtern zufolge ſchüttelte man Goldſchlich und Queckſilber in irdene Krüge, die man mit Tücher bedeckte und ſo lange rüttelte, bis das Gold aufgelöſ't und die fremden Stoffe über dem Queckſilber ſchwimmend abgeſondert waren. Das Amalgama ward durch Felle gedrückt und endlich abgeraucht. Dieſe Amalgamation im Kleinen ward ſpäter in Mörſern oder ſteinernen Gefäßen vorgenommen, wobei man das Golderz vorher mit Eſſig und Alaun beizte, um das Gold vom Kieſe abzuſondern. Noch ſpäter ward die Amalgamation auch auf Silber angewandt, und in Amerika zuerſt 1566 von dem Spanier Don Pedro Fernandez de Velaſco, im Königreiche Mexiko, und 1571 oder 1574 auch im Königreiche Peru, aber auch auf eine ſehr unvollkommene Art, im Großen getrieben. Man ſchüttete die Gold- oder Silberſchliche unter Schuppen in Haufen auf, befeuchtete ſie mit Waſſer, und goß Queckſilber darauf. Die Miſchung, welche ſich wegen der feuchten Kieſe leicht erhitzte, wurde durch Treten oder Umſchaufeln inniger vereinigt. Nach einigen Wochen ſonderte man das entſtandene Amalgama durch Waſchen mit Waſſer ab. Auch machte der Spanier Juan de Cordova 1788 mit böhmiſchen Erzen aus Kaltenberge ſchon Amalgamationsverſuche, die aber nicht

glücklich abliefen. Nach dieſer Zeit ſchritt die Vervollkommnung der Amalgamation auf zwei verſchiedenen Wegen fort. Einige ſuchten den Hauptvortheil in der erregten Wärme, wie der ſpaniſche Pfarrer Alonſo Barba in der Provinz Charcas des Königreichs Peru 1609, indem er das Erz mit Waſſer und Queckſilber in kupfernen Keſſeln kochen ließ; Andere in der beſchleunigten Bewegung und Verdünnung des Schlichs mit Waſſer, woraus die ſogenannten Quickmühlen entſtanden. In Europa ſtellte der kaiſerlich öſterreichiſche Hofrath Ignatz Freiherr von Born in Ungarn zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Kunſt des Alonſo Barbo, nur in weit vollkommner Geſtalt, ſowohl auf dem warmen als kalten Wege wieder her, und machte ſein Verfahren in einer eignen Schrift bekannt. (S. Born.) Nun wurden die oben genannten Quickmühlen beſſer befunden und weiter verändert. Anſtatt der ſtehenden Butterfäſſer, worin man viel Queckſilber zerſtreute, wurden völlig verſchloſſene Fäſſer angebracht, worin die Bewegung nur durch einen gemäßigten horizontalen Umſchwung erhalten wird. Nach der Bekanntwerdung der Born'ſchen Manier fing auch der verſtorbene ſächſiſche Oberhüttenverwalter Gellert an zu arbeiten, und fand nach mehrern Verſuchen im Kleinen und im Großen, daß das kalte Anquicken weit vortheilhafter ſei als das warme. Nun befahl der König von Sachſen, noch als Churfürſt, auf der Halsbrücke bei Freiberg ein Amalgamationswerk zu erbauen, und vertraute die Ausführung dem verſtorbenen ſächſiſchen Vice-Berghauptmann von Charpentier. Dieſes Amalgamationswerk iſt das größte in Europa für die kalte Amalgamation, und kann der ganzen Welt zum Muſter dienen. 1792 brannte es zwar ab, aber es ward noch vollkommener wieder erbaut, mit einem Feuerſpritzendruckwerke verſehen, und iſt ſeit 1796 im ununterbrochenen Fortgange. Allein nicht alle Erze ſind mit Vortheil zum Anquicken brauchbar, ſondern nur die ſogenannten dürren und kieſigen Silbererze, deren Silbergehalt nicht unter ein Loth, und nicht über vier Mark ſechs Loth oder ſiebenzig Loth im Centner iſt. Auf zehn Centner ſolchen Erzes werden ein Centner Salz, und wenn das Erz nachher gemahlen iſt, auf 10 Centner 5 Centner Queckſilber, 3 Centner Waſſer, und 66 bis 67 Pfund dünne Eiſenblättchen gemiſcht, und dieſe ganze Maſſe kommt alsdann in ein Anquickmaß, in welchem nach ſechzehn bis achtzehn Stunden das Silber mit dem Queckſilber ſich in dem Anquickbrei vereinigt hat. Weitläuftig und vollſtändig iſt das ganze Werk, welches nebſt der Feuer- oder Dampfmaſchine die vollendetſten Schöpfungen des verfloſſenen Jahrhunderts ſind, und das Amalgamirverfahren beſchrieben in B. 3. S. 71 ff. der Erdbeſchreibung der churfürſtl. und herzogl. ſächſiſchen Lande, von F. G. Leonhardi, 3te Aufl., Leipz. 1814. X.

Amalia (Anna), Herzogin von Sachſen-Weimar, verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Fürſtinnen Deutſchlands, da ſie während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Mittelpunct und die Seele eines Hofes war, der in mehr als einer Beziehung dem Hofe jenes kunſtliebenden Herzogs von Ferrara glich, welchen Taſſo's und Arioſt's Gegenwart verſchönerte. Sie allein verlieh den Gelehrten die Unterſtützung, welche ſie umſonſt von den größern Fürſten des deutſchen Reichs erwarteten, indem ſie ihnen einen Vereinigungspunct und eine angemeſſene Exiſtenz gab. Doch nicht allein als großmüthige Beſchützerin der Schriftſteller und Künſtler, und als erleuchtete Richterin ihrer Werke, hat Amalia Rechte auf die allgemeine Dankbarkeit. In ihrem neunzehnten Jahre Wittwe von Herzog Ernſt August Conſtantin, den ſie 1758 nach einer zweijährigen Ehe verlor, wußte ſie durch eine

gute Verwaltung die Nachtheile, welche der ſiebenjährige Krieg dem Herzogthum Weimar verurſacht hatte, wieder gut zu machen, bedeutende Summen, ohne Bedrückung ihrer Unterthanen, zu erſparen, und die Folgen der Hungersnoth, welche im J. 1773 Sachſen heimſuchte, durch ihre Sorgfalt von ihnen abzuwenden. Aber kaum hatte ſie dieſen dringenden Bedürfniſſen abgeholfen, als ſie ihren Blick auf diejenigen Gegenſtände wandte, welche allein das Leben veredeln und wahrhaft verſchönern. Sie gründete neue Anſtalten für die geiſtige Bildung des Volks, und vervollkommnete die vorhandenen. Sie ernannte Wieland zum Gouverneur ihres Sohnes, des jetzt regierenden Großherzogs, und zog Männer von den glänzendſten Talenten nach Weimar, wie Herder, Göthe, Wieland, ferner Seckendorf, Knebel, Böttiger, Bode, Muſäus; Schriftſteller, deren Namen zum Theil zu den berühmteſten in unſerer Literatur gehören. Schiller geſellte ſich ihnen erſt in den letztern Jahren bei. Nur durch die Vereinigung ſeltener Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens mit großen Verdienſten konnte es der Fürſtin eines kleinen Staats gelingen, mehr ausgezeichnete Männer, als irgend ein gleichzeitiger Hof, um ſich zu verſammeln. Daß dazu ihr perſönlicher Charakter noch mehr als ihr Rang und ihre Macht beitrug, beweiſ't der Umſtand, daß ihr dieſelbe Umgebung blieb, nachdem ſie 1775 die Regierung in die Hände ihres Sohnes gegeben hatte. Ihr Schloß in Weimar, ihre Luſthäuſer in Tieffurth und Ettersburg, waren unverändert der Verſammlungsort aller Gelehrten und Reiſenden von Verdienſt. Eine Reiſe nach Italien, welche ſie 1788 in Göthe's Begleitung machte, vermehrte noch ihren Geſchmack für die Künſte. So erwarb ſie ſich, als die Erbin der großen Eigenſchaften des Hauſes Braunſchweig und ſeiner Liebe für die Wiſſenſchaften, den Ruhm, die berühmteſten gleichzeitigen Schriftſteller des deutſchen Vaterlandes geehrt und aufgemuntert zu haben. Der 14te October 1806 hatte ihr Herz gebrochen, und ſie überlebte ihn nur wenige Monate.

Amalthēa, der Name der Ziege auf der Inſel Kreta, welche den Jupiter ſäugte, als ihn ſeine Mutter aus Furcht vor dem Saturn daſelbſt verbarg. Von dieſer Ziege wird das Horn des Überfluſſes, welches Jupiter den Töchtern des Meliſſus, die der Rhea beigeſtanden, mit dem Segen gab, daß ſie alles, was ſie zum Unterhalte nöthig hätten, daraus ſollten nehmen können, Cornu Amaltheae (gleichbedeutend mit Cornu copiae, Füllhorn) genannt. Nach Andern hieß die Nymphe, welche jene Ziege bewachte, Amalthea. Die Sibylle zu Kumä führte ebenfalls dieſen Namen.

Amaranth, eine Art unverwelklicher Blumen, in ſo fern ſie abgepflückt und trocken ihre friſche Farbe behalten. Daher iſt dieſe Blume den Dichtern ein Sinnbild der Unſterblichkeit geworden. Es giebt mehrere Arten; eine derſelben iſt das Tauſendſchön.

Amathus (Amathunt), vormals eine durch den Dienſt der Venus, welche von ihr die amathuntiſche Göttin, Amathuſia, hieß, berühmte Stadt auf Cypern.

Amazonen. In den älteſten Zeiten fabelte die Sage, der aber etwas Geſchichtlich-Wahres zum Grunde zu liegen ſcheint, von einem Weibervolke, das keine Männer unter ſich duldete, unter der Anführung ihrer Königin bewaffnet in den Krieg zog und lange einen furchtbaren Staat bildete. Mit den Männern benachbarter Völkerſchaften pflogen ſie Gemeinſchaft blos der Fortpflanzung wegen. Dieſen ſandten ſie auch die Knaben zu, welche ſie gebaren. Die Mädchen aber zogen ſie zum Kriege und brannten ihnen die rechte Bruſt aus, damit ihnen

dieſe beim Bogenſchießen nicht hinderlich ſein möchte. Von der abgebrannten Bruſt erhielten ſie den Namen Amazonen. Die Alten erwähnen dreier Amazonenvölker: 1. die afrikaniſchen Amazonen, welche unter ihrer Königin Myrina große Eroberungen machten, nachher aber von Herkules vertilgt wurden; 2. die ſcytiſchen Amazonen, welche einen Zweig der aſiatiſchen ausmachten, die benachbarten Scythen bekriegten, nachher aber ſich mit ihnen verheiratheten, und tiefer in Sarmatien zogen, wo ſie mit ihren Männern jagten und in den Krieg gingen; 3. die aſiatiſchen Amazonen, von allen die berühmteſten, welche im Pontus um den Fluß Thermodon wohnten. Dieſe ſollen einſt ganz Aſien mit Krieg überzogen und Epheſus erbaut haben. Ihre Königin Hippolyta erlegte Herkules. Zu Theſeus Zeit überfielen ſie Attika. Unter der Königin Pentheſilea, einer Tochter des Mars und der Otrere, die endlich Achilles erlegte, zogen ſie Troja zu Hülfe, und beſtanden noch zu Alexanders Zeiten, dem ihre Königin Thaleſtris einen Beſuch abſtattete; bald nachher aber verloren ſie ſich. — Außer dieſen Fabelvölkern der alten Welt gaben auch die ältern Geographen einem großen Landſtriche im innern Südamerika den Namen Amazonenland, weil die erſten Entdecker hieſelbſt ein Amazonenvolk gefunden haben wollten. Die neuere Geographie hat dieſen Irrthum berichtigt und mit ihm iſt auch das Amazonenland verſchwunden, das nur noch auf ältern Landkarten figurirt, in der That aber einen Theil des Königreichs Braſilien und des ſpaniſchen Vice-Königreichs Peru ausmacht. Der **Amazonenfluß** (richtiger Maranhon), welcher das Land durchſtrömt, und, wie der Nil Ägypten, bewäſſert und fruchtbar macht, iſt der größte Fluß auf der Erde. Er entſpringt aus dem See Lauricocha in den Cordilleras und fällt, nach einem Laufe von 570 Meilen, und nachdem er über 60 Ströme aufgenommen, unter der Linie ins atlantiſche Meer. Seine Breite beträgt bei den Mündungen, wegen der dazwiſchen liegenden Inſeln, über 15 deutſche Meilen. Aber auch im innern Lande hat er gewöhnlich eine Breite von 3 bis 4 Meilen. Der erſte Entdecker dieſes Fluſſes, Orelhan, traf, als er ihn einige Tage hinaufgeſchifft war, an ſeinen Ufern eine Menge bewaffneter Weiber an, welche mit ihren Nachbarn Krieg führten, und dies gab Anlaß zu der Benennung des Fluſſes und Landes.

Ambaſſadeur, ſ. **Geſandten**.

Amboina, ſ. **Gewürzinſeln**.

Ambra oder **Amber**, eine Materie, die man ihres vortrefflichen Geruchs wegen ſchätzt, und die daher eine der theuerſten Droguen iſt. Sie wird vom Meere ausgeworfen, oder aus demſelben gefiſcht. Der Urſprung des Ambers läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben. Viel Wahrſcheinlichkeit hat die Meinung für ſich, daß er eine in dem Maſtdarme des Cachelots ſich ſammelnde Materie ſei, welche von der Nahrung dieſes Fiſches, dem Tintenwurme, entſteht, die ihm aber auch eine Krankheit verurſacht, an welcher er ſtirbt.

Ambroſia, ſ. **Götterſpeiſe**.

Ambroſius (der heilige), ein berühmter Kirchenvater, geboren gegen das Jahr 340, wahrſcheinlich zu Trier, wo ſein Vater der Präfectus Prätorio war, als Statthalter von Gallien zu reſidiren pflegte. Schon in der Wiege empfing er ein glückliches Vorzeichen. Ein Bienenſchwarm bedeckte das Geſicht des im Hofe des Schloſſes ſchlummernden Knaben, und als die erſchrockene Amme herbeieilte, ſah ſie erſtaunt, wie in ſeinem Munde die Bienen ein- und ausgingen, ohne ihm ein Leid zu thun und ſich endlich wieder in die Lüfte erhoben. Sein

Vater, vielleicht eingedenk des ähnlichen Wunders, das vom Plato erzählt wird, ſchloß daraus auf eine hohe Beſtimmung. Seine Erziehung war ſeinem Stande angemeſſen; die geſchickteſten Lehrer zu Rom, wohin nach des Vaters Tode ſeine Familie gegangen war, bildeten ſeinen Geiſt und ſein Herz. Nach Beendigung ſeiner Studien ging Ambroſius mit ſeinem Bruder Satyrus nach Mailand, wo beide in die juriſtiſche Laufbahn eintraten. Hier zeichnete ſich Ambroſius ſo vortheilhaft aus, daß Valentinian ihn zum Statthalter der Provinzen zwiſchen den Alpen, dem mittelländiſchen Meere, Toscana, der Etſch und dem adriatiſchen Meere machte. Sanftmuth und Weisheit gewannen ihm die Achtung und die Liebe der Völker, deren Wohlſtand durch die Unruhen des Arianismus zerrüttet wurde, und als der biſchöfliche Sitz von Meiland erledigt worden, ward er einſtimmig von den Arianern und Katholiſchen in der Kirche zum Biſchof ausgerufen. Lange weigerte ſich Ambroſius, dieſe Würde, die ihm zugleich eine drückende Bürde ſchien, anzunehmen, und ſuchte durch Grauſamkeiten und Ausſchweifungen den Eifer für ſich zu ſchwächen. Aber alles war umſonſt; er flieht bei Nacht, und glaubt ſich auf dem Wege nach Pavia; ſtatt deſſen findet er ſich unerwartet wieder vor Mailands Thoren. Endlich fügte er ſich dem Zwange des Kaiſers, empfing die Taufe, da er bisher nur Katechumene geweſen, und acht Tage darauf die Conſecration. Dieſe Begebenheit feiert die Kirche noch heute am 7ten Dec. Ambroſius zeigte ſich als Biſchof in dem Glanze der erhabenſten Tugenden, und erwarb ſich allgemeine Verehrung, in welcher er im J. 397 ſtarb. Sanft, leutſelig, duldſam, gefühlvoll und beſcheiden, gebrauchte er ſein Anſehen nur zum Vortheil Anderer und der Religion. Seine Schriften (beſte Ausgabe von den Benedictinern, 2 Bände Fol. 1686 — 90) tragen den Stempel ſeines Charakters. Ihm iſt auch jener berühmte Kirchengeſang (Te Deum laudamus), der noch jetzt mit dem Namen des Ambroſianiſchen bezeichnet wird, zugeſchrieben worden; aber eine gründliche Kritik hat dargethan, daß er von einem unbekannten Verfaſſer ſei.

Amerigo Veſpucci wurde 1451 am 9ten März zu Florenz aus einer alten und geachteten Familie geboren. Er machte frühzeitig große Fortſchritte in der Phyſik, Aſtronomie und Erdbeſchreibung, damals wegen ihrer Beziehung auf den Handel drei Hauptgegenſtände des Unterrichts zu Florenz. Im J. 1490 begab er ſich nach Spanien, um Handel zu treiben, und befand ſich in Sevilla, als Columbus Anſtalten zu ſeiner zweiten Reiſe traf. Das ſo glückliche Gelingen der Unternehmungen des Columbus machte ihn zum glücklichern Nebenbuhler ſeines Ruhms. Veſpucci gab ſein Handelsgeſchäft auf, um den eben entdeckten Erdtheil kennen zu lernen. Am 10ten Mai 1497 trat er ſeine erſte Reiſe unter dem Admiral Ojeda an, lief mit fünf Schiffen aus dem Hafen von Cadiz aus, und gelangte nach einer Fahrt von 37 Tagen an das feſte Land von Amerika, unterſuchte hier den Meerbuſen von Paria und die Küſten mehrere hundert Meilen lang, kam nach einer Seereiſe von dreizehn Monaten wieder nach Spanien zurück, und wurde am Hofe zu Sevilla mit vieler Auszeichnung empfangen. Im Mai 1499 trat er eine zweite Reiſe an, deren Reſultat die Entdeckung einer Menge kleiner Inſeln war. Hierauf trat er, von Verſprechungen verleitet, in die Dienſte des Königs Emanuel von Portugal, und unternahm nun zwei Reiſen auf portugieſiſchen Schiffen: die erſte den 10ten Mai 1501, und die zweite den 10ten Mai 1503. Auf dieſer letzten hatte er die Ab-

ſicht, auf einer Fahrt nach Weſten einen Weg nach Malacca zu finden; allein dieſe Reiſe war weniger glücklich, er war mit ſechs Schiffen ausgelaufen, verlor davon eins, und rettete ſich nach großen Gefahren mit den übrigen in der Aller-Heiligen-Bay auf der Küſte von Braſilien. Er blieb in portugieſiſchen Dienſten bis zum J. 1506, wo der Tod des Columbus erfolgte, und trat dann wieder in ſpaniſche Dienſte. Er beſuchte noch mehreremale den Erdtheil, der nach und nach von ihm den Namen zu führen anfing. Allerdings hätte dieſe Ehre mehr dem Columbus gebührt als ihm, ſo wenig man ihm auch ſeine Verdienſte abſprechen kann. Beſonders verdankte er dieſen Ruhm ſeinem Charakter, denn Amerigo war beſcheiden, friedliebend, und weit entfernt, bei dem Könige und ſeinen Nebenbuhlern Argwohn zu erwecken, und ſo geſchah es, daß die Hälfte der Erde ſeinen Namen annahm, ohne daß er dieſe Ehre ſuchte, und ohne deßwegen Neid zu erregen. Übrigens befand er ſich bei keiner Expedition als Befehlshaber, ſondern nur als Geograph und Pilot. Wir haben noch von ihm eine Karte von Amerika, und ein Tagebuch von vier ſeiner Reiſen, das 1532 zu Paris lateiniſch im Druck erſchienen iſt. Er ſtarb im Jahre 1516 im Dienſte Portugals; Emanuel ehrte ſein Andenken, und Florenz überhäufte ſeine Familie mit Ehrenbezeigungen.

Amerika. Oſtwärts von Aſien, weſtwärts von Europa und Afrika, dehnen ſich (210° bis 360° L.) in beiden Polrichtungen, zwiſchen dem Grabe einer verſunkenen Ländermaſſe, dem atlantiſchen Meere und zwiſchen dem ungeheuern Waſſerbecken des ſtillen Weltmeeres, das Auſtralien und Aſien (ſ. Beringsſtraße) von der Weſtfeſte unſers Erdkörpers ſcheidet, zwei durch die Bergenge von Panama an einander gekettete Welttheile aus: in ſüdöſtlicher Richtung Südamerika (ſ. d. A.); in nordweſtlichen Nordamerika (ſ. d.). Da, wo jener Felſendamm die beiden Meere trennt, ragt aus der großen weſtlichen Einbuchtung des atlantiſchen Meeres, die den Golf von Mexiko und die Buſen der caraibiſchen Gewäſſer gebildet hat, eine Ruine der Urwelt hervor, die große, auf Felſengrund gelagerte, von vulkaniſchen Ausbrüchen und von Meergewürmſchalen geſtaltete Eilandsflur der Antillen (ſ. d.) oder Weſtindien (ſ. d. Art.). Die Nordgrenze dieſer neuen Welt verliert ſich, jenſeits des von Hearne im J. 1770 erforſchten 72° der Breite, und des von Mackenzie 1789 erreichten 69° B., über die im J. 1818 vom Cap. Roß zuerſt unter dem 78° B. entdeckte Nordküſte der Baffinsbay hinaus, in dem nördlichen Polargürtel. Die Südgrenze bildet unter dem 54° B. die Straße des erſten Weltumſeglers Magellan (ſ. d.) und jenſeits derſelben, die Südſpitze des Feuerlandes, das Cap Horn. Dieſe dreifache, in einer Strecke von 2000 deutſchen Meilen, durch 133 Breitengrade über einen Flächenraum von 750,000 Q. M. ausgedehnte, und von der Andenkette gegen das ſtille Meer hin umgürtete Ländermaſſe hat der Europäer vorzüglich an den Küſten erforſcht; doch auch das Innere derſelben in mehrern Richtungen durchzogen; (z. B. NAmerika: die Capit. Lewis und Clarke im J. 1804, Maj. Pike im J. 1805; Braſilien: Langsdorf, Grant, Mawe, Koſte, Eſchwege, der Fürſt v. Neuwied, Spix, Martius u. A.; überhaupt Alex. v. Humboldt, ſ. d. A.). Eben ſo unbekannt iſt die Geſchichte ihrer erſten Bevölkerung und ihrers voreuropäiſchen Anbaues, obgleich Sagen, Denkmähler und andere Spuren auf eine doppelte Einwanderung von Oſten her hinzuweiſen ſcheinen,

auf eine ſüdliche, über die verſchwundene atlantiſche Länderbrücke, und auf eine nördliche, über die Inſelkette des ruſſiſchen Nordarchipels. Oder ſtammen die früheſten Bewohner Amerika's, die Tolteken in Mexiko, von jenem Zweige der Hunnen ab, der 100 Jahre n. Ch. gen Nordoſten zog, ſo wie die Völkerfamilien Südamerika's von einem durch die Peſt um 1050 ſüdwärts getriebenen Stamme der Mexikoer? Die früheſte Fahrt der Isländer (982) nach Winland (Grönland, Labrador und Nordamerika), ſo wie die Nachricht der Venezianer von den Antillen (in Karten von 1424), hatte keine Folgen für dieſen Theil der Erdkunde. Wahrſcheinlich iſt die neue Welt erſt vor kaum zwölf Jahrhunderten bevölkert worden; daher die geringe Zahl der Ureinwohner (Indianer), die überdies noch, ſeit Colombo 1492 und 1497, Amerigo 1497, Cabot 1497, Cabral 1500, Balbao 1507 (ſ. d. A.) u. A. dieſe Länder entdeckten, durch den Golddurſt und die Barbarei europäiſcher Eroberer, wie Cortez, Pizarro u. A., in Sklaverei und Elend geſtürzt, in mehrern Landſtrichen faſt ausgeſtorben ſind, in andern aber in eine Menge Völkerſchaften geſpalten, bei einem rohen Jäger- und Kriegerleben, von den geiſtigen Getränken der Europäer vergiftet, ſich unter einander ſelbſt ſo aufgerieben haben, daß man ihre Zahl höchſtens noch auf 16 Millionen ſchätzt. Dazu ſind durch das Colonialſyſtem der Spanier, Portugieſen, Britten, Franzoſen, Holländer, Dänen, Ruſſen und Deutſchen, für Bergbau, Pflanzungen (Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo u. ſ. w.), Ackerbau und Handel 4½ Mill. Neger und Mulatten, und 10 Mill. Europäer gekommen. Noch iſt Platz und fruchtbarer Boden für 500 Mill. Menſchen! — So ungewiß wie die Abſtammung der Amerikaner, ſo ungewiß iſt ihre Verzweigung. Die von Franc. Lopez angenommenen 1500 verſchiedenen Sprachen derſelben hat Alex. von Humboldt auf zwei Stammſprachen, die toltekiſche und apalachiſche, zurückgeführt. — Die Natur hat die Oberfläche der neuen — jüngern — Welt in größern Formen geſtaltet und ihr Inneres mit friſcherer Lebenskraft ausgerüſtet, als die Erdhülle der alten Welt. Amerika hat die meiſten Halbinſeln; die größten Flüſſe (ſ. d. A. Miſſiſippi, Amazonen, Plata und Orinoko); die größten Landſeen, wie der Ober- und der Huronen-See; die längſten Bergrücken (ſ. d. A. Cordilleras); die weiteſten Hochebenen; die üppigſten und größten Grasflächen (Pampas); die höchſten Berge und die reichſten Erz- und Steinlager. Über das Ganze verbreitet ſich in der wundervollſten Abſtufung das üppigſte Pflanzen- und Thierleben. Von dem Rennthiermooſe der Baffinsbay und von den Flechten auf Feuerlands Klippen erhebt ſich, von beiden Polen her, die Vegetation bis zu der 180 Fuß hohen Wachspalme und dem ſäulenförmigen Cactus, die der üppigen Tropenwelt dieſer Erdfeſte eigenthümlich angehören. Und wer kennt nicht die einheimiſchen Erzeugniſſe des amerikaniſchen Bodens: Cacao, Cochenille, Mais, peruaniſche Rinde, Kartoffeln, Tabak und Vanille? Eben ſo mannichfaltig iſt die thieriſche Schöpfung. Der ſüdliche Peſcherä und der nördliche Polarmenſch, der Eskimo, gleichen der Zwergkiefer, wie dem ſtolzen Ahorn der Patagone und der Karaibe. Vorzüglich ſind Gewürme, Inſecten (nur die Bienen hat Europa gegeben), Fiſche, Geflügel und beidlegige Thiere in reicher Abwechſelung von Größe, Geſtalt und Farbe vorhanden; am ausgezeichnetſten und eigenthümlichſten in den Wildniſſen der Anden. So der Rieſe unter den Vögeln, der Condur, und der prachtvolle Guacumayo. Unter den Säugthieren iſt das nutzbare Lama und Vicugna in den Andenländern einheimiſch. Doch kommt der Tapir

in Braſilien den großen Landthieren der Oſtfeſte nicht gleich. Buffons und Robertſons Meinung, daß die vierfüßigen Thiere Amerika's minder groß und wild ſeien, als dieſelben Arten in der alten Welt, haben Jefferſon u. a. Beobachter widerlegt. Der Jaguar iſt ſo furchtbar als der Tiger; der Landbär in Nordamerika iſt größer, wilder und ſtärker als der europäiſche; nur der Löwe am Ganges iſt dem nordamerikaniſchen Puma an Größe und Kraft überlegen, ſo wie das Krokodill dem Kaiman und Alligator. Eben ſo wenig gegründet iſt es, daß die europäiſchen Landthiere — man hat die nutzbarſten aus der alten in die neue Welt verſetzt — in Amerika ausarteten und ſchwächer würden. Noch weniger gilt dies von dem Menſchen! Der Neger, wie der Europäer haben ſich in Amerika kräftig fortgepflanzt; in dem kühnen Mulatten und in dem feurigen Creolen (ſ. d. Art. u. Meſtizen). So beginnt auch die geiſtige Welt. Die fruchtbarſten Ideen der Europäer für das practiſche Leben, als Duldung, Freiheit, Gleichheit, Selbſtſtändigkeit, Verdienſtehre und Verfaſſung, haben in dem Boden von Amerika, mitten unter dem wilden Schlingkraut der Rohheit und des Eigennutzes, tiefere Wurzeln geſchlagen, als ſonſt irgendwo, ſo daß aus ihnen da, wo das Recht der eigenen Geſetzgebung hinzutrat, in kurzem ein kräftiger Volksgeiſt erwuchs, welcher die verſchiedenartigſten Nationen zu einem Ganzen vereinigte. Amerika's jugendliche Naturkraft war und iſt für den gedrückten Europäer der willkommenſte Boden, in dem ſich die alternde Welt des Oſtens nach Körper und Geiſt verjüngt. Vgl. die einzelnen Art. K.

Amethyſt iſt ein durch alle Schattirungen laufender violblauer Quarz, deſſen Farbe, nach Roſe, von einer Miſchung von Eiſen- und Braunſteinoxyd entſteht, die nur ein halb Procent des Ganzen ausmacht. Außerdem unterſcheidet er ſich vom Quarze vorzüglich dadurch, daß er in viele ſtengliche Stücke abgeſondert wird, die als unvollkommene Säulen zu betrachten ſind, und zuweilen in Pyramiden auslaufen. Dieſe Stengel ſind ſehr ungleich gefärbt, und die Spitze gewöhnlich am dunkelſten, der Fuß hingegen oft faſt gar nicht. Der Amethyſt kommt auf Gängen, meiſtentheils in Geſellſchaft der Achate vor, und zwar ſo, daß er mit den ſchönen gefärbten Spitzen gegen die Mitte des Ganges, und in den Chalcedonkugeln gegen das Centrum derſelben gerichtet iſt. Den blaſſern Grund, der die Saalbänder des Ganges ausmacht und oft in Chalcedon übergeht, hat man Amethyſtmutter genannt. Je kürzer die Kryſtallenſtengel ſind, deſto geſättigter iſt gewöhnlich ihre Farbe, und die allerſchönſten ſind die, welche freiliegende Doppelpyramiden darſtellen, ſo wie viele in den berühmten ſibiriſchen Amethyſtbrüchen vorkommen. Die Alten rechneten zum Amethyſte auch die indiſchen Rubine, die man ſpäterhin orientaliſche Amethyſte nannte. Der Preis des Amethyſtes iſt ſehr verſchieden, je nachdem die Farbe geſättigt und gleichförmig iſt, denn viele werden durch Wolken entſtellt. Von den ſchönſten geſchliffenen bezahlt man das Karat mit 3, 4, 5 Thalern, und dieſer Preis wird einfach mit der Karatzahl multiplicirt. Allein der Menge wegen hat ihr Werth ſehr abgenommen, und der Hauptabſatz der ſächſiſchen und böhmiſchen Amethyſte, der ehedem über Venedig nach der Türkei ging, weil er daſelbſt als Frauenſchmuck ſehr beliebt war, hat ebenfalls aufgehört. Als Ringſtein giebt man ihm möglichſt viele Flächen, um die ungleichen Flecken zu verbergen und den Glanz zu verſtärken. Den blaſſern legt man blaugefärbte

Folie unter. Diejenigen, welche innerlich dunklere Flecken haben, glüht man kurze Zeit in Sand und Eiſenfeile eingepackt, wodurch die Flecken zertheilt werden. Durch fortgeſetztes Glühen verſchwindet endlich alle Farbe, und dann werden ſie gleich dem Kryſtall zum unechten Diamantſchmuck genommen, kommen aber jenem in der Härte nicht bei. Aus dieſem Grunde iſt der Amethyſt zum Schleifen und Schneiden bequemer; und da er in ziemlich großen Maſſen vorkommt, ſo werden allerlei Gefäße, Doſen und andere Kunſtſachen daraus gearbeitet. Die Alten gravirten auch Siegel in Amethyſt, und man hat noch mehrere dergleichen Antiken. Auch trug man ihn vor Alters als Amulet zur Abwehrung der Gifte, wozu er mit dem Bilde der Sonne oder des Mondes gezeichnet wurde. Die Magier behaupteten, daß er nicht nur der Trunkenheit vorbeuge, ſondern auch gleich davon befreie, wenn man ihn an den Leib binde. Dieſer Glaube war allgemein, und wird ſogar vom Ariſtoteles bekräftigt; er hat auch zu der Benennung des Steines ſelbſt, welche ſo viel als nüchtern beſagt, Gelegenheit gegeben. Wegen des geringern Preiſes brauchen jetzt die Glaſer auch oft die dunnen ſtengelförmigen Stücken zum Glasſchneiden. Zu Doſenſtücken werden die ſogenannten Haaramethyſte geſucht, welche, wie der Roſaquarz, mit haarförmig kryſtalliſirtem Braunſteine durchſetzt ſind. Zum falſchen Glasſchmuck, und beſonders zu den amethyſtfarbenen ovalen Zuckerdoſen und Saucièren verſetzt man das blaue Kobaltglas entweder mit etwas Goldpurpur, oder mit gereinigtem Braunſtein gewöhnliches grünes Glas. Von wenig Braunſtein wird das letztere entfärbt, bei ſtärkerm Zuſatze aber amethyſtfarben, wie man oft an den gewöhnlichen Trinkgeſchirren ſehen kann. Zu den härtern Amethyſtflüſſen kommt anſtatt des Kaliglaſes Bleiglas, aus vier Theilen Kieſel und ſechzehn Theilen Bleiweiß. Nach Petrus Arlenſis machte man ehedem aus dem Amethyſte ſelbſt einige bunte Flüſſe zum Halsſchmuck. Man verſetzte den gepulverten Amethyſt entweder mit Blattgold und Natron oder mit Kupferfeile und Kampfer. Dieſe Miſchungen wurden durch 48ſtündiges Glühen zuſammengeſchmolzen, und gaben taubenhalsfarbene oder dem Avanturin ähnliche Flüſſe. X.

Ameublement, ſ. Verzierungskunſt.

Amiens, in der Picardie, Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements Somme, liegt an der Somme, iſt feſt, zählt 5980 Häuſer und 40,100 Einwohner, iſt der Sitz eines Biſchofs, und hat ſeit 1750 eine Société d'émulation. Ihre Einwohner unterhalten anſehnliche Manufacturen in wollenen Zeugen, baumwollenem Damaſt und Kaſimir, wovon 130,000 Stücke debitirt werden, in Leder, Seife und Preßſpänen, ſo wie 80 Baumwollenfärbereien. Auch ſind ihre Paſteten, die häufig über den Canal gehen, berühmt. Am merkwürdigſten iſt dieſe Stadt durch den am 25. März 1802 zwiſchen Frankreich, Spanien und der bataviſchen Republik auf einer und Großbritannien auf der andern Seite abgeſchloſſenen und am 27. März unterzeichneten Frieden, der damals, wiewohl nur auf kurze Zeit, den Seekrieg endigte.

Ämilius (Paulus), mit dem Beinamen Macedonicus, ein edler Römer aus dem alten angeſehenen Geſchlechte der Ämilier. Er überwand den Perſeus, König in Macedonien, und hielt deßwegen 586 nach Erbauung der Stadt Rom einen großen Triumph. Während deſſelben ſtarben zwei ſeiner Söhne, deren Tod er jedoch ſo hochherzig ertrug, daß er den Göttern dankte, daß ſie dieſelben zum Opfer gewählt, den Wechſel des römiſchen Glücks abzuwenden. Er war der

Vater des berühmten Scipio Africanus des Jüngern. Sein Vater, gleiches Namens, ein eben ſo tapferer als edler Mann, fiel als Conſul und Feldherr im zweiten puniſchen Kriege, in der unglücklichen Schlacht bei Cannä.

Amiot (Pater), ein franzöſiſcher Jeſuit, geboren zu Toulon 1718, der ſich lange Zeit als Miſſionär in Peking aufhielt, und zu einer genauern Kenntniß China's mit ſeltenem Fleiße und gründlicher Gelehrſamkeit beitrug. Ihm beſonders verdanken wir die genaueſten und ausgebreitetſten Belehrungen über die Alterthümer, die Geſchichte, Sprache und die Künſte der Chineſen. 1750 kam er zu Makao an, und ging im folgenden Jahre auf Befehl des Kaiſers nach Peking, wo er bis an ſeinen Tod 1794 blieb. Ein anhaltendes Studium machte ihn mit der chineſiſchen und tatariſchen Sprache vertraut, und mit ihrer Hülfe konnte er China unmittelbar aus den Quellen kennen lernen. Die meiſten ſeiner ſchätzbaren Arbeiten, welche die Charakterſchrift, die Kriegskunſt, die Muſik u. ſ. w. der Chineſen betreffen, ferner eine Lebensbeſchreibung des Confucius, eine tartar-mantſchuiſche Grammatik u. ſ. w., befinden ſich in den Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts de Chinois, deren zehnter Theil ſeinen wichtigen Antheil an den erſten zehn Bänden ausführlich angiebt. Dieſes Verzeichniß nimmt allein 14 Columnen ein. Außerdem ſind von ihm die Eloges de Moukden, welche de Guignes, und das Dictionnaire tatarmantcheou-français, welches Langlès herausgegeben hat.

Amman heißt in der Schweiz und in Oberdeutſchland ſo viel als Amtmann, Stadtvoigt, Schuldheiß. Der Obervoigt einer Provinz heißt Landamman.

Ammianus Marcellinus, ein römiſcher Geſchichtſchreiber aus dem 4. Jahrh. nach Chr. Sein Werk umfaßte in 31 Büchern (von denen blos die letzten 24 noch übrig ſind) die Geſchichte der römiſchen Cäſaren von Nerva bis Valens. Man kann es als eine Fortſetzung des Tacitus und Sueton betrachten, und es iſt vielfach lehrreich und anziehend. Eine ältere gute Ausgabe iſt die von Gronov (1693), eine neuere von Erneſti (1773) und die neueſte von Wagner in Erfurt (1808). überſetzt von Wagner mit Anmerkungen.

Ammon, eine libyſche Gottheit. Einige machen den Ammon zu einem Sohne Tritons; Andere erzählen, er ſei in einem Walde gefunden worden, wo, außer einem Schafe, kein lebendiges Weſen geſehen worden, und halten ihn daher für einen Sohn Jupiters und dieſes Schafes. Noch Andere wollen, daß er zwiſchen Karthago und Cyrene als ein Knabe im Sande ſpielend von einigen Hirten gefunden worden, denen er geweiſſagt habe, ſo lange er auf dem Sande geſeſſen; ſobald ſie ihn aber aufgehoben, ſei er verſtummt. Noch Andere endlich erzählen, Bacchus habe auf ſeinem Zuge nach Indien, ermattet von Durſt und Hitze, unweit Xerolibya den Jupiter um Hülfe gerufen; darauf ſei ein Widder erſchienen, der, mit ſeinen Füßen ſcharrend, einen Quell aus dem Sande hervorgelockt habe, und darauf wieder verſchwunden ſei. Dieſen Widder habe er für den Jupiter ſelbſt erkannt, ihm göttliche Ehre erwieſen und einen Tempel erbaut. Nach Diodor von Sicilien iſt Ammon ein ehemaliger König in Libyen, deſſen Gemahlin Rhea, die Schweſter Saturns, und deſſen Geliebte Amalthea geweſen, mit welcher er den Bacchus gezeugt habe. Dieſer habe ihm jenen berühmten Tempel erbaut, wo Ammon, nicht durch Worte, ſondern durch Zeichen des weiſſagenden Prieſters, Ora-

kelſprüche ertheilte, und wo er unter dem Bilde eines Widders, nach Andern eines Menſchen mit einem Widderkopf oder Widderhörnern vorgeſtellt war. Alexander beſuchte dieſen Tempel, und wurde von den Prieſtern für einen Sohn des Gottes erklärt. Kürzlich will der Franzoſe Caillaud die Ruinen des Tempels zu Dumbebe in Siwah entdeckt haben. — Ammonshorn, eine nach Art eines Widderhorns gewundene Muſchelgattung.

Ammoniak, Salmiak (ſ. d.).

Amneſtie, aus dem Griechiſchen, iſt die Befreiung von Strafe und gänzlicher Verzeihung, die eine Autorität Perſonen, welche ſich eines Vergehens oder Verbrechens ſchuldig gemacht haben, gewöhnlich unter der Bedingung, daß ſie ſofort, oder bis zu einem beſtimmten Zeitraume, zu ihrer Pflicht zurückkehren, zuſichert. So pflegen Deſerteurs von Zeit zu Zeit unter Zuſicherung völliger Amneſtie, d. h. völliger Strafloſigkeit, zurückgerufen zu werden. Auch wird gewöhnlich bei Aufſtänden ganzer Diſtricte oder Länder eine Amneſtie erklärt, weil die Beſtrafung nach der Strenge der Geſetze nicht füglich ausführbar ſein würde. Man begnügt ſich, höchſtens die Häupter und Anſtifter davon auszunehmen.

Amor, bei den Griechen Eros. Nach der neuern Mythologie iſt Amor ein Sohn der Venus und des Mars, der Gott der Liebe, der ſchönſte unter den Unſterblichen, ein geflügelter Knabe mit Pfeil und Bogen. Die Wirkungen ſeines Geſchoſſes ſind die ſchmerzenden Wunden der Liebe, und ſeine Macht iſt Göttern und Menſchen furchtbar. Die Lyriker, Elegiker und Epigrammatiſten bildeten vornehmlich ſeinen Mythus aus und ſprachen bald von Liebesgöttern. Nach der ältern Mythologie (bei Heſiodus und Orpheus) iſt er der älteſte unter den Göttern, und war vor allen Erzeugungen da; — er regte zuerſt das unfruchtbare Chaos an, daß es die Finſterniß gebar, aus welcher der Äther und der Tag hervorgingen. Dieſer älteſte Amor iſt der erhabene Begriff der alles erregenden und befruchtenden Liebe.

Amortiſiren (vom franzöſiſchen amortir) bedeutet urſprünglich ertödten, erlöſchen, ſchwächen, z. B. Feuer, Süßigkeit; dann Zinſen loskaufen; ferner Grundſtücke oder deren Ertrag an die todte Hand veräußern, und endlich bedeutet es eine Schuld tilgen oder aufheben, in welchem Sinne von dieſem Worte hier die Rede iſt. Um dieſes zu bewerkſtelligen, haben gut eingerichtete, aber durch außerordentliche Unfälle verſchuldete Staaten einen Amortiſationsfond (franz. Amortissement, engl. sinking Fund) oder Schuldentilgungsfond (Amortiſations-, Schuldentilgungscaſſe, auch blos Tilgungscaſſe genannt) angeordnet. Er beſteht in derjenigen Einrichtung der Geldwirthſchaft eines Staats oder einer Privathaushaltung, daß man eine jährliche Geldſumme, ſowohl für die Bezahlung der Intereſſen von den gemachten Schulden, als auch für die Bezahlung der letztern ſelbſt beſtimmt, und die dadurch aus den verminderten jährlichen Intereſſen gewonnene Summe wieder zur Abbezahlung der Schulden anwendet, und damit ſo lange fortfährt, bis alle Schulden getilgt ſind. Nach der Erfahrung aller vorurtheilsfreien Staatswirthe iſt er das einzige Rettungsmittel verſchuldeter Staaten, um ſie gegen einen heimlichen oder öffentlichen Banquerott ſicher zu ſtellen. Der Amortiſationsfond richtet ſich, in Anſehung ſeiner Größe, theils nach der Menge, theils nach den verſchiedenen Arten der Schulden, theils nach der Zeit, in welcher die Staatsſchulden bezahlt werden ſollen. In Rück-

auf die Menge der Schulden gilt der Grundſatz: je größer die Schuldenlaſt iſt, deſto ſtärker muß der Schuldentilgungsfond ſein, man mag die Schulden in kürzerer oder längerer Zeit bezahlen wollen. Was die verſchiedenen Arten von Schulden anbelangt, ſo verändert ſich die Größe der Fonds auf die mannichfaltigſte Weiſe nach denſelben. Denn hat ein Staat, wie z. B. England, *fundirte Schulden*, ſo werden für den Tilgungsfond nur zu Bezahlung der jährlichen Intereſſen gewiſſe Taxen beſtimmt; ſind blos auf den Credit der Regierung *unfundirte Schulden* auf beſtimmte oder unbeſtimmte Zeit gemacht, ſo muß der Tilgungsfond die Interereſſen und das Capital zugleich umfaſſen, wenn der Credit beſtehen ſoll, und die Schuld nimmt allmählig und in dem Grade ab, in welchem man den Fond wirklich ſeiner Beſtimmung gemäß benutzt. Wer den *conſolidirte Schulden* gemacht, d. h. ſolche, wovon man auf eine gewiſſe Reihe von Jahren hohe Intereſſen zahlt, dieſe aber nachher herunterſetzt, ſo ſind alsdann die gewonnenen Intereſſen der Tilgungsfond. Sind die *Schulden* auf *Leibrenten* gegründet, ſo bedarf man des Tilgungsfonds nur zur Bezahlung der jährlichen Leibrenten, weil die gemachte Schuld ſich immer mehr mit jedem Todesfalle im Kreiſe derer vermindert, auf deren Leben die Leibrenten geſtellt waren, und ſie hört, wie der Tilgungsfond, ganz auf, wenn der letzte dieſes Kreiſes ſtirbt. Hingegen bei *Tontinenſchulden* muß der Staat dieſelbe ganze Summe fortbezahlen, bis der letzte der Theilnehmer, und mit ihm die Schuld abgeſtorben iſt. Hat endlich der Staat auf *ewige Renten* geborgt, ſo wird ein Tilgungsfond in der Abſicht errichtet, um außer der jährlichen Zahlung der ewigen Renten noch eine Summe die Caſſe zu behalten, damit er ſeine Schuldſcheine, wenn ſie niedrig ſtehen, wie die Privatleute, einkauft, und dadurch ſeine Schulden vermindert. So beſtimmte Pitt ſeit dem J. 1786 jährlich eine Million Pfund zu dieſer Verminderung der Nationalſchuld, und hatte 1791 auf dieſem Wege mit fünftehalb Millionen gegen ſieben Millionen abbezahlt. In Rückſicht auf Beſtimmung der Zeit, während welcher die Schulden nebſt den Intereſſen aus dem Tilgungsfond bezahlt werden ſollen, iſt es der Klugheit gemäß, die *Abbezahlungszeit nicht blos auf die lebende Generation*, unter welcher die Schulden entſtanden, *zu ſetzen*, weil deren Grundvermögen dadurch angegriffen werden würde, ſondern man zieht nach Verſchiedenheit der Größe der Schuld die zwei, drei und vier folgenden Generationen zur Mitleidenheit. Sollte auch während dieſer Zeit ein neuer Unfall eintreten, z. B. Krieg, welcher neue Hülfsmittel erfoderte, ſo kann man dazu den über die Intereſſen übrig bleibenden Theil anwenden, und die Abbezahlung des Capitals ſo lange ausſetzen, indem man dadurch die Einführung neuer Abgaben und Auflagen erſpart. Die *Quellen*, woraus ohne Nachtheil der übrigen gangbaren Abgaben und Auflagen ein Schuldentilgungsfond errichtet werden kann, ſind nachſtehende: 1. Die Erſparungen, welche man bei den bisher beſtehenden Ausgaben zu machen ſucht, wenn bei den letztern, durch ſchlechte Verwaltung, Verſchwendung und Mißbräuche eingeriſſen ſind. Dies war der Fall bei dem redlichen und erhabenen Sully unter Heinrich IV. in Frankreich. 2. Die Unterſuchungen aller bisherigen Einnahmen, ob ſie fehlerhaft erhoben worden, und ob auch alles Erhobene zur beſtimmten Zeit richtig in die Caſſe gefloſſen. Findet man nun Fehler, ſo ſtelle man dieſe ſehr ſchnell ab, und weiſe das dadurch gewonnene Capital dem Tilgungsfond an. 3. Man mache ſolche Gegenſtände im Staate und im Haushalte, welche bisher unbe-

nutzt waren, fähig, daß ſie eine Einnahme geben. 4. Reichten alle dieſe Mittel noch nicht zu, den Schuldentilgungsfond zu decken, oder fänden ſie ſich gar nicht, um ihn zu bilden, ſo ſetze man den bisherigen Zinsfuß herab. Eine ſolche Herabſetzung des Zinsfußes war es auch, durch die 1655 in Holland, 1685 im Kirchenſtaate, unter der Regierung der Königin Anne in England 1714, und 1772 im Königreiche Sachſen der Schuldentilgungsfond gebildet wurde. 5. Erreicht man aber auch hierdurch ſeinen Zweck nicht ganz, ſo bleibt endlich nichts übrig, als das Fehlende durch mäßige Erhöhung der alten beſtehenden Abgaben und Auflagen herbeizuſchaffen, welches beſſer und ſicherer iſt, als die Einführung neuer Auflagen und Abgaben. X.

Amphiaräus, des Oikleus (nach Andern des Apollo) und der Hypermneſtra Sohn, von den Göttern mit Seherkraft begabt. Als er, wohl wiſſend, daß er vor Theben umkommen müſſe, ſich verborgen hatte, von ſeiner Gemahlin Eriphyle (ſ. d.) aber verrathen worden war, nahm er mit Polynices Theil an dem Zuge und war einer der Tapferſten. Als aber einſt die Belagerer zurückgeſchlagen wurden, öffnete ſich ihm auf der Flucht die Erde und verſchlang ihn ſammt ſeinem Geſpann. Seinen Tod rächte ſein Sohn Alkmäon.

Amphibie. Dieſes Wort bedeutet ein zweilebiges Geſchöpf, d. h. ein ſolches, das auf dem Lande und im Waſſer zugleich leben kann, und die ältern Naturforſcher faſſen alle Geſchöpfe, die dieſe Eigenſchaften haben, unter der Claſſe der Amphibien zuſammen. Gegenwärtig aber hat das Wort Amphibie einen eingeſchränktern Sinn und bezeichnet diejenigen Thiere, welche rothes kaltes Blut haben und durch wirkliche Lungen athmen. Sie haben alle ein Herz mit Einer Vorkammer und Einer Herzkammer. — Durch dieſe Kennzeichen ſind ſie von allen andern Thieren ſehr genau unterſchieden. Die Kälte ihres Blutes trennt ſie von den Säugthieren und Vögeln, das Athmen durch Lungen aber von den Fiſchen. Ihr Blut iſt zwar nicht eiskalt; nimmt aber nie einen höhern Grad der Wärme an, als die Luft oder das Waſſer hat, worin ſie ſich aufhalten. Kein Thier aus andern Claſſen ſcheint in ſo auffallenden Extremen von Wärme und Kälte ausdauern zu können, wie die Amphibien, beſonders einzelne Gattungen. Fröſche z. B. ſind in dem Magen des Menſchen und in Eisſchollen lebendig geblieben. Statt der Knochen haben ſie Knorpel, daher ſie auch Knorpelthiere genannt werden. Der größte Theil der Amphibien kann ſowohl auf dem Lande als im Waſſer leben. Manche gehen nach Willkür aus dem einen aufs andere, je nachdem es ihre Bedürfniſſe erfodern; andere bringen nur eine gewiſſe Periode ihres Lebens oder gewiſſe Jahreszeiten in einem von beiden zu. Endlich ſind auch einige blos für das Waſſer oder blos für das Land beſtimmt. Sümpfe, Moräſte und ſtehende Gewäſſer, ferner dumpfige, düſtere Orte, Höhlen und Löcher der Erde werden vorzüglich von Amphibien bewohnt. Ihre Fortpflanzung geſchieht meiſtens durch Eier; nur wenige bringen lebendige Jungen zur Welt. An Vertheidigungsmitteln oder Waffen ließ es die Natur dieſen Thieren nicht fehlen. Einigen gab ſie eine gewaltige Körperkraft, ein ſcharfes Gebiß (wie dem Krokodill), andern ein ſchnell wirkendes, tödtendes Gift (wie gewiſſen Schlangenarten), noch andern eine harte Bedeckung (wie den Schildkröten). Vielen kommt ihr widriger Geruch oder eine ſcharfe Feuchtigkeit, welche ſie ausſpritzen, zu Statten. Etwas Merkwürdiges iſt die ſtarke Reproductionskraft einiger dieſer Thiere, vermöge welcher ſie ganze Theile ihres Körpers, die ihnen

geraubt werden, wieder erſetzen. Verſchiedene Gattungen können unglaublich lange ohne Luft und ſelbſt ohne Nahrung leben. — **Amphibiolithen** oder **Amphibienſteine** ſind Verſteinerungen von Amphibien.

Amphibolie, die Zweideutigkeit, Doppelſinnigkeit; in der Philoſophie die Verwechslung des Begriffs einer Sache mit der Sache ſelbſt.

Amphibrachys, ſ. Rhythmus.

Amphimacer, ſ. Rhythmus.

Amphiktyonengericht, das berühmte Reichsgericht Griechenlands, nach den meiſten Nachrichten von dem König Amphiktyon, nach Strabo aber von dem argiviſchen König Akriſius geſtiftet, um ein Vereinigungspunct für die einzelnen griechiſchen Staaten zu ſein. Anfangs war Delphi der Verſammlungsort, ſpäter aber auch Thermopylä oder vielmehr der nahe dabei gelegene Flecken Anthela. Zwölf griechiſche Völkerſchaften ſchickten, jede zwei, Deputirte dahin, welche ſich mit großer Feierlichkeit und Pracht verſammelten, und öffentliche Streitigkeiten ſchlichteten, die Zwiſtigkeiten einzelner Städte mit Güte oder Gewalt beilegten, bürgerliche und Criminalverbrechen, beſonders Verletzungen des Völkerrechts und Verſchuldungen gegen den Tempel zu Delphi beſtraften. Nach geſchehenem Ausſpruch ward dem ſtrafbaren Volke eine Geldbuße zuerkannt, welche, wenn ſie nach verlaufener Friſt nicht bezahlt war, verdoppelt wurde. Unterwarf ſich das Volk noch nicht, ſo ward der ganze Bund gegen daſſelbe aufgefodert, um es mit den Waffen zum Gehorſam zu zwingen. Auch hatte die Verſammlung das Recht, es vom Bunde auszuſchließen. Ein Beiſpiel davon liefert der zehnjährige phoceniſche Krieg.

Amphion, ein Sohn Jupiters und der Antiope, der älteſte der griechiſchen Tonkünſtler. Er lernte in Lydien, wo er des Königs Tantalus Tochter Niobe heirathete, die Muſik, und brachte ſie von da zu den Griechen. Hier regierte er in Theben, welches früher Kadmea hieß. Amphion aber baute die Mauern und die ſieben Thore dieſes Ortes, vereinigte die obere und untere Stadt; und jetzt wurde dieſelbe Theben genannt. Die Poeten, um in Dichtungen die Gewalt ſeiner Muſik und vielleicht auch Beredſamkeit auszudrücken, ſagten, er habe Theben durch den Klang ſeiner Leier erbaut, die Thiere der Wildniß und ſelbſt Bäume, Felſen und Ströme ſeien den Tönen ſeiner Saiten gefolgt.

Amphitheater war ein bei den Römern zu Kampfſpielen der Fechter und wilden Thiere beſtimmtes Gebäude. Es war ohne Dach, und hatte eine runde oder ovale Form. In ſeiner Mitte befand ſich die **Arena**, ein großer, mit Sand beſtreuter Platz, auf welchem die Kampfſpiele vorgeſtellt wurden. Rings um die Arena herum waren die zur Aufbewahrung der Thiere beſtimmten Gewölbe; über dieſen war die Gallerie; und von dieſer an erhoben ſich immer höher und weiter entfernt die Sitze, von denen die erſten vierzehn für die Senatoren und Ritter, die oberſten aber für das gemeine Volk beſtimmt waren. Julius Cäſar ließ 709 nach Roms Erbauung das erſte Amphitheater zu Rom für ſeine Fechterſpiele errichten; es war von Holz und wurde nach dem Gebrauch wieder abgetragen. Statilius Taurus erbaute 20 Jahre ſpäter das erſte von Stein. Das **Coliſeum** zu Rom iſt das größte aller Amphitheater. In Verona befindet ſich ein altes Amphitheater, deſſen Inneres noch ganz die alte Structur zeigt, und ſorfältig unterhalten wird; man nennt es dort Arena. Von al-

len römiſchen Alterthümern hat keines der Zeit ſo ſehr widerſtanden, wie dieſes merkwürdige Gebäude, deſſen Form oval, und deſſen Bauart im Geſchmack des Coliſeums zu Rom iſt. — Amphitheater wird gegenwärtig, nach den Franzoſen, der Platz genannt, welcher bei unſern Theatern der Bühne gegenüber iſt, und auf welchem Bänke, die immer höher und höher ſteigen, angebracht ſind.

Amphitrite, eine Tochter des Oceanus und der Tethys oder des Nereus und der Doris. Neptun wünſchte ſie zur Gemahlin, und ließ ſie, da ſie ſich vor ihm verbarg, durch einen Delphin aufſuchen, der ſie ihm auch zuführte, und zur Belohnung dafür unter die Sterne verſetzt wurde. Als die Göttin und Königin des Meers wird ſie auf einem Muſchelwagen von Tritonen gezogen, oder auch auf einem Delphin reitend, mit Neptuns Dreizack in der Hand, abgebildet.

Amphitruo oder Amphitryo, König von Theben, Gemahl der Alkmene. Plautus, und nach ihm Molière, und nach dieſem Falk haben die ihm vom Jupiter geſpielte Intrigue (ſ. Alkmene) zu einem intereſſanten Luſtſpiele benutzt, wo Rückkehr und Zuſammentreffen des wahren Amphitruo lächerliche Situationen in Hof und Stadt herbeiführt.

Amputation, die Abnehmung der Glieder mittelſt ſchneidender Inſtrumente. Obgleich die chirurgiſche Kunſt dahin arbeiten muß, die Amputation zu verhüten, ſo iſt dieſe doch in mehreren Fällen nicht zu vermeiden. Dieſe ſind beſonders 1. große Schußwunden, wenn Glieder völlig zerſchmettert ſind, zumal an den Füßen, im Kniegelenk, am Schenkelknochen; 2. langwierige Eiterungen und Hohlgeſchwüre mit Gängen, welche den Knochenfraß verurſachen, beſonders wenn ſie als Überreſte oder Verſetzungen von Krankheiten erſcheinen; 3. Knochengeſchwüre, der ſogenannte ſchwärende Winddorn, Knochenentzündungen und Anſchwellungen von Pulsadergeſchwülſten; 4. der kalte Brand, der von einer unbekannten innern Urſache entſtanden iſt, oder tief in das Glied ſich erſtreckt. 5. krebshafte Geſchwüre; auch 6. dergleichen Geſchwülſte, welche, ohne beträchtliche Arterien zu verletzen, nicht ausgerottet werden können u. a. m. Es iſt jedoch ſehr ſchwer, eine beſtimmte Anzeige zur Amputation feſtzuſetzen, weil auch die meiſten Fälle noch Ausnahmen erleiden. Die Operation iſt von Zeit zu Zeit ſehr verbeſſert worden. Man führt vorzüglich drei Methoden an, die von Ravaton (Amputation à deux lambeaux), welcher drei verſchiedene Einſchnitte machte; den erſten durch die Haut, dann einen zweiten Cirkelſchnitt bis auf den Knochen, hierauf einen Schnitt einige Zoll oberhalb des erſten Schnitts in die Muskeln, wodurch dieſe zu beiden Seiten des Knochens geſpalten und zwei Hautlappen gebildet werden. Dieſe hält ein Gehülfe bei der Operation in die Höhe, der Knochen wird ſodann ſo hoch aufwärts abgeſägt, als möglich, beide Fleiſchlappen werden zuſammengebracht und geheilt. — Die Methode von Alanſon beſtand darin, daß er den erſten Einſchnitt ſenkrecht durch die Haut bis auf die Muskeln im Cirkelſchnitt machte, dann die Muskeln bis auf den Knochen ſchräg nach oben durchſchnitt, ſo daß eine concave Wunde entſtand, welche, nachdem der Knochen ſo hoch oben als möglich abgeſägt worden war, zuſammengeheilt wurde. Petit in Frankreich und Cheſelden in England ſtellten eine dritte Methode her, die ſchon Celſus angiebt, und welche, mit einigen Verbeſſerungen, noch jetzt gewöhnlich iſt. Vor der Operation werden die Arterienſtämme comprimirt, um die Blutung zu vermindern, ein Gehülfe faßt mit beiden

Händen das Glied an, und zieht die Haut ſtark aufwärts. In zwei perpendiculären Cirkelſchnitten wird nun die Haut und das Fleiſch bis auf den Knochen durchſchnitten, von dieſem das Knochenhäutchen abgeſchabt, ſodann mittelſt einer geſpaltenen Binde die Fleiſchtheile zurück nach oben hingezogen, und der Knochen ſo hoch oben als möglich durchgeſägt. Hierauf werden die Blutgefäße mit Häkchen vorgezogen und mit einem Faden mittelſt einer zweiſchneidigen krummen Nadel unterbunden, die Haut und das Muskelfleiſch werden nun abwärts geſtrichen, die Ränder der Wunde zuſammengedrückt und mit gehörigen Compreſſen und Binden oder mit einer Mütze umbunden. Ungefähr auf dieſelbe Weiſe, nur mit den gehörigen Modificationen, werden auch die kleinern Extremitäten abgelöſ't. Auch in den Gelenken werden zuweilen die Glieder abgenommen. Der Schnitt wird hier nach der Methode à lambeaux vorgenommen, um zwei Hautlappen zu bilden, die groß genug ſind, um die Gelenkfläche damit zu bedecken. H.

Amſterdam, Hauptſtadt des Königreichs der Niederlande, in der Provinz Nordholland, und wenn auch nicht Reſidenz, doch die wichtigſte Stadt des ganzen Staats und nach London wohl die vorzüglichſte Handelsſtadt von ganz Europa. Sie iſt um den Meerbuſen Y in Form eines halben Mondes gebaut, wird von der Amſtel durchfloſſen und überall von Canälen und Grachten durchſchnitten, die durch 292 Brücken mit einander verbunden ſind; ſie hat etwa 3 Meilen im Umkreiſe und bedeckt einen Flächenraum von 535,200 Quadratruthen; ihre vormaligen Wälle und Baſtionen ſind gegenwärtig in Promenaden verwandelt, und ſie hat keine Befeſtigung weiter, als die ihr die ſo zerſtörenden Inundationen gewähren können. Ihre 26,296 Häuſer ſtehen meiſt auf eingerammelten Pfählen; unter denſelben zeichnen ſich das von Jacob von Kampen erbaute und mit den Bildhauerarbeiten Quellins verzierte, auf 13,659 Pfählen gegründete Rathhaus, welches unter der Napoleoniſchen Dynaſtie zum Reſidenzpalaſte diente, die Börſe, die Admiralität, das oſtindiſche Haus, das Gebäude Felix meritis und die berühmten Hoſpitäler und Arſenale aus. Man zählt 45 Kirchen aller Confeſſionen und 5 Synagogen. Die Zahl der Einwohner beläuft ſich auf 210,000; 1812 war die Volksmenge auf 193,083 herabgeſunken. Sie iſt der Sitz der Akademie der Wiſſenſchaften, mehrerer gelehrten Privatgeſellſchaften, als Felix meritis, Concordia et Libertas u. ſ. w., hat mehrere Bibliotheken, Muſeen und Gemähldegallerien, einen botaniſchen Garten, ein Atheneum, ein Gymnaſium und andre gelehrte Anſtalten und wohlthätige Vereine. Obgleich Amſterdams Lage zum Seehandel wegen der beſchwerlichen Fahrt durch den Texel nicht ſonderlich bequem war, ſo gehört es doch immer ſowohl in Anſehung ſeines über die ganze Erde verbreiteten Handels und ſeiner Induſtrie, als wegen ſeines großen Reichthums zu den erſten Städten Europa's. Zwar iſt es lange nicht mehr, was es vormals war: ſeine Manufacturen haben bei weitem den Umfang nicht mehr, ob es gleich noch immer viel in Tuch, ſeidnen Zeugen, Sammet, ſeidnem Zwirn, Gold- und Silberdraht, Blattgold und Blattſilber, Wachs, Leinwand, Zucker, Leder, Tapeten, Kampfer, Borax, Schwefel, Scheidewaſſer, Zinnober und Porzellan thut, und anſehnliche Diamantſchleifereien, Ankerſchmieden, Stückgießereien und Schiffbau unterhält; ſein Wechſel-, Waaren- und Tranſitohandel iſt noch immer wichtig und auf ſeiner Börſe werden die größten Geldgeſchäfte gemacht; doch umfängt dieſer Handel nicht mehr wie ſonſt alle

Theile der Erde, und ſtatt daß ſonſt ein Wald von fremden und eig=nen Maſten ſeinen Hafen bedeckte, klarirten 1815 nur noch 2254 Schiffe aus und 2428 ein. Der Wallfiſchfang hat faſt ganz aufge=hört, auf den Heringsfang laufen nur noch einige Buiſen aus und der Handel nach Oſt= und Weſtindien fängt erſt jetzt wieder an ſich zu beleben. — Amſterdam hat ſich allmählig aus einem Fiſcherdorfe zu einer Stadt erhoben. Der Druck der Spanier zog im 16. Jahrh. nach und nach viele Kaufleute aus Antwerpen und andern flamändi=ſchen Städten an dieſen Ort. Den ſpaniſchen Niederlanden wurde im weſtphäliſchen Frieden die Schelde geſperrt, und bald breitete nun Amſterdam ſeine Geſchäfte nach allen Gegenden der Erde aus; es wurde das allgemeine Magazin von den Producten aller Nationen, und konnte im 17. und im Anfange des 18. Jahrh. als die erſte Han=delsſtadt des Erdbodens betrachtet werden. Nun aber trat London als Nebenbuhlerin auf; Holland ließ ſeine Seemacht verfallen, und Großbritannien erhob ſich auf ihren Trümmern zur Beherrſcherin der Meere. Dadurch verlor Amſterdam den Welthandel, der ſich nun auf den brittiſchen Inſeln fixirte. Dazu kamen die Kriege, die Hol=land mit den Britten führen mußte, und die beſonders nachtheilig auf das Vermögen und den Handel von Amſterdam wirkten; es ent=ſtanden Unordnungen in der großen 1609 geſtifteten Bank, welche den Credit im Auslande untergruben, und Amſterdam ſank ſchon vor dem Eindringen der Franzoſen außerordentlich. Seitdem aber verſiegten die Quellen ſeines Wohlſtandes noch mehr. Die Britten ſchadeten, wo ſie konnten; die Colonien gingen verloren, der Handel zog ſich weg. Deutſchland zog ſeine Bedürfniſſe über Hamburg, Altona und Trieſt, und der Markt im Norden wurde verſchloſſen. Jetzt öffnen ſich nun zwar dieſe Quellen wieder, aber nie werden ſie ganz dahin zurückkehren, wenn Amſterdam gleich immer aus mehrern Urſachen einen vorzüglichen Rang unter Europens handelnden Städten einneh=men wird.

Amulet iſt ein Stein, Metall, oder ein anderer Körper, wor=auf gewiſſe Figuren oder Charaktere geſchrieben ſind, und den man bei ſich trägt, um ſich, abergläubiſcher Weiſe, damit gegen Krank=heiten und Bezauberungen zu verwahren. Die Araber, Türken, Ti=betaner, Chineſen und viele andere Völker haben großes Vertrauen darauf.

Ana. So nennt man eine Sammlung von Anekdoten, Sprüchen und Lebensregeln berühmter Männer, und es giebt Bibliotheken, wor=in dieſe Ana einen großen Raum einnehmen. Von unſern berühmten Deutſchen haben wir zwar auch dergleichen Sammlungen, allein nicht unter dieſem Titel. Luthers Tiſchreden, Nicolai's Anekdoten vom großen König u. ſ. f. gehören hieher. Auch die Griechen kannten dergleichen, aber natürlich auch ohne dieſen Namen. Xenophons Me=morabilien und Diogenes von Laerta Leben der Philoſophen ſind voll Anekdoten und Sprüche. Die attiſchen Nächte von Aulus Gellius enthalten eine Menge denkwürdiger Ausſprüche und witzer Einfälle ausgezeichneter Perſonen in Rom. So ſoll, nach Quintilian, ein Freigelaſſener des Cicero ein Buch voll Späße ſeines ehemaligen Herrn hinterlaſſen haben, und ein Freigelaſſener des Mäcenas ſchrieb die Tiſchgeſpräche und Einfälle dieſes großen Muſenfreundes auf. Zur Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften fing man zuerſt wieder an, die luſtigen Einfälle berühmter Leute zu ſammeln: die Scalige=rana waren die erſte Sammlung, die unter dieſem Namen erſchien.

Nachher haben die Franzoſen am meiſten von jedem ausgezeichneten, und oft auch von ganz unbedeutenden Menſchen dergleichen Anekdoten, Einfälle und Sprüche geſammelt, ja dieſe Ana bisweilen blos als Vehikel gebraucht, um gewiſſe Lieblingsmeinungen unter einer berühmten Firma in die Welt zu bringen. Dadurch ſank der Werth dieſer Sammlung gänzlich.

Anabaptiſten, ſ. Wiedertäufer.

Anacharſis der jüngere, ein Scythe und Bruder des damaligen Königs, der als ein Freund der Weisheit und der Wiſſenſchaften in die Zahl der ſieben Weiſen aufgenommen wurde. Die Begierde nach Kenntniſſen und Bildung trieb ihn aus ſeinem rohen Lande auf Reiſen in geſittetere. Er kam zu Solons Zeiten (um die 46. Olympiade) nach Athen, von wo aus er auch andere Länder beſuchte. Nach ſeiner Rückkehr erſchoß ihn der ſcytiſche König Saulius, weil er der Cybele insgeheim ſeinen Dienſt abſtattete, damit der weibliche Gottesdienſt der Griechen bei den Scythen nicht eingeführt werden möchte. (Vergl. Barthelemy.)

Anachoret, ein Mönch, welcher allein für ſich in der Einſamkeit lebt. Hingegen heißen die Mönche, welche in Gemeinſchaft leben, Cönobiten.

Anachronism, ein Irrthum wider die Chronologie oder Zeitrechnung, indem man eine Begebenheit in einen falſchen Zeitraum verſetzt.

Anaclaſis, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen.

Anadyomene, die Hervorgehende, iſt einer der mehreren Beinamen, welche Venus durch ihre Verbindung mit dem Meere hatte, die aus dem Meere Hervorgeſtiegene. Apelles hatte dieſen Moment in einem Gemählde dargeſtellt, zu welchem ihm, nach Einigen, Kampaspe, Alexanders Geliebte, nach Andern die berühmte Buhlerin Phryne zum Modell diente, welche letztere ſich an einem Feſte Neptuns zu Eleuſis vor Aller Augen entkleidete, ihr Haar auflöſete und ſich im Meere badete, um den Mahler einen anſchaulichen Begriff von einer aus dem Meere aufſteigenden Venus zu geben. Unter mehreren Gedichten in der Anthologie ſchildert ſie das von Antipater aus Sidon am ſchönſten:

Sieh, von Apelles Pinſel erzeugt, ein treffliches Kunſtwerk:
Cypria, wie ſie dem Schooß purpurner Wellen entſteigt!
Wie ſie ergreift mit der Hand die triefenden Haare des Scheitels,
Und das ſchäumende Naß drücket aus feuchtem Gelock.
Pallas ſpricht nun ſelber und Zeus erhab'ne Gemahlin:
Sieh, wir beſtreiten dir jetzt nicht mehr den Preis der Geſtalt.

Anagramm heißt die Verſetzung der Buchſtaben eines oder mehrerer Worte auf ſolche Weiſe, daß dadurch ein anderer Sinn herauskommt. So iſt Lied von Leid, Leben von Nebel, Made von Dame ein Anagramm. In ſonſtigen Zeiten waren dergleichen Spiele des Witzes beliebt, und man findet häufig in alten Inſchriften vermittelſt eines Anagramms, die Jahreszahl u. dergl. angegeben. Ein Anagramm von Berolinum iſt Lumen orbi. Calvinus nannte ſich auf dem Titel ſeiner Inſtitutionen, vermöge eines Anagramms, Alcuinus. Auf ähnliche Weiſe geben die Worte: Révolution Française das Anagramm: Un Corse la finira und das bedeutungsvolle Veto. Ein Anagramm iſt um ſo ſchwieriger, aber auch um ſo ſchöner, je mehr Buchſtaben es umfaßt, von denen jedoch keiner müßig bleiben darf.

Anakreon, den das Alterthum unter die neun Lyriker zählte, welche es vorzugsweiſe nannte, war zu Teos in Jonien geboren, und lebte um die 72ſte Olympiade (531 vor Chr.). Polikrates, Beherrſcher von Samos, berief ihn an ſeinen Hof, und ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft. Hier ſang Anakreon, von Wein und Liebe begeiſtert, ſeine lieblichen Lieder. Nach dem Tode ſeines Beſchützers aber ging er nach Athen, wo er bei Hipparch die ausgezeichnetſte Aufnahme fand. Der Sturz deſſelben aber vertrieb ihn aus Athen, und wahrſcheinlich begab er ſich nach Teos zurück. Als aber Jonien gegen den Darius aufſtand, floh er nach Abdera, wo er ein heiteres und glückliches Alter durchlebte und 85 Jahre alt ſtarb. Der Sage nach erſtickte er an einer Weinbeere. Teos ehrte ſein Andenken durch eine Statue neben der Statue des Perikles, und ganz Griechenland nannte ſeinen Namen mit gebührenden Lobſprüchen. Simonides ſingt von ihm:

Rebe, der Trauben Mutter, erfreuende, lieblichen Moſtes
 Nährerin, ſchlinge vertraut zierlicher Ranken Geflecht
Ueber Anakreons Mahl, am Hügel des tejiſchen Sängers,
 Und das niedrige Grab decke mit Blumen umher;
Daß der trunkene Diener des Bromios, fröhlicher Reigen
 Taumelnder Führer, — ſein Lied hörte die ſchwelgende Nacht —
Auch im hüllenden Schooß der Erde noch Trauben erblicke,
 Reife Früchte vom Zweig über dem heiligen Haupt,
Und ihn immer benetze der Thau; denn ſüßer als Weinmoſt
 Strömte vom Munde dem Greis lieblicher Lieder Getön.

Nur ein kleiner Theil ſeiner Gedichte iſt aus der zerſtörenden Zeit auf uns gekommen. Von fünf Büchern ſind nur elf Lieder, im Ganzen aber 68 Gedichte unter Anakreons Namen übrig, welche jedoch die Kritik nicht alle für echt anerkennt. Sie ſind, mit Ausſchluß jener unechten, Ideale zarter, von der Leichtigkeit natürlicher Anmuth geleiteter Grazie und Naivetät in der lyriſchen Poeſie; wie ſchwer dieſe Eigenſchaften zu erreichen ſind, beweiſen unzählige verunglückte Nachahmungen, die des Namens Anakreontiſcher Lieder nicht würdig ſind. Das Sylbenmaß, in welchem Anakreon dichtete, und welches nach ihm benannt wird, hält man gewöhnlich für dreifüßige Jamben mit einer Nachſchlagſylbe, nach Herrmann aber beſteht es aus dem größten Jonicus mit der Anakruſis:

≚ | ´ ´ | ´
◡◡ | — — ◡◡ | — ◡

Unter den Ausgaben zeichnen ſich aus die von Fiſcher (Leipzig 1776 und 1793) und die von Brunck (Straßburg 1786, 16.). Die neueſte iſt von Möbius, 1810. Überſetzungen haben wir von Ramler und Degen.

Anakruſis, in der Muſik ſo viel als Vorſpiel, in der Metrik, Aufſchlag, Auftact, Vorſchlagſylbe.

Analecten, Aus- und Zuſammengeleſenes. Insbeſondere eine Auswahl von Stellen und Bruchſtücken aus verſchiedenen Schriften, z. B. Analecten für Philoſophie, Geſchichte und Literatur. Zuweilen ſagt man dafür Fragmente, Blumenleſe, u. dergl.

Analogie iſt die ähnliche Beſchaffenheit einer Sache mit einer oder mehrern andern. Analogiſche Erkenntniß überhaupt iſt Erkenntniß des Verhältniſſes von einer an ſich unbekannten Sache zu einer bekannten, vermittelſt gewiſſer Ähnlichkeiten. Durch Übertragung

dieſer Ähnlichkeiten von dieſer auf jene entſtehen gewiſſe Worte; dieſe nennt man Äquivoca. — Kant nennt Analogie die Gleichheit zweier qualitativen Verhältniſſe, oder eine vollkommene Ähnlichkeit zweier Verhältniſſe zwiſchen ganz unähnlichen Dingen; in der Mathematik hingegen heißen Analogien Formeln der Gleichheit zweier quantitativen Größen. Hier wird die Größe x durch eine beſtimmte Zahl ausgedrückt, da in der Philoſophie nur qualitative Verhältniſſe gegeben ſind, d. h. der Eigenſchaften, die nicht Größen ſind, aus denen das Verhältniß einer unbekannten Eigenſchaft gefunden werden ſoll.

Analyſis, Auflöſung, Zergliederung. In der Philoſophie nennen wir Analyſis diejenige logiſche Behandlung eines allgemeinen Begriffs, vermöge welcher wir ihn, um ihm ſeine vollſtändige Deutlichkeit zu geben, in ſeine einfachen Merkmale auflöſen. Die analytiſche Methode in der Philoſophie iſt diejenige, vermöge welcher man von dem, was geſucht wird, als ob es gegeben ſei, ausgeht, und zu den Bedingungen aufſteigt, unter denen es allein möglich iſt. Man könnte ſie beſſer die regreſſive nennen, zum Unterſchiede der ſynthetiſchen, als der progreſſiven. Hieraus kann die Anwendung und der Gebrauch derſelben leicht begriffen werden. Bei Beobachtungen geht man analytiſch zu Werke, wenn man von dem Erfolg der Erfahrung anfängt, und die Umſtände, unter welchen ſie gemacht werden muß, die Vorbereitung dazu oder den Verſuch, ſo zu beſtimmen ſucht, daß der verlangte Begriff oder Satz auf eine beſtimmte und ſichere Art herausgebracht wird. Der ſynthetiſche Weg hingegen beſteht darin, daß man von gewiſſen Daten oder Vorderſätzen ausgeht, und die Natur den Schlußſatz angeben läßt, der daraus folgt. Analyſis iſt auch der Name eines Theils der allgemeinen Mathematik; indem ſie den Zuſammenhang der geſuchten Größen mit gegebenen oder veränderlichen Größen unterſucht und entwickelt. Die Analyſis der Alten, die ſich blos auf geometriſche Wahrheiten bezog und geometriſcher Hülfsmittel ſich bediente, iſt von der neuern wohl zu unterſcheiden, die alle meßbaren Gegenſtände begreift, und die allgemeine Arithmetik (Algebra) zu den nöthigen Unterſuchungen und Auseinanderſetzungen gebraucht. Die Erfindung der geometriſchen Analyſis wird von Diogenes Laertius und Proklus dem Plato zugeſchrieben; da wir von dieſem Philoſophen keine mathematiſchen Schriften kennen, ſo läßt ſich über dieſe Angabe nichts weiter ſagen. Eine ſehr merkwürdige Anwendung der geometriſchen Analyſis findet man in dem zweiten Buche von der Kugel und dem Cylinder des Archimedes, wodurch er durch eine Verbindung von Sätzen auf eine Proportion zurückkommt, die nach jetzigem analytiſchen Verfahren eine Gleichung vom dritten Range geben würde. Die Analyſis der Neuern hat durch Newtons und Leibnitzens Erfindung der Infiniteſimalrechnung, oder der Analyſis der unendlichen Größen ein weit ausgebreiteteres Feld der Wirkſamkeit erhalten, als es vorher hatte; ſie iſt dadurch der Schlüſſel der ganzen Mathematik geworden, und ein Euler, Käſtner, Pasquich und Andere haben hierauf die tiefſinnigſten Unterſuchungen gegründet.

Anamorphoſe heißt die Vergeſtaltung und Verbildung der einzelnen Theile, den wahren Verhältniſſen entgegen, welche dem Künſtler die Regeln der Perſpective auferlegen (ſ. dieſe).

Anapäſt, ſ. Rhythmus.

Ananas, eine aus Südamerika zu uns verpflanzte, aber nur in Treibhäuſern gedeihende Frucht, die der Form nach einer Artiſchoke

ähnlich iſt, aber einen äußerſt lieblichen Geruch und gewürzhaften Erdbeerengeſchmack hat. Man nennt ſie auch Königsapfel.

Anarchie iſt ein Volksverein ohne gemeinſchaftliche Regierungsform. Da aber der Begriff eines Volksvereins zur Erreichung gewiſſer gemeinſamen Zwecke eine gemeinſchaftliche Regierung in ſich ſchließt, ſo iſt die Anarchie als ein Zuſtand der Unordnung und Auflöſung zu betrachten, der das Glück der Staatsbürger in Gefahr ſetzt, aber auch ſeiner Unnatürlichkeit wegen nie herrſchend werden, ſondern nur bei außerordentlichen Veranlaſſungen, dergleichen z. B. die franzöſiſche Revolution darbot, als ein Übergang eintreten kann.

Anathema, von Gott verflucht, iſt die Formel, mit welcher der Kirchenbann ausgeſprochen wird. Daher heißt: das Anathema ausſprechen oder anathematiſiren mit dem Kirchenbann belegen.

Anatomie (aus dem griechiſchen ανατεμνειν, zerſchneiden, zergliedern, die Zergliederungskunſt. In ſo fern ſie ſich mit Unterſuchung der thieriſchen Körper beſchäftigt, nennt man ſie auch Zootomie. Die Anatomie iſt ein Theil der Naturgeſchichte, und gehört unter die wichtigſten Hülfswiſſenſchaften der Medicin. Die Zergliederung des menſchlichen Körpers war bei den älteſten Völkern wenig gebräuchlich. Die alten Ägyptier hatten einen großen Abſcheu davor, denn es war der Gebrauch bei ihnen, denjenigen, welcher beim Einbalſamiren der Todten den Leib derſelben aufſchneiden mußte, mit Steinwürfen zu verfolgen. Bei den Griechen verhinderten die Grundſätze ihrer Religion die Beſchäftigung mit der Anatomie, indem die Leichname verſtorbener Menſchen ſo ſchnell als möglich beerdigt werden mußten. Selbſt zu Hippokrates Zeiten waren die anatomiſchen Kenntniſſe noch höchſt mittelmäßig, und wahrſcheinlich von der Zergliederung der Thiere hergenommen; doch war die Kenntniß des Knochenbaues ſchon weiter vorgerückt. Als ſpäter Alexandrien in Ägypten unter den Ptolemäern der Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte geworden, wurde hier auch die Anatomie von Herophilus aus Chalcedon auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht (300 v. Chr.). Er zergliederte menſchliche Leichname in Menge. Nach dem Zeugniſſe des Celſus erhielt er ſogar die Erlaubniß, Verbrecher lebendig zu eröffnen, obgleich man keine nähern Beweiſe dafür hat. Er bereicherte die Anatomie mit vielen wichtigen Entdeckungen, z. B. über das Gehirn, über die Verrichtungen der Nerven, die Adern des Gekröſes, die nach der Leber gehen u. ſ. w. Eraſiſtratus, ein Zeitgenoſſe von ihm, that beinahe noch mehr für die Anatomie. Er beſtimmte mehreres in dem Baue des Gehirns noch deutlicher, belegte die Klappen in der Hohlvene mit ihren Namen, die noch jetzt gebräuchlich ſind. In der Folge, beſonders bei den Empirikern, wurde das Studium der Anatomie wieder vernachläſſigt. Galen, in Alexandrien gebildet (im J. 131 nach Chr.), hatte alle anatomiſchen Kenntniſſe der damaligen und vormaligen Ärzte geſammelt, ſcheint aber ſelbſt die Anatomie nicht ſehr vorwärts gebracht zu haben, indem er ſich meiſtens nur mit Zergliederung der Thiere beſchäftigte, und das, was er hier fand, auf den Bau des menſchlichen Körpers anwandte. Unter den Arabern fand keine Anatomie Statt; ſie war durch mehrere Lehren ihrer Religion verboten. Ihre Ärzte ſchöpften daher ihre anatomiſchen Kenntniſſe blos aus den Schriften der Griechen, beſonders Galens. So blieb alſo mehrere Jahrhunderte die Anatomie ſtehen. Erſt im vierzehnten Jahrhundert ſtanden wieder einzelne Männer auf, welche, mit den bisherigen Kentniſſen in der Anatomie nicht zufrieden, ſelbſt anatomiſche Unterſuchungen wagten. Die abergläubiſche Furcht vor dem

Zergliedern menſchlicher Leichname, welche bisher geherrſcht hatte, ſchien allmählig zu verſchwinden, da ein philoſophiſcher Geiſt mehr Denkfreiheit unter den Menſchen erregte. Mondini de Luzzi, Profeſſor zu Bologna, zergliederte zuerſt 1315 öffentlich zwei Leichname, und gab auch bald hernach eine Beſchreibung des menſchlichen Körpers heraus, welche lange Zeit hindurch das gebräuchliche Lehrbuch der Anatomie blieb, obgleich noch viele Unrichtigkeiten in demſelben enthalten waren. Seit dieſer Zeit wurde es gewöhnlich, daß auf allen Univerſitäten jährlich ein- oder mehrmal öffentliche Zergliederungen menſchlicher Leichname angeſtellt wurden. Die Anatomie ſtieg jedoch nur langſam, weil man Galens Schriften, und Mondini's Lehrbuch nur durch die Zergliederungen zu erklären ſuchte. Nur Montagnana, Profeſſor zu Padua im funfzehnten Jahrhunderte, konnte ſich rühmen, daß er vierzehn Leichenöffnungen verrichtet habe, was damals ſehr viel war. Im ſechzehnten Jahrhundert ſtanden allenthalben Anatomen von großem Rufe auf. Das anatomiſche Studium wurde wieder allgemeiner. Fallopius, Euſtachius, Botallius, Varolius und viele Andere bereicherten die Anatomie mit neuen Entdeckungen. Harvey entdeckte und bewies 1619 den Umlauf des Blutes. Im ſiebenzehnten Jahrhunderte lebten gleichfalls mehrere berühmte Anatomen, wovon vorzüglich diejenigen, welche ſich mit der Unterſuchung einzelner Theile des Organismus beſchäftigten, wieder viele Entdeckungen machten. So zeigte z. B. Wirſung den pankreatiſchen Gang, Schneider die Schleimhaut u. ſ. w. Im achtzehnten Jahrhunderte machten ſich durch ihre anatomiſchen Unterſuchungen berühmt: Pacchioni, Vaſalva, Keil, Lanciſi, Ruyſch, Haller, Boerhave, Vicq-d'Azyr, und mehrere Andere. Meckel, Loder, Reil, Bichat, Walther, ſind außer mehrern Andern als berühmte Anatomen der neueſten Zeit der beſondern Erwähnung würdig. Man theilt die Anatomie nach dem Gegenſtande ihrer Unterſuchungen, in die allgemeine und ſpecielle. Die erſtere betrachtet die Beſtandtheile des Körpers überhaupt, die allen Organen oder einzelnen Syſtemen deſſelben gemein ſind, z. B. das Zellgewebe, welches den Urſtoff aller Bildungen des Körpers ausmacht, die Structur und Beſtandtheile der Knochen, Muskeln, Bänder und Flechſen, Nerven, Blutgefäße u. ſ. w. überhaupt. Die zweite beſchreibt die einzelnen Gruppen von Organen, oder ganze Syſteme insbeſondere, ihre Form, ihre Eintheilung, ihren Zuſammenhang unter ſich und mit den benachbarten Theilen. Nach den Theilen des Körpers benennt man die verſchiedenen Abtheilungen der Anatomie, als Oſteologie, die Knochenlehre; Myologie, die Lehre von den Muskeln; Desmologie, die Lehre von den Bändern und Flechſen ꝛc.; Splanchnologie, die Lehre von den Eingeweiden, wohin die Lungen, der Magen und ganze Darmcanal, bis zu ſeinem Ende, die Leber, Milz, Nieren und Blaſe, Magendrüſe u. ſ. w. gerechnet werden; die Angiologie, die Lehre von den eine Flüſſigkeit fortleitenden Gefäßen, den Blutgefäßen, die ſich in Schlagadern und Blutadern theilen, und den Lymphgefäßen, welche theils aus den Gedärmen den Milchſaft einſaugen, theils im ganzen Köper vertheilt ſind, die abgeſonderten Feuchtigkeiten aufnehmen und in das Blut zurückführen; Nevrologie, die Lehre von dem Nervenſyſtem und Gehirn; Dermologie, die Beſchreibung der Haut. — Unter den *anatomiſchen Arbeiten* ſind vorzüglich zu bemerken: das Präpariren und das Aufbewahren anatomiſcher Präparate. Präpariren benennt man die Abſonderung eines Organs, eines ganzen Syſtems, oder auch nur einzelner Theile von allen andern fremdartigen, um ſie zum Behuf des Unterrichts zu benutzen. So wird z. B. das

ganze Knochenſyſtem des Körpers, gereinigt von allen anhängenden Muskeln, Flechſen und andern Theilen dargeſtellt und ein Skelett genannt; ſo werden die Muskeln, Nerven, die Eingeweide, die Gefäße derſelben und ihre Vertheilung entblößt, um ihre beſondere Structur deutlich einzuſehen. Zu dieſen Arbeiten gehören ſchon hinlängliche anatomiſche Kenntniſſe, und gewöhnlich verrichtet ſie auf Akademien der Proſector vor den Lehrſtunden, damit in denſelben der Lehrer der Anatomie die Präparate vorzeigen und demonſtriren kann. Das Aufbewahren der anatomiſchen Präparate geſchieht theils durch das Eintrocknen, wie beim Skelett, theils in Weingeiſt, wie bei Eingeweiden und überhaupt den ſogenannten weichen Theilen des Körpers, theils durch Injection (Einſpritzung). Das Injiciren wird bei Gefäßen angewandt, deren Gang und Vertheilung man deutlich machen will. Der Anfang des Gefäßes, z. B. die Aorta bei den Arterien, wird mittelſt einer Spritze mit irgend einer weichen gefärbten Maſſe angefüllt, welche alsdann ſich in alle Äſte und Zweige der Gefäße vertheilt, ſie auftreibt und ſichtbar macht. Die feinſten Haargefäßchen können auf dieſe Weiſe deutlich dargeſtellt werden. Die einzuſpritzende Maſſe beſteht gewöhnlich aus einem Gemiſch von Seife, Pech, Öl und Terpentin, denen eine färbende Subſtanz zugeſetzt wird, z. B. roth für die Arterien, grün oder blau für die Venen, weiß für die Lymphgefäße. Für ſehr feine Gefäße, z. B. die einſaugenden Lymphgefäße nimmt man Queckſilber wegen ſeiner äußerſten Theilbarkeit. H.

Anatomie der Pfanzen, ſ. Pflanzen-Anatomie.

Anaxagoras, einer der vorzüglichſten ioniſchen Philoſophen, war zu Klazomenä in Jonien im erſten Jahre der 70. Olympiade von reichen und angeſehenen Ältern geboren. Er widmete ſich dem Studium der Philoſophie unter Anaximenes von Milet, ging, zwanzig Jahre alt, auf Reiſen, beſuchte Ägypten und alle Länder, wo die Wiſſenſchaften blühten, und ließ ſich darauf in Athen nieder. Hier trat er mit Perikles in genaue Verbindung, und zählte unter ſeinen Schülern bald die angeſehenſten Bürger, wie Archelaus (des Perdikkas, Königs von Macedonien, natürlichen Sohn, der ſelbſt neun Jahre regierte) und Euripides. Ein tiefes Studium der Naturwiſſenſchaften ſetzte ihn in den Stand, die Finſterniſſe der Sonne und des Mondes, Erdbeben und ähnliche Erſcheinungen zu erklären, aber unverſchuldet gerieth er dadurch in den Verdacht der Gotteslästerung, und mußte in Folge einer Anklage deßhalb Athen verlaſſen. Er ging nach Lampſacus, wo er drei Jahre nachher, 72 Jahre alt, ſtarb. Anaxagoras Grundſatz war: aus nichts wird nichts. Er nahm daher als Princip aller Körper eine Art von Atomen an, die mit den Körpern, welche ſie bilden ſollten, von gleicher Natur wären. Dieſe Atomen, an und für ſich ohne Bewegung, waren im Anfang durch ein anderes, gleichfalls ewiges, von der Materie verſchiedenes, geiſtiges Princip in Bewegung geſetzt worden, welches er Νοῦς (Intelligenz) nannte. So hatte ſich die Welt gebildet; die irdiſchen Körper hatten ſich geſenkt, während der Äther oder das Feuer ſich in den obern Theilen verbreitete. Die Geſtirne waren ihm indeß auch irdiſcher Natur, und die Sonne unter andern eine glühende Steinmaſſe, größer als der Peloponnes. Die Milchſtraße hielt er, gleich dem Regenbogen, für einen Abglanz des Sonnenlichts. Die Erde war ihm flach, der Mond ein dunkler bewohnbarer Körper, welcher ſein Licht von der Sonne empfängt; die Cometen wandernde Sterne. Da er die objective Gültigkeit der ſinnlichen Wahrnehmungen läugnete, und ſagte, daß die Dinge ſo nicht be-

ſchaffen ſeien, wie jeder glaube, ſo behauptete er unter andern: daß der Schnee nicht weiß, ſondern ſchwarz ſei, wie das Waſſer, aus dem er entſtehe, und in das er aufgelöſ't werde.

Anaximenes, aus Milet, blühte um die 56. Olympiade. Er war ein Schüler des Anaximander, von deſſen Lehren er jedoch abwich. Ihm war die Luft das göttliche, ewige, unendliche, ſtets ſich bewegende Princip aller Dinge. Er ſagte, der äußere Umkreis des Himmels beſtehe aus Erde; die Sterne ſeien Erdkörper, mit Feuermaterie umgoſſen; die Sonne, deren Lauf allein die Jahreszeiten beſtimme, ſei flach, wie eine Scheibe, ſo auch die in der Luft ſchwebende Erde.

Anaximander, des Praxiades Sohn, der Schüler und Nachfolger des Thales und Stifter der ioniſchen Schule. Er war zu Milet in der 42. Olympiade geboren. Sein Hauptſtudium war die Mathematik. Er entdeckte oder lehrte mindeſtens die Schiefe der Ekliptik und beſtimmte die Solſtitien und Äquinoctien mittelſt eines Gnomons, wozu er in Lacedämon einen Verſuch machte, genauer. Um die Sätze der Geometrie auſchaulicher zu machen, bediente er ſich zuerſt der Figuren. Auch verſuchte er zuerſt die Umriſſe der Länder und Meere auf einer Kugel zu entwerfen, und verfertigte, um ſein Weltſyſtem zu erläutern, eine Himmelskugel. Doch ſind dieſe Angaben nicht ganz zuverläſſig. Das Unendliche betrachtet er als das Princip aller Dinge, ohne jedoch die Natur dieſes ewigen, unverderblichen Princips, das alles erzeugt und verzehrt, deſſen Theile beweglich und deſſen Ganzes unveränderlich iſt, zu beſtimmen. Die Zahl der Welten iſt unendlich, die Götter werden geboren und ſterben nach langen Zeiträumen. Der Himmel beſteht aus Kälte und Wärme, die Sterne aus Luft und Feuer. Die Sonne befindet ſich an dem höchſten der Himmel, hat einen achtundzwanzigmal größern Umkreis als die Erde und gleicht einer Walze, aus welcher Feuerſtröme ſich ergießen. Verſtopft ſich die Öffnung, ſo erſcheint ſie verfinſtert. Eben ſo iſt ihm der Mond eine Walze neunzehnmal ſo groß als die Erde. Ihre Schiefe erzeugt die Phaſen, ihre gänzliche Umkehrung die Finſterniſſe. Donner und Blitz ſind Erzeugniſſe des Windes, wenn er in den Wolken zuſammengepreßt wird. Die Erde hat die Geſtalt einer Säule, befindet ſich in der Mitte des Weltalls und erhält ſich daher ſchwebend. — Er ſtarb in der 58. Olympiade, 64 Jahre alt.

Anbruch, dasjenige, was zuerſt von einer Sache genommen, wodurch ſie alſo angebrochen wird, insbeſondere in den Bergwerken, das erſte Entblößen der Erze. In den Schmelzhütten nennt man auch diejenigen Silberſtücke, welche im Treibofen an dem Spor herum ſtehen bleiben, wenn ſie von den Blicken angebrochen ſind, Anbrüche. Auch das Beginnen der Fäulniß wird vielfältig Anbruch genannt, z. B. anbrüchiges Obſt u. ſ. w. In dieſer Beziehung wird anbrüchig auch uneigentlich von verdächtigen und gefährlichen Menſchen gebraucht.

Ancillon (Jean Pierre Frédéric), Sohn des bekannten Louis Frederic Ancillon, geboren den 30. April 1766 zu Berlin. Die Richtung ſeiner Studien durch den geiſtvollen Vater, eine raſtloſe Anſtrengung, Liebe zur Arbeit und ſeltene Geiſteskraft bildeten ihn zu einem der bedeutendſten Hiſtoriker ſeiner Zeit. — In der gelehrten Welt trat er zuerſt auf als Profeſſor bei der königl. Militärakademie und Prediger in der reformirten Kirche im Werder zu Berlin. Eine Trauungsrede, welche er 1791 in Gegenwart des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg hielt, und welche in Berlin gedruckt wurde, empfahl ihn vorzüglich dem Hofe, und mehr noch ſeine Predigten über die Vaterlandsliebe, welche

er zwei Jahre ſpäter in Berlin hielt, eben als der Krieg gegen die Neufranken begonnen hatte. Ein Jahr darnach machte er im literariſchen Journal von Berlin (Januar 1794) Bruchſtücke aus ſeiner Reiſe in die Schweiz, ſo wie einen 1798 in Paris, über den Zuſtand der Literatur in Frankreich, über Schriftſteller und Theater ꝛc. geſchriebenen Brief (Aprilheft) bekannt. Raſtlos fuhr er mit größern und kleinern Arbeiten fort, welche größtentheils im Strome der Zeit verſchwammen. Erſt 1801 trat er mit ſeinen Mélanges de littérature et de philosophie hervor (Berlin, 2 Thle. in 8.) welche 1809 zum zweitenmale gedruckt wurden. Noch größern Ruhm erwarb ihm aber ſein Tableau des révolutions du systême de politique de l'Europe depuis la fin du 15. siècle (Berlin 1806. 4 Thle in 8.) und ſeine neueſte Schrift über Souveränetät und Staatsverfaſſungen (Berlin, 2te Aufl. 1816). Die Reinheit und Würde des Styls, die Tiefe ſeiner Anſichten und die philoſophiſchen Lehren der Politik erhoben ihn zu den erſten Schriftſtellern Frankreichs, und erwarben ihm als Geſchichtſchreiber und Publiciſten ſchöne Verdienſte um die Menſchheit. Das Inſtitut von Frankreich nannte ihn 1810 in ſeiner Sitzung öffentlich den würdigen Erben und Nachfolger des großen Leibnitz. Er gab eine deutſche Überſetzung dieſes Werks (1806 in 8.) unter dem Titel: **Allgemeine Betrachtungen über die Geſchichte** ꝛc. heraus. Der König von Preußen wußte ſeine Verdienſte nicht beſſer anzuerkennen und zu belohnen, als indem er ihn zum Staatsrath und Hofmeiſter des Kronprinzen und ſeines Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, ernannte, und ihn nach und nach zum Ritter des Civilverdienſtordens und des preußiſchen rothen Adlers machte. Ancillon ſuchte durch Er- Erfüllung ſeiner ſchweren Pflicht, ſich für ſo viel Gnade und Vertrauen dankbar zu zeigen, ohne darum ſeine Thätigkeit als Schriftſteller aufzugeben, welche allein ſo vielen Ruhm ihm erworben hatte. Schon 1810 erſchien ſeine merkwürdige Lobrede auf J. B. Merian, und wenige Monate nachher die vortreffliche Trauerrede auf den Tod der unvergeßlichen Königin Luiſe (Berlin 1810), welche aber in Frankreich unter der kaiſerlichen Regierung ſtreng verboten war. Das Jahr 1814 verſchaffte ihm das Glück, mit ſeinen beiden königlichen Zöglingen wieder Paris zu beſuchen.

Anchiſes, ein Sohn des Kapys und Urenkel des Tros. Venus, von ſeiner Schönheit hingeriſſen, erſchien ihm einſt auf dem Ida (nach Andern am Simois) in Geſtalt einer phrygiſchen Hirtin, gab ſich ſeiner Umarmung hin und gebar ihm den Äneas. Dieſer rettete den Greis auf ſeinen Schultern aus dem Brand von Troja und nahm ihn mit ſich zu Schiffe. Er ſtarb während der Reiſe auf Sicilien.

Andante, der dritte angenommene Grad in der Muſik (ſ. **Tempo**) und der Übergang vom Langſamen zum Geſchwinden. **Andantino** ſteht zwiſchen Andante und Allegretto in der Mitte, iſt folglich etwas geſchwinder als Andante, und etwas langſamer als Allegretto; dieſes iſt wenigſtens die gemeine Meinung. Andere behaupten: Andantino habe eine etwas langſamere Bewegung als Andante.

Andreä (Johann Valentin), einer der intereſſanteſten deutſchen Schriftſteller ſeiner Zeit, war 1586 im Würtembergiſchen geboren. Nachdem er zu Tübingen ſtudirt und Frankreich und Italien beſucht hatte, bekleidete er nach und nach mehrere geiſtliche Ämter, und ſtarb 1654 als Abt von Adelberg und lutheriſcher Almoſenier des Herzogs. Tief bekümmert, die Grundſätze der chriſtlichen Religion leeren Streitigkeiten preisgegeben, und die Wiſſenſchaften von Eitelkeit und Neugierde ge-

14 *

mißbraucht zu ſehen, beſchäftigte er ſich unabläſſig mit den Mitteln, ſowohl jener als dieſen ihre moraliſche und wohlthätige Tendenz wiederzugeben. Ob er der Stifter oder wenigſtens Erneuerer des Roſenkreuzordens geweſen (ſ. d.), möchte ſich ſchwer beſtimmen laſſen, da für beides wichtige Gründe angeführt werden. Eine gewiſſe Neigung zum Myſticismus iſt bei Andreä allerdings nicht zu verkennen. Wie dem auch ſei, unläugbar war er ein eben ſo geiſt- als herzvoller Mann, der mit einer ungemeinen Gelehrſamkeit einen brennenden Eifer für das Gute und Wahre verband, das Laſter in jedem Stande, bald in ſcherzhafter Laune, bald mit ſtrengem Ernſt und bitterm Spott verfolgte, und ſelbſt der Tugend durch ſein ganzes Leben getreu war. Trefflich hat ihn Herder charakteriſirt. Er hat vieles, und dies meiſtens in einer ſonderbaren Sprache geſchrieben. Alles aber zeugt von der feinen Erfindungs- und Einbildungskraft, von richtigem Gefühl und ſcharfem Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem, wiewohl unausgebildeten, Dichtergeiſt des Verfaſſers. Ein claſſiſcher Dichter unſerer Zeit iſt er freilich nicht; denn ſeine und auch der damalige Zuſtand der deutſchen Sprache litt es nicht. Damals ſchrieb alles lateiniſch und auch er ſchrieb, was er gefeilt ſchreiben wollte, in dieſer Sprache; was er deutſch ſchrieb, iſt für Weib, Kinder, Volk, Freunde. Er ſelbſt ſagt am Ende:

Ohn' Kunſt, ohn' Müh' und Fleiß ich dicht:
Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
Bis du ſchwitzſt, ſpitzſt und ſchnitzſt im Sinn,
Hab' ich's geſetzt und fahr dahin.
Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
Mach's beſſer, nimm ein Jahr dazu.

Seine Sprache iſt die ſchwäbiſche. In Lehrſtellen, Sentenzen, kurzen Gleichniſſen und Gegenſätzen iſt Andreä beſonders glücklich, wie auch in komiſchen und witzigen Zügen. Es war ein feiner dichteriſcher Kopf, der aber unter dem Geſchmack ſeiner Zeit, und unter andern Geſchäften erlag. Seine deutſchen Werke zeigen nur von fern, was er hätte werden können, ſeine lateiniſchen Dichtungen zeigen zum Theil, was er wirklich war. Aus ſeiner Mythologia christiana haben Herder und Sonntag mehreres überſetzt; auch hat Erſterer aus ſeiner Geiſtlichen Kurzweil Proben gegeben. Weniger bekannt unter uns ſind ſeine Chriſtlich Gemäl (Gemählde), Tüb. 1612. 4. Die Titel ſeiner übrigen Schriften müſſen wir hier übergehen.

Andreas (der heilige), ein Bruder des heiligen Petrus, und der erſte Schüler, den Chriſtus wählte. Beide Brüder waren Fiſcher, entſagten aber dieſem Geſchäfte und folgten dem Erlöſer. Andreas Schickſale nach Chriſtus Tode ſind ungewiß; die gewöhnliche Meinung iſt, daß er einige Zeit nachher gekreuzigt worden. Die Moskoviter verehren ihn als denjenigen Apoſtel, der ihnen das Evangelium gebracht habe, die Schotten aber als den Schutzpatron ihres Landes. In den erſten Zeiten der Kirche war ein ihm untergeſchobenes Evangelium in Umlauf; auch die Acta, die ſeinen Namen führen, ſind nicht von ihm.

Andrieux (F. G. J. S.) einer der vorzüglichſten neuern franz. dramatiſchen Dichter, um das J. 1755 zu Melun geboren und vor der Revolution Secretär beim Herzog von Uzés. Durch ſeinen Eifer für die wahre Freiheit während der Revolution, für das Feſthalten der Conſtitution und die reine Anwendung des Naturrechts zeichnete er

ſich nicht minder aus, als durch den leichten Witz, die treffenden Charaktere und die anmuthigſte Poeſie in ſeinen vielen literariſchen Arbeiten, welchen nur zuweilen die Feile, beſonders hinſichtlich der Diction, fehlt. Im J. 1798 trat er als Deputirter des Seine-Departements in das geſetzgebende Corps ein, wo er durch ſeine Reden und Vorſchläge über die Einrichtung der Primärſchulen, die Freiheit der Preſſe und über die Ermordung der Geſandten zu Raſtadt viel Aufſehen erregte. Nach dem 18. Brumaire wurde er Tribun, den 21. Jul. 1800 Secretär, und im September Präſident des Tribunats, und zeigte ſich überall mit Eifer und Feſtigkeit gegen die conſtitutionswidrigen Schritte des erſten Conſuls und des Staatsraths, bis er ihrer Macht unterliegen und 1802 abtreten mußte. Dennoch ernannte ihn ſpäter der Kaiſer zum Ritter der Ehrenlegion und zum Profeſſor der Literatur am Collegium von Frankreich, und der ſchönen Wiſſenſchaften bei der polytechniſchen Schule, ſo wie der König ihn 1816 unter die Vierzig der franzöſiſchen Akademie aufnahm. Sein vorzüglichſtes, als claſſiſch betrachtetes Werk iſt Anaximandre.

Andrŏmache, die Tochter des Königs Eetion von Theben in Cilicien und Hektors Gemahlin. (Vergl. dieſen.) Nach Troja's Eroberung ward ſie dem Pyrrhus, Achills Sohne, zu Theil, welcher ſie nach Epirus führte, drei Söhne mit ihr zeugte, ſie nachher aber dem Helenus, Hektors Bruder, überließ, dem ſie noch einen Sohn gebar.

Andrŏmeda, des äthiopiſchen Königs Cepheus und der Kaſſiopeja Tochter. Mutter und Tochter waren von ſeltener Schönheit. Als aber jene einſt prahleriſch rühmte, daß ihre Tochter an Schönheit die Nereïden (wo nicht gar die Here) übertreffe, flehten die beleidigten Göttinnen um Rache bei ihrem Vater, der nicht nur Cepheus Gebiet überſchwemmte, ſondern auch ein fürchterliches Meerungeheuer ſandte, das allgemeines Verderben drohte. Das Orakel that den Ausſpruch, Poſeidons Zorns könne nur beſänftigt werden, wenn Cepheus ſeine Tochter dem Ungeheuer zur Beute brächte. Dies gehört, zwangen ihn die Äthiopier zur Befolgung des Spruchs, und die unſchuldige Andromeda wurde, an einen Felſen gefeſſelt, dem Ungeheuer preisgegeben. So erblickte ſie Perſeus, der, das furchtbare Gorgonenhaupt in der Hand, eben von Beſiegung der Meduſa auf dem Pegaſus zurückkam. Gerührt von Mitleid und Liebe, verſprach der Held, das Ungeheuer zu erlegen, wofern man ihm die Jungfrau vermählen wolle. — Das verſprach ihm der Vater und hielt Wort. — Zum Andenken der Thaten des Perſeus ſteht Andromeda, durch der Pallas Gunſt, unter den Sternen. (Vergl Perſeus.)

Äneas, ein trojaniſcher Fürſt, des Anchiſes und der Venus Sohn. Unter Troja's Helden iſt er nach Hektor der ausgezeichnetſte, und kämpft tapfer zur Vertheidigung der Stadt. In der entſcheidenden Nacht aber, in der dieſe von den Griechen eingenommen wird, ermahnt ihn Hektor im Traume, mit den Götterbildern zu entfliehen. Äneas ſtürzt ſich dennoch in den Kampf, aber umſonſt. Priamus fällt, und nun erſt kehrt Äneas, auf ſeiner Mutter Geheiß, zum Vater zurück, rettet die Götter und die Seinigen, verliert aber im Getümmel die Gattin Kreüſa (ſ. dieſe). Jetzt, da nichts mehr zu retten iſt, verläßt er das brennende Ilium. Mit zwanzig Schiffen auswandernd, kommt er nach Thrazien, wo er die Stadt Änos erbaute, allein, durch ein Wunder erſchreckt, vom Anbau abließ. Von da ging er nach Delos, um das Orakel zu befragen. Mißdeutung des Orakelſpruchs führt ihn

nach Kreta, von wo ihn eine Peſt vertreibt. Nun ging ſein Zug nach dem Vorgebirge Actium, wo er zu Ehren Apollons Spiele feierte; in Epirus fand er Helenus und Andromache. Von hier ging ſeine Fahrt unter Italien hin, die Meerenge vorbei, zu den Cyklopen am Ätna, dann um Sicilien nach dem Vorgebirge Trepanum auf der Weſtſeite, wo Anchiſes ſtarb. Ein Sturm verſchlägt ihn nach Afrika, wo Dido ihn in Carthago freundlich aufnimmt, und bald an eine Vermählung mit ihm denkt. Jupiter aber, des waltenden Schickſals eingedenk, ſendet durch Merkur Befehl an Äneas, nach Italien abzugehen. Während die unglückliche verlaſſene Dido ihr Leben auf dem Scheiterhaufen endigt, ſegelt Äneas mit ſeinen Genoſſen ab, und wird durch Sturm nach Sicilien zum trojaniſchen Gaſtfreunde Aceſtes verſchlagen, wo er dem abgeſchiedenen Vater Leichenſpiele feiert. Die Weiber der Genoſſen, müde der Seefahrt und von Juno gereizt, ſtecken die Schiffe in Brand, worauf er beſchließt, die Weiber und Schwachen zurückzulaſſen. In dieſem Entſchluß beſtärkt ihn Anchiſes, der ihn im Traume zugleich ermahnt, in Italien durch Hülfe der Sibylla in die Unterwelt zu ſteigen. Nach Erbauung der Stadt Aceſto ſchifft Äneas nach Italien, wo er bei Cumä die Sibylla aufſucht, die ihm ſeine Zukunft weiſſagt, und ſeinen Gang zur Unterwelt befördert. Nach ſeiner Rückkehr aus dieſer gelangte er nach einer neuen Schifffahrt in den Tibris, wo er am öſtlichen Ufer, im Lande des laurentiniſchen Königs Latinus, ausſtieg. Deſſen Tochter Lavinia war von dem Schickſal einem Fremdlinge beſtimmt, aber von der Mutter Amata dem Könige der Rutuler, Turnus, verheißen. Dies nun veranlaßt einen Krieg, nach deſſen Beendigung ſich Äneas mit der Lavinia vermählt. So erzählt Virgil in der Äneïde (ſ. Virgil), abweichend in manchem Stücke von der hiſtoriſchen Wahrheit, die Geſchichte des Äneas. — Sein mit der Lavinia gezeugter Sohn, Äneas Sylvius, wurde der Stammvater der Könige von Albalonga, und zuletzt durch Romulus und Remus der Gründer Roms. Von ſeiner erſten Gemahlin hatte er einen Sohn, Ascanius, der Albalonga erbaute, und von deſſen Sohn Julus die Römer das juliſche Geſchlecht ableiteten.

Äneas Sylvius, ſ. Äneas und Piccolomini.

Anekdote (griech.), das, was noch nicht herausgegeben oder bekannt gemacht worden iſt. Wir verbinden aber mit dieſem Worte gewöhnlich den Begriff einer kleinen, anziehenden Erzählung, einer merkwürdigen (öfter noch witzigen) Äußerung, oder eines außerordentlichen (öfter noch geheimen oder lächerlichen) Vorfalles. Es iſt die Definition dieſes Begriffes um ſo ſchwieriger, als ſo Vielartiges darunter begriffen und zuſammengefaßt wird. Wenn Anekdoten unbekannte Aufſchlüſſe über allgemein intereſſante Ereigniſſe oder das Leben merkwürdiger Perſonen liefern, oder eine beſonders witzige Wendung nehmen, ſo vermögen ſie in geſelligen Kreiſen beſonders zu unterhalten, immer kommt es aber darauf an, daß ſie zur rechten Zeit und mit feiner Redegewandtheit erzählt werden, in ſolchen Fällen vermag auch eine bereits oft gehörte Anekdote noch wohlgefälligen Eindruck zu machen. Anekdotenkrämer nennt man ſpottweiſe Perſonen, die bei jeder Gelegenheit ihren Vorrath an Vademecumsgeſchichten ausſchütten, und Anekdotenjäger beſonders Reiſebeſchreiber, die ihre Beſchreibungen immer mit ſolchen, oft unwahren oder unbedeutenden, Erzählungen ausputzen.

Anemoſkop oder Anemometograph auch Plagoſkop, Windzeiger oder Windmeſſer, wird jedes Werkzeug genannt, das die

Richtung des Windes angiebt. Die Wetterfahne, die man auf Thürmen und Dächern angebracht findet, iſt das einfachſte Anemoſkop; dann hat man aber auch ſolche, wo ſich die Fahne um eine bewegliche Spindel dreht, die dann durch die obere Decke der Gebäude bis zu dem Zimmer geht, worin man die Beobachtung vornehmen will. An der Decke dieſes Gemachs iſt dann eine Windroſe befindlich, und indem der Wind die Fahne und dieſe die Spindel dreht, giebt ein unten an ſelbiger angebrachter Zeiger auf der Windroſe die Richtung jedes Luftſtroms zu erkennen. Es giebt noch beſonders künſtliche Anemoſkope oder eigentliche Anemometographe, die ſogar in Abweſenheit des Beobachters die Veränderung des Windes ſelbſt aufzeichnen. Zu den vorzüglichern dieſer Art rechnet man die vom Profeſſor Moscati und Ritter Marſilio Landriani. P. S.

Aneſidēmus, ein ſkeptiſcher Philoſoph zu Cicero's Zeiten, der zu Alexandrien lehrte, und den Skepticismus wieder in Flor brachte.

Anevrisma, die Pulsadergeſchwulſt, Erweiterung und Ausdehnung irgend einer Stelle einer Pulsader. Dies iſt das echte Anevrisma; man rechnet aber auch noch hieher das unechte Anevrisma, wenn die Haut einer Arterie geöffnet iſt, und ein Austritt von Blut in das benachbarte Zellgewebe erfolgt; ferner, wenn die äußern Häute der Arterie verletzt ſind, und die innere Haut derſelben durch die entſtandene Öffnung ſich ausdehnt, herausdrängt und einen Sack bildet (das zuſammengeſetzte Anevrisma); endlich das variköſe Anevrisma, die Pulsadergeſchwulſt, wenn bei einem Aderlaß die Vene ganz durchſchlagen, und zugleich die obere Seite einer unter derſelben liegenden Arterie durchſchnitten wird, wodurch nun das Blut aus derſelben in die Vene dringt. Die echten Anevrismen entſtehen theils von dem zu heftigen Andrang des Bluts, theils von einer, nicht ſelten vielleicht angebornen Schwäche und Schlaffheit der Arterienhäute. Sie ſind daher häufiger an großen Arterienſtämmen, beſonders in der Nähe des Herzens, an dem Bogen der Aorta, und an den äußern Gliedern, z. B. in der Kniekehle und an den Rippen, wo die Arterien durch Ausdehnung und heftige Bewegungen, Anſtrengungen des Körpers, Stoßen, Fallen und Quetſchungen öftern Verletzungen ausgeſetzt ſind. Es können aber auch, beſonders zu den innern Anevrismen, Krankheiten, heftige Blutwallungen, Genuß hitziger Getränke, heftige Leidenſchaften und Affecten, beſonders Zorn, Veranlaſſung geben, ja ſelbſt deren Zerreißung und dadurch erfolgenden plötzlichen Tod verurſachen. Äußere Anevrismen erkennt man an der, anfangs nur kleinen, runden oder ovalen, in der Gegend einer Arterie befindlichen Geſchwulſt, welche weich, elaſtiſch iſt, und in welcher man ein, dem Pulſe ähnliches Klopfen bemerkt. Dieſes Klopfen hört auf, wenn man die Arterie oberhalb der Geſchwulſt ſtark zuſammendrückt, es wird wieder fühlbar, ſobald der Druck aufhört. In der erſten Periode dieſer Krankheit bleibt die Geſchwulſt lange Zeit klein, oder wächſt doch ſehr langſam; in der zweiten aber nimmt ſie plötzlich ſehr zu, die Farbe derſelben verändert ſich, ſie wird blau, fängt an zu ſchmerzen, die benachbarten Theile ſchwellen an, das Klopfen in der Geſchwulſt wird undeutlicher. Endlich, wenn keine Heilung erfolgt, berſtet die Geſchwulſt, welche eine Menge theils geronnenen, theils flüſſigen Bluts enthält, und der Kranke ſtirbt an Verblutung, oder der Theil wird brandig. Die innern Pulsadergeſchwülſte ſind ſchwer zu erkennen; man vermuthet ſie, wenn der Puls ſehr ungleich iſt, der Kranke oft an Herzklopfen (welches man aber

nicht mit dem Herzklopfen der Vollblütigen, der Hypochondriſten, der zu Krämpfen geneigten Frauenzimmer u. a. m. verwechſeln darf) leidet, wenn dabei Beſchwerden der Reſpiration mit erſcheinen, innerer, klopfender Schmerz, Zufälle von Schwäche. Die äußerlichen Aneoriſmen werden entweder durch lang anhaltenden Druck auf die Geſchwulſt geheilt, oder durch Operaton weggeſchafft, wobei (nach Hunters Methode die Arterie oberhalb der Geſchwulſt entblößt und unterbunden wird, ſo daß dadurch der Zufluß des Blutes in den Sack des Aneoriſma gehindert wird, und er allmählig ſich zuſammenzieht.

Anfoſſi (Paſcal), geboren um das J. 1736, wurde in den Muſikſchulen von Neapel für die Violine gebildet. Nachdem er dieſes Inſtrument mehrere Jahre geübt hatte, befleißigte er ſich unter Sacchini und Piccini des Studiums der Compoſition. Der letztere gewann ihn lieb, und verſchaffte ihm im J. 1771 ſein erſtes Engagement bei dem Theater delle Dame zu Rom. Wiewohl er kein Glück machte, verſchaffte ihm doch Piccini im folgenden Jahre ein zweites, und als er auch hier daſſelbe Schickſal hatte, im Jahre darauf ein drittes Engagement. Diesmal war Anfoſſi glücklicher. Die verfolgte Unbekannte, die er im Jahre 1773 aufführen ließ, ward mit Enthuſiasmus aufgenommen; ſo auch in den beiden folgenden Jahren la finta Giardiniera und il Geloso di cimento; dagegen fiel die Olimpiade im J. 1776 völlig durch, und die Unannehmlichkeiten, welche der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit erfuhr, beſtimmten ihn, Rom zu verlaſſen. Er durchreiſ'te Italien und kam gegen das Jahr 1780 nach Frankreich mit dem Titel eines Lehrers am Conſervatorium zu Venedig. Er führte in der königlichen Akademie die verfolgte Unbekannte auf, aber dieſe anmuthige und zarte Muſik fand im Allgemeinen nicht die Aufnahme, welche ſie verdiente. Von Frankreich ging Anfoſſi nach London; er war im J. 1783 Muſikdirector beim italieniſchen Theater dieſer Stadt. Im J. 1787 kam er nach Rom zurück, wo er mehrere Werke aufführte, deren Erfolg ihn ſeine ehemaligen Unfälle vergeſſen ließ, und ihm ein Anſehen und eine Achtung erwarb, die er bis an ſeinen Tod im J. 1795 genoß. Anfoſſi erinnert allerdings in ſeinen Compoſitionen häufig an Sacchini und Piccini, nach denen er ſeinen Styl und ſeine Manier gebildet hat; aber ſein Geſchmack, Ausdruck und ſeine Kunſt der Steigerung und Entwickelung ſind ausgezeichnet. Mehrere ſeiner Finale's ſind Muſter in dieſer Art. Seine Fruchtbarkeit beweiſ't, daß er mit Leichtigkeit arbeitete, wir machen von ſeinen Werken noch den Avaro, il Curioso indiscreto und i Viaggiatori felici namhaft, die zu den beſten in dieſer Gattung der komiſchen Oper gehören. Außerdem hat er mehrere meiſt von Metaſtaſio gedichtete Oratorien componirt.

Angarien (Angariae) heißen Frohndienſte der Unterthanen, wenn ſie z. B. mit Wagen, Vorſpann, Handarbeit ꝛc. ihrer Herrſchaft fröhnen müſſen. Beſonders heißen bei dem Seeweſen Angarien diejenigen Dienſte, welche Privatſchiffer dem Staate auf Befehl der Obrigkeit leiſten müſſen.

Angelica (Nonne), ſ. Barnabiten.

Angeln, ein deutſches Volk, das im jetzigen Herzogthume Magdeburg wohnte, und wahrſcheinlich in die ältern Sitze der Longobarden einrückte, als dieſe den Cheruskern die Nordhälfte ihres Landes weggenommen hatten. Da ſie ſich dem Rheine und dem römiſchen Gebiete nie näherten, finden wir ſie nicht unter ihrem Namen. Die Römer begriffen ſie unter dem allgemeinen Namen der Chauzen und Sachſen,

bis die Eroberung Britanniens ſie als ein einzelnes Volk bekannter machte. Im fünften Jahrhundert ſchloſſen ſie ſich an ihre mächtigen nördlichen Nachbarn, die Sachſen, an, und eroberten unter dem Namen der Angelſachſen das heutige England (ſ. England); ein Theil von ihnen aber blieb auf der däniſchen Halbinſel, wo ihr Andenken ſich bis jetzt erhalten hat.

Angelo (Michael) Buonarotti, geboren 1474 zu Capreſe im Florentiniſchen, geſtorben 1564 zu Rom, offenbarte ſein allſeitiges, erſtaunenswürdiges Genie zugleich in Werken der Mahlerei, Bildhauerei, Architektur und Poeſie. Domenico de Grillandajo war ſein erſter Lehrer in den zeichnenden Künſten, und er war noch nicht zwei Jahre bei ihm geweſen, als er in der von Lorenzo von Medici angelegten Kunſtſchule auch den Unterricht Bertoldo's in der Bildhauerei mit ſo gutem Erfolge genoß, daß er ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre den Kopf eines alten Satyrs, zur Bewunderung aller Kenner, in Marmor copirte. Nicht minder zog er als Mahler die Aufmerkſamkeit auf ſich, ſo daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, gemeinſchaftlich mit dem großen Leonardo da Vinci den Rathsſaal von Florenz mit hiſtoriſchen Darſtellungen zu ſchmücken. Zu dieſem Behuf entwarf er jenen berühmten Carton, der eine Scene aus dem piſaniſchen Kriege darſtellt, und von den Kennern als die trefflichſte Schöpfung Michael Angelo's geprieſen wird, wiewohl wir ihn leider nicht mehr vollſtändig beſitzen. Indeß hatte ihn Papſt Julius II. nach Rom berufen, und ihm den Auftrag gegeben, ein Grabmahl für ihn zu arbeiten. Zweimal wurde dieſe Arbeit unterbrochen, einmal durch Michael Angelo's beleidigten Stolz, dann aber durch den Neid gleichzeitiger Künſtler. Bramante und Giuliano da Sangallo beſonders waren es, die den Papſt überredeten, von Michael Angelo das Gewölbe der Sixtiniſchen Capelle mahlen zu laſſen; denn ſie wußten, daß er in Frescomahlereien ſich noch nicht verſucht hatte, und glaubten ihm dadurch eine Arbeit zuzuwenden, deren unvollkommene Ausführung ihm das Wohlwollen des Papſtes entziehen würde. Michael Angelo weigerte ſich vergebens, den Auftrag anzunehmen, und vollbrachte, ungeachtet der abgedrungenen Eilfertigkeit in zwanzig Monaten ein Werk, das von allen Kennern bewundert wurde, und von dem Fernow mit Recht urtheilt, daß hier mehr als irgendwo der Künſtler in der ganzen Größe ſeines originellen Geiſtes erſcheine. Als hierauf Michael Angelo wieder an dem Grabmahle fortarbeiten wollte, ſtarb der Papſt, und auf Leo's Befehl mußte er jetzt nach Florenz gehen, um den Bau der Façade an der St. Lorenz-Bibliothek zu übernehmen. Aber auch Leo ſtarb. Unter Adrian VI. arbeitete er einige Statuen für des Julius Grabmahl, und einen Chriſtus, der nachher zu Rom in der Kirche della Minerva aufgeſtellt ward. Clemens VII., der hierauf den päpſtlichen Stuhl beſtieg, rief Michael Angelo wieder nach Rom, und übertrug ihm die Vollendung der neuen Sakriſtei und der St. Lorenz Bibliothek zu Florenz. Stürmiſche Zeiten folgten, nach deren Verlauf er zu den früheren noch den Auftrag bekam, das jüngſte Gericht in der Sixtiniſchen Capelle zu mahlen. Ungern ging der ſechzigjährige Künſtler an ein Werk, das ſeinem Ruhme gefährlich werden konnte. Er, der von Natur zum verſchloſſenen Ernſt und Tiefſinn hinneigte, der unter allen Dichtern ſich am liebſten durch Dante's ungeheure Gemählde begeiſterte, und durch ein ununterbrochenes Studium der Anatomie den verborgenſten Mechanismus der Muskeln erforſcht hatte, beſchloß im Gefühl ſeiner Kraft, ſich einen neuen Weg für dieſe Arbeit zu bahnen, und

in dem Schrecklichen, in der Kraft der Umriſſe, in der Kühnheit der Bewegungen es allen ſeinen Vorgängern zuvorzuthun. So vollendete er 1541 ein Gemählde, das durchaus mißlungen in der Compoſition, ohne Würde im Ganzen, ohne Adel im Einzelnen, abenteuerlich im Detail, zwar nicht den Schönheitsſinn befriedigt, aber überall den großen und erfahrenen Künſtler zeigt, und mehr für den Künſtlerverſtand lehrreich, als genießbar für Gefühl und Geſchmack des Liebhabers iſt. Indem es die menſchliche Geſtalt in allen Wendungen, Lagen und Verkürzungen, und den Ausdruck des Staunens, des Schmerzes, der Verzweiflung in allen Abſtufungen darſtellt, iſt es als ein unerſchöpflicher Schatz von Studien zu betrachten. Seine letzten beträchtlichen Werke der Mahlerei waren zwei große Gemählde in der Pauliniſchen Capelle, der Fall des Paulus und die Kreuzigung des Petrus. In der Bildhauerei arbeitete er eine Kreuzabnahme Chriſti, eine Gruppe von vier Figuren, aus einem einzigen Stück Marmor, leitete überdies die Anlage der Feſtungswerke eines Theils dieſer Stadt, il Borgo genannt, und mußte noch 1546 den Bau der Peterskirche übernehmen. Er entwarf in 14 Tagen einen Plan dafür, worin er auch die Form des griechiſchen Kreuzes wählte, die Tribune und die beiden Querſchiffe der Kreuzes erweiterte, die Kuppel auf einer feſten Mauer ſtützte, und eine Vorderſeite nach dem Muſter der Vorhalle des Pantheon entwarf. Aber er erlebte die Ausführung ſeines Plans nicht, an dem nach ſeinem Tode einiges geändert wurde. Außerdem übernahm er noch den Bau des Campidoglio (Capitols), des Farneſiſchen Palaſtes und vieler anderen Gebäude. Auch ſeine architektoniſchen Gebäude zeichnen ſich durch Größe und Kühnheit aus; aber in ſeinen Verzierungen zeigt ſich oft ſeine ungeregelte, ausſchweifende Phantaſie, die das Ungewöhnliche und Neue dem Einfachen und Geſchmackvollen vorzieht. — Seine Gedichte, die er nur als Spiele der Phantaſie und Zeitvertreib in müßigen Stunden anſah, enthalten ebenfalls unverkennbare Beweiſe ſeines großen Talents. Sie ſind mehreren Sammlungen einverleibt, auch einzeln erſchienen. Seine proſaiſchen Werke (Vorleſungen, Reden, Ciçcolate, d. h. ſcherzhafte akademiſche Vorleſungen) befinden ſich in der Sammlung der Prose Fiorentine, und ſeine Briefe in Bottari's Lettere pittoriche.

Angenehm iſt ein Gegenſtand, der die Wirkſamkeit der Seele reizt; dies geſchieht entweder durch die Vorſtellungskraft oder durch die Begehrungskraft. Jene wird gereizt durch Vollkommenheit, Ordnung, Deutlichkeit, Wahrheit, Schönheit, Neuheit u. ſ. w., dieſe durch das Affectreiche, das Zärtliche, Rührende, Feierliche, Große, Wunderbare, Erhabene. Da das Angenehme, beſonders das Sinnlichangenehme von Empfindung, ſubjectiver Einrichtung, Neigungen u. ſ. w. abhängt, ſo iſt es nichts abſolut Gutes, d. h. es paßt nicht für alle Vernunftweſen; es iſt nichts Objectives, das für das Subject aller vernünftigen Weſen gelten könnte. Der Menſch, als Sinnenweſen, kann aber nicht anders, als das Angenehme begehren und das Unangenehme verabſcheuen, und es iſt ihm phyſiſche Nothwendigkeit, möglichſt die Summe des Angenehmen zu vermehren, des Unangenehmen zu vermindern. — Welcher Unterſchied zwiſchen angenehm und ſchön in der Kunſt ſei, wird unter Schön aus einander geſetzt.

Angiologie, die Adern- und Lymphgefäßlehre, ſ. Anatomie.

Anglaiſe (bei den Engländern Country-danse, woraus wir fälſchlich Contre-danſe gemacht haben) iſt ein Tanz von lebhaftem Charakter. Die Melodien dazu ſind mehr oder weniger ſchnell, wer-

den in gerade und ungerade Tactart eingekleidet, beſtehen aus zwei Wiederholungen von acht Tacten, aus kunſtloſen Verbindungen der Notenfiguren, und aus geradzähligen Abſätzen und Einſchnitten.

Anglicaniſche oder engliſche Kirche, auch (**biſchöfliche Kirche**) iſt die in England reformirte Kirchenverfaſſung, welche als einen Hauptgrundſatz annimmt, daß die Biſchöfe von Gott eingeſetzt worden, und daß die Kirche unter ihnen ſtehen müſſe. Die Päpſte übten vormals eine große Gewolt über England aus, und zogen jährlich ſehr bedeutende Summen aus dieſem Lande. Heinrich VIII. entzweite ſich, wegen ſeiner berüchtigten Eheſcheidung, mit dem päpſtlichen Stuhle, und erklärte ſich (1531) für das Haupt der engliſchen Kirche. Doch blieb er noch eifrig katholiſch, und änderte, die Oberherrſchaft des Papſtes in geiſtlichen Dingen und das Mönchsweſen ausgenommen, nur wenig in der alten Lehre ſeiner Kirche. Die Reformation fand zwar ſchon unter ihm insgeheim, und unter ſeinem Nachfolger Eduard VI. öffentlich, Beifall, aber ſie wurde erſt unter der Königin Eliſabeth (1558) völlig eingeführt. Eliſabeth gab der Kirchenverfaſſung in England die Geſtalt, die ſie noch jetzt hat, und ließ die Aufſicht über ſie den Erzbiſchöfen und Biſchöfen. Ihre Nachfolger, ob ſie gleich fortwährend das Haupt der Kirche geblieben ſind und die höchſte Gewalt über ſie ausgeübt haben, behielten doch dieſe Verfaſſung bei, weil ſie fanden, daß das königliche Anſehn dadurch beſſer, als durch die mehr republikaniſche Verfaſſung der Presbyterianer, unterſtützt werde. Jene *biſchöfliche (epiſcopale)* oder *hohe Kirche* iſt nun die in England *herrſchende*, und wird allein unter der Benennung der *anglicaniſchen (engliſchen)* Kirche verſtanden. Durch verſchiedene Gebräuche des äußern Cultus, vorzüglich aber dadurch, daß die Biſchöfe das Regiment führen, unterſcheidet ſie ſich von der *Genfer Kirche*, welcher blos *Älteſte* (griechiſch *Presbyter*) vorſtehen. Diejenigen, welche ſich in England zu der letztern bekennen, werden daher *Presbyterianer* auch *Puritaner* — weil ſie eine von den in der biſchöflichen Kirche noch beibehaltenen Gebräuchen des katholiſchen Cultus ganz *reine* Verfaſſung behaupten — genannt. Dieſer religiöſe Sectengeiſt war auch in ſeinen politiſchen Anſichten verſchieden, und verfolgte ſich gegenſeitig, ſo wie die Umſtände es geſtatteten. Aus den verſchiedenen kirchlichen Parteien gingen politiſche hervor, welche die öffentliche Ruhe in England mehr als einmal erſchüttert haben. Aus dem Schooße der Puritaner gingen die *Independenten* hervor, welche die Kirche eben ſo wenig den Älteſten als den Biſchöfen unterworfen wiſſen wollten. Durch ihre Unterſtützung bewirkte Cromwell die Revolution unter Carl I. In jenen unruhigen Zeiten entſtanden mehrere religiöſe Secten, deren mehr als zwanzig in England ſind. Nach vielen Kämpfen erhielten die Presbyterianer unter Wilhelm III. (1695) völlige Gewiſſensfreiheit durch die Act of Toleration. Seitdem iſt die *biſchöfliche* Kirche in England und Irland, und die presbyterianiſche in Schottland die herrſchende. Alle andre Secten werden geduldet und, mit Einſchluß der Presbyterianer, im Gegenſatz der Epiſcopalen, mit einem allgemeinen Namen *Nonconformiſten* oder *Diſſenters* genannt.

Angriff. Die Art des Angriffs im Kriege richtet ſich theils nach den Gegenſtänden, auf welchen er gerichtet iſt, theils nach der gegenſeitigen Streitkräften, theils nach der Beſchaffenheit des Terrains. In der Schlacht nimmt man gewöhnlich viererlei Arten des

Angriffs an. 1. Man greift mit einer Front an, die der feindlichen gleichlaufend iſt, wobei erfodert wird, daß man dem Feinde eine der ſeinigen wenigſtens gleiche Front entgegenſtellen kann; 2. man greift mit einer ſchiefen Linie an; 3. man wirft beide Flügel auf die feindlichen Flanken und hält die Mitte zurück; 4. man läßt die Mitte vorrücken und hält die Flügel zurück. Letztere Art anzugreifen iſt nur in wenigen Fällen anwendbar, denn die zurückgezogenen Schenkel der beiden vorſpringenden Winkel können der Länge nach beſtrichen werden, Schüſſe, die den einen Schenkel von vorn treffen, kommen, wenn es nicht beſondere Umſtände verhindern, dem andern in den Rücken uud dgl. m. Greift man bei einer größern oder gleichen Front nur einen Flügel an, ſo muß der müßige Theil ſich unverzüglich da beſchäftigen, wo der Feind, um den angegriffenen Theil zu verſtärken, ſich geſchwächt hat. Um einen Angriff ſicher auszuführen, müſſen zuvor die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht ſein. Zu dem Ende muß man auf Kartätſchenſchußweite anrücken, oder doch die feindliche Artillerie in die Flanke zu nehmen im Stande ſein. Geht dies nicht an, ſo muß unverzüglich der Punct, wo eingedrungen werden ſoll, angegriffen werden. — Der Angriff einer Feſtung (ſ. d. Art.) iſt ebenfalls verſchiedener Art, nämlich 1. Blokade oder Einſchließung, um den Platz auszuhungern; 2. Erſteigung mit Leitern; 3. Überrumpelung durch Liſt oder Verrätherei; 4. Überfall mit ſtürmender Hand; 5. Bombardement; 6. die förmliche und 7. die bruskirte Belagerung, indem man ſich ſogleich der Außenwerke bemächtigt oder doch auf der Contreſcarpe Poſto faßt. — Der Angriff auf eine Schanze wird, wenn er bei Tage erfolgt, mit Haubitz-Granaten eröffnet, und geſchieht mit eben ſo viel Abtheilungen, als die Schanze Seiten hat. Die zum Angriff des Eingangs beſtimmte Abtheilung muß vorzüglich mit Zimmerleuten verſehen ſein. Die vorangehenden Freiwilligen ſind nach Maßgabe der Umſtände mit Bretern, Hurden, Faſchinen, Schanzkörben oder Leitern verſehen, um damit Wolfsgruben und Gräben zu bedecken, auszufüllen oder zu überſteigen. Ihnen folgen Arbeiter mit Krampen und Schaufeln, Zimmerleute mit Äxten, Sägen und Brechſtangen, welche die etwanigen Palliſaden, ſpaniſchen Reiter oder Schleppverhaue wegſchaffen, nöthigenfalls einen Niedergang arbeiten, die Contreſcarpe abſtechen und Erde in den Graben werfen, während die Freiwilligen auf den Feind feuern. Iſt Graben und Bruſtwehr erſtiegen, ſo wird letztere nebſt der Contreſcarpe ſo abgeſtochen, daß Cavallerie und Artillerie in die Schanze ziehen können. Hinter den Freiwilligen, unter denen auch Artilleriſten ſein müſſen, um das eroberte Geſchütz entweder zu bedienen, oder nöthigenfalls zu vernageln, und hinter den Arbeitern folgen einige Colonnen ausgeſuchter Truppen mit ihren Geſchützbatterien aud einiger Cavallerie, theils den Angriff zu unterſtützen, wenn die Freiwilligen allein zu ſchwach ſind, theils die Ausfälle des Feindes zu hindern oder zu erſchweren. Bei Nacht oder mit Tagesanbruch geſchieht ein ſolcher Angriff ohne vorherige Kanonade. Kann man nur mit wenigen Truppen angreifen, ſo richtet man den Angriff nur auf einige, auch wohl nur auf eine Seite, und in dieſem Falle nähert man ſich der Schanze an den Winkeln, als den gewöhnlich ſchwächſten Theilen derſelben. — Redouten, oder abgeſonderte Verſchanzungen, werden mit ſo vielen Colonnen angegriffen, als auf einzelne Werke ein gleichzeitiger Angriff ausgeführt werden ſoll; zwiſchen jeden zwei Colonnen iſt eine Linie Infanterie. Da unſere Truppen gedeckt zwiſchen den Werken durchgehen, und den hinter denſelben ſtehenden Feind an-

greifen müſſen, ſo beſtimmt dies hinreichend, welche Werke wir vorzüglich in Beſchäftigung zu erhalten ſuchen müſſen. Hinter jeder Infanterielinie befindet ſich eine Colonne Cavallerie. Sind die angreifenden Colonnen am Rande des Grabens, ſo geht die Cavallerie durch die gedeckten Zwiſchenräume und fällt über den Feind her. Gelingt der Angriff, ſo folgen einige Battaillone Infanterie mit einer leichten Geſchützbatterie nach. Das erſte Treffen Infanterie macht 3000 Schritt vor der Verſchanzung Halt, um den Rückzug zu decken, wenn etwa der Angriff mißglücken ſollte. Die Kanonen feuern in der Weite von 600 Schritt entweder auf die Truppen hinter den Verſchanzungen, oder auf die nebenliegenden Werke, oder endlich auf die etwa herbeieilende Unterſtützung, je nachdem der eine oder der andere Fall eintritt. Wird der Feind geworfen und ein Paar Redouten erobert, ſo geht die Infanterie mit der Artillerie ebenfalls durch die Zwiſchenräume. Nimmt man auf dieſe Art die drei Flügelredouten weg, ſo hat man den Feind in die Flanke genommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als durch ein Rechtsumkehrt aus der Redoutenlinie herauszumarſchiren und ſeine Fronte zu verändern.

Angoulême (Louis Antoine de Bourbon, Duc d'), Neffe des Königs und älteſter Sohn des Grafen von Artois und Marie Thereſiens von Savoyen, wurde geboren zu Verſailles den 6. Aug. 1775. Er wanderte 1789 mit ſeinem Vater aus, länger als ein Jahr hielt er ſich bei ſeinem Großvater in Turin auf, wo er mit dem Herzog von Berry vorzüglich mit dem Studium der Artillerie Wiſſenſchaft ſich beſchäftigte. Im Auguſt 1792 ſtand er ſchon in Deutſchland an der Spitze eines Corps von Emigrirten. Die ungünſtigen Erfolge des ganzen Krieges zwangen ihn, den Schauplatz deſſelben zu verlaſſen. Er ließ ſich mit ſeinem Vater zu Edinburg nieder, kehrte jedoch nach einiger Zeit nach Blankenburg zurück, ging endlich nach Rußland und nahm ſeinen Wohnſitz in Mietau. Hier vermählte er ſich am 10. Juli 1799 mit der Prinzeſſin Marie Thereſe Charlotte de France, der einzigen Tochter ſeines unglücklichen Oheims von väterlicher Seite, Ludwigs XVI. Im Jahr 1801 verließ er Mietau und zog mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Oheim Ludwig XVIII. nach Warſchau unter königl. preußiſchen Schutz. Von hier aus erfolgte dann jene berühmte Weigerung der Bourbonen, an Buonaparte ihre Rechte auf die Krone von Frankreich abzutreten. Die Beſorgniſſe und das damalige Syſtem des Hofes von Berlin zwangen ſie zur abermaligen Auswanderung nach Rußland, wo ſie von Alexander I. die freundſchaftlichſte Aufnahme fanden. Von hier ging der Herzog mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Oheim nach England, wo Graf Artois ſich ſchon längſt niedergelaſſen hatte. Die ganze bourboniſche Familie wohnte auf dem einſamen Landgute Hartwell bei London, welches der König gekauft hatte, beiſammen. Der große Schlag, welchen die Kriege von 1812 und 13 vorbereitet hatten, geſchah endlich 1814. Die feindlichen Heere betraten Frankreichs Boden, und der Herzog von Wellington ſtand auch bereits an der weſtlichen Grenze. Der Herzog von Angoulême eilte, ſich ſeinen Landsleuten zu zeigen. Am 2. Febr. 1814 kam er im brittiſch-ſpaniſchen Hauptquartier zu St. Jean de Luz mit einigen Getreuen an und ließ ſogleich von hier aus jene berühmte Proclamation an die franzöſiſche Armee ergehen („J'arrive, je suis en France, dans cette France qui m'est si chère.") Schon hatten ſich die Bewohner von Bordeaux gegen Buonaparte erklärt, aber noch keine Mittel gefunden, das Joch völlig abzuſchütteln, aber

täglich eilten die eifrigſten Royaliſten an die Grenze, um dem Herzog ihre Dienſte anzubieten. Dieſer hielt endlich, unter dem Schutz der engliſchen Armee, am 12. März ſeinen feierlichen Einzug in Bordeaux. Feierlich verhieß der Herzog dem Maire vor den verſammelten Bürgern unter lautem Freudengeſchrei, Vergeſſenheit alles Vergangenen und Glück in der Zukunft! Drei Tage nachher erließ er jene denkwürdige Proclamation, worin er, Namens des Königs, vorzüglich Abſchaffung der Conſcription und gehäſſiger Abgaben, Ermuthigung des Handels und völlige Religionsfreiheit verſprach; aber zu gleicher Zeit Ruhe und Ordnung, ſonder allen Parteigeiſt, von den Franzoſen verlangte. Unermüdlich in ſeinem Eifer für den König, eilte er von Stadt zu Stadt, um Bürger und Soldaten zu gewinnen, und traf im Mai in Paris ein, wo er ſchon die ganze königliche Familie vereinigt fand. Er wurde zum General-Oberſten der Küraſſiere und Dragoner und zum Admiral von Frankreich ernannt. — Als vermuthlicher Thronerbe lebte er nun ruhig in Paris und erwarb ſich immer neue Liebe durch ſeine beſcheidene Milde und reine Frömmigkeit. Im Februar 1815 machte er mit ſeiner Gemahlin die ſo berühmt gewordene Reiſe in die mittäglichen Provinzen, und er wurde überall mit dem regſten Enthuſiasmus empfangen. In Bordeaux erhielt er am 9. März von Paris die Nachricht von der Landung Buonaparte's, und wurde mit der ausgedehnteſten Vollmacht zum General-lieutenant des Königreichs ernannt. Sogleich reiſ'te er ab, ſeine Gemahlin der Treue Bordeaux vertrauend, und errichtete in Toulon ein neues Gauvernement, an deſſen Spitze er den Grafen Damas, den Baron von Vitrolles ſtellte. Indeſſen hatten ſich einige Linientruppen und Nationalgarden um ihn verſammelt, mit welchen er ,ohne Widerſtand zu finden, bis gegen Montelimart vorrückte, und hier am 30. März zum erſtenmal die Napoleoniſten ſchlug, und in Folge dieſes Treffens am 1. April in Montelimart einzog. Von hier rückte er gegen Valence, um in möglichſter Schnelligkeit Lyon zu beſetzen, und damit gegen Buonaparte ein Übergewicht zu gewinnen. Bei Loriol, auf den Höhen von Livron und an der Brücke über die Drome ſchlug er zum zweitenmale die Inſurgenten. Am 6. April wurde er bei St. Jaques angegriffen, bis gegen Valence zurückgedrängt, und von ſeinen Truppen verlaſſen. Bordeaux und Truloufe fielen ab, er ſelbſt wurde bei Port St. Esprit angehalten und ſechs Tage gefangen geſetzt, endlich freigegeben und mit ſeinen Getreuen auf das ſchwediſche Fahrzeug Scandinavia zu Cette eingeſchifft. Er ſtieg zu Barcelona ans Land und begab ſich nach Madrid, wo ihn Ferdinand VII. aufs ehrenvollſte empfing. Bald näherte er ſich wieder der franzöſiſchen Grenze, um neue Mittel gegen Buonaparte in Bewegung zu ſetzen In Puycerda erfuhr er am 10. Juli, daß ſich Marſeille gegen Buonaparte empört hatte. Er ſchrieb ſogleich an die königliche Comité in dieſer Stadt und ernannte den General Vicomte de Bruges bis zur Ankunft des General-Lieutenants, Marquis de Riviere, proviſoriſch zum Gouverneur. Während deß hatte er ſelbſt alle nach Spanien geflüchteten Franzoſen an der Grenze in ein Corps verſammelt, und wollte damit eben die Grenze überſchreiten, als die Ereigniſſe in den Niederlanden Ludwig XVIII. die Thore der Hauptſtadt wieder öffneten. Sogleich eilte der Herzog nach Bordeaux und nach Toulouſe, wo er das königliche Gouvernement wieder herſtellte und in kurzer Zeit viele Bataillone königlicher Freiwilligen errichtete, welche zu vierjährigen Dienſten ſich verbindlich machten und für ihn die Feſtungen in den

Pyrenäen, in den Alpen und an den Küſten beſetzten. Er beſetzte die Präfecturen und Tribunale mit Königlichgeſinnten. Nach ſeiner Zurückkunft nach Paris wurde er zum Präſidenten des Wahlcollegiums des Girondedepartements ernannt, und reiſ'te daher mit ſeiner Gemahlin am 15. Aug. nach Bordeaux ab, wo er die Sitzungen des Wahlcollegiums mit einer kräftigen Rede des Dankes und der Aufmunterung eröffnete, und das Vergnügen genoß, die Wahlen nach Wunſch ausgefallen zu ſehen. Am 12. Oct. wurde er zum Präſidenten des 5. Bureau der Chambre des Pairs ernannt, erſchien aber eben ſo ſelten, wie die übrigen Prinzen vom Hauſe in ihrer Mitte. Politiſche Zänkereien und vielleicht mehr der ſtürmiſche Sectengeiſt zwiſchen Katholiken und Proteſtanten, nöthigten den König bald, dieſen Prinzen wieder in die mittäglichen Provinzen zu ſenden, wo nach einigen Ausbrüchen des Parteigeiſtes die Ruhe wieder hergeſtellt ward. Bei der darauf am franzöſiſchen Hofe eingetretenen Spannung, hervorgegangen aus den getheilten Anſichten, die der König einerſeits, und die Prinzen des Hauſes andererſeits über den Zuſtand Frankreichs und die zu ergreifenden Maßregeln hegten, richteten die Parteianführer oft den Blick nach ihm. Die ſpäter erfolgte Ausſöhnung zwiſchen dem König und dem Prinzen ſcheint endlich dieſen Zwiſt beendigt zu haben.

Angulême (Marie Thereſe Charlotte, Madame, Royale Fille de France, Ducheſſe d'), Tochter Ludwigs XVI., wurde den 19. Dec. 1778 zu Verſailles geboren. Frühe ſchon entwickelte ſich in ihr ein ſcharfer durchdringender Verſtand, ein kräftig energiſcher Wille, Hang zur geiſtigen Bildung und die zarteſte Empfindung für das Unglück anderer. Kaiſer Paul I., welcher als Comte du Nord Frankreich bereiſ't hatte, nahm beim Abſchied die vierjährige Prinzeſſin zärtlich in ſeine Arme und küßte ſie mit den Worten: Leben ſie wohl, ich werde Sie nicht wieder ſehen! Herr Graf, erwiederte das Kind, ich werde zu Ihnen kommen! Wer hätte damals den Einfall des kindlichen Gemüths für eine ſo traurig in Erfüllung gehende Prophezeiung gehalten? — Die Revolution brach mit allen ihren Schrecken herein, und die ganze königliche Familie wurde in einen der Thürme des Temple eingeſperrt. Endlich wurde ſie im December 1795 gegen die Deputirten, welche Dumouriez den Öſterreichern in die Hände geſpielt hatte, ausgewechſelt und nach Wien geführt. Während ihres Aufenthalts in der Kaiſerſtadt hatte Ludwig XVIII. beſchloſſen, ſie mit dem Herzog von Angouleme zu vermählen. Ihre Vermählung wurde in Mietau gefeiert. Der Kaiſer von Rußland unterzeichnete den Vertrag, und hinterlegte ein Exemplar in dem Archiv ſeines Senates. Der politiſche Zuſtand Rußlands nöthigte ſämmtliche Bourbonen im Januar 1802, dies Reich zu verlaſſen und ſich nach Warſchau zu flüchten. Hier lebten ſie ziemlich ruhige aber freudenleere Tage, bis gegen das Ende des Jahres 1806, wo die Siege Buonaparte's ſie nöthigten, nach England zu flüchten. Von ihrem ſtillen Sitze zu Hartwell rief ſie zum erſtenmale die Einladung des Prinzen Regenten am 4. Juni 1811 nach London an den Hof, zur Geburtsfeier George III., wo ſie von dem ganzen Hofe mit der lebendigſten Theilnahme ausgezeichnet wurde. Der April 1814 brachte ihr endlich die frohe Kunde von dem Sturz des Kaiſers und von der Wiedererhebung der Bourbonen auf den Thron von Frankreich, und ſchon am 4. Mai hielt ſie mit dem König ihren Einzug in Paris. Bei der Zurückkehr Napoleons nach Frankreich befand ſie ſich mit ihrem Gemahl gerade in Bordeaux. Alle ihre Bemühungen, dieſe Stadt dem

König zu erhalten, waren vergebens, ſie ſchiffte ſich nach England ein, gieng nach Gent und kehrte von da, nach der neuen Veränderung der Dinge, nach Paris zurück.

Anhalt. Das Herzogthum Anhalt iſt, wie faſt alle deutſche Staaten, aus mehreren kleinen Ländern zuſammengeſetzt. Die urſprüngliche Beſitzung des herzoglichen Hauſes war Ballenſtädt und die dazu gehörige Gegend, deren Beſitzer Graf Eſico durch ſeine Mutter Hilda, die aus dem Geſchlechte der öſtlichen Markgrafen entſproſſen war, 1031 deren beträchtliche Allodien zwiſchen Elbe und Saale erbte und ſeinem Sohne Albrecht hinterließ, deſſen jüngerer Sohn, Otto, die anhaltiſchen Stammgüter überkam. Dieſer Otto heirathete die jüngere Tochter des Herzogs Magnus von Sachſen, Eilike, mit ihr die Anſprüche auf das Herzogthum Sachſen, das er jedoch gegen die Guelf Eſten nicht behaupten konnte, und nannte ſich zuerſt Graf von Askanien und Aſchersleben. Sein Sohn war der berühmte Albrecht der Bär, der die Lauſitz und die Mark Soltwedel erhielt 1134, und durch glückliche Kriege mit den Wenden ſelbige mit der Mittelmark vermehrte, und der erſte Markgraf von Brandenburg wurde. Er erwarb dazu noch Orlamünde, Plötzkau und beträchtliche Güter in Thüringen. Von ſeinen ſieben Söhnen erhielt Otto die Mark Brandenburg, Hermann die Grafſchaft Orlamünde und Bernhard die anhaltiſchen Allodien mit Plötzkau und den thüringiſchen Gütern. Der Stamm der beiden erſtern ſtarb aus, aber Bernhard wurde der nähere Stammvater der jetzigen Herzoge von Anhalt und 1180, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, Herzog von Sachſen, welches er auf ſeinen zweiten Sohn Albrecht, das Anhaltiſche aber auf den ältern Heinrich vererbte. Dieſer Heinrich führte zuerſt den Titel Fürſt von Anhalt, und hinterließ 3 Söhne: Heinrich den Fetten, welcher Aſchersleben, den Harz und die thüringiſchen Güter für ſich nahm, und die aſcherslebenſche bis 1316 blühende Linie ſtiftete; Bernhard, welcher Ballenſtädt, Bernburg und einige der thüringiſchen Güter überkam und der Stifter der alten Bernburger bis 1468 blühenden Linie wurde, und Siegfried, welcher in der Theilung Deſſau, Köthen, Koswigk und Roslau überkam. Die von dieſem letztern geſtiftete Linie brachte 1307 die Herrſchaft Zerbſt und 1370 die Grafſchaft Lindau an ſich, und theilte ſich 1396 abermals in zwei Zweige: Zerbſt, welcher 1526 erloſch, und Deſſau, in welchem der Stamm fortblühete. Joachim I. aus dieſer Linie bekam die ſämmtlichen anhaltiſchen Länder, ſo viel davon noch übrig waren, wieder zuſammen, vereinigte ſie in ein Ganzes und legte dadurch den Grund zu der nachherigen Verfaſſung dieſer Länder. Er ſtarb 1586 und hinterließ fünf Söhne, von welchen vier ſich in das väterliche Erbe dergeſtalt theilten, daß der ältere Johann Georg, Deſſau; der zweite, Chriſtian, Bernburg; der vierte, Rudolph, Zerbſt, und der fünfte, Ludwig, Köthen erhielt, der dritte, Auguſt, wurde mit Gelde abgefunden, doch behielt ſich derſelbe vor, daß bei dem Abgange einer der vier Linien, er oder ſeine Nachkommen in deren Antheile folgen ſollten. Dies letztere geſchah 1665, wo deſſen Söhne den damals erledigten köthenſchen Antheil erhielten. Auf ſolche Art blüheten bis auf die neueſte Zeit in dem Hauſe Anhalt vier fürſtliche Linien, bis 1793 die zerbſter mit dem Fürſten Friedrich Auguſt ausſtarb, worauf deren Antheil bis auf die Allodialherrſchaft Jever unter die drei Linien Deſſau, Bernburg und Köthen vertheilt wurde. Dieſe drei Linien beſtehen noch jetzt, und haben ſich durch das eingeführte Erſtgeburtsrecht vor weitern Theilungen bewahrt, ſo daß die

nachgebornen Prinzen mit einer Apanage abgefunden werden. Die der Nebenlinie Anhalt-Bernburg-Schaumburg unter bernburgſcher Landeshoheit überlaſſenen 4 Ämter Hoym, Zeitz, Belleben und Froſe ſind nach deren Erlöſchen im Mannsſtamm an die Linie Bernburg zurückgefallen, und die Linie Anhalt-Pleß iſt von Deſſau blos apanagirt. Übrigens iſt das Haus gegenwärtig dem deutſchen Bunde beigetreten und hat mit Oldenburg und Schwarzburg gemeinſchaftlich die 15. Stimme in der Bundesverſammlung erhalten, im Plenum aber führt jedes der 3 Häuſer eine beſondre Stimme. Jedes derſelben hat in ſeinem Antheile die Landeshoheit, doch ſtehen alle drei in einer Geſammtung, nach welcher nicht allein jeder Linie die Erbfolge in den Antheilen der übrigen vorbehalten iſt, ſondern auch die landſtändiſche Verfaſſung und das davon abhängende Credit- und Schuldenweſen von dem Geſammthauſe abhängig iſt, und unter der Oberdirection des jedesmaligen Seniors des Hauſes, welches jetzt der Herzog von Bernburg iſt, ſteht. Das Haus hat ſeit 1806 den herzoglichen Titel angenommen, führt einen gemeinſchaftlichen Titel und Wappen, und iſt der reformirten Religion zugethan, wozu ſich auch der größere Theil des Landes bekennt; doch finden ſich unter den Einwohnern auch viele Lutheraner und einige Juden. — Die Länder des Hauſes Anhalt liegen größtentheils zwiſchen dem Harze und der Elbe und ſind von der preußiſchen Provinz Sachſen eingeſchloſſen: fruchtbare Länder mit wohlhabenden Bewohnern, die theils vom Ackerbau und der Viehzucht, im Bernburgſchen aber auch vom Bergbau ſich nähren, und nur unbedeutende Manufacturen unterhalten. Sie umfaſſen zuſammen ein Areal von 48 Q. Meilen mit 117,200 Einwohnern.

Ankarſtröm (Johann Jacob, der Mörder Guſtavs III., war anfangs Page am königl. ſchwediſchen Hofe, dann Unteroffizier beim Leibregiment, in der Folge aber Fähndrich bei der Leibgarde. Sein Vater war Oberſtlieutenant und Ritter vom Schwertorden. Er hatte einen leidenſchaftlichen und düſtern Charakter, und bewies ein ſtetes Mißvergnügen mit den Maßregeln des Königs Guſtav III., zumal als dieſer die Macht des Senats und der ſchwediſchen Großen einſchränkte, um die königliche Gewalt mit mehr Nachdruck ausüben zu können. Hiermit vereinigte ſich noch ein Privathaß, der durch einen verlornen Prozeß erregt worden war. Im J. 1783 erhielt er ſeinen Abſchied, heirathete, zog aufs Land, kam aber 1790 wieder nach Stockholm. Er vereinigte ſich hier mit mehreren vom Adel, namentlich mit den Grafen Horn und Ribbing, den Freiherren Bielke und Pechlin, dem Oberſtlieutenant Liljehorn, u. A. und ſie beſchloſſen in ihren geheimen Zuſammenkünften den Tod des Königs. Ankarſtröm bat, ihm die Ausführung zu überlaſſen, allein Ribbing und Horn ſtritten mit ihm darum; ſie loſ'ten und das Loos entſchied für Ankarſtröm. Eben hatte der König einen Reichstag in Gefle zuſammenberufen (1792) und die Verſchwornen gingen dahin. Hier fand ſich jedoch keine Gelegenheit, ihren Plan auszuführen. Die Beſchlüſſe des Reichstags erbitterten ſie nur noch mehr. Der König kam nach Stockholm zurück; man wußte, daß er den 15. März die Maskerade beſuchen würde. Hier beſchloß man, ihn zu ermorden. Damit man ſich nicht in der Perſon irren möchte, rief Graf Horn den König an: guten Tag, ſchöne Maske. Sogleich ſchoß Ankarſtröm auf den König, der an der Seite des Grafen von Eſſen über den Saal ging (vergl. Guſtav III.), warf die Gewehre weg und verlor ſich unter der Menge. Dieſe Waffen aber wurden ſeine Verräther, er ward

feſtgeſetzt, geſtand ſein Vergehen, weigerte ſich jedoch ſtandhaft, die Mitverſchwornen zu verrathen. Es wurde daher ihm der Prozeß gemacht, und am 29. April 1792 das Todesurtheil ausgeſprochen. Er wurde mehrere Tage mit Ruthen gepeitſcht, und auf einem Karren aufs Schaffot gezogen. Überall bewies er die größte Ruhe, rühmte ſich ſeines Verbrechens, und endigte ſein Leben 31 Jahre alt. Die Grafen Horn, Ribbing und der Oberſt Liljehorn wurden für immer des Landes verwieſen; er allein verlor das Leben.

Anker ſind a) in der Baukunſt mancherlei Arten gekrümmter Klammern und Haken, womit man beim Bauen Steine, Holz, Balken, Säulen, Wände ꝛc. feſter vereinigt. Nach dem verſchiedenen Gebrauche nehmen ſie auch verſchiedene Namen und Geſtalten an, indem ſie bald als ein S, X, Y oder T und noch anders gebildet ſind. b) In der Schifffahrt iſt es das Werkzeug, welches beſtimmt iſt, das Schiff auf den Flüſſen, auf der See oder im Hafen feſtzuhalten. Sie ſind von ſo verſchiedener Größe, daß ihr Gewicht von 25 bis 6000 Pfund anſteigt, und nach ihrer mannichfaltigen Beſtimmung und ihrem Gebrauch erhalten ſie auch verſchiedene Namen. Der Schiffsanker iſt eigentlich eine große eiſerne Stange oder Ruthe, welche unten zwei auch wohl vier gekrümmte und zugeſpitzte Arme erhält. Wenn der Anker ausgeworfen, d. h. in dem Fluß oder der See bis auf den Grund gefallen iſt, ſo faßt ein Arm mit ſeiner Schaufel den Fluß- oder Meeresgrund, und hält das Schiff feſt, daß es auf derſelben Stelle liegen bleibt. Soll das Schiff weiter ſegeln, ſo lichtet oder hebt man den Anker vermittelſt des Bratſpießes auf aus dem Grunde des Fluſſes oder Meeres, und zieht oder windet ihn wieder in das Schiff. X.

Anlage bedeutet in der Technik der ſchönen Künſte den Entwurf, welcher vor der Ausführung eines Kunſtwerks gemacht wird, und in welchem alle weſentliche Theile deſſelben angegeben ſind. Wollte ein Künſtler ohne einen ſolchen Entwurf ſogleich zur Ausführung ſchreiten, ſo liefe er Gefahr, ein Werk zu liefern, das weder Einheit hätte, noch ein ſchönes Ganzes ausmachte. — In der Pſychologie nennen wir Anlage einen gewiſſen Grad angeborner Fähigkeiten zum Guten oder Böſen. Sind es Fähigkeiten zur Erlernung und Ausübung einer Kunſt, ſo bedeutet das Wort Anlage ſo viel als Talent, häufig auch einen nur geringern Grad deſſelben.

Anleihen nennt man diejenigen Schulden, welche Regierungen und Staaten in Nothfällen machen, die keinen Schatz geſammelt haben, und doch beim Ausbruche eines Kriegs, oder bei der erzwungenen Theilnahme an demſelben, die Armeen und Flotten in ſchlagfertigen Stand ſetzen, und Armeen, Flotten und Feſtungen mit Waffen, Pferden, Ammunition und Lebensmitteln verſorgen ſollen. Dieſe Anleihen kann der Staat auf eine ſiebenfache Art machen. Die älteſte und natürlichſte Art, beträchtliche Summen zu borgen, iſt 1. die Verpfändung der Domänen, Herrſchaften, ganzer Provinzen und Länder, der Juwelen und Kronen. Die zur Sicherheit der Gläubiger verſchriebenen Länder und Leute gingen oft als Unterpfand vom Vater auf den Sohn und Enkel über. Der Pfandinhaber betrachtete ſich als Eigenthümer, verfuhr als Eigenthümer und auch das Publicum ſah ihn als Eigenthümer an. So verloren die Kronen manche Domäne, manche Provinz und manche Juwele. 2. Der Staat kann, wie der Privatmann und Kaufmann, borgen, indem er die ihm geleiſteten Dienſte, und die ihm gelieferten Waaren entweder

mit ausgeſtellten Zetteln, Papier, Bons, Scheinen mit und ohne Zinſenbetrag und Zeitbeſtimmung der Wiederbezahlung, dem Borger bezahlt, oder er läßt alle erhaltene Dienſte und Sachen in Rechnung ſtellen, wie der Kaufmann, wo alsdann der Zahlungstermin unbeſtimmt bleibt. Auf die erſtere Art borgt Englands Finanzminiſter durch die Schatzkammerſcheine ungeheure Summen, die noch obendrein ohne vorgängige Bewilligung des Parlaments geborgt werden können. 3. Wird geborgt durch freiwillige Anleihen und Gewährleiſtung der Landſtände auf beſtimmte Zeiten nach dem gewöhnlichen oder nach höherem Zinsfuße, und Angabe der Fonds, woraus Intereſſen und Capital wieder bezahlt werden ſollen. 4. Durch gezwungene Anleihen, wenn die Regierung wenig oder gar keinen Credit mehr hat; von Zinſen iſt hier ſelten die Rede; und die Wiederbezahlung des Darlehns iſt noch ſeltener. 5. Durch Anticipiren oder Verpfänden der Staatseinkünfte auf ein und mehrere Jahre, nach welchen durch den oder jenen Zweig der öffentlichen Einkünfte die Bezahlung des Capitals und der Zinſen erfolgen ſoll. In dieſem Falle zahlen die Gläubiger den Ertrag der verpfändeten Einkünfte im voraus. 6. Durch Fundirung oder Verpfändung der Einkünfte auf immer; eine Methode, von der die alte Welt auch nicht einmal eine Idee hatte. Bei derſelben verpflichtet ſich der Staat entweder auf beſtändige Zeiten zur Bezahlung der gewöhnlichen Zinſen, oder zur Bezahlung einer den Zinſen gleichkommenden Annuität (ſ. d. A.). Borgt der Staat hingegen auf Einkünfte gegen Zinſen, die nur während einer beſtimmten Reihe von Jahren bezahlt werden ſollen, ſo muß er höhere Zinſen zahlen. Der beſtimmte Termin aber kann auf eine Anzahl von Jahren oder auf die Lebenszeit eines Menſchen gehen. Im erſtern Falle heißen die Zinszahlungen Zeitrenten, im letztern aber Leibrenten und Tontinen (ſ. d. Art.). Die aus Anleihen entſtehenden Staatsſchulden gehören zwar, nach den kunſtvollen Beweiſen von Pinto (Essay on Credit p. 9.), Hope (Letter on Credit p. 19.), Champion Reflexions on the national debt. II. 24. etc.) zum Nationalreichthum, aber ſie werden nie den Nationalreichthum vermehren, ſ. Montesquieu Esprit de Loix XXII. p. 17., wenn gleich die Geſchichte Völker nennt, deren Nationalreichthum mit ihren Schulden ſich vermehrte; ſo wie ſie auch Völker in Menge aufführt, deren Wohlſtand abnahm, ſo wie ihre Schulden ſtiegen. 7. Endlich borgt der Staat oder macht Anleihen durch Verfertigung und Ausgebung des Papiergeldes. (S. Staatspapiere.) X.

Anmuth, ſ. Grazie.

Anna, der letzte Zweig des unglücklichen Hauſes Stuart auf dem großbritanniſchen Throne. Ungeachtet ihrer nur mäßigen Geiſtesgaben war ihre Regierung reich an großen Ereigniſſen, und ungeachtet ihrer ungemeinen Herzensgüte wurde ſie von den Ereigniſſen hingeriſſen, ihre Familie, deren Wiedereinſetzung ſie wünſchte, zu verbannen. Sie war zu Twickenham bei London 1664 geboren. Ihr Oheim, Carl II., hatte ſeit vier Jahren den blutigen Thron Carls I. wieder beſtiegen; ſie aber war die zweite Tochter erſter Ehe Jacobs I., damaligen Herzogs von York, mit Anna Hyde, Tochter des berühmten Clarendon. Ihr Vater war damals noch nicht zur römiſchen Kirche zurückgekehrt, und ſo wurde Anna nach den Grundſätzen der anglicaniſchen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, Bruder König Chriſtians V. von Dänemark, vermählt. Als im J.

1688 die Partei, welche den Prinzen von Oranien auffoderte, ſeinen Schwiegervater zu entthronen, die Oberhand behielt, hätte Anna, die Lieblingstochter Jacobs II., es gern vorgezogen, bei ihrem Vater bleiben zu können. Aber ſie wurde von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, gewiſſermaßen gezwungen, der Partei des Siegers beizutreten, und beſtieg, nachdem 1694 ihre Schweſter Maria und 1702 auch deren Gemahl Wilhelm III. kinderlos verſtorben waren, auch ſie ſelbſt ſchon 1699 ihren einzigen Sohn, den jungen Herzog von Gloceſter, durch den Tod verloren hatte, den engliſchen Thron, und wurde als Königin von Marlborough und deſſen Gemahlin beherrſcht. Alle Parteien ſchienen zu wetteifern, welche die neue Regentin am herzlichſten empfangen könnte. Die Tories waren zufrieden, das Scepter in den Händen einer Tochter Jacobs II. zu wiſſen, und hofften, das alte Fürſtenhaus bald in der männlichen Linie zurückgerufen zu ſehen. Die Whigs freuten ſich wenigſtens, die Königin, treu der Tripelalliance, ſich der Herrſchſucht Ludwigs XIV. entgegenſtellen zu ſehen, um die Freiheit Europa's zu vertheidigen, und die Vereinigung der franzöſiſchen und ſpaniſchen Krone in einem Hauſe zu verhindern. So nahm ſie Antheil an dem ſpaniſchen Succeſſionskriege, in welchem England Gibraltar eroberte, die einzige wichtige Acquiſition dieſes elfjährigen Kriegs. Ferner wurden unter Anna's Regierung England und Schottland unter dem Namen Großbritannien mit einander vereinigt, und, ſo gern auch die Königin ihrem Bruder Jacob III. den Thron zugeſichert hätte, die Nachfolge dem Hauſe Hannover beſtimmt. Jacob verſuchte vergebens eine Landung in Schottland; die gute Königin Anna unterzeichnete eine Bekanntmachung, worin ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt wurde. Von 17 Kindern, die ſie geboren hatte, war keines am Leben geblieben, und als eine Wittwe von 44 Jahren gab ſie den Bitten der Parlamenter, eine neue Heirath zu ſchließen, kein Gehör, vielleicht um der Wiedereinſetzung ihrer Familie kein neues Hinderniß in den Weg zu legen. Sie dachte jetzt nur darauf, die ganze Staatsgewalt in die Hände der Tories zu legen, welche die Stimmung aller drei Königreiche für ſich hatten. Die Herzogin von Marlborough verlor ihren Einfluß, Godolphin, Sunderland, Sommers, Devonſhire, Walpole, Camper wurden durch Harley (nachmals Grafen von Oxford), Bolingbroke, Rocheſter, Buckingham, Georg Granville und Simon Harcourt erſetzt, und das Parlament aufgelöſ't. Man beſchloß den Frieden. Marlborough ward angeklagt, entſetzt und verwieſen. Indeß ſcheint Anna, ungeachtet der Schritte, welche ſie öffentlich gegen ihren Bruder that, die Hoffnung, ihm die Nachfolge zu ſichern, nicht aufgegeben zu haben; aber die unverſöhnliche Feindſchaft Oxfords und Bolingbroke's, von denen erſterer den letztern anklagte, daß er den Prätendenten begünſtige, wurde ihr zu einem unüberſteiglichen Hinderniß. Bekümmert, ihren geheimen Wunſch nicht erfüllt zu ſehen, verfiel ſie in einen Zuſtand der Schwäche und Lethargie und ſtarb den 20. Juli 1714. Die Worte: „O mein theurer Bruder, wie beklage ich dich!" welche ſie auf dem Sterbebette ausſprach, enthüllten das Geheimniß ihres ganzen Lebens. Die Regierung Anna's war übrigens nicht nur durch große Waffenthaten ausgezeichnet, ſondern auch das goldene Zeitalter der Literatur.

Anna Iwanowna, Kaiſerin von Rußland, geboren 1693. Sie war die Tochter Iwans, ältern Bruders von Peter dem Großen, vermählte ſich mit dem Herzog von Curland, ward Wittwe von demſelben, und beſtieg 1730 den Thron der Czaaren vermittelſt einer

Intrigue, die einer Erwähnung verdient. Peter II., des unglücklichen Alexis Sohn, war in ſeinem ſechzehnten Jahre geſtorben; die jungen Prinzen Iwan und Baſil Dolgorucky hatten unter der Leitung des alten Kanzlers Oſtermann die Regierung geführt. Da dieſer ſich ſchmeichelte, unter einer Fürſtin, der er den erſten Unterricht im Leſen gegeben hatte, ſein Anſehen zu behalten, bediente er ſich ſeines ganzen Einfluſſes, um den Senat und die in Moskau verſammelten Großen zu beſtimmen, die Krone der Herzogin von Curland zu übergeben. So wurde Anna den beiden Töchtern Peters des Großen vorgezogen, und der Fürſt Baſil Dolgorucky beauftragt, ihr die Wahl der Nation bekannt zu machen. Als er bei ihr eintrat, fand er einen ſchlecht gekleideten Mann im Zimmer, dem er ein Zeichen gab, ſich zu entfernen. Dieſer aber war nicht eben geneigt zu gehorchen, und als Dolgorucky ihn bei dem Arm nahm, um ihn zur Thür zu führen, hinderte ihn Anna. Nur zu bald lernten die Dolgorucky dieſen Mann kennen; es war Ernſt Johann von Biron, der bald im Schutze ſeiner Gebieterin Rußland beherrſchte. Anna, die anfangs verſprochen hatte, ihren Günſtling zu entfernen und die unumſchränkte Gewalt der Czaaren zu modificiren, war kaum auf den Thron geſtiegen, als ſie beides zu erfüllen verweigerte und ſich als Selbſtherrſcherin aller Reußen ankündigte. Biron ſetzte jetzt ſeiner Wuth und Ehrſucht keine Grenzen. Die Dolgorucky wurden die erſten Opfer derſelben. Sie wurden theils hingerichtet, theils verwieſen. Gleiches Schickſal hatten ihre Freunde. Gegen 12,000 Menſchen ſtarben auf dem Blutgerüſt und über 20,000 wurden in die Wüſteneien Sibiriens verbannt. Mehrmals ſoll die Kaiſerin ſich ihm zu Füßen geworfen und vergebens Thränen und Bitten angewendet haben, um ihn zu beſänftigen. Ungeachtet des Widerſtands des Adels, der wenige Jahre zuvor ihn nicht als bloßen Edelmann hatte anerkennen wollen, war er auf den Willen der Kaiſerin zum Herzog von Curland ernannt worden. Indeß muß man auch geſtehen, daß Biron, bei aller Tyrannei im Innern, die Macht Rußlands nach außen erweiterte und ihr Achtung verſchaffte. Anna ernannte ihn ſterbend zum Regenten während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan (von Braunſchweig); aber der letzte Wille dieſer ſchwachen Fürſtin ward nicht vollzogen. Sie ſtarb 1740.

Annaberg, eine der wichtigſten Manufacturſtädte, doch minder wichtige Bergſtadt des ſächſiſchen Erzgebirges, im Bezirke des Wolkenſteiner Amtes. Sie iſt eine von den mittlern Städten, führt auch unter dieſer auf den Landtagen im weiteren Ausſchuſſe den Vorſitz, und enthält in 610 Häuſern etwa 5000 Einwohner. Als ſeit dem J. 1492 der Bergbau in dieſer Gegend, beſonders am Schrecken- und Schottenberge — von welcher Periode ſich die bekannten Schreckenberger oder Mühlſteine herſchreiben — außerordentlich ergiebig wurde, ſo daß man die Anlegung einer neuen Stadt für nöthig hielt, um der ſtets anwachſenden, vom leichten Erwerb großer Reichthümer gelockten Menſchenmenge Unterkommen zu verſchaffen, wurde am 21. Sept. 1496 im Namen des Herzogs Albert der Grundſtein dieſer neuen Stadt gelegt, welche in wenig Jahren durch den mächtigen Hebel des reichen Bergbaues vollendet da ſtand. Anfänglich war ihre Verfaſſung, ſo wie die Mehrheit ihrer Einwohner, bergmänniſch. Späterhin, als der Bergbau wieder ſank, und Barbara Uttmannin das Spitzenklöppeln erfand, wenigſtens einheimiſch machte, trat Induſtrie an die Stelle des Bergbaues; doch wird noch jetzt Silber, Zinn und Kobalt gewonnen; auch iſt in der Nähe ein guter Marmorbruch. Als Alba's Ty-

rannei die proteſtantiſchen Belgier vertrieb, wanderten von daher viele Poſamentirer in den hieſigen Gegenden ein, und die Spitzen-Manufactur erhielt eine Schweſter in den jetzt ſo bedeutenden Bandfabriken. Die Artikel derſelben ſind: weißzwirnene und ſchwarzſeidene Spitzen, verſchiedene Sorten Gorl- und Schmelzſpitzen, Bänder in den verſchiedenſten Gattungen, mehrere Sorten Franzen, Kleiderbeſetzungen und noch andere Poſamentier-Arbeiten mehr. Die Anzahl der Poſamentirer beläuft ſich blos für Annaberg auf 400 Meiſter, 100 Geſellen und 200 Lehrlinge in runden Zahlen.

Annaten, ein Jahr ordentlicher Einkünfte, welche dem Papſte von einer geiſtlichen Pfründe bei Ertheilung der Bulle gegeben werden.

Annomination iſt eine muſikaliſche Redefigur mit Hinſicht auf Bedeutung, welche in einer Wiederholung, wenn nicht derſelben Wörter, doch von Wörtern deſſelben Stammes, beſteht, und welche ſich nach Bernhardi zur ſüßen Zierlichkeit und lieblichen Tändelei neigt. So bei Klopſtock:

Laß, den meine Seele geliebt hat,
Den ich liebe, mit viel mehr Liebe, wie Liebe der Brüder.

Oder bei Tieck:

Wenn ich ſtill die Augen ſenke
Auf die abendliche Stille,
Und nur denke, daß ich denke,
Will nicht ruhen mir der Wille,
Bis ich ſie in Ruhe ſenke.

Annuitäten ſind eine Art Leibrenten, dergleichen gegen vorgeſchoſſene Gelder von der engl. Bank gezogen werden. (S. Fonds.)

Annunciaden heißen die Nonnen des geiſtlichen Ordens von der Verkündigung (Annunciatio) der Jungfrau Maria, welche zum zweiten Orden des heil. Franciscus gehören; vergl. d. Art. Franciscaner. Von dieſem Orden unterſcheidet ſich der ebenfalls weibliche Orden der himmliſchen Annunciaden, welche weiße Kleidung mit himmelblauem Scapulier und Mantel tragen und ein ſehr ſtrenges, blos der Andacht gewidmetes Leben führen. Dieſer Orden entſtand 1605 zu Genua und hatte es im 18. Jahrh. bis auf 50 Klöſter in Italien, Frankreich und Deutſchland gebracht. E.

Anodyna (aus dem griechiſchen ὀδύνη, der Schmerz und dem beraubenden α), ſchmerzſtillende Mittel. Dieſe allgemeine Benennung enthält eigentlich eine große Mannichfaltigkeit von Mitteln in ſich, denn da der Schmerz von ſo verſchiedenen Urſachen entſtehen kann, ſo müſſen natürlich auch die Mittel dagegen verſchieden ſein. So kann z. B. ein Schmerz von Entzündung herrühren, und kühlende Mittel, laue feuchte Aufſchläge ſind hier ſchmerzſtillend. Selbſt Aderlaß, Abführungsmittel können hier ſchmerzſtillend wirken. Ein andermal ſind es erhitzende Mittel, z. B. bei Nervenſchwäche und Krämpfen. In dieſer Rückſicht gehört auch der Liquor anodynus Hoffmanni, obgleich nur uneigentlich, unter die ſchmerzſtillenden Mittel. Im engern Sinne verſtand man ſonſt unter den Anodynis ſolche Mittel, welche durch ihre unmittelbare Wirkung auf das Nervenſyſtem, indem ſie nämlich die Empfindlichkeit deſſelben verminderten, die Empfänglichkeit für den ſchmerzhaften Eindruck zu verringern vermögen. In den älteſten Zeiten, als die Arzneimittellehre durch die Bemühungen verſchiedener Fürſten ſelbſt bereichert, und vorzüglich die Lehre von den Giften und Gegengiften mehr als irgend ein anderer Theil der Heilkunſt

bearbeitet wurde, beobachtete man auch die ſchmerzſtillende Eigenſchaft vieler hierher gehörigen Arzneikörper näher, und machte daher auch eine eigene Claſſe aus dieſen Mitteln. Weil man an dem ſchon in den älteſten Zeiten gebräuchlichen Mohnſaft dieſe Eigenſchaft, für den Schmerz unempfindlich zu machen, in vorzüglichem Grade bemerkte, ſo gab man ihm nicht nur den erſten Platz in dieſer Abtheilung der Mittel, ſondern man belegte vorzugsweiſe alle Miſchungen, worin das Opium ſich befand, mit dem Namen eines Anodynums. H.

Anomalie heißt die Abweichung von der Regel. Das Abweichende heißt Anomalon, anomaliſch. Man gebraucht dieſen Ausdruck in der angegebnen Bedeutung in der Grammatik; ferner in der Aſtronomie, um den von der ungleichen Geſchwindigkeit der Planeten abhängigen Abſtand derſelben in ihrer Bahn vom Puncte der Sonnenfernen zu bezeichnen.

Anordnung iſt im Allgemeinen die jedem Werke der ſchönen Kunſt nothwendige regelmäßige Verbindung ſeiner Theile zu einem Ganzen, einer Einheit. Es giebt eine geiſtige und ſinnliche Anordnung; jene bringt den Stoff in den innern, dieſe in den äußern Zuſammenhang. Alles Mannichfaltige iſt einander entweder bei oder untergeordnet; in beiden Fällen muß die Verbindung, wenn aus der Vielheit eine Einheit werden ſoll, nach nothwendigen Regeln geſchehen, welche zugleich die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit in den Verhältniſſen des vereinten Mannichfaltigen hervorbringen. Alles Mannichfaltige in einer Einheit ſteht aber zu einander in einem dreifachen Verhältniß, entweder als Grund zur Folge (ſubjectiv), Urſach zur Wirkung (objectiv), oder als Mittel zum Zweck, oder als Theil zum Theil. Was aller Verbindung, Ordnung und Anordnung zum Grunde liegt, iſt alſo das Geſetz der Cauſalität und das Geſetz der Proportion, jedes entweder für ſich oder beide in Vereinigung. Um erſteres Geſetz aber in Ausübung bringen zu können, muß nothwendig in jedem Kunſtwerke ein Hauptgedanke, eine Hauptfigur herrſchen, und dieſem, um ſich durch jeden einzelnen Theil möglich zu machen, alles Andere untergeordnet ſein. Grund und Folge, Urſach und Wirkung ſind demnach verbunden, und in dieſer Unterordnung giebt ſich das Geſetz der Cauſalität zu erkennen. Es begründet in Verbindung der Gegenſtände die doppelte Nothwendigkeit, daß ſie zuſammentreten in das Verhältniß als Urſach zur Wirkung, als Mittel zum Zweck. Bis hierher erſcheint die Kunſt der Anordnung als abhängig vom Motiviren; denn motiviren heißt, Alles ſo anlegen, daß immer eins als aus dem andern folgend erſcheint. Aber auch die Bedingungen der Zeit müſſen berückſichtigt werden. Im Zeitverhältniß erſcheint eine Handlung nicht blos durch Grund und Folge, Urſach und Wirkung verbunden, ſondern auch als Theil zum Theile und als Theil zum Ganzen. Dadurch wird ein Kunſtwerk dem Geſetze der Proportion unterworfen. Jetzt iſt nur noch übrig, daß auch ein Totaleindruck hervorgebracht werde. Dazu wird wieder eine eigene Art der Anordnung erfodert, daß ſich nämlich alles verhalte wie Mittel zum Zweck. Wenn man die erſte Anordnung die pragmatiſche, die zweite die ſtetige nennt, ſo kann man dieſe die lyriſche oder muſikaliſche nennen. Die erſte thut den Bedingungen der Vernunft und Einbildungskraft, die zweite den Bedingungen der Zeit, die dritte dem Gefühl genug. Regeln über dieſe verſchiedenen Arten der Anordnung laſſen ſich nicht geben; das wahrhaft künſtleriſche Genie bringt ſie auch unbewußt in Ausübung, der Theoretiker ſtudire ſie an den Meiſterwerken ſelbſt.

Anorganiſch, der Gegenſatz von organiſch. (S. Organ.)

Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe), einer der ausgezeichnetſten Orientaliſten des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris den 7. Decembr. 1731 geboren. Nachdem er ſeine Studien mit Auszeichnung auf der Univerſität daſelbſt vollendet, ſtudirte er zu Auxerre und dann zu Amersfort bei Utrecht Theologie, fand ſich aber bei weitem mehr von dem Studium der hebräiſchen, arabiſchen und perſiſchen Sprache angezogen. Er ging daher nach Paris, wo ſein unermüdeter Fleiß auf der Bibliothek die Aufmerkſamkeit des Abbé Sallier, Aufſehers der Manuſcripte, auf ihn zog. Dieſer machte ihn ſeinen Freunden bekannt, welche dem jungen Anquetil in der Eigenſchaft eines Zöglings für die orientaliſchen Sprachen einen mäßigen Gehalt auswirkten. Zufällig fielen ihm einige nach einem Zend-Manuſcript copirte Blätter in die Hände. Jetzt fand er keine Ruhe mehr. Indien ward das Ziel ſeines Lebens. Er faßte den Entſchluß, dieſes Land zu bereiſen, um die heiligen Bücher der Parſen zu entdecken. Die Gelegenheit ſcheint ihm günſtig; in dem Hafen von l'Orient ward eben eine Expedition nach Oſtindien ausgerüſtet, aber die Bemühungen ſeiner Beſchützer, ihm die Mitreiſe auszuwirken, ſchlugen fehl. Anquetil geht zu dem Werbecapitän, nimmt Dienſte, und reiſ'te als gemeiner Soldat, den Mantelſack auf dem Rücken, dem 7. Novbr. 1754 von Paris ab. Sobald ſeine Beſchützer davon hören, eilen ſie zu dem Miniſter, welcher, in gerechter Bewunderung eines ſo ſeltenen Eifers für die Wiſſenſchaften, ihm die freie Reiſe und einen Gehalt bewilligt. Nach einer Fahrt von neun Monaten ſtieg Anquetil zu Pondichery ans Land. Sobald er daſelbſt das Neuperſiſche gelernt hatte, ging er nach Chandernagor, wo er hoffte, das Samſcrit ſtudiren zu können. Allein in dieſer Hoffnung ſah er ſich getäuſcht; er war im Begriff, wieder abzureiſen, als ihn eine Krankheit befiel, von der er nur mühſam genas, und kaum war er dieſer Gefahr entgangen, als der Krieg zwiſchen Frankreich und England ausbrach. Chandernagor ward eingenommen, und Anquetil, der den Zweck ſeiner ganzen Reiſe zu verfehlen fürchtete, beſchloß, zu Fuße nach Pondichery zurückzukehren. Nach einer mühſeligen und gefahrvollen Reiſe von mehr als drei Monaten langte er daſelbſt an, und ſchiffte ſich nach Surate ein; aber um das Land kennen zn lernen, wie er die Küſte von Coromandel kennen gelernt hatte, ſtieg er zu Mahé ans Land und reiſ'te zu Fuß nach Surate. Hier gelang es ihm, durch Beharrlichkeit und Unterwürfigkeit die Bedenklichkeiten einiger parſiſchen Prieſter (Deſtour) zu beſiegen. Sie unterrichteten ihn im Zend und Pehlwi ſo weit, daß er ein Wörterbuch und einige andere Werke aus dieſen Sprachen überſetzen konnte. Er beſchloß hierauf, die Sprachen, die Alterthümer und heiligen Geſetze der Hindu zu Benares zu ſtudiren, als die Einnahme von Pondichery ihn zur Rückkehr nach Europa nöthigte. Er beſtieg ein engliſches Schiff, erreichte London, beſuchte Oxford und kam den 4. Mai 1762 nach Paris zurück, mit einem Schatz von 180 Manuſcripten und andern Seltenheiten. Der Abt Barthelemy und ſeine andern Freunde wirkten ihm eine Penſion aus, mit dem Titel und dem Amte eines Dolmetſchers der morgenländiſchen Sprachen bei der königlichen Bibliothek. Im J. 1763 ward er Mitglied der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften. Jetzt fing Anquetil an, die ſo mühſam eingeſammelten Materialien zu verarbeiten; es erſchienen von ihm nach und nach der Zend-Aveſta, die morgenländiſche Geſetzgebung, ſeine hiſtoriſchen und geographiſchen Unterſuchungen über

Indien und ſein Werk über den Handel. In der Folge begann die Revolution ſeine Ruhe zu ſtören. Ihren Gräueln ſich zu entziehen, brach er alle ſeine Verbindungen ab, verſchloß ſich in ſein Zimmer und hatte keinen andern Freund, als ſeine Bücher, keine andern Erholungen, als die Erinnerung an ſeine theuern Braminen und Parſen. Die Früchte dieſer Zurückgezogenheit waren ſein Werk l'Inde en rapport avec l'Europe und die nicht zu enthüllenden Geheimniſſe (Oupnek'hat, 2 Bde. 4. 1804), letzteres die Überſetzung eines perſiſchen Auszugs aus den Veda's ins Lateiniſche. Als das Nationalinſtitut wieder organiſirt worden, ernannte es Anquetil zu ſeinem Mitgliede. Durch anhaltende Arbeiten und eine höchſt karge Diät erſchöpft, ſtarb er am 17. Januar 1805 zu Paris. Umfaſſende Gelehrſamkeit, die Kenntniß faſt aller europäiſchen Sprachen und eine raſtloſe Thätigkeit waren bei Anquetil mit der lauterſten Wahrheitsliebe, einer geſunden Philoſophie, einer ſeltenen Uneigennützigkeit und dem trefflichſten Herzen verbunden.

Anſatz iſt die Bildung der Lippen des Flötenbläſers, wenn er ſolche zum Blaſen an das Inſtrument ſetzt; woher ſich der Ausdruck, guter oder ſchlechter Anſatz, ſchreibt. Der Anſatz iſt beim Flötenblaſen ein bedeutender Umſtand; denn von ihm hängt es ab, ob der Ton voll oder matt, angenehm oder hart erſcheint.

Anſchauung bedeutet im engern Sinne eine durch Geſichtsempfindung, im weitern Sinne jede durch die Empfindung irgend eines Sinnes unmittelbar erlangte Vorſtellung. Vereinigen wir beides, ſo erhalten wir von ihr die Erklärung als einer, nicht mittelbar durch Verſtandesbegriffe erlangten, ſondern unmittelbar auf den Gegenſtand durch den Sinn bezogenen Vorſtellung. Sie iſt unter allen Arten der Vorſtellungen die klarſte und lebhafteſte, dabei aber auch die beſchränkteſte, einzeln, individuell, an das Gegebene wie an die Geſetze der Sinnlichkeit gebunden, und unfähig, über die Grenzen ſinnlicher Wahrnehmbarkeit hinauszugehen. Dieſe Wahrnehmbarkeit aber iſt zwiefacher Art, und wie es einen äußern und innern Sinn giebt, ſo auch eine äußere und innere Anſchauung. Alles, was im Raum iſt, giebt äußere Anſchauungen, was hingegen in der Zeit iſt, was wir nur als Veränderungen in uns wahrnehmen, Gedanken, Bilder der Imagination, welche gar nicht räumlich ſind, giebt innere Anſchauungen. Da alles Äußere aber Vorſtellung und mithin nothwendig in irgend einer Zeit iſt, ſo folgt, daß alles Äußere auch zugleich ein Inneres ſei, und man kann ſich daher räumliche Gegenſtände durch die Einbildungskraft im Gemüth vorſtellen. Nicht kann umgekehrt das Innere, nur in der Zeit Vorſtellbare, zugleich auch ein Äußeres ſein, woraus folgt, daß die letztern Vorſtellungen keine Geſtalt haben. Wenden wir das Geſagte auf die ſchöne Kunſt an, deren Geſchäft es iſt, alles Äußere zu verinnern und alles Innere zu veräußern, ſo ſehen wir dadurch nicht nur den Unterſchied von Künſten der Zeit und des Raums begründet, ſondern es gehen auch aus dieſen beiden nothwendigen Bedingungen aller Kunſtdarſtellung weſentliche Geſetze für das Darzuſtellende und die Darſtellungsart dieſer Kunſtarten hervor, deren Grenzſcheide ſich dadurch beſtimmen laſſen wird. Indem wir uns jedoch begnügen, hier angedeutet zu haben, was wir unter dem Artikel Künſte weitläuftiger ausführen werden, kehren wir zu unſerm Gegenſtande zurück, und bemerken, daß ſelbſt die Wirkung eines ſchönen Kunſtwerks großen Theils von ſeiner Anſchaulichkeit abhängt, und es um ſo lebhafter wirken, durch ſeine Klarheit um ſo beſſer gefallen

wird, je mehr ſich die Darſtellung den Anſchauungsvorſtellungen nähert. Die Anſchaulichkeit, worunter wir im Allgemeinen die Eigenſchaft der Klarheit, Deutlichkeit, Gewißheit und Überzeugungskraft einer Vorſtellung, Erkenntniß u. ſ. w. verſtehen, liegt in einem Werke ſchöner Kunſt einmal in der Form des Ganzen, und dann in Darſtellung und Ausdruck jedes Einzelnen. Die Anſchaulichkeit in der Form des Ganzen beſteht darin, daß alle Theile auf eine ſolche Weiſe verbunden ſind, daß ſie ohne Hülfe des Gedächtniſſes und Verſtandes von der Einbildungskraft gleichſam unmerklich zuſammengefaßt und in ihrer Folge begriffen werden können. In Darſtellung und Ausdruck jedes Einzelnen muß Anſchaulichkeit vorhanden ſein, weil ſonſt der Mangel an Klarheit und Lebhaftigkeit das Kunſtwerk trocken und matt machen würde. Dazu iſt nöthig möglichſte Verſinnlichung im Ausdruck durch Beiwörter, Bilder, Gleichniſſe, Anſpielungen, Metaphern und Figuren.

Anſchauungslehre hat Peſtalozzi die Anweiſung zu ſeiner Methode, die Kinder zum Bewußtſein der Zahlen- und Maßverhältniſſe zu bringen, d. h. zum Unterricht im Rechnen und in der Geometrie, genannt, weil er dabei darauf ausgeht, die Kinder in Stand zu ſetzen, daß ſie die zu conſtruirenden Größen in allen ihren Theilen und Beziehungen mit Selbſtthätigkeit ſinnlich anſchauen. Er bewerkſtelligt dieſe Anſchauung durch ſeine Einheitentafel, die dem Auge ein ſinnliches Bild von den Verhältniſſen des Decimalſyſtems giebt und durch planmäßiges Vorzeigen regulärer mathematiſcher Figuren und Körper, zu deren Nachbildung die Kinder angeleitet werden. Es iſt anerkannt, daß dieſe Methode die beſte Vorbereitung zu höheren mathematiſchen Studien iſt, aber auch als Übung und Gewöhnung der jugendlichen Verſtandeskraft zum regelmäßigen Denken hat ſie einen großen Werth, den ihr bis jetzt nur diejenigen abſprechen konnten, die ihre Wirkſamkeit entweder noch nicht durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, oder ſich dagegen durch die Beſorgniß einnehmen ließen, als werde die kindliche Seele durch das lückenloſe, ſtrenggeordnete Fortſchreiten dieſes Unterrichts in einen Mechanismus eingeſchränkt, der das freie Spiel der Kräfte hemmen und den Geiſt für andre an keine ſo ſtrenge Regel zu bindende Wiſſenſchaft abſtumpfen müſſe. Dieſe Beſorgniß erſcheint jedoch ungegründet, wenn man bedenkt, daß die Kraft durch Übungen, wobei das Kind ſich den Unterrichtsſtoff durch eignes Bewußtſein bildet, und der Lehrer nur den Gang angiebt, ungemein geſtärkt und von jedem fremden Zwange frei werden muß; und was jene genaue Ordnung betrifft, dem ohnehin zu willkürlichen Herumſchweifen des kindlichen Geiſtes doch wahrlich nicht beſſer Einhalt gethan werden kann, als durch eine Methode, die zur Regelmäßigkeit nöthigt. Auch hat die Erfahrung glaubwürdiger Pädagogen dargethan, daß Kinder, die man nach der Anſchauungslehre unterrichtete, wenn ſie ſonſt nicht ſtumpfſinnig waren, ſich zur Erlernung jeder andern Wiſſenſchaft fähiger zeigten, als andre, denen man die Fertigkeit, mathematiſche Aufgaben zu löſen, durch Eintrichtern der Rechnungsſätze und geometriſche Formeln beizubringen geſucht hatte; denn jene hatten durch den Peſtalozziſchen Gang des Unterrichts in den Zahlen- und Maßverhältniſſen eine ſo klare Anſchauung von den Gründen und der Nothwendigkeit der mathematiſchen Reſultate und eine ſo große Gewandtheit in der Combination der Größen erlangt, daß es ihnen natürlich geworden war, bei jedem andern Unterrichtsſtoffe nach dem warum zu fragen und ſich zum Begriff zu

erheben. Freilich iſt durch dieſe Übungen zunächſt nur für die Fertigkeit in materiellen Anſchauungen geſorgt, und in wie fern ſie auch zur Fähigkeit für rein intellectuelle und moraliſche Anſchauungen beitrage, iſt bis jetzt weder durch die theoretiſchen Unterſuchungen der Pädagogen, noch durch eine allgemeine Erfahrung befriedigend dargethan worden. Der moraliſche und religiöſe Unterricht kann, ſeiner Natur nach, den Typus dieſer Methode nicht annehmen, eben ſo wenig verträgt die Geſchichte, die im Gebiete der Freiheit fortſchreitet, und nie zur lückenloſen Vollſtändigkeit gebracht werden kann, die Naturgeſchichte und Geographie, die es mit einem hiſtoriſchen, von außen gegebenen Stoffe, deſſen innere nothwendige Regel ſich bis jetzt keinesweges befriedigend nachweiſen ließ, zu thun hat, der Sprachunterricht, der, den Mechanismus des Leſens abgerechnet, ſich der Willkür des Lebens, das die Sprache fortwährend bildet, nicht ganz entziehen kann, ſich mit einem Entwickelungs- und Stufengange, der lückenlos zwei aus eins entſtehen läßt. Gewinnen werden aber alle dieſe Unterrichtsſtoffe an Faßlichkeit, Ordnung und Haltbarkeit, wenn ſie der ſtrenge gründliche Geiſt der Peſtalozziſchen Methode belebt und Zöglinge zu ihnen geführt werden, deren Gemüth durch jene Übungen geſetzt und ernſthaft geworden iſt. Die Anwendung der Methode auf das Zeichnen, wie beſonders Joſeph Schmidt ſie verſucht hat, wurde vorzüglich von den Künſtlern gemißbilligt, deſto glücklichern Einfluß gewann ſie aber auf den Singunterricht durch Pfeiffer und Nägeli, und in mehreren Bürgerſchulen Deutſchlands auf die Schreibekunſt. (Vergl. Peſtalozzi.) E.

Anſchudde wird ein ſolches Stück Land genannt, welches von dem Fluſſe an das Ufer angeſetzt wird.

Anſon (George) deſſen Name in den Jahrbüchern der engliſchen Schifffahrtskunde glänzt, war 1697 zu Shuckborough in Staffordſhire geboren und widmete ſich früh dem Stande, in welchem er ſich verewigen ſollte. Im neunzehnten Jahre diente er als Secondlieutenant unter John Norris in der Oſtſee, und 1717 und 1718 unter George Byng gegen die Spanier. Als im J. 1739 das Miniſterium einen Bruch mit Spanien als unvermeidlich anſah, warf es ſeine Augen auf Anſon, und ernannte ihn zum Befehlshaber einer Flotte in der Südſee, welche den Handel und die Niederlaſſungen dieſer Nation vernichten ſollte. Ungeachtet ſeiner Thätigkeit nahm die Ausrüſtung faſt ein Jahr weg und beſchränkte ſich, dem anfänglichen Plan zuwider, auf fünf größere und drei kleinere Fahrzeuge, welche 1400 Mann führten. Er verließ mit dieſer Flottille England am 18. Sept. 1740, und ward bei dem Herausfahren aus le Maire's Straße von fürchterlichen Stürmen befallen, die ihn drei Monate lang hinderten, das Cap Horn zu umſchiffen. Anſon wurde von ſeinen übrigen Schiffen getrennt und erreichte die Inſel Juan Fernandez, wo ſich drei andere ſeiner Schiffe, jedoch in dem kläglichſten Zuſtande, wieder einfanden. Kaum aber hatte ſich die Mannſchaft einigermaßen erholt, als er von neuem auslief, mehrere Priſen machte, und die Stadt Payta eroberte und verbrannte. Nachdem er der reichen jährlichen Manilla-Galeone vergebens aufgelauert hatte, ſah er ſich genöthigt, nicht nur einen großen Theil der Beute, ſondern auch die beiden andern Schiffe zu verbrennen, um das einzige noch übrige (den Centurion) gehörig bemannen zu können, mit welchem er ſich nach Tinian, einer der Diebsinſeln, rettete. Hier ſtand ihm ein neues Unglück bevor. Ein Orcan riß den Centurion mit ſich fort. Anſon ließ ein kleines auf der Inſel

gefundenes Fahrzeug vergrößern und ſegelte nach einigen Wochen Ruhe nach Macao. Hier entwarf er den kühnen Plan, die Galeone von Acapulco wegzunehmen. Zu dem Ende verbreitete er das Gerücht von ſeiner Rückkehr nach Europa, richtete aber ſtatt deſſen ſeinen Lauf nach den Philippinen und kreuzte bei dem Vorgebirge Spiritu-Santo. Nach einem Monat ungeduldigen Harrens erſchien die erwartete Galeone, die im Vertrauen auf ihre Überlegenheit das Gefecht begann. Aber die Tapferkeit der Engländer ſiegte und die Galeone, deren Werth ſich auf 400,000 Pfund Sterl. belief, ward genommen; die früher gemachte Beute überſtieg 600,000 Pfund. Mit dieſen ungeheuern Reichthümern kam er nach Macao zurück, verkaufte ſeine Priſe, und behauptete mit Energie gegen das chineſiſche Gouvernement zu Canton die Rechte ſeiner Flagge. Von hier ging er endlich nach Europa zurück, ſegelte unentdeckt durch die franzöſiſche Flotte im Canal und langte zu Spithead am 15. Juni 1744, nach einer Abweſenheit von drei Jahren und neun Monaten, an. Dieſe gefahrvolle Reiſe war für Erdkunde und vorzüglich für Nautik durch genauere Unterſuchung unbekannter Meere und Küſten ſehr ergiebig geweſen, und die unter Anſons eigener Leitung verfaßte Beſchreibung derſelben hat ihre Reſultate der Welt dargelegt, wiewohl wir nicht verkennen dürfen, daß ihnen die eigentlich wiſſenſchaftliche Tendenz fehlt. Anſon ward nach ſeiner Rückkunft Contre-Admiral der weißen, dann Vice-Admiral der blauen Flagge und Parlamentsglied. Sein Sieg über den franzöſiſchen Admiral Jonquière beim Cap Finisterre 1747 verſchaffte ihm die Pairſchaft und den Grad eines Vice-Admirals von England. Der König erhob ihn zum Baron von Soberton und vier Jahre nachher zum erſten Lord der Admiralität. Im J. 1758 commandirte er die Flotte von Breſt, unterſtützte die Landung der Engländer bei St. Malo und Cherbourg, und nahm die zurückgeſchlagene Armee in ſeine Schiffe auf. Endlich 1761 erlangte er die höchſte Würde eines Admirals und Commandanten en Chef der Flotte, welche die Königin nach England führen ſollte. Er ſtarb plötzlich 1762 auf ſeinem Gute Moor-Park, ohne Kinder zu hinterlaſſen.

Anſpach, Hauptſtadt des ehemaligen Fürſtenthums Anſpach, oder Onolzbach, jetzt des baierſchen Rezat-Kreiſes, an der Rezat, die in 1016 Häuſern 12,800 Einw. zählt, ein ſchönes Schloß, vielerlei Manufacturen und eine königliche Studienanſtalt hat, auch der Sitz der baierſchen Provinzialbehörden iſt. Das Fürſtenthum Anſpach gehörte den Markgrafen von Anſpach-Baireuth, und machte einen Theil des Burggrafthums Nürnberg aus. Der letzte Sproſſe dieſer Seitenlinie des Hauſes Brandenburg, Carl Alexander, trat es 1792 an Preußen ab. Von Preußen wurde es 1806 an Frankreich und von dieſem an Baiern überlaſſen, welches den größern Theil zu dem Rezat-Kreiſe geſchlagen, einen Theil davon aber wieder an Würtemberg überlaſſen hat.

Anſpach (Eliſabeth Berkeley, Markgräfin von), ſ. Lady Craven.

Anſpielung, Alluſion, iſt einer von den Tropen, welche eine Vorſtellung durch eine aus einer andern Sphäre übergetragne bezeichnen, und beſteht in der Beziehung eines Begriffs auf einen einzelnen bekannten Gegenſtand, um demſelben dadurch mehr Lebhaftigkeit zu ertheilen. In dieſer Hinſicht iſt die Anſpielung meiſt ein Werk des Witzes und gefällt durch die gut combinirte Ähnlichkeit der beiden Ideen, in welcher häufig ſelbſt eine Pointe enthalten liegt. Man kann aber

von dieſer metaphoriſchen Anſpielung noch eine eigentliche unterſcheiden, welche in einer leiſen Hindeutung auf etwas, das nicht ausdrücklich geſagt werden ſollte, dem Andern aber hinzuzudenken überlaſſen wird, beſteht. — Beide Arten der Anſpielung ſind auch dem bildenden Künſtler verſtattet, aber mit noch ungleich größerer Vorſicht, als dem Redekünſtler.

Anſtand iſt die genaue und ſchickliche Übereinſtimmung unſers ganzen Betragens in Reden, Geberden und Handlungen mit gewiſſen Vollkommenheiten und Verhältniſſen. Die Übereinſtimmung ſoll ſchicklich ſein in Beziehung auf Alter, Geſchlecht und Stand. Dem Weibe ziemt Schamhaftigkeit, Sittſamkeit und Nachgiebigkeit; dem Alter Würde und Ernſt; dem Kinde Naivetät, Fröhlichkeit und Anſchmiegung u. ſ. w. Man kann den Anſtand in den natürlichen und willkürlichen eintheilen. Es giebt gewiſſe nothwendige äußere Zeichen, wodurch gewiſſe innere Vollkommenheiten ausgedrückt werden. Der Inbegriff dieſer Zeichen macht den natürlichen Anſtand aus, den wir nicht vernachläſſigen dürfen, weil ſonſt die Übereinſtimmung unſeres Betragens und unſerer Sitten mit andrer Menſchen Empfindungen und Meinungen fehlen würde. Der willkürliche beruht auf Convention, angenommenen Sitten und Gewohnheiten, und muß von uns aus denſelben Gründen beobachtet werden.

Anſteckung, ſ. Einflüſſe und Epidemie.

Antal, ein in Ungarn gebräuchliches Weinmaß, etwas größer als ein Anker.

Antäus, der rieſenhafte Sohn Neptuns und der Erde (Gäa), welcher in einer Höhle in Libyen wohnte und jeden ankommenden Fremdling zum Kampfe zwang. Von ſeiner Mutter ſtets mit neuer Kraft verſehen, ſo lange er ſie berührte, erſchlug er alle und pflanzte ihre Schädel um ſeine Wohnung auf. Aber Herkules, den er bei ſeiner Ankunft in Libyen auch zum Kampfe foderte, merkte ſchnell den Zauber der Unüberwindlichkeit, umſchlang ſeinen Leib, und erſtickte ihn, indem er ihn ſchwebend in den Lüften hielt.

Antediluvianiſch, vorſündfluthlich, was vor der Sündfluth war. Daß unſere Erde und das Menſchengeſchlecht weit über die gewöhnlich mit dem Namen der Sündfluth (ſ. d. Art.) bezeichnete Überſchwemmung hinausreiche, leidet keinen Zweifel, und mit Recht ſpricht man daher von einem antediluvianiſchen Zeitalter u. ſ. w. Die gelehrte Speculation hat aber auch von einer antediluvianiſchen Geiſteskultur und ſelbſt Literatur geträumt und Forſchungen darüber angeſtellt, die jedoch ſo wenig auf Thatſachen beruhen, daß ſie zu den eitlen Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes zu zählen ſind.

Antēnor, ein edler Trojaner. Beim Homer erſcheint er als der verſtändige Greis. Er herbergte Ulyß und Menelaus während ihrer Geſandtſchaft in Troja, begleitete den Priamus auf das Schlachtfeld zu dem zu ſchließenden Bündniß, und ſchlug nach Ajax und Hektors Zweikampf, wiewohl vergeblich, vor, die Helena zurückzugeben. Daraus vermuthlich hat man geſchloſſen, Antenor ſei ein Griechenfreund geweſen, und darauf gründet ſich die Sage von ſeinem begangenen Verrath. Er ſoll den Griechen das Palladium verſchafft, von der Mauer mit einer Laterne das Zeichen zum Einbruch gegeben, ja das berüchtigte Pferd ſelbſt geöffnet haben. Sein Haus blieb bei der Plünderung verſchont, was aber die ehemalige Gaſtfreundſchaft mit Mene-

laus zur Urſach hatte. Er ſelbſt wurde wie Äneas gerettet und ebenfalls Stifter einer neuen Dynaſtie. Die Nachrichten darüber lauten verſchieden. Am berühmteſten iſt die von Virgil angenommene Sage, daß er nebſt ſeinen Söhnen nach Thrazien gewandert, von dort aber von den Henetern nach Italien geführt worden ſei, wo er die henetiſche Provinz am adriatiſchen Meere mit Patavium (Padua) gegründet.

Anteros, in der Fabellehre der Gott der Gegenliebe. Die Alten erzählen, daß Eros, der Gott der Liebe, nicht eher gewachſen ſei, bis ihm ſeine Mutter vom Mars den Bruder Anteros geboren habe. Nach einigen neuern Auslegern iſt jedoch der Anteros eine der Liebe feindſelige Gottheit, oder die Antipathie.

Anthologie (Griechiſche). Es wurden im Alterthume mehrere Blumenleſen (dies bedeutet das Wort) oder Sammlungen kleinerer, meiſtens epigrammatiſcher Gedichte von verſchiedenen Verfaſſern, die ſich durch vorzügliche Schönheit und Naivetät in Gedanken, Wendungen und Ausdrücken auszeichneten, veranſtaltet. Der erſte Sammler der Art war Meleager, ein Syrer, der etwa 90 Jahre vor Chr. Geb. aus fremden und eigenen Gedichten eine Auswahl machte; ſpäter thaten ein gleiches Philippus von Theſſalonich, wahrſcheinlich zur Zeit Trajans, Diogenianus Herakleota unter Hadrian, Strato im zweiten Jahrhundert nach Chr., der die Meleagerſche Sammlung vermehrte, und Agathias im ſechsten Jahrhundert, der blos neuere Stücke ſammelte und ſie in ſieben Büchern verfaßte. Aber alle dieſe ältern Sammlungen ſind für uns verloren gegangen. Was wir noch beſitzen, ſind zwei ſpätere, die eine von Conſtantinus Kephalas im zehnten Jahrhundert, der bei ſeiner Leſe die frühern, beſonders die von Agathias, ſehr benutzte, die andere von Maximus Planudes, im vierzehnten Jahrhundert, einem Mönch zu Conſtantinopel, der aber durch ſeine geſchmackloſe Auswahl aus der Anthologie des Kephalas den bisherigen Vorrath mehr verſtümmelte als vermehrte. Letztere iſt die gewöhnlichſte. Sie enthält ſieben Bücher, die mit Ausnahme des fünften und ſiebenten, in Unterabtheilungen nach alphabetiſcher Ordnung zerfallen. Nur in einzelnen Theilen ſtimmt ſie mit der Anthologie des Kephalas zuſammen, die ſich in einem einzigen Codex, welcher von Heidelberg nach Rom kam, erhalten hat. Die neueſte und vollſtändigſte Ausgabe des Urtextes iſt von Jacobs, mit einem ausführlichen Commentar. Im Deutſchen iſt durch Herders, Sonntags, Stolbergs, Voßens, Conzens, Jacobs und Anderer Überſetzungen die griechiſche Anthologie nicht mehr unbekannt, und die „reiche Fülle poetiſchen Lebens, die in dieſen kleinen Gemählden herrſcht, die Zartheit ſchöner Gefühle, die fröhliche Heiterkeit, die reine Größe einer edeln und wahrhaft humanen Denkungsart, die aus ihnen hervorleuchtet, hat die Gemüther unbefangener Leſer mit verdienter Bewunderung ergriffen.“

Anthropognoſie (griechiſch), Menſchenkunde, im Gegenſatze von Anthropologie, Menſchenlehre, in ſo fern ſie jemand beſitzt. Der Wunſch und das Bedürfniß, den Menſchen, d. h. ſich ſelbſt, und insbeſondere Andere kennen zu lernen, ward Veranlaſſung, die Menſchenkunde auf verſchiedenen Wegen zu ſuchen. Der einzig wahre Weg, durch Studium der Anthropologie und Pſychologie zur Menſchenkunde zu kommen, wurde vielmals verlaſſen, und verſucht, auf Wegen von außenher, durch Studium körperlicher Eigenheiten zur Seelenkunde oder Kenntniß des innern Menſchen zu gelangen. Dieſen Beſtrebungen hat die Chiromantie ihr Daſein zu danken, und darin hat die verkehrte Anwendung der Phyſiognomik und der Schädellehre ihren Grund. Men-

ſchenkunde, d. h. Kenntniß der Menſchen, wie ſie ſind, entwickelt ſich nur aus der mehr oder minder vorhandenen Anlage oder dem dunklen Gefühle, den innern Menſchen zu verſtehen, und wird wohl am ſicherſten durch Beobachtung der Menſchen ausgebildet.

Anthropolithen, Verſteinerungen menſchlicher Körper oder Körpertheile. S. Verſteinerungen.

Anthropologie (aus dem griechiſchen ανθρωπος, der Menſch und λογος, die Lehre) bezeichnet die Naturgeſchichte des Menſchen, und zwar in dem Verſtande, als man das Wort gewöhnlich bei uns gebraucht, aus der ganzen Summe von Kenntniſſen des Phyſiſchen und Geiſtigen im Menſchen, ſo viel, als jedem gebildeten Manne, der auch nicht Mediciner iſt, nothwendig iſt, um den Menſchen kennen zu lernen, und zugleich die Berührungspuncte, welche zwiſchen der Geſetzgebung und richterlichen Function mit der Medicin Statt finden, einzuſehen. Hieher gehört alſo aus der Anatomie und Phyſiologie ſo viel als jenem Zwecke entſpricht, um den Bau und die Theile des Körpers ſowohl, als auch deren Verrichtungen kennen zu lernen; ferner aus der Pſychologie dasjenige, was ſie uns Erfahrungsmäßiges über die Seele, deren Eigenſchaften und Vermögen lehrt. (Vergl. Anatomie.) H.

Anthropomorphismus, ſ. Abgötterei.

Anthropomorphiten oder Audianer nannte man die Anhänger des Audius oder Audäus, eines Lehrers in Syrien, der nach Scythien vertrieben, das Chriſtenthum zu den Gothen brachte, und um 370 n. Chr. ſtarb. Den Bann der orthodoxen Kirche zog ihnen mehr ihr Beharren bei der alten, mit dem Paſcha der Juden gleichzeitigen Oſterfeier, ihre Abweichung von den üblichen Büßungen und ihr heftiger Eifer gegen unwürdige Prieſter zu, als ihre anthropomorphiſche Vorſtellung von Gott, den ſie ſich in der Geſtalt eines menſchlichen Körpers dachten. Gegen das Ende des vierten Jahrhunderts ſah man ſie noch als Separatiſten von ſtrengen Sitten zu kleinen Haufen in Syrien geſammelt, im fünften Jahrh. verloren ſie ſich. Die italieniſchen Geiſtlichen zu Vicenza, die um das J. 938 wegen ähnlicher Bilder von Gott Anthropomorphiten geſcholten wurden, bildeten keine Secte. E.

Antibacchius, ſ. Rhythmus.

Anticaglie (anticaglia), ſ. Antik.

Antigone, von Ödipus und der Jokaſte in blutſchänderiſcher Ehe erzeugt, trug unſchuldig den Fluch des väterlichen Hauſes. Ihre Geſchichte ſ. unter Eteokles und Ödipus.

Antigonus, einer von den Feldherren Alexanders, dem dieſer Fürſt nach ſeinen erſten Eroberungen in Aſien die Statthalterſchaft von Lycien und Phrygien anvertraute. Antigonus vertheidigte dieſe Provinzen nicht nur mit geringer Macht, ſondern unterwarf auch noch Lykaonien. Als nach Alexanders Tode die Feldherrn deſſelben ſeine Eroberungen unter ſich theilten, erhielt er Groß-Phrygien, Lycien und Pamphylien. Perdikkas ſuchte alle Staaten Alexanders unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen; und da er die Thätigkeit des Antigonus fürchtete, klagte er ihn, ſich ſeiner zu entledigen, des Ungehorſams gegen die Befehle des Königs an. Antigonus, der die Abſicht errieth, ſchiffte ſich heimlich nach Europa ein, begab ſich zu Kraterus und Antipater, und gemeinſchaftlich mit Ptolemäus erklärten ſie dem Perdikkas den Krieg; letzterer ward durch ſeine eigenen Soldaten ermordet. Noch aber war des Perdikkas Feldherr Eumenes ſehr mächtig in Aſien. Antigonus ſetzte gegen ihn den Krieg fort, brachte ihn in ſeine Gewalt

und ließ ihn hinrichten. Dadurch war er Herr von faſt ganz Aſien geworden, denn Seleucus war entflohen und hatte bei Ptolemäus Schutz geſucht. Antigonus bemächtigte ſich auch des größten Theils der Schätze Alexanders zu Ekbatana und Suſa, wollte aber dem Ptolemäus, Kaſſander und Lyſimachus nicht Rechnung davon ablegen und erklärte ſogar dem Kaſſander den Krieg, um, wie er ſagte, den Tod der Olympias zu rächen und den jungen Alexander, der ſich mit ſeiner Mutter Roxane zu Amphipolis befand, zu befreien. Durch ſeinen Ehrgeiz empört, verbanden ſich alle Feldherren gegen ihn, und während Kaſſander Kleinaſien angriff, rückten Ptolemäus und Seleucus in Syrien ein, wo ſie des Antigonus Sohn Demetrius ſchlugen. Seleucus nahm Babylon wieder. Kaum hatte Antigonus dieſe Vorfälle erfahren, als er ſchleunig zurückkehrte und den Ptolemäus zum Rückzug aus Syrien nöthigte. Demetrius aber entriß dem Seleucus Babylon wieder. Jetzt ſchloſſen Antigonus, Ptolemäus, Lyſimachus und Kaſſander einen Friedensvertrag, in deſſen Folge ſie bis zur Volljährigkeit des jungen Alexander, der den Königstitel führte, die Länder behalten ſollten, in deren Beſitz ſie waren. Als aber Kaſſander den jungen König ſammt ſeiner Mutter hatte ermorden laſſen, entzündete ſich der Krieg aufs neue zwiſchen den Prätendenten. Antigonus nahm den Königstitel an, mußte aber ſeinen Plan, Ägypten zu erobern, aufgeben, da ein Theil ſeiner Flotte durch Stürme verloren ging und zu Lande Ptolemäus jeden Einfall unmöglich machte. Bald darauf vertrieb ſein Sohn Demetrius den Kaſſander aus ganz Griechenland. Dieſer rief den Lyſimachus um Beiſtand an, welcher ſich mit einem mächtigen Heere nach Aſien begab; hier ſtieß auch Seleucus zu ihm. Bei Ipſus in Phrygien kam es (299 vor Chr. Geb.) zur Schlacht, in welcher der 84jährige Antigonus blieb.

Antik, Antike. Seit die Kultur der neueren europäiſchen Völker ſo weit vorgeſchritten war, daß dieſe in bleibendern Wohnſitzen und Verfaſſungen, und in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen feſter gegründet, einen Blick ruhiger Betrachtung auf die Kultur der Vorzeit wenden, und die befruchtenden Keime einer neuen geiſtigen Entwickelung in dem Alterthume ausgeſtreuet finden und aufnehmen konnten, ſeitdem wurde auch den Denkmählern griechiſcher und römiſcher Literatur und Kunſt, vor allen noch bekannten Überreſten anderer Völker und Zeiten, faſt allgemein der Vorzug zuerkannt, und dieſelben als das Bedeutendſte und Dauernſte, worauf der in die Vorzeit gewendete Blick immer ruhen blieb, und wohin er ſtets zurückkehrte, auch **antik** (antiquus), d. i. alterthümlich, Antiken, Alterthümer, ihre Kunde vorzüglich Archäologie, und jene Völker ſelbſt, die **Alten**, genannt. Indeſſen war auch dieſe Schätzung und der von ihr abhängige Begriff der Antike nach den Perioden der neuern Kultur verſchieden, indem ſie, bald auf Ehrfurcht gegen das Alterthum an demſelben überhaupt, bald auf Neugier, Eitelkeit und Glanzſucht gegründet, ſelbſt bei den Beſſern anfangs nur einem dumpfen und blinden Anſtaunen ähnlich zu ſeyn ſchien, oder einſeitig mehr auf die Denkmähler der alten Literatur gerichtet war, welche man leichter überall zur Hand haben konnte, ja zu welchen man auch, mittelſt der zuerſt ſich ausbildenden Theologie und Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts, auf mannichfaltige Weiſe hingewieſen wurde. Sammlungen von Werken der griechiſchen und römiſchen Plaſtik, welche immer zahlreicher und bedeutender wurden, und der neubelebte Kunſtſinn boten ſich gegenſeitig die Hand, eine reinere Würdigung dieſer Denkmahle alter Herrlichkeit im 14. und 15. Jahrhundert

zuerſt in Italien zu erwecken und zu verbreiten. Beide machten erſt eine, die wichtigſten Werke dieſer Art umfaſſende, Wiſſenſchaft möglich, welche dieſelbe nicht nur von andern Gegenſtänden des Alterthums abſonderte, ſondern auch das gemeinſchaftliche Band, welches jene Werke ſelbſt zu einem Ganzen verbindet, in welcher ſich das reiche Leben jener Völker ſpiegelt, das belebende, geiſtige Princip, welches in ihnen waltet, anerkannte, hiernach das Einzelne würdigte, und durch philologiſche und hiſtoriſche Kenntniß unterſtützt erklärte. Winckelmann, ein Mann von echt antikem Geiſte, war es, der ſpäterhin in Deutſchland mit dieſer Abſicht hindurchdrang. Nach jener abgeſonderten Betrachtung der plaſtiſchen Kunſtwerke des griechiſchen und römiſchen Alterthums, welche der Archäologie im engern Sinne, als beſonderer Wiſſenſchaft, ihren Urſprung gab, wurde der Ausdruck Antike (einer Antike, der Antiken) vorzüglich für die Denkmähler der bildenden Kunſt der Griechen und Römer gebraucht, und der Begriff deſſelben von Seiten des Kunſtwerths und der innern Bedeutung dieſer Werke immer beſtimmter. Auch war es wiederum erſt nach Entwickelung einer umfaſſenden philoſophiſchen und geſchichtlichen Anſicht möglich, das Land, welches die bildende Kunſt mit Poeſie und wiſſenſchaftlicher Literatur, ja ſelbſt mit dem übrigen religiöſen und politiſchen Leben dieſer Völker verkettete, und allen dieſen Äußerungen einen gemeinſchaftlichen Charakter gab, der Zeit und Volk vor allen andern auszeichnet, bei aller Mannichfaltigkeit und Fülle der Erſcheinungen wahrzunehmen und nachzuweiſen; und hierdurch entſtand der allgemeine Begriff des Antiken, welches man dem Modernen entgegenzuſetzen anfing, und durch Vergleichung der alten und neuern Zeit und ihres verſchiedenen Charakters zu beſtimmen pflegte. Es gab dann eine Zeit der Nachahmung in der neuern Kunſt, wo man, von eigener Höhe ſchon herabgeſunken und in die poetiſche Ferne der Vergangenheit blickend, ſich an vormalige Größe zu ſtützen und an ihr zu erheben bemüht war; in dieſer Zeit wurde jene Vergleichung nur zum unbedingten Vortheile des Antiken angeſtellt, gegen welches das Moderne für nichts gehalten wurde. Gegenwärtig, wo eine umfaſſendere und durch reinere Ideen von Kunſt und Schönheit geläuterte Kenntniß von Kritik der Kunſtwerke des vortrefflichen Alterthums und der neuern Zeit ſich immer weiter verbreitet, ſieht man auch allgemeiner ein, daß theils dieſe Vortrefflichkeit des Alterthums ſich nicht auf Griechen und Römer beſchränke, und mithin ihre Werke nicht den Begriff des Antiken erſchöpfen, wenn auch die Mehrzahl derſelben dem Ideale der Kunſt unter allen Werken dieſer Zeit am nächſten kommt, und daher vor allen mit dieſem Namen ausgezeichnet zu werden verdient, ja daß vielmehr vom Orient die Sonne menſchlicher Kultur hellglänzend ausgegangen ſei, theils die moderne Bildung ebenfalls eine unüberſehliche Menge herrlicher und in ihrer Art vortrefflicher Früchte und Erzeugniſſe in andern Künſten aufzuweiſen fähig ſei, welchen die Überreſte des Alterthums als gleichrelative Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes gegenüberſtehen. Allein die nähere Beſtimmung dieſes Begriffs des Antiken, welcher dem Modernen, oder den Erzeugniſſen der neuern Zeit entgegengeſtellt wird, ſetzt eine genaue Angabe des Umfangs und der Dauer der Kulturperioden, welche wir mit dieſem Begriffe bezeichnen, ſo wie der Urſachen voraus, welche den beſondern Charakter der Bildung, durch welchen wir beide ſcheiden, hervorgebracht haben. Denn ſoll der Begriff des Alterthums einen beſtimmten Abſchnitt der allgemeinen Kulturgeſchichte bezeichnen, ſo muß derſelbe eine Verſchiedenheit der Kultur, durch welche mehrere Völker, bei aller

ſpeciellen Verſchiedenheit unter einander, ſich von den Nationen einer neuern Zeit, die wir als zweite Hauptperiode dem Alterthume gegenüberſtellen, und im Allgemeinen die Zeit der modernen Literatur und Kunſt nennen, abſondern, und wir ſetzen dabei voraus, daß Völker, ſo verſchieden ſie in ihren Werken erſcheinen, dennoch in Hinſicht eines höhern Geſichtspunctes unter einen gemeinſchaftlichen Begriff gefaßt werden können, weil überhaupt die Völker nicht für ſich beſtehen, ſondern zuſammenwirkend ein großes Leben der Menſchheit bilden, das, wie das Reich der Natur, in unzählige größere und kleinere untergeordnete und beigeordnete Sphären bis zu den Individuen herab zerfällt und ſich nach einem feſten Geſetz der Bildung entwickelt, nach deren Entfaltung wir mannichfaltige Perioden anzunehmen berechtigt ſind. Jene Verſchiedenheit nun findet ſich unläugbar in den Werken der vorchriſtlichen und chriſtlichen, d. i. derjenigen Zeit, welche mit der allgemeiner verbreiteten Herrſchaft der chriſtlichen Religionsanſicht dem mit der ſogenannten großen Völkerwanderung eintretenden Verfalle des römiſchen Reichs beginnt. Nun können zwar Werke der alten und neuern Zeit ſich wiederum ſo ähnlich ſein, daß das Alte in die neuere Zeit hinüberſpielt, und umgekehrt (daher ſich auch dieſe Abſchnitte hiſtoriſch nicht genauer beſtimmen laſſen); auch finden, wie im Reiche der Natur, in den Geiſteswerken der Individuen tauſendfältige faſt unmerkliche Übergänge Statt; aber wir reden hier von einem herrſchenden Charakter, welcher dieſe Verſchiedenheit gründet. Fragen wir nun genauer nach dieſer Verſchiedenheit, ſo müſſen wir ſogleich die Urſachen andeuten, welche dieſen beſtimmten Charakter herbeigeführt haben, wodurch zugleich der Begriff des Antiken, ſo viel es die Kürze verſtattet, näher erörtert werden wird. Wir verſtehen aber unter dem Antiken überhaupt und im weiteſten Sinne die Beſchaffenheit der Kultur der vorchriſtlichen Völker unſerer Erde, welche ſich in den Werken der Wiſſenſchaft und Kunſt als herrſchender Charakter derſelben geäußert hat. — Die Kultur des Menſchen, und damit auch die Kultur der Völker und des Menſchengeſchlechts, fängt an mit der Bildung des äußern Sinnes; wir können daher die erſte Periode derſelben die Periode des herrſchenden Sinnes (Sinnesperiode) nennen. Durch die Sinne aber iſt der Menſch in die Natur verſenkt, ſie ſind die unmittelbarſten Berührungspuncte des Geiſtes und der Natur, durch welche auch der Geiſt die Kraft der Natur empfindet, und wir können uns daraus erklären, warum in der erſten Periode das natürliche Princip ſelbſt im menſchlichen Geiſte gleichſam vorwaltet, und eine gewiſſe Oberhand über den Menſchen immer behalten mußte. In dieſer Periode lebte der Menſch anfangs, wie das Kind, noch ungetrennt in und mit der Natur; ſobald er aber mit dem Wachsthume des Verſtandes ſich und ſeine Zwecke von ihr abſonderte, entſtand der Kampf zwiſchen dem Innern und Äußern, und er ſuchte dieſen auszugleichen in der Religion, in welcher ihm wiederum die Macht der Natur als Gottheit erſchien durch Verſöhnung der Natur, Naturdienſt; welcher, weil die Natur als unermeßliche Fülle und Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen ſich ihm offenbarte, auch nothwendig Polytheismus ſein mußte, vielfach geſtaltet, je nachdem die äußere und innere Natur verſchieden war, und die Welt der Einbildungskraft auf jener ſich erbaute; ferner durch die Wiſſenſchaft, welche ſich aus der Naturforſchung erhob und lange Zeit Naturforſchung blieb, und wo ſie, zur höchſten Einheit hinſtrebend, ſich über die vergötterte Natur erhob, größtentheils bei einer bewegenden Kraft, bis den Cauſalzuſammenhang

ſchließen ſollte, bei einer höhern Nothwendigkeit, die man als Fatum über die Götter ſetzte, ſtehen blieb; endlich durch die Kunſt, welche ſich als Naturnachahmung auf mannichfaltigen Stufen wirkſam äußerte. Ja auch in den mehr polyarchiſchen Verfaſſungen zeigte ſich die Herrſchaft des Naturprincips. In dem Leben der Individuen galt die männliche Kraft, und bildete den Herren; daher auch die vorzügliche Hochachtung der Freundſchaft; das Verhältniß der Geſchlechter aber war flüchtig und ungleich, mehr natürlicher als ſittlicher Art, aber durch angeborne Decenz hier und da veredelt. Dieſes halten wir für die Grundzüge des Antiken überhaupt. Was aber die Kunſt insbeſondere, zu welcher dieſe Kulturperiode vorzüglich hinneigte, namentlich die bildende, anlangt, welche mit der Natur in noch näherer Berührung ſteht, und deren Werke man mit dem Ausdrucke Antiken, wie erwähnt worden, vorzüglich bezeichnete, ſo nahm dieſe beſonders den Charakter der Natur in ihrer Fülle und Mannichfaltigkeit, über welcher gleichſam bewußtlos die Einheit waltete, in ſich auf, und die Werke der Alten tragen mithin den Charakter der Naturwerke mehr als die Werke der neuern Zeit. Allein wie verſchieden den Menſchen die Natur durch den Sinn erſchien, ſo verſchieden geſtaltete ſich auch das Leben der Phantaſie, welche auf dieſem begründet iſt, und in dieſer Hinſicht differirt der düſtre, räthſelhafte Charakter des Ägyptiers, den wir in ſeiner Kunſt bemerken, und des tiefſinnigen, in ſich gekehrten Indiers, von dem des heiter außer ſich blickenden Griechen. Blühend war die Phantaſie des Letztern, und in günſtigen Umgebungen der Natur und in bürgerlicher Freiheit auferzogen, konnte er nur das Edelſte der Natur in ſeinem Geiſte ſpiegelnd empfangen und nachbilden. Die Geſtalten und Bilder ſeiner Kunſt erhielten die edlen Nationalzüge ſeines Volks, und keine Nation erreichte in Hinſicht auf die ſinnige Vollendung äußerer Formen, welche zu dem Weſen des Kunſtwerks gehört, dieſe Höhe, ſo daß damit die plaſtiſche Darſtellung ſelbſt in dieſer erſten Kulturperiode und bei dieſem Volke ihre Blüthe erreicht zu haben ſcheint. Denn während andere Völker noch mit dem Material der Darſtellung zu kämpfen hatten, und in ihren Werken ſich nur zu einer rieſenhaften, den Menſchen faſt erdrückenden Größe, oder zu einer dunkeln, räthſelhaften Bedeutſamkeit erheben konnten, vereinigten ſich in der Hand des Griechen alle Vortheile einer ſchon geübten, und von jenen Völkern empfangenen Kunſt, und das Werk der Kunſt ſtand, wie aus dem Schooße der Natur entſprungen, leicht, aus einem Guſſe in gediegener Einfachheit und Ruhe, in der Fülle der Gegenwart lebend, wie ein veredeltes Naturwerk, und in abgeſchloſſener Selbſtſtändigkeit, an den Urheber nicht erinnernd, unabhängig von ihm ſich ſelbſt erklärend (und hierin beſteht ſeine Objectivität), vor dem Auge des Beſchauers da. Mit dieſer Selbſtverläugnung des Künſtlers, welche wir in den Werken der griechiſchen Kunſt bemerken, verbindet ſich eine zarte Bedeutſamkeit, mit welcher der Charakter jedes Dinges in ſcharfen Umriſſen abgebildet (worein man das Plaſtiſche der alten Kunſtwerke ſetzt, weil dieſes vorzüglich der plaſtiſchen Kunſt zukommt), die hervortretende Leidenſchaft aber durch Anmuth (Grazie) gemäßigt iſt, und eine reizende Naivetät, vermöge deren das Werk nicht über ſich ſelbſt redet und reflectirt, oder als Mittel eines außer ihm liegenden Zweckes erſcheint, ſondern mit den Zügen heiterer Kindlichkeit und eines ruhigen Ernſtes, ſelbſt ohne auf Sittlichkeit hinzuwirken, ſeine reinſte Tendenz in ſich ſelbſt, d. i. in der Vollendung ſeiner Form trägt, und bis in ſeine äußerſten Glieder und Formen gediegen und den Geſetzen der Anſchauung gemäß

durchgebildet iſt (Correctheit). So iſt auch die helleniſche Kunſt nicht einſeitige Nachahmung der Natur im Einzelnen, ſondern nach ihrem Geiſte, und erhebt ſich über die einzelne Erſcheinung der Natur durch das Ideale, womit ſie die körperliche Bildung erklärt, und in ihren plaſtiſchen Werken gleichſam den Grundtypus der menſchlichen Bildung und Geſtalt, wie ſie dem ſinnigen Betrachter ein edles Bild menſchlicher Vollendung äußerlich darſtellt (daher redet man insbeſondere von antiken Formen), aufgefaßt hat, oder ihm wenigſtens am nächſten gekommen iſt, und hierin beſteht ſeine (ideale) Wahrheit. Das Ideal in dieſen Werken iſt der Sinn der Natur, und der durchgreifende Charakter derſelben, Verkörperung des Geiſtigen, welche die Einbildungskraft harmoniſch anregt und bewegt, und das Vollendetſte der Natur gleichſam für die Ewigkeit feſtzuhalten ſtrebt. In dieſen Zügen glauben wir das Weſen des Antiken in der helleniſchen Kunſt bezeichnet zu haben. Die römiſche Kunſt aber war eine Nachahmung, und in ihren beſſern Erzeugniſſen gleichſam Nachblüthe der griechiſchen; deren bedeutende Werke in Rom zuſammenfloſſen, modificirt durch den Charakter dieſes kriegeriſch ſtrengen aber weniger bildſamen Volks, und darum wird dieſelbe, in ſo fern ſie an jener Muſterhaftigkeit der Kunſt, welche die Form zu etwas Abſolutem erhob, meiſtens mittelbar Antheil hat, zugleich mit der helleniſchen Kunſt, wie ſchon bemerkt worden, vorzugsweiſe antike Kunſt genannt. Dieſer engere Begriff des Antiken wird aber auch dem Begriffe des Claſſiſchen (des Erleſenen) gleichgeſtellt, in ſo fern man vorzüglich Vollendung der Form in den Werken dieſes Alterthums (daß man daher auch das claſſiſche Alterthum nennt) und einen allgemeiner verbreiteten Schönheitsſinn und reinen Kunſtſinn, der ſich in der Erfindung und Behandlung der Formen offenbarte, hier erblickt, ſo daß die Mittelmäßigkeit in dieſer Sphäre weniger geduldet wurde. Ferner hat man das Weſen des Antiken in dieſem Sinne auch oft mit dem Namen des plaſtiſchen vorzugsweiſe bezeichnen wollen, und beide Begriffe in ſo fern gleichgeſetzt, weil, wie angedeutet worden, durch Religionskultus und herrſchende Naturmiſchung überhaupt unter allen Künſten die plaſtiſche oder bildende Kunſt (im weitern Sinne) vorzüglich begünſtigt war, ja derſelbe Bildungstrieb, der Trieb nach Fülle und Reinheit der Geſtaltung, auch in der Poeſie ſich regte, und ihren Hauptcharakter beſtimmte (daher man auch von einem Plaſtiſchen in der antiken Poeſie redet); und hiernach verſteht man alſo unter Antiken insbeſondere, und im noch engern Sinne Werke der bildenden Kunſt, beſonders der Griechen und Römer. Hiezu würden gehören: die Denkmähler der Baukunſt eben ſowohl als der Bildhauerei im weitern Sinne (Sculptur), und der übrigen zeichnenden Künſte, mithin Gebäude und Trümmer, Statuen, Geräthſchaften, Basreliefs, Münzen, geſchnittene Steine, Gemählde und Moſaiken. Vorzüglich aber und im engſten Sinne, theils weil der Menſch überall als Mittelpunct ſeiner Darſtellungen ſich anſieht, und überall zuerſt zu dem Lebendigen hingezogen wird, theils wegen ihres hervorragenden Kunſtwerthes, werden die umfaſſenden Vorſtellungen des Lebendigen (hauptſächlich des Menſchen) durch die bildende Kunſt (Bildekunſt) im engern Sinne (auf die Mahlerei der Alten, welche uns weniger bekannt iſt, und auch der Natur der Sache nach nicht dieſelbe Höhe mit der bildenden Kunſt erreicht zu haben ſcheint, wird hierbei weniger geſehen) Antiken genannt, nämlich die Statuen, Basreliefs und Moſaiken, und die Sammlungen derſelben Antikengallerien, Antikenſammlungen. Von dieſen Antiken im engſten Sinne ſondert man die kleinen Darſtellungen, Nebenwerke

und unbedeutendern Überreſte der alten, beſonders griechiſchen und römiſchen Kunſt, unter dem italieniſchen Namen Anticaglien (anticaglie) ab, für welche man auch beſondere Sammlungen, z. B. Münzcabinette, Daktyliotheken u. ſ. w. errichtete. Übrigens ſetzt man den Anfang der griechiſchen Kunſt, und mithin der Antike in jenem weitern Sinne (denn das Ende iſt oben im Allgemeinen bezeichnet worden) in das Zeitalter des Homers (ſ. Böttigers Andeutungen, S. 44 und 45), weil bis dahin wenigſtens unſere Beſchreibungen reichen. Unter allen Antiken im engſten Sinne aber ragen die idealiſchen Geſtalten eines Apollo von Belvedere, der mediceiſchen Venus, der Torſo des Herkules, Laokoon und der ſogenannte Borgheſiſche Fechter, als die bewundertſten hervor, und müſſen wegen der Reinheit der Formen und des edeln Ausdrucks ſtets als Muſterwerke betrachtet, und dem ſinnigen Studium der Künſtler empfohlen werden. Näher macht man ſich ihnen bekannt durch die Archäologie (ſ. dieſ. Art.). — Übrigens wird der Begriff des Antiken noch deutlicher durch den Gegenſatz des Modernen (ſ. dieſ. Art.) erläutert. T.

Antillen nennt man die große Inſelgruppe (die zahlreichſte unter allen bis jetzt bekannten), die im mexikaniſchen Archipel, unweit der Küſte der ſpaniſchen Provinz Yucatan anfängt, und in einer bogenförmigen Kette faſt bis an die Mündung des Oronoco in Guiana ſich erſtreckt. Man begreift ſie gewöhnlich, zugleich mit den Bahama-Inſeln (ſ. d. Art.) unter dem Namen Weſt-Indien im engern Sinne. Sie werden in die großen und kleinen Antillen getheilt. Der erſten ſind vier, Cuba, Jamaica, St. Domingo, jetzt Hayti (ehemals Hiſpaniola) und Portorico. Die kleinen, deren eine ſehr große Anzahl iſt, und die nach ihren frühern Bewohnern, den Caraiben, auch die caraibiſchen Inſeln heißen, werden, ihrer Lage nach, in die Inſeln im Winde und unter dem Winde unterſchieden. Jene, zu denen Martinique und Guadeloupe nebſt vielen andern gehören, liegen näher nach Morgen zu, und erhalten den Oſtwind, der den größten Theil des Jahrs hindurch in dieſen Gegenden herrſcht, am erſten; die Inſeln unter dem Winde (la Trinidad, Curaçao u. a.) ſind diejenigen, zu welchen, ihrer Lage nach, dieſer Oſtwind am ſpäteſten kommt. Viele dieſer Inſeln enthalten Gebirge; einige ſind blos nackende Felſen, und daher gar nicht angebauet; mehrere ſind vulkaniſchen Urſprungs, und die Vermuthung iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß ſie in den älteſten Zeiten Theile des feſten Landes ausgemacht und durch irgend eine große Revolution ihre dermalige Geſtalt erhalten haben. Dieſe Inſeln gehören zu der heißen Zone; die große Hitze wird jedoch durch die Seewinde abgekühlt. Das Klima iſt beſonders den Europäern, die dahin kommen, gefährlich, ſie werden faſt ohne Ausnahme von Fiebern befallen, die leicht tödtlich werden. Zu den phyſiſchen Übeln dieſer Inſeln gehören auch öftere Erdbeben und beſonders Orkane, die gewöhnlich vom Juli bis zum October da herrſchen, und bisweilen mit nicht zu beſchreibender Wuth die größten Verwüſtungen anrichten. Dagegen iſt die Fruchtbarkeit der meiſten dieſer Inſeln ſehr groß, ſie bringen eine Menge verſchiedener Producte, beſonders Pflanzengewächſe, hervor. Die vorzüglichſten darunter ſind: Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Indigo, viele Gewürze und Südfrüchte. Die Bevölkerung ſämmtlicher Inſeln, deren ganzen Flächeninhalt man gegen 4500 Quadratmeilen ſchätzt, wird zu 1,460,000 Einwohner angegeben, von denen die Neger weit über eine Million ausmachen. Von den erſten Einwohnern, den Caraiben, welche die Spanier bei ihrer Ankunft auf

dieſen Inſeln fanden, ſind nur noch wenige Reſte übrig. Die Spanier vernachläſſigten dieſe von ihnen zuerſt entdeckten Inſeln, weil ſie nicht viel edle Metalle da fanden, daher ließen ſich bald Franzoſen und Engländer auf verſchiednen derſelben nieder. Der Handel, den die Europäer dahin treiben, iſt von der größten Wichtigkeit.

Antimonium, ſ. Spießglas.

Antinomie heißt in der kritiſchen Philoſophie ein Widerſtreit der Geſetze der reinen Vernunft, welcher ſich zeigt bei Anwendung ihrer ſubjectiven Idee vom Unbedingten und ihres Geſetzes, das vom gegebenen Bedingten auf das Unbedingte ſchließt, auf die Sinnenwelt, indem ſie dabei entweder etwas annehmen muß, was die grenzenloſen Foderungen der Vernunft nicht befriedigt, als Weltanfang, Weltgrenze, Freiheit oder etwas dem Verſtande Unerreichbares, als Weltewigkeit und Grenzenloſigkeit, Wirkungen ohne eine letzte Urſache und eine unendliche Reihe zufälliger Dinge. Daß dieſer Widerſpruch nicht in den Geſetzen der Vernunft ſelbſt liegt, thut Kant dar, einmal durch den transſcendentalen Idealismus, wornach die Sinnenwelt kein gegebenes Ganzes iſt, und nichts zu ihr gehört, als was wir wirklich erfahren und nach Verſtandesgeſetzen in einer möglichen Erfahrung denken können; dann durch Berichtigung der Begriffe über die Beſtimmung der Vernunft und ihrer Grundſätze, welche nicht das Daſein und die Beſchaffenheit der Gegenſtände, ſondern nur unſere Unterſuchung derſelben beſtimmen, d. h. ins Unendliche erweitern ſollen.

Antinous, ein junger Bithynier, den Hadrians an Wahnſinn grenzende Liebe für die Kunſt verewigt hat. Ob er in dem Glauben, Hadrian, den er auf ſeinen Reiſen begleitete, dadurch das Leben zu erhalten, oder ob er, müde ſeiner Beſtimmung, ſich in den Nil geſtürzt habe, läßt ſich nicht beſtimmen. Hadrian aber fand bei ſeinem Tode kein Maß ſeines Schmerzes. Nicht zufrieden, daß er ein Geſtirn in der Milchſtraße ſah, welches noch heute des Antinous Namen führt, ließ er auch auf der Erde ſein Andenken verewigen, Tempel für ihn errichten, Städte nach ſeinem Namen benennen, und ihn durch das ganze Reich gleich einem Gott verehren. Daher wurde denn auch ſein Bild von der Kunſt auf alle Weiſe dargeſtellt und vervielfältigt. Mehrere dieſer Abbildungen ſind auf unſere Zeiten gekommen, und gehören zum Theil zu den ſchönſten Werken der Kunſt, die wir aus dem Alterthum haben. Dahin gehören namentlich die Statue des Antinous von Belvedere, auf dem Vatican, gefunden in den Bädern Hadrians, und des Antinous auf dem Campidoglio, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli. Aber gerade über dieſe Statuen ſind die Archäologen ſehr verſchiedener Meinung, und viele wollen ſie nicht für Abbildungen des Antinous gelten laſſen, ſondern erkennen die charakteriſtiſchen Kennzeichen anderer Heroen oder Götter darin. Dieſer Streit iſt ſchwer zu entſcheiden, da die Künſtler, welche den Antinous als Gott bildeten, dazu Götterideale wählten, denen ſie die Individualität des Antinous gaben, wodurch denn die Merkmahle vermiſcht wurden. Die vaticaniſche Statue iſt wahrſcheinlich kein Antinous, ſondern ein Hermes, die capitoliniſche aber ein Hermes = Antinous. — „In allen Abbildungen,“ ſagt Winckelmann vom Antinous, „hat ſein Geſicht etwas Melancholiſches, ſeine Augen ſind immer groß mit einem guten Contour, ſein Profil iſt ſanft abwärts gehend, und in ſeinem Munde und Kinn iſt etwas ausgedrückt, das wahrhaft ſchön iſt.“ (Vergl. Levezow, über den Antinous, dargeſtellt in Kunſtdenkmählern des Alterthums. Berlin 1808.)

Antiochia. So hießen mehrere Städte im Alterthum. Die berühmteſte dieſes Namens iſt die Reſidenz der ſyriſchen Könige, der Seleuciden, in Aſien, am Orontes. Sie war eine der anſehnlichſten Städte und eine Pflegerin der Wiſſenſchaften. Späterhin war ſie der Sitz des römiſchen Statthalters und des Patriarchen von Aſien. Ein anderes Antiochia (ad Pisidiam) lag in Großphrygien, wurde von den Römern zu einer Colonie gemacht, und war vorzüglich berühmt durch einen Tempel der Luna.

Antiochus, ein Name mehrerer ſyriſchen Könige, der in der Geſchichte der Römer große Epoche macht. Der erſte, der unter dieſem Namen bekannt wurde, ein Macedonier und Feldherr des Königs Philipp, erzeugte mit ſeiner Gemahlin Laodice den berühmten Seleucus (ſ. d.). Der Sohn von dieſem, Antiochus Soter, führte mehrere, wiewohl nicht ganz glückliche Kriege, und iſt noch wegen der Liebe zu ſeiner Stiefmutter Stratonica berühmt; eine Liebe, die er zwar zu bekämpfen ſuchte, die ihn aber in eine tödtliche Krankheit ſtürzte, bis der königliche Leibarzt Eraſiſtratus den Grund derſelben wahrnahm, und dieſen dem Vater entdeckte, welcher darauf, aus großer Liebe zu ſeinem einzigen Sohne, ihm in einer feierlichen Verſammlung ſeine junge und ſchöne Gemahlin abtrat. — Einer ſeiner Nachkommen war Antiochus der Große, der ſeinem Bruder Seleucus Ceraunus als König von Syrien im J. 224 v. Chr. in der Regierung folgte. Er züchtigte den Molo, Statthalter von Medien, ſchlug den Ptolemäus Philopator, der ihm Syrien ganz überlaſſen mußte, führte nicht minder glückliche Kriege gegen die Parther, bis er endlich auch mit den Römern anband, und zu dem berühmten antiochiſchen Kriege Anlaß gab, zu dem er, in Vereinigung mit Hannibal, große Zurüſtungen machte; allein da er wenig in die Plane dieſes Feldherrn eindrang, und blos eine Armee nach Griechenland ſchickte, die äußerſt unthätig blieb, wurde er zuerſt bei Thermopylä, dann mehreremale zur See geſchlagen, wodurch er den Muth ſo ſehr verlor, daß er den Römern nicht einmal den Übergang nach Kleinaſien ſtreitig machte, wo ſie den berühmten Sieg bei Magneſia erfochten, die ſyriſche Armee gänzlich zerſtreuten und den Antiochus zu dem ſchimpflichſten Frieden nöthigten. — Er lebte nun in Ruhe, bis er zuletzt, da er aus dem Tempel des Jupiter Elymäus den Schatz entführen wollte, mit allen ſeinen Leuten erſchlagen wurde. — Sein zweiter Sohn Antiochus Ephiphanes (derſelbe, welcher in der Geſchichte der Maccabäer als der ärgſte Tyrann gegen die Juden aufgeführt wird) griff den ägyptiſchen König Ptolemäus Philopator an, belagerte Alexandrien, das er aber nach einiger Zeit, ſo wie ganz Ägypten, verließ, da ſich die Römer hauptſächlich des Ptolemäus annahmen. Und ſo folgten noch mehrere ſyriſche Könige unter dem Namen Antiochus, jederzeit mit verſchiedenen Beinamen, bis endlich Antiochus Aſiaticus vom Pompejus vertrieben und Syrien zur römiſchen Provinz gemacht wurde (vergl. Syrien).

Antiope, Tochter des Königs Nykteus von Theben, nach Homer aber des Aſopusfluſſes, berühmt durch ganz Griechenland, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit. Epopeus, König von Sicyum, entführte und heirathete ſie; Lykus aber, des Nykteus Nachfolger, welcher dieſem verſprochen hatte, ihn an ſeiner Tochter zu rächen, erſchlug den Epopeus, und führte die Antiope gefangen nach Theben, wo er ſie ſeiner Gemahlin Dirce übergab, von der ſie auf das grauſamſte gemißhandelt wurde. Es gelang jedoch Antiopen zu entrinnen, und

ſich durch ihre Söhne gerächt zu ſehen. — Sie rühmte ſich, aus der Umarmung des Jupiters den Zethus und Amphion geboren zu haben. Übrigens wird ihre Geſchichte ſehr verſchieden erzählt.

Antipater, ein Feldherr und vertrauter Freund Philipps von Macedonien, den Alexander, als er mit ſeinem Heere nach Aſien zog, als Statthalter über Macedonien zurück ließ. Wiewohl er dieſen Poſten rühmlich verwaltete, indem er den aufrühreriſchen Statthalter von Thrazien, Memnon, zum Gehorſam zwang und die nach Unabhängigkeit ſtrebenden Spartaner nach einem harten Kampfe überwand, ſo gelang es doch der Olympias, ihn dem Alexander verdächtig zu machen. Dieſer rief den Antipater zu ſich nach Aſien, und ernannte den Kraterus zum Statthalter von Macedonien. Aber Alexander ſtarb, noch ehe dieſe Veränderung ins Werk gerichtet worden, und Antipater behielt zu ſeinem Antheil Macedonien und Griechenland, und wurde zum Vormunde des Kindes ernannt, mit welchem Roxane ſchwanger ging. Bald darauf hatte er einen Kampf mit dem ganzen verbündeten Griechenland zu beſtehen; anfangs war er unglücklich, als aber Leonatus und Kraterus ihm zu Hülfe gekommen waren, unterwarfen ſich die Griechen aufs neue. Dieſem Kriege folgte ein anderer mit Perdikkas, der ebenfalls glücklich geendigt wurde. Antipater ſtarb 317 v. Chr. Geb. in einem hohen Alter, nachdem er dem Polyſperchon die Vormundſchaft des jungen Königs anvertraut hatte. Die Beſchuldigung, daß Antipater den Alexander habe vergiften laſſen, iſt völlig ohne Grund.

Antipathie iſt der unwillkürlich in uns entſtehende Widerwille gegen eine Perſon, welcher darin ſeinen Grund hat, daß wir von ihrem uns mißfälligen Äußern auf ihren innern Gehalt ſchließen. Gewöhnlich iſt unſer Urtheil dabei dunkel und verworren, und oft ſind wir ſelbſt nicht in der Folge im Stande, daſſelbe auf deutliche Begriffe zurückzuführen. Außer dieſer, einer Eingebung ähnlichen, Antipathie giebt es aber noch eine andere, welche ſich auf Erfahrungen ſtützt, die der aufmerkſame Beobachter in ſeinem Umgange und Verkehr mit den Menſchen macht, und durch die er ſich die Fertigkeit erwirbt, richtigere Gefühle bei dem Anblick eines Menſchen in ſich hervorzurufen. Dieſe beruhen auf den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit. Je öfter ein Fall wahrgenommen worden, je häufiger er zugetroffen iſt; deſto größer wird die vernünftige Erwartung, daß er auch diesmal zutreffen werde. Die Seele wird gewiſſermaßen ſichtbar im Körper. Die einheimiſchen Leidenſchaften laſſen in demſelben gewiſſe Spuren zurück, welche ſich unwillkürlich zeigen, und die herrſchende Denk- und Handelsweiſe eines Menſchen verrathen. Sind nun gewiſſe äußere Zeichen mehrmals oder vereint mit einer uns widerſtrebenden Natur beobachtet worden, ſo erwecken ſie bei ihrer jedesmaligen neuen Erſcheinung das Gefühl der Antipathie. Die Antipathie gegen Thiere und lebloſe Gegenſtände entſteht theils auf ähnliche Weiſe und aus ähnlichen Gründen, wie gegen Menſchen, theils aber aus gewiſſen Eigenſchaften, z. B. Ausdünſtung u. dgl., die ein einzelner, vermöge der eigenthümlichen Organiſation ſeines Körpers, nicht ertragen kann. Räſonnement und allmählige Angewöhnung können in vielen Fällen Antipathien der Art ſchwächen und überwinden, nicht ſelten aber bleiben auch alle Mittel fruchtlos, und man darf ſie überhaupt nur mit Vorſicht anwenden, da wir den Grund einer Antipathie oft gar nicht, oft nur dunkel und unſicher ahnen können.

Antiphlogiſtiſche Chemie, ſ. Chemie.

Antiphonie heißt der Gegengeſang, und wird beſonders in der katholiſchen Kirche derjenige Spruch genannt, welcher erſt von einem einzelnen Sänger angeſtimmt, und dann, wenn der darauf folgende Pſalm von zwei Chören wechſelsweiſe abgeſungen worden, vom ganzen Chor wiederholt wird. Daher heißt auch Antiphonarium oder Antiphonale dasjenige große lateiniſche Geſangbuch, woraus die Canonici und andere Geiſtlichen die Antiphonas und auch andere Hymnen, Collecten ꝛc. abſingen.

Antiphraſis, eine Wortfigur, vermöge welcher man etwas von dem benennt, was es nicht iſt. So z. B. ſoll der Name Parzen von parcere, ſchonen, abgeleitet ſein, ob ſie gleich nichts weniger als ſchonend ſind.

Antipoden, ſ. Gegenfüßler.

Antiqua. Mit dieſem Worte bezeichnen die Buchdrucker und Schriftgießer die Schrift, die man gemeinhin die lateiniſche nennt.

Antiquare nennt man einmal diejenigen Gelehrten, welche ſich mit dem Studium der Antiquitäten beſchäftigen, dann auch diejenigen, welche ausſchließlich mit ältern und gebundenen Büchern handeln. In frühern Zeiten hielten die Buchhandlungen zugleich ein ſtarkes Sortiment alter Bücher, wovon das der Elzeviere und Waesberge zu Leyden und Amſterdam, und von Fritſch, Gleditſch und Weidmann zu Leipzig am bekannteſten war, und noch jetzt herrſcht dieſe Sitte in allen außerhalb Deutſchland gelegenen Ländern, weßhalb auch daſelbſt die eigentlichen Antiquare (in Frankreich Bouquinistes genannt) eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen. In London findet man bei Longman und Lackington, in Paris bei Renouard, in Madrid bei Sancha, in Florenz bei Molini, in Utrecht bei Wild und Altheer und in Leyden bei Luchtmans die vollſtändigſten Lager. Nur in Deutſchland, wo ſich der Buchhandel am reinſten und regelmäßigſten ausgebildet hat, haben die eigentlichen Buchhändler den Vertrieb älterer Bücher den Antiquaren überlaſſen, von denen Weigel in Leipzig, Menſel in Coburg, Häßler in Hamburg, und ehemals Jacobi in Berlin unter die bekannteſten gehören. A—s.

Antiquitäten, ſ. Alterthümer.

Antiſpaſt, ſ. Rhythmus.

Antiſthenes, der Stifter der cyniſchen Secte, war zu Athen in der 89. Olympiade geboren. In der Jugend genoß er den Unterricht des Sophiſten Gorgias, und trieb einige Zeit das Geſchäft eines Rhetors; aber nachdem er Sokrates gehört hatte, entſagte er bald dem eiteln Schmuck der Beredſamkeit, um ſich ganz dem Studium der Philoſophie zu widmen. Aus Sokrates Lehren ſchöpfte er jenen Enthuſiasmus für die Tugend, und jenen gewaltigen Haß gegen das Laſter, wodurch ſich die von ihm geſtiftete Schule auszeichnete. Antiſthenes, der von Sokrates gelernt hatte, daß das Glück in der Tugend beſtehe, ſetzte dieſe Tugend in die Verachtung von Reichthum, Würden, Gelehrſamkeit, Wolluſt. Er wollte Geiſt und Körper auf das ſtrenge Bedürfniß beſchränken, und trug daher kein Bedenken, öffentlich wie ein Bettler, einen Querſack auf dem Rücken und einen Stock in der Hand, zu erſcheinen. Sokrates aber erkannte den wahren Zweck dieſes auffallenden Betragens. „Ich ſehe," ſagte er zu ihm, „deine Eitelkeit aus den Löchern deines Mantels hervorſcheinen." Man muß indeß gerecht ſein; wenn Diogenes durch die Feſtigkeit und Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, und durch die Originalität ſeiner Ausdrücke die ſpätern Cyniker um vieles übertraf, ſo wußte Anti-

ſthenes ſich mit mehr Würde zu betragen; er war unveränderlich ein tugendhafter Bürger. Er wagte zuerſt, die beiden Ankläger des Sokrates zu verfolgen, und ward Urſach, daß der eine verbannt, der andere mit dem Tode beſtraft wurde; eine Angabe, die jedoch Barthelemy in Zweifel zieht. Er war von angenehmem Umgang, und Xenophon ſpricht in ſeinem Gaſtmahle zu ſeinem Lobe. Nach Sokrates Tode ließ er ſich im Cynoſarges, einem Gymnaſium Athens, nieder, und man behauptet, daß von dieſem Orte die Schule ihren Namen erhalten. Antiſthenes Sinnſprüche ſind bekannt. Er hatte viele Werke geſchrieben, die aber ſämmtlich verloren gegangen ſind; denn die unter ſeinem Namen vorhandenen ſind wahrſcheinlich unecht. Er war des Diogenes Lehrer. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt.

Antitheſe, der Gegenſatz; eine Redefigur, welche einem Gedanken durch die Verbindung von Verſchiedenheiten Licht und Glanz zu verſchaffen ſucht. Dieſe Figur iſt oft von großer Wirkung, darf aber nicht zu häufig gebraucht werden, weil man ſonſt in das Geſuchte fällt. Eine glückliche Antitheſe iſt es z. B., wenn Leſſing in der Recenſion eines Buchs ſagt: „dieſes Buch enthält viel Gutes und viel Neues — nur Schade, daß das Gute nicht neu, und das Neue nicht gut iſt!"

Antitrinitarier werden alle die Irrlehrer und Secten genannt, welche die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit, wie ſie das Nicäniſche und Athanaſiſche Symbolum aufſtellt, nicht annehmen wollen, und entweder den Sohn und den heil. Geiſt in der Gottheit dem Vater ſubordiniren, oder Chriſtum ſchlechthin für einen Menſchen und den heil. Geiſt für eine willkürliche Perſonification der göttlichen Geiſteskraft erklären. In den frühern Perioden der chriſtlichen Kirche waren die Parteien, die dergleichen behaupteten, ſehr zahlreich; beſonders die Arianer, Sabellianer, Pneumatomachen gehören unter dieſe Rubrik. Der Name Antitrinitarier kam aber erſt ſeit dem 16. Jahrh. auf und wurde den Socinianern oder Unitariern, den Remonſtranten nach dem Lehrbegriffe des Espiskopius (ſtarb 1643), und einer Menge einzelner Theologen beigelegt, welche die obigen Behauptung in ihren Schriften gewagt hatten. Als Gegner einer Grundlehre des Chriſtenthums wollte man die Antitrinitanier nicht für Chriſten anerkennen und in chriſtlichen Staaten dulden; der ſpaniſche Proteſtant Miguel Servetus wurde dieſer Ketzerei wegen auf Calvins Betrieb 1553 zu Genf verbrannt, und ſelbſt die toleranten Könige von England erließen die ſtrengſten Edicte wider ſie. Gleichwohl bildete ein engliſcher Geiſtlicher, Theophilus Lindſey 1774 zu London und ein Kaufmann William Chriſtie zu Montroſe in Schottland unitariſche Gemeinden, welche ſich durch Kultus und Liturgie von der herrſchenden Kirche abſonderten. Über andere noch beſtehende Gemeinden dieſes Glaubens ſ. d. Art. Unitarier. E.

Antoinette (mit ihrem ganzen Namen Marie Antoinette Joſephe Jeanne) von Lothringen, Erzherzogin von Öſterreich und Königin von Frankreich, geboren zu Wien den 2. Nov. 1755, war die Tochter Kaiſer Franz I. und Marie Thereſiens. Sie empfing eine ſorgfältige Erziehung, welche ſie benutzte, um mannichfaltige Kenntniſſe zu erwerben. Die Natur hatte ihr Anmuth und Schönheit verliehen. Groß, ſchön gewachſen, mit einer glänzenden Haut und einer bezaubernden Miene, feſſelte ſie den Hof ihrer Mutter, als ſie ihn verließ, um ſich mit dem Dauphin von Frankreich,

nachmaligem Ludwig XVI., zu vermählen. Choiſeul hatte die Idee dieſer Verbindung gefaßt, und unterhandelte deßhalb, und ſtets hat Marie Antoinette ihn gegen ſeine Feinde vertheidigt, und mehrmals, wiewohl vergebens, ſich bemüht, ihn ins Miniſterium zurückzurufen. Die junge Erzherzogin kam in den erſten Tagen des Mai 1770 in Straßburg an. Ihre Reiſe von da bis Paris glich einem Triumphzuge. Nicht minder glänzend und ſchmeichelhaft war ihr Empfang am Hofe Ludwigs XV. Am 16. Mai vermählte ſie ſich mit dem unglücklichen Fürſten, deſſen Mißgeſchick ſie erleichtern und theilen ſollte. Diejenigen, die an Vorzeichen glaubten, konnten dergleichen bei dieſer Feier wahrnehmen. Der Himmel bedeckte ſich unmittelbar nach der Trauungsceremonie mit ſchwarzen Wolken, und zwei von Donner und Blitzen begleitete Ungewitter hinderten zu Paris und Verſailles das Volk, das Feuerwerk und die Illuminationen zu genießen. Die Straßen waren leer und dichte Finſterniß lag über Frankreich. Auch das Feſt, welches am 30. deſſelben Monats die Stadt Paris gab, ward durch ein ſchreckliches Ereigniß bezeichnet, indem durch die übel gewählten Anſtalten mehr als 1200 Zuſchauer umkamen. Die Dauphine, voll Verzweiflung darüber und mit ihrem Gemahl im Wohlthun wetteifernd, ſchickte dem Polizeilieutenant alles Geld, das ſie hatte. Eine Menge anderer Handlungen der Großmuth und der Wohlthätigkeit übte ſie als Dauphine aus, von denen wir gern einige glänzende Beiſpiele anführten, wenn die Beſchränktheit des Raums uns nicht daran verhinderte. Als ſie den Thron beſtieg, ſah man ſie das Beiſpiel Ludwigs XII. nachahmen. Ein Gardeoffizier, der ihr früher mißfallen hatte, nahm ſeinen Abſchied; ſobald die Königin davon hörte, ließ ſie ihm ſagen, er möchte auf ſeinem Poſten bleiben und das Vergangene vergeſſen; die Königin räche nicht den Unwillen der Dauphine. — Auch als Königin fuhr ſie fort, durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen; beſonders unterſtützte ſie in dem ſchrecklichen Winter von 1788 auf die thätigſte Weiſe die Nothleidenden. Aber auch um dieſe Zeit fing die Verleumdung an, auf die Sitten und den Charakter Antoinettens ein nachtheiliges Licht zu verbreiten. Sie ward in Flugſchriften angeklagt, daß ſie Intriguen auf Intriguen anſpinne; aber wenn auch die Geſchichte dieſe Beſchuldigungen, von denen keine je erwieſen worden, und viele ſchon an ſich unwahrſcheinlich ſind, verwerfen muß, ſo iſt es doch Pflicht der Wahrheit, einzugeſtehen, daß die Königin Anlaß dazu gab. Eine große Beweglichkeit der Phantaſie gab ihr oft den Schein des Leichtſinns und zuweilen der Verſtellung; eine angeborne Unruhe verleitete ſie zur Veränderung, zu neuen Moden, zu ſtetem Wechſel der Luſtbarkeiten. Große Summen wurden dadurch nützlichern Zwecken entzogen. Aber noch nachtheiliger für ſie war es, daß ſie ihre Würde und ihr Anſehn beeinträchtigte, indem ſie ſich der Strenge der Etikette entzog. Der erſte Tadel, den man ihr darüber machte, ward von ihr übel empfunden; und da ſie ihre Empfindlichkeit äußerte, bemühten ſich ihre Feinde zu verbreiten, daß ſie im Herzen eine Öſterreicherin geblieben und eine geborne Feindin der Franzoſen ſei, deren Glück ſie nimmermehr machen könne. Ein Ereigniß außerordentlicher Art gab ihnen neuen Stoff zu Beſchuldigungen und Verleumdungen, indem es den Namen der Königin in einen höchſt ſchändlichen Prozeß compromittirte. Zwei Goldſchmiede foderten die Zahlung eines enormen Preiſes für ein Halsband, das auf der Königin Namen gekauft worden war. Es ward bewieſen, daß Marie Antoinette ſie nicht kenne

und nie den Kauf befohlen habe; aber eine Dame von ihrem Wuchs und ihrer Haltung hatte die Frechheit gehabt, ſie vorzuſtellen, und um Mitternacht im Park von Verſailles einem Cardinal ein Rendezvous zu geben. Die Unterſuchung und Beſtrafung dieſes Frevels wurde durch einen eignen Befehl verboten (ſ. La Motte und Rohan). Dieſer Vorfall warf einen Schatten auf das Betragen der Königin und mußte ihre Tage vergiften. Als Calonne angekündigt hatte, daß in den Finanzen des Staats ein bedeutender Ausfall ſei, gab man die Schuld davon blindlings der Verſchwendung der Königin. Man ſchlug endlich vor, da die Schulden täglich zunahmen, und der Credit immer mehr ſank, die Stände des Reichs zuſammenzuberufen. Dieſe Maßregel ging durch. Die Königin wohnte, einfach gekleidet, der feierlichen Eröffnung der erſten Sitzung bei; aber von dem Augenblicke an war ihre Heiterkeit verloren. Unaufhörlich wiederholte ſie: „Wenn nur der König Ruhe und Achtung behält; ich werde ſtets glücklich ſein durch ſein Glück.“ Bald folgten Ereigniſſe, die ihren Muth auf die Probe ſetzten. Am 6. Oct. ertönte zu Verſailles die Luft von den wüthendſten Drohungen gegen die Königin; ſie aber blieb mit mütterlicher Sorgfalt um ihre Kinder beſchäftigt. Mitten in der Nacht ſchrieb ihr ein Geiſtlicher: „Nehmen ſie Maßregeln; morgen früh um 6 Uhr ſollen ſie ermordet werden.“ Sie behielt ihre Ruhe und verheimlichte das Billet. Bald darauf wurden die Schloßthore zertrümmert, die Garden umgebracht; Wehklagen und Drohungen erſchallen von allen Seiten. Mit dem Anbruch des Tages dringen die Wüthenden in das Zimmer der Königin und zwingen ſie, ſich zum König zu flüchten. Indeß dauern die Mordſcenen fort. Ihnen Einhalt zu thun, zeigen ſich der König und die Königin, ihre beiden Kinder an der Hand, auf dem Balcon. Dieſer Anblick macht einen augenblicklichen Eindruck auf die raſenden Gemüther; bald aber ertönt der allgemeine fürchterliche Ruf: „Nicht die Kinder, die Königin allein!“ — Sie führt augenblicklich ihren Sohn und ihre Tochter in die Arme des Königs, und kehrt auf den Balcon zurück, entſchloſſen, ihr Haupt dem Todesſtreiche darzubieten. Allein die Menge fühlte ſich durch dieſen unerwarteten Muth erſchüttert und den Drohungen folgte Beifallgeſchrei. An demſelben Tage mußte Marie Antoinette auf dem ſechsſtündigen Wege nach Paris das entſetzlichſte Schauſpiel ertragen. Vor ihrem Wagen trug man auf zwei Piken die Köpfe zweier Gardiſten; trunkene und bluttriefende Furien umringten ſie mit den ſchrecklichſten Verwünſchungen. Als ſie durch Abgeordnete des Gerichts, welches die Schuldigen verfolgen und beſtrafen wollte, über das Vorgefallene befragt wurde, antwortete ſie: „Ich werde nie die Anklägerin eines Unterthanen des Königs ſein;“ und auf eine wiederholte Anfrage: „Ich habe alles geſehn, alles gehört und alles vergeſſen.“ In den erſten Monaten nach ihrer Ankunft wandte ſie 300,000 Livres an, um die von armen Leuten auf dem Leihhauſe verſetzten Kleider einzulöſen; aber ihre Wohlthaten konnten die Gährung der gegen ſie erbitterten Gemüther nicht beruhigen. Als Ludwig XVI. zu fliehen beſchloß, folgte ſie ihrem Gemahl, obgleich ſie richtig ahnend das Mißlingen vorausſah. Als ſie von Varennes in die Tuilerien zurückgebracht worden, antwortete ſie den Commiſſarien, die ihre Erklärung foderten: „Da der König mit ſeinen Kindern abzureiſen wünſchte, würde nichts in der Welt mich haben hindern können, ihm zu folgen. Ich habe ſeit zwei Jahren genugſam bewieſen, daß ich ihn nie verlaſſen werde. Was mich noch mehr dazu beſtimmte, war

die feſte Überzeugung, daß der König Frankreich nie verlaſſen wollte; hätte er es gewünſcht, ſo würde ich alles angewandt haben, es zu verhindern.“ Dieſem Sturm folgte ein Augenblick der Ruhe, indeß kamen der 20. Juni und der 10. Aug. 1792. An dem letzten dieſer Tage wandte die Königin, entſchloſſen zu ſterben, das äußerſte an, um ihren Gemahl zu dem Entſchluß zu bewegen, mit den Waffen in der Hand dem Tode entgegen zu gehen; mit ihm in die Nationalverſammlung geführt, hörte ſie hier die Entſetzung des Königs ausſprechen, ſeine Richter ernennen, und folgte ihm in den Tempel. Man hatte keiner ihrer Frauen erlaubt, ſie zu begleiten. Hier bewohnte ſie mit ihrer Tochter und der Prinzeſſin Eliſabeth das einzige Zimmer, das einen Ofen hatte. Dichte Eiſengitter verwahrten die Fenſter, die nur ein mattes Licht hineinfallen ließen. In dieſem traurigen Aufenthalt zeigte Marie Antoinette die ganze Stärke ihres Charakters. Stets ruhig im Kreiſe der Ihrigen, flößte ſie ihnen Entſagung und Nichtachtung der Kränkungen und Leiden ein. Als Ludwig XVI. ihr ſagte, daß er verurtheilt ſei, wünſchte ſie ihm Glück zu dem Ende eines ſo qualvollen Daſeins, und zu dem unvergänglichen Lohn, der es krönen ſolle. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte ſie an den Convent nur die Bitte um Trauerkleider, welche ſie bis an das Ende ihres Lebens trug. Am 4. Juli 1793 ward ſie von ihrem Sohne getrennt. Sie fühlte, daß dieſe Trennung auf immer ſei, nichts deſto weniger ertrug ſie ſie mit Standhaftigkeit. Am nächſten 5. Aug. wird ſie in der Mitte der Nacht in die Conciergerie gebracht. Das untere Gemach, welches den Namen Rathszimmer führt, und dunkel und feucht iſt, wurde hier ihr letzter Aufenthalt. Am 3. Oct. verordnete der Convent, daß ſie vor Gericht geſtellt werden ſolle. In der Anklage wurde ſie beſchuldigt, die Finanzen verſchwendet, den öffentlichen Schatz erſchöpft, Summen daraus dem Kaiſer gegeben, mit den auswärtigen Feinden correſpondirt und die innern Unruhen begünſtigt zu haben. Aber ungeachtet der Menge von Zeugen, welche man abhörte, konnte man nicht den geringſten Beweis gegen ſie führen, und mit Recht rief ihr Vertheidiger, Chaveau-Lagarde: „Was mich einzig in Verlegenheit ſetzt, iſt nicht, Antworten, ſondern nur einzige ſcheinbare Anklage zu finden.“ Bailly, damals Maire von Paris, der zum Zeugen aufgerufen wurde, hatte den Muth, die Königin geradezu in Schutz zu nehmen, und ihren blutdürſtigen Ankläger Fouquier-Tinville bitter zu tadeln, ſeine Anklage auf ſo offenbar falſche und verleumderiſche Facta gegründet zu haben. Die Königin ſelbſt antwortete auf alle Fragen mit Feſtigkeit und Beſtimmtheit. Auf Heberts ſchändliche Beſchuldigung, daß ſie ihren eignen Sohn verführt habe, antwortete ſie mit Indignation: „Wegen eines ſo gehäſſigen Verbrechens appellire ich an alle Mütter.“ Sie hörte ihr Todesurtheil mit vollkommener Faſſung, und ſchlief, nachdem man ſie nach einer 18ſtündigen Sitzung in ihr Gefängniß zurückgebracht hatte, bald ruhig ein. Am andern Morgen um 11 Uhr beſtieg ſie den Karren, der ſie nach dem Schaffot führte. So ſehr man auch das Volk anreizte, ſie auf dem Wege dahin zu beleidigen, herrſchte doch eine tiefe Stille. Sie war nicht mehr die durch Anmuth und Schönheit entzückende Königin; der Gram hatte ihre Züge zerſtört und in dem feuchten ungeſunden Kerker hatte ſie faſt ein Auge verloren. Ihr Anblick ſchien dem wilden Pöbel zu erſchüttern. Um 12 Uhr kam der Zug auf dem Platze Ludwigs XV. an. Marie Antoinette warf einen langen Blick auf die Tuilerien und beſtieg dann haſtig das Schaffot.

Als ſie oben war, warf ſie ſich auf die Knie und ſprach: „Gott! erleuchte und rühre meine Henker; lebt wohl auf immer, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater." — Sie erhob die Augen zum Himmel, um ſie im nächſten Augenblicke auf ewig zu ſchließen. So ſtarb Mittwoch den 16. Oct. 1793 Frankreichs Königin, in ihrem faſt vollendeten 38. Jahre. Beſenval entwarf von ihr in ſeinen Memoiren folgendes Bild: Der Glanz ihrer Haut, viel Annehmlichkeit in der Haltung des Kopfs, eine große Eleganz in ihrer ganzen Perſon ſetzten ſie in den Stand, vor vielen reicher begabten Frauen den Vorzug zu behaupten. Ihr Charakter war ſanft und zuvorkommend; leicht von Unglücklichen gerührt, half ſie ihnen gern und bei jeder Gelegenheit. Ihr gefühlvolles Herz vereinigte zwei ſelten verbundene Eigenſchaften: gern Dienſte zu leiſten, und des Glücks zu genießen, das ſie geſtiftet. Großer Hang zum Vergnügen, wenig natürliche Heiterkeit, durchaus nichts Beſtimmtes in ihrer Art zu denken, dieſe Mängel hinderten ſie, in der Geſellſchaft den Erwartungen zu entſprechen, die ihre perſönlichen Eigenſchaften und ihr Äußeres erregten. Ihre Vertraulichkeit ſchadete dem Gefühl der Hochachtung, und eine andere Haltung, zu der ſie ſich wohl zuweilen zwang, beleidigte, da man ſich gewöhnt hatte, nur die liebenswürdige Frau in ihr zu ſehen. Daher kam es, daß ſie oft Mißvergnügen erregte, und man viel Übels von ihr ſprach, ohne ſelbſt den eigentlichen Grund finden zu können.

Antoninus Pius (Titus Aurelius Fulvius, bekannt unter dem Namen), ſtammte aus Nemauſus in Gallien, und war zu Lavinium in Roms Nachbarſchaft im J. 86 nach Chr. geboren. Schon ſein Vater Aurelius Fulvius hatte das Conſulat bekleidet, und im J. 120 gelangte auch er zu dieſer Würde. Er war einer von den vier Conſularen, unter welche Hadrian die höchſte Magiſtratur Italiens theilte, ging dann als Proconſul nach Aſien und ſtieg nach ſeiner Rückkehr nach Rom immer mehr in Hadrians Vertrauen. Von ſeiner Gemahlin Fauſtina, des Annius Verus Tochter, deren zügelloſes Betragen er mit weiſer Mäßigung den Blicken der Welt zu verbergen ſuchte, hatte er vier Kinder; alle ſtarben bis auf Fauſtina, Marc Aurels nachmalige Gattin. Im J. 138 ward er von Hadrian adoptirt, wogegen er wiederum den L. Verus und M. Annius Verus (Marc Aurel) adoptirte; und noch in demſelben Jahre beſtieg er den Thron. Unter ihm genoß das Reich der Ruhe und des Glücks. Mäßig und einfach in ſeinem Privatleben, den Nothleidenden hülfreich, ein Verehrer der Tugend und Weisheit, ward er der Vater ſeines Volks. Oft wiederholte er die ſchönen Worte Scipio's: „Ich will lieber Eines Bürgers Leben erhalten, als tauſend Feinde vernichten." Seine weiſe Sparſamkeit ſetzte ihn in den Stand, die Auflagen zu vermindern. Die Verfolgungen der Chriſten ſtellte er möglichſt ab. Er führte nur wenige Kriege, namentlich in Britannien, wo er das römiſche Gebiet erweiterte und eine neue Mauer aufführen ließ. Der Senat gab ihm den Beinamen Pius (des Kindlich-Frommen), weil er dankbar das Andenken Hadrians, ſeines zweiten Vaters, durch Erbauung eines Tempels ehrte. Feuersbrünſte, Überſchwemmungen und Erdbeben richteten an mehreren Orten Verwüſtungen an; aber ſeine Freigebigkeit milderte die Folgen dieſer Unglücksfälle. Er ſtarb 74 Jahre alt nach einer 23jährigen Regierung im J. 161. Seine Aſche ward in dem Grabmahle Hadrians beigeſetzt; der Senat aber bewilligte ihm einſtimmig göttliche Ehren, und weihte ſeinem Andenken eine Säule, die unter dem Namen der Colonna An-

tonina noch vorhanden iſt. Das ganze Reich beweinte ſeinen Tod, als einen allgemeinen Verluſt, und die folgenden Kaiſer legten ſich dieſen Namen als eine Zierde bei.

Antoninus (Annius Verus, genannt nach ſeiner Adoption M. Älius Aurelius Verus), aber am bekannteſten unter dem Namen Marc Aurel, war im J. 121 nach Chr. geboren und beſtieg nach Antoninus Pius, ſeines Adoptivvaters Tode, im J. 161 den Thron. Freiwillig theilte er die Regierung mit Lucius Verus, den er zum Cäſar und Auguſtus ernannte und mit ſeiner Tochter Lucilla vermählte. Erzogen und unterrichtet von Plutarchs Neffen Sextus, dem Redner Herodes aus Athen und dem berühmten Juriſten L. Voluſius Mecianus, hatte er ſich ganz zum Gelehrten gebildet und beſonders die ſtoiſche Philoſophie lieb gewonnen. Während ſeine Feldherren Statius Priſcus, Avidius Caſſius, Marcius Verus und Fronto die entſcheidenſten Siege über die Parther erfochten, Armenien, Babylon und Medien eroberten, und die große Stadt Seleucia am Tigris auf das grauſamſte zerſtörten, richtete Marc Aurel ſein Augenmerk auf Rom und die Deutſchen. Jenes wurde von Peſt, Hungersnoth und verheerenden Überſchwemmungen heimgeſucht, deren üble Folgen er nach Möglichkeit zu vermindern ſuchte; dieſe beunruhigten das römiſche Gebiet durch häufige Einfälle, wurden aber glücklich zurückgeſchlagen. Zugleich bemühte ſich Marc Aurel, die Sitten des Volks und die Gerechtigkeitspflege zu verbeſſern. Nach Beendigung des parthiſchen Krieges hielten beide Kaiſer einen Triumph und nahmen den Titel Parthicus an. Bald aber brach eine fürchterliche Peſt aus, womit die morgenländiſche Armee alle Länder angeſteckt hatte, durch welche ſie gezogen war. Dieſes Übel wurde nicht allein durch Erdbeben und Überſchwemmungen, ſondern auch durch einen allgemeinen Aufſtand aller wilden Grenzvölker von Gallien bis an das ſchwarze Meer noch vermehrt. Beide Kaiſer gingen nach Aquileja, um mit dem Eintritt des Frühlings den Feind anzugreifen, der ſich ſcheinbar unterwarf, bald aber aufs neue zu den Waffen griff. Acht Jahre lang wurde mit abwechſelndem Glücke gefochten. Verus ſtarb ſchon in dem erſten Jahre des Krieges. Im J. 923 nach Roms Erbauung drangen die Feinde bis in Italien ein, und da die Schatzkammer erſchöpft war, ſah ſich der Kaiſer genöthigt, alles koſtbare Geräth des Palaſtes zu verkaufen. In den folgenden Feldzügen waren die Römer wieder Sieger. Als aber 927 der Kaiſer bei der Stadt Gran den Quaden entgegenſtand, gerieth er, rings von Feinden eingeſchloſſen, aus Mangel an Waſſer, in die äußerſte Noth, und er war nahe daran, ſich ihnen ergeben zu müſſen, als ein Platzregen die Armee erfriſchte und ihr den Sieg verſchaffte. Die Quaden, ſo wie die übrigen Barbaren, wurden gedemüthigt und mußten um Frieden bitten. Die Empörung des ſyriſchen Statthalters, Avidius Caſſius, der ſich bereits ganz Ägypten und alle Länder innerhalb des Taurus unterworfen hatte, rief Marc Aurel von ſeinen Siegen ab; aber noch ehe er Aſien erreichte, war der Aufrührer von ſeinen eigenen Anhängern ermordet worden. Der Kaiſer verzieh großmüthig allen Theilnehmern an der Verſchwörung, zog triumphirend in Rom ein und beſchäftigte ſich mit den innern Angelegenheiten, bis neue Angriffe der Deutſchen ihn nöthigten, abermals gegen ſie ins Feld zu ziehen. Er beſiegte ſie zu verſchiedenenmalen, erkrankte aber zu Sirmium, und ſtarb daſelbſt im 59. Jahre ſeines Alters und im 19. ſeiner Regierung. — Wir beſitzen von ihm griechiſch geſchriebe Betrachtungen über ſich ſelbſt, in welchen er ſich als einen Anhänger der Stoa zeigt. Die beſten Aus-

gaben dieſes Werks de se ipso ſind von Caſaubonus (Lond. 1643, 8.), Morus (Leipz. 1775, 8.) und Schulz (1802). Überſetzung von Schulz und Kuhn mit Anmerkungen. — Er gehört zu den beſten Kaiſern, welche Rom beherrſcht haben.

Antonius (Marcus), der Triumvir, war der Sohn des Prätors und Enkel des Redners Marcus Antonius, und wurde 68 Jahre v. Chr. geboren. Durch ſeine Mutter Julia, eine Frau von ausgezeichneten Eigenſchaften, war er mit Cäſars Familie verwandt. Ausſchweifungen und Schulden bezeichnen ſeine Jugend. Beredſamkeit und Kriegskunſt zu ſtudiren ging er nach Griechenland. Während er ſich hier aufhielt, machte er unter dem Conſul Gabinius einen Feldzug in Syrien. Er zeigte ſowohl hier als in Ägypten, wo er den Ptolemäus Auletes einſetzen half, viel Muth und Thätigkeit. Die Soldaten, gegen die er ſich überaus freigebig, nachſichtig und vertraulich bezeigte, gewannen ihn ſehr lieb. Nach Rom zurückgekehrt, verband er ſich mit Curio, und unterſtützte, wie dieſer, mit Eifer die Partei Cäſars. Er ward Augur und Volkstribun; aber durch einige gewagte Vorſchläge erregte er einen ſolchen Haß gegen ſich, daß er mit Curio und Caſſius Longinus in Sklavenkleidern Rom verließ, und in Cäſars Lager eine Zuflucht ſuchte; dieſer Schritt ward einer von den Vorwänden zum Bürgerkriege. In den darauf folgenden Unruhen ward Antonius vom Cäſar zum Oberbefehlshaber von Italien ernannt. Auf den Befehl deſſelben, mit ſeinen Truppen in Macedonien zu ihm zu ſtoßen, führte er ihn eine beträchtliche Macht zu, befehligte in der pharſaliſchen Schlacht den linken Flügel, und kam nach erfochtenem Siege als Magiſter equitum und Statthalter von Italien nach Rom zurück. Durch Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten entwürdigte er ſich ſo ſehr, daß Cäſar ihn bei ſeiner Rückkehr mit Kälte behandelte. Um dieſe Zeit verheirathete er ſich mit des Clodius Wittwe Fulvia, welche ihn das ganze Gewicht ihres despotiſchen Anſehens fühlen ließ. Als Cäſar aus Spanien zurückkam, gewann Antonius durch die ſchimpflichſten Schmeicheleien ſeine Gunſt wieder, und ward im Jahre 44 vor Chr. ſein Mitconſul. Damals warf er ſich am Lupercalienfeſt öffentlich zu Cäſars Füßen, und bot ihm zweimal ein Diadem an, das dieſer unter dem Zujauchzen der Menge zurückwies. Bald darauf ward Cäſar das Opfer einer Verſchwörung, und Antonius würde daſſelbe Schickſal gehabt haben, wenn nicht Brutus, der ihn für die Partei der Republikaner zu gewinnen hoffte, ſich für ihn verwendet hätte. Er ſtellte Cäſars Leiche in blutigem Gewande aus, und hielt dabei eine Leichenrede, die das Volk zur Wuth und Rache entflammte. Die Mörder mußten ſich aus Rom flüchten, und Antonius herrſchte einige Zeit mit unumſchränkter Gewalt. Nachdem er ſich mehrmals mit dem jungen Octavius, Cäſars Erben, der ehemals nach der Herrſchaft ſtrebte, und ſich zu behaupten die Partei des Senats ergriff, entzweit und verſöhnt hatte, ging er mit einem Heere in das ciſalpiniſche Gallien, deſſen Statthalterſchaft ihm zugetheilt worden, und belagerte Mutina, das Decimus Brutus tapfer vertheidigte. Unterdeß hielt Cicero ſeine berühmten Reden gegen ihn; der Senat erklärte ihn als einen öffentlichen Feind, und die beiden Conſuln, Hirtius und Panſa, von Octavius begleitet, rückten wider ihn ins Feld. Antonius ſchlug anfangs Panſa in einer ſehr mörderiſchen Schlacht, aber Hirtius eilte herbei, und trotz der tapferſten Gegenwehr ward Antonius vollkommen geſchlagen. Allein auch beide Conſuln waren geblieben, und Octavius trat an die Spitze der republikaniſchen Armee. Antonius mußte nicht nur Muti-

na, ſondern auch ganz Italien verlaſſen, und floh mit ſeinen Truppen unter großen Beſchwerden und Entbehrungen über die Alpen. Er beſtand ſie mit großem Muthe, denn er konnte Widerwärtigkeiten beſſer als glückliche Ereigniſſe ertragen. In Gallien commandirte Lepidus; Antonius begab ſich in Trauerkleidern in ſein Lager und gewann ſchnell die Armee für ſich, ſo daß dieſe ihren Anführer nöthigte, ſich mit Antonius zu verbinden, und dieſem ſein Anſehen abzutreten. Auch Plancus und Pollio verſtärkten jetzt ſeine Partei mit ihren Heeren, ſo daß Antonius, der vor kurzem Italien als Flüchtling verlaſſen hatte, an der Spitze von 23 Legionen und 10,000 Reitern dahin zurückkehrte. Jetzt ließ Octavius die Maske fallen; er zog Antonius und Lepidus entgegen, und hatte mit ihnen auf einer kleinen Inſel des Rhenus (unweit Bologna) die berühmte Zuſammenkunft, wo ſie die römiſche Welt unter ſich theilten. Hier auch entwarfen ſie jene blutigen Proſcriptionen, die ihre Namen fluchwürdig gemacht haben. Darauf marſchirten die Triumvirn auf Rom, und verſetzten dieſe Stadt wie ganz Italien durch Mord und Raub in Trauer. Antonius genoß die elende Genugthuung, Cicero's Haupt und rechte Hand auf derſelben Rednerbühne zur Schau zu ſtellen, auf welcher ſeine Beredſamkeit ſo oft triumphirt hatte. Dreihundert Senatoren und zweitauſend Ritter kamen in dieſen Verfolgungen um. Nachdem die zum Kriege nöthige Summe von zweihundert Millionen Seſterzien herbeigeſchafft war, und die Triumvirn Magiſtratsperſonen auf mehrere Jahre ernannt hatten, gingen Antonius und Octavius nach Macedonien ab, wo Brutus und Caſſius ihre Streitkräfte vereinigt hatten. Bei Philippi befehligte Antonius gegen den Caſſius, ſchlug ihn nach einem blutigen Kampfe zurück, und zwang ihn, ſich zu tödten. In der zweiten Schlacht war er es vorzüglich, der den Brutus nöthigte, denſelben verzweiflungsvollen Entſchluß zu faſſen. Bei dem Anblick des Leichnams aber zeigte er tiefe Rührung, bedeckte ihn mit ſeinem Mantel, und ließ ihn ehrenvoll beerdigen. Antonius ging hierauf nach Griechenland, beſuchte zu Athen die öffentlichen Schulen und das Gymnaſium, und gab dieſer noch in ihrem Verfall glänzenden Stadt Beweiſe ſeiner Hochachtung und ſeiner Gunſt. Von da ging er nach Aſien. Als er in Cilicien war, befahl er der Königin von Ägypten, Kleopatra, ſich wegen ihres, den Triumvirn mißfälligen, Betragens zu rechtfertigen. Sie erſchien perſönlich, und wußte ihn für immer zu feſſeln. Antonius folgte ihr nach Alexandrien, wo er in ununterbrochenen Zerſtreuungen nicht eher wieder an die Angelegenheiten der Welt dachte, als bis ihn die Nachrichten von den in Italien zwiſchen Octavius und ſeiner Gemahlin Fulvia ausgebrochenen Feindſeligkeiten aus ſeinem Rauſche weckten. Es erfolgte ein kurzer Krieg, der noch vor Antonius Ankunft in Italien zu Octavius Gunſten entſchieden war. Fulvia's Tod erleichterte die Ausſöhnung, welche durch die Vermählung des Antonius mit der Octavia, der Schweſter des Octavius, beſiegelt ward. Die beiden Herren des römiſchen Reichs machten eine neue Theilung. Antonius bekam den Orient, Octavius den Occident. Dem ſchwachen Lepidus wurde zum Schein Afrika zugetheilt. Mit Sextus Pompejus, der das mittelländiſche Meer beherrſchte, ward ein Vertrag geſchloſſen. So war die öffentliche Ruhe wieder hergeſtellt. Antonius ging nach Athen, machte einen wenig rühmlichen Feldzug gegen die Parther, und kam dann nach Italien zurück. Durch die Vermittelung der Octavia herrſchte, wenigſtens dem Anſchein nach, vollkommenes Einverſtändniß zwiſchen beiden Triumvirn; durch Antonius

Leidenſchaft für Kleopatra aber ward es bald aufs neue geſtört. Nach ſeiner Rückkehr in Aſien ergab ſich dieſer dem ſchamloſeſten Leben, verſchwendete, das Intereſſe des Staats verletzend, Provinzen und ganze Reiche an ſeine Geliebte, und übte die offenbarſten Ungerechtigkeiten. Nach einem ſchimpflichen Feldzuge gegen die Parther nahm er den König von Armenien, Artaſasdes, durch Verrätherei gefangen, und führte ihn im Triumph nach Alexandrien. Octavius verſäumte nicht, Antonius Betragen als ein Mittel zu gebrauchen, das Mißvergnügen der Römer gegen ihn zu reizen. Der Krieg zwiſchen beiden Nebenbuhlern ward unvermeidlich, und man rüſtete ſich von beiden Seiten. Aber ſtatt kräftige Maßregeln zu ergreifen, füllte Antonius die Inſel Samos, den Sammelplatz ſeiner Truppen, mit Muſikern, Gauklern, und Schwelgern, und verſäumte, unter beſtändigen Feſten, ſeine wichtigſten Angelegenheiten. Von Octavia trennte er ſich öffentlich. Dieſer Maßregel mußte allgemeine Mißbilligung folgen, da Octavia's Edelmuth bekannt, Kleopatra's hochfahrender Sinn hingegen verhaßt war. Endlich erklärte man zu Rom der Königin Ägyptens den Krieg, und entſetzte Antonius ſeines Conſulats und ſeiner Statthalterſchaft. Jede Partei ſammelte ihre Streitkräfte zu Waſſer und zu Lande, und der ambraciſche Meerbuſen ward der Schauplatz des großen Kampfs. Octavius hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 500 Schiffe; Antonius eine gleiche Zahl, war ihm aber um 20,000 Mann zu Fuß überlegen. Es erfolgte die berühmte Schlacht bei Actium. Mitten im heftigſten Kampfe ergriff Kleopatra mit ihren ſechzig Galeeren die Flucht; auf einem kleinen Fahrzeuge folgte Antonius ihr nach, und bedeckte ſich mit ewiger Schmach. Die Herrſchaft der Welt war verloren. Zwar kämpften ſeine Soldaten noch mit Tapferkeit, aber, ihres Anführers beraubt, erlagen ſie endlich. Die Landarmee ergab ſich an Octavius. Antonius, voll Scham und Unwillen gegen diejenige, die ſeinen Untergang verurſacht hatte, weigerte ſich lange, ſie zu ſprechen. Endlich aber ſöhnten ſich beide aus, und Antonius ging nach Libyen, wo er ein bedeutendes Truppencorps gelaſſen hatte. Bei ſeiner Ankunft mußte er ſehen, daß es die Partei des Octavius ergriffen hatte. Sein Schmerz darüber war ſo groß, daß man ihn nur mit Mühe am Selbſtmorde hinderte. Er kehrte nach Ägypten zurück, und lebte hier in finſterer Zurückgezogenheit, bis es Kleopatra gelang, ihn in ihren Palaſt und zu der vorigen Lebensweiſe zurückzuführen. Ihre Feſte wurden durch Octavius Ankunft unterbrochen, der alle Vorſchläge der Unterwerfung verwarf. Bei ſeiner Erſcheinung vor Alexandrien ſchien Antonius für einen Augenblick ſeinen alten Muth wiederzufinden. Er machte einen Ausfall an der Spitze ſeiner Reiterei und ſchlug die feindliche zurück; ſpäter aber, von der ägyptiſchen Flotte und ſeiner Landarmee verlaſſen, und in dem Argwohne, von Kleopatra ſelbſt verrathen zu ſein, verlor er aufs neue den Muth. Er begab ſich in den Palaſt der Kleopatra, um an ihr Rache zu nehmen; ſie rettete ſich jedoch durch die Flucht, und täuſchte ihn durch das falſche Gerücht ihres Todes. Entſchloſſen, ebenfalls zu ſterben, rief er ſeinen treuen Eros, der ihm verſprochen hatte, daß er ihn tödten wolle, wenn er es ihm einſt befehlen würde. Eros ſchien bereit zu gehorchen, hieß ihn das Geſicht abwenden und ſank, ſich ſelbſt durchbohrend, todt zu ſeinen Füßen. Gerührt durch dieſen Beweis von Heldenmuth und Liebe, ſtürzte ſich Antonius in daſſelbe Schwert. Die Wunde war nicht unmittelbar tödtlich, und da er jetzt die Nachricht von Kleopatra's Leben erhielt, ließ er ſich zu ihr tragen, und

ſtarb, unter Äußerungen der Zärtlichkeit gegen die Treuloſe, in ihren Armen (30 J. vor Chr.). Kleopatra ließ ihn prächtig beerdigen, zu Rom aber warf man ſeine Statuen um und verfluchte ſein Andenken.

Antonius der heilige, Stifter des Kloſterlebens, geb. 251 zu Coma bei Heraklea in Oberägypten, ging, da er den Reiz der Wiſſenſchaften nie kennen, wahrſcheinlich auch nie leſen gelernt hatte, 285 in die Einſamkeit, um als Eremit der Andacht nachzuhängen. Um 305 ſammelte er in Oberthebais mehrere Einſiedler um ſeine Hütte, wodurch die **cönobitiſche** (klöſterliche) Lebensart der Mönche in gemeinſchaftlichen Wohnungen entſtand. Im Jahre 311 kam er nach Alexandrien, um unter den damaligen Chriſten-Verfolgungen die Ehre des Märtyrerthums zu ſuchen; da man ihm aber das Leben ließ, kehrte er zu den Lauren (Hütten) ſeiner Mönche zurück. Später überließ er dieſe Anſtalt ſeinem Schüler Pachomius (ſ. **Klöſter**), und begab ſich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 365 ſtarb. Daß er ſich nur mit einem härnen Hemde und einem Schaffell bekleidete und ſeinen Körper niemals reinigte, iſt glaublicher, als die grotesken Erzählungen von ſeinen Viſionen, Teufelskämpfen und Wundern, die er ſelbſt bekannt gemacht und wahrſcheinlich auch ſelbſt erträumt hat, wie ſie in ſeinem Leben vom h. Athanaſius zu leſen ſind; denn alle ſeine Schritte zeugen von der Übermacht ſeiner glühenden Phantaſie und ſeiner dunklen Gefühle für religiöſe Aſcetik. Nicht ſo gewiß rühren die 7 Briefe und einige andre aſcetiſche Schriften von ihm her, die ſchon das Alterthum ihm beilegte. Obgleich eben ſo wenig erweislich, daß er Mönchsregeln aufgeſetzt, und daß er einen Orden geſtiftet habe, ganz ungegründet iſt, wollen doch die Mönche der ſchiſmatiſchen Kirchen im Orient, z. B. Maroniten, Armenier, Jacobiten, Kopten und Abyſſinier, dem angeblichen Orden des h. Antonius angehören. Sie folgen aber nur der Regel des h. Baſilius. Als Heiliger der katholiſchen Kirche gilt Antonius viel. Das Gebet um ſeine Fürſprache ſoll gegen mancherlei Übel, beſonders gegen das nach ihm benannte **Antoniusfeuer**, eine im Mittelalter graſſirende fürchterliche Krankheit, welche jedes davon befallne Glied dörrte und ſchwärzte, als wäre es verbrannt, ſicher geholfen haben. Gaſton, ein reicher Edelmann in der Dauphiné, der bei den angeblichen Gebeinen des h. Antonius zu St. Didier la Mothe eine ſolche Cur für ſeinen Sohn erfleht hatte, ſtiftete aus Dankbarkeit 1095 die **Hospitalbrüderſchaft des h. Antonius** zur Pflege der Kranken und Beſchützung der Pilgrimme, deren erſter Großmeiſter er war. Dieſer Orden erhielt auf der Kirchenverſammlung zu Clermont 1096 päpſtliche Beſtätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde von Bonifaz VIII. 1298 zu einer Congregation regulirter Chorherren nach der Regel des h. Auguſtinus mit der Beſtimmung erklärt, daß der Großmeiſter Abt heißen, zu St. Didier la Mothe reſidiren und General aller Klöſter des Ordens ſein ſollte. Die Prioren der Klöſter nannten ſich Komthure, ſpäter Präceptoren und waren dem Abt untergeben. Die Kleidung dieſer **Antonier**, auch **Antonianer** oder **Antonierherren**, wie ſie nun als Kanonici hießen, war ſchwarz und mit einem blauemaillirten T auf der Bruſt ausgezeichnet. Ihre urſprüngliche Beſtimmung haben ſie als Chorherren aufgegeben und ſich dem contemplativen Leben der Andacht gewidmet. Wallfahrten zum Grabe des h. Antonius und Schenkungen machten ſie reich und verſchafften ihrem Orden eine weite Ausbreitung. Ihr Präceptor zu Lichtenburg im ſächſiſchen Churkreiſe war vor der Reformation

Kanzler der Univerſität Wittenberg und auch nach der Reformation zählten ſie noch bis in das 18. Jahrh. 30 Klöſter, (die meiſten in Frankreich); aber keins derſelben hat das 19. Jahrh. erlebt. E.

Antraigues (Emanuel Louis Henri Launay, Graf d'). Dieſer im Lauf der franzöſiſchen Revolution berühmt gewordene Staatsmann war in Vivarais geboren. Sein Hofmeiſter, der berühmte Abbé Maury, bildete früh ſeine Anlagen zu einer glänzenden und hinreißenden, doch weniger gründlichen Beredſamkeit aus. Den erſten Gebrauch ſeiner Talente machte er in dem berühmten Mémoire sur les Etats-Généraux, leurs droits et la manière de les convoquer, 1788, worin der feſſelloſeſte Republikanismus, bis zur gänzlichen Verdammung aller monarchiſchen Staaten und Rechtfertigung der Empörung, ſo lebendig und kraftvoll ſich ausſprach, daß bei der damaligen Gährung der Gemüther dieſe Schrift einen überwiegenden Beifall fand und wohl mit Recht als einer der erſten Funken betrachtet werden kann, welche die Flamme entzündeten, die bald ganz Frankreich durchwüthen ſollte. Als er aber 1789 zum Deputirten bei den Generalſtänden ernannt war, vertheidigte er die Vorrechte des Erbadels, bewirkte die getrennten Berathſchlagungen der Kammer, ſtimmte für eine die Menſchen- oder vielmehr Bürgerrechte feſtſetzende Conſtitution, erklärte indeſſen dabei das Veto des Königs als eine unentbehrliche Stütze der Monarchie. 1790 verließ er die Verſammlung, überſandte ſeinen Bürgereid mit Einſchränkungen, ward als Unruheſtifter angeklagt, vertheidigte ſich öffentlich und ging dann nach Rußland, von da nach Wien, ſtets mit diplomatiſchen Aufträgen und Angelegenheiten beſchäftigt. Er ward jetzt der eifrigſte Vertheidiger der Monarchie und der Bourbons, denen er auf alle Weiſe nützlich zu werden ſuchte. Von Rußland 1798 in einer Miſſion nach Italien geſandt, ward er zu Mailand, auf Buonaparte's Befehl, verhaftet; ſeine Gattin, die berühmte Opernſängerin St. Huberti, ehemals ſeine Mätreſſe, verſchaffte ihm endlich Mittel zur Entweichung. Er kehrte nun nach Wien und dann nach Rußland zurück, wo ihn Alexander I. 1803 zum Staatsrath machte, und in diplomatiſchen Angelegenheiten nach Dresden ſchickte. Hier ſchrieb er eine merkwürdige Schrift gegen Buonaparte unter dem Titel: Fragment du XVIII. livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos. Nach Rußland zurückgekehrt, fand er Mittel, Kenntniß von den geheimen Artikeln des Tilſiter Friedens zu erhalten, ging damit nach England und theilte ſie dem Miniſterio mit, wodurch ſein Einfluß ſo bedeutend wurde, daß Canning in franzöſiſchen Angelegenheiten nichts ohne ſeine Rathſchläge that. Er unterhielt ſeine diplomatiſchen Verbindungen, beſonders in Frankreich, und galt allgemein für einen der größten Politiker. Trotz ſeiner langjährigen Anhänglichkeit und ſeiner vielen Bemühungen für dieſes Haus, gelang es ihm doch nicht, das Vertrauen Ludwigs XVIII. ganz zu gewinnen. 1812 ward er in einem Dorfe bei London, nebſt ſeiner Gemahlin, durch ſeinen Bedienten Lorenzo, einen Italiener, ermordet, welcher ſich gleich nach der That erſchoß. Da man den Grafen ſtets als Mitwiſſer der wichtigſten Staatsgeheimniſſe betrachtet hatte, ſo gab ſein Tod zu mancherlei unerweislichen Vermuthungen Anlaß. D'Antraigues war ein Mann von außerordentlichem Geiſte, ausgezeichneten Fähigkeiten und nicht gewöhnlichen Kenntniſſen, aber die unruhige Lebendigkeit ſeines immer regen Geiſtes erzeugte auch den auffallenden Wankelmuth in ſeinen Grundſätzen.

Antwerpen, Anvers, die groſse und gut gebaute Hauptſtadt einer niederländiſchen Provinz, die 1814 aus den vormaligen Provinzen Antwerpen und Mecheln zuſammengeſetzt iſt und auf 51 Q. Meilen 287,347 Einwohner zählt. Die Stadt liegt an der Schelde, auf welchem Fluſſe die gröſsten Schiffe mittelſt 8 Hauptcanälen bequem an ihre Kaien gelangen können, iſt ſtark befeſtigt, und hat eine feſte Citadelle, gegen 10,000 Häuſer, worunter die prächtige Börſe, das Rathhaus, die Kathedrale, worin Rubens begraben liegt, u. a. ſehenswürdig ſind, und 59,035 Einwohner, iſt auch der Sitz eines Biſchofs einer Akademie der Wiſſenſchaften, einer Mahler- u. Bildhauerakademie, einer mediciniſch-chirurgiſchen Schule und eines Seearſenals. Ihre Manufacturen in Spitzen, Zucker, Bleiweiſs, Lackmus, Stöcken, baumwollnen Zeugen, Spitzenzwirn ſind ſehr anſehnlich, und Antwerper Nähſeide, ſchwarze Seidenſtoffe und Druckerſchwärze überall berühmt. Der Handel nimmt jetzt, nachdem die Schelde ihr wieder geöffnet iſt, von Tage zu Tage mehr zu, und 1816 komen von neuem 4402 Schiffe an, worunter 910 Seeſchiffe waren. — Vor dem niederländiſchen Kriege mit den Spaniern war ſie eine bedeutendere Handelsſtadt als ſelbſt Amſterdam, deſſen Gröſse ſich erſt im 16. Jahrhundert auf den Ruinen von Antwerpen gründete. Damals war die Schelde mit Schiffen von allen Nationen bedeckt, deren auf einmal 2500 in ihrem Hafen lagen und oft Wochen lang warten muſsten, ehe ſie löſchen konnten. Zu Antwerpen, das damals 200,000 Einwohner zählte, hatte die Hanſe ihre Hauptcomtoire und Niederlagen. Dieſer blühende Zuſtand Antwerpens bekam während der denkwürdigen Belagerung von 1585 unter dem Prinzen von Parma den erſten Stoſs ,und ſchwand gänzlich, als im weſtphäliſchen Frieden die Schelde für ſie geſchloſſen wurde. Dadurch gerieth der Handel in gänzlichen Verfall und zog ſich endlich ganz weg. Josephs II. Verſuch, dieſen Zwang aufzuheben, miſslang völlig, und erſt die Franzoſen ſetzten nach der Eroberung der öſterreichiſchen Niederlande durch, was der groſse Kaiſer für Antwerpen beſchloſſen hatte. Die Schelde wurde für frei erklärt, und der Handel würde ſich nun ſchnell gehoben haben, wenn es den Siegern nicht eingefallen wäre, den Ort in einen Waffenplatz umzuſchaffen. Doch waren 1807 ſchon wieder 1342 Fahrzeuge in ihren Hafen einclarirt. Im Jahre 1814 wurde die Stadt von den Britten und Sachſen blockirt und von Carnot vertheidigt, der ſie jedoch zu Folge des mit Monſieur abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes an den brittiſchen General Graham übergeben muſste.

Anubis, eine der vornehmſten Gottheiten der Ägyptier. Anfangs verehrte man ihn unter der Geſtalt eines Hundes, nachher in menſchlicher Geſtalt mit einem Hundskopfe. Die Sage nennt ihn einen Sohn des Oſiris, den dieſer, wähnend, ſich zu der Iſis geſellt zu haben, mit Nephthys erzeugte. Als Iſis ſich hiervon durch den Lotuskranz überzeugt, den Oſiris bei Nephthys zurückgelaſſen hatte, ſuchte ſie das, aus Furcht vor Typhon, von ſeiner Mutter ausgeſetzte Kind auf, fand es mit Hülfe einiger Hunde, erzog es, und hatte an ihm einen treuen Wächter und Begleiter. Anubis bewacht die Götter, wie ein Hund die Menſchen. Alſo Plutarch. Nach Diodor begleiteten Anubis und Makedon, ſeine Söhne, den Oſiris auf ſeinen Zügen. Anubis trug einen mit einem Hundsfelle überzogenen Helm, und wurde daher in der Geſtalt eines Hundes verehrt. In beiden von einander abweichenden Sagen erkennt man den Verſuch, die Hundsgeſtalt des Anubis zu erklären. — Nach der aſtronomiſchen Theologie der Ägyp-

tier gehörte Anubis zu den acht Göttern der erſten Claſſe, und bezeichnete, gleichbedeutend mit Piernies (dem gemeinen Namen des Planeten Mercurius) den Merkur. Der Rangordnung nach war er der ſiebente. Als dieſer war er denn auch Zeitbeſtimmung, Regent einer Tagesſtunde.

Anville (Jean Baptiſte Bourguignon d'), erſter Geograph des Königs, Penſionär der Akademie der Inſchriften und ſchönen Künſte u. ſ. w., war 1697 zu Paris geborren. Eine Landkarte, welche der Zufall ihm als zwölfjährigen Knaben in die Hände führte, weckte ſeine Neigung für die Geographie. Er fing an, die Länder und Gegenden, deren die römiſchen Geſchichtſchreiber erwähnen, zu entwerfen, und faßte bald für dieſe Beſchäftigung eine wahre Leidenſchaft. Alle Studien des Jünglings waren auf die Geographie gerichtet. Er las die Alten nur in der Abſicht, die Lage der Städte, von denen ſie ſprechen, herauszubringen, und die Grenzen der weiten Reiche, wozu wir die Züge in der Geſchichte finden, zu beſtimmen. Seine von einem edeln Enthuſiasmus angefeuerten Studien hatten ihm frühzeitig umfaſſende Kenntniſſe in der Geographie erworben; er wurde durch ſie bald den angeſehenſten Gelehrten bekannt, und erhielt in einem Alter von 22 Jahren die Beſtallung als königlicher Geograph. Jetzt fing er an, die Maſſe ſeiner Kenntniſſe zu ſichten und zu ordnen, und dadurch erwarb er ſich jenen ſo feinen Tact, der einem Inſtinct gleicht, der aber bei d'Anville das Reſultat ſcharfſinniger, mit Berückſichtigung aller Umſtände gemachten Combinationen war. Faſt allenthalben fand ſein Scharfblick die Wahrheit auf, und ſchied ſie von dem Irrthum. Als Kritiker gebührt ihm der ausgezeichnetſte Platz, und durch eine Art von Wunder ſind die meiſten ſeiner Meinungen und Vermuthungen durch ſpätere Unterſuchungen an Ort und Stelle ſelbſt beſtätigt worden. Unter ſeinen Karten für die alte Geographie verdient vor allen ſeine Karte von Ägypten der rühmlichſten Erwähnung. Sein Orbis veteribus notus, ſein Orbis romanus müſſen in den Händen aller ſein, welche die alte Geſchichte leſen; ſo auch ſeine Karten von Gallien, von Italien, von Griechenland. Ein Gleiches gilt von den Karten derſelben Länder für die mittlere Zeit. Auch ſeine Karten der neuern Zeit leiſten alles, was die damals vorhandenen Hülfsmittel verſtatteten. D'Anville hat im Ganzen 211 Karten und Plane, und 78 Memoiren herausgegeben. Die natürliche Zartheit ſeines Körpers hinderte ihn nicht, täglich funfzehn Stunden zu arbeiten, er war einfach und beſcheiden, aber für den Tadel vielleicht etwas zu empfindlich. Zwei Jahre vor ſeinem Tode erlagen ſeine geiſtigen Kräfte dem Alter; ſo endigte er ſeine Laufbahn 1782, beinahe 83 Jahre alt. Seine koſtbare Kartenſammlung hatte bereits 1779 die Regierung gekauft.

Anwurf heißt im Münzweſen eine Maſchine, vermittelſt welcher die groben Münzſorten geprägt werden. Sie beſteht aus einem Unter- und einem Oberſtempel, welcher auf den unten genau paßt, und durch Gewicht oder eine andere Kraft den zur Ausprägung des Geldes erfoderlichen Druck erhält.

Anziehung (Attraction) nennen wir die Erſcheinung, daß gewiſſe Körper ein Beſtreben zeigen, ſich einander zu nähern, ſich, wenn ſie nicht gehindert werden, wirklich nähern, und nach der gegenſeitigen Berührung an einander hängen bleiben. Sie iſt ſehr allgemein und weit verbreitet. Nicht nur feſte, ſondern auch flüſſige Körper hängen mit ihren Theilen zuſammen, und leiſten Widerſtand, wenn man ſie trennen will. Dies thut ſelbſt das Waſſer. Flüſſigkei-

ten vereinigen ſich in Tropfen, Tropfen, wenn ſie ſich nähern, in größere Maſſen. Flüſſige Körper hängen ſich an feſte, beſonders an ſolche, die eine ſehr glatte Oberfläche haben, z. B. an Glas. Sie ſteigen ferner in feine Röhrchen von ſelbſt hinauf (ſ. Haarröhre) u. ſ. w. Jeder Körper neigt ſich, freigelaſſen, zur Erde, wenn er aufgehoben war, und fällt gegen dieſelbe. Der ſonſt ſenkrechte Bleiwurf nimmt in der Nähe hoher Berge eine ſchiefe Richtung an; das Meer ſtrebt gegen den Mond an; der Mond ſelbſt wird ſtets nach der Erde, die Erde nebſt den übrigen Planeten nach der Sonne hingezogen. In dem ganzen Laufe der Himmelskörper herrſcht das unverkennbare Geſetz der gegenſeitigen Anziehung. Kurz, dieſe Erſcheinung iſt ſo verbreitet in der Natur, daß man geneigt wird, ſie für eine allgemeine Eigenſchaft der Körper oder für Regel anzuſehen, von welcher die Fälle, wo ſie nicht Statt findet, nur Ausnahmen ſind. Newton gab ihr zuerſt den Namen Attraction. Sie zu erklären, ſind die Naturforſcher vergebens bemüht geweſen. Die Erſcheinung der Attraction zeigt ſich entweder an Körpern, welche in beträchtlichen oder doch merklichen Entfernungen von einander abſtehen, und heißt dann Gravitation, d. i. allgemeine Schwere (deren Geſetze Newton beſtimmt hat), oder an Körpern, welche ſich berühren, deren Entfernungen unmerklich ſind, und führt dann bei Theilen eines und deſſelben Körpers den Namen Cohäſion (Zuſammenhang), und wenn ſie zwiſchen Theilen eines feſten und eines flüſſigen Körpers Statt findet, den Namen Adhäſion (Anhängung). Wenn man auch nicht alle einzelne Unterabtheilungen der Anziehung aufzählen und mit beſondern Namen belegen kann, ſo gehören doch ferner dahin die chemiſchen Verwandtſchaften (ſ. Verwandtſchaften), die magnetiſchen und elektriſchen Anziehungen u. ſ. w., worüber die einzelnen Art. zu vergleichen ſind.

Äolier, ein griechiſcher Völkerſtamm, ehemals in Theſſalien, welcher von Äolus (Hellens Sohne und Enkel des Deukalion), ſeinen Namen führte. In Theſſalien breiteten ſie ſich ſehr aus, errichteten mehrere kleinere Staaten, bis endlich auch ein Theil von ihnen nach Klein-Aſien ging, das ehemalige Troas beſetzte und der Landſchaft den Namen Äolis gab. In einen Bund vereinigt, der jährlich zu Kuma ſeine feierliche Verſammlung hielt, blieben ſie eine Zeit lang frei, kamen nachher unter die Herrſchaft der Lydier, dann der Perſer; wurden aufs neue von Darius Hyſtaspes unterjocht, und als ihnen die eigentlichen Griechen Beiſtand leiſteten, entſtand der berühmte perſiſche Krieg. Sie wurden frei, kamen wieder unter perſiſche Botmäßigkeit, bis auf Alexander, und wurden endlich, nachdem ſie von den ſyriſchen Königen durch die Römer befreit worden waren, vom Sulla, da ſie dem König Mithridates beigeſtanden, völlig unterjocht. — Ihre Sprache war einer von den drei Hauptdialekten der griechiſchen, ihr Land eines der fruchtbarſten, und Ackerbau und Viehzucht ihr Hauptnahrungszweig.

Äolus, bei Homer des Hippotes Sohn und König der Inſel Liparos, zu dem Ulyſſes auf ſeiner Irrfahrt kam. Er ſoll fromm und gerecht, und gegen die Fremden menſchenfreundlich geweſen ſein, den Seeleuten den Gebrauch der Segel gelehrt, überdies aus ſeinen angeſtellten Beobachtungen über die Vorzeichen des Feuers den Einwohnern die Winde mit Genauigkeit vorhergeſagt haben, weßhalb ihn die Fabel zum Windbeherrſcher gemacht hat. Daher erzählt Ulyß ſchon beim Homer:

Einen geſchwollenen Schlauch gewährt' er mir, künſtlich bereitet
Vom neunjährigen Stier, mit dem Weh'n lautbrauſender Winde:
Denn zum Schaffner der Wind' hat ihn geordnet Kronion,
Jeden, nachdem er will, zu beſänftigen und zu empören.
Und im geräumigen Schiff mit glänzendem Seile von Silber,
Band er ihn feſt, daß nichts ihm entwehete, auch nur ein wenig.
Mir dann ließ er den Hauch des freundlichen Weſtes daherweh'n,
Daß er die Schiff' und uns ſelbſt heimführete.

Später wurde ſeine Geſchichte immer mehr ausgeſchmückt. Man machte Äolus zu einem Sohne des Zeus oder Neptuns, und zum Gott der Winde. Man bildet ihn ab als einen bärtigen Mann mit einem Scepter in der Hand, auf einem Felſen ſitzend, oder wie er den Scepter in den Felſen ſtößt, worauf die Winde hervorfliegen. Auch wird er dargeſtellt in einer Grotte ſtehend, mit einer Muſchel am Munde und einem Blaſebalg unter ſeinen Füßen.

Äolsharfe, ein Saiteninſtrument, das, dem Winde ausgeſetzt, Töne von ſich giebt. **Kircher** ſcheint der Erfinder derſelben zu ſein. **Pope** hatte im Euſtathius gefunden, daß der Wind, wenn er auf ausgeſpannte Saiten ſtoße, harmoniſche Töne hervorbringe. **Oswald**, ein ſchottiſcher Componiſt, machte Verſuche und fand es beſtätigt. Er ſpannte in einem ſchmalen, etwas hohen und langen Kaſten von trockenem Tannenholze, der unten einen Reſonanzboden hatte, über zwei Stege, die nahe an den ſchmalen Enden einander gegenüber lagen, acht bis zehn Darmſaiten, alle im Einklang, nicht zu dicht neben einander auf. Um dem Luftſtrome den Durchgang zu verſchaffen, kann der obere ſchmale Boden, wie ein Pultdeckel aufgehoben werden, der an den beiden Seiten noch Flügel hat. Das Inſtrument wird hierauf mit der Öffnung am Schieber dem Winde ausgeſetzt, welcher beim Durchſtrömen Töne hervorbringt. Die tiefſten Töne ſind die des Einklangs; ſo wie ſich aber der Wind mehr hebt, entwickelt ſich eine Mannichfaltigkeit von Tönen, die ungemein reizend iſt.

Äon, eine unbeſtimmte lange Zeit, auch wohl eine Ewigkeit. Dieſes Wort wird vorzüglich von den Dichtern gebraucht, und zwar im Plural: **Äonen**, Ewigkeiten; daher **Äonen lang**, eine Reihe von Ewigkeiten hindurch. In einem beſondern Sinne haben die Gnoſtiker dieſen Begriff in ihren Theogenien perſonificirt. Vergl. den Art. **Gnoſtiker**.

Apanage heißt dasjenige Geld, oder die Güter und Einkünfte, welche Könige, Fürſten und andere Standesperſonen, bei denen das Recht der Erſtgeburt eingeführt iſt, ihren jüngern Brüdern oder Vettern zum Unterhalt geben müſſen. Daher heißt **apanagirter Prinz** ein ſolcher, welcher auf dieſe Art ein jährliches Einkommen bezieht.

Apathie, eigentlich Leidenſchaftsloſigkeit, kann als Zuſtand, Eigenſchaft oder Naturgabe betrachtet werden. Als Zuſtand wird ſie für eine gänzliche Unthätigkeit des Menſchen genommen; als Eigenſchaft iſt ſie die gänzliche Affectloſigkeit, welche die Stoiker von dem Weiſen fodern. Als Naturgabe iſt die Apathie entweder mit hinlänglicher Seelenſtärke verbunden oder nicht. Im erſten Fall, ſagt Kant ſehr richtig, iſt ſie das glückliche Phlegma. Der damit Begabte iſt zwar darum kein Weiſer, hat aber doch die Begünſtigung von der Natur, daß es ihm leichter wird als Andern, es zu werden. Im letztern Fall iſt es eine Art von Unempfindlichkeit, nach welcher ein Menſch ſich jeden Schmerz, auch den nicht nothwendigen, gefallen läßt.

Apel (Auguſt), war 1771 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Bürgermeiſter war. Seinen frühern Unterricht erhielt er durch Privatlehrer und auf der Thomasſchule. Hierauf ſtudirte er von 1789 an zu Leipzig und Wittenberg, disputirte 1791 über Discrimen inter delicta atrocia et levia statuendum, ward 1795 durch die Disputation: Quaedam de origine rusticorum dotalium, eorumque imprimis in Saxonia conditione, Doctor der Rechte, Rathsherr u. ſ. w. und ſtarb am 9. Aug. 1816 an einer Halsentzündung bei ſonſt friſcher Geſundheit. Er war eine der reichſt begabten Naturen. Sein kräftig männlicher Geiſt mußte durch manche, zum Theil verſchrobene Gemüthsverhältniſſe ſich hindurch kämpfen, ehe er das Wahre vom Falſchen unterſcheiden und den echten Werth der Dinge kennen lernte. Aber deſto entſchiedener war er auch fortan allem Niedrigen, Kleinlichen, Unfreien im Leben feind, deſto unverwandter ſein Blick auf das Hohe und Bleibende gerichtet und deſto eifriger baute er die innere Welt der Wiſſenſchaft und Kunſt an. Mit reichen Kenntniſſen und ſcharfem Beobachtungs- und Combinationsgeiſte ausgeſtattet, wandte er ſeine Forſchungen nach allen Seiten in dem weiten Gebiet der Natur. Von ſeiner Philoſophie des Geiſtes liegen theils in der frühern Leipziger und in der Jenaer Literaturzeitung, theils in der muſikaliſchen Zeitung zahlreiche Proben vor, die einen tiefen, gründlichen, in großem Style gebildeten Geiſt verrathen. Von ſeinen Dichtungen iſt der Welt bis jetzt nur das Wenigſte bekannt. Seine lyriſchen Poeſien ſind theils in den Cicaden, theils in dem Geſpenſterbuch zu finden. In letzterm ſind ausſchließlich Novellen im ſchauerlichen Styl, unter welchen einige, wie der Freiſchütz und das ſtille Kind, claſſiſch geworden ſind. Zu derſelben Gattung von Erzeugniſſen gehört auch das Gottesgericht, Pater Anſelmo's peinliche Klage und andere. Daß ihm aber auch die Tiefen des Gefühls eben ſo wie der zarte und feine Scherz nicht fremd waren, dafür zeugen Ines und Pero, die Mondſteine, der Hahn im Korbe u. ſ. w. Alle ſeine Darſtellungen aber zeichnen ſich durch eine ſichere feſte Hand, eine kräftige klare Anſchauung, durch feines Korn und Glätte der Sprache aus. Seine Tragödien Polyidos, die Aitolier und Kallirrhoe richtig zu würdigen, muß man wiſſen, daß alle drei bruchſtückliche Erzebniſſe ſeines Studiums und ſeiner Anſicht der antiken Tragödie ſind, in dichteriſcher Form nachbildlich dargelegt, und daß es mit erſterm auf eine Nachbildung in Äſchyleiſchem, mit dem zweiten auf eine in Euripideiſchen Styl abgeſehen ſein mochte, daß für die Sophokleiſche der Temiſtokles beſtimmt war, daß endlich Kallirrhoe den Übergang aus dem Antiken in das Moderne bezeichnen ſoll. Den ganzen Kreis ſchließt als ſatiriſches Drama Herakles in Lydien, der ſich ganz vollendet in ſeinem Nachlaſſe findet. Aber auch die Perioden moderner Tragik ſollten als Gegenſtück in andern Tragödien erſcheinen, von denen er den Fauſt und ein anderes romantiſches Drama vollendet hat. Betrachtet man die genannten Dramen, zu denen noch der bisher wohl nicht genug gewürdigte Kunz von Kaufungen kommt, aus dem angegebenen Geſichtspuncte, ſo wird man, ſtatt dem Dichter ſeine Vorliebe für die Form als einſeitig zum Vorwurfe zu machen, vielmehr bewundern, mit welcher Freiheit und Meiſterſchaft er die jedesmal dem Zweck entſprechende ſich anzueignen verſtanden. Seinen ſchönſten und bleibendſten Ruhm aber ſollte Apel einem Werke verdanken, zu dem jene Arbeiten die Veranlaſſung gaben, wir meinen ſeine Metrik.

Ein allſeitiges Studium der Verskunſt nach dem Hermanniſchen Lehrbuche führte ihn auf die ſeinem Führer entgegengeſetzte Tacttheorie, deren Richtigkeit ſich ihm bei jedem Schritte beſtätigte; ſeinem klaren Geiſte fügten ſich ſchnell und leicht die Theile zum Syſtem zuſammen. Er gab die Hauptſätze ſeiner Theorie, hauptſächlich mit Hinſicht auf die Joniker, als Aphorismen hinter den Aitoliern. Hierauf zeigte er ihren Folgebeſtand in einer eigenen Abhandlung über Rhythmus und Metrum (Muſ. Zeitung 1807—8), wo er alle Versarten, jede vom Monometer an, durchging, verwandte Rhythmen in der Muſik und in antiken wie modernen Verſen nachwies und mit ſeltenem Scharfſinn entwickelte. Hermanns Widerſpruch blieb von Apel unbeantwortet, welcher ſich dagegen durch fortgeſetzte Forſchungen von der Richtigkeit ſeiner Theorie immer mehr überzeugte, die er endlich nach zehnjährigem Studium in ſeiner Metrik der Welt ausführlich vorzulegen begonnen hatte, als der Tod ihn übereilte. Zwar iſt zu beklagen, daß ihm die Beendigung dieſes Werks nicht vergönnt war, noch mehr, daß er uns nicht, wie er ſpäter thun wollte, ſein Syſtem in ſtrenger mathematiſcher Methode mitgetheilt hat; für die Sache ſelbſt iſt jedoch nichts dadurch verloren. Denn gewiß, ſo lange man noch mit den Ohren, nicht mit den Augen hören, ſo lange man noch die antike und moderne Welt nicht als zwei einander ausſchließende und lediglich abſtoßende, ſondern immer mehr als einander gegenſeitig fodernde und ergänzende erkennen wird, ſo lange noch männlicher Ernſt, redlicher Fleiß, ſeltener Tief- und Scharfblick, rückſichtsloſe Liebe zur Sache, achtungswerth bleiben: ſo lange ſteht zu hoffen, daß die Apelſche Metrik immer mehr Eingang finden wird, der bisher nur Vorurtheil und ein eben nicht ziemliches Vornehmthun den Weg vertraten.

Apellanten, eine religiöſe Partei, ſ. Unigenitus.

Apelles, der Mahler, war des Pythius Sohn, auf Kos geboren und erhielt das Bürgerrecht zu Epheſus. Ephorus aus Epheſus gab ihm den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt und Pamphilus von Amphipolis in Macedonien war ſein zweiter Lehrer. Apelles verdunkelte alle frühern Mahler; beſonders zeichnete er ſich aus durch unnachahmliche Anmuth und durch Reinheit, Eleganz und Auswahl der Formen. Um ſein Talent möglichſt auszubilden, hatte er die berühmteſten Schulen beſucht, unter andern die Schule zu Sicyon, welche damals in großem Rufe ſtand. Auch nach Rhodus begab er ſich, um Protogenes zu ſehen, deſſen Ruhm ſeinen Nacheifer anregte. Dieſer war abweſend, als Apelles ankam, der, ohne ſeinen Namen zu nennen, ſich begnügte, mit dem Pinſel einen Umriß zu entwerfen, und ſich entfernte. Protogenes erkannte bei ſeiner Rückkehr die Hand des Apelles, unternahm es aber, ſein Werk durch eine noch ſchönere und genauere Zeichnung zu übertreffen. Apelles kam wieder; man zeigte ihm Protogenes Entwurf und er zeichnete aufs neue einen ſo kunſtreichen Umriß daneben, daß der rhodiſche Mahler ſich für überwunden bekennt, Apelles aufſucht und ihn mit Ehren überhäuft. Dieſes Gemählde wurde, als ein Wunder der Kunſt betrachtet, kam in der Folge nach Rom und ſchmückte den Palaſt der Cäſaren, wo eine Feuersbrunſt es zerſtörte. Seiner gefälligen und edlen Sitten wegen wurde Apelles ſelbſt von ſeinen Nebenbuhlern geliebt; er ließ die Werke des Protogenes für die ſeinigen gelten, damit ſie theurer bezahlt würden. Ein Freund und Bewunderer der Schönheit, ſuchte er die ſchönſten Muſter derſelben. Die berühmte Laïs, die er als ein junges noch unbekanntes Mädchen einſt Waſſer ſchöpfen ſah, lud er zu ſich ein, und ſie diente ihm zum Modell. Die

ſchöne Phryne gab ihm das Muſter zu einer Venus Anadyomene (ſ. d. Art.) für die Bewohner von Kos. Apelles Ruhm und Talent blühten am glänzendſten gegen die 112. Olympiade. Man nannte ihn den Fürſten der Mahler und die Mahlerkunſt vorzugsweiſe die Kunſt des Apelles. Alexander überhäufte ihn mit Gunſtbezeugungen und wollte nur von ihm gemahlt ſeyn. Man führt einen blitzſchleudernden Alexander an, der ſo kunſtreich gemahlt war, daß Arm und Blitzſtrahl gleichſam von dem Bilde getrennt ſchienen. Mehrere Schriftſteller ſprechen von einem gemahlten Roſſe des Apelles, deſſen Anblick ſo täuſchend war, daß die Pferde es anwieherten. Alexander bewies ihm ſeine Zuneigung auch dadurch, daß er ihm die reizende Kampaſpe überließ, die er ſelbſt liebte. Er hatte Apelles aufgetragen, ſie nackt zu mahlen, aber bei dem Anblick ſo großer Reize konnte der Künſtler ſeine Verwirrung nicht bergen, und Alexander, der es wahrnahm, machte ſie ihm zum Geſchenk. Nach des Königs Tode begab ſich Apelles nach Alexandrien an den Hof des Ptolemäus. Hier ſuchten ſeine Feinde ihm den Unwillen des Fürſten zuzuziehen, indem ſie ihn durch eine falſche Einladung veranlaßten, an einem Feſte zu erſcheinen. Der König war unwillig über die Dreiſtigkeit des Mahlers, dieſer aber, der den Namen des Betrügers nicht wußte, zeichnete ſein Bild ſo richtig auf die Wand, daß man ihn augenblicklich erkannte. Bald darauf wurde er von dem Mahler Antiphilus angeklagt, an einer Verſchwörung Theil genommen zu haben. Man warf ihn in Feſſeln und er wäre verloren geweſen, wenn nicht einer der Schuldigen ſelbſt ihn gerechtfertigt hätte. Darauf kehrte er in ſein Vaterland zurück, und mahlte zum Andenken an dieſe Begebenheit ſein berühmtes Gemählde der Verleumdung. Apelles hatte auch über die Geheimniſſe ſeiner Kunſt drei Abhandlungen geſchrieben, welche noch zu Plinius Zeiten vorhanden waren. Zeit und Ort ſeines Todes ſind unbekannt. Apelles hörte gern ſeine Werke beurtheilen und ſtellte ſie zu dem Ende öffentlich aus; ſich ſelbſt aber hielt er in der Nähe verborgen. Bekanntlich tadelte einſt bei einer ſolchen Gelegenheit ein Schuhmacher den Schuh einer Figur, und Apelles benutzte ſeine Kritik; als er aber dadurch dreiſt gemacht, auch andere Theile des Bildes meiſtern wollte, gab ihm Apelles die gebührende Weiſung: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“ — Wie Plinius angiebt, mahlte Apelles gewöhnlich nur mit vier Farben, die er durch einen ſelbſt erfundenen Firniß in Übereinſtimmung brachte.

Apenninen, eine große Gebirgskette, die bei den Meeralpen unweit Genua anfängt, dort den Paß Bocchetta bildet, ſich durch ganz Italien bis an die Küſte von Otranto und an die Meerenge von Sicilien erſtreckt, und Italien in faſt zwei gleiche Hälften, die öſtliche und weſtliche, theilt. Die Apenninen ſind bis an den Gipfel mit Bäumen bewachſen, unter denen es viele Kaſtanienbäume giebt, deren Frucht in einigen Gegenden für die Bergbewohner ein Hauptnahrungsmittel iſt, und die Stelle des Getreides vertritt. Sie ſind nicht ſo hoch wie die Alpen, haben aber doch auch einzelne ſehr hohe und ſteile Felſenberge, z. B. der Gran Saſſo bei Aquila in der Provinz Abruzzo 8255, und der Velino 7872 Fuß hoch. Die Apenninen ſind im Winter mit Schnee bedeckt, der bisweilen erſt ſpät ſchmilzt, und liefern das für das heiße Klima Italiens ſo unentbehrliche Eis. Sie haben nicht viel große Thäler, wenige Seen und Flüſſe, aber viel ausgebrannte Vulkane.

Apertur (lat.) eigentlich die Öffnung. Insbeſondere Jus aperturae, das Recht eines Lehnsherrn, von ſeinen Vaſallen zu fodern,

ihm zu jederzeit ſeine Feſtungen zu öffnen und Beſatzung einzunehmen.

Aphrodite, der gewöhnliche Name der Liebesgöttin bei den Griechen, gleichbedeutend mit Aphrogeneia, d. i. aus dem Schaum des Meeres entſprungen. — Aphrodiſia hieß daher ein der Venus geweihtes Feſt, das an mehreren Orten Griechenlands, am feierlichſten aber auf der Inſel Cyprus, begangen wurde.

Apicius, ein berühmter Gourmand zu den Zeiten des Auguſtus und Tiberius, welcher damals die leckerhafteſte Tafel in Rom führte, ſein Genie für die Kochkunſt durch die Erfindung eines neuen Kuchens, ſo wie ſeine Kenntniſſe in derſelben durch ein eigenes Kochbuch beurkundete, und endlich, da er ſein großes Vermögen erſchöpft hatte, freiwillig Gift nahm, um nicht, wie er fürchtete, Hungers ſterben zu müſſen. Jenes Kochbuch (De re culinaria) iſt auch auf uns gekommen und zuletzt 1791 von Bernhold (Lübeck, 8.) herausgegeben worden.

Apis, ein von den Ägyptiern, vornehmlich zu Memphis, göttlich verehrter Stier. Nach dem allgemeinen Glauben wurde eine Kuh durch einen Lichtſtrahl vom Himmel, beſonders vom Monde, mit ihm befruchtet. Erkannt wurde er an ſeiner Farbe und ſeinen Flecken. Er mußte ſchwarz ſein, und ein weißes Dreieck auf der Stirn, auf der rechten Seite einen weißen halbmondförmigen Fleck und unter der Zunge eine Art von Knoten haben, der einem Käfer glich. Wenn er gefunden war, wurde er vier Monate lang in einem Gebäude, das nach Oſten zu ſtand, gefüttert, dann mit dem Neumonde unter großen Feierlichkeiten auf ein prächtiges Fahrzeug gebracht und nach Heliopolis geführt, wo er von den Prieſtern 40 Tage gefüttert wurde und von Frauenzimmern höchſt unanſtändige Beſuche erhielt. Nach dieſer Zeit durfte aber keine mehr ihm nahe kommen. Von Heliopolis brachten ihn die Prieſter nach Memphis, wo er einen Tempel, zwei Capellen zur Wohnung und einen großen Hof, ſich Bewegung zu machen, hatte. Er beſaß die Gabe der Weiſſagung und theilte dieſe auch den Knaben mit, die immer um ihn waren. Auch war es eine gute oder böſe Vorbedeutung, je nachdem er in die eine oder andere Capelle ging. Er wurde durch Opfer und Feſte verehrt. Sein Geburtsfeſt wurde jährlich um die Zeit, wenn der Nil anfing anzuſchwellen, ſieben Tage lang gefeiert; eine goldene Schale wurde in den Nil geworfen, und dieſes Feſt machte ſelbſt die Krokodille zahm, ſo lange es dauerte. Trotz dieſer Verehrung aber durfte er nicht über 25 Jahre leben, wovon der Grund wahrſcheinlich in der aſtronomiſchen Theologie der Ägyptier lag. Begraben wurde er in einem Brunnen. Sein Tod erregte eine allgemeine tiefe Landtrauer, welche ſo lange dauerte, bis die Prieſter ſeinen Nachfolger gefunden hatten.

Apokalypſe, die Offenbarung Johannis, deren dunkler Sinn zu den ſchwärmeriſchſten Auslegungen Anlaß gegeben hat; daher der Ausdruck apokalyptiſcher Träumer für Viſionär. (Vergl. Johannes.)

Apokryphiſche Bücher ſind eigentlich verborgene oder unbekannte (von einem griechiſchen Stammworte, welches verborgen heißt), ſodann untergeſchobene oder unechte Schriften, weil ihr wirklicher Verfaſſer ſich zu verbergen ſucht und auch gewöhnlich nicht bekannt iſt. In Beziehung auf die Bibel verſteht man aber unter apokryphiſchen Büchern ſolche, denen kein göttlicher Urſprung beigelegt, und deren Inhalt daher nicht als eine untrügliche Glaubens-

und Lebensregel betrachtet wird, wenn auch übrigens eine ſolche Schrift nicht unecht und ihr Verfaſſer nicht unbekannt iſt. Ihnen ſtehen entgegen die kanoniſchen Schriften (von dem griechiſchen Worte Kanon, welches eine Regel oder Richtſchnur bedeutet), worunter man diejenigen verſteht, deren Inhalt als eine völlig ſichere Glaubens- und Lebensregel angeſehen wird, weil man ihnen eine göttlichen Urſprung zuſchreibt. Da die Bibel gewöhnlich in das Alte und Neue Teſtament eingetheilt wird, ſo giebt es auch kanoniſche und apokryphiſche Bücher des Alten und Neuen Teſtaments. Die apokryphiſchen Bücher des A. T. ſtehen in unſern Bibelausgaben gewöhnlich in der Mitte zwiſchen den kanoniſchen des A. und N. T. Die apokryphiſchen Bücher des N. T. aber läßt man gewöhnlich ganz weg. Doch werden manche Schriften des N. T., die in den gewöhnlichen Ausgaben zu den kanoniſchen gerechnet werden, von vielen als apokryphiſche betrachtet, z. B. die Offenbarung Johannis. D.

Apodiktiſch. Eine Erkenntniß, die eine abſolute Nothwendigkeit bei ſich führt, iſt apodiktiſch gewiß. Sie darf auf keinen Erfahrungsgründen beruhen, ſondern muß ein reines Product der Vernunft ſein, da Erfahrung keine Nothwendigkeit geben kann. Apodiktiſcher (Kategoriſcher) Imperativ, ſ. Kant.

Apollo ein Sohn Jupiters und der Latona, die nach langem Umherirren und neuntägigen Geburtswehen ihn auf der Inſel Delos gebar. (S. Delos.) Vielfach ſind die Ämter, welche die Mythologie ihm zutheilt. Er erſcheint in derſelben als der bogenkundige Gott, als Gott der Muſik und des Geſanges und als Gott der Weiſſagekunſt; ferner auch noch als Gott der Ärzte, der Hirten, des Städtebauens. Kundig des Bogens, tödtete er ſchon am fünften Tage nach ſeiner Geburt den Drachen Pytho; erlegte ſpäter mit ſeiner Schweſter Artemis die Kinder der Niobe u. ſ. w. Sowohl im Titanen- als im Gigantenkriege half er dem Zeus. Er erlegte die Cyklopen, weil ſie dem Zeus die Donnerkeile geſchmiedet, womit dieſer ſeinen Liebling, den Äskulap, erſchlagen. Überhaupt aber wurde von Apollo's Pfeilen jeder aus dem männlichen Geſchlechte erlegt gedacht, der durch ſchnellen und leichten Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt ward. Als Gott des Geſanges erſcheint Apollo ſchon in den älteſten Dichtungen, denn bei olympiſchen und irdiſchen Freudenmahlen, an denen die Olympier Theil nahmen, ſpielt und ſingt er in den tanzenden Kreiſen der Muſen. Er war der Erfinder der Kithara oder Lyra. Marſyas, der es wagte, auf der Flöte mit ihm zu wetteifern, wurde beſiegt und Apollo zog ihm zur Strafe die Haut ab. Einen andern Wettſtreit hatte Apollo mit Pan, wobei jener die Lyra, dieſer die Syrinx ſpielte. Tmolus hatte bereits für Apollo entſchieden, als Midas das Urtheil verwarf, und dafür mit verlängerten Ohren geziert wurde. Daß Apollo die Sehergabe beſeſſen, ſehen wir ſchon im Homer. In der Ilias wird berichtet, das er ſie dem Kalchas verliehen, und in der Odyſſee wird eines Orakelſpruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Außer Delphi (ſ. d.) verkündigte er aber auch zu Didyma, Klaros und Patara die Zukunft. Da man bei Orakeln und Wahrſagern beſonders auch ärztlichen Rath ſuchte, ſo wird es daraus leicht erklärlich, wie Apollo in der ſpätern Zeit auch als Arzt gebraucht werden konnte. Man nannte ihn den Vater des Äskulap, und dichtete, daß er den Äskleniaden die Heilkunſt mittheile. Fabeln von dem Hirtenleben Apollo's waren ſchon den Zeiten Homers nicht fremd, und Kallimachus zählt ihn den wirklichen Herdengöttern zu. Die berühmteſte

Sage aus Apollo's Hirtenleben iſt unſtreitig ſein Dienſt beim Admet, dem er ſich nach Einigen freiwillig unterzog, nach Andern wurde er vom Zeus dazu verurtheilt wegen des Mordes der Cyklopen oder des pythiſchen Drachen. Er hüthete eine Zeit lang die Herden deſſelben. Als Städteerbauer endlich wird ihm die Gründung von Cycikum, Cyrene und Naxos auf Sicilien zugeſchrieben. Homer erzählt, daß er mit Poſeidon Troja's Mauern erbaut, und als er von Laomedon um den bedungenen Lohn betrogen worden, Troja mit Peſt heimgeſucht habe. Nach Pauſanias half er auch an dem Bau der Mauern von Megara, wobei er ſeine Laute auf einen Stein legte, der fortan bei der Berührung lautenähnlich tönte. Nach den Schilderungen der Dichter und den Darſtellungen der Bildner gehört Apollo mit Mars, Merkur und Bacchus zu den unbärtigen Göttern, in welchen die Ideale jugendlicher Männlichkeit perſonificirt erſcheinen. Die ihn bezeichnenden Attribute ſind ſehr mannichfach: Bogen und Köcher, die Zither und das Plectrum, die Schlange, der Hirtenſtab, der Greif und der Schwan, der Dreifuß, der Lorbeer u. ſ. w. Die Mythengeſchichte erzählt zahlreiche Liebesabenteuer von ihm, und ſchreibt ihm eine Menge Kinder zu. In der ſpätern Zeit wurde er mit dem Helios und bei den Römern mit dem Sol verwechſelt. Sein Dienſt war ſehr ausgebreitet; außer vielen Tempeln, waren ihm die Inſel Delos, die Stadt Delphi, die Berge Helikon, Leukas und Parnaſſus heilig. Zu Rom wurden ihm eigene Spiele gefeiert, welche nach ihm die Apollinariſchen hießen und in Stiergefechten und ſceniſchen und gymnaſtiſchen Spielen beſtanden. Ein bei Griechen und Römern ſehr gebräuchlicher Beinamen des Apollo iſt Phöbus.

Apollodor, der Sohn des Asklepiades, ein berühmter Grammatiker, lebte etwa 150 Jahre vor Chr. Geb. Er ſtudirte die Philoſophie unter Panätius und die Grammatik (im Sinne der Alten) unter Ariſtarch. Sein Ruf ſtieg bald ſo hoch, daß die Amphiktyonen ihm öffentliche Ehren zuerkannten. Er hatte ein Werk über die Götter, einen Commentar über Homers Schiffskatalog und ein verſificirtes Geſchichtsbuch verfaßt. Das Werk, welches wir unter dem Titel Bibliothek angeblich von ihm beſitzen, iſt wahrſcheinlich ein Auszug der genannten und gewiß nicht von Apollodor. Aber auch ſo iſt es für Götter- und Heldengeſchichte ſehr wichtig. Die beſten Ausgaben ſind von Heyne (2te Aufl. Göttingen 1803) und von Clavier (Paris 1805).

Apollonius. Das Alterthum nennt mehrere Männer dieſes Namens, von denen wir nur die wichtigſten anführen können. — Apollonius von Perga in Pamphilien, einer von den vier Schriftſtellern (Euklides, Archimedes, Apollonius, Diophantes), die wir als die Väter der mathematiſchen Wiſſenſchaften betrachten müſſen, da durch ihre Schriften die Neuern damit bekannt geworden ſind. Er lebte um das J. 200 vor Chr. und ſtudirte lange die Mathematik zu Alexandrien unter den Schülern des Euklides. Von ſeinen vielen mathematiſchen Schriften iſt ſein Buch von den Kegelſchnitten (Ausg. Oxford 1710. Fol.), welche Lehre er durch neue Erfindungen und glückliche Erklärungen erweiterte, das berühmteſte. — Apollonius von Rhodus war nach Einigen zu Alexandrien, nach Athenäus zu Naukratis gegen die 146. Olymp. geboren, begab ſich aber, da ihn die Eiferſucht anderer Gelehrten in ſeinem Vaterlande unaufhörlich verfolgte, nach Rhodus, wo er die Rhetorik mit ſo viel Auszeichnung lehrte, und ſich durch ſeine Schriften ſo großen Ruhm erwarb, daß die Rhodier ihm das Bürgerrecht ertheilten. Er ging indeß nach Alexandrien zurück, um Era-

toſthenes in der Direction der berühmten Bibliothek dieſer Stadt zu erſetzen. Von ſeinen vielen Werken beſitzen wir nur ſeine Argonautika, ein Gedicht, das im Allgemeinen nur von mittelmäßigem Werth iſt, ſo großen Fleiß auch der Dichter auf die Ausarbeitung und Vollendung deſſelben verwandte. Einzelne ſchöne Stellen zeichnen ſich jedoch ſehr vortheilhaft aus, beſonders die Epiſode von der Liebe der Medea. Die beſten Ausgaben der Argonautika ſind von Henr. Stephanus (Paris 1566. Fol.), Shaw, (Oxford 1777. 4. und 1779. 8.), Brunck und Beck (letztere noch unvollendet). — Apollonius von Tyana, in Kappadocien, deſſen Geburt mit dem Anfange der chriſtlichen Zeitrechnung zuſammenfällt, ein berühmter Anhänger der Pythagoräiſchen Philoſophie. Der Phönizier Euthydemus unterrichtete ihn anfangs zu Tarſus und ſpäter zu Ägos in der Grammatik, Rhetorik und den verſchiedenen philoſophiſchen Doctrinen, Euxenes von Heraklea aber in der Pythagoräiſchen Philoſophie. Apollonius fühlte einen unwiderſtehlichen Antrieb, ein Schüler des Pythagoras, nach den ſtrengen Regeln ſeiner Lehre, zu werden. Es befand ſich zu Ägos ein dem Äskulap geheiligter Tempel, wo dieſer Gott zu Gunſten der Kranken Wunder wirkte. Apollonius begab ſich in denſelben. Er enthielt ſich, Pythagoras Vorſchriften zufolge, aller thieriſchen Nahrung und lebte nur von Früchten und Kräutern, trank keinen Wein, kleidete ſich in Zeuge aus vegetabiliſchen Stoffen, ging barfuß und ließ ſein Haar wachſen. Die Prieſter des Tempels unterrichteten ihn und weihten ihn in ihre Myſterien ein. Man ſagte, daß Äskulap ſelbſt ihn zum Zeugen ſeiner Curen machte. Doch ſehen wir nicht, daß er damals Wunder zu wirken verſucht hätte. Er bildete eine philoſophiſche Schule und legte ſich ein fünfjähriges Stillſchweigen auf. Während dieſer Zeit beſuchte er Pamphilien und Cilicien, ſpäter Antiochia, Epheſus und andere Städte. Darauf beſchloß er, über Babylon und Indien zu gehen, um die Lehren der Braminen kennen zu lernen. Da ſeine Schüler ihm zu folgen verweigerten, begab er ſich allein auf den Weg. Ein gewiſſer Damis, der ihm begegnete und ihn als eine Gottheit betrachtete, ward ſein Begleiter und Reiſebeſchreiber. Zu Babylon unterredete er ſich mit den Magiern und ging von da mit reichen Geſchenken nach Taxella, wo Phraortes, der König von Indien, reſidirte. Dieſer gab ihm ein Empfehlungsſchreiben an den erſten Braminen mit. Nach einem Aufenthalte von vier Monaten kam Apollonius nach Babylon zurück, von da ging er nach Jonien und beſuchte mehrere Städte. Allenthalben ging ſein Ruf vor ihm her und die Einwohner ſtrömten ihm entgegen. Er warf dem Volke öffentlich ſeine Trägheit vor und empfahl ihm, nach Pythagoras Lehre, die Gemeinſchaft der Güter. Den Epheſiern ſoll er Peſt und Erdbeben vorhergeſagt haben, die ſpäter wirklich eintrafen. An dem Grabe Achills brachte er eine Nacht allein zu, und gab vor, mit dem Schatten des Helden eine Unterredung gehabt zu haben. Zu Lesbos beſprach er ſich mit den Prieſtern des Orpheus, die ihm als einem Zauberer die Aufnahme in die heiligen Myſterien verweigerten, einige Jahre ſpäter aber gewährten. Zu Athen empfahl er dem Volke Opfer, Gebete und Sittenverbeſſerung. Allenthalben, wohin er kam, behauptete er, die Zukunft vorherzuſag n und Wunder zu thun. Endlich kam er auch nach Rom. Nero hatte eben durch ein Edict alle Magier aus der Stadt verbannt. Apollonius fühlte, daß er in dieſe Maßregel mitbegriffen ſein könnte; dies hinderte ihn jedoch nicht, mit acht ſeiner Gefährten hineinzugehen. Sein Aufenthalt war aber von kurzer Dauer. Er erweckte, ſagt ein Ge-

ſchichtſchreiber, eine junge Frau vom Tode und ward aus der Stadt vertrieben. Er beſuchte Spanien, ging über Italien nach Griechenland und von da nach Ägypten, wo Veſpaſian ſich ſeiner zur Befeſtigung ſeines Anſehens bediente, und ihn wie ein Orakel um Rath fragte. Er machte von da eine Reiſe nach Äthiopien, und ward nach ſeiner Rückkehr von Titus ebenfalls günſtig aufgenommen und über Regierungsangelegenheiten um Rath gefragt. Bei Domitians Thronbeſteigung ward er angeklagt, einen Aufſtand zu Nerva's Gunſten in Ägypten erregt zu haben. Er ſtellte ſich freiwillig vor Gericht und ward losgeſprochen. Darauf bereiſ'te er abermals Griechenland und ließ ſich in Epheſus nieder, wo er eine Pythagoräiſche Schule eröffnete und in einem faſt hundertjährigen Alter ſtarb. Zu den vielen Wundern, die von ihm erzählt werden, gehört auch, daß er Domitians Ermordung in dem Augenblicke, als ſie geſchah, gewußt und verkündigt habe. Er wurde bei ſeinem Leben ein Gott genannt und galt noch lange nach ſeinem Tode dafür. — Außerdem nennt die Geſchichte zwei berühmte Bildhauer dieſes Namens.

Apolog, ſ. Fabel.

Apophthegma, ein kurzgefaßter geiſtvoller Sinn- Kraft- und Denkſpruch.

Apoplexie, ſ. Schlagfluß.

Apoſtaſie heißt der Abfall, und beſonders im theologiſchen Sinne, der Abfall vom chriſtlichen Glauben, daher ein Abtrünniger Apoſtata genannt wird.

Apoſtel heißt eigentlich ein Geſandter, von einem griechiſchen Stammwort, welches ſenden bedeutet. Man verſteht aber unter den Apoſteln in der chriſtlichen Kirche vorzugsweiſe diejenigen zwölf Männer, welche Jeſus als ſeine vertrauteſten, in ſeine Lehre am beſten eingeweihten Schüler zu den vornehmſten Werkzeugen der Verbreitung ſeiner Lehre beſtimmte, und die daher als Geſandte Jeſu an die übrigen Menſchen betrachtet wurden. Sie hießen Matthäus, Johannes, Paulus, Petrus, Simon u. ſ. w.

Apoſtelbrüder, Apoſtelorden nannte Gerhard Sagarelli aus Parma einen Orden ohne Clauſur, den er zur Nachahmung der Kleidung, Armuth und unſtäten Lebensart der Apoſtel Jeſu um d. J. 1260 ſtiftete. Bettelnd, predigend, ſingend zogen ſie barfuß in Italien, der Schweiz und Frankreich umher, verkündigten die Ankunft des Himmelreichs und beſſere Zeiten, hatten Weiber in ihrem Gefolge, wie einſt die Apoſtel Gefährtinnen, und kamen, wohl nicht ohne Grund, in den Verdacht unſittlicher Vertraulichkeiten mit dieſen Schweſtern. Die päpſtliche Beſtätigung erhielt dieſe Geſellſchaft nicht, vielmehr erklärte Honorius IV. ſie 1286 für aufgehoben. Obgleich nun von Inquiſitoren verfolgt, trieben ſie ihr Weſen immer herumſchweifend fort, und da Sagarelli 1300 als Ketzer verbrannt worden war, fand ſich ein anderer Oberapoſtel Dolcino, ein kluger Mailänder, der ſeine auf 1400 Glieder angewachſene Schar mit Weiſſagungen tröſtete. Seit 1304 heftig bedrängt, mußten ſie aus verſchanzten Lagern einen Vertheidigungskrieg führen, in dem ſie über nothgedrungenen Räubereien und Gefechten ihre erſte Beſtimmung ganz vergaßen, und, nachdem ſie ein großes Gebiet im Mailändiſchen verheert hatten, 1307 von biſchöflichen Truppen auf ihrem feſten Berge Zebello bei Vercelli überwältigt und faſt ganz vernichtet wurden. Ihr kühner Anführer Dolcino ſtarb in Flammen. Noch ſpäter zeigten ſich Reſte dieſer Apoſtel in der

Lombardei und im ſüdlichen Frankreich bis 1368. Ihre Ketzerei beſtand in Schmähungen auf den Papſt und die Kleriſei. E.

A posteriori, ſ. A priori.

Apoſtool, Apoſtoolen, ſ. Wiedertäufer.

Apoſtoliſch heißt alles das, was von den Apoſteln herkommt und auf ſie Bezug hat. So ſind apoſtoliſche Schriften von den Apoſteln verfaßte Schriften; ſo wird die frühere chriſtliche Kirche die apoſtoliſche genannt, weil die Apoſtel ſie lehrten und leiteten und der von den Apoſteln ausgegangene Geiſt in ihr fortdauert. So wird der römiſche Stuhl der apoſtoliſche Stuhl genannt, weil man in der Meinung ſtand, daß ihn ein Apoſtel, Petrus, gegründet habe. Apoſtoliſche Kammer heißt zu Rom dasjenige Departement, welches die päpſtlichen Einkünfte verwaltet. Apoſtoliſcher Segen iſt der Segen, den der Papſt als Nachfolger Petri ertheilt. Apoſtoliſcher König, apoſtoliſche Majeſtät heißt der König von Ungarn. Papſt Sylveſter II. gab dem Herzog Stephan I. von Ungarn (1000) dieſen Titel, weil er nicht nur die chriſtliche Religion in Ungarn ſehr beförderte, ſondern auch zur Nachahmung der Apoſtel ſelbſt predigte. Clemens XIII. erneuerte das Andenken dieſer Begebenheit, indem er der Kaiſerin Königin Maria Thereſia den Titel der apoſtoliſchen Königin (1758) beilegte.

Apoſtroph, ein Zeichen im Schreiben ('), um das Ausfallen oder die Weglaſſung eines Buchſtabens anzuzeigen.

Apoſtrophe, eine Redefigur, welche dieſe Benennung von den Alten darum erhielt, weil der Redner beim Gebrauch derſelben ſich von dem Richter weg an den Kläger oder Beklagten wendete und dieſen anredete. Sie gehört zu den objectiven Redefiguren, welche die Gegenſtände in einem veränderten Verhältniſſe vorſtellen, und zwar wird durch ſie directe Darſtellung des Vortrags der Form des Dialogs genähert. Im engern Sinne verſteht man darunter, einmal Anrede des Abweſenden, als wäre er anweſend, dann Anrede des Lebloſen, Empfindungsloſen, als hätte es Leben und Empfindung. Die Apoſtrophe darf ihrer Natur nach nur in einer erhöhten Stimmung angewendet werden.

Apothekerkunſt (Pharmaceutik) beſteht in der Fertigkeit und Geſchicklichkeit, die zur Sammlung, Aufbewahrung, Zubereitung und richtigen Miſchung der Heilmittel erfoderliche Wiſſenſchaft in gehörige Ausübung zu bringen. Sie hat folglich einen theoretiſchen und praktiſchen Theil. Zum erſten gehört 1. die Kenntniß der rohen Stoffe der Naturreiche, welche die Heilmittel liefern, alſo Naturgeſchichte, als: Botanik, Zoologie und Mineralogie (ſ. d. Art.); 2. die Kenntniß der einfachen Stoffe, der Scheidung, Miſchung und Eigenſchaften derſelben, alſo Chemie (ſ. d. Art.); 3. die Kenntniß der Zubereitung der Stoffe als Heil- oder Arzneimittel, nach Gründen der Chemie und der Erklärung der Erſcheinungen im Verhalten der Stoffe gegen einander, Pharmacie im engern Sinne; endlich 4. Kenntniß der Zuſammenſetzung und Miſchung der Heilmittel nach den Verordnungen der Ärzte, Receptur. Der zweite Theil, die eigentliche Apothekerkunſt, beſteht in der durch hinlängliche Übung erlangten Fertigkeit, ein jedes Heilmittel, als wirkliches Kunſtproduct, aus den dazu gehörigen Stoffen, mit ſteter Beziehung auf die Anwendung jener Kenntniſſe, darſtellen zu können. Hierher gehört alſo auch die Waarenkunde, nöthig zur Auswahl der beſten und tauglichſten Stoffe zu den Arzneimitteln, mechaniſche Fertigkeit in Bereitung der verſchiedenen Formen, in welchen die Arzneimittel dargeſtellt, und den Kranken übergeben werden

ſollen u. ſ. w. Die Geſchichte der Apothekerkunſt ſtellt das Vorſchreiten derſelben, von der einfachſten Geſtalt an, dem Ideale zu, dar, das ſie zwar noch nicht erreicht hat, dem ſie aber doch in unſern Tagen viel näher gekommen iſt. Die Entſtehung derſelben fällt in die früheſte Zeit, da nur Ärzte angefangen hatten, die Heilmittel ſelbſt zuzubereiten; und den Kranken darzureichen. Späterhin wurde, beſonders in Alexandrien (250 J. v. Chr.), eine Trennung verſchiedener Theile der Heilkunſt bewirkt, ſo daß einige Ärzte ſich blos mit Zubereitung von Arzneien beſchäftigten. Seit dieſer Zeit überließen die Ärzte die Zubereitung der Arzneien oft beſondern Männern, und Heilkunſt und Apothekerkunſt wurden zuerſt von einander getrennt. Mehrere berühmte Ärzte der damaligen Zeit beſchäftigten ſich daher beinahe ausſchließlich mit der Zubereitung der Arzneimittel. Mantias, ein Schüler des berühmten Herophilus in Alexandrien, war der Verfaſſer der erſten Pharmakopöe, indem er zuerſt ein Buch über die Bereitung der Arzneimittel, desgleichen eins über die Officin des Arztes herausgab. Zeno aus Laodicea machte ſich beſonders durch eine Menge von zuſammengeſetzten Arzneimitteln bekannt, welche er erfunden hatte. Andreas von Karyſtes, gleichfalls ein alexandriniſcher Arzt (204 J. v. Chr.), ſchrieb über die Kräfte der Arzneimittel, und gab von der ſchon damals in Alexandrien gebräuchlichen Verfälſchung des Opiums Nachricht. Auch Fürſten beſchäftigten ſich in jener Zeit viel mit mediciniſchen Wiſſenſchaften, und vorzüglich mit der Unterſuchung und Zubereitung mancher Arzneimittel. So war z. B. Attalus, letzter König von Pergamus (134 J. v. Chr.), berühmt wegen ſeiner mediciniſchen Geſchicklichkeit und Pflanzenkenntniß. Es werden noch verſchiedene Arzneimittel genannt, die er erfand und bereitete, z. B. Pflaſter aus Bleiweiß u. a. m. Mithradat Eupator, König von Pontus (von 123 bis 62 v. Chr.), welcher aus beſtändiger Furcht, vergiftet zu werden, ſeinen Körper durch täglichen Gebrauch der Gifte und Gegengifte abzuhärten ſuchte, hat ſich in der Pharmacie berühmt gemacht durch Erfindung ſeines Recepts zu einem allgemeinen Gegengifte, das aus 54 Ingredienzien beſtand. Heras von Kappadocien ſchrieb in Rom (49 J. v. Chr.) ein Werk über Pharmacie. Im Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung ſind in Rom mehrere der berühmteſten Ärzte geweſen, welche zugleich durch Bearbeitung der Pharmacie ſich verdient machten. So empfahl Muſa, der berühmte Leibarzt des Auguſtus, mehrere Bereitungen von Arzneimitteln, die in der Folge unter ſeinem Namen gebräuchlich wurden. Menekrates, Leibarzt des Tiber und mehrerer römiſchen Kaiſer, war Erfinder des Diachylonpflaſters; ferner erfand Damokrates (47 J. nach Chr.) und beſchrieb ſogar in Verſen die Zubereitung mehrerer Arzneimittel, Zahnpulver, verſchiedene Malagmata (erweichende Pflaſter), Pflaſter u. a. m. Philo von Tarſus (23 J. nach Chr.) war der Erfinder eines beruhigenden Mittels, aus Opium, Saffran und andern Stoffen zuſammengeſetzt, das nach ihm Philonium genannt wurde. Aſklepiades Pharmacion (unter dem Kaiſer Trajan im J. 97 u. f.) war einer der damals berühmteſten Erfinder vieler Zuſammenſetzungen der Arzneimittel. Erwähnung verdient noch Dioſkorides (wahrſcheinlich unter Nero, 34 J. n. Chr.), der als Pflanzenkenner noch jetzt bekannt iſt, und zuerſt die Kenntniſſe von vielen Verfälſchungen der Arzneimittel und von der Bereitung vieler anderer, z. B. des Bleiweißes, Galmei's, des weißen Nichts u. a. m., gegeben hat. Auch Plinius (bis 79 J. n. Chr.) gehört unter die, welche ſich durch Forſchen in der Naturgeſchichte, beſonders in der Botanik, um die Pharmacie verdient machten. Niemand von

den Alten hat jedoch ſo genaue Vorſchriften über die Bereitung der Pflaſter und Salben hinterlaſſen, als Andyllus (im J. 330). Zu Galens Zeit (in den Jahren 160 bis 200) beſchäftigten ſich viele Ärzte in Rom mit Bereitung und Empfehlung kosmetiſcher Mittel. Späterhin kam das römiſche Reich in Verfall, und die Wiſſenſchaften und Künſte ſelbſt wurden wenig bearbeitet. So blieb man auch, was die Pharmacie betraf, bei dem ſtehen, was die ältern Ärzte gelehrt hatten, ja nach dem Beiſpiel der Großen, nahm auch bei den Ärzten Aberglaube und dadurch blinder Empirismus überhand, und in den folgenden Jahrhunderten ſanken die Wiſſenſchaften in den Abendländern durch die beſtändigen Einfälle und Kriege der fremden Völker faſt gänzlich. Im Morgenlande hingegen erhielt ſich Kunſt und Wiſſenſchaft, beſonders in Alexandrien, fortdauernd. Unter den Arabern wurde die Chemie und Pharmacie beſonders eifrig bearbeitet. Sie benutzten die griechiſchen Schriften, beſonders nachdem die Mohammedaner auch Ägypten (im J. 640) erobert hatten, und von dieſen rühren die meiſten Verbeſſerungen in der Pharmacie, ja die erſte Gründung der eigentlichen Apothekerkunſt her. Der Khalif Almanſur ſtiftete (im J. 754) in Bagdad die erſten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln, z. B. Alkohol, Julep u. ſ. w., ſind arabiſchen Urſprungs. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die erſten von der Obrigkeit autoriſirten Vorſchriften zur Bereitung der Arzneimittel, oder die ſogenannten Dispenſatorien von ihnen herrühren. Sabor ebn Sahel lieferte unter dem Namen Krabadin, um die Mitte des neunten Jahrhunderts, das erſte Dispenſatorium; ferner wurde im zwölften Jahrhundert von Abul Haſſan, einem Biſchof und Leibarzt der Kalifen zu Bagdad, ein ſolches Krabadin oder Dispenſatorium herausgegeben, welches in der Folge in den arabiſchen Apotheken zur Norm diente. Dieſe ſtanden unter der beſondern Aufſicht der Obrigkeit, und auf Echtheit und Wohlfeilheit der Arzneimittel wurde beſonders geſehen. So erzählt man vom Feldherrn Affhin, daß er in den Feldapotheken ſeiner Armee ſelbſt unterſucht habe, ob alle in den Dispenſatorien genannten Mittel vorräthig wären. Da die mediciniſchen Wiſſenſchaften auch im Abendlande wieder aufblühten, wurde die Schule zu Salerno (im J. 1143) geſtiftet, und in der Folge, beſonders von dem Kaiſer Friedrich II. (1238), ihr immer mehr Anſehen und Gewalt verliehen. So bekam ſie auch das ganze Apothekerweſen in ihre Aufſicht. Die Apotheker und Droguiſten bekamen eine Arzneitaxe. Nur in gewiſſen Städten durften Apotheken angelegt werden, und es wurden zwei Männer von Anſehen in großen Städten zur beſondern Aufſicht über die Apotheken angeſtellt. In Gegenwart derſelben mußten die Droguiſten ihre Mittel verfertigen, und ſie ſowohl als die Aufſeher wurden bei Entdeckung eines Betrugs hart beſtraft. Aus dem funfzehnten Jahrhundert iſt noch ein Werk von Saladin von Aſcelo, dem Leibarzte des Großconnetables von Neapel, berühmt geworden, darin der Verfaſſer unter andern merkwürdigen Beiträgen zur Kenntniß der Apothekerkunſt der damaligen Zeiten, auch ein Verzeichniß der Bücher anführt, welche die Apotheker ſich anſchaffen ſollen; auch moraliſche Verhaltungsregeln und Anleitung giebt, was ſie in jedem Monate für beſondere Geſchäfte haben. In Frankreich wurden erſt im funfzehnten Jahrhundert die Apotheken unter die Aufſicht der Staatsärzte und Facultäten geſetzt. König Carl VIII. gab ihnen (im J. 1484) zunftmäßige Form und Statuten, welche in den folgenden Zeiten theils beſtätigt, theils vermehrt wurden. In Deutſchland waren die Apotheker noch blos Medicinhändler. Sie bereiteten

die Arzneien nicht ſelbſt, ſondern ließen ſie aus Italien kommen, wo die Apothekerkunſt höher getrieben wurde, und verhandelten ſie. Die Ärzte bereiteten auch ſelbſt ihre Medicamente. Die Apotheker waren in den mehreſten Städten zugleich Zuckerbäcker, und die Magiſträte bedungen ſich in ihren Contracten mit ihnen die alljährliche Ablieferung einer gewiſſen Menge Gebackenes auf die Rathsſtube. Die Paracelſiſche Reform in der Medicin (im ſechzehnten Jahrhundert) brachte auch in Deutſchland Veränderungen in der Pharmacie hervor. Es wurden jezt beſonders viele chemiſche Präparate in den Arzneivorrath aufgenommen; auch ſchreibt ſich von da an der ſtärkere Gebrauch der Arzneimittel aus dem Mineralreich, z. B. des Antimoniums und des Queckſilbers, her. Indeſſen wurden die Arbeiten noch ohne Grundſätze, ohne Erklärung der dabei vorkommenden Erſcheinungen u. ſ. w. betrieben. Von der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bis auf unſere Zeiten hob ſich die Chemie allmählig aus dem Dunkel, das ſie umhüllte, und demnach verbreitete ſich auch in der Pharmacie mehr Licht. So wie auf die Chemie, wurden auch die Verbeſſerungen und Bereicherungen in der Naturhiſtorie und Phyſik auf die Apothekerkunſt übertragen. Die pharmaceutiſch-chemiſchen Arbeiten wurden durch die verbeſſerten Syſteme der Chemie geregelt und erklärt. Die vorzügliche Bearbeitung der Chemie von mehrern Chemikern, die Aufſtellung eines neuen Syſtems in der Chemie durch Cavendiſh und Lavoiſier, veränderte auch vieles in der Pharmacie; eben ſo hatten die Aufklärungen in der Medicin ſehr großen Einfluß auf dieſelbe, indem die übergroße Menge der Mittel geſichtet, die Zubereitungen und Miſchungen derſelben vereinfacht wurden. — *Apothekertaxe* iſt die geſetzliche Beſtimmung, mit wie vielem Gewinn der Apotheker ſeine Arzneimittel verkaufen kann. Sie muß eigentlich jährlich erneuert werden, weil der Einkaufspreis ſteigend und fallend iſt. Der Apotheker darf nicht gleich einem andern Kaufmann beurtheilt werden, weil er viele Arzneimittel vorräthig halten muß, welche nach längerer oder kürzere Zeit verderben, folglich unbrauchbar werden. Auf ſolche muß ihm daher mehr Gewinn erlaubt werden als von andern Waaren. Gleichfalls wird ihm von geringern Artikeln, die jedoch häufig abgehen, mehr Gewinn verſtattet, damit koſtbare Artikel, die noch dazu mit der Zeit verlieren, nicht noch höher angeſezt werden dürfen. — *Apotheke* (von αποθηκη, ein Fachwerk, eine Bude), das Gebäude, in welchem Arzneimittel in Vorrath aufbewahrt, zubereitet und verkauft werden. Zu einer Apotheke gehört 1. der Verkaufsladen oder die eigentliche Apotheke; 2. das Laboratorium, wo die Arzneimittel zubereitet, beſonders die chemiſchen Arbeiten des Apothekers, Deſtillationen u. dergl., vorgenommen werden; 3. Trockenboden und Wärmſtube, zum Trocknen der Gewächſe und der chemiſchen Zubereitung der Mittel; endlich 4. das Waarenlager und die Keller, zur gehörigen Aufbewahrung der Vorräthe. — *Apothekergewicht* iſt dasjenige, deſſen man ſich in der Beſtimmung des Gewichts der Mittel, ſowohl auf Seiten der Ärzte beim Verordnen, als von Seiten der Apotheker bei der Zubereitung und Miſchung der Arzneimittel bedient. Es iſt beinahe in ganz Deutſchland einerlei und heißt auch Nürnberger Medicinalgewicht. Das Wiener Apothekergewicht iſt jedoch etwas ſchwerer. Ein Gran (Gr. j.) des gewöhnlichen Apothekergewichts iſt gleich $17\frac{1669}{3846}$ Richtpfennigstheilen des Cölniſchen Markgewichts, und hat ungefähr die Schwere eines Gerſten- oder eines Pfefferkorns. Zwanzig Gran machen einen Scrupel (℈j); ſechzig Gran oder drei Scrupel

machen eine Drachme oder ein Quent (ʒj); vier Drachmen machen eine halbe Unze (℥ß), oder ungefähr ein Loth (nicht überall ganz genau, weil die Lothe des bürgerlichen Pfundes nicht an allen Orten Deutſchlands überein ſind); acht Drachmen machen eine Unze (℥j) zwölf Unzen ein Pfund. H.

Apotheoſe, die Vergötterung, eine Ceremonie bei den Alten, durch welche ein Menſch in den Rang der Götter verſetzt ward. Dieſer Gebrauch, Sterbliche, die ihrer Nation wichtige Dienſte geleiſtet, unter die Götter zu verſetzen, war bei den Griechen ſehr alt. Auf ihren Münzen waren die meiſten Stifter ihrer Colonien und Städte conſecrirt, und in der Folge eigneten ſich ſogar lebende Fürſten auf ihren Monumenten den Namen eines Gottes zu. Die Römer hatten mehrere Jahrhunderte lang nur den Romulus vergöttert, und ahmten den Griechen in dieſem Puncte erſt unter ihren Cäſaren nach. Eine Menge Denkmähler ſind noch vorhanden, welche römiſche Apotheoſen darſtellen. Gewöhnlich ſieht man auf ihnen den Cäſar auf einem Adler emporgetragen, welches Beziehung auf den Gebrauch hatte, einen Adler von der Spitze des Scheiterhaufens in dem Augenblicke fliegen zu laſſen, wo man ihn anzündete. Bei Apotheoſen der Cäſarinnen ſieht man, ſtatt eines Adlers, oft einen Pfau.

Appell, in der Militärſprache das durch die Trompeten oder Trommeln gegebne Zeichen, worauf ſich die Soldaten verſammeln, oder womit ſie morgens geweckt werden. Man hat dies Wort zuweilen mit Ruf überſetzt, und könnte in dieſer Beziehung insbeſondere Morgenruf ſagen. In der Jägerſprache nennt man die Aufmerkſamkeit der Hunde auf den Ruf des Jägers Appell.

Appellation heißt diejenige gerichtliche Handlung, ſie geſchehe ſchriftlich oder mündlich, wodurch man wider eine Verordnung des ordentlichen Richters oder wider ein ſonſt geſprochenes Urtheil, durch welches man ſich beſchwert glaubt, ſich auf den Ausſpruch eines höhern Richters beruft, und jene erſte Verfügung oder Sentenz in ihrer Rechtskraft aufhält. Ein ſolcher Einſpruch muß, nach ſächſiſchem Recht, binnen zehn Tagen geſchehen (ſ. Friſt). Derjenige, welcher die Appellation ergreift, heißt Appellant, der Gegner Appellat. In der Appellationsinſtanz wird nun der Spruch entweder beſtätigt oder geändert (confirmirt oder reformirt). Eine frivole Appellation, d. h. eine den Rechten zuwiderlaufende, wird mit einer Geldbuße beſtraft; an einigen Orten müſſen für dieſen Fall gewiſſe Succumbenzgelder erlegt werden. In Sachſen ſteht die Appellation an den König gegen jede richterliche Verfügung und in allen Fällen frei; doch findet, z. B. in Wechſelſachen, deſſen ungeachtet ein proviſoriſches Verfahren Statt. (S. Prozeß.)

Appian, aus Alexandria, lebte als Sachwalter und Beſorger der kaiſerlichen Einkünfte unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius in Rom, und ſchrieb eine römiſche Geſchichte, von den älteſten Zeiten an bis auf Auguſtus, in 24 Bden., wovon wir noch die Hälfte haben. Die beſte neuere Ausgabe iſt die von Schweighäuſer (Straßburg 1783—85); deutſch von Dillenius.

Appiani (Andrea), einer der berühmteſten neuern italieniſchen Mahler, ſtammt aus einer alten adelichen aber herabgekommenen Familie, und iſt gegen das Jahr 1750 zu Boſizio im Mailändiſchen geboren. Von früheſter Jugend an zeigte er ſchon entſchiedene Neigung

und Anlage zur Mahlerei. Seine Armuth zwang ihn, bei Decorationsmahlern verſchiedener Theater zu arbeiten, wobei es ihm denn gelang, die anatomiſchen und Zeichenſchulen mit beſuchen zu können. Die Geſchäfte ſeiner Principale führten ihn von Stadt zu Stadt. Der längere Aufenthalt zu Parma, Bologna und Florenz gab ihm Gelegenheit, die Werke großer Meiſter zu ſtudiren, wornach denn ſein Styl, ſich ſelbſt überlaſſen, natürlich völlig originell werden mußte. Nun beſuchte er Rom und wiederholte dieſe Reiſe dreimal, um immer tiefer in das beinahe gänzlich verlorne Geheimniß Rafael'ſcher Frescomahlerei einzudringen. Bald übertraf er auch in dieſer Art alle lebenden Mahler in Italien und bewies ſeine herrliche Kunſt vorzüglich in der Kuppel der Kirche Santa Maria di S. Celſo in Mailand (welches Gemählde in einem Kupferſtich erſchien) und in den Wandgemählden und Plafonds, welche er ſeinem Gönner, dem Statthalter, Erzherzog Ferdinand, in deſſen Landhaus zu Monza (1795) verfertigte. Buonaparte that alles mögliche (ſeit 1796), um dieſen Künſtler zu gewinnen; er ernannte ihn zum königlichen Hofmahler mit einem bedeutenden Gehalt, ertheilte ihm das Legionskreuz und den Orden der eiſernen Krone, und endlich das Diplom als Mitglied des Inſtituts der Wiſſenſchaften und Künſte von Italien. Appiani mahlte in der Folge die Bildniſſe Buonaparte's, des Vicekönigs, der Vicekönigin und beinahe der ganzen kaiſerlichen Familie, ſelbſt den Cardinal Feſch nicht ausgenommen, ſo wie die Bildniſſe mehrerer Generale, Miniſter ꝛc. Seine ſchönſten Werke aber ſind die Deckengemählde im königlichen Palaſt zu Mailand, Allegorien aus und auf Buonaparte's Leben, und ſein Apollo mit den Muſen in der Villa Buonaparte. Beinahe alle Paläſte Mailands prangen mit ſeinen Frescoarbeiten. Weniger Glück machten ſeine Ölgemählde, welche er in Paris ausſtellen ließ. Sein Meiſterſtück hatte er im königl. Palaſte zu Mailand begonnen, als ihn (1813 im April) plötzlich der Schlag rührte, und zu fernerer Arbeit untüchtig machte. Trotz dem Ruhm ſeines Pinſels lebte er dennoch mit einer zahlreichen Familie in der letzten Zeit ſeines Lebens in ſehr beſchränkten Verhältniſſen, da der Fall Buonaparte's ihn ſeines ganzen Gehaltes beraubte, und er doch nichts mehr verdienen konnte, bis er im Herbſte 1817 ſtarb. Alle ſeine Gemählde auf und für Buonaparte ſind unverſehrt erhalten worden.

Appiſche Straße. So hieß die älteſte und berühmteſte Straße der Römer, welche von Rom nach Capua führte. Sie wurde von Appius Claudius angelegt, als er im J. R. 441 Cenſor war, und in der Folge bis Brundiſium geführt. Man ſieht noch gegenwärtig bedeutende Überreſte derſelben, welche ihre treffliche Bauart beweiſen.

Appius Claudius Craſſinus, aus dem angeſehenen Geſchlechte der Claudier, war kaum im J. der Stadt 303 zum Conſul ernannt worden, als er zum Erſtaunen des Senats die Lex Terentia unterſtützte, welche eine Veränderung in der Regierungsform bezweckte. Auch ſetzte er ſeine Abſicht durch. An die Stelle der gewöhnlichen Magiſtratsperſonen wurden Decemvirn ernannt, die ein Geſetzbuch für Rom entwerfen, und ein Jahr lang die höchſte Gewalt bekleiden ſollten. Er ſelbſt wurde zum Decemvir erwählt, und blieb an der Spitze dieſes Collegiums, als nach dem erſten Jahre die Gewalt deſſelben noch um ein Jahr verlängert wurde. Sein Entſchluß war, die Herrſchaft nie wieder aus den Händen zu geben, und zur Erreichung dieſer herrſchſüchtigen Plane vereinigte er ſich mit ſeinen Collegen. Um dieſe Zeit fielen die Äquier und Sabiner (italieniſche Völkerſchaften) ins römiſche

Gebiet ein. Die Decemvirn erhielten nach heftigem Widerſpruch die Erlaubniß, Truppen zu werben und zogen den Feinden entgegen. Nur Appius und Oppius waren mit zwei Legionen in Rom zurückgeblieben, um das Anſehn und die Macht der Decemvirn aufrecht zu erhalten, als ein unerwartetes Ereigniß ſie ſtürzte. Appius erblickte einſt auf ſeinem Wege zum Richterſtuhle eine Jungfrau, deren Schönheit die heftigſte Leidenſchaft in ihm erregte. Sie hieß Virginia, war die Tochter eines angeſehenen Plebejers, mit Namen Virginius, der ſich bei der Armee befand, und dem Icilius, einem ehemaligen Volkstribun, verlobt. Da Appius, als Ehemann und Patricier, ſie nicht rechtmäßig beſitzen konnte, und den Weg der Verführung umſonſt verſucht hatte, beſchloß er, ſich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen. Auf ſein Anſtiften drang einer ſeiner Klienten, Namens M. Claudius an der Spitze mehrerer nichtswürdigen Gehülfen, in die öffentliche Schule, wo Virginia ſich eben befand, gab vor, daß ſie die Tochter einer ſeiner Sklavinnen ſei, ergriff ſie, und wollte ſie wegführen. Das Volk zwang ihn, ſie in Freiheit zu ſetzen, aber Claudius foderte ſie ſogleich vor Appius Richterſtuhl, welcher entſchied, daß die angebliche Sklavin einſtweilen ihrem Herrn folgen ſolle. Das Volk verlangte laut, daß auch die Verwandten Virginiens gehört werden möchten. Numitorius, ihr Oheim, erſchien, ſo wie Icilius, ihr Verlobter. Sie enthüllten die verbrecheriſchen Abſichten des Appius. Ein furchtbarer Aufruhr erfolgte, und der Decemvir war genöthigt, Virginien in den Händen ihrer Familie zu laſſen, aber er erklärte, daß er am folgenden Tage ſein Urtheil ſprechen werde. Virginius, von ſeinem Bruder und Icilius inzwiſchen herbeigerufen, erſchien auf dem Forum, ſo wie ſeine Tochter, in Trauerkleidern. Er führte die unzweideutigſten Beweiſe; aber Appius, im Vertrauen auf die Zahl ſeiner Bewaffneten, befahl dennoch dem Claudius, ſich ihrer als ſeiner Sklavin zu bemächtigen. Da bat Virginius den Decemvir um die Erlaubniß, nochmals die Wärterin in Virginiens eigener Gegenwart befragen zu dürfen, um, wie er ſagte, wenigſtens die Beruhigung zu haben, aus ſeinem Irrthum geriſſen zu werden. Appius willigte ein. Darauf umarmte der unglückliche Vater ſeine Tochter zärtlich, ergriff plötzlich das Meſſer eines in der Nähe befindlichen Fleiſchers, und durchbohrte ihre Bruſt mit den Worten, „Geh frei und rein, Virginia, zu deiner Mutter und deinen Vorfahren.“ Appius befahl, ihn zu ergreifen; aber Virginius entfloh und kam im Lager an. Die Senatoren Valerius und Horatius, welche das Decemvirat haßten, riefen das durch den Anblick des Leichnams empörte Volk zur Rache auf, und Appius konnte den Aufruhr nur durch Zuſammenberufung des Senats ſtillen. Inzwiſchen hatte Virginius das Geſchehene dem Heere erzählt, welches Rache fodernd nach Rom zurückkehrte. Die Decemvirn ſahen ein, daß ſie ihre Macht nicht länger behaupten konnten, und legten ſie nieder. Der Senat beſchloß unverzüglich die Wiederherſtellung des Tribunats und Conſulats (305 d. Stadt). Appius aber wurde auf des Virginius Anklage verhaftet und ſtarb im Gefängniß, wie Livius ſagt, von ſeiner eigenen Hand; nach Dionys von Halikarnaß ließen ihn die Tribunen erdroſſeln.

Applicatur, ſ. **Fingerſetzung**.

Approchen, ſ. **Laufgraben**.

A priori wird im Gegenſatz von **a posteriori** geſagt. **A priori** etwas einſehen oder beweiſen, heißt, ſolches aus Gründen thun, welche vor der wirklichen Erfahrung vorhergehen, oder doch

von derſelben unabhängig ſind; da hingegen eine Einſicht oder ein Beweis a posteriori ſich blos auf die wirkliche, in dem jedesmaligen Falle gemachte Erfahrung gründet.

Apſiden. Die Planeten- und Kometenbahnen ſind bekanntlich Ellipſen, in deren einem Brennpunct die Sonne liegt, und in gleicher Art laufen die Monde um ihre Planeten. Der nächſte und fernſte Punct nun der Ellipſen von dieſem Brennpuncte heißen mit einem gemeinſchaftlichen griechiſchen Namen Apſiden, bei den Planeten- und Kometenbahnen insbeſondere Sonnennähe (Perihelium) und Sonnenferne (Aphelium), in der Bahn des Erdmondes, Erdnähe (Perigaeum) und Erdferne (Apogaeum). Die gerade Linie, welche die Puncte der Apſiden verbindet, die große Axe der Ellipſe heißt die Apſidenlinie. Sie bewegt ſich in der Richtung des Planetenlaufs langſam vorwärts. Wenn die Erde daher jetzt vom Puncte der Sonnenferne ausgegangen iſt, ſo muß ſie mehr als einen ganzen Umlauf machen, um wieder dahin zu gelangen. Die Zeit, die ſie dazu gebraucht, heißt ein anomaliſtiſches Jahr. Es iſt eben daher länger als ein tropiſches (ſ. Jahr). D. N.

Apulejus (Lucius), zu Madaura in Afrika gegen das Ende der Regierung Hadrians von angeſehenen Ältern geboren, ſtudirte anfangs zu Karthago, machte ſich darauf zu Athen mit der griechiſchen Literatur, vorzüglich aber mit der Platoniſchen Philoſophie, vertraut, und ging von da nach Rom, wo er, wie er ſelbſt ſagt, ohne eines Lehrers Hülfe, mit unendlicher Anſtrengung die lateiniſche Sprache lernte, welcher Umſtand bei Beurtheilung ſeines Styls nicht überſehen werden darf. Er machte aus Wißbegierde große Reiſen, lebte einige Zeit in Rom, kehrte dann in ſein Vaterland zurück, wo er eine reiche Wittwe heirathete und ſich als Sachwalter großen Ruhm erwarb. Apulejus war ein feuriger, raſtlos thätiger, und nicht kärglich mit Witz begabter Geiſt, den jedoch eine entſchiedene Richtung zur Theoſophie hinderte, ſich vollkommen auszubilden. Dennoch fehlt es ſeinem goldenen Eſel, einem Roman in elf Büchern, weder an Witz, Laune und ſatiriſchem Gehalt, noch an andern poetiſchen Eigenſchaften, an ſinnvollen Stellen und gemüthlichen Darſtellungen. Den Stoff dazu ſchöpfte er aus dem Lucian; aber er änderte den Plan, ſetzte hinzu, verlängerte durch Epiſoden. Seine Schreibart iſt nicht rein; er liebt gehäufte Beiwörter, ſonderbare Zuſammenſtellungen, und fällt zuweilen in Blümelei und Schwulſt. Höchſt merkwürdig iſt in dieſem Werke die im 4. und 6. Buche eingewebte Epiſode der Pſyche, die Herder den zarteſten, vielſeitigſten Roman nennt, der je erdacht worden, und über den ſchwerlich etwas Höheres auszudenken ſein möchte. Durch ſie allein würde des Verfaſſers Andenken und ſein Werk unvergänglich ſein, wäre er auch, wie Viele behaupten, nur der Überlieferer. — Außerdem war Apulejus der Verfaſſer vieler Werke, von denen wir nur noch einige beſitzen. Die beſte Ausgabe des goldenen Eſels (Metamorphoſe) iſt cum notis Var. Leyden 1786, 4. (von Ruhnken). Das Mährchen von der Pſyche iſt abgeſondert deutſch überſetzt von Rode, Schulze und von Lynker.

Aquäduct, Waſſerleitung, iſt ein Bau, das Waſſer über Thäler und niedrige Ländereien von einem Orte zum andern zu leiten. Schon die Alten unternahmen dergleichen Leitungen, und zeigten darin viel Geſchicklichkeit, z. B. Seſoſtris in Ägypten, Semiramis in Babylon, Salomo und Hiskia unter den Israeliten. Die größten Werke der Art aber haben die Römer theils in Rom ſelbſt, theils in

den Provinzen aufgeführt, und die Überreſte derſelben gehören zum Theil zu den ſchönſten und bewunderungswürdigſten Denkmählern der römiſchen Baukunſt, die auf uns gekommen ſind. Der Cenſor Appius Claudius Craſſus Cöcus ließ im J. der Stadt 441 den erſten Aquäduct zu Rom bauen. Später wurden deren mehrere angelegt. Frontin zählt 9, Procopius 14 und P. Victor 24. Auch die Neueren haben große Waſſerleitungen, beſonders zur Beförderung der innern Communicationen, aufzuweiſen, worüber der Artikel Canal nachzuſehen iſt.

Aquamarin (lat.), meerwaſſerfarbig, meergrüne Farbe. Daher wird auch der Beryll zuweilen blos Aquamarin genannt.

Aquarel heißt die Mahlerei mit Waſſerfarben, wobei man das weiße Papier in den Lichtſtellen durchſehen läßt.

Aqua Tinta heißt das Kupferſtechen in getuſchter Manier, wodurch man beſonders Zeichnungen, die mit dem Pinſel in Tuſch, Biſter, Sepia u. ſ. w. vornehmlich in breiten Maſſen behandelt ſind, glücklich nachahmt. Es giebt davon mehrerlei Arten. Bei der erſten wird die Platte, nachdem vorher die Umriſſe auf derſelben radirt und eingeätzt ſind, mit feinem gepulverten Maſtix (Colophonium) überſiebt, dann über Kohlen gewärmt, damit das Maſtix auf der Platte abſchmelze. Auf dieſe Art entſtehen zwiſchen jedem Maſtixkörnchen unmerkliche Zwiſchenräume, auf welche hernach das Scheidewaſſer wirken muß. Bei der Arbeit ſelbſt wird ſodann wie bei der ſchwarzen Kunſt verfahren, nur daß man bei dieſer den Schaber, bei jener den Pinſel braucht, und mit einem ſchwarz gefärbten Deckfirniß, den das Scheidewaſſer nicht angreift, alle Lichtpartien deckt. Das höchſte Licht wird zuerſt gedeckt, und dann die Platte geätzt, ſo lange es für den ſchwächſten Ton der Schattenpartien nöthig iſt. Alsdann wird durch alle im Originale befindliche Gradationen ſo lange fortgefahren, bis am Ende nichts auf der ganzen Platte übrig bleibt, als die ſtärkſten Schatten, welche man zuletzt ätzt. Dieſe Manier iſt die beſte für hiſtoriſche und architektoniſche Gegenſtände, ſo wie hingegen bei Landſchaften, wo der Baumſchlag mehr Freiheit des Pinſels erfodert, die zweite mit beſſerm Erfolge gebraucht wird. Die Platte wird, wie beim Radiren, mit einem guten Ätzgrund überzogen, dann arbeitet man, mittelſt des Pinſels, mit Spik- oder Terpentinöl mit etwas Lampenruß vermiſcht, auf die gegründete Platte, wie auf Papier. Dieſes Öl erweicht den Ätzgrund, welcher ſich mit einer feinen Leinwand abwiſchen läßt, worauf alle mit dem Pinſel gemachte Striche im Kupfer zum Vorſchein kommen. Hierauf wird die Platte, wie bei der erſten Art, mit einem feinen Maſtix überſiebt, angeſchmolzen und dann geätzt. Dieſes Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten ſind, mehrmal wiederholt werden; durch eine glückliche und ſinnreiche Vereinigung beider Arten läßt ſich die ſchönſte Harmonie in dieſer Manier bis zu einem hohen Grade der Ausführung erreichen, und vorzüglich bei der Luft, wo oft große Flächen von einer Tinte vorkommen, iſt die erſte neben dieſer zweiten von der beſten Wirkung. — In Frankreich und der Schweiz bedient man ſich auch der Roulette hierzu, eines ſtählernen, auf ſeiner Oberfläche rauhen Rädchens oder vielmehr Wälzchens, mit mehreren Erhöhungen, welches, wenn es auf der Platte hin- und hergerollt wird, die Vertiefungen darin hervorbringt. Man hat ſie von allen Graden der Größe und Feinheit oder Stärke in Hinſicht der Erhöhungen, um bald tiefer, bald flächer in die Platte zu drücken. Von Zeit zu Zeit nimmt man mit einem gewöhnlichen Schaber das herausgegrabene Korn hin-

weg. Die Conture werden wie gewöhnlich hervorgeätzt. Die engliſchen Landſchaften werden gewöhnlich auf folgende Art gearbeitet. Die Platte wird, wie bei der ſchwarzen Kunſt, über und über rauh gemacht; die höchſten Lichter werden mit dem Schaber und Grabſtahl herausgehoben, und die Platte mit Scheidewaſſer geätzt, welches mit einem Glaspinſel aufgetragen wird. Offenbar ſchickt ſich die geätzte Manier beſſer zu den tiefſten Schatten und den großen Maſſen, die Roulette hingegen beſſer zu den Halb- und kleinen Schatten und den vorkommenden Schraffirungen. Die Aquatinta-Manier iſt erſt ſeit kurzem in England und Deutſchland aufgekommen, die Engländer aber beſonders verzieren, ſeit *Gilpin* den Ton dazu angab, alle ihre Werke für die Kunſt mit Kupferſtichen in dieſer Manier.

Aqua Tofana, ein Gifttrank, der zu Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrh. in Neapel außerordentliches Aufſehen gemacht hat. Sowohl über ſeine Zuſammenſetzung als über die Art ſeiner Wirkung iſt noch viel Dunkelheit verbreitet. Doch ſcheint ſo viel gewiß zu ſein, daß eine Sicilianerin Namens Tofana die Erfinderin dieſes Trankes geweſen. Nach *Lobats* Nachrichten wurde dieſe *Medea*, nachdem ſie mehrere hundert Menſchen hingerichtet und ſich in ein Kloſter geflüchtet, dennoch erdroſſelt. Indeſſen ſteht mit dieſer Nachricht Keyßlers Zeugniß im Widerſpruch, der verſichert, daß ſie noch 1730 im Kerker gelebt habe. Der Trank ſelbſt wird als klares geſchmackloſes Waſſer beſchrieben, wovon 5 bis 6 Tropfen ſchon hinreichend geweſen, den Tod zu geben. Dieſer aber erfolgte immer ſehr langſam, ohne Schmerzen, Entzündungen, Zucken oder Fieber. Blos allmählige Abnahme der Kräfte, Überdruß des Lebens, Mangel an Eßluſt und beſtändiger Durſt waren die Folgen davon, die endlich in völlige Abzehrung übergingen. Daß man habe genau den Tag des Todes vorher beſtimmen können, halten wir für eine Fabel. Auch über die Zuſammenſetzung dieſes Giftes ſind die ſeltſamſten Gerüchte verbreitet worden. Indeß ſcheint erwieſen zu ſein, daß es hauptſächlich eine Auflöſung von kryſtalliſirtem Arſenik geweſen, wozu man noch wahrſcheinlich irgend etwas Anderes hinzugeſetzt, um den Hauptbeſtandtheil zu verſtecken.

Äquator oder Gleicher, auch die Mittellinie genannt. Es giebt einen Äquator des Himmels und einen Äquator der Erde. Unter dem Himmelsäquator verſteht man denjenigen größten Kreis der Himmelskugel, auf deſſen Ebene die Weltaxe ſenkrecht ſteht, der von den Weltpolen überall um 90 Grade entfernt iſt, und deſſen Pole mithin die Weltpole ſind, ſo wie ſeine Axe die Weltaxe iſt. Er theilt die Himmelskugel in die nördliche und ſüdliche Halbkugel. Bei ihrem ſcheinbaren jährlichen Umlauf tritt die Sonne zweimal in den Äquator, einmal zu Anfang des Frühlings und einmal zu Anfang des Herbſtes (ſ. *Äquinoctium*). Alsdann iſt Tag und Nacht gleich, und von dieſem Umſtande ſchreibt ſich der Name Äquator (Gleicher) her. Die Lage der Geſtirne gegen den Äquator wird durch ihre gerade Aufſteigung und Abweichung (ſ. beide Art.) beſtimmt. — Der Äquator, auch *Äquinoctiallinie*, und von den Seefahrern ſchlechthin die *Linie* genannt, iſt derjenige größte Kreis unſerer Erdkugel, der von den Polen der Erde in allen Puncten um 90 Grade abſteht. Seine Pole ſind die Erdpole, und ſeine Axe die Erdaxe. Er fällt in die Ebene des Himmelsäquators. Alle Orte, die er durchſchneidet, haben beſtändig gleich lange Tage und Nächte, und dies hat den Namen Äquator veranlaßt. Durch ihn wird unſere Erdkugel in die nördliche

und ſüdliche Halbkugel getheilt. Nach ſeiner Richtung erfolgt die tägliche Umdrehung der Erde. Er durchſchneidet das ganze mittlere Afrika, unterhalb Aſien die Inſeln Sumatra, Borneo, Celebes u. ſ. w., läuft dann durch das Südmeer, und ſchneidet den untern Theil von Amerika an der Grenze von Terra firma, von wo er weiter durch das große Weltmeer bis nach Afrika geht. Wie man nach ihm in der Geographie die Lage der Orte auf der Erde beſtimmt, ſ. unter Breite und Länge.

Aquaviva, Jeſuitengeneral, ſ. Jeſuiten.

Aquileja, Stadt im öſterreichiſchen Königreiche Illyrien, mit 1400 Einwohnern; zur Zeit der römiſchen Kaiſer eine berühmte Stadt in Oberitalien, die einen ſehr blühenden Handel führte. Marc Aurel erhob ſie zur erſten Feſtung des Reichs; ſie war der Schlüſſel Italiens gegen die Barbaren, und der Sitz eines Patriarchen. Im J. 452 zerſtörte ſie Attila. Seitdem ſtand ein ärmliches Schifferdorf auf ihrer Stelle. Die Einwohner hatten ſich auf Inſeln geflüchtet, wo nachher Venedig erbaut wurde.

Äquinoctialſtürme. Zur Zeit der beiden Nachtgleichen (Äquinoctien) pflegen heftige Stürme das Meer zu beunruhigen, vor denen ſelbſt die Häfen nicht immer Schutz gewähren. Anfang und Dauer dieſer Äquinoctialſtürme laſſen ſich nicht genau angeben, ſo wenig als die Gründe dieſer Erſcheinung bisher gehörig aufgeklärt ſind. D. N.

Äquinoctium oder Nachtgleiche heißt diejenige Zeit im J., wo Tag und Nacht einander gleich ſind; daher die Dauer des Tages 12 Stunden beträgt und überall die Sonne genau um 6 Uhr auf- und um 6 Uhr untergeht. Dies iſt zweimal im Jahre der Fall: einmal im Frühling und einmal im Herbſt, jedesmal wenn die Sonne im Äquator ſteht. Die Frühlingsnachtgleiche bezeichnet den Eintritt des Frühlings, die Herbſtnachtgleiche des Herbſtes, zu allen andern Zeiten iſt natürlich die Länge des Tages und der Nacht ungleich, und dieſer Unterſchied iſt um deſto größer, je mehr man ſich dem einen oder dem andern Pole nähert, und dagegen unter gleichen Breiten allenthalben von gleicher Größe. Unter der Linie verſchwindet aber dieſe Ungleichheit gänzlich, hier gehet jedesmal an den Tagen der Nachtgleichen die Sonne um 6 Uhr auf und um 6 Uhr unter. Auf der uns entgegengeſetzten Halbkugel unſerer Erde nimmt zwar die Ungleichheit der Tage in eben demſelben Verhältniß wie die Breite zu, nur daß dort die Tage zunehmen, wenn ſie bei uns abnehmen und umgekehrt (ſ. Frühling und Herbſt). Über das Vorrücken der Nachtgleichen ſ. d. Art.

Aquitanien, der lateiniſche Name einer galliſchen Provinz, welche bei den Celten Armenien hieß und die Gegenden an der Küſte des Oceans von der Garonne bis an die Pyrenäen und vom Meere bis Toulouſe umfaßte. Zur Zeit Auguſts war Aquitanien eine römiſche Provinz, die von der Loire bis an die Pyrenäen reichte.

Äquivoca, ſ. Analogie.

Arabeske, ſ. Groteske.

Arabien und Araber. Dieſe große Halbinſel, der weſtlichſte Theil vom ſüdlichen Aſien, liegt vom 50. bis 77. Grad öſtl. Länge, und vom 11. bis 30. Grad nördl. Breite, hat einen Flächeninhalt von etwa 50,000 Quadratm., und wird von den Einwohnern bald Arabiah, bald Dſcheſira al Arab, oder Belad al Arab, oder Diar al Arab, von den Türken und Perſern aber Arabiſtan genannt. Das ganze Land liegt zwiſchen dem arabiſchen und perſiſchen Meerbuſen, und iſt nördlich von den großen Wüſten Irak und Dſcheſira begrenzt;

nordweſtlich hängt es durch die Landenge Suez mit Afrika zuſammen. Seiner gewöhnlichen Eintheilung in das wüſte, felſige (ſteinige, auch petraiſche, von dem ſonſt feſten, zu einer großen Waarenniederlage benutzten Ort Petra ſo genannt) und glückliche Arabien, die Ptolemäus ſchon anführt, iſt die neuere vorzuziehen, welche das ganze Land nach ſeiner natürlichen Lage und Productionskraft in das Küſtenland, das mit Aloen, Manna, Myrrhen, Weihrauch, Indigo, Muskatennuß- und vorzüglich Kaffeebäumen bedeckt iſt, und in das Binnenland theilt, das aus einer Wüſte voll Flugſand mit Dornen und ſalzigen Kräutern beſteht. Eine dritte Eintheilung nennt 1. das Land Yemen, 2. die Provinz Oman, 3. die Provinz Lachſa oder Hadſiar, 4. die Provinz Hedſchaz oder Hedziaz, und 5. die Wüſten von Syrien, Aldſcheſira und Irak. — Hohe Gebirgsketten ziehen ſich an der Weſtküſte hin, die im Norden mit den ſyriſchen Gebirgen zuſammenſtoßen, und theils mit den Nilgebirgen, theils mit den oſtaſiatiſchen Urgebirgen in Verbindung ſtehen; als beſonders merkwürdig nennen wir die Berge Sinai, Horeb und Sabber. Von den Flüſſen, die nur durch große Regengüſſe entſtehen und ſelten das Meer erreichen, iſt der Aſtan, ein Küſtenfluß, der bedeutendſte; nur die nördliche Grenze wird vom Euphrat berührt. Unter den Meerbuſen verdienen der arabiſche (rothes Meer), der perſiſche Buſen und das arabiſche Meer beſonders Erwähnung. Das Klima durchläuft faſt alle Grade der Skale; Gegenden, wo es die Hälfte des Jahres hindurch regnet, wechſeln mit ſolchen ab, wo der Thau Jahre lang den Regen erſetzen muß, die größte Kälte auf den Höhen mit der drückendſten Hitze in den Ebenen, feuchte Winde mit dem Samum, der wie in Afrika der Harmattan und Chamſin dem Leben droht. — Von gleicher Verſchiedenheit iſt der Boden, der in die traurigſten Sandwüſten und in die fruchtbarſten Gefilde ſich theilt; Waizen, Hirſe, Reiß, Küchengewächſe, Kaffee, deſſen eigentliche Heimath hier iſt, Manna, Zuckerrohr, Baumwolle, Südfrüchte, Sennesblätter, Aloe, Myrrhen, Tabak, wohlriechende Hölzer, Balſam ꝛc. ſind die Producte der Oberfläche dieſes Bodens, deſſen unterirdiſche Schätze in Edelſteinen, Eiſen und andern Metallen (Gold ausgenommen, das jedoch die Alten in Flüſſen und in der Erde gediegen gefunden haben wollen) beſtehen. — Mauleſel, Eſel, Kameele, Büffel, Hornvieh, Ziegen, herrliche Pferde, Löwen, Hyänen, Gazellen, Füchſe, Affen, Springhaſen, Federvieh aller Art (Pelikane, Sträuße ꝛc.), eßbare Heuſchrecken, Skorpione ꝛc., Fiſche in großer Menge bevölkern Boden und Gewäſſer. — Die Einwohner, deren Anzahl auf 11 bis 12,000,000 geſchätzt wird, beſtehen zum größten Theile aus den eigentlichen Arabern, mit eigener Sprache, von Mohamedaniſcher Religion und intereſſanten Lebensgewohnheiten. Wie zu den älteſten Zeiten der Israeliten leben ſie jetzt noch als Nomaden in höchſt patriarchaliſcher Einfachheit als Hirten und Ackerbauer; ein leidenſchaftliches Gefühl für Freiheit, Unabhängigkeit und Recht erhält ſie in einer Verfaſſung, die ſie zu glücklichen Menſchen macht. Das alte: „Friede ſei mit dir!" iſt auch jetzt ihr gewöhnlicher Gruß. „Sei willkommen, was brauchſt du?" iſt die Anrede an einen Fremden, der mit einem: „Gott vergelte es euch!" die Zehrungskoſten abträgt. Dennoch ſind ſie nicht frei von dem Vorwurfe der Räuberei, die ſie aber nie auf Koſten des Gaſtrechts üben. — Übrigens belebt ſie ein kriegeriſcher Sinn, und man rühmt ihre Geſchicklichkeit in gymnaſtiſchen Künſten. Eine vortheilhafte Körper-

bildung ziert ſie; nur in den heißen Ebenen färbt ihre Haut ſich braungelb; eine abhärtende Erziehung, Reinlichkeit und Mäßigkeit ſichern ſie vor Krankheiten, die nur ſelten ſie beläſtigen. Sie nennen ſich auch Beduinen (Bedevi, Söhne der Wüſte, die Arabes scienitae bei den Alten), und unterſcheiden ſich durch ihre Lebensweiſe von den Mauren, die in Häuſern leben, Ackerbau ausſchließlich und Gewerbe und Handel treiben. Ihr Handel, ehedem höchſt wichtig, da Arabien der Hauptſitz des phöniziſchen Landhandels war, beſteht gegenwärtig in Land- und Seehandel; der erſtere wird durch Karavanen betrieben; ihr Seehandel bringt ſie mit faſt allen ſeefahrenden Völkern in Berührung. — Wiſſenſchaften und Künſte wollen nicht ſonderlich gedeihen; Aſtronomie (mehr Aſtrologie), Arzneikunde und ſogenannte Philoſophie lehrt man auf den dortigen hohen Schulen; Leſen, Schreiben, Rechnen und der Koran ſind die gewöhnlichſten Unterrichtsgegenſtände; die Beduinen bleiben ganz unwiſſend. — Ihre Verfaſſung iſt ſehr einfach: die Oberhäupter heißen Groß-Emir, Emir und Schah, ihre Richter Kadi. — Sonderbar, und mit dem jetzigen Zuſtande der Einwohner ſehr contraſtirend, iſt es übrigens, daß bei den Alten die Reichthümer des glücklichen Arabiens und der Luxus daſelbſt ſo berühmt waren, daß Auguſtus dadurch zu einem Zuge dahin bewogen wurde, der aber nicht den gewünſchten Erfolg hatte. Außer den Ureinwohnern ſind auch noch Juden, Türken und Chriſten in Arabien vertheilt. — Als Hauptorte nennen wir die heiligen Städte Mecca und Medina (ſ. d. Art.); Dſchidda, am rothen Meere, mit einem wichtigen Hafen; Beit al Faki, wo der vorzüglichſte Kaffeemarkt iſt; Mocha oder Mocca (ſ. d.) am Todesſunde (Todesthor, Bab al Mandal, am engen Eingange des rothen Meeres), mit einem guten Hafen und bedeutendem Handel (Mokkakaffee); Sana in Yemen; Mascat, ſüdlich von der Straße Ormuz, mit vortrefflichem Hafen und großen Bleigruben; Yemama, am Aſtan, Sitz vom Karavanenhandel, und Lachſa, an der Mündung des Aſtan. — Wir gehen zu dem Hiſtoriſchen über. Die Geſchichte der Araber vor Mohamed iſt höchſt dunkel, und, weil in geringer Verbindung mit der übrigen Welt, auch von geringem Intereſſe. Die Ureinwohner von Arabien heißen bei den heutigen Arabern Bajabiten, Verlorne. Sich ſelbſt leiten dieſe theils vom Joktan oder Kahtan, theils von Ismael her; die Nachkommen jenes nennen ſich vorzugsweiſe Araber, die des letztern Moſtaraber. Der Name Araber bedeutet Abendländer (denn das ſind ſie den Aſiaten); in Europa und Afrika nannten ſie ſich Saracenen, Morgenländer. Die dreifache Eintheilung des Landes in das glückliche (Yemen), das ſteinige (Hegiar) und das wüſte Arabien, welches die Landſchaften Thahamah, Jememath und Hegiaz begreift, rührt von den Griechen her; die ältern arabiſchen Geſchichtſchreiber verſtehen unter Arabien nur Yemen; Hegiaz rechnen ſie theils zu Ägypten, theils zu Syrien, und das übrige Land heißt bei ihnen die ſyriſche Wüſte. Die Fürſten (Tobbai) dieſer Länder waren vor Alters ſämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geſchlecht der Hamayriten zweitauſend Jahre lang über Yemen herrſchte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüſten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Oſtindien, Perſien, Syrien und Habeſch, nach welchem letztern Lande ſie viele Colonien ſandten, ja welches wahrſcheinlich ganz von Arabien aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadiſch in der Wüſte

umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwiſſenheit (wie ſie die vor Mohamed nennen) war im Allgemeinen Anbetung der Geſtirne; jedoch bei den verſchiedenen Stämmen mit großer Verſchiedenheit, indem Jeder einem andern Sternbilde die größte Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtauſende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenländiſcher Eroberer, durch Wüſten und Meere eben ſo ſehr als durch ihren Arm beſchützt. Weder die babyloniſchen und aſſyriſchen, noch die ägyptiſchen und perſiſchen Könige vermochten ſie zu unterjochen. Endlich von dem großen Alexander bezwungen, benutzten ſie ſogleich nach ſeinem Tode die Uneinigkeit ſeiner Feldherren und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es durften in dieſem Zeitraume die nördlichen Fürſten Arabiens ihre Herrſchaft bis über die Grenze von Arabien ausdehnen. Von jeher hatten die arabiſchen Nomaden, beſonders zur Winterzeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa geſtreift. Jetzt unterwarfen ſie ſich einen Theil davon gänzlich, der noch jetzt davon Irak Arabeh genannt wird. Von da drang der Stamm Hareth noch weiter bis in Syrien ein, und ließ ſich im Lande Gaſſan nieder, woher er den Namen Gaſſaniden bekam. Drei Jahrhunderte nach Alexander drang auch die römiſche Eroberungswuth an dieſe Grenzen. Die getheilten Araber mochten den römiſchen Heeren nicht überall mit Erfolg widerſtehen, und ob ihr Land gleich nie völlig zur Provinz gemacht wurde, ſo blieben doch wenigſten die nördlichen Fürſten immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von den Kaiſern, die jene nur als ihre Statthalter anſahen. Freier erhielten ſich die alten Hamayriten in Yemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Auguſtus mißlang. Mit der Schwäche der römiſchen Monarchie vermehrte ſich aber auch das Streben jener nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche zu gewinnen, einer Vereinigung aller arabiſchen Stämme leicht geworden ſein würde; aber zerſtreut und zerſpalten, wie ſie waren, brachten ſie in dieſen Kämpfen bald glücklicher, bald unglücklicher, viele Jahrhunderte zu, bis ein begeiſterter Mann ihnen durch Mittheilung ſeines Feuereifers Einheit, und durch die Einheit Stärke gab. Das Chriſtenthum fand früh viele Anhänger, es gab ſelbſt mehrere Biſchöfe, die den Metropoliten zu Boſro (in Paläſtina an der arabiſchen Grenze) anerkannten. Doch konnte der uralte Sternendienſt nicht ganz vertrieben werden. Jene Widerſetzlichkeit der Araber gegen den römiſchen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Oſtreiche verfolgten Ketzer zu ihnen, beſonders die Monophyſiten und die im ganzen Oriente verbreiteten Neſtorianer, und der Fanatismus dieſer Vertriebenen gab jenen Widerſtrebungen neues Feuer. Auch die Juden waren, beſonders ſeit der Zerſtörung Jeruſalems, in Arabien ſehr zahlreich, und machten ſogar, vorzüglich in Yemen, Proſelyten. Der letzte König der Hamayriten war jüdiſchen Glaubens, und ſeine Verfolgungen der Chriſten zogen ihm (502) den Krieg mit dem Könige von Äthiopien zu, der ihm Thron und Leben koſtete. In dem Abſcheu, oder der Gleichgültigkeit, den ſo große Verſchiedenheit der Secten bei Vielen erregte, liegt die Haupturſache von dem ſchnellen Gelingen des Unternehmens Mohameds, einen neuen Glauben aufzuſtellen. Mit ihm, der die Araber zu eigentlich welthiſtoriſcher Wichtigkeit erhob, beginnt ein neuer Abſchnitt in der Geſchichte dieſes Volks, der unter Kalif, Kalifat abgehandelt iſt. (Über die Wechabis oder Whaabys, ſ. d. Art.)

Arabiſche Literatur und Sprache. Dunkel und Ungewißheit umringen Arabiens früheſte Geſchichte, und auch über die

erſte Kultur und Literatur dieſes Landes können wir mehr aus einzelnen Datis Schlüſſe ziehen, als etwas Gewiſſes behaupten. Daß in Arabien frühzeitig Poeſie geblüht haben werde, läßt ſich theils aus der Natur des Landes, theils aus den Naturanlagen ſeiner Bewohner ſchließen, die man als muthig, tapfer, zu Abenteuern geneigt, ſtolz und für den Ruhm empfänglich kennt. Beſonders der Strich des glücklichen Arabiens hat ſo blühende Gegenden und ſolch einen Überfluß an den ſchönſten Früchten, daß man ihn oft ſchon zu den Paradieſen der Erde gezählt hat. Die hier unter ihren Scheiks umherziehenden Nomaden, von Natur mit lebhafter Empfindung und einer ſehr warmen Phantaſie begabt, waren daher ganz in der, zur Entwickelung der Poeſie günſtigen, Lage. Hätte die Kritik es außer allen Zweifel geſetzt, daß das Gedicht Hiob wirklich arabiſchen Urſprungs ſei, ſo wäre damit nicht blos bewieſen, daß auch das peträiſche Arabien eine ſehr bedeutende Poeſie gehabt habe, ſondern wir könnten auch den Charakter dieſer Poeſie daraus kennen lernen. Wir finden darin erhabene Bilder, ſtarke Metaphern, Gleichniſſe und Naturſchilderungen, untermiſcht mit räthſelhaften Sprüchen, für deren Vorliebe bei den Arabern auch die Königin von Saba zeugt. Das Alterthum der Philoſophie bei den Arabern könnte man ebenfalls nur aus Hiob erweiſen, welches Gedicht zugleich auf phyſikaliſche und aſtronomiſche Kenntniſſe ſchließen läßt, die jedoch nur noch dürftig ſind. Wenn übrigens die Araber ſelbſt ſagen, bis zur Ankunft Mohameds (622 nach Chr.) habe ihre Periode der Unwiſſenheit gedauert, ſo iſt dies nur von Mangel an eigentlicher Gelehrſamkeit zu verſtehen, denn ohne Geiſt war dieſe Nation auch vorher nicht. Beſonders aber zeichnete ſie ſich vor Mohamed ſchon durch ihre Poeſie auf eine glänzende Weiſe aus. Auf der Meſſe zu Mecca, und im 5. Jahrh. nach Chr. zu Okadh, wurden poetiſche Wettkämpfe gehalten, und die Gedichte, denen der Preis zuerkannt war, mit goldenen Buchſtaben auf Byſſus geſchrieben (Modababāth, vergoldete), und in der Kaaba zu Mekka aufgehängt (Moallakāth aufgehängte). Mehrere davon haben ſich erhalten. Die Sammlung der Moallakāth enthält ſieben Gedichte von ſieben Dichtern; Amralkeis, Tharaſah, Zoheir, Lebid, Anthara, Amru ben Kalthun und Hareth. Tiefe Empfindung, hoher Schwung der Imagination, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Nationalſtolz und Freiheitsgeiſt, Gluth in Rache und Liebe zeichnen ſie aus. (Die hellſtrahlenden Plejaden am arabiſchen poetiſchen Himmel, überſetzt, erläutert und mit einer Einleitung verſehen von A. Th. Hartmann, Münſter 1802.) Mit Mohamed aber eröffnete ſich die glänzendſte Periode der Araber, und bald darauf auch ihrer Literatur. Als von Gott geſandten Propheten kündigte er ſich ſeinen Landsleuten an, und legte Glaubens- und Lebenslehren in dem poetiſchen Koran nieder. Von Abubekr, dem erſten Kalifen nach Mohomeds Tode, wurde dieſe aus zwei Theilen, einem dogmatiſchen und einem praktiſchen, beſtehende Bibel der Araber geſammelt, von Othman, dem dritten Kalifen, berichtigt und bekannt gemacht (ſ. Coran), und hiemit die Schriftſprache, die erſte literariſche Richtung und der neue Nationalcharakter der Araber beſtimmt. In ihrer glücklichen Lage zwiſchen zwei Welttheilen ſchienen die Araber zwar ſehr geeignet für den Handel, weniger aber für active und paſſive Eroberung, zumal da im wüſten und ſteinigen Theile nur umherziehende Horden ſtreiften, die wechſelsweiſe von Räuberei und Viehzucht lebten. Dem Mohamed

aber war es gelungen, ſich ganz Arabien zu unterwerfen, ihm eine hierarchiſch-militäriſche Verfaſſung zu geben, und den Geiſt der Tapferkeit, der längſt den Arabern einwohnte, durch einen ſchwärmeriſchen Eifer für Religion noch mehr zu befeuern. Als er, ohne männliche Nachkommen zu hinterlaſſen, geſtorben war (632), wählten ſeine Anhänger ihm einen Kalifen, d. h. Nachfolger, unter welchem der Geiſt der Eroberung ſich der Araber zu bemächtigen anfing. Wie ein reißender Strom verbreiteten ſie ſich ſchnell und unabhaltbar über die umliegenden Länder. Syrien, Paläſtina, Phönicien, Meſopotamien, Armenien, Perſien, Ägypten, die Inſeln Cypern und Rhodus hatten ſie in einem Zeitraum von noch nicht 24 Jahren ſich unterworfen. Bald darauf bemächtigten ſie ſich mehrerer Länder des öſtlichen Aſiens jenſeit des Gihon und Oxus; von Ägypten aus des ganzen Landſtrichs von Afrika längs des mittelländiſchen Meeres, bis zur Meerenge, welche Afrika von Spanien trennt, ja drangen endlich in Europa ſelbſt ein, wo ſie Sicilien, Portugal, Spanien einnahmen, und ſchon tief nach Frankreich eingedrungen waren. So erſtreckte ſich denn ſchon achtzig Jahre nach Mohameds Tode das Reich der Araber von Ägypten bis Indien, von Liſſabon bis nach Samarkand. Während dieſer ganzen Periode beſeelte ſie nichts als kriegeriſcher Fanatismus, unter deſſen Herrſchaft die zarten Blüthen der Kultur und Literatur niemals gedeihen. Bekannt iſt, wie der Kalif Omar mit der Bibliothek zu Alexandria verfuhr. „Entweder," ſagt er, „ſteht in dieſen Büchern, was im Koran auch ſteht, und dann ſind ſie überflüſſig, oder ſie widerſprechen dem Koran, dann ſind ſie gefährlich: ſie müſſen alſo auf jede Weiſe vertilgt werden." Demnach wurden denn mehrere 100,000 unerſetzliche Handſchriften an den Badſtuben vertheilt, die man einige Monate lang damit heizte. Die Zeit aber und der Umgang mit kultivirtern Nationen verdrängten allmählig dieſen rohen Sinn: mit der Regierung der Kalifen aus der Familie der Abbaſſiden begann (750) auch Beförderung der Wiſſenſchaften und Künſte. Am glänzenden Hofe Al-Manſurs zu Bagdad fanden ſie zuerſt Unterſtützung; Harun Al Raſchid aber war es (786—808), der ſeinen Landsleuten dauernde Liebe zu ihnen einflößte. Er rief Gelehrte aus allen Ländern in ſein Reich, die er fürſtlich belohnte, ließ die Werke der vorzüglichſten griechiſchen Schriftſteller ins Arabiſche überſetzen, und dieſe Überſetzungen durch viele Abſchriften verbreiten. Al Mamun, der kurz nach ihm regierte, bot dem griechiſchen Kaiſer hundert Centner Gold und einen beſtändigen Frieden an, wenn er ihm den Philoſophen Leo nur auf einige Zeit zu ſeinem Unterricht überlaſſen wollte. Unter ſeiner Regierung wurden treffliche Schulen zu Bagdad, Baſora, Bochara, Kufa, und große Bibliotheken zu Alexandria, Bagdad und Cairo angelegt. Der Kalif Motaſem (ſtarb 841) wirkte in gleichem Sinne und Geiſt, und mit der Dynaſtie der Abbaſſiden in Bagdad wetteiferte die Dynaſtie der Ommajaden in Spanien. Was Bagdad für Aſien, war die hohe Schule zu Corduba für Europa, wo überhaupt im 10. Jahrhundert die Araber die Stütze der Literatur wurden. Zu einer Zeit, wo gelehrte Kenntniſſe faſt nirgends eine bleibende Stätte und Ermunterung fanden, waren es die Araber, die ſich mit Auffammlung derſelben eifrig beſchäftigten, und dieſelben in drei Welttheilen verbreiteten. Bald nach dem Jahre 900 reiſ'te man aus Frankreich und andern europäiſchen Ländern zu den Arabern nach Spanien, um unter ihnen hauptſächlich Mathematik und Medicin zu ſtudiren, wozu ſich anderwärts keine Gelegenheit fand.

So ſchnelle Fortſchritte hatte dieſe, vor kaum anderthalb Jahrhunderten auf den Koran, Poeſie und Beredſamkeit eingeſchränkte Nation gemacht, ſeitdem ſie mit der Wiſſenſchaft der Griechen ſich befreundet hatte. In der Geographie, Geſchichte, Philoſophie, Medicin, Phyſik, Mathematik, namentlich in der Arithmetik, Geometrie und Aſtronomie, hat ihr Fleiß ſehr glücklich und nützlich gewirkt, und noch zeugt manches arabiſche Kunſtwort, z. B. Almanach, Algebra, Alkohol, Azimuth, Zenith, Nadir u. a. m., ja ſelbſt die Zahlzeichen, deren wir uns bis auf den heutigen Tag bedienen, und die ihre Erfindung ſind, von ihrem Einfluß auf die literariſche Kultur Europa's. — Seit der Römer Zeit waren es im Mittelalter die Araber, denen die Erdkunde am meiſten verdankt. Vorzüglich erweiterten ſie in Afrika und Aſien die Grenzen der vor ihnen bekannten Welt. Bei ihren Eroberungen drangen ſie in der ganzen nördlichen Hälfte von Afrika bis an den Niger vor, und kamen weſtlich bis an den Senegal, und öſtlich bis zum Cap Corrientes. Schon in den Anfängen ihrer Eroberungen aber mußten, auf Befehl der Khalifen, die ausgeſandten Feldherrn die bezwungenen Länder geographiſch verzeichnen. Aſiens Länder, Völkerſchaften und Eigenthümlichkeiten waren ihnen größtentheils bekannt; ſie erweiterten die Kenntniß von ihrem Vaterlande Arabien, von Syrien und Perſien, und verſchafften wenigſtens einige Aufklärung über die große Tartarei, das ſüdliche Rußland, China und Hindoſtan. Vieles, was ihre berühmteſten Geographen, Abulfeda und Edriſi, berichten, iſt noch jetzt brauchbar, und in hiſtoriſch-geographiſcher Hinſicht ſehr wichtig. In der Geſchichte der Geographie des Mittelalters machen die Araber demnach Epoche. Als geographiſche Schriftſteller zeichneten ſich aus: Al-Marun, Abu Iſchak, Serif, Edriſi, Naſſir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh, Abdollatif. — Zahlreich waren ſeit dem achten Jahrhunderte auch die Hiſtoriker der Araber, die jedoch noch lange nicht hinlänglich geprüft, ſtudirt und benutzt worden ſind. Vielleicht aber findet Wilkens bald mehrere Nachfolger. Der älteſte uns bekannte Hiſtoriker iſt Hesham Ibn Muhamed Ibn Schoaib Alkhelebi, von 818. Außerdem verdienen beſondere Bemerkung: Abu Abdallah Mohammed Ibn Achmed, Abulpharadſch, Georg Almakin, Abulfeda, Verfaſſer einer allgemeinen Weltgeſchichte bis auf 1315, Makrizi, Arabſchah u. A. In den ſpäteren hiſtoriſchen Werken herrſcht mehr Kälte, Ruhe und Einfachheit. — Die Philoſophie der Araber war ganz griechiſchen Urſprungs, und ging hauptſächlich von Ariſtoteles aus, der durch ſie auch in Spanien, und von da im ganzen weſtlichen Europa bekannt wurde; denn aus dem Arabiſchen überſetzte man ihn ins Lateiniſche. Man kann deßhalb den Urſprung der ſcholaſtiſchen Philoſophie von den Arabern ableiten. Auf Dialektik und Metaphyſik wendeten ſie ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit. Von ihren philoſophiſchen Schriftſtellern ſind vor Andern zu bemerken: Alfarabi, der über die Principien ſchrieb (ſt. 954); Avicenna (ſt. 1036), der außer andern philoſophiſchen Schriften, einer Logik, Phyſik und Metaphyſik, einen Commentar zu des Ariſtoteles Werken; Ibn Sina (ſt. 1036), der eine Metaphyſik herausgab; Ibn Bajah zeichnet ſich als Selbſtdenker aus; Algazel ſchrieb eine Niederreißung aller philoſophiſchen Syſteme, wogegen Happalath Hahappalah eine Vertheidigung herausgab. Hochgeſchätzt war von Averroes beſonders der Commentar über Ariſtoteles, Beachtung verdient aber auch ſeine Paraphraſe der Republik Platons, welcher ſonſt den Arabern wenig bekannt geweſen zu ſein ſcheint. Viele berühmte Philoſophen waren zugleich Ärzte,

denn von der Philoſophie trennte man die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften nicht, zu denen auch die Medicin gehörte. Unläugbar haben die Araber in dieſen Wiſſenſchaften, nächſt der Erdkunde, das Bedeutendſte geleiſtet. Zu Dſchondiſabur, Bagdad, Iſpahan, Firuzabad, Bokkhara, Kufa, Baſſora, Alexandria und Corduba wurden vom 8. bis zum 11. Jahrhundert mediciniſche Lehranſtalten errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man dieſem Zweige der Wiſſenſchaften widmete, konnte es nicht fehlen, daß man nicht, obſchon man im Weſentlichen ſich auch hier an die Griechen hielt, bedeutende Fortſchritte hätte machen ſollen. Zwar die Anatomie gewann durch ſie nichts, weil der Koran Zergliederungen unterſagte, deſto mehr aber die Therapie; denn ſie beſaßen vielumfaſſende Kenntniſſe in der Arzneimittellehre, ſtudirten eifrig die Botanik, und können als Erfinder der Chemie betrachtet werden; wenigſtens haben ſie viele Entdeckungen darin gemacht, und Dſcheber wird für den Erfinder der Univerſalmedicin gehalten. Auch in der Noſologie blieben ſie nicht zurück, und lehrten manche Krankheit zweckmäßig behandeln. Zu ihren berühmten mediciniſchen Schriftſtellern gehören: Aharum, der zunächſt die Pocken beſchrieb, Jahiah Ibn Serapion, Jacob Ibn Iſhak Alkendi, Johannes Mesve, Rhazes, Almanſor, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Kanons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Iſhak Ben Soleiman, Abulkaſis, Aben Zohar, Averroes, der Verfaſſer eines dialektiſchen Syſtems der ganzen Medicin. Man kann nicht in Abrede ſein, daß den Arabern das Verdienſt gebührt, auch die wiſſenſchaftliche Medicin im Mittelalter erhalten, und das Studium derſelben in Europa wieder belebt zu haben. Wenn die Phyſik bei den Arabern weniger gewann, ſo liegt die Urſache lediglich in der Art der Behandlung. Um die Ariſtoteliſchen Principien mit dem Fatalismus des Koran leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Phyſik metaphyſiſch. Deſto mehr leiſteten ſie in der Mathematik, welche von ihnen bereichert, vereinfacht und weiter verbreitet wurde. In der Arithmetik führten ſie den Gebrauch der Ziffern, das Hinaufſteigen in zehnfacher Proportion ein, in der Trigonometrie die Sinus ſtatt der Chorden, vereinfachten die trigonometriſchen Operationen der Griechen, und erweiterten die gemeinnützigere Anwendung der Algebra. Mohammed Ben Muſa und Thebit Ben Korrah erwarben ſich darum beſondere Verdienſte; Alhazen ſchrieb über die Optik; Naſireddin überſetzte die Elemente des Euklides; Dſcheber Ben Afla lieferte einen Commentar über des Ptolemäus Trigonometrie. Vorzüglich wurde die Aſtronomie kultivirt, für welche zu Bagdad und Corduba berühmte Schulen und Sternwarten errichtet waren. Schon im J. 812 hatten Alhazen und Sergius, des Ptolemäus Almageſt, dieſes erſte vollſtändige Lehrgebäude der Aſtronomie, ins Arabiſche überſetzt, woraus Alfargani 833, und ſpäterhin Averroes einen Auszug lieferte; Albaten beobachtete im 10. Jahrhunderte die Bewegung der Sonnenerdferne; Mohammed Ben Dſcheber Albateni beobachtete die Schiefe der Ekliptik und vervollkommnete die Theorie der Sonne; Almanſor lieferte aſtronomiſche Tafeln, worin Beobachtungen über die Schiefe der Ekliptik vorkommen; Alpetragius ſchrieb eine Theorie der Planeten. Die Geographie wurde mit Mathematik und Aſtronomie in Verbindung gebracht und ſyſtematiſch bearbeitet, beſonders von Abulfeda. Eigenthümlich ſind den Arabern die Eintheilung der Erde in ſieben Klimate, viele geogra-

phiſche Maße u. dergl. — Bei allen dieſen Fortſchritten in den ſtrengeren Wiſſenſchaften wurde der Geiſt der Araber nicht unempfänglich für die Poeſie. Abu Temam ſammelte 830 die größere Hamaſah, eine Anthologie in zehn Büchern, und Bochteri 880 die kleinere Hamaſah, als Nachtrag zur größeren. Indeß wurde weiterhin die höhere orientaliſche Originalität in der arabiſchen Poeſie immer ſeltener, der Ton myſtiſch-hyperboliſcher, die Sprache minder rein. Auszeichnung verdienen Motanabbi durch ſeine ſanften Elegien in einer claſſiſchen Sprache (ſ. Proben der arab. Dichtkunſt von Reiske, Leipz. 1765); Abu Ismael Tograi, Vezier zu Bagdad, durch ſeine Elegien und Lieder (ſ. N. Teutſch. Merkur 1800, St. 1. S. 8.); Ithiel Hariri durch ſeine Geſchichte eines fahrenden Ritters, Makamāt betitelt, in funfzig Abſchnitten (ſ. Roſenmüller über einen arab. Roman des Hariri, Leipz. 1801); Abu Dſchaafar Ibn Tophail durch ſeinen intereſſanten philoſophiſchen Roman, der Naturmenſch (überſ. von Eichhorn, Berl. 1783). Admai's großer Heldenroman: Antars Leben, in 35 Theilen, dient noch bis auf den heutigen Tag den improviſirenden Erzählern und Declamatoren im Orient zum Stoffe. Die dramatiſche ausgenommen, findet man keine Gattung der Poeſie, welche von den Arabern nicht kultivirt worden wäre, und die Romanze, ein Product des abenteuerlichen Rittergeiſtes der Nation, war ihre Erfindung. Kein Zweifel, daß ſie dadurch auch auf die neueuropäiſche Poeſie mächtig eingewirkt haben; denn von dem, was die Poeſie des Mittelalters zur romantiſchen Poeſie machte, gehört den Arabern kein geringer Theil. Der abenteuerliche Rittergeiſt, die Feen und Zauberer, und vielleicht auch der Reim, ſind von den Arabern in unſere abendländiſche Poeſie übergegangen. Und ſo hat denn dieſe Nation in der Periode des Mittelalters auf vielfache Weiſe wohlthätig für Kultur und Literatur Europa's gewirkt, und viele bleibende Spuren ihrer vorübergegangenen Herrſchaft hinterlaſſen. Wie wichtig dadurch auch ihre Sprache für den gelehrten Forſcher geworden ſei, ſpringt von ſelbſt in die Augen. Wer einen tiefern Blick in die Geſchichte der Wiſſenſchaften und Menſchheit thun will, kann dieſer Sprache nicht entbehren. Sie gehört zu den ſogenannten ſemitiſchen Dialekten, unter denen ſie ſich durch Alterthum, Reichthum und Geſchwindigkeit auszeichnet. Durch den Koran wurde ſie eigentlich als Bücherſprache fixirt, und kurz nach Mohammed, weit mehr aber ſeit dem zehnten Jahrhundert, gab es unter ihnen grammatiſche Schriftſteller, welche die Grundſätze der Sprache beſtimmten, ihre Schönheiten unterſuchten und ihren Reichthum in Wörterbücher zuſammentrugen. Durch den Übergang der Araber nach Sicilien und Spanien wurde die arabiſche Sprache auch in Europa bekannnt. Ungeachtet ſie aber manche Spuren ihres Andenkens in den Sprachen jener Länder hinterlaſſen hat, ſo ging doch ihre Kenntniß, nach Vertreibung der Mauern, den Europäern meiſt verloren. Poſtel weckte das gelehrte Studium derſelben wieder in Frankreich, Spey in Deutſchland. Im 17. Jahrhundert blühte daſſelbe in den Niederlanden, und wurde ſeitdem in Deutſchland, Holland und England mit großem Eifer getrieben. Von Erpen, Michaelis, Richardſon, Jahn, Roſenmüller, de Sacy haben wir ſchätzenswerthe Grammatiken, von Erpen, Golius, Giggeji, Caſtell, Meninski, Wilmet, Scheid gute Wörterbücher; von Reiske, Hirt, Roſenmüller, Jahn, de Sacy u. A. Chreſtomathien erhalten, Kirſten, Wasmuth, Schultens, Jones,

Eichhorn, Tychſen, Schnurrer, Haſſe, Hezel, Wahl, Paulus, Roſenmüller, Vater, Auguſti und A. haben ſich durch größere Verbreitung, Kritik und Interpretation bedeutende Verdienſte erworben; Gruner und Sprengel haben gezeigt, wie wichtig ihre Kenntniß den Ärzten ſei. dd.

Arabiſches Meer, ein Theil des öſtlichen Oceans an den Südküſten Arabiens. — Arabiſcher Meerbuſen, ſ. Rothes Meer.

Arachne, die Tochter des Purpurfärbers Idmon zu Kolophon in Jonien, hatte von Pallas die Kunſt des Webens gelernt und unterfing ſich, in ſtolzer Einbildung auf ihre Kunſtfertigkeit, ihrer Lehrerin ſelbſt einen Wettſtreit anzubieten. Umſonſt warnte ſie die Göttin in Geſtalt einer alten Frau. Der Wettſtreit begann, und Arachne fertigte ein kunſtreiches Gewebe, das die ärgerliche Chronik der Olympier darſtellte. Pallas darüber erzürnt, zerriß das Gewebe, und ſchlug ihr das Schiff um den Kopf, Arachne aber erhing ſich in Verzweiflung. Die Göttin erhielt ihr zwar das Leben, indem ſie ſie mit einem Kräuterſafte betröpfelte, verwandelte ſie aber in eine Spinne.

Arachnologie, oder Araneologie iſt die Kunſt, aus dem Verhalten, den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf die Veränderung der Witterung zu ſchließen. Winke davon finden ſich ſchon bei Plinius (H. N. Lib. XI. sect. 28); auch wird davon bereits in einer 1588 zu Görlitz erſchienenen ewigwährenden Practica gehandelt. In neuerer Zeit hat Quatremère Disjonval, ehemaliges Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, während einer achtmonatlichen Gefangenſchaft, in der einige Spinnen ſeine einzige Geſellſchaft waren, viele Beobachtungen über ſie angeſtellt, und dieſelben 1797 zu Paris herausgegeben. Er verbreitet ſich in dieſem Werke über die Entdeckung des beſtändigen Verhältniſſes zwiſchen dem Erſcheinen oder Verſchwinden, der Arbeit oder Ruhe, dem mehrern oder mindern Umfang der Gewebe und Anhängefäden der Spinnen verſchiedener Arten und den atmoſphäriſchen Veränderungen von ſchönem Wetter auf Regen von der Trockenheit zur Näſſe, vorzüglich aber von der Hitze zur Kälte und vom Froſte zum Thauwetter.

Aragon, die Krone, machte den zweiten Hauptbeſtandtheil der ſpaniſchen Monarchie aus, und iſt aus den Königreichen Aragon, Valencia und Mallorca, ſo wie dem Fürſtenthume Cataluna zuſammengeſetzt = 1794 Q. Meilen mit 2,529,600 Einw. Bis zur Vermählung Ferdinands des Katholiſchen mit der caſtilianiſchen Erbin Iſabella machte Aragon ein von Caſtilia ganz getrenntes Reich aus, das aus einer kleinen Grafſchaft entſtanden war und ſich nach und nach theils durch Anfall, theis durch Eroberungen von den Mauren ſo vergrößert hatte, daß es unter Ferdinand dem Katholiſchen nicht blos jene 4 Provinzen, ſondern auch als Nebenländer beide Sicilien und Sardinien umfaßte. Nach Ferdinands des Katholiſchen Tode 1516 wurde es auf immmer mit Caſtilia vereinigt, die aragoniſchen Provinzen behielten aber dabei noch ihre alten Vorrechte, Freiheiten und Geſetze, und verloren erſtere erſt im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, als ſie ſich zu feſt an die öſterreichiſche Sache gekettet hatten. — Aragon die Provinz, führt den Titel eines Königreichs, und grenzt im Norden an die Pyrenäen, im Oſten an Cataluna, im Süden an Valencia und im Weſten an Cuença, Soria und Navarra; es hält an Flächenraum 731¼ Q. Meilen und wird von 658,630

Menſchen in 12 Ciudaden, 239 Villen, 999 Dörfern und 1396 Kirchſpielen bewohnt. Ein zwar gebirgiges Land, in welches die Pyrenäen ſtark eingreifen, das aber doch auch im Süden angenehme und fruchtbare Ebenen und in ſeinen Gebirgsgegenden reizende und ſtark angebaute Thäler hat. Der Ebro iſt der vornehmſte Fluß, welcher hier den aragoniſchen oder Kaiſer-Canal, den vornehmſten in Spanien, ſpeiſ't. Das Klima iſt mehr kühl als heiß, doch gedeihen hier die meiſten Stapelgewächſe Spaniens, beſonders Korn, Wein, Oliven und Flachs; die Schafzucht iſt ſo anſehnlich, daß man den Stapel auf 2,050,000 Köpfe anſchlägt, und die Gebirge beuten Eiſen, Blei, Kupfer, Queckſilber und andere Mineralien aus. Das Land iſt auch nicht arm an Fabriken, und überhaupt der Aragoneſe thätig und unternehmend. Es ſteht unter einem eigenen Gouverneur und Generalcapitän, welcher zu Zaragoza reſidirt, hat ſein eignes Provinzialrecht und Audienz und wird in 13 Corregimientos abgetheilt.

Arak oder Rak, ein ſtarker Branntwein aus Reiß, Zuckerrohr oder dem Safte der Cocos-Nüſſe. Der letztere, welcher der beſte iſt, kommt aus Batavia; anderer aus Goa. Zu Goa giebt es dreierlei Sorten, nämlich einfache, doppelte und dreimal abgezogene. Der zweimal abgezogene wird auswärts am meiſten geſucht, obwohl er nicht ſo ſtark wie der bataviſche iſt.

Aranda (Don Pedro Pablo Abarca de Bolea Graf v.), aus einer ausgezeichneten Familie in Aragonien, wurde gegen das Jahr 1719 geboren. Anfangs widmete er ſich den Waffen; da er aber einen beobachtenden Geiſt verrieth, ernannte ihn Carl III. bald nach ſeiner Thronbeſteigung zum Miniſter. Als ſolcher ging er zu Auguſt III., König von Polen, und verweilte bei demſelben ſieben Jahre. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Generalſtatthalter von Valencia; aber im J. 1765 rief ihn der König in Folge eines zu Madrid ausgebrochenen Aufſtandes zurück und ernannte ihn zum Präſidenten des Raths von Caſtilien. Aranda rechtfertigte die Wahl des Königs. Er führte nicht nur die Ordnung zurück, ſondern bewirkte auch die Vertreibung der Jeſuiten aus dem Königreiche. Doch gelang es den Ränken Roms und der Prieſter, den König dahin zu bringen, Aranda von ſich zu entfernen, und als Geſandten nach Frankreich zu ſchicken. In Paris verlebte er neun Jahre, kehrte dann nach Madrid als Staatsrath zurück, und lebte hier in einer Art Ungnade, als die Königin, unzufrieden mit dem Grafen Florida Blanca, 1792 ihm deſſen Platz ertheilen ließ. Aber einige Monate ſpäter wurde, nicht ohne den bitterſten Spott des Hofes und der Nation, der Graf Aranda plötzlich durch den berüchtigten Don Manuel Godoy (ſ. Alcudia) erſetzt. Er blieb indeß Decan des Staatsraths, den er in Thätigkeit geſetzt hatte, wurde aber, als er einſt ſeine Meinung über den Krieg gegen Frankreich ausgeſprochen hatte, nach Aragonien verwieſen. Hier ſtarb er 1794, hinterließ eine junge Wittwe, aber keine Kinder. Die Hauptſtadt Spaniens verdankt größtentheils ihm ihre Sicherheit, Reinlichkeit und die Abſtellung vieler Mißbräuche.

Aräometer, hydroſtatiſche Wage u. ſ. w. iſt ein Werkzeug, durch deſſen Einſenkung in Flüſſigkeiten, z. B. Waſſer, Sole, Bier, Branntwein, man die Verhältniſſe der dichten oder ſpecifiſchen Schweren dieſer Materien, und dadurch die Güte derſelben beſtimmen kann. Der griechiſche Name Aräometer bedeutet ein Maß der Dünne. Die Einrichtung der Aräometer gründet ſich auf folgende Sätze: I. Wenn ein Aräometer von unverändertem Gewicht in zwei flüſſige Materien

eingeſenkt wird, ſo verhalten ſich die Dichten dieſer Materien umgekehrt wie die Räume, um welche das Aräometer ſich in dieſelben eingetaucht hat; 2. wenn ein Aräometer in zwei flüſſige Materien bis zu gleicher Tiefe eingeſenkt wird, ſo verhalten ſich die Dichten dieſer Materien, wie die Gewichte, die man in beiden Fällen dem Aräometer hat geben müſſen, um es gleich tief einzuſenken. Jeder dieſer beiden Sätze giebt eine beſondere Einrichtung des Aräometers; auf den erſten Satz gründen ſich die Aräometer mit Scalen, auf den zweiten Satz die Aräometer mit Gewichten. Letztere verdienen den Vorzug.

Ararat, ein hohes Gebirge in Armenien, beſonders im Paſchalik Erzerum. Es ſteigt faſt iſolirt aus einer weiten Ebene empor, ob es gleich durch niedrige Vorberge mit dem Taurus in Verbindung ſteht, und bietet mit ſeinem mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, der die Form eines in zwei Spitzen geſpaltenen Zuckerhuts hat, mit ſeinen zerriſſenen Felſenklüften und Abgründen einen gräßlichen Anblick dar. Seine höchſte Kuppe liegt in der perſiſchen Provinz Iran, und erhebt ſich über 12,000 Fuß hoch. Sie iſt die erhabenſte der ganzen Gegend, daher die heilige Mythe auf derſelben die Arche Noahs ſich niederſetzen läßt.

Aratus, ein griechiſcher Dichter, geboren zu Solis (Pompejopolis) in Cilicien. Er war ein Zeitgenoſſe Theokrits und ſtand in Gunſt bei Ptolemäus Philadelphus und in ſteter Freundſchaft mit Antigonus Gonatas, dem Sohn des Demetrius Poliorcetes. Er ſoll mehrere Werke verfaßt und vor Ariſtarch eine Ausgabe des Homer beſorgt haben. Wir kennen ihn nur aus ſeinem Gedicht Phaenomena, worin er uns alles, was man damals vom Himmel wußte und kannte, überliefert hat, wiewohl man Urſache hat zu glauben, daß er ſelbſt nicht Aſtronom war. Er handelt darin von der Natur und Bewegung der Geſtirne und von aſtrologiſchen Gegenſtänden. In welchem Anſehen er bei den Alten ſtand, erkennt man daraus, daß Cicero, Germanicus, Cäſar, Ovid und Avienus ihn überſetzten und Hipparch commentirte. Die beſten Ausgaben ſind von Fell (Oxford, 1672. 8.) und von Buhle (Leipzig 1793 — 1801, 2 Bände 8.), an welche ſich die neueſte Ausgabe von Matthiä, 1817 anreiht.

Arbeit (Nationalökonomie) heißt die Äußerung der Thätigkeit ſowohl der Natur als des Menſchen hinſichtlich der Hervorbringung von Dingen, welche Güter ſein können. Selten bringt die Natur ohne Mitwirkung des Menſchen und eben ſo ſelten der Menſch ohne Mitwirkung der Natur dergleichen Dinge hervor, in den meiſten Fällen verdanken dieſelben ihr Entſtehen der vereinten Arbeit der Natur und des Menſchen. Die Arbeit iſt ſchaffend (productiv), wenn durch ſie irgend etwas Neues zur Erſcheinung kommt, ſteril (unproductiv), wenn dies nicht der Fall iſt (ſ. Production). Die ſchaffende Arbeit iſt entweder Werth-ſchaffend oder Unwerth-ſchaffend, erſteres, wenn ſie Güter, letzteres, wenn ſie bloße Dinge, welche nicht zugleich Güter ſind, zur Erſcheinung bringt. Die Güter aber, welche die werthſchaffende Arbeit hervorbringt, übertreffen entweder, ſei es ihrem Werthe oder ihrem wirklichen Preiſe nach, die auf ihre Hervorbringung verwandte Gütermaſſe, oder ſie gleichen dieſe Gütermaſſe blos aus, oder ſie ſtehen ſogar unter derſelben. Im erſten Falle nennt man die Arbeit Werth-vermehrend, im zweiten Werth-ausgleichend und im dritten Werth-vermindernd. Nicht jede in Thätigkeit geſetzte Werth-ſchaffende

Kraft des menſchlichen Geiſtes, nicht jede Arbeit vermag zu wirken auf Erhöhung des Wohlſtandes der Einzelnen und des Volks, ſondern nur die Werth-vermehrende Arbeit, denn die Werth-ausgleichende läßt den Wohlſtand unverändert und die Werth-vermindernde ſchwächt ſogar denſelben. Nicht auf möglichſt vollkommene Übung der bloßen Werth-ſchaffenden Kraft eines Volks muß daher die Aufmerkſamkeit derer gerichtet ſein, welche Nationalreichthum zu befördern ſtreben, ſondern vielmehr auf möglichſt-größte Belebung und Entwicklung der Werth-vermehrenden, ſchaffenden Kräfte. Werthſchaffend iſt übrigens jede Arbeit, durch welche Güter hervorgebracht werden, die Güter mögen ſinnlich oder geiſtig ſein, ſie mögen einen dauernden oder vorübergehenden Nutzen gewähren, ſie mögen unmittelbar oder mittelbar aus derſelben hervorgehen. Geiſtige Güter haben zwar nie einen Tauſchwerth, aber um ſo höher kann ihr Gebrauchswerth und ihr mittelbarer Einfluß auf Hervorbringung von Gütern ſein, welche Tauſchwerth beſitzen, daher kann oft die Arbeit, welche geiſtige Güter hervorbringt, mit weit größerm Rechte eine Werthſchaffende genannt werden, als diejenige, welche ſinnliche Güter erzeugt. K. M.

Arbeitshäuſer, ſind von Regierungen oder Vereinen errichtete Anſtalten, in welchen arbeitsloſe Menſchen gegen einen mäßigen Lohn Beſchäftigung finden, indem die Gründer das nöthige Material anſchaffen und die Fabrikate dann verhandeln. Sie ſind entweder Armen- (Beſchäftigungsanſtalten) oder Straf-Arbeitshäuſer: jene ſind blos zur Beſchäftigung der Arbeitsloſen beſtimmt, und die Arbeiter ſind entweder freiwillig darin oder werden durch die Polizei dahin gebracht; dieſe ſind für Criminal-Verbrecher beſtimmt und dienen zu ihrer Züchtigung und Beſſerung. Beide ſind unſtreitig dem Staate ſehr vortheilhaft, da erſtere zur Verhütung des Betteins, letztere dazu dienen, die Züchtlinge an Arbeitſamkeit zu gewöhnen und dem Staate ihre Ernährung zu erleichtern. Die Art der Beſchäftigung wird von den localen Umſtänden beſtimmt, vor allem aber darauf geachtet werden müſſen, daß es ſolche Beſchäftigungen ſind, deren Handgriffe leicht erlernt werden können. Die Humanität fodert menſchenfreundliche Berückſichtigung der Geſundheit der Arbeitenden, beſonders der Kinder, damit dem Staate nicht um eines augenblicklichen kleinen Vortheils willen Krüppel zuwachſen. Am glücklichſten iſt der Staat, deſſen Einwohner bei wohlgeleitetem Landbau Beſchäftigung genug finden, daß ſie nicht nöthig haben, ſich in Arbeitshäuſer zuſammenſtecken zu laſſen. — Was die Strafarbeitshäuſer betrifft, ſo treten dieſelben Rückſichten ein, nur mit dem Unterſchiede, daß allenfalls die Bildung mehrerer Handwerker darin anzuempfehlen ſein möchte, damit der Züchtling, wenn er ſeine Strafjahre überlebt, ein Mittel habe, ſich redlich zu nähren. Einige Regierungen, wie z. B. die baieriſche, geben hierin nachahmungswürdige Beiſpiele; ja laſſen ſogar vom Ertrag der freiwilligen Arbeiten des Sträflings einiges zurücklegen, damit er beim Austritt aus dem Hauſe einen Sparpfennig mitnehmen könne. Man vergleiche hierüber die Schriften von Lotz und Wewelb.

Arbeitslohn (National-Ökonomie), heißt das Einkommen, das menſchliche Arbeit gewährt. Da die Claſſe der Staatsbürger, deren einzige Quelle das Einkommen ihrer Arbeit iſt, überall die ſtärkere Hälfte der Nation bildet, ſo muß auch immer mit der Höhe des Arbeitslohns der Nationalwohlſtand überhaupt in genauem Verhältniß ſtehen, um aber dieſe Höhe zu beurtheilen, iſt jedesmal erfoderlich,

den Nennwerth vom Sachwerthe ſorgfältig zu unterſcheiden. Es kommt nämlich hierbei nicht auf die Anzahl von Groſchen an, welche den Arbeitern als Lohn zu Theil wird, ſondern vielmehr auf den Werth der Güter, in deren Beſitz ſie ſich vermittelſt dieſer Groſchen zu ſetzen vermögen. In jenem Lande iſt der gewöhnliche Tagelohn eines gemeinen Arbeiters acht, in dieſem nur ſechs Groſchen, und dennoch ſteht ſich der Arbeiter in dieſem Lande beſſer als in jenem, iſt er im Stande, eine größere Maſſe von Werthen mit ſechs Groſchen einzutauſchen, als der Erſtere mit acht Groſchen. Die Höhe oder Niedrigkeit des Arbeitslohns hängt zunächſt und vorzüglich von dem Verhältniſſe ab, in welchem die Angebote der Arbeit zu ihrer Nachfrage ſtehen. Iſt die Claſſe der Arbeiter nicht groß genug, um die Nachfrage nach Arbeit zu befriedigen, ſo wird der Arbeitslohn hoch ſtehen, die Unternehmer von Gewerben müſſen in dieſem Falle die Arbeiter nicht blos für den Betrag des Werths ihrer Arbeit belohnen, ſondern auch noch dafür, daß ſie ſich geneigt finden laſſen, für ſie zu arbeiten; iſt hingegen die Claſſe der Arbeiter verhältnißmäßig größer, als die Menge der Arbeit-Begehrenden, ſo wird der Arbeitslohn niedrig ſein; die Arbeiter werden nicht den vollen Betrag des Werths ihrer Arbeitsproducte erhalten, ſondern ſich entſchließen müſſen, hievon den Unternehmern etwas abzugeben, dafür, daß dieſe ihnen Gelegenheit verſchaffen, ſich nützlich zu beſchäftigen. Beide, die Höhe und die Niedrigkeit des Arbeitslohns haben indeſſen ihre natürlichen Grenzen. Der äußerſte Punct, auf welchen derſelbe geſteigert werden kann, iſt die Höhe, bei der er die Rente des zur Beſchäftigung der Arbeiter aufgewendeten Capitals, verſchlingt, der niedrigſte Punct aber, bis zu welchem derſelbe herabſinken kann, iſt der Betrag, der gerade hinreicht zur Befriedigung der allernothwendigſten Bedürfniſſe des Arbeiters. Von dieſer niedrigſten Stufe ſteigt der Arbeitslohn mit der Nachfrage, letztere aber nimmt zu mit den Fonds, welche auf Beſchäftigung arbeitender Hände verwandt werden. Nicht die Höhe, zu welcher der Nationalreichthum bereits gelangt iſt, ſondern ſein fortwährendes Wachſen iſt es daher hauptſächlich, was das Steigen des Arbeitslohns veranlaßt, deßhalb ſehen wir, daß nicht in den reichſten Ländern, ſondern in den aufblühenden, in denen, welche am ſchnellſten reich werden, der Arbeitslohn am höchſten iſt. Das weit reichere England z. B. giebt nicht den großen Lohn ſeinen Arbeitern, der in den weit ärmern vereinigten Staaten von Amerika gereicht wird. Daher ſind die Zeiten die glücklichſten für den größten Theil des Volks, für die arbeitende Claſſe, in welchen die Geſellſchaft mit raſchen Schritten ihrem höchſten Flor ſich nähert, daher iſt des Arbeiters Lage kläglich, wenn der Wohlſtand ſtill ſteht, und elend, wenn er ſinkt. Über hohen Arbeitslohn, die Folge des wachſenden Nationalreichthums, klagen, wie häufig geſchieht, heißt daher: über die nothwendige Urſache und Wirkung des größten Glücks klagen, was der Staatsgeſellſchaft zu Theil werden kann. Blos in einem tadelnswerthen Egoismus der übrigen Bürger-Claſſen haben dergleichen Klagen gewöhnlich ihren Grund.

K. M.

Arbela, ein kleiner Ort in **Chaldäa**, berühmt durch die entſcheidende Schlacht, die in ſeiner Nähe bei Gaugamela 331 v. Ch. Alexander der Gr. dem Darius lieferte (ſ. **Alexander**).

Arbitrage, Arbitrage-Rechnung, heißt eine Vergleichung zweier oder mehrerer Curſe, um zu erfahren, welcher der vortheilhafteſte ſei. Der gewöhnlichſte Fall iſt, daß man Briefe von beſtimmtem

Werth zu ziehen oder zu übermachen hat, und unterſuchen ſoll, welches die vortheilhafteſten Mittel dazu ſind. Man berechnet zu dem Ende den Werth des Briefes, einmal nach dem Curſe des Orts, wo man iſt, und nach dem Curſe des Orts, nach welchem hin das Geſchäft gemacht werden ſoll; ſodann aber in Beziehung auf gewiſſe Mittelörter, um zu erfahren, ob es vortheilhafter ſei, das Geſchäft unmittelbar oder mittelbar zu machen, und in letzterm Falle, über welchen Mittelort es zu machen ſei. Dabei gelten folgende Grundſätze: Hat man Geld zu beziehen, ſo iſt der höchſte, hat man Geld zu übermachen, der niedrigſte Preis des Wechſels der vortheilhafteſte, wenn der Ort einen feſten Curs hat. Hat der Ort aber keinen beſtimmten Curs, ſo iſt im erſten Fall der niedrigſte und im zweiten der höchſte Preis der vortheilhafteſte.

Arc (Jeanne d'), ſ. Jeanne d'Arc.

Arcade, ſ. Bogenſtellung.

Arcanum, das Geheimniß; dann auch insbeſondere ein geheimes Mittel, oder irgend eine Arznei, deren Ingredienzien und Zubereitung geheim gehalten werden. Sie ſind der vielen Mißbräuche wegen ein Gegenſtand der mediciniſchen Polizei.

Arceſilaus, der Stifter der mittlern Akademie, war zu Pitana in Äolien im 1. Jahre der 116. Olympiade geboren. Er wurde ſorgfältig erzogen, und nach ſeines Vaters Tode nach Athen geſandt, um ſich daſelbſt der Rhetorik zu widmen. Aber die Philoſophie hatte mehr Reiz für ihn. Er genoß den Unterricht des Peripatetikers Theophraſt, dann des Krantor. Nach des Krates Tode ſtand er an der Spitze der akademiſchen Schule, nahm aber bedeutende Veränderungen mit den Lehrſätzen derſelben vor. Plato und ſeine Nachfolger hatten zwei Arten der Gegenſtände unterſchieden: körperliche, die auf die Sinne wirken, und abſtracte, die blos vom Geiſte aufgefaßt werden. Die Erkenntniß der erſtern conſtituire, ſagten ſie, die Meinung, der andern die Wiſſenſchaft. Arceſilaus, der ſich dem Skepticismus näherte oder ihn vielmehr übertrieb, läugnete, daß man irgend etwas wiſſe, ſelbſt das nicht, daß man nichts wiſſe. Er verwarf als falſch und täuſchend das Zeugniß der Sinne, und behauptete dem gemäß, daß der wahre Weiſe nie etwas behaupten dürfe; er könne vielmehr alle Meinungen auf gleiche Weiſe bekämpfen. Um jedoch dieſe bizarren Grundſätze mit der allen Weſen auferlegten Nothwendigkeit zu leben, in Übereinſtimmung zu bringen, ſagte er, daß ſie nur auf die Wiſſenſchaft eine ſtrenge Anwendung erlaubten, und daß man im Leben ſich an den Schein halten könne. Übrigens war er wohlthätig gegen Nothleidende und ein Freund der Vergnügungen. Ein Nebenbuhler Ariſtipps, theilte er ſeine Zeit zwiſchen dem Amor, dem Bacchus und den Muſen, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden. Er ſtarb an übermäßigem Genuß des Weins, 75 Jahre alt, im 4. Jahr der 134. Olympiade. Sein Nachfolger war Lacydes.

Archaïsmus iſt eine Alterthümlichkeit in der Sprache, ſie beſtehe in einem Worte, einer Form oder Wendung. Im Allgemeinen verbietet die Theorie des Styls den Gebrauch der Archaïsmen, allein in gewiſſen Gattungen der Schreibart, beſonders der poetiſchen, können ſie ſogar Zierde ſein, da ihnen oft eine eigenthümliche Kraft inwohnt.

Archäologie iſt in weiterer Bedeutung Alterthumskunde überhaupt, welche die Zuſtände und Verfaſſungen der Völker der alten Welt kennen lehrt, entweder im Allgemeinen oder im Beſondern, be-

bräiſche, jüdiſche, griechiſche, römiſche, deutſche, galliſche Archäologie u. ſ. w. In engerer Bedeutung aber wird darunter verſtanden die Wiſſenſchaft von den Antiken oder Kunſtdenkmahlen des Alterthums, als Werken ſchöner Kunſt, und dann ſagt man zuweilen Archäologie der Kunſt, bisweilen jedoch auch Archäologie ſchlechthin, weil man gewohnt iſt, bei dem bloßen Namen der Archäologie, im Gegenſatz der Antiquitäten, an die Kunſt zu denken, wie bei dem Antiquar an den Literator, ſo bei dem Archäologen an den Kunſtforſcher. Dieſe Kunſtarchälogie kann ebenfalls eine allgemeine ſein, z. B. Stieglitz Archäologie der Baukunſt, oder eine beſondere einer oder mehrerer einzelner Nationen. Seltſam kann es ſcheinen, daß man gewöhnlich nur an einige Nationen des Alterthums denkt, wenn man von Archäologie der Kunſt überhaupt ſpricht, an die Ägyptier nämlich, Griechen, Etrusker und Römer, ſo daß Archäologie in engſter, jedoch gewöhnlichſter, Bedeutung erklärt werden muß als die Kunde von den Antiken der Ägyptier, Griechen, Etrusker und Römer. Der Grund hievon (wenn man ihn nicht in einer Einſeitigkeit der Philologen aufſuchen will) iſt, weil man in dem Studium der Antike nach etwas Höherem als bloßer[Kunde derſelben, nach einer Äſthetik der Kunſt des Alterthums ſtrebte, die man nur bei einer Nation abſtrahiren konnte, deren Kunſtwerke als claſſiſche Muſter für alle Zeiten da ſtehen. Eine ſolche Nation war die griechiſche, deren Kunſtwerke man auch bei der Archäologie, in ſo fern dieſe Studium der Antike als des claſſiſch Schönen in bildender Kunſt des Alterthums ſein ſoll, vorzüglich im Auge hat. Nur darum beſchränkte man ſich nicht allein auf ſie, weil die vorhin mitgenannten Nationen den Griechen entweder vorgearbeitet, oder Einfluß auf ſie gehabt, oder mit ihnen gewetteifert hatten, oder auf ihrer Bahn fortgewandelt waren. Und weil man, die Kunſtgeſchichte jener Nationen zuſammenfaſſend, gleichſam die Naturgeſchichte der Kunſt durch alle Perioden, vom Beginnen der Kindesverſuche bis zum Gipfel der Vollendung hinauf, und zum Verfall der Entartung herab, erhielt; ſo nahm man die Archäologie in jener Beſchränkung um ſo lieber, und mit größerm Schein des Rechtes, als ein abgeſchloſſenes Ganzes. Die Kunſtwerke, welche hier in Betrachtung gezogen werden, ſind die Überreſte 1. der Baukunſt, 2. der Bildhauerei, 3. der Toreutik, 4. der Zeichen-, Mahlerkunſt und Moſaik, 5. der Bildgraberei und Münzkunſt, 6. der archäologiſchen Geräthe (Anticaglio). Dieſe Überreſte ſind in Italien, Frankreich, Spanien, Deutſchland, England, Rußland und Dänemark zerſtreut, und nur auf Reiſen könnte man ſie daher eigentlich ſelbſt anſchauend ſtudiren, wenn nicht Nachforſchungen und Abbildungen einigen Erſatz gäben. Das erſte, weſſen der Archäolog bedarf, iſt Kenntniß der Summe des von ſolchen Kunſtwerken noch Vorhandenen, und die Archäologie müßte darum mit einem regiſtrirenden Theile anheben, welcher ein Verzeichniß der noch exiſtirenden Antiken, ihrer Beſchreibungen, Abgüſſe und Abbildungen, ſo wie der Muſeen, Gallerien, Cabinette, Paläſte und Villen, worin ſie ſich befinden, nebſt einer Geſchichte ihrer Wanderungen und Schickſale, enthielte. Leider iſt dieſer nothwendige Theil der Archäologie noch nicht in ſeinem ganzen Umfange ausgeführt. An dieſen Theil würde ſich anſchließen die Kunſtlehre des Antiken, als Kunſtgeſchichte vorgetragen, worin über Styl, Methode, Kunſtpraktik und Technik, Geiſt und Behandlung der Kunſtwerke, nach Maßgabe der Kunſtepochen, Belehrung ertheilt wird. Dann folgt die Kunſthermeneutik, welche Abſchlüſſe giebt über

die Symbolik der alten Kunſt und Künſtlerfabel, über die Art, wie man bei Erklärung der alten Kunſtwerke verfahren müſſe, und die dazu nöthigen Hülfsmittel. Mythologie, Geſchichte und Alterthümer dienen hier als Hülfswiſſenſchaften. Die Kunſtkritik liefert nachher die Grundſätze, nach denen das Antike als Antikes überhaupt zu prüfen iſt, oder als einer gewiſſen Periode der Kunſt angehörig erkannt wird. Dabei wird von Echtheit und Unechtheit, Anſetzungen, Ergänzungen, Verfälſchungen, von Original und Copie u. ſ. w. gehandelt. Die Äſthetik des Antiken endlich ſetzt dem Studium der Archäologie die Krone auf. Sie zeigt uns den Götter- und Heroencyklus als die Summe der Menſchheit, dieſe Körper als ſichtbar gemachte Seele in den mannichfaltigſten Idealen nach Geſchlecht und Alter, von der erhabenſten Göttlichkeit eines Zeus, bis herab auf den Satyr, wo ſich die Menſchennatur in das Thieriſche verliert. Sie lehrt uns eindringen in die äſthetiſchen Ideen, die den Compoſitionen zum Grunde liegen, Anordnung, Handlung, Ausdruck derſelben beſtimmend, macht aufmerkſam auf den reinen Geſchmack, die edle Einfalt, die vollkommene Zweckmäßigkeit. Eine alſo angelegte Archäologie dürfte allen Anfoderungen an ein zweckmäßiges Studium derſelben Genüge leiſten. Noch aber iſt kein Werk vorhanden, welches dieſer Idee ganz entſpräche.

Archenholz (Joh. Wilh. v.), ehemals Hauptmann in königl. preußiſchen Dienſten, geboren in der Vorſtadt Danzigs Langenfurth 1743. Sein eigentlicher Name war **Johann Daniel**, woraus er aber in der Folge Johann Wilhelm zu machen für gut fand. Seine erſte Bildung erhielt er in dem Cadettenhauſe zu Berlin, und als er das 15. Jahr zurückgelegt hatte, kam er als Offizier (im Dec. 1760) zur preuß. Armee, und diente bei dem oft rühmlich genannten Regiment Forçade bis zu Ende des 7jährigen Krieges. Nach dem Hubertsburger Frieden (1763) erhielt er als Hauptmann ſeinen Abſchied, oder wurde vielmehr kaſſirt, weil er dem Könige Friedrich II. von einer nicht vortheilhaften Seite, beſonders als ein leidenſchaftlicher Spieler, bekannt worden war. Er ging nun auf Reiſen, und ſah in einem Zeitraume von 16 Jahren alle Provinzen Deutſchlands, die Schweiz, England, Holland, die öſterreichiſchen Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Polen. Oft war das Spiel und trüglicher Handel ſeine Erwerbsquelle, und überhaupt ſcheint ihm ſein Thun und Treiben in dieſer frühern Periode ſeines Lebens auf keine Weiſe zur Ehre zu gereichen. Von ſeinem Aufenthalte in England, wo er den größten Theil des Zeitraums von 1769 bis 1779 zubrachte, erzählt unter andern Wendeborn in den Erinnerungen aus ſeinem Leben (1. Th. S. 359 ff.), er habe daſelbſt mit einigen Deutſchen ſeiner Art den Schwindler geſpielt. „Sie ſuchten," ſagt er, Waaren, wo ſie nur konnten, auf Credit zu erhalten, und ſchickten ſie nach Deutſchland, wo ſie dieſelben verkaufen ließen. Er gab ſich für einen Kaufmann aus, und machte unter verſchiedenen Namen mehr als einmal Bankerott. Er gerieth ins Gefängniß, und hat einen großen Theil ſeines Aufenthalts in England darin zugebracht, bis er endlich aus demſelben entkommen iſt. Hätte man ihn wieder erhaſcht, ſo würde ſeine geringſte Strafe wohl Transportatien geweſen ſein." In Italien brach er bei einem unglücklichen Falle vom Pferde ein Bein, gebrauchte die Schwefelbäder zu Piſa, behielt aber ſeit dieſer Zeit eine ſtets unheilbar gebliebene Lähmung des Fußes. Nach der Wiederkehr nach Deutſchland hielt er ſich meiſtens in Dresden, Leipzig und Berlin, am längſten aber in Hamburg auf, und fing nun

an, von Schriftſtellerei zu leben. Ohne eigentliche gelehrte Kenntniſſe, aber bekannt mit mehreren neuern Sprachen, ausgerüſtet mit einem nicht gewöhnlichen Beobachtungsgeiſte und einer ſeltenen Geſchicklichkeit zu fragen und zu ſammeln, mit großer Menſchen- und Weltkenntniß, mit dem Talente, das Wichtige und Charakteriſtiſche nicht nur glücklich aufzufaſſen, ſondern auch in einer lebhaften und gewandten Sprache darzuſtellen, und mit der Gabe, dem Zeitgeſchmacke gemäß den Inhalt und die Einkleidung ſeiner Schriften zu wählen, gewann er ſich in wenig Jahren ein großes Publicum, und erlangte auf daſſelbe in verſchiedenen Perioden ſeines literariſchen Umtriebs einen entſchiedenen Einfluß. Von der Zeit an, da er zuerſt als Autor auftrat, ſuchte er zugleich ſeine Beleſenheit ſehr zu erweitern, und wußte ſie mit Geſchmack geltend zu machen. Den Grund zu ſeiner ehrenvollen literariſchen Laufbahn legte er durch das vielgeleſene Journal: Literatur und Völkerkunde, Deſſau und Leipz. 1782 — 86; neue Literatur- und Völkerkunde, Leipz. 1787—91. 8. neun Jahrgänge, jeder von 12 Stücken; eine Monatsſchrift, die ſich durch Neuheit, Mannichfaltigkeit, meiſtens glückliche Wahl, leichte, gefällige Behandlung der Gegenſtände, vortheilhaft auszeichnete. Beiträge zur Geſchichte und angenehmen Literatur, zur Länder- und Völkerkunde, kleine philoſophiſch-literariſche Abhandlungen, Fragmente aus fremden, in Deutſchland wenig bekannten Werken, Briefe, Anekdoten und Gedichte machten den vornehmſten Inhalt aus. Den glänzendſten Erfolg hatte ſein, faſt in alle lebende Sprachen Europa's überſetztes Buch: England und Italien. Leipz. 1785, 2 Bde.; ſehr vermehrt und verbeſſert, ebend. 1787, 5 Bde. 8. Unverkennbar iſt hier des Verfaſſers Kunſt auf Effect zu mahlen, und ſein Beſtreben, durch geſchickte Anordnung und einen gefälligen Vortrag den Reiz des Neuen zu vermehren, und das oft ſchon Geſagte wieder neu zu ſagen. Wenn er in Hinſicht auf England das Lob übertrieb, ſo übertrieb er in Hinſicht auf Italien den Tadel und erlaubte ſich oft die handgreiflichſten Verdrehungen und Unwahrheiten. Als Fortſetzung dieſes Werks ſchrieb er die Annalen der brittiſchen Geſchichte vom J. 1788 an, Braunſchw., Hamb. u. Tübing. 20 Bde. 1789-98, 8. (der 20. Bd. die ſehr brauchbaren Regiſter von J. S. Erſch enthalten); worin er in einem einfachen doch lebhaften Tone die Begebenheiten des Parlaments, der Regierung, der Handlung, der Induſtrie, der Juſtizverwaltung, Literatur und Sitten erzählte, und aus engliſchen Zeitſchriften ſehr reichlich wahre, halbwahre, auch erdichtete Anekdoten einmiſchte, die man aber in deutſchen Leſegeſellſchaften gern las. Zur Verbreitung engliſcher Lectüre in Deutſchland ſammelte er in den Jahren 1787 bis 91 das English Lyceum, a perodical Work, und die Fortſetzung davon unter dem Titel: The british Mercury. Am glänzendſten zeigte ſich ſein Talent in intereſſanter Darſtellung aller Arten von Gegenſtänden, vereint mit dem Beſtreben, ein ſchönes Ganzes zu liefern, in ſeiner, mit ſorgfältiger Benutzung der beſten Quellen geſchriebenen Geſchichte des 7jährigen Kriegs, zuerſt im Berliner hiſtoriſchen Taſchenbuch für das J. 1789, dann ſehr erweitert in 2 Bdn. Berlin, 1793, 8. mit Bildniſſen und einer Karte, wohlfeilere Ausgabe, ebend. 1801, 8.; in mehrere lebende Sprachen, und auch in ſchönes Latein überſetzt von H. G. Reichard, Baireuth, 1790; neue Aufl. 1792, 8. In der Geſchichte der Königin Eliſabeth, welche er zu dem hiſtoriſchen Kalender für Damen, Leipz. 1789, kl. 8. lieferte, ſind die Begebenheiten mit ſo unverwandter Rückſicht auf den

Endzweck ausgewählt, ſo charakteriſtiſch geſtellt, und in einer ſo gefälligen, prunkloſen Manier erzählt, daß kaum der intereſſanteſte Roman die Aufmerkſamkeit mehr an ſich ziehen und feſſeln kann. Auch ſeine Geſchichte Guſtav Waſa's, Königs von Schweden, nebſt einer Schilderung des Zuſtandes von Schweden von den älteſten Zeiten an bis an das Ende des 15. Jahrh. Tübing. 2 Th. 1801, 8. enthält eine intereſſante Darſtellung der Regierungsgeſchichte eines Königs, der in den ſchwediſchen Jahrbüchern Epoche macht, aber etwas Neues von hiſtoriſchen Anſichten oder Beurtheilungen, wie man aus des Verfaſſers Ankündigung neugebrauchter Hülfsmittel erwarten ſollte, findet man nicht. Mehr des Erwerbs als des Ruhms willen geſchrieben ſind ſeine Verſchwörung des Fiesko und Leben Papſt Sixtus V. und die übrigen Aufſätze im 1. Bande ſeiner kleinen hiſtoriſchen Schriften, Berl. 1791, 8.; der 2. hingegen (Tübing. 1803, 8.) enthält eine gehaltreiche Geſchichte der Flibuſtier, welche auch unter einem beſondern Titel erſchienen iſt. Seine Überſetzung von Orme (die Engländer in Indien, Leipz. 3 Bde. 1786—88, 8.) iſt getreu und fließend, an einigen Stellen abgekürzt, aber ohne nöthige Erläuterungen und Zuſätze. In den letzten 20 Jahren ſeines Lebens widmete Archenholz ſeine meiſte Zeit der politiſchen Schriftſtellerei, als Herausgeber der Minerva, ein Journal hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts, das mit dem J. 1792 ſeinen Anfang nahm, unter den mannichfaltigſten Schickſalen auch nach des Herausgebers Tode fortgeſetzt, und nur in einzelnen kritiſchen Epochen, wie 1806 und 1811 eine Zeit lang unterbrochen wurde. Anfangs vereinigte er ſich zur Herausgabe dieſes Journals mit dem Buchhändler J. Fr. Unger in Berlin, allein dieſer zog ſich ſchnell zurück, beſonders da er Archenholzens Reiſe nach Paris im Sommer 1791, und die Art, wie er ſich mit ſeiner des Franzöſiſchen völlig unkundigen Frau dort durchbrachte, wo er mit Aſſignaten und Büchern ſtark und glücklich ſpeculirte, nicht billigen konnte. Mit vieler Klugheit wußte ſich Archenholz als politiſcher Journaliſt, der jedesmaligen Lage der Begebenheiten gemäß, das Anſehn der Unparteilichkeit zu geben, ohne eben immer folgerecht in ſeinen Urtheilen und Grundſätzen zu ſein. Deſſen ungeachtet iſt ſeine Minerva ein an Aufklärungen der Zeitgeſchichte, politiſchen Betrachtungen, Mittheilungen ausländiſcher Aufſätze, Auszügen aus größereren Werken und wichtigen Actenſtücken ſehr reichhaltiges Journal, das oft in 3000 Exemplaren verkauft wurde. Nach der Rückkehr von Paris (im Herbſt 1792) wählte Archenholz abermals Hamburg zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte, ohne ſich hier ſolcher Handlungen ſchuldig zu machen, als man ihm vorher nachſagte. Er kaufte ſich im Holſteiniſchen an, und ſo ſehr auch die Schwächen des Alters und des Körpers ihn in den letzten Jahren niederdrückten, und obgleich manche Vereitelungen und Einbußen ſeine Zufriedenheit ſtörten, ſo blieb er doch immer thätig und voll reger Theilnahme an den großen Begebenheiten des Tages. Noch im J. 1810 machte er eine Reiſe nach Berlin, kam nach einem Aufenthalte von 6 Monaten auf ſeinem Landſitze Oyendorf unweit Hamburg zurück, und ſtarb daſelbſt den 20. Febr. 1812, in einem Alter von 71 Jahren, an Entkräftung. B. G.

Archi, ein urſprünglich griechiſches Wort, das mehreren, beſonders kirchlichen, Amtstiteln vorgeſetzt wird, entſpricht der deutſchen Vorſylbe „Erz" und bezeichnet einen höheren Grad der Würde, vor deren Titel es ſteht, z. B. Archidux, Erzherzog, Archiepiscopus, Erzbiſchof, Archipresbyter, Erzprieſter, Archidia-

conus, oberſter Diaconus. **Archimandriten**, Erzäbte oder Generaläbte, heißen diejenigen Äbte in der griechiſchen Kirche, die über mehrere Äbte und Klöſter die Aufſicht führen, weil in der alten griechiſchen Kirche die Äbte **Mandrä** genannt wurden. In Sicilien nennen ſich einige Äbte ſo, weil ihre Klöſter urſprünglich von griechiſcher Stiftung ſind und der Regel des heiligen Baſilius folgen. Auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slavonien und Venedig führen dieſen Titel. E.

Archilochus, ein berühmter griechiſcher Dichter, geboren auf der Inſel Paros, gegen das J. 700 v. Chr. Anfangs trug er die Waffen, berichtet aber ſelbſt, daß er in einer Schlacht die Flucht ergriff, und um ſchneller laufen zu können, ſeinen Schild auf dem Schlachtfelde zurückließ. Furchtbarer war er mit der Feder in der Hand. Lykambes, der ihm ſeine Tochter verſprochen, treulos aber ſeine Zuſage gebrochen hatte, erhenkte ſich über ſeine Satire, durch welche der beleidigte Dichter Rache nahm. Mit gleicher Bitterkeit verfolgte er alle diejenigen ſeiner Mitbürger, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Aber theils dadurch, theils durch ſeine zügelloſen Sitten machte er ſich eine Menge Feinde. Gehaßt von Allen und verſunken ins äußerſte Elend, ſuchte er auf der Inſel Thaſos, einer von ſeinem Vater gegründeten Colonie, Zuflucht; allein man fürchtete ihn zu ſehr, um ihn aufzunehmen. Er rächte ſich für die Undankbarkeit durch beißende Verſe. Die Lacedämonier wollten ihm nicht ein Nachtlager in ihrer Stadt erlauben. Aber die olympiſchen Spiele öffneten ſeinen Talenten einen glänzernden Schauplatz. Er gewann die Siegeskrone durch einen Hymnus auf den Herkules, und dieſer Triumph verſöhnte ihn mit ſeinem Vaterlande, das ſtolz auf ihn war. Er brachte ſein verderbliches Talent für die Satire dahin zurück, und ſtarb endlich von den Dolchen derer, die er damit angriff. Sein Andenken wurde in ganz Griechenland verehrt. Man rühmte an ihm die Energie des Styls, die Lebhaftigkeit der Bilder, eine ſinnvolle Präciſion, erhabene Gefühle und eine kräftige Satire; aber dieſe großen Eigenſchaften wurden durch ſchändliche Verleumdungen und große Unſittlichkeiten herabgewürdigt. Seine Werke ſind bis auf wenige Fragmente für uns verloren gegangen.

Archimedes, der berühmteſte unter den alten Geometern, war zu Syrakus gegen das J. 287 v. Chr. geboren. Obwohl er mit dem Könige Hiero verwandt war, ſo ſcheint er doch kein öffentliches Amt bekleidet, ſondern ſich ganz auf die Wiſſenſchaften beſchränkt zu haben. Um ſeine Verdienſte um die mathematiſchen Disciplinen vollkommen zu beſtimmen, fehlt uns eine genaue Kenntniß von dem Zuſtande der Mathematik vor ihm; doch wiſſen wir, daß er ſie mit Entdeckungen von höchſter Wichtigkeit bereichert hat, welche die Neuern zur Baſis genommen, um ihre Meſſungen krummliniger Flächen und Körper darauf zu gründen. Euklides betrachtet in ſeinen Elementen nur einige dieſer Größen in Beziehung auf einander, aber er vergleicht ſie nicht mit geradlinigen Flächen und Körpern. Archimedes hat die zu dieſem Übergange nöthigen Sätze in ſeinen Abhandlungen **von der Sphäre und dem Cylinder, den Sphäroiden und Konoiden**, und in ſeiner Schrift **von der Meſſung des Cirkels**, entwickelt. Zu noch ſchwierigern Betrachtungen hat er ſich erhoben in ſeiner Schrift **von den Spiralen**, deren Unverſtändlichkeit jedoch ſelbſt von Kennern ſchwer zu beſiegen iſt. Archimedes iſt der einzige unter den Alten, der uns etwas Genügendes über die Theorie der

Mechanik und über die Hydroſtatik überliefert hat. Er hat zuerſt den Satz gelehrt: „daß ein in eine Flüſſigkeit getauchter Körper ſo viel an ſeinem Gewicht verliert, als die Schwere eines gleichen Volumens der Flüſſigkeit beträgt;“ und beſtimmte mittelſt deſſelben, wie viel Zuſatz der Verfertiger einer Krone, die der König Hiero aus reinem Golde verlangt hatte, betrüglicher Weiſe hinzugefügt habe. Die Auflöſung dieſes Problems fand er, als er eben badete, und ſie verurſachte ihm ſo viel Freude, ſagt man, daß er unbekleidet aus dem Bade nach Hauſe eilte, mit dem Ausruf: „ich habe es gefunden! ich habe es gefunden!“ Die praktiſche Mechanik ſcheint zu Archimedes Zeiten ebenfalls eine neue Wiſſenſchaft geweſen zu ſein, denn ſeine Äußerung, daß er die Erde umdrehen wolle, wenn man ihm einen Punct außer derſelben gäbe, wo er ſtehen könne, zeugt von dem Enthuſiasmus, den ihm die außerordentlichen Wirkungen ſeiner Maſchinen eingeflößt hatten. Er iſt der erſte Erfinder des Flaſchenzugs. Ferner ſchreibt man ihm die Erfindung der Schraube ohne Ende u. ſ. w. zu. Während der Belagerung von Syrakus entwickelte Archimedes ſein ganzes Talent, um zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes mitzuwirken. Polybius, Livius und Plutarch ſprechen ausführlich und mit Bewunderung von den Maſchinen, die er den Angriffen der Römer entgegenſtellte. Sie melden jedoch nichts davon, daß Archimedes mit Brennſpiegeln die feindliche Flotte in Brand geſteckt habe; eine Sache, die an ſich höchſt unwahrſcheinlich iſt und nur auf ſpätern Nachrichten beruht. Endlich gelang es den Römern durch Überrumpelung, ſich der Stadt zu bemächtigen. Man erzählt, daß Archimedes in demſelben Augenblicke, in Nachdenken vertieft, auf dem Markte ſaß, und allerlei Figuren vor ſich im Sande mit ſeinem Stabe bezeichnet hatte. Einem römiſchen Soldaten, der auf ihn eindrang, ſoll er zugerufen haben: „Bringe mir meine Kreiſe nicht in Unordnung!“ Allein der rohe Krieger achtete ſo wenig darauf, daß er ihn ſelbſt niederſtieß. Da man die Eroberung von Syrakus in das J. 212 v. Chr. Geb. ſetzt, ſo war Archimedes 75 Jahre alt, als er das Leben verlor. Seiner Verordnung gemäß, ſetzte man auf ſein Grabmahl einen Cylinder mit einer darin enthaltenen Sphäre, um dadurch ſeine Auffindung ihres gegenſeitigen Verhältniſſes, worauf er beſondern Werth legte, zu verewigen. Man glaubte bereits, daß dieſes Denkmahl nicht mehr vorhanden ſei, als Cicero, der ſich als Quäſtor in Sicilien befand, es unter Gebüſch, wodurch es verdeckt war, wieder auffand.

Archipelagus, der allgemeine Name, womit große Gruppen von Inſeln und Eilanden belegt werden. Die bekannteſte iſt die vorzugsweiſe ſo benannte Inſelgruppe des Adalar Denghizi oder ägäiſchen Meers, wohin alle Eilande gehören, die zwiſchen Rumili und Anaboli oder zwiſchen den Küſten des alten Griechenlands und Kleinaſiens belegen ſind, und von den Geographen wohl in die Cykladen und Sporaden abgetheilt werden. Doch gehört die Inſel Kiri (Candia) mit ihren Eilanden nicht zum Archipel, ſondern eigentlich blos die Inſeln, die den Sandſchack des Kapudan Paſcha zugeſchrieben ſind.

Architektonik, ſ. **Baukunſt**.

Architrab, ſ. **Säule**.

Archonten hießen die höchſten obrigkeitlichen Perſonen in Athen, ſ. **Attika**.

Archytas. Ein berühmter Pythagoreiſcher Philoſoph zu Tarent in Unteritalien zu Platons Zeit, der ſich beſonders um die Mathematik verdient machte und mehrere kunſtreiche Maſchinen oder K-

genannte Automate verfertigt haben ſoll, unter andern eine Taube, die ſich ſcheinbar ſelbſt bewegte. Doch lauten manche dieſer Nachrichten von ſeiner Kunſt etwas fabelhaft.

Arçon (J. C. E. von), berühmter franzöſiſcher Ingenieurofficier, Erfinder der ſchwimmenden Batterien, mit denen Gibraltar bezwungen werden ſollte, wurde 1732 zu Pontarlier geboren. Sein Vater, ein gelehrter Advocat, hatte ihn für den geiſtlichen Stand beſtimmt, gab aber endlich der herrſchenden Neigung des Sohns für die Kriegswiſſenſchaften nach. Er wurde in die Militärſchule zu Meziers 1754 aufgenommen, und das folgende Jahr Mitglied des Geniecorps. Im 7jährigen Kriege zeichnete er ſich vortheilhaft aus, vorzüglich 1761 bei der Vertheidigung von Caſſel. Im J. 1774 bekam er den Auftrag, eine Karte von dem Jura und den Vogeſen aufzunehmen, und um dieſes Geſchäft zu beſchleunigen, erfand er eine neue trockne Tuſchmanier, mit einem einzigen Pinſel, die vor der gewöhnlichen viele Vortheile gewährt. Er hatte eine unerſchöpfliche Einbildungskraft und unermüdete Thätigkeit. Er ſchrieb mehreres, und in allen ſeinen Schriften erkennt man Reichthum an Ideen und Züge von einem glänzenden Genie; ungeachtet der darin herrſchenden Incorrectheit der Sprache, iſt ihre Lectüre höchſt intereſſant. Im J. 1780 erfand er die ſchwimmenden Batterien, um mit Hülfe derſelben Gibraltar zu eroberen, das man damals von der Landſeite für unangreifbar hielt. Zwar ward der Werth dieſer Erfindung nicht erkannt, weil der Erfolg den Erwartungen nicht entſprach; daran aber war beſonders die Eiferſucht und der Mangel an Einigkeit unter den franzöſiſchen und ſpaniſchen Offizieren Schuld; denn Elliot, der Vertheidiger von Gibraltar, läßt ihm volle Gerechtigkeit widerfahren. Bei der Invaſion in Holland unter Dumouriez nahm er den Feinden mehrere Plätze und unter andern Breda. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück, und ſchrieb hier ſein letztes, aber vorzüglichſtes Werk, das gleichſam das Reſultat aller übrigen iſt, unter dem Titel: Considérations militaires et politiques sur les fortifications. Der erſte Conſul brachte ihn 1799 in den Senat, und er ſtarb am 1. Jul. 1800.

Are iſt ein Flächenmaß in dem jetzigen Frankreich, das die ehemalige Quadratruthe erſetzt, und ungefähr zwei Quadratruthen enthält. Der 10 Theil einer Are heißt Deciare. Decare iſt ein Maß von zehn Aren.

Äre, der Zeitpunct, von welchem eine Zeitrechnung angefangen wird. Die Äre der Römer war die Erbauung der Stadt Rom, d. h. ſie fingen von dieſer Zeit an zu zählen; unſere Äre iſt die Geburt Chriſti. Dichter und Redner brauchen das Wort auch für Zeitalter und Geſchichtsepoche.

Arelat, Arelatiſches Reich, hieß von ſeiner Hauptſtadt Arles das Herzogthum Burgund mit Provenze, das im 9. Jahrh. den Titel eines Königreichs auf kurze Zeit führte (ſ. Burgund).

Arēna, ſ. Amphitheater.

Areōpagus, der älteſte unter den atheniensiſchen Gerichtshöfen, und zugleich wegen ſeines Anſehens, ſeiner Unbeſcholtenheit und Gerechtigkeitsliebe der berühmteſte. Er hatte den Namen von ſeinem Verſammlungsorte, dem unweit der Citadelle gelegenen Hügel des Mars. Die Stiftung dieſes Gerichts wird von einigen dem Cekrops, von andern dem Solon zugeſchrieben, doch ſcheint er von letzterm nur eine beſſere Einrichtung, mehr Anſehen und wichtigere Vorrechte erhalten zu haben. Aus wie viel Mitgliedern er beſtand, läßt ſich nicht angeben.

Die Stellen waren auf Lebenszeit und wurden mit den abgegangenen Archonten beſetzt, die ſich durch redliche und eifrige Amtsführung deſſen würdig gemacht hatten. Es wurde zu dem Ende eine beſondere Prüfung vorgenommen. Ariſtides nannte den Areopag das heiligſte und ehrwürdigſte Tribunal Griechenlands, und Demoſthenes verſichert, daß er nie ein Urtheil geſprochen, womit nicht beide Theile zufrieden geweſen. Die Verbrechen, welche vor dies Gericht gehörten waren vorſätzlicher Mord, Vergiftung, Raub, Mordbrennerei, Sittenloſigkeit und Neuerungen im Staat und in der Religion; zugleich war ihm die Sorge für die Verwaiſeten aufgetragen. Auch andere Staaten Griechenlands unterwarfen ihre Streitigkeiten ſeinem Ausſpruche. Seine Verſammlungen hielt der Areopag unter freiem Himmel und im Dunkel der Nacht. Nach Erörterung des Falls wurden die Stimmen geſammelt. Bis auf Perikles behielt dieſer Gerichtshof ſeine ganze Reinigkeit; durch dieſen aber, der, ohne Archont geweſen zu ſein, ſich zum Areopagiten aufnehmen ließ, wurde er zuerſt verletzt; doch behielt er noch lange ſein Anſehen, das erſt nach und nach mit dem Verfalle Athens ſank.

Ares, ſ. Mars.

Arethuſa, 1. eine von den Hesperiden (ſ. d.); 2. eine Tochter des Nereus und der Doris, erſt eine Nymphe der Artemis, dann eine berühmte Quelle der Inſel Ortygia, die den vierten Theil der Stadt Syrakus enthielt. Von ihrer Verwandlung in eine Quelle ſ. Alpheus. Da Theokrit an ihren Ufern ſeine Idyllen dichtete, iſt ſie oft zur Muſe des Hirtengeſanges gemacht worden.

Aretin (Adam, Freiherr von), einer der ausgezeichnetſten baieriſchen Staatsdiener, ward den 24. Auguſt 1769 zu Ingolſtadt an der Donau geboren, widmete ſich früh dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, und trat nach vollendeten Studienjahren in Staatsdienſte, wo er unter Montgelas bis zum Vorſtande der diplomatiſchen Section ſich emporarbeitete. Er nahm an vielen der wichtigſten Arbeiten Antheil, erhielt 1810 das Ritterkreuz des Verdienſtordens, und ward, als im Februar 1817 der Graf Rechberg das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, an deſſen Statt nach Frankfurt geſchickt, wo er ſich ſowohl durch Mäßigung, als auch durch die energiſche Vertheidigung der baieriſchen Verfaſſungsurkunde die allgemeine Achtung erwarb. 1819 wurde er mit dem Großkreuz des Verdienſtordens beſchenkt. Als Schriftſteller hat er ſich nie bekannt gemacht, was er drucken ließ, erſchien nicht unter ſeinem Namen und bezieht ſich meiſtentheils auf ſeine Kunſtliebhaberei, da er eine der größten Kupferſtichſammlungen und eine bedeutende Anzahl von Gemählden beſitzt.

Aretin (Chriſtoph, Freiherr von), ein Bruder des Vorigen, geb. zu Ingolſtadt, den 2. Dec. 1772, ſtudirte zu Heidelberg unter der Leitung des damaligen Profeſſors, jetzigen Staatsraths von Zentner, ſo wie nachher auch zu Göttingen und Paris und war ſeiner Zeit auch mit in die Illuminatengeſchichten verflochten. Er trat früh in Staatsdienſte, und wurde bei der beim Regierungsantritte des jetzigen Königs vorgenommenen Organiſation 1799 Landesdirectionsrath. Schon damals 1799 und 1800 drang er auf Abſchaffung der Feudalſtände und auf Zuſammenberufung des Landtags. Bei dem Streite der baieriſchen Landſtände mit der Regierung 1800 und 1801 war er als Schriftſteller ſehr thätig, ward 1803 nach Aufhebung der Klöſter als Regierungscommiſſär zur Durchſuchung der Kloſterbibliotheken abgeſchickt, gelangte 1804 zur Stelle des Vicepräſidenten der Akademie der Wiſſen-

ſchaften, wurde 1806 Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München, 1807 Secretär der erſten Claſſe der Akademie der Wiſſenſchaften, und 1809 Ritter des Civilverdienſtordens. Er war jetzt als Schriftſteller unermüdet thätig, gab mit Babo und ſpäter mit Scherer von 1804 bis 6 ein Tageblatt, Aurora, heraus, und ſpäter, als Fortſetzung des bekannten Leipziger allgemeinen literariſchen Anzeigers, den neuen literariſchen Anzeiger. Er machte noch viele andere Werke bekannt, unter denen wir nur folgende bemerken: Ausſprüche der Minnegerichte, 1803; Geſchichte der Juden in Baiern, 1803; Älteſte Sagen über die Geburt Carls des Großen, 1803; Beiträge zur Geſchichte der Wünſchelruthe, 1807; die früheſten univerſalhiſtoriſchen Folgen der Buchdruckerkunſt, 1809; Beiträge zur Geſchichte und Literatur, vorzüglich aus den Schätzen der Münchner Bibliothek, 7 Bände oder 42 Hefte; Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, 1810; Literatur der Geſchichte Baierns, 1810; Nachrichten zur baieriſchen Geſchichte aus noch unbenutzten, meiſtens ausländiſchen Quellen, 1811; Jahrbücher der Gerechtigkeitspflege in Baiern, 1813 und 1818; Geſchichte des XIII. Art. der deutſchen Bundesacte; Geſpräche über die baieriſche Verfaſſungsurkunde, 1818; Baieriſcher Verfaſſungskatechismus, 1819; Literariſche Monatsſchrift für baieriſche Staats- und Geſchäftsmänner, 1818 und 1819; Baieriſche Landtagszeitung, 20 Hefte (anfangs als Hofzeitung verſchrien, bis ihre Richtung gegen die Miniſter nicht mehr zu verkennen war). Seine 1809 erſchienene Schrift: die Plane Napoleons und ſeiner Gegner in Deutſchland, worin er die durch Ausländer bewirkten Veränderungen Baierns auf eine dieſen nachtheilige Weiſe beleuchten wollte, erregte einen langen und heftigen Streit zwiſchen den Gelehrten Münchens, der mit vieler Erbitterung geführt ward und nach deſſen Beendigung legte Aretin auf höchſte Veranlaſſung ſeine bisherigen Ämter nieder und ging 1811 als erſter Appellationsgerichtsdirector nach Neuburg; 1813 ward er Vicepräſident. Seine Flugſchrift: Sachſen und Preußen (zu Gunſten Sachſens), machte außerordentliches Aufſehen und zog ihm vielen Verdruß zu. 1819 wurde er in die Deputirtenkammer beim baieriſchen Landtag erwählt und er war in derſelben eins der wirkſamſten Mitglieder, obgleich man ihn anfangs verkannte, weil er ſich dem Herrn von Hornthal, der durch Ultraoppoſition der guten Sache ſchadete, entgegenſetzte. In demſelben Jahr wurde er zum Mitglied der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde erwählt und ihm die Bearbeitung der hohenſtaufiſchen Periode übertragen.

Aretino (Pietro), einer der berühmteſten italieniſchen Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, der jedoch den größten Theil ſeines Ruhms der Ausgelaſſenheit ſeiner Feder verdankt. Seine Schickſale entſprachen der Sonderbarkeit ſeiner Individualität. Der natürliche Sohn eines Edelmanns, gelangte er zur Gunſt der Fürſten und Könige. Man nannte ihn die Geißel derſelben, aber er trieb die Schmeichelei bei ihnen bis zur Verworfenheit; er ſelbſt hatte übermäßige Bewunderer und Schmeichler, trotz der Bosheit und Heftigkeit ſeiner Satiren; eben ſo ſehr von Prahlerei und Stolz, wie von Galle erfüllt, ertrug er Begegnungen, die man ſich nur gegen Verworfene erlauben darf; einer Seits ein ſo zügelloſer Schriftſteller, daß man mit ſeinem Namen die Schamloſigkeit und Obſcönität bezeichnete, ſchrieb er auf der andern Seite auch viele Werke der Andacht und Erbauung, und gab letztern den Vorzug, wenn es ſein Vortheil erfoderte. Sein Ruhm erwarb ihm den Beinamen il divino; und er war anſpruchsvoll genug, ihn ſelbſt, wie einen Titel, ſeinen übrigen Namen beizu-

fügen. Geboren zu Arezzo in Toscana im Jahre 1492, zeigte er früh ſeine glänzenden Anlagen, aber auch welchen Gebrauch er einſt davon machen werde. Wegen eines Sonetts gegen den Ablaß ward er aus Arezzo verjagt. Er ging nach Perugia und von da nach Rom, wo er bald in die Dienſte Leo's X. und ſpäter Hadrians VI. trat. Sechzehn ſchändliche Sonette, die er auf eben ſo viel obſcöne Bilder von Julius Romanus verfertigte, zwangen ihn, Rom zu verlaſſen. Johann von Medicis, den ſeine Sittenloſigkeit wenig abſchreckte, berief ihn zu ſich und nahm ihn mit ſich nach Mailand, wo Aretin Gelegenheit fand, ſich Franz I. gefällig zu machen. Nachdem er Rom beſucht, kehrte er zu ſeinem Beſchützer, Johann von Medicis, zurück, der ihn immer mehr lieb gewann, und der verwundet in ſeinen Armen ſtarb. Aretino ließ ſich 1528 zu Venedig nieder und erwarb ſich mächtige Freunde, unter denen der Biſchof von Vicenza ihn ſowohl mit dem Papſt ausſöhnte, als auch bei dem Kaiſer ſo günſtig empfahl, daß dieſer ihm eine goldene Kette überſchickte. Franz I., der nicht minder großmüthig ſein wollte, ſchenkte ihm eine ähnliche Kette. Als aber ſpäter Carl ihm eine Penſion von 200 Thalern ausſetzte, hinter der Franz zurückblieb, empfing jener allein alle Lobſprüche, die er bis dahin unter beide getheilt hatte. Auch der Herzog von Leve ſetzte ihm eine anſehnliche Penſion aus. Außerdem gewann er, nach ſeiner eigenen Angabe, durch ſeine Schriften jährlich tauſend Goldthaler nebſt einem Rieß Papier und einer Flaſche Tinte. Der berühmte Nicolo Franco, ein eben ſo zügelloſer, aber ungleich gelehrterer Schriftſteller, wurde ſein Gehülfe bei ſeinen Arbeiten. Aretino's Ruf verbreitete ſich; aus allen Gegenden Italiens ſchrieb man an ihn, man erhob ihn, man kam ihn zu ſehen. Durch ſeine Erbauungsſchriften ſöhnte er ſich mit dem römiſchen Hofe aus, und Julius III., der ebenfalls aus Arezzo war, wurde durch ein Sonett, das ſein Landsmann an ihn richtete, ſo gerührt, daß er ihm tauſend Goldkronen ſchickte, und ihn zum St. Petersritter machte. Drei Jahre nachher wurde er von dem Herzog von Urbino dem Papſt ſelbſt vorgeſtellt, der ihn nicht nur ehrenvoll, ſondern ſelbſt mit Zärtlichkeit aufnahm. Dennoch konnte er den Cardinalshut, wonach er ſo eifrig ſtrebte, nicht erlangen. Die Art ſeines Todes paßte zu ſeinem Leben. Er hatte Schweſtern zu Venedig, die eben ſo zügellos lebten, wie er ſelbſt. Man erzählte ihm einſt einige ihrer galanten Abenteuer, die er ſo beluſtigend fand, daß er in ein lautes Lachen ausbrach. Darüber verlor er mit dem Stuhle das Gleichgewicht, fiel zu Boden und ſtarb auf der Stelle. Er war 65 Jahre alt. Die Natur hatte ihn ſehr glücklich ausgeſtattet. Der Geſchmack für die Künſte war ihm angeboren, und er übte mehrere mit Glück. Mehr als alles aber liebte er das Geld, einen guten Tiſch und die Weiber. — Seine Werke beſtehen, wie ſchon angedeutet worden, in mehreren Religionsſchriften, ferner in fünf Luſtſpielen und einem Trauerſpiele, jene voll Witz und echt komiſchen Zügen, dieſes nicht ohne Verdienſt, in der ausgelaſſenen Ragionamenti nebſt der Puttana errante, in den ſechzehn ruchloſen Sonetti lussuriosi, ferner in Rime, Stanze, Capitoli, zum Theil Lobpreiſungen, zum Theil ſatiriſch und ſchlüpfrig, und in einigen unvollendeten Epopöien. — Die Akademiker della Crusca zählen Aretin unter die claſſiſchen Schriftſteller ihrer Nation; er verdient dieſe Ehre jedoch weniger der Reinheit, als der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit ſeines Styls wegen.

Argandſche Lampe, von ihrem Erfinder, **Argand**, ſo genannt. In der Hauptſache kommen ſie darin überein: Es wird ein Stückchen baumwollenen Zeugs, welches ungefähr anderthalb Zoll lang und einen Zoll breit iſt, der Länge nach ſo zuſammengenäht, daß dadurch ein kleiner Cylinder entſteht. Dieſer Docht wird an dem einen Ende über einen meſſingenen Ring, der ungefähr einen halben Zoll hoch iſt, geſtülpt, damit er aufrecht ſteht, und in eine meſſingene Röhre von angemeſſener Länge und Breite dergeſtalt eingeſetzt, daß er mit ſeinem Ringe einen hinlänglichen Spielraum behält. Dieſer wird mit Baumöl angefüllt, das durch ein Nebenwerk nach und nach in die Röhre hinüberfließt. Dieſe Röhre ſteht in einer etwas weitern meſſingenen Röhre, welche oben und unten offen iſt, damit die Luft von unten hinauf durchziehen könne; über dieſe Röhre iſt ein gläſerner, ebenfalls oben und unten offener Cylinder geſtürzt. Durch dieſe Einrichtung bekommt die Luft von unten herauf einen ſtarken Zug, und ertheilt dem Lichte eine ſehr lebhafte Flamme, deren Schein durch das cylindriſche Glas noch vermehrt wird. Zugleich aber wird auch weit mehr Öl verzehrt, als bei einer andern Lampe, und das Auge ſcheint dabei an ein zu ſtarkes Licht gewöhnt zu werden. Man nennt in Frankreich die Argandſchen Lampen Lampes à Quinquet, nach einem Blechſchmidt, Namens **Quinquet**, in Paris, mit welchem Argand zur Verfertigung der von ihm erfundenen Lampen in Compagnie getreten war. Huile à Quinquet nennt man das Öl zu den Argandiſchen Lampen, welches nach engliſcher Art durch Holzkohlen filtrirt wird.

Argens (J. B. Marquis d'), geboren 1704 zu Aix. Sein Vater beſtimmte ihn der juriſtiſchen Laufbahn, aber der Militärſtand entſprach ſeiner Neigung mehr, und er trat in denſelben mit ſeinem funfzehnten Jahre. Seine Liebſchaft mit der ſchönen Sylvie bewog ihn, den Dienſt und Frankreich zu verlaſſen, um ſich in Spanien mit dieſer Schauſpielerin zu verbinden. Aber noch vor der Ausführung dieſes Plans arretirt, ward er nach der Provence zurückgebracht und bald darauf mit dem franzöſiſchen Geſandten nach Conſtantinopel geſchickt. Sein Aufenthalt in der Türkei war durch mehrere Abenteuer bezeichnet. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich trat er wieder in die Armee. 1734 ward er bei der Belagerung von Kehl verwundet; in der Folge befand er ſich vor Philippsburg. Hier machte ein Sturz mit dem Pferde ihn zum fernern Dienſte unfähig. Ohne Subſiſtenz, enterbt von ſeinem Vater, ward er Schriftſteller, und ging nach Holland, um mit deſto mehr Freiheit ſchreiben zu können. Hier gab er ſeine Lettres juives, Lettres chinoises und Lettres cabalistiques heraus. Friedrich II., der damals noch Kronprinz war, wünſchte den Verfaſſer kennen zu lernen und an ſeine Perſon zu knüpfen. D'Argens antwortete, daß mit fünf Fuß und ſieben Zoll er bei Friedrich Wilhelm I. in Gefahr ſei. Nach dem Tode dieſes ſoldatiſchen Königs lud ihn Friedrich aufs neue ein. D'Argens erſchien in Potsdam, ward wohl aufgenommen, und erhielt den Kammerherrnſchlüſſel und die Stelle eines Directors der ſchönen Wiſſenſchaften bei der Akademie. Er ward der tägliche Geſellſchafter des Königs, der ihn ſeines offenen Charakters wegen liebte, aber auch ſeine hypochondriſchen Launen zum Gegenſtande ſeiner Neckereien machte. Faſt ein Sechziger, verliebte er ſich in eine Schauſpielerin, Namens Cochois, und heirathete ſie ohne Vorwiſſen Friedrichs, der ihm dieſen Schritt nie ganz vergab. Als er nach dem ſiebenjährigen Kriege zum zweitenmale ſeit ſeinem Aufenthalte in

Preußen in ſein Vaterland reiſ'te, um ſeine Familie zu beſuchen, fand er auf ſeinem Wege eine erdichtete Verordnung des Biſchofs von Aix verbreitet, worin er perſönlich ſignaliſirt und als ein Gotteslaͤſterer excommunicirt war. Dieſe Schrift beunruhigte ihn anfangs ſehr, bis er an der Unterſchrift, in welcher Friedrich ſtatt Erzbiſchof aus Verſehen Biſchof geſetzt hatte, die Quelle entdeckte. Nach ſeiner Rückkehr mußte er mehr als je von der ſatiriſchen Laune des Königs erdulden. Er erhielt nach einiger Bemühung auf ſechs Monate Erlaubniß zu einer dritten Reiſe in die Provence, ward aber auf dem Rückwege krank, und kehrte, da der König, in der Meinung, ſeine Krankheit ſei erdichtet, ſich einem unmäßigen Zorn überlaſſen hatte, in die Provence zurück, wo er 1771 ſtarb. Friedrich II. ließ ihm in der Minoritenkirche zu Aix ein Denkmahl errichten. Seine zahlreichen Schriften, die Früchte einer kühnen Philoſophie, hatten einſt ein gewiſſes Anſehen, an deſſen Stelle jetzt Nichtachtung und Vergeſſenheit getreten iſt. Sie ſind auf mannichfache Weiſe lehrreich; aber es fehlt ihnen an Gediegenheit, Geſchmack, Kritik und redlicher Abſicht.

Argent haché (franz.), wörtlich zerhacktes Silber. Man verſteht aber darunter unedles Metall, das nur mit Silber überzogen iſt.

Argo, ſ. Argonauten.

Argolis, Argolia, Argos, die weſtliche Landſchaft des Peloponnes, die gegen Norden an Achaja, gegen Nordoſt an den ſaroniſchen Meerbuſen, gegen Weſten an Arkadien, gegen Süden an Lakonien, und gegen Südweſt an den argoliſchen Meerbuſen grenzte. Das Land iſt trefflich; Hügel und Berge wechſeln mit fruchtbaren Ebenen und Thälern. Argolis wurde früh cultivirt; Inachus und Danaus ließen ſich hier nieder; Abraſt, Euryſtheus, Diomedes, Agamemnon hatten hier ihre Staaten; Pereus und Herkules wurden hier geboren. Schon von den älteſten Zeiten her zerfiel es in die kleinen Reiche Argos, Mycenä, Tirynth, Trözene, Hermione und Epidaurus, welche in der Folge Freiſtaaten bildeten.

Argonauten hießen jene Heroen des griechiſchen Alterthums, welche, um das goldene Vließ zu erobern, eine große und gefahrvolle Reiſe durch unbekannte Meere nach Kolchis machten. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Äſon, König von Iolkos in Theſſalien, hatte, von Alter entkräftet, die königliche Würde ſeinem Sohne Jaſon übergeben, bis derſelbe aber volljährig geworden, ſeinem Halbbruder Pelias zum Reichsverweſer ernannt. Als nun die beſtimmte Zeit verfloſſen war, erſchien Jaſon, das väterliche Reich zurückfodernd. Pelias, dem Anſcheine nach bereit, ihm den Thron einzuräumen, machte ihm nur die Bedingung, zuvor das goldene Fell jenes Widders, auf welchem Phrixus und Helle (ſ. Athamas und Helle) den Verfolgungen ihrer Stiefmutter Ino entflohen waren, von Kolchis zurückzuholen, wo es Phrixus, den Widder opfernd, in einem geweihten Haine aufgehangen hatte. Der ruhmbegierige Jüngling, die Argliſt des Vorſchlages nicht ahnend, verpflichtete ſich zur Ausführung des Abenteuers, und foderte die tapferſten Helden Griechenlands zur Theilnahme auf. Dieſe folgten gern einem Unternehmen, wo Heldenruhm zu erkämpfen war. Die vornehmſten derſelben waren Herkules, Kaſtor und Pollux, Peleus, Admet, Neleus, Meleager, Orpheus, Telamon, Theſeus und ſein Freund Pirithous, Hylas und viele Andere. Auf einem am Fuße des Berges Pelion erbauten Schiffe, Argo mit Namen, das an Ausrüſtung und Größe alle frühern übertraf, traten ſie mit günſtigem Winde die Reiſe an. Der ſchifffahrtkundige

Tiphys lenkte das Steuerruder und der weitſchauende Lynceus ſpähte mit ſcharfen Blicken die Gegend aus; Orpheus aber erhob der Gefährten Muth durch Spiel und Geſang in drohenden Gefahren. Als einſt ein Ungewitter ausgebrochen war, that er, der Myſterien kundig, nebſt anderen Gefährten, den ſamothraziſchen Gottheiten Gelübde; da legte ſich alsbald der Sturm, und um den Beiſtand der Götter durch ein Wunder zu beglaubigen, erſchienen zwei Sterne über den Häuptern der Dioskuren (ſ. Caſtor). Sie erreichten glücklich den Hafen von Lemnos, wo ſie zwei Jahre verweilten, denn die Lemnierinnen, auf der erzürnten Venus Antrieb, von ihren Männern verſchmäht und durch thraziſche Beiſchläferinnen verdrängt, hatten ſich durch die Ermordung der Männer gerächt und hielten die willkommenen Fremdlinge bei ſich zurück. Endlich ſchifften ſie weiter nach Samothrazien, wo ſie ihrem Gelübde gemäß ſich in die dortigen Geheimniſſe einweihen ließen. Dann landeten ſie bei Troas. Hier verirrte ſich Hylas, und als Herkules, der ihn aufſuchte, zu lange ausblieb, fuhr man ohne beide weiter; auch Telamon trennte ſich hier. Darauf gelangten ſie zur Stadt Zyzikus, wo der König ſie gaſtfrei aufnahm. Als aber ein Sturm ſie in der Nacht zur Rückkehr nöthigte, wurden ſie für Feinde gehalten; es entſtand ein Gefecht, in welchem Jaſon den König ſelbſt tödtete. Rhea, die Schutzgöttin des Landes, feſſelte dafür durch Zauberkraft die Argo. Man verſöhnte die Zürnende, ſchiffte ſodann öſtlich und landete in Bebryzien. Von da kamen die Argonauten, durch einen Sturm an Thraziens Küſten verſchlagen, nach Salmydeſſa, wo der wahrſagende und blinde Phineus herrſchte (ſ. d.), der den Fremdlingen heilſame Rathſchläge und einen Wegweiſer gab, der ſie durch die cyanäiſchen Felſen bringen ſollte. Von dieſen lautete die Sage, daß ſie von den Winden geſchnellt ungeſtüm in begegnendem Schwunge an einander prallten und die durchſegelnden Schiffe zerſchmetterten. Bei den Felſen angelangt, ließen ſie nach Phineus Rath eine Taube hindurchfliegen, welcher ſie mit Macht nachruderten; Orpheus aber ſchlug ſeine Zither. Die Felſen ſtanden fortan feſt und die Gefahr war glücklich beſiegt. Das letzte Abenteuer wartete ihrer auf der Inſel Aretias (oder Dia), wo ſie ankerten. Hier fanden ſie die Stymphaliden, Vögel, die ihre Federn wie Pfeile abſchoſſen, und gegen welche die Helden nur durch ſtarkes Getös mit ihren Waffen ſich ſchützen konnten. Nachdem ſie dieſe Ungethüme vertrieben, trafen ſie auf Phrixus Söhne, die, von Äetes nach Orchomenus geſendet, ihr väterliches Erbe zu holen, vom Sturme hierher verſchlagen worden, und erlöſ'ten die Bedrängten, wofür dieſe dankbar den Helden manche heilſame Kunde gaben. Endlich erſchien ihnen das erſehnte Ufer von Kolchis; ſie landeten bei Nacht an der Mündung des Phaſis. Der König Äetes, von der Ankunft und Abſicht der Fremdlinge zuvor unterrichtet, aber ihre Macht fürchtend, verweigerte nicht geradezu die Auslieferung des goldenen Vließes, an welchem ſein Leben hing, aber er trug dem Jaſon drei Abenteuer auf, durch die er ihn ſicher zu verderben hoffte. Erſtlich ſollte Jaſon zwei flammenſpeiende Stiere Vulkans an eine diamantene Pflugſchar ſpannen und vier Morgen noch nie geackerten, dem Mars geweihten Landes damit umpflügen. Dann ſollte er die noch übrigen Drachenzähne des Kadmus, die Äetes beſaß, in die gepflügten Furchen ſäen, und die daraus erwachſenen geharniſchten Helden tödten; endlich ſollte er den das goldene Vließ bewachenden Drachen bekämpfen und erlegen. Alle drei Arbeiten ſollte er an einem Tage vollenden. Den Helden zu retten, flößten Juno und Minerva der in Zauberkünſten erfahrenen Tochter des Äetas, Medea,

glühende Liebe für Jaſon ein, und gegen das Verſprechen, ſie als rechtmäßige Gemahlin in ſeine Heimath zu führen, gab ſie ihm eine Miſchung, womit er ſich ſalben, einen Stein, den er unter die furchtbaren Sproſſen der geſäeten Drachenzähne werfen, und Kräuter und einen Trank, womit er den Drachen einſchläfern ſollte. So ausgerüſtet, zwang Jaſon vor den Augen des Königs und des verſammelten Volks die furchtbaren Stiere unter das Joch und ackerte mit ihnen das bezeichnete Feld, ſäete darauf die Zähne des Drachen, und warf unter die aufſproſſende gewappnete Schar den Stein, worauf ſie die Waffen wüthend gegen ſich ſelbſt kehrten und einander in wildem Kampfe ermordeten. Da erſchrak Äetes und befahl Aufſchub des letzten Abenteuers. Andern Rath erſinnend, beſchloß er, Jaſon mit ſeinen Gefährten zu morden und die geweihte Argo zu verbrennen. Doch durch Medea von des Königs Abſicht unterrichtet, eilte er bei Nacht in den geheiligten Hain, ſchläferte den Drachen durch Zaubertränke ein, nahm das goldene Vließ von der Eiche herunter, auf der es hing, und begab ſich mit Medea und ſeinen Gefährten eilig zu Schiffe. Als am folgenden Morgen Äetes den Raub und die Flucht vernahm, beſtieg er ein Schiff, ihnen zu folgen. Am Ausfluß der Donau waren ſie einander im Geſicht. Aber auch hier wandte Medea die drohende Gefahr ab, indem ſie ihren Bruder Abſyrtus tödtete, und ſeine zerſtückten Glieder am Ufer hinſtreute, der jammervolle Anblick derſelben feſſelte den unglücklichen Vater, der von der Verfolgung abließ, um die blutigen Glieder des geliebten Sohnes zu ſammeln. Da Phineus den Argonauten einen andern Rückweg zu nehmen gerathen hatte, ſchifften ſie jetzt die Donau hinauf, trugen dann die leicht gebaute Argo viele Meilen weit über Berg und Thal bis zum Ufer des adriatiſchen Meeres, und ſchifften ſich hier wieder ein. Da ertönte aus dem dodoniſchen Maſte der Argo der Orakelſpruch: Nicht eher werdet ihr die Erde des Vaterlandes küſſen, bis Jaſon und Medea von Abſyrtus Morde losgeſprochen und die Rachegöttinnen verſöhnt worden. — Sie lenkten darauf die Fahrt nach dem Hafen von Äea zur Circe, des Äetes Schweſter, aber dieſe weigerte ſich, die Schuld zu ſühnen und verkündigte ihnen, daß dies nur auf dem Vorgebirge Melea geſchehen werde. Selbiges aufſuchend, beſtanden ſie die Gefahren der gräßlichen Scylla und Charybdis, und der lockenden Sirenen, und einen furchtbaren Sturm unweit der libyſchen Sandbänke. Dann kamen ſie nach Kreta, wo ſich der Rieſe Talos, der die Inſel bewachte, ihrer Landung widerſetzte. Eine einzige Ader, die ihn belebte, ging ihm vom Haupte bis zur Ferſe und war unten mit einem ehernen Nagel zugeſteckt. Medea betäubte ihn durch einen Trank, und öffnete die Ader, daß er ſich verblutete. Endlich erreichten ſie Mela's heißerſehntes Vorgebirge; ihr Verbrechen ward verſöhnt und ohne weitern Unfall lief nun die Argo in den Hafen von Jolkos ein. Sie wurde vom Jaſon auf dem korinthiſchen Iſthmus dem Neptun geweiht, und in der Folge glänzte ſie am Südhimmel als leuchtendes Geſtirn. So war rühmlich und glücklich der Zug vollendet. Bevor ſich aber die Helden trennten, ſchwuren ſie einander wechſelſeitigen Beiſtand im Kriege, und beſchloſſen, zu gewiſſen Zeiten zuſammenzukommen, um dem Jupiter zu Ehren Kampfſpiele zu feiern, welche der Anfang der olympiſchen Spiele wurden. Medea's und Jaſons weitere Schickſale ſehe man unter den beſondern Artikeln. Wir bemerken nur, daß in der Erzählung von der Rückreiſe der Argonauten die Alten ſehr von einander abweichen; auf eine nähere Auseinanderſetzung einzugehen, erlaubt uns jedoch weder der Zweck, noch der Raum des Werks. Dieſe

abenteuerliche Unternehmung, die man in die Mitte des 13. Jahrh. vor Chr. ſetzt, wählten mehrere Dichter des Alterthums zu ihrem Gegenſtande. Noch haben wir unter Orpheus Namen ein Gedicht dieſes Inhalts, von Apollonius aus Rhodus, und von Valerius Flaccus.

Argos, ſ. Argolis.

Argus, des Areſtor, oder Agenor, oder Inachus und der Ismene Sohn, der mit hundert Augen, nach Andern am ganzen Körper mit Augen begabt war, von denen die eine Hälfte ſtets wachte, während die andere im Schlafe geſchloſſen war. Die eiferſüchtige Juno beſtellte ihn zum Wächter der unglücklichen Jo (ſ. d.); allein Merkur wußte ihn durch das Spiel ſeiner Flöte einzuſchläfern, worauf er ihm den Kopf abhieb, mit deſſen Augen Juno den Schweif des Pfauen ſchmückte.

Aria, eine Landſchaft des alten Perſiens, jetzt Khoraſan.

Ariadne, des Minos und der Paſiphaë Tochter. Nachdem ſie Theſeus (ſ. d.) gerettet, von dem Treuloſen aber auf Naros verlaſſen worden, erſcheint ihr, während ſie ermattet in unruhigen Schlaf hingeſunken iſt, plötzlich, von ſeinem Siegszuge aus Indien zurückkehrend, von ſeinen Gefährten und Dienern umrauſcht, mit jubelndem Getümmel, Flöten und Cymbelklang, Bacchus, der Wonne ſpendende, ewig jugendliche Gott. Er erblickt die Schlummernde mit ſtummem Erſtaunen und huldigt den Reizen der holden Schläferin. Sie erwacht, um auf immer in ſeine Arme zu ſinken. Die auf Erden Verzweifelnde wird himmliſch getröſtet, die Gebeugte über alles Irdiſche erhoben, die Braut und Triumphgenoſſin des ſanfteſten Tiegerbändigers, eine ſiegprangende Himmelskönigin. Ihre Krone verkündigt noch jetzt als leuchtendes Sternbild, zu welchen Seligkeiten ihre Gebieterin aufſtieg. — Die alten und neuen Dichter haben dieſen ſchönen Stoff vielfältig behandelt; es ſind mehrere Gemmen übrig, welche die Geſchichte der Ariadne darſtellen; auch iſt eine Ariadne unter den Gemählden von Herculanum. (S. d. Art. Benda.)

Arianer werden die Anhänger des alexandriniſchen Presbyters Arius genannt, der um 318 behauptete, Chriſtus, der Sohn Gottes, ſei das edelſte aller aus Nichts geſchaffenen Dinge, alſo geringer als Gott und durch deſſen freien Willen hervorgebracht. Dieſe Meinung wurde von der orthodoxen Kirche, welche dem Sohne Gottes völlige Gleichheit des Weſens mit dem Vater (Homouſia, daher Homouſianer) zuſprach und ſein Verhältniß zum Vater nur durch den Ausdruck ewige Zeugung bezeichnet wiſſen wollte, auf der Synode zu Alexandria 320, und 325 auf der berühmten Kirchenverſammlung zu Nicäa feierlichſt verdammt. Die Beſtimmungen des nicäniſchen und des darauf gebauten ausführlichen Athanaſiſchen Symbolums haben daher in der Polemik gegen Arius ihren Grund. Er wußte inzwiſchen in ſeiner Verbannung ſeiner Partei neue, mächtige Anhänger zu verſchaffen, und Conſtantin der Große wollte eben aus Liebe zum Frieden die Wiederaufnahme des Arius in die katholiſche Kirchengemeinſchaft bewerkſtelligen, als dieſer 336 plötzlich ſtarb. Nach ſeinem Tode gewann ſeine Partei bedeutenden Zuwachs, Conſtantin ſelbſt ließ ſich kurz vor ſeinem Tode 337 auf Arianiſche Weiſe taufen und bei Conſtantin II. war der Arianismus die Hoftheologie, bildete ſich ſeine eigene Liturgie und nahm ſeit 350, wo Conſtantius allein herrſchte, auch im Occident überhand, wo Rom einen Arianiſchen Biſchof Felix annehmen mußte. Die Trennungen unter den Arianern ſelbſt bereiteten indeß den endlichen Sieg der katholiſchen Kirche, die ſie beſtändig im Bann hielt, vor. Zuerſt hatten ſich ihr die Semiarianer oder halben

Arianer, als deren Anführer Baſilius von Ancyra und Gorgius von Laodicea in Syrien gelten, durch Behauptung einer Weſensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater (Homoiuſia, daher Homoiuſiaſten) genähert und dadurch das Übergewicht am kaiſerlichen Hofe bekommen, obgleich Macedonius und die Pneumatomachen (ſ. d. Art. Geiſt, heil.) zu ihrer Partei gehörten. Noch mehr aber trugen zu dem Siege der Orthodoxen die Übertreibungen der ſtrengen Arianer, Aetius und Eunomius aus Kappadocien, nebſt ihren zahlreichen Anhängern bei, die auf der Synode zu Sirmium 357 durch die Behauptung, daß der Sohn Gottes eines ganz anderen Weſens ſei als der Vater (daher Heteruſianer, Anomöer), ſelbſt die Semiarianer wider ſich aufbrachten und durch die Reduction der Taufe auf eine einmalige Untertauchung auch beim Volke Anſtoß erregten. Und den Ausſchlag gab der Kaiſer Julian, der Apoſtat, deſſen Verachtung gegen das Chriſtenthum allen Parteien gleiche Duldung verſtattete, und keine Glaubensſtreitigkeit aufkommen ließ. Zwar erhob ſich der Arianismus durch Valens ſeit 364 im Orient wieder auf den Thron und durfte ſelbſt bis zu Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiſchen ſchreiten, Gratian aber ſtellte die Ruhe und Theodoſius die Herrſchaft der Orthodoxen wieder her und die Parteiungen unter den Arianern ſelbſt beſchleunigten das Ende ihres Einfluſſes und Anſehens im römiſchen Reiche. Seit der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts verlor ſich daher der Arianismus in dem Theile des römiſchen Reichs, der noch unter den Kaiſern ſtand. Bei den Gothen, die das Chriſtenthum durch Arianer um 340 kennen gelernt hatten, blieb er im Weſten des Reichs herrſchend, bis des orthodoxen Franken Clodwigs Siege und die Reform des weſtgothiſchen Königs Reccared ihn am Ende des 15. Jahrhunderts auch hier verdrängten. Um dieſelbe Zeit wurde er auch bei den Sueven in Spanien vertilgt, die ihm, wahrſcheinlich durch die Weſtgothen verleitet, 100 Jahr lang gehuldigt hatten. Die Burgunder, die ihn 450 angenommen, gaben ihn ſchon im Anfange des 6. Jahrhunderts auf. Schwerer hielt es, die Vandalen zum Katholicismus zu bekehren. Sie waren ſeit 430 ſtrenge Arianer und wußten die Herrſchaft ihrer Secte in Nordafrika ſelbſt mit den grauſamſten Verfolgungen gegen die Katholiken geltend zu machen — erſt Beliſars Siege endigten 534 mit ihrem Reiche auch ihre Trennung von der rechtgläubigen Kirche. Am längſten erhielt ſich der Arianismus bei den Longobarden, die ihn nach Italien brachten und ihm bis 662 treu blieben. Seitdem machten die Arianer nirgends mehr eine eigene Partei aus, und wenn die Albigenſer in Frankreich im 12. und 13. Jahrhundert ähnlicher Lehren beſchuldigt wurden, und die Secten, welche vom 16. Jahrh. bis jetzt unter dem Namen Antitrinitarier begriffen werden, ſich in der That zu der Meinung, daß Chriſtus dem Vater ſubordinirt ſei, bekannten; ſo mochten doch weder jene noch dieſe für Arianer gelten. E.

Aridäus, ein Sohn Philipps von Macedonien und der Tänzerin Philinna, folglich ein Halbbruder Alexanders, dem er auch dem Namen nach in der Regierung folgte. Da er durch Gift, das ihm Olympias hatte beibringen laſſen, blödſinnig geworden, regierte ſtatt ſeiner Perdikkas, dann Antipater. Nach einer Regierung von 6½ Jahre ließ Olympias ihn und ſeine Gemahlin Eurydice umbringen.

Arie in der Dichtkunſt ein kurzes, nach Füßen und Sylben abgemeſſenes und eine beſtimmte Empfindung ausdrückendes Ganzes, beſtimmt, in Muſik geſetzt und von einem einzigen Sänger geſungen zu werden; und in der Muſik ein abgemeſſener und von einer einzel-

nen Stimme vorgetragener Geſang, der den Worten eines Liedes oder eines kleinen hierzu geeigneten lyriſchen Gedichts angepaßt iſt. In den Opern ſteht die Arie dem Recitativ und den mehrſtimmigen Geſangſtücken entgegen. Die Ariette, eine kleine Arie, ohne Pomp, die nur aus einem Theile beſteht, und einen gemäßigten Grad der Gemüthsbewegung vorausſetzt.

Arimaſpen, ein fabelhaftes Volk, das bald nach Scythien, bald in die rhipäiſchen Gebirge verſetzt und mit den Cyklopen verwechſelt wird.

Arion, ein Sohn Neptuns und der Nymphe Oneäa, berühmt als Zitherſpieler und Erfinder des Dithyrambus. Er war zu Methymna auf Lesbos etwa 700 Jahre vor Chr. geboren, hielt ſich lange am Hofe Perianders zu Korinth auf, und beſuchte einſt von da Sicilien und Italien. Zu Tarent gewann er den Preis in einem muſikaliſchen Wettſtreit. Als er aber mit reichen Schätzen ſich auf einem korinthiſchen Schiffe eingeſchifft hatte, um zu ſeinem Freunde Periander zurückzukehren, beſchloſſen die Schiffer, von Habſucht gereizt, ihn zu ermorden. Apollo offenbarte ihm in einem Traume die ihn bedrohende Gefahr, worauf Arion, feſtlich geſchmückt, das Saitenſpiel in der Hand, auf das Verdeck trat, und durch ſüße Lieder die Herzen ſeiner Schiffsgefährten zu rühren verſuchte. Die muſikliebenden Delphine verſammelten ſich um das Schiff und lauſchten ſeines ſüßen Spiels und Geſangs, doch die habſüchtigen Schiffer blieben ungerührt. Als Arion das ſah, beſchloß er, ſich durch freiwilligen Tod ihren rohen Mörderhänden zu entziehen und ſtürzte ſich ſelbſt in die Fluth. Aber ein Delphin nahm den Sänger auf ſeinen Rücken und trug ihn, während Arion die ſtürmenden Wogen durch die Macht ſeiner Töne ebnete, unverletzt bei dem Vorgebirge Tänaros ans Land. Später kamen auch die Schiffer nach Korinth, und antworteten, von Periander nach Arion befragt, daß er geſtorben ſei. Da trat er ihnen vor Augen, und die ihres Frevels Überwieſenen ließ Periander ans Kreuz ſchlagen. Arions Lyra aber, ſo wie der rettende Delphin, wurden als Sternbilder an den Himmel verſetzt.

Arioſo (ſangbar), bezeichnet in der Muſik einen Satz von langſamer Bewegung, deſſen Melodie ſo ſangbar und ausdrucksvoll iſt, daß ſie weiter keiner Verzierungen bedarf. Lyriſche Stellen im Recitativ werden oft mit guter Wirkung als Arioſo behandelt, indem der Componiſt den ganzen Umfang der Empfindung in einem ſolchen Satz concentrirt darſtellt.

Arioſto (Lodovico), war zu Reggio den 8. September 1474 geboren. Er ſtammte aus einer edeln Familie und von einem Vater, der nach langen Dienſten in verſchiedenen Ämtern von dem Herzog von Ferrara, Herkules I., zum Richter des erſten Tribunals von Ferrara ernannt wurde. Von zehn Kindern war er das älteſte und verrieth Anlage zur Dichtkunſt ſchon in ſeinen Kinderſpielen; er verfertigte Tragödien, die er mit ſeinen Brüdern aufführte, unter andern die Geſchichte von Pyramus und Thisbe. Auf der Schule von Ferrara zeichnete er ſich in ſeinen Studien aus und erweckte die größten Hoffnungen. Sein Vater beſtimmte ihn der Rechtsgelehrſamkeit; aber nach fünf mit Widerwillen und vergeblichem Zwang darauf verwandten Jahren leiſtete der Jüngling auf ſie Verzicht, um ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Er genoß den Unterricht des gelehrten Gregor von Spolstro. Plautus und Terenz, die er erklärte, gaben ihm den Gedanken zu zwei Komödien, der Cassandra und den Suppositi, welche er damals entwarf. Lyriſche Gedichte, in italieniſcher

und lateiniſcher Sprache, welche durch Eleganz und Leichtigkeit der Schreibart ſich auszeichneten, machten ihn dem Cardinal Hippolyt von Eſte, Sohne des Herzogs Herkules I., bekannt. Hippolyt ſtellte ihn im J. 1503 an ſeinem Hofe an und bediente ſich ſeiner in den wichtigſten Angelegenheiten; und nach Herkules Tode ſetzte Alphons, des Cardinals Bruder, als er den Thron beſtiegen hatte, nicht minder ſein ganzes Vertrauen in Arioſt. An dieſem Hofe begann und vollendete er, mitten unter Zerſtreuungen aller Art, in zehn oder elf Jahren ſein großes und unſterbliches Gedicht, den Orlando furioso. Im J. 1516 war der Druck deſſelben beendigt. Als Arioſt dem Cardinal ein Exemplar davon überreichte, ſoll er von ihm gefragt worden ſein: Meiſter Ludwig, woher nehmt ihr nur alle die Poſſen und Albernheiten? — Wäre dies wahr, ſo hätte der geiſtreiche Fürſt und Cardinal Hippolyt von Eſte dadurch bewieſen, daß er leichter ſelbſt eine Albernheit ſagen, als das hohe Genie Arioſto's würdigen konnte und daß er nicht werth war, ihn zu beſitzen. Indeß ſollte ihn Arioſt 1517 oder 18 auf einer Reiſe nach Ungarn begleiten, wo ſeine Angelegenheiten ihn zwei Jahre zurückhielten. Die Strenge des Klima's und die ſchwache Geſundheit des Dichters ſchienen ihm keine hinreichenden Entſchuldigungen, und da dieſer auf ſeiner Weigerung beſtand, verlor er gänzlich die Gunſt des Cardinals, welche ſogar von Kälte und Gleichgültigkeit in förmlichen Haß überging. Arioſt wurde jetzt von dem edeln und kunſtliebenden Herzog Alphons aufgenommen, der zwar vertraut mit ihm umging, ihn aber nur kärglich belohnte, und — was mehr einer Strafe als einer Gunſtbezeigung ähnlich ſah — ihm im J. 1521 und 22 den Auftrag gab, die in der gebirgigen und wilden Garfagnana ausgebrochenen Unruhen zu dämpfen. Er endigte glücklich dieſe ſchwierige Unternehmung, kehrte nach drei Jahren nach Ferrara zurück, wo er ſich mit der Aufführung ſeiner Komödien und der letzten Vollendung ſeines Orlando beſchäftigte und am 6. Juni 1533, 58 Jahre alt, ſtarb. Arioſt vereinigte mit den äußern Vorzügen des Wuchſes und der Geſtalt einen ſanften Charakter, feine Sitten und einen liebenswürdigen Geiſt. Er war reich geweſen, und liebte den Glanz, mußte ſich indeß mit der Erbauung eines kleinen aber angenehmen und bequemen Hauſes begnügen, über welches er die Verſe ſetzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Arioſto's Orlando furioso (der ſich an Bojardo's Orlando innamorato anſchließt, und ohne dieſen nicht in allen Theilen verſtanden werden kann) iſt ein vollendetes romantiſches Epos, das in keiner andern Rückſicht irgend einen Vergleich erlaubt, als um dadurch die Eigenthümlichkeiten deſſelben aufzufinden. Abgeſchmackt iſt es, unterſuchen zu wollen, ob Arioſt, oder Taſſo, oder Dante größer ſei, da ein jeder in ſeinen Werken als vollendet und unübertrefflich erſcheint. Forſchen wir aber nach den hervorſtechenden Eigenſchaften, die Arioſt in ſeinem Orlando entfaltet hat, ſo finden wir einen glänzenden und unerſchöpflichen Reichthum der Erfindung, ein raſtlos wechſelndes Leben, verbunden mit einer bezaubernden Anmuth der Erzählung. Eine rege, ſtets neu und jugendlich aufſtrebende Phantaſie athmet durch das ganze Werk, und ſchmückt es mit unverwelklichen Reizen; dabei zeigt ſich eine bewundernswürdige Kunſt in der Verkettung und Verflechtung der Epiſoden, welche der Dichter, oft mit einer nicht zu verkennenden (zuweilen unangenehm ſtörenden) Schalkhaftigkeit, unaufhörlich abbricht und wieder anknüpft, und, ohne undeutlich zu werden, ſo durch einander zu ſchlingen weiß, daß es ſchwer iſt, den vollſtändigen In-

halt des aus 46 Geſängen beſtehenden Gedichts anzugeben. Dieſe Eigenſchaften geſellen Arioſto den großen Meiſtern des Geſanges bei, deren Stirn ein ewig grünender Lorbeer kränzt, und erwarben ihm unter ſeinen Landsleuten den Beinamen des Göttlichen. Außer dieſem großen Epos beſitzen wir von Arioſto einige Luſtſpiele, Satiren, Capitoli und Sonette, ferner eine Sammlung lateiniſcher Gedichte, in denen ſämmtlich mehr oder minder ſein reiches Genie ausgeprägt iſt. Den deutſchen Leſern darf der Orlando in Gries meiſterhafter Überſetzung nicht unbekannt ſein. M.

Ariſtäus (Mythol.), ein Sohn des Apollon und der Kyrene, den die Nymphen erzogen. Man ſchrieb ihm die Erfindung und Einführung der Bienenzucht zu, und erwies ihm ſelbſt göttliche Ehre. Seine Liebe zur Eurydice, der jungen Gattin des Orpheus, brachte dieſer den Tod, indem er ſie bis zu einem Fluſſe verfolgte, wo ſie von einer giftigen Schlange gebiſſen wurde. Zur Strafe verlor er ſeine Bienen, der Verluſt wurde ihm aber durch neue Schwärme erſetzt, die ſich in den Leibern der von ihm geſchlachteten Rinder nach 9 Tagen erzeugten. Er war der Eidam des Kadmos und der Vater des Aktäon.

Ariſtarch, ein berühmter griechiſcher Grammatiker, der die Gedichte Homers mit der äußerſten Schärfe durchging. Sein Name iſt daher zum Appellativum geworden, und man bezeichnet damit überhaupt einen ſtrengen aber gerechten Kunſtrichter. Er war in Samothrazien 160 Jahre vor Chr. geboren und lebte zu Alexandria. Ptolemäus Philometor, der ihn ſehr ſchätzte, vertraute ihm die Erziehung ſeiner Kinder. Nachdem er ſein Leben auf die Kritik des Pindar, Aratus und anderer Dichter, beſonders des Homer, gewandt hatte, ſtarb er 72 Jahr alt auf Cypern. — Ariſtarch von Samos, geb. im J. 264 vor Chr. Geb., ein berühmter Aſtronom, von dem wir noch ein Werk über die Größe und die Abſtände der Sonne und des Mondes haben, deſſen Angaben jedoch höchſt mangelhaft ſind.

Ariſtides, um ſeiner ſtrengen Rechtſchaffenheit willen der Gerechte genannt, war des Lyſimachus Sohn, und ſtammte aus einer der angeſehenſten Familien Athens. Er war Anführer ſeiner Tribus (Polemarch), als die Athenienſer mit den Perſern bei Marathon zuſammentrafen. Nach der beſtehenden Einführung führte jeder Polemarch nach der Reihe einen Tag den Oberbefehl. Ariſtides aber, der den Nachtheil dieſes ſteten Wechſels einſah, bewog ſämmtliche Polemarchen, daß jeder ſeinen Tag dem Miltiades abtrat, und dieſer Maßregel beſonders war der Gewinn der Schlacht zuzuſchreiben. Das Jahr darauf war er Archont, und genoß in dieſem Amte einer ſo allgemeinen Achtung, daß er dadurch des Themiſtokles Eiferſucht erregte. Da dieſer ehrgeizige Mann ihn dennoch nicht öffentlich anzugreifen wagte, ſprengte er aus, daß Ariſtides nach einer Art von Königthum ſtrebe, und brachte es wirklich dahin, daß er durch den Oſtracismus verbannt wurde. Man erzählt, daß ein gemeiner Bürger, der in der Verſammlung, in welcher Ariſtides verbannt wurde, zufällig neben ihm ſtand, ſich an ihn mit der Bitte wandte, ihm den Namen Ariſtides auf ſeine Muſchel zu ſchreiben, mit der er ſeine Stimme abgeben wollte. „Hat dich Ariſtides beleidigt?“ fragte dieſer ihn. — „Nein,“ antwortete jener, „ich kenne ihn nicht einmal, aber ich bin es müde, ihn ſtets den Gerechten nennen zu hören.“ — Er verließ die Stadt, indem er die Götter bat, ſie möchten verhüten, daß je ſein Vaterland dieſe Maßregel bereue. Sein Wunſch ward nicht erfüllt; denn als drei Jahre nachher Xerxes mit einem zahlloſen Heere gegen

Griechenland aufbrach, eilten die Athenienſer, einen Mitbürger, von dem ſie Hülfe in der Bedrängniß erwarteten, zurückzurufen. Nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, begab er ſich auf die Nachricht, daß die griechiſche Flotte bei Salamis von der perſiſchen umzingelt ſei, ſogleich dahin, um Themiſtokles die ihm drohende Gefahr anzuzeigen. Gerührt vertraute ihm Themiſtokles, daß er ſich dieſes Gerüchts nur als einer Kriegsliſt bedient habe, um die Trennung der griechiſchen Seemacht zu verhindern. Er ließ ihn Theil an dem Kriegsrath nehmen, und da man auf den folgenden Tag zu ſchlagen beſchloß, beſetzte Ariſtides vorſorgend die kleine Inſel Pſyttalia, wo diejenigen eine Zuflucht fanden, deren Schiffe während der Schlacht zu Grunde gingen. In der Schlacht bei Platää befehligte Ariſtides die Athenienſer, und trug viel zu dem Siege bei. Man glaubt, daß er im folgenden Jahre nochmals Archont war, und daß er damals das Geſetz geben ließ, wodurch dem Volke der Zutritt zu allen Ämtern, ſelbſt zur Archontenwürde, verſtattet ward. Als Themiſtokles angekündigt hatte, daß er einen für die Republik ſehr wichtigen Plan habe, daß er ihn aber nicht in öffentlicher Verſammlung bekannt machen könne, ernannte man Ariſtides, um ſich mit ihm darüber zu berathen. Der Plan war, die ſämmtlichen, in einem benachbarten Hafen verſammelten Schiffe der Griechen zu verbrennen, um den Athenienſern die Herrſchaft auf dem Meere zu ſichern. Ariſtides ſagte dem Volke, daß nichts vortheilhafter, aber auch nichts ungerechter ſei, als Themiſtokles Plan, und man verwarf ihn ohne weiteres. Um die Koſten des Krieges gegen die Perſer beſtreiten zu können, bewog Ariſtides die Griechen zu einer Abgabe, die an gewiſſe gemeinſchaftlich ernannte Beamte entrichtet und zu Delos aufbewahrt werden ſollte. Man gab ihm, im vollen Vertrauen auf ſeine Redlichkeit, den Auftrag, die Vertheilung zu machen, und er erwarb ſich auch bei dieſem Geſchäft den Beifall Aller. Er ſtarb in einem ſehr hohen Alter, und, was ſeine Rechtſchaffenheit und Uneigennützigkeit am ſchönſten beweiſt, ſo arm, daß er auf öffentliche Koſten begraben werden mußte. Er hinterließ zwei Töchter, welche der Staat, die Verdienſte des Vaters in ihnen zu ehren, ausſtattete, und einen Sohn, dem der Staat hundert Silberminen und eine Baumpflanzung ſchenkte. — **Ariſtides** (Älius), ein bekannter Rhetor, der im Jahr 129 in Bithynien geboren war. Er machte mehrere Reiſen, und ließ ſich in Smyrna nieder. Als ein Erdbeben 178 die Stadt zerſtörte, erlangte Ariſtides vom Kaiſer Antonin die Wiederaufbauung derſelben, wofür die dankbaren Einwohner ihm eine Statue errichteten. Das Verdienſt ſeiner Reden, von denen wir noch 45 beſitzen, beſteht nur in äußerm Wortgepränge, wodurch die innere Leerheit ziemlich glücklich verdeckt wird.

Ariſtipp, der Stifter einer berühmten philoſophiſchen Schule unter den Griechen, die nach ſeiner Vaterſtadt Cyrene die cyrenaiſche genannt wurde. Von ſeinem begüterten Vater nach Olympia geſchickt, wahrſcheinlich um dort an den Wettkämpfen im Wagenrennen Theil zu nehmen, hörte er vom Sokrates erzählen, und war ſo begierig, ihn zu hören, daß er ſogleich nach Athen eilte und ſich unter ſeine Schüler miſchte. Er nahm indeß nicht alle Grundſätze deſſelben an. Er war, wie dieſer, der Meinung, daß man ſich enthalten müſſe, von Dingen zu ſprechen, die über die menſchliche Faſſungskraft gehen, und achtete ebenfalls wenig die phyſikaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften; aber ſeine Moral wich ſehr von der Sokratiſchen ab. Seine Hauptſätze waren, daß alle Empfindungen des Menſchen ſich auf zwei, Vergnügen und Schmerz, zurückführen laſſen. Das Vergnügen iſt eine ſanfte,

der Schmerz eine heftige Bewegung; alle lebendige Weſen ſuchen das erſtere und vermeiden das letztere. Das Glück iſt nichts anders als ein fortdauerndes, aus einzelnen Vergnügungen zuſammengeſetztes Vergnügen, und da es das Ziel aller menſchlichen Beſtrebungen iſt, ſo ſoll man ſich keiner Art der Wolluſt entziehen. Doch iſt dabei mit Auswahl zu verfahren, und die Vernunft muß uns ſtets in unſern Genüſſen leiten. Sokrates, der dieſe Lehren nicht billigte, ſtritt mit ihm mehrmal darüber, und wahrſcheinlich um ſeinem Tadel zu entgehen, brachte Ariſtipp einen Theil ſeiner Zeit zu Ägina zu, wo er ſich auch befand, als ſein Lehrer ſtarb. Er machte mehrere Reiſen nach Sicilien, und fand dort bei Dionys, dem Tyrannen, die wohlwollendſte Aufnahme. Zu Korinth lockten ihn die Reize der berühmten Laïs an, und er trat mit ihr in große Vertraulichkeit. Als man ihm vorwarf, daß er für ein Weib ſo viel Geld verſchwende, die ſich dem Diogenes unentgeldlich ergebe, antwortete er: „Ich bezahle ſie, daß ſie mir ihre Gunſt gewähren, nicht, daß ſie ſie Andern verſagen ſoll.“ (S. Laïs.) — Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er, wie Diogenes Laërtius erzählt, nach ſeiner Rückkehr zu Athen eine Schule eröffnet habe, da wir keinen einzigen ſeiner Schüler kennen. Seine Lehre ward blos von ſeiner Tochter Arete und von Antipater von Cyrene fortgepflanzt, die er beide in ſeinem Alter darin unterrichtete. Die Zeit ſeines Todes iſt unbekannt. Seine Schriften ſind verloren gegangen.

Ariſtokratie — ſtammt aus dem Griechiſchen (von ἄριστος, der Beſte, und κρατεῖν, herrſchen oder regieren) und bedeutet eine Herrſchaft oder Regierung der Beſten. Unter den Beſten aber ſind hier nicht etwa die Gebildetſten oder Tugendhafteſten zu verſtehn, ſondern die Vornehmſten, Reichſten, Mächtigſten im Staate, welche von den Römern auch die Optimaten genannt wurden (von optimus, der Beſte). Wenn ſich nämlich in einer bürgerlichen Geſellſchaft einzelne Familien dergeſtalt hervorthun, daß die aus ihnen hervorgehenden Staatsbürger als eine edlere Menſchenclaſſe betrachtet werden, daß daher eben dieſe Edleren ein Übergewicht an Anſehn, Beſitzthum und Macht über die übrigen Bürger erlangen, und daß ſie eben darum die erſten und wichtigſten Staatsämter verwalten, mithin den Staat ſelbſt beherrſchen oder regieren: ſo findet alsdann im Staate eine Ariſtokratie ſtatt. Im Deutſchen könnte man daher auch Ariſtokratie durch Adelsherrſchaft überſetzen. Wenn man aber von einer ariſtokratiſchen Staatsverfaſſung redet und dieſelbe der monarchiſchen und republikaniſchen entgegenſetzt, ſo iſt dies eigentlich falſch. Denn die Ariſtokratie kann auch in Monarchien und Republiken Statt finden. Wenn nämlich in einer Monarchie die oberſten Staats-, Kriegs- und Hofämter nur mit Männern von adlicher Geburt oder, wie man auch ſagt, von guter Familie beſetzt werden, ſo findet in derſelben eine Ariſtokratie Statt, und es kann gar leicht geſchehen, daß der Monarch ſelbſt von einer ſolchen Ariſtokratie beherrſcht wird, dergeſtalt, daß er weder in der Wahl ſeiner Diener, noch in ſeinen anderweiten Entſchlüſſen und Maßregeln freie Hand behält. Die Monarchie verwandelt ſich dann in eine Oligarchie d. h. in einen Staat, der von einigen vornehmen Familien zu deren eignem Vortheile verwaltet wird Ein Monarch ſollte daher ſchon um ſeines eignen Intereſſes willen und zur Behauptung ſeiner eigenthümlichen Würde es zum Staatsgeſetze machen, daß jeder Staatsbürger gleiche Anſprüche auf alle öffentlichen Ämter habe, gleiche Laſten mit den übrigen trage, und überhaupt vor ihm oder dem Geſetze gleich ſei. Alsdann bildet ſich neben derjenigen Ariſtokratie, welche blos auf

dem **Geburtsadel** beruht, eine andere, deren Baſis der **Verdienſtadel** iſt, und beide halten einander dergeſtalt das Gleichgewicht, daß das Staatswohl nicht mehr durch die erſte gefährdet werden kann. Wenn aber jene von der Geburt abhängige Ariſtokratie in einer Republik oder einem ſogenannten Freiſtaate Statt findet, ſo geht die bürgerliche Freiheit unausbleiblich verloren, indem die Ariſtokraten das Volk um ſo leichter mit despotiſcher Willkür beherrſchen können, da ſie durch keine monarchiſche Autorität in ihrem herrſchſüchtigen Streben gezügelt werden. Denn wenn auch etwa die Ariſtokraten einen aus ihrer Mitte zum Oberhaupte des Staats wählen (wie in der ehemaligen Republik Polen den König, und in den vormaligen Republiken Venedig und Genua den Doge), ſo iſt doch dieſes ſelbſterwählte Oberhaupt ganz und gar von ihrer Willkür abhängig und der Staat verwandelt ſich auch hier in eine bloße **Oligarchie**. — Übrigens wird das Wort Ariſtokratie auch zuweilen in Bedeutungen genommen, die mit der urſprünglichen mehr oder weniger verwandt ſind, z. B. wenn man von einer Ariſtokratie der Vernunft, der Geiſtlichkeit, des Gelehrten- oder des Kaufmannsſtandes u. ſ. w. redet. Der **Ariſtokratismus** aber bezeichnet den Geiſt oder die Denkart, welche den Ariſtokraten eigen iſt, alſo den Geiſt der Herrſchſucht und des Eigennutzes. Auch nennt man oft den Adel überhaupt das **ariſtokratiſche Staatselement** im Gegenſatze gegen den gemeinen Bürger oder das übrige Volk, welches man dann das **demokratiſche Staatselement** nennt, weil man der Ariſtokratie auch die Demokratie entgegenſetzt. (S. dieſen Artikel.) D.

Ariſtŏmenes, ein junger, unternehmender Held und Anführer der Meſſenier gegen die Spartaner, 682 v. Chr. Merkwürdig iſt ſeine Rettung aus einer tiefen Höhle, wohin er geworfen worden war, durch einen Fuchs, dem er nachkletterte. Ungeachtet ſeines Heldenmutes und ſeiner Kühnheit konnte er doch nicht Meſſeniens Fall verhindern, ob er gleich den Spartanern viel zu ſchaffen machte.

Ariſtŏphanes, der einzige Luſtſpieldichter der Griechen, von dem wir ganze Stücke beſitzen, war der Sohn eines gewiſſen Philippus, und nach dem Zeugniſſe ſeines alten Biographen, von Geburt ein Athenienſer. Als Dichter trat er in dem vierten Jahre des peloponneſiſchen Krieges auf, und wurde, da er ſich einige Scherze auf den damals mächtigen Demagogen Kleon erlaubt hatte, von dieſem angeklagt, den Titel eines athenienſiſchen Bürgers uſurpirt zu haben. Er vertheidigte ſich vor Gericht blos mit den bekannten Verſen Homers:

> Meine Mutter die ſagt's, er ſei mein Vater; doch ſelber
> Weiß ich's nicht: denn von ſelbſt weiß niemand, wer ihn gezeuget,

und wußte, als dieſelbe Klage noch zweimal gegen ihn erneuert wurde, ſie jedesmal zu entkräften. An Kleon rächte er ſich in der Folge durch ſein Luſtſpiel: **die Ritter**, in welchem er ſelbſt die Rolle des Kleon ſpielte, da kein Schauſpieler den Muth dazu hatte. Dies iſt ungefähr alles, was wir von Ariſtophanes Leben wiſſen, den die Alten vorzugsweiſe **den Komiker**, wie Homer **den Dichter** nannten. Von 54 Luſtſpielen, die er verfaßte, beſitzen wir noch elf, und in denſelben ohne Zweifel die Blüthe der alten Komödie; aber um ſie in ihrer Fülle zu genießen, um nicht von den Ausgelaſſenheiten und Unſittlichkeiten, mit denen ſie reichlich ausgeſtattet ſind, beleidigt zu werden, bedarf es eines mit den Sitten und Anſichten des Alterthums ſehr vertrauten Leſers. Einem ſolchen wird die unendliche Zierlichkeit der Sprache, der reinſte Atticismus, die Gewandtheit und Sorgfalt in

Anlage und Ausführung, durch welche Ariſtophanes ſich den Ruhm der Meiſterſchaft des gebildetſten Künſtlers erworben hat, nicht entgehen. Sein Witz und ſeine Laune ſind eben ſo unerſchöpflich wie ſeine Kühnheit ohne Grenzen. Die Griechen waren von der Feinheit und Anmuth ſeiner Stücke bezaubert, und Plato ſagte, die Grazien hätten ſich ſeinen Geiſt zur Wohnung auserſehen. „Wir," urtheilt ein neuer Gelehrter, „bei unſern Begriffen von Urbanität, möchten die Seele des Ariſtophanes eher für den Wohnſitz des muthwilligſten, boshafteſten Satyrs halten, oder ihn wenigſtens mit Göthe den ungezogenen Liebling der Grazien nennen." — Er bediente ſich der Allegorie, politiſche Gegenſtände, Laſter und Thorheiten anzugreifen (in den Weſpen) dabei aber verſchonte er nicht die ehrwürdigſten Männer, den Euripides, (in den Thesmophoriazuſen), den Sokrates (in den Wolken) und ſelbſt die Götter (in den Fröſchen und dem Frieden). Auch die Athenienſer, deren Empfänglichkeit für Lob und Tadel er hätte fürchten ſollen, entgingen ſeinem Spotte und ſeinen Scherzen nicht. Unaufhörlich wirft er ihnen ihre Wankelmüthigkeit, ihren Leichtſinn, ihre Liebe für Schmeicheleien, ihre thörichte Leichtgläubigkeit und ihre Neigung zu chimäriſchen Hoffnungen vor, und ſtatt darüber erzürnt zu ſein, belohnten ſie ihn mit einem Kranze von dem heiligen Ölbaum, eine damals außerordentliche Ehrenbezeigung. Dieſe ungemeſſene Freiheit war der Charakter der alten Komödie, die man lange als eine Stütze der Demokratie betrachtete, bis ſie nach dem peloponneſiſchen Kriege mehr eingeſchränkt ward. Im J. 388 verbot ein Geſetz, jemand auf der Bühne zu nennen. Damals lieferte Ariſtophanes unter dem Namen ſeines älteſten Sohnes den Kokalus, ein Stück, in welchem ein junger Menſch ein Mädchen verführt, und nachdem ihre Abkunft entdeckt worden, heirathet. Mit dieſem Luſtſpiel beginnt die neuere Komödie. Ariſtophanes, der ſchon ſehr alt war, ſcheint bald nachher geſtorben zu ſein. — Die beſten Ausgaben ſeiner Luſtſpiele ſind von L. Küſter (Amſt. 1710, Fol.), Bergler (Amſterd. 1760, 4.), Brunck (Straßb. 1783, 8.) und Beck (Leipzig, 1794, 8., noch unvollendet.) Einzelne Stücke, wie z. B. die Wolken, ſind ins Deutſche überſetzt von Schütz, Welker, Wolf. Eine vollſtändige Überſetzung iſt von J. H. Voß angekündigt.

Ariſtoteles, einer der berühmteſten Philoſophen Griechenlands und Stifter der peripatetiſchen Schule, war geboren zu Stagira in Macedonien im erſten Jahre der 99. Olympiade (384 vor Chriſti Geb.). Nikomachus, ſein Vater, ſtammte von Machaon, dem Sohne des Äskulap. Phaeſtis, ſeine Mutter, war ebenfalls von edler Abkunft. Die Arzneikunde war erblich in der Familie der Asklepiaden, und Ariſtoteles Vater hatte ſich ihr mit Erfolg gewidmet. Er beſtimmte ſeinen Sohn für dieſelbe Laufbahn und unterrichtete ihn ſelbſt in der Arzneikunde und in der Philoſophie, welche letztere von jener, wie die Werke des Hippokrates beweiſen, bereits die unzertrennliche Gefährtin war. Man weiß nicht, wie weit es Ariſtoteles in dieſen Studien brachte, aber man ſieht aus ſeinen Problemen und einigen andern Schriften, daß es nur von ihm abgehangen hätte, ſich darin hervorzuthun. Ohne Zweifel verdankte er dieſer erſten Erziehung die Neigung zur Naturgeſchichte, als deren Schöpfer er anzuſehen iſt, da er zuerſt genaue Beobachtungen machte. Nach dem Tode ſeiner Ältern ging Ariſtoteles als achtzehnjähriger Jüngling nach Atarnea zum Proxenus, einem Freunde ſeiner Familie. Hier verweilte er nur kurze Zeit und begab ſich nach Athen, den Plato zu hören, deſſen Schule

im höchſten Rufe ſtand. Ariſtoteles, der vielleicht nebenher von ſeinen Kenntniſſen in der Medicin Gebrauch machte, verweilte dies erſtemal zwanzig Jahre in Athen, und begnügte ſich in dieſer langen Zeit nicht damit, den Plato zu hören, ſondern eröffnete ſelbſt eine Schule der Beredſamkeit, und wurde ſo des Iſokrates Nebenbuhler. Wahrſcheinlich verfaßte er auch einige philoſophiſche Werke, deren Ruf bis zu Philipp von Macedonien drang, der bald nach Alexanders Geburt, im J. 356 vor Chr., den berühmten Brief an ihn ſchrieb: „König Philipp von Macedonien dem Ariſtoteles ſeinen Gruß. Wiſſe, daß mir ein Sohn geboren worden; ich danke den Göttern, nicht ſowohl, daß ſie mir ihn gegeben, als daß ſie ihn zur Zeit des Ariſtoteles haben geboren werden laſſen. Ich hoffe, du werdeſt einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Macedoniern zu gebieten." — Einige Schriftſteller ſagen, daß kurze Zeit vor Plato's Tode Ariſtoteles mit dieſem gebrochen und ſogar eine Schule errichtet habe, um mit der Platoniſchen zu wetteifern. Eine gewiſſe Spannung mochte wohl zwiſchen beiden eingetreten ſein, aber zu einem offenen Zwieſpalt kam es nie. Ariſtoteles bezeigte ſeinem Lehrer ſtets die größte Ehrerbietung, und ſpricht in allen ſeinen Werken mit Hochachtung von ihm. Als bald nach Plato's Tode die Athenienſer Philipp den Krieg erklärt hatten, glaubte Ariſtoteles, nicht in Athen bleiben zu müſſen, und begab ſich nach Atarnea, wo ſein Freund Hermias die Herrſchergewalt ausübte. Bald darauf gerieth Hermias durch Verrath in die Gewalt des Artaxerxes, der ihm auf die ſchmachvollſte Weiſe das Leben raubte. Ariſtoteles, den das unglückliche Schickſal ſeines Freundes tief bekümmerte, ſuchte das Andenken daran durch eine Hymne zu verewigen, die reich an poetiſchen Schönheiten iſt. Es ſcheint, daß Ariſtoteles nach des Hermias Tode einige Zeit zu Mitylene lebte; aber gegen das Jahr 348 vor Chr. Geb. berief ihn Philipp an ſeinen Hof, um ihm die Erziehung des damals dreizehnjährigen Alexanders zu übertragen. Die Details der Erziehung ſind uns unbekannt, wenn wir aber den Alexander ſehen, wie er ſich in den erſten Jahren ſeiner Regierung wahrhaft groß bewies, wie er, ſo lange die Schmeichelei ihn nicht verderbt hatte, ſeine Leidenſchaften beherrſchte, wie er ſtets Künſte und Wiſſenſchaften werth hielt, ſo müſſen wir glauben, daß dieſe Erziehung nicht unnütz geweſen. Man könnte ihm vielleicht vorwerfen, daß er nicht verſtanden habe, Alexander gegen den Ehrgeiz und die Eroberungsſucht zu verwahren; aber Ariſtoteles war ein Grieche, und folglich ein natürlicher Feind des Perſerkönigs; ſein Haß hatte durch die Ermordung des Hermias noch zugenommen; kurz die Eroberung Perſiens war ſchon lange der Wunſch von ganz Griechenland. Ariſtoteles mußte alſo alle ſeine Talente anwenden, um ſeinen königlichen Zögling zur Ausführung dieſes Plans geneigt und geſchickt zu machen, und ihn zu belehren, wie er dieſe Eroberung zum Vortheil der Civiliſation zu benutzen habe. Und auch hier verfehlte er ſeinen Zweck nicht; denn wenige Eroberer haben ſo viel politiſche Talente gezeigt, wie Alexander, und er hätte vielleicht eine ſehr glückliche Revolution in dem Schickſal des Menſchengeſchlechts bewirkt, wenn nicht der Tod ihn mitten aus ſeiner Laufbahn herausgeriſſen hätte. Alexander ſtellte, ſobald er den Thron beſtiegen, aus Liebe für ſeinen Lehrer die Stadt Stagira wieder her, welche Philipp zerſtört hatte. Aus Dankbarkeit feierten die Stagiriten jährlich ein Feſt, daß ſie Ariſtotelia nannten. Auch bewog Ariſtoteles in der Folge ſeinen Schüler, die Stadt Ereſſos, die Heimath ſeines geliebten Schülers Theophraſt, zu verſchönern.

Es ſcheint gewiß, daß Ariſtoteles wenigſtens ein Jahr bei Alexander nach ſeiner Thronbeſteigung blieb, und man behauptet, daß er ſich dann nach Athen begab. Der Eklektiker Ammonius jedoch ſagt, daß er ſeinem Zöglinge auf einem Theil ſeiner Züge gefolgt ſei, und wirklich iſt dies nicht unwahrſcheinlich, denn man begreift kaum, wie alle die Thiere hätten nach Athen geſchickt werden können, von denen Ariſtoteles eine ſo genaue anatomiſche Beſchreibung giebt, daß er ſie zerlegt haben muß. Man kann wenigſtens vermuthen, daß er ihm bis Ägypten folgte, und erſt gegen das Jahr 331 nach Athen zurückkam, bereichert mit den nöthigen Materialien für ſeine treffliche Geſchichte der Thiere. Hier eröffnete Ariſtoteles eine Schule der Philoſophie in dem Lyceum, einem Gymnaſium unfern der Stadt. Zweimal täglich begab er ſich dahin. Der Vormittag war ſeinen Schülern gewidmet, und er erklärte ihnen die ſchwerſten Theile der Wiſſenſchaft. Abends ließ er alle diejenigen zu, die ihn zu hören wünſchten, indem er, für alle verſtändlich und faßlich, von ſolchen Gegenſtänden ſprach, die mehr das Leben ſelbſt berühren. Demnach werden auch ſeine Werke in eſoteriſche und akroamatiſche eingetheilt. Im Jahr 324 vor Chr. Geb. ſtarb Alexander, und Ariſtoteles, ſeines Beſchützers beraubt, ſah ſich bald von der Verleumdung angefallen. Die abgeſchmackteſte Erfindung derſelben war unſtreitig, daß er an der angeblichen Ermordung Alexanders Theil genommen habe. Die Athenienſer, die ſich noch einmal an die Spitze Griechenlands zu ſtellen hofften, ſuchten daſſelbe gegen Macedonien zu bewaffnen, und da Ariſtoteles wegen ſeiner Anhänglichkeit an Philipp, Alexander und Antipater verdächtig war, ſo griffen die Demagogen ihn an, und wurden dabei von den Sophiſten ſowohl als von den Platonikern unterſtützt. Um nicht einer Anklage wegen Gottesläugnung zu unterliegen, verließ er Athen, mit der auf die Verurtheilung des Sokrates ſich beziehenden Äußerung, daß er den Athenienſern einen zweiten Frevel an der Philoſophie erſparen wolle. Er begab ſich mit ſeinen meiſten Schülern nach Chalcis auf Euböa, und ſtarb bald darauf im J. 322 vor Chr. Geb. in einem Alter von 63 Jahren. Sein Teſtament, das uns Diogenes Laertius erhalten hat, ſtellt ſeine Geſinnung in das ſchönſte Licht. Indem wir in Anſehung der Lehren und der Schule des Ariſtoteles auf den Artikel Peripatetiſche Philoſophie verweiſen, gehen wir ſogleich auf ſeine hinterlaſſenen Schriften über. Bald nach ſeinem Tode geriethen ſeine Schriften in Vergeſſenheit; ſie fingen erſt an einigermaßen bekannt zu werden, als die Römer ſich der Philoſophie widmeten. Mit der Bibliothek des Apollikon kamen auch die Originale von Ariſtoteles und Theophraſts Werken nach Rom (durch Sulla). Hier brachte ſie Andronikus von Rhodus in Ordnung und verſah ſie mit Summarien. Seitdem wurden ſie vielfältig bearbeitet. Für uns ſind mehrere ſehr wichtige verloren gegangen, die noch vorhandenen ſind nach der Ausgabe von Friedrich Sylburg, welche für die beſte gilt, folgende: Organon; Rhetorica et Poëtica; Ethica ad Nicomachum; Ethica magna; Politica et Oeconomica; Animalium Historia; De animalium partibus; Physicae Auscultationis lib. XIII. et alia opera; De Coelo; De Generatione et Conceptione; De Meteoris lib. IV.; De Mundo; De Anima; Parva Naturalia; Varia opuscula; Aristotelis, Alexandri et Cassii Problemata; Aristotelis et Theophrasti Metaphysica. Außerdem ſchätzt man die Ausgaben von Caſaubonus und Duval; die neueſte iſt von Buhle.

Arithmetik, Rechenkunſt, von dem griechiſchen Worte ἀριθμος entlehnt, iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche ſich mit den Zahlen und deren Vermehrung und Verminderung beſchäftigt. Man theilt die Arithmetik in die gemeine (die 4 Species der Rechenkunſt, die Bruchrechnung, die Lehre von den Wurzelgrößen und Proportionen) und in die höhere (Zerfällung ganzer Zahlen in Factoren, Kettenbrüche, Unterſuchung über die Eigenſchaften der Zahlen unter mancherlei Formen ꝛc.) ab. Die Arithmetik iſt ohne Zweifel ſehr alt. In Griechenland wurde ſie vervollkommnet, bis ſie endlich auf Rom und auf die andern abendländiſchen Völker überging. Jedoch war die Arithmetik der Alten nicht ſo brauchbar, als es die unſrige iſt. Unter den neuern Lehrbüchern dieſer Wiſſenſchaft zeichnen wir die von Wolf, Käſtner, Paſquich, Vega, Klügel und Büſch aus. Vergl. Mathematik und Rechenkunſt. — Arithmomantie war eine Wahrſagerkunſt aus Zahlen, deren ſich Pythagoras bedient haben ſoll, und welche er aus der genaueſten Freundſchaft der Götter mit den Zahlen ableitete.

Arius, ſ. Arianer.

Arkadien, eine Provinz Griechenlands, gegen Norden durch die Gebirge Erymanthus und Lampea, und durch den Fluß Styx von Achaja und Sicyon, gegen Oſten durch die Berge Parthenion und Artemiſion von Argolis, gegen Süden durch das Gebirge Akaceſion von Lakonien, von Meſſenien aber durch den Nedafluß, gegen Weſten endlich durch den Fluß Erymanthus von Elis getrennt. Von ſeinen erſten Bewohnern, den Pelasgiern, hieß das Land früher Pelasgien, nachher wurde es unter Lykaons funfzig Söhne vertheilt, und erhielt von einem Enkel deſſelben, Arkas genannt, den Namen Arkadien. In der Folge machten ſich die kleinen Reiche frei, und vereinigten ſich durch einen Bund. Die vornehmſten waren Mantinea, Tegea, Orchomenus, Pheneus und Pſophis. Die Bewohner des rauhen Gebirgslandes blieben lange in dem Zuſtande der Wildheit. Als ſie aber nach und nach mildere Sitten angenommen hatten, fingen ſie an, ihr Land anzubauen, und fanden Geſchmack an Tanz und Muſik. Dabei aber blieben ſie ſtets kriegeriſch, und fochten, wenn ſie ſelbſt keinen Krieg hatten, als Söldner Anderer. Ihre Hauptgottheit war Pan, ihr Hauptgeſchäft Viehzucht und Ackerbau; dies gab den Idyllendichtern Anlaß, Arkadien zum Schauplatz ihrer Dichtungen zu wählen und es phantaſtiſch auszuſchmücken, und ſo ward es in der Poeſie ein paradieſiſches Land, das es in der Wirklichkeit keineswegs war.

Arkadier (Akademie der), eine Vereinigung italieniſcher Dichter in Rom, welche in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Abſicht errichtet wurde, den guten Geſchmack zu befördern und die italieniſche Dichtkunſt zu kultiviren. Die Königin Chriſtina von Schweden hat ſie, wie Einige behaupten, geſtiftet, wenigſtens Antheil daran genommen. Die ganze Einrichtung der Geſellſchaft ſoll die Nachahmung eines arkadiſchen Idyllen-Lebens vorſtellen. Daher werden die Verſammlungen in Gärten gehalten, und jedes Mitglied nimmt einen griechiſchen Schäfernamen an, mit welchem es in der Geſellſchaft genannt wird, und unter welchem auch gewöhnlich die Gedichte einzelner Mitglieder herausgegeben worden. Die Geſetze der Geſellſchaft ſind nach dem Muſter der bekannten römiſchen 12 Tafeln abgefaßt; die wichtigſten darunter ſind, daß die Geſellſchaft keinen Protector haben ſoll, und daß keine Gedichte, die der Religion und den guten Sitten zuwider ſind, vorgeleſen werden dürfen. Das Wappen der Geſellſchaft iſt die

Syrinx (die alte Hirtenflöte), mit Fichten und Lorbeern umwunden. Nur Dichter können Mitglieder ſein, auch Dichterinnen werden aufgenommen. Ehemals ſtand die Geſellſchaft in Anſehen, und man beeiferte ſich, in dieſelbe aufgenommen zu werden, welches jetzt nicht mehr der Fall iſt. Nach dem Muſter der Hauptgeſellſchaft in Rom wurden in mehreren Städten Italiens Vereinigungen zu gleichem Zweck geſtiftet. Der bekannte Literator Crescimbeni (Verfaſſer einer Geſchichte der italieniſchen Dichtkunſt) hat Sammlungen von Gedichten der Geſellſchaft und Lebensbeſchreibungen verſchiedener Mitglieder derſelben herausgegeben.

Arkwright (Sir Richard), ein berühmter engliſcher Manufacturiſt, der zwar nicht als Erfinder, aber als Vervollkommner der Spinnmaſchinen anzuſehen iſt, die er zuerſt mit wahrem Erfolg und Nutzen zu gebrauchen lehrte. Arm von Geburt, arbeitete er anfangs bei einem Barbier zu Mancheſter, und miethete mit ſeinen Erſparniſſen einen Keller, in welchem er eine Barbierſtube öffnete. Sein ausgehängter Schild enthielt die Inſchrift: „bei dem Barbier im Keller wird der Bart für einen Penny geſchoren.“ Der Zulauf war ſo groß, daß die andern Barbiere genöthigt waren, ihre Preiſe herabzuſetzen, worauf er den ſeinigen bis auf einen halben Penny herabſetzte. Man erzählt, daß einſt ein Schuhflicker mit einem gewaltig harten und langen Bart zu ihm kam, ſich raſiren zu laſſen. Arkwright ſtellte ihm vor, daß dabei ein Meſſer darauf gehen würde, und daß er mit einem halben Penny dafür nicht entſchädigt ſei. Da indeß jener auf der Taxe beſtand, fügte ſich Arkwright. Dieſer Zug erregte des Schuhflickers Bewunderung, der Arkwright lieb gewann und mit einem Manne bekannt machte, der eine Spinnmaſchine erfunden hatte. Dies ward der Anfang von Arkwrights Glück, der mit einem erfinderiſchen Geiſte jene zur Ausführung neuer Plane ſo nothwendige Beharrlichkeit verband. Mit dieſen Eigenſchaften gelang es ihm nach mehreren vergeblichen Verſuchen, die Baumwollſpinnereien zu dem Grade der Vollkommenheit zu erheben, wodurch die engliſchen Fabriken ein ſo großes Übergewicht erlangt haben. Zur Belohnung ſeiner Verdienſte erhob ihn der König 1786, auf eine Adreſſe der Notablen von Wickworth, zum Ritter. Er ſtarb mitten unter ſeinen Arbeiten zu Crumford in Derbyſhire 1792, und hinterließ ſeiner Familie ein Vermögen von 500,000 Pfund Sterling.

Armada heißt im Spaniſchen eine Flotte von Kriegsſchiffen, und bei uns vorzugsweiſe jene große Seemacht, welche **Philipp II.** im J. 1588 gegen Eliſabeth ausrüſtete.

Armbruſt, ein ehemals gewöhnliches, ſeit der Erfindung der Feuergewehre aber faſt ganz aus dem Gebrauche gekommenes Schießgewehr; eigentlich eine Art Bogen, der an einem beſondern Schaft und Anſchlage befeſtigt, mit dem Spanner geſpannt, und durch den am Schafte befindlichen Drücker abgedrückt wurde. Alle Arten Geſchoſſe, bei welchen der Bogen an einem beſondern Schafte befeſtigt war, nannte man **Armbrüſte**, daher es denn auch Wagen-Armbrüſte mit ſtählernen Bogen gab, welche auf einem Karren befeſtigt waren und von Pferden gezogen wurden. Die kleinſte Art Armbrüſte, welche kleine Kugeln ſchießen, heißen **Schnäpper**. An den größern wird der Schaft, nebſt den zur Spannung gehörigen Stücken, die **Rüſtung** oder das **Rüſtzeug** genannt. Auch die ganze Armbruſt heißt Rüſtung, und iſt nach Verhältniß der Größe entweder **ganze** oder **halbe** Rü-

ſtung. Zuweilen **Armbruſt**, zuweilen auch **Armbruſt-Bogen**, **Armbruſt-Rüſtung**.

Arme von Lyon, ſ. **Waldenſer**.

Armée, ſ. **Heere** (ſtehende).

Armenien, eine aſiatiſche Landſchaft, von 5000 Quadratmeilen die vormals in Groß- und Klein-Armenien zerfiel. Jenes, welches noch zuweilen den Namen Armenien führt, jetzt **Turkomanien**, liegt im Süden des Kaukaſus und begreift theils die osmaniſchen Paſchaliks Erzerum, Kars und Wan (1593 Q. M. mit 950,000 Einwohnern), theils die iraniſche Provinz Eriwan; dieſes, jetzt **Aladuli** oder Pegian genannt, gehört den Osmanen ganz und iſt gegenwärtig zwiſchen die Paſchaliks Meraſche und Siwas getheilt. Armenien iſt ein rauhes Gebirgsland, das im Norden den Kaukaſus zur Grenze hat, in der Mitte aber von Zweigen des Taurus, wozu der Ararat (ſ. d. Art.) gehört, durchzogen wird; hier nehmen die beiden großen Ströme, Frat und Tigris, ihren Urſprung, hier fließen der Kur und andere minder beträchtliche Flüſſe, und hier breiten ſich die Seen Wan und Geuk-ſcha aus. Das Klima iſt mehr kalt als warm; der Boden im Ganzen genommen mäßig fruchtbar, und mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau geeignet; doch gedeihen auch die ſchönſten Südfrüchte, und die Gebirge ſind reich an Eiſen und Kupfer. Die Einwohner beſtehen aus eigentlichen Armeniern; aus Turkomanen, welche auf den Ebenen nomadiſiren, aus wenigen Osmanen, Griechen und Juden. — Von der älteſten Geſchichte dieſes Landes iſt nichts bekannt. Es ſcheint, meiſtens als Beute des Siegers, abwechſelnd unter den Aſſyriern, Medern, Perſern und Macedoniern geſtanden zu haben. Nach **Alexanders** Tode wurde es ein Theil des ſyriſchen Reichs, bis es durch Antiochus des Großen Niederlage in die Hände einzelner Statthalter fiel, wo es in Groß- und Klein-Armenien getheilt wurde. — **Groß-Armenien** war mehrern Anfechtungen ausgeſetzt. Römer und Parther kämpften lange um das Recht, in Armenien den Thron zu beſetzen, und bald herrſchten parthiſche Fürſten, bald die von den Römern begünſtigten, bis endlich **Trajan** es zur römiſchen Provinz machte. Indeſſen wußte Armenien ſich bald wieder frei zu machen, und hatte wieder eigne Könige. Ungeachtet ein Partherkönig, **Sapor**, es ſich unterwürfig machen wollte, blieb Armenien doch bis 650 frei, wo es die Araber eroberten. Sodann wechſelten immer neue Beherrſcher, unter denen ein **Dſchingis-Khan**, ein **Tamerlan** waren; bis 1552 hatte es perſiſche Beherrſcher, worauf es **Selim II.** größtentheils den Türken unterwarf, unter welchen es auch geblieben iſt. — **Klein-Armenien** hatte ebenfalls mehrere Beherrſcher, unter denen **Mithridat** zuerſt bekannt iſt; dieſem nahm es **Pompejus** und gab es dem **Dejotarus** u. ſ. f. Beim Verfalle des römiſchen Reichs im Oſten wurde Klein-Armenien von den Perſern erobert, die es den Arabern (950) abtreten mußten, von welcher Zeit es gleiches Schickſal mit Groß-Armenien hatte, bis es 1514 von **Selim I.** zur türkiſchen Provinz gemacht wurde. Die **Armenier**, ein ernſtes und mäßiges Volk, beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Handel. In der Türkei iſt er faſt ganz in ihren Händen, und in den öſtlichen Ländern von Europa, wie in ganz Aſien außer China, findet man Kaufleute von ihrer Nation. Schon lange mußte ihnen der Umſtand in Europa Eingang verſchaffen, daß ſie **Chriſten** ſind. Sie wurden es ſchon im vierten Jahrhundert, und trennten ſich bei den monophyſitiſchen Händeln als Gegner der chalcedoniſchen Kir-

chenverſammlung 536 von der griechiſchen Kirche. Die Päpſte haben zu verſchiedenen Zeiten, wenn ſie bei den Occidentalen um Schutz wider die Mohamedaner baten, verſucht, ſie an ſich zu ziehen, ohne eine bleibende und allgemeine Vereinigung derſelben mit der römiſchen Kirche bewirken zu können. Nur in Italien, Polen, Galizien und Perſien (unter dem Erzbiſchof von Nachtſchewan) und in Marſeille trifft man unirte Armenier an, welche den Primat des Papſtes anerkennen, in ihren Dogmen mit den Katholiken übereinſtimmen, aber ihre eigene Nationalliturgie beibehalten. Eben ſo verhält es ſich mit den unirten armeniſchen Conventen auf dem Berge Libanon in Syrien. Bei der perſiſchen Invaſion in Armenien, im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ſahen ſich viele genöthigt, Mohamedaner zu werden, aber bei weitem der größte Theil der Armenier ſind noch Monophyſiten, und ihrer alten Verfaſſung und Religionsübung treu geblieben; auch hat die Pforte ſie gegen die Machinationen der Katholiken fortwährend dabei geſchützt. Ihr Lehrbegriff unterſcheidet ſich beſonders dadurch vom orthodoxen, daß ſie in Chriſto nur eine Natur annehmen, und den Geiſt blos vom Vater ausgehen laſſen. Bei ihren ſieben Sacramenten, die ſie Geheimniſſe nennen, haben ſie nur das Eigenthümliche, daß ſie bei der Taufe drei mal beſprengen und drei mal eintauchen, und die Firmelung gleich damit verbinden, beim Abendmahl unvermiſchten Wein mit geſäuertem Brote brauchen und dieſes in den Wein getaucht herumreichen, und die letzte Ölung nur geiſtlichen Perſonen gleich nach ihrem Tode zukommen laſſen. Sie verehren Heilige und ihre gemahlten Bilder, glauben aber kein Fegfeuer. Im Faſten thun ſie es den Griechen zuvor, und feiern weniger Feſte, aber andächtiger als dieſe. Ihren Gottesdienſt halten ſie in der Türkei meiſt des Nachts, die Meſſe in der alt-armeniſchen, die Predigt in der neu-armeniſchen Sprache. Ihre hierarchiſche Verfaſſung weicht wenig von der griechiſchen ab. Das Haupt der Kirche, der Katholikos, reſidirt zu Etſchmiazim, einem Kloſter bei Eriwan, der Hauptſtadt des perſiſchen Armeniens, am Ararat. Das heilige Salböl, das er verfertigt und an die Geiſtlichkeit verkauft, und die häufigen Wallfahrten der Armenier nach Etſchmiazim verſchaffen ihm die Mittel, den Aufwand ſeines prächtigen Kultus und ſeiner Bildungsanſtalten zu beſtreiten. Er erhält bei ſich ein Seminarium für Geiſtliche; und die Patriarchen, Erzbiſchöfe und Biſchöfe der Armenier werden von ihm ordinirt, auch alle drei Jahre in ihren Ämtern beſtätigt oder abgerufen. Die übrigen Geiſtlichen ſind an Rang und Beſchäftigung den Prieſtern der orthodoxen Kirche ähnlich, die Mönche folgen der Regel des heiligen Baſilius. Nur die Vertabets, welche wie Mönche leben, die Wiſſenſchaften pflegen, Grade, die ſich mit unſern akademiſchen vergleichen laſſen, erlangen und Vicarien der Biſchöfe ſind, machen als eigentliche Gelehrte eine der armeniſchen Kirche eigenthümliche Claſſe von Geiſtlichen aus. Die Weltprieſter müſſen ſich einmal verheirathen, aber nicht öfter. In der Superſtition und Anhänglichkeit an alte Formen gleichen die Armenier den Griechen, zeichnen ſich aber durch beſſere Sitten vor ihnen aus. Überhaupt übertreffen ſie alle ihnen verwandte monophyſitiſche Parteien an Bildung, laſſen das Volk die Bibel leſen, kultiviren die theologiſchen, hiſtoriſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, beſitzen eine nicht ganz arme Nationalliteratur und zu Etſchmiazim eine Druckerei, welche prächtige Bibelabdrücke beſorgt. Dieſe echten Armenier haben außer ihrem Lande und der Türkei, wo ſie am zahlreichſten ſind, und ihr Patriarch zu Conſtantinopel in ähnlichem Verhältniß mit der Pforte

ſteht, wie der griechiſche, in Perſien zu Ispahan, Schiras und Nerinkale, in Rußland zu Petersburg, Moskwa, Aſtrachan und in den kaukaſiſchen Gouvernements, Gemeinden, und zu London und Amſterdam kleine Niederlaſſungen. E.

Armenweſen iſt der Inbegriff des Zuſtandes der Armen und aller Anſtalten im Staate, wodurch theils die Armen nach den verſchiedenen Stufen ihrer Armuth zweckmäßig unterſtützt, theils die Urſachen und Quellen der Armuth aufgeſucht, verſtopft, und die Folgen der Armuth möglichſt aufgehoben, oder für den Staat am wenigſten nachtheilig gemacht werden. Die Armuth hat verſchiedene Grade und Abſtufungen, welche mit demjenigen Armen, der durch Arbeit ſich redlich nährt, aber bei aller Anſtrengung ſeiner Kräfte und ſeines Fleißes nicht ſo viel erwerben kann, als er für ſich und die Seinigen braucht, und auch bei ſolchen Armen ihren Anfang nehmen, die noch in Wohnung und Hausgeräthen ein kleines Eigenthum beſitzen; und dieſe Abſtufungen gehen im erſten Falle herab bis zu den lüderlichen Vagabunden, im letztern aber bis zu denjenigen Armen, die nirgends ein Obdach haben und in Höhlen, auf Straßen, in Feldern, Ställen, Waldhütten ꝛc. übernachten. Jede Stufe der Armuth enthält Mangel an zureichenden Mitteln zur Befriedigung der nothdürftigſten Bedürfniſſe des Lebens und ſchließt allen Wohlſtand aus. Hierdurch wird nun die Verſuchung zur Unredlichkeit, zur Bettelei, zum lüderlichen Leben, zum Betruge und endlich zum Diebſtahl mächtig; indeſſen ſind bei vielen Armen der höchſten Stufen von Armuth doch dieſe traurigen Geſinnungen zur Störung öffentlicher Ruhe und Sicherheit nicht immer im nothwendigen Gefolge. Allein der Nationalwohlſtand leidet jedesmal durch die Armen doppelt: erſtens, weil ſie ihre Kinder ſchlecht erziehen und nicht zur Arbeit gewöhnen, und zweitens, weil ſie von den Wohlhabenden und Reichen nicht blos ernährt, ſondern denſelben auch die öffentlichen Laſten der Armen mit übertragen werden müſſen. Die Urſachen und Quellen der Armuth laſſen ſich unter zwei Hauptclaſſen bringen, nämlich: ſelbſtverſchuldete, als Hang zur Trägheit, Faulheit und Müßiggang, und die daraus entſtehende und herrſchend werdende Neigung zur Unordnung, zum Spiel, zum Trunke, zur Verſchwendung, zur Wolluſt ꝛc., wo auf unerwartete Unglücksfälle nichts zurückgelegt, ſondern alles Erworbene ſogleich vergeudet wird; und in unverſchuldete Armuth, als, Mangel an Verdienſt bei ſinkenden Gewerben und beim Höherſteigen der zum Unterhalte nothwendigen erſten Lebensbedürfniſſe; Unglücksfälle durch Feuer- und Waſſersnoth, durch Betrug und Diebſtahl wegen Mangel an Polizeiaufſicht über Gauner und Vagabunden, durch Krieg ꝛc. Mangel an Anſtalten zur Beſchäftigung der Müßiggänger ꝛc. Soll allen dieſen Übeln abgeholfen werden, und ſoll das Armenweſen in einem Staate gut und zweckmäßig eingerichtet ſein; ſo müſſen zur Verſorgung der Armen die verſchiedenen Armenanſtalten vollſtändig vorhanden und vollkommen organiſirt ſein, und vom Staate alle Bettelei aufs ſtrengſte unterſagt werden. Zur Erreichung dieſes Endzwecks iſt in Anſehung des Armenweſens im Staate höchſte Einheit in Anwendung der Mittel nothwendig. Dieſe wird hervorgehen aus einer allgemeinen Staatsarmenordnung, mit welcher die beſondern Stadt- und Dorf-Armenordnungen genau übereinſtimmen müſſen. (ſ. Friedr. Bened. Webers ſtaatswirthſchaftlicher Verſuch über das Armenweſen und die Armenpolizei, mit vorzüglicher Hinſicht auf die dahin einſchlagende Literatur, Göttingen 1807). Ein unabänderlicher Hauptgrund-

ſatz der Armenanſtalten im Staate muß ſein, die Armen blos mit demjenigen zu unterſtützen, was ihnen zur Befriedigung der bringendſten Lebensbedürfniſſe fehlt, und was ſie durch ihre eigene Anſtrengung durchaus nicht zu erwerben im Stande ſind. Die Armen ſelbſt aber ſind entweder geſunde ſtarke Menſchen, oder ſchwache, alte, kranke und gebrechliche Perſonen, die nun zum Theil Erwachſene, zum Theil aber auch Kinder ſein können. Nach dieſer verſchiedenen körperlichen Beſchaffenheit müſſen die Armenanſtalten geordnet werden. Es bedarf daher jeder Staat für die Armen 1. freiwilliger Arbeitshäuſer, in welchen redlichgeſinnte und arbeitsluſtige Arme ſo viel Arbeit finden, als ſie zu ihrer Unterhaltung nöthig haben. 2. Zwangsarbeitshäuſer für Arme, welche dem Müßiggang, der Bettelei, der Liederlichkeit und Völlerei ergeben ſind, und keine Neigung zur Arbeit haben. In dergleichen Häuſer dürfen aber durchaus keine Verbrecher aufgenommen werden, um ihre Strafen abzubüßen, ſondern dieſe gehören in die Zuchthäuſer. In den Zwangsarbeitshäuſern müſſen die Armen zwar menſchlich, vorſorgend und unterrichtend, aber auch zugleich ernſthaft, ſtreng und beſſernd in Rückſicht ihrer Sittlichkeit mit anfangs mäßigen, dann ſteigenden körperlichen Züchtigungen im Falle ihrer Widerſpenſtigkeit ꝛc. behandelt werden. 3. Armenhäuſer für ſolche Arme, die ſich zwar noch ernähren können, aber keine Wohnungen haben. 4. Armenkrankenhäuſer und Spitäler für alte, gebrechliche und kranke Arme, in welchen ſie auch nach ihren Körperkräften beſchäftigt werden können. 5. Freiſchulen für Arme, in welchen die Kinder zugleich nach den Unterrichtsſtunden mit Arbeit beſchäftigt werden können. Endlich 6. Findel- und Waiſenhäuſer, in welche Arme ihre Kinder zur Erziehung abgeben können. Damit es nun hierzu überhaupt nicht an den nöthigen Hülfsmitteln fehlt, ſo müſſen die Koſten theils durch die übrigen Mitbürger aufgebracht, theils durch die Arbeit der Armen ſelbſt erworben werden. Von den übrigen Mitbürgern bringt man die Koſten auf: 1. durch freiwillige, feſtbeſtimmte, in einem oder zwei Terminen zahlbare Beiträge; im Nothfalle auch wohl 2. durch eine Armenſteuer; 3. durch Armenbüchſen, die bei Volksfeierlichkeiten, Schmauſereien, Kindtaufen, Hochzeiten ꝛc. ausgeſetzt werden; 4. Kirchencollecten in offenen, an die Thüren geſtellten Becken; 5. Schenkungen und Legate für die Armenanſtalten; 6. Beiträge von allen Käufen, Verkäufen und Vertauſchungen liegender Grundſtücke nach Procenten des Werths; 7. durch Beſteurung der Luxusthiere, z. B. der Hunde u. ſ. w.

Armfelt (Guſtav Moritz Graf von). Wenige Perſonen erlebten ſo viele und ſchnelle Glückswechſel, als dieſer unternehmende, geiſtvolle und wiſſenſchaftlich gebildete Staatsmann. Er befand ſich unter den Verbündeten des Adels, welche Guſtav III. im März 1789 in Finnland arretiren ließ, als er die Revolution zur Machtbeſchränkung der erſten Stände veranſtaltete. Deſſen ungeachtet erhielt der Baron Armfelt in dem Feldzuge 1790 gegen die Ruſſen das Obercommando und trug verſchiedene Vortheile davon. Hierauf ward er zum Bevollmächtigten Miniſter ernannt und ſchloß in der Ebene von Werelä, in der Mitte der beiderſeitigen Vorpoſten, den 3. Auguſt 1790 mit Rußland den Frieden ab. Den 19. October 1791 unterzeichnete er einen Allianztractat zwiſchen beiden Höfen. Alsbald nach der Ermordung Guſtavs III. den 29. März 1792, ward er Gouverneur der Stadt Stockholm. Im Juli nahm er ſeinen Abſchied als General, weil der Herzog Adminiſtrator ſich weigerte, dem Vertrage mit Rußland gemäß, Truppen

gegen Frankreich marſchiren zu laſſen. Den 11. des Monats ward er zum ſchwediſchen Miniſter an den italieniſchen Höfen ernannt; aber im December 1793 kam er in den Verdacht einer Verſchwörung gegen den Herzog Adminiſtrator und eines verrätheriſchen Briefwechſels mit der Gräfin Rudenskôff. Man ſchickte deßhalb im Februar 1794 einen Courier nach Neapel, um ihn arretiren zu laſſen. Der Gouverneur dieſer Stadt aber gab ihm Mittel zur Flucht an die Hand. Der Baron Armfelt flüchtete ſich nach Polen und ließ ſeine Rechtfertigung in die öffentlichen Blätter einrücken. Den erſten März wurde er, als eines Hochverraths und eines Majeſtätsverbrechens verdächtig, vor das Hofgericht geladen, doch ſtellte er ſich nicht. Nachdem ſeine verſchiedenen aufgefangenen Correſpondenzen öffentlich in der Sitzung vorgeleſen waren, erkannte man ihn für überwieſen. Den 10. Juli wurde er zum Tode verurtheilt; man ſchloß ihn vom Schutze der Geſetze aus und erklärte ihn, ſo wie er den ſchwediſchen Boden betreten würde, für vogelfrei. Seine Güter wurden eingezogen und ſein Urtheil in allen großen Städten des Königreichs öffentlich angeſchlagen. Als der junge König, Guſtav Adolph IV., an das Ruder der Regierung trat, kam er wieder in Gunſt, und ſeine Gemahlin wurde ſelbſt Gouvernante der königlichen Kinder. Zu Ende 1802 erhielt er von ſeinem Fürſten einen neuen Beweis des Zutrauens in der Ernennung zum ſchwediſchen Miniſter am Wiener Hofe. Doch war ſein Aufenthalt daſelbſt nur von kurzer Dauer, da ſich ſein Souverän weigerte, das Oberhaupt der öſterreichiſchen Monarchie in der neuangenommenen Würde eines Kaiſers von Öſterreich anzuerkennen. Zu Ende 1805 commandirte er unter den Befehlen des Königs bei der Armee, die damals ins Feld rückte, nachdem er kurz vorher zum Generalgouverneur von Finnland ernannt worden war. In dem Feldzuge Preußens gegen Frankreich, an welchem auch Schweden Theil nahm, vertraute ihm der König den wichtigen Poſten eines Militärgouverneurs von Stralſund. Später commandirte er einige Zeit in Finnland gegen Rußland. Nach dem Friedensſchluſſe von Friedrichshamm vom 7. September 1809 verließ er die ſchwediſchen Dienſte und leiſtete dem Kaiſer Alexander den Eid der Treue. Dies veranlaßte, daß ein Befehl des Königs Carl XIII. von Schweden, vom Kronprinzen unterzeichnet, dem Directorium der Ritterorden zu Stockholm vorſchrieb, Armfelten aus der Liſte der ſchwediſchen Edeln wegzuſtreichen, weil er dem Kaiſer von Rußland den Eid der Treue geſchworen, folglich aufgehört habe, Unterthan Sr. Maj. des Königs von Schweden zu ſein. Im J. 1812 erhob ihn der ruſſiſche Kaiſer in den Grafenſtand. Er ſtarb 1814.

Arminianer, ſ. Remonſtranten.

Arminius, ſ. Hermann.

Armorica, ſ. Aquitanien.

Armuth iſt der Zuſtand, in welchem der Menſch nur ſo viel oder nicht einmal ſo viel hat, als zur Befriedigung ſeiner nothwendigſten Bedürfniſſe erfoderlich iſt. (Siehe Armenweſen und Kloſtergelübde.)

Arnaud (F. Th. M. Baculard d'), ein ſehr fruchtbarer franzöſiſcher Schriftſteller, war zu Paris 1718 geboren, und ſtudirte daſelbſt bei den Jeſuiten. Schon in ſeiner frühen Jugend entwickelte ſich ſeine Neigung zur Poeſie; er ſchrieb unter andern drei Tragödien, von denen die eine, Coligny ou la St. Barthélemi, 1740 gedruckt erſchien. Voltaire, dem er dadurch bekannt wurde, gewann ihn lieb und unterſtützte ihn mit Geld und Rath. Friedrich II. eröffnete eine Correſpon-

denz mit ihm, und berief ihn ſpäter zu ſich nach Berlin. Der König nahm ihn ſehr wohlwollend auf, nannte ihn ſeinen Ovid, und richtete ein Gedicht an ihn, das ſich mit den Verſen ſchloß:

Déjà l'Apollon de la France
S'achemine à sa décadence;
Venez briller à votre tour.
Elevez-vous, s'il baisse encore;
Ainsi la couchant d'un beau jour
Promet une plus belle aurore.

Frankreichs Apoll, Voltaire, fand dieſe Vergleichung nicht gar zu ſchmeichelhaft für ſich, und rächte ſich durch Spötteleien über Arnauds Perſon und Verſe. Nach einem Jahre verließ Arnaud Berlin, ging nach Dresden, wo er zum Legationsrath ernannt wurde, und kehrte von da in ſein Vaterland zurück. Während der Schreckenszeit ward er eingekerkert, und führte nachher ein unglückliches Leben, da bei ſeiner wenigen Sparſamkeit weder die Unterſtützung der Regierung, noch ſeine Feder ihn vor Mangel zu ſchützen vermochten. Er ſtarb 1805 in dem hohen Alter von neunundachtzig Jahren. Seine vorzüglichſten Werke ſind: les épreuves du sentiment, les délassements de l'homme sensible und les loisirs utiles, und einige andere. Seine Theaterarbeiten haben keinen Werth, und nur der Comte de Comminges kam 1790 mit einem momentanen Beifall aufs Theater. Die Menge ſeiner Poeſien iſt ſehr groß, ein Theil derſelben erſchien 1751 in drei Bänden.

Arnault, franz. Dichter; durch das Decret Ludwigs XVIII. vom 21. Juli 1815 aus Frankreich verbannt, bis dahin Mitglied des Nationalinſtituts, Verfaſſer der Trauerſpiele: Marius à Minturne, Lucrèce, Cincinnatus u. m. a. Nachdem er Buonaparte nach Ägypten begleitet und von dort zurückgekehrt, ward er im September 1799 zum Mitgliede des Nationalinſtituts ernannt, wo er mit Lemercier und Parny um den Rang ſtritt. Als Lucian Buonaparte Miniſter des Innern war, ſtellte ihn dieſer an die Spitze der dritten Diviſion ſeines Miniſteriums, wo er den öffentlichen Unterricht, welcher damit verbunden war, leitete. Er begleitete denſelben auch auf ſeiner Geſandtſchaft nach Spanien, und trat dann wieder in das Büreau des öffentlichen Unterrichts ein, bis er 1805, an der Stelle von St. Jean d'Angely, Vicepräſident des Inſtituts wurde. Im September 1808 ward er beiſitzender Rath und Generalſecretär des Univerſitätsraths, welches er bis 1814 blieb, wo er ſich an Buonaparte's Sturz anſchloß. Mit dieſem betrat er wieder die politiſche Laufbahn im März 1815, und ward im Mai deſſelben Jahres zum Deputirten des Seinedepartements bei der Deputirtenkammer gewählt. Er drang lebhaft auf die Unterſuchung und Annahme eines gegen die Feinde der Nationalunabhängigkeit gerichteten Entwurfs, 1815 ward er, nach Ludwigs XVIII. Rückkehr, mit in der Verbannungs-Verordnung vom 24. Juli begriffen und ging nach Belgien. Sein poetiſches Verdienſt als Theaterdichter iſt geſchätzt und ſein Marius hat ſich auf der Bühne behauptet. Sein neueſtes Trauerſpiel, Germanicus (überſetzt von Th. Hell und von v. Rieſch), wurde am 22. Mai 1817 im Théâtre français zu Paris bei ſehr vollem Hauſe aufgeführt, verurſachte aber, weil die einander entgegengeſetzten politiſchen Parteien im Stücke ſelbſt Veranlaſſung fanden, ihre Geſinnungen laut zu äußern, große Unruhen im Schauſpielhauſe, und die dadurch aufgeregte Erbitterung der Parteien dauerte

einige Zeit fort. Die Abſicht, den Verfaſſer aus ſeinem Exil zurückzurufen, ſchlug fehl, und das Stück wurde nicht weiter aufgeführt. Seine geſammelten Werke erſchienen 1818 in Brüſſel, in 6 Bänden.

Arnauten oder Albaneſen, ein osmaniſches Volk von vermiſchter Abkunft, welches ſich im weſtlichen Theile von Rumeli längs der Küſte des adriatiſchen und ioniſchen Meers verbreitet hat, und Colonien auf den neapolitaniſchen und ſicilianiſchen Küſten abgeſetzt hat. Der größte Theil derſelben gehorcht jetzt dem Paſcha von Janina. Die Natur hat ſie an Leib und Seele kriegeriſch erſchaffen; daher ſind auch die Arnauten die beſten Soldaten im türkiſchen Heere. Offen und bedachtſam gegen Freunde und Vorgeſetzte, erlauben ſie ſich, wie alle rohen Völker, gegen ihre Feinde jede Art von Liſt und Treuloſigkeit. Trotz des Druckes, unter dem ſie leben, erhält ſich bei ihnen ein gewiſſer Sinn für Freiheit. Zu Künſten und Gewerben haben ſie keinen Hang, und können ſich nicht überzeugen, daß Säen und Ackern ein ſo ehrenvolles Gewerbe, wie die Beſchäftigung mit den Waffen ſei. Der Ackerbau iſt ihnen ein läſtiges Geſchäft, ſie mögen lieber mit Blut als mit Schweiß erwerben. Ihr unruhiger Geiſt haßt die Einförmigkeit des Friedens. Die Kriegskunſt kennen ſie nicht, ſie bilden nie eine Schlachtlinie und verſtehen ſich nicht auf die Vortheile feſter Poſitionen. Daher vermögen ſie auch nicht ſo viel gegen europäiſche Heere, als ihr perſönlicher Muth erwarten ließe. Sie führen die erleſenſten Waffen; auf der Bruſt tragen ſie eine ſilberne Platte, und ihre Beine ſind mit einer Art Harniſch bekleidet; die Haare, welche vorn abgeſchoren ſind, bedeckt eine bis auf die Augenbraunen vorgeſchobene Mütze von rothem Tuch.

Arnd (Johann), ein Theolog von der lutheriſchen Confeſſion, der bei ſeinem Religionsunterrichte ſtets eine praktiſche Tendenz hatte. Er war 1555 zu Ballenſtädt, im Fürſtenthum Anhalt, geboren, ſtudirte auf den Univerſitäten zu Helmſtädt, Wittenberg, Straßburg und Baſel, erhielt dann ein Schulamt in ſeinem Vaterlande und ſchon 1583 das Pfarramt zu Badebern. Von hier vertrieb ihn der Calvinismus nach Quedlinburg, wo er 1590 Paſtor wurde. Seit 1599 war er Prediger in Braunſchweig, dann zu Eisleben von 1608 bis 1614, endlich Superintendent zu Celle, wo er 1628 ſtarb. Wenige Stunden vor ſeinem Tode hatte er über die Worte aus Pſalm 126: die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden ernten, gepredigt, und ſagte, als er nach Hauſe kam, daß er eben eine Leichenrede gehalten habe. Seine Vermögensumſtände waren ſehr mittelmäßig, und dennoch bewies er eine ſo freigebige Milde, daß er in den Ruf kam, den Stein der Weiſen zu beſitzen. Seine aſcetiſchen Schriften ſind voll Wärme und Salbung, und unter dieſen iſt ſein wahres Chriſtenthum die bekannteſte, die faſt in alle gebildete Sprachen überſetzt worden iſt. Doch eben dieſes vortreffliche Erbauungsbuch, deſſen lautrer Myſticismus der Andacht eine in jenem Zeitalter des ſteifſten Dogmatismus und der ärgerlichſten Polemik eben ſo nöthige als erquickende Nahrung darbot, fanden lutheriſche Zeloten, wie Corvinus und Oſiander, verfänglich, und verketzerten den frommen Arnd als einen gefährlichen Myſtiker und Irrlehrer. Ihre Beſchuldigungen hat ſeine, durch gewiſſenhafte Amtstreue, ungeheuchelte Religioſität und Rechtſchaffenheit und ſtandhafte Geduld und Selbſtbeherrſchung in ſeinen Leiden erprobte, Tugend und der nicht zu berechnende zweihundertjährige Segen ſeines Buches widerlegt. Er hat dem Kirchenhiſtoriker Arnold und Spenern trefflich vorgearbeitet und großen Antheil an der Wiedergeburt der evangeliſchen

Kirche, die an die Stelle des todten Buchſtabens ein lebendiges Chriſtenthum ſetzte. Noch jetzt wird es unter dem Volke häufiger gefunden und fleißiger gebraucht, als alle neuern Bücher dieſer Art. Moderniſirte Bearbeitungen haben Fedderſen 1777 und Sintenis d. j. 1816 geliefert.

Arndt (Ernſt Moritz), ein berühmter und um ſein Vaterland hochverdienter deutſcher Schriftſteller, der ſich beſonders zur Zeit der Befreiung Deutſchlands von der Franzoſenherrſchaft thätig bewies und durch ſeine freimüthigen und patriotiſchen Schriften kräftig dazu mitgewirkt hat. Er iſt aus Pommern gebürtig und war 1806 Profeſſor der Philoſophie zu Greifswalde. Seine Reiſen (Reiſe durch Schweden, 4 B., durch einen Theil Italiens, 2 B., durch einen Theil Frankreich, 3 B., durch Deutſchland, Italien, Ungarn und Frankreich, 2. Aufl. 4 Bände) machten ihn dem Publicum als einen aufmerkſamen und aufgeklärten Beobachter bekannt. Er war damals ein Lobredner Napoleons. Als er aber deſſen verderbliches Unterjochungsſyſtem durchſchaut hatte, ward er ein deſto entſchiednerer Gegner deſſelben. Dies bewies ſein Geiſt der Zeit, welcher 1807 erſchien und allgemeines Aufſehen erregte. Man findet darin ſehr anziehende hiſtoriſche und politiſche Skizzen und ſehr überraſchende Anſichten von dem Ausgange der Kriege Napoleons. Mit kühner Freimüthigkeit ſagt der Verfaſſer, daß dieſer Weltbeſtürmer nicht anders als mit ſeinen eigenen Waffen beſiegt werden könne. Napoleon nöthigte ihn, nach Schweden zu flüchten, von wo Arndt erſt in dem Augenblicke der Befreiung ſeines Vaterlandes zurückkehrte. Sein Beſtreben war, die Erbitterung gegen die franzöſiſchen Unterjocher immer höher und höher zu ſteigern, den Enthuſiasmus für Unabhängigkeit und Vaterland zu entflammen, und die Jugend Deutſchlands unter die Waffen zu bringen. Eine Menge von Schriften voll Feuer und Geiſt, deren Aufzählung hier zu weitläuftig ſein würde, floſſen damals aus ſeiner raſtloſen Feder, die alle, und nicht ohne Erfolg, auf dieſe Zwecke hinarbeiteten. Auch nach Napoleons Sturz blieb er mit ſeinen Rathſchlägen, wie Deutſchlands Wohl dauerhaft begründet werden könne, nicht zurück und manches von ihm hier ausgeſtreute Samenkorn wird vielleicht noch in der Zukunft nützliche Früchte tragen. — Arndt lebte zuletzt am Rhein und wurde 1818 von der preuß. Regierung als Profeſſor der Geſchichte bei der in Bonn neu errichteten Univerſität angeſtellt.

Arnold von Brescia, ein Schüler Abelards, kam voll neuer Ideen über Religion und Kirche um das Jahr 1136 in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er Kleriker und Lector war. Sein hoher, kühner Geiſt, ſeine Kenntniß des chriſtlichen Alterthums und ſeine ſalbungsvolle, hinreißende Beredſamkeit verſchafften ſeinen Strafreden gegen das Unweſen der Hierarchie Bewunderung und Glauben. So regte er die Laien gegen den Klerus auf und fand auch in Frankreich, wohin er 1139 flüchten mußte, zahlreiche Anhänger; denn die gerechte Unzufriedenheit mit den damaligen Sitten und Anmaßungen der Geiſtlichen hatte ihm allenthalben Bahn gemacht. Das ſchnell auflodernde Feuer der Empörung konnte der Bann, den Innozenz II. über ihn und die Arnoldiſten verhängte, nicht löſchen. Arnold predigte ſeine Lehre ungekränkt zu Zürich in der Schweiz bis 1144, wo er zu Rom als Demagog auftrat und durch die Kraft ſeiner Rede gewaltthätige Ausbrüche der Volkswuth gegen die geiſtlichen Despoten veranlaßte. Die tobende Menge, die er ſelbſt nicht mehr bändigen konnte, verehrte ihn als ihren Vater und ſelbſt der Senat beſchützte ihn, bis Adrian IV. 1555 die Stadt

Rom mit dem Interdict belegte. Dieſe noch nie erhörte Schmach beugte die Römer, ſie baten um Gnade und Arnold mußte nach Campanien fliehen. Hier wurde er aufgegriffen, als Ketzer und Rebell zu Rom verbrannt, ſeine Aſche in die Tiber geſtreut und ſein Anhang unterdrückt. Aber der Geiſt ſeiner antipapiſtiſchen Lehre erbte ſich auf die Secten fort, die dieſes und das folgende Jahrhundert entſtehen ſah. E.

Arnold (Johann) ein Müller auf einem Gute des Grafen von Schmettau in der Neumark. Die bekannte Geſchichte dieſes Mannes enthält den ſprechendſten Beweis von der Gerechtigkeitsliebe Friedrichs II., bietet aber auch zu gleicher Zeit ein trauriges Beiſpiel dar, wie ein König aus Gerechtigkeitsliebe ungerecht werden könne. Das Flüßchen, welches Arnolds Mühle trieb, floß vor einem Gute des Hrn. von Gersdorf vorbei. Dieſer grub an einem Orte, wo, nach einem alten Documente, ſchon vor mehr als hundert Jahren ein Teich geweſen war, aufs neue einen Teich aus; in dieſen leitete er das Flüßchen, und das Waſſer aus dem Teiche floß wieder in daſſelbe, das weiter unten die Mühle trieb. Arnold entrichtete ſeinem Gutsherrn den Pacht nicht, weßhalb die Gerichte des Grafen von Schmettau die Mühle anſchlugen, die der Herr von Gersdorf erſtand. Die Müllerin hatte bei dem Könige ſchon vorher in Schleſien über ihre Sache ſupplicirt (der König kannte ſie ſchon lange), jetzt wandte ſie ſich von neuem an denſelben. Der König trug erſtlich der neumärkiſchen Regierung, dann dem Kammergericht in Berlin auf, die Sache zu unterſuchen; in beiden Inſtanzen wurde wider den Müller geſprochen. Viele Umſtände vereinigten ſich, den König zu überreden, es werde hier die Unſchuld unterdrückt. Der König hatte die Sache durch den damaligen Oberſten von Heucking unterſuchen laſſen, und dieſer hatte einen ſehr vortheilhaften Bericht für den Müller abgeſtattet. Als daher der König die Sentenz des Kammergerichts erfuhr, ließ er die drei Räthe, die das Urtheil abgefaßt, nebſt dem Groß-Kanzler von Fürſt zu ſich rufen, caſſirte den Groß-Kanzler und ließ die Räthe arretiren. Der Zorn des Königs bei dieſer Gelegenheit war unbeſchreiblich. Er foderte ein Gutachten vom Criminal-Senat über dieſe Sache, allein er verwarf es, da es ſeiner Meinung widerſprach, und ſchrieb dem Miniſter von Zedlitz vor, wie er das Urtheil ſprechen ſolle. Der Miniſter ſchlug dieſes Verlangen dem Könige ſchlechterdings ab, worauf Friedrich an ihn ſchreibt: „weil Ihr denn nicht ſprechen wollt, ſo will ich ſelbſt ſprechen,“ und ſo beſtrafte er die Räthe, und verurtheilte dieſelben überdies, dem Müller den Schaden zu erſetzen. Unter der Regierung ſeines Nachfolgers wurde die Sache von neuem unterſucht, und das Obertribunal beſtätigte im J. 1787 die beiden vorigen Sentenzen. Die caſſirten Räthe wurden wieder eingeſetzt, jedoch erhielten auch die Arnoldiſchen Eheleute Zeichen der königlichen Gnade.

Arnoldiſten, ſ. Arnold von Brescia.

Arrende, die Pachtung für einen Grundzins. In Rußland ſind Arrenden Krongüter, welche gewiſſen verdienten Perſonen für einen ſehr mäßigen Pacht verliehen werden.

Arria, die heldenmüthige Gemahlin des Cäcina Pätus, dem, als Anſtifter einer Verſchwörung gegen den Kaiſer Claudius verfolgt, zuletzt keine andere Rettung blieb, als ſich ſelbſt zu ermorden. Da ergriff ſie, die ihm auf der Flucht gefolgt war, den Dolch, ſtieß ihn ſich in die Bruſt und reichte ihn ihrem Gemahl mit den Worten: „Pätus, es ſchmerzt nicht!“

Arrieregarde, der Nachtrab oder die Nachhut eines Heeres, iſt im Rücken der Armee, was die Avantgarde, der Vortrab, vorn iſt. Die Arrieregarde iſt eigentlich beſtimmt, den Rückzug zu decken. Sie muß aus Infanterie mit Geſchütz, aus Jägern oder Scharfſchützen und aus leichter Cavallerie zuſammengeſetzt ſein, und eine Waffenart die andere nach Maßgabe des Terrains unterſtützen. Die Cavallerie agirt in den Ebenen, die Infanterie unterſtützt jene, falls ſie geworfen werden ſollte, und beſetzt die engen Päſſe; die Jäger oder Scharfſchützen aber halten die feindlichen Flanqueurs ab.

Arrighi, Herzog von Padua, franzöſiſcher Diviſions-General, Pair von Frankreich u. ſ. w., einer der durch das königl. Decret vom 24. Juli 1815 aus Paris Verbannten. Er iſt ein geborner Corſe und Verwandter der Buonapartiſchen Familie, zeichnete ſich als Oberſt bei Auſterlitz und Wagram, und ſeit 1812 als Diviſions-General, in mehrern Schlachten, namentlich bei Leipzig 1813, und bei der Vertheidigung des Paſſes von Nogent 1814 aus. Nach ſeiner Rückkehr 1815 ſchickte ihn Napoleon, der auf ihn zählen konnte, als außerordentlichen Commiſſär nach Corſica, um dort alles wieder auf den alten Fuß zu ſetzen. Den 2. Juni ward er zum Pair ernannt, und durch das Decret vom 24. Juli in die Verbannung geſchickt. In Deutſchland und insbeſondere in Leipzig iſt der Name dieſes Mannes, gleich dem Namen Davouſt, gebrandmarkt. Er war einer der blindeſten Anhänger ſeines großen Meiſters und vollzog, wie Davouſt, die harten Befehle deſſelben noch mit verſchärfter Strenge und in der herbeſten Form. Er war es, der Leipzig in der erſten Hälfte des Feldzugs von 1813 in Belagerungsſtand erklärte, und die höchſt läſtige und eben ſo unnütze allgemeine Bürgerbewaffnung in Ausführung brachte. Er wäre am 8. Juni des Jahres 1813 in Leipzig mit der ganzen Beſatzung dieſer Stadt von dem alliirten Corps unter Woronzow — bei welchem ſich namentlich die braven Lützower befanden, die hier den Mord ihrer Kameraden zu Kitzen, auch Arrighi's Werk, zu rächen gedachten — aufgehoben worden, hätte ihn nicht die Nachricht von dem am 4. Juni geſchloſſenen Waffenſtillſtand gerettet. Er lebt jetzt in der Lombardei.

Arroſiren nannte man in Öſterreich das Zahlen der gezwungenen Nachſchüſſe auf die Staatsobligationen, indem die Inhaber derſelben, um fernerhin den vollen Zinsbetrag erheben zu können, und die urſprüngliche Capital-Summe ungeſchmälert zu erhalten, verpflichtet wurden, einen gewiſſen verhältnißmäßigen Betrag nachzuzahlen, der ihnen dann auch verzinſet wurde.

Arſenik, eins der fürchterlichſten mineraliſchen Gifte, welches ein eignes Metallgeſchlecht ausmacht. Unter allen Metallen iſt das Arſenik-Metall das flüchtigſte und wird im Feuer in einen dicken weißen Dampf aufgelöſ't, der wie Knoblauch riecht, ſüßlich ſchmeckt und das Kupfer weiß färbt. Der Arſenik iſt eine einfache, wenigſtens noch nicht zerlegte Subſtanz. Man findet ihn ſowohl gediegen als vererzt. Auch erſcheint er in Geſtalt eines Kalks, wovon man zwei Hauptarten kennt: das Operment (Aurum pigmentum) von citrongelber Farbe, und das ſogenannte rothe Rauſchgelb, welches ſonſt auch Rubinſchwefel genannt wird und eine dem Morgenroth ähnliche Farbe hat. — Der Arſenik iſt ſehr häufig vorhanden. Man pflegt ihn daher auch nur gelegentlich beim Röſten der Zinn- und Kobalterze zu gewinnen, wo er in einem dicken Dampf aufſteigt, und ſich in den hiezu beſonders eingerichteten Schornſteinen anſetzt. Er gleicht einem

grauen Pulver, welches Hüttenrauch oder Giftmehl heißt und noch mit Schwefel verſetzt iſt. Durch einen Zuſatz von Laugenſalz befreit man den Arſenik davon auf den ſogenannten Gifthütten, und nun erſcheint er kryſtalliniſch. Der Arſenik wird zu verſchiedenen chemiſchen Arbeiten gebraucht; mit dem Kupfer giebt er das ſogenannte Weißkupfer. Auch in Zeugfärbereien und zu mineraliſchen Farben wird er gebraucht.

Arſinoe, eines Prieſters, des Phlegeus Tochter, und Gemahlin des Alkmäon.

Arſis, ſ. Rhythmus.

Artaxerxes, der Name mehrerer perſiſchen Könige. 1. Artaxerxes, mit dem Beinamen Longimanus, wegen ſeiner langen Arme, war der zweite Sohn des Xerxes. Er entging dem Artaban und den andern Verſchwornen, die ſeinen Vater und ſeinen ältern Bruder Darius ermordeten, und beſtieg 464 vor Chr. den Thron. Er brachte die empörten Ägyptier zum Gehorſam und erkaufte den Frieden mit Athen dadurch, daß er den griechiſchen Städten Aſiens die Freiheit zugeſtand. Er herrſchte friedlich und ſtarb 424. Er war den Juden günſtig und wird für den Ahasverus der Schrift gehalten. 2. Artaxerxes, mit dem Beinamen Mnemon, wegen ſeines ſtarken Gedächtniſſes, folgte ſeinem Vater, Darius II., im J. 405. Nachdem er ſeinen Bruder Cyrus (ſ. d.) beſiegt, bekriegte er die Spartaner, welche jenem beigeſtanden, und zwang ſie, ihm die griechiſchen Städte und Inſeln Aſiens zu überlaſſen. Dagegen begünſtigte er die Athenienſer und wußte überhaupt die Griechen unter ſich in Uneinigkeit zu erhalten. Er ward 361 von ſeinem Sohn Ochus getödtet. Dieſer folgte ihm unter dem Namen 3. Artaxerxes Ochus. Nachdem er die Phönizier und Ägyptier wieder zum Gehorſam gebracht und große Grauſamkeiten in beiden Ländern verübt hatte (in Ägypten ließ er unter andern den Apis ſchlachten und ſich zum Mahle bereiten), ward er von ſeinem Feldherrn Bagoas vergiftet, der den Leichnam den Katzen vorwarf und aus ſeinen Knochen Säbelgriffe machen ließ.

Artemidorus, ein griechiſcher Schriftſteller aus Epheſus im 2. Jahrh. nach Chr. Er beſchäftigte ſich viel mit Traumdeuterei, und noch haben wir von ihm ein Buch darüber — Oneirokritika — wichtig für den, der ſich über dieſen Gegenſtand genauer unterrichten will, und auch wegen mancher eingeſtreuten Bemerkungen für den Philologen überhaupt merkwürdig. Neueſte kritiſche Ausgabe v. Reif (Leipz. 1805).

Artemis, ſ. Diana.

Artemiſia, Königin von Karien, Schweſter und Gemahlin des Mauſolus, deſſen Tod ſie auf die zärtlichſte Art betrauerte, und dem ſie in ihrer Hauptſtadt Halikarnaß ein Denkmahl erbauen ließ, welches unter die ſieben Wunder der Welt gerechnet wurde. Die erſten Bildhauer Griechenlands hatten daran gearbeitet. Briaxis, Skopas, Leochares und Timotheus machten die Verzierungen an den vier Seiten des Gebäudes; von Pythes war das Viergeſpann, welches die kegelförmige Spitze des Gebäudes zierte. Nach Vitruv arbeitete auch Praxiteles daran. Nach Artemiſiens Tode vollendeten es die Künſtler unentgeldlich, um nicht auch die Ehre ihres Fleißes einzubüßen. Es beſtand aus einem länglichen Viereck von 411 Fuß im Umfang, 130 Fuß hoch. Die Hauptſeite war mit 36 Säulen geziert und 24 Stufen führten zum Eingang. — Artemiſia ſtarb bald nach ihrem Gemahl bei dem Denkmahl, das ſie ihm errichtet hatte, im Jahr 351

vor Chr. Geb. — Eine andre Artemiſia, Königin von Halikarnaß, war es, die den Xerres auf ſeinem Zuge gegen Griechenland begleitete, und ſich in der Schlacht bei Salamis durch ihre Entſchloſſenheit und Klugheit rühmlich auszeichnete.

Arterien, ſ. Adern, Blut und Pulsadern.

Arthritiſch (aus dem griechiſchen ἀρθρον, das Glied, das Gelenk), wörtlich, mit Gliederſchmerzen behaftet, oder gichtiſch. Die Arthritis, Gicht, iſt eigentlich eine Krankheit des Mannesalters (ſ. den Art. Alter) und hat ihren Grund in dem angefangenen Rückgang oder Abwärtsſteigen des Lebens aus den höhern Gebieten des Organismus in die niedern, in die Syſteme der Knochenbildung und der Abſonderungen. Hier äußert ſich aber deßhalb auch die dieſem Alter eigenthümliche Krankheit der Entzündung der Gelenke, welche theils regelmäßig mit Abſcheidung des überflüſſigen (zur Knochenbildung nicht in der Menge mehr nothwendigen) erdigen Stoffs, theils, bei mangelnden Naturkräften, unregelmäßig erſcheint und wiederkehrt, auch wohl anſtatt den überflüſſigen Knochenſtoff durch die Ausſcheidungsorgane aus dem Körper zu ſchaffen, denſelben nur bis unter die Haut bringt, oder gar im Innern ſich anhäufen, und ſeine Exiſtenz daſelbſt behaupten läßt, woher alsdann die ſogenannten Gichtknoten und die innern Steinbildungen mancherlei Art entſtehen. Zur völligen Ausbildung der arthritiſchen Krankheit ſcheinen überhaupt zwei Momente am meiſten zu wirken: fehlerhafte Diät und Unterdrückung der Hautausdünſtung. Der häufige Genuß des Weins, beſonders ſäuerlicher Weine, eben ſo der gewöhnliche Gebrauch ſehr nahrhafter, fetter, gewürzter und leckerhafter Speiſen trägt ohne Zweifel ſowohl durch Überfluß an Nahrungs- und erdigen Stoffen, als auch durch die das Blutſyſtem erregende Wirkung dieſer Genüſſe zur wirklichen Entſtehung der Arthritis am meiſten bei, indem der Überfluß an rohen Nahrungsſtoffen von dem völlig ausgebildeten Körper nicht gebraucht und von den weniger energiſchen Verdauungsorganen nicht verarbeitet, dagegen die entzündliche Anlage in den Regionen des Knochenſyſtems unterhalten, vermehrt und bis zur wirklichen Entzündung getrieben wird. Die arthritiſche Krankheit kündigt ſich in dieſen Fällen bei noch vorhandener Energie der Naturkräfte als regelmäßig periodiſches Podagra an. Es entſteht nämlich zu beſtimmten Zeiten, im Frühjahr, im Herbſt, bei Manchen noch öfter, ein heftiger Schmerz in oder an dem Gelenk der großen Fußzehe, der Theil wird entzündet, roth und geſchwollen. Gemeiniglich entſteht auch Fieber, wenn nämlich die örtliche Entzündung auf das ganze Blutſyſtem zurückwirkt. Bei der ärmern Menſchenclaſſe trifft man zwar ſelten echt podagriſche Krankheit an; der Arme, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot ißt, und ſeinen Durſt mit einem Krug Waſſer befriedigt, ſelbſt der Mittelmann, der bei einer mäßigen Mahlzeit allenfalls ein Glas Bier trinken kann, wird ſelten das Podagra bekommen; allein hier bewirken dann wieder Überfüllung mit ſchlechten rohen Nahrungsmitteln, häufige Erkältungen eine Anhäufung von ſchlecht verarbeiteten Stoffen im Blute, und Unterdrückung der Ausſcheidung derſelben, daher bei geſunkener Lebensthätigkeit in ſolchen Fällen mehr irreguläre arthritiſche Zufälle, herumziehende Schmerzen, Abſetzungen von außerordentlicher Menge erdiger Maſſe in den Gliedern, und die auffallendſten Verunſtaltungen derſelben entſtehen. Gicht und Fluß, oder Arthritis und Rheumatismus werden häufig für einerlei gehalten und mit einander verwechſelt, ſind aber

ganz von einander verſchieden, wie aus der Vergleichung dieſes Artikels mit dem Art. Rheumatismus mit mehrerem erſichtlich iſt. Rheumatismus gehört jedem Lebensalter, Arthritis nur dem Mannesalter an; Rheumatismus iſt ein entzündlicher Zuſtand im Syſtem der Muskeln und Sehnen, bei Arthritis iſt dieſer Zuſtand im Syſtem der Gelenke, Gelenkkapſeln und der Knochen, folglich hat auch bei erſterm der Schmerz ſeinen Sitz mehr in den Muskeln und erſtreckt ſich nach deren Lauf, wechſelt auch mehr in Anſehung des Ortes, bei letzterm iſt der Schmerz in den Gelenken und auf den Knochen hin; der Rheumatismus iſt auch an ſich nicht mit den erdigen Geſchwülſten und Concrementen begleitet, wie die Gicht. Man hat bei der letztern ſogar beobachtet, daß der arthritiſche Schweiß einen feinen erdigen Staub auf der Haut des Kranken zurückgelaſſen hat. Beide Krankheiten können aber zugleich im Körper vorhanden und mit einander verwickelt ſein; auch kann Rheumatismus mit der Zeit in Arthritis übergehen, wenn mit dem Wechſel des Alters die Krankheitsanlage ſelbſt von dem Muskelſyſtem auf das Knochenſyſtem und deren Gelenke fortwandert. Iſt die Natur nicht kräftig genug, einen regelmäßigen Ausbruch der Gicht zu bilden; iſt der Menſch zu alt, oder wird die Krankheit in ihrem Verlauf geſtört; ſo ergreift ſie auch wohl innere Organe, den Magen, die Lungen, das Gehirn, und erregt oft tödtliche Zufälle. Über die Behandlung der Arthritis und die dabei zu beobachtende Diät herrſchen, zumal unter dem Publicum, noch viele irrige Meinungen. Manche glauben, daß, vorzüglich bei dem Podagra, gar nichts zu brauchen wäre; Andere ſetzen alle Hoffnung auf die Zuſammenſetzung eines abführenden Trankes; wieder Andere glauben im Faſten und Waſſertrinken ihr Heil zu finden; Andere ſuchen es, von Browns einſeitiger Meinung verführt, der das Podagra unbedingt in die Claſſe der aſtheniſchen Krankheiten ſetzte, im Arrak. Es giebt aber kein Specificum gegen Gicht und Podagra, als die ſorgfältige Behandlung eines vorſichtigen Arztes, der, im Beſitze der richtigen Idee von der Krankheit, die genaueſte Rückſicht nimmt auf das Lebensalter und die Conſtitution des Kranken, auf die Äußerungen der Lebenskräfte, den Stand des arteriellen Syſtems, auf Lebensart und Diät, und endlich auf die Natur der Zufälle ſelbſt. Bei dem einen Gichtkranken kann z. B. Aderlaß, Waſſertrinken und Gebrauch kühlender Mittel höchſt nöthig ſein, welche einem andern ſchädlich, ja tödtlich werden können, eben ſo umgekehrt mit erhitzenden, ſchweißtreibenden und andern Mitteln. Ob das neuerer Zeit berühmt gewordene Pradier'ſche Gichtmittel ſich als heilſam bewähren wird, muß erſt noch durch mehrere Erfahrungen beſtätigt, die Zuläſſigkeit ſeiner Anwendung aber in jedem einzelnen Falle von einem Arzte beſtimmt werden. (Vergl. d. Art. *Podagra*.) H.

Arthur oder *Arthus*, ſ. *Tafelrunde*.

Artikel heißt in der Grammatik das Wort, welches dem Subſtantiv (Hauptworte) vorgeſetzt und wodurch daſſelbe als beſtimmt oder unbeſtimmt modificirt wird. Man unterſcheidet daher einen beſtimmten und unbeſtimmten Artikel (im Deutſchen *der*, *die*, *das* und *ein*, *eine*, *ein*). Der Artikel gehört nicht zu den ſogenannten acht Redetheilen (partibus orationis) und iſt daher in einer Sprache nicht weſentlich nöthig. Die lateiniſche und mehrere andre Sprachen haben ihn nicht. Die von den Puriſten verſuchte Überſetzung *Geſchlechtswort* iſt nicht zu billigen, da das Geſchlecht der Wörter mit dem Artikel nichts zu ſchaffen hat, der Umſtand aber, daß der

Artikel ſich nach dem Geſchlechte eines Worts ändert, nichts ihm Eigenthümliches iſt, ſondern bei dem Pronomen und Adjectiv auch Statt findet.

Artillerie bezeichnet 1. alles bei einem Heere befindliche Geſchütz, nebſt der zu deſſen Bedienung beſtimmten Mannſchaft. Dies Geſchütz beſteht jetzt aus a) Kanonen, b) Haubitzen, c) Mortiers oder Mörſern (ſ. d. Art.). Letztere beiden werden hauptſächlich von den Bombardiers bedient. Außer dieſen aus den unterrichtetſten Artilleriſten beſtehenden Bombardieren zählt man bei manchen, beſonders kleinen, Armeen zuweilen die Pioniere, Sappeurs, Mineurs zu dem Artilleriecorps. Neuerdings macht die reitende Artillerie, deren Mannſchaft zur raſchern Bewegung, entweder beritten iſt, oder wie bei den Öſterreichern auf beſondere Wurſtwagen fährt, einen wichtigen Theil dieſer Waffe. 2. Die Wiſſenſchaft, von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geſchütze, der Anfertigung der Munition, Feuerwerkskörper und dem Batterienbau. Alles dieſes lehrt man bei den meiſten Heeren in beſondern Artillerieſchulen. Die Niederlage aller zum Geſchütz und Munition gehörigen Dinge und des Geſchützes ſelbſt heißt das Artilleriedepot. Was die Eintheilung in Feld-, Feſtungs-, Belagerungs-, leichte und ſchwere Artillerie betrifft, geht aus dieſen Worten ſchon von ſelbſt hervor. P.

Artois (C. Phil., Graf v.), zweiter Bruder Ludwigs XVI., geb. zu Verſailles, 9. Oct. 1757, vermählt 22. Oct. 1773 mit Maria Thereſia von Savoyen (geſt. 2. Jun. 1805), mit der er zwei Söhne (ſ. Bourbon, Haus) erzeugte. Durch ſeine Liebenswürdigkeit und ſeine Verſchwendungen berühmt, galt dieſer Prinz für einen Beſchützer der Wiſſenſchaften. Er war vom Anfange der Revolution an einer der eifrigſten Vertheidiger der königl. Vorrechte. Als die Pariſer einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatten, entwich er aus Frankreich — das erſte Zeichen zur Auswanderung! — und begab ſich mit ſeiner Familie nach Turin an den Hof ſeines Schwiegervaters. 1790 hatte der Graf Artois zu Mantua eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Leopold, und 1791 begab er ſich mit dem Marſchall Broglio und dem Prinzen von Condé nach Worms, wodurch er die Auswanderung einer großen Anzahl von Offiziers veranlaßte. Er hielt ſich einige Zeit bei Bonn auf, kam nach Brüſſel, wo die Erzherzogin Marie Chriſtine ihm zu Ehren Feſte gab, und ging hierauf nach Wien. Im J. 1791 war er in Pillnitz (ſ. d. Art.). Nach der Annahme der Conſtitution von 1791 lud ihn Ludwig XVI. ein, wieder an ſeinen Hof zurückzukehren. Allein er blieb in Coblenz und rüſtete ſich zum Kriege; beſcheinigte ſeine Weigerung in der Antwort an Ludwig XVI. und erließ eine heftige Proclamation gegen die Nationalverſammlung. Daher ward er von der geſetzgebenden Verſammlung den 1. Jan. 1792 für klagfällig erklärt, und den 19. Mai ward ſeine conſtitutionsmäßige Penſion von einer Million, die ihm als Bruder des Königs zukam, aufgehoben, und ſeine Appanagerente ſeinen Gläubigern überlaſſen. Bei dem Eindringen der feindlichen Heere in die Champagne commandirte er ein Corps Reiterei von Ausgewanderten. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er von ſeinem Bruder zum Generallieutenant des Königreichs Frankreich ernannt. Er ging hierauf nach Petersburg, wo ihn Catharina II. mit vielem Glanze empfing. Bevor er das Corps der Ausgewanderten verließ, ſchrieb er an den Marſchall Broglio, und ſchickte ihm ſeine Medaillen, Diamanten und den Degen ſeines Sohnes, um durch ihren Verkauf den nöthig-

ſten Bedürfniſſen abzuhelfen. Zu Ende des Jahrs 1794 ſicherte ihm das engliſche Gouvernement eine Penſion von 15,000 Pfd. Sterl. zu, und er ſchiffte ſich den 26. Juli 1796 zu Cuxhaven nach London ein. Er ging hierauf an Bord einer engliſchen Fregatte, die lange Zeit an den franzöſiſchen Küſten kreuzte, und den 24. Sept. zu Isle Dieu unter dem Schutze der Escadre des Commodore Warren landete, kehrte aber unverrichteter Sache nach Portsmouth zurück und lebte ſeitdem zu Edinburg in Holy Hood Houſe, dem Schloſſe der alten Könige von Schottland. In dem Feldzuge von 1799 ſollte er in der Schweiz zur Condéſchen Armee, die aus dem Innern von Rußland anlangte, ſtoßen, erhielt aber noch vor ſeinem Abgange die Nachricht, daß der Plan der zweiten Coalition geſcheitert ſei, und blieb daher in London. Im Febr. 1800 ſöhnte er ſich mit den Kindern des Herzogs von Orleans aus, und erſchien mit ihnen bei Hofe, wo der König ihnen eine Audienz gab. Im Nov. 1804 hatte er zu Calmar in Schweden eine Zuſammenkunft mit ſeinem Bruder und ſeinem älteſten Sohne, und kehrte hierauf nach London zurück. Von hier begab er ſich 1814 mit Vollmachten Ludwigs XVIII. nach Frankreich, ſobald die Verbündeten daſelbſt Fortſchritte machten, erlies er von Nancy aus mehrere Proclamationen an die Franzoſen, und war der erſte Bourbon, der den 12. April d. J. wieder in Paris einzog. Hier handelte er bis zur Ankunft ſeines Bruders als deſſen Lieutenant und beſtätigte als ſolcher die Hauptgrundſätze der Conſtitutionsacte, ohne dieſe Acte ſelbſt anzuerkennen. Auch ſchloß er mit den Verbündeten den Waffenſtillſtand vom 22. April ab, und ertheilte der Stadt Napoleon den Namen Bourbon Vendée. Bei der zweiten Uſurpation Napoleons wurde er nach Lyon geſandt, um von hier aus einen Widerſtand zu organiſiren. Da ihn aber alle Truppen verließen, kehrte er ſchnell nach Paris zurück, und ging dann mit Ludwig XVIII. nach Gent. Seit dem 8. Juni 1795 heißt er Monſieur. Er war bis 1818 Generaloberſter der Nationalgarde des Königreichs und iſt es noch von den in Sold genommenen Schweizer Truppen.

Arundelianiſche Marmor, ſ. Marmorchronik.

Aruſpex (Haruſpex), und in der Mehrzahl Haruſpices, waren bei den Römern gewiſſe zur Prieſterclaſſe gehörige Perſonen, welche die Opferthiere und die Eingeweide derſelben nach ihrer Opferung beſichtigten, um daraus die Vorbedeutungen der Zukunft zu erforſchen. Außerdem achteten ſie auch auf die das Opfer begleitenden Umſtände, und weiſſagten daraus, z. B. aus der Flamme, dem Rauch, dem Betragen des Opferthiers u. ſ. w. Sie ſtammten aus Hetrurien, wurden von Romulus in Rom eingeführt und behielten ihr Anſehen bis auf den Kaiſer Conſtantin (357 nach Chr.), der alle Wahrſagerei bei Todesſtrafe verbot. Ihre Anzahl belief ſich zuletzt auf 70; ihr Vorſteher hieß summus aruspex oder magister publicus.

Arzneikunde, 1. die Summe von Kenntniſſen, deren der Arzt bedarf, um Krankheiten ihrem Entſtehen, Verlauf and Ausgang nach richtig zu erkennen, von andern zu unterſcheiden und nach ihren Erfoderniſſen zu behandeln, um ſie zu heilen, oder wo dies nicht zu erreichen iſt, doch zu lindern; 2. im engern Sinne, die Arzneien und deren Anwendung auf den kranken Körper. Die Geſchichte einer Wiſſenſchaft, welche mit dem Leben und der Geſundheit des Menſchen in ſo genauer Beziehung ſteht, muß jedem Gebildeten höchſt wichtig ſein; ſie zeigt uns, auf welchem Grade von Kultur die Arzneikunde in jedem Alter der Welt und bei jedem Volke ſtand, wie mit der Bildung des

Verſtandes auch die Kenntniſſe in der Medizin anwuchſen, wie an der Vervollkommnung andrer Wiſſenſchaften auch die Medicin jedesmal ihren Theil nahm, wie endlich zu jeder Zeit Freiheit des Geiſtes und redliches Streben nach der Wahrheit ihr nützlich, hingegen Befangenheit von einſeitigen Meinungen, die Sucht, nur das zu finden, was vorgefaßte Meinungen beſtätigen ſollte, ihr jederzeit ſchädlich war. Der Entſtehung der Arzneikunde einen beſtimmten Zeitpunct anzuweiſen, iſt eben ſo unmöglich als unnütz. Was uns die älteſte Geſchichte davon aufbewahrt hat, iſt meiſtens mit fabelhaften Erzählungen ausgeſchmückt. Jedes Volk wurde wohl der Erfinder der erſten nothwendigſten Hülfsleiſtungen, von der Natur durch den in Krankheiten entſtehenden Inſtinct, zuweilen auch blos vom Zufall belehrt. Sobald höhere Kultur des Geiſtes ihre Wirkſamkeit auch auf die Behandlung der Krankheiten erſtreckte, fingen natürlich diejenigen Völker, welche in jener Geiſtesveredlung andern vorangingen, auch zuerſt an, die Arzneikunde aus jenem Naturſtande zur Kunſt zu erheben. So weit wir daher in der älteſten Geſchichte Nachrichten haben von den zuerſt ſich bildenden Nationen, finden wir auch, daß bei ihnen die Medizin zuerſt anfing, ſich auf die unterſten Stufen der Vervollkommnung zu erheben. So war bei den älteſten Ägyptiern ſchon eine Spur von Arzneikunde, indem man dem Hermes, welcher von einer ägyptiſchen Götterfamilie abſtammen ſoll, und deſſen Nachfolgern ein Buch zuſchrieb, in welchem die Regeln der Arzneikunde verzeichnet waren, welche die damaligen Ärzte befolgen mußten. Dies waren in den älteſten Zeiten die Prieſter. Aus den geſammelten Beobachtungen und Erfahrungen über den Gang der Krankheiten und die Nützlichkeit ihrer angewandten Mittel entſtand endlich ihre Arzneikunde. Denſelben Gang nahm die Entſtehung derſelben bei den Griechen. Auch ſie hatten Perſonen unter ihren Gottheiten, denen ſie die Erfindung der Arzneikunde zuſchrieben (z. B. Äskulap 1263 J. v. Chr.), deren Prieſter ſich für die einzigen Beſitzer der göttlichen Kunſt ausgaben und in ihren Tempeln die Kranken verſammelten, die Beſchreibung der Krankheit, und die Mittel, durch welche der Kranke glaubte geneſen zu ſein, in denſelben als Weihtafeln (Votivtafeln) aufhingen. Aus dieſen Prieſterſchulen, welche vielleicht mehrere Jahrhunderte dauerten, ging ein Mann hervor, welcher mit großer Beobachtungsgabe die größte Treue im Wiedergeben des Gefundenen verband, der eigentliche Stifter einer wiſſenſchaftlichen Arzneikunde, Hippokrates (456 J. v. Chr. Geb.). Die unter ſeinem Namen bekannten Schriften ſind jedoch nicht alle von ihm allein, ſondern zum Theil auch von ſeinen Nachfolgern verfaßt. Er führte die Ärzte auf den wahren Standpunct, von welchem ſie ſich wenigſtens damals noch nicht entfernen durften, wenn ſie ſich nicht verirren wollten, nämlich auf den Standpunct der treuen Naturbeobachtung. Allein ſchon ſeine nächſten Nachfolger blieben ſeinem Wege nicht treu, ſondern ſuchten mittelſt der damals herrſchenden philoſophiſchen Meinungen und Syſteme (z. B. des Plato, Epikurs) auch die Arzneikunde in ein Syſtem zu bringen. Daher die Entſtehung der dogmatiſchen Medizin. In ſpäterer Zeit war Alexandrien die einzige Bildungsanſtalt der Ärzte; allein auch dort herrſchte die Sucht, mediziniſche Theorien auf philoſophiſchen Syſtemen zu erbauen. So war es denn natürlich, daß Männer von Kraft und Geiſt, vertraut mit den Hippokratiſchen Schriften, der Schulphiloſophie und ihrer Spitzfindigkeiten müde, den alten verlaſſenen Weg der Erfahrung wieder einſchlugen, daher die Schule der Empiriker, deren Stifter Se-

rapion von Alexandrien (279 J. v. Chr.) war. Doch der nach Verſtandeseinheit ſtrebende Geiſt des Menſchen ſuchte bald wiederum einige Theorie mit der Erfahrung zu verbinden, und ſo bildete ſich die Schule der Methodiker. Einen neuen Verſuch, der Medizin eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung zu geben, machte Galen, berühmt durch ſeine vielen Schriften (160 n. Chr.). Er ſchrieb Auslegungen über die Hippokratiſchen Schriften, und arbeitete beſonders die Lehre vom Pulſe ſehr ſorgfältig aus. Seiner Theorie hingen die Ärzte mehrere Jahrhunderte hindurch an. In den unruhigen Zeiten, da beſtändig Einfälle fremder kriegeriſcher Völker das römiſche Reich erſchütterten, bis in die Zeit des Mittelalters, wurde wenig für die Arzneikunde gethan. Die alexandriniſchen Bibliotheken wurden zerſtört, die Mohammedaner breiteten ſich nicht nur in Aſien, ſondern ſelbſt in Europa aus. Bei den Arabern erhielt ſich zwar noch einige Gelehrſamkeit, doch blieb die Medizin auf dem Grade ſtehen, auf welchen die griechiſchen Ärzte ſie gebracht hatten. Prieſter und Mönche waren in dem chriſtlichen Europa damals beinahe die einzigen Ärzte. In Salern im Neapolitaniſchen legten die Mönche (im 8. Jahrh.) den Grund zu einer Anſtalt, die in der Folge den wichtigſten Einfluß auf die Medicin hatte. Schon von der damaligen Zeit an zogen ſie durch ihre Wundercuren mit Reliquien und dergl. viele Kranke nach Salern. Im 11. Jahrh. aber ſtudirten ſie die arabiſchen und griechiſchen Ärzte, und mehrere unter ihnen erwarben ſich als Ärzte ſchon durch ihre Gelehrſamkeit bedeutenden Ruhm. Im 13. Jahrh. gab Kaiſer Friedrich II. der ſalernitaniſchen Schule die völlige Einrichtung einer Akademie mit vielem Anſehen und vielen Gerechtſamen. Die Erfindung der Buchdruckerkunſt gab der Verbreitung der Wiſſenſchaften einen neuen Schwung. Auch die Arzneikunde nahm Antheil daran, indem das Studium der griechiſchen Ärzte nun weit allgemeiner wurde, und die Ausübung immer mehr aus den Händen der Mönche kam, wozu ſchon vorher die Verbote der Päpſte viel mitgewirkt hatten. Bisher waren die Ärzte immer noch dem Galeniſchen Syſtem treulich gefolgt, nur wenige ſuchten den echt Hippokratiſchen Geiſt in der Medizin wieder herzuſtellen. Jetzt trat Paracelſus auf, verwarf nicht nur Galens, ſondern aller ſeiner Vorgänger Theorien (im J. 1525), und ſtellte mit großer Selbſtgenügſamkeit eine neue auf, welche theils auf chemiſche Grundſätze gebaut, theils mit theologiſchen, magiſchen und aſtrologiſchen Schwärmereien ausgefüllt war. Helmont nahm als Grund aller Lebensbewegungen einen Lebensgeiſt an, den er Archäus nannte. Auch er verband damit chemiſche Grundſätze, und ſtellte ein neues Syſtem auf. Noch mehr trug zur Veränderung der bisherigen Anſichten in der Arzneikunde die Entdeckung des Blutumlaufs von Harvey (1619) bei, indem dadurch das iatromathematiſche Syſtem veranlaßt wurde, welches der Medizin durch Berechnungen Evidenz verſchaffen wollte. Sydenham (in den Jahren 1665 u. f.) ſtellte die alte empiriſche Schule wieder her; er beobachtete die Einwirkungen der Einflüſſe der Witterung ſehr genau. Stahl (1707 u. f.) erneuerte das Helmontſche Syſtem und ſtellte es in einer veränderten Form wieder auf, indem er die Rolle des Archäus der Seele zutheilte. Dabei aber nahm er auch große Rückſichten auf die Lebenskräfte und die Thätigkeit der Natur, beſtimmte die Urſachen der Krankheiten genauer, als bisher geſchehen war, und beſchränkte ſehr den Gebrauch ſtarker und heroiſcher Arzneimittel. Je allgemeiner jetzt das Studium der Medizin wurde, deſto mehrere vorzügliche Männer ſtanden auf, welche von Zeit zu Zeit

den Verſuch machten, die Medizin als Wiſſenſchaft feſter zu begründen. Jeder ſah den Irrweg, auf welchem ſein Vorgänger von der Wahrheit abgekommen war, ſchlug einen andern Weg ein und fehlte gleichfalls. Unter dieſen machten ſich (im Anfange des 18. Jahrh.) noch berühmt Friedrich Hoffmann und Boerhave. Die Kultur der übrigen Wiſſenſchaften und Künſte, beſonders derer, welche mit der Arzneikunde in näherer Verbindung ſtehen, als Philoſophie, Phyſik und Chemie, wurde jetzt auch höher getrieben, und ihre Bereicherungen trug man in die Medizin über. Zu Ende des 18. Jahrh. wechſelten die Anſichten in der Medizin ſchneller als je, indem immer mehrere Bearbeiter derſelben ſich erhoben Im Ganzen waren jedoch die Syſteme hauptſächlich auf die Lebenskräfte und auf deren Stimmung, oder auf die Miſchung der Säfte gerichtet, oder ſie waren blos empiriſche nach Sydenhams Schule, oder eklektiſche, welche aus jeder Theorie das Brauchbare nahmen, übrigens ſich mit Hippokratiſchem Geiſt an die Beobachtung der Natur und eine rationelle Empirie hielten. Dieſe Stille in der Medizin unterbrach Brown mit ſeinem neuen Syſtem, das blos auf die verſchiedenen Verhältniſſe zwiſchen der Erregbarkeit und der auf ſie wirkenden Reize gebaut war, und alle andern zu verdrängen drohte (ſ. die Art. Brown, Erregungstheorie u. ſ. w.). Am meiſten Aufſehen machte dieſes Syſtem bei den Deutſchen, bei welchen es auch die meiſten Anhänger, Bearbeiter und Nachbeter fand. Indeſſen erhoben ſich doch viele Stimmen mit gegründeten Einwürfen dagegen, welche nicht ganz verhallten und mehrere Modificationen veranlaßten, aus welchen die ſogenannte Erregungstheorie entſtand. Während dieſer Zeit fing die neueſte Naturphiloſophie an, ihr Licht auch in der Medizin zu verbreiten. Mehrere Ärzte wandten die Grundſätze dieſer Philoſophie mit vielem Glück auf einzelne Zweige der Medizin an, beſonders enthüllten ſie in der Phyſiologie, in der Lehre von dem Leben ſelbſt, dem Organismus, ſeinen einzelnen Gebilden und deren Bedeutung und Function neue und überraſchende Anſichten. Selbſt auf die Pathogenie (die Erklärung der Entſtehung der Krankheiten), auf die Therapie (die Behandlung derſelben) hat ſie ſchon in kurzer Zeit einen ſo wohlthätigen Einfluß gehabt, daß ſich mit Grund hoffen läßt, ſie werde die Medizin, als Wiſſenſchaft, bei fernerer Bearbeitung auf den Grad von Vollkommenheit erheben, deſſen ſie, im Verhältniß der menſchlichen Beſchränktheit, nur fähig iſt. — (Das Weitere ſ. in dem Art. Medizin.)

Arzt, derjenige, welcher im Beſitz aller zur Erhaltung der Geſundheit und Abwehrung der Krankheit, oder wenn letztere eingetreten iſt, zur Erkenntniß und Heilung derſelben gehörigen Wiſſenſchaften, die Geſundheit des Menſchen zu erhalten, und im Fall ſie verloren gegangen iſt, wieder herzuſtellen ſucht. Der Beſitz der Heilwiſſenſchaft allein macht den ſogenannten theoretiſchen Arzt, der Übergang des Wiſſens in wirkliches Heilen, oder doch das Streben nach dieſem Ziele, den ſogenannten praktiſchen Arzt, eigentlicher den Heilkünſtler. Der wahre Arzt in dieſem Sinne muß alſo nicht blos im Beſitze der Heilwiſſenſchaft, ſondern auch der Heilkunſt ſein. Beide ſtehen in dem Verhältniß zuſammen, wie Wiſſenſchaft und Kunſt (in höherem Sinne) überhaupt. Letztere bezeichnet den Übergang der ganzen Summe des Wiſſens in Handeln. Wiſſenſchaft erzeugt und leitet die Idee, Kunſt ſucht dieſe in einem Product wirklich herzuſtellen. Die Kunſt muß ſelbſt da, wo Wiſſenſchaft nicht hinreicht, dieſe erſetzen, die Regeln für den beſtimmten Fall ſelbſt erfinden, wo die

Wiſſenſchaft nur die allgemeinen Geſetze angiebt. Dies iſt vorzüglich der Fall, wo der Verſtand nicht nach einfachen und ganz beſtimmten Grundſätzen, ſondern nach vielen, zuſammengeſetzten und veränderlichen Umſtänden ſchließen, wo er ſich ſtatt der Gewißheit oft mit Wahrſcheinlichkeit begnügen muß. Die Kunſt beruht demnach auf Genie, als dem höchſten Grade ſelbſtſchaffender Geiſtesthätigkeit überhaupt, oder dem harmoniſchen Verein von vorzüglichem Verſtand und thätiger Imagination, als Schöpferin und Erfinderin neuer Ideen. Das Object der Heilkunſt iſt der Menſch als lebendes geiſtiges Weſen, deſſen Inneres in unaufhörlichem Wechſel ſeines Zuſtandes theils durch Beſtimmungen der ihn umgebenden Außenwelt, theils durch innere, willkürliche und unwillkürliche Selbſtbeſtimmungen, begriffen iſt. Welche unendliche Mannichfaltigkeit beut die Individualität der Menſchen dar, welche Verſchiedenheit im Stande der Geſundheit, welche Abweichungen von dieſem Stande, durch Alter, Geſchlecht, äußere Einflüſſe, innere Geiſtesbewegungen modificirt! Hier bietet die Wiſſenſchaft dem Verſtande nur wenige beſtimmte, aber deſto mehr ſchwankende, bedingte, zuſammengeſetzte Grundſätze dar; in vollem Maße muß die ſelbſtſchaffende Kraft, aus dem gegebenen Bekannten das Verborgene zu finden, hervortreten, die Grade der Wahrſcheinlichkeit zu meſſen und ſchnell das Richtige zu beſtimmen. Die Heilkunſt erfodert alſo eben ſowohl Genie, als die Kunſt überhaupt, und zwar in vorzüglichem Grade, weil das Feld der Wiſſenſchaft hier ſchon ſo groß, der Spielraum der Kunſt aber unermeßlich iſt. Die Anlage zum Arzt beruht aber nicht ſowohl auf Genie im gewöhnlichen Sinne, dem Vorwalten irgend einer beſondern Fertigkeit oder Geiſtesfähigkeit, ſondern vielmehr auf Genialität in höherm Sinne, oder dem harmoniſchen Verein aller Geiſteskräfte in vorzüglichem Grade, beſonders des Verſtandes und der Imagination. In Rückſicht des erſtern muß der Arzt philoſophiſches, in Rückſicht des zweiten dichteriſches Genie beſitzen; denn der Arzt, wie der Philoſoph, darf ſich nicht begnügen, die Dinge zu wiſſen, wie ſie ſind, ſondern er muß auch den Grund unterſuchen, warum ſie es ſind. Der philoſophiſche Geiſt führt den Arzt von dem Sichtbaren auf das Verborgene, von dem Einfachen zu dem Zuſammengeſetzten, von guten Beobachtungen auf richtige Schlüſſe und endlich zu allgemeinen Grundlagen. Das Dichtergenie zeigt ſich bei dem Arzte dadurch, daß er er da, wo die Wiſſenſchaft für den individuellen Fall nicht hinreicht, durch ſelbſtſchaffende Thätigkeit der Imagination ſich das Bild der Krankheit entwirft, neue Ideenverbindungen ſchafft, ſchnell den Heilplan, nicht nach dem Compendium der Wiſſenſchaft, ſondern ſpeciell für das Individuum entwirft. Was die Ausbildung des Arztes betrifft, ſo bezieht ſie ſich zunächſt auf Erlernung der Wiſſenſchaft und Übung der Kunſt. Die Erlernung der Wiſſenſchaft erfodert die Einſammlung aller zur Arzneikunde (ſ. d. Art.) gehörigen Kenntniſſe. Kein Theil der Arzneikunde und keine der zu ihr gehörigen Hülfswiſſenſchaften darf davon ausgeſchloſſen werden, wenn nicht eine Lücke in der Ausbildung des Arztes entſtehen ſoll. Man hat neuerer Zeit darüber geſtritten, ob die Chirurgie von der Medizin getrennt bleiben oder mit ihr vereinigt werden ſoll. Es iſt aber kein Zweifel, daß in der theoretiſchen Bildung des Arztes die Chirurgie nicht fehlen darf, obgleich die Ausübung oft getrennt iſt und bleiben wird. Was die Kunſtbildung betrifft, ſo beruht ſie, wie oben gezeigt wurde, auf Genie. Wo dieſes fehlt, da findet nie die Kunſt ſich ein. Das Genie des Arztes iſt

das Band, welches die Wiſſenſchaft mit der Natur vereinigt; es iſt der Lichtſtrahl, welcher ihm in der Dunkelheit das Verborgene offenbart, und ihn ſchnell begreifen läßt, was aus der Fülle der Wiſſenſchaft auf die Mannichfaltigkeit der Individuen paßt. Genie kann nicht erworben, aber es kann geübt werden durch öftere Anwendung der Wiſſenſchaft auf individuelle Krankheitsfälle, durch Vergleichung der Ähnlichkeit derſelben und Unterſcheidung ihrer innern Verſchiedenheiten, durch ſchnelles Auffinden des richtigen Mittels gegen jeden derſelben, durch ſchnelle Unterſcheidung der Grade der Wahrſcheinlichkeit u. ſ. w., wodurch endlich die Kunſtfertigkeit entſteht. So wie die Anlage den Grund der Möglichkeit, ein wahrer Arzt zu werden, bezeichnet, die Ausbildung aber derſelben die Richtung auf den Heilzweck giebt, ſo bezeichnen die Eigenſchaften des Arztes die einzeln in der Erſcheinung ſich wirklich darſtellenden Momente, welche zur Ausübung der ärztlichen Function erfoderlich ſind. Einige der nothwendigſten ſind folgende: Regelmäßige Bildung des Körpers, indem auffallende Mißbildung einen unangenehmen Eindruck in der Erſcheinung des Arztes macht; Geſundheit, in ſo fern der Arzt körperlichen Anſtrengungen ſich unterziehen muß, und ſie ſelbſt auf die Wirkſamkeit des Geiſtes und auf die Stimmung des Gemüths unbezweifelten Einfluß hat; Stärke der Sinne, zur ſchnellen Auffaſſung aller auf den Kranken ſich beziehenden ſinnlich wahrnehmbaren Umſtände. Unter den geiſtigen Eigenſchaften ſind vorzüglich Scharfſinn, Imagination, Gegenwart des Geiſtes, um in dringenden Fällen ſchnell die zweckmäßige Hülfe ergreifen zu können, Beobachtungsgabe und Selbſtdenken zu bemerken. Unter den moraliſchen Eigenſchaften ſind die vornehmſten: Religioſität, als zum Vertrauen des Kranken, zur Bewahrung des Pflichtgefühls und zur Erhebung des Muthes bei den das Gefühl beſtürmenden widrigen Erfahrungen, denen der Arzt ausgeſetzt iſt, unerläßlich nothwendig; Geduld in Ertragung der Mühſeligkeiten des ärztlichen Berufs und der Schwächen des Kranken, und nöthig zur Bewahrung einer gleichmüthigen Stimmung; Mäßigkeit und Enthaltſamkeit in ſinnlichen Genüſſen, um jederzeit den Pflichten des ärztlichen Berufs genügen zu können; Verſchwiegenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit u. ſ. w. Die Pflichten des Arztes fließen aus den Begriffen des Zwecks und des Gegenſtandes ſeiner Thätigkeit. Die koſtbarſten der irdiſchen Güter übergiebt ihm der Menſch: ſein Leben und ſeine Geſundheit; er hofft von ihm Erhaltung des Lebens und Wiederherſtellung der Geſundheit. Die Heiligkeit dieſes Berufs ſahen von jeher alle von ihr durchdrungenen wahren Ärzte ein. Die allgemeinſte Bezeichnung der Arztespflicht iſt dieſe: alles das zu thun, wovon er überzeugt iſt, daß es für das Leben und die Geſundheit ſeines Anvertrauten nützlich iſt, und nichts zu thun, wovon er überzeugt iſt, daß es für ſolche ſchädlich iſt. Daher die ſpeciellen Pflichten des Arztes: er muß die Höhe des jedesmaligen Standpuncts der Arzneikunde zu erreichen ſtreben, alſo beſtändig fortſtudiren, mit den Beobachtungen und Belehrungen anderer Ärzte und mit den Bereicherungen der ſtets fortſchreitenden Wiſſenſchaft und Kunſt ſich bekannt machen, er muß treu und ſorgfältig in Ausübung ſeines Berufs ſein, er muß über das, was der Kranke ihm anvertraut, was er von häuslichen Verhältniſſen deſſelben ſieht, Verſchwiegenheit beobachten u. ſ. w. Das Verhältniß des Arztes zum Publicum und zum Staate läßt ſich gleichfalls aus dem Zwecke der Heilkunſt ableiten. Der Arzt ſteht in dem Verhältniſſe zu dem Publicum als wiſſenſchaft-

licher Künſtler, von dem es Erhaltung oder Wiederherſtellung der Geſundheit erwartet. Vor dem Arzte gilt kein Anſehen der Perſon; Fürſt oder Unterthan, Reicher oder Bettler, alle Menſchen ſind ihm gleich. Als Kranke können ſie nur in ſo weit Rückſicht auf äußere Verhältniſſe verlangen, als ſolche auf den Heilzweck Einfluß haben. Eben dieſer erfodert auch, daß jeder Kranke ſich unbedingt den Verordnungen des Arztes unterwerfen muß. Der Arzt, welcher ſich von den äußern Verhältniſſen des Kranken imponiren, ſich von eigennützigen Rückſichten beſtimmen läßt, verkennt ſeine eigene Würde. Die Verpflichtung zur Dankbarkeit des Kranken gegen ſeinen Arzt iſt größer, als bei jedem andern Künſtler. Hierunter verſtehen wir jedoch nicht die pecuniäre Belohnung, als welche nach gewiſſen Beſtimmungen feſtgeſetzt ſein kann, ſondern das Gefühl und die Überzeugung der Verpflichtung gegen ihn. Der Arzt muß als gelehrter Künſtler für das Publicum arbeiten, er muß dieſe Arbeit zu jeder Zeit, ſobald es die Noth erfodert, oft unter Umſtänden, die ihm unangenehm, beſchwerlich, die oft ſogar gefahrvoll für ihn ſind, übernehmen; er muß, um das Leben und die Geſundheit Anderer zu erhalten, ſeine Ruhe und ſeinen Lebensgenuß, oft ſeine eigene Geſundheit und ſein Leben aufopfern. Wie reichlich daher die Dienſte des Arztes auch bezahlt werden mögen, ſo bleiben ihm immer noch die gerechteſten Anſprüche auf die Dankbarkeit derer, für die er arbeitet. Das Urtheil des Publicums über den Arzt wird theils durch den Grad von Geiſtesbildung, theils durch den Willen des erſtern beſtimmt. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Beurtheilung und Behandlung des Arztes einen ſichern Maßſtab für die Geiſtes- und Herzensbildung der Menſchen, die mit ihm zu thun haben, abgiebt. Den Werth des echten Heilkünſtlers einzuſehen, dazu gehört die Kenntniß deſſen, was zur Anlage und Ausbildung deſſelben erfodert wird, und ſeine Bemühungen mit Dank zu erkennen, dazu gehört eine höhere Humanität, als bis jetzt noch gewöhnlich iſt. Der Pöbel hält den Arzt blos für einen Arznei- oder Recepthändler; Pfuſcher und Quackſalber, die mit abergläubiſchen Mitteln, Bader, die nach einem aufgefundenen alten Receptbuche, die groben Empiriker, die die Krankheit nach ihrem Namen behandeln, ſtehen bei ihm in gleichem Range. Der Ungebildete hält jeden, unter deſſen Händen ein Kranker geſund worden iſt, für einen Arzt, weil er Urſache und Wirkung nicht zu unterſcheiden vermag; er hegt aber ſelbſt gegen den Arzt, der ihm geholfen hat, nicht weiter Dankbarkeit, als daß er ihm höchſtens einen elenden Lohn bezahlt. Dabei trifft noch bei den meiſten das alte Sprichwort ein:

Accipe cum dolor est, nam postquam poena recessit,
Audebit sanus dicere, multa dedi.

Halbwiſſer und Witzlinge beſchuldigen gern die Arzneikunde überhaupt der Unſicherheit, weil ſie die natürlichen Grenzen derſelben nicht kennen oder nicht kennen wollen, und weil es überhaupt leichter iſt, über eine Kunſt zu ſpotten, als ſie zu üben. Was von Natur unheilbar iſt, kann kein Arzt heilen, was Alter allmählig herbeiführt, kann Krankheit ſchnell herbeiführen. Ob die Natur oder der Arzt die Krankheit geheilt habe, kann derjenige freilich nicht einſehen, der weder die Kräfte der Natur, die Art und die Grenzen ihrer Wirkſamkeit in Krankheiten, noch die Wirkung der Arzneimittel kennt, daher es ihm leichter iſt, dem Zufall zuzuſchreiben, was eine Wirkung des Verhältniſſes zwiſchen dem Arzneimittel und der Krankheit iſt. Mancher Arzt wird durch günſtige Vorurtheile, Familienverbindungen u. ſ. w. gehoben, er wird in allen

Vorfällen günſtig beurtheilt. Stirbt einem andern ein Kranker, ſo giebt man dem Arzte die Schuld, weil es den meiſten Menſchen zu ſchwer iſt, die Mannichfaltigkeit der Urſachen, warum auch ein geſchickter Arzt den Kranken nicht herſtellen konnte, einzuſehen. Im Gegentheil erzeigt man aus den nämlichen Urſachen einem ſchlechten Arzte oft die Ehre, die Geneſung eines Kranken ihm zuzuſchreiben, blos deßwegen, weil er der letzte geweſen iſt, den der Kranke gebraucht hat. — Der Arzt ſteht gegen den Staat im Verhältniſſe eines der erſten Staatsdiener. Dieſe Würde kommt ihm zu ſowohl wegen der nicht gemeinen Talente und Summe von Kenntniſſen, die ihm nöthig ſind, wegen der Wichtigkeit ſeiner Verpflichtungen, als auch wegen der Nothwendigkeit ſeiner Kunſt. Der Staat wird nur erhalten von ſeinen geſunden Bürgern, wird nur vertheidigt von geſunden Soldaten, regiert von geſunden Beamten. Je mehr Kranke, deſto ſchwächer der Staat; je längere Dauer der Krankheit, deſto länger muß der Staat dieſen Bürger entbehren. Es erfodert daher das erſte Intereſſe des Staates, für die Geſundheit ſeiner Mitglieder zu ſorgen. Darum liegt ihm ob, für gehörige Auswahl der Subjecte und ihre Ausbildung zu echten Ärzten Sorge zu tragen, die Unwürdigen von der Ausübung der Arzneikunſt abzuhalten, alſo auf die hinlängliche Prüfung der Ärzte, auf die Fortſchritte derſelben zu ſehen, die Entweihung der Kunſt von Pfuſchern aller Art und den Nachtheil, der hieraus fließt, zu verhüten, für die Sicherung der Subſtanz der Ärzte, für die Erhaltung ihrer Würde im Staate, ihrer Rechte und für ihre Belohnung zu wachen. Doch wird hier das Verhältniß zum Staate, als ſolches, wie es ſein ſollte, angenommen, obgleich die Erfahrung in vielen Ländern das Gegentheil zeigt, und theils Unkenntniß dieſen wichtigen Zweig der Staatsverwaltung vernachläſſigt, theils Egoismus und kleinliche Rückſichten dem Arzte die Würde ſchmälern, die ihm als Staatsdiener zukommt. H.

As heißt in der Muſik die neunte Stufe der diatoniſch-chromatiſchen Tonleiter, wenn ſie zu f die kleine Terze macht; iſt ſie die große Terze zu e, oder die Quinte zu cis, ſo wird ſie gis genannt; As dur, As moll. — Ferner iſt As, 1. ein Apothekerpfund, ſ. Apothekergewicht; 2. ein Ducatengewicht, der 70. Theil eines Ducatens.

Asbeſt (der gemeine) iſt ein grüner verhärteter Amianth, deſſen Faſern ſich nicht theilen laſſen, ſondern in großen Splittern abſpringen. Zuweilen hat es die Geſtalt des Holzes und wird dann Bergholz genannt. Der gemeine und biegſame Asbeſt kommen jederzeit in Geſellſchaft vor, und gehen in einander über, weßhalb man ehedem glaubte, der Asbeſt ſei ein noch unreifer Amianth, deſſen heutiger Name biegſamer Asbeſt iſt. Die Asbeſtgattung, welche jetzt vier Arten hat, iſt ihrer Entſtehung nach ein mehr oder weniger faſriger Sinter, welcher die Gänge und Klüfte der Serpentinſteingebirge ausfüllt, und war bereits Griechen und Römern bekannt. Allein die obengedachte Verwandlung des gemeinen Asbeſt in biegſamen iſt nicht das Reſultat einer Veredlung, ſondern, wie Kirwan bemerkt, vielmehr das Reſultat der Zerſtörung und Verwitterung. Unter den mannichfaltigen Asbeſtarten heben wir nur die wichtigſten aus. Der vollkommenſte biegſame Asbeſt iſt der weißen Seide oder den Staubfäden der Asclepias syriaca oder Seidenpflanze ähnlich und ſeine Zubereitung kommt der Zubereitung des Flachſes ſehr gleich. Zuerſt legt man ihn ins Waſſer, damit es eindringe und bei der folgenden Arbeit das Zerbrechen der Faſern verhindere. Darauf wird er auf einer Platte

mit Klopfhölzern gebrecht und die abgetrennten Faſern werden aus einander gezogen. Drittens kommen ſie in heißes Waſſer, worin man dieſelben fleißig umrührt, wobei ſich das verwitterte Bindemittel der Faſern abſondert und das Waſſer wie Milch färbt. Dieſes Waſchen wird ſo lange fortgeſetzt, bis es ungetrübt davon abgegoſſen werden kann. Die reingewaſchenen Fäden breitet man wegen des ſchnellen Ablaufens des Waſſers in Siebe aus und trocknet ſie an der Sonne. Die völlig getrockneten Faſern werden nun mit engen Wollkämmen gelinde geſtrichen, zertheilt, aufgeriſſen und endlich zwei Asbeſtfaſern mit einer Flachsfaſer zuſammengeſponnen. Der Spinner taucht dabei die Finger in Baumöl, um dieſelben gegen die Stiche der Asbeſtfaſern zu ſchützen und zugleich die Asbeſtfaſern dichter zuſammenzukleben. Dieſes Geſpinnſt wird endlich auf dem Weberſtuhle ohne weitern Zuſatz ſo dicht und ſteif als möglich gewebt, und das fertige Zeug zuletzt auf glühende Kohlen ausgebreitet, wodurch der Flachs und das Öl ausbrennen; aber gerade dieſes Ausbrennen iſt das Schwierigſte bei dieſer Asbeſtarbeit. Auf dieſe Art verfertigt man ſeit 1710 zu Nerwiansk in Sibirien außer der Leinwand auch noch Mützen, Handſchuh und Beutel; auf den Pyrenäen Gürtel, Bänder, Schnuren, Servietten ꝛc. Kaiſer Carl V. hatte Tiſchzeug von Asbeſt, das er bisweilen nach Tiſche zum Vergnügen ſeiner Gäſte ins Kaminfeuer warf. Die Alten wickelten nach dem Zeugniſſe des Dioskorides ihre Todten in dergleichen Zeuge und verbrannten ſie darin, damit die Überreſte derſelben ſich nicht mit Holzaſche vermiſchen ſollten. Weiter verfertigte man aus Asbeſtfaſern Lampendocht, Papier; D. Faxe Steinpappe; Prof. Koch zu St. Petersburg wendete ihn mit Glück zum Abformen der Münzen an; auch kann man daraus große Basreliefs- und Stuckaturarbeit verfertigen; und nach Dolomieu ſoll man dieſe Faſern auf Corſica mit Thon zuſammenkneten, Geſchirr daraus drehen und brennen, das viel leichter, weniger zerbrechlich iſt, und die Abwechſelung der Hitze und Kälte beſſer verträgt. X.

Aſcanius, des Äneas und der Kreuſa Sohn, verließ an der Hand ſeines Vaters das brennende Troja (ſ. Äneas und Troja) und kam mit ihm nach Italien. Hier tödtete er aus Unvorſichtigkeit einen den Kindern des Tyrrheus gehörigen Hirſch, und verwickelte dadurch ſeinen Vater in einen Krieg, der dieſem das Leben koſtete. Er übernahm darauf die Regierung. Als aber Lavinia, des Äneas zweite Gemahlin, bald nach des Vaters Tode von einem Sohne entbunden wurde und aus Furcht vor Aſcanius in die Wälder floh, ließ er ſie zurückführen, übergab ihr freiwillig das väterliche Reich, und ging mit ſeinen Anhängern tiefer ins Land, wo er die Stadt Alba longa erbaute und ein eignes Reich ſtiftete, das aber nach ſeinem Tode mit dem lateiniſchen, das der Lavinia Sohn Sylvius beherrſchte, vereinigt wurde.

Aſcenſion, ſ. Aufſteigung.

Aſceten nannte man zu alten Zeiten in der chriſtlichen Kirche diejenigen Perſonen, welche ſich ſtrenger Übungen in der Frömmigkeit befleißigten, und ſich durch Enthaltung von ſinnlichen Genüſſen und willkürliche Büßungen vor dem großen Haufen auszuzeichnen ſuchten; daher Erbauungsſchriften, welche zur Übung des Geiſtes in der Frömmigkeit Anleitung geben, aſcetiſche Schriften heißen. Schon vor Chriſto und zu den Zeiten der erſten chriſtlichen Kirche gab es in einem ähnlichen Sinne jüdiſche Aſceten (ſ. d. Art. Eſſäer) und heidniſche unter den griechiſchen Philoſophen, beſonders den Pla-

tonikern. Der Ausdruck Aſcet iſt von dem griechiſchen **Askeſis**, Übung, entlehnt, welcher bei den alten Griechen von der diätetiſchen Strenge der Athleten gebraucht wurde, die ſich, um deſto geſchickter zu den Kampfſpielen zu ſein, vieler Genüſſe enthalten mußten. Über den Charakter der chriſtlichen Aſceten und die Religionsanſicht, die ihre Praxis motivirte, vergl. die Art. **Gnoſtiker**, **Heilige**, **Mönchsweſen**. E.

Aſche iſt der feuerbeſtändige, mehr oder weniger weißliche oder weißgraue Rückſtand, der nach dem völligen Verbrennen organiſcher Körper übrig bleibt und nicht mehr geſchickt iſt, das Feuer zu unterhalten. Die Beſtandtheile der Aſche ſind, beſonders in Hinſicht auf Zuſammenſetzung und Gehalt, nach den verſchiedenen Körpern, aus denen ſie herrührt, verſchieden. Die vegetabiliſche Aſche beſteht vornehmlich aus erdigen und ſalzigen Theilen, welche letztere man durch das Auslaugen abſondern kann und vegetabiliſches Alkali nennt (ſ. d. Art.). Je feſter und dichter gewebt eine Holzart iſt, um ſo mehr Alkali giebt ſie; manche Kräuter geben jedoch mehr als die Bäume, und das äſtige Farrenkraut mehr als irgend eine bekannte Pflanze. Je trockner die Gewächſe geworden, deſto weniger liefern ſie. Das Pflanzenalkali führt immer Kohlenſäure bei ſich. Es iſt daher um ſo ätzender, je größer die Hitze war, in welcher die Aſche entſtand und je anhaltender und ſtärker die Calcination des Alkali's geſchah. Völlig reinigen von allen fremdartigen Subſtanzen kann man es nur durch Kryſtalliſation (vgl. **Pottaſche**). Von ganz anderer Beſchaffenheit iſt die thieriſche Aſche, beſonders die aus Knochen gewonnene. Ihr bleibt ein gewiſſer innerer Zuſammenhang; ſie enthält keine Salztheile, ſondern neben der Kalkerde noch eine eigenthümliche Säure, die den Namen Phosphorſäure führt. — Der Gebrauch der Holzaſche iſt bekanntlich ſehr groß. Seifenſieder, Bleicher u. ſ. w. verbrauchen ſie in ungeheurer Menge. Auch giebt ſie ein treffliches Düngungsmittel ab.

Aſchenkrug, ein Gefäß, worin die Alten die Aſche der verbrannten Leichen aufbewahrten. Es wurde aus Holz oder Metall verfertigt, und war mit geſchnitzten oder geſchlagenen Verzierungen verſehen (ſ. d. Art. **Urne**).

Aſchermittwoche, der erſte Tag der vierzigtägigen Faſten, welche die römiſche Kirche kurz vor Oſtern hält. Er hat dieſen Namen von der alten Gewohnheit erhalten, ſich mit Aſche zu beſtreuen, welches an die Buße im Staub und in der Aſche erinnern ſoll.

Äſchines, der Redner, brachte, als der Sohn armer Ältern, ſeine Jugend unter dem niedrigen Pöbel zu, mit dem er umherzog, und an deſſen Gaukeleien er, beſonders an den Bacchusfeſten, Theil nahm; ward, durch den Beifall ermuntert, Schauſpieler, dann Schreiber in einem Untergerichte, hörte den Plato und Iſokrates und wetteiferte bald als Redner mit Demoſthenes, den er jedoch an Kraft und Nachdruck nicht erreichte, ſo vortheilhaft er ſich auch durch glückliche Wahl der Worte, durch Reichthum und Deutlichkeit der Gedanken auszeichnete. Wir haben von ihm noch drei Reden und zwölf Briefe. Sie ſtehen in den Sammlungen von Aldus, Stephanus und Reiske. — **Äſchines**, der Philoſoph, der zum Unterſchiede von jenem auch der Sokratiſche genannt wird, war ein Schüler des Sokrates, den er um ſeine Belehrung mit den Worten bat: „Ich bin arm, und kann dir nichts für deinen Unterricht bieten als mich ſelbſt. Nimm mich hin als dein eigen." — „Du kennſt den Werth deines Geſchenks nicht," antwortete ihm Sokrates, ihn zu ſeinem Schüler annehmend. — Seine

Tugenden gewannen ihm allgemeine Verehrung. Wir beſitzen von ihm noch drei Geſpräche: von der Tugend, vom Reichthum und vom Tode. (Ausgaben von Clericus, Amſt. 1711 und 1740, 8. und von J. F. Fiſcher, Leipzig 1753 und 1766, 8.)

Äſchylus, der Vater des griechiſchen Trauerſpiels, wurde im 4. Jahre der 63. Olympiade (525 Jahre v. Chr. Geb.) zu Eleuſis in Attika geboren. Von ſeinen Lebensumſtänden haben wir höchſt mangelhafte und unſichere Nachrichten. Er focht für ſein Vaterland in den glorreichen Schlachten von Marathon und Salamis, ſah die Rieſenmacht des Darius und Xerxes vor den Waffen der freien Griechen untergehen, und war begeiſtert von dem ſtolzen und freudigen Gefühl der geretteten Freiheit. Mit dieſer hohen Begeiſterung dichtete er ſeine Tragödien, in welchen er nach den rohen Anfängen des Theſpis zuerſt die tragiſche Kunſt zu einer würdigen Geſtaltung erhob, ſo daß er als der Schöpfer derſelben zu betrachten iſt. In voller Rüſtung (ſagt A. W. Schlegel), wie Pallas aus dem Haupte des Jupiter, ſprang die Tragödie aus dem ſeinigen hervor. Er bekleidete ſie würdig, und gab ihr einen angemeſſenen Schauplatz; er erfand den ſceniſchen Pomp, er belehrte nicht nur den Chor im Geſang und Tanz, ſondern trat ſelbſt als Schauſpieler auf. Er entfaltete zuerſt den Dialog und beſchränkte den lyriſchen Theil der Tragödie, der jedoch bei ihm oft noch eine zu große Stelle einnimmt. Die Charaktere entwirft er mit wenigen kühnen und ſtarken Zügen. Seine Plane ſind äußerſt einfach, abgemeſſen fortſchreitend. Verwickelungen und Auflöſungen kannte er nicht. Alle ſeine Dichtungen offenbaren ein hohes und ernſtes Gemüth. Nicht die ſanfteren Rührungen, das Schrecken herrſcht bei ihm: das Haupt der Meduſa wird den erſtarrenden Zuſchauern entgegengehalten. Seine Behandlung des Schickſals iſt äußerſt herb: in ſeiner ganzen düſtern Herrlichkeit ſchwebt es über den Sterblichen. Der Kothurn des Äſchylus hat gleichſam ein ehernes Gewicht: lauter rieſenhafte Geſtalten ſchreiten darauf einher. Es ſcheint ihm faſt Überwindung zu koſten, bloße Menſchen zu ſchildern; Götter läßt er häufig auftreten, am liebſten Titanen, jene ältern Götter, welche die dunkeln Urkräfte der Natur bedeuten, und vorlängſt in den Tartarus unter die heiter geordnete Welt hinuntergeſtoßen ſind. Nach dem Maße ſeiner Perſonen ſucht er die Sprache ſelbſt, die ſie führen, rieſenmäßig anzuſchwellen. Daraus entſtehen ſchroffe Zuſammenſetzungen, überladen mit Beiworten, im Lyriſchen oft Verſchlungenheit der Wortfügungen, und daraus große Dunkelheit. In der ganz einzigen Seltſamkeit ſeiner Bilder und Ausdrücke iſt er dem Dante und Shakſpeare ähnlich. Doch fehlt es dieſen Bildern nicht an den furchtbaren Grazien, welche die Alten überhaupt an dem Äſchylus rühmen. Wir beſitzen von ſeinen zahlreichen Tragödien, deren Geſammtzahl auf ſiebzig, von Andern ſogar auf neunzig angegeben wird, nur noch ſieben; aber unter dieſen, nach dem Zeugniſſe der Alten, einige ſeiner vorzüglichſten Werke. Sie ſind: der gefeſſelte Prometheus, die ſieben Heerführer gegen Theben, die Perſer, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden und die Schutzgenoſſinnen. Mißvergnügt, geringere Stücke den ſeinigen vorgezogen zu ſehen, verließ Äſchylus endlich ſein Vaterland und begab ſich nach Sicilien, wo ihn der König Hiero ſehr ehrenvoll aufnahm und wo er im Jahr 456 vor Chr. Geb. in einem ſiebzigjährigen Alter ſtarb. In der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt verfaßte, gedenkt er ſeines dichteriſchen Lorbeers nicht, wohl aber rühmt er ſich, unter den Siegern von Marathon geweſen zu ſein. Die ge-

ſchätzteſten Ausgaben ſind: London, 1663 in Fol. von Stanley; Haag, 1745, 2 Bde in 4. von Pau, und Halle, 1809—11, 3 Bde (dritte Aufl.) von Schütz. Einzelne Stücke haben unter andern herausgegeben Brunck, Hermann und Wolf. Eine genügende Überſetzung ſeiner Tragödien haben wir in unſerer Sprache noch nicht, doch dürfen wir ſolche von Heinrich Voß erwarten. M.

Äſculap (bei den Griechen Aſklepios), der Gott der Heilkunde. Einige nennen ihn einen Sohn Apolls und der Arſinoe der Tochter Leucipps; Andere Apolls und der Koronis, der Tochter des Phlegyas. Verſchieden werden auch die Wunder erzählt, welche ſeine Wiege umringten. Nach Einigen wurde er von ſeiner Mutter ausgeſetzt, von einer Ziege geſäugt, von den Hirten gefunden, und an einem ſchimmernden Glanz um ihn für göttlich erkannt. Nach Andern hatte Koronis zugleich Umgang mit Iſchys gehabt; der erzürnte Apoll (oder Diana ſtatt ſeiner) tödtete die Ungetreue, rettete aber das Kind, das ſie in ihrem Schooße trug. Letztere Meinung war die allgemeinſte, und wurde auch durch das pythiſche Orakel beſtätigt. Später brachte Apoll ſeinen Sohn zu Chiron, der ihn in der Heilkunſt und Jagd unterrichtete. In der Heilkunſt erlangte er einen ſo hohen Grad von Geſchicklichkeit, daß er ſogar den Ruhm ſeines Lehrers verdunkelte. Nicht nur verhinderte er der Lebenden Tod, ſondern rief ſelbſt Verſtorbene wieder ins Leben zurück. Zeus aber, durch ſeines Bruders Klagen über Beeinträchtigung des Orkus bewogen, erſchlug mit ſeinem Blitze den Wohlthäter der Menſchen, die ihm fortan aus Dankbarkeit göttliche Ehre erwieſen. Insbeſondere wurde er zu Epidaurus in Griechenland verehrt, wo ihm ein Tempel nebſt einem Haine gewidmet war. Von da verbreitete ſich ſein Dienſt über ganz Griechenland, und kam endlich auch nach Rom. Als hier einſt die Peſt drei Jahre wüthete, wurden, auf Anrathen des delphiſchen Apoll, Geſandte zum Äſculap nach Epidaurus geſchickt. Kaum waren ſie vor dem Gotte erſchienen, als unter dem Bilde des Gottes eine Schlange hervorkam, welche gerade nach dem römiſchen Schiffe zueilte. Dieſe Schlange, die man für den Äſculap ſelbſt hielt, wurde mit großer Feierlichkeit nach Rom gebracht, worauf die Peſt nachließ. — Äſculap hatte zwei Söhne, Machaon und Podalirius, die im trojaniſchen Kriege als Helden und Ärzte ſich berühmt machten. Seine Töchter waren Hygiea, Jaſo, Panacea und Ägle, von denen erſtere als Göttin der Geſundheit verehrt ward. — In den Abbildungen erſcheint Äſculap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenen Knotenſtabe, dem Bilde der Geneſung. Neben ihm ſteht der Hahn, das Symbol der Wachſamkeit. Oft iſt er mit dem Lorbeer Apolls gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Telesphorus, abgebildet, der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt iſt. — Oft wird Äſculap auch blos unter dem Bilde einer Schlange vorgeſtellt.

Aſen, ſ. Nordiſche Mythologie.

Aſien — die Wiege des menſchlichen Geſchlechts, der Völker, Religionen und Staaten, der Sprachen, Künſte und Wiſſenſchaften; die älteſte und reichſte Urkunde der Natur und Geſchichte; der lebenvolle Schauplatz der alten Zeit, die ſich daſelbſt noch gegenwärtig in allen Stufen ihrer einſeitigen Entwickelung darſtellt — liegt im Oſten und Norden der alten Welt, geſchieden von Auſtralien durch das indiſche Inſel- und Weltmeer (mit den Buſen von Bengalen, Siam und Tunkin); von Amerika im Nordoſten durch die 14 Meilen Breite Cooks- oder Beringsſtraße (oder Bay? ſ. d.)

und im Oſten durch die große Waſſerwüſte des öſtlichen Welt- oder
des ſtillen Meers (mit dem koreaniſchen Buſen, dem japaniſchen
Klippen- und dem tunguſiſchen oder ochotzkiſchen Meere.); von Afri-
ka durch das arabiſche Meer (mit dem perſiſchen Golf) und den ara-
biſchen Buſen oder das rothe Korallen-Meer mit der Todespforte;
von Europa durch den Buſen von Aſow mit der Straße von Kaffa,
durch das ſchwarze Meer mit dem Bosphorus, dem Marmormeere
und den Dardanellen, und durch den griechiſchen Archipelagus. Da-
gegen iſt es verbunden mit Afrika durch die um den Sinai herum
gelagerten Steppen der Landenge von Suez, und mit Europa (bis
zur Oſtſee hin) durch die große Waſſerſtraße der Wolga, welche
nebſt dem Ural in den kaspiſchen See fällt, ſo wie durch den Fel-
ſengürtel (wie ihn die Tartaren nennen) des Ural und der Wer-
choturen, der ſich unter 77° N. B. auf Nowaja Semlja erhebt,
die Wolga-Ebene von dem höheren Flachlande Sibirien ſchei-
det und durch einen Aſt, den kleinen erzreichen Altai, ſich an
Hochaſien anſchließt. Aſiens Flächenraum — 768,000 Q. M. —
der ſich vom 43° 33′ bis zum 207° 40′ O. L. und vom 9° S. B. —
bis zum 78° N. B., in der größten Breite 900 M. und in der
größten Länge 1750 M. weit ausdehnt, übertrifft den von Europa
viermal. Man unterſcheidet a. Südaſien (Natolien, Armenien,
Kurdiſtan, Syrien, Arabien, Perſien, Indien, Oſtindien, Siam,
Malacca, Annam, Tunkin, Cochinchina, Laos, Camboja, China,
Japan, ſ. d. A.); b. Mittel- oder Hochaſien (Kaukaſus, Tar-
tarei (ſ. Dſchagatai), Bucharei, Mongolei, Tunguſien, ſ. d. A.)
und c. Nord- oder Ruſſiſchaſien (vom 44° N. B. an; Ka-
ſan, Aſtrachan, Orenburg, Kuban, Kabarda, Georgien, Imirete,
Sibirien, mit dem Alpenlande Daurien, und Kamtſchatka, ſ. d. A.).
— Die Mitte dieſes Welttheils, wahrſcheinlich der älteſte Landrücken
unſers Erdkörpers, heißt Hochaſien. Hier bildet der Bogdo
(d. i. die majeſtätiſche Höhe des Altai) den Mittelpunct aller Gebirge.
Von dem nördlichen und ſüdlichen Bergrande dieſes höchſten und
größten Binnenlandes der Erde (mit der 400 St. langen und 100
St. breiten, nackten, dürren und wüſten, bald von Gluthwinden,
bald von Winterſtürmen ſelbſt im Sommer heimgeſuchten Bergebene
Kobi oder Schamo an China's nördl. Grenze), das nur Steppenflüſſe
und Landſeen (kaspiſches Meer, Aral-Baikal und mehrere Al-
penſeen) hat, zogen die erſten Stämme der Völker, dem Laufe der
Ströme in vier Hauptabdachungslinien (Nord-, Oſt-, Süd-
und Weſtaſien) folgend, nach allen Weltgegenden aus. Wenigſtens
weiſt die Wurzelverwandtſchaft der indiſchen, mediſchen, perſiſchen,
ſlawiſchen, griechiſchen und germaniſchen Stammſprachen auf das
weſtliche Hochaſien, oder Iran hin. Jene Höhen, deren Spit-
zen auf dem Himmalaya (35° N. B.) bis 27,677 engl. F. an-
ſteigen (wenn anders die Meſſung der Kuppe Dhwaligiri von dem
Cap. Hodgſon im J. 1817, was man bezweifelt, genau iſt), erreich-
ten die gewaltigen Fluthen nicht, welche vom Süden her, wo ſie
an dem Cap Comorin und an dem Cap Romania ſich brachen, nach
dem Norden zu, wo das Oſtcap im Oſten, Tſchukotskoi Noß
im Nordoſten, und das Eiscap im Eismeere die äußerſten Spitzen
des Feſtlandes wurden, die Oſtfeſte umfloſſen. Dagegen zeigen
die Inſeln im Oſten (Japan, die Kurilen, Aleuten, Formoſa,
Haynan und Liqueos-Inſ.) und im Südweſten (Sokotorah, Ormus
u. A.), vorzüglich die Eilandsgruppen zu beiden Seiten des

Äquators (ſ. Indien), und die Halbinſeln (Kamtſchatka, Korea, Vorder= und Hinterindien, Arabien) ſichtbare Spuren der Zerſtörung des Feſtlandes der Urwelt durch Waſſer und Feuer. Daher im Innern, an den Küſten und vorzüglich auf den Inſeln, ſo viele ausgebrannte und noch rauchende Vulkane! Das Innere eröffnet ein ungeheures Gebiet für den wiſſenſchaftlichen Entdeckungstrieb eines Humboldt! Denn noch ſind (ſeit Marco Polo) nicht genau erforſcht die Quellenpuncte faſt aller großen Stromthäler dieſes Welttheils in den Bergländern Hochaſiens; die ſüdlichen Rieſenküſten des Muſſart, Muſtag (Imaus) und des indiſchen 30,000 Q. M. großen Alpenlandes (Tibet, Butan, Nepal, Aſcham u. ſ. w.) mit den Schneegipfeln des Hindukuſch (Paropamiſus), Belurtag, Kentaiſſe, und des Himalaya; und der nördliche Höhenzug des Altai, der im Nordoſten an das Königsgebirge Kangai (Dſchingis=Khans und der Mantſchu heiliges, vom chineſ. Kaiſer Kien=Long beſungenes Stammland) ſtößt, das nach Korea und Japan hin fortſetzt; wo von jenem ſüdlichen Alpengürtel die heiligen Ströme der Hindus, der Brumaputer, Ganges (ſ. d. A.) und Indus, ſo wie im Oſten die weniger bekannten Stromthäler des Irawatti, Menam, Lukian und Menam=Kom (oder Cambodſcha), und im Weſten der Euphrat und Tigris (ſ. d.), ſämmtlich nach Süden in die großen Buſen des indiſchen Meeres ihren Lauf nehmen; wo von dieſem nördlichen Alpenkranze der Ob, Jeniſei, Lena u. a. m. nordwärts in das Eismeer ſtrömen; von beiden aber oſtwärts die Stromgebiete des Amur, Hoangho und Jantſekian in die Einbuchtungen des öſtlichen, oder ſtillen Meeres ſich ſenken, und weſtwärts der Gihon (oder Amu, der alte Oxus) und der Sir=Darja (od. Sihun, der alte Jaxartes) in den Aralſee fließen. Faſt eben ſo wenig kennt man die weſtlichen Gebirgsſtöcke, in Natolien den Taurus, und in Armenien den Ararat, in deren Nähe der Euphrat und Tigris, die alte Grenze der römiſchen Triumphe, ihre Waſſer ſammeln. Bekannter ſind ſeit kurzem erſt jene Felſen=Pforten, aus welchen Aſien Europa bevölkerte, die Bergthäler des Kaukaſus (ſ. Caucaſus) aus deren Schooße der Kuban in das ſchwarze und der Aras (Araxes) mit dem Kur in das kaspiſche Meer ſtrömen.

Die Natur hat in Aſien alle Schätze der Erde aufgethan; die reichſten in Indien; übrigens iſt die Fülle ihrer Schöpfung in einer fortgehenden Stufenleiter durch alle drei Erdgürtel vertheilt. In dem heißen, der durch ſeine Gluth die Pflanzenſäfte zu Gewürz, Balſam, Zucker und Kaffee veredelt, mit denen Aſien Weſtindien bereicherte, erheben ſich die Palmen (Sago=, Cocos=, Dattel=Schirmpalme) bis zu einer Höhe von 200 Fuß; hier ragt der weiße Elephant über alle Säugthiere empor, und aus Indien kam der Seidenwurm nach Europa. In ſeinem Schooße birgt dieſer Erdſtrich die ſchönſten Diamanten, die reinſten Perlen, das feinſte Gold, das beſte Zinn u. ſ. w. In dem gemäßigten Erdgürtel, der unſerem Welttheil die Abſenker jener erquickenden Saftpflanzen, des Weins und der erfriſchenden Obſt= und Goldfruchtbäume, ſo wie die Samen der kornreichſten Gräſer, der wohlſchmeckendſten Gartenfrüchte (Mohn, Rettig, Kürbiß, Melone, u. a. m.), und der reizendſten Blumen (Tulipane u. ſ. w.) gegeben hat, iſt, vorzüglich in den weſtlichen Ländern, Ebenmaß mit Fülle und Schönheit gepaart. Hier war das Paradies der älteſten Sage. Hier liegen das reizende Kaſchemir und der Garten von Damascus; hier blüht die Roſe von Jericho (Anastatica) in der

Nähe der Cedern des Libanon. Die öſtlichen Länder derſelben Breite beſitzen den Theeſtrauch, die echte Rhabarber u. ſ. w. Einheimiſch ſind in dieſem Erdſtriche das Kameel, die Angoraziege, das tibetaniſche Schaf, der Faſan und das Pferd. In dem *nördlichen* blüht die Alpenflora Dauriens, und dem eiſigen Boden entkeimt die zwergartige ſibiriſche Ceder, bis jenſeits des 60.° alle Vegetation erſtirbt. Hier lebt das kleinſte vierfüßige Thier, die jeniſeiſche Spitzmaus. Noch geben daſelbſt Zobel, Hermeline, Füchſe, Fiſchotter ꝛc. das ſchönſte Pelzwerk; auch das Steinreich enthält reiche Erze, ſeltene Prunkſteine und merkwürdige Foſſilien; z. B. im hohen Norden den Mammuth (ſ. d.). — Der *Menſch* (überhaupt 300, nach Andern 580 Mill.) theilt ſich in drei Hauptſtämme. Der *tatariſch=kaukaſiſche*, in Weſtaſien, zeigt die ſchönſte Bildung unſeres Geſchlechts in der cirkaſſiſchen Form; der *mongoliſche* Stamm iſt in Oſtaſien, der *malaiiſche* in Südaſien und auf den Inſeln verbreitet. Den hohen Norden bewohnt der Polarmenſch (Samojede, Tſchuktſche u. A.). Nach Sprache und Herkunft unterſcheidet man 24 Stämme zum Theil Überreſte verſprengter Hordenvölker: Kamtſchadalen, Oſtjaken, Samojeden, Korjäcken, Kurilen, Aleuten, Koreaner, Mongolen und Kalmücken, Mantſchuren (Tunguſen, Dauren und Mantſchu), Finnen, Tſcherkaſſen, Georgier, Griechen, Syrer und Armenier, Tataren und Türken, Perſer und Afghanen, Tibetaner, Hindus (ſ. d.), Siamer, Malaien, Anamiten (in Cochinchina, Tunkin), Birmaner, Chineſen und Japaner, außerdem die Ureinwohner der oſtindiſchen Inſeln, Juden und Europäer. Hauptſprachen ſind die arabiſche, perſiſche, armeniſche, türkiſch=tatariſche, hinduiſche, malaiiſche, mongoliſche, mantſchuiſche und chineſiſche. Von dem untergegangenen Kulturvolke der *Iguren* (Uiguren) in Hochaſien hat ſich noch die Schrift in Tibet erhalten; ſo wie die *Sanſkrit*ſprache der Braminen noch in dem indiſchen Alpenlande, und das alte *Pehlwi* noch in dem perſiſchen Grenzgebirge geſprochen wird. Nur das uralte *Zend* iſt gänzlich ausgeſtorben, und die Bildung der alten *Iberer* und *Kolchier* am Kur und am Phaſis (Georgien und Imirete) ſpurlos untergegangen. Unter den jetzt lebenden Völkern Aſiens ſind alle Formen des *geſellſchaftlichen Zuſtandes* vorhanden, von der Rohheit des Nomaden, bis zu der weichlichſten Üppigkeit des Orientalen; nur nicht die Formen der geſetzmäßigen Freiheit und der Ausbildung des Menſchen zu dem höheren geſelligen Leben. Denn von jeher haben allein Prieſter und Eroberer den Orient politiſch geſtaltet, und zwar bei öfterem Wechſel der Revolutionen und Dynaſtien (unter Aſſyrern, Medern, Chaldäern, Perſern, Griechen, Syrern, Parthern, Arabern, Mongolen, Tataren, Seldſchucken, Osmanen, Afghanen u. ſ. w.) ſtets nach derſelben Regel des blinden Gehorſams. Darum hat daſelbſt die alte Zeit in allen ihren Erſcheinungen die Herrſchaft über das Neue und Beſſere behauptet; am meiſten iſt das geiſtige Leben in China und Japan erſtarrt. Noch iſt die Sklaverei Sitte; noch iſt das Weib zum Werkzeuge des Mannes erniedrigt. Die herrſchende Staatsform iſt der in Aſien entſtandene Despotismus; daher jene kunſtvoll abgeſtufte, peinlich ſtrenge Etikette in allen öffentlichen Verhältniſſen, ſo wie die mit Grauſamkeit verbundene, durch *Opium* (ſ. d.) und Aberglauben erkünſtelte gleichgültige Unempfindlichkeit des Volks gegen das Schickſal; ein faſt allgemeiner Charakterzug des übrigens ſo leidenſchaftlichen Aſiaten! Indeß hat ſich

auch noch, neben republikaniſcher Stammverbindung, die patriarcha- liſche Gewalt der Stamm- und Familienhäupter erhalten. Nur da, wo der Europäer ſich angeſiedelt hat, in Süd- und Nordaſien, iſt die bürgerliche Kultur der abendländiſch-chriſtlichen Welt im Aufkei- men begriffen. Schon hat das Chriſtenthum, das zum Theil in meh- rern ältern Secten (ſ. d. A. Maroniten, Monophyſiten, Neſtoria- ner) ſehr ausgeartet iſt, in ganz Aſien viel Anhänger gefunden, vor- züglich durch die von England und Rußland aus verbreitete Bibel- überſetzung. Nach dem Asiatic Journal iſt man nämlich in Bengalen mit dem Drucke der Bibel in der Sanſkrit-, Hindoſtan-, Mohrall-, Afg- han-, Telinga-, Aſchami-, Wouth-, perſiſchen, Kaſchmir-, arabiſchen, Baloughby-, Sikh- und chineſiſchen Sprache fortwährend beſchäftigt. Ähnliches geſchieht in St. Petersburg für die mongoliſch-tatariſchen Völker. Selbſt in China giebt es wieder Chriſten; nur nicht mehr in Japan ſeit 1637. — Die wiſſenſchaftliche Bildung der aſiatiſchen Völker (Aſtronomie und Aſtrologie, Poeſie, Moral, Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, in der Heilkunde rohe Empirik) iſt größtentheils noch mit dem Prieſterthume und mit einem in das Leben tief eingrei- fenden, bis zum Kindermorde und dem Opfertode in den Flammen geſteigerten Aberglauben verbunden. Der Islam, deſſen hohe Schule Samarkand iſt, herrſcht im weſtlichen Aſien. (Vgl. d. A. Wahabi.) Über ganz Mittelaſien und den öſtlichen Theil des nördlichen iſt die lamaiſche oder ſchigemuniſche Religion verbreitet. Die brama- niſche, deren hohe Schule Benares iſt, hat ſich größtentheils auf Vorderindien beſchränkt, und die ſchamaniſche auf die Völkerſchaf- ten in Nordaſien und auf den ruſſiſchen Archipel. Zu Zoroaſters uralter Lehre bekennen ſich nur noch einzelne Familien in Indien und Perſien; dagegen hat die Moſaiſche zahlreiche Anhänger in ganz Aſien, nur nicht im ruſſiſchen. Vollkommener als die geiſtig-ſittliche Bildung iſt die phyſiſch-mechaniſche. Man denke an die indi- ſchen Gaukler! Insbeſondere hat der Gewerbfleiß gewiſſer Hindu- kaſten das Unglaubliche geleiſtet in Seiden- und Baumwollenweberei. Berühmt ſind die Schawls von Kaſchemir, die perſiſchen und ſyri- ſchen Lederwaaren (Saffian, Corduan, Chagrin); die chineſiſchen und japaniſchen Töpferwaaren, die Stahlarbeiten im türkiſchen Aſien, die Lackwaaren der Chineſen und Japanen u. a. Kunſtarbeiten Allein der inländiſche Handel wird noch jetzt, wie in der alten Zeit, als die Doppelinſeln Ormus und Bahrain die älteſte Seehandels- ſtraße zwiſchen dem Orient und Occident (vor Abraham und Moſes) verbanden, und der große Waarenzug von Indien durch Baktrien nach Kolchis ging, durch Karavanen (bis nach Makariew, Moskau und Conſtantinopel) und durch Küſtenſchifffahrt betrieben. Der Welthandel mit China und Oſtindien iſt daher ganz in den Händen der Europäer (Britten, Holländer und Ruſſen) und der Nordameri- kaner. So beweiſ't das ganze Volksleben, der religiöſe, bürgerliche und geſellſchaftliche Zuſtand der Orientalen, daß, wo die freie ge- ſellige Entwickelung der edlern Kräfte des Menſchen durch Kaſten- zwang, Prieſterzunft und Sultanismus gebunden, und wo das Feſt- halten an herkömmlichen Formen Glaube, Geſetz und Sitte gewor- den iſt, daß da alle Kultur, wie in China und Japan, in eine ſtarre Kunſtform ausarten, und zuletzt die Kraft ſelbſt geiſtlos verwelken muß. Darum erhob ſich der Orientale, ungeachtet der prachtvollen Erhabenheit ſeiner Einbildungskraft, dennoch niemals zur Anſchauung der idealen Form, welche zuerſt der freie Grieche erblickte und

eben darum hat der Europäer, der in ſeiner geiſtigen Bildung, wie in ſeiner geſellſchaftlichen Thätigkeit, ungehemmt fortgeſchritten iſt, den Druck des Orients auf den Occident überwältigt und ſich zur Herrſchaft über die Küſten und die Wildniſſe ſeines alten Herrn und Meiſters emporgeſchwungen. Zuerſt ſtieß Griechenland, nachdem es die dunkle Symbolik des Orients durch Idealgeſtalten zu lebendiger Anſchauung verklärt hatte, die geiſtigen Feſſeln der Prieſter und Orakel von ſich; dann auch die bürgerlichen Ketten, welche der Perſer Darius für Athen und Sparta bereit hielt. Nach einem funfzigjährigen Kampfe ſchrieb Europa zum erſtenmal im Cimoniſchen Frieden (449 v. Chr.) dem Orient das Geſetz vor. Dann verbreitete ſich griechiſche Kultur über das ganze weſtliche Aſien bis nach Indien hin; und die Keime dieſes regeren Lebens hat der ſpätere Soldatendespotismus noch bis jetzt nicht ganz erſticken können. Hierauf kämpften Römer und Parther um den Beſitz des Euphrat; eine Zeit lang verſuchten es ſogar die Perſer, unter den Saſſaniden, Rom die Herrſchaft der Welt zu entreißen. Seitdem ſtand Aſien viermal gegen Europa auf. Zuerſt erhoben ſich die Völker Hochaſiens, von China's Grenzen bis an den Irtiſch zurückgeworfen, um über das Abendland herzuſtürzen. Nach einander brachen Hunnen, Avaren, Bulgaren und Magyaren, ohne die ſpäteren Horden, die im ſüdlichen Rußland und an der Donau ſich vermiſchten und untergingen, zu nennen, aus den Pforten des Kaukaſus und aus den Wildniſſen des Ural hervor, um Europa zu unterjochen; aber Attila's und der Enkel Arpads rohe Macht zerſtäubte im wilden Verheerungskampfe mit den Deutſchen. Dann griffen die Araber Conſtantinopel, Italien und Frankreich an; aber ihren fanatiſchen Ungeſtüm warf Carl Martell (732 n. Chr.) zurück, und der gothiſch-chriſtliche Rittermuth entriß ihnen die pyrenäiſche Halbinſel. Darauf rüſtete ſich zwar das Abendland gegen den Orient, um dem Sultan der Seldſchucken das heilige Grab zu entreißen, und das chriſtliche Europa lernte jetzt zuerſt Aſien genauer kennen; aber das Schwert allein kann keinen Welttheil erobern. (S. d. Art. Kreuzzüge.) Vielmehr ſandte Hochaſien aufs neue unter dem Mongolen Temudſchin (ſ. Dſchingis-Khan) ſeine Reiterhorden nach allen Weltgegenden aus; doch abermals dämmten die Deutſchen den verheerenden Strom mit ihren Leichen bei Liegnitz (ſ. Wahlſtadt). Zuletzt warfen ſich Tataren und die osmaniſchen Türken auf Europa. Sie entriſſen (1453) dem ausgearteten Oſtrömer den Bosphorus und Griechenland. Noch ſteht daſelbſt Aſiens Heerlager! Seitdem ward von dieſer Seite Europa gegen Aſien durch Deutſchland geſchützt. Zu gleicher Zeit erhob ſich der Occidentale durch geiſtigen Fortſchritt über die älteſten Völker des Orients, Perſer, Araber, Inder, Sineſen. Pulver, Compaß und Druckſchrift, die jene beſaßen, aber nicht zu brauchen verſtanden, verwandelten ſich durch den raſtloſen Vervollkommnungstrieb des Europäers zu unwiderſtehlichen Waffen. Alſo kam es, daß Rußland die Wolga für Europa gewann, Sibirien entdeckte, den Stammſitz der alten und neuen ſcythiſchen Horden, den Altai, bewachte, und zuletzt den Kaukaſus überwältigte, während — ſeit Vasco da Gama (1498, ſ. Gama) den Seeweg nach Oſtindien gefunden hatte — die Portugieſen, dann die Holländer und Franzoſen, vor allen aber die Britten, durch den Welthandel das reiche Südaſien mit europäiſchen Geſetzen, und Europa mit der wunderbaren Beſchaffenheit jener Länder bekannt mach-

ten. Schon in Perſien iſt die europäiſche Völkerverbindung (vorzüglich durch Sir Harford Jones, Sir Gore Ouſely, James Morier und den ruſſ. Gen. Yermaloff) hineingezogen; noch widerſteht ihr die mehr als tauſendjährige Diplomatie des Hofes von China, ob dieſes „himmliſche Reich des Weltalls“ gleich den Nordamerikanern williger entgegenkommt, als den Britten und Ruſſen. Am eiferſüchtigſten hält Japan Europa von ſich entfernt; ähnlich dem Polareiſe, das bis jetzt die ſo oft ſchon verſuchte nordöſtliche Durchfahrt um das Eiscap herum vereitelt hat. Aber der Forſchungsgeiſt europäiſcher Seefahrer durchdringt immer mehr auch die verſchloſſenſten Länder, ſeit Marco Polo, dem Venetianer (1272), bis auf den Geſchichtſchreiber der Andentropenwelt, der jetzt zu ſeiner zweiten großen wiſſenſchaftlichen Entdeckungsreiſe ſich rüſtet, Alexander von Humboldt! K.

Aſklepiadeiſche Verſe ſind Verſe, die entweder aus zwei oder drei Choriamben beſtehen. Den Anfang macht jedesmal ein Spondäus und den Schluß ein Jambus. Erſterer heißt der kleine, letzterer der große aſklepiadeiſche Vers.

Kl. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | ◡ — ◡
Gr. — — | — ◡ ◡ — || — ◡ ◡ — | | — ◡ ◡ — | ◡ —

Sein Charakter iſt lyriſch, Anmuth und Kraft vereinigend. Bei Horaz kommen fünf verſchiedene, aus aſklepiadeiſchen Verſen gebildete Versmaße vor. Er gebraucht entweder den kleinern oder den größern aſklepiadeiſchen Vers jeden allein, oder läßt den kleinern mit dem glykoniſchen Vers wechſeln, oder läßt auf drei kleinere aſklepiadeiſche einen glykoniſchen, oder auf zwei kleinere aſklepiadeiſche einen pherekratiſchen und einen glykoniſchen Vers folgen.

Asklepios, ſ. Äſculap.

Asmodi, nach der hebräiſchen Mythologie ein böſer Geiſt und Dämon des Satans, der nach einander ſieben Männer der Sara, einer Tochter Raguels zu Rages, tödtete. Der junge Tobias hielt ihn auf Raphaels Rath durch Gebet, dreitägige Enthaltſamkeit von ſeiner Braut, und durch eine auf glühende Kohlen gelegte Fiſchleber von ſich fern. Raphael aber nahm ihn gefangen und bannte ihn in die Wüſten Ägyptens. — Die Dichter nennen von dieſem Mythus Asmodi den Eheteufel, den ſchadenfrohen und boshaften Anſtifter aller großen und kleinen Ehezwiſte, die er, ſo groß auch dieſe Provinz iſt, mit unermüdlicher Thätigkeit anzuſpinnen bemüht iſt.

Äſop, der älteſte Fabeldichter, war zu Amorium in Phrygien geboren, und anfangs der Sklave zweier Philoſophen, des Xanthus und Idmon, die ihn nachher frei ließen. Er trug praktiſche Lebensregeln ſinnbildlich vor, und erwarb ſich dadurch einen Ruf, der ſich über Griechenland und die benachbarten Länder verbreitete. Kröſus König von Lydien, rief ihn an ſeinen Hof und hielt ihn durch Wohlthaten auf immer bei ſich zurück. Nur zuweilen unterbrach er ſeinen Aufenthalt daſelbſt durch Reiſen nach Griechenland, Perſien, Ägypten, wo er allenthalben ſeine lehrreichen Dichtungen ausſtreute und dafür Beifall und Ehre erntete. Kröſus ſandte ihn einſt nach Delphi, mit dem Auftrag, dem Apollo zu opfern. Äſop erzählte hier ſeine Fabel von den hin- und herſchwankenden Stäben, die von fern etwas ſcheinen und, in der Nähe beſehen, nichts ſind. Die delphiſchen Prieſter, welche die Anwendung davon auf ſich machten, beſchloſſen, ſich

durch ſeinen Tod zu rächen, und ſtürzten ihn von einem Felſen herab (560 v. Chr.). Ganz Griechenland nahm an dieſem Ereigniſſe Antheil, und Athen ehrte den phrygiſchen Fabeldichter durch Aufſtellung einer Bildſäule, welche Lyſipp verfertigte, und auf welche wir noch ein Epigramm des Agathias haben. Planudes, der Verfaſſer eines ſchlechten Romans über Äſop, ſchildert ihn als überaus häßlich und mißgeſtaltet, und läßt ihn ſelbſt ſtottern; allein dieſes Bild ſtimmt nicht mit dem überein, was die Alten uns von ihm erzählen. Wir müſſen indeß geſtehen, daß auch die Nachrichten der Alten von Äſop wenig Zuverläſſiges haben. Am wenigſten können ihm die unter ſeinem Namen noch vorhandenen Fabeln mit einiger Gewißheit zugeſchrieben werden; ihr Urſprung verliert ſich in das Dunkel des Alterthums, und nicht unwahrſcheinlich iſt es, daß ſie einerlei Entſtehung mit den indiſchen Fabeln des Pilpai und den arabiſchen des Lockman haben. Von den ältern Ausgaben ſind am geſchätzteſten die von Henricus Stephanus, Paris 1546, 8. und von Hudſon, Oxford 1718, 8. In der neueſten Zeit haben ihn del Furia (2 Bde. 8. Florenz 1809), Coray (Paris 1810) und Schneider (Breslau 1811) nach Handſchriften in ſehr veränderter Geſtalt herausgegeben.

Aſopus, der Name mehrerer Flüſſe in Griechenland, von denen der achäiſche und böotiſche die berühmteſten ſind.

Aſow, Stadt und Feſtung im Gouvernement Jekaterinoslaw, auf einer Inſel am Ausfluß des Don in das aſowſche Meer (ſonſt Palus Maeotis). Sie hat gegen 4000 Einwohner. Erſt 1774 ward Aſow von den Türken für immer an Rußland abgetreten.

Aspern (Schlacht von) am 21. und 22. Mai 1809. Die öſterreichiſche Armee unter Erzherzog Carl, 75,000 Mann ſtark, mit 288 Geſchützen, ſtand am 21. Mai auf den Höhen von Gerasdorf in Schlachtordnung, als das franzöſiſche Heer, von welchem ſchon Tags vorher einige Diviſionen auf das linke Donauufer vorgeſendet worden waren, unter Buonaparte's Oberbefehl von der Lobau aus auf ſchnell geſchlagenen Brücken in den eingehenden Bogen debouchirte, welchen das linke Ufer der Donau zwiſchen den Dörfern Aspern und Eßlingen bildet. Ein concentriſcher Angriff, ehe die feindliche Maſſe ſich völlig entwickelt, war die Idee des öſterreichiſchen Feldherrn, wozu er den fünf Colonnen ſeiner Armee folgende Beſtimmung gab. Die erſte, die des rechten Flügels (Corps von Hiller), rückt längs der Donau gegen Aspern vor; die zweite (Corps von Bellegarde) links dieſer gegen Hirſchſtetten; die dritte (Corps von Hohenzollern) über Breitenlee, das Centrum bildend; die vierte gegen Eßlingen; die fünfte, Legersdorf umgehend, ebenfalls gegen Eßlingen (beide aus dem Corps von Roſenberg beſtehend); die Cavalleriereſerve (Fürſt Lichtenſtein) neben der dritten Colonne, die Hauptreſerve des Grenadiercorps (d'Aspré) wird hinter Gerasdorf aufgeſtellt. Die öſterreichiſche Armee begann Mittags 12 Uhr dieſe Bewegung, während der Feind die Dörfer Aspern und Eßlingen jedes mit einer Diviſion beſetzt, und in dem dazwiſchen liegenden Raume ſeine bereits übergegangenen Truppen aufgeſtellt hatte. Die feindlichen Pikets zurückgedrängt, griff ein Theil des Vortrabs der erſten Colonne die bei Aspern gelegene Donauaue, der Reſt die vor dem Dorfe ſtehenden feindlichen Maſſen an; jene ward theilweiſe erobert, dieſe zurückgeworfen, ein Angriff auf Aspern ſelbſt aber abgewieſen; durch das Gros der Colonne und den Vortrab der zweiten Colonne verſtärkt, wiederholten dieſe Truppen den Angriff

auf die Front und linke Flanke des Dorfs, und eroberten es zum Theil (die Franzoſen behielten den Kirchhof beſetzt). Es entſpann ſich darauf ein langwieriges, blutiges Dorfgefecht; die erſte Colonne in der linken Flanke, die zweite in der Front entwickelt, nährten daſſelbe eben ſo wie der Feind aus ſeiner angegebenen Hauptſtellung; als die dritte Colonne, jetzt eingetroffen, das Centrum des Feindes lebhaft beſchoß, und zum Angriff vorrückte, ward Aſpern von jenen auch rechts umgangen, ohne daß der Feind daraus vertrieben worden wäre. Die vierte Colonne hielt ſich noch etwas zurück, um die fünfte, die einen größern Bogen zu beſchreiben hatte, heranzulaſſen. Dieſe rückte nun, ihren Aufmarſch durch einige Regimenter der Reſervecavallerie gedeckt, vor, nahm Enzersdorf, und ging gemeinſchaftlich mit der vierten zum Angriff auf Eslingen über: eine allgemeine Kanonade auf der ganzen Schlachtlinie beginnt. Während der Plan des öſterreichiſchen Feldherrn ſo in ſeinem erſten Theile erfüllt war, bereitete ſich der Feind, ihn mittelſt Durchbrechung dieſes Halbcirkels zu vernichten. Zwölf Regimenter ſchwerer Cavallerie werfen ſich auf die zweite und dritte Colonne; ſie dringen durch die Intervallen der Bataillonsmaſſen, die aber den Angriff unerſchüttert aushalten; durch das geſparte Feuer derſelben über den Haufen geworfen, ſelbſt mit dem Bajonnet angegriffen, gehen ſie — lebhaft von der vorher zurückgedrängten zweiten öſterreichiſchen Cavalleriereſerve verfolgt — zurück, und reißen die ihnen zum Angriff gefolgten eigenen Infanteriecolonnen mit ſich fort. Darauf wird Aſpern von den Öſterreichern ſogleich nochmals angegriffen, erobert, und gegen alle Verſuche, es wieder zu nehmen, behauptet. Eben ſo wenig Erfolg hatte der auf den linken öſterreichiſchen Flügel gerichtete Cavallerieangriff des Feindes; nachdem die vierte Colonne einen Choc feindlicher Küraſſiere ausgehalten und die Reſervecavallerie dieſe mit Verluſt zurückgetrieben hatte, warf dieſer Flügel die vor Eslingen aufgeſtellten franzöſiſchen Maſſen zurück, und die vierte Colonne griff die Front und linke, die fünfte die rechte Flanke des Dorfes an; vergeblich, denn der fortwährend verſtärkte Feind nahm ſogleich die Theile wieder, die ihm im Laufe des heftigſten Gefechts momentan entriſſen wurden; — die Reſervecavallerie rückte im Verhältniß der übrigen Colonnen vorwärts. Noch Abends 7 Uhr verſuchten 3000 Mann franzöſiſcher Cavallerie zwiſchen dem linken Flügel der dritten Colonne und der Reſervecavallerie durchzubrechen; in beide Flanken genommen, mußte ſie zurückweichen; ein Theil davon ward abgeſchnitten und gefangen. Die öſterreichiſche Armee lagerte am Abende auf dem von ihr eroberten Terrain, die Grenadierreſerve war bis Breitenlee herangezogen. Während der Schlacht war es gelungen, die Brücke über den Hauptarm der Donau durch Schiffmühlen ꝛc., die den angeſchwollenen Strom hinabgelaſſen wurden, zu zerſtören, die nächſte Folge davon war, daß das Corps von Oudinot und die Diviſion Nanſouty erſt am Abend und während der Nacht einzeln übergeſchifft, auf dem linken Ufer eintrafen, das Corps von Davouſt aber auf dem rechten Ufer zurückblieb, ohne Theil an der Schlacht nehmen zu können. Am 22. ſehr früh begann das Gefecht durch einen gleichzeitigen Angriff der Franzoſen auf Aſpern, der Öſterreicher auf Eslingen und ein allgemeines Vorrücken jener im Centrum. Die franz. Garden eroberten Aſpern nach heftigem Widerſtande, die Öſterreicher drangen wieder ein, wurden aber nach einem einſtündigen blutigen Gefecht aus dem brennenden Dorfe wieder herausgeworfen. Zwar ward bei einem gleich darauf unternommenen und gelungenen Angriff der feſte Kirch-

Hof durch die öſterreichiſchen Pioniere zerſtört, doch dauerte der hartnäckigſte Kampf noch lange fort, bis endlich die Franzoſen nach mehrmaligem Nehmen und Verlieren gegen Mittag den Beſitz ganz aufgaben; kurz vorher war von den Öſterreichern die Aue völlig erobert worden. Während dieſes mehrſtündigen Kampfes hatte die vierte und fünfte Colonne — nachdem ſie beim erſten Vorrücken einen allgemeinen Cavallerieangriff abgewieſen — in wiederholten Stürmen vergeblich verſucht, Eslingen (in welchem beſonders ein feſter Speicher von dem Feinde gleichſam als Citadelle benutzt ward) zu erobern; ſie zogen ſich daher gegen Mittag in der Richtung von Enzersdorf zurück, durch vorgeſchickte Artillerie eine heftige Kanonode unterhaltend. Zu dem erwähnten allgemeinen Angriffe im Centrum entwickelten ſich am Morgen unter Marſchall Lannes ein Theil der Diviſionen Boudet und die Diviſion Legrand auf dem rechten, im Centrum und auf dem linken Flügel die Diviſion Nanſouty und das Corps von Oudinot, ſtarke Cavalleriecolonnen zwiſchen und hinter ſich; dieſe impoſante Maſſe rückte zwiſchen Eslingen und Aspern lebhaft gegen die Mitte der Öſterreicher vor, Fürſt Lichtenſtein ſchob den rechten Flügel ſeiner Cavallerie hinter die bedrohte dritte Colonne, den linken geſammelt zurückhaltend. Ein heftiges Artilleriefeuer begann — auf dem beſchränkten Raume doppelt mörderiſch — und wenn ſchon auf der ganzen angegriffenen Front ein allgemeines Gefecht aller Waffen, ja hartnäckiges Handgemenge Statt fand, ſo war doch der Hauptſturm des Feindes abermals auf die Stelle zwiſchen der Reſervecavallerie und dem linken Flügel der dritten Colonne gerichtet, wo aber ſeine wiederholten Attaken mit zahlreicher Cavallerie fortwährend ſcheiterten. Eine während dieſes Kampfes durch das Zuſammenrücken der Öſterreicher auf dem linken Flügel der dritten Colonne entſtandene Lücke war kaum durch ein Infanterieregiment ausgefüllt, als dies ſchon von vier feindlichen Cavalleriereſerven, denen Infanterie und Artillerie folgte, heftig, wiewohl ganz vergeblich, angegriffen ward. Nachdem das öſterreichiſche Centrum ſo alle Angriffe des Feindes zurückgewieſen, ging es, und zwar namentlich vier aus der Reſerve herangezogene Grenadierbataillons vorwärts; dieſe warfen die bei Enzersdorf ſtehenden Linien, wurden durch das Flankenfeuer aus dem Dorfe etwas zurückgetrieben, ſtürmten daſſelbe nunmehr mit ausdauernder Tapferkeit, aber ohne Erfolg. Eben ſo wenig gelang ihr um Mittag wiederholter Angriff, wo der Beſitz dieſes Puncts den bereits beginnenden Rückzug des Feindes ſehr begünſtigte. Sie wurden darauf in ihre frühere Stellung zurückgeſendet. Da kurz vorher Aspern vom Feinde aufgegeben war, ſo ſchwenkte die zweite Colonne, den rechten Flügel an das Dorf gelehnt, links, und flankirte ſo das ganze Schlachtfeld, ſo daß der Feind durchaus nicht mehr über die Linie von Aspern und Eslingen hinausſchreiten konnte. Die längſt nicht mehr zweifelhafte Schlacht war dadurch völlig entſchieden, und der im vollen Rückzug nach der Lobau befindliche Feind ward durch das mörderiſche Feuer aller Batterien verfolgt. Die Stärke der franzöſiſchen Armee in dieſer Schlacht und ihr Verluſt laſſen ſich nicht ganz genau angeben, ſie zählte aber gewiß über 100,000 Mann und an 40,000 Todte und Bleſſirte, darunter der Marſchall Lannes und mehrere Diviſionsgenerale; die Öſterreicher gaben ihren Verluſt ſelbſt zu einigen 20,000 Mann an. e.

Aſpaſia war zu Milet in Jonien geboren und die Tochter des **Axiochus.** Vor ihr hatte eine andere Schönheit aus Jonien, **Thar-**

gelia, das Beiſpiel der ſeltenen Vereinigung politiſcher und wiſſenſchaftlicher Talente mit aller Anmuth ihres Geſchlechts gegeben, und dieſe ſcheint Aſpaſia ſich zum Muſter genommen zu haben. In Athen waren fremde Frauen gleichſam geächtet, denn ihre Kinder, wenn ſie auch in der Ehe gezeugt waren, wurden nicht als rechtmäßige betrachtet, und dieſer Umſtand trug viel dazu bei, daß man ſie in die Reihe der Buhlerinnen geſtellt hat. Aſpaſia beſchäftigte ſich mit Politik und Beredſamkeit, dieſen mächtigſten Waffen der Freiſtaaten. Plato gedenkt einer ſehr ſchönen Rede, die ſie zum Lobe der bei Lechäum gebliebenen Athenienſer hielt, und man behauptet, daß ſie den Perikles in der Beredſamkeit unterrichtet habe. Ihr Haus war der Sammelplatz der angeſehenſten, geiſtvollſten und tugendhafteſten Perſonen Griechenlands, und Sokrates beſuchte ſie oft; ja man beſchuldigte ihn ſelbſt, daß er eine leidenſchaftliche Liebe zu ihr gefühlt habe. Dem Perikles, dieſem großen Manne, der es verſtand, zugleich Bürger und König einer Republik zu ſein, wußte ſie die reinſte und dauerhafteſte Liebe einzuflößen. Man nannte ihn den olympiſchen Jupiter und ſeine Begleiterin Aſpaſia die Juno. Perikles trennte ſich von ſeiner Gemahlin, um die Aſpaſia zu heirathen, und Plutarch erzählt, daß er ſtets für ſie die größte eheliche Zärtlichkeit beſaß, und gewiß konnte ein ſolches Gefühl nicht eine niedrige und verdorbene Frau einflößen. Man beſchuldigt ſie, daß ſie zwei Kriege veranlaßt habe, den einen zwiſchen den Athenienſern und Samiern, wegen Milet, wo ſie geboren war, den andern zwiſchen den Athenienſern und Lacedämoniern, wegen Megara. Plutarch rechtfertigt ſie wegen dieſes Unrechts, und Thucydides nennt ihren Namen nicht, ob er gleich mit den kleinſten Nebenumſtänden die Urſachen des langen peloponneſiſchen Krieges erzählt. Nur der muthwillige, aber nicht hiſtoriſch treue, Ariſtophanes führt ſie als Urſache deſſelben an. Das athenienſiſche Volk, das gegen den Perikles aufgebracht war, und ihn nicht anzugreifen wagte, verfolgte diejenigen, die ſeine beſondere Neigung, Achtung und Liebe genoſſen, und verklagte den Anaragoras, Phidias und die Aſpaſia wegen Verachtung der Götter. Perikles vergoß mitten im Areopagus Thränen, als er die Aſpaſia vertheidigte, und entwaffnete die Richter. Man ſagt, daß Aſpaſia, die Freundin des Sokrates, die Gefährtin des Perikles, der Gegenſtand der Huldigungen des Alcibiades, nach Perikles Tode ihre Gunſt einem unbekannten gemeinen Manne, Lyſikles, ſchenkte, der aber bald von ihrem Geiſte durchdrungen worden ſei, und in kurzer Zeit einen großen Einfluß in Athen erlangt habe. Man kann behaupten, daß Aſpaſia Einfluß auf die ganze Nation hatte; denn in ihrer Geſellſchaft wurden die gebildet, die das Ruder des Staats führten. Ihr Name war ſo berühmt, daß der junge Cyrus ſeine Geliebte Milto dieſen Namen annehmen ließ, um dadurch den Eindruck zu bezeichnen, den ihre Reize und Anmuth auf ihn machten; denn der Name Aſpaſia bezeichnete die liebenswürdigſte der Frauen, wie Alexander den größten der Helden.

Aſpecte heißen in der Sternkunde die verſchiedenen Stellungen der Sonne, des Mondes und der Planeten im Thierkreiſe gegen einander. Es giebt fünf Aſpecte: die Conjunction oder Zuſammenkunft, die Oppoſition oder der Gegenſchein (die Syzygien), der Gedritt- oder Trigonalſchein, der Geviert- oder Quadratſchein (auch Quadratur genannt) und der Geſechſt- oder Sextelſchein. — Die Zu-

ſammenkunft (in den Kalendern mit dem Zeichen ☌ angedeutet) ergiebt ſich, wenn zwei Planeten einerlei Länge haben. In dieſem Falle ſind ihre Orte im Thierkreiſe nur um die Summe der Differenz ihrer Breite, nachdem ſie nämlich auf einer oder auf entgegengeſetzten Seiten der Ekliptik liegen, verſchieden, und alſo da dieſe nie beträchtlich iſt, wenig von einander entfernt. Hätten ſie bei gleicher Länge auch völlig gleiche Breite, ſo würden ſie einander bedecken. Die Zuſammenkunft des Mondes mit der Sonne verurſacht den Neumond; fällt aber auch ihre Breite faſt oder ganz zuſammen, ſo entſteht eine Sonnenfinſterniß (ſ. Finſterniß). Der Aſtronom beſtimmt mittelſt der Zuſammenkünfte der Planeten den Lauf derſelben, der Geograph und der Seemann aber die Länge der Örter auf der Erde. — Der Gegenſchein (im Kalender ☍) ereignet ſich, wenn die Länge zweier Planeten um 180 Grade verſchieden iſt, ſo daß der eine aufgeht, wenn der andere untergeht. Stehen Sonne und Mond im Gegenſchein, ſo haben wir Vollmond, und fällt zugleich ihre Breite faſt oder ganz zuſammen, ſo entſteht eine Mondfinſterniß. Der Gedrittſchein △ findet Statt, wenn ſich die Längen zweier Planeten um den dritten, der Geviertſchein □, wenn ſie ſich um den vierten, der Geſechſtſchein ✱, wenn ſie ſich um den ſechsten Theil von 360 Graden unterſcheiden. Für die Wiſſenſchaft ſind die drei letztern Aſpecte von faſt gar keinem Nutzen, aber die Aſtrologen ſchrieben ihnen allen einen großen Einfluß auf die Schickſale der Menſchen und Staaten zu. Dieſer Aberglaube ward Urſache, daß die Aſpecte in die Kalender aufgenommen wurden, woraus ſie gegenwärtig füglich wegzulaſſen wären.

Aſphyxie (eigentlich Pulsloſigkeit, von dem griechiſchen α privativum und σφυξις, der Puls), eine Art des Scheintodes, welche von der Unthätigkeit der Lungen beginnt, von da aber auf Herz und Gehirn ſich fortpflanzt. Der davon befallene Menſch liegt dem Anſcheine nach todt, ohne Athem, ohne Puls- und Herzſchlag und ohne Empfindung. Die Unterbrechung oder gänzliche Aufhebung des Athmens kann auf verſchiedene Veranlaſſungen erfolgen, entweder daß die mechaniſche Bewegung bei dem Aus- und Einathmen gehemmt iſt, oder die eigenthümliche chemiſch-organiſche Function der Lungen unterbrochen wird. Das erſtere kann durch Zuſammenpreſſung der Bruſt von außen, durch den Eintritt der Luft in die Bruſthöhle durch Wunden, durch allzugroße Anhäufung des Blutes in den Lungen, ſo daß ſie ſich nicht zuſammenziehen können, geſchehen; letzteres findet dann Statt, wenn entweder gar keine Luft in die Lungen kommt, wie bei Erſtickten, Ertrunkenen oder Gehängten; oder wenn die eingeathmete Luft nicht tauglich zur Unterhaltung des Lebens iſt, z. B. das Kohlenſtoffgas, oder die ſogenannte fixe Luft in Kellern, wo gährende Getränke liegen, die durch das Athmen vieler Menſchen ſchon ihres Sauerſtoffs beraubte atmoſphäriſche Luft u. ſ. w.; ferner ſchädliche Gasarten und Dämpfe, als Schwefeldampf, ſalzſaure Dämpfe in zu großer Menge u. a. m. H.

Aſſas (Nicolas, Chevalier d'), zu Vigan geboren, ſtand als Hauptmann bei dem franzöſiſchen Regimente Auvergne. Die Art, wie er ſich ſelbſt für ſein Vaterland aufopferte, macht ihn der Bewunderung der Nachwelt würdig. In der Nacht vom 15. zum 16. Oct. 1760 commandirte er bei Kloſterkamp, in der Nähe von Geldern, eine Feldwache, und ging bei Anbruch des Tages aus, die Wachen zu

unterſuchen. Hier traf er auf ein feindliches Corps, das die franzöſiſche Armee überfallen wollte, ward ergriffen, mit der Drohung, daß der erſte Laut, den er ausſpräche, ihm das Leben koſten würde. Das Wohl der franzöſiſchen Armee ſtand auf dem Spiele; ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, ſammelte er ſeine ganze Kraft und rief: „Hierher, Auvergne, die Feinde ſind da!“ Die ihm gemachte Drohung wurde ſogleich vollzogen. Aſſas ſtarb unbeweibt, man beſtimmte aber für immer ſeiner Familie eine Penſion von 1000 Livres. Durch die Revolution würde ſie unterdrückt, iſt aber in der neueſten Zeit wieder ausgezahlt worden.

Aſſaſſinen, ſ. Jsmaëliten.

Aſſecuranz, Verſicherung, iſt ein zu den Glücksverträgen gehöriger Contract, den der Aſſecurant und der Aſſecurat mit einander ſchließen, und vermöge deſſen der erſtere ſich gegen letztern verbindlich macht, ihm den Schaden zu erſetzen, den er an gewiſſen Gegenſtänden und unter gewiſſen Umſtänden — entweder binnen einer beſtimmten oder unbeſtimmten Zeit — erleiden möchte. Die Abſicht des Aſſecuraten dabei iſt, ſich auf den Fall eines möglichen Verluſtes den Erſatz zu ſichern; die Abſicht des Aſſecuranten hingegen kann doppelt ſein, entweder eigennützig oder uneigennützig. Beabſichtigt der Aſſecurant ſeinen eignen Vortheil, ſo läßt er ſich nach Maßgabe der mehr oder weniger zu befürchtenden Gefahr mehr oder weniger Procente von dem Werthe der verſicherten Gegenſtände bezahlen. Uneigennützig iſt die Abſicht des Aſſecuranten, wenn dieſer aus einem Verein von Perſonen beſteht, die ſich gegenſeitig ihr Eigenthum, z. B. ihre Häuſer vor Feuerſchaden, aſſecuriren. In dieſem Fall wird von jedem Theilnehmer nur nach Maßgabe des eingetretenen Schadens ein verhältnißmäßiger Beitrag gegeben. (S. d. Art. Feuerverſicherung und Waarenverſicherung. Auch vergleiche man Lebensverſicherung.)

Aſſiento (ſpan. Vertrag, Accord) nannte man die Bewilligung der ſpaniſchen Regierung, daß eine fremde Nation, mit Ausſchließung anderer, auf eine beſtimmte Anzahl von Jahren Negerſklaven aus Afrika in die ſpaniſchen Colonien in Amerika, gegen eine gewiſſe, an Spanien zu entrichtende, Abgabe einführen und Handel damit treiben durfte. Schon Philipp IV. und Carl II. von Spanien ſchloſſen mit den Engländern ſowohl als Holländern einen ſolchen Handelstractat; dann waren die Engländer bis 1701 in dem alleinigen Beſitze des Aſſiento. Sie verloren ihn, als Philipp von Anjou auf den ſpaniſchen Thron kam, indem dieſer (1702) der franzöſiſchen Guinea-Compagnie, welche ſeitdem auch den Namen Aſſiento-Compagnie annahm, den Handel auf zehn Jahre zugeſtand, binnen welcher Zeit ſie das Recht haben ſollte, jährlich 4800 Neger beiderlei Geſchlechts nach dem feſten Lande und den Inſeln der Spanier in Amerika zu führen. Im J. 1713 wurde zu Utrecht mit England der bekannte Aſſiento-Tractat auf 30 Jahre abgeſchloſſen (Großbritannien überließ nachher den Handel der Südſee-Compagnie), in welchem jedoch unter andern auch ein Additional-Artikel ſich befand, daß die Engländer alle Jahre, während des Tractats, ein ſogenanntes Permiſſions- oder Aſſiento-Schiff von 500 Tonnen mit allerhand Waaren nach jenen Colonien ſchicken durften. Dieſes zog aber große Mißbräuche und vielen Schleichhandel nach ſich und unter Philipp V. wurden die Beſchwerden und Irrungen darüber ſo ſtark, daß es zuletzt 1739 zum öffentlichen Krieg zwiſchen bei-

den Mächten, Spanien und England, kam, worauf in dem Aachner Frieden 1748 zwar der engliſchen Compagnie noch vier Jahr zugeſtanden, allein in der zwei Jahre darauf erfolgten Madrider Convention derſelben überhaupt und für die noch rückſtändigen Aſſiento-Jahre 100,000 Pfd. Sterling verſprochen wurden; und ſo nahm der Tractat ſein Ende.

Aſſignat, in der franzöſiſchen Revolutionszeit ein Wort für National-Papier, welches den Werth der Münze hatte. Dieſes Wort entſtand daher, weil die erſten 400 Millionen dieſes Papiergeldes, welche die conſtituirende Verſammlung mit Genehmigung des Königs machte, zu ihrer Sicherheit auf den Verkauf der eingezogenen geiſtlichen Güter aſſignirt oder angewieſen wurden. In der Folge wurde der Name Aſſignate für alles Papiergeld, das in Umlauf geſetzt wurde, beibehalten. Die königl. Genehmigung und Proclamation über die erſten 400 Millionen Aſſignate war vom 19. April 1790. Schon den 27. Auguſt dieſes Jahres drang Mirabeau auf die Verfertigung von 2000 Millionen neuer Aſſignate und es entſtanden hierüber heftige Debatten im Nationalconvent. Vorzüglich zeichneten ſich Bergaſſe und Dupont als Mirabeau's Gegner aus; ſie ſahen ein, daß der Aſſignatenplan eine Erfindung Claviere's (aus deſſen Schrift Mirabeau's Rede nur ein Auszug war) ſei, ſich und ſeine Anhänger zu bereichern; daß durch dieſen Plan die reichen Wuchrer in den Beſitz der Nationalgüter geſetzt werden würden, und daß die Nationalgüter bei weitem nicht hinreichend ſeien, die Aſſignate, beſonders wenn ſie vermehrt würden, zu decken. Mirabeau ſetzte ihren Gründen unter andern den großen politiſchen Nutzen entgegen, daß der Aſſignatenplan jeden Beſitzer von Aſſignaten zu einem nothwendigen Vertheidiger der neuen Conſtitution mache, welche die Auswechslung der Aſſignate gegen Nationalgüter garantirt hatte. Pethion unterſtützte ihn, und es wurden aufs neue 800 Millionen Aſſignate decretirt. Nach und nach vermehrte man die Aſſignate, wie bekannt iſt, bis auf vierzig Milliarden und ſie ſanken zuletzt auf nichts herab. Mehreres über dieſes Papiergeld und deſſen weiteres Schickſal findet man in dem Artikel Mandat.

Aſſimilation, die Verähnlichung, in mediciniſcher Bedeutung ein Act der Ernährung, vermöge welcher der durch die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitete und aus den Gedärmen eingeſogene Milchſaft den Stoffen des lebenden thieriſchen Körpers immer ähnlicher gemacht und ſelbſt mit Leben verſehen wird. In ſo fern kann man auch dieſen Vorgang Animaliſation nennen. Der Anfang dieſes Prozeſſes geht ſchon in den Drüſen vor ſich, in welchen, vermöge der denſelben inwohnenden Lebensthätigkeit und ihres eigenen Baues, der Milchſaft länger verweilt, und aus ſeiner vorher indifferenten Natur auf eine höhere Stufe der Animaliſation gebracht wird. Die höchſte Stufe derſelben erreicht er, nachdem er durch die Mündung des Bruſtgangs (ductus thoracicus) in die linke Jugularvene ſich ergoſſen, mit dem Blute derſelben vermiſcht in die rechte Herzkammer, von da in die Lungen kommt, und mit dem belebenden Sauerſtoffgas begeiſtet, als wirkliches Blut in die linke Herzkammer zurückkehrt, aus welcher er in den ganzen Körper verbreitet wird. Dieſen letzten Vorgang in den Lungen bezeichnet man auch als Blutbereitung (Sanguification). Auch in dem vegetabiliſchen Reiche findet eine Aſſimilation Statt, indem die Pflanzen als organiſche, ſich ſelbſt erhaltende Körper ihre Nahrung aus der Erde und dem Waſſer ziehen, die eingeſogenen Säfte durch die Saftröhrchen in der Pflanze ſich vertheilen,

mit den durch die Blätter aufgenommenen Theilen aus der Luft vermiſchen und zum Wachsthum dienen. H.

Aſſiſengericht iſt in England ein Gericht, das zweimal im Jahre zu gewiſſen Zeiten und an gewiſſen Orten in den Provinzen ſich verſammelt, um alle Klagen und Criminalprozeſſe durch Richter und Jury zu entſcheiden. Aus dem engliſchen Recht iſt es in die neuere franzöſiſche Gerichtsverfaſſung übergegangen, wo die Aſſiſengerichte die ſtehenden Criminalgerichte ſind.

Aſſonanz. Dieſe muſikaliſche Redefigur kann man eine Schweſter der Alliteration (ſ. d.) nennen, denn wie dieſe in einer Übereinkunft der Conſonanten in mehreren Wörtern des Satzes beſteht, ſo die Aſſonanz in der Einheit der Vocale in verſchiedenen Wörtern. Sie iſt eigentlich in der ſpaniſchen und portugieſiſchen Poeſie einheimiſch, und harmonirt ſehr wohl mit dem Charakter dieſer an volltönenden Vocalen reichen Sprachen. Die Verſuche unſerer Dichter, die Aſſonanz anzuwenden, haben im Ganzen nur dazu gedient, ihre Unanwendbarkeit in unſerer Sprache zu zeigen. Die zweiſylbige Aſſonanz kann bei uns in der zweiten Sylbe faſt nie anders als in dem ſtummen E gebildet werden, welches wir kaum hören; und auch die einſylbige wird zu ſehr von den Conſonanten übertönt, als daß ſie beſondere Empfehlung verdiente. Als Ausnahmen ſind die trefflichen Aſſonanzen in Fr. Schlegels Alarcos und in Apels Geſpenſterbuch (Band 4) anzuſehen. Letzterer beſonders hat mit vieler Kunſt ſich der zweiſylbigen Aſſonanz ohne das ſtumme E bedient.

Aſſoziation der Ideen nennen wir den Zuſammenhang zwiſchen unſern Vorſtellungen, vermöge deſſen ſie einander erwecken und auf einander führen. Das dabei zum Grunde liegende, in der Natur der Einbildungskraft allenthalben beobachtete Geſetz lautet vollſtändig alſo: Unſere Vorſtellungen verbinden ſich mit einander nach den Verhältniſſen der Ähnlichkeit oder Verſchiedenheit des Orts und der Zeit, der Wirkungen und Urſachen, der Subjecte und ihrer Eigenſchaften. Zergliedert liegen folgende einzelne Geſetze darin: 1. Ehemals gehabte Vorſtellungen, welche wegen der Ähnlichkeit ihrer Objecte unter ſich ſelbſt eine Ähnlichkeit haben, führen wegen derſelben auf einander fort. So erweckt der Anblick eines Porträts die Vorſtellung des Originals; 2. Vorſtellungen, die von einander verſchieden ſind, erwecken einander. So fällt uns bei einem Begriffe ſein Gegentheil bei; 3. Dinge, die zu gleicher Zeit und an einerlei Ort wahrgenommen werden, erwecken ihre gleichzeitigen und coexiſtirenden Vorſtellungen; 4. bei der Vorſtellung einer Wirkung denken wir an ihre Urſach und umgekehrt; bei einem Subject fallen uns die Eigenſchaften deſſelben bei; 5. Haupt- und herrſchende Ideen ſind meiſtentheils die erſten, welche erwachen, woran ſich eine Menge anderer knüpfen. — Man darf aber die Aſſoziation nicht blos auf einige wenige Begriffe einſchränken. Es giebt ganze Ideenreihen, welchen kein anderes Geſetz zum Grunde liegt. Sie ſind eine Verbindung ſinnlicher Vorſtellungen, deren natürlicher Fortgang nach einer leitenden Idee erfolgt, wiewohl ihr Zuſammenhang nicht ſo nothwendig iſt, wie bei dem geſchloſſenen Ideengange der Vernunft, des höheren Räſonnements und der Demonſtration. Man kann ſie ein ſinnliches Räſonnement nennen. Der Materie nach enthält daſſelbe lauter Exiſtenzen. Der Form nach iſt es entweder hiſtoriſch, d. i. eine Erzählung auf einander folgender Begebenheiten, oder dialogiſch, die Unterhaltung in Geſprächen, oder oratoriſch, wenn der Zweck die Überredung iſt, oder vulgär, wenn der Zweck die Erzählung der Begebenheiten im gemeinen Leben iſt, oder epiſtolariſch, bei der Unter-

haltung mit Abweſenden, oder phantaſtiſch, wie bei der Erbauung von Luftſchlöſſern. Da dies Producte der Einbildungskraft ſind, ſo wird man von dem einen auf das andere ſchließen können. Je ordentlicher und regelmäßiger die Einbildungskraft an ſich iſt, deſto vollkommener wird auch das ſinnliche Räſonnement in ſeiner Art ſein; abſtracten Köpfen muß es daher weniger gelingen und zuſagen. Wir übergehen die Hypotheſen, durch welche man die Mechanik der Ideenaſſoziation aus einem Spiel der Nerven und Fibern im Gehirn hat erklären wollen, da ſie die Sache nur noch räthſelhafter machen, und merken dagegen noch an, daß das Geſetz der empiriſchen Ideenverbindung für die Einbildungskraft nicht abſolut iſt, ſondern nur als ein Erklärungsſatz für uns betrachtet werden muß, aus welchem wir uns die bereits geſchehene Ideenaſſoziation begreiflich machen. Voraus beſtimmen läßt ſie ſich nicht. Die Ideen haben ſo viele und mancherlei Ähnlichkeitspuncte, daß man nicht angeben kann, warum im vorkommenden Fall gerade dieſe und keine anderen hervorgerufen worden. Es hängt die wirkliche Verbindung von ſo vielen ſubjectiven Zufälligkeiten ab, die alle in Anſchlag gebracht werden müßten. Da, wo die Einbildungskraft nach einem gewiſſen Zweck, oder nur nach einer leitenden Idee arbeitet, die ſie vor Augen hat und nach welcher hin ſie die Verknüpfung imaginäriſcher Reihen veranſtaltet, kann man wohl bei ihr eine gewiſſe Ordnung ſich denken; wo ſie aber zwecklos und mechaniſch wirkt, läßt es ſich nicht einmal erklären, daß ſie Ähnlichkeiten wahrnehmen könne. Wir können, wenn wir uns dergleichen Verknüpfungen erklären wollen, nichts weiter thun, als daß wir uns hinterher die Ähnlichkeiten und Coexiſtenzen hineindenken oder ſie hervorſuchen. Ob die Einbildungskraft wirklich darnach zu Werke gegangen, bleibt immer unentſchieden.

Aſſyrien, ein im Alterthum berühmtes aſiatiſches Reich, deſſen Grenzen nicht zu allen Zeiten dieſelben waren. Das eigentliche Aſſyrien grenzte nördlich an den Berg Niphates in Groß-Armenien, weſtlich an Meſopotamien, ſüdlich an Suſiana und öſtlich an Medien. Aſſur ſoll es gegründet haben. Unter den Regenten dieſes Reichs ſind vorzüglich Ninus, Eroberer von Ninive, und ſeine Witwe und Thronfolgerin Semiramis berühmt. Ninus unterwarf dem aſſyriſchen Reiche das babyloniſche, das mediſche und noch einige andere Reiche. Unter Sardanapal (ungefähr 900 Jahre v. Chr.) machte ſich Arbaces, Statthalter von Medien, zum Herrn des aſſyriſchen Reichs. In der Folge löſ'te ſich dieſes Reich in drei Reiche auf, welche die Hauptbeſtandtheile deſſelben ausgemacht hatten; und es bildeten ſich aus demſelben das mediſche mit Aſſyrien und das (neue) babyloniſche Reich. Doch bald erhob ſich Aſſyrien mit der Hauptſtadt Ninive unter Salmanaſſar von neuem, indem Medien mit Babylon demſelben unterworfen waren; allein Medien riß ſich um 700 los und der mediſche König Cyaxares verband ſich mit Nabopolaſar, Statthalter von Babylon, worauf beide 606 v. Chriſto Ninive eroberten und zerſtörten. Aſſyrien wurde jetzt eine mediſche Provinz, Babylon aber durch Nebucadnezars Eroberungen ſeit 600 ein mächtiges Reich. Endlich vereinigte ſämmtliche Reiche um 550 v. Ch. der Eroberer Cyrus, ein Perſer. (S. d. Art.)

Aſt wird jeder Theil eines Baumes genannt, der nicht unmittelbar von der Wurzel, ſondern erſt vom Stamme ausgeht. Aus den Äſten gehen die Blätter und früchtetragenden Zweige hervor. So wie man das Wort Stamm uneigentlich auf Völker und Familien anwendet, ſo gilt dies auch von dem Worte Aſt, und man ſagt daher z. B. „die

Familie theilt ſich in mehrere Äſte." In der Forſtwiſſenſchaft begreift man die Äſte unter dem gemeinſchaftlichen Ausdrucke von Obergehölz, und ſcheidet bei der Berechnung des Werthes eines Baumes Stamm und Obergehölz. Die Richtung der Äſte iſt an jedem Baume charakteriſtiſch und giebt auf den erſten Blick ſchon ein Merkmal, ſie von einander zu unterſcheiden.

Aſtarte, eine ſyriſche Göttin, wahrſcheinlich ſo viel als die Semele bei den Griechen und die Aſtaroth bei den Hebräern. Sie hatte nach Lucian einen großen und uralten Tempel in Phönizien. Einige halten ſie auch für die Hexe, noch Andere für die Aphrodite.

Aſteriscus heißen die Sternchen (*), die man im Texte braucht, um damit auf die unten ſtehenden Anmerkungen zu verweiſen. Man ſetzt ſie zu dem Worte, auf welches ſich die Anmerkung zunächſt bezieht. Die alten Kritiker bedienten ſich des Aſteriscus, um in den Handſchriften irgend eine Unrichtigkeit des Textes anzudeuten.

Aſthenie, die Schwäche (aus dem griechiſchen α privativum und σθενος Kraft). Dies Wort iſt durch die Theorie von Brown in Gebrauch gekommen, und bezeichnet überhaupt bei ihm Schwäche der Erregung. Sie entſteht entweder, indem die Erregbarkeit des lebenden Körpers durch die auf ſie zu ſchwach wirkenden Reize zu wenig in Thätigkeit verſetzt wird, dies iſt die directe Aſthenie; oder indem durch vorhergegangene zu ſtarke Reize die Erregbarkeit vermindert worden, und auf die gewöhnlichen Reize nicht gehörig wirkſam iſt, indirecte Aſthenie. Die aſtheniſche Beſchaffenheit wird nach Browns Angabe durch folgende Einflüſſe erzeugt: zu lang dauernde Kälte, ſtark und lang dauernde Wärme, Pflanzennahrung, Waſſer und wäſſerige Getränke, Mangel an verſchiedenen Gewohnheitsreizen, z. B. an geiſtigen Getränken, an Gewürzen; Mangel an Blut; zu ſchwache oder zu ſtarke Bewegung, Leidenſchaften, Anſteckungsſtoffe u. ſ. w. Die vorzüglichſten Zufälle, welche die aſtheniſche Beſchaffenheit bezeichnen ſollen, ſind: Froſt und Schauder; ſchwacher, weicher, kleiner und ſehr ſchneller Puls; Kopfſchmerz von Mangel an Blut, Irrereden, Mangel an Eßluſt; Ekel und Erbrechen; Betäubung, Schlafſucht, Zuckungen; faule Bräune; Blutflüſſe, Drüſengeſchwülſte u. ſ. w. Unter die aſtheniſchen Krankheitsformen ſollen nebſt mehreren andern beſonders folgende, nach dem Grad der allgemeinen Schwäche geordnete, gehören: Magerkeit, Schlafloſigkeit, Krätze, die engliſche Krankheit, Blutflüſſe, Unterdrückung der monatlichen Regeln, Durchfall, die meiſten Kinderkrankheiten, Scorbut, Gicht, Engbrüſtigkeit, Waſſerſucht, Epilepſie, Lähmung, Schlagfluß, Wechſelfieber, Typhus, Peſt. (S. Erregungstheorie.) H.

Äſthetik (αισθητικη, nämlich επιστημη) nannte man ſeit Alexander Baumgarten eine beſondere Wiſſenſchaft von dem Schönen und ſeinen mannichfaltigen Darſtellungsarten, welche vor dieſem Philoſophen noch nicht exiſtirte und den Zweck hatte, die Beurtheilung des Schönen auf ein Vernunftprincip zurückzuführen, einen Theil der Philoſophie, von welcher, als Mataphyſik des Schönen, die Theorie der Künſte und der Kunſtkritik abhängig ſein ſollte. Auch hier finden wir nämlich, wie in andern Gebieten der Erkenntniß, daß ſich die Wiſſenſchaft erſt dann, nachdem eine Fülle mannichfaltiger Betrachtungen und Erfahrungen, und die lebendige Anſchauung vorhanden iſt, in ſyſtematiſcher Geſtalt entwickelte und ausbildete, indem erſt dann ein Princip des Mannichfaltigen gefunden werden kann, wenn dieſes Mannichfaltige ſelbſt in ſeiner Verſchiedenheit und verwirrenden Mannichfaltigkeit das Nachdenken dazu aufgeregt und veranlaßt hat. Daher

auch die Literatur des wiſſenſchaftlichſten der alten Völker uns nur zerſtreute Betrachtungen über einzelne Gegenſtände jener Wiſſenſchaft, oder einzelne Darſtellungsarten des Schönen (einzelne Künſte, Kunſtgattungen und Kunſtwerke) in dogmatiſcher oder kritiſcher Geſtalt darbietet, obgleich dieſe oft (wie die hieher gehörenden Beiträge eines Plato und Ariſtoteles) eine Lebendigkeit an ſich tragen, welche den Werth mancher neuern ſyſtematiſchen Bearbeitung gar ſehr verdunkeln. Als aber, insbeſondere durch des berühmten Chr. Wolfs Beſtrebungen, die Philoſophie (namentlich die Leibnitziſche Anſicht derſelben) in ein Syſtem zu bringen, eine Überſicht des Ganzen der Philoſophie und ihrer Theile möglich und nothwendig geworden war, entſtand auch bald die Aufgabe, eine Theorie des Schönen, und mit ihr gewiſſe allgemein gültige Geſetze zur Bildung und Beurtheilung deſſelben aufzuſtellen, welche auf dem Weſen der ſchönen „Erkenntniß ſelbſt" (bei welchem Ausdrucke man das Gefühlsvermögen und die ſinnliche Erkenntniß verwechſelte) beruhen ſollte. Zu dieſer Theorie legte der genannte Baumgarten, ein Schüler Wolfs, den erſten Grund. Der Standpunct, von welchem man zuerſt bei einer ſolchen ausging, war ein ſubjectiver, d. h. man betrachtete das Schöne zunächſt nach ſeiner Wirkung auf Empfindung und Gefühl, aber von Seiten der Fähigkeiten und Organe, mit welchem man daſſelbe auffaßte, welche Betrachtung eine allgemeine Theorie des Empfindungsvermögens vorausſetzte, daher man dieſe Wiſſenſchaft eben Äſthetik nannte, weil αισθησις, wovon jener Name herkommt, Empfindung, Gefühl, ſinnliche Vorſtellung und die ſie begründenden Vermögen bezeichnet, welche nach den noch unausgebildeten pſychologiſchen Anſichten der damaligen Zeit auch mit dem Namen niederes oder ſinnliches Erkenntnißvermögen umfaßt, und noch wenig unterſchieden wurden. Denn weil man eben durch dieſe Vermögen das Schöne zu kennen und wahrzunehmen glaubte, daß dieſes vorzüglich das ſinnliche Erkenntnißvermögen anſpreche; ſo ſuchte man eine Wiſſenſchaft, welche die Geſetze deſſelben (des Empfindungsvermögens), beſonders in Beziehung auf das Schöne, eben ſo umfaſſen ſollte, wie die Logik die Geſetze des Verſtandes oder des Denkvermögens umfaßt; daher zu begreifen iſt, warum ſie Baumgarten eine Wiſſenſchaft der ſinnlichen Erkenntniß, und das Schöne das Sinnlichvollkommene, oder die Fähigkeit eines Dinges in uns Vergnügen hervorzubringen nannte, durch welche Erklärung das Schöne von dem Angenehmen nicht hinlänglich unterſchieden und die Wiſſenſchaft von der empiriſchen Kenntniß geſondert wird. So kam Baumgarten durch Behandlung und Betrachtung des Empfindungsvermögens auf das Schöne, und meinte, die Geſetze dieſer ſinnlich erkannten Vollkommenheit (die äſthetiſchen Geſetze) aus dem Begriffe aller Vollkommenheiten ableiten zu können. Was er nun aber als ſolche Wiſſenſchaft in ſeinen Vorträgen und Schriften (ſ. Baumgarten) aufſtellte, enthielt mehr praktiſche Regeln über Erfindung und Beurtheilung, Anordnung und Ausdruck des Schönen in der Kunſt, vorzüglich der Dicht- und Redekunſt, als eine Unterſuchung über das Weſen der Schönheit überhaupt. Dieſes Princip der ſinnlichen Vollkommenheit aber, welches Baumgarten aufſtellte, wurde von ſeinen Nachfolgern immer weiter ausgebildet, indem man die Natur des Empfindungsvermögens immer genauer unterſuchte, und bald auf phyſiologiſchem und pſychologiſchem Wege, welcher durch Locke's Senſualſyſtem und anderer Engländer (z. B. Burke's) Unterſuchungen ſehr gangbar geworden war, die Natur äſthetiſcher Empfindungen erforſchte, bald, vorzüglich durch Batteux und anderer Franzoſen Beiſpiel geleitet, eine Theorie der

Künſte unter dieſem Namen aufzuſtellen verſuchte, welche jedoch, bevor nicht die reine Äſthetik, wovon dieſe abhängig iſt, durch ein tieferes Princip hinlänglich begründet war, nothwendig ſchwankend und unſicher ausfallen und eine empiriſche Kenntniß bleiben mußte. Kant, der das ganze Gebiet der philoſophiſchen Wiſſenſchaft ſeiner Beurtheilung unterwarf, und nach der Möglichkeit einer philoſophiſchen Erkenntniß, welche über die Erfahrung hinausgehe, fragte, und nach deſſen Unterſuchungen die Philoſophie als eine Wiſſenſchaft von den urſprünglichen Vermögen und Geſetzen des menſchlichen Geiſtes erſchien, unterſchied zwar genauer ſinnliche Erkenntniß und Gefühl; aber er betrachtete das Schöne immer noch blos in ſeiner Wirkung auf das Gefühl, und ſtellte ſo über das Schöne den Begriff des Äſthetiſchen. Und wenn ihm nun, nachdem er dem Vorſtellungsvermögen und dem Begehrungsvermögen ihre beſondern Theorien angewieſen hatte, das Gefühlsvermögen übrig blieb, auf welches das Schöne alſo bezogen wurde, daß man vorausſetzte, das Schöne könne nur durch Gefühl wahrgenommen werden, exiſtire blos für das Gefühl, oder beſtehe blos in einer beſondern Beziehung auf das Gefühl; ſo iſt es begreiflich, wie er früherhin eine ſolche Wiſſenſchaft für eine unmögliche halten und ſelbſt den Namen verwerfen konnte; denn die Beurtheilung des Schönen (d. i. deſſen, was ſchön iſt) iſt nach jenen Vorausſetzungen empiriſch und ſubjectiv. Allein theils haben ſchon die bedeutendſten ſeiner Schüler (z. B. der um die Äſthetik ſo verdiente Heydenreich) entgegnet, daß auch die Geſchmacksurtheile, oder das äſthetiſche Wohlgefallen überhaupt, von gewiſſen urſprünglichen Bedingungen des Gemüths abhängig ſein müſſen, — welche zur Wiſſenſchaft erhoben, eine Geſchmackslehre werden, und ſofern ſie die Gegenſtände nach ihrer Beziehung auf Luſt und Unluſt, oder als Gegenſtände eines allgemeinen und nothwendigen Wohlgefallens insbeſondere betrachte, füglich Äſthetik genannt werden könnte; theils hatte auch Kant in ſeiner nachher erſchienenen Kritik der Urtheilskraft die Grundzüge zu einer ſolchen Geſchmackslehre oder Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft (des Geſchmacks) wirklich aufgeſtellt, welche nun an die Stelle der Äſthetik trat, und in welcher er die Geſetze, nach welchen der Verſtand bei der Beurtheilung deſſen verfahre, was durch ſich ſelbſt gefällt, aufſuchen wollte. So ſcharfſinnig und treffend auch Kants Unterſuchungen ſind, ſo weit ſie ſich mit dem Schönen (welches er immer nach dem beſchränkten vulgären Sprachgebrauch nimmt) und dem Erhabenen, nach ihrer Wirkung auf das Gefühl, oder mit dem Geſchmacke (der bald als äſthetiſche Urtheilskraft überhaupt auf das Schöne und Erhabene, bald nur auf die Beurtheilung des Schönen gerichtet ſein ſoll) beſchäftigen; ſo wenig erſchöpft doch die Theorie des Geſchmacks, oder eine Lehre, in welcher das Schöne in ſeinen Wirkungen auf uns oder das Gefühl des Schönen und Erhabenen betrachtet wird, die Äſthetik als Wiſſenſchaft des Schönen gedacht. Anderntheils beſchränkte ſchon der Standpunct, von welchem Kant ausging, die Unterſuchung nothwendig. Denn indem zuerſt gefragt wurde, ob es allgemeine Principien die Urtheilskraft gebe, welche das Gefühl der Luſt und Unluſt beſtimmen bei der Beurtheilung des Schönen, wurde das Schöne ſeinem Weſen nach ſchon vorausgeſetzt; ſtatt deſſen trat nun der allgemeine Begriff des Äſthetiſchen auf, welcher alles dasjenige bezeichnet, was in Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt vorgeſtellt, und dadurch Sache des Geſchmacks wird, und in engerer Bedeutung, was lediglich durch ſeine Beziehung auf das Gefühl Gegenſtand des Wohlgefallens wird, — in welchen Begriff ſich das Schöne

(nach dem beſchränkten vulgären Sprachgebrauche) und das Erhabene theilten. — Die Verbindung beider blieb ungeahnet, weil blos von einer Verſchiedenheit des Äſthetiſchen die Rede war, welches als Gegenſtand der Beurtheilung betrachtet wurde, nicht von dem Schönen ſelbſt, ſeinem Principe und der daſſelbe hervorbringenden Kraft ausgegangen wurde. Dieſe Kantiſche Anſicht wurde von mehreren denkenden Männern dieſer Schule ausgebildet und als eine Wiſſenſchaft von den Gründen des äſthetiſchen Wohlgefallens dargeſtellt. Gegen jene der Kunſt wenig zuſagende Anſicht, namentlich gegen die formale Beſtimmung der Schönheit, als der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes ohne Vorſtellung eines Zweckes, ſträubte ſich der immer wachſende Kunſtſinn und die lebendigere Anſchauung des Schönen. Um ſo dringender wurde bei denen, welche bei täglicher Erweiterung des Kunſtgebiets durch die Werke großer Zeitgenoſſen dieſes Intereſſe für die Kunſt lebhaft fühlten, welches Kant, der in dieſem Gebiete weniger heimiſch war, in einem hohen Grade zu entbehren ſchien, das Bedürfniß einer unumſchränkten Unterſuchung über das Weſen des Schönen, und die Bedingungen, unter welchen es ſich dem menſchlichen Geiſte darſtellt. Göthe, Schiller, Herder, Winckelmann, Klopſtock, Leſſing, Moritz und Heinſe wirkten theils durch die geiſtvollen Erzeugniſſe ihrer Dichterkraft, theils durch mitgetheilte Anſichten, Beurtheilungen und freie Behandlungen mehrerer der Kunſt angehörigen Gegenſtände; Schelling durch ſeine originelle Anſicht der Natur, ſo wie überhaupt durch eine Philoſophie, welche, von dem Abſoluten ausgehend, daſſelbe auch in der Schönheit und im Geiſte des Künſtlers in eigenthümlicher Geſtaltung wiederfindet, zu einer umfaſſenden und lebendigen Anſicht der Schönheit und Kunſt. Ja wenn auch jene große Gährung, durch welche Kants Reform in der Philoſophie begonnen, gegenwärtig noch nicht geſtillt worden iſt, und die Urtheile über des letztern Syſtem nothwendig verſchieden ſind; ſo wird ihm doch für die Äſthetik das Verdienſt bleiben müſſen, auf die darſtellende Kraft des Genius tiefere Rückſicht genommen und namentlich die durch Kants Anhänger vernachläſſigte Phantaſie in dem Gebiete des Schönen wieder geltend gemacht zu haben. Zu demſelben Zwecke wirkten, doch mehr auf polemiſchem und kritiſchem als auf dem ſyſtematiſchen Wege, A. W. und Fr. Schlegel und ihre Freunde, wenn auch im Kampfe die Grenze der Wahrheit oft überſchreitend, zum Vortheile der Äſthetik und zu einer freiern, lebendigern und umfaſſendern Anſchauung des Schönen, beſonders in der Kunſt. Schellings Standpunct aber, vermöge deſſen er, von dem Abſoluten, in welchem das Reale und Ideale ſich vereinigen ſoll, beginnend, auch ſeine Schüler auf die ſchaffende Kraft des Geiſtes, durch welche das Schöne hervorgebracht wird, vorzüglich zu reflectiren, das Kunſtwerk aber als eine ſymboliſche Erſcheinung des Abſoluten, durch den Geiſt des Menſchen hervorgebracht, zu betrachten veranlaſſen mußte, wurde von mehreren derſelben im Dünkel einer Wiſſenſchaft des ſchaffenden Genius, und je mehr ſie Kunſtfreunde waren, ſo mißverſtanden, daß ſie die Äſthetik geradezu für eine Kunſtphiloſophie erklärten, als offenbare ſich das Schöne nur durch Kunſt des Menſchen, welcher Anſicht S. eben ſowohl, als dem Mißbrauch ſeiner Methode, welche Einige anzuwenden glaubten, indem ſie ſich ſelbſt von den Gebilden ihrer Phantaſie hinreißen ließen, und ſtatt einer Philoſophie über das Schöne in Natur und Kunſt, oft nur leere Phantaſien über die Kunſt hervorbrachten (in der Vorrede zu

ſ. phil. Schriften und in der angeführten Rede nebſt Anmerkungen) kräftig widerſprochen hat. Nach unſerer Anſicht muß die Äſthetik, als Philoſophie des Schönen, von der Idee des Schönen (vergl. dieſen Artikel) ausgehen, ſofern wir ſie der Idee der Wahrheit, welche die theoretiſche Philoſophie, wie der Idee der Sittlichkeit und Güte, welche die praktiſche Philoſophie entfaltet, entgegenſtellen, — und zwar als Metaphyſik des Schönen oder reine Äſthetik, von dem Weſen des Schönen — oder von dem abſoluten Schönen, das nie erſcheint, aber dem gebildeten Geiſte als Idee bei ſeinen Urtheilen, und dem Künſtler in Geſtalt eines Ideals beim Schaffen vorſchwebt, ausgehen, und dieſe Idee in dem Gebiete der menſchlichen Erkenntniß nachweiſen; hierauf aber die verſchiedenen Darſtellungen des Schönen in Natur und Kunſt nach ihrem Weſen beſtimmen und würdigen, und in Hinſicht auf beide überhaupt die Wirkung des Schönen auf das Gemüth (wo auch die Geſchmackslehre ihre Stelle findet), in Hinſicht auf die Kunſt aber insbeſondere ſeine Hervorbringung durch die ſchaffende Kraft des Künſtlers betrachten, dann aber von der Verſchiedenheit der beſondern Künſte, ſofern ſie aus der Idee der Kunſt erkennbar iſt, und ihren beſondern Gattungen handeln, durch welche philoſophiſche Überſicht — auch wohl (äſthet.) Theorie der ſchönen Künſte, oder angewandte Äſthetik genannt — für jede beſondere Äſthetik, oder für die Theorien der einzelnen Künſte die philoſophiſche Grundlage gegeben wird. Hiermit haben wir die hauptſächlichſten und in der Geſchichte der Äſthetik Epoche machenden Anſichten derſelben angedeutet, mit welchen die übrigen Bearbeitungen anderer Denker mehr oder weniger gemein haben. Überhaupt aber iſt die Äſthetik verſchieden nach der Anſicht, welche man von dem Schönen hat, vielleicht auch von den herrſchenden Geſtalten, in welchen daſſelbe in der Kunſt eines Volks auftritt. Davon ſ. den Artikel Schön.

T.

Äſthetiſch iſt zufolge des vorhergehenden Artikels 1. in weiteſter Bedeutung, was in Beziehung auf das Gefühl der Luſt und Unluſt ſteht, oder zunächſt in dieſer ſubjectiven Beziehung betrachtet wird, — was mithin 2. dieſes Gefühl, namentlich das Gefühl der Luſt, durch innere oder äußere Anſchauung, entweder erweckt (äſthetiſcher Gegenſtand, äſthetiſche Anſchauung) — daher redet man auch von einer äſthetiſchen Deutlichkeit im Gegenſatze der logiſchen, d. i. von der Deutlichkeit, welche durch Anſchauung oder Beiſpiele erlangt wird — oder durch daſſelbe beſtimmt wird (in dieſer Beziehung redet man von einem äſthetiſchen Urtheil, und von äſthetiſcher Urtheilskraft, Geſchmack im weitern Sinne); 3. in engerer Bedeutung a) was unabhängig von allen andern Beziehungen, lediglich durch die Anſchauung ſeiner das Gemüth (vornehmlich Verſtand und Einbildungskraft) in harmoniſche Thätigkeit ſetzenden Form Luſt zu erregen fähig iſt, oder was durch ſeine bloße Beziehung auf das Gefühl, welches durch Anſchauung des Gegenſtandes hervorgebracht wird, gefällt, oder das Schöne in weiterer Bedeutung nach Kantiſcher Beſtimmung, der Gegenſtand eines höheren, nothwendigen Wohlgefallens. Auch redet man in dieſer Bedeutung von äſthetiſchen, d. i. ſolchen Gefühlen, welche nicht durch den Stoff (das Materielle) oder durch den Begriff vom Werthe der Dinge, ſondern blos durch die angeſchaute (und zwar harmoniſche, in ſich vollendete) Form eines Gegenſtandes, welche die Kräfte des Geiſtes in harmoniſche Thätigkeit verſetzt, erregt ſind, b) was durch ein Gefühl

dieſer Art beſtimmt und von demſelben abhängig iſt (daher äſthetiſches Wohlgefallen, äſthetiſches Urtheil oder Geſchmacksurtheil, äſthetiſche Urtheilskraft, d. i. Geſchmack im engern Sinne, und ſein Gegenſtand Geſchmacksobject); 4. was zu dem Kreiſe der Äſthetik gehört, oder von ihr, als Wiſſenſchaft des Schönen, abhängig ſein und auf ihre Grundſätze wenigſtens zurückgeführt werden ſollte. Nach dieſer Bedeutung haben die Ausdrücke äſthetiſches Urtheil, äſthetiſche Beurtheilung, Recenſion, äſthetiſche Kritik noch einen höhern Sinn, als Viele meinen, von welchen ſie doch ſehr häufig gebraucht zu werden pflegen. T.

Aſträa oder Dike (bei den Römern Juſtitia), Zeus und der Themis Tochter, die Göttin der Gerechtigkeit. Im goldenen Weltalter wohnte ſie unter den frommen Menſchen, im ausartenden ſilbernen kam ſie nur ſelten einmal von den Gebirgen herab; als aber das eherne Geſchlecht ſich Waffen ſchmiedete und den Pflugſtier erſchlug, da flog ſie zum Himmel, wo ſie im Thierkreiſe als Sternjungfrau leuchtet. Sie iſt als ſolche identiſch mit Erigone, welche ihren Platz zwiſchen dem Skorpion und dem Löwen einnahm. Den ſpätern war ſie beflügelt. (Vergl. Horen.)

Aſtrachan, eine der öſtlichen Provinzen Rußlands in Europa, vom 46 bis 52° N. B. hat auf 10,400 Q. M. 1,017,000 Einw. Sie iſt begrenzt im Norden von dem Lande der Bulgaren und Baſchkiren, im Süden vom kaspiſchen See, im Weſten von der Wolga, die ſie von den Nagayan-Tataren und den doniſchen Koſacken trennt, und im Oſten von einer großen Gebirgskette, die ſie von der großen Tatarei ſcheidet. Der Sommer iſt lang und gewaltig heiß, der Winter binnen drei Monaten überaus ſtreng. Der reiche und fruchtbare Boden wird von den Tataren nicht angebaut. Auf der Weſt- und Südſeite der Wolga ſind gewaltige Heiden, welche ein ſchönes, feines Salz in großem Überfluß liefern. Die Hauptſtadt Aſtrachan liegt auf der Wolga-Inſel Seitza, auf der Grenze von Aſien, etwa 8 Meilen vom Einfluß der Wolga in den kaspiſchen See. Sie hat mit den Vorſtädten eine Meile im Umfang und zählt mit den Armeniern, Tataren, Perſern und Hindu's 70,000 Einwohner. Die Häuſer ſind von Holz, ſchlecht und unbequem. Die Umgegend iſt fruchtbar und mit Gärten und Weinbergen bedeckt. Die Wolga iſt ſehr fiſchreich, und die in Menge hier gefangenen Störe gehen geſalzen und im Winter friſch faſt durch ganz Rußland. Vom Juli bis October ſind Heuſchreckenſchwärme nicht ungewöhnlich. Sonſt handelte Aſtrachan nach Khuva und Bochara; jetzt beſchränkt ſich der Handel auf Perſien und das Innere Rußlands; iſt aber nicht unbedeutend. Die Stadt hatte vor einigen Jahren 40 Schiffe von 100 bis 200 Laſten für den kaspiſchen Handel. Ausgeführt wird Leder, Leinwand, Wollenzeug und andere europäiſche Waaren; dagegen von Perſien eingeführt goldgewirkte ſeidene Binden für die Polen, ſeidne Zeuge und Stoffe mit Baumwolle gemiſcht, Reiß, Baumwolle, Rhabarber und einige andre Droguen, vornehmlich aber rohe Seide.

Aſtrognoſie wird die in der praktiſchen Aſtronomie unentbehrliche Kenntniß der Sternbilder und der dazu gehörigen einzelnen Sterne genannt.

Aſtrolabium (Planiſphärium, Analemma, Winkelmeſſer) iſt ein Inſtrument, um damit Winkel in Graden, Minuten und zuweilen auch nach Secunden zu meſſen. Es beſteht gemeiniglich aus einer horizontalen Scheibe von Metall, die auf ihrem äußerſten Umfange jene Eintheilung hat. Durch eine noch beſondre Vorrichtung (Nonius) kann

die genaueſte Schärfe in dem richtigen Abnehmen der Winkel erreicht werden. Auf dieſer Scheibe ſind nun zwei Abſehlineale (Diopterlineale), gemeiniglich mit zwiſchenliegenden guten Fernröhren, angebracht; eines derſelben befindet ſich unbeweglich auf der horizontalen Platte, das andere kann um den Mittelpunct des Inſtruments ſanft gedreht werden. Indem man nun von dem Scheitelpuncte eines Winkels aus nach zwei in den Richtungen ſeiner Schenkel befindlichen feſten Puncten viſirt, wird auf der Scheibe des Inſtruments ein Stück Bogen abgeſchnitten, das das Maß des Winkels iſt. Man gebraucht dieſes Werkzeug zu aſtronomiſchen Beobachtungen, wo dann der horizontale Kreis vertical zu ſtehen kommt, beſonders aber zu Landmeſſungen. Die Erfindung, das Aſtrolabium bei der Schifffahrt anzuwenden, machten die Ärzte Roderich und Joſeph, und Martin Behaim aus Nürnberg, als Johannes II., König von Portugal, die Angabe eines Mittels von ihnen wünſchte, wodurch man der Gefahr entginge, ſich auf der See zu verirren; ſie lehrten, wie man durch daſſelbe auch ohne Magnetnadel auf der See wiſſen könne, in welcher Gegend man ſei.

Aſtrologie iſt die eitle und betrügeriſche Kunſt, aus der Stellung der Geſtirne zukünftige Dinge, beſonders die Schickſale der Menſchen, vorherzuſagen. Sie gehört zu den älteſten Arten des Aberglaubens und entſprang, wie Bailly mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, aus der Wahrnehmung, daß die Geſtirne, beſonders Sonne und Mond, einen unverkennbaren Einfluß auf die Jahreszeiten, Witterung und Fruchtbarkeit der Erde hätten. Dies veranlaßte die Einbildung, als ob alle Geſtirne nur um der Erde und um der Menſchen willen geſchaffen wären, und daß ſie, da ſie auf die Erde einen Einfluß hätten, auch in Rückſicht der Menſchen von Bedeutung ſein, und nicht nur auf die Begebenheiten ganzer Völker, ſondern auch auf die Sitten und Schickſale einzelner Menſchen Beziehung haben müßten. Aus einer Tradition der Ägyptier, daß Belus eine Colonie aus Ägypten nach Aſien geführt, die ſich am Euphrat niedergelaſſen, und, nach Art der Ägyptier, Prieſter gehabt habe, welche von den öffentlichen Abgaben befreit geweſen, und von den Babyloniern Chaldäer genannt worden wären, könnte man vermuthen, daß die Sterndeuterkunſt eine Erfindung der Ägyptier ſei, wie denn auch wirklich bei dieſen ſich beſonders die Thebäer ihre Erfindung zueigneten. Allein die meiſten Zeugniſſe der Alten ſtimmen dafür, daß ſich die Aſtrologie von den Chaldäern zu andern Nationen verbreitet habe. Die Sterndeuter werden daher auch bei den alten Schriftſtellern durchgängig Chaldäi, ſonſt auch Genethliaci, genannt, und in der Folge waren die Benennungen Chaldäer, Aſtrolog und Nativitätenſteller gleichbedeutend. Die Zeit des Urſprungs der Aſtrologie kann nicht genau beſtimmt werden. Ein Beweis ihres hohen Alterthums iſt, daß ſich die meiſten aſtrologiſchen Vorherſagungen auf die Stellung der Sterne gegen den Horizont gründen, welches der erſte Kreis war, den man am Himmel kennen lernte. Auch aus der Moſaiſchen Erzählung (V. 18, 10) läßt ſich auf ihr hohes Alter ſchließen. Als in den ſpätern Zeiten die Aſtrologie aus Gewinnſucht und mit Betrügereien getrieben wurde, gaben ſich die Aſtrologen den Namen Mathematiker, unter welchem ſie zu den Zeiten der römiſchen Kaiſer allgemein bekannt waren. Ihr Unfug nahm ſo überhand, daß Tiberius ſie aus Rom vertrieb. Das Geſetz im Codex unterſcheidet jedoch ausdrücklich die eigentliche geometriſche Kunſt von der ſogenannten mathematiſchen, d. i. aſtrologiſchen. So verwerflich uns auch die Aſtrologie gegenwärtig erſcheint, ſo hat ſie

doch der Aſtronomie weſentlich genützt. Sie hat mehr Theilnahme an den Himmelsbegebenheiten, mehr Aufmerkſamkeit auf dieſelben, und mehr Beobachtungen veranlaßt. Im Mittelalter erhielt ſich die Aſtrologie mit der Sternkunde zugleich bei den Arabern, von denen wir noch verſchiedene aſtrologiſche Schriften beſitzen. Pico, Graf von Mirandola, der gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts die Irrthümer der Aſtrologie ſehr gründlich beſtritt, fand noch wenig Eingang. Noch im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte hatte die Sterndeuterei an gelehrten Männern, wie Cardano und ſelbſt Kepler, Anhänger. Das Copernicaniſche Syſtem und die immer mehr erwieſene Richtigkeit deſſelben haben endlich das Anſehn der Aſtrologie völlig geſtürzt.

Aſtronomie oder Sternkunde, d. i. Kenntniß des Laufes der Geſtirne und ſeiner Geſetze. In der Gegend des alten Babylons, in den Ebenen von Syrien und Ägypten, unter jenem ewig heitern Himmel, wo die drückende Hitze des Tages die Bewohner nöthigt, einen großen Theil ihrer Beſchäftigungen bei Nacht vorzunehmen, bei einfachen Hirtenvölkern hatte die Wiſſenſchaft ihren Urſprung, auf welche das menſchliche Geſchlecht ein Recht hat, ſtolz zu ſein, ſowohl wegen ihrer theilweiſen Unentbehrlichkeit im gemeinen Leben, da ohne ſie gar keine genaue Zeiteintheilung und Zeitrechnung möglich iſt, ſo wie deßwegen auch der Geſchichtſchreiber und Alterthumsforſcher ihrer bedarf, und die Schifffahrt, dieſes verknüpfende Band entfernter Nationen und dadurch ſo mächtige Beförderungsmittel von Kultur und Wiſſenſchaften, nur allein durch Hülfe der Aſtronomie zu ihrer jetzigen Höhe ſich erheben konnte, als vielmehr noch, weil ſie, was menſchliche Geiſteskraft vermag, in ſeinem ſchönſten Glanze zeigt. Doch, wie bei jeder Wiſſenſchaft, ſo auch hier war der erſte Anfang gering. Jene Hirten begnügten ſich mit der ungefähren Kenntniß des Standes der hellſten Sterne zu gewiſſen Jahreszeiten und der Zeit ihres Auf- und Unterganges, bis nach manchen einzelnen Beobachtungen und Fortſchritten der Ägypter (bei welchen zuerſt der Urſprung der Sternbilder oder Conſtellationen und Sternnamen zu ſuchen iſt, indem die üppige Phantaſie der Orientalen auch den geſtirnten Himmel mit ihrer Mythologie in Verbindung brachte, und Helden und Menſchen in den Geſtirnen zu verewigen bemüht war, während die Prieſter einige durch Beobachtung dieſes Laufes der Geſtirne bekannt gewordene Perioden und Cyklen in demſelben in ein myſteriöſes Dunkel hüllten, von wo dann auch die Chineſen und Indier ſie erhalten zu haben ſcheinen, welche in ihren Kosmogenien davon Gebrauch machten, und ihre mythiſchen Weltalter oder die Jahre des Brahma, Shiwen, Wiſchnu und ihrer andern Götter darnach beſtimmten, ſonſt aber keine Fortſchritte in der Aſtronomie machten, und faſt merkwürdiger geworden ſind durch die Mühe und den großen Scharfſinn, welchen Bailly darauf verwendete, ihnen die Erfindung und hohe Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft zu vindiciren, als durch ihre wirklichen Kenntniſſe darin), der Phönizier, welche auf ihren Schifffahrten den Himmel fleißig beobachteten, und der Griechen, von welchen Thales, Anaximander, Anaximines, Anaxagoras und vorzüglich Eudoxus und Ariſtarch von Samos, der etwa 164 Jahre v. Chr. Geb. ſchon die Umdrehung der Erde behauptete, genannt zu werden verdienen, und nach manchen kühnen Muthmaßungen und Hypotheſen einiger griechiſchen Philoſophen, wie des Pythagoras und der Pythagoräer, Philolaus und Nicetas, auch des Demokritus, die aber meiſt mehr auf blos

philoſophiſchen Anſichten, als auf aſtronomiſchen Gründen beruhte, und daher von wenigem Einfluſſe auf die Wiſſenſchaft ſelbſt waren, die Aſtronomie, etwa 280 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien anfing, eine mehr wiſſenſchaftliche Geſtalt zu gewinnen. — Doch vor allem, welches ſind denn die Erſcheinungen, welche die Aſtronomie ihrer Beobachtung und Betrachtung zu unterwerfen hat? Sahen wir die Sonne ihren täglichen Kreislauf vollenden, ſo beginnt nun, aus ihren Strahlen hervortretend, mit dem Monde das zahlloſe Heer von Sternen eine ähnliche Bahn. In Oſten ſehen wir ſie über den Geſichtskreis ſich erheben, allmählig immer ſteigend bis zur Mitte des Himmels, von hier eben ſo niederſinkend, bis ſie endlich unter dem weſtlichen Geſichtskreis ſich verlieren, während der Himmel ſelbſt uns als die innere Fläche einer vollkommenen Halbkugel erſcheint (denn die ſcheinbar plattgedrückte Geſtalt des Himmelsgewölbes bei Tage rührt nur von einer leichterklärlichen Täuſchung der Sinne her), in deren Mittelpuncte wir uns ſelbſt befinden, an welcher Fläche die gleichſam angeheftet ſcheinenden Sterne, mit beſtändig gleicher Geſchwindigkeit, in einander völlig parallelen, größern oder kleinern Kreiſen ſich bewegen, welche mit demſelben Horizont immer einen und eben denſelben Winkel machen, und von denen ſie einen Theil über, den andern, nach ihrem Untergange, unter dem Horizont beſchreiben, bis ſie nach Verfluß von 23 Stunden, 56 Minuten, 4,1 Secunde wieder an demſelben Puncte aufgehen, und in der nämlichen Ordnung denſelben Kreislauf beginnen. Unter dieſen Kreiſen bemerken wir einen, deſſen Mittelpunct unſer Auge ſelbſt iſt und der daher vom Horizont in zwei Hälften getheilt wird, der Äquator oder Gleicher genannt. Nach dieſem allen ſcheint es, daß ſtatt der einzelnen Sterne die ganze Himmelsfläche mit den Sternen ſich mit gleichförmiger Geſchwindigkeit um ihre Axe bewege, welche rechtwinklig auf der Ebene ſteht, die man ſich durch unſer Auge und durch den Äquator gelegt denkt, und am Himmel zwei Puncte beſtimmt (welche daher vom Äquator überall gleich weit um 90 Grade abſtehen und unbeweglich bleiben), die Weltpole genannt, wovon aber nur der eine, der Nordpol, für uns ſichtbar iſt, der andere, der Südpol, aber unter unſern Geſichtskreis fällt. Die Sterne, welche ihnen am nächſten ſind, werden die kleinſten Kreiſe beſchreiben, je näher dem Äquator aber, deſto größere, und dieſer ſelbſt iſt der größte. Uns, Bewohnern der nördlichen Halbkugel der Erde, erſcheint, wie aus bloßem Nachdenken über dieſe unſre Stellung auf der Erdkugel erhellt, der Nordpol beſtändig über dem Horizonte, und Sterne welche ihm nahe ſind, wie z. B. die Sternbilder des großen und kleinen Bären gehen daher für uns nie unter, und würden, wenn uns nicht das Sonnenlicht daran verhinderte, auch am Tage fortwährend von uns geſehen werden, wie wir ſie denn bei Sonnenfinſterniſſen auch wirklich ſehen. Die Parallelkreiſe aller nordwärts vom Äquator gelegenen Sterne ſtehen entweder ganz oder doch mit mehr als der Hälfte über, die ſüdlichen dagegen, entweder ganz unten, oder doch mit weniger als der Hälfte über unſerm Horizonte, welches ebenfalls durch bloßes Nachdenken über das Angeführte erhellt. Die Puncte, in welchen die Geſtirne ihre höchſte Höhe erreichen oder culminiren, liegen deßwegen alle in einem Kreiſe, der ſenkrecht auf dem Äquator und den ihm parallelen Kreiſen der Sterne ſteht, die Pole ſelbſt ſchneidet, und daher die Himmelskugel auch in zwei gleiche Hälften theilt. Dieſer Kreis heißt der Meridian oder Mittagskreis, weil, wenn ihn die Sonne erreicht, Mittag iſt. Die Zeit von einer Culmina-

tion eines Sternes bis zu ſeiner zweiten heißt ein Sterntag, ſo wie, wenn wir ſtatt eines Sternes die Sonne ſetzen, jene Zeit ein Sonnentag genannt wird, und wenn wir dieſen in 24 Stunden theilen, ſo finden wir die Länge des Sternentages, der ſich beſtändig gleich bleibt, nur zu 23 ſolchen Stunden, 56 Minuten, 4,1 Secunden. Nun bemerken wir, den Lauf der Sonne ferner beachtend, daß ſie täglich von der Linken zur Rechten von einem Stern zum andern fortrückt, weil des Morgens von Zeit zu Zeit immer andere Sterne aus den Sonnenſtrahlen hervortreten (heliotiſch aufgehen, wie die alten Griechen und Römer es nannten), während des Abends Sterne, die vorher ſichtbar waren, in den Sonnenſtrahlen verſchwinden (heliotiſch untergehen), und daß an verſchiedenen Tagen auch verſchiedene Sterne zugleich mit der Sonne aufgehen (kosmiſch aufgehen bei den Alten) oder untergehen (achroniſch untergehen), und eben ſo verſchiedene zugleich aufgehen (achroniſch aufgehen), während die Sonne untergeht, oder untergehen (kosmiſch untergehen), wenn die Sonne aufgeht. Wir finden ferner, daß nach einem Sternjahre, oder nach 365 Tagen, 6 Stunden, 9 Minuten, 11 Secunden, die Sonne wieder zu demſelben Sterne zurückkehrt, indem ſie in einem größten Kreiſe (d. h. in einem, deſſen Mittelpunct unſer Auge iſt), der Ekliptik, ſich bewegt, die den Äquator in zwei Puncten (Nachtgleichepuncte, Äquinoctialpuncte), und unter einem Winkel (Schiefe der Ekliptik) ſchneidet, der 23 Grad, 27 Minuten, 57 Secunden im Anfange des Jahres 1801 betrug, jährlich aber um ½ Secunde abnimmt, während die Äquinoctialpuncte jährlich 50¼ Secunde im Äquator rückwärts gehen, daher die Nachtgleichen jährlich verfrüht werden oder voreilen um 20 Minuten, 23 Secunden (weßwegen das tropiſche Jahr, d. i. die Zeit, welche zwiſchen der Umdrehung der Sonne in der Ekliptik von einem Frühlingsäquinoctio bis wieder dahin verfließt, um eben ſo viel kürzer iſt als das Sternjahr, alſo aus 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Secunden beſteht), da ſie in einem Jahre 360 Grade, in einem Tage alſo im Mittel 59 Minuten, 8 Secunden, 33 Terzen in ihrem Kreiſe fortrückt, vorausgeſetzt, daß ſie immer in derſelben Zeit einen gleichen Weg zurücklege, welches aber nicht ganz genau der Fall iſt, ſondern vom Frühlings- bis zum Herbſtäquinoctio gelangt ſie jetzt vom 20. März bis zum 22. September in 186 Tagen, und vom Herbſtäquinoctio bis wieder zum Frühlingspuncte ſchon in 179 Tagen, ſo daß das Winterhalbejahr um ungefähr 7 Tage kürzer iſt, als das Sommerhalbejahr. Am langſamſten iſt die Bewegung der Sonne nur 57 Minuten, 11 Secunden täglich, in ihrem Sommerſolſtitio, und nimmt von da immer zu bis zu ihrem Winterſolſtitio, wo ſie 61 Minuten, 11 Secunden täglich beträgt, von wo ſie, bis wieder zum Sommerſolſtitio, auf dieſelbe Art abnimmt. Um aber zu der uns nöthigen, völlig gleichmäßigen Zeitbeſtimmung zu gelangen, mußten wir uns neben der wirklichen eine erdichtete Sonne denken, welche ihren Kreislauf aber im Äquator in derſelben Zeit, wie die wahre in der Ekliptik, in einem Jahre, und zwar mit gleichförmiger Geſchwindigkeit vollendete, und die hernach eingetheilte Zeit nennen wir mittlere Sonnenzeit, im Gegenſatz gegen die wahre, von der Sonne ſelbſt beſtimmte; daher heißt die Zeit von einer Culmination der eingebildeten mittlern Sonne bis zur andern ein mittlerer Sonnentag (welche mittlere Sonnenzeit auch oben bei der Vergleichung mit der Sternenzeit verſtanden werden muß). Den Unterſchied dieſer Culminationszeit von der Culminationszeit der wahren Sonne aber nennen wir die

Zeitgleichung, welcher 16¼ Minute groß werden kann, und ſich in den Kalendern angegeben findet. Auf eine ähnliche Art, wie die Sonne, bewegt ſich nun auch der Mond täglich von einem Firſterne zum andern, aber mit weit ungleichförmigerer und größerer Geſchwindigkeit als jene, ſo daß er ſchon in 27 Tagen, 7 Stunden, 43 Minuten, 12 Secunden ſeinen Umlauf am Himmel (*periodiſchen Monat*) vollendet, in einem Kreiſe, deſſen Neigung gegen die Ekliptik 5 Grad, 8 Minuten, 49 Secunden beträgt. Außerdem betrachten wir am Monde den bekannten auffallenden Lichtwechſel oder die *Phaſen* deſſelben, und er erſcheint uns von der Sonne ganz erleuchtet, als *Vollmond*, oder nicht erleuchtet, als *Neumond*, je nachdem er der Sonne gerade gegenüber oder genau bei ihr ſteht, hingegen zur Hälfte erleuchtet im *erſten* oder *letzten Viertel*, wenn er in Oſten oder Weſten 90 Grad von ihr entfernt iſt; die Zeit von einem Vollmonde bis zum andern, oder die Dauer eines *ſynodiſchen Monats* beträgt 29 Tage, 12 Stunden, 44 Minuten, 2 Secunden. Auch pflegt der Mond bei jenem Umlaufe bisweilen Sterne auf eine kurze Zeit uns zu verdecken, oder *Sternbedeckungen* zu bilden, und trifft es ſich gerade, daß er zur Zeit des Neu- oder Vollmondes genau in oder doch in einer nur geringen Entfernung über oder unter (Breite) der Ekliptik ſich befindet, ſo verdeckt er uns im erſten Falle die Sonnenſcheibe und verurſacht die *Sonnenfinſterniſſe*, während im zweiten dagegen der Schatten der Erde die Mondſcheibe trifft, und dadurch die *Mondfinſterniſſe* bewirkt. Außer der Sonne und dem Monde bemerken wir nun noch einige Sterne, die *Planeten* (Irrſterne), welche, ſo wie jene, ihren Ort verändern, und die wir daher von den übrigen ſogenannten *Firſternen* zu unterſcheiden haben. Es ſind *Merkur* (☿), *Venus* (♀), *Mars* (♂), *Jupiter* (♃), *Saturn* (♄), und die neuentdeckten *Uranus*, *Ceres*, *Pallas*, *Juno* und *Veſta*, von welchen letztern noch Uranus und Veſta dem unbewaffneten Auge, die übrigen nur durch Fernröhre ſichtbar ſind. Ihre ſcheinbaren Bahnen ſchneiden die Ekliptik unter größern oder kleinern Winkeln, und Merkur und Venus entfernen ſich, erſterer nie über 28 Grade 20 Minuten, letztere nie mehr als 47 Grad 48 Minuten von der Sonne, während die übrigen mit der Sonne in *Zuſammenkunft* (☌) oder *Gegenſchein* (☍), 180 Grad von ihr entfernt kommen. Bei dieſer Bewegung finden wir ſie aber bald ſchneller, bald langſamer, bald vorwärts in der Ordnung der Himmelszeichen, bald rückwärts gegen dieſe Ordnung laufen und bald ſtille ſtehen; eine Erſcheinung, welche aus der eigenen gleichzeitigen Bewegung der Erde im Himmelsraume begreiflich wird. Ferner ſehen wir durch gute Fernröhre den Jupiter von vier, Saturn von ſieben und Uranus von ſechs kleinen Sternen oder *Trabanten* (Monde) ganz in der Nähe begleitet, und Saturn von einem Ringe umgeben. Außer dieſen immer ſichtbar bleibenden Planeten erſcheinen noch von Zeit zu Zeiten *Kometen* (Haarſterne, Schweifſterne), meiſt nur auf wenige Monate ſichtbar, welche in allen Richtungen den Himmel zu durchkreuzen ſcheinen und einen längern oder kürzern, bisweilen gar keinen Schweif haben und ſich überdies durch ihr neblichtes Licht auszeichnen. Auch ſehen wir unter den Firſternen mehrere Tauſende von neblichtem Anſehen, wovon viele durch die ſtärkſten Fernröhre eben ſo, wie die Milchſtraße in Haufen unzähliger Sterne aufgelöſ't erſcheinen, und als entfernte Firſternſyſteme ſich uns darſtellen. — Dies ſind im Allgemeinen die himmli-

ſchen Erſcheinungen, deren genaue Beſtimmung und Beobachtung vermittelſt zweckmäßiger Inſtrumente (die man in den Lehrbüchern der Aſtronomie beſchrieben findet) das Geſchäft der praktiſchen Aſtronomie iſt, auf welcher dann die theoretiſche beruht, welche nach ſtreng mathematiſchen Geſetzen jene Beobachtungen ordnet und mit einander verbindet, dadurch die wirklichen Bewegungen auffindet, welche jene Erſcheinungen hervorbringen, und endlich auch die Urſachen dieſer Bewegungen erforſcht. In ſo fern jene Erſcheinungen an der Kugelfläche oder Sphäre des Himmels ſich uns darſtellen, lehrt insbeſondere die ſphäriſche Aſtronomie durch Beobachtung von Sternen die Polhöhe oder Äquatorshöhe eines Ortes (d. h. die Höhe, in welcher der Pol oder der höchſte Punct des Äquators über dem Horizont erſcheint) beſtimmen, und dann durch Beobachtung der größten Höhe eines Sternes, ſeine Abweichung vom Äquator (ſie iſt gleich dem Unterſchiede zwiſchen der beobachtenden Höhe des Sternes und der Äquatorshöhe) und durch Beobachtung der Zeit, welche zwiſchen der Culmination von zwei Sternen verfließt, ihren Unterſchied in gerader Aufſteigung, oder auch durch bloße Beobachtung von Höhe und Azimuth eines Sterns zu einer beliebigen Zeit, gerade Aufſteigung und Abweichung deſſelben finden. Iſt nun die Lage eines Sterns gegen eine gewiſſe Ebene, wie die des Äquators, bekannt, ſo lehrt die ſphäriſche Trigonometrie daraus die Lage deſſelben gegen jede andere Ebene, deren Lage gegen die vorige angegeben iſt, finden, wie z. B. in Beziehung auf die Ebene der Ekliptik Länge und Breite, daſſelbe, was in Beziehung auf den Äquator gerade Aufſteigung und Abweichung ſind, aus dieſer berechnet werden können. Die genaueſte Beobachtung der Lage der Fixſterne, welche in den Sternkatalogen angegeben wird, macht die feſte Grundlage aus, auf welcher erſt die Beobachtung der Lage der Sonne, des Mondes und der Planeten beruht, deren Bewegungen nun insbeſondere die theoretiſche Aſtronomie erklärt. Zuerſt finden wir, daß die ungleichförmige Bewegung der Sonne und des Mondes ſich durch Annahme ihrer Bewegung in einem etwas excentriſchen Kreiſe, d. h. einem ſolchen, deſſen Mittelpunct nicht genau unſere Erde iſt, ziemlich gut darſtellen laſſe, und denken wir uns die Planeten um einen gewiſſen Punct ſich im Kreiſe drehend, während zugleich jener Mittelpunct dieſes Kreiſes ſich um unſere Erde bewegt, ſo ſehen wir, daß durch dieſe Bewegung in ſogenannten Epicyklen (Ptolemäiſches Syſtem) die oben angegebenen Erſcheinungen der Planeten ungefähr erfolgen müſſen. Genauere Beobachtungen lehren uns nun noch, daß die Sonne ſelbſt der Mittelpunct jener Kreiſe ſei, die Planeten ſich alſo um die Sonne, und dieſe mit den Planeten um unſere Erde ſich bewege (Tychoniſches Syſtem); alle Erſcheinungen würden aber auch offenbar dieſelben bleiben, wenn wir, ſtatt die Sonne um die Erde, ſich dieſe nebſt ihrem Monde um jene herumbewegen ließen, ſo daß die Erde in die Stelle der Planeten träte, und denken wir uns dieſelbe noch täglich von Weſten nach Oſten um ihre Achſe ſich drehend (denn daß die Erde ſelbſt eine Kugel von 1720 geographiſchen Meilen im Durchmeſſer ſei, iſt durch aſtronomiſche und andere Beobachtungen und Meſſungen entſchieden), ſtatt des täglichen ſcheinbaren Laufs des Himmels, als feſten Himmelsgewölbes mit Sonne, Mond und Planeten von Oſten nach Weſten um die Erde (welche als wirklich anzunehmen, eine Drehung des Himmels mit den unzähligen Sternen in der erſtaunlichſten Weite von uns, unter denen dann Sonne, Mond und Planeten doch wieder ihre eigene un-

abhängige Bewegung hätten, als die äußerſte Abſurdität erſchiene! übrigens lehren auch die Beobachtungen, daß alle übrigen Planeten ſich um ihre Axe drehen, ſo wie auch der Mond, und zwar dieſer genau in derſelben Zeit, als er ſelbſt um die Erde ſich bewegt, weßwegen er uns auch immer dieſelbe Seite zuwendet); ſo haben wir das Copernicaniſche Weltſyſtem. Doch genau ließen ſich die Beobachtungen in jenen excentriſchen Kreiſen noch nicht darſtellen, und bei näherer Nachforſchung findet ſich, daß die Bahnen der Planeten Ellipſen ſind, in deren einem Brennpuncte die Sonne ſich befindet (ſo wie ebenfalls der Planet im Brennpuncte der Ellipſen ſeiner Trabanten liegt), und daß ſie in dieſen Ellipſen um den der Sonne gegenüberliegenden, andern Brennpunct, in gleichen Zeiten faſt gleiche Bogen beſchreiben. Auch verhalten ſich die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten zu einander, wie die Würfel ihrer mittlern Entfernungen von der Sonne, und auf dieſen drei ſogenannten Kepler'ſchen Geſetzen beruht die ganze theoretiſche Aſtronomie. Nun fragt ſich noch, auf welche Art die Entfernung eines Himmelskörpers von der Erde beſtimmt werden könne. Iſt in einem Dreiecke die Grundlinie nebſt zwei Winkeln an derſelben gegeben, ſo kann man daraus bekanntlich nach trigonometriſchen Lehrſätzen die beiden andern Seiten, oder die Entfernung des Scheitelpuncts des Dreiecks von den Endpuncten der Grundlinie berechnen. Man brauchte alſo nur an zwei Orten der Erde, deren Entfernung von einander bekannt iſt, die Winkel, die die Linien zu dem Himmelskörper mit der Baſis von einem Orte zum andern machen, zu meſſen, woraus man dann die Entfernung des Sterns von beiden Orten ſelbſt berechnen kann. Der Winkel in der Spitze des Dreicks am Sterne heißt die Parallaxe, welche wir immer in Rechnung bringen müſſen, um Beobachtungen der Planeten an der Oberfläche der Erde auf ihren Mittelpunct zu reduciren, und die Grundlinie jenes Dreiecks wird alsdann dem Halbmeſſer der Erde ſelbſt gleich. Für die Fixſterne iſt dieſe Parallaxe gleich Null, d. h. dieſelben ſind ſo weit von uns entfernt, daß der Halbmeſſer der Erde gegen ihre Entfernung ganz verſchwindet, und noch mehr, ſelbſt keine jährliche Parallaxe iſt bei den meiſten Fixſternen bemerkbar, d. h. die ungeheure Linie von mehr als 40 Millionen Meilen, um welche die Erde bei ihrem jährlichen Umlauf um die 20 Millionen Meilen von ihr entfernte Sonne ihren Ort im Raume ändert, iſt nur ein Punct gegen die Entfernung der Fixſterne. Durch die Bewegung der Erde um die Sonne wird aber eine andere nur ſcheinbare Veränderung in dem Stande der Sterne bewirkt, welche Abirrung des Lichts heißt, weil, da das Licht doch einige Zeit braucht, um einen gewiſſen Raum zu durchlaufen, in dem Augenblicke, als ein Lichtſtrahl von einem Himmelskörper ausging, die Erde ſich an einem andern Orte im Raume befand, als in dem Moment, wo er auf derſelben anlangt, daher wir den Stern in einer dadurch veränderten Richtung ſehen. Beobchtungen hierüber haben gezeigt, daß das Licht mit einer Geſchwindigkeit von 40,000 Meilen in einer einzigen Zeitſecunde ſich fortpflanzt. So wie wir fanden, daß die Planeten in Ellipſen ſich bewegen, ſo zeigen die Beobachtungen auch unwiderſprechlich, daß auch die unregelmäßig am Himmel umherzuirren ſcheinenden Kometen in feſt beſtimmten Bahnen und zwar in länglichen Ellipſen um die Sonne laufen. — Welches iſt denn aber nun, um endlich zur phyſiſchen Aſtronomie überzugehen, die eigentliche Urſache jener Bewegungen? Keine andere, als die, welche den fallenden Stein zur Erde treibt, die allgemeine, allen Weltkörpern ohne Aus-

nahme eigenthümliche Schwerkraft oder Anziehungskraft, und daß dieſe im geraden Verhältniſſe der Maſſe und im umgekehrten des Quadrats der Entfernungen ſtehe, iſt eine bloße mathematiſche Folge aus jenen vorher angeführten, durch Hunderttauſende von Beobachtungen beſtätigten, Keplerſchen Geſetzen, ſo daß, wenn man nun umgekehrt annimmt, die Anziehungskraft nehme ab im Verhältniß des Quadrats der Entfernung, und ein Körper ſei bei ſeiner anfänglichen Bewegung nach einer unbeſtimmten Richtung in die Nähe eines ihn an Maſſe überwiegenden Weltkörpers gekommen, ſo daß dieſer vermöge ſeiner Anziehungskraft auf ihn wirken könne, ſich ſtreng erweiſen läßt, daß der angezogene Körper ſich in einer krummen Linie von der Geſtalt eines Kegelſchnitts um jenen herumdrehen müſſe, und aus andern Gründen iſt unter den vier Kegelſchnitten, Kreis, Ellipſe, Parabel und Hyperbel, die Ellipſe, in welcher Planeten und Kometen wirklich ſich bewegen, auch die wahrſcheinlichſte. Doch noch eine Betrachtung bietet ſich uns hier dar, daß nämlich die wechſeitige Anziehung der Weltkörper in unſerm Sonnenſyſtem beſtändig gegenſeitige Störungen in ihren Bewegungen hervorbringen müſſe, ſo daß kein Planet oder Komet in einer reinen Ellipſe um die Sonne ſich bewegt, ſondern daß man ihn ſich in jedem Augenblicke als in einer etwas verſchiedenen Ellipſe befindlich denken muß, und ſo haben das oben erwähnte Voreilen der Nachtgleichen, die jährliche Abnahme der Schiefe der Ekliptik, die vielen Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Mondes u. ſ. w. allein hierin ihren Grund. Mit Hülfe der ſcharfſinnigſten mathematiſchen Analyſe iſt es gelungen, dieſe Störungen zu berechnen, und je genauer alle in Rechnung gebracht worden, deſto genauer ſtimmt immer die Rechnung mit der Beobachtung. Doch ihren höchſten Triumph feierte die Analyſe da, als ſie zeigte, daß bei allen dieſen Störungen nie das Weltgebäude ſelbſt zuſammenfallen könne, ſondern unerſchütterlich feſtſtehe, weil ſie ſtreng bewies, daß die Umlaufszeiten der Planeten nur von Zeit zu Zeit wiederkehrende periodiſche Störungen, keine immer in einem Sinne fortwirkende Säcularſtörungen erleiden, daß die Umlaufszeiten daher nie Null werden, oder, was daſſelbe ſagt, die Planeten nie mit der Sonne zuſammenfallen können. — Aber eine ſo hohe und umfaſſende Wiſſenſchaft, von der hier nur ein ſchwacher Umriß gegeben werden konnte, war nicht das Werk weniger Jahre. Bei den Ägyptern, wo wir oben ihre Geſchichte verließen, machte Hipparch 160 J. v. Chr. Epoche durch ſeine vielen Beobachtungen und einen großen Fixſternkatalog, und nach ihm, im 2. Jahrh. n. Chr., wurde Ptolemäus berühmt durch ſeinen Almageſt und das von ihm erfundene Syſtem der Epicyklen, als die Aſtronomie bald nachher hier erloſch, und erſt im Anfange des 9. Jahrh., unter der glücklichen Regierung Almamuns, bei den Arabern wiedern anfing aufzublühen, mit deren Herrſchaft in Spanien ſie ſich im 11. Jahrh., während das übrige Europa noch in tiefer Finſterniß lag, auch dorthin verbreitete, wo Alphons X., König von Caſtilien, 1252 n. Chr., die verbeſſerten aſtronomiſchen Tafeln, die unter dem Namen der Alphonſiniſchen bekannt ſind, verfertigen ließ, bis endlich auch in Deutſchland, in der Mitte des 15. Jahrh., unter Regiomontanus und Walther, die Wiſſenſchaft anfing, einige Fortſchritte zu machen, indeß zu gleicher Zeit im entfernten Aſien, zu Samarkand in Baktrien, der Tartarenfürſt Ulugh Beigh, der in ſeiner Hauptſtadt die Aſtronomen ganz Perſiens und anderer Länder verſammelte, große Inſtrumente aufſtellen, eine Menge von Beobachtungen ſammeln und aſtro-

nomiſche Tafeln verfertigen ließ. Doch mit **Copernicus**, dem unſterblichen Erfinder des nach ihm benannten Weltſyſtems, begann für die Aſtronomie eine neue Periode, und nun gehörte nur noch ein Tycho de Brahe dazu, um auch in der praktiſchen Aſtronomie eine neue Epoche, vorbereitet durch die Bemühungen des Landgrafen Wilhelm VI. zu Caſſel, zu begründen. Auch nur dem unermeßlichen Schatze von Tycho's Beobachtungen verdankt Kepler's Genie die Geſetze über die elliptiſche Bewegung der Planeten, und nachdem im 17. Jahrh. Männer, wie Landsberg, Galilei, Longomontan, Riccioli, und vor allen Hevel, Huygens, Dominicus Caſſini, ſich die größten Verdienſte um die Aſtronomie erworben hatten, und Flamſteed ſeine ſchönen Beobachtungen anfing, legte der große Newton zu Ende dieſes Jahrh., veranlaßt durch die Beobachtung des Falls der Körper, den Grund zur phyſiſchen Aſtronomie, und ſo konnte dann auf den Beobachtungen eines Halley, Flamſteed, La Caille, Bradley, Tobias Mayer, Maſkelyne, Herſchel, La Lande, Piazzi und von Zach, und auf den theoretiſchen Bemühungen eines Clairaut, Euler, Lagrange, La Place, Gauß und vieler anderer berühmten Männer, die Aſtronomie des 18. und 19. Jahrh. ſich erheben, während erſteres ſich noch durch die Entdeckung des Uranus 1781 von Herſchel, und der Anfang des letztern ſich ſchon durch die Entdeckung von vier neuen Planeten, der Ceres 1801 von Piazzi, der Pallas 1802 von Olbers, der Juno 1804 von Harding, und der Veſta 1807 gleichfalls von Olbers, auszeichnete. Und ſo weit, kann man ſagen, iſt durch die vereinten Anſtrengungen jener Männer die Wiſſenſchaft gediehen, daß, wenn man ſich dem Menſchen die Kraft verliehen dächte, einen Körper von der Erde ſo weit wegzuſchleudern, daß er nicht wieder auf ſie zurückfiele, und nur Richtung und Stärke des Wurfs gegeben wären, man im voraus beſtimmen könnte, welche Bahn im Raume dieſer neugeſchaffene Weltkörper auf ewige Zeiten beſchreiben würde. — Wen Beobachtungen über die Natur und Größe des Weltgebäudes intereſſiren, der wird in Kants allgemeiner Naturgeſchichte und Theorie des Himmels, in Herſchels Abhandlungen über den Bau des Himmels, in Bode's allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude, und in La Place Exposition du Système du Monde reichhaltigen Stoff finden, und über die eigentlich mathematiſchen Theile der Aſtronomie werden die größern Werke über dieſelbe von La Lande, Schubert, Delambre und Andern, und für weniger mathematiſche Leſer Bode's Schriften und Schuberts populäre Aſtronomie hinreichende Auskunft geben. — (Man vergl. übrigens nebſt mehreren andern beſonders die Art. Ekliptik, Erde, Fixſterne, Planeten ꝛc.) L.

Aſyl, eine Freiſtätte, wo Verbrecher hinfliehen können, und vor allen Angriffen geſichert ſind. Bei den Alten gewährten Tempel, Götterbilder, Altäre ꝛc. eine ſolche Zuflucht, und es war ein Frevel gegen die Götter, einen dahin Geflüchteten mit Gewalt herauszureißen. Die Mißbräuche aber, die daraus entſtanden, gaben bisweilen Gelegenheit, auf die Heiligkeit eines ſolchen Aſyls nicht zu achten, wie die Lacedämonier gegen Pauſanias im Tempel der Minerva thaten. Ja man pflegte wohl einen auf ſolche Weiſe Geflüchteten entweder auszuhungern, oder Feuer um die Freiſtätte anzulegen, um ihn ſo zur Flucht zu nöthigen. Jedoch hatten nicht alle Tempel und heilige Örter das Recht der Freiſtätte, ſondern nur die dazu beſonders geweihten. Kaiſer Tiberius ſchaffte ſie, den Tempel der Juno und des Äſculap

ausgenommen, faſt gänzlich ab. Jener heidniſche Gebrauch ging inzwiſchen auf das Chriſtenthum über; ſchon unter Conſtantin d. G. wurden die chriſtlichen Kirchen Freiſtätten der Unglücklichen, welche die bürgerliche Gerechtigkeit oder die Gewaltthätigkeit ihrer Feinde verfolgte. Der jüngere Theodoſius dehnte dies Privilegium 431 auf alle Höfe, Gänge, Gärten und Häuſer aus, die zum Gebiete der Kirchen gehörten; auch die Franken beſtätigten es, und die Synode zu Toledo 681 erweiterte die Freiſtätten bis 30 Schritte von jeder Kirche, und ſeitdem galt dies kirchliche Recht in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit, und erhielt ſich, ſo lange die Unabhängigkeit des päpſtlichen Regiments beſtand, in Italien unangetaſtet. Es war als eine Schutzwehr gegen den wilden Geiſt der Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, der alles unſicher machte, ſehr wohlthätig, aber begreiflicher Weiſe auch eine Veranlaſſung, die bürgerlichen Strafen in kirchliche zu verwandeln, die landesherrliche Gerichtsbarkeit zu umgehen, und den Bezirk der geiſtlichen zu erweitern. Daher wurde es in neuern Zeiten von den meiſten Regenten abgeſchafft. E.

Aſymptote wird in der Geometrie eine, gemeiniglich gerade Linie genannt, die neben einer andern krummen Linie von unbeſtimmter Länge fortläuft, dergeſtalt, daß ihre Abſtände von einander immer kleiner und kleiner werden, ohne daß ſich beide Linien jemals ſchneiden können (weßhalb Leibnitz vortrefflich die endlichen Geiſter Aſymptoten der Gottheit nannte). Die Aſymptote kann auch eine krumme Linie ſein.

Atalanta. Dieſes Namens kommen in der Mythologie zwei vor, welche von den alten Mythographen öfters ſind verwechſelt worden. Die eine war eine Arkadierin, die Tochter des Jaſus und der Klymene, berühmt als bogenkundige Jägerin. Sie erlegte mit ihren Pfeilen die Centauren Rhökus und Hyläus, die ihr Gewalt anthun wollten, zog mit den Argonauten nach Kolchis, und war nachher bei der Jagd des kalydoniſchen Ebers, dem ſie den erſten Wurf beibrachte, weßhalb Meleager ihr den Preis des Kampfes darreichte (ſ. Calydon und Meleager). Die andere war des Schöneus Tochter, gleich berühmt durch ihre Schönheit, wie durch ihre Schnelligkeit im Wettlauf. Jener Eigenſchaft und dieſer Fertigkeit ſich bewußt, macht ſie ihren Freiern harte Bedingungen. Jeder ſollte mit ihr einen Wettlauf beſtehen; er lief unbewaffnet voran, ſie folgte mit einem Speer bewaffnet. Holte ſie ihn nicht ein, ſo war ſie die Seine, holte ſie ihn aber ein, ſo war der Tod ſein Loos, und ſein Kopf ward am Ziele aufgeſteckt. Verſchiedene hatte ſchon der Tod getroffen, als Hippomenes, des Megareus Sohn, ſie durch der Venus Hülfe überliſtete. Ihm hatte die Göttin einige goldene Äpfel gegeben, die er während des Laufs ihr von Zeit zu Zeit in den Weg warf. Atalanta verſäumte ſich, ſie aufzuheben, und Hippomenes erreichte vor ihr das Ziel. Ihre Sprödigkeit verwandelte ſich jetzt in ſo unmäßige Begierde, daß ſie ſogar den Tempel der Cybele, bei welchem der Wettlauf gehalten worden, entweihte. Die erzürnte Göttin verwandelte zur Strafe beide in Löwen; als ſolche zogen ſie fortan den Wagen derſelben.

Ate, bei den Griechen die Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung, von der Homer ſagt:

Die Göttin wirkt ja zu allem,
Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die alles bethöret,
Schreckenvoll; leicht ſchweben die Füß' ihr; nimmer den Grund auch
Nahet ſie, nein, hoch wandelt ſie her auf den Häuptern der Männer,
eizend die Menſchen zum Fehl, und wenigſtens einen verſtrickt ſie.

Als ſie den Zeus bei des Herkules Geburt zu Prahlereien verleitet hatte, wodurch er von der eiferſüchtigen Here überliſtet ward, faßte derſelbe ſie zornig bei den glänzenden Locken, ſchleuderte ſie auf die Erde und ſchwur, daß ſie nie in den Olymp zurückkehren ſolle. Sie ſtürzte auf die Werke der Menſchen, und waltet ſeitdem verderblich. Heſiod nennt ſie eine Tochter der Eris.

Athalia, die Tochter Achabs, Königs von Israel, und Gemahlin Jorams, Königs von Juda, ein ruchloſes, herrſchſüchtiges, grauſames Weib, die nach dem Tode ihres Sohnes Ochozias ſich durch die Ermordung von 42 Prinzen aus königlichem Blute den Weg zum Throne bahnte. Sie herrſchte 6 Jahre; im 7. Jahre ſetzte der Hoheprieſter Joiada des Ochozias jungen Sohn, Joas, den Jocobed gerettet und heimlich im Tempel auferzogen hatte, wiederum auf den Thron ſeiner Väter. Athalia, herbeigezogen durch den Lärm des Volks, das von allen Seiten hinzuſtrömte, der Krönung des Joas beizuwohnen, trat mit der Menge in den Tempel, wo die Feierlichkeit vor ſich ging. Bei dem Anblick des neuen Königs, der auf dem Throne ſaß, umringt von den Prieſtern, Leviten, Großbeamten des Reichs und dem jauchzenden Volke, gerieth ſie außer ſich, zerriß ihre Kleider und ſchrie Verrath. Joiada ließ ſie ſogleich durch Trabanten außerhalb des Bezirks des Tempels führen, mit dem Befehl, jeglichen niederzuhauen, der ſie vertheidigen wollte; an der Thür ihres Palaſtes aber ward ſie ſelbſt, ohne den geringſten Widerſtand, umgebracht. Dies geſchah ungefähr 877 Jahre v. Chr. Die Altäre des Baal, die ſie wieder hatte aufrichten laſſen, wurden umgeſtürzt, und das Bündniß mit dem Herrn, das die Abgöttiſche zerriſſen hatte, erneuert.

Athamas, des Äolus und der Enareta Sohn, beherrſchte einen Theil von Böotien. Mit Nephele vermählt, erzeugte er Helle und Phrixus, nachher, von ihr getrennt, mit ſeiner zweiten Gemahlin Ino den Learchus, Melicertes und die Euryklеia. Ino beſchloß, der Nephele Kinder aus dem Wege zu räumen, verurſachte einen gänzlichen Mißwachs, und beſtach des Athamas Abgeſandte zum Orakel, welche des Unglücks Urſache erkunden ſollten, daß ſie die Antwort brächten, der Nephele Kinder müßten geopfert werden. Dieſen Gedanken hatte ihr Juno, der ſie als des Bacchus geweſene Amme verhaßt war, eingegeben, um ſie zu verderben. Aber ihre argliſtigen Plane ſchlugen fehl, Nephele rettete ihre Kinder mittelſt des goldenen Widders, und die Abgeordneten entdeckten Ino's Verrath, die des Athamas Rache nicht entgangen ſein würde, hätte nicht der dankbare Bacchus ſeine Pflegerin entrückt. Athamas wähnte, ſie hingerichtet zu haben, und vermählte ſich zum drittenmale mit Themiſto, des Lapithenkönigs Hypſeus Tochter, mit der er mehrere Söhne erzeugte. Aber Ino trat wieder auf, gewann ſeine Liebe aufs neue, und reizte dadurch Themiſto zur Eiferſucht, in welcher ſie beſchloß, der Ino Kinder zu ermorden. Zu dieſem Behuf verordnete ſie, die Lager von Ino's Kinder mit ſchwarzen, die ihrer eigenen mit weißen Decken zu belegen. Ino, mißtrauend, verwechſelte die Decken, und die ſo irre geleitete Themiſto ermordete ihre eigenen Kinder, worüber ſie in Verzweiflung ſich erhenkte. Aber auch hier erzählen Andere anders. Durch Juno's Zorn verfiel Athamas in Raſerei, in welcher er Ino mit ihren Kindern für eine Löwin mit ihren Jungen anſah. In dieſem Wahne ergriff er den Learch und ſchmetterte ihn gegen einen Stein; Ino aber verfolgte er, bis ſie den Melicertes im Arm, ſich ins Meer ſtürzte. Mit Blutſchuld belaſtet, verließ darauf Athamas Böotien, ging nach Phthiotis, wo er Alos erbaute, und ſich nach Einigen jetzt

erſt mit Themiſto vermählte. Nach Pauſanias aber wendete er ſich zu Andreus, der ihm die Gegend um den Berg Laphyſtia abtrat, welche ſpäter an des Phrixus Kinder kam.

Athanaſius (der heil.), Patriarch von Alexandria, ein berühmter Kirchenlehrer, geb. in jener Stadt gegen das J. 296. Er bekam eine chriſtliche Erziehung, kam in das Haus des heil. Alexander, nachmals Erzbiſchofs von Alexandria, deſſen Secretär er ward, begab ſich darauf zu dem heil. Antonius, und führte bei dieſem berühmten Anachoreten ein aſcetiſches Leben, und kehrte endlich nach Alexandrien zurück, wo er Diakonus wurde. Der heil. Alexander nahm ihn auf die nicäniſche Kirchenverſammlung mit, wo er in den Arianiſchen Streitigkeiten durch ſeine Talente ſich die Hochachtung der Väter erwarb. Er hatte troß ſeiner Jugend großen Antheil an den Beſchlüſſen, die hier gefaßt wurden, und zog dadurch den Haß und die Verfolgungen der Arianer für ſein ganzes Leben auf ſich. Dieſe offenbarten ſich ſchon, als er nach einem halben Jahre zum Nachfolger des heil. Alexander ernannt wurde. Die Anklagen und Beſchuldigungen ſeiner Feinde bewogen den Kaiſer Conſtantin endlich, ihn 334 vor die Concilien von Tyrus und Jeruſalem vorladen zu laſſen. Athanaſius enthüllte den Betrug und ſetzte ſeine Richter, die zugleich ſeine Gegner waren, in ſolche Verwirrung, daß der kaiſerliche Commiſſär ihn nur mit Mühe ihrer Wuth entziehen konnte. Man begnügte ſich, ihn abzuſetzen. Dennoch ſetzte er ſeine Amtsverrichtungen fort; aber der Kaiſer, durch neue Erdichtungen getäuſcht, verwies den heil. Patriarchen nach Trier. Dieſes erſte Exil endigte nach einem Jahre und einigen Monaten Conſtantins Tod. Conſtantius, Kaiſer des Orients, rief ihn zurück. Sein Einzug in Alexandrien glich einem Triumph. Die Arianer, in Verzweiflung über ſeine Rückkehr, verbreiteten aufs neue falſche Anklagen wider ihn und 90 Arianiſche Biſchöfe verurtheilten ihn in Antiochia auf die grundloſen Beſchuldigungen. Dagegen erklärten ihn 100 orthodoxe Biſchöfe, die ſich zu Alexandria verſammelten, für unſchuldig, und der Papſt Julius beſtätigte dieſen Ausſpruch unter der Zuſtimmung von mehr als 300 zu Sardes verſammelten Biſchöfen des Orients und Occidents. Dem zufolge kehrte er zum zweitenmale zu ſeinem Sitze zurück. Als aber Conſtans geſtorben und Conſtantius Herr des ganzen Reichs geworden war, durften die Arianer ſich mit völliger Ungebundenheit gegen ihn erheben. Sie verurtheilten ihn auf den Concilien zu Arles und Mailand. Da aber der ehrwürdige Patriarch nur einem ausdrücklichen Befehle des Kaiſers gehorchen will, erſcheinen plötzlich, als er ſich gerade zur Feier eines Feſtes in der Kirche befindet, 5000 Soldaten und dringen in die Kirche, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Aber die ihn umgebenden Geiſtlichen und Mönche bringen ihn in Sicherheit. Athanaſius, zum drittenmale entſetzt, flüchtet ſich in die Wüſten Ägyptens. Seine Feinde verfolgten ihn auch noch hier und ſetzen einen Preis auf ſeinen Kopf. Um die Einſiedler dieſer traurigen Gegenden, die ſeine Nähe nicht verrathen wollen, von den Mißhandlungen ſeiner Verfolger zu befreien, begab er ſich in den völlig unbewohnten Theil der Wüſte, wohin ein treuer Diener ihm folgte, der ihm mit Lebensgefahr Nahrungsmittel herbeibrachte. Hier, in dieſer unzugänglichen Einöde verfaßte Athanaſius eine Menge von Schriften voll Beredſamkeit, um die Gläubigen in ihrem Glauben zu ſtärken, die Kunſtgriffe ſeiner Feinde zu enthüllen und ſeine Widerſacher zu ſchrecken und zu verwirren. Als Julian den Thron beſtieg, erlaubte er den orthodoxen Biſchöfen zu ihren Kirchen zurückzukehren. So kehrte nach 6jähriger Abweſenheit auch Athanaſius zurück. Die

Milde, mit der er ſich gegen ſeine Feinde betrug, fand in Gallien, Spanien, Italien und Griechenland Nachahmung und führte den Frieden in der Kirche zurück. Aber dieſer Frieden ward durch das Geſchrei der Heiden, deren Tempel durch Athanaſius Eifer immer leerer wurden, geſtört. Sie reizten den Kaiſer Julian, den Apoſtaten, wider ihn auf, und Athanaſius mußte, um ſein Leben zu retten, nach Thebais flüchten. Der Tod dieſes Kaiſers und die Thronbeſteigung Jovians ließen ihn zurückkehren. Aber als nach acht Monaten Valens Kaiſer ward und die Arianer die Oberhand gewannen, mußte er wieder fliehen. Er verbarg ſich in dem Grabe ſeines Vaters und verweilte hier vier Monate, bis Valens, durch die dringenden Bitten und Drohungen der Alexandriner bewogen, ihm erlaubte, zurückzukehren. Von jetzt an verwaltete er ſein Amt ungeſtört, bis er 373 ſtarb. Von den 46 Jahren ſeines Episcopats hatte er 20 in der Verbannung verlebt, den größten Theil der übrigen aber zur Vertheidigung des nicäniſchen Glaubensbekenntniſſes angewendet. Athanaſius gehört zu den größten Männern, welche die Kirche aufweiſen kann. Sein tiefer Verſtand, ſein edles Herz, ſein unerſchütterlicher Muth, ſein lebendiger Glaube, ſeine unbegrenzte Nächſtenliebe, ſeine aufrichtige Demuth, ſeine natürliche Beredſamkeit, ſeine ſtrenge Lebensweiſe gewannen ihm Ehrfurcht und Liebe. Seine Schriften ſind polemiſchen, hiſtoriſchen und moraliſchen Inhalts. Die polemiſchen betreffen hauptſächlich die Myſterien der Dreieinigkeit, der Incarnation und der Göttlichkeit des heil. Geiſtes; die hiſtoriſchen ſind von höchſter Wichtigkeit für die Kirchengeſchichte, und enthalten Materialien, die man außerdem vergebens ſuchen würde. In allen iſt die Schreibart durch Klarheit ausgezeichnet und der Ton angemeſſen. Seine Apologie an den Kaiſer Conſtantius iſt ein Meiſterwerk. Die beſte Ausgabe iſt von Montfaucon, Paris 1698, 3 Bde, Fol. Als ein Supplement derſelben kann der 2. Bd. der Bibliothek der Kirchenväter deſſelben Herausgebers (1706) betrachtet werden.

Atheismus, Gottesläugnung, wird als Lehre und Syſtem dem Theismus (oder Deismus), als Denkart und Geſinnung dem Glauben und der Religioſität entgegengeſetzt. Darauf gründet ſich die Unterſcheidung zwiſchen theoretiſchem und praktiſchem Atheismus, welcher letztere jedoch paſſender Unglaube und Irreligioſität genannt wird. Außerdem kann man ihn in einen ſkeptiſchen, welcher die Möglichkeit des Daſeins Gottes zugiebt, und in einen dogmatiſchen eintheilen, welcher das Nichtſein Gottes zu erweiſen verſucht. Es entſpringt aber der Atheismus entweder aus dem Skepticismus, welcher die Realität aller menſchlichen Erkenntniß beſtreitet, das Denken für ein bloßes Spiel mit Vorſtellungen, denen keine Gegenſtände entſprechen, erklärt, und läugnet, daß der Menſch irgend etwas mit Sicherheit zu erkennen vermöge; oder zweitens aus der Verkennung der verſchiedenen Gebiete der menſchlichen Erkenntniß und dem Verlangen, da ſchauen und wiſſen zu wollen, wo dem Menſchen nur zu glauben vergönnt iſt; oder endlich, und zwar am öfterſten, aus dem Wahne, daß der Menſch keine höhere, von dem Sinnlichen verſchiedene Natur in ſich trage, daß ſeine Ideen von Recht und Pflicht nicht aus urſprünglichen und nothwendigen Anlagen ſeines Gemüths hervorgingen, ſondern nur zufällige Wirkungen der Erziehung und des Staates wären, daß er mithin keine ſittliche Beſtimmung habe. Da es vornehmlich das Bewußtſein ſeiner höheren Natur und ſittlichen Beſtimmung iſt, was den Menſchen zu Gott führt, und zwiſchen der Philoſophie und den Sitten jedes Zeitalters ein wechſelſeitiger, leicht begreiflicher Zuſammenhang Statt findet, ſo

iſt es ſehr natürlich, daß der Atheismus beſonders in den Zeiten des Sittenpredigers zu entſtehen und Eingang zu finden pflegt. Das war der Fall unter den Griechen ſeit den Zeiten des Perikles, wo die eben ſo atheiſtiſche als antimoraliſtiſche Lehre vieler Sophiſten auf der einen Seite aus der frivolen Denkart und Genußliebe des Zeitalters hervorging, und auf der andern wieder dazu diente, das Laſter und den Unglauben ſicher zu machen. Das war der Fall unter den Römern ſeit den Zeiten Auguſts, wo keine Lehre mehr Eingang fand, als die Lehre Epikurs, welche Gott und die göttlichen Dinge läugnete, in der Natur nichts als das Wirken eines blinden Zufalls erkannte, und den Genuß für die letzte Beſtimmung des Menſchen erklärte. Das war der Fall in Frankreich in den Zeiten vor der Revolution, wo es ſich die Encyklopädiſten und viele andere Schriftſteller, namentlich der Verfaſſer des Système de la Nature, zum Zwecke ihrer ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit machten, die religiöſen Ideen zu beſtreiten, und den Glauben in den Gemüthern der Menſchen zu zerſtören. Wie weit aber auch in ſolchen Zeiten der Atheismus ſich ausbreite, nie kann er allgemeine Anſicht werden; denn unabweisbare Bedürfniſſe des Geiſtes und des Herzens führen den Menſchen zu Gott, und nie kann der in ſolchen Bedürfniſſen gegründete Glaube, welcher allein den Menſchen mit Tugendliebe zu erfüllen und über das Schickſal zu erheben vermag, untergehen. Das unverdorbene, tugendliebende Herz führt zu eben dem Reſultate, in welchem die Forſchung der weiſeſten Denker von Sokrates und Plato bis auf Leibnitz und Kant geendigt hat, zu dem Reſultate, daß über die menſchlichen Dinge ein Gott walte, den der Menſch zwar nicht zu ſchauen, aber im Glauben zu ergreifen vermag. (Vergl. d. Art. Unglauben.)

Athen, der Name jener hochberühmten Stadt, aus deren Mitte ſich das Licht echt menſchlicher Kultur durch Jahrtauſende bis auf unſere Zeit verbreitet hat, und ſich wahrſcheinlich gleich belebend und bildend durch ferne Jahrtauſende auf die Nachwelt verbreiten wird. Welche Ideen von Größe, Würde und Schönheit ſind nicht mit dem Namen Athen verbunden! Wie intereſſant muß es daher nicht jedem Gebildeten ſein, zu wiſſen, was Athen einſt war, und was es jetzt iſt. Athen, die Hauptſtadt des alten Königreichs Attika, und des ſpätern Freiſtaates, ſoll ihre Entſtehung dem Cekrops verdanken, und in den älteſten Zeiten den Namen Cekropia geführt haben, der in der folgenden Zeit blos der Burg oder Feſtung eigen blieb. Unter der Regierung des Erichthonius ſchon verlor ſie den alten Namen, und erhielt dafür den von Athen, wahrſcheinlich von der Minerva, welche bei den Griechen Athene hieß. Die alte Stadt lag auf dem Gipfel eines Felſens mitten in einer weiten und angenehmen Ebene, welche bei Vermehrung der Einwohner mit Gebäuden angefüllt wurde; daraus entſtand denn der Unterſchied in Akro- und Katapolis, oder in die obere und untere Stadt. Der Umfang der Citadelle oder der Akropolis betrug 60 Stadien, und umſchloß mehrere anſehnliche Gebäude. Athen lag an dem ſaroniſchen Golf, der öſtlichen Küſte des Peloponnes gegen über. Es war auf einer Art von Halbinſel erbaut, welche der Zuſammenfluß des Cephiſſus und Ilyſſus bildete. Von der See, auf der ſeine Größe und Wichtigkeit ſo weſentlich beruhte, lag es ungefähr vier Stunden. Durch Mauern von großer Feſtigkeit und Ausdehnung war es mit den drei Häfen Piräus, Munychia und Phalerus verbunden. Der erſte wurde für den bequemſten gehalten, und war einer der Stapelplätze des griechiſchen Handels, die

Küſte rings umher war mit prächtigen Gebäuden bedeckt, deren Glanz mit denen der Stadt ſelbſt wetteiferte. Die Mauern, welche die Häfen mit der Stadt verbanden, waren von Bruchſteinen und ſo breit, daß ſich Wagen auf denſelben ausweichen konnten. Die Akropolis wurde indeſſen nicht blos als Feſtung, ſondern mehr deßhalb der bedeutendſte Theil der Stadt, weil ſie das Herrlichſte an Kunſtwerken einſchloß, was Athen aufzuweiſen hatte. Die Hauptzierde war das Parthenon, oder der Tempel der Minerva. Dieſes prächtige Gebäude, welches noch in ſeinen Überreſten die Bewunderung der Welt iſt, war 217 Fuß lang und 98 breit. Von den Perſern zerſtört, wurde es herrlicher von Perikles aufgebaut. Hier ſtand die Bildſäule der Minerva von Phidias, dieſes unvergleichliche Meiſterſtück der Bildhauerei, von Elfenbein gebildet, 30 Fuß hoch, und ganz mit Golde bedeckt, deſſen Werth auf 44 Talente oder 120,000 Pfund Sterling geſchätzt wurde. Den Eingang zum Parthenon bildeten die Propyläen, aus weißem Marmor gebaut. Dieſes Gebäude lag auf der Nordſeite der Akropolis, dicht dabei das Erechtheum, ebenfalls von weißem Marmor, beſtehend aus zwei Tempeln, dem der Pallas Minerva und dem des Neptun, außer einem andern merkwürdigen Gebäude, Pandroſium benannt. Im Umkreiſe des Minerventempels ſtand auch der der Göttin heilige Ölbaum. Auf der vordern Seite der Akropolis und an jedem Ende derſelben ſah man die zwei Theater, das des Bacchus und das Odeum; erſteres für das recitirende Schauſpiel, letzteres für muſikaliſche Unterhaltung, dieſes beſonders mit ausgezeichneter Pracht erbaut. Auch der Staatsſchatz befand ſich in dem hintern Theile des Minerventempels. In der untern Stadt zeichneten ſich ebenfalls mehrere herrliche Werke der Architektur aus, worunter genannt zu werden verdienen, das Pöcile, oder die Gallerie zur Aufſtellung hiſtoriſcher Bilder; ferner der Thurm der Winde von Andronikus Cyrrheſtes und mehrere treffliche Denkmähler berühmter Männer. Zwei der herrlichſten Bauwerke befanden ſich aber außer der Stadt, der Tempel des Theſeus nämlich und der Tempel des Jupiter Olympius, der eine auf der Nord-, der andere auf der Südſeite der Stadt. Der erſtere war von doriſcher Bauart und dem Parthenon ähnlich, und auf den Metopen ſah man die vornehmſten Thaten des alten Helden und Königs trefflich abgebildet. Der Tempel des Jupiter Olympius war von ioniſcher Bauart, und übertraf faſt alle übrigen Gebäude Athens an Pracht und Schönheit. Man hatte unermeßliche Summen darauf verwendet; er wurde nach und nach immer mehr vergrößert und verſchönert, und endlich von Hadrian vollendet; das Äußere zierten ungefähr 120 cannelirte Säulen, 60 Fuß hoch und 6 Fuß im Durchmeſſer haltend. Das Innere dieſes Gebäudes hatte wohl eine halbe Stunde im Umfange. Hier ſtand auch die berühmte Statue des olympiſchen Jupiters, gleichfalls von Phidias aus Gold und Elfenbein gebildet. Auch darf hier das Pantheon (allen Göttern heilig) nicht vergeſſen werden, wovon das in Rom befindliche ein treues Abbild iſt. Außer dieſen Wunderwerken der Kunſt zeigte Athen noch andere Plätze und Puncte, welche durch die damit verbundene Erinnerung der Nachwelt ewig theuer bleiben werden. Die alten Philoſophen pflegten ſich bekanntlich nicht, wie unſere akademiſchen Lehrer in Hörſäle einzuſchließen, ſondern hielten ſich mit ihren Schülern am liebſten im Freien auf, und ſuchten dazu ſtille abgelegene Plätze aus. Ein ſolcher war die berühmte Akademie, wo Plato lehrte, ungefähr drei Viertelſtunden nordlich von der Stadt gelegen, und einen Theil des Platzes ausmachend, der Ce-

ramikus hieß. Man hatte den urſprünglich ſumpfigen und ungeſunden Boden durch Baumpflanzungen und Durchleitung friſchen Waſſers zu einem angenehmen Luſtorte gemacht. Ein anderer ſolcher Ort war das Lyceum, wo Ariſtoteles lehrte, und das durch ihn der Siß der peripatetiſchen Schule wurde. Es lag jenſeits des Jlyſſus auf der andern Seite der Stadt und wurde auch zum Schauplaß gymnaſtiſcher übungen gebraucht. Nicht weit davon lag der minder berühmte Cynoſarges, wo Antiſthenes, der Stifter der cyniſchen Schule, lehrte. Die folgenden Secten von Zeno und Epikurus hatten ihre Verſammlungsorte in der Stadt. Zeno wählte dazu das bekannte Pöcile, Epikur aber legte ſich einen Garten innerhalb der Mauern an, da er die Geſelligkeit und ländliche Stille gleich ſehr liebte. Allein nicht blos literariſche, ſondern auch politiſche Verſammlungen gaben verſchiedenen Gegenden Athens ein beſonderes Intereſſe. Hierher gehören der Hügel des Areopagus, wo dieſe erlauchte Verſammlung ihre Entſcheidungen ausſprach; das Prytaneum, oder Haus des Senats; der Pnyx oder Forum, wo das ſouveräne Volk von Athen ſich berathſchlagte, u. a. m. An alle dieſe Orte knüpfen ſich bedeutende Erinnerungen aus der Geſchichte des merkwürdigen, einzigen Volkes. Nachdem, wie aus der Geſchichte Attika's bekannt, Jahrhunderte des Kriegs und der Zerſtörung, ſo wie des Wechſels gebildeter und barbariſcher Beherrſcher über die herrliche Stadt hingegangen ſind, erwecken ihre Ruinen noch gegenwärtig Erſtaunen und Bewunderung in der Seele des Beſchauers. Von der Akropolis ſteht noch immer ein nicht unbeträchtlicher Theil. Die Türken, die jeßigen Herrn der Gegend, haben ſie in eine moderne Feſtung verwandelt, und mit breiten unregelmäßigen Mauern umgeben. In dieſer erblickt man noch überreſte der alten Mauern nebſt Bruchſtücken von Säulen, die man zum Behufe des neuen Baues aus den alten Trümmern genommen hat. Von den Propyläen, erbaut von Perikles mit einem Aufwande von 2012 Talenten, welche den ehemaligen Eingang bildeten, war der rechte Flügel ein Tempel des Sieges. Das Dach dieſes Gebäudes ſtand noch im Jahre 1656, wo es durch eine plößliche Pulverexploſion zerſtört ward; denn die Türken hatten das Gebäude zu einem Pulvermagazin umgeſchaffen. In einem Theile der jeßigen Mauer befinden ſich noch Fragmente von trefflicher Bildhauerarbeit in Basrelief, darſtellend den Kampf der Athenienſer mit den Amazonen. Von dem gegenüber ſtehenden Flügel der Propyläen ſind noch ſechs Säulen übrig, mit Thorwegen zwiſchen denſelben. Dieſe Säulen ſind von Marmor, weiß wie Schnee und von der feinſten Arbeit. Jede derſelben beſteht nicht, wie es anfangs ſcheint, aus einem einzigen Stücke, ſondern aus 3 bis 4, welche ſo künſtlich zuſammengeſeßt ſind, daß, ob ſie gleich zweitauſend Jahre der Witterung ausgeſeßt waren, dennoch keine Trennung bemerkt wird. Dieſe Säulen ſind halb durch eine Mauer bedeckt, welche die Türken an der Vorderſeite derſelben aufgeführt haben. Aus den Propyläen treten wir ins Parthenon, den Hauptſiß der athenienſiſchen Pracht. An der öſtlichen Vorderſeite ſtehen noch acht Säulen, und mehrere von den Säulengängen an den Seiten. Von dem Frontiſpice, welches den Kampf des Neptun und der Minerva um Athen vorſtellte, iſt nichts mehr übrig, außer der Kopf eines Seepferdes und die Figuren von zwei Frauen, aber ohne die Köpfe; allein in Allem iſt die höchſte Wahrheit und Schönheit zu bewundern. Der Kampf der Centauren mit den Lapithen iſt beſſer erhalten. Von allen Statuen, womit dieſes Gebäude geſchmückt war,

iſt blos die des Hadrian erhalten. Das Innere iſt jetzt in eine Moſchee verwandelt. Auf dem Ganzen dieſes ſo ſehr verſtümmelten Gebäudes ruht doch noch ein unausſprechlicher Ausdruck von Hoheit und Größe. Auch von dem Erechtheum (dem Tempel des Neptunus Erechtheus) ſind noch bedeutende Überreſte zu ſehen, vornehmlich die ſchönen weiblichen Statuen, die man Karyatiden nennt, und welche ſtatt der Säulen zwei Portikus trugen. Von den beiden Theatern iſt nur noch ſo viel von den äußern Mauern übrig, daß man ihre Lage und ihre ungeheure Größe beſtimmen kann. Die Arena iſt jetzt verſunken, und es wird Getreide darauf gebaut. In der Stadt ſelbſt finden ſich keine Denkmahle von gleicher Vortrefflichkeit und Größe mehr. Nahe bei einer Kirche, zur Santa Maria Maggiore, ſtehen noch drei ſehr ſchöne korinthiſche Säulen, die einen Architrab tragen. Man hielt ſie für Überreſte von dem Tempel des Jupiter Olympius, allein es iſt nicht gegründet. Wahrſcheinlicher ſind ſie Überreſte des alten Pöcile. Der Thurm der Winde vom Andronikus Cyrrheſtes iſt noch ganz übrig. Seine Geſtalt bildet ein Achteck, auf jeder Seite iſt er mit Reliefs bedeckt, welche einen von den Hauptwinden darſtellen; die Arbeit iſt ganz vortrefflich. Das Gebäude verdankt ſeine Erhaltung dem Umſtande, daß es Moſchee eines Derwiſchordens wurde. Von den Denkmählern ausgezeichneter Männer, womit eine ganze Straße angefüllt war, iſt nur noch ein einziges, nämlich das Denkmal des Lyſikrates, erhalten worden; dieſes beſteht aus einem Fußgeſtell, einer runden Colonnade und einer Kuppel von korinthiſcher Ordnung, die Architektur und Sculptur iſt vortrefflich. Man hat es für den Ort gehalten, deſſen ſich Demoſthenes zu ſeinem Studirzimmer bedient habe, allein dieſe Meinung iſt ungegründet. Was der bekannte Lord E l g i n für Erhaltung der Überreſte altgriechiſcher Kunſt gethan hat, ſ. in den Art. E l g i n und E l g i n s M a r m o r d e n k m a h l e. Von dem prachtvollen Gymnaſium, welches Ptolemäus baute, ſind nur in einigen verfallenen Mauern noch Überreſte zu ſchauen. Außerhalb der Stadt wird die Aufmerkſamkeit vorzüglich gefeſſelt durch die erhabenen Trümmer von dem Tempel des olympiſchen Jupiters. Von den 120 Säulen ſind nur noch 16 übrig, von allen Statuen, die dies Gebäude zierten, iſt keine erhalten. Von den Fußgeſtellen und Inſchriften fand man einiges hie und da zerſtreut, zum Theil unter der Erde vergraben. Der Tempel des Theſeus dagegen iſt faſt noch ganz erhalten, das ausgenommen, was modern iſt. Die Bildhauerarbeiten an der Außenſeite ſind faſt gänzlich verdorben, allein die, welche die Frieſe im Innern ſchmücken, ſind ſehr wohl erhalten. Sie ſtellen die Thaten des alten Helden dar. Sein Kampf mit einem Centaur iſt beſonders ausgezeichnet. Auf der Anhöhe, wo der berühmte Areopag ſeine Sitzungen hielt, findet man noch in den Felſen gehauene Stufen, ſo wie die Sitze der Richter, und dieſen gegenüber die des Angeklagten und Anklägers. Der Hügel iſt jetzt ein türkiſcher Begräbnißplatz, und mit Grabmählern bedeckt. Der P n y x (Forum), der Verſammlungsplatz des Volks unweit des Areopags, iſt faſt ganz noch in ſeinem urſprünglichen Zuſtande. Man ſieht noch den im Felſen gehauenen Rednerſtuhl, die Sitze der Schreiber, die die Decrete niederſchrieben, und an beiden Enden die Sitze derjenigen Beamten, welche Stillſchweigen geboten, und die Reſultate der öffentlichen Verhandlungen bekannt machten. Auch noch die Niſchen ſind zu ſehen, wo die, welche vom Volk eine Gunſt zu erhalten wünſchten, die Geſchenke hinlegten, die ſie brachten. Erhabene Gefühle bemächtigen ſich der Seele, wenn man die Stelle überblickt, von der aus die ganze Geſtalt der al-

ten Welt verändert wurde. Noch läßt ſich die Area des Stadiums bezeichnen, wo die gymnaſtiſchen Übungen gehalten wurden, und welches Herodes Attikus ganz aus weißem Marmor erbauen ließ. Der Platz des *Lyceums* iſt nur durch eine Menge umherliegender Steine bezeichnet. Ein modernes Haus nebſt Garten ſteht an der Stelle der *Akademie*, in dem Umkreiſe derſelben laſſen ſich die Gänge der Peripatetiker noch jetzt bezeichnen, und einige Ölbäume von hohem Alterthume gebieten noch jetzt Ehrfurcht. Die langen Mauern ſind gänzlich zerſtört, doch findet man ihre Fundamente noch auf der Ebene. Der Piräus hat faſt gar nichts mehr von ſeinem alten Glanze und Anſehen, nur wenig Säulentrümmer finden ſich hie und da; derſelbe Fall iſt auch bei dem Phalerus und bei Munychia. Wenige unbedeutende Handelsſchiffe laufen noch hier zuweilen ein, weßhalb auch ein Zollhaus da ſteht. Das heutige *Athiniah* (Setine) in Livadien hat 1300 Häuſer, 12.000 Einwohner, darunter 2000 Türken; die Griechen genießen einer mildern Behandlung von den Türken als anderwärts. Sie haben noch Spuren alter Sitten erhalten, und wählen ſich jährlich 4 *Archonten*. Der daſige griechiſche Erzbiſchof bezieht anſehnliche Einkünfte.

Athene, ſ. *Minerva*.

Äther. Dieſes Wort kommt in der Phyſik in doppelter Bedeutung vor. In der eigentlichen Naturlehre verſteht man darunter eine äußerſt feine elaſtiſche Flüſſigkeit, von der die Phyſiker, um die Geſetze verſchiedener Erſcheinungen in der Natur zu beſtimmen, annehmen, daß ſie durch den ganzen Weltraum verbreitet iſt. Erweiſen läßt ſich ihr Daſein nicht, weßhalb auch über die eigentliche Beſchaffenheit dieſer feinſten Flüſſigkeit durchaus nichts angeführt werden kann, und die Naturforſcher in ihren Meinungen ſehr von einander abweichen. Newton, der allen Hypotheſen abgeneigt war, glaubte nicht nur an das Daſein des Äthers im Weltraume, ſondern erklärte aus demſelben den Zuſammenhang der Theile eines Körpers, den er nach ſeiner Meinung durch einen Druck oder Stoß verurſache, und leitete das Geſetz der Schwere von ihm ab. Nach Euler iſt der Äther faſt 39 Millionen mal dünner, 1278 mal elaſtiſcher als die atmoſphäriſche Luft. — In der Chemie bedeutet Äther eine feine, durchſichtige, ſehr leichte, flüchtige, entzündliche Flüſſigkeit von meiſt weißlicher Farbe und angenehmem, durchdringenden Geruch, die mittelſt der Säuren aus Alkohol oder höchſt gereinigtem Weingeiſt erzeugt wird, und nach der Verſchiedenheit dieſer Säuren verſchiedene Namen hat. Der Äther iſt überaus flüchtig, und wird in der Medicin als ein ſtark auf die Nerven wirkendes Mittel gebraucht. Auch in den Künſten wird der Äther mannichfaltig angewendet, z. B. zur Auflöſung des elaſtiſchen Harzes, des Copals u. ſ. w. (Vergl. *Naphtha*.)

Äthiopier, ein unbeſtimmter Name, womit in den früheſten Zeiten alle Völker von dunkler oder ſchwarzer Farbe, ſowohl in Aſien als in Afrika, bezeichnet wurden. Homer ſetzt daher Äthiopier in den Aufgang und Niedergang. Später werden darunter die Bewohner Abyſſiniens, ſo wie unter Äthiopien Abyſſinien verſtanden. (Vergl. *Habeſch*.)

Äthiopiſcher Ocean, ein Theil des großen Oceans unter der Linie, weſtlich von Afrika.

Athleten hießen eigentlich die Theilnehmer an jedem Wettſtreite, mithin verſtand man auch darunter die Jünglinge, die in den Gymnaſien körperliche Übungen anſtellten, um ſich abzuhärten und zur Führung der Waffen geſchickt zu machen. Im engern Sinne nannte man

aber Athleten diejenigen, die aus der Athletik oder Gymnaſtik ihr Hauptgeſchäft machten, beſonders Ringer und Fauſtkämpfer. Ihre Beſtimmung war, bei feierlichen Gelegenheiten öffentlich zu kämpfen, und ihre Lebensweiſe dieſem Zweck gemäß. Sie wurden wohl genährt, und mußten ſich der Liebe enthalten. Bevor ſie aber zu öffentlichen Kämpfen zugelaſſen wurden, unterſuchte man eines jeden Geburt, Sitten, Stand und Verhalten; ein Herold rief ſeinen Namen öffentlich aus und foderte jedermann auf, zu ſprechen, wenn er etwas Nachtheiliges von ihm wiſſe. Erſt nach beſtandener Prüfung, und nachdem der Athlet einen Eid geſchworen, daß er allen Erfoderniſſen genügt habe und die Kampfgeſetze genau beobachten wolle, bekam er die Erlaubniß zu kämpfen. Die Paare der Kämpfer wurden durch das Loos beſtimmt. Den Sieger belohnte nicht nur der Beifall der Menge, ſondern auch Kronen und Statuen. Man führte ihn im Triumph auf, ſchrieb ſeinen Namen in die öffentlichen Verzeichniſſe, nannte die Olympiade nach ihm, und Dichter prieſen ihn in Lobgeſängen. Auch bewilligte man ihm Freiheiten, einen Jahrgehalt und bei den feierlichen Spielen den vornehmſten Platz. Beſondere Ehre erwies ihm ſeine Vaterſtadt, denn alle ſeine Mitbürger theilten ſeinen Ruhm.

Athletik, ſ. Gymnaſtik.

Athmen iſt die Verrichtung des thieriſchen, mithin auch des menſchlichen Körpers, die in einer abwechſelnden Erweiterung und Verengerung der Bruſt beſteht, wobei gleichmäßig Luft in die Lungen gezogen und wiederum herausgetrieben wird. Es macht mit dem Blutumlauf, mit dem es in enger Verbindung ſteht, den Grund des thieriſchen Lebens aus. Das Hauptorgan des Athmens iſt die Lunge, deren Blutgefäße durch die wechſelsweiſe Aufſchwellung und Verengerung der Lungenbläschen bald angeſpannt, bald erſchlafft werden, und welche mit der eingeathmeten Luft in die innigſte Berührung kommen. Hierdurch werden dem Blute gewiſſe heilſame Theile aus der eingeathmeten Luft zu-, und andere ſchädliche oder nicht mehr brauchbare abgeführt. Es findet nämlich beim Einathmen eine Zerſetzung der atmoſphäriſchen Luft (ſ. Gasarten) Statt; das Sauerſtoffgas wird dem Blute zugeführt, dagegen das Stickgas unverändert, das kohlenſaure Gas aber vermehrt wieder ausgeathmet. Ein erwachſener Menſch athmet bei jedem Zuge 40 Kubikzoll Luft ein, und wiederholt dies in einer Minute ungefähr 18 mal; folglich verſchluckt er in dieſer Zeit 720 Kubikzoll Luft, wovon ſich 36 Kubikzoll in kohlenſaures Gas verwandeln. Ein Theil des Sauerſtoffgaſes der atmoſphäriſchen Luft verbindet ſich in der Lunge mit dem überflüſſigen Waſſerſtoff und bildet Waſſer, welches in der Geſtalt von Dünſten wieder mit ausgeathmet wird, die bei einer Temperatur von 10 Grad Reaumur ſichtbar ſind. Ein anderer Theil des Sauerſtoffgaſes vereinigt ſich in der Lunge mit dem Überſchuß an Kohlenſtoff im Blute, und bildet dadurch kohlenſtoffſaures Gas, welches mit den wäſſerigten Dünſten zugleich ausgehaucht wird. Aus allen Beobachtungen erhellt zur Genüge, daß das Sauerſtoffgas zum thieriſchen Leben unumgänglich nöthig iſt. Wie es nach dem Einathmen im Körper wirke, darüber ſind die Meinungen noch verſchieden. Mit dem Athmen hängt auch die thieriſche Wärme zuſammen, welche wenigſtens bei den Säugethieren und Vögeln größer iſt, als die Temperatur der ſie umgebenden Luft.

Athos, jetzt Agion Oros, auch Monte Santo, ein hoher Berg oder vielmehr das Vorgebirge einer langen Bergreihe des Sandſchacks Salonik, welches ſich durch eine ſieben Meilen lange und drei Meilen breite Halbinſel in den Archipel zieht. Es erhebt

ſich gegen 5900 Fuß über den Spiegel des Meeres, und wird durchaus von Griechen bewohnt. Auf dem Vorgebirge ſelbſt liegen gegen zwanzig Klöſter und eine unzählige Menge von Einſiedeleien, die zuſammen mehr als 6000 Ordensgeiſtliche zählen ſollen. Dieſe leben hier in völliger Abgeſchiedenheit von der Welt, und führen eine ſo ſtrenge Clauſur, daß ſie kein weibliches Weſen, nicht einmal ein weibliches Hausthier um ſich dulden; dabei ſind ſie äußerſt arbeitſam, ſchnitzen Heiligenbilder, Agnus Dei und Paternoſter, welche ſie theils in dem auf dem Berge liegenden Marktflecken Kareis, wo Wochenmärkte gehalten werden, abſetzen, theils auch damit ihre Glaubensbrüder im übrigen Europa, ſelbſt in Rußland in Contribution ſetzen, und ſammeln Almoſen, um damit ihre Abgaben an den Paſcha und die Pforte bezahlen zu können. Übrigens unterhalten ſie mehrere Schulen, und der heilige Berg wird für eine der berühmteſten Unterrichtsanſtalten der Griechen gehalten. Ihre Klöſter und Kirchen ſind die einzigen im osmaniſchen Reiche, welche Glocken haben.

Äthra, die Tochter des Pittheus, Königs von Trözene, und Geliebte des Ägeus, von dem ſie den Theſeus gebar.

Ätiologie, ſ. **Pathologie**.

Atlanten, in der Baukunſt Säulen in Menſchengeſtalt, welche einem Geſimſe, einem Vorſprunge u. ſ. w. zur Unterſtützung dienen.

Atlantis, bei den Alten der Name einer Inſel in dem atlantiſchen Ocean, von der ihnen durch einzelne kühne Schiffer, die ſich in früher Zeit in das Weltmeer hinaus gewagt hatten, dunkele Kunde zugekommen war. Über die Lage derſelben mußten ihre Angaben natürlich ſehr unzuverläſſig ſein, und da ſie ſie in eine Gegend ſetzten, wo ſich in ſpäterer Zeit keine Inſel fand, ſo waren ſie der Meinung, daß ſie untergegangen ſei.

Atlas, eine afrikaniſche Gebirgskette, welche ſich über den größten Theil des Norden dieſes Erdtheils verbreitet, und in zwei Ketten theilt, den großen Atlas, welcher im Reiche Marokko bis zur Sahara herunter zieht und über 11,000 Fuß mißt, und den kleinen Atlas, welcher aus Marokko gegen Nordoſten bis zur nördlichen Küſte ſtreicht. Die Mythologie der Griechen ſchuf dies Gebirge zu einem Titanen, einem Sohne des Japetus und der Klymene. Zeus, der Titanen Beſieger, verurtheilte ihn zur Strafe, das Himmelsgewölbe zu tragen, welche Dichtung durch ſeine himmelanſtrebende Höhe entſtand. Er war mit Weisheit begabt, und ſpätere Sagen legten ihm mannichfaltige Kenntniſſe bei, beſonders in der Aſtronomie. Mit der Pleione, des Oceanus Tochter, erzeugte er ſieben Töchter, die unter dem Namen der Plejaden (nach dem Vater hießen ſie auch Atlantiden) am Himmel glänzen. Nach Andern war er auch der Vater der Hyaden.

Atlantiſches Meer heißt von dem Atlasgebirge das ganze Meer zwiſchen den Weſtküſten Europa's und Afrika's und den Oſtküſten Amerika's bis zum Eismeere.

Atmometer nennt man ein Werkzeug, welches die Ausdünſtung des Waſſers ausmißt und deſſen Hauptbeſtandtheil ein Keſſel von Metall iſt, in welchem das Waſſer bis zu einem gewiſſen Grade erhitzt wird. Es iſt ſchwer, mit dergleichen Werkzeugen richtige Reſultate zu gewinnen. Nach **Halley**'s Verſuchen verdünſteten bei heißen Sommertagen in Zeit von zwei Stunden 233 Gran Waſſer, die nach ſeiner Rechnung $\frac{1}{13}$ eines engliſchen Kubikzolles Raum betragen. **De Sauſſure** bediente ſich zu ſeinen Beobachtungen eines andern Werkzeugs, das aus einer in einem Rahm ausgeſpannten Leinwand beſtand und

ſeine Beobachtungen gaben das Reſultat, daß, bei einerlei Grade des Thermometers und Hygrometers, die Größe der Ausdünſtung auf den Bergen, bei dreimal geringerer Dichtigkeit der Luft, mehr als das Doppelte ſo groß iſt, als im Thale. Ein mehreres hierüber findet man in Horaz Bened. de Sauſſure Verſuch über die Hygrometrie, aus dem Franzöſiſchen (v. J. D. Titius), Leipzig 1784, 8. P. S.

Atmoſphäre, Dunſtkugel, wird zunächſt die Luft, die unſern Erdball von allen Seiten umgiebt, ſo daß er gleichſam in ihr zu ſchwimmen ſcheint, im weiteſten Sinne aber jede Maſſe feiner elaſtiſcher Flüſſigkeiten genannt, von welcher ein Körper allenthalben umgeben iſt. Man ſpricht daher von einer Atmoſphäre der Sonne, des Mondes, der Planeten, elektriſcher, magnetiſcher Körper u. ſ. w., deren Daſein zwar nicht ſtreng erwieſen, aber mit mehr oder weniger Gründen wahrſcheinlich gemacht werden kann. Gewiß aber iſt es, daß unſere Erde eine Atmoſphäre hat, worunter wir, wie aus obiger Erklärung folgt, die ſie allenthalben umgebende Luft- und Dunſtmaſſe verſtehen; daher wir ſie auch Luft- oder Dunſtkreis nennen. Vermöge ihrer Schwere iſt die Atmoſphäre unzertrennlich mit der Erde verbunden, und folgt ſowohl ihrer täglichen als jährlichen Bewegung. Sie drückt auf die Erde nach den Geſetzen ſchwerer elaſtiſcher Flüſſigkeiten. Ihr geſammter Druck iſt ihrem Gewicht gleich, wirkt aber, wie der Druck aller andern ſchweren elaſtiſchen Flüſſigkeiten, von allen Seiten. Wird nun durch irgend einen Umſtand an einem Orte ein ſtärkerer Druck verurſacht, ſo nimmt man beſondere Erſcheinungen und Wirkungen wahr, die ſo lange fortdauern, bis das Gleichgewicht wieder hergeſtellt iſt. So ſteigt z. B. in der Röhre einer Pumpe das Waſſer, ſeiner Natur und den Geſetzen der Schwere zuwider, in die Höhe, ſobald zwiſchen demſelben und dem in die Höhe gezogenen Kolben ein luftleerer Raum in der Röhre entſteht. Die Urſache davon iſt das aufgehobene Gleichgewicht, indem die Luft fortwährend auf das außerhalb der Röhre befindliche Waſſer drückt, weil innerhalb der Röhre keine Luft vorhanden iſt. Durch dieſen Druck wird das Waſſer, wenn die Röhre lang genug iſt, bis 32 Fuß emporgetrieben. Dies iſt das Gewicht, mit welchem die Atmoſphäre auf die Erde drückt, und welches eben ſo viel beträgt, wie der Druck eines 32 Fuß hohen Oceans, wenn ein ſolcher über den ganzen Erdball verbreitet wäre. Hieraus ergiebt ſich, daß die Atmoſphäre auf den menſchlichen Körper, nimmt man dieſen zu 32 Quadratfuß an, bei 28 Zoll Barometerhöhe mit einem Gewicht von 34,440 Pfund ruht. Daß der Menſch dieſen Druck nicht empfindet, kommt daher, weil die Luft ihn von allen Seiten umgiebt, überdies auch in ſeinem Innern befindlich iſt, vermöge ihrer Elaſticität von allen Seiten, ſo wie von innen nach außen wirkt, und alſo der über dem Körper befindlichen Luft das Gleichgewicht hält. Auf dem Drucke der Luft beruht überhaupt die ganze Wirkung des Saugens. Die Alten, die ſolche auch wahrnahmen, wußten ſie nicht anders als durch einen Abſcheu der Natur gegen den leeren Raum zu erklären. Daß die Atmoſphäre nicht einerlei Dichtigkeit habe, läßt ſich ſchon daraus vermuthen, daß die untern Luftſchichten die Laſt der obern mitzutragen haben, wodurch ſie mehr zuſammengepreßt und dichter werden. Verſuche beſtätigen dies vollkommen. Dem Geſetze des Meierotte gemäß, nimmt die Dichtigkeit der Atmoſphäre in geometriſcher Progreſſion ab, ſo wie die Höhen in arithmetiſcher Progreſſion zunehmen. Bis an die äußerſten Grenzen der Atmoſphäre mag indeß auch dies Geſetz nicht Statt finden, weil dort

die Luft, frei von allem Drucke, völlig in ihrem natürlichen Zuſtande, d. h. ohne irgend eine Äußerung der Elaſticität ſein muß. Die Höhe der Atmoſphäre iſt von den Phyſikern, theils nach dem Drucke, den ſie ausübt, theils nach der Dämmerung (indem anzunehmen iſt, daß die Luft, ſo weit ſie Licht zurückwirft oder Erleuchtung annimmt, zu unſerm Planeten gehört,) auf acht geographiſche Meilen geſchätzt worden. Ihrer Geſtalt nach iſt die Atmoſphäre als ein Sphäroid zu betrachten, welches unter dem Äquator wegen der ununterbrochenen Schwungkraft, welche daſelbſt Statt findet, und wegen der großen Verdünnung der Luft durch die daſelbſt heftig wirkenden Sonnenſtrahlen ſehr erhoben iſt.

Atmoſphäriſche Luft, ſ. Gasarten.

Atmoſphärologie, die Lehre von der Atmoſphäre, ihrer Beſchaffenheit, ihren Veränderungen und Erſcheinungen.

Ätna (Monte Gibello), in Sicilien, einer von den drei größten feuerſpeienden Bergen in Europa, deſſen ſenkrechte Höhe nach Spallanzani 11,400 Fuß beträgt. Die Sicilianer theilen ihn in drei Regionen ab; die erſte heißt die angebaute Gegend — ſie iſt mit Städten, Dörfern und Klöſtern angefüllt, und wird von kleinen Bergen von Lava gebildet — die zweite die Holz- oder Waldgegend; die dritte die wüſte oder nackte Gegend, welche mit Eis und Schnee bedeckt iſt. Letzterer iſt für die dortigen Länder ein unentbehrliches Bedürfniß zu kühlenden Getränken, zu denen es beſſer als Eis iſt; und der Ätna verſorgt nicht nur einen großen Theil Italiens, ſondern auch die Inſel Malta damit.

Ätolien, eine Landſchaft Griechenlands. Es hat den Namen vom Ätolus, des eliſchen Königs Epeus Bruder, der, aus Elis weichend, ſich zum Herrn des Landes machte. Das ältere Ätolien wurde durch den Achelous von Akarnanien geſchieden und ging von da bis Kalydon oder zum Fluſſe Evenus, wo es an Lokrien grenzte. Auf den beiden andern Seiten waren das Meer und das Gebirge Tymphreſtus, das es von Theſſalien ſchied, die Grenzen. Als es durch ſpätere Eroberungen, welche man unter dem Namen Ätolia Epiktetos begriff, erweitert worden, waren die Grenzen in Norden der Öta und die Athamaner in Epirus; auch Thermopylä, Heraklea und ein großer Theil Theſſaliens gehörte dazu. Öſtlich war ganz Dorien und die Küſte bis Naupaktus und Eupalion dazu geſchlagen worden. Das Land war rauh und unfruchtbar, und durch ſeine Gebirge feſt.

Ätolier, die Bewohner Ätoliens, ein in den alten Zeiten merkwürdiges Volk. Die erſten Stammväter waren Hellenen. In mehrere kleine Völkerſchaften getheilt, hatten ſie keine gemeinſchaftliche Hauptſtadt, ſondern, mit Jagd und Raub beſchäftigt, machten ſie ſich durch Räubereien zu Lande, wie zur See, furchtbar, ſo wie ſie denn als frei, und keinem andern Volke unterworfen, die alten griechiſchen rohen Sitten am längſten beibehielten. Früh ſchon errichteten ſie den großen ätoliſchen Bund, der ſich zu Therma jährlich verſammelte, aber erſt zur Zeit des achäiſchen Bundes merkwürdig wurde. Wider dieſen verbanden ſie ſich anfangs mit den Römern bei deren Kriegen in Griechenland, ſchlugen ſich dann, wie ſie wohl merkten, daß die Römer ihre Unterdrückung beabſichtigten, auf die Seite der Macedonier, und mußten zuletzt auch das nämliche Schickſal der Unterjochung mit dieſen theilen.

Atomen ſind nach der Meinung mehrerer Naturforſcher die nicht weiter theilbaren, wiewohl ſelbſt noch körperlichen Grundbeſtandtheile der Materie. Schon Moſchus aus Sidon, der noch vor dem trojani-

ſchen Kriege gelebt haben ſoll, war der Meinung, daß die Materie aus untheilbaren Körperchen zuſammengeſetzt ſei. Leucipp (510 J. v. Chr.) ſtellte ein ordentliches Lehrgebäude von der Entſtehung der Welt durch den Zuſammenfluß der Atomen auf; Demokrit und Epikur bildeten es, letzterer mit vielen Zuſätzen, weiter aus. Epikurs Lehre haben Lukrez und unter den Neueren Gaſſendi vorgetragen. Carteſius bildete daraus ſein Syſtem von den Wirbeln; auch Newton und Boerhave nehmen an, daß die Materie aus einer Anhäufung feſter, harter, ſchwerer, undurchdringlicher, träger und beweglicher Theilchen beſtehe, von deren verſchiedener Zuſammenordnung die Verſchiedenheit der Körper herrühre. — Das auf die Lehre von den Atomen gegründete Syſtem der Naturlehre heißt das atomiſche, es wird auch Corpuscularphiloſophie genannt, und ſteht dem dynamiſchen entgegen. (S. Dynamik.)

Atonie, die Erſchlaffung und Abgeſpanntheit der Nerven und Muskeln.

Atreus, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Er und ſein Bruder Thyeſtes ermordeten aus Eiferſucht auf des Vaters größere Liebe ihren Stiefbruder Chryſippus. Darauf flüchteten ſie zu Euryſtheus, mit deſſen Tochter, Ärope, Atreus ſich vermählte, und nach des Schwiegervaters Tode König von Mycene ward. Allein Thyeſtes, von unrechtmäßiger Liebe gegen ſeines Bruders Gemahlin hingeriſſen, entehrte deſſen Bett und zeugte mit ihr zwei Söhne. Atreus verjagte, nach Entdeckung der ihm zugefügten Schmach, den Thyeſtes ſammt den Söhnen. Allein dieſer hatte, Rache dürſtend, ſeinem Bruder heimlich einen Sohn entwandt, und denſelben beredet, ſeinen eigenen Vater zu morden. Dieſes Vorhaben wurde entdeckt, und der Jüngling, den Atreus für ſeines Bruders Sohn hielt, hingerichtet. Zu ſpät erfuhr der unglückliche Vater den Irrthum; die fürchterlichſte Rache ſollte ihm Troſt gewähren. Er ſtellte ſich verſöhnt, lud den Bruder Thyeſtes mit ſeinen beiden Baſtarden zu einem Gaſtmahle, und nachdem er ſich der letztern heimlich bemächtigt und ſie ſchlachten laſſen, ſetzte er das gekochte Fleiſch dem Thyeſtes vor, warf dieſem nach geendigter Mahlzeit die Gebeine ſeiner eigenen Söhne entgegen, und entdeckte ihm mit Hohngelächter ſeine gräßliche Rache, über welche, wie die Dichter erzählen, die Sonne ihren Lauf zurückwandte, um eine ſo ſcheußliche That nicht zu beleuchten.

Atrophie. Es giebt eine beträchtliche Anzahl von Krankheiten welche dadurch bezeichnet werden, daß der Körper von Tag zu Tag abgezehrter, magerer, in ſeinem Volumen vermindert wird und der gehörigen Ernährung beraubt zu ſein ſcheint (α-τροφη, mangelnde Nahrung). Dadurch, daß dieſes gemeinſchaftliche Symptom Statt findet, daß die Abmagerung immer weitere Fortſchritte macht, wird ſie erſt zu einer beſtimmten Krankheitsform; denn außerdem iſt Abmagerung eine Erſcheinung in jeder Krankheit. In jeder wird der körperliche Umfang mehr oder weniger, ſchneller oder langſamer vermindert, aber ſo wie die Krankheit weicht, ſo verſchwindet auch allmählig das Symptom, weil es nur Folge der vermehrten Ausleerung, des verringerten Genuſſes von Nahrungsmitteln, der geſchwächten Verdauung iſt, und dieſe Verhältniſſe ſich mit der wiederkehrenden Geſundheit ändern. In der als eigentliche Krankheitsform beſtehenden Atrophie oder Abmagerung dagegen iſt dieſe ſelbſt die Krankheit, die für ſich beſteht und auf verſchiedene Weiſe in die Augen ſpringen kann. Je nachdem nämlich ein organiſcher Fehler dabei Statt findet oder nicht, je nachdem

dieſer Fehler eine Eiterung iſt, je nachdem haben wir auch verſchiedene Arten der Krankheit. Öfters findet ſich dieſelbe in der Art, daß gar kein in die Augen fallender Fehler des Körpers da iſt, und die Abmagerung oder Atrophie ſteht hier in ihrer reinſten Geſtalt da. Gewöhnlich nennt man dieſe Krankheitsform alsdann Schwindſucht, Darrſucht, Hektik und auch wohl noch anders. Öfters iſt aber auch die Atrophie erſt Folge eines eiternden wichtigen Organs und in dieſem Falle nennt man ſie gewöhnlich eitrige Schwindſucht der — Lunge, Leber, Nieren, je nachdem dieſe oder jene Organe ergriffen ſind. Der Urſachen, die die Atrophie und ihre Arten begründen, giebt es mancherlei. Mangel an gehöriger Nahrung, reiner Luft, vorhergegangene äußerſt ſchwächende Krankheiten, z. B. Nerven- oder Faulfieber, ſind, ſo wie Eiterungen in einem bedeutenden Organe, die gewöhnlichern. Beſonders laſſen auch große Ausleerungen von Blut, Samen, Speichel, leicht dieſe Folge zurück, und darum werden Wöchnerinnen, ſtillende Mütter, die ſehr ſchwächlich ſind, Wollüſtlinge, nicht ſelten ein Opfer dieſer Krankheit. Selbſt einige Gifte bewirken ſie; es gehören hierher der Sublimat, der Arſenik, der Grünſpan, das Blei in kleineren Gaben und die bekannte und doch ſo unbekannte Aqua Tofana, die neuentdeckte Säure im Opium. Das Zellgewebe des Körpers leidet bei dieſer Krankheitsform am erſten. Die öligen Theile, die darin enthalten ſind, werden ausgeſogen und noch iſt es nicht ausgemacht, wohin es die auffſaugenden Gefäße bringen, ob in den allgemeinen Blutumlauf oder in das Gallenſyſtem, wie andere wollen. Wahrſcheinlich wird dieſes Fett in ſeine Urbeſtandtheile aufgelöſ't und ſo zu verſchiedenen Zwecken verwendet, die die Natur nicht mehr anders zu erreichen vermag. Wenn inzwiſchen dieſe Fetttheile verſchwinden und bereits die Muskeln aller Theile ins Auge fallend geworden ſind, ſo ſcheint das Zellgewebe ſelbſt zu welken, zu verſchwinden, und wenn ſolche Kranke nach dem Tode zergliedert werden, findet man kaum eine Spur von demſelben. Was ja noch da iſt, iſt ein zähes, kaum mit dem Meſſer zu löſendes, lederhaftes Weſen. Inzwiſchen nimmt an dieſem Schwinden faſt jeder Theil Antheil. Die Haut wird dünn und verliert ihre Geſchmeidigkeit, ſie wird trocken, runzlich, rauh, körnig, ſandig anzufühlen, die Haarzwiebeln in ihr vertrocknen, laſſen die Haare ausfallen. Die Muskeln ſcheinen anfangs ſich von einander zu trennen (weil ſie das Zellgewebe minder vereinigt), auch ſie werden immer dünner, da ihre einzelnen Partikeln durch kein Zellgewebe mehr verbunden werden. Am Ende ſcheinen kaum Spuren von ihnen zu bleiben und der Menſch beſteht faſt blos aus Haut und — Knochen. Selbſt aber auch dieſe erfahren, wenn auch ſchon im mindern Grade, eine Verminderung ihres Umfanges und gleich ihnen ſcheinen, wenigſtens nicht ſelten, auch die Eingeweide abzunehmen. Eine Art dieſer Krankheit iſt keine Krankheit, iſt der Gang, den die Natur nimmt, wenn ſie ganz ungeſtört ihren Gang verfolgt. Wir meinen das allmählige Schwinden aller Kräfte und die Abmagerung des Körpers im hohen Alter, wodurch der Tod herbeigeführt wird, wenn auch keine Krankheit denſelben bewirkt. Sie iſt unter dem Namen Marasmus (Verwelken, Vertrocknung) senilis bekannt. Iſt die Atrophie, wo ſie als Krankheit erſcheint, ſehr ſchwer zu heilen, ſo iſt es vollends unmöglich, da, wo ſie als Folge unabänderlicher Geſetze eintritt, ihr Grenzen ſetzen zu wollen. Aufhalten laſſen ſich zwar einigermaßen dieſe Fortſchritte der Natur, die das Getrennte durch dieſen Prozeß wieder zum Ganzen machen will, aber nicht unmöglich

machen. Anders iſt es im kindlichen Alter, hier iſt die Atrophie (atrophia infantium) eine nicht ungewöhnliche Krankheit, und faſt immer Folge ungeſunder, dem kindlichen Alter zu ſchwerer, kleiſtriger Nahrung, feuchter kalter Luft, wovon zuerſt Würmer, Verſchleimung der erſten Wege, Verſtopfung der Gekrösdrüſen, und dann die Abmagerung die Folge iſt, zwar immer gefährlich, da aber doch, wo alle dieſe ſchädlichen Einflüſſe wegfallen, ſehr oft zu heilen. Auch einzelne Glieder pflegt dieſe Krankheit zu ergreifen. Gewöhnlich liegt dann ein organiſches widernatürliches Verhältniß, z. B. gelähmte Nerven oder ein Aneurisma, zum Grunde, mit deren Entfernung das Übel geheilt wird.

Atropos, eine von den Parzen. (S. dieſe.)

Attentat (lat.), das Verſuchte, Begonnene; insbeſondere der Verſuch zur Ausführung eines Verbrechens, der frevelhafte Angriff auf jemand oder auf ſeine Rechte. Die Beſtrafung eines Attentates wird durch die Größe des Verbrechens und die Urſachen der Nichtausführung modificirt. Das Attentat auf das Leben eines Menſchen, aus dem die Abſicht des Mordes hervorgeht, und wobei die Ausführung des Verbrechens nur von äußern Umſtänden verhindert wurde, wird nach den meiſten Geſetzgebungen mit dem Tode beſtraft.

Attika. Dieſe kleine Provinz des alten Hellas, deren Hauptſtadt, Athen, einſt durch Gelehrſamkeit, Bildung und feine Sitten die erſte Stadt der Welt war, iſt eigentlich eine Halbinſel, welche nur gegen Norden mit Böotien und gegen Abend ein wenig mit Megaris zuſammenhängt. Die urſprüngliche Unfruchtbarkeit des Bodens ſchützte das Land vor fremden Einwanderungen, und die Athenienſer rühmten ſich einer uralten und unvermiſchten Abſtammung. Sie nannten ſich Söhne des Bodens, den ſie bewohnten, und gaben vor, mit der Sonne zugleich entſtanden zu ſein. Sie lebten in einem rohen ungeſitteten Zuſtande, ohne Brot, ohne Ehe und ohne Häuſer in zerſtreuten Hütten umher bis auf Cekrops, der um das J. 2426 mit einer Colonie von Sais an der Mündung des Nils nach Attika kam, und der uns als ihr erſter eigentlicher König genannt wird. Dieſer war bemüht, ihre Sitten zu mildern, und ſie zu einem genußvolleren Leben zu führen. Er lehrte ſie den Ölbaum pflanzen und verſchiedene Getreidearten bauen, ordnete die Verehrung der Götter, und gebot, denſelben von den Früchten des Landes zu opfern; er gab Ehegeſetze und befahl die Todten zu begraben. Die Einwohner, die ſich bald bis auf 20,000 vermehrten, theilte er in vier Stämme, vermochte ſie, ihre zerſtreuten Wohnſitze einander zu nähern, und gegen die räuberiſchen Einfälle mit einer Umzäunung zu umgeben. Das war der Urſprung Athens, welches damals Cekropia hieß. Cekrops ſtarb nach funfzigjähriger Regierung; man weihte ſeinem Andenken das Sternbild des Waſſermanns. Einer von ſeinen Nachfolgern, ihm gleich an Geiſt wie an Namen, gründete noch elf andere Städte, die ſich aber in der Folgezeit gegenſeitig zu befehden anfingen. Dieſe ſchädlichen Zwiſtigkeiten beizulegen, vermochte Theſeus die ſämmtlichen Staaten, ſich durch ein genaues Band zu verbinden, die einzelnen Obrigkeiten abzuſchaffen, und Cekropia, das nun Athen hieß, als der Hauptſtadt des ganzen Landes, die geſetzliche Macht über den geſammten Verein zu geben. Er ſtiftete das große Volksfeſt, die Panathenäen. Er ſelbſt wollte, als der Erſte im Staate, über die Beobachtung der Geſetze wachen und das Heer anführen. Das ganze Volk theilte er in drei Claſſen, die Vornehmen, Ackerbauer und Handwer-

ker. Aus der erſten wurden die Obrigkeiten gewählt, welche die Heiligthümer aufbewahrten und die Geſetze erklärten. Zugleich verſchönerte und vergrößerte er Athen und lud Fremdlinge ein, um das Land zu bevölkern. Nach Kodrus wurde die königliche Würde abgeſchafft; ſtatt des Königs herrſchte ein Archont, der ſein Amt lebenslänglich verwaltete. Dies geſchah 1077 Jahre v. Chr., nachdem die königliche Würde von Cekrops an 487 Jahre gedauert hatte. Nach 316 Jahren wurde die Regierungszeit der Archonten auf zehn Jahre, und 70 Jahre darauf auf Ein Jahr beſtimmt, dagegen aber die Zahl der Archonten auf neun vermehrt. Noch fehlte eine förmliche Geſetzgebung. Der Archont Drakon erhielt den Auftrag dazu, aber ſeine Strenge empörte die Gemüther, und Solon gab 594 vor Chr. mildere Geſetze und eine beſſere Verfaſſung. Die Regierungsform ſollte demokratiſch ſein und ein Senat von 400 Mitgliedern, gewählt aus den drei erſten Volksſtämmen, die Gewalt des Volks leiten. Das Volk theilte er in vier Claſſen nach dem Vermögen. Aus den drei erſten ſollten die Staatsämter beſetzt, die vierte aber zur Volksverſammlung gelaſſen werden, um durch ihre Stimme gleichfalls an der Geſetzgebung Theil zu nehmen. Allein dieſe Verfaſſung war zu künſtlich, um zu beſtehen. Piſiſtratus, ein Mann von Talenten, Kühnheit und Ehrbegierde, trat ſcheinbar an die Spitze der armen Claſſe, und bemächtigte ſich der Herrſchaft Athens. Seine Regierung war glänzend und wohlthätig, aber ſeine Söhne konnten ſie nicht behaupten. Hipparch ward ermordet und Hippias vertrieben. Kliſthenes, ein Freund des Volks, bemühte ſich, durch einige Änderungen in der Soloniſchen Verfaſſung künftigen Mißbräuchen vorzubauen. Er theilte das Volk in zehn Stämme und ließ den Senat aus 500 Perſonen beſtehen. Jetzt trat die glänzende Periode des berühmten perſiſchen Krieges ein, welcher Athen auf den höchſten Gipfel der Größe und des Anſehens erhob. Miltiades vernichtete bei Marathon, Themiſtokles bei Salamis die faſt zahlloſe Perſermacht, jener zu Lande und dieſer zur See; die Freiheit Griechenlands ging in jugendlichem Glanze aus einem Kampfe hervor, der ihr den gewiſſen Untergang zu bereiten ſchien, und begeiſterte die ganze Nation. Die Rechte des Volks wurden noch beträchtlich erweitert. Die Archonten und andere Obrigkeiten wurden ohne Unterſchied aus allen Volksclaſſen gewählt. Cimon und Perikles führten die höchſte Blüthe Athens herbei, aber letzterer legte auch ſchon den Grund zu dem nachherigen Sittenverderbniß und dem allmähligen Verfall des Staats. Unter ihm begann der unglückliche peloponeſiſche Krieg, der endlich mit der Eroberung Athens durch die Lacedämonier endigte. Die Überwundenen mußten ſehr demüthigende Bedingungen von den Siegern annehmen; doch behielt der Staat noch den Schatten ſeiner Exiſtenz. Es wurden dreißig obrigkeitliche Perſonen eingeſetzt, welche den Staat regieren ſollten, aber unter dem Schutze der lacedämoniſchen Beſatzung Willkür und Grauſamkeit übten. Nach acht ſchrecklichen Monaten zertrümmerte Thraſybul dieſe Tyrannei, ſtellte die Freiheit her und führte die alte Verfaſſung mit einigen Verbeſſerungen wieder ein. Athen fing aufs neue an, ſich unter den griechiſchen Staaten zu erheben, und war im Bündniſſe mit den Thebanern glücklich gegen Sparta. Allein dieſe neue Periode der Macht dauerte nicht lange. Ein gefährlicherer Feind ſtand im Norden auf, Philipp von Macedonien. Im phociſchen Kriege hatten die Athenienſer ſich ihm widerſetzt. Dafür nahm ihnen Philipp verſchiedene ihrer verbündeten Colonien weg. Die Griechen griffen umſonſt zu den

Waffen; die Schlacht bei Chäronea war das Grab ihrer Freiheit. Athen, nebſt andern Staaten Griechenlands, wurde von Macedonien abhängig. Fruchtlos verſuchten die Athenienſer nach Alexanders Tode, ihre Freiheit wieder zu erlangen; ſie mußten macedoniſche Beſatzung in den Hafen Munychia einnehmen. Antipater verordnete, daß nur diejenigen Bürger an der Staatsverwaltung Theil nehmen ſollten, die über 2000 Drachmen im Vermögen beſaßen. Bald darauf wurde Athen vom Kaſſander eingenommen, da es ſich gegen Phocions Rath auf die Seite ſeiner Feinde geſchlagen hatte. Kaſſander führte die Oligarchie wieder ein, und ernannte den Demetrius Phalereus zum Verwalter des Staates, der zehn Jahre demſelben rühmlich vorſtand. Aber die Athenienſer, die ihn haßten, weil ſie ihn nicht ſelbſt gewählt hatten, riefen den Demetrius Poliorcetes zu Hülfe, welcher die Stadt einnahm, die alte Verfaſſung wieder herſtellte, und dafür von den Athenienſern mit den ausſchweifendſten Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. Als er aber in den Krieg zog, erloſch die Zuneigung des wankelmüthigen Volks, das ihm bei ſeiner Rückkunft die Stadt verſchloß. Allein er eroberte Athen, vergab den Bürgern und ließ ihnen ihre Freiheit, indem er blos eine Beſatzung in Munychia und den Piräus legte. Dieſe vertrieben in der Folge die Athenienſer und behaupteten nun eine Zeit lang ihre Freiheit. Antigonus Gonatas unterwarf ſie wieder, und in dieſem Zuſtande blieben ſie, bis ſie ſich von Macedonien losriſſen, und dem achäiſchen Bunde beitraten. Nachher verbanden ſie ſich mit den Römern gegen Philipp, und behielten unter dieſen ihre Freiheit. Als ſie ſich aber verleiten ließen, dem Mithridates gegen die Römer beizuſtehen, zogen ſie die Rache Roms auf ſich. Sylla eroberte Athen, und ließ ihm nur einen Schein von Freiheit, den es bis auf Veſpaſian behielt. Dieſer Kaiſer machte es förmlich zu einer römiſchen Provinz. Nach der Theilung des römiſchen Reichs gehörte Attika zum morgenländiſchen Kaiſerthume, und wurde von Alarich dem Gothen bald nachher erobert und zerſtört.

Attika. Oft giebt man in der Baukunſt dieſen Namen jedem halben Stockwerk über einem höhern; doch iſt nicht jedes Halbgeſchoß eine Attika. So kommt nicht den zwiſchen zwei Stockwerken befindlichen Halbgeſchoſſen, Entreſolen, ſondern nur denjenigen, welche unter dem Dache angelegt ſind, dieſer Name zu. Die über dem Hauptgeſims ſtehenden Geländer werden ebenfalls zuweilen, wiewohl unrichtig, Attiken genannt.

Attila, Etzel, der Sohn des Mandras, eines Hunnen von königlicher Abkunft, folgte ſeinem Oheim Roas im Jahre 434, und theilte das höchſte Anſehen mit ſeinem Bruder Bleda. Dieſe beiden Anführer der Barbaren, die ſich in Ungarn und Scythien niedergelaſſen hatten, bedrohten das morgenländiſche Kaiſerthum, und zwangen zweimal den ſchwachen Theodoſius II., einen ſchimpflichen Frieden zu erkaufen. Ihre Macht wurde allen Völkern Europens und Aſiens furchtbar. Die Hunnen ſelbſt betrachteten den Attila als ihren unerſchrockenſten Krieger und als den erfahrenſten Feldherrn. Ihre Liebe und ihre Achtung für ſeine Perſon gingen bald in abergläubiſche Ehrfurcht über. Er gab vor, das Schwert ihres Schutzgottes gefunden zu haben, und ſtolz auf dieſe Waffe, die ſeiner Macht ein höheres Anſehen gab, dachte er darauf, ſie über die ganze Erde auszudehnen. Seinen Bruder Bleda ließ er morden, und da er vorgab, es ſei auf göttliche Eingebung geſchehen, ſo wurde dieſer Brudermord wie ein Sieg gefeiert. Als alleiniger Gebieter eines kriegeriſchen Volks mußte

Attila, bei dem unbegrenzteſten Ehrgeiz, alle Völker in Schrecken ſetzen, und, wie er ſich ſelbſt nannte, die Geißel werden, deren Gott ſich zur Züchtigung der Menſchen bediente. In kurzer Zeit breitete er ſeine Herrſchaft über alle Nationen Germaniens und Scythiens aus, und die morgenländiſchen und abendländiſchen Kaiſer waren ihm zinsbar. Die Vandalen, ſeine Bundesgenoſſen, die Oſtgothen, die Gepiden und ein Theil der Franken vereinigten ſich unter ſeinen Fahnen. Einige Geſchichtſchreiber verſichern, daß ſeine Armee aus 700,000 Mann beſtanden habe. Da er die Macht und Reichthümer Perſiens hatte rühmen hören, richtete er ſich dahin, und nichts konnte ſeinen Zug hemmen. Aber in den Ebenen von Armenien wurde er geſchlagen, und zog ſich zurück, um ſeine Raubſucht im morgenländiſchen Kaiſerthume zu ſtillen. Leicht fand er einen Vorwand zum Kriege, denn alle Staaten, die ihm eine reiche Beute verſprachen, waren ſeine natürlichen Feinde, und alle Fürſten, die er zu beſiegen hoffte, hatten Bündniſſe gebrochen. Die Hunnen, unter Attila's Anführung, drangen nach Illyrien und verwüſteten alle Provinzen vom ſchwarzen bis zum adriatiſchen Meere. Der Kaiſer Theodoſius ſammelte eine Armee, um ſich ihrem reißenden Vordringen zu widerſetzen; aber in drei blutigen Schlachten erklärte ſich das Glück für die Barbaren. Conſtantinopel verdankte ſeine Rettung blos ſeiner Befeſtigung und der Unwiſſenheit der Feinde in der Belagerungskunſt. Thrazien, Macedonien und Griechenland erlagen dem wilden Eroberer, der mit Feuer und Schwert überall hindrang und 70 blühende Städte zerſtörte. Theodoſius mußte die Gnade des Siegers anflehen, und durch Unterwerfung und Aufopferung ſeiner Schätze gelang es ihm, den Frieden zu erkaufen. Einer von den Leuten des Attila, Edekon, ließ ſich von einem Eunuchen, Chryſaphius, durch Beſtechung zu dem Verſprechen verleiten, ſeinen Herrn bei ſeiner Rückkehr an die Donau ermorden zu wollen; aber da er den Attila ſahe, hatte er nicht den Muth, die That zu vollbringen, ſtürzte zu ſeinen Füßen und bekannte ſein verbrecheriſches Vorhaben. Man fürchtete ſeine Rache, und Conſtantinopel zitterte; aber er begnügte ſich, dem Theodoſius wegen ſeiner Treuloſigkeit Vorwürfe machen zu laſſen und den Kopf des Chryſaphius zu verlangen, den aber der Kaiſer durch neuen Tribut erkaufte. Attila richtete darauf ſein Augenmerk auf Frankreich, und drang mit einem ungeheuern Heere an den Rhein und die Moſel. Allgemeines Schrecken ging vor ihm her, und die Menſchen flohen aus den Städten in die Wälder. Er ging über die Seine, kam an die Loire und lagerte ſich unter den Mauern von Orleans. Die Einwohner, durch ihren Biſchof Agnan (Anianus) aufgemuntert, hielten die erſten Angriffe der Barbaren ab, und bald ſahen ſie die Hülfe herbeieilen. Die vereinigte Macht der Römer, unter dem Feldherrn Aetius, und der Weſtgothen, unter ihrem König Theodorich, zwang ihn, die Belagerung aufzuheben, ſich nach Champagne zurückzuziehen, und den Feind in den Ebenen bei Chalons ſur Marne zu erwarten. Bald trafen die beiden Heere zuſammen Attila, unruhig über den Ausgang der Schlacht, fragte die Wahrſager, und ſie verkündigten ihm eine Niederlage. Er verbarg ſeine Beſtürzung, durchlief die Reihen ſeiner Krieger, erinnerte ſie an ihre Thaten, und zeigte ihnen ſeine Freude über einen neuen Kampf und über die Belohnung ihrer Thaten. Durch die Reden und durch die Gegenwart ihres Anführers entflammt, waren die Hunnen ungeduldig, zu kämpfen. Tapfer fochten beide Armeen, aber die Reihen der Rö-

mer und Gothen wurden durchbrochen, und ſchon hielt Attila ſich des Sieges gewiß, als der gothiſche Prinz Thorismund, des Theodorich Sohn, von den benachbarten Anhöhen auf die Hunnen ſtürzte: er brachte ſie in Unordnung, verbreitete Tod in ihren Reihen, und Attila, von allen Seiten bedrängt, zog ſich mit Mühe in ſein Lager zurück. Dies war vielleicht die blutigſte Schlacht, die je in Europa geliefert ward, denn nach einigen gleichzeitigen Geſchichtſchreibern bedeckten 106,000 Todte das Schlachtfeld. Im Lager ließ Attila alle ſeine Geräthſchaften und Schätze auf einen Haufen zuſammenbringen, um im äußerſten Falle ſich mit dieſen zu verbrennen. Allein man begnügte ſich, in der Nacht ſich wieder zu ſammeln, erwies dem mühſam aufgefundenen Leichnam des Königs Theodorich (Dietrich) die letzte Ehre, und rief ſeinen Sohn Thorismund auf dem Schlachtfelde zum Könige aus. So entging Attila ſeinem völligen Untergange. Die Franken allein ſetzten ihm feindlich nach, und verfolgten ihn ſeitwärts, bis er über den Rhein war. — Mehr gereizt als muthlos ſuchte Attila neue Gelegenheit, Italien anzugreifen, und begehrte die Honoria, Schweſter Valentins III., zur Gemahlin. Dieſe Prinzeſſin war wegen eines vertrauten Umgangs mit Eugenius, ihrem Kammerherrn, vom Hofe entfernt und in ein Kloſter gebracht worden; ſie trug dem Attila ihre Liebe an. Er hielt förmlich um ſie an, und verlangte die Hälfte des Reichs als Mitgabe. Da dieſe Foderung ihm abgeſchlagen wurde, drang er mit einer furchtbaren Macht in Italien ein. Der Kaiſer zitterte, und vergebens waren die Bitten der Geſandten. Attila eroberte und zerſtörte Aquileja, Padua, Vicenza, Verona, Bergamo und verwüſtete die Ebenen der Lombardei. Die Einwohner flohen auf die Alpen, Apenninen und auf die vielen unbeachteten Inſeln in den Lagunen des adriatiſchen Meeres, wo ſie Venedig erbauten. Der Kaiſer hatte keine Armee ihm entgegenzuſetzen. Das römiſche Volk und der Senat nahm ſeine Zuflucht zu Thränen und Bitten. Papſt Leo I. begab ſich mit den römiſchen Geſandten ins Lager zum Attila, und es gelang ihm, den Frieden zu vermitteln; Attila kehrte nach Ungarn zurück. Die Römer ſahen ihre Rettung für ein Wunder an, und die alten Chroniken erzählen, daß die Drohungen des heil. Petrus und Paulus den Attila geſchreckt hätten; eine Legende, welche die Kunſt Raphaels und Algarde's verewigt hat. Da Attila die Honoria nicht zur Gemahlin erhalten hatte, wollte er ſie zum zweitenmale mit dem Schwerte in der Hand fodern, aber ein neuer Zuwachs zu ſeinen zahlreichen Weibern an der ſchönen Ildiko, mit welcher er ſich feierlich vermählte, hielt ihn ab, ſeine Drohungen zu erfüllen. Er überließ ſich bei dieſer Gelegenheit allen Ausſchweifungen der Wolluſt. Aber als am Tage nach der Hochzeit die Hofleute und Krieger, ungeduldig, ihren Herrn zu grüßen, in das Zelt drangen, fanden ſie die Ildiko verſchleiert bei dem erſtarrten Leichname ihres Gemahls ſitzen. Während der Nacht war er in ſeinem eigenen Blute erſtickt. Die Nachricht von ſeinem Tode verbreitete Trauer und Schrecken in ſeinem Heere. Dies geſchah im Jahre 453. Sein Körper wurde in drei Särge verſchloſſen, der erſte war von Gold, der zweite von Silber, der dritte von Eiſen. Die Gefangenen, die das Grab gemacht hatten, wurden erwürgt. Das Bild, das Jornandes uns von dieſem Barbarenkönig hinterlaſſen, erinnert an ſeinen tartariſch-kalmuckiſchen Urſprung. Er hatte einen dicken Kopf, eine ſtumpfe Naſe, breite Schul-

tern, einen kurzen unförmlichen Wuchs. Sein Gang war ſtolz, ſeine Stimme ſtark und wohltönend.

Attitüden. Mit dieſem franzöſiſchen Kunſtausdrucke bezeichnet man, vorzüglich in den Künſten, die Stellung oder Lage lebendiger Figuren, meiſtens in Zuſtänden der Ruhe. Weil aber die Kunſt vermöge ihres Zwecks nur bedeutungsvolle Gegenſtände wählt, ſo müſſen auch dieſe Stellungen und Lagen der Figuren nicht nur die Formen der Körper und ihre Verhältniſſe an ſich, oder durch den Reiz der Farbenbeleuchtung (in mahleriſcher Hinſicht) in einem vortheilhaften, das gebildete Auge erfreuenden Bilde zeigen, ſondern auch durch alles dieſes einen bedeutungsvollen und intereſſanten Zuſtand des Lebens muſterhaft darſtellen. So ſind alle jene Stellungen in der Kunſt nicht um ihrer ſelbſt willen da, und dürfen nicht als ſolche auffallen, ſondern erhalten eine höhere Bedeutung durch den Charakter der Figuren, welchen ſie zugleich mit und an den Formen, denen ſie beigelegt werden, bilden ſollen, oder durch den Sinn der Handlung, in deren Darſtellung ſie verwebt ſein können. Denn fielen ſie durch ſich ſelbſt als Stellungen auf, und wären ſie nicht etwa blos Lehr- und Übungsbeiſpiele, durch welche der Schüler ſich Leichtigkeit in Handhabung der körperlichen Formen erwerben will; ſo würden ſie dem gebildeten Beſchauer, der nicht blos körperliche Verhältniſſe ſieht, ſteif und unerfreulich erſcheinen, oder, wenn ſie der Darſtellung einer Handlung untergeordnet ſein ſollten, den Sinn des Ganzen durch die geſuchte Bedeutſamkeit des Einzelnen nothwendig zerſtören. Daher nennt man auch im gemeinen Leben nicht jede, ſondern vorzüglich eine gewählte, d. i. bedeutſame und ſchöne Stellung eines menſchlichen Körpers, in ſo fern durch dieſelbe ein innerer Zuſtand, oder überhaupt ein idealer Charakter des Menſchenlebens bezeichnet wird, ja ſelbſt oft die Situationen, aus welchen der Zuſtand hervorgeht, verbunden mit dem, was zunächſt zu dem Körper gehört, eine Attitüde. Daß wir aber dieſes ſelbſt in unſerer Sprache mit einem franzöſiſchen Ausdrucke bezeichnen, ſcheint daher zu kommen, weil die Franzoſen, welche Kant irgend einmal geborne Tanzmeiſter nennt, gerade in dieſem Stücke, d. h. wegen der durch Ausbildung ihres geſellſchaftlichen Talents begünſtigten feinen Auswahl wohlgefälliger Stellungen, bis zu dem Extreme, wo die Wahl ſelbſt bemerkt wird, und dieſe Stellungen ins Gezierte, Geſuchte und Unwahre fallen, von den Deutſchen und andern Völkern neuerer Zeit zum Muſter genommen worden ſind. Auch die Mimik, welche mit Recht eine belebte Plaſtik genannt werden kann, hat von jeher auch Attitüden gezeigt. Daß aber dieſelben zu einem Gegenſtande beſonderer Darſtellung, zu beſondern mimiſchen oder vielmehr pantomimiſchen Kunſtwerken erhoben worden ſind, iſt eine Erfindung unſerer Zeit, welche wir der pantomimiſchen Virtuoſität einiger neueren Künſtlerinnen verdanken. Die Attitüde, als beſonderes Kunſtwerk, welches vorzugsweiſe dieſen Namen führt, ſtellt ohne Mitwirkung der Sprache (alſo pantomimiſch) und Bewegung (denn ſonſt wäre es nicht eine Attitüde) durch bedeutſame Stellungen und Lagen des lebendigen Menſchenkörpers, einen idealen Zuſtand und Charakter dar; daher man ſie auch pantomimiſche Stellung genannt hat. Da aber, wie bemerkt worden, nicht die Stellung an ſich das Kunſtwerk bildet, ſondern zugleich die Formen, welchen dieſe Stellung gegeben wird, und in Hinſicht des Geſichts und der übrigen ausdrucksfähigen Theile des Körpers, die Mienen und Geſten; ſo ver-

ſteht ſich, daß eine Attitüde nicht ohne einen wohlgeſtalteten, bildſamen Körper und ohne bedeutſame Mienen und Geſten gedacht werden kann, und daß dieſe, wie die ganze Stellung, auf welche ſich die Attitüde beſchränkt, in und durch den Körper einige Zeit lang feſtgehalten werden müſſen; denn der Genuß des Kunſtwerks verlangt eine Dauer. Der Pantomime aber, der, wie jeder Mime, in ſeinem Körper zugleich den Stoff ſeiner Kunſt trägt, muß Fähigkeit und Bildſamkeit beſitzen, ſeinen Körper alſo zu regieren, daß er, wie das Gemählde oder die Statue, einen ſchönen und gehaltvollen Moment des Lebens an der Oberfläche und Geſtalt ſeines Körpers auf mehrere Augenblicke feſtzuhalten vermöge. Dadurch unterſcheidet ſich aber die pantomimiſche Stellung von den übrigen pantomimiſchen Darſtellungen, in welchen die Bewegungen des Körpers für jeden Augenblick wechſeln, oder auch mehrere Attitüden durch Bewegung an einander gereiht ſein können, daß dieſe umfaſſender und dramatiſcher Natur ſind, jene aber ſich beſchränkt, den Charakter durch die im Körper feſtgehaltene Geberde darzuſtellen. Der Genuß der Attitüde iſt daher aber auch der volle Genuß der Moments, auf welchem ſich die pantomimiſche Virtuoſität in ihrer höchſten Blüthe, mit beſchränkteren Kunſtmitteln, aber deſto concentrirterer Kraft zeigt. In wie fern nun die Mimik ein ſchauendes Publicum verlangt, dem es die köſtlichen Früchte des Augenblicks bietet, in ſo fern hat man die Kunſt der Attitüde nicht mit Unrecht Schauſtellungskunſt, und ihre Darſtellungen auch Schauſtellungen genannt, nur daß man dieſen Namen nicht mißverſtehe, und das Anſchauen der Stellung und Vorbereitung des Körpers zu dieſen Stellungen zum Weſen der Kunſt rechne, da doch hierin nur das Techniſche dieſer Kunſt ſich zeigt, deſſen ſchnelles Vollbringen und Gelingen zwar den Virtuoſen, aber noch nicht das Kunſtwerk zeigt. Daher auch das Verbergen der Vorbereitung, durch den hierzu gebrauchten Vorhang, zweckmäßig iſt, wenn auch der Eitelkeit der Virtuoſen und Virtuoſinnen weniger angemeſſen. Indem ferner dem Künſtler ein Coſtüm nothwendig iſt, nichts Äußeres aber am Kunſtwerk willkürlich ſein darf, vielmehr jede gegebene Form zu deſſen Zwecke hinwirken muß, muß auch dieſes Coſtüm dem Charakter des Darzuſtellenden in jeder Hinſicht angemeſſen ſein; ja es wird, beſonders wo es farbig iſt, durch den Reiz einer künſtlichen Beleuchtung, wodurch die Bedeutung der Haupttheile des Gemähldes von außen gehoben wird, und durch ſceniſche Anordnung die Darſtellung ſelbſt zu dem Ideale des Gemähldes erhoben werden können. Jedoch behaupten wir damit nicht, daß die Nachahmung einzelner Statuen und Gemählde nothwendiger Zweck dieſer Schauſtellungen ſei; vielmehr glauben wir, die Schauſtellung liebe die Ähnlichkeit mit dem Gemählde nur darum, damit der Widerſpruch zwiſchen der Lebendigkeit des darſtellenden Körpers und dem Starren in der Darſtellung hinter dem idealiſchen Schein der Mahlerei verſchwinde. Dann aber wird die Attitüde auch deßwegen ſtets mit dem Gemählde oder der Statue verglichen werden, weil dieſe Künſte es eben ſind, in welchen wir das Bedeutendſte körperlicher Erſcheinungen, gleichſam aus der Wirklichkeit herausgehoben, dem flüchtigen Augenblick entriſſen und für längere Dauer aufbewahrt und feſtgehalten ſehen, wodurch dieſe Künſte mit der gemeinen Wirklichkeit in das Verhältniß der Poeſie zur Proſa des gemeinen Lebens treten. Indem aber ein Gemählde oder eine Statue ein wahrhaft ideales Kunſtwerk iſt, kann es auch die Pantomime wiederum im Spiegel ihrer Kunſt auffangen und auf ihre Weiſe darſtellen.

Aber ſelbſt in dieſem Falle ſcheint es nicht eigentlich die täuſchende Nachahmung des Gemähldes zu ſein, worin das Weſen und der äſthetiſche Werth der Attitüde als Kunſtwerk beſtehe, ſondern die Darſtellung deſſen, was in dem Gemählde enthalten iſt (ſeines Geiſtes), wie ſehr auch beides zuſammenhänge. Verſchieden aber hat man über den Werth derſelben geurtheilt. Da jedoch hier allein der äſthetiſche Standpunct, der von den Ideen der Kunſt und Schönheit ausgeht, der richtige iſt; ſo mußte, was bis jetzt noch keinem gelungen, der bisher als Gegner dieſer, jeden kunſtgebildeten Sinn anziehenden Darſtellung auftrat, der Begriff dieſer Attitüden, vermöge deſſen wir dieſelben Darſtellungen des Schönen und Bedeutungsvollen in der feſtgehaltenen Stellung und Geberde menſchlicher Körper nennen, widerlegt, und die Unmöglichkeit, durch dieſe angeführten Kunſtmittel etwas Schönes darzuſtellen, gezeigt werden, wenn die Attitüde aus dem Reiche der Kunſt mit Recht verwieſen werden ſollte. Einen verſchiedenen Rang der pantomimiſchen Darſtellungen, zu welchen die Attitüde gehört, giebt es aber allerdings, nach Inhalt und Umfang. Denn in Hinſicht des Umfanges ſind, wie angedeutet worden, die dramatiſchen von höherem Range; auch umfaſſen einige nur eine, andere mehrere Perſonen und Gruppen. In Hinſicht des Inhalts aber ſind ſie Phantaſiebilder, in denen die Einbildungskraft ſich freier zeigt, oder hiſtoriſch, das heißt, ihre Gegenſtände ſind nach eigener Phantaſie geſchaffen, oder ſtellen einen in der Wirklichkeit gegebenen Charakter dar, welchen die Gegenwart, Geſchichte, Mythologie oder Poeſie darbietet, obwohl die Mimik, um eine allgemeinere Anerkennung des Sinnes ihrer Darſtellungen zu bewirken, faſt immer an irgend etwas, durch Vergangenheit oder Gegenwart Gegebenes, ſich anzuſchließen genöthigt iſt. Dieſe freiere Erfindung zeigt ſich aber ſelbſt in der letztern Gattung dadurch, daß das Dargeſtellte keinem beſtimmten Exemplare nachgebildet iſt, ſondern den Charakter einer Claſſe von Erſcheinungen oder Kunſtwerken einer Zeit ausdrückt, wodurch die hiſtoriſche Attitüde wiederum in die Phantaſiedarſtellung übergeht. — Dieſe Kunſt nun wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuerſt von der bewunderten Lady Hamilton geübt, und fing, wie alle Kunſt, mit Nachahmung des Vorhandenen an. Dieſe Lady Hamilton wendete nämlich ihr ausgezeichnetes Nachahmungstalent, welches ſie, wie mehrere engliſche Schauſpieler, auch in der täuſchenden Nachahmung lebender Perſonen (von den Engländern vorzugsweiſe imitations genannt) gezeigt hatte, bei ihrem Aufenthalte in Italien vorzüglich auf die Nachbildung der Antiken, ſo daß ſie bald an mehreren bedeutenden Orten, ſelbſt in Deutſchland, ihre pantomimiſchen Nachbildungen antiker Statuen mit dem größten Beifalle öffentlich zeigte und Lord Hamilton von ihr ſagen durfte, er beſitze in ſeiner Gattin eine ganze Sammlung von Antiken. „Ihr Anzug beſtand dabei," wie uns erzählt wird, „in einer langen, mit einem Bande einfach unter der Bruſt zuſammengeknüpften Tunica, worüber ſie einen Shawl warf, mit welchem ſie alle erfoderlichen Bekleidungen und Faltenwürfe leicht hervorbrachte." Ihre Darſtellungen wurden durch Rehberg nachgezeichnet und erſchienen zu London. Vielfach erweitert und erhöht wurde dieſe Kunſterfindung durch die unter uns berühmt gewordene geniale Hendel-Schütz, welche, durch einen vorzüglich gewandten und wohlgebauten Körper begünſtigt, und mit einem eben ſo feinen Beobachtungs- und Nachahmungstalent als einer reichen und echt künſtleriſchen Erfindungsgabe ausgerüſtet, unter ihren pantomimi-

ſchen Darſtellungen einer Reihe herrlicher Attitüden, nicht nur im antiken, ſondern auch im modernen Kunſtſtyle, und in jenem eben ſowohl im ägyptiſchen als im griechiſchen, wie in dieſem im italieniſchen und deutſchen Charakter zeigt. Es ſind dieſelben aber nicht bloße Nachbildungen einzelner bedeutender Statuen und Gemählde, ſie ſucht vielmehr den Geiſt der wichtigſten Veränderungen der antiken Plaſtik und modernen Mahlerkunſt durch eine lehrreiche Aufeinanderfolge mehrerer intereſſanten Bilder der antiken und modernen Mythologie und Geſchichte ſichtbar zu ſchildern, daher ein Kunſtrichter treffend von ihr ſagt: „indem ſie Darſtellungen der verſchiedenen Style der bildenden Kunſt in chronologiſcher Ordnung folgen läßt, geben dem Blicke des Zuſchauers gleichſam die Hauptzüge einer Kunſtgeſchichte in beweglichen Bildern vorüber, die eben ſo lehrreich für den Geiſt als anmuthig für das Auge ſind." Dabei beſitzt ſie das noch größere Talent, poetiſche Attitüden zu erfinden, und in dem ihnen angemeſſenen Styl darzuſtellen, ſo daß die Schütz ſowohl in Hinſicht der Idealität, als an Reichthum der Charaktere und Geſtalten, in der Kenntniß des mahleriſchen Effects, welche ſich durch ungemeine Leichtigkeit in Handhabung der Gewänder und Anordnung einer ſehr paſſenden Beleuchtung überall an den Tag legt, ihre Vorgängerin weit zu übertreffen ſcheint. Auch ihre Attitüden ſind, obwohl nicht immer glücklich, von Peroux und Ritter (Frankfurt a. M. 1809) gezeichnet und geſtochen, einige auch in dem Taſchenbuche Urania für das Jahr 1812 nachgebildet und mit einem intereſſanten Aufſatze von J. Falk begleitet worden. Weniger Glück hat Eliſe Bürger in der Nachahmung dieſer Darſtellungen gemacht. Unter den männlichen Künſtlern kennen wir nur den Herrn von Seckendorf (genannt Patrik Peale), welcher in dieſem Gebiete der Kunſt einige nicht unglückliche Verſuche gemacht, und ſeine mimiſchen Stellungen, mit Vorleſungen begleitet, an einigen Orten gezeigt hat.

Attraction, ſ. Anziehung.

Attribut iſt 1. im allgemeinſten Sinne jede, beſonders eine ehrenvolle Eigenſchaft, welche jemandem beigelegt wird oder beigelegt werden kann; 2. in den bildenden Künſten, beſonders in der Bildhauerkunſt, eine Art des Symbols oder Sinnbildes (ſ. d. Art.), wodurch ein Gegenſtand oder ein Begriff bezeichnet wird, und zwar ein anhängendes Sinnbild, d. h. ein ſolcher Gegenſtand, welcher als Zeichen eines Begriffs oder eines hiſtoriſchen Umſtandes mit einer Figur mittelbar oder unmittelbar verbunden wird, um durch dieſe Verbindung die Bedeutung derſelben vollkommen auszudrücken, oder das Verſtändniß derſelben zu erleichtern. Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunſt und ihre Nothwendigkeit gründet ſich aber auf die Beſchränktheit derſelben, ſowohl in Hinſicht des Ausdrucks geiſtiger Eigenſchaften und Begriffe, beſonders wo dieſe nicht als Eigenſchaften dargeſtellt, ſondern perſonificirt werden ſollen (wie wenn z. B. nicht die Stärke einer beſtimmten Perſon, ſondern die perſonificirte Stärke dargeſtellt werden ſoll), als auch in der Darſtellung und Bezeichnung individueller Umſtände und hiſtoriſcher Thatſachen, welche an ſich der ſichtbaren Darſtellung unfähig, oder doch nur in Darſtellungen von größerem Umfange (durch Darſtellung einer zuſammengeſetzten Handlung) ſichtbar gemacht werden können. Denn die Zeichen der Darſtellung, deren ſich die bildende Kunſt bedient, ſind an ſich ſchon zu individuell, um etwas Geiſtiges oder Allgemeines zu bezeichnen, und haben daher nicht die Verſtändlichkeit und Beſtimmtheit, welche

das Wort als Zeichen des Begriffs in der Poeſie beſitzt. Selbſt die Menſchengeſtalt, deren ſich die bildende Kunſt am meiſten bedient, um geiſtige Eigenſchaften und Begriffe zu verſinnlichen, hat in ſich ſelbſt ſchon eine zu individuelle, ſinnliche Bedeutung, als daß durch ſie allein eine geiſtige Eigenſchaft ausgedrückt oder ein allgemeiner, mehrere Individuen umfaſſender, Begriff perſonificirt werden könnte (man würde nach dem gewählten Beiſpiele in der durch Kraft und Stärke ausgezeichneten Figur nur den ſtarken Mann erblicken); in anderer Rückſicht iſt ſie wiederum zu allgemein, d. h. nicht hinreichend, einen beſondern durch Geſchichte oder Poeſie gegebenen Charakter, ohne die Gefahr einer Verwechslung und eines Mißverſtändniſſes auszuſprechen, beſonders wenn derſelbe auf der Perſonification eines lebloſen Gegenſtandes oder eines Collectivbegriffes beruht (z. B. des Elbfluſſes, der Stadt Dresden). Man bedarf daher, um den Sinn der dargeſtellten Figuren zu erklären, gewiſſer äußerer Mittel, und wählt daher zu dieſem Zwecke Gegenſtände, welche bald an ſich eine gewiſſe innere, nothwendige Verbindung oder wirkliche Ähnlichkeit mit den darzuſtellenden Gegenſtänden und Begriffen haben, bald durch Gewohnheit und Übereinkommen mit ihnen verknüpft zu werden pflegen, und dieſe gebraucht man als Zeichen jener Eigenſchaften und Umſtände, und fügt ſie der Figur bei (daher Attribute), um dadurch den in irgend einer Hinſicht noch unbeſtimmten Sinn derſelben zu beſtimmen, mögliche Zweideutigkeiten zu heben, und auf die wahre Bedeutung leichter hinzuführen. Erſtere aber nennt man weſentliche, letztere zufällige oder willkürliche (auch conventionelle) Attribute. Weſentliche Attribute können und werden auch ſolche Gegenſtände ſein, welche für ſich allein geſetzt, ſchon bezeichnend (Sinnbilder) ſein würden, z. B. die Biene das Sinnbild des Fleißes, der Mohn das Sinnbild des Schlafes, der Schlangenring, Krone und Scepter. Im vorzüglichſten Sinne aber und dem Weſen des Kunſtwerks am angemeſſenſten werden Attribute oder anhängende Symbole diejenigen Sinnbilder genannt, welche nur durch Verbindung mit einer Figur bezeichnend ſind, oder derſelben gerade dieſe beſondere Bedeutung geben, für ſich geſetzt aber nicht verſtändlich ſein würden, und daher gleichſam zur Figur ſelbſt gehören, z. B. die Flügel der Genien, der Finger auf dem Munde des Harpokrates, die Brüſte der Natur ꝛc. Denn auf dieſe Weiſe erſcheint das Attribut nicht als ein äußerer Zuſatz, ſondern verſchmilzt gleichſam mit der Figur, und das Kunſtwerk behauptet ſomit die ihm nothwendige Einheit. Zufällige oder conventionelle Attribute aber beruhen auf einer zufälligen Verbindung, z. B. die Schlange als Sinnbild der Arzneikunſt, der Anker der Hoffnung, die Wage der Gerechtigkeit, der Palmzweig des Friedens, das Kreuz als Attribut des Glaubens. Aus dem Geſagten wird auch einleuchtend ſein, warum das Attribut vorzüglich in allegoriſchen und ſymboliſchen Darſtellungen (ſ. Allegoriſch und Symboliſch) vorzukommen pflegt, und die Figuren ſelbſt oft zu allegoriſchen erhebt; denn dieſen Darſtellungen fehlt, wie überhaupt den Phantaſiebildern (im Gegenſatze der hiſtoriſchen — ſ. dieſen Artikel), größtentheils die ſprechende Individualität, weßhalb ſich der Künſtler zu Attributen zu greifen genöthigt ſieht. Die Beſtimmung des Attributs iſt aber nach dem aufgeſtellten Begriffe nur, die Bedeutung eines Gegenſtandes erklären zu helfen, nicht aber für ſich da zu ſein, oder den charakteriſtiſchen Ausdruck der Figur entbehrlich zu machen, wodurch die wahre Bedeutung der Figur herabgewürdigt werden müßte. Die

Figur muß vielmehr, ſo viel es durch Haltung, Phyſiognomie, Körperbau, Farbe, beſonders aber durch Geſten und Mienen möglich iſt, ihren Charakter ſelbſt ankündigen, und der Künſtler zeigt ſich um ſo größer, je mehr ſeine Figuren ſich ſelbſt erklären, und eines den Mund derſelben erſt gleichſam öffnenden Attributs entbehren können, oder doch wenigſtens zu dem Sinne des Attributs in ſo weit hinſtreben, daß ihnen der Charakter nicht erſt von außen her oder durch Beiwerke gegeben zu werden braucht, daher z. B. nach Forſters feiner Bemerkung in der Ausgießung des heil. Geiſtes die Begeiſterung ſchon auf den Geſichtern der Apoſtel ſich mahlen, und nicht blos als Flämmchen über ihren Häuptern ſchweben muß. Oft aber hat der Gebrauch der Attribute auch nur in der perſönlichen Beſchränktheit der bildenden Künſtler ihren Grund, indeß im Gegentheile der geniale Künſtler die Schwierigkeiten, welchen jener nicht entgehen kann, durch ſinnreiche Anordnung und Erfindung natürlicher Motive (wo nicht blos von Darſtellung einzelner Figuren die Rede iſt), vor allen aber durch charakteriſtiſchen Ausdruck überwindet. Einen einzigen Fall aber giebt es, wo der Gebrauch des Attributs vor der ſichtbaren Darſtellung eines Umſtandes oder einer Handlung, welche dadurch bezeichnet werden kann, vorzuziehen iſt: wenn nämlich, bei der gegebenen Wahl, dieſelben durch Attribute anzudeuten oder ſichtbar auszuführen, die ſichtbare Ausführung unintereſſant ſein, und den Schönheitsſinn des Zuſchauers beleidigen müßte, oder auch die ſichtbare Handlung ſich durch ſich ſelbſt noch nicht erklären würde. Wo aber der Künſtler des Attributs bedarf, da hat das weſentliche den Vorzug vor dem conventionellen. Denn wenn gleich das Attribut nicht alles ſein ſoll — weil ſonſt die Figur nichtsſagend ſein würde — ſo ſoll es doch den Ausdruck unterſtützen. Es iſt aber um ſo ausdrucksvoller und lebendiger, je weſentlicher es iſt; um ſo kälter und froſtiger dagegen, je mehr es auf Willkür beruht. Dieſer Zweck des Attributs erfodert auch Deutlichkeit und Ungeſuchtheit deſſelben (ſchon die Fackel des Genius z. B. iſt vieldeutig). Und auch darin hat das weſentliche Attribut vor dem conventionellen den Vorzug: denn jenes wird allgemeiner verſtanden, dieſes aber nur da, wo die beſondere Übereinkunft oder Gewohnheit, welche van verſchiedenen Sitten, eigenthümlicher Denkweiſe oder zufälligen Umſtänden abhängt, herrſchend iſt. Die äußere Form des Kunſtwerks aber gebietet endlich, daſſelbe in jedem Falle, ſelbſt wenn es ein zufälliges iſt, mit den räumlichen Verhältniſſen der Figur, mit welcher es verbunden werden ſoll, in eine wohlgefällige und lebendige Übereinſtimmung zu bringen. In der Wahl des Attributs daher, wie in der ſinnreichen Verbindung mit ſeiner Figur, zeigt ſich Witz, Erfindungskraft, Geſchmack und die plaſtiſche oder mahleriſche Anordnungsgabe des Künſtlers in einem hohen Grade. Jedoch iſt nicht zu läugnen, daß die Künſtler hierin meiſtens von dem Geſchmacke und Charakter ihrer Nation mehr oder weniger abhängig ſind, indem ihnen eine Summe gebräuchlicher Sinnbilder ſchon durch ihre Sprache, Religion und Poeſie überliefert wird, welche ſie zur nähern Erklärung ihrer Figuren, wegen ihres allgemeinen Verſtändniſſes, anzuwenden, und ſelbſt der eignen Erfindung vorzuziehen beſtimmt werden; mithin der größte Theil der Attribute in gewiſſem Sinne conventionell iſt. Glücklicher iſt daher der Künſtler, deſſen Nation in der Wahl ihrer Sinnbilder den innern Zuſammenhang der Dinge, namentlich die innere Verwandtſchaft und Analogie geiſtiger und ſinnlicher Gegenſtände, leicht und ſicher trifft; ſeine Attribute werden bedeutungsvoller ſein.

In dieſer Hinſicht aber iſt zwiſchen den Darſtellungen der antiken und der modernen Kunſt ein bedeutender Unterſchied. Denn erſtere, namentlich die Kunſt der Griechen, gegründet auf eine anſchauliche Denkweiſe, welche in dem Sinnlichen das Geiſtige fand und darſtellte, und in lebendigerer Verbindung mit der Natur den tiefen Sinn derſelben wohl verſtand, wodurch auch ihre Kunſtwerke den Schein des Nothwendigen und Natürlichen erhielten, iſt auch in ihren Attributen bedeutungsvoller, kräftiger und natürlicher (ſo verſtärkt z. B. Blitz und Donnerkeil den Ausdruck des Himmelskönigs Jupiter); — die Neuern aber, deren Anſicht mehr auf Verſtandesreflexion beruht, welche das Geiſtige und Körperliche ſchärfer trennt, mithin weniger poetiſch iſt, deren Kunſt daher auch mehr von dem Geiſtigen ausgeht, und dadurch allegoriſcher iſt, ſuchen für das Geiſtige in allen Sphären das Sinnbild, und ſind genöthigt, ſich öfter dem blos Conventionellen zu überlaſſen, welches doch meiſtens ſo vieldeutig und kalt iſt. Dem griechiſchen und römiſchen Künſtler, deſſen Geſtalten an ſich ſchon ſo individuell und ſprechend waren, ſtand auch noch zur Erklärung derſelben eine Menge bedeutſamer und wohlgefälliger Attribute, durch ſeine Religion geheiligt, durch Mythologie ihm überliefert, zu Gebote. Die unbildliche Religionsanſicht der Chriſten aber begünſtigt hierin den Künſtler weniger, und die meiſten ſeiner Attribute, wofern er ſie nicht von der Antike entlehnt hat, bleiben daher willkürlich und von partiellem Verſtändniß; ja ſelbſt für letztere fehlt dem Publicum der antike Sinn. Man vergleiche nur z. B. die griechiſchen Gottheiten und ihre Attribute mit den allegoriſchen Perſonen der Neuern oder mit der Darſtellung der Evangeliſten und Märtyrer, denen bald eine Kneipzange (der heil. Apollonia), bald ein Roſt (dem heil. Laurentius), bald ein Kreuz (dem heil. Andreas), oder ein anderes Marterinſtrument zur Andeutung ihrer Perſönlichkeit, aus ihrem Märtyrerleben hergenommen, beigefügt werden mußte. — Der Gebrauch der Attribute in der bildenden Kunſt, vorzüglich der conventionellen, macht aber eine Ikonologie, d. i. eine Sammlung der von alten und neuern Künſtlern gebrauchten Attribute und Symbole, ſehr brauchbar. Eine vollſtändige exiſtirt noch nirgends. Einen Verſuch findet man in dem äſthetiſchen Wörterbuche von Watelet und Leveſque unter dem Artikel Ikonologie. — Was übrigens die Poeſie betrifft, ſo wird aus dem Geſagten einleuchten, daß dieſelbe, weil ſie hier unmittelbar auszudrücken vermag, was die bildende Kunſt wegen ihrer natürlichen Beſchränktheit nur andeuten kann, ſich ihres Vorzugs unter den Künſten begeben, und ihre Würde vergeſſen würde, ohne doch den Effect der bildenden Kunſt zu erreichen, wenn ſie durch ſinnliche Attribute, aus der Mahlerei entlehnt, einen Gegenſtand oder Begriff perſonificiren und abſchildern, oder gar dieſe Attribute neuverbunden anhäufen wollte. Daher auch Herder mit Recht die Beſchreibung der Fortuna in Horazens bekannter Ode (I. 35.) eine froſtige Compoſition nennt, an welcher die freier bildende Einbildungskraft, durch und für welche der Dichter bildet, keinen Antheil nimmt, und vor welcher nicht neben einander beſtehende und ruhende räumliche Formen, welche der Geiſt nicht in einem Blicke, wie am ſichtbaren Bilde, durch das Auge überſehen kann, durch die ſie bezeichnenden Worte gleichſam aufgezählt werden, ſondern die Geſtalten gleichſam entſtehen und lebendig wirken ſollen. Im Grunde giebt es alſo in der Poeſie keine Attribute in dieſem engern Sinne, d. i. anhängende Sinnbilder, welche zur Perſonificirung (z. B. des Glücks) angewendet werden müßten, weil es hier

keiner Erklärung, wie in der bildenden Kunſt, bedarf. Zuletzt hießen A. in der Logik und nach ſtrengem philoſophiſchen Sprachgebrauche Attribute ſolche Merkmahle, welche als Folgen weſentlicher Merkmahle einem Begriffe immer zukommen, wie z. B. das Prädicat Bewegungsfähigkeit dem Begriffe des Menſchen, als Folge ſeines weſentlichen Merkmahles, des animaliſchen Körpers, zukommt. T.

Atys oder Attys, der Cybele Liebling, der, als er einſt das der Göttin gethane Gelübde der Keuſchheit gebrochen, zur Strafe ſeines Vergehens ſich ſelbſt entmannte (ſ. Cybele).

Ätzkraft (vis caustica) iſt die Eigenſchaft gewiſſer Subſtanzen, z. B. der concentrirten mineraliſchen Säuren, der Alkalien, des ungelöſchten Kalks, des Arſeniks, des ſcharfen Queckſilberſublimats, der Silberkryſtallen, der Spießglanzbutter und ſogar der mehreſten andern Salze mit einem metalliſchen Grundtheile, vermöge welcher ſie zerſtörend auf organiſche Körper wirken. Innerlich wirken ſie als ätzende, freſſende Gifte; äußerlich auf die Haut gebracht, erregen ſie heftigen Schmerz, örtliche Entzündungen und Anfreſſungen. Die Kraft ſolcher Subſtanzen iſt alſo eine auflöſende, d. i. eine Kraft, mittelſt welcher ihre Grundmaſſen ſtreben, ſich mit den Theilen anderer Körper zu verbinden, und beruht auf der Verwandtſchaft der Körper unter einander.

Ätzkunſt, ſ. Kupferſtecherkunſt.

Ätzſtein, ein feuerbeſtändiges Alkali, dem ſein Gas durch ungelöſchten Kalk und ſeine ganze Feuchtigkeit durch Austrocknung und durch die Schmelzung entzogen worden iſt. Seine ätzende Kraft rührt von der Reinheit der flüchtigen Alkalien her, welche Folge der Austrocknung iſt. Er zerſtört alle thieriſchen, ſowohl harten als weichen, Theile in ſehr kurzer Zeit. Die Art und Weiſe, wie er verfertigt wird, hier anzuführen, würde zu weitläufig ſein.

Aubaine (Droit d'), Heimfallsrecht, hieß ehemals in Frankreich das Recht des Fiscus, ſich der Verlaſſenſchaft jedes im Lande verſtorbenen Fremden, mit Ausſchluß aller Teſtaments- und Inteſtaterben deſſelben, zu bemächtigen. Vor Alters war dieſes alle Gaſtfreundlichkeit beleidigende Recht in allen europäiſchen Staaten üblich, aber nur Frankreich hatte ſolches bis auf die neuern Zeiten beibehalten. Indeß war es durch beſondere Verträge mit vielen deutſchen Staaten in den letztern Zeiten aufgehoben worden, und den 6. Aug. 1790 beſchloß die Nationalverſammlung in Frankreich die gänzliche Abſchaffung deſſelben.

Aubri de Montbidier, ein franzöſiſcher Ritter zur Zeit König Carls V., welcher der Sage nach im J. 1371 von einem Kriegsgefährten, Richard de Macaire, meuchlings getödtet, und deſſen Mord dadurch entdeckt wurde, daß der Hund des Erſchlagenen ſich ſtets feindſelig gegen den Mörder betrug. Der König zwang Macaire, mit dem anklägeriſchen Hunde ſeine Sache ordalienmäßig auszufechten, und der Mörder unterlag. Dieſe Anekdote iſt neuerlich für die Bühne zu einem Drama verarbeitet worden, welches unter dem Titel: Der Hund des Aubri oder der Wald bei Bondy, durch Anlockung des Pöbels die Caſſen gefüllt, und das deutſche Theater den beißendſten Satiren blosgeſtellt hat. Der Grund von dem einen wie von dem andern liegt darin, daß der Hund, meiſt ein dreſſirter Pudel, als Acteur auftraut, beklatſcht, herausgerufen und überhaupt als Schauſpieler behandelt wurde. Er erſchien, ſo viel Deutſchland betrifft, zuerſt in Wien auf den Nebentheatern, indem

die Hoftheater ihn ausgeschloſſen von der Theilnahme am Künſtlerruhm. Aber im Sept. 1816 betrat er die königl. Bühne zu Berlin, deren Beiſpiel bald auch die großherzogliche zu Weimar folgte. Letztgedachter Umſtand hatte die für die deutſche Theatergeſchichte merkwürdige Folge, daß Göthe die Leitung dieſer Bühne niederlegte, noch ehe der Hund zur Action kam, worauf die Tagesblätter die Verſe aus Schillers Gedicht an Göthe:

Der Schein ſoll nie die Wirklichkeit erreichen
Und ſiegt Natur, ſo muß die Kunſt entweichen.

in dieſer Parodie anwendeten:

Dem Hundeſtall ſoll nie die Bühne gleichen,
Und, kommt der Pudel, muß der Dichter weichen.

Seit dieſer Zeit hat, ſo viel wir wiſſen, kein Hoftheater weiter ihn zugelaſſen, und nur Privatunternehmer haben ſich eine unwürdige Speculation erlaubt, von welcher die Satire laut behauptete, daß ſie eine aera canina für die Zeitrechnung unſerer Bühne begründen würde. A. Mnr.

Auckland (William Eden, Lord), einer der berühmteſten und gewandteſten Staatsmänner neuerer Zeit, ſtammte aus dem alten Geſchlechte der Eden, aus Weſtauckland, Durhamſhire, ward in Eton erzogen, ſtudirte 1763 in Oxford und advocirte 1768 daſelbſt am Innertemple. Im J. 1771 ward er Controleur und Mitdirector des Greenwich-Hospitals, und gab ſein erſtes Werk „Grundſätze der Strafgeſetze" heraus. Ein Jahr darauf vertauſchte er die juriſtiſche Beſchäftigung gegen die Stelle eines Staatsunterſecretärs, die er ſechs Jahre lang verwaltete. Hier beginnt ſeine politiſche Laufbahn, die er in allen ihren Mannichfaltigkeiten mit gleich ſicherm und gewandten Schritte durchlaufen. 1774 kam er als Deputirter von Woodſtockſhire ins Unterhaus, und zeigte ſich ſtets als einen eifrigen Volksfreund. Zwei Jahre darauf ward er zu einem der Lordscommiſſionärs für den Handel und die Colonien ernannt, und ging als ſolcher 1778 mit vier ſeiner Collegen nach Amerika, um die Zwiſtigkeiten der dortigen Colonien mit dem Mutterlande auszugleichen. Bekanntlich waren aber die Gemüther ſchon zu erbittert, und Eden kehrte 1779 unverrichteter Sache nach England zurück. Im Nov. deſſelben Jahres gab er vier Briefe an Lord Carlisle über die Zeit betreffende politiſche Gegenſtände heraus. Als Lord Carlisle 1780 Vicekönig von Irland wurde, begleitete er denſelben als erſter Secretär, trat in den geheimen Rath und ward Mitglied des irländiſchen Parlaments. Unter den verſchiedenen guten Einrichtungen, die er dort traf, verdient die Errichtung der Nationalbank erwähnt zu werden. 1783 ward er in den geheimen Rath von England aufgenommen, und zum Viceſchatzmeiſter von Irland ernannt, legte aber dies letzte Amt bald wieder nieder. 1786 ward er nach Verſailles geſchickt, und unterzeichnete dort im Sept. einen für England vortheilhaften Handelsvertrag. Nach ſeiner Rückkehr aus Spanien, wo er 1788 als Geſandter geweſen, ward er Pair von Irland, und einige Wochen nachher Geſandter bei den vereinigten Staaten von Holland. Als ſich Spanien 1790 rüſtete, bewirkte er die Vereinigung eines Theils der holländiſchen Flotte mit der engliſchen bei Portsmuth, und im Dec. deſſelben Jahres unterzeichnete er den die Niederlande betreffenden Vertrag zwiſchen dem Kaiſer Leopold, den Königen von England und Preußen und den Generalſtaaten. In den Revolutionsjahren und dem Kriege von 1792 bis 93 zeigte ſich Lord Auckland als Geſandter in

Holland ſehr thätig, und ward zu Ende des letzten Jahres zum Pair von England ernannt. Einige Monate darauf verließ er die diplomatiſche Laufbahn, und widmete ſich ganz den Studien und ſeinen parlamentariſchen Pflichten. Er machte mehrere bedeutende Motionen, und gab einige geſchätzte politiſche Schriften heraus. 1796 ward er Kanzler des Marechal-College von Aberdeen, und 1798 Generalpoſtmeiſter-Adjunct, welches er bis 1801 blieb. Er ſtarb im Juni 1814 eines plötzlichen Todes.

Audäus, Audianer, ſ. Anthropomorphismus.

Audebert (Jean Baptiſte), zeichnete ſich gegen Ende des vorigen Jahrh. dadurch aus, daß er in einem hohen Grade von Vollkommenheit die Talente eines Mahlers mit den Kenntniſſen eines Naturforſchers vereinigte. Geboren zu Rochefort im J. 1759, genoß er nur einer mittelmäßigen Erziehung, und kam, 18 Jahre alt, nach Paris, um die Zeichen- und Mahlerkunſt zu erlernen. Er bildete ſich zu einem ungemein geſchickten Miniaturmahler. Im J. 1789 lernte ihn Gigot d'Orcy kennen, der, als ein reicher Liebhaber und Beförderer der Naturgeſchichte im Beſitze ungeheurer Sammlungen, die ſeltenſten Stücke von ihm mahlen ließ, und ihn in der Folge nach England und Holland ſchickte, woher er eine Menge Zeichnungen zurückbrachte, von denen für Oliviers Geſchichte der Inſecten Gebrauch gemacht worden. Dieſe Beſchäftigungen weckten Audeberts Geſchmack für die Naturgeſchichte, der bald bis zur Leidenſchaft ſtieg. Müde, nach den Ideen Anderer zu arbeiten, unternahm er eigene Werke, durch die er ſeinen Ruhm für immer begründet hat. Das erſte war ſeine Histoire naturelle des Singes, des Makis et des Galéopithèques, 1 Vol. in fol. Paris 1800, in welchem er ſich gleich geſchickt als Zeichner, Kupferſtecher und Schriftſteller zeigte. In Anſehung der Farben, die für naturhiſtoriſche Gegenſtände ſo weſentlich ſind, brachte er es zu einer vorher nicht erreichten Vollkommenheit. Nicht zufrieden, die verſchiedenen Farben auf eine einzige Platte aufzutragen, ſo daß eine Art von Gemählde daraus wurde, ging er weiter, und bediente ſich dabei, ſtatt der Waſſerfarben, der dauerhafteren und feſteren Ölfarben. Ferner brachte er es dahin, mit Gold zu drucken, deſſen Farben er mannichfach veränderte, um die glänzendſten Wirkungen ſeiner Vorbilder nachzuahmen. Die Naturgeſchichte gewann ungemein durch ſeine Werke, deren Pracht in Erſtaunen ſetzt. Seine Histoire des Colibris, des Oiseaux-Mouches, des Iacamars et des Promerops, 1 Vol. in fol. Paris 1802, wird für das vollkommenſte Werk gehalten, das je in dieſer Gattung erſchienen iſt. 15 Exemplare wurden davon mit goldenen Buchſtaben gedruckt. Die ganze Auflage belief ſich nur auf 300 Exemplare. Kaum hatte dies Werk begonnen, als Audebert neue Plane entwarf, zu deren Ausführung kaum das längſte Leben hingereicht haben würde. Dem ſeinigen aber machte ſchon im J. 1800 der Tod ein Ende, als er kaum die Histoire des Grimpereaux et des Oiseaux des Paradis begonnen hatte. Beide Werke wurden von Desray, der im Beſitz der Materialien und der Verfahrungsart war, rühmlich beendigt. Auch um die Herausgabe von Levaillants Vögeln Afrika's hatte Audebert große Verdienſte; er leitete den Abdruck der Platten bis zur 13. Lieferung.

Auditeur heißt beim Militär der den Regimentern, Brigaden oder Diviſionen beigegebene Juriſt, der das rechtliche Verfahren bei denſelben leitet, die Criminal- und andere Unterſuchungen führt, und

bei den Kriegs- und Standrechten den Inſtructor macht, nach deſſen Vortrag die dazu commandirte Jury entſcheidet. P.

Auerſtädt (Schlacht bei), am 14. Oct. 1806. Der Herzog von Braunſchweig, durch das Gefecht bei Saalfeld von der gefährlichen Lage, in der ſich die Armee befand, überzeugt, hatte den Rückmarſch über die Unſtrut beſchloſſen, und die 5 Diviſionen der Hauptarmee befanden ſich deßhalb am 13. Oct. auf dem Marſche von Weimar nach Auerſtädt, in deſſen Umgebung ſie am Abende lagerten, während Fürſt Hohenlohe dieſen Marſch bei Jena decken ſollte. Der zur Umgehung der preußiſchen Armee beſtimmte Marſchall Davouſt befand ſich mit ſeinem Corps (einige 30,000 Mann) bei Naumburg; Murat und Bernadotte, ebenfalls in dieſer Gegend befindlich, rückten noch an dieſem Tage nach Jena ab, um Theil an der dort zu erwartenden Hauptſchlacht zu nehmen (hieraus und aus dem Folgenden geht deutlich hervor, daß Buonaparte von der Bewegung der Hauptarmee durchaus nichts wußte, ſondern ſie in der Gegend von Jena glaubte). Davouſt erhielt (am Abend) den Befehl, den Feind anzugreifen, er hatte die Vordertruppen der Preußen ſelbſt beobachtet, und eilte daher, das Defilee von Köſen zu beſetzen, die Macht des ihm gegenüberſtehenden Feindes eben ſo wenig ahnend, als von dort ein ernſthaftes Gefecht erwartend. Am Morgen des 14. ward eine preußiſche Diviſion (Schmettau) gegen Köſen vorgeſchickt, hinter welcher ſich die übrigen wegziehen, und die Unſtrut bei Freiburg und Laucha paſſiren ſollten. Da ſie indeß bald engagirt ward, ſo mußten die letztern ihr folgen, was aber wegen des beſchwerlichen engen Weges im Auerſtädt nur langſam geſchehen konnte. Das dadurch veranlaßte Auseinanderkommen der Diviſionen war ſpäterhin von ſehr ungünſtigem Einfluß auf den Gang der Schlacht. Hinter Haſſenhauſen war die Diviſion Gudin aufgeſtellt, mit welcher zuerſt die Diviſion Schmettau in ein Gefecht kam, wobei ſie beträchtlich litt; zwar drang die Cavallerie auf der Chauſſee bis jenſeit Haſſenhauſen vor, da aber hier einige Escadrons im Nebel ein plötzliches ſtarkes Kartätſchenfeuer erhielten, ſo zog ſie ſich mit Verluſt einiger demontirten reitenden Geſchütze wieder zurück; der Feind rückte darauf bis neben das Dorf. General Blücher warf nun mit ſeiner Cavallerie die ſchwache feindliche Reiterei und attakirte den rechten Flügel der franzöſiſchen Infanterie; allein dieſe wies, in Vierecke formirt und von Artillerie unterſtützt, alle Angriffe zurück, worauf er ſich gegen Eckardtsberge zurückzog. Bald darauf erſchien die Diviſion Friant auf dem franzöſiſchen linken, und etwas ſpäter die Diviſion Wartensleben auf dem preußiſchen rechten Flügel, die Linie avancirte, der Feind ward nach Haſſenhauſen geworfen, und das Dorf ſollte eben mit dem Bajonett genommen werden, als der Herzog von Braunſchweig tödtlich verwundet ward. Mit ihm verſchwand leider die Einheit in der obern Leitung des Heeres, und ſein Plan blieb wegen Mangels an Zuſammenhang in den Bewegungen unausgeführt. Da nun auch die Diviſion Morand auf dem franzöſiſchen rechten Flügel eintrat und zur Offenſive überging, ſo ward die Diviſion Schmettau mit dem linken Flügel bis an Tauchwitz zurückgeworfen, die franzöſiſchen Tirailleurs drangen bis Poppel vor. Die Diviſion Oranien, jetzt auf dem Schlachtfelde angekommen, rückte mit Wartensleben vereinigt wieder vor, und warf den Feind bis nach Haſſenhauſen zurück, während ihr die ſehr geſchwächte Diviſion Schmettau als Reſerve folgte; da aber hierauf Morand nichts gegen ſich hatte, ſo umging er den linken Flügel, etablirte am

Kirchhof von Spielberg zwölf Kanonen und ſchickte ſeine Tirailleurs, die bald durch geſchloſſene Maſſen unterſtützt wurden, bis Tauchwitz in den Rücken der Avancirenden; ihr linker Flügel ward durch dieſe Bewegung und das enfilirende Feuer jener Batterie zum Weichen gebracht, der rechte zog ſich zurück, als der dort mit einer bedeutenden Cavallerie-Maſſe angekommene Prinz Wilhelm mehrere vergebliche Attaken auf einige dort befindliche Bataillone gemacht, deren Artillerie dieſen Flügel enfilirte. Der allgemeine Rückzug ward nun angetreten, und durch die beiden Reſervedivisionen gedeckt, welche bei Eckardtsberge und bei der Emſenmühle noch ein Gefecht beſtanden, das aber bald abgebrochen ward, da der Feind die Verfolgung einſtellte. Es ward bei dieſem Rückzuge darauf gerechnet, daß die Armee des Fürſten Hohenlohe noch vollſtändig exiſtire und mit ihr vereint ein entſcheidender Schlag ausgeführt werden könne, ſonſt wäre wahrſcheinlich die zahlreiche Cavallerie und beträchtliche Reſerve zu einem allgemeinen Angriff verwendet worden, der die Schlacht noch leicht hätte wiederherſtellen können. Dies ſind die allgemeinen Umriſſe einer Schlacht, die zu eben ſo leidenſchaftlichen als einſeitigen Urtheilen Anlaß gegeben hat. Wenn der Herzog von Braunſchweig das Ganze des Feldzugs nicht mit der gewöhnlichen Kraft und Umſicht leitete, ſo muß man doch geſtehen, daß ſein Plan zu dieſer Schlacht vortrefflich war, und zum vollſtändigen Sieg geführt haben würde, wenn nicht mit der Verwundung des Herzogs die Einheit in der obern Leitung verſchwunden wäre. Auch die Truppen haben im Ganzen ihre Schuldigkeit gethan, und die greuliche Verwirrung trat erſt ein, als der fortgeſetzte Rückzug nebſt anderen ungünſtigen Umſtänden die Bande der Disciplin löſte. Auf der andern Seite muß man aber auch der Standhaftigkeit und Umſicht des Marſchalls Davouſt Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Der franzöſiſche Verluſt iſt nicht genau bekannt worden, die preußiſche Armee zählte über 300 todte und verwundete Offiziere und ungefähr 5000 Soldaten; außer dem Herzog von Braunſchweig waren die Generale Schmettau (tödtlich), der Feldmarſchall Möllendorf, die Generale Wedel, Greifenberg u. a. verwundet worden. Se.

Auferſtehung bezeichnet theils die Wiedererweckung Jeſu Chriſti vom Tode, theils die künftig zu erwartende Wiederherſtellung des menſchlichen durch den Tod zerſtörten Leibes. Die Auferſtehung Jeſu Chriſti iſt das merkwürdigſte Ereigniß der evangeliſchen Geſchichte, welche den Kreis ihrer Begebenheiten ſchließt und vollendet. Ihre Glaubwürdigkeit beruht theils auf dem Zeugniſſe der Apoſtel, theils darauf, daß es ohne ſie nicht erklärbar ſein würde, daß die Apoſtel, welche ſich durch den Tod Jeſu in ihren Meſſianiſchen Erwartungen getäuſcht geſehen und das Zutrauen zu Chriſto verloren hatten, ſich wieder zu dem lebendigſten Glauben an die göttliche Sendung Jeſu Chriſti erhoben, zu einem Glauben, der ihnen Muth gab, unter Gefahr und Verfolgung das Evangelium zu verkündigen. Wer das Chriſtenthum als Offenbarung, als eine durch Gottes unmittelbare Wirkſamkeit gegründete Anſtalt betrachtet, kann nichts Befremdendes darin finden, daß es durch Wunder gegründet ward, daß ſich die Vorſehung, um einen außerordentlichen Zweck zu erreichen, außerordentlicher Mittel bediente. Wer aber nicht auf dem Standpuncte des Offenbarungsglaubens ſteht, kann doch darum die in die ganz frühe Geſchichte des Chriſtenthums innigſt verwebte Auferſtehung ſeines Stifters nicht läugnen, ob er ſie gleich nicht als ein Wunder,

ſondern als eine durch natürliche Urſachen, welche jedoch bei der Entfernung der Zeit beſtimmt nachzuweiſen unmöglich ſei, bewirkte Begebenheit betrachten wird. — Von der Auferſtehung des Leibes haben die Menſchen allerdings oft grobſinnliche Vorſtellungen gehegt. In dem Gedanken ſelbſt aber, daß die Allmacht aus den Urſtoffen des durch den Tod aufgelöſten Leibes einen neuen Leib bilde, welcher dem Geiſte in einer andern Ordnung der Dinge zum Organ diene, liegt nichts, was der Vernunft widerſpräche. Auf jeden Fall iſt die Erwartung der Auferſtehung ein das Gefühl mächtig anregendes Symbol der Idee der Unſterblichkeit. N.

Auffodern. Wenn der Feind vor eine Feſtung gerückt iſt, fodert er dieſelbe zur Übergabe auf. Dergleichen Auffoderungen können während der Blokade und Belagerung wiederholt werden. Am beſten werden dazu Vorfälle benutzt, die ihrer Natur nach geeignet ſind, den Commandanten zur Übergabe geneigt zu machen, z. B. eine vom Feinde gewonnene Schlacht u. dgl. Ähnliche Auffoderungen zur Übergabe ergehen auch an eingeſchloſſene Corps oder Armeen. Eine Feſtung wird auf folgende Weiſe aufgefodert. Iſt der Belagerer noch in der Ferne, ſo ſchickt er einen Trompeter ab, der ſich der Feſtung nähert und Appell bläſ't. Der Belagerte ſendet dem Trompeter einige Reiter entgegen, welche ihn, nöthigen Falls mit verbundenen Augen, zum Commandanten führen. Von hier wird er nach erhaltener Antwort auf dieſelbe Weiſe auf den erſten Platz zurückgeführt. Iſt aber der Belagerer in der Nähe, ſo ſchlägt ein Tambour Appell; von Seiten der Feſtung wird geantwortet; die Feindſeligkeiten hören auf, die Tambours nähern ſich, und der Feſtungstambour bezeichnet den Ort, von welchem der Abgeſchickte mit verbundenen Augen, wenn man ſolches für nöthig hält, zum Commandanten gebracht und wieder zurückgeführt werden ſoll.

Aufgang der Sterne nennt man das Sichtbarwerden derſelben am Horizont. In Folge der Kugelgeſtalt der Erde iſt der Aufgang der Geſtirne an verſchiedenen Orten ſehr verſchieden. Unter dem Äquator gehen alle Sterne und zwar ſenkrecht auf; zwiſchen demſelben und den Polen gehen nur die Sterne auf, deren nördliche oder ſüdliche Abweichung kleiner iſt als die Äquatorhöhe. Unter den Polen findet gar kein Aufgang der Geſtirne Statt. Die Zeit des Aufganges eines jeden Sterns für einen beſtimmten Ort läßt ſich aus der Dauer ſeiner Sichtbarkeit über dem Horizont und der Zeit ſeiner Culmination finden. Ohne große Genauigkeit kann man ſie auch mittelſt der künſtlichen Himmelskugel beſtimmen (vgl. auch Aſtronomie).

Aufgebot hat eine dreifache Bedeutung. Es heißt erſtens die Beſtimmung des Preiſes, für welchen man eine feilgebotene Sache kaufen will; zweitens die durch die Geſetze verordnete öffentliche Bekanntmachung jeder zu ſchließenden Ehe, die in Sachſen und andern Ländern an drei auf einander folgenden Sonntagen von der Kanzel geſchieht; und drittens der Aufruf zu den Waffen, den bei außerordentlichen Gefahren ein Landesfürſt an ſeine Unterthanen ergehen läßt.

Aufklärung in geiſtiger Bedeutung, ſowohl die Verdeutlichung der Vorſtellungen, die jemand von einer Sache hat, als auch der Zuſtand der Seele, wo ſie im Beſitze deutlicher Vorſtellungen iſt. Doch ſollte man dieſen Zuſtand lieber Aufgeklärtheit nennen. Da es nicht möglich iſt, von allen Dingen deutliche Vorſtellungen zu haben, ſo iſt jeder Menſch zum Theil aufgeklärt, zum Theil unaufgeklärt. Man nennt aber denjenigen ſchlechtweg aufgeklärt,

der von den wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, mithin beſonders von den Rechten und Pflichten des Menſchen und von religiöſen Dingen deutliche Vorſtellungen hat. Bei dieſer Deutlichkeit wird zugleich vorausgeſetzt, daß die Vorſtellungen auch richtig oder wahr ſeien; denn falſche oder irrige Vorſtellungen würden ſich nicht mit einander vertragen, wenn ſie gehörig verdeutlicht würden. Vollſtändig ausgedrückt würde alſo die Aufklärung oder Aufgeklärtheit darin beſtehen, daß man über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit nach deutlichen und richtigen Vorſtellungen denkt und urtheilt. Da die Deutlichkeit und Richtigkeit der Vorſtellungen ihre Grade hat, ſo kann auch die Aufgeklärtheit in einem höhern und niedern Grade Statt finden; und da nicht in jedem Stande und für jede Lebensart derſelbe Grad von Aufgeklärtheit erfoderlich iſt, ſo muß das Geſchäft der Aufklärung mit einer gewiſſen Vorſicht betrieben werden. Daher unterſcheidet man die wahre oder echte Aufklärung von der falſchen oder unechten, d. h. den Verhältniſſen und Umſtänden, unter welchen ſich ein Menſch befindet, unangemeſſenen, und daher ihm ſelbſt oder Andern nachtheiligen Aufklärung. Denn an und für ſich kann die Aufklärung nicht ſchädlich oder gefährlich ſein; ſie kann es nur dadurch werden, daß man beim Streben, Andere aufzuklären, keine Rückſicht auf ihre Lage nimmt, und ihnen daher mehr Licht giebt, als ſie ertragen können. Ein ſolches unbedachtſames Streben nach Verbreitung der Aufklärung heißt Aufklärerei. Die Feinde der Aufklärung verwechſeln beides mit einander, und heißen, wiefern ſie der Aufklärung entgegenwirken, Verdunkler oder Obſcuranten. Rußland iſt der einzige Staat, welcher einen Miniſter der Aufklärung hat. In dieſer Beziehung wird aber unter Aufklärung nichts anders als Volksbildung verſtanden. D.

Auflage bedeutet die Anordnung eines Beitrages oder einer Leiſtung zu gemeinſchaftlichen Bedürfniſſen, und dieſen Beitrag ſelbſt. Im letztern Sinne verſteht man alle die ſogenannten indirecten Abgaben oder diejenigen Leiſtungen, z. B. Acciſe ꝛc., welche auf bewegliche Güter und Sachen gelegt und entrichtet werden, vorzüglich ſolche Güter und Sachen, die durch den Gebrauch ſich vermindern oder gar zu ſein aufhören. Hierdurch unterſcheidet ſich die Auflage weſentlich von Abgabe, die nur das reine Einkommen trifft. X.

Auflage eines Buches nennt man den Abdruck und die Zahl der abgezogenen Exemplare. Die Auflage oder die Zahl der Exemplare, die man machen läßt, richtet ſich nach dem Abſatze, den man davon zu machen hofft. In Deutſchland werden gewöhnlich Auflagen von 600 bis 1000 Exemplaren gemacht, Schulbücher, Andachtsbücher u. dgl. ausgenommen; in Frankreich und England macht man gewöhnlich weit ſtärkere Auflagen, ſelten eine unter 3000 Exemplaren. Ein Abſatz von 6000 bis 10,000 Exemplaren iſt in Deutſchland eine äußerſt ſeltene Erſcheinung. Zuweilen macht man auch ſehr kleine Auflagen, entweder um das Buch recht ſelten und koſtbar zu machen, oder weil die Koſten von großen Auflagen zu groß ſein würden und man vielleicht nur bei dem Abſatze auf reiche Bücherliebhaber rechnet. Dies iſt beſonders bei koſtbar illuminirten Kupferwerken der Fall.

Auflöſung heißt in der Chemie der Vorgang, bei welchem ſich die Grundſtoffe zweier ungleichartigen Körper ſo mit einander verbinden, daß die vorige Vereinigung getrennt, und durch die neue Verbindung ein neuer, anders als beide vorige, zuſammengeſetzten Körper gebildet wird. Dies kann nur geſchehen, wenn wenigſtens in

einem dieſer beiden Körper die Grundſtoffe getrennt ſind; dazu aber wird erfodert, daß einer derſelben in einem flüſſigen oder dampfartigen Zuſtande ſei, da feſte Körper nicht auf einander wirken. Die Chemiker pflegen den flüſſigen Körper das Auflöſungsmittel, den andern aber, der ſich blos leidend zu verhalten ſcheint, den aufgelöſ'ten zu nennen. Dieſer iſt indeß keineswegs leidend, ſondern beide üben wechſelſeitig ihre Thätigkeit gegen einander aus. Alle Auflöſungen ſind Wirkungen der Anziehung zwiſchen den Theilen der Körper, oder Wirkungen der Attraction bei der Berührung. Sie treten ein, wenn die Anziehung zwiſchen den Theilen ungleichartiger Körper ſtärker als der Zuſammenhang der Theile jedes Körpers einzeln für ſich iſt, und dauern bis zur **Sättigung** (ſ. d.), deren Grade ſehr häufig von der Temperatur abhängen. Vermag die Anziehung den Zuſammenhang der Theile nur in flüſſigen, nicht aber in feſtern Körpern zu trennen, ſo erfolgt nur Adhäſion. Man unterſcheidet Auflöſungen auf naſſem und Auflöſungen auf trocknem Wege. Bei jenen muß von beiden Körpern wenigſtens der eine ſchon im flüſſigen Zuſtande ſich befinden, bei dieſen aber müſſen ſie erſt flüſſig gemacht, d. h. geſchmolzen werden, wenn ſie einander auflöſen ſollen. — In der Muſik heißt **Auflöſung** die nothwendige ſtufenweiſe Fortſchreitung einer Diſſonanz in ein conſonirendes Intervall. Die Diſſonanzen treten bei ihrer Auflöſung gewöhnlich eine Stufe abwärts, und nur die ſogenannten übermäßigen Intervallen gehen zur Auflöſung eine Stufe über ſich. Der Schritt, welchen dabei die Grundſtimme macht, beſtimmt das Intervall der Auflöſung. Bei den regulär aufgeführten Diſſonanzen, d. i. bei den in dem ſchlechten Tacttheile vorbereiteten, fällt die Auflöſung immer wieder auf den ſchlechten Tacttheil; die irregulär, d. i. die im Durchgange gebrauchten Diſſonanzen werden auf der guten Tactzeit aufgelöſ't. Über die Auflöſung des Kanons ſ. **Canon**.

Aufnehmen, ſ. **Meſſung**.

Aufprotzen, ſ. **Canone**.

Aufriß nennt man in der Baukunſt die Zeichnung der Außenſeite oder Façade eines Gebäudes, geometriſch und nach verjüngtem Maßſtabe. Man nennt ihn auch, zum Unterſchied eines perſpectiviſchen Riſſes, den orthographiſchen, weil in einer ſolchen Zeichnung alle Höhen und Breiten des Gebäudes und ſeiner einzelnen Theile genau angegeben ſein müſſen, um den Werkleuten zur beſtändigen Richtſchnur zu dienen.

Aufrollen (einen Flügel in der Schlacht), heißt die dort ſtehenden Truppen in ihren Flanken und ihrem Rücken ſo angreifen, daß ſie nicht dazu kommen können, eine neue Fronte geben den Feind zu bilden, ſondern in Unordnung auf das Centrum zurückgeworfen werden. Bei der ſonſtigen Aufſtellung in Linien war dies eher thunlich als jetzt, wo die gewöhnliche Stellung in Colonnen, nicht mehr eine ſo ſchwache Seite darbietet. Wenn indeß ſtarke Maſſen dazu verwendet werden, ſo pflegt ſich doch bisweilen etwas ähnliches zu begeben, wie z. B. in der Schlacht bei Wagram, wo der öſterreichiſche linke Flügel bei Markgrafen-Neuſiedel von Davouſt, trotz einer ſchnell genommenen Aufſtellung en potence, zurückgeworfen, und ſo die Schlacht entſchieden wurde.

Aufruhr, Erregung eines Widerſtandes des Volks gegen das geſetzgebende Oberhaupt des Staates, und dieſer Widerſtand ſelbſt, den man jedoch öfters auch **Aufſtand** nennt, und von Aufruhr unterſcheidet (wie Inſurrection von Rebellion). Kaum iſt eine Frage

wichtiger, als die über die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs. Die Naturrechtslehrer theilen ſich bei ihrer Beantwortung in zwei einander gerade entgegengeſetzte Parteien, deren eine man die Partei der Souveräns, die andere die Partei des Volkes nennen kann. Auf jener ſtehen Hobbes, Grotius, Graswinkel, Kant, Genz; auf dieſer Hume, Barbeyrac, Schlözer, Feuerbach, Fichte u. A. Die, welche ſich gegen die Rechtmäßigkeit des Aufruhrs erklären, ſagen, das Volk ſei verpflichtet, ſelbſt den für unerträglich ausgegebenen Mißbrauch der oberſten Gewalt zu ertragen, weil der Aufruhr die ganze geſetzliche Verfaſſung vernichte. Denn, um zum Aufruhr befugt zu ſein, müßte ein öffentliches Geſetz vorhanden ſein, welches ihn erlaubte; dann enthielte aber auch die oberſte Geſetzgebung eine Beſtimmung in ſich, nach welcher ſie nicht die oberſte, ſondern das Volk, als Unterthan, der Souverän über den wäre, dem es doch unterthänig ſein ſoll, welches ſich widerſpricht. Dieſer Widerſpruch falle beſonders durch die Frage in die Augen: wer denn in dieſem Streit zwiſchen Volk und Souverän Richter ſein ſolle? Hier zeige ſich, daß es das Volk in ſeiner eigenen Sache ſein wolle, und folglich widerrechtlich handle. „Iſt das geſetzgebende Oberhaupt des Staats gar eine einzelne Perſon (Monarch), ſo iſt Aufruhr gegen ihn, unter dem Vorwande, er mißbrauche ſeine Gewalt, ſei ein Tyrann, oder gar die Vergreifung an ſeiner Perſon, ja an ſeinem Leben, am allerwenigſten rechtmäßig; denn damit wird der rechtliche Zuſtand mit einemmale aufgehoben. Der geringſte Verſuch hierzu iſt Hochverrath, und der Verräther dieſer Art kann als einer, der ſein Vaterland umzubringen verſucht, nicht minder als mit dem Tode beſtraft werden." Dagegen erklärt ſich Schlözer alſo: „Es giebt kein Crimen laesae Majestatis in der Bedeutung der Nerone. Es giebt keinen leidenden Gehorſam im Stuartiſchen Verſtande. Dieſe Lehre hat die Stuarte einen der ſchönſten Throne der Welt gekoſtet. Dem zufolge giebt es ein Droit de Résistence gegen Uſurpatoren und Tyrannen, wiewohl nur im Falle hoher Evidenz. Das Volk darf widerſtehen, zwingen, abſetzen, ſtrafen; alles nach dem Begriffe eines Vertrages überhaupt. Das Volk hat dieſe Rechte, ſagen die alten Staatsrechtslehrer, aber es darf ſie nicht mehr ausüben. Welcher Widerſpruch! Auch haben ſie alle Völker der Welt ausgeübt. Bloße Appellationen an das Publicum helfen ſelten; die ans jüngſte Gericht noch ſeltener." (Allg. Staatsrecht, S. 195 fg.) Nicht mit Unrecht beruft ſich Schlözer hier auf den Vertrag, der ja nirgends blos einſeitige Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten heiſchen kann. Hier gilt es beſonders den Unterwerfungsvertrag, der das Verhältniß des Souveräns und der Unterthanen gegen einander ſo beſtimmt, daß über beiden das Geſetz ſteht, welches beide anzuerkennen und zu befolgen ſich verpflichten. Wie kann man nun blos dem einen Theile das Zwangsrecht, dem andern blos die Zwangspflicht zutheilen wollen? Feuerbach in ſeinem Anti-Hobbes erweiſ't folgende drei Sätze: 1. der Regent übernimmt durch den Unterwerfungsvertrag wirklich vollkommene Verbindlichkeiten; 2. handelt er dieſen Verbindlichkeiten zuwider, und verletzt mithin den Unterwerfungsvertrag, ſo hört er für die beſtimmte Handlung, durch welche er dieſe Verletzung begeht, auf, Regent zu ſein, und nicht alſo der Oberherr, ſondern eine Privatperſon wird gezwungen, wenn ſich das Volk wegen dieſer Verletzung gegen ihn erhebt; 3. es läßt ſich keine vollkommene Verbindlichkeit des Volkes zum Gehorſam denken, als nur in denjenigen Verfügungen

des Regenten, in welchen er dem Unterwerfungsvertrage nicht zuwider handelt. Conſtituirung des Regenten iſt nicht Zweck, ſondern nur ein Mittel der Geſellſchaft; ein Mittel aber darf dem Zwecke nicht widerſprechen. So weit ungefähr die Natur- und die Staatsrechtslehrer. Fragt man noch bei der Geſchichte nach, ſo findet ſich, daß bei allen Nationen die Entſcheidung für die letztere Partei ausgefallen iſt. Das Volk murrt und duldet oft lange genug, und auch das gedrückteſte iſt nicht ſehr geneigt zum Aufruhr, unter dem doch immer ſeine häusliche Ruhe, ſein Glück, ſeine Sicherheit leiden; endlich aber drängt die Nothwendigkeit zu ſehr, und es fühlt und fodert ſeine verletzten Rechte; es fühlt ſich noch edel genug, um nicht die Schmach der Sklaverei zu ertragen. Warum ihm dies auch verargen? Steht es doch in der Macht der Fürſten, allen dieſen Ausbrüchen durch Rechtlichkeit vorzubeugen, die ja wohl das mindeſte iſt, was man von ihnen erwarten kann. Diejenigen ſind ihre ärgſten Feinde, die ſie hier mit ſophiſtiſchem Blendwerk täuſchen. Beſſer, daß ſie die Geſchichte der Vertreibung Tarquins, des achäiſchen Bundes, der ſchweizer Eidgenoſſenſchaft, des Abfalls der Niederlande von Spanien, der neueren brabanter Unruhen und der franzöſiſchen Revolution ſtudiren. Sie werden ſehen, daß Tyrannei nirgends beſtehen konnte, Despotenkünſte niemals halfen, Trotz auf Rechte nur zum Verderben führte. Nur Gerechtigkeit und Menſchlichkeit können dem Aufruhr vorbeugen. Berühmte Staatsmänner, wie Machiavell, Montesquieu, Sieyes u. A., behaupten übrigens, in dem Staate ſelbſt müſſe, wenn die öffentliche Freiheit erhalten werden ſoll, eine Opposition rechtlich organiſirt ſein, weil jede Macht, auf den Fall des Mißbrauchs, eine Gegenmacht haben müſſe; und eine rechtlich organiſirte und in und durch die Verfaſſung ſanctionirte Oppoſition nicht gefährlich werde. Sieyes verlangte aus gleichem Grunde im J. 1795 ein über die Grundverfaſſung wachendes Geſchwornengericht als Garantie der Conſtitution. dd.

Aufſtand, ſ. Aufruhr.

Aufſteigende Linie, ſ. Abſteigende Linie.

Aufſteigung (Ascensio). In der Sternkunde verſteht man unter gerader Aufſteigung eines Geſtirns denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen dem Frühlingspuncte und dem Abweichungskreiſe dieſes Geſtirns enthalten iſt, unter der Linie mit ihm zugleich aufgeht, oder mit ihm gerade aufſteigt. Durch die gerade Aufſteigung und Abweichung wird der Stand der Geſtirne am Himmel eben ſo beſtimmt, wie die Lage der Örter auf der Erde durch die Länge und Breite. Unter ſchiefer Aufſteigung verſteht man denjenigen Bogen des Gleichers, welcher zwiſchen den Frühlingspuncte und dem mit ſeinem Geſtirne zugleich aufgehenden Puncte des Gleichers enthalten iſt.

Auftritt, Aufzug, ſ. Schauſpiel.

Auge, das Werkzeug des Geſichts, dazu beſtimmt und eingerichtet, das Bild der äußern Gegenſtände vermittelſt der davon herkommenden Lichtſtrahlen im Auge aufzunehmen. Der Augapfel iſt bei dem Menſchen ziemlich kugelrund, hart anzufühlen, leicht beweglich in der Augenhöhle und durch Zellgewebe an kleine Muskeln und hinterwärts am Sehnerven befeſtigt. Betrachten wir das menſchliche Auge in ſeiner natürlichen Lage gerade von vorn, ſo bemerken wir 1. eine ſchwarze runde Öffnung in der Mitte, die Pupille; 2. um dieſe einen breiten farbigen Kreis, die Iris; 3. auf beiden Seiten eine weiße Haut, das ſogenannte Weiße im Auge. Betrachten wir das Auge

von der Seite, ſo bemerken wir das die Iris und Pupille bedeckende durchſichtige Gewölbe, von der ſogenannten Hornhaut gebildet. Das Übrige des Augapfels iſt unter den Augenliedern und in der Augenhöhle verborgen. Er wird von drei über einander liegenden Häuten gebildet, welche verſchiedene Flüſſigkeiten einſchließen. Die äußerſte Haut iſt die ſtärkſte und härteſte, wird deßhalb die harte, auch feſte und weiße Haut genannt, und beſteht aus mehrern Blättern, iſt elaſtiſch, dick, weiß und umgiebt den ganzen Augapfel. Nur gegen den vordern Theil deſſelben verdünnt ſie ſich und wird vorn ganz durchſichtig. Dieſer durchſichtige Theil führt den Namen Hornhaut. Sie iſt der Abſchnitt einer Kugel von etwas kleinerm Durchmeſſer als der Durchmeſſer des ganzen Augapfels, und ſitzt gleichſam auf der Kugel des letztern, daher ſich dieſer auch bei der Hornhaut merklich erhebt. Am hintern Theile des Augapfels befindet ſich eine Öffnung in der harten Haut, durch welche der Sehnerv, eine Fortſetzung des Gehirns, ins Auge geht. Unmittelbar unter der harten liegt die braune Haut oder Gefäßhaut, die ihren Anfang vom Rande des Sehnerven nimmt und ſich bis an die Hornhaut erſtreckt. Sie ſieht von außen braun, inwendig aber faſt ſchwarz aus. Gegen den Anfang der Hornhaut hin vereinigt ſie ſich durch ein Zellgewebe mit der harten Haut in Geſtalt eines weißen Kreiſes, welcher der Ciliarkreis genannt wird, und in welchem der nach Fontana benannte Strahlencanal befindlich iſt. Vor dem Ciliarkreiſe wendet ſich die innere Lamelle der braunen Haut nach dem Innern des Augapfels, und bildet daſelbſt dicke, ſchön gefaltete, gefäßreiche Streifen, die mit einem ſchwarzen Leime überzogen ſind, und das Strahlenband genannt werden. Aus dem Strahlenbande entſtehen die weiter einwärts laufenden und bis an den Rand der Kryſtallinſe reichenden Strahlenfaſern, welche um die Kryſtallinſe herum einen ſchön geſtreiften Ring, den Strahlenkörper, bilden. Zwiſchen den Strahlenfaſern und der Hornhaut liegt die Regenbogenhaut, deren hintere mit ſchwarzen Linien bekleidete Fläche die Traubenhaut heißt. Beide zuſammen machen die Iris oder den Augenſtern aus. In der Mitte dieſer durchſichtigen Haut befindet ſich die Pupille oder Öffnung des Augenſterns, auch Sehe genannt, wodurch das Licht ins Auge fällt. Die Iris iſt äußerſt empfindlich gegen das Licht, und zieht ſich zuſammen oder dehnt ſich aus, wodurch die Pupille vergrößert oder verengert wird, je nachdem das Licht ſchwach oder ſtark iſt. An die braune Haut ſchließt ſich die Netz- oder Markhaut, welche eine Verbreitung des durch die harte und braune Haut ins Auge getretenen Sehnerven iſt. Sie legt ſich allenthalben bis zum größern Kreiſe der Strahlenfaſern an die braune Haut an. Die ſogenannten Flüſſigkeiten oder Feuchtigkeiten liegen alle in der Mitte der beſchriebenen Häute, oder ſind vielmehr von ihnen umgeben. Die erſte heißt die kryſtallene Feuchtigkeit oder Kryſtalllinſe, befindet ſich gleich hinter der Pupille und iſt ein linſenförmiger, gallertartiger, doch noch etwas feſterer Körper. Sie liegt in einer durchſichtigen Kapſel und iſt mit den Strahlenfaſern eingefaßt. Die wäßrige Feuchtigkeit erfüllt den vordern Theil des Auges zwiſchen der Hornhaut und der Kapſel der Kryſtalllinſe. Sie treibt die Hornhaut in die Höhe, iſt von dünnflüſſiger Subſtanz und ſehr durchſichtig. Sie wird leicht wieder erſetzt, wenn ſie durch eine Öffnung in der Hornhaut ausgefloſſen iſt. Die gläſerne Feuchtigkeit füllt die ganze Höhle der Netzhaut aus, und nimmt den größten Theil des Innern vom Auge ein. Vorn hat ſie eine durch die Geſtalt der

Kryſtallinſe, die ſie berührt, verurſachte Concavität, und iſt ihrer Subſtanz nach eine ſehr durchſichtige Gallert, die aus feinen Zellen beſteht, in welchen die Flüſſigkeit ſich befindet. Wie das Bild eines äußern Gegenſtandes in dem Auge entſteht, hat zuerſt Kepler gezeigt. Es fahren von jedem Puncte eines leuchtenden oder erleuchteten in die Augen fallenden Körpers nach geraden Linien Strahlenkegel aus, deren Spitze auf dem Körper, deren Grundfläche aber auf der vordern Fläche der Hornhaut ruht. Der Strahlenkegel bringt durch die Hornhaut und durch die wäßrige Feuchtigkeit; ein Theil ſeiner Strahlen wird zwar von der vorliegenden Iris aufgefangen; das auf die Pupille fallende Licht aber trifft die Kryſtallinſe, bringt durch dieſelbe und durch die gläſerne Feuchtigkeit bis zur Netzhaut durch und leidet bei ſeinem Durchgange durch vier verſchiedene Mittel, nämlich die Hornhaut und die drei Feuchtigkeiten, vier Brechungen, bis ſich endlich die Strahlen des Kegels in einiger Entfernung von der Kryſtallinſe in einem Puncte vereinigen. Es geht alſo auf dieſe Weiſe im Auge eben das vor, was in einem verfinſterten Zimmer geſchieht, in welchem ſich eine mit einem erhobenen Glaſe verſehene Öffnung befindet. Wenn der Vereinigungspunct der Lichtſtrahlen genau auf die Netzhaut trifft, ſo bilden ſie den Punct, von welchem ſie ausgingen, auf derſelben deutlich ab. Da die Lichtſtrahlen aus allen Puncten des ſichtbaren Körpers ins Auge fallen, und alſo das Bild eines jeden Punctes auf der Netzhaut dargeſtellt wird, ſo entſteht aus den Bildern aller dieſer Puncte zuſammen ein umgekehrtes Bild des äußerlich befindlichen ſichtbaren Korpers, wie in einem verfinſterten Zimmer umgekehrte Bilder der Gegenſtände auf der dem Glaſe gegenüber befindlichen Wand entſtehen. Auch iſt der innere mit der gläſernen Feuchtigkeit angefüllte Raum des Auges einem ſolchen Zimmer völlig ähnlich, und wird durch den ſchwarzen, die braune Haut von innen bekleidenden und durch die durchſichtige Netzhaut durchſcheinenden Leim verdunkelt. Die genaue Wiedervereinigung der Strahlen, welche aus einerlei Punct des ſichtbaren Körpers ausgingen, iſt die Urſache der Deutlichkeit des Bildes und der Deutlichkeit des Sehens zugleich. Dieſe wird auf der Netzhaut geſtört, wenn die Vereinigungspuncte der Strahlen nicht genau auf dieſelbe treffen, ſondern entweder vor ihr oder hinter ihr liegen. In beiden Fällen bilden ſie ſtatt des Punctes einen Kreis ab. Wenn ſich aber jeder Punct des Bildes auf der Netzhaut in einen Kreis ausbreitet, ſo muß nothwendig das Bild, und folglich auch das Sehen undeutlich ſein. Wiewohl eigentlich jedes Auge ſeine eigene, von ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit abhängende Sehweite hat, ſo nimmt man ſie doch für ein gewöhnliches gut gebautes Auge auf acht Zoll an. Das Auge beſitzt zugleich ein Vermögen, ſeine Einrichtung zu ändern, und dadurch auch auf kleinere und größere Weiten vollkommen deutlich zu ſehen. Worin dieſes Vermögen aber eigentlich beſtehe, darüber ſind die Phyſiker eben ſo ungewiß, wie über die Urſache der Zuſammenziehung der Pupille bei ſtarkem Lichte und ihrer Erweiterung im Dunkeln. Unmittelbare Urſachen der Blindheit ſind unter andern: Verdunkelung oder Undurchſichtigwerden der Kryſtallinſe, welches man den grauen Staar nennt; desgleichen Lähmung und Unempfindlichkeit des Sehnerven und der Netzhaut, welches man den ſchwarzen Staar nennt. Dieſer iſt oft unheilbar, erſterem hingegen kann durch Hinwegdrückung oder durch das Herausziehen der Kryſtallinſe abgeholfen werden; denn da die wäßrige und gläſerne Feuchtigkeit ebenfalls die Strahlen brechen, ſo entſteht auch ohne Kryſtallinſe ein

Bild, wiewohl viele Operirte ſich der Staarbrillen bedienen müſſen, um die Brechung zu verſtärken und den Mangel der Kryſtallinſe zu erſetzen, da ſonſt die Vereinigungspuncte zu weit hinter die Netzhaut fallen würden.

Augenmaß, ſ. Meſſungen.

Augenpflege begreift dasjenige Verhalten in ſich, welches man beobachten muß, um das Sehvermögen ſo gut, als nach Umſtänden möglich iſt, zu erhalten. Wer die Augen zu ſeinen Geſchäften häufig anſtrengen, viel leſen, ſchreiben, feine Gegenſtände bearbeiten muß, hat beſonders Urſache, ſeine Augen ſorgfältig zu pflegen. Man hat dabei vorzüglich die Wahl der Zeit, wann — die Art, wie man ſie gebrauchen ſoll, und die Mittel, mit welchen man ihnen zu Hülfe kommen kann, zu beobachten. Die beſte Zeit zum anſtrengenden Gebrauch der Augen iſt früh Morgens, überhaupt Vormittags und am Tage eher als beim Lichte. Abends iſt die Sehkraft durch die Anſtrengung den Tag hindurch ſchon mehr erſchöpft. Man ſtrenge die Augen nicht lange in einem fort an, ohne ſie dazwiſchen zuweilen ruhen und ſich erholen zu laſſen. Beim Sehen muß man hinlängliches, doch nicht zu ſtarkes Licht haben. Man hüte ſich davor, daß die Lichtſtrahlen unmittelbar in das Auge fallen. Bei dem Sonnenlichte vermeidet es jedermann, weil die Folgen ſchnell und auffallend eintreten und es eine vorübergehende Lähmung der Augennerven und ſchwarzen Staar verurſachen kann. Allein auch die Strahlen eines Lichts, das öftere Blicken ins Feuer iſt der Sehkraft des Auges nachtheilig und verzehrt und vernichtet allmählig ſeine Nervenkraft. Wer daher viel bei Licht Abends leſen oder ſchreiben muß, bediene ſich eines Schirms vor dem Lichte oder noch beſſer am Kopfe über die Stirn herunter. Das Licht darf aber nicht zu ſchwach ſein, weil das Auge ſich dabei zu ſehr anſtrengen muß, die Strahlen zu ſammeln. Daher iſt das Dämmerlicht zum Sehen ſo nachtheilig für die Augen. Das beſte Licht zum Sehen iſt das milde Licht des Tages, nur darf beim Leſen, Schreiben, Nähen auf weißem Zeuge u. ſ. w. die Sonne nicht unmittelbar auf den weißen Gegenſtand ſcheinen, weil durch dies zu ſtarke Licht, welches in das Auge fällt, die Nervenkraft der Netzhaut im Auge zu ſehr gereizt und daher erſchöpft wird. Wer des Abends zu arbeiten nicht vermeiden kann, muß auf die Auswahl der Beleuchtung die gehörige Sorgfalt wenden, wenn er ſeinen Augen nicht ſchaden will. Die beſte Beleuchtung des Abends iſt die von einer guten Lampe mit breitem Dochte. Ihr Licht iſt hell genug, und doch mild, gleichmäßig, nicht flackernd. Weniger gut iſt das Wachslicht; eins giebt nicht Hellung genug, mehrere geben verſchiedene Schatten, was ſchon unangenehm für die Augen iſt. Am wenigſten tauglich ſind die Unſchlittlichter, theils weil ſie ein unſtetes flackerndes Licht geben, theils weil das öfters nöthige Putzen der Schnuppe den Arbeiter nöthigt, zu oft in das Licht ſelbſt zu ſehen, was beides für die Augen, zumal für ſolche, die ſchon etwas ſchwach ſind, ſehr empfindlich iſt. Die beſte Art der Beleuchtung wäre die von oben; doch kann dies nicht jedermann haben, weil es mehreren Aufwand macht. Außerdem muß der Arbeiter das Licht zur linken Hand haben und hoch ſtellen; auf dieſe Weiſe iſt die Beleuchtung auf dem Papier am vortheilhafteſten. Das Zimmer, in welchem man am Tage arbeitet, ſollte nur auf einer Stelle Fenſter haben, weil die Beleuchtung auf dieſe Art gleichmäßig iſt. Der Arbeitstiſch muß ſo ſtehen, daß die Fenſter zur linken Hand ſind. Hat das Zimmer auf mehreren Seiten Fenſter, ſo muß man die der andern Seite mit grünen Vorhängen be-

decken. Wer die Ausſicht aus ſeinen Fenſtern auf eine gegenüber ſtehende hellerleuchtete Wand hat, z. B. auf ein weiß, gelb oder roth angeſtrichenes Haus, der wähle ein anderes Zimmer zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, wenn er ſeine Augen nicht ganz verderben will; nichts iſt ſchädlicher für ſie, als eine ſolche ſtete überreizende Einwirkung auf die Nervenkraft der Netzhaut, zumal wenn die Sonne auf die gegenüber liegende Seite ſcheint. Die Mittel, mit welchen man ſchwachen Augen zu Hülfe kommen kann, ſind 1. Brillen. Die grünen ſind gewöhnlich flach, vergrößern und verkleinern nicht, und ſind blos für ſolche nützlich, welche empfindliche Augen haben und viel auf weiße Gegenſtände, z. B. Papier, Leinwand u. dergl. mehr, bei ſtarkem Lichte ſehen müſſen. Sie mildern blos die zu ſtarke Einwirkung des Lichtes auf die Augen. Die erhaben geſchliffenen (convexen) Brillengläſer, welche nach Maßgabe ihrer Convexität die Gegenſtände vergrößern, kommen den weitſichtigen Augen zu Hülfe, weil ſie dieſelben in der Kraft, die Lichtſtrahlen ſo zu vereinigen, daß von den Gegenſtänden ein deutliches Bild im Auge entſtehen kann, unterſtützen. Je geringer noch die Abnahme dieſer Kraft iſt, deſto weniger erhaben darf das Glas ſein. Iſt es gerade paſſend, ſo muß es nur ſo viel convex ſein, als dem Auge Kraft fehlt, die Strahlen zu brechen, es darf alſo nicht als Vergrößerungsglas auf das Auge wirken, ſondern blos dazu helfen, das Bild von nahen Gegenſtänden, das ohne Glas undeutlich iſt, ganz deutlich zu machen. Dies iſt das Zeichen, daß es für das Auge paſſend iſt, die hohl geſchliffenen (concaven) Gläſer kommen den kurzſichtigen Augen zu Hülfe, indem ſie das undeutliche Bild von entfernteren Gegenſtänden deutlicher machen. Auch dieſe müſſen dem kurzſichtigen Auge gerade anpaſſend ſein, ſie dürfen nämlich nur um ſo viel die Lichtſtrahlen aus einander ſtreuen, als das kurzſichtige Auge ſie zu ſehr bricht und daher zu bald vereinigt. Sie dürfen daher die Gegenſtände nicht verkleinern, ſondern nur deutlich machen. Bei der Auswahl einer Brille iſt große Vorſicht anzuwenden, wenn man ſeinen Augen wirklich dadurch helfen will. Paſſende Brillen ſind dem Auge ſehr nützlich, unterſtützen das Sehvermögen und erleichtern dem Auge das Sehen ſo ſehr, daß ſich oft ein ſchwaches Auge wieder erholt. Unpaſſende Gläſer ſchaden, ſie zwingen das Auge, ſich mehr anzuſtrengen, um wieder dem Fehler der Gläſer entgegen zu arbeiten. Ein weitſichtiges Auge, dem man eine zu convexe Brille giebt, wodurch die nahen Gegenſtände vergrößert werden, zwingt man, noch weitſichtiger und alſo noch ſchwächer zu werden, um dieſen Fehler zu verbeſſern. Ein kurzſichtiges Auge, dem man ein zu concaves, die Gegenſtände verkleinerndes, Glas giebt, zwingt man, ſich anzuſtrengen, noch kurzſichtiger zu werden. Auch muß, wer weitſichtig iſt, ſich hüten, mit einer Brille, die ihm nahe Gegenſtände deutlich macht, in die Ferne zu ſehen, ſondern, wenn man z. B. nicht mehr ſchreibt oder lieſt, muß man die Brille ſogleich ablegen. Ein zweites Mittel, ſeinen Augen zu Hülfe zu kommen, beſteht darin, die Nervenkraft derſelben zu erhöhen. Auf indirecte Weiſe geſchieht dies dadurch, daß man dem krankhaften Blutandrang nach den Augen Einhalt thut. Die Nervenkraft und die Gewalt des Blutes ſtehen bis auf einen gewiſſen Punct mit einander im Gegenſatze. Iſt die Nervenkraft in voller Energie, ſo beherrſcht ſie die Bewegung des Blutes; iſt jene geſchwächt, ſo excedirt die Function des Blutſyſtems. Bei Schwäche der Augen tritt demnach auch das Blut mehr nach denſelben, die

Augen bekommen nach jeder nur mäßigen Anſtrengung Hitze, Röthe und Brennen. Man waſche daher die Augen mehrmals des Tages, beſonders Abends, mit friſchem Waſſer, mit einer Miſchung von Waſſer und Weingeiſt oder Arak. Iſt die Schwäche mit ihren Folgen ſchon bedeutender, ſo lege man Abends Compreſſen mit einem kühlenden Augenwaſſer befeuchtet, oder noch beſſer, halbe Pflaumen, oder gefaulte Äpfel, etwas concav geſchnitten, oder geriebene oder gebratene und wieder kalt gewordene Äpfel, oder geriebene Erdäpfel, auf und laſſe ſie wenigſtens einige Stunden lang liegen. Auf directe Weiſe ſtärkt man die Nervenkraft des Auges durch den animaliſchen Magnetismus. Man ſtelle auf ſeinen Arbeitstiſch, oder demſelben gegenüber einen Spiegel, in welchem man zuweilen ſeinen Blick heftet. Die Erfahrung hat ſchon längſt die für die Augen wohlthuende Empfindung dieſes Verfahrens beſtätigt, ehe man den Grund davon ſich zu erklären wußte. Iſt die augenkranke Perſon ſelbſt übrigens geſund und lebenskräftig, ſo hauche ſie öfters, beſonders früh, in die hohlen Hände, und bedecke mit ihnen die Augen eine Zeit lang; iſt ſie kränklich, ſo laſſe ſie dies Verfahren von einem andern jungen, kräftigen und geſunden Menſchen nach den Regeln des Magnetismus vornehmen, auch öfters die Augen von einem ſolchen nach denſelben Erforderniſſen anhauchen. (S. d. Art. Magnetismus.)

Augenpunct wird in der Perſpective derjenige Punct auf der Tafel genannt, wo die vom Auge ausgehende ſenkrechte Linie die Tafel trifft.

Augenübel. Die Augen ſind vielen Krankheiten unterworfen, die um ſo mannichfaltiger und bedeutender ſind, je zuſammengeſetzter und künſtlicher der Bau, und je wichtiger und anhaltender die Thätigkeit dieſer Organe iſt. Wir führen aus der großen Anzahl dieſer Übel nur einige der gewöhnlichern an. In den äußern Theilen und an dem innern Bau der Augen. 1. Entzündung der Ränder der Augenlieder, Abſonderung einer widernatürlichen Feuchtigkeit, ſogenannte ſchwärende Augen; gewöhnlich katarrhaliſch, von kalter und feuchter Luft bei Nord-, Nordweſt- und Nordoſtwind, zuweilen auch von Gicht oder noch ſchlimmeren Veranlaſſungen; von erſtern Urſachen herrührend, meiſtens leicht — von letztern oft ſehr ſchwer heilbar, langwierig, und Veranlaſſung zu Vereiterung oder zu Umbeugung der Ränder. 2. Das ſogenannte Gerſtenkorn, die Entzündung eines einzelnen Schleimſäckchens in dem Augenliederrand, heilt ſich meiſtens durch Eiterung in kurzer Zeit, bildet aber auch zuweilen eine bleibende Verhärtung. 3. Entzündung des Auges auf ſeiner vordern Fläche, wobei das Weiße im Auge roth wird, aufſchwillt und zuweilen einen Wulſt um die Hornhaut herum bildet. In heftigern Fällen, öfters noch bei neugebornen Kindern, erſtreckt ſich dieſe Entzündung bis über die Hornhaut ſelbſt, wovon oft Flecken und Trübheit derſelben zurückbleiben. Die Urſachen ſind meiſtens katarrhaliſche Einflüſſe und mechaniſche Verletzungen. Bei Kindern iſt beſonders ſogleich die ſorgfältigſte Hülfe anzuwenden. 4. Grauer und ſchwarzer Staar. (S. den Art. Staar.) In der Sinnesverrichtung der Augen finden ſich beſonders folgende Fehler: 1. Kurzſichtigkeit. (S. den Art. Kurzſichtig.) 2. Weitſichtigkeit, Presbyopie (von dem griechiſchen Presbys, alt), ein gewöhnlicher Fehler der Augen alter Menſchen, doch zuweilen auch angeboren, durch Verwöhnung oder Anſtrengung erwor-

ben. (S. den eigenen Art.) 3. Schwäche der Sehkraft, wenn bei anhaltendem Sehen bald alle Gegenſtände, ſowohl entfernte als nahe, die letztern aber noch eher und mehr, undeutlich werden und z. B. die Buchſtaben einer Schrift in einander fließen, iſt oft mit den vorigen verbunden, oft die Urſache davon, und rührt von zu großer Anſtrengung der Augen her. 4. Das Erſcheinen von Funken, Flecken, Figuren vor den Augen. Sie ſind dunkel oder durchſichtig wie Perlen; einzeln, an einander gereiht, ſinken von oben nach unten. Dieſe Erſcheinung rührt von Nervenſchwäche und Andrang des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes her. Es iſt ohne bedenkliche Folge, vergeht oft wieder, nimmt wenigſtens in vielen Jahren nur unmerklich zu. Schwarze, unbewegliche ſchneller wachſende Flecken ſind bedeutender und laſſen ſchwarzen — Trübheit und Nebel vor dem Auge grauen Staar befürchten.

Augereau, Herzog von Caſtiglione, Marſchall von Frankreich, war der Sohn eines Fruchthändlers, geboren in einer Vorſtadt von Paris den 11. Nov. 1757, diente anfangs als Carabinier in der franz. Armee, und ging dann in neapolitaniſche Dienſte; um das J. 1787 ließ er ſich in Neapel als Fechtmeiſter nieder, und ward von da 1792 mit ſeinen übrigen Landsleuten verwieſen. Er trat hierauf als Freiwilliger bei der Armee in Italien ein, und eröffnete ſich durch Verwegenheit und Einſicht eine ſchnelle Laufbahn. Im J. 1794 ward er bei der Pyrenäenarmee als Brigade-General angeſtellt, und that ſich bei mehreren Gelegenheiten hervor. Als Diviſionsgeneral diente er mit derſelben Thätigkeit und demſelben Glücke in Italien. Er nahm die Päſſe von Milleſimo weg, vertrieb den Feind aus allen ſeinen Stellungen in der Gegend und bemächtigte ſich im Gefechte von Dego der Redouten von Monteleſimo; am 16. April griff er das verſchanzte Lager der Piemonteſer von Ceva an und nahm es, machte ſich zum Meiſter von Caſale, ſtürzte ſich auf die Brücke von Lodi, und forcirte ſie nebſt den feindlichen Verſchanzungen. Den 16 Juni ging er über den Po, und machte die päpſtlichen Truppen nebſt dem Cardinallegaten und dem ganzen Generalſtab zu Gefangenen. In den erſten Tagen des Auguſts kam er Maſſena zu Hülfe, unterhielt einen ganzen Tag lang die hartnäckigſten Gefechte gegen eine überlegene Truppenzahl, und nahm das Dorf Caſtiglione, von dem er ſeinen Herzogstitel hat. Den 25. Auguſt ging er über die Etſch und ſchlug die Feinde bis Roveredo zurück. An dem merkwürdigen Tage von Arcole ſieht Augereau die Colonnen auf dem Puncte zu weichen, reißt eine Fahne an ſich, läßt ſie fliegen und ſtürzt ſich mit ihr dem Feinde entgegen; ermuntert durch ſeine Unerſchrockenheit und ſein Beiſpiel, folgten ihm ſeine Truppen zum neuen Angriff, der den Sieg entſchied. In der Sitzung vom 27. Januar 1797 wurde ihm durch einen Beſchluß dieſe Fahne geſchenkt. Den folgenden 9. Auguſt wurde er zum Commandanten der 17. Militärdiviſion (Diviſ. von Paris) an General Hatry's Stelle ernannt. Die Reſultate des 18. Fructidor, der in der Ausführung als ſein Werk zu betrachten iſt, ſind bekannt. Augereau ward von dem decimirten geſetzgebenden Körper als der Retter des Vaterlandes begrüßt. 1799 zum Deputirten im Rathe der 500 gewählt, gab er ſein müßiges Commando auf, übernahm dieſe neue Stelle und ward in der Sitzung vom 20. Juni zum Secretär ernannt. Nachdem Buonaparte zum Conſul ernannt war, ſchickte er Augereau zum Commando der Armee in Holland. An der Spitze der franzöſiſch-bataviſchen Armee begab er ſich an den

Nieder-Rhein, um die Operationen Moreau's zu unterſtützen, rückte bis über Frankfurt vor, und traf mit den kaiſerlichen Generalen zu verſchiedenenmalen mit wechſelndem Glücke zuſammen, bis die Schlacht von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel ſetzte. Er ging nach Holland zurück, und ward im Oct. 1801 vom General Victor abgelöſ't. Von da blieb er ohne Anſtellung bis 1803, wo er bei dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit England zum Commando der bei Bayonne verſammelten Truppen ernannt wurde und das Commando der gegen Portugal beſtimmten Armee übernehmen mußte. Da aber dieſe Expedition unterblieb, ging er nach Paris zurück, wurde den 19. Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarſchalls erhoben, und erhielt als Großoffizier das rothe Band. Im Juli deſſelben Jahrs ſchickte ihm der König von Spanien den Orden Carls III. Hierauf ging er zum Commando der Breſter Expeditionsarmee, die gegen England beſtimmt war, ab, und zu Ende 1805 commandirte er ein Corps der großen Armee in Deutſchland, das die ſeit langer Zeit zu Breſt unter ſeinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verſchiedenen Erfolgen bei, welche den Preßburger Frieden herbeiführten, empfing bald darauf den Befehl, ſich gegen Franken zurückzuziehen, und beſetzte im März 1806 das Gebiet von Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbſte deſſelben Jahres nach Preußen rief. Nahe an den Grenzen dieſer ſchnell überwältigten Monarchie war die Scene des mörderiſchen Kampfes bei Eylau im Febr. 1807, welchen die Armee des Kaiſers Napoleon und das ruſſiſche Heer mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer kämpften, und worin das Corps des Marſchalls Augereau durch die Verwundung ſeines Befehlshabers ſeiner Anführung beraubt wurde. Die Wunden nöthigten den Marſchall, nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem lebte er zurückgezogen; 1811, in den erſten Monaten, ſandte ihn Napoleon nach Spanien, um das Commando eines Armeecorps zu übernehmen. Späterhin kehrte er von dort zurück, blieb ohne Anſtellung und übernahm im Juli 1813 den Oberbefehl der in Baiern aufgeſtellten Armee, mit der er nach Sachſen zog und an der Leipziger Schlacht Theil nahm. Beim Einrücken der Alliirten in Frankreich commandirte er in der Richtung von Lyon. Er wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Augereau hatte ſich nach dem Sturz Napoleons in einer Proclamation an ſeine Armee harter Ausdrücke bedient; daher Napoleon, bei ſeiner Landung vom Golf Juan aus, ihn als Verräther erklärte. Augereau ſprach ſich nichts deſto weniger zu Gunſten Napoleons aus, nahm aber an den neuen Ereigniſſen keinen thätigen Antheil. Nach der Rückkunft des Königs erſchien er wieder in der Pairskammer, ſaß mit unter Ney's Richtern, war darauf einige Zeit ohne Anſtellung und ſtarb den 11. Juni 1816 auf ſeinem Gute la Houſſaie an der Waſſerſucht.

Augias, ſ. Herkules.

Augsburg, Hauptſtadt im baierſchen Oberdonaukreiſe, vormals eine freie Reichsſtadt, bis der franzöſiſche Kaiſer ſie nach dem Frieden zu Presburg 1805 an Baiern gab, welches ſie auch trotz allen Einwendungen des Magiſtrats behalten hat. — Sie liegt zwiſchen dem Lech und Wertach, iſt zwar enge und unregelmäßig zuſammengebaut, hat aber ſonſt gute Gebäude, ſchöne mit Springbrunnen verzierte öffentliche Plätze, und zählt 3669 Häuſer und 29,400 Einwohner, halb Katholiken, halb Lutheraner. Unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich der Biſchofshof, wo 1530 die Augsburger Con-

feſſion übergeben ward, das Rathhaus mit dem goldnen Saale, und die Fuggerei, als ein Andenken an dieſe reichen Mitbürger, aus. Die Stadt unterhält mancherlei Manufacturen und Fabriken, und treibt einen beträchtlichen Wechſel- und Speditionshandel, indem ſie die wichtigſten Geſchäfte mit Wien und Italien und zugleich einen Stapelplatz für die ſüddeutſchen und italieniſchen Weine macht. Unter ihren Fabriken ſind die Gold- und Silberwaaren in Deutſchland noch unübertroffen, auch hat ſie ſich im Kupferſtich hervorgethan. In derſelben blühen mehrere wiſſenſchaftliche Anſtalten.

Augsburgiſche Confeſſion heißt das von den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiſer und Reiche übergebene und mit der Unterſchrift der proteſtantiſchen Reichsſtände bekräftigte Glaubensbekenntniß. **Luther** hatte dieſes Glaubensbekenntniß, auf Befehl des Churfürſten von Sachſen, **Johann** des Beſtändigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da ſein Styl zu heftig war, hatte es **Philipp Melanchthon**, auf churfürſtlichen Befehl und mit Einwilligung der ſämmtlichen proteſtantiſchen Fürſten und Theologen, umgearbeitet. Dieſe Umarbeitung wurde dem Reichstage am 25. Juni 1530 übergeben und demſelben vorgeleſen. Das Original iſt in dem kaiſerlich öſterreichiſchen Archive befindlich, und nach ſolchem die zu Wittenberg 1531 erſchienene Ausgabe der Augsburgiſchen Confeſſion abgedruckt. In der Folge änderte aber Melanchthon eigenmächtig Einiges in derſelben ab, und dieſe veränderte Ausgabe erſchien 1540. Es entſtand nun ein Unterſchied zwiſchen der **unveränderten** und **veränderten** Augsburgiſchen Confeſſion; jene dem Reichstage übergebene iſt bei den Lutheranern, dieſe, von Melanchthon veränderte, bei den deutſchen Reformirten angenommen, welche ſich dadurch die den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten im Religionsfrieden zugeſtandenen Rechte ſicherten.

Augurn und Augurien. Augurn hießen bei den Römern gewiſſe Prieſter, die aus dem Fluge und Geſchrei der Vögel, aus dem Blitze und gewiſſen andern Erſcheinungen die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden ſowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Anſehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren ſehr groß. Durch das bloße: alio die (einen andern Tag) konnten ſie die Fortſetzung der Comitien hindern, und alle gefaßten Beſchlüſſe ungültig machen. Ihre Ausſprüche, ſo wie die Anzeichen, nach denen ſie ſich richteten, wurden **Augurien** genannt. Der öffentlichen Augurien gab es drei Arten: 1. Himmelserſcheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entſtehens und Niederfahrens des Blitzſtrahls. Die Beobachtung ſelbſt geſchah folgender Geſtalt. Der Augur begab ſich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Ausſicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet ſetzte er ſich mit bedecktem Haupte, das Geſicht nach Oſten gekehrt, und bezeichnete mit ſeinem Stabe (Lituus) die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er ſeine Beobachtungen anſtellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2. Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorherſagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel heißen eigentlich **Auſpicien**, und waren ſchon bei den Griechen gewöhnlich. Nach und nach wurden ſie immer vollkommner und ausgebreiteter, und ihr Anſehen ſtieg ſo hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres ſteten

Umherfliegens die Kenntniß der geheimſten Dinge zuſchrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach, oder mit Rückſicht auf die Umſtände, unter denen ſie ſich zeigten. Überhaupt aber zerfielen die ominöſen Vögel in zwei Claſſen: in ſolche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in ſolche, deren Geſang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geſchrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. ſ. w., durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren ſtets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3. Das Freſſen oder Nichtfreſſen der Hühner, jenes bedeutete Glück, dieſes Unglück. Man bediente ſich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher der Armee immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruſpices, nebſt dem Pullarius mit ſeinem Hühnerkaſten folgen mußten. — Außer dieſen drei Arten gab es noch gewiſſe, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte geſehen wurde, plötzliches Traurigwerden, das Nieſen, das Verſchütten des Salzes auf den Tiſch u. ſ. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu verſöhnen ſeien.

August II. (Friedrich), Churfürſt von Sachſen und König von Polen, zweiter Sohn von Johann Georg III., Churfürſt von Sachſen, und von Anna Sophie, Tochter Friedrichs III., Königs von Dänemark, wurde zu Dresden am 12. Mai 1670 geboren. Die Natur hatte ihn mit außerordentlicher Leibesſtärke und Gewandtheit ausgeſtattet und die ſorgfältigſte Erziehung entwickelte in ihm einen Geſchmack für alles Schöne und für geiſtige Beſchäftigung, deren Einfluß ſich in allen ſpätern Verhältniſſen ſeines Lebens offenbarte. Er machte ſeinen erſten Feldzug am Rheine, wo ſein Vater, mit dem Churfürſten von Baiern vereinigt, die Reichsarmee commandirte. Mehr von den Feinden, als von dem väterlichen Lehrer, lernte er hier die Kriegskunſt, ſo wie er ſeinem frühern Aufenthalte in Frankreich jenen feinen Ton, den Geſchmack für Luxus und ſchöne Künſte verdankte, der in der Folge den ſächſiſchen Hof nächſt dem Hofe Ludwigs XIV. zum glänzendſten in Europa machte. Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1691 ging er nach Wien, wo er mit dem damaligen Erzherzog Joſeph, nachher Joſeph I., eine enge Freundſchaft ſchloß, die ihn lange in Öſterreichs Intereſſen hielt. Durch den Tod ſeines ältern Bruders, Johann Georg IV., wurde er regierender Churfürſt von Sachſen. Als ſolcher übernahm er 1695 das Commando der öſterreichiſchen Armeen gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten. Er hatte in dieſem und im folgenden Feldzuge keine entſcheidenden Erfolge. Im Herbſt 1696 verließ er das Heer, um Mitbewerber des durch Johann Sobieski's Tod erledigten polniſchen Throns zu werden. — Der Abbé von Polignac, franz. Geſandter in Warſchau, ſetzte alle Hülfsmittel der Intrigue, der Beſtechung und der Beredſamkeit in Bewegung, um den Prinzen von Conti auf den polniſchen Thron zu bringen. Alles ſchien dieſen zu begünſtigen, als Johann Przependowiski unerwartet den Churfürſten von Sachſen vermochte, als Mitbewerber aufzutreten. Die Erſten des Reichs unterſtützten allerdings Conti, aber August ſtand mit einer Armee an den Grenzen. Er hatte mehrere Rechte und An-

ſprüche in ſeinen deutſchen Staaten verkauft, um Geld zu machen, und er wendete dieſes Geld dazu an, ſich Stimmen zu erkaufen. Er legte die lutheriſche Religion ab, und nahm die der neuen Unterthanen an. Der Reichstag verſammelte ſich den 25. Juni 1697. Am 27. hatte eine doppelte Wahl ſtatt. Auguſt bekräftigte die ſeinige dadurch, daß er auf der Stelle mit 10,000 Sachſen in Polen einrückte. Beſtechung und Furcht dienten ihm und trugen den Sieg über Polignacs Feinheit davon. So wurde Auguſt am 15. Sept. in Krakau gekrönt, und Conti, der bis Danzig gereiſ't war, mußte nach Frankreich zurückkehren. Auguſt verletzte bald viele der Bedingungen, die er angenommen hatte, wodurch er große Unzufriedenheit verurſachte. Um die ſächſiſchen Truppen, deren Entfernung aus Polen von ihm angelobt war, bei ſich behalten zu können, ſuchte er die Republik in einen Krieg zu verwickeln. Die Gelegenheit dazu fand ſich bald. Durch den Tractat von Oliva vom 7. Mai 1660 hatte Polen an Schweden den größten Theil von Liefland abgetreten. Auguſt hatte bei ſeiner Thronbeſteigung verſprechen müſſen, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen; Dänemark und Czar Peter I. verbanden ſich, Schweden von ihrer Seite anzugreifen und Carl XII. noch ſehr jung, ſchien nicht im Stande zu ſein, dieſer Coalition zu widerſtehen. Auguſt ließ ſeine Truppen marſchiren, um Riga zu belagern. In dem tapfern Gouverneur, dem alten Grafen von Dalberg, fand er hartnäckigen Widerſtand, und da die Belagerung ſich in die Länge zog, benutzte Auguſt einen Vorwand, um dieſelbe aufzuheben und ſich zurückzuziehen. Die Holländer hatten viele Waaren in Riga und die Generalſtaaten ließen ihrem Alliirten Auguſt Vorſtellungen machen, die Belagerung nicht fortzuſetzen. Andere dringendere Gründe waren aber das wahre Motiv der Aufhebung der Belagerung. Auguſt vernahm die Niederlage ſeiner Alliirten. Carl XII. hatte eben den König von Dänemark unter den Mauern von Kopenhagen aufs Haupt geſchlagen, worauf den 18. Auguſt 1700 der Tractat von Travendal erfolgt war. Czar Peter war ebenfalls zu Narwa geſchlagen worden, und Carl war auf dem Puncte, in Polen einzudringen. Auguſt fühlte die Nothwendigkeit, jetzt eher an ſeine eigene Vertheidigung denken zu müſſen, als daran, Eroberungen zu machen. Er hatte eine Zuſammenkunft mit Peter; beide Monarchen ſchloſſen eine genaue Allianz und verſprachen ſich gegenſeitig 50,000 Mann Truppen, und nachdem ſie 14 Tage lang ſich allen Arten von Unmäßigkeit, die in den Sitten des Einen und im Geſchmack des Andern lagen, hingegeben hatten, trennten ſie ſich, um für die Sicherheit ihrer Staaten zu ſorgen. Jetzt entſtand jener merkwürdige Krieg, in welchem jedoch nur Carl und Peter die Aufmerkſamkeit feſſeln, obgleich Auguſt alles anwendete und that, was ſeine moraliſchen Kräfte und die Kräfte des Staats vermochten. Er hatte mit ſeinen treuen Sachſen eben ſowohl die polniſche Inſubordination als die ſchwediſche Tapferkeit zu bekriegen. Carl, durch ſeinen Miniſter, den Grafen von Piper, ſehr gut berathen, ſah in Auguſt nur einen Uſurpator und trennte beſtändig die Sache der Republik von der des Königs. Auch fand Carl nur ſächſiſche Truppen zu bekämpfen, und von dieſen konnte Auguſt nicht viele an ſich ziehen, da die Polen ſich ihrem Einmarſche ſtets widerſetzten. Bei Riga wurde die erſte Schlacht geliefert. Auguſt war ſelbſt nicht dabei. Der Marſchall von Stenau verlor ſie gegen die Schweden und ließ Carln Meiſter von Cur- und Liefland. Jetzt faßte der ſiegreiche

Nieder-Rhein, um die Operationen Moreau's zu unterſtützen, rückte bis über Frankfurt vor, und traf mit den kaiſerlichen Generalen zu verſchiedenenmalen mit wechſelndem Glücke zuſammen, bis die Schlacht von Hohenlinden dem Feldzuge ein Ziel ſetzte. Er ging nach Holland zurück, und ward im Oct. 1801 vom General Victor abgelöſ't. Von da blieb er ohne Anſtellung bis 1803, wo er bei dem Wiederausbruche der Feindſeligkeiten mit England zum Commando der bei Bayonne verſammelten Truppen ernannt wurde und das Commando der gegen Portugal beſtimmten Armee übernehmen mußte. Da aber dieſe Expedition unterblieb, ging er nach Paris zurück, wurde den 19. Mai 1804 zur Würde eines Reichsmarſchalls erhoben, und erhielt als Großoffizier das rothe Band. Im Juli deſſelben Jahrs ſchickte ihm der König von Spanien den Orden Carls III. Hierauf ging er zum Commando der Breſter Expeditionsarmee, die gegen England beſtimmt war, ab, und zu Ende 1805 commandirte er ein Corps der großen Armee in Deutſchland, das die ſeit langer Zeit zu Breſt unter ſeinen Befehlen vereinigten Truppen bildeten. Er trug zu den verſchiedenen Erfolgen bei, welche den Preßburger Frieden herbeiführten, empfing bald darauf den Befehl, ſich gegen Franken zurückzuziehen, und beſetzte im März 1806 das Gebiet von Wetzlar und die umliegenden Gegenden, bis ein neuer Krieg ihn im Herbſte deſſelben Jahres nach Preußen rief. Nahe an den Grenzen dieſer ſchnell überwältigten Monarchie war die Scene des mörderiſchen Kampfes bei Eylau im Febr. 1807, welchen die Armee des Kaiſers Napoleon und das ruſſiſche Heer mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer kämpften, und worin das Corps des Marſchalls Augereau durch die Verwundung ſeines Befehlshabers ſeiner Anführung beraubt wurde. Die Wunden nöthigten den Marſchall, nach Frankreich zurückzukehren. Seitdem lebte er zurückgezogen; 1811, in den erſten Monaten, ſandte ihn Napoleon nach Spanien, um das Commando eines Armeecorps zu übernehmen. Späterhin kehrte er von dort zurück, blieb ohne Anſtellung und übernahm im Juli 1813 den Oberbefehl der in Baiern aufgeſtellten Armee, mit der er nach Sachſen zog und an der Leipziger Schlacht Theil nahm. Beim Einrücken der Alliirten in Frankreich commandirte er in der Richtung von Lyon. Er wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Augereau hatte ſich nach dem Sturz Napoleons in einer Proclamation an ſeine Armee harter Ausdrücke bedient; daher Napoleon, bei ſeiner Landung vom Golf Juan aus, ihn als Verräther erklärte. Augereau ſprach ſich nichts deſto weniger zu Gunſten Napoleons aus, nahm aber an den neuen Ereigniſſen keinen thätigen Antheil. Nach der Rückkunft des Königs erſchien er wieder in der Pairskammer, ſaß mit unter Ney's Richtern, war darauf einige Zeit ohne Anſtellung und ſtarb den 11. Juni 1816 auf ſeinem Gute la Houſſaie an der Waſſerſucht.

Augias, ſ. Herkules.

Augsburg, Hauptſtadt im baierſchen Oberdonaukreiſe, vormals eine freie Reichsſtadt, bis der franzöſiſche Kaiſer ſie nach dem Frieden zu Presburg 1805 an Baiern gab, welches ſie auch trotz allen Einwendungen des Magiſtrats behalten hat. — Sie liegt zwiſchen dem Lech und Wertach, iſt zwar enge und unregelmäßig zuſammengebaut, hat aber ſonſt gute Gebäude, ſchöne mit Springbrunnen verzierte öffentliche Plätze, und zählt 3669 Häuſer und 29,400 Einwohner, halb Katholiken, halb Lutheraner. Unter ihren öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich der Biſchofshof, wo 1530 die Augsburger Con-

feſſion übergeben ward, das Rathhaus mit dem goldnen Saale, und die Fuggerei, als ein Andenken an dieſe reichen Mitbürger, aus. Die Stadt unterhält mancherlei Manufacturen und Fabriken, und treibt einen beträchtlichen Wechſel- und Speditionshandel, indem ſie die wichtigſten Geſchäfte mit Wien und Italien und zugleich einen Stapelplatz für die ſüddeutſchen und italieniſchen Weine macht. Unter ihren Fabriken ſind die Gold- und Silberwaaren in Deutſchland noch unübertroffen, auch hat ſie ſich im Kupferſtich hervorgethan. In derſelben blühen mehrere wiſſenſchaftliche Anſtalten.

Augsburgiſche Confeſſion heißt das von den Proteſtanten auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Kaiſer und Reiche übergebene und mit der Unterſchrift der proteſtantiſchen Reichsſtände bekräftigte Glaubensbekenntniß. *Luther* hatte dieſes Glaubensbekenntniß, auf Befehl des Churfürſten von Sachſen, *Johann* des Beſtändigen, in Torgau in 17 Artikeln abgefaßt; allein da ſein Styl zu heftig war, hatte es *Philipp Melanchthon*, auf churfürſtlichen Befehl und mit Einwilligung der ſämmtlichen proteſtantiſchen Fürſten und Theologen, umgearbeitet. Dieſe Umarbeitung wurde dem Reichstage am 25. Juni 1530 übergeben und demſelben vorgeleſen. Das Original iſt in dem kaiſerlich öſterreichiſchen Archive befindlich, und nach ſolchem die zu Wittenberg 1531 erſchienene Ausgabe der Augsburgiſchen Confeſſion abgedruckt. In der Folge änderte aber Melanchthon eigenmächtig Einiges in derſelben ab, und dieſe veränderte Ausgabe erſchien 1540. Es entſtand nun ein Unterſchied zwiſchen der *unveränderten* und *veränderten* Augsburgiſchen Confeſſion; jene dem Reichstage übergebene iſt bei den Lutheranern, dieſe, von Melanchthon veränderte, bei den deutſchen Reformirten angenommen, welche ſich dadurch die den Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten im Religionsfrieden zugeſtandenen Rechte ſicherten.

Augurn und Augurien. Augurn hießen bei den Römern gewiſſe Prieſter, die aus dem Fluge und Geſchrei der Vögel, aus dem Blitze und gewiſſen andern Erſcheinungen die Zukunft und den Willen der Götter verkündigten. Sie wurden ſowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten befragt, und ihr Anſehen wie ihr Einfluß auf den Staat waren ſehr groß. Durch das bloße: alio die (einen andern Tag) konnten ſie die Fortſetzung der Comitien hindern, und alle gefaßten Beſchlüſſe ungültig machen. Ihre Ausſprüche, ſo wie die Anzeichen, nach denen ſie ſich richteten, wurden *Augurien* genannt. Der öffentlichen Augurien gab es drei Arten: 1. Himmelserſcheinungen, wie Donner und Blitz. Man merkte dabei auf den Ort des Entſtehens und Niederfahrens des Blitzſtrahls. Die Beobachtung ſelbſt geſchah folgender Geſtalt. Der Augur begab ſich an einen erhabenen, von allen Seiten eine freie Ausſicht gewährenden Ort (arx, templum). Nach verrichtetem Opfer und feierlichem Gebet ſetzte er ſich mit bedecktem Haupte, das Geſicht nach Oſten gekehrt, und bezeichnete mit ſeinem Stabe (Lituus) die Gegenden des Himmels, in deren Grenzen er ſeine Beobachtungen anſtellen wollte. Zur Linken waren die glücklichen, zur Rechten die unglücklichen Anzeichen. 2. Die Stimme und der Flug der Vögel. Die Vorherſagungen der Zukunft aus Beobachtung der Vögel heißen eigentlich *Auſpicien*, und waren ſchon bei den Griechen gewöhnlich. Nach und nach wurden ſie immer vollkommner und ausgebreiteter, und ihr Anſehen ſtieg ſo hoch, daß bei den Römern in Kriegs- und Friedenszeiten nichts Wichtiges unternommen wurde, ohne die Vögel, denen man wegen ihres ſteten

Umherfliegens die Kenntniß der geheimſten Dinge zuſchrieb, zuvor um Rath gefragt zu haben. Sie waren glückliche oder unglückliche, entweder ihrer Natur nach, oder mit Rückſicht auf die Umſtände, unter denen ſie ſich zeigten. Überhaupt aber zerfielen die ominöſen Vögel in zwei Claſſen: in ſolche, die durch ihren Flug etwas anzeigten, und in ſolche, deren Geſang oder Stimme etwas verkündigte. Durch ihr Geſchrei gaben ein Anzeichen der Rabe, die Krähe, die Nachteule, der Hahn u. ſ. w., durch ihren Flug der Adler, die Krähe, der Rabe, der Habicht, der Geier. Die beiden letztern waren ſtets unglücklich; der Adler hingegen glücklich, zumal wenn er von der Linken zur Rechten flog; die Krähe und der Rabe waren zur Linken glücklich, zur Rechten unglücklich. 3. Das Freſſen oder Nichtfreſſen der Hühner, jenes bedeutete Glück, dieſes Unglück. Man bediente ſich der Hühner vornehmlich im Kriege, daher der Armee immer ein Pontifex, einige Auguren und Haruſpices, nebſt dem Pullarius mit ſeinem Hühnerkaſten folgen mußten. — Außer dieſen drei Arten gab es noch gewiſſe, von vierfüßigen Thieren und ungewöhnlichen Vorfällen hergenommene Anzeichen, z. B. wenn ein Thier über den Weg lief oder an einem ungewohnten Orte geſehen wurde, plötzliches Traurigwerden, das Nieſen, das Verſchütten des Salzes auf den Tiſch u. ſ. w. Die Auguren erklärten dergleichen Zeichen und lehrten dabei, wie die Götter wieder zu verſöhnen ſeien.

Auguſt II. (Friedrich), Churfürſt von Sachſen und König von Polen, zweiter Sohn von Johann Georg III., Churfürſt von Sachſen, und von Anna Sophie, Tochter Friedrichs III., Königs von Dänemark, wurde zu Dresden am 12. Mai 1670 geboren. Die Natur hatte ihn mit außerordentlicher Leibesſtärke und Gewandtheit ausgeſtattet und die ſorgfältigſte Erziehung entwickelte in ihm einen Geſchmack für alles Schöne und für geiſtige Beſchäftigung, deren Einfluß ſich in allen ſpätern Verhältniſſen ſeines Lebens offenbarte. Er machte ſeinen erſten Feldzug am Rheine, wo ſein Vater, mit dem Churfürſten von Baiern vereinigt, die Reichsarmee commandirte. Mehr von den Feinden, als von dem väterlichen Lehrer, lernte er hier die Kriegskunſt, ſo wie er ſeinem frühern Aufenthalte in Frankreich jenen feinen Ton, den Geſchmack für Luxus und ſchöne Künſte verdankte, der in der Folge den ſächſiſchen Hof nächſt dem Hofe Ludwigs XIV. zum glänzendſten in Europa machte. Nach dem Tode ſeines Vaters im Jahre 1691 ging er nach Wien, wo er mit dem damaligen Erzherzog Joſeph, nachher Joſeph I., eine enge Freundſchaft ſchloß, die ihn lange in Öſterreichs Intereſſen hielt. Durch den Tod ſeines ältern Bruders, Johann Georg IV., wurde er regierender Churfürſt von Sachſen. Als ſolcher übernahm er 1695 das Commando der öſterreichiſchen Armeen gegen die Türken, welche in Siebenbürgen einzudringen drohten. Er hatte in dieſem und im folgenden Feldzuge keine entſcheidenden Erfolge. Im Herbſt 1696 verließ er das Heer, um Mitbewerber des durch Johann Sobieski's Tod erledigten polniſchen Throns zu werden. — Der Abbé von Polignac, franz. Geſandter in Warſchau, ſetzte alle Hülfsmittel der Intrigue, der Beſtechung und der Beredſamkeit in Bewegung, um den Prinzen von Conti auf den polniſchen Thron zu bringen. Alles ſchien dieſen zu begünſtigen, als Johann Przependowski unerwartet den Churfürſten von Sachſen vermochte, als Mitbewerber aufzutreten. Die Erſten des Reichs unterſtützten allerdings Conti, aber Auguſt ſtand mit einer Armee an den Grenzen. Er hatte mehrere Rechte und An-

ſprüche in ſeinen deutſchen Staaten verkauft, um Geld zu machen, und er wendete dieſes Geld dazu an, ſich Stimmen zu erkaufen. Er legte die lutheriſche Religion ab, und nahm die der neuen Unterthanen an. Der Reichstag verſammelte ſich den 25. Juni 1697. Am 27. hatte eine doppelte Wahl ſtatt. Auguſt bekräftigte die ſeinige dadurch, daß er auf der Stelle mit 10,000 Sachſen in Polen einrückte. Beſtechung und Furcht dienten ihm und trugen den Sieg über Polignacs Feinheit davon. So wurde Auguſt am 15. Sept. in Krakau gekrönt, und Conti, der bis Danzig gereiſ't war, mußte nach Frankreich zurückkehren. Auguſt verletzte bald viele der Bedingungen, die er angenommen hatte, wodurch er große Unzufriedenheit verurſachte. Um die ſächſiſchen Truppen, deren Entfernung aus Polen von ihm angelobt war, bei ſich behalten zu können, ſuchte er die Republik in einen Krieg zu verwickeln. Die Gelegenheit dazu fand ſich bald. Durch den Tractat von Oliva vom 7. Mai 1660 hatte Polen an Schweden den größten Theil von Liefland abgetreten. Auguſt hatte bei ſeiner Thronbeſteigung verſprechen müſſen, das Abgetretene wieder mit dem Reiche zu vereinigen; Dänemark und Czar Peter I. verbanden ſich, Schweden von ihrer Seite anzugreifen und Carl XII. noch ſehr jung, ſchien nicht im Stande zu ſein, dieſer Coalition zu widerſtehen. Auguſt ließ ſeine Truppen marſchiren, um Riga zu belagern. In dem tapfern Gouverneur, dem alten Grafen von Dalberg, fand er hartnäckigen Widerſtand, und da die Belagerung ſich in die Länge zog, benutzte Auguſt einen Vorwand, um dieſelbe aufzuheben und ſich zurückzuziehen. Die Holländer hatten viele Waaren in Riga und die Generalſtaaten ließen ihrem Alliirten Auguſt Vorſtellungen machen, die Belagerung nicht fortzuſetzen. Andere dringendere Gründe waren aber das wahre Motiv der Aufhebung der Belagerung. Auguſt vernahm die Niederlage ſeiner Alliirten. Carl XII. hatte eben den König von Dänemark unter den Mauern von Kopenhagen aufs Haupt geſchlagen, worauf den 18. Auguſt 1700 der Tractat von Travendal erfolgt war. Czar Peter war ebenfalls zu Narwa geſchlagen worden, und Carl war auf dem Puncte, in Polen einzudringen. Auguſt fühlte die Nothwendigkeit, jetzt eher an ſeine eigene Vertheidigung denken zu müſſen, als daran, Eroberungen zu machen. Er hatte eine Zuſammenkunft mit Peter; beide Monarchen ſchloſſen eine genaue Allianz und verſprachen ſich gegenſeitig 50,000 Mann Truppen, und nachdem ſie 14 Tage lang ſich allen Arten von Unmäßigkeit, die in den Sitten des Einen und im Geſchmack des Andern lagen, hingegeben hatten, trennten ſie ſich, um für die Sicherheit ihrer Staaten zu ſorgen. Jetzt entſtand jener merkwürdige Krieg, in welchem jedoch nur Carl und Peter die Aufmerkſamkeit feſſeln, obgleich Auguſt alles anwendete und that, was ſeine moraliſchen Kräfte und die Kräfte des Staats vermochten. Er hatte mit ſeinen treuen Sachſen eben ſowohl die polniſche Inſubordination als die ſchwediſche Tapferkeit zu bekriegen. Carl, durch ſeinen Miniſter, den Grafen von Piper, ſehr gut berathen, ſah in Auguſt nur einen Uſurpator und trennte beſtändig die Sache der Republik von der des Königs. Auch fand Carl nur ſächſiſche Truppen zu bekämpfen, und von dieſen konnte Auguſt nicht viele an ſich ziehen, da die Polen ſich ihrem Einmarſche ſtets widerſetzten. Bei Riga wurde die erſte Schlacht geliefert. Auguſt war ſelbſt nicht dabei. Der Marſchall von Stenau verlor ſie gegen die Schweden und ließ Carln Meiſter von Cur- und Liefland. Jetzt faßte der ſiegreiche

Carl den Entſchluß, Auguſt durch die Polen ſelbſt entthronen zu laſſen. Dieſer ſchickte die Gräfin von Königsmark, ſeine Mätreſſe, an ſeinen Gegner, um einen günſtigen Frieden zu bewirken, aber ſie erhielt nicht einmal Audienz, und als darauf der Primas ſelbſt ins ſchwediſche Lager ging, um Unterhandlungen zu eröffnen, erklärte ihm Carl laut, daß er den Polen keinen Frieden geben werde, bis ſie nicht einen andern König gewählt hätten. So begann der Kampf aufs neue. Die beiden Armeen trafen ſich zwiſchen Warſchau und Krakau; Auguſt hatte 24,000 Mann, Carl nur die Hälfte; allein gleich beim Anfang der Action wichen die Polen, und ungeachtet der Tapferkeit der Sachſen und Auguſts Unerſchrockenheit, erfocht Carl einen vollſtändigen Sieg. Er verfolgte Auguſt perſönlich bis nach und durch Krakau und würde ihn erreicht haben, wenn er nicht mit dem Pferde geſtürzt wäre und einen Fuß dabei verrenkt hätte. Auguſt benutzte die Ruhe, welche ihm dieſer Umſtand eine Zeit lang verſchaffte, ſich neue Freunde in Polen zu machen. Die Gefälligkeit ſeiner Sitten, ſeine Leichtigkeit in Verſprechungen riſſen die verſammelten Woiwoden wieder zu ihm hin; der Miniſter, den Kaiſer Leopold auf den Reichstag geſchickt, unterſtützte Auguſt ebenfalls, und ſo wurde ihm eine Armee von 50,000 Mann und den Inſurgenten eine ſechswöchentliche Friſt zur Unterwerfung zugeſtanden. Allein letztere hatten in Warſchau eine Conföderation organiſirt, die Carln zu unterſtützen im Begriff ſtand. Dieſer hatte ſich von ſeinem Sturze erholt, und wandte ſich unerwartet gegen die Reſte der ſächſiſchen Armee, die bei Pultusk ſtanden. Von neuem geſchlagen, gelang es dem Marſchall Stenau nur mit Mühe, ſich mit zwei Regimentern zu retten. Am 19. April 1704 erklärte nun der zu Warſchau verſammelte Reichstag Auguſt für unfähig, die polniſche Krone zu tragen. Ein Interregnum wurde publicirt und man beſtimmte den 12. Junï zur Wahl eines neuen Königs. Die öffentliche Meinung und Carls Wille bezeichneten Jacob Sobieski zum Throne; allein Auguſt wußte abermal dieſen ſeinen Nebenbuhler zu beſeitigen. Sobieski wurde nebſt ſeinem Bruder Conſtantin, als ſie in der Gegend von Breslau ſich auf der Jagd befanden, von dreißig ſächſiſchen Reitern überfallen und beide als Gefangene nach Leipzig gebracht. Man bot zwar ihrem dritten Bruder Alexander jetzt die Krone an; allein dieſer lehnte ſie ab, und man wählte nun am 12. Juli 1704 Stanislaus Leczinsky, Woiwoden von Poſen. Auguſt verſuchte bald nachher, auch dieſen in Warſchau ſelbſt, das nur mit 1500 Mann beſetzt war, aufzuheben, was ihm aber mißlang, obgleich er die ſchwediſche Beſatzung, vom Grafen Horn commandirt, zu Gefangenen machte. Ungeachtet der Anſtrengungen Auguſts und der ihm von Peter zugeſchickten Hülfe, triumphirte Carls Glück und Genius über alle Hinderniſſe, und der ſchwediſche General Renſchild erfocht bei Frauenſtadt den 13. Februar 1706 einen vollſtändigen Sieg über den Grafen von Schulenburg, ſächſiſchen Feldmarſchall. Carl drang in Sachſen ein. Auguſt, der in Polen beim ruſſiſchen Heere geblieben war, fühlte endlich die Nothwendigkeit, Frieden zu ſchließen; allein um ſich nicht mit Peter zu veruneinigen, der von keinem Frieden etwas wiſſen wollte, mußten die Unterhandlungen ganz insgeheim geſchehen und er gab ſeinen Abgeordneten unbegrenzte Vollmacht. Carl ſchrieb ſehr harte Bedingungen vor: Verzichtleiſtung auf die polniſche Krone; Anerkennung von Stanislaus; Aufhebung der Allianz mit Rußland; Freilaſſung der beiden Fürſten Sobieski, aller Kriegsgefangenen u. ſ. w.

Indem noch über dieſe Bedingungen unterhandelt wurde, zwangen die Ruſſen, die von dem allen nichts wußten, Auguſt, den ſchwediſchen General Mardefeld anzugreifen. Auguſt erfocht hier ſeltſamer Weiſe einen ausgezeichneten Sieg, kehrte triumphirend in Warſchau ein, und ließ eben das Te Deum ſingen, als man ihm Carls Bedingungen überbrachte. So ſehr Auguſt verſucht ſein mochte, von dieſem glücklichen Vorfalle Vortheil zu ziehen, ſo war doch der Zeitpunct dazu nicht mehr da. Sachſen ſelbſt wäre bei der Fortſetzung des Kriegs auf jeden Fall verheert worden. Auguſt ratificirte alſo den abgeſchloßnen Vertrag, und beſuchte Carln am 18. December 1706 in ſeinem Lager zu Alt-Ranſtädt. Um ſeine Demüthigung vollſtändig zu machen, zwang ihn der Sieger, an Stanislaus einen Glückwünſchungsbrief zu ſchreiben, und ihm damit die Juwelen und die Archive der Krone zurückzuſchicken. Auguſt kehrte nun nach Dresden zurück, wo er bald nachher von Carl unerwartet einen Beſuch erhielt. Der Graf von Flemming, erſter Miniſter des Churfürſten, rieth ihm bei dieſer Gelegenheit, ſich der Perſon ſeines furchtbaren Feindes zu bemächtigen; allein Auguſt verwarf mit Unwillen dieſen unrechtlichen Vorſchlag. Auguſt beſchäftigte ſich nun eifrig mit der innern Verwaltung Sachſens; allein ganz hatte ihn ſeine Neigung zum Kriege nicht verlaſſen und ſeine Liebe zur Pracht riß ihn zu vielen Ausgaben hin, wodurch die Finanzen des Landes ſehr zerrüttet wurden. 1708 machte er incognito den Feldzug in den Niederlanden gegen die Franzoſen mit, und 1709 ſah er ſich ſchon nach Polen zurückberufen. Carl XII., bei Pultava geſchlagen, konnte Stanislaus nicht mehr ſchützen, und Flemming bearbeitete ſchon ſeit einiger Zeit die Polen, um ſie unter Auguſts Herrſchaft zurückzubringen. Auguſt proteſtirte nun gegen den Tractat von Alt-Ranſtädt und rückte mit einer Armee in Polen ein, wo er gut aufgenommen wurde; er verkündete den Anhängern von Stanislaus eine allgemeine Amneſtie und vermochte den Papſt, die Polen ihres Eides der Treue gegen dieſen Fürſten zu entbinden. Am 18. Auguſt publicirte er ein Manifeſt, worin er ſich über dieſe Schritte zu rechtfertigen ſuchte. Mit dem Königthum kamen bei Auguſt auch ſeine beiden Lieblingsprojecte zurück: ſich an Schweden zu rächen und die Polen zu unterjochen; er verband ſich wieder mit Peter, mit dem er zu Thorn eine Zuſammenkunft hatte. In Vereinigung mit Dänemark ließen beide Monarchen Truppen in Pommern einrücken. Ungeachtet der Erſchöpfung, worin ſich Schweden befand, ſetzte es dieſem Angriff lebhaften Widerſtand entgegen und am 20. December 1712 erfocht der ſchwediſche General Steinbock bei Gadebuſch einen glänzenden Sieg über die Alliirten, welche eiligſt die Belagerung von Wismar und Stralſund aufheben mußten. Die Demonſtration der Türken und Preußens Einmiſchung, das Pommern ſequeſtrirte, beſchäftigten im folgenden Jahre Auguſt und Peter, bis 1714 in Braunſchweig ein Friedenscongreß eröffnet wurde. Die übertriebenen Anſprüche Aller, die dazu concurrirten, ließen den Freunden des Friedens nur geringe Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, als Carl XII. auf einmal in Stralſund erſchien und zu erkennen gab, daß er den Krieg mit Erbitterung und Hartnäckigkeit fortzuſetzen gedenke. Ein neuer Bund, von dem Auguſt der vornehmſte Stifter war, bildete ſich gegen Carl. Stralſund mußte ſich am 21. Dec. 1715 ergeben. Schweden ſchien ſeinem Ruin nahe zu ſein. Des Grafen von Görz Klugheit, der eine Allianz zwiſchen Rußland und Schweden unterhandelte, brachte Uneinigkeit unter die Verbündeten. Peter war auf dem Puncte, ſich mit

Carln zu vereinigen, um Auguſt vom Throne zu entfernen und ihn Stanislaus zurückzugeben. Der Tod Carls machte dieſen Intriguen ein Ende und Auguſt ſchloß mit Schweden Friede. Wir haben ſchon erwähnt, daß es Auguſts geheime Abſicht war, ſich in Polen unabhängig und ſeine Gewalt uuumſchränkt zu machen. Die ſächſiſchen Truppen, die im Lande zerſtreut ſtanden, ſchienen ihm nützlich ſein zu können. Allein es bildete ſich bald eine Conföderation, an deren Spitze Ledekuski, ein Edelmann, ſtand. Die Sachſen ſahen ſich auf allen Puncten einzeln angegriffen und wurden vernichtet. Auguſt erflehte Peters Vermittlung, und 1717 wurde der Friede zwiſchen ihm und der Republik geſchloſſen. Die ſächſiſchen Truppen verließen das Königreich, und Auguſt, Verzicht leiſtend auf die Idee, die Nation mit Gewalt zu unterjochen, ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, ſuchte von jetzt an ſeinen Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Er gab ſich ganz der Weichlichkeit und dem Wohlleben hin. Als einen ihn charakteriſirenden Zug führen wir an, daß er ſein ſchönes Dragoner-Regiment gegen zwölf porzellanene Vaſen an Friedrich Wilhelm, König von Preußen — einen ohnehin ſo gefährlichen Nachbar — verkaufte. Sein Hof war der glänzendſte und kultivirteſte in Europa. Die Polen, deren Sitten ſich überhaupt zur Ausſchweifung hinneigten, ergaben ſich nur zu ſehr dem gefährlichen Beiſpiele ihres Königs, und wenn die erſten Regierungsjahre deſſelben durch große Staatsbewegungen ſich auszeichneten, ſo thaten es die letzten durch grenzenloſe Üppigkeit und Sittenverderbniß. Man lieſ't noch jetzt mit Erſtaunen die Beſchreibung der von ihm gegebenen Feſte. Auguſt wurde indeß von ſeinen Unterthanen ſehr geliebt, und er behauptete mit Würde ſeinen Rang unter den europäiſchen Mächten. Er verband in ſeinem Charakter großmüthige Geſinnungen mit despotiſchen Gewohnheiten, den Geſchmack an Vergnügungen mit den Sorgen des Ehrgeizes, und die Unruhe kriegeriſcher Neigungen mit der Weichlichkeit eines wollüſtigen Lebens. Der Tod überraſchte ihn endlich mitten unter ſeinen Feſten und Entwürfen. Als er nach Warſchau zu einem Reichstage reiſ'te, kam der Brand an eine kleine Wunde, die er am Knie hatte, und er ſtarb dort am 1. Febr. 1733. — Seine Gemahlin, Chriſtine Eberhardine, Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Culmbach — die lutheriſch geblieben war — hinterließ ihm einen einzigen Sohn, Friedrich Auguſt (ſiehe den folgenden Artikel), dagegen hatte er von ſeinen zahlreichen Mätreſſen eine große Anzahl Kinder. Die Gräfin von Königsmark hatte ihm den berühmten Moritz von Sachſen geboren.

Auguſt III. (Friedrich), Churfürſt von Sachſen und König von Polen, Sohn Auguſts II., wurde 1696 geboren, und folgte ſeinem Vater im Jahre 1733 als Churfürſt von Sachſen. Gegen Ende deſſelben Jahres verſuchte Ludwig XV., Stanislaus Leczinky, mit deſſen Tochter er ſich vermählt hatte, auf den polniſchen Thron zu bringen; aber Frankreich war zu entfernt, um zur kräftigen Unterſtützung der Wahl Truppen genug nach Polen ſchaffen zu können. Ein Theil des polniſchen Adels trennte ſich vom Wahltage, und unterſtützt von einer ruſſiſchen Armee wurde Auguſt III. zum König gewählt. Indeſſen wurde Auguſt doch erſt 1736 in dem Warſchauer Friedenscongreß allgemein als König anerkannt. Obgleich ohne die großen und liebenswürdigen Eigenſchaften ſeines Vaters, folgte er dennoch in äußern Dingen ganz deſſen Beiſpiele, indem auch er ſich durch glänzende Feſte und eine ausſchweifende Hofhaltung auszeichnete.

Auf Gemählde und die Unterhaltung ſeiner Capelle verwendete er ungeheure Summen, ohne jedoch von beiden etwas zu verſtehen. Seine einzige Leidenſchaft war die Jagd. Alle Regierungsſorgen überließ er ſeinem erſten Miniſter und Günſtlinge, dem Grafen von Brühl (ſ. d. Art.), der geſchickt genug war, den ſchwachen, aber ſtolzen und auf ſeine Autorität eiferſüchtigen Monarchen in der Idee zu erhalten, daß er allein die höchſte Gewalt ausübe. Was Beider politiſches Syſtem anlangt, ſo hatten ſie kein anderes, als gänzliche Abhängigkeit von Rußland. August zog den Aufenthalt in Dresden dem in Warſchau vor, aber ſeine lange Abweſenheit aus Polen ließ die Regierung dieſes Landes in gänzliche Unthätigkeit verſinken. Niemals waren die jährlichen Reichstage unruhiger, aber auch nie zweckloſer durch den unbeugſamen Starrſinn der Mitglieder. Während der ganzen Dauer dieſer Regierung verſammelten ſich die Repräſentanten der Nation immer ohne Erfolg oder Nutzen, und faſt immer gingen der frivolſten Vorwände wegen die Reichstage aus einander. August war zufrieden, wenn er nach dem geliebten Sachſen zurückkehren konnte, und ſo blieb dreißig Jahre lang dieſes große Reich beinahe ganz ohne Adminiſtration. Bei aller dieſer organiſirten Anarchie ſchien Polen doch zufrieden und glücklich. In Sachſen war dem nicht ſo. Durch die ſchnelle Vergrößerung Preußens beunruhigt, verband August ſich mit der Königin von Ungarn. Er verpflichtete ſich, dieſer vermittelſt der Subſidien, welche England und Holland ihm zahlen wollten, 30,000 Mann Hülfstruppen zu ſtellen, und ließ ſolche in Schleſien einrücken, wo ſie ſich mit der öſterreichiſchen Armee vereinigten, aber eine gänzliche Niederlage erlitten. Friedrich griff jetzt Sachſen ſelbſt an, und ſchlug unter den Mauern von Dresden die ſächſiſche Armee abermals am 15. December 1745. August verließ ſeine Hauptſtadt, rettete ſeine Gemählde und Porzellane, vergaß aber die Staatsarchive, die in die Hände des Siegers fielen. Erſt durch einen demüthigenden Frieden erhielt er im nächſten Jahre Sachſen zurück. 1756 ſah ſich August aufs neue in einen Krieg mit Preußen verwickelt. Vergebens ſuchte er das Ungewitter von ſeinen Staaten abzuwenden, indem er Friedrich Neutralitätsvorſchläge machen ließ. Dieſer lehnte ſolche ab, und August verließ ſeine Hauptſtadt am 10. September und begab ſich ins ſächſiſche Lager nach Pirna, wo 17,000 Mann ſächſiſche Truppen verſammelt waren. Friedrich ſchloß hier die Sachſen ein, die ſich endlich am 15. October zu Gefangenen ergeben mußten. August flüchtete für ſeine Perſon auf den Königſtein und ſpäterhin nach Polen. — Hier, wo ſeine Autorität ſchon vorher nicht ſehr geachtet war, wurde ſie es nach dem Verluſte Sachſens noch weniger. Catharinens Gelangung auf den ruſſiſchen Thron wurde für ihn eine neue Quelle vielen Verdruſſes, da die große Kaiſerin die ſächſiſchen Fürſten, welche Alliirte Frankreichs geworden waren, auf alle Weiſe zu necken und ſelbſt vom polniſchen Throne zu entfernen ſuchte. Es war daher kaum der Hubertsburger Friede geſchloſſen, als er Warſchau verließ und nach Dresden zurückkehrte, wo er aber ſchon am 5. October 1763 an einem Anfalle von Gicht, die ihm in die Bruſt trat, ſtarb. Auch er hatte, wie ſein Vater, vor ſeiner Gelangung zum polniſchen Thron (ſchon 1715) die katholiſche Religion angenommen. Sein Sohn, Friedrich Chriſtian Leopold, folgte ihm als Churfürſt von Sachſen, und Stanislaus Poniatowski als König von Polen.

Auguſt (Friedrich), jetzt regierender König von Sachſen, der älteſte Sohn des Churfürſten Friedrich Chriſtian, wurde geboren am 23. December 1750. Bei ſeines Vaters Tode war er erſt dreizehn Jahre alt, und ſeine Lande wurden deßhalb unter der Adminiſtration ſeines älteſten Oheims, des Prinzen Xaver, regiert, bis am 16. Sept. 1768 der junge Fürſt ſelbſt die Regierung antrat. Der würdige Gutſchmid war ſein Lehrer in den Staatswiſſenſchaften geweſen, die vielleicht nie in einem edlern Geiſte ſind angewendet worden als von Friedrich Auguſt. In einer ruhigen Zeit übernahm er die Regierung, beſeelt von dem feſten Entſchluſſe, die ihm zugefallenen Länder nach Möglichkeit zu beglücken, und dieſem Vorſatz blieb er in allen Verhältniſſen und zu allen Zeiten ſo treu, daß man mit Wahrheit ſagen kann, dieſer Fürſt habe nur gelebt, um ihn durch die That zu bewähren. Niemals hat er den Grundſatz der ſtrengſten Rechtlichkeit verläugnet, ſtets wahrhaft väterliche Geſinnungen bewieſen, und nie etwas unternommen oder gethan, was mit dem Wohle ſeiner Unterthanen unverträglich hätte ſcheinen können. Heilig war ihm die Gerechtigkeit, und darum iſt in ſeiner ganzen Regierung kein Machtſpruch, kein Eingriff in fremde Rechte geſchehen; heilig war ihm ſeine Fürſtenpflicht, und mit der anhaltendſten Thätigkeit, mit der gewiſſenhafteſten Pünctlichkeit, mit der edelſten Mäßigung hat er ſie erfüllt. Abhold jedem übereilten revolutionären Streben, unternahm er nichts blos für den Glanz oder aus Nachahmungsſucht, ſondern nur dann kam das Neue, wenn er aus geprüfter Überzeugung es als das Gute erkannt hatte, das lieber langſam, aber deſto ſicherer gedeihen ſollte. Der Wohlſtand, die Blüthe ſeines Staates unter ſeiner Regierung zeugen, wie ſicher es in der That gedieh; und die nähere Betrachtung der geräuſchloſen Thätigkeit dieſes Fürſten beweiſ't, daß er wohlthätiger für ſeinen Staat gewirkt hat, als kein Eroberer vermocht hätte. Er tilgte nach und nach die Steuerſchulden des Landes, und die erkannte ſtrenge Rechtlichkeit der Verwaltung bewirkte, daß, ungeachtet der geringen Zinſen, die ſächſiſchen Staatspapiere, was bis daher ohne Beiſpiel war, um einige Procente den wahren Werth überſtiegen. Öfters wendete Friedrich Auguſt durch eigene Aufopferungen Schulden vom Lande ab, ſuchte Auflagen lieber zu vermindern als zu erhöhen, und erklärte: man ſolle ſein und ſeiner Kammer Intereſſe nie dem Intereſſe der getreuen Unterthanen entgegenſtellen. Von ſeiner ausnehmend landesväterlichen Fürſorge zeugen die ſchrecklichen Jahre der Theurung 1772, 1804, 1805, und die furchtbaren Überſchwemmungen von 1784, 1799, 1804, wobei er ſich als wahrer Vater ſeines Volks nicht nur durch unmittelbare Wohlthaten, ſondern auch durch die Arbeit bewies, die er nahrungsloſen Unterthanen anweiſen ließ. Die Magazine aber wurden ſo eingerichtet, daß ähnlicher Gefahr künftig vorgebaut war. Der Anbau des Landes, die Verbeſſerung der Viehzucht (beſonders die Veredlung der Schäfereien) machten bedeutende Fortſchritte, und wurden durch Belohnungen unterſtützt; der Bergbau, die Salzwerke wurden durch ſorgfältige Aufſicht, weiſe Berggeſetze und nachdrückliche Unterſtützung der Gewerke gehoben; Manufacturiſten und Fabrikanten (vorzüglich Spinnmaſchinen ꝛc.) aller Art durch Penſionen, Geſchenke und Vorſchüſſe unterſtützt; der Handel, der durch den ſiebenjährigen Krieg und durch die von dem Adminiſtrator Xaver auf die ausländiſchen Waaren gelegten Impoſten einen nicht geringen Stoß erlitten hatte, hob ſich zu einer vorher nie erreichten Blüthe, und ward auf vielfache Weiſe

befördert. Wer gedenkt nicht hierbei der Verbeſſerung alter und Anlegung neuer Kunſtſtraßen, ſo wie der Schiffbarmachung der Unſtrut und Saale, welche Flüſſe durch Canäle über Leipzig, Eilenburg und Torgau mit der Elbe in Verbindung gebracht werden ſollten? die Armee wurde bei dieſem allen auf einen beſſern Fuß geſetzt, und die Bildungsanſtalten blieben nicht dahinten. Bedeutende Unterſtützungen erhielten die beiden Univerſitäten Wittenberg und Leipzig; die drei Fürſtenſchulen Pforta, Meißen und Grimma wurden neu organiſirt, erhielten neue Gebäude und mehrere Lehrer, die Seminarien zu Dresden und Weißenfels, das Soldatenknabeninſtitut zu Annaburg, die niedern Bergſchulen im Erzgebirge, die verbeſſerte Einrichtung der Bergakademie zu Freiberg, die Gehaltserhöhung der Landſchullehrer, Prämien, welche an dieſe ausgetheilt wurden, u. a. m. zeugen zur Genüge von dem Eifer der Regierung auch für die höhere Bildung der Nation. Beweiſ't nun aber ſchon dieſes, daß man nicht blos auf die Adminiſtration des Landes eine vorzügliche Sorgfalt gewendet habe, ſo dienen andere Umſtände noch mehr, auch die eigentliche Regierung Friedrich Auguſts von einer recht achtungswürdigen Seite zu zeigen. Im Jahre 1770 wurde die Tortur abgeſchafft, die Reinigungseide wurden vermindert, die Todesſtrafen ſehr beſchränkt und menſchlicher. 1791 wurde eine beſtändige Geſetzcommiſſion errichtet, welche mit dem Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung beauftragt, 1820 aber aufgehoben ward; 1810 erhielten einige ausgezeichnete Criminaliſten den Auftrag zur Ausarbeitung eines neuen peinlichen Geſetzbuchs. Manche wichtige Veränderungen wurden in Anſehung einzelner Landescollegien und Behörden vorgenommen, der nachtheilige Juſtizpacht in den Ämtern aufgehoben, heilſame Polizeigeſetze und eine allgemeine Vormundſchaftsordnung gegeben, die ſich in jeder Hinſicht auszeichnet. Dies Wenige aus Vielem ausgehoben, beweiſ't einen eben ſo guten Willen, als zweckmäßige Thätigkeit eines Regenten, der keine höhere Pflicht und keine ſüßere Luſt kennt, als die Beglückung ſeines Landes. Auch breitete ſich nicht blos ein ſchöner Wohlſtand in demſelben aus, ſondern der Geiſt der Rechtlichkeit, Ordnung, Mäßigkeit und Treue waltete darin ſo allgemein, daß Sachſen auch von Seiten ſeiner Sittlichkeit ſich auszeichnete. Wenn Friedrich Auguſt nicht ein völlig ungeſtörtes, immer erhöhtes Glück ſeinen Unterthanen verſchaffte, ſo war dies nicht ſeine, ſondern der Zeitumſtände Schuld; denn wie ſehr er auch den Frieden liebte, ſo wurde er doch mehr als einmal genöthigt, das Schwert zu ziehen, und endlich ſeine blühenden Provinzen allen Drangſalen eines verheerenden Krieges Preis zu geben. Im Jahre 1778 führte er, wegen der Anſprüche ſeiner Mutter auf die Verlaſſenſchaft ihres Bruders, des Churfürſten von Baiern, in Verbindung mit Friedrich dem Großen, einen Krieg gegen das Haus Öſterreich, den baieriſchen Erbfolgekrieg, welchem aber bereits am 13. Mai 1779 der Friede folgte. Das Intereſſe ſeines Landes und deſſen geographiſche Lage erfoderten, ſich an Preußen anzuſchließen, und Friedrich Auguſt that es mit aller ihm eigenen Rechtlichkeit. Einer der erſten trat er daher auch dem deutſchen Fürſtenbunde, dieſer großen Stiftung Friedrichs, bei. Sehr richtig urtheilte Johannes Müller hierüber, „daß dieſe Maßregel der väterlichen Sorgfalt gemäß war, mit welcher Friedrich Auguſt die Wunden des Vaterlandes immer glücklicher heilte, und gleich gemäß dem Intereſſe des Hauſes, deſſen Schild wider grundloſe Anſprüche in Tractaten iſt, und ſeines Volks, deſſen vielvermögende Stände in ihren zum gemeinen Beſten geübten Vorrechten ein Kleinod beſitzen, deſſen Verluſt beim Untergange der Geſetze gewiß

und unerſetzlich wäre." Dieſelbe Weisheit, die ihn zu ſolcher Maßregel vermochte, bewog ihn auch, eine angetragene Königskrone auszuſchlagen. Die Polen ſendeten im Jahr 1791 den Fürſten Adam Czartoriſky nach Dresden, um Friedrich Auguſt aus eigener Wahl zur Thronfolge Polens für ſich und ſeine weiblichen Nachkommen zu berufen. War es aber ehrenvoll für ihn, um ſeiner Tugenden willen von einer fremden Nation als König berufen zu ſein, ſo war es groß und edel, dem Rufe nicht zu folgen, und lieber dem Glücke des kleinern Vaterlandes zu leben. Leider aber ſtand es bald nicht mehr in ſeiner Macht, die Ruhe dieſes Vaterlandes zu ſichern. In ſeinem Sommerpalaſt zu Pillnitz fand am 27. Auguſt 1791 die berühmte Zuſammenkunft zwiſchen dem Kaiſer Leopold und Friedrich Wilhelm II. von Preußen Statt, worin Maßregeln gegen die in Frankreich ausgebrochene Revolution ergriffen wurden. Hatte Friedrich Auguſt dies nicht verhindern können, ſo hütete er ſich doch, dem Bunde thätig beizutreten, rieth ſtets zur Mäßigung und ſtellte erſt im Jahre 1793, als nach Leopolds Tode die Franzoſen in die öſterreichiſchen Niederlande und die Rheinländer eingefallen waren, und ein Reichskrieg erklärt worden war, die Truppen, die ihm als Reichsfürſt zu ſtellen oblag. Vier Jahre lang nahm er auf ſolche Weiſe an einem Kriege Theil, zu welchem die Pflicht ihn nöthigte, trat aber 1796, nach dem Basler Frieden, dem norddeutſchen Neutralitätsſyſtem bei, und beſetzte die Demarcationslinie an den ſüdlichen Grenzen ſeines Landes. Bei dem Raſtadter Congreß vom Jahr 1797 bis 1799 ſuchte er nach allen Kräften die Sicherheit und Selbſtſtändigkeit des deutſchen Reiches zu behaupten, und bei dem Entſchädigungsgeſchäft zu Regensburg (1802 und 1803), wozu er nebſt ſieben andern Reichsſtänden erwählt war, hatte er kein anderes Augenmerk, als ſtrengſte Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entſchädigungsmaſſe. An einem neuen Kriege zwiſchen Frankreich und Öſterreich im J. 1805 nahm er keinen Theil, konnte aber nicht hindern, daß ſeine Länder durch die preußiſchen Durchmärſche vieles litten, und mußte ſelbſt im folgenden Jahre, nachdem am 6. Auguſt die völlige Auflöſung des deutſchen Reichs erfolgt war, an einer Rüſtung Preußens gegen Frankreich Antheil nehmen. 22,000 Mann Sachſen ſtießen zu den Preußen. Als durch eine verlorne Schlacht auf den Höhen von Jena am 14. October das Schickſal der preußiſchen Monarchie entſchieden wurde, war Sachſen zuerſt dem eindringenden Feinde preisgegeben, und das Loos des Landes wäre gewiß auf andere Weiſe entſchieden worden, hätten nicht Friedrich Auguſts perſönliche und Regententugenden dem Feinde ſelber Achtung eingeflößt. Der Sieger legte, außer mehrern Requiſitionen, dem Lande eine Contribution von 25 Millionen Franken auf, richtete eine proviſoriſche Verwaltung der in Beſchlag genommenen landesherrlichen Einkünfte ein, zu welchem Behufe das Land in vier Arrondiſſements vertheilt ward, Naumburg, Leipzig, Dresden und Wittenberg, geſtand aber übrigens dem Lande Neutralität zu. Friedrich Auguſt ſuchte dem bedrängten Lande auf alle Weiſe zu Hülfe zu kommen, indem er theils durch Geldvorſchüſſe und Lieferungen ſeiner Kammergüter die Leiſtungen unterſtützte, theils den Friedensabſchluß mit Napoleon möglichſt beſchleunigte. Dieſer erfolgte am 11. December zu Poſen, und hatte auf das künftige Schickſal von Sachſen und deſſen Regenten weſentlichen Einfluß. Der bisherige Churfürſt von Sachſen wurde zum König erhoben, trat als ſolcher dem Rheinbunde bei, und ſtellte ein Contingent von 20,000 Mann. Der in der Niederlauſitz gelegene cottbuſſer Kreis wurde ihm zugeſichert, und er trat dagegen an den König des neu

errichteten Reichs Weſtphalen das Amt Gommern, die Grafſchaft Barby, Treffurt und einen Theil der Grafſchaft Mannsfeld ab. Durch den Frieden von Tilſit erhielt er 1807 auch die vom Königreiche Preußen getrennten Provinzen Südpreußen, einen Theil Neu-Oſtpreußens Weſtpreußens und Neu-Schleſien, unter dem Titel des Herzogthums Warſchau, wozu dann durch den Frieden von Wien (den 14. Oct. 1809) alles, was 1795 in Neu- oder Weſtgallizien an Öſterreich gekommen war, geſchlagen wurde. Als König von Sachſen und Herzog hatte nun aber Friedrich Auguſt doppelte Verbindlichkeit, Theil an Frankreichs Kriegen zu nehmen. Indeß ſandte er keine Truppen nach Spanien. In dem Kriege, der 1809 gegen Öſterreich geführt ward, ſtellte er blos ſein Contingent. So glücklich dieſer Krieg geführt wurde, ſo koſtete er dennoch dem bereits erſchöpften Lande manches Opfer. Die härteſten Prüfungen für das Herz des guten Königs ſollten aber erſt noch beginnen, als in dem franzöſiſch-ruſſiſchen Kriege von 1812 ſeine Staaten der unmittelbare Schauplatz des Krieges wurden, erſt Warſchau und dann Sachſen. Friedrich Auguſt hatte ſich, als die Alliirten in Sachſen einrückten, zuvörderſt nach Regensburg, dann nach Prag begeben, und war nach der Lützner Schlacht auf Napoleons dringendes und drohendes Begehren nach Dresden zurückgekehrt Welche Anſichten und Abſichten ihn leiteten, iſt in dem Art. Sachſen zu finden. Der König befand ſich in Dresden, als die Alliirten dieſe Stadt nach Ablauf des Waffenſtillſtandes angriffen. Später folgte er Napoleon nach Leipzig. Als hier die Waffen das Loos Europa's entſchieden hatten, ſandte der König an Kaiſer Alexander die Erklärung, daß er ſich ihm auf Discretion ergebe. Der Kaiſer von Rußland gab zur Antwort, daß er in ihm nur einen feindlich geſinnten Fürſten ſehe. Man entfernte ihn aus Sachſen, welches verwaltet wurde, und wies ihm Friedrichsfelde bei Berlin zum einſtweiligen Aufenthalt an. Im März 1815 wurde ihm zugeſtanden, ſich von hier nach Preßburg zu begeben, um an den Verhandlungen des Wiener Congreſſes Theil zu nehmen, und endlich am 7. Juni kehrte er in Folge des am 18. Mai unterzeichneten Vertrags mit Preußen (vergl. Sachſen) in ſeine Hauptſtadt zurück. Hier ſtellte er in kurzer Zeit den zerrütteten Staatscredit wieder her, befolgte in jeder Hinſicht gemäßigte und weiſe Grundſätze, ſtiftete den Civilverdienſtorden und ordnete mehrere Zweige der Staatsverwaltung nach den neuen Verhältniſſen des Landes. Möge dereinſt der Biograph des guten Königs ſagen können: er ſtarb glücklich als Beglücker ſeines Vaterlandes, das durch ſeine Fürſorge an den vielfach geſchlagenen Wunden nicht verblutete! — Im Sept. 1818 feierte er ſein Regierungs- und im Jan. 1819 ſein Ehejubiläum. Im Jahre 1769 vermählte er ſich mit Maria Amalia Auguſta, der Schweſter des jetzt regierenden Königs von Baiern, und dieſe gebar ihm 1782 die Prinzeſſin Maria Auguſta.

Auguſtinus (der heilige), einer der berühmteſten Lehrer der chriſtlichen Kirche, wurde zu Tagaſt, einer kleinen Stadt in Afrika, den 13. November 354 unter der Regierung des Kaiſers Conſtantin geboren. Man hat über ihn von ihm ſelbſt genaue Nachrichten in ſeinem Buche, dem er den Titel Bekenntniſſe beilegte. Seine Ältern beſtimmten ihn für den gelehrten Stand, allein er entſprach ihren Erwartungen nicht ganz, da er jedes ernſte und trockene Studium verabſcheute und ſtets nur von ſolchen Dingen angezogen wurde, die das Herz beſchäftigten. Er wurde von ſeinen Ältern nach Kar-

thago geſchickt, wo er ſeine Studien vollenden ſollte. In ſeinem ſechzehnten Jahre faßte er eine groſe Neigung zu den Frauen. Funfzehn Jahre wurde er von einer Geliebten gefeſſelt, mit der er auch einen Sohn zeugte. Erſt als er ſeine ganze Lebensart änderte, verließ er ſie. Ein Buch des Cicero, unter dem Titel Hortenſius, das nicht auf unſere Zeiten gekommen iſt, leitete ihn auf das Studium der Philoſophie, und da dieſe ſeinem Gefühle nicht genügte, trat er zur Secte der Manichäer. Unter ihnen war er neun Jahre lang Zuhörer; aber als er zu einer deutlichen Erkenntniß gelangte, verließ er ſie, und begab ſich von Afrika nach Rom, und von da nach Mailand, um hier die Stelle eines Lehrers der Beredſamkeit einzunehmen. Der heil. Ambroſius war daſelbſt Biſchof, und durch die Reden deſſelben lernte er das orthodoxe Chriſtenthum hochachten. Das Leſen der Briefe Pauli brachte eine völlige Lebens- und Sinnesänderung in ihm hervor. Die katholiſche Kirche feiert jeden 5. Mai ein eigenes Feſt zum Andenken an dieſe Begebenheit. Er zog ſich in die Einſamkeit zurück, ſchrieb hier mehrere Bücher, bereitete ſich auf die Taufe vor, die er im drei und dreißigſten Jahre ſeines Lebens mit ſeinem Sohne Adeodat aus den Händen des Ambroſius empfing. Er kehrte nach Afrika zurück verkaufte ſeine Güter, gab den Gewinn daraus den Armen und behielt nur ſo viel für ſich, um mäßig leben zu können. Als er einſt in der Kirche zu Hippon gegenwärtig war, bezeigte der Biſchof, der ſehr alt war, das Verlangen, einen Prieſter zu weihen, der ihn unterſtützen und einſt als Biſchof ihm folgen könne. Auf Bitten des Volks trat Auguſtinus in den geiſtlichen Stand, predigte mit außerordentlichem Erfolge, und wurde 395 Biſchof zu Hippen. Er gerieth mit dem Pelagius in heftige Streitigkeiten über die Lehren vom freien Willen, von der Gnade und der Prädeſtination, und ſchrieb über dieſe ein eigenes Buch. Auguſtinus behauptet, daß der Menſch blos durch die Gnade, aber nicht durch gute Werke gerecht werde. (Vergl. d. Art. Gnade.) Er ſtarb den 28. Auguſt 403, da Hippon von den Vandalen belagert wurde. Es hat bei weitem gelehrtere Kirchenväter gegeben, die eine beſſere Sprache und einen reinern Geſchmack beſeſſen, aber keinen, der es verſtanden hätte, mehr das menſchliche Herz zu ergreifen und für Religion zu erwärmen. Die Mahler gaben ihm daher in ihren Gemählden zum Symbol ein flammendes Herz. — Auguſtinus hat ſeinem Eifer für das Mönchsleben durch die Gründung einiger Mönchs- und Nonnenklöſter in Afrika ein, freilich durch die Vandalen bald zerſtörtes, Denkmahl geſetzt, keineswegs aber, wie die nach ihm benannten Auguſtiner behaupteten, einen Orden mit feſter Regel geſtiftet. Die verſchiedenen Zweige des Auguſtinerordens, regulirte Chorherrn, Einſiedler, Einſiedlerinnen und Tertiarier, ſind erſt im elften und zwölften Jahrhunderte entſtanden, und ihre Regeln ein Werk der Päpſte und Prioren. Pius V. ſetzte die vorher ohne Ordensverband zerſtreuten, 1256 aber zur Clauſur vereinigten Auguſtiner-Eremiten oder Einſiedler des heil. Auguſtinus 1567 unter die Bettelorden, und gab ihnen den vierten Rang nach den Dominicanern, Franziscanern und Carmelitern. Sie tragen ſchwarze Kutten. Vor der Reformation hatten ſie bei 2000 Klöſter mit 30,000 Mönchen und 300 Klöſter der Auguſtinerinnen. Nachdem ihnen die Reformation ihres Ordensbruders Luther vielen Abbruch gethan hatte, verzweigten ſie ſich in mehrere anſehnliche Congregationen, unter denen die Auguſtiner-Barfüßer in Italien, Spanien und Frankreich die zahlreichſten wurden. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts zählte der ganze Augu-

ſtinerorden 42 Provinzen. Jetzt hat er nur noch in Italien, Spanien, Portugal, in den öſterreichiſchen Staaten und in Amerika Klöſter in geringer Anzahl. Im Jahre 1817 haben ſich wieder Auguſtinerinnen von der Congregation U. l. Fr. zu Paris angeſiedelt. Es ſind zwei und dreißig Nonnen, welche vom Ertrage ihres Fleißes leben, 200 arme Kinder unterrichten und nur noch zur Miethe wohnen.

Auguſtus (Cajus Julius Cäſar Octavius), urſprünglich Cajus Octavius genannt, war der Sohn von Cajus Octavius und der Attia, einer Tochter der Julia, der Schweſter Julius Cäſars. Die Familie der Octavier ſtammte aus Velletri im Lande der Volſcer. Der Zweig, zu welchem Auguſtus gehörte, war reich und angeſehen. Auguſtus Vater hatte ſich bis zum Senator emporgeſchwungen, und war, nachdem er die Prätur verwaltet, nach Macedonien gegangen, wo er ſich in Civil- und Militärämtern rühmlich auszeichnete. Octavius, von dem gegenwärtiger Artikel handelt, war unter Cicero's Conſulat im J. Roms 689 geboren. Er verlor ſeinen Vater früh, wurde aber durch die Sorgfalt ſeiner Mutter und des L. M. Philippus, mit dem Attia ſich in zweiter Ehe vermählt hatte, ſehr ſorgfältig zu Rom erzogen. Seine Talente entwickelten ſich auf das glücklichſte, und erwarben ihm die Gunſt ſeines Groß-Oheims, des Julius Cäſar, der ſich geneigt erklärte, ihn zu adoptiren, im Fall er kinderlos bleiben würde. Octavius befand ſich zu Apollonia in Epirus, wo er unter dem berühmten Rhetor Appollodor die Beredſamkeit ſtudirte, als er die Nachricht von dem tragiſchen Ende ſeines Oheims und zugleich von ſeiner Adoption erhielt. Die Beſorgniſſe ſeiner Freunde nicht achtend, ging er nach Italien unter Segel, um an Ort und Stelle ſelbſt den Stand der Sachen zu erforſchen, und, wenn ſich ihm die Gelegenheit darböte, die Hoffnungen zu verfolgen, zu welchen die Adoption durch Julius Cäſar ihn berechtigte. Als er bei Brunduſium landete, kam eine Deputation der daſelbſt verſammelten Veteranen ihm entgegen. Im Triumph in die Stadt geführt und als Erbe und Rächer Cäſars proclamirt, machte er feierlich ſeine Adoption bekannt, und nahm den Namen ſeines Oheims an, dem er den Namen Octavius beifügte. Er ſtellte ſich, damals neunzehn Jahre alt, an die Spitze der Veteranen, bemächtigte ſich aller öffentlichen Gelder in Brundus zu ſeinem eigenen Gebrauch, und marſchirte durch Campanien auf Rom. Hier gab es zwei Parteien: die Partei der Republikaner, die Cäſarn geſtürzt hatte, und die Partei des Antonius und Lepidus, die unter dem Vorwande jenen zu rächen, ihre eigene Macht zu begründen ſtrebten. Damals triumphirte die letztere Partei, und der Conſul Antonius übte eine faſt unbeſchränkte Gewalt aus. Octavius begab ſich zuerſt zu Cicero, der ſich auf ſeine Villa bei Cumä zurückgezogen hatte, um dieſen großen Redner, der noch immer eine große Popularität hatte, und der den Antonius haßte und fürchtete, in ſein Intereſſe zu ziehen. Darauf ging er nach Rom, wo der größte Theil der Magiſtratsperſonen, Soldaten und Bürger ihm entgegen kam; nur Antonius würdigte ſeine Ankunft keiner Aufmerkſamkeit. Nachdem Octavius ſeine Adoption auf die feierlichſte Art hatte beſtätigen laſſen, beſuchte er Antonius, bot ihm ſeine Freundſchaft an und foderte ihm die Verlaſſenſchaft Cäſars ab, um die von demſelben ausgeſetzten Legate zu bezahlen. Antonius wies dieſe Anſprüche ſtolz zurück, ſöhnte ſich jedoch bald mit ihm aus, als er des Octavius Anſehen immer mehr ſteigen, ſein eigenes aber in gleichem Maße ſich vermindern ſah. Dauernd konnte jedoch eine Verbindung zwiſchen beiden gleich herrſchſüchtigen Nebenbuhlern nicht ſein. Ihr

Herz nährte gegenſeitig Haß und Eiferſucht; auch war ihre Feindſchaft ſo wenig ein Geheimniß, daß man Octavius beſchuldigte, er habe Antonius ermorden laſſen wollen. Wie hierauf Antonius in das cisalpiniſche Gallien zog und Mutina belagerte, während er zu Rom für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde; wie Octavius, die damals mächtige Partei des Senats ergreifend die gegen Antonius beorderten Conſuln begleitete, und nach dem Tode derſelben den Oberbefehl übernahm; wie er aber in der Folge, als jener nebſt Lepidus mit einem furchtbaren Heere nach Italien zurückkehrte, ſich mit ihm ausſöhnte; wie zwiſchen den drei Feldherrn ein Triumvirat geſchloſſen wurde, und wie ſie, nach den ſchrecklichſten Blutſcenen in Rom und Italien die republikaniſche Armee unter Brutus und Caſſius in Macedonien beſiegten, iſt im Art. Antonius bereits erzählt worden. Von Antonius ward gerühmt, daß er das Andenken des überwundenen Brutus geehrt habe. Octavius zeigte ſich minder großmüthig, er verhöhnte, wie die Geſchichtſchreiber erzählen, den Leichnam des Unglücklichen. Nach dieſem Feldzuge fand ſich des Octavius Geſundheit ſo zerrüttet, daß man, als er bei Brundus landete, ſein Leben aufgab. Nachdem er in Rom angekommen war, unterzog er ſich dem ſchwierigen Geſchäfte, die Habſucht der Soldaten durch Vertheilung der gewonnenen Ländereien zu befriedigen. Dieſe Vertheilung verurſachte große Unruhen. Octavius ſah dabei mehrmals ſein Leben in Gefahr. Mitten unter den tumultuariſchen Auftritten, die ganz Italien erſchütterten, hatte er mit der Fulvia, deren Tochter Clodia er ausgeſchlagen, und mit Lucius, des Antonius Schwager, zu kämpfen. Nach mehreren Gefechten warf Lucius ſich in die Stadt Peruſia, wo er bald darauf capituliren mußte. Die Stadt ward der Plünderung Preis gegeben und dreihundert Senatoren zum Tode verurtheilt. Man ſtellte dieſes Blutbad als ein den Manen des vergötterten Cäſars dargebrachtes Opfer vor. Auf Antonius Erſcheinung in Italien erfolgte ein neuer Vertrag. Den Proſcriptionen ward Einhalt gethan. Octavius erlaubte den Geächteten, die dem Tode entgangen waren, und die er jetzt nicht mehr fürchtete, zurückzukehren. Der Friede, der dadurch dem römiſchen Reiche gegeben war, wurde nur durch einige Unruhen in Gallien und durch den Seekrieg mit Sextus Pompejus unterbrochen. Letzterer dauerte mehrere Jahre, und wurde mit abwechſelndem Glücke geführt. Nach ſeiner Rückkehr aus Gallien vermählte ſich Octavius mit der berühmten Livia, der Gemahlin des Claudius Nero, den er nöthigte, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen, nachdem er ſelbſt ſeine dritte Gemahlin Scribonia verſtoßen hatte. Lepidus, der bisher noch einen Schein von Gewalt gehabt hatte, ward ſeines Anſehens beraubt, und ſo wenig fürchtete man ihn, daß man ihm das Leben vergönnte. Antonius und Octavius beherrſchten das unter ſich getheilte Reich anfangs mit ſcheinbarer Eintracht. Aber während Antonius ſich im Orient allen Genüſſen der Liebe und des Luxus hingab, verfolgte der junge Octavius mit Feſtigkeit ſeine Plane, ſich zum alleinigen Herrſcher zu machen, und benutzte dabei als ein geſchickter Staatsmann die Fehler ſeines Collegen. Vor allen ſtrebte er, ſich die Liebe des Volks zu erwerben, auf deſſen Dankbarkeit er Anſprüche hatte, da durch ihn ſich Italien des Friedens und Überfluſſes erfreute. Er gab Zeichen der Milde und Großmuth, ohne den Schein anzunehmen, als ſtrebe er nach der höchſten Gewalt. Vielmehr erklärte er ſich feierlich bereit, die Herrſchaft niederzulegen, ſobald Antonius von dem Kriege gegen die Parther zurückgekehrt ſein würde. Er ſchien es mehr zu erlauben als zu verlangen,

daß man ihn zum beſtändigen Tribun ernannte; eine Würde, die ihn zur höchſten Macht führte. Je mehr er ſich den Volke näherte, um ſo offener erklärte er ſich gegen Antonius. Beſonders gelang es ihm, durch Bekanntmachung eines Teſtaments, worin Antonius die mit der Kleopatra gezeugten Söhne zu ſeinen Erben erklärte, den Unwillen der Römer gegen denſelben rege zu machen. Die Stimmung der Gemüther benutzend, ließ Octavius der Königin von Ägypten den Krieg erklären, rüſtete eine bedeutende Kriegsmacht zur See und zu Lande aus und begab ſich damit nach dem ambraciſchen Meerbuſen, wo er, unterſtützt von ſeinem Admiral Agrippa, die Schlacht bei Actium gewann, die ihn zum Beherrſcher der Welt machte. Er verfolgte ſeinen Nebenbuhler nach Ägypten und endigte den Krieg, nachdem er mit ſeiner gewohnten Kälte den Vorſchlag des Antonius ihre Streitigkeiten durch einen Zweikampf zu entſcheiden, verworfen hatte. Sowohl dieſen als die Kleopatra ließ er, nachdem beide ihr Leben gewaltſam geendet, prachtvoll beſtatten. Ein Sohn des Antonius und der Fulvia ward ebenfalls ſeiner Rache oder Sicherheit geopfert. Gleiches Schickſal hatte Cäſarion, ein Sohn Cäſars und der Kleopatra. Alle andere Verwandte des Antonius blieben verſchont, und Octavius gebrauchte überhaupt ſeine Macht nur mit Mäßigung. Er verweilte zwei Jahre im Orient, um die Angelegenheiten Ägyptens, Griechenlands, Syriens, Klein-Aſiens und der Inſeln zu ordnen; bei ſeiner Rückkehr nach Rom hielt er mit großer Pracht einen dreitägigen Triumph. Befreit von ſeinen Nebenbuhlern und Feinden, und Herr der Welt war er einen Augenblick unentſchieden über die Art ſeiner künftigen Gewalt. Agrippa, deſſen Siege ihm die Herrſchaft gewonnen hatten, rieth ihm, darauf Verzicht zu leiſten; Mäcenas war der entgegengeſetzten Meinung, und dieſem, oder vielmehr ſeiner eigenen Neigung, folgte Octavius. Treu ſeiner ſtets beobachteten Politik, ſuchte er dem Volke und dem Staate den Wunſch einzuflößen, ihn als unumſchränkten Regenten zu ſehen. Er ſchaffte die Geſetze des Triumvirats ab, verſchönerte die Stadt und beſchäftigte ſich mit Verbeſſerung der während der Bürgerkrige eingeriſſenen Mißbräuche. Am Ende ſeines ſiebenten Conſulats (im J. 36 v. Chr. Geb.) begab er ſich darauf in den Senat, und erklärte in einer wohl ſtudirten Rede ſeine Abſicht, die Regierung niederzulegen. Der Senat, erſtaunt über ſeine Mäßigung, beſchwor ihn, die höchſte Gewalt auch ferner zu behalten. Octavius gab dieſen dringenden Bitten nach und fuhr fort, durch den Senat zu regieren. Er empfing jetzt den Beinamen Auguſtus, der die Hoheit ſeiner Perſon und ſeines Ranges bezeichnete, und vereinigte nach und nach in ſich die Würde eines Imperators oder Oberherrn zu Waſſer und zu Lande, der über Krieg und Frieden entſchied; eines Proconſuls, als welcher er über alle Provinzen geſetzt war; eines beſtändigen Volkstribunen, wodurch ſeine Perſon für unverletzlich erklärt und ihm das Recht ertheilt war, ſich allen öffentlichen Beſchlüſſen widerſetzen zu können; endlich auch eines Cenſors oder Sittenrichters und eines Pontifex maximus oder Oberhaupts aller religiöſen Angelegenheiten. Die Geſetze ſelbſt wurden ihm untergeordnet, und die Beobachtung derſelben ſeiner Willkür anheimgeſtellt. Zu allen dieſen wichtigen Vorrechten fügte man noch den ehrfurchtgebietenden Titel eines Vaters des Vaterlandes. So groß indeß auch die ihm verliehene Gewalt war, ſo übte ſie Auguſt doch mit weiſer Mäßigung und mißbrauchte ſie nie. Es lag im Geiſte ſeiner Politik, die alten Namen und Formen beizubehalten, und er verweigerte es daher ſtandhaft, den

durch Sulla und Cäſar verhaßt gewordenen Namen eines Dictators anzunehmen. Auguſts Regierungsgeſchichte iſt ſo reich an Begebenheiten, daß wir uns begnügen müſſen, nur die Wichtigſten davon zu berühren. Er führte mehrere Kriege in Afrika, Aſien, und beſonders in Gallien und Hiſpanien, wo er nach großen Anſtrengungen über die Cantabrer triumphirte. Seine Waffen unterwarfen Aquitanien, Pannonien, Dalmatien, Illyrien; ſie hielten die Dacier, Numidier und Äthiopier in Schranken. Mit den Parthern ſchloß er ein Bündniß, dem zufolge ſie Armenien abtraten und die dem Craſſus und Antonius genommenen Adler zurückgaben. Nachdem er zu Lande und zur See die Erde beruhigt hatte, ſchloß er (das drittemal ſeit Roms Erbauung) im J. 744 den Tempel des Janus. Aber dieſer Friede wurde bald durch die Niederlage des Varus geſtört, der drei Legionen gegen die Germanier unter Hermann (ſ. d.) verlor und verzweiflungsvoll ſich ſelbſt tödtete. Die Nachricht dieſes Unglücks erſchütterte Auguſtus tief. Er ließ ſeinen Bart und ſeine Haare wachſen, und rief oft im äußerſten Schmerz: „o Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ Indeß wurden die Deutſchen durch Tiberius in Schranken gehalten, und die Beſorgniſſe, die ſie dem Oberhaupte des römiſchen Reichs erregt hatten, hörten auf. Während des Friedens erließ Auguſt eine Menge nützlicher Verordnungen, und ſtellte die Mißbräuche in der Verwaltung ab. Er gab dem Senat eine neue Organiſation, beſchäftigte ſich mit der Verbeſſerung der Sitten, beſonders durch Begünſtigung der Ehen, gab Luxusgeſetze, ſtellte die Kriegszucht bei den Armeen und die Ordnung bei allen circenſiſchen Spielen und den Schauſpielen wieder her, und verſchönerte Rom, das er wie er mit Wahrheit ſich rühmte, aus Backſteinen erbaut gefunden hatte, und aus Marmor erbaut hinterließ. Er machte mehrere Reiſen, um, wie Vellejus ſagt, allenthalben die Segnungen des Friedens zu verbreiten; er beſuchte Sicilien und Griechenland, Klein-Aſien, Syrien, Gallien u. ſ. w.; in mehreren Gegenden gründete er Städte und Colonien. Die Völker errichteten ihm Altäre, und durch ein Decret des Senats wurde dem Monat Sextilis der Name Auguſt gegeben. Zwei Verſchwörungen, die Auguſts Leben bedrohten, ſcheiterten. Cäpio, Murena, Egnatius wurden mit dem Tode beſtraft. Glücklicher war Cinna, dem Auguſt verzieh und ſeine Freundſchaft ſchenkte. Dieſe Großmuth vermehrte die Liebe der Römer und verminderte die Zahl der Mißvergnügten, ſo daß dem Beherrſcher Roms nichts zu wünſchen übrig geblieben wäre, hätte ſeine Familie ſich ſeinem Willen eben ſo gefügt, wie die Welt ſich ihm fügte. Die Ausſchweifungen ſeiner Tochter Julia verurſachten ihm großen Kummer, und er zeigte ſich härter gegen diejenigen, welche die Ehre ſeiner Familie verletzt, als gegen diejenigen, die ſein Leben bedroht hatten. Die Geſchichte ſagt, daß er in ſeinem Alter von der Livia beherrſcht wurde, der einzigen Perſon, die er vielleicht wahrhaft geliebt hatte. Durch den Tod verlor er ſeine Kinder und alle junge Prinzen, auf die er die Hoffnung geſetzt hatte, daß ſie einſt ihm folgen ſollten. Tiberius war ihm von allen allein übrig, deſſen böſe Eigenſchaften er nur zu wohl kannte. Sein hohes Alter und ſeine ſtets ſchwächer werdende Geſundheit erweckten in ihm die Sehnſucht nach Ruhe. Er unternahm eine Reiſe nach Campanien, von deſſen geſunder Luft er ſich eine günſtige Wirkung verſprach; allein zu Neapel mehrte ſich ſein Übelbefinden. Er eilte nach Rom zurück, aber noch ehe er daſelbſt ankam, ereilte ihn der Tod zu Nola am 19. Auguſt des J. 14 nach Chr. Geb. in einem

Alter von ſechs und ſiebenzig Jahren. Als Auguſt die Annäherung ſeines Todes fühlte, foderte er, wie erzählt wird, einen Spiegel, ordnete ſein Haar und fragte die Umſtehenden: „habe ich meine Rolle gut geſpielt?“ Auf die bejahende Antwort fuhr er fort; „ſo klatſcht in die Hände, ſie iſt aus!“ — Wäre dieſer letzte Zug aus dem Leben Auguſts zuverläſſig, ſo würde er hinreichen, ſeinen Charakter, ſeine Politik und ſelbſt ſein Glück zu erklären. Gewiß iſt es, daß ſein Betragen ſtets abgemeſſen und überlegt war, und daß er die große Gabe beſaß, mitten unter den Stürmen der Herrſchaft kalt und unerſchüttert zu bleiben. Geſchickt ſeine Plane verbergend, benutzte er die Leidenſchaften wie die Talente Anderer, um ſie zu erreichen. Er beſiegte Brutus durch Antonius, und dieſen durch Agrippa. Mehrmals wechſelte er die Parteien, nie ſeine Plane, und wußte eine Herrſchaft ſich antragen, ja aufdringen zu laſſen, die ſtets das Ziel aller ſeiner Beſtrebungen geweſen. Aber man darf zu ſeinem Lobe nicht verſchweigen, daß er ſeine Macht mit Weisheit gebrauchte, und das Reich mit den Segnungen des Friedens beglückte, nachdem er es durch alle Schrecken des Bürgerkriegs geführt. Alles Große und Gute, wodurch ſeine Regierung ſich auszeichnete, ging von ihm aus. Er belebte den Ackerbau und begünſtigte die Künſte. Mit einem feinen Geſchmack und gewandten Geiſte begabt, liebte und ſchätzte er die Wiſſenſchaften und übte die Dichtkunſt ſelbſt, ſo daß er nicht unwerth war, einem Zeitalter ſeinen Namen zu geben, das in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts ſich durch geiſtige Kultur auf das vortheilhafteſte auszeichnet. Sein Tod verſetzte das Reich, das ſeine Jugend einſt beunruhigt hatte, in tiefe Trauer; man zählte ihn den Göttern bei, und errichtete ihm Tempel und Altäre.

Aureng-Zeyb (Zierde des Throns), wurde am 20. Oct. 1619 zum Unglück für ſeinen ſchwachen und unglücklichen Vater geboren. Damals war ſein Großvater Djehanguyr auf dem Throne von Hindoſtan, und hatte eine ſolche Freude über den Zuwachs ſeiner Familie, daß er ihm dieſen Namen Namen beilegte. Als er 9 Jahre alt war, kam ſein Vater Shah-Djehân zur Regierung, und Aureng-Zeyb kündigte damals durch ſein ernſtes Äußere, durch ſein häufiges Beten und durch ſeinen Hang zur Einſamkeit, ſeine verſteckte Heuchelei, ſeine Vorſicht und ſeine weit hinausgehenden Plane an. Er ließ ſich unter die Fakirn aufnehmen, trug ihre Kleidung, und zeigte die Neigung, ſich nach Medina zum Grabe des großen Propheten zu begeben. Aber im 20. Jahre legte er den Koran, den er immer unter dem Arme getragen, bei Seite, führte mit Glück und Geſchicklichkeit eine Anzahl Truppen an, und erhielt das Gouvernement von Dekhan. Hier wollte er einſt den Fakirn einen Beweis ſeiner Liebe und Freundſchaft geben, bat ſie zu einem großen Gaſtmahle, und nöthigte ſie, ſo ſehr ſie ſich auch ſträubten, neue, anſtändigere Kleidung anzuziehen. Er ließ die alten Gewänder ſogleich verbrennen, und man fand darin eine Menge Gold- und Silberſtücke, die ihm gute Dienſte thaten, als er mit ſeinem Bruder Krieg führte. Er veruneinigte ſeine Brüder, unterdrückte mit Hülfe des einen den andern, und lockte ſeinen Vater in das Innere ſeines Harems, woſelbſt er ihn gefangen hielt. Dann ließ er einen nach dem andern umbringen, beſtieg im J. 1659 den Thron von Hindoſtan, und nahm den Namen Aâlem Guyr an. Er regierte mit Weisheit, beförderte den Wohlſtand ſeines Volks, ſah ſtreng auf die Verwaltung des Rechts und auf Sittlichkeit, und ſuchte ſeine eigene Macht zu begründen. Zwei Söhne, die verſucht hatten, ſich eine Partei im Staate zu machen, ließ er feſtſetzen

und durch langſam tödtendes Gift hinrichten. Er führte viele Kriege, eroberte Golconda und Viſapur, und nach und nach wurden die Maratten von den Mongolen ganz aus ihrem Vaterlande vertrieben. Er ſtarb den 21. Febr. 1707, nachdem er 50 Jahre, 2 Monate, 27 Tage regiert hatte. Nach ſeinem Tode gerieth das Reich der Mongolen in Verfall. Es brachen ſogleich Kriege zwiſchen ſeinen Söhnen aus, und mehrere eroberte Provinzen ſuchten ſich unabhängig zu machen.

Aurikel (Primula auricula), eine beliebte Gartenblume, die mit den Primeln verwandt iſt. In den ſüdlichſten Gegenden von Deutſchland wächſt ſie wild auf hohen Bergen und an ſchattigen, feuchten Orten. Durch die Kultur hat ſie an Schönheit und Farbenpracht ſehr gewonnen. Der Geruch iſt ſehr angenehm und lieblich. Sie blühet im April und Mai, oft auch im Herbſte zum zweitenmal. Man pflanzt ſie entweder durch Abſenker oder durch Samen fort, letztere Art der Fortpflanzung fodert aber großen Fleiß. In einigen Gegenden iſt ſie bekannter unter dem Namen *Aurikel-Schlüſſelblume*.

Aurora (griech. Eos), Hyperions und der Thia Tochter, und Schweſter des Helios und der Selene. Sie war mithin eine der alten Gottheiten aus dem Titanengeſchlechte, behielt aber auch unter den neuen Göttern ihren Glanz. Dem Titanen Aſträus, einem Sohne des Krius, gebar ſie die Winde Zephyrus, Boreas und Notus, den Morgenſtern und die Geſtirne. Sie fährt, von den göttlichen Roſſen Lampus und Phaeton gezogen, aus den Tiefen des Oceans empor, und hebt mit Roſenfingern den Schleier der Nacht, den Sterblichen leuchtend, bis der Glanz des Tages ſie verſcheucht. Unter den Sterblichen, deren Schönheit die Göttin feſſelte, nennen die Dichter beſonders den Orion, Tithonus und Cephalus.

Ausbeute, im Bergweſen, iſt der reine Gewinn einer Grube für die Gewerken oder Beſitzer der Kuxe, nach Abzug aller Koſten. Dieſer Gewinn wird gemeiniglich in Speciebus bezahlt, welche Ausbeutethaler heißen.

Ausbruch, die edelſte Sorte des Ungarweins.

Ausdruck, im figürlichen Sinne, bedeutet *die völlig angemeſſene Veräußerung eines inneren Zuſtandes*. Die Mittel dazu, Worte, Töne, Mienen, Geberden, welche man in der gewöhnlichen Sprache wohl auch Ausdruck nennt, ſind davon ſorgfältig zu unterſcheiden. Worte, als Zeichen der Vorſtellungen, ſind noch keine Ausdrücke, ſie *werden* es nur im Zuſammenhange und durch die erfoderliche Beſchaffenheit. Außer dem Zuſammenhange iſt in der Sprache eigentlich nichts Ausdruck als die Interjection. Sollen ſich Wörter als Ausdruck bewähren, ſo gilt es die Unterſuchung, ob ſie genau dem entſprechen, was der Darſtellende uns durch ſie mittheilen wollte. Dies iſt aber nur aus dem Zuſammenhange erkennbar; das einzelne Wort erweckt nichts in uns als die bloße Vorſtellung, die für ſich betrachtet weder wichtig noch unwichtig iſt, ſondern beides erſt durch die Verbindung wird, worin ſie erſcheint. Eben ſo wenig iſt Ausdruck mit *Nachdruck* zu verwechſeln, wie ſo häufig von denen geſchieht, die Ausdruck nur in dem Starken, Kraftvollen finden, und daher einem Pathos nachjagen, das wegen ſeiner Unnatur höchſt mißfällig wird. — Wir haben den Ausdruck die völlig angemeſſene Veräußerung eines innern Zuſtandes genannt. Es liegt uns ob, einmal das gebrauchte Wort *Zuſtand* zu rechtfertigen, und dann zu zeigen, worin die *völlige Angemeſſenheit* beſteht. — Wir ſetzen hier, wie gewöhnlich, den Zuſtand der Beſchaffenheit, das Vorübergehende

dem Beharrlichen entgegen, um anzudeuten, daß beim Ausdruck nicht die allgemeine Art geiſtiger Mittheilung, ſondern eine beſondere, von jener etwas unterſchiedene, Statt finde. Der Unterſchied wird ſich durch Beobachtung leicht finden laſſen. Wenn wir von einem Geſichte, einem Porträt ſagen, daß es Ausdruck habe, ſo wollen wir damit nichts anders ſagen, als: dies iſt nicht blos die allgemeine Form eines menſchlichen Geſichts überhaupt, ſondern die dem Individuum, welchem es angehört, inwohnende Seele kündigt ſich in den Zügen dieſes Geſichts an. Demnach beſtünde der Ausdruck in Ankündigung, Offenbarung von Seele, und jedes Wort, jeder Ton, jede Bewegung würde ein Ausdruck ſein, in ſo fern uns dadurch Seele enthüllt wird. Seele aber iſt das Beharrliche, und folglich Ausdruck die Offenbarung eines Seelenzuſtandes, und zwar des Zuſtandes eines von einem Gegenſtande lebhaft gerührten, von ihm durchdrungenen und begeiſterten Gemüths. Dieſe Offenbarung aber muß völlig angemeſſen ſein, damit die äußere Darſtellung der innern ſo entſpreche, daß genau dieſelben Ideen und Gefühle in dem Geiſte und Gemüthe des empfänglichen Andern entſtehen, wie ſie im Geiſte und Gemüthe des Darſtellenden ſelbſt waren. Fragen wir, welche Eigenſchaften der Ausdruck dazu erfodert, ſo finden wir, daß er in Beziehung auf den Gegenſtand genaue Beſtimmtheit und Anſchaulichkeit, in Beziehung auf den Darſtellenden aber Beſeelung und richtigen Empfindungston haben müſſe. Indem wir aber ſehen, daß die zu machende Veräußerung des oben bezeichneten innern Seelenzuſtandes, worin das Weſen des Ausdrucks beſteht, im eigentlichen Sinne Darſtellung ſei, werden wir auf die Wirkſamkeit der Einbildungskraft hingewieſen, ohne welche wir weder in jenen Zuſtand kommen, noch einer Darſtellung fähig ſind. Den Gegenſtand, welchen wir nicht durch die Einbildungskraft auffaſſen, ſtellen wir uns nicht ſo lebhaft vor, daß wir dadurch in einen beſondern Zuſtand verſetzt werden könnten, und ohne die erhöhte Thätigkeit der Seele in einem ſolchen Zuſtande drängt uns nichts, uns eigentlich auszudrücken. Alles dieſes zuſammenfaſſend, kann man ſagen, Ausdruck ſei beſeelte Darſtellung eines durch die Einbildungskraft aufgefaßten Gegenſtandes, gemäß der Beſchaffenheit und Wirkſamkeit deſſelben, in dem Zuſtande eines zu lebhafter Thätigkeit aufgeregten Gemüths. — Er iſt ſchon ſeiner Natur nach äſthetiſch, und in allen ſchönen Künſten nicht ſeinem Weſen, ſondern nur den verſchiedenen Darſtellungsmitteln nach verſchieden. Was in der Poeſie durch Sprache, das geſchieht in dem Geſang, der Declamation, der Muſik durch Töne, in der Bildhauerei durch Geſtalt und Attitüde, in der Schauſpielkunſt durch Mimik, in der Tanzkunſt durch Bewegung und Stellung. Die Mahlerei vereinigt die Mittel von allen dreien, ſetzt Farben, Licht und Schatten hinzu; die Gartenkunſt lernt von ihr, wie die Baukunſt von der bildenden Kunſt. Die jeder Kunſt eigenthümlichen Mittel des Ausdrucks beſtimmen ihre Sphäre.

Ausdünſtung iſt die Umwandlung flüſſiger und feſter Körper durch Einwirkung des Wärmeſtoffs in elaſtiſche Flüſſigkeiten. Setzt man z. B. Waſſer der Hitze aus, ſo legen ſich anfangs Bläschen an den Wänden des Gefäßes an, welche nach und nach zur Oberfläche aufſteigen und hier zerplatzen. Dieſe Bläschen erheben ſich um ſo häufiger, je ſtärker die Hitze iſt. Sie machen den Dampf des Waſſers aus, der in die Luft ſteigt und dort in beträchtlicher Höhe ſich zu Wolken vereinigt. Aber auch im bloßen Sonnenſchein und ohne denſelben in freier Luft verdunſtet das Waſſer, ſo wie jede andere

Flüſſigkeit. Die allgemeine Urſach der Ausdünſtung iſt die Wärme; bei den verſchiedenen Subſtanzen aber werden verſchiedene Grade derſelben erfodert. Das Waſſer, das überhaupt der Ausdünſtung ſtark unterworfen iſt, verdunſtet ſchon bei einem ſehr geringen Grade, und bei der ungeheuren Menge, in welcher es über der Erde verbreitet iſt, läßt ſich mit hoher Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß dadurch die wichtigſten Veränderungen in unſerer Atmoſphäre veranlaßt werden. Man hat, um die Ausdünſtung des Waſſers zu meſſen, eigene Inſtrumente (Ausdünſtungsmeſſer), Atmometer, erfunden, deren Reſultate jedoch ziemlich unſicher geblieben ſind. Wenn man annimmt (wozu die angeſtellten Verſuche berechtigen), daß die jährliche Verdünſtung im Durchſchnitt 30 Zoll beträgt, ſo würden, die Oberfläche aller Gewäſſer auf unſerer Erde nur zu 4 Millionen geographiſcher Quadratm. angenommen, jährlich 200 Kubikmeilen Waſſer in Dämpfe verwandelt, welche Maſſe noch vergrößert wird, wenn man hinzurechnet, was die feuchte Erde und das ganze Thier- und Pflanzenreich an wäſſerigen Theilen jährlich ausdünſten. Im Sommer iſt allerdings die Ausdünſtung beträchtlich ſtärker als im Winter, doch iſt ſie in der kalten Jahreszeit nicht ſo unbedeutend, wie man aus der geringen Menge des alsdann fühlbaren Wärmeſtoffs ſchließen ſollte. Selbſt innerhalb der Polarkreiſe hört die Ausdünſtung nicht ganz auf, denn auch das feſte Eis dünſtet an der freien Luft noch aus. Die Erſcheinung der Ausdünſtung zu erklären, hat man verſchiedene Hypotheſen aufgeſtellt, die man in zwei Claſſen theilen kann. Nach der einen iſt ſie nämlich nichts anders als ein geringer Grad der Verdampfung, d. h. der Umwandlung der Flüſſigkeiten in elaſtiſche Dämpfe, nach der andern hingegen eine wahre Auflöſung der Flüſſigkeiten in der Luft. Letztere Meinung iſt beſonders von de Luc mit triftigen Gründen beſtritten worden. Nach ihm erfolgt die Ausdünſtung, indem ſich das Waſſer mit dem Wärmeſtoff verbindet, ohne ſich in der Luft aufzulöſen. Der Hauptgrund für dieſen Satz iſt, daß bei jeder Verdünſtung einer tropfbaren Flüſſigkeit Kälte erzeugt wird. Kälte iſt nichts anders, als Entfernung oder Verbrauch des Wärmeſtoffs. Wenn nun bei Verdünſtungen Wärmeſtoff verbraucht, d. h. mit dem verdünſteten Waſſer verbunden wird, ſo muß dieſer Verbrauch nothwendig eine merkliche Kälte in der Luft erzeugen. Nach de Luc trägt die Luft zur Ausdünſtung nicht nur nichts bei, ſondern ihr Druck iſt derſelben mehr hinderlich. Ohne dieſen Druck würde dieſelbe Waſſermenge weit weniger Wärmeſtoff zum Zerdünſten erfodern; wie denn die Erfahrung lehrt, daß Waſſer in luftleerem Raume ſtärker und ſchneller verdünſtet, als an der Luft. De Luc ſetzt ein Maximum der Verdampfung für jede Temperatur feſt, d. h. wenn in einem gewiſſen Raume, er mag voll Luft oder luftleer ſein, elaſtiſche Dämpfe ſich erhalten ſollen, muß auch dieſer Raum ſelbſt die Temperatur des verdünſteten Waſſers haben. Kommen die Dämpfe in eine kältere Luftſchicht, ſo ſetzen ſie darin einen Theil ihres Wärmeſtoffs ab, wodurch nun ein Theil der Dämpfe zerſetzt und wieder zu Waſſer wird, welches äußerſt feine ſichtbarwerdende Bläschen bildet. — Unter Ausdünſtung des thieriſchen und menſchlichen Körpers verſteht man 1. diejenige Verrichtung der Haut, mittelſt welcher in dem dichten Netze von Haargefäßen derſelben beſtimmte flüſſige Stoffe aus dem Blute abgeſondert, in Dunſt (oder in einen feinen Duft) verwandelt und als ſolcher durch die Öffnungen der Haut (die ſogenannten Schweißlöcher, Poren) ausgehaucht werden; 2. zuweilen auch dieſe

abgeſonderten und durch die Thätigkeit der Haut aus dem Körper ausgeſchafften Stoffe ſelbſt. Dieſer Duft iſt unter den gewöhnlichen Verhältniſſen ſo fein, daß man ihn mit bloßen Augen nicht ſehen kann, daher man ihn auch die unmerkliche Ausdünſtung nennt, er wird aber ſichtbar, wenn man die Hand an ein kaltes Glas oder polirtes Metall hält, auch wenn man bei kalter Temperatur ſtark ausdünſtet, oder wenn ſich bei noch mehr verſtärkter Ausdünſtung dieſer Duft nicht in der Luft ſchnell genug auflöſ't, ſondern in Tropfen als Schweiß auf der Haut ſammelt. Dieſe Ausdünſtung durch die Haut hat die meiſte Ähnlichkeit mit dem aus den Lungen ausgehauchten Dunſt, mit der Abſonderung der Häute und Membranen innerer Höhlen des Körpers, der Bauch- und Bruſthöhle, mit denen ſie auch in einigem Zuſammenhang zu ſtehen ſcheint. Noch inniger ſind dieſe Verhältniſſe mit den abſondernden Häuten der Naſenhöhle, der Lungen, des Magens und der Gedärme, welche im Grunde als eine Fortſetzung der äußern Haut anzuſehen ſind. Die Abſonderung dieſer innern Häute, wozu ſich noch die Nieren und die dazu gehörigen Ausſonderungsorgane geſellen, ſtehen daher auch in Wechſelwirkung mit der Ausdünſtung der Haut, ſo daß letztere als wichtiges Hülfsorgan für jene, beſonders für die Lungen anzuſehen iſt. Dieſe Wichtigkeit leuchtet noch mehr hervor, wenn man bedenkt, daß die ganze Hautoberfläche eines erwachſenen Menſchen wenigſtens 16 Quadratfuß enthält, und deßhalb die Menge der unaufhörlich ausdünſtenden Stoffe ſehr beträchtlich ſein muß, welches ſich auch durch die genauen Beobachtungen des Sanctorius (Venedig 1611) vollkommen beſtätigt, welcher einen großen Theil ſeines Lebens auf der Wage zubrachte, und nicht nur alle Speiſen und Getränke, die er zu ſich nahm, ſondern auch alle Abgänge genau wog und berechnete, und dadurch die Erfahrung machte, daß nicht nur von den Flüſſigkeiten, ſondern ſelbſt von den feſtern Nahrungsſtoffen, welche ein Menſch zu ſich nimmt, ein beträchtlicher Theil durch die Ausdünſtung wieder aus dem Körper geht. Die Ausdünſtung hat zwei für das Beſtehen des Organismus ſehr bedeutende Gegenſtände zu ihrem Zweck. Der eine iſt die Reinigung des Blutes von gewiſſen ſchädlichen und überflüſſigen Stoffen. Außer den durch zufällige Umſtände in die Blutmaſſe übergegangenen zuſammengeſetzten Stoffen, von beſondern Nahrungsmitteln, z. B. Zwiebelgewächſen u. a. m., werden aus dem Blute Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und hauptſächlich der Überſchuß an Stickſtoff durch die Ausdünſtung mittelſt des Wärmeſtoffs in Gas und Duft verwandelt und aus dem Körper geſchafft. Die Umwandlung ſogar zuſammengeſetzter, organiſcher, feſter Stoffe in gasförmige Ausdünſtung wird in manchen Krankheiten, beſonders im Fieber, ſo außerordentlich vermehrt und beſchleunigt, daß der ſtärkſte Menſch in wenigen Tagen ganz abmagern kann, ohne andern Abgang als durch die Haut zu haben. Der andere Zweck der Ausdünſtung iſt die Erhaltung des gleichmäßigen Wärmegrades in dem Körper und Verminderung der übermäßig ſich erhöhenden Hitze in demſelben. Jeder lebende Organismus hat ſeinen eigenthümlichen Stand der Wärme, welcher ſich im Ganzen genommen gleich bleibt, ſeine Umgebung mag noch ſo warm oder ſo kalt ſein. Die Temperatur des Menſchen ſteht ungefähr von 32 bis 34 Grad (Reaumur). Da bei der Ausdünſtung durch Verflüchtigung der Stoffe (ſ. oben) viel Wärmeſtoff verbraucht wird, ſo iſt ſie ein bedeutendes Abkühlungsmittel für den Körper, und eine Ableitung für die im Innern unaufhörlich ſich erzeugende Wärme. Je mehr äußere Wärme auf den

Körper wirkt, oder je mehr durch innere Urſachen, z. B. hitzige Getränke, Bewegung, die innere Wärmeerzeugung verſtärkt wird, deſto vermehrter wird die Ausdünſtung, und alſo auch deſto ſtärker die Ableitung der Wärme. Wirkt große Kälte von außen auf den Körper, ſo wird die Hautverrichtung geſchwächt, die Ausdünſtung geht langſamer von Statten, der Wärmeſtoff wird ſparſamer verbraucht, ſammelt ſich daher im Köper mehr an. Daher magern die Menſchen gewöhnlich im Sommer ab, und nehmen im Winter wieder zu, weil in jenem die verſtärkte Ausdünſtung mehr Stoffe aus dem Körper auflöſ't und fortſchafft, als im Winter. Daher kühlt ſich der Menſch durch den Schweiß ab, und fühlt ſich in der trockenen Fieberhitze erquickt, ſobald ein kritiſcher Schweiß hervorbricht. Wird aber die Ausdünſtung auf längere Zeit unterbrochen, oder doch geſtört, ſo müſſen auch die Folgen davon höchſt nachtheilig für die Geſundheit und ſelbſt für das Leben des Menſchen werden. Dieſe Folgen haben ihren Grund theils in dem nahen Verhältniſſe der Hautfunction zu innern Abſonderungen, theils in ihren Zwecken, und ſind um ſo hartnäckiger und verderblicher, je anhaltender die Unterdrückung der Hautausdünſtung iſt. Die nächſte Folge iſt gewöhnlich vermehrte innere Wärme, daher ſehr oft Fieber dadurch erfolgt. Ferner werden die ſchädlichen Stoffe im Blute angehäuft, von welchen daſſelbe befreit werden ſollte, daher es von ſeiner normalen Beſchaffenheit abweicht, und als regelwidriger Reiz wirkt. Endlich wird die Verrichtung anderer abſondernden Organe übermäßig vermehrt, weil ſie die Function der Haut zum Theil mit übernehmen, daher ſtellen ſich als krankhafte Zufälle nach Erkältung ſo oft Schnupfen, Halsbräune, Huſten, auch bedeutende innere Entzündungen, ferner Durchfall, Harnruhr, Waſſerſucht, langwierige Rheumatismen und dergl. m. ein.

Ausfall. Zur guten Vertheidigung einer Feſtung gehören, wenn nicht beſondere Rückſichten zum Gegentheil beſtimmen, öftere Ausfälle, um den Feind von derſelben entfernt zu halten und ſeine Belagerungsarbeiten zu zerſtören. Man theilt ſie in große und kleine, und dieſe wieder in äußerliche und innerliche, jene außerhalb, dieſe innerhalb des bedeckten Weges. Große Ausfälle geſchehen, wenn der Feind noch an dem zweiten Waffenplatz (der zweiten Parallele) arbeitet; eine größere Entfernung würde die ausfallende Mannſchaft zu ſehr der Gefahr, abgeſchnitten zu werden, ausſetzen. Sie finden auch wohl in dem Falle Statt, wenn mehr Vertheidiger da ſind, als man füglich ernähren kann. Ihr Nutzen iſt ſehr groß, ja ſie können bei einer ſchwachen Belagerungsarmee aber auch dann entſcheidend werden, wenn ein zum Entſatz der Feſtung herbeieilendes Heer den Belagerer zu eben der Zeit im Rücken angreift. Am vortheilhafteſten werden ſie nach Mitternacht und bei Regenwetter unternommen; der Belagerer iſt dann ermüdet und wird durch die Dunkelheit verhindert, den Angriff und deſſen Stärke mit Sicherheit zu beurtheilen. Durch kleine Ausfälle von höchſtens 40 Mann, die mit vielem Geräuſch hervorbrechen, ſucht man den Feind blos aus den Laufgräben zu locken, um ihn unter das Feuer der Feſtung zu bringen. Das Verjagen der Arbeiter iſt dabei nur Nebenabſicht. Eben ſo beunruhigt man den Belagerer durch kleine Ausfälle von derſelben Stärke, wenn er ſchon im letzten Waffenplatz oder noch näher iſt, ſucht ſeine Arbeiten zu vernichten u. ſ. w. Iſt der Feind ſehr nahe, ſo ſchleichen zehn, auch mehrere Soldaten herbei, ſpringen mit Geſchrei auf die feindlichen Werke, werfen Granaten nebſt anderm Feuerwerk hinein und ziehen ſich eilig

wieder zurück. Ferner fällt man aus, wenn der Feind ſich auf dem Glacis feſtzuſetzen ſucht, ſich der Breſche nähert u. ſ. w. Auch macht der Belagerte Ausfälle auf den Übergang über den Graben, um die Schulterwehr deſſelben zu zerſtören, die Faſchinen zu verbrennen u. ſ. w.

Ausgabe oder Herausgabe eines Buchs heißt deſſen Druck und Bekanntmachung. Überhaupt verſteht man unter einer Ausgabe in dieſem Sinne einen Abdruck und unterſcheidet bei Werken, die mehrmals gedruckt werden, eben ſo viele Ausgaben, eine erſte, zweite, dritte u. ſ. w. Iſt ein Werk in ſeinen verſchiedenen Auflagen unverändert geblieben, ſo kann der Vorzug der einen vor der andern nur in der größern Correctheit und Schönheit des Drucks und in der beſſern Beſchaffenheit des Papiers beſtehen. Bei Werken, welche bei den folgenden Ausgaben verbeſſert und vermehrt worden, zieht man in der Regel die jedesmal neueſte Ausgabe den ältern vor. Hier und da finden jedoch Ausnahmen Statt, wozu es einer beſondern Bücherkenntniß bedarf. Vornehmlich ſpricht man von Ausgaben bei den griechiſchen und römiſchen Claſſikern. Ihre Anzahl iſt ſehr groß und ihr Werth ſehr verſchieden; oft beſteht er blos in der Seltenheit. Am geſuchteſten ſind die erſten Ausgaben, Editiones principes, weil ſie unmittelbar nach Handſchriften gemacht worden (hierher gehören die Ausgaben des 15. Jahrh., die Aldiniſchen, die Juntiniſchen); ferner kritiſche und mit gelehrten Commentaren verſehene Ausgaben (wie die von den beiden Stephanus u. ſ. w. beſorgten). Andere werden der Nettigkeit des Drucks wegen geſchätzt, wie die Elzeviriſchen in Duodez, die Barbouſchen, andere wieder wegen der Pracht, wie die Baskervilleſchen, Didotſchen, Bodoniſchen u. ſ. w. Die Kenntniß der Ausgaben erfodert ein eignes bibliographiſches Studium, um ihren Werth richtig zu ſchätzen, Originalausgaben von Nachdrucken u. ſ. w. gehörig zu unterſcheiden.

Ausgeding nennt man in einigen Gegenden Deutſchlands die Alimentation und dergl., die ſich Ältern vorbehalten (ausbedingen), wenn ſie den Kindern vor ihrem Tode noch das Vermögen überlaſſen. Dies geſchieht mittelſt eines geſetzlichen Vertrages, und das Ausgeding hat alle Eigenſchaften und Folgen eines andern geſetzlichen Vertrages.

Auslegung, ſ. Exegeſe, Hermeneutik und Interpretation.

Auſonius (Decius Magnus), der berühmteſte römiſche Dichter des 4. Jahrh., war zu Burdegala (Bordeaux) gegen das J. 309 geboren. Sein Vater Julius, der die Gunſt des Kaiſers Valentinian genoß und aus dem Arzte deſſelben Präfect von Illyrien geworden war, verſäumte nichts, um ihm eine ſeiner würdige Erziehung zu geben. Auſonius ſtudirte unter mehreren ausgezeichneten Lehrern, und war anfangs Sachwalter. Da aber ſein Geſchmack ihn zu den ſchönen Künſten zog, nahm er gern den Lehrſtuhl der Grammatik an, der ihm an der Schule ſeiner Vaterſtadt angeboten ward. Als bald darauf der Lehrſtuhl der Beredſamkeit erledigt war, erhielt er dieſen. Er verſammelte eine ſo große Anzahl von Schülern um ſich, daß ſein Ruf ſich durch das ganze Reich verbreitete. Valentinian vertraute ihm die Erziehung ſeines Sohns Gratian an und ernannte ihn zur Belohnung zum Quäſtor und Präfectus Prätorio. Als Gratian den Thron beſtiegen hatte, bezeigte er ſich nicht minder dankbar gegen ſeinen Lehrer. Gegen das Jahr 370 ernannte ihn der Kaiſer zum Conſul in Gallien. Nach dem Tode Gratians aber zog ſich Auſonius auf ein Landgut bei Bordeaux zurück, theilte hier ſeine Zeit zwiſchen

ſeinen Freunden, den Wiſſenſchaften und ländlichen Freuden, und ſtarb um das Jahr 394. Da Valentinian der chriſtlichen Religion zugethan war, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß Auſon ebenfalls von dieſer Religion war; auch beweiſen dies mehrere ſeiner Gedichte. Die Kritiker ſind über den dichteriſchen Werth des Auſonius nicht einig; unläugbar iſt er geiſtreich und gelehrt, aber ſein Styl und ſeine Verſification haben die Mängel ſeines Zeitalters, und ſeine Latinität iſt unrein; mit Unrecht hat man ihm aber den Vorwurf der Unſittlichkeit gemacht. Mit einem Wort, Auſonius kann nicht als ein Muſter gelten, verdient aber deſſen ungeachtet einen ehrenvollen Platz unter den ſpätern lateiniſchen Dichtern. Man hat von ihm Epigramme, Idyllen, Eklogen, Briefe in Verſen und eine Rede an Gratian. Die geſchätzteſten Ausgaben ſind, Bordeaux, 1580, 4., Heidelberg, 2 Bände, 8., Amſterd. 1671 8. und Paris 1730, 4.

Auſpicien. Das Hiehergehörige iſt unter Augur und Augurien angeführt worden. Wir merken hier nur an, daß das Recht der Auſpicien, d. h. das Recht, von den Göttern durch gewiſſe Anzeigen den Ausgang einer Kriegsunternehmung zu erforſchen, nur dem Oberfeldherrn zuſtand; die Unterbefehlshaber aber fochten unter ſeinen Auſpicien, d. h. die Verkündigung, die jener erhalten, galt auch ihnen, und der glückliche oder unglückliche Ausgang ward jenem allein beigemeſſen.

Ausſatz, eine bösartige, hartnäckige und gefährliche Hautkrankheit, welche zwar eigentlich eine tropiſche Krankheit und im Morgenlande, beſonders in Ägypten und in Paläſtina zu Hauſe, jedoch ſchon zu den Zeiten der Römer durch römiſche Heere nach Italien gebracht, und ſpäterhin durch die von den Kreuzzügen nach Europa zurückkehrenden Soldaten anderer europäiſchen Nationen noch mehr im Abendlande verbreitet worden iſt. Was die Alten alles zu dem Ausſatz rechneten, ſcheinen mehrere hartnäckige Hautausſchläge geweſen zu ſein, welche nach dem Klima und der Lebensweiſe der Völker verſchiedene Formen und Grade der Bösartigkeit hatten. Die griechiſchen und arabiſchen Ärzte hatten unter dem Namen lepra, lichen, impetigo, scabies u. ſ. w. verſchiedene Hautausſchläge, welche zwar auch ſehr hartnäckig waren, doch nicht in dem Grade, wie der eigentliche vollendete Ausſatz, und nicht ſo anſteckend, auch nicht ſo tödtlich als derſelbe, bei welchem es oft ſo weit kam, daß ganze Glieder abfaulten. Das Vorzeichen deſſelben war nach den verſchiedenen Klimaten verſchieden, und beſtand theils in allen jenen unbeſtimmten Ausſchlägen, Flecken, Flechten und Grindern, theils und beſonders aber war eine dunkle Röthe der Haut und des Geſichts (die arge Röthe genannt) der gewiſſeſte Vorläufer deſſelben. Der vollendeten Ausſatzarten ſind nach Henslers Unterſuchungen drei: 1 Der räudige Ausſatz, Lepra und Pſora bei den Griechen, wahrſcheinlich Hiobs Krankheit; 2. der weiße Ausſatz, Zaraah bei Moſes, der in ſeinem letzten Zeitraum in die Lepra Tyria der Abendländer übergeht. Dieſe beiden Hautausſchläge ſind theils dunkle derbe Rauden, oder feine weiße ſtaubige Grinder, und ſo bösartig, daß ſie nur ſehr ſchwer eine Heilung zulaſſen; 3. der allgemeine knollige Ausſatz, Elephantiaſis der Griechen und Römer, iſt jetzt noch beſonders auf den weſtindiſchen Inſeln zu finden. Er iſt der ſchwierigſte von allen; es entſtehen wenig Raude und Grinder auf der Haut, ſondern dieſe wird durchaus, beſonders im Geſichte, in Knollen umgewandelt. Er ſcheint weniger mit Jucken und Brennen das bei den andern unausſtehlich iſt, verbunden zu ſein, daher

ihn auch die Abendländer den ruhigen Ausſatz nannten; iſt aber ganz unheilbar. Auch in den Nordländern iſt ein eigner Ausſatz zu Hauſe, der eben ſo bösartig iſt, wie der tropiſche. (S. d. Art. Hautkrankheiten.) Der abendländiſche Ausſatz iſt in Europa wieder verſchwunden, indem durch die vielen errichteten Ausſatzhäuſer der großen Anſteckbarkeit des Ausſatzes Grenzen geſetzt wurden, auch durch das Aufhören der Kreuzzüge die Gemeinſchaft mit den Morgenländern verringert und endlich größtentheils aufgehoben wurde. In weiterer Bedeutung nennt man zuweilen auch weitverbreitete anſteckende krebshafte Geſchwüre auf der Oberfläche des Körpers, ferner die Finnen bei den Schweinen, Ausſatz. Auch die Räudigkeit der Bäume, wenn der Stamm mit Flechten überzogen iſt, wird zuweilen, aber uneigentlich, Ausſatz genannt. H.

Ausſchnitt iſt in der Geometrie derjenige Theil einer Cirkelfläche, der durch zwei Radien und ein Stück des Umfanges, (Peripherie) eingeſchloſſen wird.

Außenwerke ſind alle Werke einer Feſtung, die außerhalb des Hauptwalls in oder jenſeits des Hauptgrabens liegen. Sie haben den Zweck, den Angriff auf den Hauptwall aufzuhalten, die Schüſſe gegen denſelben aufzufangen, und ihm Seitenvertheidigung zu geben. Alle Außenwerke müſſen daher ſo eingerichtet ſein: 1. daß ſie der Feind angreifen muß, ehe er zum Hauptwalle gelangt; 2. daß ſie dem Hauptwall Seitenvertheidigung geben; 3. daß ſie den außerhalb des Glacis errichteten Batterien des Feindes alle Stellen der Futtermauer des Hauptwalls vollkommen verdecken; 4. vom Hauptwall aus eingeſehen werden. Meiſt, jedoch nicht immer, ſind ſie einige Fuß niedriger, als der Hauptwall. Die gewöhnlichſten Außenwerke ſind a) die **Grabenſchere** (Grabentenaille), liegt im Graben zwiſchen zwei Baſtions vor der Courtine und hat gewöhnlich die Form eines eingehenden Winkels. b) Das **Ravelin** (Demilüne), ein großes Werk in Form eines ausgehenden Winkels, ehemals halbmondförmig, woher der Name, liegt vor der Grabenſchere, die es nebſt dem Thor deckt. Es iſt das wichtigſte Außenwerk und der Schlüſſel zum Hauptwall. Neben ihm liegen zuweilen c) **Lünetten** (Brillen,) kleine, ähnlich geformte, wenig bedeutende Werke. d) **Contregarden** (Couvrefacen), liegen zur Deckung der Bollwerksfacen zuweilen in Form eines ausgehenden Winkels vor dem Bollwerk. — Jenſeits des Hauptgrabens, jedoch durch ihren Graben mit ihm verbunden, liegen zur Feſthaltung irgendeines wichtigen Punctes e) **Hornwerke**, die aus zwei halben mit einer Courtine verbundenen Baſtions, die wieder durch zwei **Flügel**, d. h. Wälle mit Graben an der Feſtung hängen, beſtehn. f) **Kronwerke**, wo ſtatt zwei halben eine ganze und zwei halbe Baſtions angelegt ſind. g) **Scheren** beſtehen aus einem eingehenden Winkel, der durch Flügel an der Feſtung hängt. Sind zwei eingehende Winkel vorhanden, ſo heißt das Werk h) eine **doppelte Schere**. Sind die Flügel nicht parallel, ſondern convergirend oder divergirend, ſo heißen die Scheren i) **Schwalbenſchwänze** und k) **Biſchofsmützen** u. ſ. w. — In den Waffenplätzen des bedeckten Wegs, ſo wie faſt in allen andern Außenwerken, liegen oft Werke von verſchiedener Form, die man l) **Reduits** nennt. Auf oder am Fuße des Glacis liegen oft m) **Fleſchen** oder n) **Lünetten** die eine baſtionähnliche Form, haben und nicht mit c zu verwechſeln ſind. Liegen ſolche Werke noch weiter vor, ſo heißen ſie o) **detachirte Werke** und ſie werden p) zu **Forts** oder **detachirten Forts**, wenn ſie 500 Schritt und noch weiter vom Gla-

cis entfernt, größer und ſelbſtſtändiger, meiſt auch hinten geſchloſſen ſind. Man baut ſie neuerdings oft in Form großer caſemattirter Thürme. P.

Ausſüßen heißt in der Scheidekunſt, aus einem Körper die darin befindlichen auflöslichen Theile durch Waſchen mit Waſſer hinwegſchaffen, einen Körper von den anhängenden Salztheilen durch Waſſer befreien und reinigen.

Ausſtellung nennen wir die öffentliche Zuſammenſtellung der in einem Lande oder Diſtricte von Zeit zu Zeit hervorgebrachten Gegenſtände der Kunſt und Induſtrie. Weil aber die (ſchöne) Kunſt durch ihre Beziehung auf die höhern Zwecke und Bedürfniſſe des gebildeten Menſchen, vor der Induſtrie, welche zunächſt nur auf Vervollkommnung und Verfeinerung künſtlicher Befriedigungsmittel der nothwendigen Bedürfniſſe des äußern Lebens gerichtet iſt, den Vorrang hat, ſo pflegt man öfter von Kunſtausſtellung zu hören. In einem andern und allgemeinern Sinne umfaßt die Kunſt jedoch jede, höhere Geiſtesthätigkeit erfodernde, Bearbeitung und Bildung der von der Natur dargebotenen Stoffe, wodurch ſie zugleich von den Producten eines mechaniſchen Fleißes unterſchieden wird. Da nun die Kunſtproducte in dieſem weitern Sinne, wie alles Menſchliche, einer Vervollkommnung ins Unendliche fähig ſind, theils in Hinſicht auf die Tauglichkeit zur Erreichung des äußern Zwecks, theils in Beziehung auf ihre Form, welche dieſem Zwecke immer entſprechender und an ſich ſelbſt wohlgefälliger gebildet werden kann, wodurch ſie ſich zum ſchönen Kunſtwerk erhebt; ſo ſind auch ſie in Verbindung mit jenen der Ausſtellung nicht nur werth, ſondern beide können auch verbunden Kunſtausſtellungen genannt werden. Der Zweck dieſer Ausſtellung aber leuchtet von ſelbſt ein, vorzüglich wenn wir auf diejenigen Künſte blicken, deren Werke der Ausſtellung fähig ſind und bedürfen. Einige Kunſtwerke nämlich werden vor dem Publicum gebildet oder ausgeführt (theatraliſche und muſikaliſche Kunſtwerke, ſo wie die Werke der Baukunſt) oder können doch auf leichte Weiſe vor das Publicum gebracht werden, — wie die poetiſchen durch Druck, Declamation und theatraliſche Aufführung, — andere aber werden in der Einſamkeit gebildet, und exiſtiren ſonach zunächſt nur für den Künſtler ſelbſt oder für Wenige. Dieſes ſind die Werke der Mahlerei, der bildenden Kunſt und viele Gattungen der Induſtrieproducte. Allein dieſe Künſte können nicht gedeihen, bei dieſer gleichſam einſeitigen Exiſtenz ihrer Werke. Das Kunſtwerk greift in das Leben ein, und ſoll auch fortwährend von dem Leben berührt werden; ja es wird erſt lebendig in der Seele des Anſchauenden. Das wahre Werk der bildenden Kunſt und Mahlerei ſoll leben und fortbilden in den Seelen der Zeitgenoſſen und der Nachwelt. Es muß alſo ans Licht geſtellt werden. Die Künſtler aber, durch welche die Kunſt entſteht und ſich fortbildet, bedürfen ein Publicum, und müſſen mit demſelben in fortdauernder Wechſelwirkung ſtehen, nicht blos, wiefern ſie äußerer Unterſtützung bedürfen, und dieſe nur durch einen ehrenvollen Preis ihrer Werke, welcher beſonders durch Concurrenz der Käufer beſtimmt wird, gewinnen können; ſie bedürfen auch der Aufmunterung und Anregung durch Urtheile der Verſtändigen im Publicum zu ihrer Bildung und zum Gedeihen der Kunſt, der Auffoderung zu großen Unternehmungen und nationellen Aufgaben — und dieſes wird ihnen durch Ausſtellungen vollkommen möglich oder wenigſtens erleichtert. Hier können zugleich die Fortſchritte einer Nation in Kunſt- und Induſtrieproducten (denn von dieſen gilt mehr oder weniger daſſelbe, wo ſie nicht für ſich ſchon einen bedeutenden Nutzen

gewähren) am beſten erkannt werden; hier kann die lebendige Theilnahme der Zeitgenoſſen, der Nation, ſich ermunternd und aufregend zum Beſſern äußern; hier kann durch Aufſtellung des Gleichartigen ein rühmlicher, der Kunſt erſprießlicher Wetteifer vorzüglicher Talente begründet werden; hier lernt der Begüterte, welcher Kunſtkenner und Sammler iſt, den Künſtler kennen, hier iſt Privat- und öffentliche Belohnung möglich; hier können ſich die Künſtler gegenſeitig verbinden, und können am beſten durch Vergleichung wahrnehmen, woran es einem jeden unter ihnen noch fehlt, worin der gemeinſchaftliche Charakter ihrer Hervorbringungen beſtehe; in wiefern ſie das Gute oder Schlechtere ſich zum Muſter genommen haben: da ſonſt die Anerkennung und Aufregung manchen großen Talents lediglich dem Zufall überlaſſen bleibt. Hierdurch wird, in Verbindung mit den im Staate beſtehenden Kunſtmuſeen, der Geſchmack der Nation ſelbſt fortdauernd ausgebildet, das Beſſere wird von dem Schlechtern, die ſolidere Arbeit von der täuſchenden leichter unterſchieden, und dadurch dem wahren Talente ſeine Laufbahn begründet. Dem Luxus wird durch Hinweiſung auf das wahrhaft Schöne mächtiger als durch Befehle und andere Maßregeln Einhalt gethan, und die Induſtrieproducte werden immer mehr zur Schönheit erhoben. Aber dann müſſen dieſe Ausſtellungen auch nicht bloße öffentliche Aufſtellungen ſein. Vor allem wird verlangt, daß ſie unter einer kunſtſinnigen Aufſicht ſtehen. Dieſe ehrt und erhebt die Anſtalt. Dieſe Aufſicht gehört dem Staate, und letzterer wird ſie mit Recht den Vorſtehern ſeiner Kunſtakademien und Induſtrieſchulen übertragen. Denn der Staat, ſofern ihm die Kultur ſeiner Bürger überhaupt nicht gleichgültig ſein kann, ſoll auch der äſthetiſchen Kultur ſeine Sorge widmen. Dieſes geſchieht, wenn er, durch hohes Anſehen und Unterſtützungsmittel vor dem Privatmanne ausgezeichnet, wie überall, die in ſeinen Staaten zerſtreuten Kräfte und Talente durch weiſe, dieſelben richtig würdigende Männer auf den Punct hinzuleiten und zu concentriren ſucht, welcher zu einem den Bedürfniſſen der Nation und der Zeit angemeſſenen höhern Ziele führt. Das Anſehen, welches der Staat den Künſten dadurch verleiht, daß er ſich der Aufregung und Begünſtigung der Talente, der möglichen Hebung aller äußern Hinderniſſe eines freien Wirkens, durch Aufgaben zu Denkmählern, vorzüglich der Nationalgeſchichte und Religion, und dem Wohlſtande der Nation angemeſſenen Verzierungen und Verſchönerungen der öffentlichen Verſammlungsörter, durch Belohnungen des Ausgezeichneten, und Würdigung des Geleiſteten durch Abſtimmung kunſterfahrner Männer annimmt, macht die Kunſt und Induſtrie zu einer wahrhaft nationellen Anſtalt, und wirkt nothwendig bildend auf die Nation zurück. Dann muß aber auch das Äußere dieſer mit jedem Jahre wiederkehrenden Ausſtellungen des Zweckes würdig, die Anordnung der aufgeſtellten Werke ſinnig, ohne Willkür und Parteilichkeit, die dabei aufzuwerfenden Aufgaben ſinnreich und treffend gewählt, mannichfaltig, der Kunſtſtufe des Volks angemeſſen und der religiöſen und übrigen Kultur nicht widerſprechend ſein. Auch müſſen alle äußeren Störungen von der öffentlichen Beſchauung entfernt ſein, und Unſittlichkeiten, welche ſich laut und öffentlich äußern, aus dieſen Propyläen der höhern Bildung verbannt werden. — Kunſtausſtellungen, dieſem Ideale bald mehr, bald minder nahe, finden wir in den Hauptſtädten der gebildetſten Länder, als den Mittelpuncten höherer und geſelliger Bildung, z. B. in London, Paris, ſeit 1812 eine Ausſtellung der Werke vaterländiſcher Künſtler in Wien, welche ſich an die Akademie der bildenden Künſte daſelbſt anſchließt.

Man ſehe die treffliche Rede, mit welcher der öſterreichiſche Staatsminiſter Graf von Metternich dieſe Anſtalt eröffnete. (N. Leipzg. Literaturzeitung Nr. 65, 1813, und Fr. Schlegels deutſch. Muſeum, Märzheft 1813); ferner in Berlin, Dresden und vor einiger Zeit unter Göthe's Direction in Weimar. T.

Auſterlitz, eine öſterreichiſche dem Fürſten von Kaunitz zugehörige Stadt, an der Citawa im mähriſchen Kreiſe Brünn, mit 306 Häuſern und 2061 Einwohnern. Sie hat ein prächtiges Schloß mit einem ſchönen Garten. Dieſer Ort hat eine große Berühmtheit in der neuern Geſchichte erhalten durch die Schlacht, welche hier am 2. Dec. 1805 von den Franzoſen gegen die vereinten Öſterreicher und Ruſſen geliefert und gewonnen wurde. Seit dem 20. Novmbr. ſchon war Napoleon in Brünn. Als er erfuhr, daß die Kaiſer Franz und Alexander von Ollmütz aus in Wiſchau angekommen waren, ſendete er durch den General Savary ein freundliches Bewillkommungsbillet an Alexander; Savary mußte den lebhaften Wunſch des Kaiſers nach Alexanders Freundſchaft ausdrücken. Dieſer antwortete dem Chef der franzöſiſchen Nation: „daß er nichts ſo ſehr wünſche, als den Frieden in Europa mit Loyalität und auf billigen Grundlagen hergeſtellt zu ſehen. Den Tag darauf ließ der franzöſiſche Kaiſer dem ruſſiſchen eine Zuſammenkunft vorſchlagen. Fürſt Dolgorucki, Alexanders Adjutant, erſchien ſtatt ſeiner; die Unterredung endete fruchtlos. Ein franzöſiſches Bulletin erzählt, daß dem franzöſiſchen Kaiſer zugemuthet worden ſei, Belgien und die eiſerne Krone (letztere an Sardinien) abzutreten. Am 1. Decembr. wurden alle Vorbereitungen zur Schlacht getroffen. Um ein Uhr des Nachts war Napoleon bei den Vorpoſten: der Jahrestag ſeiner Krönung, der 2. December, der Tag der Schlacht war angebrochen, und dieſe begann mit dem Grauen des Morgens. Die franzöſiſche Armee war gegen 80,000 Mann ſtark, und beſtand aus den Corps der Marſchälle Soult, Lannes und Bernadotte, aus dem größten Theile des Corps unter dem Marſchall Davouſt, der Reiterei unter Murat und aus der kaiſerlichen Garde. Die gegenüber ſtehenden Alliirten mögen eher über als unter 90,000 Mann geweſen ſein, indem man über 70,000 Ruſſen und 20,000 Öſterreicher annimmt; die Franzoſen rechnen 80,000 Ruſſen und 25,000 Öſterreicher, dagegen die Ruſſen 100,000 Franzoſen, ſich ſelbſt aber nebſt den Öſterreichern noch nicht ganz 70,000 Mann ſtark angeben. Der linke ruſſiſche Flügel unter Buxhöwden ſollte die franzöſiſche Armee auf ihrer rechten Flanke umgehen und ihr in den Rücken fallen; doch ſchon bei den Dörfern Talnitz und Menitz ſtieß Buxhöwden auf das in der Nacht dorthin ſüdwärts nach dem Kloſter Raigern abmarſchirte Corps von Davouſt, und war daher gezwungen, ſich gegen allen Plan zu ſchlagen. Die Anhöhen von Pratzen, welche die Ebenen des Schlachtfeldes beherrſchten, von den Ruſſen aber verlaſſen worden waren, wurden gleich beim erſten Angriffe der franzöſiſchen Armee auf die ruſſiſche von Soult genommen, durch welches Manöver der ganze linke Flügel der Ruſſen abgeſchnitten, und von Davouſt und Soult nun in die Mitte genommen wurde. Während deſſen war die franzöſiſche Armee unter Bernadotte, Murat und Lannes vorgerückt. Das Centrum der ruſſiſchen, bei dem auch die Öſterreicher ſtanden, commandirte Kutuſow, den rechten Flügel Großfürſt Conſtantin und der Fürſt Dolgorucki; hinter ihrer Fronte ſtanden als Reſerve die kaiſerliche Garde und ein Corps Infanterie unter Bagrathion. Nur die furchtbaren Wirkungen der gut benutzten franzöſiſchen Artillerie konnten die ruſſi-

ſchen Linien brechen, die lange Zeit wie unerſchütterliche Mauern ſtanden. Als das Centrum geſprengt war, rückte die ruſſiſche Garde vor und warf ſich gewaltig auf die Franzoſen, die auf einen Augenblick in Unordnung kamen, da eins ihrer Regimenter aus einander geſprengt wurde; aber in dieſem Momente rückten auch die franzöſiſchen Garden vor, und nach einem blutigen Gefechte faßte Kutuſow den Entſchluß, ſich zurückzuziehen; der ganzen Armee folgte nun auch der Großfürſt an der Spitze der Garden; dies alles geſchah in guter Ordnung. Noch ſchlug ſich der ruſſiſche linke Flügel unter Burhöwden, und dort litten die Franzoſen am meiſten; doch ein Unfall eigener Art betraf dies tapfere Corps, indem es verſuchte, über einen zugefrornen See zu marſchiren, Napoleon aber im Augenblick ſeiner Ankunft auf dieſem Puncte Befehl gab, mit Kartätſchen auf das Eis zu ſchießen, wodurch dieſes einbrach und mehrere Tauſende in den See verſanken. Den Reſt rettete Burhöwden glücklich zur Hauptarmee, die in der Nacht auf den 3. Decmbr über Uhrſchitz, Czeitſch, Göding hinter die March, auf der Straße nach Ungarn, doch mit Verluſt von mehr als 100 beſpannten Kanonen ſammt allen Pulverkarren, ſich zurückzog. Die Arriergarde unter Bagrathion wurde am 3. Dec. noch einmal, doch ohne bedeutenden Verluſt, angegriffen. Der ruſſiſche Verluſt in dieſen zwei Tagen überhaupt wird franzöſiſcher Seits auf 40,000 Mann an Todten und Gefangenen, in den ruſſiſchen Berichten aber auf 12,000 Mann angegeben, ſo wie die Franzoſen nur 1000 Todte und 3500 Verwundete von ſich zugeſtehen, während Kutuſow den Verluſt der Franzoſen auf wenigſtens 23,000 Mann ſchätzt. Die Reſultate dieſer Schlacht waren: die Zuſammenkunft Napoleons mit Franz II.; die Trennung der ruſſiſchen Armee von der öſterreichiſchen, indem ſie in vorgeſchriebenen Etappenmärſchen in drei Colonnen über preußiſch Schleſien in ihr Vaterland zurückkehrte; der Waffenſtillſtand zwiſchen Frankreich und Öſterreich, und der am 26. December zwiſchen beiden Mächten zu Preßburg geſchloſſene Friede. Von einem Frieden zwiſchen Frankreich und Rußland aber war die Rede nicht geweſen, ſondern die Ruſſen blieben in Schleſien bis in den Febr. 1806 ſtehen; der Großfürſt Conſtantin war ſelbſt mit dem Fürſten Dolgorucki in Berlin geweſen, um dieſe Armee dem Könige von Preußen zu ſeiner Diſpoſition anzubieten, zu Zwecken, welche neun Monate ſpäter ſich enthüllten. I.

Auſtern ſind Schalthiere, die man zum Geſchlechte der Kammuſcheln rechnet. Die untere Schale iſt bauchig, die obere platt; je älter die Auſtern ſind, mit deſto mehr Schuppenreihen ſind die Schalen beſetzt. Äußerlich iſt ihre Farbe grau oder ſchwärzlich inwendig weiß. Sie leben an ſteinigen und ſandigen Meeresufern, an den Küſten der Inſeln und an Klippen, die aus dem Meere hervorragen, in den europäiſchen und andern Meeren. Man theilt ſie in **Berg-**, **Sand-** und **Lehmauſtern**; die erſtern hält man für die beſten, insbeſondere wenn ſie auf Höhen wohnen, wo Ebbe und Fluth wechſeln. In Holland ſind die ſeeländiſchen, und in England die von Colcheſter die vorzüglichſten. In Deutſchland hält man die holſteiniſchen und jütländiſchen, in Italien die Pfalauſtern von Trieſt, und die Arſenalauſtern in Venetianiſchen für die beſten. — Die Nahrung der Auſtern ſoll in Schlamm, Lehmerde, Pflanzentheilen und Würmern beſtehen; ſie können aber nur das verzehren, was ihnen der Zufall zuführt, da ſie ihren Wohnort nicht verlaſſen können. Um die Zeit, wo die wiederkehrende Sonne das Meer erwärmt, findet man

Eier in den Schalen, und bald darauf erſcheinen vollkommen ausgebildete Junge. Sobald die junge Auſter die See erreicht hat, klebt ſie ſich an irgend einen feſten Körper an, und gedeiht hier, bis ſie durch irgend einen Zufall losgeriſſen wird. Wiewohl die Auſtern ſich erſt im dritten Jahre fortpflanzen, ſo vermehren ſie ſich doch ungeheuer ſchnell, und man findet ſie an einigen Stellen im Meere millionenweis. Solche Sammelplätze nennt man Auſternbänke. In England werden ſie auch in Canälen gezogen. Das Auſternfiſchen geſchieht auf verſchiedene Weiſe; da, wo ſie zur Zeit der Ebbe auf dem Trocknen liegen, ſammelt man ſie mit den Händen: ſonſt fängt man ſie auch mit eiſernen Rechen, oder Netzen mit eiſernen Rahmen und dergleichen Inſtrumenten. Deutſchland bezieht die meiſten Auſtern von Hamburg, von wo ſie entweder in Schalen oder nackt mit Salz und Pfeffer eingemacht, verſendet werden.

Austrägalinſtanz. Die deutſche Bundesacte hat die ehemals im deutſchen Reich übliche Entſcheidung der Streitigkeiten deutſcher Fürſten unter ſich durch aus ihrer Mitte gewählte Schiedsrichter, Austräge genannt, gewiſſermaßen wieder hergeſtellt. Es iſt nämlich der Bundesverſammlung (Art. 11.) zur Pflicht gemacht, bei Streitigkeiten der Bundesglieder unter ſich, zuvörderſt die Vermittelung derſelben durch einen Ausſchuß zu verſuchen; wenn aber dieſer Sühnverſuch fehlſchlagen ſollte, ſo daß eine richterliche Entſcheidung nothwendig wurde, ſolche durch eine „wohlgeordnete Austrägalinſtanz“ zu bewirken, deren Ausſpruch ſich die ſtreitenden Theile ſofort zu unterwerfen haben. Was aber unter „wohlgeordnet“ zu verſtehen ſei, namentlich die Beſetzung dieſer Inſtanz, die Verhandlungs- und Entſcheidungsweiſe, ſo wie die Errichtung einer Executionsordnung über die Art und Mittel der Ausführung der Beſchlüſſe des Bundestags: dies alles ſcheint zu denjenigen Aufgaben zu gehören, deren Löſung die Bundesacte (Art. 10) der Bundesverſammlung (ſ. d. Art.) zur Pflicht macht. Sonach iſt dem Bunde ſelbſt zwar keine oberherrliche und geſetzgebende Gewalt über die Bundesgenoſſen ertheilt, wohl aber eine richterliche, jedoch nur für die Streitigkeiten der Bundesglieder unter ſich eingeräumt. Dagegen beſteht kein Bundesgericht für Rechtshändel der Unterthanen in den Bundesſtaaten unter ſich oder mit Bürgern fremder Staaten, auch nicht in höchſter Inſtanz; und eben ſo wenig für Streitigkeiten der Unterthanen, oder der Landſtände mit der Landesherrſchaft. Doch folgt aus dem Geiſte der Bundesacte (vergl. die Protocolle der B. V. vom J. 1816 und 1817, die Hofmannſche Beſchwerde wider Churheſſen betr. und die Rede des öſterreichiſchen Geſandten bei Eröffnung des Bundestages), ſo wie aus der von der Bundesverſammlung übernommenen Gewährleiſtung des großherzogl. ſachſen-weimarſchen Verfaſſungsgeſetzes, daß in Fällen, welche die Handhabung der Verfaſſung, die gehörige Rechtspflege und ungeſtörte Fortdauer der innern Ruhe in jedem Bundesſtaate betreffen, ſowohl Beſchwerdeführung bei der Bundesverſammlung, als auch die Befugniß derſelben zu Verwendung und andern zweckdienlichen Maßregeln, Statt finden können. Über die Anordnung der Austrägalinſtanz und des Executionsverfahrens hat der Bundestag in Gemäßheit der Schlußacte des deutſchen Bundes, vom 15. Mai 1820, das Nöthige beſchloſſen. Schon früher hatten die großherzogl. und herzögl. ſächſiſchen und fürſtl. reußiſchen Häuſer für die unter ihnen etwa entſtehenden Streitigkeiten ihr gemeinſchaftliches Oberappellationsgericht zu

Jena zur ſchiedsrichterlichen (Austrägal=) Inſtanz beſtellt, und die beiden Herzöge von Meklenburg, den 27. November 1817, in Streitigkeiten zwiſchen ſich und den Ständen eine compromiſſariſche Behörde, mit dem Recurſe an den Bundestag, errichtet. S. Klübers öffentliches Recht des deutſchen Bundes und der Bundesſtaaten. Frankfurt a. M. 1817, 8. Und von Dalwigk die Austrägalinſtanz zur Erläuterung des Art. XI. der deutſchen Bundesacte. Mainz 1817. Ein Beiſpiel ſchiedsrichterlichen Ausſpruchs enthält der Art. Bouillon (Bullio). Im Jan. 1818 foderte der Geſandte der freien Städte die Bundesverſammlung auf, die Vermittelung ihres Ausſpruchs auf die Abſchaffung des Elsflether Weſerzolls, welcher ſchon den 1. Jan. 1813 aufhören ſollte, von dem Großherzog von Oldenburg aber bis 1819 erhoben ward, dem 11. Art. der Bundesacte gemäß zu übernehmen, oder, wenn die deßhalb vom Bundestage ernannte Commiſſion nichts ausrichten ſollte, die Sache rechtlich durch die Austrägalinſtanz entſcheiden zu laſſen. Dies hatte endlich die Aufhebung jenes Zolles zur Folge. Eben ſo ward in der 58ſten Sitzung eine Vermittelungs=Commiſſion in Anſehung der Foderung der Gläubiger pfälziſcher Schuldbriefe an die dabei betheiligten Höfe ernannt. K.

Auſtralien, der fünfte Erdtheil, unrichtig anfangs Südindien und wegen der Menge von Inſeln, woraus er beſteht, Polyneſien, Inſelwelt genannt, hat ſeinen Namen von ſeiner ſüdlichen Lage gegen die alte Welt. Der Anfang zur Entdeckung dieſes neuen Erdtheils wurde gemacht, nachdem Amerika und die Südſee den Europäern bekannt geworden waren. Magellan, dieſer berühmte portugieſiſche Seefahrer, der die erſte Reiſe um die Welt unternahm, hatte dem ſpaniſchen Monarchen, in deſſen Dienſte er aus den portugieſiſchen übergetreten war, verſprochen, durch eine Reiſe nach Weſten zu den Molukken zu gelangen, und entdeckte auf dieſer Seefahrt den 6. März 1521 die ſogenannten Ladronen oder Marianen, eine Inſelgruppe, die einen Beſtandtheil Auſtraliens ausmacht. Magellan muß daher als der erſte Entdecker dieſes Erdtheils angeſehen werden, indem er die Bahn zu Auffindung der großen auſtraliſchen Inſelmenge eröffnete. Faſt 300 Jahre verfloſſen, bis die ſämmtlichen Inſeln entdeckt wurden, die man unter dem Namen Auſtralien begreift, und noch jetzt werden neue Inſeln in dieſer Meeresgegend gefunden, wie die neueſte Reiſe des ruſſiſchen Lieutenants Kotzebue zeigt. Nach Magellan ſetzten ſpaniſche Seefahrer dieſe Entdeckungen fort, beſonders machte ſich in dieſer Hinſicht der Spanier Alvaro de Mendana berühmt, der in dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Salomons= und Marquesas=Inſeln entdeckte, und quer durch die Societäts= und Freundſchafts=Inſeln fuhr, doch ohne dieſelben zu ſehen. Fernandez de Quiros, der ihn auf ſeiner dritten Reiſe begleitet hatte, nahm einen ſüdlichern Lauf, gerieth gerade in den inſelreichſten Theil der Südſee, und durch ihn wurden die Societäts=Inſeln und das heilige Geiſt=Land bekannt. Mit dem 17. Jahrhundert begannen die großen Entdeckungen der Holländer, wodurch, außer mehreren kleinen Inſeln, beſonders die größte auſtraliſche Inſel, Neu=Holland, bekannt, und von ihnen benannt wurde, wiewohl man mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Auffindung Neu=Hollands 100 Jahr früher den Portugieſen zuſchreibt, deren Entdeckungen aber von ihrer Regierung verheimlicht, und nachher vergeſſen worden zu ſein ſcheinen. Edels=Land, Nuyts=Land, de Witts=Land, welches Küſten Neu=Hollands ſind, erhalten noch die Namen der erſten holländiſchen Entdecker. Der

Holländer Tasmann und der Engländer Dampier ſetzten hierauf die angefangenen Entdeckungen fort. Der Anfang des 18. Jahrhunderts war arm an Entdeckungen, bis in der Mitte deſſelben die Engländer Byron, Wallis und Carteret, und der Franzoſe Bougainville für die nähere Kenntniß Auſtraliens thätig waren. Unſtreitig aber erwarb ſich der berühmte engliſche Weltumſegler James Cook in den Jahren 1768 bis 1779 um die genauere Unterſuchung des neuen Erdtheils die größten Verdienſte, indem er die Kunde von den bereits bekannten Inſeln berichtigte und vermehrte, früher entdeckte Inſeln wieder auffand, und als neue Entdeckungen Neu-Caledonien und den Archipel der Sandwichs-Inſeln hinzufügte, auf welchen er ſein thatenreiches Leben verlor. Nach Cook wetteiferten Engländer und Franzoſen, dem Publicum genauere Bekanntſchaft mit Auſtralien zu verſchaffen. In den neuern Zeiten haben vorzüglich Entrecaſteaux Grant, la Perouſe, Baudin, Flinders und Kruſenſtern, und der jüngſte Weltumſegler Kotzebue unſere Kenntniß von Auſtralien bereichert. Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß nun hier nichts mehr zu entdecken, und die Unterſuchung Auſtraliens geſchloſſen ſei, ſondern ohne Zweifel liegen in dieſem großen Meere noch Inſeln, die bis jetzt kein Europäer geſehen hat, und ſelbſt von den ſchon entdeckten Ländermaſſen Auſtraliens kennt man blos die Küſten. Die Südſee oder das ſtille Meer, welches zwiſchen der Oſtküſte Aſiens und der Weſtküſte Amerika's fluthet, umfaßt ſämmtliche Inſeln Auſtraliens, welche einen Raum von 113 Längen- und von 70 Breiten-Graden einnehmen, indem ſie ſich vom 47. Grade der ſüdlichen Breite bis zum 23. Grade der nördlichen Breite, und vom 130. bis 243. Grade öſtlicher Länge von Ferro erſtrecken. Den Flächeninhalt ſchätzt man auf 170 bis 180,000 Quadratmeilen, wovon Neu-Holland allein ⅘ einnimmt, und Europa an Größe gleich kommt. Man kann alle dieſe Inſeln als zuſammenhängende Bergketten anſehen, die ſich aus dem Meere erheben, und in der Richtung von Norden nach Südoſten, in einer doppelten Reihe, gleich Mittel- und Vorgebirgen, das Continent Neu-Holland, als den Stamm dieſer Gebirge, einfaſſen. Die dem Continente Neu-Holland nächſte dieſer Inſel- oder Gebirgsketten beginnt mit Neu-Guinea und endigt mit Neu-Seeland; die zweite Linie fängt bei den Ladronen an, und geht bis zu den Schiffer- und Freundſchafts-Inſeln, von wo ſie eine von Weſten gegen Oſten gehende Richtung nimmt. Von dieſen faſt zuſammenhängenden Inſelreihen ſind die Sandwichs-Inſeln ganz getrennt. Der Boden Auſtraliens iſt fruchtbar, beſonders in den Inſeln der heißen Zone, wo eine üppige Vegetation herrſcht. Die aus Europa hieher verpflanzten Gewächſe kommen hier ſehr gut fort. Einige von den Inſeln ſind niedrig und flach, andere mit ſchroffen Felſenküſten verſehen, und mit Gebirgen, ſowohl Ur-, als Flöz- und Baſaltgebirgen, angefüllt. Die höchſten bekannten Berge ſind in den Sandwichs-Inſeln der Mauna-Roa, und in Neu-Seeland der Pic Egmont, deren Höhe an 14,000 Fuß beträgt. Viele Inſeln ſind vulkaniſchen Urſprunges, andere durch Korallenthiere entweder von Grund aus erbaut, oder durch Anbau an urſprüngliche Meeresfelſen in die Höhe geführt, erweitert und mit Riffen umgeben worden, wodurch die Annährung an viele dieſer Inſeln gefährlich iſt. Bis jetzt fehlt es uns noch ganz an Unterſuchungen über die Beſchaffenheit der Gebirge Auſtraliens, da von den größern Inſeln Neu-Holland, Neu-Guinea und Neu-Seeland nur die Küſten und die ihnen nahen Berge von Naturforſchern kaum mehr als im Fluge beobachtet werden konnten, und in den andern Inſeln

der Aufenthalt der Europäer ebenfalls zu kurz war, um genaue Unterſuchungen anzuſtellen. In den neuern Zeiten erſt haben die Engländer einen Verſuch gemacht, von der Oſtküſte Neu-Hollands, wo ſie ihre Verbrecher-Colonien haben, in das Innere einzudringen. Das im Weſten von dieſen Colonien, von Norden nach Süden ſtreichende Gebirge, die blauen Berge genannt, hatte wegen ſeiner ſteilen Felſenwände, ſchaudervollen Abgründe und immer höher und unzugänglicher ſich hinter einander aufthürmenden Berge, die früher mehrmals gemachten Verſuche, ſich mit dem Innern bekannt zu machen, vereitelt. Doch gelang es endlich im Nov. 1813 dem Engländer Evans, die blauen Berge zu überſteigen, und 1815 wurde ſogar eine Straße über dieſes Gebirge vollendet. Jedoch ſind die Reſultate dieſer Unternehmung noch nicht bedeutend, und in welch einem geringen Verhältniſſe ſteht auch das ungefähr 30 deutſche Meilen von der Küſte aus betragende Eindringen in ein Land, das auf dieſer Seite von der Oſtküſte bis zur Weſtküſte ſich 600 deutſche Meilen erſtreckt! Auffallend iſt in dieſem neuen Erdtheile der Mangel an großen Flüſſen, wiewohl es den meiſten Inſeln nicht an gehöriger Bewäſſerung fehlt. In Neu-Holland wenigſtens, einem Europa an Größe gleichkommenden Lande, ſollte man Flüſſe von der Größe der europäiſchen vermuthen; aber obgleich die Seefahrer das ganze Land umſchifft haben, ſo hat man doch nirgends die Mündungen großer Ströme entdeckt. Die in Neu-Holland aufgefundenen Flüſſe waren, wenn man ſie genauer unterſuchte, nichts weiter als ſchmale Meerarme, die ſich tief in das Land hinein erſtreckten, die Salzigkeit des Meeres beibehielten, und in welchen auch in weiter Entfernung vom Meere Ebbe und Fluth noch eben ſo bemerklich war, als auf der Küſte. Am Ende verloren ſich die anſcheinend großen Ströme in einen unbedeutenden Bach, der ſich in den tief eindringenden Meerarm ergoß. Der größte unter den neu-holländiſchen Flüſſen iſt der Hawkesbury in der Brockenbay, der 10 Meilen landeinwärts für die größten Schiffe fahrbar und daſelbſt 150 Ruthen breit iſt. Jenſeits der blauen Berge hat man den Fluß Mac-Quarrie entdeckt, den man wegen der unzugänglichen Berge nicht weiter verfolgen konnte, und deſſen Mündung man nicht kennt. Möglich wäre es, daß Neu-Holland, da es unwahrſcheinlich iſt, daß ein ſo großes Land ganz ohne bedeutende Ströme ſein ſollte, in ſeinem Innern einen großen See, gleich dem kaſpiſchen See, enthielte, in welchem ſich die Flüſſe ergößen. Das Klima Auſtraliens iſt, da es in der heißen und in der ſüdlichen gemäßigten Zone liegt, theils heiß, doch im Allgemeinen mit einer weniger drückenden Hitze, als in den aſiatiſchen und afrikaniſchen Ländern unter gleicher Breite, theils gemäßigt, mild, rein und geſund. Auch hat man bemerkt, daß die Länder Auſtraliens, die in der ſüdlichen Halbkugel liegen, kälter ſind, als jene in der nördlichen Halbkugel. Die Producte dieſes Erdtheils ſind theils dieſelben der Länder anderer Erdtheile unter gleicher Breite, theils eigenthümliche. An Säugethieren iſt Auſtralien arm, dagegen kennt es aber auch nicht die Raubthiere, welche die Heerden und Menſchen in andern Erdtheilen in Gefahr ſetzen. Die kleinern Inſeln ſind weit reicher an Nahrung gebenden Gewächſen, als Neu-Holland, wo man keine eigentliche Getreideart und nur wenige nahrhafte Baumfrüchte gefunden hat. Das Mineralreich in Auſtralien iſt noch wenig unterſucht. Wir wollen jetzt einige der vorzüglichſten Producte aufzählen. Die einzigen Säugethiere ſind: das Känguruh, größer als ein Schaf, 100 bis 150 Pfund ſchwer, der Wombat (beide zu den Beutelthieren

gehörig), das Schnabelthier, vielleicht das abenteuerlichſte in der Welt, dem die Natur zu dem Körper eines Säugthieres den Kopf oder wenigſtens den Schnabel eines Vogels gab, die Schweifthiere, der Dingo oder neu-holländiſche Hund, das neu-holländiſche fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Schweine, Hunde, Ratten, Fledermäuſe, Wallfiſche, Seebären, Seelöwen und See-Elephanten. Von den Europäern ſind Pferde, Rindvieh, Schafe und Ziegen dahin gebracht worden. Unter den Vögeln, die hier durch Farbenpracht und Bildung der Federn ausgezeichnet ſind, bemerken wir vorzüglich viele Arten von Papageien und Paradiesvögeln, den neu-holländiſchen Caſuar, welcher 70 Pfund wiegt, und den oſtindiſchen an Größe und Schönheit der Farben übertrifft, die prächtige Manura, durch ihren ſchönen Schwanz bewundernswürdig, und den ſchwarzen Schwan; auch hat man Hühner, Tauben und Enten. An Fiſchen, darunter neue Geſchlechter, ſind die Küſten ſehr reich; desgleichen iſt die Mannichfaltigkeit der Inſecten, der Schalthiere ꝛc. ſehr groß. Noch größer als der Reichthum des Thierreichs iſt der des Pflanzenreichs; in Neu-Holland allein hat man 1000 neue Pflanzen entdeckt. Der Raum erlaubt uns nur einige anzuführen, als: Sago-, Areka- und Kokospalmen, Eukalyptus, Bäume, die eine Höhe von 180 Fuß und einen Umfang von 30 Fuß erreichen, Kajaputbäume, Gummibäume, Brotfrucht, Guajaren, Piſang, Katappanußbäume, Rotang, Kaſuarina- oder Keulenbäume, woraus die Einwohner die dauerhafteſten Waffen und Geräthe machen, Papiermaulbeerbäume, aus deren feinſtem Baſte Zeuge verfertigt werden, Citronen, Pomeranzen, Feigen, Zuckerrohr, Betelpfeffer, Taumelpfeffer, woraus das berauſchende Getränke Ava gemacht wird, Baumwollenſtauden, neu-ſeeländiſcher Flachs, der einen vortrefflichen Faden giebt, Batatten, Yams, Aronswurzeln, die den Hauptgegenſtand der Landwirthſchaft auf den Sandwich-Inſeln ausmachen ꝛc. Durch die Europäer ſind auch europäiſche Getreidearten, Obſt, Mandeln, Granatäpfel, Tabak, Hanf, Flachs, Hopfen und europäiſche Gartengewächſe dahin gebracht worden. Aus dem Steinreiche hat man Kupfer- und Eiſenerz, Granit, Porphyr, Baſalt, Chalcedone, Achate, Jade oder orientaliſchen Nierenſtein, Marmor, Kalk, Steinſalz ꝛc. gefunden. Auſtralien iſt äußerſt gering bevölkert; im Durchſchnitte kann man nicht 10 Menſchen auf die Quadratmeile rechnen, da die Zahl der Einwohner nur auf 1,500,000 geſchätzt wird. Sie bilden zwei Hauptracen, eine negerartige, die Papuas genannt, und eine in Bildung und Geſtalt wenig von den Europäern abweichende, die man zu der malaiiſchen rechnet. Aus der Vermiſchung beider Hauptſtämme ſind noch verſchiedene Mittelracen erzeugt worden. Die erſtere Race, die negerartige, bewohnt Neu-Holland, Neu-Guinea, die Louiſiade, die Salomons-Inſeln, die neuen Hebriden, Neu-Britannien und Neu-Caledonien, und hat, beſonders in Neu-Holland, aufgeworfene Lippen und Wollhaare wie andere Neger, von denen ſie ſich durch ſehr dünne, magere Arme und Beine auszeichnet. Dieſe Negerrace ſteht der zweiten, der malaiiſchen, an Bildung bei weitem nach; vorzüglich in Neu-Holland, wo die Einwohner widerliche affenartige Geſichtszüge haben, auf der niedrigſten Stufe der phyſiſchen und geiſtigen Bildung ſtehen, und im Zuſtande der Wildheit, ohne Staat und ohne Religion leben. Der große Mund mit dickaufgeworfenen Lippen ſpringt faſt wie eine Schnauze hervor, und dahinter verliert ſich die platte kleine Naſe. Die tiefliegenden Augen verrathen eine tückiſche Rohheit, ſelten dumme Gutmüthigkeit. Nackt oder leicht mit Thierfellen beklei-

bet ſuchen ſie Fiſche, klettern auf die Bäume, oder erlegen bisweilen die leicht zu fangenden Känguruhe, und verzehren alles faſt roh, kaum daß ſie den Vögeln die Federn abrupfen. Die Bewohner der neuen Hebriden und von Neu-Caledonien, die man gleichfalls zu dieſer negerartigen Race rechnet, verzehren das Fleiſch ihrer erſchlagenen Feinde, haben aber bebaute Felder mit Piſangs, Yams- und Arons-wurzeln. Die zweite Hauptrace, die malaiiſche, welche die übrigen auſtraliſchen Inſeln, als die Freundſchafts-, Societäts-, Sandwichs-Inſeln ꝛc., bewohnt, zeichnet ſich durch die ſchönſten regelmäßigſten Formen aus, deren die Geſtalt des Menſchen unter irgend einem Himmelsſtriche fähig iſt. Ihre Hautfarbe iſt bisweilen nicht dunkler, als die der Spanier und Italiener, ja einige Frauen ſah man völlig weiß, wie die ſchönſten Europäerinnen. Im Ganzen zeigen ſich die Inſulaner von der malaiiſchen Hauptrace als gutmüthige, geſellige, ſanfte, fröhliche und leichtſinnige Menſchen. Doch ſtimmen die Reiſenden darin überein, daß ſie einen Hang zum Stehlen haben, und ihre Weiber und Töchter ohne Zurückhaltung den Europäern Preis geben, Fehler, die man ihnen als einfachen Kindern der Natur verzeihen muß. Auch herrſcht bei einigen derſelben die abſcheuliche Sitte des Genuſſes des Menſchenfleiſches und der Menſchenopfer. Sie leben in Dörfern vereinigt, wo man auch öffentliche Gebäude antrifft, verfertigen Piroguen mit kunſtvoller Schnitzarbeit, Inſtrumente, Geräthſchaften und Waffen von Stein und Holz, deren Arbeit man, bei ihrem Mangel an eiſernen Werkzeugen, bewundern muß; ſie machen Fiſchernetze, Körbchen, Stricke, ſehr feine Matten und Zeuge zur Bekleidung ihres Körpers, die ſie ſchön zu färben wiſſen; ſie treiben eine Art von Landwirthſchaft, welche vorzüglich im Anbau der Aronswurzeln, der Yams, auch der Kartoffeln beſteht, und leben in einer gewiſſen Staatsverfaſſung, deren Grundlage eine Art von Lehnsſyſtem iſt. Auch findet man bei ihnen eine gewiſſe Art von Religion, indem ſie Haupt- und Untergötter verehren, Prieſter und Opfer haben, und einige ſehr ſinnliche Hoffnungen in Rückſicht eines andern Lebens unterhalten. Gewöhnlich ſind ihre Morais oder Begräbnißgebäude die Örter, wo der Gottesdienſt verrichtet wird. Durch europäiſche Miſſionäre hat auch die chriſtliche Religion angefangen, ſich auf den Societäts- und Sandwich-Inſeln zu verbreiten. Jedoch unter allen dieſen Inſulanern haben die Bewohner der Sandwich-Inſeln durch ihre Bekanntſchaft mit den Europäern es am weiteſten in der Kultur gebracht, da beſonders ihr König Tamaahmaah jede Gelegenheit zur Civiliſation ſeiner Unterthanen benutzt. Daher zeigen ſie in den Artikeln ihrer Arbeitſamkeit einen außerordentlichen Grad von Geſchicklichkeit und Zierlichkeit, haben von den ſie beſuchenden Europäern ſich die nützlichſten Künſte zu eigen gemacht, verrichten ihre Arbeit als Zimmerleute, Böttcher, Schmiede und Schneider eben ſo gut wie Europäer, bauen Schiffe nach europäiſcher Art, und haben es in Verfertigung von Stricken, Netzgarn und Tauwerk ſo weit gebracht, daß ſich die Seefahrer bereits hiermit verſehen, und dieſes Takelwerk, für dauerhafter halten, als das europäiſche. Oft legen nordamerikaniſche und europäiſche Schiffe hier an, werden von den Einwohnern gegen europäiſche Waaren oder Dollars mit friſchen Lebensmitteln verſehen, und liegen hier eben ſo ſicher in dem Hafen, als in europäiſchen Ländern. Viele von den Eingebornen haben ſchon Reiſen nach China, der Nordweſtküſte von Amerika und ſelbſt nach den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten gemacht. Ihr König hat ein auf europäiſche Art gebautes Haus,

vor welchem 15 Kanonen ſtehen, und unterhält eine Marine von 30 Schiffen und ein kleines reguläres Militär mit Flinten und Bajonetten bewaffnet. Außer dieſen Ureinwohnern Auſtraliens findet man jetzt auch Europäer, nämlich wenige in den Sandwich-Inſeln, gegen 12,000 in der von den Engländern auf der Oſtküſte Neu-Hollands angelegten Verbrecher-Colonie, welche ſich immer mehr erweitert, und ſchon einige Städte und Dörfer begreift, und eine weit geringere Zahl in der Inſel Van Diemens-Land. Die Hauptbeſtandtheile Auſtraliens ſind, außer den vielen kleineren iſolirt liegenden, *Neu-Holland*, welches neuere Geographen das Continent von Auſtralien nennen, Van Diemens-Land, Neu-Guinea, die Admiralitäts-Inſeln, Neu-Britanien, die Salomons-Inſeln, die Königin-Charlotten-Inſeln oder der Archipel von Santa Cruz, die neuen Hebriden, oder das Heilige Geiſt-Land, Neu-Caledonien, Neu-Seeland, die Pelew-, caroliniſchen oder neu-philippiniſchen, Marianen- oder Ladronen-, Monteverdos-, Mulgrave's-, Fiſcher-, Freundſchafts-, Blighs-, Schiffer-, Societäts-, Marqueſas-, Waſhingtons- und die Sandwich-Inſeln, nebſt der größten in der nördlichen Inſelkette: Hogolen.

Auswanderung, das Verlaſſen eines Ortes oder Landes für ſeine Perſon ſowohl, als auch mit Habe und Gut, um anderswo ſeinen Wohnſitz zu wählen. *Auswanderungsrecht* — jus emigrandi — iſt die Befugniß, in gewiſſen Fällen ungehindert aus einem Orte oder Lande wegziehen zu dürfen. Dieſes Recht hatte ehedem jeder Freigeborne und Freigelaſſene, ſobald es ihm an einem Orte und in einem Lande wegen Unſicherheit ſeines Eigenthums, wegen Nahrungsloſigkeit u. ſ. w. oder wegen Bedrückung durch Abgaben, Beamte und Einſchränkung ſeiner Gewiſſensfreiheit nicht gefiel. Allein da durch die Auswanderung der Staat entvölkert wird, und an Einkünften, phyſiſchen Kräften und Gewerbsthätigkeit verliert, ſo hat man die Auswanderung verboten, und nur erlaubt, innerhalb der Grenzen eines Staates aus einem Orte in den andern zu ziehen. Allein die Erfahrung beweiſ't, daß ſolche Verbote nichts fruchten. Der einzige Weg, die Auswanderung zu verhüten, beſteht darin, daß man das Perſonal- und Real-Eigenthum der Einwohner auf das vollſtändigſte ſchützt, daß man ihnen Gewiſſensfreiheit und Ausübung ihrer Religion unverletzt verſtattet, und ſie nicht, wie vormals in Frankreich und Salzburg, zur Auswanderung zwingt; daß man ſie unter dem Schutze vernünftiger Geſetze, bei geſicherter Freiheit der Gewerbe, des Handels und Wandels, die Früchte ihres Fleißes ungeſtört genießen läßt; daß man ſie den Bedrückungen der Beamten nicht Preis giebt, und ihnen endlich das Zutrauen abgewinnt, daß ſie weder unbillige noch willkürlich zu erhöhende Abgaben beſorgen dürfen. Die Auswanderung, oder das freie Wegziehen in ſchuldloſer Abſicht, aus einem Bundesſtaat in den andern, iſt eine Befugniß, welche die Bundesacte (Art. 18) allen Unterthanen der deutſchen Bundesſtaaten beilegt. Allein, daß rechtliche Familien, zu Hunderten auf einmal, die geliebte Heimath, einen ſchönen Himmel und einen fruchtbaren Boden, verlaſſen konnten, um nach einer Irrfahrt voll Unglück in den Wüſteneien Rußlands oder in den Wäldern von Nordamerika zu ſterben: dies hatte man nach dem Frieden von 1814 in dem beruhigten Europa von Völkern, die unter weiſen Regierungen zufrieden lebten, nicht erwartet. Und doch geſchah es, daß in den Jahren 1815 bis 1817 über 50,000 Menſchen, meiſtens aus dem Elſaß, den Rheinländern, Würtemberg und der Schweiz, mit Weib und Kind auszogen, um ſich in Rußland oder

Nordamerika anzuſiedeln. Im Sommer 1817 waren allein zu Quebeck 4143 ausgewanderte Europäer angekommen. Und wie viele ſind nicht auf der See ein Opfer der ſchändlichſten Raubgier geworden, oder bei ihrer Ankunft in ſchmähliche Dienſtbarkeit gefallen, weil ſie die Überfahrt nicht bezahlen konnten. Nicht Übervölkerung allein, nicht der Trieb, ein ungewiſſes Glück unter fremden Sternen zu ſuchen, ſondern mehr als dies, Hoffnungsloſigkeit, daß es je beſſer werde, Furcht, daß noch Schlimmeres bevorſtehe, und gänzlicher Mangel an Vertrauen zu der Fürſorge der Regierungen, dieſe Urſachen haben, nebſt andern zum Theil ſittlichen Übeln, an denen unſer Zeitalter kränkelt, ganze Familien in die öde Welt hinausgetrieben. Ein Gefühl der Verzweiflung hat die Völker ergriffen, daß es keine Freiheit mehr für den Armen gebe, der unter dem Druck der Abgaben und unter der Laſt von Arbeiten, bei immer höher ſteigenden Preiſen der erſten Bedürfniſſe, erliegt, und der dabei der finſtern Vorſtellung ſich überläßt, daß die arbeitende Claſſe, der zahlreichſte Theil des Volks, nicht für ſich arbeite, ſondern nur für Hof, Heer und Staat. Daher die Sehnſucht in ein fernes Land zu ziehn, wo die Einbildungskraft eine glücklichere Zukunft erblickt. Nur die Juden wandern nicht aus. — Die Auswanderung nach Amerika iſt übrigens ſo alt, als die Gründung der freien Staaten, und in Beziehung auf Würtemberg und die Rheinlande immer dem Drucke zugeſchrieben worden, welcher in der Heimath auf dem Leben der niedern Claſſe laſtet. Das gekränkte Recht, nicht erndten zu dürfen, wo man geſäet, trieb ſchon im Jahre 1782 die Pfälzer nach Polen. Schon vor dreißig Jahren gaben die meiſten Auswanderer die Unterbeamten und Landſchreiber als die Urſache ihres Fortziehens an, und ſo iſt es noch jetzt. Wie zuerſt die in Europa unterdrückte Religionsfreiheit die Wüſteneien Amerika's civiliſirt hat, ſo treibt jetzt die Liebe zur bürgerlichen Freiheit die Europäer dahin. Die Auswanderung iſt daher eine dringende Mahnung an die Regierungen, die Beſchwerden ihrer Unterthanen zu beherzigen und die Wunden der Landeswohlfahrt zu heilen. Wenn die Großen ſtatt fremder Luxusartikel, nur vaterländiſche brauchten; wenn die Fürſten den leeren Prunk der Höfe, die Unterhaltung unverhältnißmäßiger Armeen, und die Beſoldungen einer Menge von Ruheſtellen einſchränkten, ſo würde bald das Vertrauen, es könne beſſer werden, in die Bruſt des Volks zurückkehren. Man vergleiche was Hr. von Rotteck in ſeiner Schrift: über ſtehende Heere und Nationalmiliz, von den Quellen des Drucks unerſchwinglicher Abgaben, des geſunkenen Wohlſtandes des Nährſtandes u. ſ. w. ſagt. Iſt aber Übervölkerung Urſache des Auswanderns, ſo ſollen die Regierungen unter ſich, in Verbindung mit einer Seemacht, die Einrichtung von Colonien, wie in der alten Zeit, durch öffentliche vom Volk gewählte Beamten, beſorgen laſſen. Freie Vereine der Städte, wie zu den Zeiten der Hanſe, der Templer, Johanniter- und deutſchen Ritter, würden dies erleichtern. Die vom Freih. von Gagern der Bundesverſammlung in der vier und dreißigſten Sitzung vorgelegte Denkſchrift: über die Auswanderung der Deutſchen, (Frankfurt 1817, 16 Seiten 4.) enthält mehrere Mittel, wie die Regierungen die Auswanderung verſtändig leiten ſollen. Mehr noch iſt in Rußland zur Unterſtützung der Eingewanderten geſchehen, nachdem Mangel und Krankheiten eine Menge dieſer Unglücklichen in den ungeſunden Steppen von Odeſſa weggerafft hatten. Zweckmäßig ſcheint die Anſiedelung der Schweizer in Braſilien zu Neu-Freiburg vor ſich zu gehen. Auch in Nordamerika hatten die Buonapartiſchen

Generale Clauzel, Lefebvre-Desnouettes, Grouchy, Vandamme, Lacanal u. A., ſo wie die H. H. Gariner des Saintes, Real nebſt einer Menge franzöſiſcher Offiziere. an den Ufern des Mobile, der Louſſiana von den vereinigten Staaten trennt und in den Meerbuſen von Mexiko ſich ergießt, vom Congreß einen Landſtrich von 100,000 Acres erkauft, den ſie anbauen und wo ſie eine Stadt gründen. — Mit den Gefahren der Auswanderung nach Amerika hat Hr. von Gagern die Deutſchen durch den Bericht des Herrn von Fürſtenwärther bekannt gemacht. — Unter mehrern Ländern, wo große Noth geherrſcht hat, und wo dennoch keine Auswanderung Statt gefunden, eben darum, weil Vertrauen auf die Fürſorge väterlicher Regierungen den Muth empor hielt, müſſen vor allen die königl. und herzogl. ſächſiſchen und die preußiſchen Staaten genannt werden.

Auswechſelung der Kriegsgefangenen iſt die Zurückgabe derſelben gegen andere Gefangene, die der Feind von uns gemacht hat, oder gegen eine ſonſtige Vergütung. Gewöhnlich findet die Auswechſelung Grad für Grad Statt; nur nach geendigtem Kriege werden ſie von beiden Seiten in Maſſe zurückgegeben. Zuweilen iſt durch Verträge ausdrücklich die Auswechſelung nach dem Range oder die Zahl der Gemeinen, welche für eine höhere Charge zu geben ſind, feſtgeſetzt.

Auszehrung, ſ. Atrophie.

Authentiſch heißt urſchriftlich, was eine Perſon eigenhändig geſchrieben hat; dann glaubwürdig, gewiß, echt. Authentica heißt in der römiſchen Jurisprudenz ein Auszug einer Novelle (ſ. Corpus Juris), wodurch ein Geſetz des Codex entweder abgeändert, oder ganz aufgehoben iſt. Es waren dieſe Excerpte meiſtens von Privatjuriſten gemacht worden, welche ſie zu ihrem eigenen Gebrauch ſogleich unter das Geſetz ſelbſt geſchrieben hatten, welches eben eine Abänderung dadurch erlitt; und ſo wurden ſie in der Folge denn auch bei den Ausgaben des Codex ſelbſt beigefügt. — Es giebt zweierlei Authentica, theils aus den Conſtitutionen der deutſchen Kaiſer Friedrich I. und II., theils aus den eigentlichen Novellen des Kaiſers Juſtinian. Letztere ſind eigentlich die gültigen.

Autocratie, die Selbſtherrſchaft, Eigengewalt. In der Philoſophie die Selbſtbeherrſchung, oder die Herrſchaft der Vernunft über die widerſtrebenden Neigungen. Autocrator, ein Selbſtherrſcher, der alle Staatsgewalt in ſich vereinigt. So heißt der ruſſiſche Kaiſer: Selbſtherrſcher aller Reußen.

Auto da Fe, ſ. Inquiſition.

Autodidakten (a. d. Griech.), Selbſtbelehrte, werden diejenigen genannt, die ſich in irgend einer Kunſt und Wiſſenſchaft ohne fremde Beihülfe Kenntniß und Fertigkeit erworben haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieſer Weg zur Bildung die Geiſteskräfte in freiere und lebendigere Thätigkeit ſetzt, Mechanismus und Nachbeterei nicht aufkommen läßt und der Entwickelung einer ſtärker hervortretenden Originalität günſtig iſt. Mehrere Autodidakten haben ſich, eben weil ſie mit großen Schwierigkeiten kämpfen, überall ſelbſt ſehen und was die Schätze der Literatur und die Tradition der Kunſtgriffe andern ſchon verarbeitet an die Hand geben, ſelbſt aufſuchen und combiniren mußten, als Erfinder und Virtuoſen ausgezeichnet, wobei wir nur an Peſtalozzi erinnern. Aber nur vorzüglich kräftige und reich begabte Naturen ſcheinen fähig, auf dieſe Art zum Ziele zu kommen, und ſich durch ihr Genie neue Bahnen zu brechen; der große Haufe

mittelmäßiger Köpfe würde, ſich ſelbſt überlaſſen, über dem unſtäten Suchen und Forſchen eine Menge unerſetzlicher Stunden verſchwenden, das Ziel entweder gar nicht finden oder bald aus den Augen verlieren und unter den Schwierigkeiten einer Aufgabe, die ihre Kräfte überſteigt, erliegen. Überdies lehrt die Erfahrung, daß Autodidakten, wenn nicht wahres Genie ihnen die Univerſalität des Überblicks menſchlicher Dinge ſichert, gewöhnlich etwas von Pedantismus und Eigendünkel anhängt, der ſie für ihre mühſam erworbene Kunſt und Wiſſenſchaft parteiiſch, gegen die Leiſtungen Anderer unbillig, der Geſellſchaft läſtig und in jedem Falle einſeitig macht, wovon der arme Naturdichter Hiller uns ein lebendiges Beiſpiel gegeben hat. Es iſt daher keineswegs zu wünſchen, daß die Jugend, ſei es aus pädagogiſchem Grundſatz oder um der Erſparniß willen, in den zu ihrer Bildung nothwendigen Lehrgegenſtänden dem Selbſtunterricht überlaſſen werde; und wenn es auch wahr bleibt, daß die Einſicht und Fertigkeit, die wir durch eigenes Streben erwerben, die beſte iſt, ſo wird doch kein Vernünftiger ſich ſchämen, dem Beiſtande und der Leitung eines humanen Unterrichts die Kenntniß des Zieles ſeiner Bildung und der brauchbarſten Hülfsmittel dazu zu verdanken. E.

Autographiſch (griech.) nennt man Handſchriften, die der Verfaſſer ſelbſt geſchrieben hat, zum Unterſchiede von Copien. Man achtet ſie höher als letztere, nicht nur weil ſie eine intereſſante Reliquie ſind, ſondern auch weil man ſie für richtiger und minder fehlerhaft halten kann.

Automat, ein ſich ſelbſt bewegender lebloſer Körper, überhaupt jede Maſchine, welche ihre bewegende Kraft in ſich verborgen hält, und ſich alſo von ſelbſt zu bewegen ſcheint. Schon Hans Slottheim um 1581 und Chriſtoph Schißler, faſt eben um die Zeit, verfertigten dergleichen Maſchinen; beſonders aber Achilles Langenbucher, welcher wegen ſeiner Geſchicklichkeit 1610 in Augsburg das Bürgerrecht erhielt. Seine Hauptarbeiten waren ſelbſtſpielende muſikaliſche Inſtrumente; er machte ſogar ein Inſtrument für eine Kirche, welches eine ganze Vesper von 2000 Tacten von ſelbſt ſchlug. (M. ſ. von Stetten Kunſtgeſchichte der Stadt Augsburg). Unter die bewundernswürdigſten Automaten gehören die von Vaucanſon verfertigten, über welche der beſondere Art. nachzuſehen iſt. Die beiden Schweizer, Gebrüder Droz, haben es in der Kunſt, Automaten zu verfertigen, nicht weniger weit gebracht. Eins derſelben ſtellt ein Kind von zwei Jahren vor, das ſitzend an einem Pulte ſeine Feder eintaucht, das Überflüſſige ausſchüttet, und alles, was man ihm in franzöſiſcher Sprache dictirt, niederſchreibt. Das letztere dürfte wohl ohne menſchliche Beihülfe nicht möglich ſein. Der berühmte Schachſpieler, welchen Herr v. Kempelen (ſ. d. Art.) zu Preßburg verfertigte, gehört, nach dem Freiherrn von Racnitz (über den Schachſpieler des Herrn v. Kempelen und deſſen Nachbildung), nicht unter die Automate, weil nach ihm die Hülfe eines (verſteckten) Menſchen dabei nöthig iſt. Eins der merkwürdigſten Automate iſt des Herrn v. Kempelen Sprachmaſchine, über welche derſelbe eine vortreffliche Schrift herausgegeben hat. Zu den neueſten Automaten gehören: Siegmeiers Flötenſpieler; ferner Mälzls und Kaufmanns Trompeter u. ſ. w.

Autonomie, die eigene Geſetzgebung des Willens, iſt diejenige Beſchaffenheit eines vernunftgemäßen Willens, wodurch er ſich ſelbſt Geſetz iſt, ſich ſelbſt beſtimmt, ohne Einfluß der Meinungen. Ihr entgegen ſteht die Heteronomie des Willens, wenn derſelbe nicht ſei-

ner eigenen Geſetzgebung, als vernünftiger Wille, ſondern einer fremden, nicht zur Vernunft gehörigen, folgt. Als Sinnenweſen betrachtet, iſt der Menſch freilich den Naturgeſetzen unterworfen, aber als Vernunftweſen (Intelligenz) ſteht er unter Geſetzen, die von der Natur unabhängig, nicht empiriſch, ſondern blos in der Vernunft gegründet ſind. Unabhängigkeit von den beſtimmten Urſachen der Sinnenwelt iſt Freiheit in negativer Bedeutung, und mit dieſer ſteht der Begriff der Autonomie des Willens in unzertrennlicher Verbindung; mit dieſer aber das allgemeine Princip der Sittlichkeit, nämlich nicht anders zu wählen, als ſo, daß die Maxime der Wahl des Vernunftweſens in ſeinem Wollen zugleich als allgemeines Geſetz, welches für alle Vernunftweſen gilt, mit begriffen ſei. Es iſt daher dieſe Autonomie eine practiſch nothwendige Idee, wodurch die Möglichkeit eines unbedingten Imperativs und einer von allem fremden Intereſſe unabhängigen Güte der Handlung (Sittlichkeit) gedacht wird. Es iſt dabei nicht auf das Object der Wahl, ſondern nur auf die Form, wie der Menſch ſeine Wahl als Vernunftweſen einrichten ſoll, geſehen. Da nun ein ſolches Geſetz aus der Vernunft ſelbſt fließt, ſo muß es auch für alle Vernunftweſen gültig ſein; da hingegen Heteronomie ſo verſchiedene hypothetiſche Imperativen erzeugt, als es Natururſachen, Neigungen u. ſ. w. geben kann. Frei, autonomiſch und ſittlich gut handeln, ſind gleichbedeutend.

Auvergne (Theophile-Malo Corret de la Tour d'), von Buonaparte zum erſten Grenadier der Republik ernannt, war zu Carhair im Departement Finisterre im J. 1745 geboren, und widmete ſich von erſter Jugend an den Waffen. Funfzehn Jahre alt trat er in die Armee, und ward 1779 Capitän im Regiment d'Augumois. Im amerikaniſchen Kriege 1782 diente er als freiwilliger Gemeiner, dann als Adjutant des Herzogs von Crillon bei der Belagerung von Mahon, indem er es ablehnte, Befehlshaber dieſes Corps zu ſein. Er war der erſte beim Angriff und der letzte beim Rückzug, dabei eben ſo menſchlich als tapfer. Obgleich ſchon funfzig Jahre alt, war er einer der erſten, die beim Ausbruch des Krieges zu Anfang der Revolution unter die Fahnen eilten. Im Jahre 1792 diente er als Grenadier-Capitän im Regiment d'Augoumois, und im Jahre darauf commandirte er 8000 Grenadiere bei der ſpaniſchen Armee, ohne den Generaltitel annehmen zu wollen. Gewöhnlich entſchied unter Latours Anführung dieſe Avantgarde, welche die hölliſche Colonne genannt wurde, den Sieg, ehe die Armee anlangen konnte. Durch ihn lernte damals die Infanterie das Bayonnet gebrauchen. Dabei widmete er mitten unter den Waffen ſeine Muße dem Nachdenken und der Wiſſenſchaft; immer fand man ein Buch neben ſeinem Degen. Zwanzigmal waren ſein Hut und ſein Mantel, den er in der Schlacht auf dem linken Arme hielt, durchlöchert, er ſelbſt aber nie verwundet worden. Als er ſich nach dem Baſeler Frieden nach der Bretagne eingeſchifft hatte, fiel er einem engliſchen Caper in die Hände, und blieb ein Jahr lang als Gefangener in England. Darauf ließ er ſich in Paſſy bei Paris nieder, wo er ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, und an einem Gloſſarium über fünf und vierzig Sprachen und einem franzöſiſch-celtiſchen Wörterbuch arbeitete. Schon früher hatte er ſeine Origines gauloises herausgegeben, ein Werk, das trotz ſeiner gewagten Hypotheſen nicht ohne Verdienſt iſt. Hier erfuhr er, als im Jahre 1799 der Krieg aufs neue ausbrach, daß ſein alter Freund Lebrigaud, ein achtzigjähriger Greis, dem er ſeine Liebe für die Literatur verdankte, durch

Requiſition von ſeinem einzigen Sohne, der ihn unterſtützte, getrennt worden war. Latour ſtellte ſich ſtatt ſeiner, und machte mit grauen Haaren aber jugendlichem Herzen den Feldzug in der Schweiz unter Maſſena mit. Nach dem 18. Brumare berief ihn der erſte Conſul in den geſetzgebenden Körper. Latour ſchlug den Sitz darin aus. „Ich verſtehe keine Geſetze zu machen," antwortete er, „aber vertheidigen kann ich ſie; man ſchicke mich zur Armee." Wirklich ging er zur Rheinarmee ab, und hier ward er durch einen Beſchluß des erſten Conſuls im April 1800 zum erſten Grenadier der franzöſiſchen Heere ernannt. Zugleich empfing er einen Ehrenſäbel, den er unter Ablehnung der damit verbundenen Penſion annahm. Er diente in der 46. Halbbrigade, und focht in der Schlacht bei Neuburg unter den Vorderſten, als ein Ulane mit der Lanze ſein Herz durchbohrte. Er ward auf dem Schlachtfelde begraben. An der Stelle aber, wo er fiel, wurde ein Sarkophag errichtet mit der Inſchrift: A la mémoire de La Tour d'Auvergne, premier grenadier de France, tué le 27. Juin 1800; und ſein Name blieb in der Liſte der Compagnie, in welcher er gedient hatte.

Avanien, allerhand Abgaben, Erpreſſungen, eine Art von Juſtiztyrannei in dem türkiſchen Reiche.

Avantgarde, Vorhut, ſind die bei einem Marſch vorausgehenden Truppen. Sie beſteht in der Ebene aus Cavallerie, von Fußgängern und Geſchütz unterſtützt, in einem durchſchnittenen Boden aber aus Fußgängern, von leichter Cavallerie begleitet. Jede Colonne hat ihren eigenen Vortrab, der, nachdem es das Land oder die Sicherheit erlaubt, näher oder weiter vorangeht, nach allen Seiten kleine Parteien ſchickt und die Anhöhen, auf welche der Heerzug ſtößt, beſetzt. Entdeckt der Vortrab etwas Feindliches, ſo giebet er ohne Verzug dem Befehlshaber Nachricht, treibt den Feind zurück, oder hält ihn wenigſtens durch ſeine Bewegungen ſo lange auf, bis ſich das Corps zum Schlagen bereit gemacht hat. Er ſucht, was beſonders bei ſtarkem Nebel oder in der Nacht angeht, gleich anfangs einige Gefangene zu machen, erforſcht von ihnen die Stärke des Feindes, den etwa gelegten Hinterhalt u. ſ. w. Das Hauptcorps macht unterdeß Halt und ſetzt ſich, um von dem etwa zurückgeworfenen Vortrab nicht ſelbſt in Unordnung gebracht zu werden, außerhalb des Weges in Schlachtordnung. Der Vortrab ſammelt ſich in dieſem Falle hinter dem Corps wieder, wodurch auch der Feind vom weitern Verfolgen abgehalten wird.

Avant la lettre, ſ. Abdruck.

Avaren, eine Völkerſchaft, die Überbleibſel der von den Türken verdrängten Scheu-Schen. Sie kamen hundert Jahre ſpäter als die Bulgaren in die Gegenden um den Don, das kaſpiſche Meer und die Wolga. Ein Theil blieb in Cirkaſſien, wo ſie noch jetzt fortdauern, ein anderer Theil drang an die Donau vor (555), ließ ſich in Dacien nieder, diente unter Juſtinians Heere, half den Longobarden das Gepidenreich zerſtören und eroberte allmählig, beſonders unter dem mächtigen Khan Bajan (582), Pannonien. Unter ſeinen Nachfolgern bemeiſterten ſie ſich Dalmatiens, drangen in Thüringen und Italien ein, wo ſie mit den Franken und Longobarden kriegten und breiteten ihre Herrſchaft über die an der Donau und weiter nordwärts wohnenden Slaven, ſo wie über die Bulgaren bis ans ſchwarze Meer aus. Aber dieſe Völker riſſen ſich bald wieder los und Dalmatien ging verloren (640). Auf Pannonien beſchränkt, wurden ſie endlich von Carl dem

Großen beſiegt (796) und von den Mährern und Petſchenegern ganz aufgerieben, ſo daß ſie ſich nach 827 aus der Geſchichte verlieren.

Avarie, Averie, Havarie oder Haverei kommt wahrſcheinlich von dem engliſchen Average her, welches eine Durchſchnittsrechnung bedeutet. Die Haverei wird eingetheilt in die particulare, große und ordinäre oder kleine. Unter der erſten verſteht man allen Schaden, den ein Schiff oder eine Ladung durch Gewalt oder durch das Ungefähr erleidet, unter der zweiten allen freiwilligen Schaden, der dem Schiffe, um größern zu vermeiden, zugefügt wird, mit jenen Koſten, die zum Beſten des Ganzen von Schiff und Ladung angewendet wurden, und unter der letzten alle Koſten, die dem Schiffer an dem Ladungs- und Ausladungsplatze, bei gewiſſen Reiſen, wie auch auf der See, vorfallen. Doch iſt dieſe Haverei nicht mit jener zu verwechſeln, die der Zeichner (Aſſecurant) zu bezahlen hat; denn dieſe kann ohne Aſſecuranz Statt finden, jene aber entſteht nur, wenn das Schickſal es fügt. Schaden hat aber dann nur der Zeichner, wenn Schiff und Ladung, welche Haverei leiden, verſichert ſind, und ſich ſodann zur Aufmachung eines Schadens eignen. Schon in den Geſetzbüchern der Römer findet man das Seerecht betreffende Geſetze. Die Lex rhodia de jactu, welche die große Haverei geſetzmäßig beſtimmte, wurde allen neuen zum Grunde gelegt, und die Rechtsgelehrten, welche im ſechsten Jahrhundert auf Juſtinians Befehl die Pandecten ſammelten, gaben dieſem Geſetze im zweiten Titel des vierzehnten Buchs einen Platz. Die große Billigkeit dieſes Geſetzes, ſo wie überhaupt aller Handelsverordnungen der Rhodier, war die Urſache dieſes allgemeinen Beifalls.

Ave Maria. Mit dieſen Worten beginnen die Katholiken ein Gebet zur heil. Jungfrau, daher auch die ganze Gebetsformel Ave Maria genannt wird. Wörtlich heißt dies: Gegrüßt ſeiſt du, Maria, und iſt der Anfang des Grußes, mit dem der Engel vor der Jungfrau Maria erſchien, als er ihr verkündigte, daß ſie die Mutter des Erlöſers werden würde.

Aventurin, eine röthlich braune Abänderung des Quarzes, welche durch zarte Sprünge, wodurch die Lichtſtrahlen mannichfaltig gebrochen werden, einen Goldſchimmer erhält. Man findet ihn in Aragon, Deutſchland u. ſ. w.

Averno, vor Alters Avernus, ein in der ſicilianiſchen Provinz Napoli belegner See, in der Nähe der Hauptſtadt zwiſchen dem alten Cumä und Puteoli; er iſt cirkelrund, an einigen Stellen 180 Fuß tief und von mäßig hohen Hügeln umgeben, die mit mächtigen Waldungen umgeben waren, ſo daß ſchauriges Dunkel den See umlagerte und die angehäuften Ausdünſtungen deſſelben die Luft verpeſteten. Dieſe Wälder ſtehen freilich nicht mehr, doch ſind die Umgebungen des Sees noch immer ungeſund. In alten Zeiten hatte ein wildes Volk ſich vor ſeinen Feinden hierher geflüchtet, das nur bei Nacht ſich hervorwagte. Die dadurch in Furcht geſetzten Nachbarn gaben durch ihre Erzählungen Anlaß zu der Fabel von den Cimmeriern, die in ewiger Finſterniß lebten. Es entſtand der Glaube, daß man hier Todte aus der Unterwelt hervorrufe. Beides ſagt ſchon Homer. Er verſetzt daher an dieſen See den Eingang in die Unterwelt, und die Scene von der Erſcheinung des Ulyſſes in derſelben. Virgil folgt ihm darin. Nachher hatten auch in den Höhlen an dieſem See gewiſſe Prieſter ihre Wohnung genommen, welche Geiſter beſchwuren und nur zur

Nachtzeit ihr Gewerbe trieben. Daher ward der Wald zum Haine der Hekate, und man erzählte eine Menge Fabeln davon.

Avers, ſ. Münzkunde.

Avignon, Hauptſtadt des Departements Vaucluſe im ſüdöſtlichen Frankreich, reizend und angenehm am Rhone gelegen, aber enge und winckelig gebaut, mit einer großen Menge von Kirchen und geiſtlichen Gebäuden, worunter ſich die Franciscaner-Kirche mit Laura's Grabmahl auszeichnet, mehreren wiſſenſchaftlichen Anſtalten, worunter ein Atheneum und eine mediciniſche Bibliothek, 2800 Häuſern und 23,211 Einwohnern, die anſehnliche Seidenmanufacturen und Färbereien und andere Fabriken unterhalten. Die Gegend iſt reizend, angenehm und äußerſt fruchtbar an Korn, Wein, Oliven, Graines d'Avignon, Kermes, Sumach und den herrlichſten Südfrüchten. Hier verlebte Petrarca mehrere Jahre, hier ſah er ſeine gefeierte Laura, der er ſeine ſchönſten Verſe widmete. — Avignon mit ſeinem Gebiete war im Mittelalter eine Grafſchaft, die von den Päpſten, welche bereits die Grafſchaft Venaiſſin 1273 vom König Philipp dem Kühnen zum Geſchenke erhalten hatten, von Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, für 80,000 Floren angekauft war. Beide Länder regierte der Papſt durch einen Vice-Legaten, der jährlich ernannt wurde, und beſaß ſie bis zum Jahre 1790, wo nach mehreren ſtürmiſchen Auftritten die Stadt mit ihrem Gebiete ſich an die franzöſiſche Republik anſchloß und 1791 eindepartementirt wurde. Hiſtoriſch merkwürdig iſt Avignon in der katholiſchen Kirchengeſchichte, weil vom Jahre 1305 bis 1377 ſieben Päpſte nach einander ihren Stuhl hierher verpflanzt haben; eine Periode, welche katholiſche Schriftſteller wohl die babyloniſche Gefangenſchaft der Päpſte zu nennen pflegen. Man findet hier mehrere römiſche Alterthümer.

A Viſta, ſ. Viſta.

Avocatorien, Ab- oder Heimberufungen, welche beim Ausbruch eines Krieges von einem Staate erlaſſen zu werden pflegen, um ſeine Unterthanen aus dem Lande, vornehmlich aber aus den Kriegsdienſten des Feindes abzurufen und zur Heimkehr anzumahnen.

Axe. In der gewöhnlichſten Bedeutung diejenige gerade Linie, welche die Ebene einer krummen (z. B. Kreis, Ellipſe ꝛc.) in zwei gleiche, ähnliche und auf beiden Seiten den geraden ähnlich liegende Theile zerſchneidet. Es heißt aber auch ferner eine gerade Linie, welche von einem Puncte in der Peripherie durch den Mittelpunct der Kugel gezogen wird, die Axe der Kugel. Eine gerade Linie, welche aus der Spitze eines Kegels auf den Mittelpunct der Grundfläche gezogen wird, heißt die Axe des Kegels. Weltaxe iſt die Linie, welche man ſich durch die beiden Pole und den Mittelpunct der Weltkugel gezogen denkt.

Axiom oder Grundſatz iſt ein allgemeiner Satz, der die bloße Verbindung zweier Begriffe, eines Subjects und eines Prädicats, ausdrückt, und den der Verſtand als richtig erkennen muß, ſobald er nur den Sinn und die Worte deſſelben verſteht. Dahin gehören die gleichgültigen oder leeren Sätze, d. h. diejenigen, in denen Subject und Prädicat entweder einerlei oder nur durch verſchiedene Worte ausgedrückt ſind, weil wir nicht anders denken können, als jede Sache ſei das, was ſie iſt, z. B. a iſt a; jede Größe iſt ſich ſelbſt gleich; ein Ding iſt ſich ſelbſt ähnlich; ein Ding kann nicht zugleich ſein und nicht ſein u. ſ. w. Ferner gehören dahin die Sätze, deren

Prädicat ein Merkmahl des zum Subject gewählten Begriffs enthält, ohne welches dieſes nicht gedacht werden kann. So iſt der Satz: ein Triangel hat drei Seiten, ein Grundſatz, weil das Subject Triangel nicht anders als dreiſeitig gedacht werden kann. Jeder Wiſſenſchaft liegt ein ſolcher Grundſatz zum Grunde; er iſt die Baſis derſelben, und giebt ihr die ſyſtematiſche Einheit. Alles, was zu der auf ihm gegründeten Wiſſenſchaft gehört, wird von ihm abgeleitet; er ſelbſt aber darf nicht aus der Wiſſenſchaft erſt bewieſen werden. Welcher Satz aber der abſolut erſte in der ganzen menſchlichen Erkenntniß ſei, darüber iſt vielfach geſtritten worden. Einige haben dafür gehalten den Satz des Widerſpruchs (es iſt unmöglich, daß etwas zugleich iſt und nicht iſt); Andere den Satz: was iſt, das iſt; noch Andere den Satz: ein jedes Ding iſt entweder oder iſt nicht; noch Andere den Satz des zureichenden Grundes (wir können nicht ohne Grund etwas für wahr, und wider erkannte Gründe etwas für falſch halten). Alle dieſe Sätze ſind urſprünglich nur Grundfacta. Sie haben alle das mit einander gemein, daß ſie in der inneren Einrichtung unſerer Denkkraft gegründet ſind. Wir können nicht anders als die Äußerungen unſerer Denkkraft in Beurtheilung des Wahren dieſen Geſetzen gemäß einzurichten. Das Gemeinſame in allen dieſen Sätzen iſt alſo eine gewiſſe Nothwendigkeit, die als folgender höchſte Grundſatz des ganzen menſchlichen Erkenntnißvermögens hervortritt: Was der Menſch vermöge ſeiner ganzen inneren Einrichtung nicht anders als wahr denken kann, das iſt wahr, und was er nicht anders als nicht wahr denken kann, das iſt nicht wahr. — Dieſer Grundſatz läßt ſich, ſo ausgedehnt, auf alle Arten der Wahrheit anwenden, da hingegen jene ihm untergeordneten Sätze nur in dieſer oder jener Gedenkungsart anwendbar ſind. — Die kritiſche Philoſophie nimmt das Wort Axiom in der ſtrengen Bedeutung, und verſteht darunter ſynthetiſche Sätze a priori von unmittelbar, d. i. anſchauender Gewißheit. Sie behauptet, daß nur die Mathematik dergleichen habe, und nennt die Axiome der Philoſophie nur discurſive Grundſätze, weil ihre Wahrheit durch vermittelnde Begriffe und nicht durch Anſchauung bewieſen werden muß.

Azimuth eines Geſtirns. Der zwiſchen dem Scheitelkreiſe dieſes Geſtirns und dem Meridian des Beobachters enthaltene Bogen des Horizonts. Es iſt öſtlich, wenn der Stern vor, weſtlich, wenn er nach und = o, wenn er im Augenblicke der Culmination ſelbſt beobachtet wird. Man pflegt mit dem Quadranten einen eingetheilten horizontalen Kreis, den Azimuthal-Kreis, zu verbinden. Wird dann der zum Nul-Punct des letztern gehende Theilſtrich in die Lage der Mittagslinie gerückt ſo hat man zugleich das Azimuth des Geſtirns, deſſen Höhe über dem Horizonte das Fernrohr des Quadranten angiebt. D. N.

Azoren, flämiſche, auch Habichtsinſeln, eine Gruppe von neun portugieſiſchen Inſeln im atlantiſchen Oceane zwiſchen Afrika und Amerika, zwiſchen 36 bis 39° Nordbreite. Sie haben zuſammen eine Größe von 53 Q. Meilen und gegen 160,000 Einwohner portugieſiſcher Abſtammung, die nach portugieſiſchen Geſetzen regiert werden und unter einem portugieſiſchen Gouverneur ſtehen. Der vulkaniſche Boden iſt zwar gebirgig, aber gut bewäſſert und ungemein fruchtbar; der höchſte Berg, der Pic auf Pico, ſteigt 7400 Fuß hoch empor. Ein äußerſt heiteres und geſundes Klima herrſcht auf dieſen Inſeln, deren Hauptproducte in Wein, Korn und Südfrüchten beſtehen, auch unterhalten die Einwoh-

ner eine ſtarke Viehzucht, Fiſcherei, einige Manufacturen und einen lebhaften Handel, der jedoch noch ausgebreiteter ſein würde, wenn es nicht durchaus an einem guten Hafen fehlte. Die Portugieſen haben dieſe Inſeln 1446 entdeckt, doch wollen niederländiſche Seefahrer ſie ſchon früher geſehen haben; daher die Holländer ihnen auch den Namen der flandriſchen Inſeln beilegen. Die neun Inſeln heißen St. Miguel mit 61,100, Terceira mit 28,900, Pico mit 20,900, S. Jorge mit 11,200, Fayal mit 16,300, S. Maria mit 5000, Graciosa mit 7400, Flores mit 7100 und Corvo mit 800 Einwohnern. Die Hauptſtadt Angra auf Terceira zählt deren 12,000.

Azur, himmelblau. Die Franzoſen nennen auch den Laſurſtein (Lapis Lazuli), aus welchem das Ultramarinblau gemacht wird, **Azur**.

Azymiten (Ungeſäuerte), wurden die lateiniſchen Chriſten, d. h. die römiſch katholiſchen, von den griechiſchen genannt, weil ſie ſich beim heil. Abendmahle des ungeſäuerten Brotes bedienten. E.

Azzara (Nicolas Joſeph, Ritter von), ſpaniſcher Botſchafter bei dem franzöſiſchen Gouvernement, geboren 1731 zu Barbanales in Aragonien. Er zeigte ſchon früh einen lebhaften Hang zu den Künſten und Wiſſenſchaften, und dieſer Hang verſtärkte ſich durch ſeine Verbindung mit dem berühmten Mahler Mengs, der in die Dienſte des Königs von Spanien getreten war. **Azzara** betrat frühzeitig die diplomatiſche Laufbahn, ward nach Rom unter dem Papſte Clemens XII. als Agent in Angelegenheiten der Kirche bei der Dataria geſchickt, und zeichnete ſich in dieſem Poſten durch ſeinen angenehmen Umgang und ſeine tiefe Geſchäftskenntniß ſehr vortheilhaft aus; ward darauf bei der ſpaniſchen Geſandtſchaft angeſtellt, und behauptete fortwährend einen großen Einfluß auf die wichtigſten Verhandlungen ſeines Hofes bei dem päpſtlichen Stuhle. Vgl. v. Dohms Denkwürdigk. über Joſeph II. und Rom. Im Jahre 1796 würde er dem Eroberer Italiens entgegengeſandt, ſeine Gnade zu Gunſten Roms zu erflehen. Buonaparte wußte ihn ſogleich zu würdigen, und von der erſten Zuſammenkunft ſchrieb ſich der tiefe Eindruck her, den auf Azzara der Mann machte, der ſeitdem der ſtete Gegenſtand ſeiner Bewunderung war. Damals war es auch, als ſich eine genaue und innige Verbindung zwiſchen ihm und Joſeph Buonaparte bildete. Kurz darauf ward Azzara mit einem diplomatiſchen Charakter nach Paris geſchickt, wo ihn die Annehmlichkeit der Geſellſchaft und die Aufnahme, die man ihm ſchenkte, für den Verluſt ſeiner alten Freunde, einer ſchönen Bibliothek und reichen Gemählde- und Antikenſammlung entſchädigen mußte. Seine Sendung nach Frankreich war von einem wechſelnden Steigen und Fallen ſeiner Gunſt am ſpaniſchen Hofe begleitet. Er ward zurückberufen, nach Barcelona verwieſen, wieder mit dem Charakter eines Botſchafters nach Paris geſchickt, und von neuem dieſes wichtigen Poſtens beraubt. Seine Geſundheit, die ſchon ſehr gelitten hatte, erlag dieſen mehrmaligen Erſchütterungen. Er ſtarb am 26. Januar 1804.

B.

B, der zweite Buchſtabe des deutſchen Abc, ein weicher, ſanfter Laut, der mit Öffnung der Lippen leicht ausgeſprochen wird. In der Muſik bezeichnet B unter den Klangſtufen der diatoniſch chromatiſchen Tonleiter den um einen halben Ton erniedrigten Ton H, die kleine Terze zu G, die reine Quinte zu Es. (S. Ton, Tonarten.) Man bedient ſich aber dieſes Buchſtabens auch bei den Vorzeichnungen (ſ. Verſetzungszeichen). — Die Alten bezeichneten in ihrer Muſik mit b die zweite Stufe ihres mit a anfangenden Tonſyſtems, die einzige Stufe bei ihnen, welche zwei um einen halben Ton verſchiedene Saiten hatte. Die niedrigere wurde mit dem kleinen b, die höhere mit einem großen oder viereckigen B bezeichnet.

Baader (Joſeph), einer der berühmteſten und geſchickteſten Ingenieure und Mechaniker unſerer Zeit, geboren zu München 1763. Er hatte Medicin ſtudirt und in dieſer Wiſſenſchaft promovirt, entſagte ihr aber und ward im J. 1798 wegen ſeiner großen Talente für die Technologie zum Director der Maſchinen und des Bergbaus ernannt. Im Jahr 1808 ward er Geheimerrath bei der Generaldirection des Bergbaues und der Salinen von Baiern. Er hat mehrere Reiſen nach England, Frankreich u. ſ. w. gemacht und mehrere wichtige Werke und Aufſätze geſchrieben, und kürzlich ein leichteres Fuhrweſen in Vorſchlag gebracht. Sehr ſinnreiche Vorſchläge hat er gethan, die große Waſſermaſchine zu Marli wieder herzuſtellen oder durch eine andere zu erſetzen. Auch ſeine Brüder, Clemens Ludwig, Kanonicus zu Freiſingen und Franz Xaver, Arzt, haben ſich als Schriftſteller rühmlich bekannt gemacht.

Baake, Bake heißt bei den Schiffern ein gewiſſes Zeichen, welche ihnen anzeigt, entweder wo Anfurt und Einfahrt iſt, oder wo ſie ſich vor Klippen oder ſonſtiger Gefahr zu hüten haben. Es beſtehen ſolche Zeichen entweder in hohen Feuerzeichen, Wacht- und Leuchtthürmen, welche an dem Strande unterhalten werden, oder auf der See ſelbſt in Tonnen an Ketten oder andern Dingen. Zu Unterhaltung dieſer Einrichtungen wird von den Schiffenden ein gewiſſes Baken- oder Tonnengeld entrichtet.

Baal, Bel, ein babyloniſcher oder phöniziſcher Gott, deſſen Begriff durch die Zeit und die Unvollkommenheit der Sprache ſehr verdunkelt iſt. Einige halten ihn für einen Menſchen und den Stifter von Babylon; Herodot nennt ihn des Alkäos Sohn; Andere nennen ihn einen chaldäiſchen Rieſen. Nach den Sagen, die die Geſchichte von ihm aufbewahrt hat, möchte man ihn für einen außerordentlichen Menſchen halten, der das Reich Babylon weckte und erhob, und durch die Zeit dieſe Apotheoſe erfuhr. Daher erzählen auch einige Schriftſteller von ihm, er habe das Land urbar und bewohnbar gemacht, habe Flüſſe durch Canäle verbunden, und Babylon (daher Babel) mit einer Mauer umgeben. Sein Sohn Ninus, der große Eroberer, habe ihn nach ſeinem Tode für einen Gott erklärt, und ihm göttliche Ehre erweiſen laſſen. Nicht aber blos auf Babylonien und Aſſyrien beſchränkte ſich ſeine Verehrung, ſondern ſie breitete ſich noch weiterhin im Oriente aus; wir finden ihn bei den Perſern, Syriern u. ſ. w.

über den Kultus des Gottes Baal hat man nur wenige und widerſprechende Nachrichten. Unter den Opfern, welche ihm gebracht wurden, nennt die Bibel auch Menſchenopfer, was aber wohl nur ein figürlicher Ausdruck ſein möchte, um den Abfall von Jehovah zu Baal auszudrücken. — Übrigens bedeutet der Name Baal oder Bel in mehrern orientaliſchen Sprachen Herr, bezeichnet die Herrſcherwürde, und man findet es in der Zuſammenſetzung mit mehreren eigenen Namen, als Bel=ſazar, Anni=Bal u. ſ. f.

Baarrecht, ſ. Ordalien.

Babet, ſ. Bourſault.

Babo (Franz Maria), geboren 1756 zu Ehrenbreitſtein, war Profeſſor der Äſthetik zu München. Nicht unrühmlich bekannt iſt er unter uns durch ſeine dramatiſchen Werke, die, wenn ſie auch nicht zu den vollendeten gehören, doch von glücklichen Talenten ihres Urhebers zeugen. Selbſt in denen ſeiner frühern Stücke, welche der bunten Reihe unmotivirter Scenen einer Haupt= und Staatsaction ziemlich ähnlich ſehen, iſt doch Lebhaftigkeit der Imagination, kräftiges Gefühl und natürlicher Beruf zu dramatiſchen Arbeiten nicht zu verkennen. Eigentliche Epoche zu machen, gelang ihm durch ſein Trauerſpiel: Otto von Wittelsbach (1782), nach Göthe's Götz das erſte Ritterſchauſpiel, welches eigentlich aufführbar war, und unter der großen Anzahl aufführbarer, die ihm folgten, weil ſie Modegeſchmack wurden, ſich vortheilhaft auszeichnete. Späterhin verſuchte der Dichter mit Erfolg das bürgerliche Schauſpiel und es gelang ihm, in ſeinem Bürgerglück Wahrheit, Einfachheit und Popularität in dem Grade zu treffen, in welchem ſie, ohne Aufopferung des guten Geſchmacks, zur dramatiſchen Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören.

Babylonien, jetzt Irak Arabi, war im Alterthum ein berühmtes aſiatiſches Reich, das öſtlich an Suſiana, ſüdlich an den perſiſchen Meerbuſen und Chaldäa, weſtlich an das wüſte Arabien und nördlich an Medien und Armenien oder Meſopotamien grenzte. Da die Chaldäer das ganze Land inne hatten, ſo wurden die Namen Chaldäa und Babylonien gleichbedeutend gebraucht. — Babylonien iſt ein flaches, ebenes Land, durchſtrömt von zwei großen Flüſſen, dem Euphrat und Tigris. Jener, deſſen Waſſer faſt immer bis zum Rande ſeiner niedrigen Ufer reicht, tritt bei dem geringſten Anwachs über. Regelmäßig aber überſchwemmt er jährlich das ganze Land, wenn die im Frühling von den armeniſchen Gebirgen herabſtrömenden Gewäſſer ihn anſchwellen, und befeuchtet es auf dieſelbe Weiſe, wie der Nil Ägypten. Den Mangel an Baumaterialien hat die Natur durch Ziegelerde erſetzt, die an der Sonne gedörrt, oder in Öfen gebrannt, die dauerhafteſten Steine giebt, welche in den vorhandenen Ruinen noch jetzt der Witterung widerſtehen. Zum Mörtel bediente man ſich des Erdharzes, von dem reiche Quellen angetroffen werden. Die alte vom Euphrat durchſtrömte Hauptſtadt, Babylon, gehört zu den berühmteſten, deren Größe, wie die Alten ſie uns ſchildern, an das Wunderbare und Unglaubliche grenzt. Die Mauern ſollen 200 Ellen hoch und 50 breit geweſen ſein, und 250 Thürme und 100 eherne Thore gehabt, und ihr Umfang ſoll über 400 Stadien betragen haben. Der Tempel des Belus und die hangenden Gärten gehörten zu den größten Merkwürdigkeiten dieſer koloſſalen Stadt, von der längſt faſt jede Spur vertilgt iſt. Die Bewohner Babyloniens gehörten zu den älteſten Völkern auf der Erde. Ihre Sprache, ein aramäiſcher

oder ſyriſcher Dialekt, zeigt ſie als einen ſemitiſchen Völkerſtamm. Schon früh erſchienen ſie als ein Volk, das feſte Wohnſitze und einen gewiſſen Grad wiſſenſchaftlicher Bildung hatte. Die Moſaiſchen Nachrichten erwähnen ihrer gleich nach der Sündfluth, und nennen Nimrod als den Stifter des erſten Reichs in Babylonien. Spätere Griechen haben uns die Namen Ninus, Belus, Semiramis aufbehalten, die ſie als große Eroberer ſchildern. (S. Aſſyrien.) Endlich um das Jahr 630 v. Chr. tritt Babylon auf kurze Zeit in hellem Glanze hervor. Damals kamen die Chaldäer, ein Nomadenvolk, unter Nebukadnezar, vom Taurus und Kaukaſus herab, eroberten ganz Südaſien, zerſtörten Jeruſalem, unterwarfen ſich Tyrus und Phönizien, und gründeten ein Reich, das ſich bis zu den Ufern des mittelländiſchen Meeres erſtreckte. Babylon, ſchon früher der Sitz der Kultur und wiſſenſchaftlicher, beſonders aſtronomiſcher und aſtrologiſcher Kenntniſſe, und die Hauptſtadt dieſes Reichs und erreichte ſeine ſchönſte Blüthe. Handel und Kunſtfleiß führten Reichthum herbei, und dieſer weckte die Liebe zum Luxus und zur Pracht. Beſonders berühmt waren die Webereien in Leinen, Baumwolle und Seide. Die Gelehrſamkeit war das Eigenthum der Prieſter, die unter dem Namen Chaldäer vorkamen. — Nach Nebucadnezar verfiel das Reich nach und nach, bis Cyrus ihm durch die Zerſtörung der Hauptſtadt ein Ende machte und Babylonien mit Perſien vereinigte. Es theilte Perſiens Schickſale, bis es 640 nach Chr. Geburt Mohammomeds Nachfolger eroberten und Bagdad am Tigris erbauten (755). Hier war der Sitz der Khalifen, die Halaku, ein Tatarfürſt, 1258 verjagte. Im Jahre 1534 fiel Bagdad in die Gewalt der türkiſchen Sieger, denen es Schah Abbas 1613 wieder entriß; 1637 aber kam Babylonien unter die Herrſchaft der Türken, die es noch beſitzen.

Baccalaureus, ehemals bei den Franzoſen ein Edelmann, der ſich in Kriegsdienſte begab, aber nicht Vermögen genug beſaß, eine Fahne zu führen; gegenwärtig ein nicht ſehr gewöhnlicher Titel, den man auf Univerſitäten denjenigen beilegt, welche die nächſte Anwartſchaft zur Doctorwürde haben. Auch heißen auf manchen Schulen die unterſten Lehrer Baccalaurei.

Bacchius, **Bacchëus**, ſ. Rhythmus.

Bacchus, griechiſch Dionyſos, der Gott des Weins, zwar von einer ſterblichen Mutter geboren, aber dennoch gleich von ſeiner Geburt an einer der himmliſchen Götter. Seine Geſchichte gehört zu den verwickeltſten in der griechiſchen Mythologie. Zeus hatte ihn mit der Semele (ſ. d. Art.) gezeugt. Die Mutter aber ward vor ſeiner Geburt ein Opfer des argliſtigen Rathes der Here. Zeus eilte, mindeſtens die noch unreife Frucht ſeiner Umarmungen zu retten, und verſchloß ſie, bis zur Zeitigung, in ſeine eigene Hüfte. Dann übergab er den Knaben dem Hermes, der ihn zu Ino und Athamas, und in der Folge zu den Nymphen von Nyſa in Indien brachte, wo er gedeihlich aufwuchs. Als ſein Lehrer und Erzieher wird ſein nachmaliger beſtändiger Begleiter Silenus genannt. Hier in Nyſa's Thälern war es, wo er aus den Trauben einen Trank zu bereiten erfand, und den Menſchen die Pflanzung des Weinſtocks lehrte. Um ſeine Erfindung nicht auf einen keinen Bezirk einzuſchränken, durchzog er faſt die ganze damals bekannte Erde, und breitete mit ſeiner Wohlthat zugleich ſeine Verehrung aus. Gezogen von Löwen (Andere nennen Parder, Tiger oder Luchſe) begann er ſeine, einem Triumphgepränge ähnliche Reiſe mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern,

Silenen, Satyrn, Mänaden. Begeiſtert durch die Nähe des Gottes, laut aufjubelnd, den Thyrſus ſchwingend, mit Reben und Epheu bekränzt, ſchwärmten und tanzten ſie um ihn her, jauchzend ſcholl ihr Euoe! Eleleus! durch Gebirg und Thal, und in den jauchzenden Ruf miſchte ſich phrygiſcher Flöten Getön und wirbelnder Paukenklang. In Theben aber wollte man ſeine Gottheit nicht anerkennen, und Pentheus rüſtete ſich ſogar wider ihn. Bacchus beſchloß den Frevel zu rächen. Eine wilde Wuth trieb die Weiber aus den Häuſern auf den Berg Cythäron, wo ſie umherſchwärmten, Pentheus aber ward von ſeiner eigenen Mutter und deren Schweſtern, denen er ein wildes Thier ſchien, zerriſſen. Auf ähnliche Weiſe ſtrafte er des Mynias Töchter, die ſeine Feſte nicht feiern wollten, mit Raſerei und Verwandlung. Als er nach Naxos überſetzte, gedachten die tyrrheniſchen Schiffer ihn nach Italien zu entführen, weil ſie aus ſeinem Purpurgewand auf einen Königssohn ſchloſſen. Sie feſſelten ihn; aber die Feſſeln fielen ab, das Fahrzeug ſtand mitten im Meere feſt, Reben und Epheu umſchlangen das Schiff, der Gott verwandelte ſich in einen Löwen, und die Schiffer, von Raſerei ergriffen, ſtürzten ſich ins Meer, wo ſie in Delphine verwandelt wurden. Dagegen belohnte er diejenigen, die ihm gaſtlich und mit Ehrfurcht empfingen, z. B. den Midas, der ihm den verlornen, treuen Silen wieder zugeführt hatte. (S. Midas.) — Seine Liebe gewannen mehrere, aber nur Ariadne, die er auf Naxos verlaſſen fand, erhob er zu ſeiner Gemahlin (ſ. d. Art). Sie ward durch ihn der Unſterblichkeit theilhaftig. Um ein Gleiches ſeiner Mutter Semele zu gewähren, ſtieg er in die Unterwelt hinab, und führte ſie, die fortan Thyone hieß, zum Olymp. In dem furchtbaren Gigantenkriege focht er als Held, und rettete die Götter vom nahen Verderben. Nach andern entging er der ihn in dieſem Kampfe umringenden Gefahr nur dadurch, daß er ſich in einen Löwen verwandelte. Da er als Sieger durch den Olymp jauchzte, rief der gerettete Zeus ihm freudig zu: Euan Euie! (Schön, mein Sohn!), ein Gruß, mit welchem Bacchus nachher gewöhnlich begrüßt wurde. Abgebildet finden wir ihn in den runden, weichen und anmuthigen Formen eher einer ſchönen Jungfrau, als einem Jünglinge ähnlich. Eine eigenthümliche Zierde iſt ihm die Stirnbinde; die langen wellichten Haare ſind hinten in einen Knoten geſchürzt, und mit Epheuranken und Weinlaub umkränzt. Gewöhnlich iſt er ganz unbekleidet; zuweilen hat er eine weite Palla nachläſſig umgehängt; manchmal hängt ihm auch ein Rehfell queer über der Bruſt. Der bärtige Bacchus iſt eigentlich indiſchen oder ägyptiſchen Urſprungs. Die goldenen Hörner (das Symbol unbeſiegter Kraft) auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunſt der Griechen zu verſtecken, oder ließ ſie nur wenig vorſchimmern. Die dem Bacchus geheiligten Feſte hießen Bachanalien, Dionyſien, auch im Allgemeinen Orgien. Beſonders feierlich wurden ſie in Athen begangen, wo man die Jahre darnach zählte. Während ihrer Dauer war die geringſte Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Todesverbrechen. Die großen Dionyſien wurden im Frühlinge begangen. Das Wichtigſte der Feier beſtand in einer Prozeſſion, welche den Triumph des Bacchus vorſtellte. Es erſchien dabei derſelbe oben beſchriebene Zug von Bachanten und Bachantinnen, die von wahrem oder angenommenem Weinrauſche begeiſtert, ſchwärmend und tobend umherzogen, und ſich dem zügelloſeſten Taumel ihrer aufgeregten Sinne überließen. Sie waren maskirt, mit Hirſchhäuten bekleidet, und mit Epheu bekränzt, und trugen in den Händen Trink-

geſchirre und Thyrſusſtäbe. Mitten unter dieſem wahnſinnigen Haufen zogen in ſchöner Ordnung die von den Phratien (Bürgergemeinden) abgeordneten Chöre auf. Sie trugen auf ihren Köpfen heilige Körbe, welche die Erſtlinge der Früchte, Kuchen von verſchiedener Geſtalt, und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Dieſe Proceſſion geſchah gewöhnlich Nachts. Den Tag widmete man Schauſpielen und andern Luſtbarkeiten. Schon früh ging man ins Theater des Bacchus, wo theils Wettſtreite der Chöre in Muſik und Tanz, theils neue dramatiſche Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrſchte Ausgelaſſenheit und Schwelgerei. Dieſe Feſte kamen von den Griechen zu den Römern, die ſie mit noch ärgerer Zügelloſigkeit begingen bis der Senat ſie im Jahre der Stadt 567 durch ein feierliches Edict gänzlich unterſagte. — Außer dieſen großen Bacchusfeſten gab es noch andere, die zu verſchiedenen Zeiten des Jahres begangen wurden.

Bacchylides, aus der Inſel Kos gebürtig, der letzte von den neun Lyrikern Griechenlands, welche der alexandriniſche Kanon für claſſiſch erklärte Ein Verwandter des Simonides und Zeitgenoß Pindars, wird er auch als Dichter beiden an die Seite geſetzt. Hiero, an deſſen Hofe er lebte, ſchätzte ihn ſehr hoch und zog ihn ſelbſt dem Pindar vor. Uns ſind leider von ſeinen Liedern, Hymnen, Päanen und Siegesgeſängen nur wenige Fragmente geblieben; es finden ſich manche Spuren von ihm in Horazens Oden. Ohne Pindars ſtürmiſchen Adlerflug, fehlt es ihm weder an Feuer und Kraft, noch an hohen und edeln Geſinnungen. Die von ihm vorhandenen Fragmente finden ſich in einigen Ausgaben des Pindar und in Bruncks Analekten geſammelt.

Baccio della Porta, bekannter unter dem Namen **Fra Batolomeo di San Marco** oder **Frata**, geboren 1469 zu Savignano bei Prato in Toscana, kam ſehr jung nach Florenz, und lernte die Anfangsgründe der Mahlerei bei Coſimo Roſſelli. Er machte ſchnelle Fortſchritte, und gewann durch das Studium der Werke Leonardo da Vinci's jene ſchöne und große Manier, jene Kraft des Colorits und Umriſſes, die ſeine ſpätern Arbeiten auszeichnet. Aus dieſer Periode iſt ſein berühmtes Freſcogemählde auf dem Gottesacker des Hoſpitals Santa Maria Nuova, welche das jüngſte Gericht vorſtellt und von ſeinem Freunde Albertinelli, der ſeine Manier ſich angeeignet hatte, vollendet wurde. Verführt durch die Predigten des fanatiſchen Savonarola, verließ er alles, um ihm zu folgen, und ſchloß ſich mit einer großen Anzahl ſeiner Anhänger in das Kloſter von St. Marcus ein, als dieſer wüthende Aufruhrsprediger mit gewaffneter Hand verfolgt wurde. Das Kloſter ward förmlich belagert und Baccio that das Gelübde, Mönch zu werden, wenn er der Gefahr glücklich entginge. In Folge dieſes Gelübdes nahm er 1500 in demſelben Kloſter das Kleid des heiligen Dominicus und nannte ſich Fra Bartolomeo. Dies Ereigniß hatte ſeine Phantaſie ſo erſchüttert, daß er vier Jahre keinen Pinſel anrührte, und auf die Bitte der Geiſtlichen ihn nur wieder nahm, um ihn Gegenſtänden der Andacht zu widmen. Die Gemählde, welche er in dieſer letzten Periode ausführte, ſind ſeine vollendetſten. Man hat ſie für Werke Rafaels gehalten. Dieſer große Meiſter war 1504 nach Florenz gekommen, und beförderte allerdings durch Rath und Beiſpiel die glänzenden Erfolge Fra Bartolomeo's. Sie tauſchten wechſelſeitig ihre Kenntniſſe aus. Dieſer lernte

die Perſpective von ſeinem jungen Freunde und gab ihm Unterricht im Colorit. Einige Jahre nachher beſuchte Fra Bartolomeo Michel Angelo und Rafael in Rom, und hatte die ſeltene Beſcheidenheit, ihren großen Talenten durch das Bekenntniß, daß er ihnen nachſtehe, zu huldigen. Als er nach Florenz zurückgekehrt war, führte er mehrere Kirchengemählde aus, unter denen auch der heilige Marcus und der heilige Sebaſtian waren, zwei Gemählde, welche die Bewunderung aller Kenner verdienen. Fra Bartolomeo verdient der Vorläufer Rafaels genannt zu werden, und vielleicht wäre er ſein Nebenbuhler geworden, hätte er dieſelben Gelegenheiten gehabt, ſein Talent geltend zu machen. Sein Styl iſt ſtreng und erhaben, aber dabei ſehr anmuthig in ſeinen jugendlichen Figuren; ſein Colorit hat Kraft und Glanz; er nähert ſich darin dem Titian und Giorgione, und in dem Verreiben und Verſchmelzen der Farben weicht er kaum den beſten lombardiſchen Coloriſten. Beſonders aber iſt er ein Meiſter im Faltenwurf, den keiner vor ihm mit ſo viel Wahrheit, Fülle und Leichtigkeit auszuführen verſtand. Er ſtarb 1517. Seine Schüler waren Cecchino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Ruſtucci und Fra Paolo von Piſtoja, der ſeine Zeichnungen erbte.

Bacciochi (Felix Pascal), Ex-Fürſt von Lucca und Piombino, Gemahl von Eliſa Buonaparte, der Schweſter Napoleons, iſt den 18. Mai 1762 in Corſica von einer edeln, aber armen Familie geboren, früh als Cadet in Militärdienſte gegangen, und war Offizier als Buonaparte als Obergeneral in Italien befehligte. Er heirathete nun deſſen Schweſter, wodurch er Oberſter des 26. leichten Infanterieregiments, und, ohne ſich, ſei es aus Mangel an Fähigkeiten oder an Gelegenheit, irgend hervorgethan zu haben, in kurzer Zeit mit immer neuen Gnaden überhäuft wurde. Er ward nach und nach Präſident des Wahlcollegiums der Ardennen, 1804 Senator, und endlich 1805 Fürſt von Lucca und Piombino. Nach den Revolutionen von 1814 und 15 folgte er ſeiner Gattin in die Verbannung und lebte ſeitdem mit ihr und ſeinem Sohne unter Aufſicht der öſterreich. Regierung zu Trieſt. Hier ſtarb Eliſa Bacciochi, ſeine Gemahlin, am 7. Auguſt 1820. Seine Unbedeutenheit hat ihn ſtets vor jedem eigentlichen Vorwurfe geſchützt.

Bach (Johann Sebaſtian), unter den deutſchen Tonkünſtlern des vorigen Jahrhunderts einer der berühmteſten, und der größte dieſes in der muſikaliſchen Literatur ſo ausgezeichneten Namens, war 1685 zu Eiſenach geboren und ſtarb 1750. Er ſtudirte die Muſik zu Lüneburg, trat anfangs in die Dienſte des Herzogs von Weimar, ward dann Organiſt zu Mühlhauſen, hierauf Capellmeiſter des Fürſten von Cöthen, und ging 1737 als Hofcomponiſt des Königs und Churfürſten nach Leipzig. Als Clavier- und Orgelſpieler hatte Sebaſtian Bach in damaliger Zeit nicht ſeines Gleichen. Das Pedal behandelte er mit einer unerreichbaren Geläufigkeit. Er excellirte im Contrapunct; ſeine Compoſitionen ſind voll Originalität und Kraft; ſeine Harmonie iſt kunſtvoll, ſeine Melodie neu und reich, aber zuweilen wenig gefällig. Er hat mehrere Stücke für Kirchenmuſik und vieles für das Pianoforte hinterlaſſen. Aber die meiſten ſeiner Compoſitionen erfodern einen Virtuoſen zur fehlerfreien Ausführung. — Die Bachſche Familie ſtammte eigentlich aus Preßburg in Ungarn, welches Sebaſtians Vater, der ſelbſt ein guter Muſikus war, der Religion wegen verließ, um ſich in Deutſchland niederzulaſſen. Mehr als funfzig Tonkünſtler ſind von ihr ausgegangen; Sebaſtian ſelbſt hatte elf Söhne, ſämmtlich als Muſiker vortheilhaft bekannt, die berühmteſten waren folgende vier. — **Wilhelm Frie-**

demann, geboren 1710 zu Weimar, ſtarb mit dem Titel eines heſſen-darmſtädtiſchen Capellmeiſters 1784 zu Berlin. Er war einer der größten Harmoniſten und geſchickteſten Orgelſpieler. Man hat von ihm die bekannten ſechs Fugen fürs Clavier. — **Carl Philipp Emanuel**, 1714 zu Weimar geboren und 1788 zu Hamburg geſtorben, kam, nachdem er zu Leipzig die Rechtsgelehrſamkeit ſtudirt hatte, als Muſikus in königlich preußiſche Dienſte nach Berlin, und ward endlich Muſikdirector zu Hamburg. Er hat meiſtentheils für das Clavier gearbeitet, auch Melodien zu Gellerts geiſtlichen Liedern herausgegeben. Sein **Verſuch über die wahre Art, Clavier zu ſpielen**, iſt noch immer ein claſſiſches Werk in ſeiner Art. — **Johann Chriſtoph Friedrich**, geboren 1732, Concertmeiſter zu Bückeburg, ein großer Orgelſpieler, der auch durch ſeine herausgegebenen Muſikalien bekannt iſt. — **Johann Chriſtian (der engliſche genannt)**, geboren 1735 zu Leipzig, geſtorben zu London 1782, welcher wegen der galanten Manier, in der er geſchrieben, lange Zeit ein Lieblings-Componiſt geweſen iſt.

Bachaumont (François le Coigneux), geboren zu Paris 1624, geſtorben daſelbſt 1702. Sein Vater war Parlamentspräſident in Paris, und ſein Sohn wurde frühzeitig dabei als geiſtlicher Rath angeſtellt. Er nahm Partei gegen den Hof, und ihm verdankt dieſe Faction den Namen **Fronde**, indem er ſie einſt mit den Schulknaben verglich, die ſich in den Gräbern von Paris mit Schleudern beluſtigten, bei dem Anblick eines Polizeibeamten ſchnell ſich trennten, aber ſobald er den Rücken gewandt, wieder beiſammen wären. Der Vergleich gefiel; die Feinde Mazarins trugen ſeitdem Hutſchnüre in Form einer Schleuder, und nannten ſich Schleuderer (Frondeurs). Bachaumont fand bei dieſen Streitigkeiten oft Gelegenheit, ſeinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszulaſſen. Nach ihrer Beilegung zog er ſich ins Privatleben zurück, um ganz ſeiner Neigung zur Dichtkunſt, für die er viel angebornes Talent hatte, zu leben. Gleichheit des Geſchmacks, des Charakters und der Lebensart knüpften zwiſchen ihm und **Chapelle** eine innige Freundſchaft, und beide arbeiteten gemeinſchaftlich an jener lieblichen Reiſebeſchreibung, welche unter den Freunden der leichten, tändelnd anmuthigen Poeſie ſo vielen Beifall fand. Außerdem rühren noch mehrere Lieder der leichten fröhlichen Gattung von ihm her, die aber zu zerſtreut ſind, als daß man ſie zu ſammeln im Stande wäre. Lefevre de St. Marc hat eine Sammlung veranſtaltet, doch wagt er nicht zu behaupten, daß alle darein aufgenommene von Bachaumont herrühren.

Backhuyſen (Ludolph), einer der berühmteſten Mahler der niederländiſchen Schule, ward 1631 zu Embden geboren, und zeigte in ſeiner Jugend ganz beſondere Anlagen zum Schreiben. Nachdem er bis in ſein achtzehntes Jahr bei ſeinem Vater, der Secretär der Generalſtaaten war, gearbeitet hatte, kam er in ein Handelshaus nach Amſterdam. Hier fing er an, mit der Feder ohne Anweiſung die Schiffe zu zeichnen, die in dem Hafen ankamen. Dieſe Verſuche fanden Beifall, und veranlaßten ihn, ſich ganz der Mahlerei zu widmen. Er nahm jetzt Unterricht bei **van Everdingen**, und erlangte durch Fleiß und häufiges Beſuchen der Werkſtätten der beſten Künſtler in kurzem eine außerordentliche Gewandtheit und Fertigkeit, aber am meiſten förderte ſeine Fortſchritte der Eifer, womit er die Natur ſtudirte. Um beſonders furchtbare Naturſcenen zu beobachten, ſcheute er keine Gefahr. Oft beſtieg er bei einem herannahenden Sturme ein

leichtes Fahrzeug, und beobachtete mit kaltem Blute die Bewegung der Wellen, ihre furchtbaren Brandungen, den Sturm, der die Schiffe zerſtreute und zertrümmerte. Oft ſetzten ihn die erſchrockenen Matroſen, trotz ſeiner dringenden Vorſtellung, ans Land. Voll des Geſehenen eilte er dann, ohne ein Wort mit Jemandem zu ſprechen, ohne durch irgend etwas ſich zu zerſtreuen, nach Hauſe, und führte mit bewundernswürdiger Genauigkeit in den Details die früher entworfenen Skizzen aus. Dieſes muthige Streben verſchaffte ſeinen Gemählden den erſten Rang in dieſer Gattung der Mahlerei. Mehrere Fürſten beſuchten ſeine Werkſtätte, und Peter der Große wollte ſogar Unterricht bei ihm nehmen. Die Bürgermeiſter von Amſterdam trugen ihm die Verfertigung eines Seeſtücks auf, das ſie mit 1300 Fl. bezahlten und im Jahre 1665 Ludwig XIV. überſandten. Dies ſchöne Gemählde iſt noch in Paris. In allen ſeinen Bildern herrſcht die äußerſte Wahrheit. Seine Farben ſind trefflich und ſein Pinſelſtrich ganz vorzüglich geeignet, das Waſſer und deſſen Bewegung nachzuahmen; ſeine Himmel ſind leicht und unendlich mannichfach. Außerdem verſuchte ſich Backhuyſen noch in der Dichtkunſt, und unterrichtete in der Schreibkunſt, zu deren Vervollkommnung er vieles beitrug. Seine Heiterkeit und die Stärke ſeiner Seele verließen ihn auch in den langen Leiden nicht, die ſeinem Leben in einem Alter von 78 Jahren, im Jahre 1709, ein Ende machten. — Seine Gemählde werden ſtets einen hohen Werth behalten. Bei der Gemähldeauction des Herrn P. de Smeth in Amſterdam wurden die vier von Backhuyſen darin befindlichen Stücke im Jahre 1810 mit 805, 980, 550 und 1400 Fl. bezahlt.

Baco (Roger), ein engliſcher Mönch des 13. Jahrhunderts, der durch die Kraft ſeines Genies ſich weit über ſein Zeitalter erhob, und in mehrern Wiſſenſchaften Entdeckungen machte, welchen die Bewunderung der aufgeklärteſten Nationen zu Theil ward. Er war 1214 zu Ilcheſter in der Grafſchaft Sommerſet aus einer alten und angeſehenen Familie geboren, und widmete ſich, den Anſichten jener Zeit gemäß, dem Kloſterleben. Intereſſant und lehrreich iſt es wahrzunehmen, wie ein einfacher Kloſtergeiſtlicher, ohne allen Antrieb, den von der Natur empfangenen Geiſt der Forſchung und Erfindung in Thätigkeit ſetzte, welche Hinderniſſe Unwiſſenheit und Aberglaube den Regungen ſeines Geiſtes entgegenſtellten, und welche Anſtrengungen er machen mußte, um nicht in ſeiner Wirkſamkeit von ihnen gehemmt zu werden. Nach dem Elementarſtudium bezog Roger die Univerſität Oxford und ging von da nach Paris, wo Schüler aus allen Ländern Europa's ſich verſammelten. Roger genoß mit Eifer den Unterricht der geſchickteſten Lehrer, machte in allen ſeinen Studien ausgezeichnete Fortſchritte und erhielt die theologiſche Doctorwürde. Im J. 1240 kehrte er nach England zurück, wo er in den Franciscanerorden trat und ſich zu Oxford niederließ. Die Phyſik ſcheint damals der Hauptgegenſtand ſeiner Arbeiten geweſen zu ſein: aber dieſes Studium foderte Hülfsmittel, deren Herbeiſchaffung ſeine Vermögensumſtände ihm nicht verſtatteten. Er fand großmüthige Freunde der Wiſſenſchaft, die durch freiwillige Beiträge ihn in den Stand ſetzten, Bücher anzukaufen, Inſtrumente zu verfertigen und die nöthigen Verſuche zu machen. Indem er mit Aufmerkſamkeit die Geheimniſſe der Natur unterſuchte, entdeckte er gewiſſe Eigenthümlichkeiten, gewiſſe Verbindungen der Körper, woraus er neue Wirkungen ableitete, die dem Einſichtsvollen, der ihren natürlichen Zuſammenhang begriff, Bewunde-

rung abnöthigten, dem Unwiſſenden aber ſo außerordentlich ſchienen, daß er ſie für Werke hölliſcher Zauberkunſt anſah. Dieſer Wahn wurde durch die Eiferſucht und den Haß noch mehr angefacht, womit die übrigen Geiſtlichen des Kloſters ſeine Überlegenheit betrachteten. Überdies ſtand Roger in freundſchaftlicher Verbindung mit Robert Greathead, Biſchof von Lincoln, einem Feinde des Papſtes Innocenz IV., den er öffentlich für den Antichriſt erklärte. Er ſelbſt tadelte laut, mündlich und ſchriftlich, die Unwiſſenheit und Sittenverderbniß der Geiſtlichen, beſonders der Mönche, und hatte ſogar einen Brief an den Papſt geſchrieben, worin er ihm die Nothwendigkeit einer Reform der Geiſtlichkeit vorſtellte. Aus Rache denuncirte man am Hofe von Rom ſowohl die gefährlichen und verdächtigen Grundſätze Rogers als auch die außerordentlichen Dinge, die er verrichte, und die man für Werke des Teufels ausgab. Der Papſt verbot ihm, auf der Univerſität zu lehren. Bald aber ging man weiter, und verſchloß ihn in ein Gefängniß, wo jeder menſchliche Umgang ihm abgeſchnitten war, und ihm ſelbſt die hinreichende Nahrung fehlte. Unter den wenigen Hellſehenden, die Rogers Genie bewunderten und ſein Unglück bedauerten, war der würdige Cardinal, Biſchof von Sabina und päpſtlicher Legat in England, der nicht ſobald den päpſtlichen Stuhl unter dem Namen Clemens IV. beſtiegen hatte, als er den Eingekerkerten befreite, und unter ſeinen Schutz nahm. Da Clemens eine Sammlung aller ſeiner Schriften foderte, ſchrieb Roger jenes unter dem Titel Opus majus gedruckte Werk, das er ihm durch ſeinen Lieblingsſchüler, Johann von Paris, überſchickte. Seine Ruhe war nur von kurzer Dauer. Unter Clemens Nachfolger, Nicolaus III., erklärte ſich der General des Franciscanerordens, Hieronymus von Esculo, gegen ihn, verbot das Leſen ſeiner Schriften und erließ einen Befehl, ihn einzukerken, den der Papſt beſtätigte. Dieſe neue Gefangenſchaft währte zehn Jahre; umſonſt verſuchte Baco, als Hieronymus von Esculo unter dem Namen Nicolaus IV. Papſt geworden war, denſelben durch eine Abhandlung *über die Mittel, die Krankheiten des Alters zu verhüten*, von der Unſchuld und Nützlichkeit ſeiner Arbeiten zu überzeugen. Erſt nach dem Tode Nicolaus IV. erlangte er auf die Verwendung einiger vornehmen Engländer ſeine Freiheit wieder. Er kehrte nach Oxford zurück, gab gegen das J. 1201 einen *Abriß der Theologie* heraus und ſtarb bald darauf, nach Einigen 1292, nach Andern 1294. Roger erſcheint im Vergleich mit ſeinen Zeitgenoſſen als ein außerordentlicher, weit über ſein Jahrhundert hervorragender Geiſt, wiewohl er ſich nicht von allen Vorurtheilen ſeiner Zeit freimachen konnte. Er glaubte an den Stein der Weiſen und an die Aſtrologie. Seine Haupterfindung ſind die Vergrößerungsgläſer. Außerdem finden ſich in ſeinen Schriften neue und ſinnreiche Anſichten von der Optik, z. B. über die Strahlenbrechung, über die ſcheinbare Größe der Gegenſtände, über den um vieles vergrößerten Umfang der Sonne und des Mondes am Horizont. Dagegen iſt er über andere Gegenſtände in den größten Irrthümern befangen. Was er z. B. über die convexen und concaven Gläſer ſagt, ſind offenbar gewagte Hypotheſen, die auf keinen Verſuchen beruhen. Aus ſeinen irrigen Angaben geht deutlich hervor, daß er den Gebrauch des Teleſcops nicht kannte. Mit mehr Grund wird ihm die Erfindung des Schießpulvers zugeſchrieben. Man ſieht, daß er mehrere chemiſche Geheimniſſe für die damalige Zeit beſaß. Er ſpricht von einem unauslöſchlichen Feuer, welches wahrſcheinlich eine Art Phosphor war.

An einem andern Orte ſagt er, daß man aus Salpeter und andern Ingredienzen ein künſtliches Feuer bereiten könne, das in der größten Entfernung brenne, und mittelſt deſſen man den Donner und Bliz in der Luft nachahmen könne; eine Portion dieſer Materie von der Größe eines Zolls, gehörig zugerichtetet, könne ein ganzes Heer und eine Stadt unter einem von einer ungeheuern Erleuchtung begleiteten ſchrecklichen Knall vernichten; und an einem andern Orte ſagt er beſtimmt, daß man mit Salpeter, Schwefel und Kohle den Donner und Bliz nachmachen könne. Ihm war keine Wiſſenſchaft fremd. Die Mathematik, angewandt auf Beobachtung, betrachtete er als den einzigen Weg zur Erkenntniß der Natur. Er ſtudirte mehrere Sprachen, und ſchrieb lateiniſch mit großer Eleganz und Klarheit. Eine beſonders ehrenvolle Erwähnung verdienen ſeine Entdeckungen der im Kalender obwaltenden Irrthümer, ihrer Urſachen, und ſeine Vorſchläge und Angaben, denſelben abzuhelfen, wobei er der Wahrheit ſehr nahe kam. Er verfertigte ſelbſt einen berichtigten Kalender, von dem noch eine Copie auf der Bodlejaniſchen Bibliothek aufbewahrt wird.

Baco (Francis), Baron von Verulam, Viscount von St. Alban, Großſiegelbewahrer und Kanzler von England, einer der außerordentlichſten Geiſter, deren irgend ein Zeitalter ſich zu rühmen hat, nach Newton die erſte Zierde Englands. Geboren zu London im J. 1561 gab er von ſeiner früheſten Kindheit an Proben eines überlegenen Geiſtes. In einem Alter von dreizehn Jahren bezog er die Univerſität Cambridge, wo er in allen Wiſſenſchaften bewundernswürdig ſchnelle Fortſchritte machte. Er zählte noch nicht ſechzehn Jahre, als er ſchon ein Werk gegen die Ariſtoteliſche Philoſophie ſchrieb, die ihm eher geeignet ſchien, den Geiſt in Streitigkeiten zu verwickeln als aufzuklären. Dieſe Wahrnehmung ſcheint alle ſeine Arbeiten geleitet zu haben. Der damals in England beſtehenden Sitte gemäß, die für Staatsämter beſtimmten Jünglinge ins Ausland, beſonders nach Frankreich, zu ſchicken, ging der junge Baco im Gefolge Sir Amias Powlet nach Paris, der eine ſolche Achtung für ihn faßte, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Er entledigte ſich derſelben zur Zufriedenheit der Königin, kehrte nach Frankreich zurück, und bereiſ'te mehrere Provinzen dieſes Landes, um die Sitten und Geſetze kennen zu lernen. Neunzehn Jahre alt, ſchrieb er ein Werk *über den Zuſtand Europa's*, in welchem er die auffallendſten Proben ſeiner früh gereiften Urtheilskraft gab. Der Tod ſeines Vaters rief ihn nach England zurück, wo er, um ſeiner Geburt gemäß leben zu können, ſich für die Rechtsgelehrſamkeit entſchied, und das Studium der Geſetze mit ſolchem Eifer und Erfolg betrieb, daß er, noch nicht 28 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Mitten unter den Arbeiten, die er zur Verbeſſerung ſeiner äußern Umſtände unternahm, verlor er nie die früh gefaßte Idee aus den Augen, den Plan der ſcholaſtiſchen Studien zu verbeſſern, und für eine geſunde Philoſophie zweckmäßiger einzurichten. Der Platz, den er bei der Königin einnahm, war mehr ehrenvoll als einträglich; ſeine Talente und ſeine Verbindung mit dem Großſchatzmeiſter Burleigh und deſſen Sohn Sir Robert Cecil, erſtem Staatsſecretär, ſchienen ihn zu den erſten Ämtern zu berufen; aber die Feindſchaft zwiſchen letzterm und dem Grafen Eſſex, Baco's Freund und Beſchützer, verzögerte lange ſeine Beförderung. Der Graf Eſſex ſuchte ihn durch das Geſchenk eines Landgutes zu entſchädigen, wofür Baco die lebhafteſte Dankbarkeit bezeigte. Aber er vergaß bald nachher,

was er einem ſo großmüthigen Wohlthäter ſchuldig ſei, und verließ ihn nicht nur, ſobald er in Ungnade gefallen war, mit einer durch nichts zur entſchuldigenden Kleinmüthigkeit, ſondern trat ſogar, als ihm der Prozeß gemacht wurde, unberufen wider ihn auf. Gegen dieſen ſchändlichen Undank erhob ſich die allgemeine Stimme, und was auch Baco zu ſeiner Rechtfertigung anführen mochte, er blieb am Hofe der Gegenſtand des Haſſes und der Eiferſucht, und die Königin zeigte ſich nicht geneigt, etwas für ihn zu thun. Nach dieſen widrigen Erfahrungen ſchien er im Parlament ein redliches und würdiges Betragen anzunehmen. Er war 1593 von der Grafſchaft Middleſex ins Unterhaus gewählt worden, und ſtimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Miniſter, wiewohl er ſtets im Dienſte der Krone blieb. Kann etwas ſeine großen Vergehen entſchuldigen, ſo war es ſeine Armuth. Er fand ſich in einer ſolchen Zerrüttung, daß er zwei mal wegen Schulden verhaftet wurde. Die Regierung Jacobs I. war ihm günſtiger. Dieſer Fürſt, der ein Beſchützer der Wiſſenſchaften ſein wollte, nahm Baco mit Auszeichnung auf, und erhob ihn 1603 in den Adelſtand. Baco zeigte ſich durch ſein Betragen im Parlament würdig dieſer Gunſt. Er ward beauftragt, dem Könige feierliche Vorſtellungen wegen der Bedrückungen zu machen, welche ſich die königl. Lieferanten in ſeinem Namen erlaubten, und er vollzog dieſen gefährlichen Auftrag mit ſo viel Talent und Glück, daß er ſowohl dem Parlament als dem König Genüge leiſtete. Das Haus der Gemeinen votirt ihm eine öffentliche Danksagung, und Jacob I. ernannte ihn zu einem ſeiner Räthe, mit einem Jahrgehalt von 40 Pfund, wozu noch eine Penſion von 61 Pfund kam. Seine Lage verbeſſerte ſich nach und nach immer mehr, er ſchloß eine vortheilhafte Ehe, ſtieg 1617 bis zur Würde eines Siegelbewahrers, und ward 1619 zum Lordgroßkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er im folgenden Jahre mit dem Titel eines Viscount von S. Alban vertauſchte, erhoben. Jetzt befand er ſich in einer Lage, daß er ein gemächliches und glänzendes Leben führen konnte, ohne ſeinen Charakter durch Handlungen der Habſucht und des Eigennutzes zu beflecken. Dennoch wurden große Beſchwerden wider ihn erhoben. Man klagte ihn vor der Kammer der Pairs an, Conceſſionen von Ämtern und Privilegien für Geld unter dem Staatsſiegel ertheilt zu haben. Baco, der ſich nicht rechtfertigen konnte, und das Aufſehen einer gerichtlichen Unterſuchung zu vermeiden wünſchte, geſtand ſeine Vergehungen, nahm die Gnade der Pairs in Anſpruch und bat, daß die Strafe, die man über ihn verhängen werde, ſich auf die Beraubung des hohen Amtes beſchränken möchte, das er entehrt habe. Nachdem er durch ein umſtändliches Bekenntniß die Richtigkeit faſt aller gegen ihn erhobenen Klagen eingeſtanden hatte, verurtheilte ihn das Oberhaus, ungeachtet der Verwendung des Königs und ungeachtet des Antheils, den die Pairs ſelbſt an einem ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder nahmen, zu einer Geldſtrafe von 40,000 Pfund und zur Einkerkerung in den Tower auf königliche Gnade. Außerdem wurde er für unfähig erklärt, je ein öffentliches Amt zu bekleiden, im Parlamente zu ſitzen und ſich nur dem Orte zu nähern, wo der König ſeinen Hof hielte. Unſtreitig war dies harte Urtheil gerecht für ſo große Verbrechen; dennoch müſſen wir zu einiger Entſchuldigung derſelben hinzufügen, daß ihre Quelle weder Geiz noch Habſucht, noch eine völlige Verderbtheit des Herzens, ſondern vielmehr eine von Andern gemißbrauchte Charakterſchwäche war. Züge von Edelmuth und Feſtigkeit, die ſein Leben ebenfalls aufzuwei-

ſen hat, zeigen deutlich, daß er die Tugend kannte und ſchätzte. Er ward ihr untreu, weil es ihm an Kraft fehlte, die ungerechten Zumuthungen Anderer abzulehnen. Er überlebte ſeinen Sturz nur wenige Jahre und ſtarb 1626. Wir wenden den Blick ab von dieſem traurigen Gemählde der Lebensumſtände und Handelsweiſe eines von der Natur ſo herrlich ausgeſtatteten Mannes, um ihn auf die unſterblichen Werke ſeines Geiſtes zu richten, wiewohl der beſchränkte Raum dieſer Blätter uns nur eine flüchtige Betrachtung derſelben verſtattet. Wir haben ſchon angedeutet, wie er bereits früh den Gedanken einer gänzlichen Reform in dem Syſtem der Wiſſenſchaften faßte. Alle ſeine Studien, alle ſeine Beſtrebungen gingen dahin. Er überſah den ganzen Kreis der menſchlichen Kenntniſſe, unterſuchte die Beziehungen, durch welche ſie unter einander verbunden ſind, und claſſificirte ſie nach den verſchiedenen Fähigkeiten des menſchlichen Geiſtes, welche ſie vorzugsweiſe in Anſpruch nehmen. Daher die Eintheilung in Wiſſenſchaften des Gedächtniſſes, des Verſtandes und der Einbildungskraft. Mit Recht hat man Baco den Vater der Experimentalphiloſophie genannt, denn er war der erſte, der es fühlte und darthat, daß in allen Zweigen der poſitiven Wiſſenſchaften der einzige Weg zur Wahrheit die Beobachtung der Natur ſei. Wie dieſe Beobachtungen kunſtmäßig zu leiten, und wie durch ſie die Natur zu befragen ſei, hat er in mehreren Methoden aus einander geſetzt. Er behandelte dieſen Gegenſtand in ſeinem Werke De dignitate et augmentis scientiarum und dem Novum organum scientiarum. Sein allſeitiger Geiſt hat die ſämmtlichen Wiſſenſchaften ſtudirt, er ſah, auf welcher Höhe eine jede ſtand, welche falſche Richtungen ſie genommen, und wie ſie wieder zur Wahrheit zurückzuführen ſei. Betrachtet man ihn als Metaphyſiker, ſo zeigt er eben ſo viel Scharfſinn als Tiefe in ſeinen Anſichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Ideenaſſoziation, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben und den Gebrauch der Vernunft hindern. Er ſetzte ſehr deutlich das von Ariſtoteles aufgeſtellte und von Locke entwickelte Princip aus einander, daß die Begriffe des Verſtandes aus ſinnlichen Eindrücken entſtehen. Als Phyſiker hat er ſehr ſinnreiche Anſichten gehabt, und ſich auf dem Wege mehrerer wichtigen Entdeckungen befunden. Er hatte eine Art von pneumatiſcher Maſchine erſonnen, mittelſt welcher er die Elaſticität und Schwere der Luft, die Galilei und Torricelli nach ihm entdeckten, geahnt zu haben ſcheint. Von der Anziehung der Körper, die Newton ſpäter bewies, hatte er die richtigſten Begriffe. Es fehlten ihm nur die Verſuche, um die Grundſätze derſelben zu beſtimmen. Auch die Naturgeſchichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in ſeinem Werke Sylva sylvarum u. ſ. w. Über die Medicin hat er mehrere Werke geſchrieben, unter andern eine Abhandlung über das Leben und den Tod. Allein die Phyſiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zuſtande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müſſen. Die Jurisprudenz hatte er nicht als bloßer Rechtsgelehrter, ſondern auch als Geſetzgeber und Philoſoph ſtudirt. Man hat von ihm Aphorismen, eben ſo merkwürdig durch Tiefe der Ideen, wie durch die Energie und Genauigkeit des Ausdrucks. Von der Moral handelt eins ſeiner ſchönſten Werke, Sermones fideles betitelt, ein Schatz der tiefſten Kenntniß des Menſchen und der menſchlichen Verhältniſſe, vorgetragen in einem blühenden kraftvollen Styl. Als Hiſtoriker hat er in ſeiner Geſchichte Heinrich VII. und VIII. nur wenig geleiſtet. Von ſeiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt

ſein Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Fabeln der alten Zeit durch ſehr ſinnreiche Allegorien erklärt. Die einzige Wiſſenſchaft, in der Baco weniger gründliche Kenntniſſe beſaß, war die Mathematik, und dieſem Mangel iſt es zuzuſchreiben, daß er, der allenthalben die Irrthümer des menſchlichen Geiſtes entdeckte und die richtigen Methoden anzeigte, das Copernicaniſche Syſtem beſtreiten konnte. In dieſem Puncte allein ſtand er tiefer als die aufgeklärten Männer ſeiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menſchlichen Forſchung hatte er ſich zu einer Höhe emporgeſchwungen, daß keiner ſeiner Zeitgenoſſen die Kraft ſeines Genies, die Richtigkeit ſeiner Anſichten und die Wichtigkeit ſeiner Arbeiten vollkommen zu würdigen vermochte. Er allein war ſein Richter, und mit gerechtem Stolze ſagt er in ſeinem Teſtament: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslandes und meinen eigenen Mitbürgern, wann einige Zeit verfloſſen ſein wird." — Die ſchönſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke iſt zu London 1765 in fünf Quartbänden erſchienen. Sie ſind theils in engliſcher, theils in lateiniſcher Sprache.

Badajoz, die befeſtigte Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Eſtremadura, an der Guadiana, über welche eine ſteinerne Brücke von 22 Bogen führt, unfern der portugieſiſchen Grenze, mit 10,000 Einwohnern. Sie hat im letzten Kriege eine bedeutende Rolle geſpielt und ward von den Engländern dreimal belagert. Badajoz war am 10. März 1811 nach tapferem Widerſtande von dem ſpan. General Imaz an Mortier übergeben worden. Nach der Vertreibung Maſſena's aus Portugal und deſſen Rückzug durch Eſtremadura mußte es eine Hauptſorge des brittiſchen Feldherrn ſein, dieſe Feſtung, ſo wie Ciudad Rodrigo und Almeida, wieder zu nehmen. Nachdem daher Olivenza am 16. April erobert war, ſchritt er zur Berennung von Badajoz. Dieſe am linken Ufer der Guadiana gelegne Feſtung hat 8 Baſtionen, einen guten bedeckten Weg und zwei Außenwerke, das Kronenwerk Pardaleras ſüdlich, die Redoute Picurina öſtlich; in Norden jenſeits der Guadiana liegt das Fort St. Chriſtoval auf ſteilen Felſen, von dem ein Theil der Feſtung, nämlich das ſchlecht befeſtigte Schloß, eingeſehen wird. — Erſte Belagerung. Die Belagerungsarbeiten begannen in der Nacht zum 9. Mai; der Hauptangriff war gegen das Schloß gerichtet, ein gleichzeitiger gegen St. Chriſtoval, ein Scheinangriff gegen Pardaleras. Der vorherrſchende Mangel an Material gewährte durchaus keine günſtigen Reſultate, und da Soult zum Entſatz anrückte, ward die Belagerung ſchon am 14. wieder aufgehoben. — Zweite Belagerung. Nach den Schlachten von Fuentes d'Onor und an der Albuera ward Badajoz am 25 Mai wieder von 12,000 Mann eingeſchloſſen; die gegen das Schloß und St. Chriſtoval gerichteten Belagerungsarbeiten begannen am 30. In der Nacht zum 7. Juni ward der Sturm einer in St. Chriſtoval gelegten Breſche verſucht, aber mit Verluſt abgewieſen; die Breſche, durch das Feuer der folgenden Tage vergrößert, ward darauf in der Nacht zum 10. abermals, aber wieder vergeblich, geſtürmt. Da indeß die meiſten Geſchütze unbrauchbar und die Munitionsvorräthe größtentheils conſumirt worden waren, ſo wurde die Belagerung am 12. aufgehoben, der Platz aber noch bis zum 16. ſtreng blokirt. Dritte Belagerung. Nach Eroberung Ciudad Rodrigo's (Jan. 1812) beſchloß Wellington einen erneuerten Angriff auf Badajoz. Die Belagerungsarmee, 16,000 Mann ſtark, begann ihre Arbeiten am 17. Mai. Die Franzoſen hatten während deſſen die Werke bedeutend verbeſſert. Am 19. machten die Franzoſen einen Ausfall, ohne jedoch

die Belagerungsarbeiten zerſtören zu können, in der Nacht zum 26. ward Picurina geſtürmt, die Belagerer ſetzten ſich darin feſt und etablirten davor ihre Breſchbatterien. Bis zum 6. April waren drei Breſchen gelegt, welche gangbar erachtet wurden. Der Sturm ward in der Nacht zum 7. unternommen; die erſte Abtheilung erſtieg das Schloß mit Leitern, die zweite und dritte ſtießen zuſammen, geriethen in Unordnung und blieben hier dem fürchterlichſten Feuer zwei Stunden lang ausgeſetzt. Wellington zog ſie zurück, um gegen Morgen einen zweiten Verſuch machen zu laſſen. Indeſſen hatte eine vierte Abtheilung nach 4 Uhr die weſtliche Baſtion St. Vincent genommen, ſie drang in den Rücken der Breſchen, vertrieb den Feind, und gab ſo den zu ihrem Angriff beſtimmten Truppen Gelegenheit, ohne weitern Verluſt einzudringen; die ganze Garniſon mit dem commandirenden General Philippon ward gefangen. Die Belagerer verloren bei dieſer dritten Belagerung 72 Offiziere, 963 Mann an Todten, 366 Offiziere, 3483 Mann an Verwundeten. e.

Baden, ein deutſches Großherzogthum, das von einem der älteſten Fürſtenhäuſer beherrſcht wird, welches ſeinen Urſprung aus dem frühzeitig herrſchenden Geſchlechte Gottfrieds ableitet, eines Herzoges der Alemannen, der ſein Vaterland bis an ſeinen Tod im Jahre 709 gegen die Übermacht der fränkiſchen Oberhofmeiſter vertheidigte. Ein Abkömmling deſſelben, Kerold oder Gerold, ſo wie ſein Sohn Berthold erſcheinen in Urkunden gegen Ende des 8. Jahrhunderts als Gau- oder Landgrafen in der Baar (die Landgrafſchaft Baar, darin Doneſchingen, beſitzen jetzt die Fürſten von Fürſtenberg unter badiſcher Hoheit). Späterhin kommt ein Graf Berthold (der von jenem Berthold in der Baar abſtammen ſoll) als ein Graf im Breisgau vor. Dieſer iſt nach dem Urtheile berühmter Geſchichtforſcher der Vater desjenigen Herzogs Berthold, welcher das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute und mit dem die ununterbrochene Reihe der Fürſten aus dem Hauſe Zähringen beginnet. Dieſer Berthold, der vom Kaiſer Heinrich III. die Anwartſchaft auf das Herzogthum Schwaben auf den Sterbefall des bejahrten Herzogs Otto von Schweinfurt bekam, nahm noch bei Lebzeiten deſſelben den herzoglichen Titel an. Als aber der Kaiſer vor Otto ſtarb, gab nach Otto's Tode die Kaiſerin Agnes, Vormünderin ihres Sohnes Heinrich IV., Schwaben ihrem Eidam, dem Grafen Rudolph von Rheinfelden, und entſchädigte Berthold im J. 1060 mit dem Herzogthum Kärnthen und der Mark Verona, wobei er die Landgrafſchaft über den Breisgau behielt. Aber im Jahre 1073 nahm ihm der launenhafte Heinrich IV. Kärnthen und Verona wieder. Zwar verſöhnte er ſich, als die Sachſen ihn auf der Harzburg eingeſchloſſen hatten, ſcheinbar mit Berthold und verdankte dieſem ſeine Rettung; als ihm aber die Beſiegung der Sachſen gelungen war, ſuchte er ſich Bertholds durch Meuchelmörder zu entledigen. Empört durch dieſe Untreue erklärte ſich Berthold jetzt öffentlich gegen Heinrich, und gab, als man zu Forchheim einen Gegenkaiſer wählte, Rudolph von Schwaben ſeine Stimme. Doch Heinrich beſiegte ſeine Feinde, und ließ Berthold nebſt den übrigen ſchwäbiſchen Grafen und Herren nach dem alemanniſchen Geſetz richten, wodurch ſie ihre Würde verloren. Berthold verheerte Oſtfranken, ſtarb aber vor dem Ende dieſes Krieges 1078 und vererbte den Herzogtitel nebſt ſeinen Gütern im Breisgau, in der Ortenau, im Schwarzwalde und Neckargau auf ſeinen älteſten Sohn, **Berthold II.**, deſſen Nachkommen das Herzogthum Burgund erhielten, aber nur zum Theil behaupten konnten, und im Jahre

1218 mit Berthold V. in der männlichen Linie ausſtarben. Dieſen beerbten zwei Töchter, von denen Agnes, des Grafen von Urach Gemahlin, die meiſten zähringiſchen Güter in Schwaben nebſt Freiburg im Breisgau; und Anna, des Grafen von Kyburg Gemahlin, die ſchweizeriſchen und burgundiſchen Allodien erhielt. Das Übrige fiel dem Reiche zu. Bertholds I. zweiter Sohn aber, Hermann I., beſaß ſchon bei ſeines Vaters Lebzeiten Hochberg im Breisgau, wozu auch Baden gehörte, und nahm den Markgrafentitel an. Später zog er ſich in ein Kloſter nach Clugny zurück, und ſtarb hier noch vor ſeinem Vater im J. 1074. Sein Erbe war ſein Sohn Hermann II., der ſich zuerſt Markgraf von Baden nannte und der Stammvater des noch jetzt blühenden Hauſes Baden ward. Er ſtarb, nachdem er den hohenſtauſiſchen Kaiſern Conrad und Friedrich I., wichtige und treue Dienſte geleiſtet hatte, und von dieſen zum Herzog von Verona ernannt worden war, im J. 1130. Sein Sohn Hermann III., der jenen Titel behielt, war ein Liebling Kaiſer Friedrichs I., und ſtarb auf dem Kreuzzuge in Antiochien im Jahre 1190. Seine Söhne Hermann IV. und Heinrich theilten die Lande und ſtifteten zwei Linien, jener die badenſche, dieſer die hochbergiſche. Hermann IV. erhielt vom Kaiſer Friedrich II. für die durch ſeine Gemahlin ererbte Hälfte der Stadt Braunſchweig die Stadt Durlach, ein ehemaliges Eigenthum der Herzoge von Zähringen, als Allodium und Ettlingen als Lehen. Von ſeinen beiden Söhnen pflanzte Rudolph den badenſchen Stamm fort; der ältere aber, Hermann V., erhielt durch ſeine Gemahlin Gertrud, Herzogin von Öſterreich, ein Recht auf dieſes Herzogthum, kam auch in den Beſitz deſſelben, wurde aber zwei Jahre darauf vergiftet, und ſein Sohn Friedrich mit Conradin von Schwaben im Jahre 1268 zu Neapel enthauptet, daher das Haus die reiche Erbſchaft wieder verlor. Jedoch heirathete Eliſabeth, Hermanns V. Schweſtertochter, den Herzog Albert, des Kaiſers Rudolph von Habsburg Sohn, und dieſer erhielt nach der Meinung der damaligen Zeit nun erſt ein volles Recht auf Öſterreich. — Hermanns V. Bruder, Markgraf Rudolph von Baden, vereinigte die Herrſchaft Eberſtein mit ſeinen Landen, und ſuchte auch mehrere hohenſtauſiſche Güter während des großen Interregnums an ſich zu ziehen; Kaiſer Rudolph I. aber nahm ſie ihm wieder ab. — Ihm folgten Hermann VI., deſſen Söhne Friedrich und Rudolph IV. abermals zwei Linien ſtifteten. Friedrichs Linie ſtarb bald wieder aus. Rudolph aber pflanzte ſeinen Stamm fort. Die weitere Geſchichte von Baden enthält wenig Merkwürdiges, als immer fortgeſetzte Theilungen, die dem Lande ſehr nachtheilig waren. Von Chriſtoph I. (geſt. 1527) ſtammten die beiden Linien von Baden-Baden und Baden-Durlach. Chriſtophs I. Sohn, Bernhard, der Stifter des Hauſes Baden-Baden, führte die proteſtantiſche Religion in ſeinen Landen ein. Sein Enkel Philipp ſtand unter der Vormundſchaft des Herzogs von Baiern, welcher während derſelben die evangeliſche Lehre wieder abſchaffte. Philipp ſtarb ſchon 1588 und das Land fiel an ſeinen Vetter Eduard, der ſich zur katholiſchen Kirche bekehrte. Eduard bekümmerte ſich wenig um die Regierung, lebte in der Fremde und machte bedeutende Schulden. Kaiſer Rudolph II. übertrug daher die Adminiſtration des Landes den Herzogen von Baiern und Lothringen; der Markgraf Ernſt Friedrich von Durlach aber proteſtirte dagegen und nahm das Land 1595 in Beſitz; es wurde erſt im J. 1629 dem Markgrafen Wilhelm, Eduards Sohn, wieder eingeräumt. — Chriſtophs I. zweiter Sohn, Ernſt (ſt. 1553), war der Stifter der Linie

Baden-Durlach. Er nahm die evangeliſche Lehre an, welche von ſeinem Sohn Carl II. im ganzen Lande eingeführt wurde. Sein Sohn, Ernſt Friedrich, regierte die ganze Markgrafſchaft mit vielem Ruhme. Er ſtarb 1604 ohne Kinder. Sein Bruder Georg Friedrich, der ihm folgte, trat noch bei ſeinem Leben ſeinem älteſten Sohn Friedrich V. die Regierung ab, während er ſelbſt mit einem neugeworbenen Kriegsheer gegen Kaiſer Ferdinand II., und zur Beſchützung des Pfalzgrafen Friedrich V. zu Felde zog. Auf Friedrich V., der die hohengeroldseckſchen Allodien erbte, aber nicht behielt, folgte 1659 Friedrich VI., deſſen Sohn Friedrich Magnus, 1677 die Regierung übernahm. Wegen des Einfalls der Franzoſen mußte er ſich bis 1697 zu Baſel aufhalten. Nach dem ryswicker Frieden ſuchte er den Wohlſtand des Landes wieder herzuſtellen und ſtarb 1709. Ihm folgte ſein Sohn Carl III., der 1715 die neue Reſidenz Carlsruhe erbaute, und zum Andenken daran den Orden der Treue ſtiftete. Sein einziger Sohn Friedrich ſtarb vor ihm, hinterließ aber zwei Prinzen, von denen der älteſte ſuccedirte und 1811 als Großherzog von Baden ſtarb (ſ. Carl Friedrich). Die ältere Linie Baden-Baden ſtarb 1771 aus, und ſeit der Zeit war das Land wieder vereinigt. Der Großherzog Carl, ein Enkel Carl Friedrichs, und ſeit 1806 mit Stephanie Louiſe Adrienne Napoleone, einer Adoptivtochter Napoleons, vermählt, ſtarb den 8. Decemb. 1818. Ihm folgte ſein Oheim, Markgraf Ludwig (geb. 1763). Da dieſer keinen Erben hat, ſo folgen nach der vom vorletzten Großherzog, Carl Friedrich, gegebnen Succeſſionsacte vom 10. Sept. 1806 deſſen Söhne zweiter Ehe, die durch das Patent vom 4. Octob. 1817 mit Succeſſionsfähigkeit zu Markgrafen von Baden ernannten Grafen von Hochberg (ſ. d. Art.). Bis zum lüneviller Frieden umfaßten die badenſchen Länder 77 Q. M. mit 210000 Einwohnern. In dieſem Frieden wurden 8 Q. M. mit 25,000 Einwohnern abgetreten, und dagegen 60 Q. M. mit 245,000 Einwohnern erworben. Zugleich nahm der bisherige Markgraf am 1. Mai 1803 die Churfürſtenwürde an. Durch den presburger Frieden, der den Breisgau, als alte Stammland der Herzoge v. Zähringen, wieder an Baden brachte, durch den Beitritt zum Rheinbunde, wodurch Baden die Landeshoheit über den größten Theil der Fürſtenbergiſchen Lande, über die Landgrafſchaft Klettgau, Fürſtenthum Leiningen, ꝛc. erhielt, und durch die 1810 mit Würtemberg gemachte Länderaustauſchung, die Baden faſt 30,000 neue Unterthanen verſchaffte, iſt die Größe der badiſchen Beſitzungen auf 270 Q. M. mit einer Million Einwohner geſtiegen, wovon man die jährlichen Einkünfte auf 10 Millionen Gulden ſchätzt. Das Budget von 1820 beſtimmte die Schulden zu 14,605,100 Fl. Nachdem Baden zum Rheinbunde getreten war, wurde der churfürſtl. Titel mit dem großherzogl. vertauſcht. Nach der Schlacht von Leipzig trat der Großherzog von Baden vom Rheinbunde ab, und ſchloß ſich 1815 dem deutſchen Bunde an, in deſſen engerer Verſammlung er die 7. Stelle hat, und in der weitern Bundesverſammlung drei Stimmen führt. Als Contingent zum Bundesheere ſtellt es 10,000 M. zum 8 Armeecorps. Die Staatsverfaſſung des Landes war vor 1818 rein monarchiſch, und der Regent in allen innern Staatsangelegenheiten uneingeſchränkter Herr, allein im J. 1818 gab der Großherzog Carl dem Lande, dem 13. Artikel der deutſchen Bundesacte und ſeiner eigenen Erklärung gemäß, eine landſtändiſche Verfaſſung mit zwei Kammern. — Baden gehört zu den fruchtbarſten Ländern Deutſchlands. Es erſtreckt ſich in einer anſehnlichen Länge, aber wenig beträchtlichen Breite, längs des Rheinſtroms, von da an, wo er aus dem Bodenſee tritt, bis zur Vereinigung des Neckars mit

derſelben, und bildet größtentheils eine fruchtbare Ebene mit vortrefflichen Fruchtfeldern und Weinhügeln, weſtlich vom Rhein beſpült, und öſtlich vom Odenwald und Schwarzwald begrenzt, von welchen beiden Gebirgen auch beträchtliche Theile zu dieſem Großherzogthum gehören, und zur Bildung der ſehr ſchönen Gegenden deſſelben beitragen, worunter vorzüglich die reizende Bergſtraße und das ſchweizerartige romantiſche Murgthal ſich auszeichnen. Hauptſächlich gewinnt man Getreide in Menge, vorzüglich Spelz oder Dinkel, einen außerordentlichen Überfluß von Baumfrüchten (in den warmen Gegenden der Bergſtraße auch Mandeln, Kaſtanien und ſehr viel wälſche Nüſſe), wovon viele außer Landes gehen, Taback, Krapp, Hanf von vortrefflicher Güte und ſehr vielen und guten Wein, davon viele Arten ausgeführt werden. Der Affenthaler, Wertheimer, der Bergſträßer und der Seewein ſind die bekannteſten. Letzterer wächſt in den Gegenden des Bodenſees, und wird unter die geringern Sorten des Landes gerechnet. Auch die Waldungen ſind beträchtlich und befinden ſich in einem trefflichen Zuſtande, indem ſie der vorige Großherzog auf alle Weiſe ſchonte, während andere Fürſten Deutſchlands verſchwenderiſch mit ihren Waldungen umgingen. Sie veranlaſſen, vermittelſt geſchloſſener Geſellſchaften und der Flüſſe Murg, Kinzig und Rhein, einen beträchtlichen Holzhandel nach Frankreich und Holland. Die Viehzucht wird vorzüglich in den Gegenden des Schwarzwaldes ſtark getrieben, und das herrſchaftliche Schäferei-Inſtitut Gottsau, bei Carlsruhe, trägt zur Veredlung der Schafheerden bei, indem man aus Spanien Merinoſchafe hat kommen laſſen. Das Land hat in dem Innern ſeiner Gebirge vielerlei Mineralien, jedoch iſt Salz nicht hinreichend zur Conſumtion vorhanden. Aus dem Rheine wäſcht man Gold, woraus ehemals Baden hat Ducaten ſchlagen laſſen, mit der Aufſchrift: Sic fulgent litora Rheni. Die Fabriken ſind nicht hinreichend, und beſchäftigen ungefähr 10,000 Perſonen. Die meiſten ſind in Mannheim, Pforzheim und Carlsruhe. Allgemein bekannt ſind die Bijouteriefabriken zu Pforzheim, deren jetzt 21 ſind, und welche jährlich für 600,000 Gulden Waaren liefern. Ein eigenthümlicher Induſtriezweig der Schwarzwälder iſt die Verfertigung hölzerner Uhren, welche faſt 700 eigentliche Uhrmacher beſchäftigt und jährlich über 100,000 Stück Uhren liefert. Der Eigenhandel des Landes beſteht mehr in Ausfuhr der Naturproducte als der Fabricate, und wird durch die guten Kunſtſtraßen und die ſchiffbaren Flüſſe Rhein, Neckar und Main befördert. Wegen der Lage zwiſchen Deutſchland, Frankreich und der Schweiz hat Baden viele Vortheile vom Tranſito- und Speditionshandel. Die Mehrzahl der Einwohner gehört der katholiſchen Kirche an, wiewohl der Regent ſich zur lutheriſchen Kirche bekennt. Für den Unterricht der Jugend in den überall beſtehenden Landſchulen, werden Lehrer in dem Schullehrer-Seminarium zu Carlsruhe gebildet. Die gelehrte Bildung befördern die zahlreichen lateiniſchen Schulen Pädagogien, Gymnaſien und die zwei Univerſitäten zu Heidelberg und Freiburg. Seit dem 3. März 1819 beſteht das Großherzogthum Baden aus folgenden 7 Kreiſen: 1. Seekreis, Hauptſt. Conſtanz, nebſt Villingen; 2. Wieſenkreis, mit Lörrach; 3. Treiſamkreis, mit Freiburg; 4. Kinzigkreis, mit Offenburg; 5. Murg- u. Pfinz-Kreis, mit Durlach; 6. Neckarkreis, mit Mannheim; 7. Main- und Tauberkreis, mit Wertheim. Nach dem Vertrage mit Baiern und Öſterreich (Frkf. 10. Jul. 1819) wurde d. 4. Oct. 1819 die bisher öſterreich. Grfſch. Hohengeroldseck mit Baden vereinigt. Die Hauptſtadt und Reſidenz Carlsruhe gehört zu keinem Kreiſe, ſondern iſt unmittelbar dem Miniſterialdepartement des Innern unterge-

ordnet. — Baden hat drei Ritterorden: 1. den Hausorden der Treue, geſtiftet 1715 und erneuert am 8. Mai 1803, welcher in Großkreuze und Commandeure abgetheilt, und deſſen Ordensherr und Großmeiſter jedesmal der Großherzog iſt; 2 den Carl Friedrich ſ Militärverdienſtorden, vom Großherz. Carl Friedrich am 4. April 1807 geſtiftet, deſſen Großmeiſter der Großherzog iſt und der aus 3. Claſſen, Großkreuzen, Commandeuren und Rittern beſteht; 3. den Orden des Zähringer Löwen, geſtiftet vom verſtorbenen Großherzoge am Namenstage ſeiner Gemahlin, den 26. Decemb. 1812. Er beſteht ebenfalls aus Großkreuzen, Commandeuren und Rittern, und hat den jedesmaligen Großherzog zum Großmeiſter. — Über die Territorialſtreitigkeiten zwiſchen Baden und Baiern ſ. d. Art. Territorialpolitik.

Baden ſ Baden (Ludwig Wilhelm I. Markgraf von), Enkel des Markgr. Wilhelm I. von Baden ſ Baden, wurde zu Paris den 8. April 1655 geboren und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Prinzeſſin von Carignan, ſeine Mutter, wollte ihn in Paris erziehen, aber ſein Vater und ſein Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er ſeine Kindheit unter dem Volke zubringen möchte, über das er einſt regieren ſollte. Seine erſten Kriegsdienſte that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elſaß, wo dieſer große Feldherr blieb. Der Prinz von Baden erhielt den Auftrag, den Rückzug der franz. Armee zu beunruhigen, und er that dies mit Erfolg, bis Condé das Commando übernahm. Montecuculi nahm ſeine Entlaſſung, und der Herzog von Lothringen trat an ſeine Stelle. Ludwig commandirte unter dieſem bis zum Frieden von Nimwegen, und kehrte dann im J. 1678 in ſeine Markgrafſchaft zurück. Als der Krieg zwiſchen Öſterreich und der Türkei ausbrach, warf er ſich mit einem Truppencorps nach Wien, das die Türken belagerten. Der Herzog von Lothringen und der König von Polen, Sobiesky, kamen dieſer Hauptſtadt zu Hülfe, und es gelang ihm, durch einen tapfern Ausfall ſich mit ihnen zu vereinigen. Die Stadt wurde entſetzt, die geſchlagnen Türken zogen ſich in Unordnung zurück, und Ludwig errang mehrere Vortheile über ſie. Er behielt auch nachher das Commando an der Donau, und ſchlug die Türken den 24. Sept. 1689 bei Niſſa und den 19. Auguſt 1691 bei Salenkemen. Im J. 1693 wurde ihm das Commando der Reichsarmee in Deutſchland gegen die Franzoſen übergeben; er nahm Heidelberg wieder, und ging darauf nach England, um ſich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsoperation gegen Frankreich zu vereinigen. Er eröffnete den Feldzug im Frühjahre 1694, fiel in den Elſaß ein, täuſchte die Wachſamkeit des Herzogs von Lorges, und bewies die größte Thätigkeit, ungeachtet er heftig an der Gicht litt. Da durch den Tod des Königs Sobiesky im J. 1697 der polniſche Thron erledigt war, bewarb er ſich um dieſe Krone; aber der Churfürſt von Sachſen, Friedrich Auguſt I., trug den Preis davon, und der Markgraf begab ſich nach dem Frieden von Ryswick in ſein Land zurück. Als der ſpaniſche Succeſſionskrieg ausbrauch, commandirte er die kaiſerliche und Reichsarmee, und eroberte (1702), ungeachtet des tapfern Widerſtandes, Landau. Im J. 1703 bewies er ſein Talent in der Befeſtigungskunſt durch Anlegung der berühmten Linien von Sollhofen, die ſich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm zuletzt das Kriegs-

glück weniger günſtig, woran ſeine aus Kränklichkeit herrührende Behutſamkeit, und die ſchlechte Beſchaffenheit der Reichsarmee Urſache waren. Er war einer der größten Generale ſeiner Zeit, und nie eigentlich beſiegt worden. Nachdem er ſechsundzwanzig Feldzüge gemacht, fünfundzwanzig Belagerungen geleitet und dreizehn Schlachten geliefert hatte, ſtarb er zu Raſtadt den 4. Januar 1707.

Baden. Drei durch ihre Bäder berühmte Orte führen dieſen Namen. 1. **Baden** in Schwaben, eine Stadt von 418 Häuſern und 3000 Einwohnern; bei den Römern unter dem Namen civitas aurelia aquensis bekannt, war ſpäterhin gegen 600 Jahre lang die Reſidenz der Markgrafen von Baden. Sie liegt in einem reizenden Thale, zwei Stunden vom Rhein. Das Schloß beut nach allen Seiten hin die herrlichſten Anſichten. Es enthält eine Menge unterirdiſcher Gewölbe, die, der gemeinen Sage nach, der Vehme zum Sitz gedient haben ſollen, wahrſcheinlich aber ein Werk der Römer ſind. Die Antiquitätenhalle enthält römiſche Denkmähler, die um Baden her gefunden worden ſind. Das Converſationshaus, ehedem ein Jeſuitenkloſter, iſt ein Unterhaltungsort, wo man vorzüglich zu Spiel und Bällen zuſammenkommt; es hat eine herrliche Lage. Die Collegial- oder Pfarrkirche zeichnet ſich durch die Begräbniſſe der Markgrafen aus. Die ſechs Altarblätter ſind von Lill nach Guido Reni gemahlt. Vorzüglich merkwürdig ſind Badens dreizehn Mineralquellen. Die Hauptquelle hat 45 Grad Wärme nach Reaumur, und liefert in 24 Stunden 7,345,440 Kubikzoll Waſſer. Der Fels, aus welchem ſie hervorbricht, iſt noch zum Theil mit carrariſchem Marmor bekleidet und war wahrſcheinlich ein Römerbad. Auch bei dem vormaligen Armenbad finden ſich noch Überreſte römiſcher Bäder. An der Höllenquelle von 50 Gr. Wärme brühen die Einwohner Thiere ab. Das Armenbad vor dem Geresbacher Thore iſt ſehr zweckmäßig eingerichtet. Die vorzüglichſten der öffentlichen Badehäuſer ſind: zum Baldreith, zum Hirſch, zum badiſchen Hof, zum Salmen und zur Sonne; doch kann man auch in ſeinem Zimmer baden. Das hieſige muriatiſche Schwefelwaſſer hat in 1 Pfund zu 16 Unzen folgende Beſtandtheile: Glauberiſches Wunderſalz 5 2/9 Gran, Selenit 6 Gr., Kochſalz 34 1/6 Gr., ſalzſaure Bittererde 5/9 Gr., ſalzſaure Kalkerde 1/2 Gr. und ſchwefelartige Luft 1 1/2 Kubikzoll. Seine Kraft äußert ſich wohlthätig in Gicht und Rheumatismen, in veralteten Gichtknoten Contracturen, Lähmungen, Geſchwülſten, Geſchwüren, in Ausſchlägen, Krätze, Flechten, Skropheln, ſelbſt dann, wenn dieſe Krankheiten veneriſcher Art und vom Mißbrauch des Queckſilbers entſtanden ſind, in Hypochondrien, Hämorrhoidalbeſchwerden, Verſtopfungen der Eingeweide, bei Unordnung der monatlichen Reinigung ꝛc. Man beſucht dies Bad daher ſehr ſtark. An trefflichen Spaziergängen und herrlichen Ausſichten fehlt es nicht. — 2. **Baden** in Niederöſterreich, eine Stadt von ungefähr 400 Häuſern und 2400 Einwohnern. Die Lage der Stadt, an felſigen Kalkgebirgen, iſt über alle Beſchreibung ſchön. Ungeachtet vieler widrigen Schickſale hat ſie ſich doch aus einem Dorfe zum Flecken, endlich zur Stadt emporgehoben, und iſt jetzt Sommerreſidenz mehrerer Erzherzoge von Öſterreich. Die vorzüglichſten Gebäude der Stadt ſind: die Kirchen, und das mit Speiſe- und Kaffeezimmern verſehene Redoutengebäude, in welchem ſich auch die Schaubühne befindet. Außer dieſen Gebäuden heben ſich noch in der Stadt die Häuſer der Erzherzoge und das Caſino hervor. Der

Hauptplatz Badens iſt der Park beim Thereſienbade mit ſeinen ſchönen Baumgängen. Darneben iſt der Kalkfelſen, aus welchem die wohlthätige Heilquelle hervorſprudelt. Nach der Analyſe der Herren Schenk und Volta iſt in 1 Pfund Waſſer zu 16 Unzen enthalten: Glauberiſches Wunderſalz 1 5/10 Gran, Bitterſalz 1 7/10 Gr., Selenit 3 Gr., Kochſalz 3 2/5 Gr., ſalzſaure Alaunerde 1 Gr., luftſaure Bittererde 2 1/2 Gr., luftſaure Kalkerde 5 Gr., Luftſäure 1 15/21 Kubikzoll, ſchwefelartige Luft 4 5/7 Kubikzoll. Die beſtändige Wärme der Bäder iſt gemeiniglich 27 — 29 Grad Reaumur. Die heißeſten ſind der Urſprung, das Frauen- und Joſephsbad, überhaupt ſind derſelben in allen zwölf. Sie ſind ſo gebaut, daß jedes derſelben 40 bis 150 Perſonen faſſen kann. Wer nicht gemeinſchaftlich baden will, kann auch Stunden bekommen, wo er allein badet. Das gemeinſchaftliche Bad wird aber ſtets vorgezogen, da es nicht an Unterhaltung fehlt und ſich hier oft die angenehmſten Bekanntſchaften anknüpfen; vorzüglich geſucht iſt das Frauenbad, deſſen ſich der Kaiſer ſelbſt bedient. Im Calvarienberg ſind Dampfbäder angebracht. In dem Thereſienbade badet man nur in Wannen, und hier ſind auch Tropfbäder eingerichtet. Die Höhle beim Urſprung zeichnet ſich dadurch aus, daß auf ihrem Fußboden ſich eine ſalzige Subſtanz abſetzt, welche Badner-Salz genannt wird. Nützlich iſt das Waſſer von Baden bei Rheumatismen und Gliederreißen, der Grund davon ſei welcher er wolle, in Hüft- und Lendenſchmerzen, in Lähmungen, die durch Blei oder Queckſilber, durch gallige, rheumatiſche und ſchleimige Materie herbeigeführt worden, und in der Krätze, ſie ſei von welcher Art ſie wolle. Wer zugleich trinkt und badet, befördert die Cur ungemein. Sehr ſchädlich ſind dieſe Bäder hingegen, wo etwas Fieberhaftes oder Entzündungsartiges im Körper vorhanden iſt. In Abſicht der Spaziergänge iſt hier trefflich geſorgt. Das gewöhnliche Ziel aller iſt das Helenenthal, in das man bei Clauſe eintritt. Je weiter man das Thal verfolgt, deſto romantiſcher und wilder werden die Wald- und Felſenpartien. Man ſchätzt die Zahl der Fremden, die alljährlich nach Baden kommen, auf 7 — 8000. 3. **Baden** in der Schweiz, im Canton Aargau, eine Stadt mit berühmten Bädern an der Limmat, in einer ſehr angenehmen Gegend. Schon die Römer legten der Heilquellen wegen hier eine Stadt an und bauten ein Caſtell da, wo jetzt die Stadt ſteht. Später ward die heil. Veronica Schutzpatronin der Bäder; noch ſpäter erhoben ſie die Tagſatzungen zu einem vorher nie geſehenen Glanz. Das Städtchen Baden, Mittelpunct von vier ſich durchkreuzenden Landſtraßen, hat die Gerichtsbarkeit über die Bäder. Von ihr führt eine breite, mit Steinen beſetzte, mit einer Reihe von Kirchen, Capellen und Wohnhäuſern umgebene Straße in die Tiefe der Bäder, die nur wenige Schritte über dem Ufer der Limmat ſich erheben. Die berühmteſten derſelben liegen auf der Stadtſeite und heißen die großen, die übrigen liegen auf der andern Seite der Limmat und heißen die kleinen Bäder. Die großen Bäder ſind öffentlich. Perſonen höhern Standes baden in den Privatbädern der Wirthshäuſer. Da das Veronabad näher am Urſprung der Quellen liegt, ſo iſt deſſen Waſſer das wärmſte; es ſoll die Fruchtbarkeit der Frauen befördern, und wird daher von dieſen am häufigſten beſucht. Das Waſſer iſt ein eiſenhaltig ſaliniſches Schwefelwaſſer und hat in 1 Pfund zu 16 Unzen nach Morell folgende Beſtandtheile: Glauberiſches Wunderſalz 10 7/26 Gr., Bitterſalz 77/105 Gr., Selenit 9 1/2 Gr., kochſalzſaure Bittererde 24/7 Gr., luftſaure

Bittererde 3 1/14 Gr., luftſaure Kalkerde 37/42 Gr., luftſaures Eiſen 1/28 Gr., Luftſäure 3 3/7 Kubikzoll und eine kleine Menge ſchwefelartige Luft. Der Geſchmack des Waſſers iſt unangenehm und man braucht es ſehr ſelten zum Trinken. Vorzüglichen Nutzen hat dies Bad bei Hautkrankheiten und Ausſchlägen aller Art, bei alten Geſchwüren, Rheumatismen, Gicht, Lähmungen, Podagra, Verſtopfungen in den Eingeweiden, bei Hypochondrie, Hyſterie ꝛc. Der größte Theil der Badegäſte wendet es ohne alle ärztliche Vorſchrift an. Man badet gewöhnlich zweimal des Tages, früh und Nachmittags; der gemeine Haufe bleibt ſehr lang im heißen Bade und ſucht dadurch jenen Ausſchlag herbeizuführen, ohne welchen der Schweizer ſeine Badecur für erfolglos halten würde.

Bäder. Der Gebrauch der Bäder verliert ſich in die entfernteſten Zeiten des Alterthums hinauf. Die Natur lud in Flüſſen und im Meere zuerſt dazu ein, und führte den Menſchen früh auf den Gedanken, dieſen angenehmen und wohlthätigen Genuß auch in ſeine Wohnung zu verpflanzen. Schon beim Homer finden wir das Bad im Hauſe als eine gewohnte Sitte. Als Ulyſſes den Palaſt der Circe betritt, wird ihm zuvörderſt das Bad gerüſtet, nach welchem er mit köſtlichen Eſſenzen geſalbt und mit einem ſchönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weiſe ward überhaupt jeder Fremdling, der unter ein gaſtliches Dach einkehrte, zuerſt in das reinigende und von der Ermüdung der Reiſe erquickende Bad geführt, welches das erſte Erfoderniß der Bewirthung war. Dennoch war das Baden im hohen Alterthume nicht ſo gewöhnlich, wie in den folgenden Zeiten; wo man theils in den Gebäuden eigene Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder anlegte. Die öffentlichen Bäder waren bei den Griechen meiſtentheils mit den Gymnaſien verbunden, weil man ſich ihrer nach den Übungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer luxuriöſen Periode auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder ſowohl zum Privat- als zum öffentlichen Gebrauche. Folgende Beſchreibung derſelben paßt daher auf die griechiſchen und römiſchen Bäder zugleich. Das ganze länglicht geſtaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen ſtießen an einander, damit ſie gemeinſchaftlich geheizt werden konnten. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand ſich im Kellergeſchoß das Heizzimmer, durch welches ſowohl das Waſſer zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badſtuben erwärmt wurde. Über dem Heizzimmer befand ſich ein Gemach, in welchem drei kupferne Keſſel dergeſtalt ſtufenweiſe über einander gemauert waren, daß der unterſte unmittelbar über dem Feuer, der zweite über dieſem und der dritte über dem zweiten ſtand. So hatte man in dem unterſten kochendes, in dem zweiten laues und in dem dritten kaltes Waſſer. Durch beſondere mit Hähnen verſehene Röhren wurde das Waſſer aus dieſen Keſſeln in die daneben befindlichen Badſtuben geführt, der Abgang aber aus einem Waſſerbehälter ſogleich erſetzt. Neben dem Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badeſtuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem ſich Seſſel befanden, und um welches herum eine Gallerie ging, wo ſich die Badenden, ehe ſie ins Bad ſtiegen, und die ſie Bedienenden aufhielten. Außerdem befand ſich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwitzbade, welches durch Wärmeröhren geheizt ward, und La-

conicum hieß. Dieſes Zimmer hatte oben eine Öffnung, durch welche das Licht fiel, und von welcher herab ein eherner Deckel hing, den man aufziehen und niederlaſſen konnte, um nach Bedürfniß die Hitze zu vermindern oder wieder zu verſtärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es beſondere Zimmer; ferner ſtanden noch Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Ballſpielen und Gärten damit in Verbindung. Alle dieſe Nebengebäude, nebſt einer Menge von Badeſtuben, enthielt ein ſolches öffentliches Bad, das in ſeinem Innern mit den köſtlichſten Möbeln und allen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Gegenſtänden ausgeſtattet war, in ſeinem Äußern aber einem weitläuftigen Palaſte glich. Der immer höheren Genüſſen nachſpähende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigene Leitungen, um das Meerwaſſer in die Bäder zu führen, bediente ſich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte dieſe Anſtalten auf eine Weiſe, daß ſie uns noch in ihren Überreſten Erſtaunen und Bewunderung abnöthigen. Bei den Neuern finden wir den Gebrauch künſtlicher Bäder weniger allgemein. Unter den Europäern ſind es eigentlich nur die Ruſſen, welche eigenthümliche Badeanſtalten haben, die von allen Volksclaſſen das ganze Jahr hindurch beſucht werden. Das ruſſiſche Bad beſteht in einem einzigen Saale, aus Holz gebaut; in demſelben erblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, der mit Flußkieſeln bedeckt iſt, welche die Hitze des Ofens glühend macht. Rings umher ſind breite Bänke befindlich. Beim Eintritt fühlt man ſich dergeſtalt von Gluth befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt iſt, dieſen Zuſtand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande ſind, einige Zeit in dieſer Atmoſphäre zu dauern, entkleiden ſich und ſtrecken ſich auf einer der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Waſſer auf die glühenden Kieſel gegoſſen, aus denen ſich augenblicklich ein dicker heißer Dampf erhebt, der den alſo Badenden einſchließt und dergeſtalt erhitzt, daß der Schweiß über ſeinem ganzen Körper ausbricht. Um die Dünſte zu erhalten, wird von fünf zu fünf Minuten neues Waſſer auf die Kieſel gegoſſen. Das Thermometer ſteigt in dieſen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 45 Grad Reaumur. Hat der Ruſſe auf dieſe Weiſe ſein Bad genoſſen, ſo läßt er ſich noch mit eingeweichten Birkenruthen peitſchen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben, und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Waſſer waſchen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegoſſen werden. In Ermangelung des kalten Waſſers ſpringt er auch wohl unmittelbar nach dieſem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder ſtreckt ſich in den Schnee. Der vornehme Ruſſe genießt nachher ein Getränk aus engliſchem Biere, weißem Weine, geröſtetem Brote, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er ſich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläſer Branntwein, und geht wieder an ſeine Arbeit. Die Ruſſen bedienen ſich dieſer Bäder ſehr häufig; ſie ſind ein Bedürfniß des Volks, und man trifft ſie in jedem Dorfe. Ähnliche Bäder findet man auch in Finnland. — Bei den Aſiaten ſind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche; wir beſchränken uns jedoch hier nur auf einige Nachrichten von den türkiſchen und indiſchen Badeanſtalten. Die Türken ſind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten täglichen Waſchungen verpflichtet; außerdem müſſen ſich Männer und Weiber auch unter gewiſſen Umſtänden und zu gewiſſen Zeiten beſonders baden. Zu dieſem Ende findet ſich in jeder Stadt mit einer

M...ee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatperſonen beſitzen noch eigene Badeanſtalten, die mit allen Gegenſtänden aſiatiſcher Üppigkeit ausgeſchmückt ſind. Aber außer dieſen warmen Bädern haben die Türken auch das trockene Bad der Alten. Die Gebäude, deren ſie ſich dazu bedienen, ſind aus Stein erbaut, und enthalten mehrere Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten beſteht. Dieſe Zimmer werden mittelſt Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man ſich in einem beſondern Zimmer entkleidet hat, wickelt man ſich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffeln an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu ſchützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaſchen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche gerieben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichen Salbe beſtrichen. Nach dieſem Bade ruht man auf einem Bette aus und trinkt Kaffee, Sorbet oder Limonade. Die türkiſchen Frauen baden auf dieſe Weiſe täglich; die Männer nicht eben ſo oft. — Von ganz eigenthümlicher Art dagegen ſind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beſchreibung macht. Der Badewärter ſtreckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmem Waſſer und beginnt darauf, den ganzen Körper deſſelben mit einer bewunderungswürdigen Geſchicklichkeit zu drücken, zu preſſen und zu renken. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; hat er von einer Seite ſeine Manipulationen geendigt, ſo fängt er ſie von der andern an, bald knieet er auf ihn, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrath krachen, indem er alle Wirbel deſſelben erſchüttert, bald führt er ſanfte Schläge auf die fleiſchigſten und muskulöſeſten Theile. Darauf nimmt er ein härenes Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er faſt ſelbſt darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimsſtein die harte Haut an den Füßen ab, ſalbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen, und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abſchert. Dieſe Behandlung dauert etwa drei Viertelſtunden, und man fühlt ſich nach derſelben gleichſam neugeboren. Ein Wohlbehagen von unausſprechlichem Reiz durchdringt den Körper, und löſ't ſich bald in einen ſüßen Schlaf von einigen Stunden auf. — Wenn wir (einzelne Anſtalten zum warmen Baden, ohne beſondere Eleganz und Annehmlichkeit abgerechnet) nichts dem ähnliches kennen, ſo iſt uns darum der Gebrauch künſtlicher Bäder keineswegs fremd. Die Medizin hat vielmehr die heilſamen Wirkungen derſelben durch vielfache Erfindungen neuer Miſchungen und Anwendungsarten zu vermehren geſucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Materialien, aus denen ſie beſtehen, durch die Temperatur und durch die Einwirkungsart auf den Körper beſtimmt. Man bereitet ſie aus Waſſer, Milch, Wein u. ſ. w., bald wärmer, bald kälter, in verſchiedenen Abſtufungen, miſcht ihnen Kräuter, Eiſen, Seife u. ſ. w. zu, wie es die Abſicht erfodert. Außerdem giebt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf- und elektriſche Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald nur auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere ſind wieder Sturz- oder Plongirbäder, Douſch- oder Spritzbäder und Tropfbäder; die Wirkung derſelben iſt augenblicklich und ſehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigſten bei Verrücktheit und Naſerei Gebrauch; letztere gebraucht man am meiſten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben. — Am gewöhnlichſten verſtehen wir unter dem Ausdrucke

Bäder mineraliſche Bäder. Dies ſind ſolche, wozu das Waſſer in einer eigenen Miſchung aus der Erde quilt. An dergleichen Orten hat man gewöhnlich Anſtalten zur Auffaſſung des Waſſers, ſo wie zum Gebrauche deſſelben getroffen, und dabei für Wohnung der Kranken und andere Bequemlichkeiten geſorgt. (Vergl. Brunnen und Badereiſen.) Die einzelnen Arten der Bäder, als Soolbäder, Seebäder u. ſ. w., ſo wie die wichtigſten Badeorte, werden unter ihren Rubriken vorkommen.

Baert (Jean), geboren zu Dünkirchen 1651 als der Sohn eines gemeinen Fiſchers, verbreitete durch ſeine muthigen und tapfern Thaten ſeinen Ruhm durch ganz Europa. Seine niedrige Geburt war Urſache, daß er ſtets einen Mangel an den feinern Umgangsſitten, aber auch eine außerordentliche Gradheit behielt. Ludwig XIV. ſchätzte ihn ſehr, und verdankte ihm den größten Theil der Achtung, die damals die franzöſiſche Marine bei andern Nationen genoß. Einſt war Jean Baert in Verſailles, und der König redete ihn an: „Jean Baert, ich habe Euch zum Befehlshaber eines Geſchwaders gemacht.“ „Sire, daran haben Sie wohl gethan,“ antwortete der Seemann. Die Hofleute lachten laut über dieſe naive Antwort, aber Ludwig ſagte zu ihnen: „dies iſt die Antwort eines Mannes, der ſeinen Werth fühlt.“ Jean Baert rechtfertigte bald das Vertrauen des Königs. Er that den Flotten der Holländer und Engländer empfindlichen Schaden, brachte eine Menge ihrer Schiffe auf, und verbrannte andere, bewerkſtelligte eine Landung zu Newcaſtle, und verheerte das Land. Gegen das Ende des Jahrs 1692 lief er mit drei Kriegsſchiffen aus und begegnete einer holländiſchen Flotte, die, mit Getreide beladen, aus dem baltiſchen Meere kam, ſchlug die Schiffe, die ſie deckten, und nahm ſechzehn Kauffahrteiſchiffe. Im Jahre 1694, als es in Frankreich an Getreide mangelte, gelang es ihm, in den Hafen von Dünkirchen ungeachtet der Wachſamkeit der Engländer mehrmals Schiffe mit Getreide einlaufen zu laſſen. Einſt entriß er eine Anzahl ſolcher Schiffe auf die kühnſte Art den Engländern wieder, in deren Hände ſie gefallen waren, und wurde zur Belohnung dafür in den Adelſtand erhoben. Nachdem er 1698 die Engländer getäuſcht hatte, die mit einer dreimal ſtärkern Escadre den Hafen blokirten, traf er auf die holländiſche Flotte, die aus der Oſtſee kam, und aus 110 Segeln beſtand, von fünf Fregatten gedeckt. Bald fiel die Bedeckung nebſt 40 Schiffen in die Gewalt der Franzoſen; aber als er eben dieſe Priſen nach Dünkirchen führte, erſchienen 13 holländiſche Linienſchiffe, und er ſah ſich genöthigt, um einem ungleichen Kampfe zu entgehen, den größten Theil ſeiner Beute zu verbrennen. Nur der Friede, der in Ryswick geſchloſſen wurde, konnte den Thaten des tapfern Seehelden ein Ziel ſetzen. Er brachte die letzten Jahre ſeines Lebens in Dünkirchen zu, und ſtarb daſelbſt 1702, eben als der ſpaniſche Succeſſionskrieg ausbrach, der ſeiner Erfahrung und ſeinem Muthe Gelegenheit zu neuen glänzenden Thaten gegeben haben würde.

Bagdad, die Hauptſtadt des türkiſchen Paſchaliks gleiches Namens, unter 44° 24′ öſtlicher Länge und dem 33° 20′ nördl. Breite, liegt größtentheils an der Oſtſeite des Tigris, über den eine 620 Fuß lange Schiffbrücke geht. Das alte Bagdad, die Reſidenz der Khalifen mit 2 Mill. Einw., lag, jetzt in Trümmern, an der Weſtſeite des Fluſſes. Das neue iſt mit einer Mauer von Ziegelſteinen, ungefähr eine deutſche Meile im Umfange, und einem fünf bis ſechs Klafter tiefen Graben, der aus dem Tigris mit Waſſer gefüllt werden

kann, umgeben; doch ſind die Kanonen auf den zahlreichen Mauerthürmen alt und unbraubar. Das Caſtell an der Nordſeite der Stadt beſtreicht den Tigris und enthält ein Zeughaus, doch iſt es kein haltbarer Platz. Die Häuſer ſind größtentheils aus Ziegelſteinen erbaut und nur ein Stockwerk hoch; die Straßen ſind unreinlich, ungepflaſtert und ſo eng, daß kaum zwei Perſonen neben einander reiten können. Die Häuſer der vermögenden Einwohner zeichnen ſich durch geſchmackvolle Bauart und Verzierung aus. Insbeſondere iſt der Palaſt des Gouverneurs ſehr geräumig, und hat prachtvoll meublirte Zimmer. Die öffentlichen Bäder und die Kaffeehäuſer der Stadt werden, obwohl ſie in ſchlechtem Zuſtande ſind, häufig beſucht. Auf den Märkten trifft man Fülle an Lebensmitteln und wohlfeile Preiſe. Bagdad iſt ein bedeutender Handelsplatz und eine Niederlage für arabiſche, indiſche und perſiſche Erzeugniſſe, ſo wie für europäiſche Manufacturwaaren. Einen glänzenden Anblick gewähren die Bazars mit ihren 1200 Läden, gefüllt mit allen Gattungen orientaliſcher Waaren. Die hauptſächlichſten Fabricate der Stadt beſtehen in rothem und gelbem Leder, welches in großem Rufe ſteht, auch in ſeidnen, baumwollnen und wollnen Zeugen. Vor Kurzem hat der Paſcha, mit Hülfe der Engländer und Perſer, eine Kanonengießerei angelegt. Bagdad verſieht ganz Kleinaſien, Syrien und einen Theil von Europa mit indiſchen Waaren, die zu Baſſora eingeführt, den Tigris in Böten ſtromaufwärts geſchifft und durch Karavanen nach Tocat, Conſtantinopel, Aleppo, Damascus und in die weſtlichen Theile Perſiens gebracht werden. Auch mit Juwelen wird einiger Handel getrieben. Viele Fremde ſtrömen in Bagdad zuſammen, theils in Handelsgeſchäften, theils um die Gräber der Heiligen, unter denen ſich das des Propheten Ezechiel befindet, zu beſuchen. Die Sommerhitze iſt ſehr groß und nöthigt die Einwohner, in unterirdiſchen Gemächern Kühlung zu ſuchen; dagegen iſt es im Winter ſo kalt, daß man der Heizung bedarf. Dennoch iſt die Stadt angenehm, geſund und frei von epidemiſchen Übeln, doch leiden die Einwohner häufig an Hautkrankheiten. Bagdad wird von Türken, Perſern, Juden und einer geringen Anzahl von Chriſten bewohnt; die Türken machen drei Viertheile des Ganzen aus. Die Juden ſind auf einen abgeſonderten Stadtbezirk beſchränkt und in einem äußerſt bedrückten Zuſtande. Mit Inbegriff der Araber, Hindoſtaner, Afghanen und Ägypter, die ſich hier aufzuhalten pflegen, mag ſich die Volksmenge auf 60,000 Menſchen belaufen. Die Perſer, die unter dem beſondern Schutz der Regierung ſtehen und einen ausgebreiteten Handel treiben, haben allgemein den Ruf der Rechtlichkeit, Umſicht und Aufrichtigkeit. Die höhern Volksclaſſen ſind gegen Fremde höflicher und aufmerkſamer, als ſonſt bei den Mohamedanern der Fall zu ſein pflegt; dagegen ſind die untern Claſſen von allen vorherrſchenden Laſtern des Orients angeſteckt, übrigens kühn und unternehmend, aber zur Inſubordination geneigt. Bagdad ward 766 vom Khalifen Abu Jafar Almanſor gegründet, in 4 Jahren vollendet und im 9. Jahrhundert von Harun Al Raſchid zu hohem Glanze erhoben, 100 Jahre ſpäter aber von den Türken gänzlich zerſtört. Im 13. Jahrhundert ward es von Dſchingis-Khans Enkel, Holaku, erſtürmt, der das Khalifat vernichtete und den regierenden Khalifen ums Leben bringen ließ. Die Nachkommenſchaft des Eroberers ward 1416 durch Tamerlan, und 1436 durch Kara Juſef vertrieben. Im folgenden Jahrhundert bemeiſterte ſich Schach Ismael, der erſte Regent Perſiens aus dem Hauſe Sofi, der Stadt Bagdad. Seitdem

war ſie unaufhörlich ein Zankapfel zwiſchen den Türken und Perſern. Nach einer denkwürdigen Belagerung ward ſie 1638 vom türkiſchen Kaiſer Amurat IV. erobert und vergebens verſuchte im 18. Jahrhundert Nadir Schach, ſie den Türken zu entreißen. In den letztern Jahren ward ſie von den Wechabiten mehrmals bedroht.

Baggeſen (Jens), geboren 176 . zu . . . im Däniſchen. Er bereiſ'te auf Koſten der Regierung mehreremale Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und England, war eine Zeit lang königl. Director des großen Theaters in Kopenhagen, privatiſirte darauf mehrere Jahre in Paris, wo er bei Marly ein kleines Gut beſaß, kehrte 1810 in ſein Vaterland zurück und ward Profeſſor der däniſchen Sprache und Literatur in Kiel. Er iſt eben ſowohl in ſeiner Mutterſprache, als in der deutſchen, als Dichter und proſaiſcher Schriftſteller berühmt. Ein reich und vollausſtrömender Geiſt, verbunden mit der regſamſten Empfänglichkeit für Wahrheit und Schönheit, offenbart ſich in allen ſeinen Werken, denen zu vollkommenen Meiſterwerken jedoch die harmoniſche Vollendung fehlt. Unverkennbare Ähnlichkeit der Stimmung machte ihn zu Voßens Geiſtesverwandten, nur unterſcheidet Voß einfache, prunkloſe, gediegene Kraft, Baggeſen mehr dichteriſche Begeiſterung und Zartheit in der Äußerung. Sein vornehmſtes Gedicht iſt Parthenaïs oder die Alpenreiſe, ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen. Neue (oft zu gewagte) Wortbildungen und feurige Bilder zeichnen es aus. Die Einmiſchung mythiſcher, phantaſtiſcher Weſen in den modernen Stoff iſt nicht ohne Grund getadelt worden. Über ſene Reiſen gab er ein humoriſtiſches Werk in däniſcher Sprache heraus, zuerſt unter dem Titel: das Labyrinth, dann verändert unter dem Titel: Dichterwanderungen. Es iſt aber jedesmal nur Fragment geblieben. C. F. Cramer verfaßte von erſterm eine Überſetzung in ſeiner bekannten Manier, die nur ſeinen Freunden zuſagen konnte. Unter dem letztern Titel verſprach Baggeſen eine von ihm ſelbſt herrührende Bearbeitung, die aber nicht erſchienen iſt.

Bagno, der Ort bei Galata, in der Nähe von Conſtantinopel, wo die Sklaven aufbewahrt werden. Es befinden ſich hier eine griechiſche und zwei katholiſche Kirchen, zum Gebrauche der Sklaven beſtimmt. Mehrmals nennt man auch Sklaven-Behältniſſe überhaupt Bagnos.

Bagrathion (Fürſt), ruſſiſcher General, galt für einen der talentvollſten Befehlshaber bei der ruſſiſchen Armee. Er war in den beiden Feldzügen 1792 und 1794 gegen die Polen angeſtellt, zeichnete ſich bei mehreren Gelegenheiten aus und erhielt von Catharina Beweiſe ihrer Erkenntlichkeit. 1799 befehligte er unter Suwarow in Italien, und zeigte von neuem viel Einſicht und perſönliche Tapferkeit, namentlich in den Schlachten an der Adda und Trebia. 1805 ward er zum zweitenmal gegen die Franzoſen aufgeſtellt; er commandirte eines der erſten ruſſiſchen Corps, die den Öſterreichern zu Hülfe kamen, wurde zwar bei Juntersdorf am 16. Nov. von dem Corps des Prinzen Murat eingeſchloſſen, ſchlug ſich aber heldenmüthig mit dem Bayonnet durch, vereinigte ſich am 19. Nov. mit der Armee des Generals Kutuſow bei Wiſchau, und brachte, obgleich nicht ohne bedeutenden Verluſt, ſelbſt noch einige Trophäen mit. Auch zeichnete er ſich in der Schlacht von Auſterlitz aus, wo ſeine Diviſion beinahe die einzige war, die mit einigem Erfolge focht. In dem Feldzuge 1806 und 1807 commandirte er die Avantgarde der ruſſiſchen Armee, und hatte mehrere Kämpfe gegen die immer erneuerten Angriffe des Feindes zu beſtehen. Durch ihn

wurde der Antrag zum Waffenſtillſtande gemacht, auf den der Tilſiter Friede folgte. Später war er Commandirender der finnländiſchen Armee gegen Schweden. In dem Feldzuge von 1812 befehligte er eine von den Weſtarmeen, focht allenthalben mit großer Auszeichnung commandirte in der mörderiſchen Schlacht bei Moſaiſk den linken Flügel, und ward hier, nach den rühmlichſten Beweiſen ſeines Muths und ſeiner Feldherrntalente, tödtlich verwundet. Bald darauf ſtarb er an ſeinen Wunden.

Bahrdt (Carl Friedrich), der ſowohl wegen ſeines Charakters und ſeiner Meinungen, als auch wegen ſeiner Lebensumſtände den merkwürdigſten Theologen der neuern Zeit beizuzählen iſt, war 1741 zu Biſchofswerda im Meißniſchen geboren. Den erſten Unterricht empfing er in dem Hauſe ſeines Vaters, eines würdigen Geiſtlichen. Dann kam er nach Schulpforte und bezog von da die Univerſität Leipzig. Mit ſeltenen Fähigkeiten ausgerüſtet, that er ſich bald unter ſeinen Commilitonen hervor, aber eben dieſe frühen Erfolge erzeugten einen Geiſt der Unruhe und Flüchtigkeit in allen ſeinen Studien, der auf ſeine ganze literariſche Laufbahn einen nachtheiligen Einfluß hatte. Schon im J. 1762 ward er Katechet in Leipzig, und wenige Jahre nachher ſeinem Vater ſubſtituirt und zugleich bei der Univerſität außerordentlicher Profeſſor der bibliſchen Philologie. Er hatte bereits vor dieſem Zeitpunct einige Schriften über Theologie und bibliſche Kritik herausgegeben, worin die Richtung ſeines Geiſtes und die Meinungen wahrzunehmen ſind, die ihn in der Folge auszeichneten. Sein Talent als Kanzelredner erwarb ihm einen verdienteren Ruhm, als dieſe erſten Verſuche; allein eine jugendliche Ausſchweifung, die durch ihre Folgen bekannt wurde, nöthigte ihn 1768 Leipzig zu verlaſſen. Er begab ſich nach Erfurt, wo er als Profeſſor der Philoſophie und der hebräiſchen Alterthümer angeſtellt wurde. Im Jahre darauf erwarb er die theologiſche Doctorwürde zu Erlangen. Zu Erfurt ſchrieb er ſeinen Verſuch eines Syſtems der bibliſchen Dogmatik und eine anonyme Schrift unter dem Titel: Wünſche des ſtummen Patrioten; zwei Werke, in denen er ſeine heterodoxen Grundſätze darthat und die ihn in heftige Streitigkeiten verwickelten. Die theologiſche Facultät zu Wittenberg verurtheilte ſeine Lehre als ketzeriſch; dagegen die Göttinger theologiſche Facultät ein minder ungünſtiges Urtheil fällte, und ſehr thätig ſich bemühte, eine Vereinigung beider Parteien zu vermitteln. Mancherlei Unannehmlichkeiten, verbunden mit ſeiner natürlichen Unruhe, machten ihm bald ſeinen Aufenthalt in Erfurt unerträglich. Er verließ es daher 1771 und ging nach Gießen, wo er theologiſche Vorleſungen hielt und mit Beifall predigte. Aber ſeine heterodoxen Meinungen und der Haß der Geiſtlichkeit, die er zu wenig ſchonte, zogen ihm neue Händel zu. Sein perſönliches Betragen, das nie regelmäßig geweſen, brachte ihn in kurzem um die öffentliche Achtung. Er war bereits entſchloſſen, Gießen zu verlaſſen, als er 1775 nach Marſchlins in Graubünden berufen wurde, um die damals dort unter dem Namen eines Philanthropin beſtehende Erziehungsanſtalt zu dirigiren. Er blieb hier nur ein Jahr. Unzufrieden mit dem Chef des Inſtituts ergriff er die erſte Gelegenheit, ſich von ihm loszumachen, und ging als Generalſuperintendent nach Türkheim im Fürſtenthum Leiningen = Dachsburg. Aber auch hier war ſein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Er ließ ſich 1777 das unbewohnte Schloß zu Heidesheim bei Worms einräumen, um ein dem Philanthropin ähnliches Inſtitut zu errichten. Aber dieſe Anſtalt, übel organiſirt und geleitet,

konnte nicht beſtehen. Bahrdt machte vergeblich eine Reiſe nach Holland und England, um Zöglinge dahin zu führen. Ein unvorhergeſehenes Unglück erwartete ihn auf dem Rückwege. Eine Sentenz des Reichshofraths, von ſeinen perſönlichen Feinden ausgewirkt, erklärte ihn für unfähig, irgend ein geiſtliches Amt zu verwalten, und verbot ihm im ganzen Reiche etwas im Druck herauszugeben, bevor er nicht die in ſeinen frühern Schriften ausgeſprochenen religiöſen Meinungen widerrufen habe. Zum Vorwand dieſes Urtheils diente die zweite Ausgabe ſeiner Überſetzung des neuen Teſtaments, deren erſte bereits angefochten worden. Aller ſeiner Ämter beraubt und gezwungen, Deutſchland zu verlaſſen, fand er eine Zuflucht in den Ländern des Königs von Preußen. Bahrdt begab ſich 1779 nach Halle, wo er ſein Glaubensbekenntniß herausgab, in welchem er weniger als je die Orthodoxie und die Geiſtlichkeit ſchonte. Seine Lehre war ein reiner Deismus, der hauptſächlich die Wunder verwarf. Auch gehörte die Unſterblichkeit der Seele nicht zu ſeinen poſitiven Sätzen. Bahrdt las zu Halle über Philoſophie, Rhetorik und alte Sprachen und ſetzte zugleich mit Thätigkeit ſeine theologiſchen Arbeiten fort. Sein Ruf verſchaffte ihm Zuhörer; aber ſein unruhiger und polemiſcher Geiſt zog ihm neue Widerwärtigkeiten von Seiten der Geiſtlichen zu. Er verließ die Stadt, um vor den Thoren derſelben einen Weinberg zu beziehen. Da er kein Bedenken trug, die Rolle eines Gaſtwirths zu übernehmen, ſo wurde dieſer Weinberg bald der Sammelplatz ehemaliger Zuhörer von Bahrdt, ſo wie aller Neugierigen, die ſein Ruf herbeizog. Zwei Schriften aber, das Religionsedict, ein Pasquill auf das königl. preußiſche Religionsedict, und die deutſche Union, worin der Vorſchlag zu einer religiöſen Verbindung gemacht wurde, der ſowohl die Theologen als die Regierung beunruhigte, verwickelte ihn in eine Unterſuchung, in deren Folge er zu zweijährigem Feſtungsarreſt in Magdeburg verurtheilt wurde. Der König ſetzte die Zeit auf die Hälfte herab. Bahrdt benutzte dieſes Jahr, die Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Meinungen zu ſchreiben, lebte nach wieder erlangter Freiheit auf die vorige Weiſe in Halle und ſtarb 1792. Unregelmäßigkeit, ſelbſt bereitetes Unglück und häuslicher Kummer kürzten ſein Leben ab. — Bahrdt ſprach und ſchrieb mit einnehmender Leichtigkeit; es fehlte ihm, wenn es darauf ankam, nicht an Feuer und Nachdruck. Sein Styl war elegant, und ſein mündlicher Vortrag angenehm und wahr. Sein Verdienſt als Kanzelredner iſt am wenigſten beſtritten worden. Seine Werke, ſelbſt ſeine gelehrteſten, verrathen nur unvollſtändige Kenntniſſe; es fehlte ihm faſt im ganzen Laufe ſeines Lebens an der Muße und Geiſtesruhe, ohne die kein Studium mit Nutzen betrieben werden kann; aber durch Übung im Disputiren hatte er ſich mit gewiſſen Seiten der Theologie und Kritik vertraut gemacht. Unläugbar hat er einen bedeutenden Einfluß auf die religiöſen Anſichten und Meinungen ſeiner Zeit gehabt.

Bailly (Jean-Sylvain), war zu Paris 1736 geboren. Sein Vater, Aufſeher der königl. Bildergallerie, beſtimmte ihn zum Mahler, aber ſeine natürliche Neigung zog ihn zu literariſchen Beſchäftigungen. Seine erſten Verſuche waren in der Dichtkunſt. Geſellſchaftliche Verhältniſſe führten ihn mit Lacaille zuſammen, deſſen Freundſchaft, Unterricht und Beiſpiel ihn ganz für die Aſtronomie gewannen. Im J. 1763 trat er nach Lacaille's Tode in die Akademie. In demſelben Jahre gab er die Berechnung vieler von jenem angeſtellten Beobachtungen von Sternen des Thierkreiſes heraus; auch unternahm er um

dieſe Zeit eine groſse Arbeit über die Trabanten des Jupiter, deren Theorie die Akademie zum Gegenſtand einer Preisaufgabe gemacht hatte, und gab darüber 1766 ſeinen Essai sur la théorie des satellites de Jupiter, avec des tables de leurs mouvemens heraus. Außerdem gab Bailly 1771 ein Memoire über das von den Jupiterstrabanten zurückgeworfene Licht heraus, deſſen Intenſivität er auf eine ſehr ſinnreiche Weiſe zu meſſen unternahm. Aber mitten unter dieſen mühſamen Arbeiten verließ ihn nicht ſein Geſchmack für die Literatur, der einſt die vorzüglichſte Grundlage ſeines Ruhms werden ſollte. Beweiſe davon ſind ſeine ſchön geſchriebenen Lobreden auf Pierre Corneille, Leibnitz u. ſ. w., welche ſo günſtig aufgenommen wurden, das Bailly dadurch zu dem Entſchluß geleitet wurde, einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand zu bearbeiten, der, eines ſchönen Vortrags fähig, ihm jenen literariſchen Ruf ſichern könnte, nach welchem er vor allem ſtrebte. Er wählte die Geſchichte der Aſtronomie, die er nach und nach in fünf Bänden abhandelte. Der Beifall, welcher dieſem Werke zu Theil wurde, war allgemein, und wurde durch die Discuſſionen noch vermehrt, welche darüber zwiſchen dem Verfaſſer und Voltaire entſtanden, und welche Bailly veranlaßten, ſeine Lettres sur l'origine des sciences et sur l'Atlantide de Platon herauszugeben. Der Ruf, den dieſes Werk ihm erwarb, ward Urſach, daß 1784 ihn die franzöſiſche Akademie an Treſſans Stelle zu ihrem Mitgliede wählte. In demſelben Jahre ernannte die Regierung eine Commiſſion, um die Wirkungen des von Mesmer entdeckten thieriſchen Magnetismus zu prüfen. Bailly, der ein Mitglied dieſer Commiſſion war, ſtattete einen doppelten Bericht darüber ab, den einen für das Publicum, um ihm den richtigen Geſichtspunct für dieſe Lehre anzugeben, den andern für den König allein, über die wahren Urſachen des Magnetismus und ſeinen Einfluß auf die Sitten. Letzterer, deſſen Bekanntmachung damals gefährlich ſchien, iſt erſt ſpäter gedruckt worden. Bailly genoß um dieſe Zeit des vollſtändigſten Glücks, welches dem Verdienſt und der Tugend in der allgemeinen Achtung aufbehalten iſt, als ihn die Revolution plötzlich aus ſeiner friedlichen Laufbahn riß und in einen Abgrund von Leiden ſtürzte. Als man 1789 in Paris die Deputirten zu der allgemeinen Ständeverſammlung wählte, war Bailly unter den Gewählten einer der erſten, und in der Verſammlung ſelbſt wurde er zum erſten Präſidenten ernannt. Er behielt dieſen Platz, nachdem die Gemeinden ſich zu einer Nationalverſammlung conſtituirt hatten, und als der König dem dritten Stande unterſagte, ſich zu verſammeln, war er es auch, der am 26. Juni 1789 in jener berüchtigen Sitzung im Ballhauſe präſidirte, in welcher alle Deputirte durch einen Eid gelobten, nicht eher ſich zu trennen, bis ſie Frankreich eine neue Conſtitution gegeben haben würden. Am 16. Juni ward Bailly zum Maire von Paris ernannt. Er verwaltete auch dieſes Amt mit ſeiner gewohnten Redlichkeit und Uneigennützigkeit; aber dieſe Privattugenden reichten nicht hin, die Bewegungen einer ausgelaſſenen Volksmaſſe in Schranken zu halten, die abwechſelnd dem Einfluſſe entgegengeſetzter Parteien Preis gegeben war. Die Palliative, welche Bailly zur Erhaltung einer ſcheinbaren Ruhe anwendete, konnten wohl den Ausbruch der Gährung verzögern, aber nicht erſticken; vielleicht waren überhaupt die Sachen dahin gekommen, daß auch der kräftigſte Widerſtand vergeblich wurde. Dies möchte man wenigſtens urtheilen, wenn man ſieht, welche Folgen es für Bailly hatte, daß er ein einzigesmal und bei der gerechteſten Veranlaſſung zu gewaltſamen Maß-

regeln griff. Dies geſchah nach der Rückkehr des Königs von Varennes. Die erhitzten Revolutionäre wollten, daß man dieſen Augenblick benutze, um ſeine Abſetzung auszuſprechen. Eine große Menge derſelben verſammelte ſich (am 17. Juli 1791) auf dem Marsfelde, um auf dem Altar des Vaterlandes eine darauf Bezug habende Bittſchrift zu unterzeichnen. Bailly begab ſich, von Nationalgarden begleitet, auf das Marsfeld und befahl den Aufrührern aus einander zu gehen; auf ihre Weigerung ließ er ſie zerſtreuen. Die Nationalverſammlung billigte ſein Betragen; dennoch nahm er am 19. September ſeine Entlaſſung. Damals zog er ſich ganz von den öffentlichen Angelegenheiten zurück und begab ſich aufs Land in die Gegend von Nantes. Als aber die zunehmenden Unruhen ihm auch hier keinen ſichern Aufenthalt mehr geſtatteten, ſchrieb er an ſeinen Freund Laplace und fragte bei ihm an, ob er nicht zu Melun in ſeiner Nähe eine Zuflucht finden könne. Laplace antwortete ihm, daß er kommen möchte, und daß er in ſeinem eigenen Hauſe Platz finden ſolle, da er entſchloſſen ſei, ſich ſelbſt auf ein nahe gelegenes Dorf zu begeben. Inzwiſchen aber waren durch die Begebenheiten des 31. Mai 1793 die Umſtände verändert worden. Von der revolutionären Armee war auch eine Abtheilung nach Melun gekommen. Laplace unterrichtete folglich Bailly von den eingetretenen Gefahren, aber unglücklicher Weiſe achtete dieſer auf die Warnung nicht, ſondern kam dennoch. Gleich beim Eintritt in Melun ward er erkannt. Man ſchickte ihn nach Paris, wo er am 11. November 1793 von dem Revolutionsgerichte zum Tode verurtheilt und am 12. unter vielen Mißhandlungen hingerichtet ward. Seine Verbrechen waren jene auf dem Marsfelde ergriffenen Maßregeln und die Offenheit, mit welcher er ſich über die Grundloſigkeit der wider die Königin erhobenen Anklagepuncte geäußert hatte. — Es ſind zwei nachgelaſſene Werke von ihm erſchienen, das eine betitelt Essai sur l'origine des fables et des religions anciennes, das andere ſein Tagebuch während der erſten Zeiten der Revolution.

Baizen heißt in der Jägerſprache, Vögel und andere Thiere mit abgerichteten Raubvögeln, z. B. Falken, Sperbern, jagen und fangen. Die Hunde, die dabei zum Aufjagen gebraucht werden, heißen **Baizhunde**.

Bajaderen heißen in Oſtindien junge Mädchen von zehn bis ſiebzehn Jahren, welche tanzen, ſingen und kleine Schauſpiele aufführen lernen. Sie ſtehen unter der Aufſicht einer Matrone, die in allen weiblichen Künſten und namentlich in der Kunſt zu gefallen erfahren iſt. Dieſe wählt ſich aus den niedrigſten Volksclaſſen die ſchönſten Mädchen, in einem Alter von ſieben bis acht Jahren, läßt ihnen, um ſie vor den entſtellenden Folgen der Blattern zu bewahren, dieſelben inoculiren, und führt ſie dann zu den Kenntniſſen und körperlichen Fertigkeiten ihres nachherigen Standes an, deſſen Zweck und Bemühungen auf nichts anders gerichtet ſind, als den Reichen und Vornehmen des Landes Unterhaltung und ſinnliches Vergnügen zu gewähren. Die Bajaderen ſind nach und nach ſo zum Gegenſtand des Luxus geworden, daß ſie bei den geringſten Feſten erſcheinen, um die Geſellſchaft mit ihren Künſten zu unterhalten. Hat einer von den Anweſenden Belieben, die Talente einer Bajadere näher kennen zu lernen, ſo koſtet es ihm nur einen Wink. Für ein Mädchen der beſten Art erhält die Matrone, der ſie angehört, für die Unterhaltung eines Abends hundert Rupien oder Gulden, eben ſo viel für eine Nacht, außer dem Geſchenk für das Mädchen; doch giebt es

auch Bajaderen von geringerer Gattung. Nach dem ſiebzehnten Jahre wenn die erſten Reize verblüht ſind, pflegen die Bajaderen ſich in eine Pagode (Götzentempel) unter den Schutz der Braminen zu begeben, doch nicht um, wie die Freudenmädchen in Europa, aus Buhlerinnen Betſchweſtern zu werden. Sie ſetzen vielmehr auch beim Dienſt im Tempel ihre vorige Lebensart fort, und was ſie durch dieſelbe gewinnen, gehört den Braminen, die ihnen Herberge und Unterhalt geben. Übrigens wird dieſes Gewerbe in Indien für nichts weniger als unſittlich oder unanſtändig gehalten.

Bajazet I., türkiſcher Kaiſer, folgte 1389 ſeinem Vater Amurath I., der in der Schlacht bei Caſſova gegen die Servier geblieben war. Er ließ ſeinen ältern Bruder Jacob, der ihm den Thron ſtreitig machte, erdroſſeln, und führte dadurch dieſe barbariſche Gewohnheit am türkiſchen Hofe ein. Er machte große und ſchnelle Eroberungen, und man gab ihm deßwegen den Beinamen der Blitz. In drei Jahren eroberte er die Bulgarei, einen Theil von Servien, Macedonien, Theſſalien, und unterwarf ſich die einzelnen Staaten in Klein-Aſien. Er ſchloß ſelbſt Conſtantinopel zehn Jahre hindurch ein, glaubte es durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, und, was erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter geſchah, dem morgenländiſchen Kaiſerthum ein Ende zu machen. Um ſeine Fortſchritte zu hemmen und Conſtantinopel zu retten, brachte König Sigismund von Ungarn (nachmaliger deutſcher Kaiſer) eine große Armee zuſammen, bei welcher ſich auch franzöſiſche Truppen unter Anführung des Duc de Nivers, mit 2000 franzöſiſchen Edelleuten befanden, und griff die an der Donau gelegene Stadt Nicopolis in der Bulgarei an, zu deren Entſatz Bajazet herbeieilte. Er errang über die verbundenen Polen, Ungarn und Franzoſen einen entſcheidenden Sieg am 28. September 1395. Sigismund entging verkleidet durch eine ſchleunige Flucht der Gefangenſchaft und rettete ſein Leben. Die Franzoſen, durch deren ungeſtüme Hitze die Schlacht verloren ging, wurden größtentheils gefangen, und Bajazet war ſo grauſam, ſie faſt alle hinrichten zu laſſen. Bajazet würde ſeinen Sieg weiter verfolgt, und wahrſcheinlich das Griechiſche Kaiſerthum ganz geſtürzt haben, wenn ihn nicht Timur (Tamerlan, ſ. d. Art.) angegriffen hätte. Dieſer berüchtigte Eroberer griff Bajazets Beſitzungen in Natolien an (1400). Bajazet ging ihm entgegen, und es kam zwiſchen beiden, am 16. Juni 1402 bei Ancyra in Galatien zu einer blutigen und entſcheidenden Schlacht, die für Bajazet unglücklich ausfiel. Er erlitt eine gänzliche Niederlage, und fiel ſelbſt in die Gewalt ſeines Beſiegers, der ihn jedoch mit Großmuth behandelte; denn die Erzählung, daß er von Timur in einem Käfig herumgeführt worden, iſt ohne hiſtoriſchen Beweis. Bajazet ſtarb 1403, wie man ſagt, an einem Schlagfluſſe, in Timurs Lager in Caramenien; ſein Nachfolger war Soliman I.

Bajazzo, von dem italieniſchen Baja, ein Spaß, und Bajaccia, ein einfältiger Spaß, iſt der bei Seiltänzern, Kunſtreitern und ähnlichen herumziehenden Geſellſchaften gewöhnliche Spaßmacher.

Balaniten, verſteinerte Seeeicheln, d. i. eichelähnliche, vielſchalige Seemuſchelthiere.

Balbek, Baalbek, das alte Heliopolis (Sonnenſtadt) in Cöleſyrien (Paſchalik Akre in Syrien), in einem fruchtbaren Thale am Fuße des Antilibanon, 15—16 Stunden von Damascus, unter 36° 11′ O. L. und 34° 1′ N. B., jetzt eine kleine ſchlecht gebaute, mit verfallenen Mauern umgebene Stadt, bewohnt von etwa 5000 armſeeli-

gen Menſchen, worunter auch Chriſten und Juden ſind. Die Stadt ſteht unter einem Aga, der ſich den Titel eines Emir beilegt. Man findet hier die ſchönſten Ruinen des Morgenlandes, wovon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Geſellſchaft reiſender Engländer die vollſtändigſte Beſchreibung geliefert hat. Schon 140 Jahre vor Antoninus Pius lag in Heliopolis römiſche Beſatzung und mit Grund hält man dafür, daß unter der Regierung und auf Befehl dieſes Kaiſers der prachtvolle Sonnentempel erbaut iſt, der, noch großentheils unverſehrt, zu den ausgezeichnetſten Überbleibſeln des Alterthums gehört. Von 54 hohen Säulen des Tempels ſtehen nur noch 6; ihre Schäfte ſind 54 Fuß lang, halten beinahe 22 im Umfange und die Geſammthöhe mit Inbegriff des Fußgeſtells und Säulenkopfes beträgt 72 Fuß. Noch ſieht man treffliche marmorne Standbilder Jupiters, Dianens und Leda's, und Abbildungen mehrerer römiſchen Kaiſer und Kaiſerinnen in Basreliefs und Bruſtbildern. Bewundernswerth iſt der ungeheure Umfang der Steine, woraus die Mauern des Tempels beſtehen; kein jetzt bekanntes mechaniſches Hülfsmittel vermöchte, ſie an ihre Stelle zu bringen. Unter dem Kaiſer Conſtantin ward der Tempel vernachläſſigt und in eine chriſtliche Kirche umgewandelt. So blieb er, bis er nach dem Einfall der Araber in Verfall gerieth. Der große Palaſt, als deſſen Erbauer gleichfalls Antoninus Pius genannt wird, und mehrere andere Tempel ſind ebenfalls von großer Schönheit; nach einem derſelben iſt die Paulskirche in London erbaut. Obeidah, einer der Feldherren des Khalifen Omar, eroberte die Stadt nach einer tapfern Vertheidigung. Im Jahre 1401 ward ſie durch Tamerlan eingenommen. Ein Erdbeben zerſtörte ſie 1759 faſt gänzlich; daher ohne Zweifel ihr gänzlicher Verfall.

Balbao (Vosco Nunnez de), gegen das J. 1475 geboren, war einer von den ſpaniſchen Abenteurern, welche die Bahn, die Colomb ihnen gezeigt hatte, verfolgten, und ihr Glück in Amerika zu machen ſuchten. Der ſpaniſche Hof ertheilte dieſen Leuten ſehr gern die Erlaubniß, Entdeckungen zu machen, ohne ſie jedoch beſonders zu unterſtützen. Balbao, nachdem er ſein Vermögen in Spanien verſchwendet hatte, ging nach Amerika, kam auf der Landenge Darien an, und wurde bald der Anführer eines kleinen Haufens Spanier. Seine Abſicht war, in dieſer Provinz ein feſtes Etabliſſement zu gründen, und es gelang ihm, indem er die Einwohner theils durch Güte gewann, theils durch Gewalt ſich unterwarf. Als er einſt mit einem ſeiner Gefährten eine Summe Gold theilte, und ein Streit darüber unter ihnen entſtand, erbot ſich ein Indianer, der die Begierde der Spanier nach Gold bemerkte, ihnen ein Land zu zeigen, wo dieſes Metall zu den gemeinſten Geſchirren verbraucht würde. Er hielt Wort, und führte ſie an die Küſte der Südſee, wo ihnen der Weg nach Peru offen ſtand. Balbao wagte jedoch nicht, mit ſeiner, blos aus 150 Mann beſtehenden Truppe Peru ſelbſt anzugreifen. Er begnügte ſich, Erkundigungen von demſelben einzuziehen, und im Namen des Königs von Spanien, ſeines Herrn, Beſitz von dem großen Ocean zu nehmen, deſſen unabſehbare Fläche ſich vor ihm ausbreitete. Als er nach vier Monaten nach Darien zurückkam, belaſtet mit Gold und Perlen, fand er zu ſeinem Erſtaunen einen neuen Statthalter, Pedrarias, dem er nach Ferdinands Willen gehorchen ſollte. Balbao, empört über dieſen Undank, fügte ſich dennoch, und wurde im folgenden Jahre zum Vicekönig des Südmeers ernannt. Pedrarias ſöhnte ſich zwar ſcheinbar

mit ihm aus, ließ aber bald nachher ihm wegen vorgeblicher Pflichtverletzungen den Prozeß machen und ihn zum Tode verurtheilen. So ward Balbao, 42 Jahre alt, 1517 enthauptet. Der König von Spanien verlor in ihm einen ſeiner beſten Offiziere, der Pizarro in der Entdeckung von Peru zuvorgekommen ſein würde, und unter dem dieſer furchtbare Eroberer ſich gebildet hatte.

Balde (Jacob), geb. zu Enſisheim im Elſaß 1603, geſt. 1668 zu Neuburg an der Donau. Er war Jeſuit und Hofprediger des Churfürſten von Baiern, und gehört zu den vorzüglichſten neuern lateiniſchen Dichtern. Für ſein elegiſches Gedicht: Urania victrix, beſchenkte ihn Papſt Alexander VII. mit einer goldenen Medaille. Sein Andenken iſt beſonders durch Herders treffliche Überſetzungen wieder geweckt worden. Dieſer ſagt von ihm: „Starke Geſinnungen, erhabene Gedanken, goldne Lehren, vermiſcht mit zarten Empfindungen fürs Wohl der Menſchheit und für das Glück ſeines Vaterlandes ſtrömten aus ſeiner vollen Bruſt, aus ſeiner innig bewegten Seele. Er ſah die jammervollen Scenen des dreißigjährigen Kriegs. Mit verwundetem Herzen tröſtete er die Vertriebenen, richtete er die Geſunkenen auf; indem er das Schickſal Deutſchlands beweinte, ſuchte er Deutſchlands beſſern Geiſt zu wecken, und es zur Tapferkeit, Redlichkeit, Eintracht zu ermahnen. Wie ergrimmt iſt er gegen die falſchen Staatskünſtler! wie entbrannt für die geſunkene Ehre und Tugend ſeines Landes! Allenthalben in ſeinen Gedichten ſieht man ſeine ausgebreitete, tiefe Weltkenntniß, bei einer echt philoſophiſchen Geiſteswürde. Er iſt ein Dichter Deutſchlands für alle Zeiten, manche ſeiner Oden ſind von ſo friſcher Farbe, als wären ſie in den neueſten Jahren geſchrieben.“ In gleichem Sinne ſagt A. W. Schlegel: „Ein tiefes regſames, oft ſchwärmeriſch ungeſtümes Gefühl, eine Einbildungskraft, woraus ſtarke und wunderbare Bilder ſich zahllos hervordrängen, ein erfinderiſcher, immer an entfernten Vergleichungen, an überraſchenden Einkleidungen geſchäftiger Witz, ein ſcharfer Verſtand, der da, wo er nicht durch Parteilichkeit oder früh angewöhnte Vorurtheile geblendet wird, die menſchlichen Verhältniſſe durchſchauend ergreift, große ſittliche Schnellkraft und Selbſtſtändigkeit, kühne Sicherheit des Geiſtes, welche ſich immer eigne Wege wählt und auch die ungebahnteſten nicht ſcheut: alle dieſe Eigenſchaften erſcheinen in Balde's Werken allzuhervorſtechend, als daß man ihn nicht für einen ausgezeichneten, ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte.“ — Minder ausgezeichnet ſind ſeine deutſchen Gedichte. — Eine Sammlung ſeiner Gedichte iſt 1660 zu Cöln in vier Bänden 12. erſchienen, eine Auswahl zu Turin 1805.

Balearen, eine Inſelgruppe im mittelländiſchen Meere, nicht weit von den Küſten von Valencia in Spanien, zu Spanien unter dem Namen des Königreichs Majorca (Mallorca) gehörig. Die größten Inſeln ſind Majorca, (ſpaniſch Mallorca) und Minorca. Der Name Balearen iſt griechiſchen Urſprungs, und wurde ihnen deßwegen gegeben, weil die Bewohner wegen ihrer außerordentlichen Fertigkeit im Schleudern berühmt waren. Eine Zeit lang waren die Karthager Herren dieſer Inſeln, und die baleariſchen Schleuderer zeichneten ſich unter Hannibals Armee ſehr aus. In der Folge bemächtigten ſich dieſer Inſeln die Römer, dann die Vandalen unter Genſerich, und im 8. Jahrhunderte die Mauren, denen ſie Jacob I., König von Aragonien, 1220—34 entriß. Sie machten nun ein eignes Königreich aus, das 1375 mit Spanien vereinigt wurde. Die Engländer eroberten Minorca 1708,

verloren es aber 1782 und überließen es im Frieden (1783) an Spanien (ſ. auch die Art. Majorca, Minorca).

Ball. Den Grund, warum man ein Tanzfeſt Ball nennt, findet Nachtigall in einer alten niederdeutſchen Sitte, die er auf folgende Weiſe erzählt: „In den Dörfern verſammelten ſich die erwachſenen Mädchen am zweiten und dritten Oſterfeiertage, um den neuen Frauen, auf deren Hochzeit ſie getanzt hatten, einen mit Wolle oder Federn angefüllten Ball zu überreichen. Erſt wurde dieſer auf einer geſchmückten Stange durchs Dorf getragen, dann vor dem Hauſe aufgepflanzt, endlich im Hauſe ſelbſt der jungen Frau überreicht, wogegen dieſe verpflichtet war, der auf eigne Koſten ſchmauſenden Geſellſchaft und ihren Liebhabern freies Tonſpiel zum Tanze zu geben. So viele junge Eheleute da waren, ſo vielen wurde ein Ball gegeben und auf jedes Ballgeben getanzt." — Die Bälle ſind entweder en masque, d. h. die dabei erſcheinenden Perſonen tragen Masken, oder paré, d. h. man erſcheint dabei nur geputzt.

Ballade (Ballata) nennen die Italiener ſeit dem zwölften Jahrhundert eine Art von Geſang, der aus mehrern gleichen Strophen beſteht. Der gewöhnliche Inhalt ſind Liebesklagen. Balladen nannte man ſie, entweder weil ihre Muſik tanzend war, oder weil man beim Abſingen derſelben zu tanzen pflegte. Auf letzteres ſcheint vorzüglich ihr Bau zu deuten. Bei uns wird gewöhnlich Ballade für gleichbedeutend mit Romanze genommen. (S. Romanze.)

Ballaſt (nach dem däniſchen Baglaſt) iſt eine Laſt von Sand oder Steinen, die man in diejenigen Schiffe legt, die nicht Ladung genug haben, um bis zur erfoderlichen Tiefe in das Waſſer zu ſinken und ſo Wind und Wellen Widerſtand leiſten zu können. Bei Stürmen muß oft, wenn das Schiff Lecke bekommt, der Ballaſt zum Theil ausgeworfen werden, damit das Schiff leichter werde.

Balleſteros (Francesco), ein berühmter ſpaniſcher General im Kriege gegen Buonaparte's Uſurpation, geboren zu Saragoſſa 1770. Er ſtand ſchon 1793 als Oberlieutenant bei den Freiwilligen von Aragonien im Regiment der leichten Infanterie, wo er ſich in dem ſogenannten catoloniſchen Feldzug durch Tapferkeit zum Hauptmann aufſchwang. Im J. 1804 wurde er wegen Unterſchlagung von 3000 Rationen angeklagt und entlaſſen, aber auf Verwendung des Friedensfürſten wieder als Befehlshaber über die Mauthen von Aſturien angeſtellt, wo er noch 1808 beim Einfall der Franzoſen diente. Nun übertrug ihm die Junta von Aſturien den Befehl über ein Regiment. Bald erhob er ſich zum Brigadegeneral und endlich zum Maréchal-de-camp, in welcher Eigenſchaft er ſich mit den Armeen von Caſtilien unter Blake und Caſtannos vereinigte. Überall zeichnete er ſich durch kühne Tapferkeit aus, ohne jedoch große Talente als Oberfeldherr zu entwickeln. Aus Ärger über die Ernennung des Lords Wellington zum Oberfeldherrn ſämmtlicher Armee in Spanien durch die Cortes, nahm er ſeine Entlaſſung und ſuchte nun erſt durch eine Schrift ſich von den Vorwürfen öffentlich zu reinigen, als habe er aus Eiferſucht mehrere bedeutende Unternehmungen gehemmt oder ganz gehindert. Ferdinand VII. bezeigte ihm nach ſeiner Rückkehr eine beſondere Liebe und ernannte ihn 1815 zum Kriegsminiſter. Allein in den Streit der Liberales und der Königspartei verwickelt, beiden verdächtig und gehäſſig, wurde er 1816 entlaſſen, auf halben Sold geſetzt und nach Valladolid verwieſen. Er wurde im März 1820 vom König wie-

der angeſtellt, als dieſer die Conſtitution der Cortes anzunehmen ſich bewogen fand.

Ballet in weiterm Sinne jede Darſtellung einer Reihe leidenſchaftlicher Regungen und Gefühle durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen, wobei die höchſtmögliche äſthetiſche Schönheit dieſer Bewegungen Zweck iſt. Nach dieſer Bedeutung begreift man unter dem Ballet auch Darſtellungen von Gemüthsbewegungen ohne Handlung. Im engern Sinne aber nennt man nur diejenigen Werke der Tonkunſt Ballete, deren Zweck es iſt, durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen eine Handlung, Charaktere, Geſinnungen, Leidenſchaften und Gefühle mit der höchſtmöglichen äſthetiſchen Ausbildung und Schönheit darzuſtellen. Man kann jene, nach der Analogie der lyriſchen Dichtkunſt, lyriſche Ballete, dieſe aber, welche eine Handlung darſtellen, dramatiſche Ballete nennen. Das lyriſche und dramatiſche Ballet zuſammen machen die höhere Tanzkunſt aus, im Gegenſatz der niedern, deren Zweck geſelliges Vergnügen iſt, dahingegen jene auf Erregung der Gefühle des höchſten Schönen hinarbeitet. Man theilt die dramatiſchen Ballete in hiſtoriſche, deren Stoff ein geſchichtliches Factum iſt, in fabelhafte, deren Stoff eine Fabel oder Sage iſt, und in poetiſche, denen ein Werk der Dichtkunſt zum Grunde liegt, und zu denen auch die allegoriſchen gehören, welche ihrer Natur nach die unvollkommenſten ſein müſſen. Gewöhnlich iſt ein Ballet in fünf Acte getheilt, deren jeder mehrere Entréen hat. Entrée nennt man im Ballet eine oder mehrere Quadrillen der Tänzer, die durch ihre Pas, Geſten und Attitüden einen beſtimmten Theil der Handlung darſtellen. Bei der Beurtheilung eines Ballets hat man beſonders zu berückſichtigen, einmal die Wahl des Sujets, das Einheit der Handlung oder Leidenſchaft haben, und einer kunſtgemäßen Darſtellung durch mimiſche und tänzeriſche Bewegungen fähig ſein muß; dann aber den Plan und die Ausführung der einzelnen Theile, welche unter einander richtiges Verhältniß haben müſſen, und endlich die Muſik und Decorationen, durch welche alles dasjenige ergänzt werden muß, was der Tanz dem Auge nicht anſchaulich machen kann. Das Ballet iſt eine Erfindung der neuern Zeit, wiewohl einen pantomimiſchen Tanz ſchon die Alten kannten. Beſondere Verdienſte erwarb ſich um daſſelbe Noverre. Die häufig in die Oper verflochtenen Tänze verdienen größtentheils den Namen Ballet nicht, da ihnen gewöhnlich kaum eine Idee zum Grunde liegt, ſondern ihr Zweck nur iſt, den Tänzern Gelegenheit zu geben, ihre Fertigkeit zu zeigen.

Ballei nannte man ehemals ein gewiſſes Gebiet oder einen Bezirk von Beſitzungen, die dem deutſchen und Johanniter-Orden zugehörten. Die Balleien beſtanden aus Comthureien, und wurden durch Comthure verwaltet. Woher dieſe Benennung ihren Urſprung habe, geben die Sprachforſcher nirgends an.

Ballhorn (Johann), ein Buchdrucker zu Lübeck zwiſchen 1531 und 1599, der unter andern eine Fibel druckte, auf deren letzter Seite er das bis dahin übliche Bild eines an den Füßen geſpornten Hahns in das eines ungeſpornten, dem ein Paar (nach Andern ein ganzer Korb) Eier zur Seite liegen, verwandelte. Da er ſie dieſer unweſentlichen Veränderung wegen auf dem Titel: „verbeſſert durch Johann Ballhorn," nannte, ſo iſt ſein Name zum Sprichwort geworden und ballhorniſiren oder verballhornen heißt ſo viel, als abgeſchmackte und unnütze Veränderungen machen, oder auch etwas verſchlechtern, ſtatt verbeſſern.

Balliſt, ſ. Geſchütz.

Balliſtik iſt die Lehre von den Bahnen geworfener Körper in der Luft. Sie macht einen Theil der höhern Mechanik aus, und iſt, beſonders für die Artillerie, zur Theorie des Bombenwerfens, wie auch der Ladung und Richtung des groben Geſchützes, wichtig. Die Körper werden entweder ſenkrecht, oder horizontal, oder ſchief geworfen. Mit der aus dem Wurfe entſtandenen Bewegung verbindet ſich der durch ihre Schwere bewirkte Fall. Iſt der Wurf ſenkrecht, ſo bleibt die Bewegung geradlinicht, und wird, wenn der Wurf von oben herab geſchieht, durch den Fall beſchleunigt, wenn aber der Wurf von unten hinauf gerichtet iſt, retardirt und endlich ganz aufgehoben, worauf der Körper durch die bloße Wirkung ſeiner Schwere wieder herabfällt. Bei horizontalen und ſchiefen Würfen aber, wo die Richtung des Wurfs und der Schwere Winkel mit einander machen, entſtehen Bewegungen in krummen Linien, welche, nach den von Galilei entdeckten Geſetzen fallender Körper, Parabeln ſein müſſen, in ſo fern der Widerſtand der Luft nichts dabei ändert. Die aus den Galileiſchen Sätzen hergeleiteten Lehren bilden die **paraboliſche Theorie der Balliſtik**, nach welcher ſich die geworfenen Körper im luftleeren Raume bewegen würden. Die Aufgabe aber, die durch den Widerſtand der Luft in der Theorie bewirkten Abänderungen zu beſtimmen, heißt das **balliſtiſche Problem**, und iſt nach verſchiedenen fruchtloſen Bemühungen Anderer von Tempelhof in ſeinem Bombardier prussien aufgelöſ't worden. Auch gehören zur Anwendung der Balliſtik noch Unterſuchungen über die Geſchwindigkeit, welche Ladungen von beſtimmter Stärke den abgefeuerten Körpern mittheilen; ferner Berechnungen der Zeit, welche die Bombe zur Vollendung ihres Laufs braucht u. ſ. w., wie denn die ganze Geſchützkunde auf ihr beruht. (Vergl. **Parabel**.)

Ballotiren, durch Kugeln das Loos über etwas werfen. Die Looſenden oder Wählenden bekommen zu dem Ende eine weiße und eine ſchwarze Kugel und drücken ihr Ja oder Nein aus, je nachdem ſie jene oder dieſe in das zum Sammeln der Looſe beſtimmte Gefäß werfen.

Ballſpiel, bei den Alten ein gymnaſtiſches Spiel, das vornehmlich in den Thermen geſpielt wurde, und womit ſich ſowohl die Erwachſenen als auch die Jugend beſchäftigten. Die Griechen und Römer hatten vier verſchiedene Arten der Bälle. Der eine war von Leder und mit Luft aufgeblaſen, mithin unſerm Ballon ähnlich; der zweite war ein lederner Ball, der auf die Erde hingeworfen wurde, und nach welchem Viele zugleich liefen; der dritte war ein kleiner Ball, der unſerm Federballe glich, und den drei Perſonen, die ſich in ein Dreieck ſtellten, einander zuſchlugen; der vierte endlich, ein dicht mit Federn ausgeſtopfter Ball, der beſonders auf dem Lande gebräuchlich war. Im Mittelalter war das Ballſpiel ſehr beliebt, und man hatte eigene Ballhäuſer. Es waren dabei gewiſſe Perſonen angeſtellt, deren Amt es war, die Bälle der Spielenden aufzuheben, und welche man Raquets nannte, woraus das Wort Laquais entſtanden ſein ſoll.

Balſame ſind ſtark und meiſtens angenehm riechende, etwas dickflüſſige Materien. Man theilt ſie in natürliche und künſtliche Balſame. Die natürlichen ſind eigentlich verdickte ätheriſche Öle, ſo wie die Harze ausgetrocknete Balſame ſind. Zu dieſer Verdichtung der Balſame trägt wahrſcheinlich der größere Antheil von Sauerſtoff bei, welchen ſie aus der Luft annehmen. Sie ſind vegetabiliſchen Urſprungs, und fließen entweder von ſelbſt aus dem Stamme verſchiedener Bäume, oder werden durch gemachte Einſchnitte in die Rinde ſolcher

Bäume zu einem häufigern Ausfluſſe veranlaßt. Die vorzüglichſten unter ihnen ſind der Balſam von Gilead oder von Mecca, der koſtbarſte unter allen, der, ſo viel man weiß, von einem Baume in Arabien, nicht weit von Mecca, kommt. Man gewinnt ihn durch vorſichtiges Aufritzen der Zweige, der beſte aber tröpfelt von ſelbſt aus denſelben, jedoch ſo ſparſam, daß ein Zweig täglich nicht mehr als drei bis vier Tropfen giebt. Ein Quentchen koſtet in Mecca ſelbſt gegen zwei Thaler. Der echte, reine Balſam wird blos für die vornehmſten Araber und Türken aufgehoben, andere bekommen ihn faſt niemals unverfälſcht. Anfangs ſieht er blaß, trübe, und iſt flüſſig, mit der Zeit aber wird er zähe, gelblich und durchſichtig. Der Caspaivabalſam wird von einem ſchönen großen Baume in Südamerika geſammelt, iſt weißgelblich, durchſichtig und etwas dickflüſſig. Er wird ſowohl in der Medicin, als auch in der Ölmahlerei und zu Firniſſen gebraucht. Der peruvianiſche Balſam iſt theils dunkelbraun, theils weißlich, und kommt aus dem ſpaniſchen Amerika, vorzüglich aus Peru. Der Balſam von Tolu, einer Stadt nicht weit von Carthagena in Amerika, ſieht rothgelb aus, und iſt zäher als die andern Balſame. Der flüſſige Storax (Liquidambar), aus dem Amberbaume, welcher in ſumpfigen Gegenden von Mexiko wächſt, kommt dem peruvianiſchen Balſam nahe. Die Terpentine, aus dem Terpentin- und Lerchenbaume, gehören gleichfalls hierher; ferner der carpathiſche Balſam aus der Zirbelnußkiefer, der ungariſche Balſam aus dem Krummholzbaume. — Man nennt auch verſchiedene künſtliche pharmaceutiſche Zubereitungen Balſame, welche theils dickflüſſig, wie Salbe und Öl, theils flüſſig und hell, wie Spiritus ſind. Zu den erſtern wird als Grundlage (corpus pro balsamo) gewöhnlich das ausgepreßte Muskatennußöl genommen, wozu alsdann wohlriechende ätheriſche Öle, z. B. Citron-, Bergamott, Nelkenöl, auch Moſchus und dergleichen, geſetzt werden. Dergleichen ſind die Schlag-, Wund-, Kopfbalſame u. a. m. Unter den flüſſigen ſind der Hoffmanniſche Lebensbalſam, der Schaueriſche Balſam u. ſ. w. die bekannteſten. H.

Balſamiren, auch einbalſamiren, heißt eine Leiche mit mancherlei balſamiſchen Stoffen anfüllen und umgeben, um ſie vor der Verweſung zu bewahren. Die Erfinder dieſer Kunſt waren die Ägyptier in den älteſten Zeiten. Andere Völker, z. B. die Aſſyrier, Scythen und Perſer folgten ihnen, erreichten ſie jedoch nicht darin. Von dem Grade von Vollkommenheit, auf welchem dieſe Kunſt bei den Alten ſtand, iſt ſie überhaupt ſehr herabgeſunken, vielleicht auch weil die Veränderung in den religiöſen Begriffen und Gebräuchen das Balſamiren der Todten ſeltener machte. In den neuern Zeiten werden nur vornehme und fürſtliche Perſonen zuweilen noch einbalſamirt; allein dieſe Balſamirung erreicht die der Alten in keinem Falle. Aus den Höhlungen des Körpers werden die Eingeweide, nämlich das Gehirn, die Lungen, das Herz, der Magen und die Gedärme, die Leber u. ſ. w. herausgenommen, ſtatt deren eine Miſchung von balſamiſchen Kräutern, Myrrhe u. dergl. m. hineingefüllt; die großen Blut- und andern Gefäße werden mit Balſamen, die in Weingeiſt aufgelöſ't ſind, ausgeſpritzt, der Körper mit dergleichen Spiritus ſtark eingerieben u. ſ. w. (S. Mumien.) H.

Baltimore, Hauptſtadt der Grafſchaft dieſes Namens, in Maryland, in Hinſicht ihres Umfanges die vierte und im Betreff des Handels die fünfte Stadt in den vereinigten Staaten, unter 78° 55′ W. L. und 39° 12′ N. Br. an der Nordſeite

des Fluſſes Patapſco, unfern ſeines Zuſammenfluſſes mit der Cheſa-peak-Bay. Die kaum einen Piſtolenſchuß breite Einfahrt des Hafens wird durch das Fort Whetſtone vertheidigt und kann folglich einer angreifenden Seemacht wirkſamen Widerſtand leiſten. Die Stadt iſt rund um das Waſſerbecken her gebaut, worin bei gewöhnlichen Fluthen das Waſſer fünf bis ſechs Fuß ſteigt; es bildet einen der ſchönſten Häfen der Welt, faßt zweitauſend Kauffahrteiſchiffe und iſt von Schiffswerften und Waarenſpeichern umgeben. Da man jedoch nur bei gewiſſen Winden aus dieſem Waſſerbecken ſegeln kan, ſo ankert die große Mehrzahl der Schiffe in einem äußern Hafen, gebildet durch eine Landſpitze nahe am Ausfluſſe des Waſſerbeckens, Fells point genannt. Auch hier ſind Werfte angelegt, wo Schiffe von ſechshundert Tonnen Laſt völlig ſicher liegen können. Viele Anſiedler haben ſich auf dieſer Landſpitze, wo ſie der Schifffahrt am nächſten ſind, niedergelaſſen. Schon zählt man hier mehr als ſiebenhundert Häuſer, von regelmäßigen Straßen durchſchnitten, mit einem großen Marktplatze. Gewöhnlich wird dieſe neue Anlage als ein Theil der Stadt Baltimore betrachtet, obwohl ſie über eine halbe Stunde Weges von der eigentlichen Stadt entfernt iſt. Die niedrige Lage der letztern hielt man ſonſt für ungeſund, allein ihr ſchneller Anwachs und viele heilſame Verbeſſerungen ſcheinen die Nachtheile der feuchten Luft beſeitiget und den Aufenthalt geſünder gemacht zu haben. Am wenigſten iſt dies jedoch im Auguſt der Fall, auch beziehen dann alle wohlhabendere Einwohner ihre reizend gelegenen Landſitze in der Umgegend. Der Grundriß der Stadt iſt dem von Philadelphia einigermaßen ähnlich und wie dort durchkreuzen ſich die Straßen in rechten Winkeln. Die Hauptſtraße iſt ungefähr 80 Fuß breit und hält über eine halbe Stunde Weges in der Länge. Baltimore mit Inbegriff von Fells point hatte im J. 1818 65,000 Einwohner und 170 Speicher. Die Bevölkerung beſteht aus Engländern, Irländern, Schottländern und Franzoſen. Am zahlreichſten ſind die Irländer, worunter ſich viele der vorzüglichſten Kaufleute befinden. Auch an Franzoſen bekam die Stadt einen beträchtlichen Zuwachs. Man findet hier katholiſche, reformirte, lutheriſche, biſchöfliche, presbyterianiſche, anabaptiſtiſche, methodiſtiſche und quäkeriſche Kirchen. Unter allen iſt die der Presbyterianer die ſchönſte, und eines der beſten Gebäude der Stadt. Es befinden ſich in Baltimore mehrere gemeinnützige Geſellſchaften unter andern zum Beſten armer Einwandrer aus Deutſchland, Akademien und drei mit einander verbundene Banken, deren Noten auf ſo geringe Summen ausgeſtellt werden, daß ſie den Umlauf des baaren Geldes faſt gänzlich ausſchließen.

Baltiſches Meer, oder die **Oſtſee**, ein großer, mit der Nordſee zuſammenhängender Meerbuſen im nordweſtlichen Europa. Es beginnt bei den däniſchen Inſeln Seeland und Fühnen und wird durch die Küſten von Dänemark, Deutſchland, Preußen, Curland, Liefland, Rußland und Schweden begrenzt. Es erſtreckt ſich über 65°30′ N. Br. hinaus, iſt 190 bis 200 deutſche Meilen lang, ungefähr 24 bis 48 abwechſelnd breit und mit Inbegriff des finniſchen und bothniſchen Meerbuſens beträgt der Flächeninhalt 7000 Q. M. Die Nähe der Küſten, die durchgehends geringe Tiefe des Waſſers, die flachen preußiſchen und die meiſt felſigen ſchwediſchen Küſten, vor allen Dingen aber der häufig eintretende, von heftigen Stürmen begleitete Wechſel der Winde machen dies Meer für den Seefahrer ſehr gefahrvoll, obwohl die durch die Brandung erregten Wellen, an und für ſich

betrachtet, weit minder furchtbar ſind, als in der Nordſee. Eine Inſelkette von Finnland bis nach Schweden reichend, ſcheidet den ſüdlichen Theil der Oſtſee vom nördlichen, welcher gewöhnlich der bothniſche Meerbuſen genannt wird. In Nordoſten erſtreckt ſich bis tief in Finnland ein andrer Arm unter dem Namen des finniſchen Meerbuſens und ſcheidet dieſe Provinz von Eſthland. Ein dritter ziemlich großer Meerbuſen iſt der rigaiſche oder lifländiſche. Das curiſche und das friſche Haff ſind Buchten an der preußiſchen Küſte. Das Gewäſſer der Oſtſee iſt kälter und klarer als das des Oceans und enthält weniger Salztheile. Ebbe und Fluth ſind in der Oſtſee wie in allen landumgebenen Meeren unbemerkbar, doch ſteigt und fällt ſie zu Zeiten, wiewohl aus andern Urſachen, insbeſondere vermöge ihrer reißenden Strömung durch den Sund und die beiden Belte in das atlantiſche Meer. Die mittlere Tiefe des Waſſers beträgt 15 bis 20 Klafter, an ſehr vielen Stellen aber kaum halb ſo viel. Bei ſtürmiſchem Wetter ſind die Küſten Preußens und Curlands mit Bernſtein bedeckt, den die Wellen an das Ufer ſpülen. Vierzig Ströme ergießen ſich in die Oſtſee, darunter die Newa, Düna, Warnow, Peene, Oder, Perſanthe, Wipper, Weichſel, Pregel, Niemen (oder Memel), Aura-Jocki, Cano, Torneå, Luleå, Piteå, Skelfleå, Umeå, Angermann, Luſena, Dal und Motala. Das Eis verhindert jährlich drei Monate lang die Schifffahrt auf der Oſtſee. Im Süden ſchmilzt es ungefähr im April, allein im bothniſchen und finniſchen Meerbuſen ſelten vor dem Ende des Mais. Außer den däniſchen und åländiſchen Inſeln enthält das baltiſche Meer noch folgende: Dago und Öſel an der liefländiſchen Küſte; Gothland und Öland, Schweden gehörig; Rügen, welches als ein Zubehör von Pommern jetzt an Preußen abgetreten worden iſt; endlich außer den beiden bereits erwähnten größern däniſchen Inſeln noch: Bornholm, Falſter, Mön, Laaland, Alſee, und eine große Anzahl kleinerer, welche ſämmtlich Dänemark gehören. Drei Durchfahrten führen vom Cattegat in das baltiſche Meer: der Sund, der große und kleine Belt; der Sund iſt die befahrenſte. Bei allen dreien wird angeblich zur Unterhaltung von Leuchtthürmen ein bedeutender Zoll entrichtet.

Balzac (Jean Louis Guez de), Mitglied der franzöſiſchen Akademie, wurde zu Angoulême 1564 geboren, und lebte anfangs in Rom als Geſchäftsträger des Cardinals Lavalette, ließ ſich aber nach einem Zeitraume von zwei Jahren in Paris nieder, und zog durch ſeine Talente die Aufmerkſamkeit des Cardinals Richelieu auf ſich, der ihm eine Penſion von 2000 Franks mit dem Titel eines Staatsrath ertheilte. Er galt in dieſer Zeit für einen der größten Gelehrten und für den einzigen Redekünſtler ſeines Jahrhunderts. Doch fanden ſeine zahlreichen Schriften nicht blos Bewunderer, ſondern auch heftige Tadler. Unter dieſen letztern war beſonders Goulu, General der Feuillanten (eines Kloſterordens unter der Regel des heil. Bernhards), der äußerſt bitter in ſeinen Kritiken war, und ſie bis zu Schmähungen trieb. Dies veranlaßte endlich Balzac, Paris zu verlaſſen. Er endigte in Angoulême ſein Leben am 18. Februar 1624 in einem Alter von ſechzig Jahren. Eine mißverſtandene Würde des Styls hatte ihn zu Schwulſt, Affectation und Hyperbeln verleitet, die ſich freilich, als der Geſchmack ſich reiner ausbildete, nicht mehr in Anſehen erhalten konnten. Indeß muß man

ſeinem harmoniſchen Periodenbau Gerechtigkeit widerfahren laſſen und bekennen, daß er zur Bildung der franzöſiſchen Proſa manches Gute beigetragen hat. Er kannte die Alten und hatte ſie ſtudirt, und ſeine lateiniſchen Gedichte, wiewohl ohne ſonderlichen poetiſchen Werth, ſind rein, correct und von den Fehlern ſeiner franzöſiſchen Schreibart frei. Das vollendetſte ſeiner Werke iſt ohne Zweifel ſeine Abhandlung über die lateiniſchen Verſe. Zu hart iſt über ihn das Urtheil Voltaire's und Laharpe's, daß er unter diejenigen Schriftſteller gehöre, die ſich mehr mit Worten als Gedanken beſchäftigt hätten.

Bamberg, ein ehemaliges Hochſtift im fränkiſchen Kreiſe, zwiſchen Culmbach, Anſpach, Würzburg und Coburg, welches 65 Quadratmeilen mit 200,000 Einwohnern enthielt. Vor Alters gehörte das Land meiſtens den mächtigen Grafen von Babenberg, nach deren Abgange 998 Kaiſer Heinrich II. die Grafſchaft in ein Bisthum zu verwandeln beſchloß, welches auch 1006 geſchah. Der Kaiſer und ſeine Gemahlin Cunigunde bereicherten das Hochſtift anſehnlich, und der kaiſerliche Kanzler Eberhard wurde 1007 der erſte Biſchof. Ferner verordnete Heinrich II. im J. 1019 den König von Böhmen zum Oberſchenken, den Churfürſten von der Pfalz zum Obertruchſeß, den Churfürſten von Sachſen zum Obermarſchall und den Churfürſten von Brandenburg zum Oberkämmerer des Bisthums, ſo daß ſie dieſe Ämter von jedem Biſchof zu Lehen empfingen. Dieſe Feierlichkeit geſchah jedesmal zu Nürnberg in der St. Egidiencapelle. Jene vier Churfürſten hatten wieder vier anſehnliche Geſchlechter in Franken mit den vier Unterämtern belehnt. Auf dem Reichstage hatte der Biſchof die vierte Stelle unter den geiſtlichen Fürſten. Er wurde von dem Domcapitel, welches aus zwanzig Capitularherren und vierzehn Domicellaren beſtand, aus deſſen Mitte gewählt. Die Einkünfte betrugen 875,000 rhein. Gulden. Im J. 1803 kam dieſes beträchtliche Land unter dem Titel eines Fürſtenthums als Entſchädigung an das Churhaus Pfalz-Baiern; der Biſchof ward mit einem Jahrgelde von 50,000 Fl. abgefunden, und das Domcapitel nebſt vielen Klöſtern eingezogen, wodurch die Landeseinkünfte ſich verdoppelten. Jetzt macht dieſes Land einen Theil des Obermainkreiſes des Königreichs Baiern aus. — Die nördlichen und ſüdlichen Theile dieſes Landes ſind rauh und waldig, dagegen iſt zwiſchen Forchheim und Bamberg der Boden ſehr fruchtbar an Getreide und Obſt. Dennoch ſcheint das Landvolk in keinem Wohlſtande zu ſein. Die Manufacturen und Fabriken ſind im Ganzen von keiner großen Bedeutung. Die Stadt Bamberg liegt in einer reizenden und fruchtbaren Gegend an der Regnitz und hat gegen 19,000 Einwohner. Zu ihren Sehenswürdigkeiten gehört die neue fürſtliche Reſidenz Petersburg, von Biſchof Lothar 1702 erbaut, die Domkirche mit ihrem Kirchenſchatze und den Grabmählern Heinrichs II. und ſeiner Gemahlin Cunigunde, Conrads III. und Papſt Clemens II., die ſchöne Univerſitätskirche u. ſ. w. Die hieſige Univerſität wurde im J. 1585 als ein Gymnaſium akademicum errichtet, 1647 von Biſchof Otto in eine Univerſität verwandelt und 1648 eingeweiht, 1739 von Biſchof Friedrich Carl mit der juriſtiſchen und mediciniſchen Facultät vermehrt, und endlich 1803 in ein Lyceum mit vollſtändigem philoſophiſchen und theologiſchen Unterricht verwandelt. Auch die mediciniſch-chirurgiſche Lehranſtalt am großen Ludwigshospitale wurde beibehalten und neu dotirt. Ferner iſt Bamberg ſeit 1803 der Sitz des Oberappellationsgericht für alle fränkiſchen Länder, eines Hofgerichts zur Entſcheidung der Prozeſſe

in zweiter Inſtanz und der Criminalfälle, und einer Landesdirection zur Beſorgung der ſtaatsherrlichen und ſtaatswirthſchaftlichen Angelegenheiten, womit auch das geiſtliche Departement verbunden iſt. Berühmt iſt die Stadt endlich auch durch die Zahl und den Fleiß ihrer Gärtner, deren gegen 400 ſind, und die einen ſtarken und ausgebreiteten Handel mit Gartengewächſen, Obſt und Sämereien treiben.

Bambocciaden heißen in der Mahlerei ſolche Bilder, die Gegenſtände und Scenen des gemeinen Lebens und zwar auf eine groteske Weiſe darſtellen, z. B. Jahrmärkte, Bauernfeſte u. dgl. Sie erhielten dieſen Namen nach Peter von Laar, einem geſchickten niederländiſchen Mahler, der ſich in dieſer Gattung auszeichnete, und den die Italiener wegen ſeiner ſeltſamen Mißgeſtalt Bamboccio (Krüpel, verſchrobener Menſch) nannten. A. F. Bernhardi hat unter dieſem Titel 3 Theile humoriſtiſcher Schriften herausgegeben, woran auch L. Tieck einigen Antheil hat.

Bambus, ein in Oſt- und Weſtindien baumförmig wachſendes Rohr. Die Bambusbäume erreichen oft die Höhe von Pappeln. An den Orten, wo ſie gedeihen, dienen ſie zu vielartiger Benutzung; bei uns gebraucht man die Zweige als Spaizerſtöcke.

Band, Bänder (ligamenta) ſind gewiſſe Theile des menſchlichen und thieriſchen Körpers, welche beſtimmt ſind, Zuſammenhang unter die Knochen und andere ſchwebende Theile zu bringen. Die Kenntniß dieſer Bänder giebt die Syndesmologie oder die Lehre von den Bändern. — Sie unterſcheiden ſich von den Knochen durch ihre Biegſamkeit und Schnellkraft, von den Muskeln durch die Farbe, von den Nerven durch die Feſtigkeit, von den Gefäßen durch die Dichtigkeit, von den Sehnen endlich durch ihre Lage und Beſtimmung. Dieſe beſteht darin, daß ſie die Theile unter einander verbinden, ihnen die nöthige Haltung geben und zugleich zur Fortpflanzung und Einſchränkung der Bewegung dienen.

Band, ein aus Leinen, Wolle, Seide oder Gold verfertigtes ſchmales Gewebe, das zu Binden, Beſetzungen u. dgl. angewendet wird. Man hat Bänder von verſchiedener Breite (von 2 Linien bis zu 6 Zoll), Farbe, Feine, Muſter (gewäſſerte, golddurchwebte, Atlas-Tafel-Bänder u. ſ. w.). Sie werden entweder von Bortenwirkern verfertigt, oder in Bandfabriken auf Maſchinen gemacht. Frankreich, England und die Schweiz liefern eine große Menge Bänder aller Art; in Deutſchland zeichnen ſich aus die Bandfabriken in Wien, Berlin, Elberfeld, Erfurt u. ſ. w.

Banda, ſ. Gewürzinſeln.

Bandello (Matteo), ein berühmter italieniſcher Novelliſt, geboren gegen das Jahr 1480 im Mailändiſchen. Er ſtudirte zu Rom und Neapel, und legte ſich, dem Studium der Alchymie abgeneigt, faſt ausſchließlich auf die ſchönen Wiſſenſchaften. Er ſcheint mehrere Jahre in und um Mailand gelebt zu haben, beſonders von Pirro Gonzaga und Camilla Bentivoglio geſchätzt, die ihre Tochter von ihm unterrichten ließen. Dann lebte er in Mailand, bis ihn, einen Anhänger Frankreichs, nach der Schlacht von Pavia, die Spanier daraus vertrieben. Er irrte einige Zeit von Ort zu Ort, ging anfangs zu Lodovico Gonzaga, dann zu Ceſare Fregoſo, der aus venetianiſchen in franzöſiſche Dienſte getreten war, lebte bei ihm in Piemont bis zum Abſchluß des Waffenſtillſtandes zwiſchen den kriegführenden Mächten, und folgte ihm dann nach Frankreich. Nach dem Tode ſeines Beſchützers lebte er zu Agen bei deſſen Familie, und ward 1550 zum

Biſchof dieſer Stadt ernannt. Er übergab die Verwaltung ſeines Sprengels dem Biſchof von Graſſe, und beſchäftigte ſich in einem Alter von ſiebzig Jahren mit der Ausarbeitung und Vollendung ſeiner Novellen, von denen er 1554 die drei erſten Bände herausgab; ein vierter erſchien 1573 nach ſeinem Tode, von dem das Jahr nicht genau anzugeben iſt. Außer den Novellen ſind von Bandello gedruckt Canti XI. delle lodi della S. Lucretia Gonzaga di Ganzuola e del vero amore, col tempio di pudicitia, Agen 1545; noch ein anderes Gedicht zu Ehren der Lucrezia Gonzaga, und eines auf die Geburt eines Sohnes von Ceſare Fregoſo, ſind ſämmtlich ohne großen Werth. Andere ſeiner Gedichte, welche ſich handſchriftlich zu Turin befinden, hat Coſta daſelbſt 1816 unter dem Titel Rime di Matteo Bandello herausgegeben. In ſeinen Novellen erreicht er zwar den Boccaz nicht, allein natürliche Einfachheit ein raſcher Gang der Erzählung und harmoniſche Kürze der Perioden zeichnen ſie vortheilhaft aus, wobei jedoch der Inhalt nicht ſelten ziemlich unzüchtig iſt. Dieſer Vorwurf trifft ihn mehr als den Boccaz, da er gern bei ſchlüpfrigen Scenen verweilt, und ſeine Farben nicht ſpart, ſie für die Phantaſie auszumahlen.

Bandettini (Tereſa), eine berühmte neuere italieniſche Dichterin aus dem Stegreif (improvisatrice), wurde zu Lucca ums Jahr 1756 geboren, und erhielt von ihren angeſehenen Ältern eine ſorgfältige Erziehung, mußte ſich aber, als dieſe ihr ganzes Vermögen verloren, entſchließen, auf das Theater zu gehen. Zum erſtenmal trat ſie zu Florenz auf, und machte kein Glück. Dies, verbunden mit ihrer Liebe zu der ſchönen Wiſſenſchaft, zog ſie zum eifrigſten Studium der Dichter hin. Als ſie eines Tags einen berühmten Stegreifdichter von Verona hörte, brach der eigne Genius unwiderſtehlich hervor und ergoß ſich augenblicklich in einem herrlichen Lobgedicht auf jenen Stegreifdichter. Aufgemuntert von dieſem, widmete ſie ſich ganz dieſer ſchönen Kunſt. Die Originalität, die blühendſte Einbildungskraft, Wahrheit und Harmonie im Ausdruck verſchafften ihr bald einen berühmten Namen; ſie konnte das Theater verlaſſen und als Dichterin Italien durchziehen, und genoß die Ehre, in mehrere Akademien als Mitglied aufgenommen zu werden. Eines ihrer berühmteſten Gedichte war jenes, welches ſie 1794 bei dem Prinzen Lambertini zu Bologna auf den Tod Marien Antoinettens von Frankreich improviſirte. Ums Jahr 1813 war ſie endlich des Reiſens müde und zog ſich wieder in ihre Vaterſtadt zurück, wo ſie von ihrem ſehr mäßigen Vermögen eingezogen lebte. Im Druck erſchienen von ihr: Ode tre, Lucca in 4., wovon die erſte Nelſons Sieg bei Abukir, die andre Suwarows Siege in Italien, und die dritte die Siege des Erzherzogs Carl in Deutſchland beſingt. Ferner unter dem Namen, Amarilli Etrusca! Saggio di versi estemporanei (Sammlung aus dem Stegreif verfertigter Gedichte), Piſa bei Bodoni in 8., worunter ſich beſonders das Gedicht über Petrarca's Zuſammentreffen mit Laura in der Kirche rühmlich auszeichnet, und ſie einem Roſſi an die Seite ſetzt.

Bandwurm (taenia), gehört (nach Batſch) unter die zweite Abtheilung der vierten Claſſe der Eingeweidewürmer, nämlich unter die der plattgedrückten, und hat ſeinen Namen von ſeiner bandförmigen Figur. Er beſteht aus einer langen Reihe in einander hängender plattgedrückter Glieder, von welchen allemal der weitere und untere Theil, vom Kopfe an gerechnet, den engern und obern Theil des nächſte folgenden Gliedes umgiebt. Dieſe Glieder werden nach dem Schwanz-

ende zu breiter und größer, und in jedem der größern iſt ein beſonderer Eierſtock. Am vordern Ende haben ſie vier Saugöffnungen. Von dem Kopfe entſtehen drei Canäle, die durch den ganzen Körper der Länge nach fortgehen. Die Bandwürmer leben meiſt im Darmcanal, nicht blos im Menſchen, ſondern auch in den Thieren, bei welchen ſie zuweilen zu einer ungeheuren Menge anwachſen. Mehrere Thierarten ſcheinen eine eigene Art des Bandwurms zu haben. Man hat bei den Pferden, Affen, Hunden, bei Vögeln, in den Enten, Hühnern, ja ſogar in vielen Fiſchen, z. B. den Hechten, Bandwürmer gefunden. Im Menſchen kommen der häutige und der breite Bandwurm mit roſenförmigen Eierſtöcken, die ſich auf der Gliedfläche öffnen, und der Kürbißbandwurm mit baumförmigen Eierſtöcken am öfterſten vor. Einige haben am Kopfe außer den Saugwarzen auch noch einen Hakenkranz, womit ſie in den Eingeweiden ſich befeſtigen. Unter den Darmbandwürmern des Menſchen ſind vorzüglich zu bemerken der langgliedrige und kurzgliedrige oder breite. Jener kommt am öfterſten in Deutſchland vor. Die einzelnen Glieder ſind kleinen Kürbiß- oder großen Gurkenkernen ähnlich, und erreichen oft nach dem hintern Ende zu die Größe eines halben Zolls. Gegen das Kopf Ende hin werden die Glieder immer kleiner und ſchmaler. An dem dünnen fadenförmigen Halſe ſitzt ein rundes Knöpfchen, welches der Kopf des Wurms iſt. Von den hinterſten Gliedern, als den größten, löſen ſich von Zeit zu Zeit einige los, welche auch zuweilen abgehen. Ob die Stücke für ſich fortleben und zu vollkommnen Bandwürmern ausbilden, oder ob die Trennung nicht vielmehr ihr Abſterben nach ſich zieht, iſt unentſchieden. Der breite Bandwurm hat nur anderthalb Linien lange, aber einen halben bis ganzen Zoll breite Glieder. Der Hals iſt ſehr ſchmal und zuweilen eine halbe Elle lang. Der ganze Wurm kann über ſechzig Ellen anwachſen. Die Perſonen, welche einen Bandwurm bei ſich haben, müſſen viele Beſchwerden davon leiden, indeſſen ſind die Kennzeichen von der Gegenwart deſſelben ſehr unſicher, weil die Zufälle auch von andern Urſachen, z. B. von Krämpfen, Hypochondrie, Hyſterie herrühren können. Das ſicherſte Zeichen iſt immer der Abgang einzelner Glieder des Wurms. Wenn aber der Kopf nicht mit abgeht, ſo wächſt er immer wieder nach, wenn gleich durch Wurmmittel noch ſo viel von ihm abgetrieben worden iſt. Auf dieſe Weiſe können viele Ellen abgetrieben werden, wie denn ein Arzt in Berlin innerhalb dreier Jahre von einem Mädchen an tauſend Ellen Bandwürmer ſoll erhalten haben. Man hat von jeher viele ſpecifiſche Mittel gegen den Bandwurm gerühmt, die zwar oft, aber nicht allemal geholfen haben, z. B. das ſchottiſche, welches aus gegoſſenem und ſehr zart gekörntem Zinn beſteht, das Herrnſchwandiſche und das Nufferſche, deren Hauptbeſtandtheil aus der Farrnwurzel und Gummi Guttä beſteht. Die Hauptſache der Cur läßt ſich darauf zurückführen: den Wurm zu ſchwächen, ſo daß er ſich mit dem Kopfende nicht feſt einhaken kann, und alsdann ſeinen Abgang zu befördern, wobei man darauf ſehen muß, daß er nicht abreiße und das Kopfende zurückbleibe, weil ſonſt von dieſem aus der Wurm ſo lang und länger wächſt, als er vorher geweſen iſt.

H.

Bank. Im Allgemeinen wird darunter jede Credit-Anſtalt verſtanden, bei welcher Vorräthe edlen Metalls in Stangen oder gemünzt zu irgend einem Behufe des Tauſchverkehrs hinterlegt werden. Wie die Zwecke der Banken höchſt verſchieden ſein können, ſo müſſen

es auch ihre innern Einrichtungen ſein. Hauptarten ſolcher Anſtalten ſind: 1. die Depoſiten-Banken; 2. die Giro-Banken; 3. die Zettel-Banken; 4. die Disconto-Banken; 5. die Spar-Banken, worüber die beſondern Artikel nachzuſehen. Bei den wenigſten Banken in Europa treffen wir eine Einheit des Zwecks und des Syſtems an, gewöhnlich finden wir die Giro- und Depoſito-Banken mit den Disconto- und Leih-Banken vermiſcht, oft ſogar alle dieſe Gattungen vereinigt. — Je nachdem dieſe Credit-Anſtalten von einzelnen Privatperſonen oder von der Regierung errichtet und geleitet werden, heißen dieſelben entweder Privat-Banken oder Staats-Banken. (S. Staatspapiere, Privatbanken, und Staatsbanken). K. M.

Banks, Sir Joſeph, Baronet. Dieſer berühmte engliſche Naturforſcher ſtammt aus einer urſprünglich ſchwediſchen Familie, welche ſeit einem Jahrhundert ſich in England niedergelaſſen hatte, und iſt in Lincolnſhire im Dec. 1740 geboren. Er empfing ſeinen Unterricht zu Eton und Oxford. Nachdem er 1763 die Univerſität verlaſſen hatte, beſuchte er die Hudſonsbay, um naturhiſtoriſche Forſchungen anzuſtellen, und ſchiffte ſich, um dieſen Zweck weiter zu verfolgen, mit Cook zu deſſen Entdeckungsreiſe ein. Ihn begleitete ſein Freund der Doctor Solander. Auf Feuerland geriethen dieſe beiden Naturforſcher in die größte Lebensgefahr; auf einem Gange in das Innere dieſes wüſten Landes, deſſen Merkwürdigkeiten ſie kennen lernen wollten, hatten ſie den Weg verloren, und waren nahe daran, während der furchtbar kalten Nacht zu erfrieren; nur mit äußerſter Mühe erwehrten ſie ſich des Schlafs. Durch Banks wurde der Brotbaum nach den amerikaniſchen Inſeln gebracht. In der nachher erſchienenen Beſchreibung dieſer Reiſe ſind die botaniſchen Beobachtungen von ihm. Im J. 1771 creirte ihn die Univerſität Oxford zum Doctor des Civilrechts. Das Jahr darauf beſuchte er die Inſel Island, um ihre Naturerzeugniſſe kennen zu lernen. Nachdem Sir John Pingle im J. 1778 ſein Amt als Präſident der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften niedergelegt hatte, trat Banks an deſſen Stelle, und blieb ununterbrochen an der Spitze dieſer gelehrten Geſellſchaft, wiewohl er im J. 1784 ſehr heftige Angriffe von einigen der vornehmſten Mitglieder wegen ſeines Betragens gegen Dr. Hutton und ſeiner Nichtachtung des mathematiſchen Theils der Geſellſchaft erleiden mußte. Im J. 1781 ertheilte ihm der König die Pairswürde; die Franzoſen aber erwählten ihn 1801 zum Mitgliede des Nationalinſtituts, weil ſie es ſeiner Verwendung verdankten, daß ſie die Papiere von La Perouſe, welche auf ſeine Reiſe Bezug hatten und in die Hände der Engländer gefallen waren, zurück erhielten. Seine Bibliothek und ſeine naturhiſtoriſchen Sammlungen haben nicht ihres Gleichen. Eine Ehe, die er 1779 ſchloß, iſt kinderlos geblieben. Außer einzelnen Aufſätzen in verſchiedenen Zeitſchriften und Beiträgen zu den Schriften einiger gelehrten Geſellſchaften hat er nichts geſchrieben als ein kleines Werk: A short account of the cause of blight, the mildew and rust in corn, 1805. Er ſtarb den 19. Juni 1820. Nach ſeines Bibliothekars Brown Tode fallen ſeine Sammlungen dem brittiſchen Muſeum anheim.

Bann und Acht, ſ. Kirchenbann und Acht.

Banner, Bannier, ſchwediſcher Feldherr im 30jährigen Kriege, ſtammte aus einem alten gräfl. Geſchlechte Schwedens, that ſeine erſten Kriegsdienſte in Polen und Rußland und begleitete ſeinen König, Guſtav Adolph, der ihn ſehr ſchätzte, nach Deutſchland.

Nach dem Tode deſſelben (1634) erhielt er ein Commando über 16,000 Mann und war das Schrecken der Feinde. Den größten Ruhm erlangte er durch die Schlacht bei Wittſtock 1636, welche er gegen die kaiſerlichen und ſächſiſchen Truppen gewann; auch daß nach der nördlinger Schlacht die Sache der Schweden allmählig wieder emporkam, war das Werk ſeiner Thätigkeit. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, ſondern ſtarb zu Halberſtadt am 16. Mai 1641, noch nicht 40 Jahre alt, wie man vermuthete, an Gift. Mit ihm verlor Schweden ſeinen einſichtsvollſten Feldherrn, wie die Kaiſerlichen ihren gefährlichſten Feind. Banner ließ ſich in ſeinen Unternehmungen nur durch die Wahrſcheinlichkeit des guten Erfolgs leiten. Gefahr wußte er geſchickt zu vermeiden und dem Feinde, der ihm zu ſtark war, zu entgehen. Unter ſeiner Anführung wurden bei verſchiedenen Gelegenheiten 80,000 Feinde geſchlagen und 600 Fahnen erobert. Immer befand er ſich an der Spitze der Seinigen und hielt gute Mannszucht. Zu Belagerungen fehlte ihm die Geduld. Seinem Betragen wird Stolz und Rauhigkeit vorgeworfen. Die Freuden der Tafel und der Liebe nahmen alle die Zeit ein, die ihm die Geſchäfte ſeines Amtes übrig ließen, und wahrſcheinlich war der unmäßige Genuß derſelben das eigentliche Gift, das ſeinen Tod herbeiführte.

Bannerherr. Wenn bei den alten Deutſchen ein Ritter ſo viel Anſehen und Vermögen hatte, daß er zehn Helme oder Spieße wohl bewaffneter Leute gegen den Feind führen konnte, ſo erhielt er vom Herzog eine Fahne oder ein Banner, und alsdann nannte man ihn einen Bannerherrn. In dem letzten deutſchen Kriege wurde das Wort Banner vielfach für Abtheilung oder Bataillon wieder gebraucht. In Sachſen nannte man die geſammten Freiwillig-bewaffneten Banner (Landfahne).

Bannus, Ban, war der Titel der Statthalter von Dalmatien, Slavonien, Croatien, welche im Namen des Königs über alle Beamte geſetzt waren, auch zu Kriegszeiten das Obercommando führten. Es kommt dieſe Benennung von dem Worte Ban her, welches im Slawiſchen einen Herrn bedeutet. Eine Landſchaft, über die ein Bannus geſetzt war, hieß Banat. Jetzt giebt es nur noch einen Ban von Croatien, welcher unter den ungariſchen weltlichen Magnaten die dritte Stelle hat. Vor ihm kommen der Palatinus Regni und der Judex Curiä.

Banquerott, ſ. Falliment.

Banquette, in der Kriegswiſſenſchaft eine Erdbank oder Erhöhung an der innern Seite des Walles, worauf die Soldaten ſtehen und über die Bruſtwehr ſchießen können; auch der erhöhte Fußweg neben einer Fahrſtraße.

Baptiſt, ſ. Wiedertäufer.

Baratier (Johann Philipp). Dieſes frühzeitige Genie war am 19. Jan. 1721 zu Schwabach im Fürſtenthum Anſpach geboren, wo ſein Vater, Franz Baratier, franzöſiſcher reformirter Prediger war. Er war das einzige Kind ſeines Vaters, dieſer ſein einziger Lehrmeiſter. Sein Vater behauptete, man müſſe dem Kinde von der Wiege an etwas lehren; dieſen Grundſatz befolgte er bei ſeinem Sohne, jedoch ſo, daß er, weit entfernt, ihm den geringſten Zwang anzuthun, ihm die Erlernung von allem reizend und angenehm machte; der ganze Unterricht glich einer gefälligen Unterhaltung ohne Abſicht der Belehrung. Schon im zweiten Jahre ſeines Alters fing

ſein Vater mit ihm die franzöſiſche Sprache an, in der er geboren war. Um die Buchſtaben zu erlernen, gab er ihm kein Buch in die Hände; er zeigte ihm einen Buchſtaben nach dem andern. Beſonders gefiel dem jungen Baratier, daß er ihm die Buchſtaben als etwas Lebendiges vorſtellte, das mit ihm rede; er mahlte ſie beim Trinken mit Waſſer auf den Tiſch u. ſ. f. Auf ähnliche Art lehrte er ihm zu gleicher Zeit die Geographie; bei Tiſche ſagte er ihm, die Suppe ſei eine Suppe dieſes oder jenes Herrn, der in der und der Stadt wohne. Auf dieſe Art lernte er in ſeinem dritten Jahre fertig leſen, im vierten fertig franzöſiſch und deutſch, im fünften lateiniſch ſprechen; mit gleicher Schnelligkeit begriff er die griechiſche und hebräiſche Sprache, ſo daß er in ſeinem achten Jahre den Codex überſetzen konnte; worauf er auch noch andere orientaliſche Sprachen lernte. In ſeinem zwölften Jahre ſtudirte er die Weltweisheit, nebſt den mathematiſchen Wiſſenſchaften und der Kirchengeſchichte, und im vierzehnten endigte er die Widerlegung der Schrift Samuel Krels wider die Gottheit Chriſti. Als ſein Vater im Jahre 1735 als franzöſiſcher Prediger nach Stettin berufen wurde, und bei ſeiner Durchreiſe durch Halle mit ſeinem Sohne den Profeſſor Schulz beſuchte, führte dieſer beide zu dem Kanzler von Ludwig, welcher dem jungen Baratier verſprach, daß er ohne Koſten zum Magiſter der Philoſophie promovirt werden ſolle. Der junge Baratier ließ ſich ſofort den folgenden Tag immatriculiren, und den Tag darauf von der ganzen philoſophiſchen Facultät examiniren. Hier entwarf er ſogleich in der Verſammlung vierzehn Theſes, welche die Nacht gedruckt und den folgenden Tag, in Gegenwart von mehr als zweitauſend Zuhörern, von dem vierzehnjährigen Knaben zur Erlangung der Magiſterwürde vertheidigt wurden. Sein Vater ſetzte nun mit ihm ſeine Reiſe nach Stettin über Potsdam fort, wo Vater und Sohn durch den geheimen Rath, Friedrich Hofmann, dem Könige von Preußen vorgeſtellt wurden, welcher denſelben viel Gnade erzeigte, dem jungen Genie auf vier Jahre jährlich funfzig Thaler ausſetzte, ihm Geld zu mathematiſchen Werkzeugen gab, und ihm nach Halle zu gehen und die Rechte zu ſtudiren befahl. Auch mußte ein Prediger der franz. Gemeinde zu Halle nach Stettin gehen, und der Vater Baratiers an deſſen Stelle. In Halle ſtudirte er die Rechte, und verband noch andere Studien damit; auch arbeitete er viele Schriften aus, welche jedoch nicht alle gedruckt worden ſind. — Eine ſo früh aufgeſchoſſene Blume konnte aber unmöglich lange fortblühen; von Natur klein und kränklich, bekam er ſchon in ſeinem zehnten Jahre ein bösartiges Geſchwür, an dem er viel litt, und zu welchem ſich eine Auszehrung geſellte, an welcher er in einem Alter von 19 Jahren, den 5. Oct. 1740 ſtarb.

Baratto-Handel heißt der reine Tauſchhandel, bei welchem Waaren gegen Waaren ohne Vermittelung der Münze umgeſetzt werden. Inzwiſchen willigt keiner von beiden Theilen in einen ſolchen Baratto-Handel ein, wenn er nicht glaubt, an eingetauſchten Waaren den Werth in Münze zu bekommen, für welche er ſeine eigene Waare gegen Münze hätte umſetzen können; es treffen daher in dem Barattiren eigentlich zwei verſchiedene Handels-Geſchäfte zuſammen.

K. M.

Barbaren, ein Name, welchen die Griechen allen denjenigen mit einer gewiſſen Verachtung gaben, die ihre Sprache nicht redeten. Ihnen ahmten die Römer darin nach, indem ſie alle Nichtrömer und Nichtgriechen ſo nannten.

Barbaresken, die Staaten der Berberei, d. i. der Nordküſte von Afrika, weſtlich von Ägypten bis an das atlantiſche Meer, nämlich: 1. Barca, 2. Tripolis, 3. Tunis, 4. Algier, 5. Fez und Marocco, ſind, mit Ausnahme einiger kleinen Republiken in Barca, ſämmtlich Sitze des militäriſchen Despotismus der Türken und Mauren. Dieſen Landſtrich von 34,724 Q. M. durchzieht der Atlas, ein Gebirge, deſſen höchſte Gipfel beſtändig mit Schnee bedeckt ſind. Der höchſte darunter unweit der Stadt Marocco hat 12 000 Fuß. An der Küſte weht das ganze Jahr eine milde, geſunde Frühlingsluft, außer im Julius und Auguſt, wenn der bis zum Erſticken heiße Südwind eintritt. Die ſcharfe Bergluft iſt ſchwachen Augen oder einer zarten Bruſt nachtheilig. Jahreszeiten wechſeln regelmäßig. Krankheiten ſind ſelten. Die Peſt erzeugt ſich nie, ſondern wird nur aus Conſtantinopel hineingebracht. Der Boden iſt fruchtbar da, wo ihn die vom Atlas in das Mittelmeer fallenden Flüſſe bewäſſern. Vom Julius bis October, wenn alle andere Pflanzen von der Sonne verbrannt ſind, belebt und erfriſcht die Landſchaft der Oleander. Im Winter befeuchten häufige Regengüſſe die Natur aufs neue. Schon im Januar ſind die Wieſen mit Blumen geſchmückt; im April und Mai iſt das ganze Land ein unermeßlicher Blumenteppich. Die feuchte Wärme ertheilt den Erzeugniſſen eine ausnehmende Kraft und einen hohen Wuchs. Gerſte iſt die wichtigſte Ernte. Weizen, Türkenkorn, Hirſe, Reiß, und eine Art Kichererbſen (ſpaniſch Parbanços), die man gebraten in Menge genießt, werden häufig gepflanzt. Der leichtwurzelnde indiſche Feigenbaum wird zu undurchdringlichen Hecken für Gärten und Weinberge benutzt. Der hohe Weinſtock dehnt ſich in prächtigen Gewinden von einem Baume zum andern hin. Sein Stamm iſt oft ſo ſtark wie der eines Maulbeerbaums. Überall erblickt man wohlunterhaltene Olivengärten. Die Granatäpfel ſind dreimal ſo groß als in Italien. Vortreffliche Orangen reifen in Menge. Melonen, Gurken, Kohl, Salat ſind in Überfluß. Die Artiſchocken wachſen wild. Die Henna wird in den Gärten gezogen. Die Eicheln der hochſtämmigen Quercus ballota, eine Speiſe der Einwohner, ſchmecken wie wilde Kaſtanien. Überall wachſen die hohe pyramidaliſche Cypreſſe, die Ceder, der Mandelbaum, der weiße Maulbeerbaum, die zur Färberei wichtige Indigofera glauca, die gegen Stein wirkſame Cineraria der Sümpfe, wohlriechende Ciſten, die prachtvolle Cactus u. ſ. w. Die Hügel ſind mit Thymian und Roßmarin bedeckt, welche die Luft reinigen und als Brennholz dienen. Hin und wieder ſieht man Gebüſche von weißen Roſen, aus denen die reinſte Eſſenz gezogen wird. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich. Eine Abart deſſelben, Soliman, erreicht die größte Höhe, und iſt ſaftreicher als keine andre in der Welt. Den größten Vortheil gewähren den Einwohnern der Lotus und der Palmenbaum. Die Fächerpalme wächſt auf der ganzen Küſte, die Dattelpalme in den der Sahara (Wüſte) näher liegenden Gegenden. Waldungen von Korkbäumen giebt es längs der Küſte. Gummi wird aus den Acacienbäumen gewonnen. — Unter den nützlichen Thieren ſteht das Kameel oben an. Auf die Pferde- und Büffelzucht könnte mehr Fleiß gewendet werden. Schafe mit Fettſchwänzen ſind häufig. Wilde Schweine und anderes Wildpret giebt es in Menge. Im Innern des Landes: Affen, Schakals, Hyänen, Löwen, Panther, Onzen und die freundliche Gazelle. Strauße leben in der Wüſte. Geflügel iſt zahlreich; aber auch Heuſchrecken, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten und Schlangen, letztere

9 bis 12 Fuß lang; Fluß- und Seefiſche, auch Schildkröten in Überfluß; die Bienen legen in die Felſen und Bäume lieblichen Honig nieder. Der Bergbau iſt vernachläſſigt; doch giebt es viel Eiſen, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Mineralquellen, Gyps, Kalkſtein, gute Thonarten u. ſ. w. nebſt Quell- und Seeſalz in Überfluß. — Dieſes große, ſchöne, nur durch ein Seebecken von unſerm Europa geſchiedene Land iſt ſchon mehrmals der Mittelpunct einer vorgerückten Cultur geweſen. Es war ausgezeichnet durch Wohlſtand, Bevölkerung und Kunſtfleiß unter den Karthagern, Römern, Vandalen und Arabern. Und welche Vortheile bietet es dar für den Verkehr der Völker! Seine Verbindung mit allen europäiſchen Küſtenländern findet ungleich leichter und ſchneller Statt, als die Verbindung eben dieſer Küſten mit den Hauptſtädten ihrer eigenen Staaten, und der Waarentransport iſt minder koſtbar von Marſeille nnd Genua nach Tunis und Algier, als nach Paris, oder ſelbſt nach Turin und Mailand. Cato zeigte dem römiſchen Senate friſche Feigen, die unter den Mauern von Karthago gepflückt waren, da doch dieſe Frucht nach drei Tagen nicht mehr eßbar iſt. Dieſes afrikaniſche Küſtenland kann 60 Millionen Einwohner ernähren, und enthält jetzt kaum 8½ Millionen. Nach Ägypten war es für Rom die ergiebigſte und reichſte Provinz, und einer von den Kornſpeichern der weltherrſchenden Stadt. Die römiſchen Schriftſteller nannten ſie die Seele der Republik, das Kleinod des Reichs, speciositas totius terrae florentis, und die vornehmſten Römer ſahen den Beſitz von Paläſten und Landhäuſern auf dieſer lieblichen Küſte für das höchſte Wohlleben an. Auch die kleinen arabiſchen Höfe von Fez, Tetuan, Tremezene, Garbo, Conſtantine ließen es an Aufmunterung der Künſte und der Landwirthſchaft nicht fehlen. Amalfi, Neapel, Meſſina, Piſa, Genua, Florenz bereicherten ſich durch ihre mannichfache Verbindung mit jenem ſchönen Lande, und die venetianiſche Flotte beſuchte alle Städte der afrikaniſchen Küſte, wie die von Sicilien, Italien und Spanien. Seit drei Jahrhunderten iſt dies alles nicht mehr. Das Land wurde die Werkſtätte des Verbrechens und des Elends, — eine Mördergrube, und die Beute von 13 bis 14,000 Abenteurern, die in einem andern Welttheile zuſammengerafft, hier von den Einwohnern verabſcheut werden. Die Hauptbewohner des Landes ſind theils Mauren, theils Kabylen. Letztere, die Ureinwohner, auch Breber, Barabra, oder Berber (daher Berberei) genannt, wohnen in den Gebirgen in kleinen Dörfern. Die Guanchen auf den Canarien waren ebenfalls Berbern. Die Berbern ſind wilde, kräftige, wohlgebildete Menſchen von großer Muskelſtärke, die Hunger und Beſchwerden aller Art leicht ertragen. Alle Stämme derſelben zeichnen ſich durch dünnes Barthaar aus. Sie ſind meiſtens Räuber, dabei unmenſchlich und treulos; doch üben ſie Gaſtfreundſchaft und man reiſ't unter ihrem Schutze ſicher. Auf ihre Freiheit eiferſüchtig, gehorchen ſie ihrem Oberherrn nur dem Namen nach, und führen gewöhnlich Krieg mit den Truppen, welche die Steuern eintreiben. Sie verfertigen ihr Feuergewehr ſelbſt und ſind gute Schützen. Die Hirten auf den höhern Gebirgen wohnen in Höhlen, wie die alten Troglodyten. Unter allen ſind die Schilluh-Berbern in Marocco die unverſöhnlichſten und rachſüchtigſten Feinde. — Das zahlreichſte von den Völkern Nordafrika's ſind die Araber. Die, welche in Städten wohnen, heißen vorzugsweiſe Mauren; die auf dem Lande, welche in Zelten wohnen und Nomaden ſind, heißen Beduinen. Letztere ſtammen von den Saracenen, den erſten Eroberern

des Landes ab. Sie ſind groß, muskelkräftig, mit geiſtvollen, ſchönen Geſichtszügen, großen, ſchwarzen, durchdringenden Augen, etwas gebogener Naſe, regelmäßigen Zähnen, weiß wie Elfenbein, vollem, ſtarkem Bart und ſchwarzem Haupthaar. Die Hautfarbe in den nördlichen Gegenden iſt hellbraun, und wird ſüdwärts immer dunkler, endlich ganz ſchwarz; doch ohne die Negerphyſiognomie, welche erſt in Sudan ſich zeigt. Sie wohnen 10, 12 bis 100 Familien ſtark, patriarchaliſch in wandernden Zeltlagern; jeder Stamm unter ſeinem Scheich, welcher den Koran erklärt, Recht ſpricht und Streitigkeiten ſchlichtet. Auch ſie führen auf die wildeſte Art beſtändig Krieg, entweder mit den Berbern, oder mit den Steuereinnehmern des Oberherrn. Ihr Geſchäft iſt Krieg, ihr Einkommen Plünderung; wenn ſie keinen Krieg mit ihren Nachbarn führen, vermiethen ſie ſich als Hülfstruppen an die Deys. Allgemein haſſen ſie die Chriſten; doch ſind ſie weniger verſtellt und betrügeriſch als die Mohren oder Berbern. Das Recht der Gaſtfreundſchaft gilt blos innerhalb ihres kleinen Lagers. — Die Mohren oder Mauren ſind ein Gemiſch von allen Nationen, die ſich in Nordafrika niedergelaſſen haben, doch dem Hauptcharakter nach Araber. Sie nennen ſich ſelbſt Moslimin, d. i. Gläubige, oder Mebaizin, d. i. Stadtvolk. Als eifrige Bekenner von Mohammeds Lehre, verachten und haſſen ſie Chriſten und Juden. Sie ſind eiferſüchtig, argwöhniſch, ungeſellig, verſtellt, grauſam, der Liebe und Freundſchaft unfähig, dabei ſo träge und unthätig, daß ſie ganze Tage mit kreuzweis untergeſchlagenen Beinen an die Mauer gelehnt ſitzen, und ohne ein Wort zu ſprechen die Vorübergehenden betrachten. Keine Spur mehr von jener geiſtigen Bildung, zu der ſie im Mittelalter unter einer beſſern Regierung in Spanien ſich erhoben hatten. Sie ſind im höchſten Grade abergläubig, und in ihren Augen iſt es ein Verbrechen, ein gedrucktes Buch auch nur zu beſitzen. Der Maure lacht nie; ernſt und, wie es ſcheint, in ſich vertieft, den Bart ſich ſtreichelnd, giebt er kein Zeichen von Neugier oder geiſtigem Leben. Sein größtes Vergnügen iſt, ins Bad zu gehn, Kaffee zu ſchlürfen und Mährchen zu hören. Die gewöhnliche Speiſe iſt Kuskuſſu, eine Art Maccaroni. Auch trinken die Maroccaner viel Thee. Allgemein herrſcht unter den Mauren der Glaube, daß ſie einſt an einem Freitage zur Stunde des Gebets von einem rothgekleideten Volke werden überfallen und unterjocht werden. Bei ihrem blinden Fanatismus ertragen ſie jeden Wechſel des Schickſals gleichgültig, und ſterben unter den größten Schmerzen ruhig, wenn ſie nur mit dem Geſichte nach Mecca gewandt liegen können. — Unter den Mauren haben ſich auch freie Neger angeſiedelt, die in Marocco ſogar Staatsämter bekleiden und in der Armee dienen. Juden ſind über die ganze Berberei zerſtreut. Sie treiben den auswärtigen Handel. Sie ſtammen von der früheſten Einwanderung der Iſraeliten aus Phönizien ab, zu denen noch die Hunderttauſende, welche man aus Spanien und Portugal vertrieb, gekommen ſind. Ungeachtet der Verachtung, in welcher ſie in engen Quartieren von den übrigen Bewohnern der Städte abgeſondert, vom Pöbel beſchimpft und von den Reichen bedrückt leben, geſchieht doch alles durch ſie. Der unwiſſende Maure verpachtet an Juden ſeine Einkünfte, wählt unter ihnen ſeine Geſchäftsleute, Zöllner, Schreiber, Dolmetſcher u. ſ. w. Sie prägen die Münze und verfertigen alle Arten Schmuck. Man legt ihnen nach ihrem Alter harte Taxen auf; ſelten wird ein Mord beſtraft, den ein Maure an einem Juden begeht. Die den Mauren verhaßte ſchwarze Farbe iſt den Ju-

den allein zu tragen erlaubt. Deſto mehr putzen ſie ſich in ihren Häuſern. — Die vorherrſchende Volksclaſſe ſind die Türken. Seit ſich vor 300 Jahren durch den Verrath des erſten Horuc Rothbart (Barberousse) türkiſche und andere Seeräuber hier anſiedelten, haben die Türken Künſte, Wiſſenſchaften, Landwirthſchaft und Handel zerſtört, durch welche die arabiſchen Staaten hier wie in Granada blühten. Mittelſt ihrer politiſchen Vorrechte und ihres durch Seeraub und Sklavenhandel erworbenen Reichthums tyranniſiren ſie die Einwohner. Die Veranlaſſung zur Seeräuberpolitik dieſer nordafrikaniſchen Militärſtaaten gab zum Theil der beſtändige Krieg, den der Johanniter-Orden auf Malta mit den Ungläubigen führte. Die Ritter zerſtörten den mauriſchen Handel. Nun foderten Selim und Soliman auch ihre Unterthanen zu Corſarenzügen gegen die Chriſten auf. Bald bildeten ſich unter der Flagge des Halbmondes treffliche Seeleute. Unter ihnen zeichneten ſich die beiden Brüder Horuc und Ariadeno (oder Kahair Eddyn; ſt. 1546) aus, beide mit dem Zunamen Barberouſſe. Sie gründeten ſeit 1518 den Corſaren-Freiſtaat Algier, und gaben der Seeräuberei durch religiöſen Fanatismus einen heiligen Anſtrich. Da der arabiſch-mauriſche Handel abnahm, indem der chriſtliche ſich hob, ſo machten die Malteſer wenig, die Algierer hingegen viel Priſen. Tunis, Tripolis und Marocco folgten dem lockenden Beiſpiele, doch zeichnete ſich Algier ſtets vor den übrigen Barbaresken durch wilden Übermuth und Frevel aus. Hier ward, wie in Malta, die Eigenherrſchaft ausſchließlicher Beſitz ausländiſcher Krieger. Das regierende Kriegsvolk ward durch freiwillige Werbungen in Ländern von gleichem Glauben, mit Ausſchluß desjenigen, in welchem es herrſchte, unterhalten. Die Miliz behielt ſich das Recht der Wahl ihres Oberhauptes vor, und der Dey war der erſte unter ſeines Gleichen, für die Soldaten ein General und für die Landeseinwohner ein unbeſchränkter Herrſcher. Auch hinderte die algierſche Regierung die Ehen ihrer Soldaten, und ſchloß eiferſüchtig die Kinder derſelben, die Chiloulis, von aller Theilnahme an der Regierung aus, indem ſich die Türken die höheren Stellen vorbehielten. Daher läßt jedes zweite Jahr die Regierung Schiffe mit Commiſſarien nach der Levante zum Behufe neuer Werbungen abgehen. Man nimmt die Rekruten ſelbſt unter den Verbrechern in Conſtantinopel. Hier verachtet, werden ſie ſogleich in Algier Effendis, mit allem Hochmuth von Emporkömmlingen und Glücksrittern. Ihrer ſind nicht über 12 bis 13,000 und doch herrſchen ſie über mehrere Millionen Unterthanen. — Folgendes über die Geſchichte und den gegenwärtigen Zuſtand der einzelnen Barbaresken. Seit der Einnahme Nordafrika's durch Omar (647 nach Chr.) und andere Heerführer der arabiſchen Khalifen entſtanden an der Küſte mehrere kleine Staaten. Zeiri, ein vornehmer Araber, erbaute Algier (Aſchir) im J. 944 und erweiterte das Gebiet. Der fathimitiſche Khalif ertheilte der Familie des weiſen Zeiri (ſtarb 970) die erbliche Gewalt. Sie regierte unter dem Namen der Zeirithen bis 1148, in welchem Jahr Roger, König von Sicilien, dem letzten derſelben, Haſſan Ben Ali, Tripoli und einen großen Theil ſeines Landes abnahm, worauf ſich die Moraviden, Gebieter von Marocco, des Reſtes bemächtigten. Die Dynaſtie der Moraviden beherrſchte die ganze Küſte bis 1269, in welchem Jahr die Negerfürſten Abouhafs ein Reich zu Tunis ſtifteten. Ludwig der Heilige ſtarb bei der Belagerung an der Peſt (1270). Hierauf wurden die Beni Zian Meiſter des größten Theils des algieriſchen Staats, konnten aber nicht verhindern, daß ſich

die wichtigſten Städte Oran, Algier, Tunis und Tripolis, zu Freiſtaaten erhoben, welche durch Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien (ſeit 1492) ſehr volkreich wurden. Um das J. 1494 fingen ſie an, ſich für ihre Vertreibung aus Spanien durch Seeräuberei zu rächen. Ferdinand der Katholiſche rüſtete ſich daher mit ganzer Macht gegen ſie. Er eroberte 1506 Oran und mehrere andere Städte, machte ſich die Regenten von Tunis und Tremezene zinsbar; 1509 nahm er Tripolis ein, machte ſich Algier tributbar und erbaute vor dem Hafen dieſer Stadt auf einer Inſel ein Caſtell, welches mit einer ſtarken Beſatzung verſehen, den Handel dieſer Stadt ſchützte. Aber nach Ferdinands Tode riefen die Algierer einen türkiſchen Corſaren, den oben genannten Horuc Barberouſſe zu Hülfe, der nebſt ſeinem Bruder Khair Eddyn mit einem Geſchwader vor Algier erſchien. Er wurde von den Einwohnern feſtlich empfangen, ließ darauf den Emir Selim Eutemi, welcher bisher Algier vertheidigt hatte, erdroſſeln, und ſich 1518 von ſeinen Türken zum König ausrufen. Jetzt trat in Algier eine ſolche Tyrannei von Seiten der Türken ein, welche ohne Widerſtand mordeten und plünderten, daß die Einwohner ſich genöthigt ſahen, die Spanier ſelbſt um Hülfe anzuflehen. Aber ein Sturm zerſtreute die ſpaniſche Flotte. Darauf ſchlug Horuc Barberouſſe die Araber zurück, und eroberte Tunis und Tremezene. Allein vor Oran erlitt er von dem ſpaniſchen Statthalter, Marquis von Gomarez, eine ſolche Niederlage, daß er mit 1500 Türken auf dem Platze blieb. Da ſein Bruder und Nachfolger, Khair Eddyn, keine Möglichkeit ſah, ſich gegen die Chriſten und die unzufriedenen Algierer zu behaupten, ſo übergab er 1519 ſein Königreich an den Sultan Soliman, der ihn zum Paſcha ernannte und ihm 10,000 Janitſcharen überließ. Mit dieſen Truppen vertrieb er die Spanier aus der befeſtigten Inſel, welche er 1529 durch einen Damm mit dem feſten Lande verband, ſo daß die Stadt einen vortrefflichen Hafen erhielt. Er nahm hierauf Tunis mit Liſt, mußte es aber 1535 Carl V. überlaſſen, der den vertriebenen König wieder einſetzte und 20,000 Chriſtenſklaven befreite, die Citadelle Goletta aber für ſich behielt. Gegen Khair-Eddyns Nachfolger in der Paſcha-Würde, Haſſan, einen Renegaten aus Sardinien, unternahm Carl V., wider den Rath des erfahrenen Doria, im Spätjahre 1541 die Belagerung von Algier mit einer Flotte von 200 Segeln und 80,000 Mann. Die Spanier wollten ſich förmlich hier anſiedeln; denn Kaufleute, Handwerker und Weiber, ſogar Hofdamen, hatten ſich mit eingeſchifft. Allein den 23. October zerſtörte ein fürchterlicher Sturm mit Erdbeben und Platzregen den größten Theil der Flotte und das Lager. Carl mußte Geſchütz, Gepäck und einen großen Theil ſeines zerſtreuten Heeres zurücklaſſen. Er verlor blos im Sturme 15 Kriegsſchiffe, 140 Transportſchiffe und 8000 Mann. Sid-Utika, erzählen die Mauren, ein frommer Marabut, ſchlug das Meer ſo lange mit ſeinem Stocke, bis es die Geduld verlor und die Schiffe der Ungläubigen zerſtörte. Man errichtete dem Heiligen nach ſeinem Tode ein Denkmahl, und noch jetzt glaubt das Volk, man dürfe nur das Meer mit ſeinen Knochen ſchlagen, um eine chriſtliche Flotte durch Sturm zu vertreiben. Dieſer Erfolg machte die Barbaren kühn. Der Paſcha von Ägypten eroberte 1544 Tremezene, 1555 Bugia und 1569 Tunis, das ſich aber 1628 wieder befreite, bis es 1694 zinsbar gemacht und 1754 zum zweitenmale erobert wurde. Seitdem iſt es ſtets von Algier bald mehr, bald weniger abhängig geblieben. Vergebens erneuerten die Spanier 1703 ihre Angriffe gegen Algier, ſie verloren ſogar Oran

1708. Eben ſo vergeblich waren die Angriffe der Engländer, Niederländer und Franzoſen, doch ſchloſſen zuerſt die Engländer ſeit 1662 Verträge mit Algier, und züchtigten zuletzt in Verbindung mit den Niederländern den Trotz der Algierer im J. 1816. (S. d. Art. Sklavenhandel und Sklaverei der Weißen.) Allein die Beſchränktheit der Mittel, die man zur Bändigung der Algierer anwandte, die Eiferſucht der europäiſchen Staaten, und der Fanatismus ihrer Vertheidiger, alles trug dazu bei, daß Algier blos augenblickliche Demüthigungen erfuhr. Die Nordküſte von Afrika kann nur, nach völliger Ausrottung der türkiſchen Miliz, durch ein verſtändiges Colonialſyſtem gerettet werden. Der Übermuth der Barbaresken iſt trotziger als je. Im J. 1817 wagten ſich algieriſche Corſaren bis in die Nordſee und nahmen alle Schiffe weg, die nicht einer Macht gehörten, welche ihnen Geſchenke ſchickt, wie Schweden, Dänemark, Portugal, oder mit denen ſie Verträge abgeſchloſſen, wie England, Nordamerika, die Niederlande, Sardinien, Neapel und Frankreich. Zwar haben die Regierungen von Marocco, Algier, Tunis und Tripolis die chriſtlichen Gefangenen nicht mehr als Sklaven, ſondern mehr als Kriegsgefangene zu behandeln verſprochen (ſ. d. Art. Sklavenhandel), allein dadurch iſt das Loos der Unglücklichen, die in ihre Hände fallen, nicht beſſer geworden, die Mißhandlung vielmehr ärger. Man hat die Mannſchaft beraubter Schiffe ermordet gefunden. Auch die Flagge der minder mächtigen Staaten wird ungeachtet der Verträge ſelten geachtet, und am Ende des J. 1817 lief aus dem von der Peſt heimgeſuchten Algier eine ganze Raubflotte aus, die noch überdies die Peſt am Bord hatte. Ihre Wuth kehrte ſich vorzüglich gegen die deutſche Schifffahrt. Es ward deßhalb in Hamburg ein antipiratiſcher Verein gebildet und auf dem Bundestage eine eigene Commiſſion ernannt, die zweckdienliche Maßregeln vorſchlagen ſollte. Die meiſten Mächte ſcheinen Englands Schutz zu ſuchen; nur Baden hat es als eine Nationalſache des deutſchen Bundes angeſehen, ſelbſtthätig Schiffe zum Schutze des deutſchen Handels auszurüſten, wie ſchon die Hanſe es vermochte. — Was die von Großbritannien und Frankreich im Namen aller europäiſchen Mächte an die Barbaresken 1819 gethane Auffoderung, das europäiſche Völkerrecht als verbindlich zu beobachten, bewirken wird, muß die Zukunft zeigen. — Unter den drei Seeräuberſtaaten, Algier, Tunis und Tripolis, iſt Algier der Sitz des wildeſten Soldatenpöbels. Die willkürlichen Erpreſſungen des ehemaligen Paſcha machten ſeine Herrſchaft ſo verhaßt, daß die Einwohner im J. 1628 Abgeordnete nach Conſtantinopel ſandten, welche Achmed I. bewogen, in die Beſchränkung der Macht des Paſcha einzuwilligen. Man ernannte daher einen Dey als Oberhaupt der Finanzen, und ließ dem Paſcha nur Gehalt und Rang. Als hierauf die Paſchen ihr voriges Anſehen wieder zu erlangen ſuchten, ließ der Dey, Babu Ali, 1710 den Paſcha auf ein Schiff werfen, und ſandte ihn mit der Erklärung nach Stambul, daß die Algierer keinen Paſcha mehr von der Pforte annehmen, ſondern ſich durch ſelbſt gewählte Deys regieren würden. Achmed III. ernannte jetzt den jedesmaligen Dey zu ſeinem Paſcha, und entſagte dadurch aller Einwirkung in die Staatsgewalt dieſer Soldaten-Republik. Seitdem ſchickt der Großherr nur von Zeit zu Zeit einen Chiaux nach Algier, den man mit großer Ehre empfängt, bewirthet, bewacht und baldigſt wieder fortſchickt. Aber auch das perſönliche Schickſal der Deys war nicht geſicherter, als das ihrer Vorgänger. Selten iſt einer ſo glücklich wie Mahomed III., welcher 1791, nach einer dreiundzwanzigjäh-

rigen Regierung, in einem Alter von dreiundneunzig Jahren ſtarb. Den letzten, Omar Paſcha, der den Lord Exmouth einen ſo entſchloſſenen Widerſtand entgegenſetzte, und eben ſo tapfer als klug und thätig war, ermordeten die Soldaten im J. 1817. Sein Nachfolger, Aly Hodja, ein geborner Türke, begab ſich daher in der Nacht vom 2. November 1817 mit ſeiner Familie, ſeinen Schätzen und den Miniſtern in das feſte Schloß Kiaska oder Charba, welches bis in die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts die Reſidenz ſeiner Vorfahren geweſen war, auf deſſen Beſatzung er ſich ganz verlaſſen konnte, und hielt die Stadt nebſt der unruhigen Türken-Miliz durch funfzig Kanonen in Ordnung. Er behandelte die europäiſchen Conſule und die fremden Kaufleute mit empörender Willkür und Grauſamkeit. Sein Nachfolger Huſſein, der friedlicher geſinnt zu ſein ſcheint, hat ebenfalls um ſeiner Sicherheit willen jenes Schloß zu ſeiner Reſidenz gewählt. Der Dey von Algier hat eine unumſchränkte Gewalt, obgleich die erſten Staatsbeamten und Offiziere einen Divan bilden. Die Wahl des Dey hängt ganz von den gemeinen Soldaten ab. Sie muß einſtimmig ſein, daher gewöhnlich eine Partei die andere zum Beitritt nöthigt. Der Gewählte muß die Stelle annehmen. Der neue Dey läßt nicht ſelten, um ſeine Anhänger mit Stellen zu belohnen, alle Beamte ſeines Vorgängers umbringen. Der Dey kann über alles verfügen, außer über Geſchäfte, welche die Religion betreffen. Sein Hauptgeſchäft iſt die Rechtspflege. Er hält täglich Gericht, außer Donnerstags und Freitags, wobei ſämmtliche Beamte zugegen ſind. Alles wird ſchnell abgethan und auf der Stelle vollzogen. Der vorige Dey bewaffnete die Eingebornen des Landes, Mohren und Neger, gegen die eigenen Landsleute, die türkiſche Miliz, und erkaufte ihre Anhänglichkeit durch den heiligen Schatz im alten Schloſſe, deſſen er ſich bemächtigt hatte. Um Europa zu trotzen, war er mit Marocco, Tunis und Tripolis in einen Kriegsbund zuſammengetreten. Befolgt auch ſein Nachfolger Huſſein dieſen Plan, ſo beginnt eine neue Periode in der Geſchichte dieſer bisher türkiſchen Soldaten-Republik. Die brittiſche Regierung wird von dieſen Barbaren mehr gefürchtet, als jede andere. Sie beobachten die mit England geſchloſſenen Verträge, und in Marocco hat ſeit dem Tractat von 1721 der brittiſche Conſul ſtets in großem Anſehen geſtanden. Aus dieſem Grunde mißbilligte das Quarterly Review (Vol. XV. 1816) jede Theilnahme Englands an einem Kreuzzuge gegen die Barbaresken, wozu Sir Sidney Smith, als Präſident des nun aufgelöſten Antipiraten-Vereins in Paris, die chriſtlichen Mächte aufgefodert hatte. Jene Zeitſchrift führt glaubwürdige Zeugniſſe an, daß der Zuſtand der Sklaven, wenigſtens in Marocco und Tripolis, ſtets leidlich geweſen, und daß ihre Auslöſung nie Schwierigkeiten gehabt, ſeit aber auch in Marocco die Sklaverei der Chriſten abgeſchafft worden, hätten Schiffbrüchige und andere Europäer, die in die Hände der Araber und türkiſchen Freibeuter fielen, keinen Werth mehr, und man ermorde ſie, wenn man ſie nicht in das Innere von Afrika ſchleppen könne. Die meiſten Chriſtenſklaven ſind Italiener; aber auch die italieniſchen Staaten behandeln die gefangenen Mohren als Sklaven. — Über den gegenwärtigen Zuſtand der einzelnen Staaten der Berberei iſt Folgendes das Wichtigſte. I. Das Reich Fez und Marocco enthält 13,712 Q. M., und nach Jackſon 14 Mill. Einwohner (?). Andere ſchätzen die Volksmenge auf höchſtens fünf Mill. Seit 1797, wo Muley Hezid, ein Ungeheuer, ähnlich dem berüchtigten Muley Iſmael, mit wel-

chem Georg I. von England das Bündniß 1721 ſchloß, das Leben verlor, regierte deſſen Bruder, Muley Solyman, ein Abkömmling von einem Geſchlecht der erſten arabiſchen Eroberer des Landes. Er iſt ein friedlicher Fürſt, der keine Türken als Peiniger ſeiner Unterthanen anſtellt. Die wichtigſten Ämter bekleiden freie Neger ohne Gehalt, daher ſie Geſchenke nehmen und erpreſſen. Der maroccaniſche Handel iſt äußerſt wichtig, vorzüglich zu Mogadore; die meiſten chriſtlichen Mächte erkaufen daher das friedliche Verkehr mit jährlichen Geſchenken, z. B. Schweden mit jährlichen 25,000 Piaſtern. Der Sultan reſidirt in Mekinez. Über den Zuſtand der arabiſchen Literatur in Fez, der hohen Schule der Mohammedaner in Afrika, ſ. Ali Beys (eines Spaniers) Reiſe in Marocco, Tripoli u. ſ. w. in den J. 1803 und 1807. Die Spanier beſitzen noch im Reiche Fez die Feſtungen Ceuta, Velez de Gomera, Melilla und Tanger. — II. Der Staat von Algier liegt zwiſchen Tunis und Fez; er enthält 4218 Q. M. mit $1\frac{1}{2}$ Mill. Einwohnern. Die Einkünfte des Dey belaufen ſich auf 670,400 Piaſter. Nach dem 1816 zwiſchen Neapel und Algier geſchloſſenen Frieden zahlt Neapel jährlich an Algier 24,000 Piaſter und giebt für jeden gefangenen Neapolitaner 1000 Piaſter (1300 Thlr.) Löſegeld. Die Amerikaner haben ſich von dieſem Tribute befreit. Denn, nachdem ſie am 20. Junius 1815 die algieriſche Escadre bei Carthagena völlig geſchlagen, mußte der Dey einen Vertrag mit ihnen abſchließen, in welchem er allem Tribut entſagte, und ſogar für die aufgebrachten amerikaniſchen Schiffe einen Erſatz von 60,000 Piaſtern leiſtete. Über das Verhältniß Algiers zu England ſ. d. Art. Sklavenhandel. Die Seemacht des Dey beſteht gegenwärtig aus einer Brigg von 22 Kanonen, einer Goelette von 14 Kanonen und einer Galeere. Die Hauptſtadt Algier (140 Seemeilen von Gibraltar) mit 80,000 Einwohnern, darunter 10,000 Juden, iſt von der Seeſeite ſtark befeſtigt. In den Provinzen, unter welchen Conſtantine (die volkreichſte Stadt nach Algier, mit alten Denkmählern) an Tunis grenzt, regieren Beys despotiſch; die Dörfer haben eigene Schechs; befiehlt ein Schech über mehrere Dörfer, ſo heißt er Emir. — III. Der Staat von Tunis, zwiſchen dem Meerbuſen Kabes und Algier, enthält auf 3400 Q. M. drei Mill. Einwohner. In Tunis, das 130,000 Einwohner zählt, darunter 30,000 Juden, kommen jährlich drei Karavanen aus dem innern Afrika an, und andere aus Conſtantinopel über Ägypten. Die Regierung hat viele Monopole, welche ſie (wie die Zölle) Meiſtbietenden (gewöhnlich Juden) überläßt. Der Bey von Tunis, ſeit 1814 Sidi Mahmud Flaſſen, iſt ein mauriſcher Fürſt, der dem Großſultan in Conſtantinopel jährlich anſehnliche Geſchenke entrichtet. Sein Hof (ein Divan von 37 Perſonen) und ſeine Unterthanen ſind gebildeter, und weniger bigott und feindſelig gegen die Fremden, als die von Algier. Die Einkünfte ſchätzt man auf 24 Mill. Fr. Die Seemacht des Bey beſtand 1818 aus 107 Fahrzeugen, darunter 4 Gabarren von 48 Kanonen, 2 Corvetten von 24 Kanonen, 1 von 22, 1 von 18 Kanonen, 1 Brigg von 18 Kanonen, 1 von 14, mehrere Goeletten, Schebecken und Kutter von 16 bis 4 Kanonen, 84 Kanonierſchaluppen und 3 Bombenſchiffe. Noch liegen mehrere Kanonenböte bei der Feſtung Goelette und bei Porto Farino. Die Landmacht beſteht aus 25,000 Mann, wovon 2500 beſoldet werden, und 5400 Türken ſind, ohne die irregulären Truppen. Nach Tunis iſt Kairwan die volkreichſte Handelsſtadt, mit einer großen Moſchee, die auf 500 Granitſäulen ruht, der heiligſten in ganz Nordafrika. Bei

Berſach (vielleicht Byrſa, die feſte Burg des alten Karthago) ſieht man noch die hohen Bogen eines karthagiſchen Aquäducts. Aber verſchwunden iſt der dreifache Wall mit ſeinen hohen Thürmen, mit den Ställen für 300 Elephanten und 4000 Pferden, und den Caſernen des karthagiſchen Miethheeres, keine Spur mehr von dem alten Hafenbau, wo die 2000 Kriegs- und 3000 Transportſchiffe lagen, auf denen Hamilkar ſeine Truppen nach Sicilien führte. Kaum einige Trümmer von Ciſternen und Cloaken zeigen den Ort, wo Karthago ſtand, die Stadt von 700,000 Einwohnern. Man hofft bald vom Grafen Borgia in Neapel (dem Neffen des Cardinals) eine Beſchreibung von Tunis und den Ruinen Karthago's zu erhalten. — IV. Der Staat von Tripolis, zwiſchen der großen und kleinen Syrte (dem Buſen von Kabes), enthält 8837 Q. M. mit mehr als 2 Mill. Einwohnern, von denen der größte Theil vom Raube lebt. Der Handel iſt faſt ganz in den Händen der Juden. Dem Dey von Tripolis iſt noch ein Paſcha an die Seite geſetzt, der dem Namen nach Unterthan der Pforte iſt und vom Großherrn beſtätiget wird. Die einzelnen Provinzen werden durch Beys regiert. Auch an Tripolis zahlen die chriſtlichen Mächte jährliche Geſchenke, z. B. Dänemark ſeit 1806, 6000 Piaſter. Der Dey hält 3000 Mann ſtehende Truppen, ohne die Reiterei und die Miethtruppen. Die Seemacht beſtand 1815 aus 13 kleinen Kriegsſchiffen. Die Caper ſind ſämmtlich das Eigenthum des Paſcha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen Neapolitaner 300 Dollars Löſegeld bezahlen, und bei der Anſtellung eines neuen Conſuls 4000 Piaſter entrichten. Die Hauptſtadt Tripolis hat 20,000 Einwohner, ein Hoſpital für kranke Chriſtenſklaven und wichtige Fabriken. Am Eingange der Stadt ſteht ein Triumphbogen Marc Aurels. Auch oſtwärts an der Küſte der großen Syrte, vorzüglich zu Lebida (Leptis Magna), giebt es prächtige Ruinen von Aquäducten, Amphitheatern und zerbrochenen Säulen von Porphyr, Granit und Verbantico. Von Bildhauerarbeit hat man nur unbedeutende Bruchſtücke gefunden; doch iſt die Küſte vom Cap Bon bis Alexandria noch wenig erforſcht. Die Landſchaft Fezzan mit der Reſidenz des Königs, Murzuk, einer Stadt von 20000 Einwohner, 80 Meilen von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan ſchickt dem Paſcha von Tripolis jährliche Geſchenke. Auch die Landſchaft Barka (ſ. d. Art.) ſteht größtentheils unter der Oberherrſchaft des Bey von Tripolis. — V. Die Landſchaft Biledulgerid, Palmen- oder Dattelland, von Sus bis Tripolis, ſüdwärts am Fuße des Atlas, iſt größtentheils eine unfruchtbare Sandwüſte, mit einigen grünen Oaſen. Das Land iſt reich an Dattelfrucht. Die Einwohner treiben Karavanenhandel ins innere Afrika, nach Ägypten, Arabien und Perſien. Einige Theile dieſes Landes, z. B. Tafilet und Dara, ſind von Marocco, andere von Algier, noch andere (mit Tozer, dem Haupt-Dattelmarkte) von Tunis abhängig. Das unabhängige Biledulgerid, mit der Hauptſtadt Gabemes, ſteht unter einem geiſtlichen Fürſten, der unumſchränkt regiert und in Illerik wohnt. — Über die Berberei vergl. man des Dänen v. Holcks Nachrichten über Tunis. Blaquiere's Letters from the Mediterranean containing a civil and political account of Sicily, Tripoli, Tunis and Malta. Lond. 1813. 2 Bde. m. Kpf.; des verſtorb. Richard Tully's (britt. Conſuls) ſehr anziehende Narrative of a ten Year's Residence at Tripoli; an account of the Domestic Manners of the Moors, Arabs and Turks. Lond. 1816. 4.; Keatinge's Travels in Europa and Africa, with a parti-

cular Account of Marocco. Lond. 1816, 4. und **Macgill's** Account of Tunis. Glasgow 1811, nebſt der gehaltvollen Kritik dieſer und anderer Schriften im Quarterly Review. Vol. XV. Lond. 1816, S. 139 — 183. K.

Barbetten heißen im Feſtungsbau erhabene Plätze, auf welche das Geſchütz geſtellt wird, wenn keine Schießſcharten da ſind.

Barbiton, ein muſikaliſches Inſtrument bei den Alten, welches ſeiner vielen Saiten wegen auch Polychordon hieß. Seine eigentliche Beſchaffenheit iſt uns unbekannt. Die Dichter verwechſeln es oft mit der Laute und Cither.

Barbou, der Name einer berühmten Buchdruckerfamilie, die bis in das ſechzehnte Jahrhundert hinaufſteigt. Die aus ihren Preſſen hervorgegangenen Werke zeichnen ſich durch Correctheit und Eleganz aus. Mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ließen ſie ſich in Paris nieder. Hier ſetzte Joſeph Gerard Barbou die Sammlung lateiniſcher Claſſiker fort, welche Antoine Couſtelier angefangen hatte, und die ſich durch ihren eleganten Druck empfehlen. Couſtelier hatte gedruckt den Catull, Tibull, Properz, Lucrez, Salluſt, Virgil, Nepos, Lucan, Phädrus, Horaz, Vellejus, Eutrop, Juvenal und Perſius, Martial und Terenz. Barbou druckte den Cäſar, Curtius, Plautus, Tacitus, Seneca, Ovid, Cicero, Juſtin, beide Plinius und Livius; und außerdem in gleichem Format einige Nicht-Claſſiker. Der jetzige Beſitzer des Verlags, Auguſte Delalain, hat ganz neuerlich die Sammlung noch mit 4 Bänden vermehrt, wovon zwei den Quintilian, einer den Juvencius, und einer Musae rhetorices enthalten.

Barca, ein wüſtes, zum Anbau großen Theils untaugliches Land, (4150 Q. M. mit 300 000 Einw.) zwiſchen Tripolis und Ägypten. Es hat einen hoch mit Flugſand bedeckten Kalkſteinboden; im Weſten und Süden iſt das Gebirge **Harutſch**, wahrſcheinlich vulkaniſchen Urſprungs. Das Küſtenland iſt eine osmaniſche Provinz, unter einem Sandſchak in der Stadt **Barca**. Hier liegt auch **Tolometa** (Ptolemais) mit griechiſchen Ruinen; die Überbleibſel des alten prächtigen **Cyrene** heißen jetzt Kuren oder Grenne. Die Gebirge von **Derne** (mit der Stadt gleiches Namens) ſtehen unter einem Bey, der vom Bey von Tripolis ernannt wird, und ihm jährlich einen Tribut von 6000 Piaſter zahlt. Auch der Bey des D. Bingazi (ſonſt **Berenice**) mit den Häfen am Golf von Sidra (z. B. Tajonne), ſo wie die kleine Handels-Republik **Augila** im innern Lande, ſtehen unter dem Bey von Tripolis. In der Wüſte liegen vier Tagereiſen weſtlich vom Nil einige fruchtbare und bewohnte Thäler, **Oaſen**. Eine ſolche Oaſe iſt auch der waſſerreiche Theil der Republik **Schiwa**, die den Schutz der Pforte anerkennt, und an den Paſcha von Ägypten Tribut entrichtet. Die Hauptſtadt **Schiwa**, das alte **Ammonium**(?) (ſ. d. Art. **Ammon**), hat 6000 Einw. und Dattelhandel. Im März 1820 will der Ritter Frediani in der Oaſe des Jupiter Ammon die Ruinen des alten Orakeltempels wieder gefunden haben. Seiner Beſchreibung haben jedoch der Architekt Gau in Rom, und der franz. Conſul in Ägypten Drovetti widerſprochen. Die Einwohner ſind meiſt arabiſcher Abkunft, Mohammedaner und zum Theil Straßenräuber. K.

Barcarolles, eine Art Geſänge der Gondelfahrer zu Venedig, zwar nur für den Pöbel, und öfters von den Gondelfahrern ſelbſt componirt, aber von höchſt angenehmer Melodie. Der freie Zutritt, den die Gondelirer überall haben, ſetzt ſie in den Stand, ihren Geſchmack zu bilden. Die meiſten von ihnen haben einen großen Theil von **Taſſo's**

befreitem Jeruſalem, ja manche daſſelbe ganz inne; ſie ſingen es in den Sommernächten von einer Barke zur andern, und man kann wohl behaupten, daß vor Taſſo nur Homer und außer dieſen beiden kein anderer epiſcher Dichter ſo in dem Munde ſeiner Nation gelebt habe und lebe.

Barcelona, iſt eine der größten Städte Spaniens und die Hauptſtadt der Provinz Catalonien. Sie liegt, elegant gebaut, in Geſtalt eines halben Mondes am mittelländiſchen Meere unter 2° 9′ 57″ öſtlicher Länge und 41° 21′ 44″ nördlicher Breite, und iſt ein Hauptplatz für den Handel in dieſen Gewäſſern, welchem ſie hauptſächlich Gedeihen und Wohlſtand verdankt. Die Stadt ſelbſt iſt gut befeſtigt, außerdem liegt noch auf der öſtlichen Seite eine ſtarke Citadelle, welche im J. 1715 erbauet wurde, und mit der am Meere liegenden Schanze San Carlos eine verborgene Verbindung hat. An der Abendſeite der Stadt liegt der Berg Montjui, auf deſſen Gipfel ſich ein Fort, das den Hafen beſchützt, befindet. Sie iſt in die obere und untere Stadt eingetheilt, und enthält mit Inbegriff der anſtoßenden Stadt Barcelonetta (gegründet im J. 1752, regelmäßig gebaut und bewohnt von 10,000 Menſchen, hauptſächlich Schiffswerkleuten, Matroſen und Soldaten) 360 Straßen, 10,200 Häuſer und 111,500 Einw. Das Induſtriweſen von Barcelona iſt ſehr wichtig. Man zählt 30 Calico-Preſſen, 150 Baumwollen-Manufakturen, viele Seidenwebereien; auch Spitzen, Franzen, Stickereien, Treſſen, Bänder, Hüte, Strümpfe, Seife, Stahl- und Kupferarbeiten, insbeſondere aber treffliche Flinten, Piſtolen und Seitengewehre für die ſpaniſche Armee, früher auch für Neapel und die amerikaniſchen Colonien, werden hier in großer Menge verfertigt. Der Hafen iſt zwar ſehr geräumig, hat aber eine beſchwerliche Einfahrt und iſt für Kriegsſchiffe nicht tief genug; er wird durch einen großen Damm geſchirmt, an deſſen Ende ein Leuchtthurm und ein Bollwerk befindlich ſind. Die Ausfuhr beſteht außer den erwähnten Manufacturartikeln größtentheils in Wein und Branntwein, die Einfuhr hingegen in franzöſiſchen und italieniſchen Fabrikwaaren, Getreide, caroliner und mailändiſchem Reiß, Bauholz aus der Oſtſee, gelbem Wachs aus der Berberei, ſchwediſchem Eiſen, Stahl aus Steiermark, Hanf aus Riga und Petersburg, Leinen, Kupfer und Eiſendraht aus Deutſchland. Ein weſentlicher Einfuhrartikel iſt auch Stockfiſch, den die Engländer aus Newfoundland einbringen. Der Geſammtbetrag des Ein- und Ausfuhrhandels wird auf mehr als 10 Mill. Thaler angeſchlagen. Die Stadt enthält 82 Kirchen, worunter 9 Pfarrkirchen, 27 Mönchs- und 18 Nonnenklöſter, ferner eine Univerſität, mehrere öffentliche Bibliotheken, eine öffentliche Naturalienſammlung, eine Freiſchule im Zeichnen, eine Ingenieur- und Artillerieſchule, eine Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften, ein Findelhaus, ein großes Hoſpital, welches 3000 Kranke enthalten kann, ein Theater, ein großes Arſenal, und eine ſtarke Kanonengießerei und einen Schiffswerft. Es iſt hier der Sitz eines Inquiſitionsgericht, eines Biſchofs, Suffragans des Erzbiſchofs von Tarragona, ferner eines General-Capitäns und eines hohen Gerichtshofes. Bis zum zwölften Jahrhundert ſtand Barcelona unter der Herrſchaft eigener Grafen, ward aber durch die Vermählung des Grafen Raymund V. mit der Tochter Ramirus II., Königs von Aragonien, mit dieſem Reiche vereinigt. Im J. 1640 entzog es ſich mit ganz Catalonien der ſpan. Herrſchaft, und unterwarf ſich der franz. Regierung; doch 1652 kehrte es zum Gehorſam gegen Spanien zurück, ward 1691 durch eine franz. Flotte bombardirt, von

einer Armee der nämlichen Macht 1697 eingenommen, im ryswicker Frieden an Spanien zurückgegeben. Im ſpan. Erbfolgekriege ſchlug ſich Barcelona auf die Seite des Erzherzogs Carl, ward von Philipps V. Truppen unter dem Herzog von Berwick 1714 belagert, und nach einem tapfern äußerſt beharrlichen Widerſtande erobert. Um die Einwohner für die Zukunft im Zaume zu halten, ward die oben erwähnte ſtarke Citadelle an der Oſtſeite der Stadt aufgeführt. Am 16. Febr. 1808 ward Barcelona durch ein franz. Truppencorps unter dem General Duhesme durch Überrumpelung eingenommen, und blieb im Beſitz der Franzoſen, bis im J. 1814 ſämmtliche Truppen dieſer Nation aus Catalonien zurückgezogen wurden, um Frankreich gegen die eindringenden alliirten Mächte zu vertheidigen, worauf Barcelona von den Spaniern wieder in Beſitz genommen ward.

Barclai de Tolly (Fürſt), ruſſiſch kaiſerlicher Generalfeldmarſchall, geb. 1760, war der Sohn eines Predigers in Liefland, ſtammte aber urſprünglich aus einer alten ſchottiſchen Familie ab, deren Namen einige berühmte Gelehrte geführt haben. Er diente mit Auszeichnung in der ruſſiſchen Armee, und erwarb ſich in den Feldzügen 1806 und 1807 gegen die Franzoſen durch perſönliche Bravour vielen Ruhm. Auch in dem Kriege, der 1808 mit Schweden ausbrach, zeichnete er ſich in Finnland bei verſchiedenen Gelegenheiten aus. Zur Belohnung ſeiner Verdienſte wurde er 1809 zum Generallieutenant, nachher zum General der Infanterie und im Jahre 1811 zum Kriegsminiſter ernannt, welche Stelle er bis zum Jahr 1813 bekleidete. Nach dem Rückzuge der Franzoſen aus Rußland im Winter 1812 erließ er unterm 3. Jan. 1813 den bekannten merkwürdigen Aufruf an die deutſchen Truppen bei der franzöſiſchen Armee, in welchem er ſie auffoderte, ſich unter dem Schutze Rußlands in eine deutſche Legion zu vereinigen, um die Franzoſen aus Deutſchland vertreiben zu helfen. Bei Eröffnung des Feldzuges im J. 1813 commandirte er ein Reſervecorps an der Weichſel. Nach der Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813) wurde ihm das Obercommando über die ruſſiſchen, preußiſchen und ſchwediſchen Truppen übertragen, und er führte ſie zum Siege bei Leipzig. Sein Kaiſer erhob ihn zur Belohnung zum Grafen. Barclai de Tolly ging nun mit der ruſſiſchen Hauptarmee durch die Schweiz nach Frankreich. Am 30. Mai befand er ſich mit den übrigen alliirten Armeen unter den Mauern von Paris, und zog am 1. April dort ein. Der Kaiſer Alexander ernannte ihn an dieſem Tage zum Generalfeldmarſchall. Im Juli 1814 ging er mit der ruſſiſchen Armee aus Frankreich zurück, und nahm ſein Hauptquartier zu Warſchau. Am Ende des Jahrs 1814 wurde auf Befehl des Kaiſers das ruſſiſche Heer in zwei Armeen getheilt. Über die nördliche erhielt Barclai de Tolly das Obercommando, über die ſüdliche der General Benningſen. Als im J. 1815 die Rückkehr Napoleons und die dadurch in Frankreich bewirkte Revolution die Ruhe Europa's aufs neue bedrohte, ließ auch Kaiſer Alexander ſeine Truppen gegen den gemeinſchaftlichen Feind marſchiren. Mit einer Armee von 200,000 Mann ging der Feldmarſchall Barclai de Tolly in ſchnellen Märſchen aus Polen nach dem Rhein und drang in Frankreich ein. Die ausgezeichnet gute Mannszucht, welche die ruſſiſchen Truppen unter ſeinen Befehlen in dieſem Lande beobachteten, wurde ſehr gerühmt. Das Hauptquartier des Feldmarſchalls war anfangs zu Chalons an der Marne, in der Champagne, ſpäter in dem nicht weit davon entfernten Städtchen Vertus. In der daſigen großen

Ebene, den durch die Niederlage des Attila (im J. 451) berühmt gewordenen catalauniſchen Feldern, hielt der Kaiſer Alexander am 10. Sept. 1815 eine, in ihrer Art einzige Muſterung über ſeine, unter Barclai de Tolly's Befehl hier aufgeſtellte, 150,000 Mann ſtarke Armee. Am folgenden Tage fand eine große religiöſe, tiefen Eindruck erregende Ceremonie Statt, welche Frau von Krüdener in einer eigenen Schrift: le Camp de Vertus, geſchildert hat. Der Kaiſer Alexander erhob bei dieſer Gelegenheit den Feldmarſchall Barclai de Tolly in den Fürſtenſtand. Auch der König von Frankreich bewies ihm ſeine Erkenntlichkeit, und gab ihm bei einem Beſuche in Paris das Commandeurkreuz des Ludwigsordens. Da bald nachher der größte Theil der ruſſiſchen Armee zurückkehrte, ſo ging auch Barclai de Tolly im October nach Rußland zurück. Die Verfügungen, die er in Rückſicht des Unterhalts der Truppen zur Erleichterung der Einwohner derjenigen Länder, durch welche der Rückmarſch ging, veranſtaltete, haben ihm ein ehrenvolles Andenken geſtiftet. Im Febr. 1817 kam der Fürſt Barclai de Tolly auf kurze Zeit nach Petersburg. Ihm zu Ehren fand eine Gallaparade der in der Hauptſtadt und der Umgebung garniſonirenden Truppen Statt. Mit Auszeichnungen überhäuft, und auf Koſten des Hofes bewirthet, kehrte der Fürſt nach Mohilew zurück. Er ſtarb zu Inſterburg in Preußen am 25. Mai 1818.

Barden, Dichter und Rhapſoden der Celten oder Galen, welche die Thaten der Helden zur Harfe ſangen, vor der Schlacht das Heer zur Tapferkeit anfeuerten, demſelben zum Kampfe voranſchritten und während der Schlacht die Streitenden beobachteten, um die Thaten der Gegenwart dem Andenken der Nachkommen im Liede zu überliefern. Sie waren ſo heilig geachtet, daß der hitzigſte Kampf ſtille ſtand, wenn ſie ſich zwiſchen die Kämpfenden ſtellten. Die Celten (Kelten, Galen, von den Römern Gallier genannt), welche zu Cäſars Zeiten zwiſchen der Rhone und Garonne wohnten (Jul. Caes. I. 1.), brachten ſie mit nach England. Allein ſie wurden von da nach Irland, Schottland und in die umliegenden Inſeln gedrängt. Hier, beſonders in der oberſten Spitze des abgeſonderten Schottlands, erhielt ſich ihre Sprache, und mit ihr der Bardengeſang am längſten. Jeder Heerführer hatte Barden in ſeinem Gefolge. Ein ſolcher Barde war der berühmte **Oſſian**, unter deſſen Namen viele Geſänge geſammelt und kürzlich von Ahlwardt nach dem galiſchen oder gäliſchen (Gaulois) Original überſetzt worden ſind. Man nennt die ſchottiſchen Barden auch kaledoniſche, und den Oſſian vorzugsweiſe **den kaledoniſchen Barden**, von den frühern Bewohnern Schottlands, den Kaledoniern, deren Wohnſitze die Galen einnahmen. Die Barden verſchwanden mit der wachſenden Herrſchaft des Chriſtenthums allmählig; eben ſo die Druiden oder Prieſter der Galen, zu deren Orden ſie gehört haben ſollen. Ob auch die germaniſchen Völker, welche zu dem **gothiſchen** Stamme gerechnet werden, **Barden** gehabt haben, iſt ſehr beſtritten worden; ſo viel iſt aber gewiß, daß in der neuern Zeit mit dieſem Namen die älteſten Sänger der Vorzeit **überhaupt**, ohne Rückſicht auf Nation, belegt zu werden pflegten. Daß aber auch die Deutſchen in letzterer Hinſicht (und da ohnehin das Wort **Barde** von dem celtiſchen und germaniſchen **Bar**, Geſang, Geſchrei abſtammt) **Barden**, d. h. ihre älteſten Nationaldichter, und **Bardenlieder**, obgleich nicht auf dieſelbe Weiſe wie die Galen oder Celten beſaßen, leidet kaum einen Zweifel. S. auch **Skalden**. T.

Bardiet (auch Bardit — der und das). Dieſer Name iſt auf eine ſehr unbeſtimmte und beſtrittene Stelle des Tacitus (Germ. 7.) gegründet. Selbſt Heyne wagte nicht zu entſcheiden, ob barditus, barritus oder baritus zu leſen ſei, mit welchem Worte Tacitus den Vortrag der Schlachtgeſänge bei den Germanen bezeichnet. Adelung, in ſeiner älteſten Geſchichte der Deutſchen rc. Leipz. 1806, S. 387, zieht baritus vor, verſteht darunter das Kriegsgeſchrei, den Schlachtruf der Germanen, und läugnet damit zugleich, daß es bei ihnen Barden gegeben habe. Andere, welche barditus leſen, verſtehen darunter den Bardengeſang in der Schlacht, und nehmen daher auch Barden bei den Deutſchen an. Indeſſen redet doch Tacitus auch an andern Stellen (Cap. 2 und 3) von alten Geſängen der Germanen, welche den Urſprung und die Thaten ihres Geſchlechts beſangen, mithin hatten dieſelben auch Barden und Bardenlieder, nur in einem allgemeinern Sinne (ſ. d. vor. Art.), als die Völker celtiſchen Urſprungs, welche in den Oſſianiſchen Geſängen Überreſte ihrer Bardenzeit gerettet haben; und wir können uns folglich des Namens Bardiet mit Recht zur Bezeichnung des Bardengeſanges fortbedienen, wenn wir nur nicht an die Eigenthümlichkeit jener celtiſchen Nationalſänger denken, welche urſprünglich allein Barden geheißen zu haben ſcheinen. Carl der Große ließ eine Sammlung deutſcher Bardenlieder (uralter Nationalgeſänge) veranſtalten, welche aber leider verloren gegangen iſt. Die ſkandinaviſchen Völker beſitzen noch einige Bardenlieder in den Geſängen ihrer Skalden. Auch treffen die Geſänge der älteſten Nationaldichter eines Volks gewöhnlich in einem Gegenſtande zuſammen, d. i. in der Beſingung der Thaten der Helden, welche an die Götter grenzen, und in dem kriegeriſchen Charakter der Geſänge, welcher zur Tapferkeit entflammt. Daß nun auch die Deutſchen ſolche Geſänge hatten, ſagt Tacitus in jener Stelle; daß aber der Geſang kaum mehr als ein wildes Geſchrei geweſen, verſteht ſich von ſelbſt, und iſt auch aus mehreren andern Stellen zu beweiſen. Letzteres nun iſt in den Begriff des neuern Bardiets, wie es vorzüglich zu Klopſtocks Zeit aufkam, mit aufgenommen worden, und man verſteht daher unter Bardiet in der neuern Poeſie ein Lied, in dem vorgeſtellten Charakter eines Barden oder älteſten Sängers der Nationalvorzeit gedichtet, beſonders ein religiöſes und kriegeriſches Lied, oder einen Schlachtgeſang in dem wildkräftigen Tone der Urzeit, vorzüglich der germaniſchen Völker, wovon das in Ton und Sitten cultivirte Kriegslied unſerer bürgerlichen Zeit ſehr weit verſchieden ſein muß. Die Dichter nun, welche zu Klopſtocks Zeit das Bardiet ausbildeten und bis zum Überdruſſe erſchallen ließen, ahmten in demſelben jedoch meiſtentheils die ſentimentale Weichheit des Oſſian, der eben durch Macpherſon wieder erweckt worden war, nach, und arteten im Gegentheil in rohes kunſtloſes Gebrüll aus, über welches ſich ſchon Hölty (ſ. dieſen Art.) und ſeine Freunde durch Parodien luſtig machten. Im Ganzen konnte dieſe Gattung dem Publicum nicht lange zuſagen, weil ſie in dem einen Falle nur Nachahmung, und zwar eines ſehr unbeſtimmten und nebelhaften Urbildes, ſein konnte, in dem andern aber dem ſchon ſehr verſtändigen und modernen Publicum zumuthete, ſich einige Stufen zurückzuſtellen und die Miene der deutſchen Rohheit anzunehmen, welches bei dem großen Mangel individueller Züge, oder bei der Einmiſchung einer unausgebildeten Mythologie, die erſt der Erklärung bedurfte, ohne großen Vortheil zu ſein ſchien. Doch müſſen wir dieſe

Ausartungen der neuern Poeſie nicht mit den, wenn auch nicht durchaus gelungenen, Verſuchen Klopſtocks und einiger ſeiner Freunde vermiſchen. Denn Klopſtock, welcher das neuere Bardiet erfand, vermiſchte zwar Celtiſches und Germaniſches, daher bei ihm auch von Druiden ꝛc. die Rede iſt, auch konnte es ihm nicht gelingen, die nordiſche Mythologie mit ſeiner Poeſie zu aſſimiliren; aber nie verläugnet ſich doch ganz der Genius, und ſeine Bardiets werden der Welt zeigen, mit welchem Ernſte Klopſtocks ahnender Geiſt die deutſche Kraft aufrief und bei den Schatten der Vorfahren beſchwor. Übrigens gab Klopſtock dem Bardiet auch die dramatiſche Form, wie in ſeiner Hermannsſchlacht, in welche einige Schlachtgeſänge verwebt ſind. Denis und Gerſtenberg behandelten dieſe Gattung richtiger in lyriſcher Form; Kretſchmann in epiſcher. Letzterer bildete ſich auch eine Theorie des Bardiets, in welcher er den Bardengeſang ſchon ſehr idealiſirt, und für das neuere nachgebildete Bardiet Gegenſtände beſtimmt, die deſſen hiſtoriſchen Charakter aufheben müßten; ſ. K. F. Kretſchmanns ſämmtl. Werke, 1. Bd. Leipz 1734. T.

Bardili (Chriſtoph Gottfried), Hofrath und Profeſſor der Philoſophie an dem königl. Obergymnaſium zu Stuttgart. Er war zu Blaubeuern im Würtembergiſchen geboren, ſtudirte zu Tübingen, wurde darauf Vicar zu Kirchheim unter Teck, 1786 Repetent im theol. Stift zu Tübingen, 1790 ordentl. Profeſſor an der hohen Carlsſchule und 1795 an dem obengenannten Gymnaſium, und ſtarb im 47. Jahre ſeines Alters (1808), als verdienſtvoller Lehrer und ſcharfſinniger Schriftſteller gleich bedauert. Zuerſt zeigte er ſich durch ſeine Epochen der vorzüglichſten philoſophiſchen Begriffe (Halle 1788) als einen ſcharfſinnigen Denker; dann auch im Gebiete der praktiſchen Philoſophie durch ſeine Schrift: Über den Urſprung des Begriffes von der Willensfreiheit (Stuttgart 1790); Sophylus, oder Sittlichkeit und Natur, als Fundament der Weltweisheit (ebend. 1794); in der Pſychologie durch ſeine Schrift über die Geſetze der Ideenaſſoziation (ebend. 1796). Eine ganz neue Bahn betrat er aber durch ſeinen, die Aufmerkſamkeit des philoſophiſchen Publicums erregenden, Grundriß der erſten Logik, gereinigt von den Irrthümern der bisherigen Logik, beſonders der Kantiſchen (ebend. 1800). In dieſem Buche, wie in der ſpäter erſchienenen philoſophiſchen Elementarlehre, 2 Hefte (Landshut 1802 und 6), ſuchte er die Aufgabe die Philoſophie durch eine in leere Spitzfündigkeiten verfallende Logik zu löſen. Hier gab er auch dem Geſetze der Identität eine neue Deutung. Das Denken beſteht hiernach, wie das Rechnen, in einem unendlichen Wiederholen des Eins in Vielem. Die Materie, deren Charakter die Mannichfaltigkeit iſt, wird hiernach zum Denken hinpoſtulirt, iſt aber von dem Denken als dem Erſten und Abſoluten abhängig. Durch ihre Verbindung mit dem Denken entſteht das Wirkliche; das Denken aber iſt die reine Möglichkeit deſſelben. Auch Reinhold glaubte auf dieſem Wege eines rationalen Realismus das Ziel der Philoſophie erreicht zu haben, und empfahl in dieſer Hinſicht öffentlich Bardili's Arbeiten (ſ. K. Leonh. Reinholds Beiträge zur leichtern Überſicht des Zuſtandes der Philoſophie beim Anfange des 19. Jahrh., Hamb. 1801. 6 Hefte; Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philoſophie in ihren ſämmtlichen Lehrgebäuden, Wien 1805, 8. und Bardili's und Reinholds Briefe über das Weſen der Philoſ. und das Unweſen der Speculation, München 1804, 8.), welche Behauptung er aber in

ſeiner letztern Schrift (Grundlegung einer Synonymik) ſelbſt wieder zurückgenommen hat. Zu weit entfernt von dem Bedürfniſſe der Zeit lag dieſe Anſicht, um einen ausgezeichneten Theil des Publicums gewinnen zu können; ſie iſt daher auch bald wieder vergeſſen worden. Dennoch können wir jenem ſcharfſinnigen Werk, und den ſpäter (Landshut 1803) erſchienenen Beiträgen zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes der Vernunftlehre das Verdienſt nicht abſprechen, auf manche Mängel der Logik aufmerkſam gemacht und zu ihrer Verbeſſerung beigetragen zu haben. T.

Barère (Bertrand), geboren zu Tarbes, aus einer angeſehenen Familie, war anfangs Parlamentsadvocat zu Touloufe, wo er durch ſeinen eleganten und leichten Vortrag Aufmerkſamkeit auf ſich zog. 1789 kam er als Deputirter zu der Generalſtändeverſammlung, wo er ſeine republikaniſchen Grundſätze bereits laut äußerte. Dann ward er Mitglied des Convents und am 1. Dec. 1792 deſſen Präſident. An dieſem Tage wurde Ludwig XVI. unter Barère's Vorſitz zum erſtenmal vor Gericht verhört. Hierauf wurde er eins der thätigſten Mitglieder des berüchtigten Wohlfahrtsausſchuſſes. Um alle Meinungen und Arbeiten Barère's kennen zu lernen, müßte man alle Verhandlungen des Convents vom 31. Mai 1794 bis zum 27. Juli 1794 (9. Thermidor) aufführen. Es ſind wenige Sitzungen vergangen, in denen er nicht die Tribune einige Stunden lang behauptet hätte. Noch den Tag vor Robeſpierre's Sturz hielt ihm Barère eine Lobrede, als er aber ſah, daß der Convent ſich gegen ihn erklärte, verließ er ihn plötzlich und ſchloß ſich an ſeine Feinde an. Durch dieſes Verfahren nahm Barère nebſt Andern Theil an dem glücklichen Ausgange der Ereigniſſe vom 9. Thermidor, und erhielt ſich dadurch noch einigen Einfluß. Im März 1795 ward er aber dennoch zur Deportation verurtheilt, er entzog ſich derſelben aber durch die Flucht. Nach der Revolution vom 18. Brum. wandte er ſich an den erſten Conſul, mit der Bitte, ſeine Verbannung aufzuheben, welches geſchah. Später ließ er ein Journal unter dem Titel: Mémorial antibritannique, erſcheinen. Seitdem zeigte er ſich bei allen Gelegenheiten als einen eifrigen Vertheidiger der Regierung Napoleons. Im J. 1815 traf auch ihn die rächende Nemeſis: er wurde gleich allen andern Königsmördern, die unter Napoleon bei ſeiner zweiten Uſurpation Dienſte genommen hatten, verbannt.

Barfüßermönche heißen diejenigen Mönche, die ſich keiner Schuhe, ſondern nur einfacher Sohlen oder gar keiner Fußbekleidung bedienen. In mehreren bedeutenden Bettelorden, z. B. unter den Carmelitern, Franziscanern, Auguſtinern, giebt es Congregationen von Barfüßern und Barfüßerinnen, doch nirgends einen beſondern Barfüßerorden.

Bariton, auch Bardon, Viola di Bordone genannt, ein mit ſieben Saiten bezogenes Inſtrument, an Geſtalt faſt der Viola di Gamba gleich; außerdem ſind unter dem Halſe mehrere Drahtſaiten angebracht, welche mit dem Daumen geriſſen werden, während jene der Bogen ſtreicht. Es wurde um das J. 1700 erfunden, nachher durch Anton Lidel, welcher die untern Saiten bis auf 27 vermehrte, und vorzüglich durch Carl Franz zu Wien verbeſſert. — In der Vocalmuſik heißt Bariton diejenige Stimme, welche zwiſchen Tenor und Baß fällt, ſo daß ſie zwar nicht die ganze Höhe des Tenors erreicht, aber auch nicht die volle Tiefe des gemeinen Baſſes hat.

Barke, ein Schiff von mittelmäßiger Größe, das man auf Flüſſen zum Vergnügen, auf dem Meere zum Befrachten oder Ausladen größerer Schiffe gebraucht. **Barkaſſe**, das größte Boot, welches Schiffe mit ſich führen. **Barkerole**, ein maſtloſes Fahrzeug zum Gebrauch auf der Rhede oder im Hafen, auch eine Gondel.

Barlow (Joel), berühmt als der Verfaſſer der **Columbiade**, des erſten in Nordamerika gedichteten Epos, war im Staate Connecticut geboren. Nach dem frühen Tode ſeines Vaters ward er in den Collegien zu Dartmouth und Newhaven erzogen und zeigte ſchon hier ſeine dichteriſchen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden. Im amerikaniſchen Freiheitskriege trat er als Volontär in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, und erſt nach glücklich erkämpftem Frieden kehrte er zu den Wiſſenſchaften zurück. Ihn beſchäftigte damals die Herausgabe einer Zeitung, die ihn mit den politiſchen Verhältniſſen beider Welttheile vertrauter machte; zugleich ſtudirte er die Geſetzgebung und Rechtsgelahrtheit. Im J. 1785 unternahm er in Aufträgen einer Geſellſchaft, die am Ohio weitläuftige Ländereien erkauft hatte und einen Theil davon wieder verkaufen wollte, eine Reiſe nach Europa, um Käufer dafür anzuwerben. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der franzöſiſchen Revolution machte ihn zu einem enthuſiaſtiſchen Freunde derſelben, weßhalb die Conſtitutionsgeſellſchaft zu London ihn zu ihrem Abgeordneten nach Paris ernannte, um dem Nationalconvent ihre Glückwünſchungsadreſſe zu überreichen. In Paris verſchlang die Politik alle ſeine Zeit. Er ſchrieb eine Broſchüre über die Mängel der franzöſiſchen Revolution von 1791, welche ſein Freund, der bekannte Thomas Payne, dem Convent übergab. Als bald darauf er ſelbſt vor den Schranken mit ſeiner Sendung erſchien, ward er mit dem rauſchendſten Beifall empfangen. Im Febr. 1793 ließ ſogar Guyton-Morveau ihm die Ehre des franzöſiſchen Bürgerrechts decretiren. Deſto unfreundlicher nahm ihn bei ſeiner Rückkehr Pitt auf, der ihn für einen Agenten der engliſchen Jacobiner anſah. Barlow verweilte nicht lange in England, denn er erhielt von Waſhington 1795 den Auftrag, mit den Barbaresken in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripolis und Algier in Gefangenſchaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte ſo glücklich, daß ihm die Regierung ſeines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte. Nach ſeiner Rückkunft in Paris gab er ſeine **Briefe an ſeine Mitbürger** heraus, welche in einer kraftvollen Sprache ſehr geſunde Begriffe über die Regierung und Geſetzgebung, aber auch Ideen von politiſcher und bürgerlichen Freiheit vortrugen, die ihm manchen Gegner weckten. Später kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er ſich in der Nähe der Bundesſtadt Waſhington ein Landgut ankaufte. Hier arbeitete er den Plan für eine große Univerſität oder polytechniſche Schule aus, und brachte damit ſeine Ideen über Nationalerziehung in Verbindung. Allein er fand nicht mehr den zur Ausführung ſeiner Vorſchläge nöthigen Gemeingeiſt, und war entſchloſſen, ſeine letzten Tage in ländlicher Ruhe der Ausarbeitung einer Geſchichte der amerikaniſchen Revolution und ihrer Folgen zu widmen, als er 1811 den Auftrag erhielt, ſich als Geſandter der nordamerikaniſchen Freiſtaaten nach Paris zu begeben. Er nahm dieſe Ernennung an, folgte 1812 dem franzöſiſchen Kaiſer nach Rußland, und ſtarb zu Ende deſſelben Jahres in Litthauen während des Rückzugs der franzöſiſchen Heere. — Seine Columbiade, welche im J. 1807 prachtvoll gedruckt zu Philadelphia erſchienen iſt, wird wegen ihres Reichthums an herrlichen Scenen und würdigen Empfindungen, ungeachtet mancher Feh-

ler, lange eine der ſchönſten Blüthen des amerikaniſchen Parnaſſes bleiben. Eigenthümlich iſt die Art der Einkleidung; von der Form anderer Epopöien abweichend, iſt der ganze Inhalt als eine Viſion dargeſtellt, welche Columbus in ſeinem einſamen Kerker von Valladolid hat.

Barmen, in einem zwei Stunden langen Thale an der Wipper im preuß. Herzogthume Cleve-Berg (im elberfelder Kreis des Regierungsbezirks Düſſeldorf) gelegen, welches in Ober- und Unter-Barmen eingetheilt wird, und wozu die Ortſchaften, Gemarke, Wipperfeld, Rittershauſen, Hecklinghauſen und Wichlinghauſen gehören, zählt 1610 Wohnhäuſer und 221 Manufacturgebäude. Die Zahl der Einwohner beträgt 19,030, wovon 9280 männlichen und 9750 weiblichen Geſchlechts, und zwar Lutheriſch 10,302, reformirt 6969, katholiſch 1744, jüdiſch 15. Hier ſind 15 öffentliche Elementarſchulen, eine lateiniſche oder Gelehrtenſchule, zwei Privat-Erziehungs-Inſtitute. Eine Mineralquelle und Badeanſtalt befindet ſich in Unter-Barmen. Barmen iſt der Hauptſitz aller Bandmanufacturen auf dem Continente; dieſe Branche umfaßt alle leinene, wollene, baumwollene, ſeidene und halbſeidene Bänder von jeder Qualität, eben ſo alle Sorten Schnürriemen und Rundkordel; bedeutend ſind die Manufacturen von gewebten Spitzen, Nähzwirn, Siamoiſen ꝛc. Dieſe Fabricate werden in alle Welttheile verſandt. Zahlreiche Bleichereien und Färbereien befinden ſich in dieſem höchſt merkwürdigen, überaus reizenden Wipperthale, das in Rückſicht ſeiner Induſtrie in Deutſchland nicht ſeines Gleichen hat. Gemarke iſt der Hauptort von Barmen. Fremde ſahen mit Vergnügen die Spitzen- und Bandſtühle, die Schnürriemsmaſchinen ꝛc. Das Panorama von Barmen zeigt ſich am ſchönſten auf Dieckmanns Felde und in Wippermanns Garten.

Barmherzige Brüder und Schweſtern, ſ. Brüderſchaften.

Barnabiten heißen die 1536 zu Mailand entſtandenen, wie Weltgeiſtliche ſchwarzgekleideten, regulirten Chorherren des h. Paulus nach der ihnen damals eingeräumten Kirche des heil. Barnabas zu Mailand. Sie widmeten ſich der Miſſion, dem Predigen, der Seelſorge und dem Jugendunterrichte, und hatten in Italien, wo ſie auf den Akademien zu Mailand und Pavia die Theologie lehrten, in Frankreich, Öſterreich und Spanien Häuſer, die ſie Collegien nannten. In Frankreich und Öſterreich wurde dieſer Orden zur Bekehrung der Proteſtanten gebraucht. Jetzt exiſtirt er nur noch in Spanien und an einigen Orten Italiens. E.

Barnave (Antoine-Pierre-Joſeph-Marie), Advocat und Deputirter bei den franzöſiſchen Generalſtänden, großer Redner, eifriger Anhänger und frühes Opfer der Revolution. Er war 1761 in Grenoble geboren, Sohn eines ſehr reichen Procurators, proteſtantiſcher Religion, ward ſehr jung Advocat, und ergriff mit Feuer die revolutionären Grundſätze bei ihrem erſten Ausbruch. Zum Deputirten des dritten Standes bei der Verſammlung der Generalſtände gewählt, zeigte er ſich ſogleich als einen offnen und bittern Feind des Hofes. Er ward kurz hinter einander Secretär der Verſammlung, Mitglied des Ausſchuſſes für die Colonien, Mitglied des diplomatiſchen Ausſchuſſes, und endlich im Jan. 1791 Präſident. Als er in den Ausſchuß für die Colonien getreten war, drang er darauf, daß nicht eher ein Decret gegen die Schwarzen gegeben würde, als bis die Colonien den erſten Widerſtand gegen die Neuerungen gegeben ha-

den würden. Aber er ſetzte es nicht durch, das Gegentheil geſchah; und durch dieſe Motion, die gegen die Grundſätze der meiſten übrigen, ja gegen ſeine eignen früher geäußerten, ſehr anſtieß, fing ſogar ſein patriotiſcher Credit an zu ſinken. Nach der Flucht des Königs war er faſt der Einzige, der ruhige Faſſung behielt. Er vertheidigte Lafayette gegen die Beſchuldigung des Mitwiſſens dieſes Schritts, und ward nach der Feſthaltung der königl. Familie, nebſt Petion und Latour-Maubourg, derſelben entgegengeſchickt, um ſie nach Paris zu begleiten. Der Anblick des erhabenen Mißgeſchicks und der Entweihung der königl. Würde ſcheint ihn erſchüttert zu haben. Er behandelte die Gefangenen mit aller ihrem Range und Unglück gebührenden Ehrfurcht, und machte einen trockenen Rapport ohne alle Anmerkung. Von dieſem Augenblick an ging eine immer ſichtbarer werdende Veränderung in ſeinen Grundſätzen vor. Er vertheidigte die Unverletzbarkeit der Perſon des Königs, und ſchilderte die Unglücksfälle, die der Republik drohten; nahm in einem bei einem Regimente vorgefallenen Streite die Partei der Offiziere gegen die Unteroffiziere und Gemeinen; widerſetzte ſich der Verordnung, welche ſcharfe Maßregeln gegen die widerſpenſtigen Prieſter befahl; brachte es, wiewohl mit vieler Mühe, dahin, daß das auf die Colonien Bezug habende ſtrenge Decret zurückgenommen wurde. Seine Popularität ſank immer tiefer, und er wurde endlich von der Revolutionspartei ganz aufgegeben. Bei ſeinen frühern Motionen gerieth er öfter mit Mirabeau in Oppoſition; aber ſeine Talente waren ſo hervorragend, daß ſelbſt dieſer ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ und von ihm ſagte: „C'est un jeune arbre qui montera haut si on le laisse croitre.“ Aber er ſollte nicht wachſen. Als nach dem 10. Auguſt 1792 die Correſpondenz des Hofes in die Hände der ſiegenden Partei fiel, gab man vor, auch Beweiſe ſeiner geheimen Verbindungen mit demſelben gefunden zu haben, und er ward den 29. November 1793 guillotinirt.

Barnes (Joſua), geboren zu London im J. 1650, ein bekannter engliſcher Kritiker, der ſich durch ein ungeheures Gedächtniß auszeichnete, aber deſto weniger Urtheilskraft und Geſchmack beſaß. Vielleicht hatte keiner ſeiner Zeitgenoſſen ſo viel griechiſche Wörter im Kopfe, und ſchrieb dieſe Sprache mit ſo viel Leichtigkeit, wie er, weßhalb Bentley von ihm ſagte, er verſtehe ſo gut griechiſch wie ein Schuhflicker von Athen. Sein Euripides und Homer ſind noch ſehr geſchätzt, weniger ſein Anakreon.

Barneveldt (Johann van Olden), Großpenſionär von Holland, ein Mann, der mit einem durchdringenden Geiſte die einfachſten Sitten verband. Er war 1549 geboren, und zeigte früh einen glühenden Eifer für die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, welche das ſpaniſche Joch abgeworfen hatten. Als Generalanwalt der Provinz Holland bewährte er eben ſo ſehr ſeine Einſichten als ſeine Geſchicklichkeit in Unterhandlungen. Dreißigjährige Dienſte und Arbeiten hatten ſeinen Ruf befeſtigt. Er, der ſein Vaterland vor dem Ehrgeize Leiceſters geſchützt hatte, betrachtete mit aufmerkſamem Auge die geheimen Plane des Moritz von Naſſau, den ſeine Mitbürger zur Würde eines Statthalters erhoben hatten, und faßte bald ein ſolches Mißtrauen gegen die Talente und Anſichten dieſes Fürſten, daß er ſelbſt das Haupt der republikaniſchen Partei wurde. Das Verlangen derſelben war, daß die Macht getheilt und der Statthalter der geſetzgebenden Gewalt untergeordnet werde. Die vereinigten Provinzen waren im Begriffe, die Früchte ihrer Ausdauer und ihres Muths zu

ernten. Spanien eröffnete, unter Vermittlung des Erzherzogs, Gouverneurs der Niederlande, Friedensunterhandlungen. Barneveldt erſchien dabei als Bevollmächtigter, und entwickelte in dieſer ſchwierigen Angelegenheit die Talente eines Staatsmannes und die Feſtigkeit eines echten Republikaners. Erſt nachdem die Souveränität der Staaten anerkannt worden, unterzeichnete er den Waffenſtillſtand und ging auf Unterhandlungen ein. Moritz von Naſſau, der den Krieg ſeines perſönlichen Vortheils wegen vorzog, wirkte dem Friedensgeſchäft entgegen. Dieſer konnte nur durch die dringendſten Bitten der Staaten bewogen werden, ſeine Geſchäftsführung fortzuſetzen, und ſchloß endlich 1609 mit Spanien einen zwölfjährigen Waffenſtillſtand, in welchem die Unabhängigkeit Hollands anerkannt wurde. Barneveldts Anſehen ſtieg durch die glückliche Beendigung dieſer Angelegenheit noch höher, und reizte das Haus Naſſau zu immer größerer Eiferſucht. Schon waren die beiden Parteien in hohem Grade erbittert auf einander, als theologiſche Streitigkeiten dieſe Erbitterung noch vermehrten. Die Erbitterung der Gemüther ließ einen Bürgerkrieg befürchten. Dieſem vorzubeugen, ſchlug Barneveldt eine Kirchenverſammlung vor, welche eine allgemeine Toleranz in Anſehung der ſtreitigen Puncte feſtſetzte. Die Staaten gaben dieſer weiſen Maßregel auch anfangs ihre Zuſtimmung, bis ſpäter die Ränke der naſſauiſchen Partei ſie zu andern Anſichten brachten. Dieſe ſtellten die Arminianer als heimliche Freunde Spaniens dar; Barneveldt ward in Schmähſchriften angegriffen, und in der Verſammlung der Staaten ſelbſt von dem Volke beleidigt, deſſen Abgott Moritz geworden war. Da Barneveldt nicht mehr hoffen durfte, den reißenden Strom aufzuhalten, und vorausſah, welches Schickſal ihm bevorſtehe, dachte er aufs neue daran, ſein Amt niederzulegen, um ſich der Wuth ſeiner Feinde zu entziehen; doch ſeine Pflicht und ſeiner Feunde Bitten ſiegten auch diesmal über ihn. Moritz dagegen verlangte die Zuſammenberufung einer Generalſynode, unter dem Vorwande, den dogmatiſchen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Auf Barneveldts Antrieb erklärten ſich die Staaten gegen dieſe Maßregel, deren Folgen nicht zweifelhaft waren. Man hob ſogar ohne Moritz Zuſtimmung Truppen aus, um die Ordnung in den Städten, wo die Gomariſten ſie geſtört hatten, wieder herzuſtellen; aber ſelbſt dieſe Eingriffe in die Gewalt des Statthalters raubten Moritz nichts von ſeiner Popularität und von ſeiner Macht. Er ließ die Angriffe und Schmähungen gegen Barneveldt verdoppeln, welcher zur Widerlegung derſelben jene berühmte Denkſchrift herausgab, worin er den vereinigten Provinzen alle Ränke der naſſauiſchen Partei vor Augen legte, und ſie aufmerkſam auf die Gefahr machte, welche von dort ihrer Freiheit drohte. Moritz ließ 1618 die Synode zu Dortrecht halten, zu der faſt alle Calviniſtiſchen Kirchen Europa's Deputirte ſchickten. Sie verurtheilten die Arminianer mit der ungerechteſten Strenge; für Moritz war dieſe Verurtheilung die Aufforderung zu noch gewaltſamern Schritten. Er ließ, ungeachtet der Vorſtellungen der Staaten, Barneveldt, nebſt den andern Häuptern der Arminianer, verhaften, und von 26 erkauften Commiſſären richten, die wegen des erdichteten Verbrechens des Hochverraths den Mann, dem ſein Vaterland die politiſche Exiſtenz dankte, zum Tode verurtheilten. Umſonſt waren die Vorſtellungen der verwittweten Prinzeſſin von Oranien und des franz. Geſandten, umſonſt erhoben ſeine Freunde und Verwandten laut ihre Stimme; Moritz blieb unerſchütterlich. Am 13. Mai 1617 beſtieg der ehrwürdige 72jährige

Greis das Blutgerüſt, und litt den Tod mit derſelben Feſtigkeit, die er unter allen Umſtänden ſeines Lebens bewieſen hatte.

Barometer, dasjenige Inſtrument, womit man den Druck der Luft und ſeine Veränderungen mißt. Gewöhnlich beſteht er aus einer mit Queckſilber angefüllten, oben luftleeren und verſchloſſenen Glasröhre. Bei ſtärkerem Drucke der Luft ſteigt darin das Queckſilber höher, bei geringerem ſinkt es herab. Evangeliſta Torricelli, ein Schüler des berühmten Galilei und deſſen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik in Florenz, iſt der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts auf den Gedanken, daß dieſelbe Urſache, welche das Waſſer nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte (ſ. Atmoſphäre) — eine Entdeckung ſeines Lehrers Galilei — auch das vierzehn mal ſchwerere Queckſilber, zwar nur 32/14 Fuß oder 27 1/2 Zoll treiben und halten werde. Er fing an Verſuche zu machen, und ſchmelzte zu dem Ende eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Öffnung füllte er ſie mit Queckſilber, kehrte ſie dann mit Vorhaltung des Fingers um, und ſetzte ſie, indem er den Finger von der Öffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Queckſilber. Zu ſeiner Freude fand er ſich in ſeiner Erwartung nicht getäuſcht. Das Queckſilber floß aus dem obern Theile der Röhre ab, und blieb in einer 27 1/2 Zoll hohen Säule ſtehen. Nur einiges Nachdenken war erfoderlich, um Torricelli zu der Überzeugung zu bringen, daß die Erhaltung der Queckſilberſäule von 27 1/2 Zoll von nichts anderm, als von dem Drucke der auf der Queckſilberfläche im Gefäße ruhenden und ſich bis an die Grenzen der Atmoſphäre erſtreckenden Luftſäule herrühre. Während ſich Torricelli mit dem weitern Nachdenken über dieſen Gegenſtand beſchäftigte, übereilte ihn im Jahre 1647 der Tod. Die beſchriebene Vorrichtung, die nichts anders, als das Barometer ſelbſt iſt, führt von ihm den Namen der Torricelliſchen Röhre. — Pascal machte ſich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen, und ſtellte zu ihrer Beſtätigung mehrere Verſuche an. Einem ſeiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Verſuche auf dem Berge Puy de Dome anzuſtellen. Dieſer fand dabei, daß das Queckſilber der Torricelliſchen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Fuß hohen Berges über drei pariſer Zoll niedriger ſtand, als es am Fuße des Berges geſtanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewieſen, daß nicht, „Abſcheu vor dem leeren Raume," (horror vacui) wie man bis dahin geglaubt hatte, ſondern der Druck der Luftſäule, deren Höhe und alſo auch Schwere auf dem Berge abgenommen hatte, die Aufrechthaltung der Queckſilberſäule in der Röhre verurſache. Man bemerkte auch deutlich das allmählige Fallen der letztern beim Beſteigen des Berges. — Schon den erſten Erfindern des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß ſich der Stand des Queckſilbers in der Torricelliſchen Röhre faſt täglich verändere. Sie ſchloſſen hieraus ganz natürlich, daß auch der Druck der Atmoſphäre unaufhörlichen Veränderungen unterworfen ſein müſſe, und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Beſtimmung dieſer Veränderungen brauchen könne; doch verfolgten ſie dieſen Gedanken nicht weiter. Otto von Guericke war hierauf vorzüglich aufmerkſam, und nach und nach wurden es mehrere. Man gab bald darauf der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. Schweremeſſer, oder auch Baroſcop, d. i. ein Inſtrument, welches zur Beobtung der Schwere dient, und fing ſogar bald an, aus dem Steigen und Fallen des Queckſilbers auf Wetterveränderungen zu ſchließen,

wodurch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Beſtimmung der Witterung iſt das Barometer ein durchaus unvollkommenes Inſtrument, und kann nur in ſo fern als ſolches angeſehen werden, als gutes Wetter mit trockner, ſchlechtes Wetter aber mit feuchter Luft verbunden zu ſein pflegt, die Schwere der Luft aber ſich nach ihrer trocknen oder feuchten Beſchaffenheit verändert. Obwohl die einfache Torricelliſche Röhre hinreichte, dieſe Veränderungen wahrzunehmen, ſo hat man doch mancherlei Verbeſſerungen damit vorgenommen, dieſem Inſtrumente eine bequemere Einrichtung zu geben. Ohne die verſchiedenen Arten von Barometer anführen zu wollen, erwähnen wir nur, daß man der Bequemlichkeit wegen die Torricelliſche Röhre unten krümmte, und an dem hinaufgekrümmten Ende derſelben ein kugelrundes oder längliches, oben offenes Gefäß anſchmolz, in welches das Queckſilber gegoſſen ward, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befeſtigte man die ganze Röhre, nebſt dem erwähnten daran angeſchmolzenen und mit ihr in Verbindung ſtehenden Gefäß, auf ein Bret, und verzeichnete auf daſſelbe eine Scala, um das Steigen und Fallen des Queckſilbers deſto genauer zu beobachten. Dieſe Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer. Da, nach dem Angeführten, das Fallen des Queckſilbers in einem gewiſſen Verhältniß zu der erſtiegenen Höhe ſteht, ſo kann das Barometer auch zu Höhenmeſſungen angewendet werden, wozu aber die gewöhnliche Einrichtung nicht ausreicht. De Luc fand, daß in dieſer Hinſicht das Heberbarometer, welches ſeinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die beſten Dienſte leiſte. In dieſem Barometer haben die Queckſilberſäulen in beiden Schenkeln der Röhre gleichen Durchmeſſer; auch iſt an beiden Schenkeln eine Scala angebracht. Zu einem genauen Barometer wird beſonders erfodert: 1. daß allein die Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die Torricelliſche Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn erhält ſie Luft, ſo bekommt die Queckſilberſäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Queckſilber. Um alle Luft herauszuſchaffen, muß bei Verfertigung des Barometers das Queckſilber in der Röhre ſtark ausgekocht werden; 2. eine genaue Scala, und 3. daß das Barometer genau lothrecht hänge, daß das Auge völlig in einerlei horizontaler Ebene mit der Fläche des Queckſilbers gehalten werde, und daß man den Stand des Queckſilbers beim höchſten Puncte ſeiner Convexität meſſe.

Baron (Michael), eigentlich Boyron, geboren zu Paris 1653, war der Sohn eines Kaufmanns, der auch Schauſpieler war, und wurde der Zögling und Freund Molière's, dem er als Acteur und Schauſpieldichter nachfolgte. So ſehr er ſeinen Lehrer als Schauſpieler übertraf, ſo ſehr ſtand er ihm als Schriftſteller nach. Er war von der Natur mit den herrlichſten Gaben ausgeſtattet, und bemühte ſich, dieſelben durch Kunſt zu entwickeln und auszubilden. Einer ſeiner Hauptgrundſätze bei der Action war, daß man die Hände bei der gewöhnlichen Bewegung nie über die Augen erheben ſolle; „erhebt ſich aber die Leidenſchaft über den Kopf, dann iſt auch dieſe Bewegung vortrefflich; die Leidenſchaft weiß mehr als die Kunſt.“ Man nennt ihn einſtimmig den Roscius ſeines Jahrhunderts. Im J. 1691 verließ er das Theater mit einer Penſion von 1000 Thalern, betrat aber daſſelbe im J. 1720 als ein Greis von 68 Jahren aufs neue, und fand ſeinen ehemaligen Beifall wieder. Baron hatte eine ſehr hohe Idee von ſeinem Stande; er pflegte zu ſagen, die tragiſchen

Schauſpieler ſollten an den Brüſten von Königinnen geſäugt werden. Nicht weniger groß als ſein Enthuſiasmus für ſeinen Stand war ſeine Eitelkeit, nach ihm ſieht die Welt alle Jahrhunderte einen Cäſar, aber es werden Jahrtauſende erfodert, einen Baron hervorzubringen. Er ſtarb im Jahre 1729, 77 J. alt. Im J. 1760 erſchienen drei Bändchen Schauſpiele unter ſeinem Namen.

Baron. In Deutſchland und Frankreich führt eine Claſſe von Adeligen dieſen Titel, und folgt, dem Range nach, auf die Grafen. Der Urſprung dieſer Benennung iſt ziemlich dunkel; Einige leiten es von dem altdeutſchen Worte **bar** (frei), Andere von dem in dem germaniſchen Sprachſtamme befindlichen Worte **Bar her**, welches unter andern auch einen Lehnsmann des Reichs bezeichnet haben ſoll. Baron iſt gleichbedeutend mit dem alten **Bannerherr**, und urſprünglich die lateiniſche Überſetzung dieſer Benennung. — Die engliſchen **Baronets** ſind, mit der kleinen Veränderung des Namens, daſſelbe. Sie entſtanden aber erſt 1612 unter Jacob I. Als derſelbe zu dem irländiſchen Kriege Geld brauchte, verordnete er, daß jeder, der zur Beſchützung des Königreichs Irland und insbeſondere der Provinz Ulſter drei Jahre 30 Mann auf eigne Koſten halten würde, Baronet ſein ſollte. Es führen daher alle Baronets eine blutige Hand, als das Wappen von Ulſter, in ihrem Wappen. Sie haben den Titel **Sir** und waren ihrer anfangs nur 200; jetzt ernennt aber der König ſo viel er will. — Die **Barons der fünf Häfen** heißen im engliſchen Parlamente die Deputirten der Städte Dover, Sandwich, Hithe, Romney und Haſtings, deren jede zwei Stimmen hat.

Barras (Paul François Jean Niclas Vicomte von), Deputirter bei dem Nationalconvent, nachher Mitglied des vollziehenden Directoriums, geboren zu Fohempoux in der Provence den 20. Juni 1755 aus der Familie der Barras, deren Alter in der Gegend zum Sprichwort geworden war. Er fing ſeine militäriſche Laufbahn als Unterlieutenant im Regiment von Languedoc an, und diente bis 1775. Um dieſe Zeit machte er eine Reiſe nach Isle de France, wo einer ſeiner Verwandten Gouverneur war, und trat in das Regiment von Pondichery; und nachdem Pondichery ſich ergeben hatte, diente er auf Suffrens Escadre und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach ſeiner Rückkunft nach Frankreich mit dem Charakter eines Capitäns, überließ er ſich ſeinem Hange zu Spiel und Weibern, und zerrüttete dadurch ſeine Vermögensumſtände. Die Revolution trat ein, und er zeigte ſich ſogleich von 1789 an als Gegner des Hofes, und figurirte in den Verſammlungen des dritten Standes, während ſein Bruder in denen des Adels ſaß. Den 14. Juli nahm er Theil an dem Angriffe auf die Baſtille, ſo wie den 10. Auguſt gegen die Tuilerien. Im Auguſt 1792 ward er zum Geſchwornen bei dem hohen Gerichtshofe von Orleans ernannt, und im September zum Deputirten bei dem Nationalconvent, wo er den Tod Ludwigs XVI. votirte. Im October ward er nebſt Freron in die mittägigen Provinzen geſchickt, und zeigte ſich zu Marſeille minder heftig als dieſer. So feſt er ſich den Ruf eines Patrioten in den mittägigen Provinzen Frankreichs begründet hatte, ſo mißfiel er doch Robespierre. Nur Barras Charakter und Drohung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, hielten ihn zurück, und er beſchloß, ihn in die große Proſcription, mit der er umging, zu verwickeln. Barras vereinigte ſich mit den Ausſchußmitgliedern, die ebenfalls ihren Fall nahe ſahen, und einen Machtſtoß verſuchen mußten, um ihren Unterdrücker zu ſtürzen, und ſpielte auf dieſe Art eine Hauptrolle am 9. Thermidor (27. Juli 1794). Er erhielt das

Commando der bewaffneten Macht, trieb die Truppen Henriots zurück, und bemächtigte ſich Robespierre's. Den folgenden Tag legte er das Commando wieder nieder, und ward einige Tage darauf zum Secretär ernannt. Den 4. Februar 1795 ward er Präſident. Am 10. October 1795, als die Wahl des geſetzgebenden Corps neue Unruhen in Paris herbeiführte, und die Sectionscolonnen gegen den Convent anrückten, erhielt Barras abermals den Oberbefehl über die Truppen des Convents, und das Bataillon der dem Convent zu Hülfe herbeigeeilten Patrioten. Bei dieſer Gelegenheit berief er den General Buonaparte an ſeine Seite, und machte von ſeinen Dienſten trefflichen Gebrauch. In ſeinem Berichte ſchrieb er ſogar den ganzen Sieg dieſem jungen Generale zu, und erhielt wenige Tage darauf für ihn das Commando der Armee im Innern. Seine wichtigen Dienſte beförderten ihn ins Directorium. Man hat geſagt, daß Buonaparte ihm das Commando der italieniſchen Armee zu verdanken gehabt habe. Wie dem auch ſei, ſo fühlte doch Barras, daß Buonaparte dem, der ihn zu leiten vermöchte, ein entſchiedenes Uebergewicht geben würde, und brachte von Carnot das Portefeuille des Kriegsminiſters an ſich. Dieſes entzweite beide, und Carnot neigte ſich deßhalb einige Zeit auf die Seite des Rathes, in deſſen Mitte ſich eine Partei zur Einſchränkung der Directorialmacht, und beſonders der Gewalt des Barras gebildet hatte. Die Spaltung konnte ſich nur mit dem Sturze der einen oder der andern Partei endigen; die des Rathes ſank bei den Ereigniſſen des 18. Fructidor (4. Sept. 1797), wovon Barras einer der Haupturheber war. Von dieſem Zeitpuncte an regierte er unumſchränkt bis zum 18. Juni 1799, wo Sieyes in das Directorium trat. Barras gelang es deſſen ungeachtet, ſich neben jenem zu erhalten, während Merlin von Douay, Treilhard und Réveillère-Lépeaux ſich genöthigt ſahen, ihren Abſchied zu nehmen. Er ſelbſt aber ward ein Opfer des 18. Brumaire (9. Nov. 1799). In einem höchſt ungeordneten Briefe, den er nach St. Cloud ſandte, legte er ſeine Stelle nieder, und erhielt auf ſein Verlangen vom erſten Conſul eine Escorte, die ihn noch denſelben Abend auf ſein Gut Grosbois brachte. Nachher verkaufte er dieſes, und zog ſich nach Brüſſel zurück, wo er mehrere Jahre lang ein anſehnliches Haus machte. 1805 erhielt er die Erlaubniß, ſich in das mittägige Frankreich zu begeben. Bei Buonaparte's Wiederkehr von Elba erſchien er in der Hauptſtadt, und verſchwand eben ſo ſchnell wieder, ohne etwas erlangt zu haben.

Barre iſt ein Wort, das in dem Berg- und Münzweſen vorkommt, wo eine **Silber-** oder **Goldbarre** ſo viel als ein langes dickes Stück gegoſſenen Silbers oder Goldes bedeutet, zum Unterſchiede von ſchmalem **Zain**. — Außerdem hat **Barre** auch bei der Schifffahrt mehrere Bedeutungen, z. B. der Ruderſtock, oder die Stücken Holz, die um den Maſt unter den Maſtkörben ſich befinden, um dieſe zu halten rc. — Ferner eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen im Meere; endlich auch gewiſſe gefährliche Wellen längs der Küſte von Guinea in Afrika.

Barri (Marie-Jeanne Gomart de Vaubernier, Gräfin du), die berühmte Favoritin **Ludwigs XV.**, Königs von Frankreich, war die Tochter eines Commis beim Steuerpachtweſen zu Vaucouleurs, Namens **Gomart von Vaubernier**. Sie wurde 1744 geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters frühzeitig zu einer Modehändlerin, dann zu der berüchtigten **Gourdan**, wo man ſie als Mademoiſelle **Lange** kannte, und ward dann des Grafen **du Barri** Mätreſſe,

der auf ihre außerordentlichen Reize höhere Speculationen baute. Er leitete es ſelbſt dahin ein, daß ſie dem Könige bekannt wurde (dont les sens étaiens blasés par la débauche, ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller, et qui ne savait plus ennoblir par son choix ses honteuses faiblesses. Le vieux monarque, fährt er fort, accoutumé à rencontrer le respect jusque dans les bras de ses maitresses, retrouva des jouissances et des désirs près d'une femme d'une espèce nouvelle pour lui. Il l'aima de toute sa faiblesse, et l'empire d'une vile prostituée sur le souverain le plus majestueux et le plus imposant fut fondé par la lubricité). Schnell trat ſie an die Stelle der Marquiſe von Pompadour. Es ſchien dem Könige nöthig, ſie zu verheirathen; dies Glück ward dem Grafen du Barri, einem Bruder des vorigen, zu Theil, und nunmehr ward die Gräfin du Barri öffentlich am Hofe eingeführt. Bald regierte ſie ganz Frankreich; ſie ſtürzte den Herzog von Choiſeul, deſſen ſtolzer Geiſt ſich nicht vor ihr beugen wollte; erhob den Herzog von Aiguillon, und unterſtützte denſelben in ſeiner Rache gegen das Parlament, in welcher dieſer ſo weit ging, daß das Parlament im Sommer aus Paris verwieſen und wenige Wochen darauf ganz aufgehoben wurde. Man würde ihrem Geiſte jedoch zu viel Ehre erzeigen, wenn man das, was ſie wirkte, ihrer Selbſtthätigkeit, und nicht vielmehr der Cabale anderer Höflinge zuſchreiben wollte, welche ſich ihrer zu bedienen wußten; ſie ſelbſt war eine Frau, die mehr das Vergnügen, als die Intrigue liebte. Nach dem Tode des Königs wurde ein Verhaftsbefehl gegen ſie erlaſſen, und ſie in eine Abtei bei Meaux verbannt. Später erhielt ſie Erlaubniß, in ihrem ſchönen Pavillon unweit Marly zu wohnen. Bis zu Robespierre's Regierung lebte ſie während der Revolution ruhig. Allein ihre Reichthümer und ihre Verbindung mit den Briſſotiſten ſtürzten ſie. Sie ward vor Gericht gezogen, zum Tode verurtheilt und den 9. Dec. 1792 guillotinirt. Als ſie zum Tode geführt wurde, hörte ſie nicht auf, um Gnade zu flehen; ihre Augen waren in Thränen gebadet; ſie ſchrie laut und bat das Volk um Mitleiden. Im Augenblicke ihrer Hinrichtung hörte man ſie noch ausrufen: Monsieur le bourreau, encore un moment. Man hat bemerkt, daß von allen vom Revolutionstribunal in dieſer ſchrecklichen Periode zum Tode verurtheilten Frauen und Mädchen ſie die einzige geweſen, die ſo viel Schwäche und Todesfurcht gezeigt habe.

Barros (Joande), der berühmteſte portugieſiſche Geſchichtſchreiber, war zu Ende des 15. Jahrhunderts geboren, und ſtammte aus einer ausgezeichneten alten adeligen Familie. Er wurde anfänglich Page bei dem König Emanuel, aber ſein Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit zeichneten ihn ſo aus, daß ihn der König in einem Alter von 17 Jahren zum nähern Geſellſchafter des Kronprinzen machte. Früh zeigte er ſeine Neigung zu den Wiſſenſchaften, und alle ſeine Muße wendete er auf die Lectüre des Salluſt, Livius und Virgil. Mitten unter den an einem Hofe unvermeidlichen Zerſtreuungen, im Vorzimmer, wo er alle Augenblicke fürchten mußte, unterbrochen zu werden, ſchrieb er ſein erſtes Werk, einen hiſtoriſchen Roman, Kaiſer Clarimond betitelt, der ſich vortheilhaft durch die Schönheit der Sprache auszeichnet. Es erſchien 1520, als der Verfaſſer erſt 24 Jahre alt war. Barros überreichte es dem Könige, der es wohlgefällig aufnahm, und ihm den Auftrag ertheilte, die Geſchichte der Portugieſen in Indien zu ſchreiben. Zwar ſtarb der König einige Monate darauf, aber

ſein Auftrag wurde dennoch ausgeführt; und 32 Jahre ſpäter erſchien dieſes ſchöne hiſtoriſche Werk. König Johann III. ernannte Barros zum Gouverneur der portugieſiſchen Niederlaſſungen in Guinea, und in der Folge zum Generalagenten dieſer Länder. Er verwaltete dieſe Stelle mit vieler Einſicht und Redlichkeit. Im Jahre 1530 ſchenkte ihm der König die Provinz Maranhan in Braſilien, um dort eine Niederlaſſung zu bewerkſtelligen. Barros verlor aber dabei einen großen Theil ſeines Vermögens, und gab die Provinz dem Könige zurück, der ihn auf andere Weiſe dafür entſchädigte. In einem Alter von 72 Jahren zog er ſich auf ſein Landgut Alitem zurück, wo er drei Jahre nachher (1571) ſtarb. Sein Werk über die Portugieſen in Indien beſteht aus 40 Büchern, führt den Titel: l'Azia Portugueza, und wird in dieſem Fache immer ein claſſiſches Werk bleiben. Außerdem hat er einen moraliſchen Dialog, Rhopicancuma, geſchrieben, worin er zeigt, wie verderblich es iſt, ſeine Grundſätze zu verlaſſen, um ſich nach den Umſtänden zu fügen; allein dieſes Werk wurde von der Inquiſition verboten. Noch giebt es von ihm einen Dialog über falſche Scham, und eine portugieſiſche Grammatik, die erſte, die herausgekommen iſt.

Barrow (John), Unterſecretär am Admiralitätscollegium, war früher Mitarbeiter an Doctor James Akademie zu Greenwich, und empfahl ſich durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe der Regierung ſo ſehr, daß ſie ihn geeignet fand, Lord Macartney auf ſeiner berühmten Reiſe nach China zu begleiten. In der von Staunton herausgegebenen Beſchreibung dieſer Reiſe findet man viele von Barrow's Beobachtungen. Außerdem ſind von ihm die die Erd- und Völkerkunde in einem nicht gewöhnlichen Grade bereichernden Travels in the Interior of southern Africa in 1797 and 1798, Travels in China, und A voyage to Cochin-China in 1792 and 1793 erſchienen. Er iſt einer der beſten Mitarbeiter am quarterly review.

Barry (Jaques), ein berühmter Mahler und Schriftſteller über die Kunſt, geboren zu Cork in Irland 1741, geſtorben 1806. Sein Vater trieb den Küſtenhandel zwiſchen England und Irland, und ließ, da er ihn zu einem Seemann beſtimmt hatte, ihm allen dazu nöthigen Unterricht geben, den die Stadtſchule in Cork gewähren konnte. Hier zeichnete er ſich nicht allein durch den rühmlichſten Eifer für die Schulſtudien aus, ſondern er übte ſich auch, durch unwiderſtehlichen Hang dazu getrieben, im Zeichnen und Mahlen. Durch eins ſeiner erſten Ölgemählde, welches den Schutzpatron von Irland, den heiligen Patrik, darſtellte, erwarb er ſich den Schutz und die Unterſtützung des berühmten Burke, der ihn in ſeinem 23. Jahre mit nach London nahm und ihn dem ſogenannten Athener-Steward empfahl, bei dem er alte Ölgemählde copirte. Dann aber gaben ihm die Gebrüder Burke die nöthige Unterſtützung, um nach Paris und Rom zu gehen, von wo er einzelne Ausflüge nach Florenz, Bologna und Neapel machte. Drei Jahre hielt er ſich in Italien auf, bildete ſeinen Geſchmack durch das Studium der großen Meiſterwerke, lernte ſie trefflich beurtheilen, ſchrieb gründliche Kritiken über ſie, war aber im Copiren weniger glücklich, als in eigenen Erzeugniſſen. Unter dieſen werden ſein Adam und Eva, ſeine Venus, ſein Jupiter und Juno auf dem Ida, und beſonders ſein Tod des Generals Wolf, am meiſten gerühmt. Nach ſeiner Rückkehr vom feſten Lande, ward er zum Mitglied der königl. Akademie und zum Profeſſor der Mahlerei ernannt. Er arbeitete 7 Jahre lang an den Gemählden, die den gro-

ßen Saal der Geſellſchaft zur Aufmunterung der Künſte verzieren. Auch gab er ein berühmtes Werk: Unterſuchung über die Urſachen, welche die Fortſchritte der Künſte in England hindern, im J. 1773 heraus. Er ſucht dieſe Urſachen, als eifriger Katholik, in der proteſtantiſchen Religion, ferner in dem unruhigen, bürgerlichen Sinn der Engländer, und in ihrer Vorliebe für das Nützliche in Gewerben und Künſten. So ſehr man ſeine Kritik des Schönen und ſeine Theorie der Künſte bewundert, ſo vielen Beifall ſeine Werke bei ſeinen Landsleuten gefunden: ſo ſehr hat man die Incorrectheit ſeiner Zeichnung und die Ungeſelligkeit ſeiner Sitten getadelt.

Bart, die Haare an Kinn, Wange und Oberlippe, welche eine Auszeichnung des männlichen Geſchlechts ſind. Sie unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Haaren nur durch größere Härte und ihre Form. Der Bart ſprießt mit dem Eintritt der Pubertät; früher iſt das Geſicht mit einem dünnen Flaum bedeckt, welcher der Keim des Bartes zu ſein ſcheint. Den Zuſammenhang des Bartes mit der Mannbarkeit beweiſ't unter andern auch der Umſtand, daß er ſich bei den Verſchnittenen gar nicht entwickelt; dagegen hat die Verſchneidung im männlichen Alter den Verluſt des bereits vorhandenen Bartes nicht zur Folge. — Die Deutſchen ſahen nach Cäſars Bericht, und vielleicht mit Recht, die Verſpätung des Bartes als günſtig für die Entwickelung der Kräfte an. Indeß giebt es auch Individuen, bei denen die Verzögerung des Bartes ein Zeichen von Schwäche iſt; dieſe Bemerkung macht man an Männern von zartem Bau, deren weiße Farbe wenig Lebenskraft verräth. Bei den Amerikanern, die von Natur weichlich und feigherzig ſind, beſteht der Bart nur aus wenig einzelnen Haaren, die ſie als überflüſſig ausraufen. Es iſt nicht unwichtig, auf die Verſchiedenheit in der Farbe, Dichtigkeit, Anzahl und Länge der Barthaare zu merken, weil dieſe Eigenſchaften mit dem Temperament der Individuen, dem Klima, das ſie bewohnen, ihrem Alter, ihrem Körperzuſtand und ihrer Nahrung in Beziehung ſtehen. Sie ſind ſchwarz, trocken, hart und einzeln bei Männern von jähzornigem Temperament, die im reifen Alter ſtehen, ferner bei den Bewohnern heißer und trockner Länder, wie die Araber, Äthiopier, Indier, Italiener, Spanier. Dagegen haben Perſonen von lymphatiſcher Beſchaffenheit, junge Leute, die Bewohner kalter und feuchter Länder, wie die Holländer, Engländer, Schweden, gewöhnlich einen blonden, dichten, wenig krauſen Bart. Je nachdem dabei die Umſtände zuſammenwirken, erzeugt ſich eine unendliche Mannichfaltigkeit. Die Nahrung erzeugt in der Textur der Haare ſehr merkliche Veränderungen. Bei einer guten, kraft- und ſaftvollen Nahrung iſt der Bart weich und ſanft: er iſt hart und ſpröde, wenn die Nahrung dürftig, trocken und unverdaulich iſt. Die Farbe ſcheint größtentheils von zufälligen Urſachen abzuhängen. — Im Allgemeinen iſt von jeher und bei allen Völkern der Bart als eine Zierde des Mannes angeſehen worden; den Juden verbot Moſes das Scheren deſſelben; bei den alten Deutſchen war die Beraubung des Bartes eine ſtreng verpönte Schmach, bei den Indiern eine ſchwere Strafe. Noch jetzt iſt bei vielen Nationen der Bart ein Zeichen beſonderer Würde und Hoheit, z. B. bei den Türken. Das gegenwärtig in ganz Europa übliche Abſcheren des Bartes ſchreibt ſich von den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. her, die beide noch unbärtig auf den Thron gelangten. Damals ließen ſich die Hofleute und Bürger ſcheren, um ihren Königen ähnlich zu ſein, und nach und nach wurde eine Sitte daraus, die immer allgemeiner ward.

Barthelemy (Jean Jacques), am 20. Januar 1716 zu Caſſis, unweit Aubagne, in der ehemaligen Provence geboren, erhielt eine gute Erziehung, und wurde eine Zeit lang nach Marſeille geſchickt, um von den Jeſuiten zum geiſtlichen Stande vorbereitet zu werden. Er gewann aber dieſe Beſtimmung ſo wenig lieb, daß er in der Folge alle Anträge zu geiſtlichen Stellen ablehnte und den Titel eines Abbé blos annahm, um anzuzeigen, daß er zu dieſem Stande gehörte. Von Jugend auf liebte er das Studium der alten Sprachen, ſogar der älteſten orientaliſchen, und der Alterthümer überhaupt. Sein unermüdeter Fleiß und der Scharfſinn, womit er alle Gegenſtände der mühſamſten und trockenſten Unterſuchung erforſchte, ſetzte ihn bald in den Stand, den Gelehrten in dieſem Fache neue Entdeckungen mitzutheilen, unter welchen das palmyreniſche Alphabet, das er bekannt machte, eine vorzügliche Stelle behauptet. Schon im J. 1747 wurde er Mitglied der pariſer Akademie der Inſchriften, nachdem er bald nach ſeiner Ankunft in Paris (1744) dem Aufſeher des königl. Medaillencabinets zum Gehülfen beigeſellt worden war. Um eben dieſe Zeit machte er die Bekanntſchaft des nachher ſo berühmten Miniſters Choiſeul, welcher eben im Begriff ſtand, als Geſandter nach Rom abzugehen, und Barthelemy einlud, ihn dahin zu begleiten. Dieſer, ſeit 1753 Oberaufſeher des Medaillencabinets, nahm das Anerbieten an, und ging 1754 nach Rom. Er durchwanderte ganz Italien, ſammelte neue Schätze für Alterthümer und beſchäftigte ſich nach ſeiner Rückkehr mit gelehrten Arbeiten, und mit der Einrichtung des ihm anvertrauten Cabinets, das er mit einer großen Anzahl koſtbarer und ſeltener Medaillen vermehrte. Unter ſeinen Privatarbeiten zeichnete ſich keine durch Gelehrſamkeit und ſchöne Darſtellung ſo ſehr aus, als die Reiſe des jungen Anacharſis nach Griechenland, an der er ſchon 1757 zu arbeiten anfing, und auf deren Ausführung er 30 Jahre wendete. Barthelemy ſelbſt war beſcheiden genug, dieſes Werk eine unbehülfliche Compilation zu nennen, während alle geiſtreichen Köpfe Frankreichs und des Auslandes daſſelbe mit der größten Hochachtung aufnahmen, und die glücklichſte Darſtellungsgabe des Verfaſſers nicht genug bewundern konnten, der die heterogenſten Theile des griechiſchen Alterthums aus verſchiedenen Epochen des Staats in ein ſo ſchönes Ganze verwebt, und mit eben ſo viel Gelehrſamkeit als Geſchmack verarbeitet hatte. Barthelemy, welcher noch in ſeinem Alter ein vollſtändiges Verzeichniß des königl. Medaillencabinets ausarbeiten wollte, aber durch die ſchon 1788 ſich erhebenden Stürme daran verhindert wurde, blieb bei ſeinen eignen Arbeiten ſtehen, und erwartete ruhig den Ausgang der öffentlichen Angelegenheiten, an denen er nicht den geringſten Antheil nahm. Zwar raubte ihm die Revolution einen Theil ſeines Einkommens; allein er ertrug dieſen Verluſt mit Gelaſſenheit. Am 20. Auguſt 1793 wurde er von einem Offizianten bei der Nationalbibliothek des Ariſtokratismus beſchuldigt, und am 2. Sept. verhaftet, jedoch noch an dem nämlichen Tage durch die Bemühungen ſeiner Freunde, und beſonders der verwittweten Gräfin Choiſeul, welche ſtets ſeine Gönnerin geblieben war, wieder in Freiheit geſetzt. Der Vorfall hatte aber auf ſeine ohnehin ſchon ſchwächliche Geſundheit die nachtheiligſten Folgen. Als der Oberbibliothekar der Nationalbibliothek, der berüchtigte Carra, am 31. Okt. 1793 guillotinirt worden war, trug man ihm die Stelle an; er lehnte ſie aber ab, um ſeine wenigen Lebenstage ruhig zuzubringen. Er ſtarb am 30 April 1795, mit dem Ruhme eines durchaus rechtſchaffenen Mannes, eines vielſeitigen Gelehrten und eleganten Schriftſtellers.

Barthelemy (François), des Vorigen Neffe, geboren um das J. 1750, hatte ſich der diplomatiſchen Laufbahn gewidmet, und ſchon unter der königl. Regierung mehrere Geſandtſchaften an auswärtige Höfe als Secretär begleitet. Er war lange Zeit Geſandter am ſchwediſchen Hofe, und wurde beim Ausbruch der Revolution in dieſer Eigenſchaft nach London geſendet. Im Dec. 1791 wurde er nach der Schweiz geſchickt, vertrat dort mit Eifer Frankreichs Sache, ſchloß den Frieden zwiſchen Frankreich und Preußen in Baſel und bald darauf auch mit Spanien und dem Churfürſten von Heſſen. Seine Negotiationen mit Wikam, dem engliſchen Geſandten in der Schweiz, hatten nicht denſelben günſtigen Erfolg. Im J. 1796 rief ihn ein höherer Poſten in ſein Vaterland zurück. Man hatte ihn im Rathe der Alten an die Stelle Latourneurs zum Mitgliede des vollziehenden Directoriums gewählt. Alle Parteien waren mit dieſer Wahl zufrieden, und ſchon wurden Anſtalten gemacht, den künftigen Director mit allem Pomp einzuholen. Der beſcheidene Barthelemy vermied aber dieſes Gepränge, und kam in aller Stille in Paris an. Indeſſen erfuhr er auch hier das Schickſal ſo vieler Anderer: er wurde am 4. Sept. (1797) arretirt, und mit Pichegru und andern Proſcribirten nach Cayenne deportirt. Nach kurzer Zeit wußte er jedoch mit ſechs Andern und ſeinem treuen Kammerdiener, Le Tellier, der ſelbſt das Exil mit ſeinem Herrn getheilt hatte, zu entfliehen, worauf er nach England kam, und bald darauf, da die Revolution vom 18. Brumaire eintrat, einer der erſten war, welche wieder zurückgerufen wurden. Bald nachher ward er zum Senator und Reichsgrafen ernannt. Während Napoleons Regierung hatte er nie bedeutenden Einfluß. In den Tagen der Abdankung bekam er einige Wichtigkeit als Präſident des Senats. Er wurde in der Folge zum Pair ernannt, und zum Großoffizier der Ehrenlegion. Graf Barthelemy verbindet mit ungewöhnlichen Talenten eine ſeltene Rechtſchaffenheit. Ohne Ehrgeiz und Ruhmgierde ſuchte er immer dem Vaterland als einer ſeiner treueſten Söhne zu bedienen, und erwarb ſich die Hochachtung aller Parteien. Als Pair hat er ſich auf die Seite der Ultras geneigt. Darum trug er im Februar 1819 auf die Abänderung des Wahlgeſetzes von 1817 an; allein die Miniſter (Decazes und Deſſolles) verſchafften ſich durch die Ernennung von 59 neuen Pairs die Mehrheit, und Barthelemy's Antrag ward den 23. März verworfen.

Bartholomäer ſind eine Verbindung von Weltgeiſtlichen in Baiern. Sie haben ihren Namen von Bartholomäus Holzhauſer, einem Prieſter zu Ingolſtadt, der ſie im J. 1640 errichtete. Viele Weltprieſter ſind dieſem noch beſtehenden Inſtitute beigetreten. Sie beſchäftigen ſich mit der Erziehung junger Leute und haben Koſtgänger. Kinder und Jünglinge, die kein Vermögen haben, erziehen ſie unentgeldlich, laſſen ſie ſtudiren und promoviren, wofür ihnen dieſe nichts ſchuldig ſind, als die Pflicht, wenn ſie in gute Umſtände kommen, gegen ihre Wohlthäter Dankbarkeit zu beweiſen. Ihre Tracht beſteht in einem langen Rocke und einer Binde um den Leib.

Bartholomäusnacht, ſ. Bluthochzeit.

Bartolozzi (Francesco), einer der berühmteſten Kupferſtecher, geboren 1730 zu Florenz, wo er die Zeichenkunſt bei Hugfort, Feretti und Andern erlernte. In Venedig (wo er beſonders in dem Hauſe des Dichters, Grafen Gozzi, wegen ſeines Talents auf der Guitarre wohl gelitten war) bei ſeinem Lehrer Wagner, in

Florenz und Mailand äzte er eine Menge andächtiger Vorſtellungen; ging dann nach London, wo er die anſehnlichſten Unterſtützungen fand, und ſeine Blätter endlich ſo allgemein geſucht wurden, daß eine vollſtändige Sammlung derſelben bis auf 1000 Pf. St. galt. Auch ward ihm die Stelle eines königlichen Kupferſtechers, ſo wie ein Platz in der königl. Akademie der Künſte zu London zu Theil. 40 Jahre war er in London, als er, um das Porträt des Regenten in Kupfer zu ſtechen, nach Liſſabon ging, wo er 1807 den Chriſtusorden erhielt. Er ſtarb daſelbſt im April 1815. „Bartolozzi — dieſes Urtheil findet man ſchon in Archenholz britt. Annalen von 1789 — iſt einer der größten und fleißigſten Künſtler, gleich vortrefflich in mehrern Manieren, und im Zeichnen ſo geübt, daß nicht ſelten die Mängel des incorrecten Gemähldes, nach welchem er arbeitet, unter ſeiner Behandlung im Kupferſtiche verſchwinden, oder wenigſtens gemildert erſcheinen. Wegen der großen Anzahl ſeiner Zöglinge verdient er mit Recht der Stifter der engliſchen Kupferſtecherſchule genannt zu werden.“ Geſchmack und Genie finden ſich in allen ſeinen Werken, und ſein Grabſtichel verbindet mit Richtigkeit der Zeichnung die höchſte Zartheit der Ausführung. Eines ſeiner vorzüglichſten Werke iſt der Tod des Lord Chatam, nach Coppel, wovon ſchon vor vielen Jahren ein guter Abdruck mit 150 Thalern bezahlt wurde; eins der lieblichſten ſeine Lady and Child. Die Geſammtzahl ſeiner Werke ſteigt auf 2054. Sein Sohn, der in London lebt und deſſen Tochter mit dem jüngern Veſtris verheirathet iſt, zeichnet ſich als Mahler aus.

Baſalt, eine mit dem Schörl nahe verwandte Steinart von dunkler Farbe, welche vom Scheidewaſſer zum Theil aufgelöſ't wird, eiſenhaltig iſt und nur ſchwer im Feuer ſchmilzt. Man findet ihn in ganzen Bergen. Dahin gehören die ungeheuren Baſaltpfeiler in der Fingalshöhle, der Rieſendamm in Irland u. ſ. w. Die Pfeiler ſind bald fünf-, bald achteckig. Wegen der großen Ähnlichkeit mit der Lava und anderer Eigenſchaften hält man ihn für ein vulkaniſches Product, das ſich verhärtet, kryſtalliſirt und ſenkrecht geſpalten habe. Andere glauben, er ſei aus einer flüſſigen Maſſe durch Kryſtalliſation entſtanden, noch Andere endlich, die Maſſe des Baſalts ſei anfangs von Waſſer durchgeweicht, aber nicht flüſſig, ſondern breiartig geweſen, habe ſich nach und nach verdichtet, Riſſe bekommen, und jene Pfeilergeſtalt angenommen, wobei vielleicht ein unterirdiſches Feuer mitgewirkt habe.

Baſchkiren oder Baſchkurt ſind ihrer Abkunft nach wahrſcheinlich Nogajer, welche Bulgaren unter ſich aufgenommen haben; wenigſtens iſt ihr Land ein Theil der ehemaligen Bulgarei. Vormals zogen ſie unter eigenen Fürſten im ſüdlichen Sibirien umher; von den ſibiriſchen Khanen beunruhigt, ließen ſie ſich in ihren jetzigen Beſitzungen nieder, breiteten ſich an der Wolga und dem Uralfluſſe aus, und unterwarfen ſich der Oberherrſchaft des caſaniſchen Khanats. Als dieſer Staat durch Iwan II. zerſtört wurde, fügten ſie ſich freiwillig unter Rußlands Scepter; empörten ſich jedoch nachmals zu verſchiedenen Zeiten, wodurch ihr Wohlſtand und ihre Volksmenge bedeutend vermindert ward. Im J. 1770 machten ſie 27,000 Familien aus, die ihre Wohnſitze in den Statthalterſchaften Ufa und Perm haben. Sie ſind Mohammedaner, meiſtens mit Pfeilen, Bogen und Lanzen bewaffnet, und leben von der Jagd, Vieh- und Bienenzucht. Aus ge-

gohrner Pferde= und Kamelmilch bereiten ſie ein berauſchendes Getränk, Kumüß, das ſie ſehr lieben.

Baſedow (Johann Bernhard), gehört zu den merkwürdigern Männern ſeines Jahrhunderts. In Hamburg, wo ſein Vater Friſeur war, 1723 geboren, beſuchte er das daſige Johanneum, ſtudirte in Leipzig, von wo er als Hauslehrer nach dem Holſteiniſchen ging, 1753 Profeſſor der Moral und der ſchönen Wiſſenſchaften zu Soroe und 1761 Lehrer am Gymnaſium zu Altona wurde. Die Erſcheinung des Emil von Rouſſeau (1762) begeiſterte ihn mit dem Gedanken, Reformator des Erziehungsweſens zu werden, und die Theorie Rouſſeau's und des von ihm ſehr geſchätzten Comenius zu realiſiren. An Talent und Kraft dazu fehlte es ihm nicht, auch fing er das Werk mit Feuer an, und ſeine Zeit war nicht unempfänglich. 15,000 Rthl. Beiträge von Fürſten und Privatperſonen deckten die Koſten ſeines Elementarwerks, das nach den pomphafteſten Ankündigungen als eine gemahlte Welt mit 100 Kupfertaf. in deutſcher, franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache 1774 erſchien. Es ſollte der Jugend eine Maſſe von Vorſtellungen aus der wirklichen Welt an die Hand geben, um zugleich die Augen zu ergötzen und den Weltbürgerſinn zu entwikkeln, auf den es Baſedow bei ſeiner Erziehungsmethode abgeſehen hatte. Die Muſterſchule dieſer Methode wurde ſeit 1774 zu Deſſau wohin der edle Fürſt Franz ihn ſchon ſeit 1771 berufen hatte, eröffnetes Philanthropin. Doch verſprach er mehr, als er leiſtete; ſein unruhiger, immer mit weitausſehenden Projecten und Idealen beſchäftigter Geiſt und eine ſeinen Mitarbeitern oft fühlbare Herrſchſucht ließ ihn nicht ausharren. Schon 1778 verließ er nach vielen Mißhelligkeiten und Händeln, beſonders mit ſeinem fleißigern, aber eigenſinnigen Collegen Wolke, das Philanthropin, fuhr aber mit gleichem Eifer fort, durch pädagogiſche und philoſophiſche Schriften für ſeine Ideen thätig zu ſein, bis er 1790 zu Magdeburg ſtarb. Seine Wirkſamkeit auf das Publicum und ſein Einfluß auf die Denkart ſeiner Zeit war groß; um die damals anhebende Aufklärung von Deutſchland hat er ein entſchiedenes Verdienſt und wenn ihm auch die Humaniſten die Herabwürdigung der Alten, wozu ihn am meiſten der Mangel an eigener gründlicher Gelehrſamkeit verleitete, und eine Menge von Übertreibungen, Mißgriffen und Spielereien mit Recht vorgeworfen haben; ſo wird ihm doch niemand ſtreitig machen, daß er für die von vielen vergeſſene heilige Sache der Menſchenerziehung durch ſeine ſiegende Beredſamkeit, Aufmerkſamkeit und Enthuſiasmus zu wecken, treffliche Ideen und nothwendige Wahrheiten in ſchnellen Umlauf zu ſetzen und die Theilnahme der Regierungen zu gewinnen verſtand, ob er wohl ſelbſt lieber umwälzen und neu ſchaffen, als ausbilden, ordnen und vervollkommnen mochte. Über ſeine Methode und Muſterſchule vergl. die Art. Philanthropin und Philanthropinismus. E.

Baſel, die größte Stadt in der Schweiz, Hauptſtadt des Cantons gleiches Namens, der auf 18 □M. 47000 reformirte Einw. zählt und 409 Mann zum Bundescontingente ſtellt. Sie liegt unter 7° 31′ öſtl. L. und 47° 40′ nördl. B., iſt im Ganzen wohl gebaut, hat 15,000 Einw. und wird durch den Rhein in zwei ungleiche Theile, die „mehrere" und „mindere," (größere und kleinere) Stadt getheilt, welche durch die 715 rheinl. Schuh lange Rheinbrücke verbunden ſind. Zwiſchen den Bewohnern beider Stadttheile herrſchte ſeit uralten Zeiten eine Abneigung, die der Lauf der Zeiten und die Ver-

breitung einer liberaleren Denkweiſe noch jetzt nicht gänzlich auszurotten vermocht hat. Vormals war die Stadt faſt übervölkert, anſtatt daß jetzt die Volksmenge mit der Häuſerzahl in ſehr geringem Verhältniſſe ſteht. Ehemals war ſie eine Reichsſtadt, trat aber 1501 in den Schweizerbund. Hiſtoriſch wichtig iſt ſie durch das von 1431 bis 1444 hier gehaltene Concilium, welches den Grundſatz, daß ein Concilium über dem Papſte ſei, erneuerte, Eugen IV. abſetzte, den Huſſiten (ſ. d. Art.) den Kelch im Abendmahle zugeſtand und ernſtlich auf Reformation der Kirchenverfaſſung und Disciplin dachte, aber von den römiſchen Curialiſten nicht anerkannt wird, und durch den am 5. April 1795 hier zwiſchen der franzöſiſchen Republik und Preußen durch Barthelemy und Hardenberg abgeſchloßnen Frieden geworden (ſ. Friedensſchlüſſe). Ökolampadius, Grynäus, Burtorf, Wetſtein, Hermann, die Bernoulli's und Euler wurden hier geboren. Auch Erasmus lebte hier mehrere Jahre lang und liegt in der Domkirche begraben. Zu den Merkwürdigkeiten gehört die 1459 geſtiftete Univerſität mit einer trefflichen Bibliothek, ein Münzcabinet, ein botaniſcher Garten, ein Gymnaſium, eine Kunſt- und Naturalienſammlung, eine Geſellſchaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, ein Seminar für Miſſionarien, die deutſche Bibelgeſellſchaft, welche Bibeln mit ſtehenden Lettern druckt und bei jeder Auflage mehrere hundert an die Armen vertheilt. Zu den Eigenheiten Baſels zählt man, daß die Uhren um eine Stunde gegen die Uhren anderer Orte vorgehen. Die Stadtverwaltung iſt in den Händen eines großen Raths von 280 Mitgliedern, aus deren Mitte der kleinere Rath, beſtehend aus 60 Perſonen, gewählt wird. Der Handel iſt ausgebreitet, hauptſächlich durch die Erzeugniſſe der hieſigen Seidenbandmanufacturen, auch die Fabriken von Seidenzeugen, Kattun, Papier, Leinwand und Handſchuhen, ſo wie die Bleichereien und Färbereien ſind bedeutend.

Baſilica. In den erſten Jahrhunderten Roms waren die Baſiliken prächtige öffentliche Gebäude, von länglich viereckiger Geſtalt mit Säulen und Statuen ausgeſchmückt und zu verſchiedenen Geſchäften beſtimmt. Die Bürger verſammelten ſich hier zu Berathſchlagungen über Gemeinwohl, Kaufleute ſtellten ihre Waaren aus, junge Redner übten ſich hier in der Declamation u. ſ. w. Die Römer führten dieſe Gebäude mit vieler Pracht auf, und zierten ſie mit Säulen von dem ſchönſten Marmor. Es ſcheint, daß ſie dazu beſonders die korinthiſche Säulenordnung wählten. Conſtantin der Große räumte den Chriſten in Rom einige Baſiliken zu ihrem Gottesdienſte ein. Daher kam es, daß die erſten chriſtlichen Kirchen ſelbſt den Namen der Baſiliken erhielten, und daß man, als in der Folge neue Kirchen erbaut wurden, die Form der alten Baſiliken für ſie beibehielt.

Baſilius, der Heilige, auch zum Unterſchiede von andern Kirchenlehrern gleiches Namens der Große genannt, geb. 329 und 370 Biſchof zu Cäſarea in Cappadocien, wo er 379 ſtarb, ragt unter den griechiſchen Kirchenvätern an Gewicht und kirchlicher Autorität als der vorzüglichſte hervor. Die entſchiedenen Verdienſte, die er ſich um die Regulirung der Kirchenzucht, der Liturgie und der Verhältniſſe des Klerus erworben, die Menge ſeiner erbaulichen und gehaltreichen Homilien, die Energie, mit der er bei aller Friedfertigkeit gegen die Arianer kämpfte, und vor allen ſeine erfolgreichen Bemühungen zur Beförderung des Mönchslebens, für das er noch jetzt geltende Gelübde und Regeln entwarf, und in ſeinem eigenen ſtreng aſcetiſchen Leben

ſelbſt befolgte, erklären das große Anſehen dieſes Heiligen. Die griechiſche Kirche verehrt ihn als einen ihrer vorzüglichſten Schutzheiligen, und feiert ſein Feſt den 1. Jan.; die Mönche und Nonnen, ſowohl dieſer als auch der übrigen orientaliſchen nicht unirten Kirchen, folgen faſt durchaus ſeiner Regel, und auch in Italien gab es ſonſt und in Sicilien, Spanien, Portugal und Amerika giebt es noch Klöſter dieſer Gattung, welche den Orden der Baſilianer bilden. Die Baſilianer tragen ſchwarze Kleidung, und widmen ſich nur dem contemplativen Leben. Die vom heil. Baſilius verordneten Gelübde des Gehorſams, der Keuſchheit und der Armuth ſind die Norm aller Religioſen der Chriſtenheit, ob er gleich vorzugsweiſe der Stammvater der orientaliſchen Religioſen iſt, wie der heil. Benedict Patriarch der abendländiſchen. E.

Baſilisk, eine Art gelber, ſehr giftiger Schlangen in Afrika. Man hatte daraus ein Wunderthier erdichtet, welches die Geſtalt eines Hahns mit bunten Drachenflügeln und einem Drachenſchwanze haben ſollte. Schon ſein Anblick ſollte tödtlich ſein; man könne ihn ſelbſt, fabelte man, nur dadurch tödten, daß man durch einen vorgehaltenen Spiegel ſeinen giftigen Blick gegen ihn kehre. Sonſt hieß auch eine Art großer Kanonen, oder die doppelten Feldſchlangen, Baſilisken.

Baskerville (John), ein berühmter engliſcher Buchdrucker, geb. 1706 zu Wolverley, in der Grafſchaft Worceſter. Nachdem er früher Schreiblehrer und Lackirer in Birmingham geweſen, unternahm er es 1750, neue Schriften zu ſchneiden, die erſt nach mehrjährigen Verſuchen und vielen Koſten zu ſeiner Zufriedenheit ausfielen. Er druckte mit denſelben 1756 ſeinen Virgil in Quart, dem, von lateiniſchen Claſſikern, ſpäter der Horaz, Terenz, Catull, Lucrez, Juvenal, Salluſt und Florus in gleichem Formate folgten. Außerdem druckte er mehrere engliſche Claſſiker, z. B. den Milton und einige andere Werke. Seine Verdienſte um die Buchdruckerkunſt ſind allerdings groß und um ſo mehr einer rühmlichen Anerkennung werth, als ihm durchaus keine Aufmunterung zu Theil ward. Seine Typen können wegen ihrer Schönheit noch jetzt als Muſter dienen, wenn auch durch die Prachtdrucke eines Boboni und Didot die Producte ſeiner Preſſen jetzt übertroffen worden ſind. Baskerville ſtarb 1775 in einem Alter von 69 Jahren, und nach ſeinem Tode kaufte Beaumarchais die Schriften für 3700 Pfund, und druckte damit zu Kehl die Prachtausgabe von Voltair's Werken. Baskerville war ein durchaus rechtlicher, gefälliger, aber finſterer Mann von ſchönem Äußern. Als eine bizarre Eigenthümlichkeit wird von ihm angeführt, daß er die entſchiedenſte Abneigung gegen allen religiöſen Cultus hatte, den er unter jeder Form für Aberglauben und Blendwerk erklärte. Er machte es daher auch ſeinen Erben in ſeinem Teſtamente ausdrücklich zur Pflicht, ſeinen Leichnam nicht auf den Kirchhof und unter kirchlichen Gebräuchen, ſondern ohne dieſelben in einer auf ſeinem Grund und Boden zu dieſem Zwecke erbauten Pyramide zu begraben.

Basquen, Biscayer, der jetzige Name der Cantabrer, (Gasconier) eines Volks, das ehedem in Spanien an den Pyrenäen wohnte, und ſich am Ende des 6. Jahrh. an der mitternächtigen Seite dieſes Gebirges zwiſchen demſelben und der Garonne niederließ. Nach langen Kämpfen unterwarfen ſie ſich den fränkiſchen Königen. Unter den Carolingern wählten ſie ſich einen eigenen Herzog; als aber die Familie deſſelben erloſchen war, kamen ſie im 11. Jahrh. unter die

Herrſchaft von Aquitanien, und mit dieſem 1453 an Frankreich. Sie haben ihre uralte Sprache und alten Sitten, z. B. die Nationaltänze beibehalten. Sie ſind ſehr gute Seeleute, und waren die erſten unter den Europäern, die auf den Wallfiſchfang ausgingen, den ſie aber ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr betreiben. Sie bewohnen in Spanien die Provinzen Bizcaya, Guipuzcoa und Alava (zuſammen 147 □M. 288,000 Einw.); in Frankreich die Departements Ober= und Nieder=Pyrenäen, Arriége und Obergaronne.

Basrelief. Wir gebrauchen dieſes Wort durchaus gleichbedeutend mit Hautrelief, und verſtehen darunter mehr oder weniger erhobene Figuren auf einem flachen Grunde. Die Alten, und die ihren Grundſätzen folgenden Künſtler bedienten ſich in ihren Reliefs gemeiniglich nur einer einzigen Fläche; allein die glücklichen Verſuche mehrerer Neuern, eines Bernini, Algardi, Angelo, Roſſi, haben gezeigt, daß das Basrelief keinesweges in ſo enge Grenzen beſchränkt iſt, und daß es durch gehörige Anordnung der Figuren und Verſchießung der Lichter und Schatten ſehr wohl eine verhältnißmäßige Täuſchung in Rückſicht der Flächen hervorzubringen vermag, wenn auch die Wirkungen der Mahlerei dabei nicht erreicht werden können. Stellt der Künſtler im Relief mehrere Flächen dar, ſo muß er allerdings die Figuren der erſten Fläche weit hervorſpringen laſſen; deſſen ungeachtet aber werden ſie von einem talentvollen Künſtler mit den Figuren der zweiten und dritten Fläche in Übereinſtimmung zu bringen ſein, ſobald er nur den erfoderlichen Platz hat. Den Geſetzen der Compoſition gemäß wird er die Hauptfiguren durch das höchſte Licht und den höchſten Schatten herausheben. Aber dieſer Hauptſchatten wird durch keine kleinen und magern Schattenpartien unterbrochen werden, ſondern vielmehr eine große Maſſe bilden, wodurch er gleichſam geſchwächt und mit den übrigen in Accord geſetzt werden wird. Kleine Lichtfäden, durch jene große Schattenmaſſe gezogen, würden die Harmonie ſtören. Die Bekleidungen der Figuren der erſten Fläche ſeien alſo im großen Styl, und an den Figuren ſelbſt nichts von Verkürzungen, die, beſonders nach vorwärts, von übler Wirkung ſein würden. Die ganzen Figuren der zweiten und folgenden Flächen und jeder Theil derſelben ſeien weniger hervorſpringend, bilden keine ſo großen Maſſen und feſten Tinten, wie die erſten. Die Formen werden je entfernter, deſto ſchwächer und in ihren Umriſſen unbeſtimmter, die Lichter und Schatten vager; wobei der Künſtler die Geſetze der Perſpective auf das genaueſte beobachten muß, da er die Entfernungen auszudrücken nur wenig Vertiefung hat. Um nicht durch den Schatten, den unvermeidlich eine Figur immer auf die andere wirft, jede Täuſchung vernichtet zu ſehen, muß er die Figuren ſo ordnen, daß dieſe Schatten natürlich ſcheinen. Das Basrelief dient zur Verzierung von Werken der Baukunſt, und muß in Stoff, Zuſammenſetzung und Bekleidung mit dem Charakter des Gebäudes übereinſtimmen.

Baß heißt in der Muſik die unterſte oder tiefſte von den vier angenommenen Stimmen. Er iſt die Hauptſtimme und der Grund, auf welchem das ganze Gebäude der Harmonie ruht, und muß daher beſonders gut und ſtark beſetzt ſein. Als Generalbaß (ſ. d.) wird er zu einer eignen Wiſſenſchaft. Der Umfang des Baſſes iſt vom großen F bis zum eingeſtrichenen d oder e. Als einzelnes Inſtrument hat der Baß (auch Violon genannt) heut zu Tage gewöhnlich vier Saiten, und geht vom tiefen e (die Stimmung von unten herauf iſt

c, a, d, g) bis ins $\bar{d}$ und $\bar{c}$. Der kleinere Baß (Baſſetto oder gewöhnlich Violoncello genannt) wird ebenfalls mit vier Saiten bezogen, fängt in der Tiefe vom großen C an (die Stimmung iſt c, g, d, a,) und geht bis ins $\bar{f}$ und $\bar{g}$.

Baſſa, ſ. Paſcha. Zu unterſcheiden davon iſt Baſcha oder Baſchi, eigentlich ein Oberer, dann aber ein Ehrentitel, der jedem türkiſchen Soldaten zukommt und den faſt jeder dem andern giebt, da ſie ſich alle als Soldaten betrachten.

Baſſano, eine blühende italieniſche Handelsſtadt in der venezianiſchen Delegation Vicenza, an der Brenta, unter 11° 43′ O. L. und 45° 46′ N. B. Sie hält kaum eine italieniſche Meile im Umfange, hat aber geräumige Vorſtädte und nach der Volkszählung von 1797 11,500 Einw. Eine ſteinerne Brücke 182 Fuß lang, verbindet die Stadt mit dem großen Dorfe Vicantino. Das Klima iſt geſund und dem Wein- und Olivenbau ſehr günſtig. Der Handel mit Seide, Tuch und Leder wird hier lebhaft betrieben, und Remondini's Buchdruckerei liefert fortwährend eine große Anzahl eleganter Werke. Während des Beſtehens des Königreichs Italien gehörte die Stadt zum Departement des Tagliamento. Napoleon erhob ſie zu einem Herzogthume mit 15,000 Thl. jährl. Einkünfte, und verlieh es 1809 ſeinem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Maret. Dieſe Stadt iſt mit Baſſanelle am See Baſſano, im Kirchenſtaate, dem Hauptorte eines Herzogthums, dem Hauſe Colonna gehörig, nicht zu verwechſeln.

Baſſeliſſe, ſ. Hauteliſſe.

Baſſe-taille heißt in der Muſik die Tenorſtimme, der Tenoriſt, die Tenorgeige oder Tenorflöte; in der Baukunſt etwas erhobene oder halb erhobene Arbeit; auch die Kunſt und Wiſſenſchaft dergleichen Arbeiten zu verfertigen.

Baſſethorn, das tonreichſte unter den Blasinſtrumenten, wegen ſeiner krummen Biegung auch Krummhorn genannt, und, wie man glaubt, in Paſſau erfunden. Später iſt es vorzüglich durch Theodor Lotz in Presbrug vervollkommnet worden. Es iſt genau genommen ein größeres Clarinet und gleicht demſelben, ungeachtet der Verſchiedenheit in der Form, nicht allein in Anſehung der Beſtandtheile und des Tons, ſondern auch in Anſehung der Intonation, des Anſatzes und der Applicatur, ſo daß jeder Clarinettiſt es ohne ſonderliche Hinderniſſe ſpielen kann. Außer dem Schnabel, vermittelſt deſſen das Inſtrument intonirt wird, beſteht es aus fünf Stücken, welche zuſammen funfzehn Tonlöcher enthalten, von denen vier mit offenen und vier mit verſchloſſenen Klappen verſehen ſind. Sein Umfang beträgt drei volle Octaven, nämlich vom großen bis zum zweigeſtrichenen f.

Baſſompierre (François de), Marſchall von Frankreich, und einer der ausgezeichnetſten und liebenswürdigſten Männer, die unter Heinrich IV. und Ludwig XIII. eine Rolle geſpielt haben, war 1579 in Lothringen geboren; er ſtammte von einem Zweige des cleviſchen Hauſes ab. Nachdem er Italien bereiſet hatte, erſchien er am Hofe Heinrichs IV., wo ſeine Neigung für Pracht, Spiel und Galanterie ihn angenehm machte. Baſſompierre glänzte bei den Feſten und Luſtbarkeiten der Hauptſtadt; bald aber betrat er eine würdigere Laufbahn. Er machte 1602 ſeinen erſten Feldzug gegen den Herzog von Savoyen mit Auszeichnung, und focht nicht minder rühmlich im folgenden Jahre

der der kaiſerl. Armee gegen die Türken. Seine Liebe für Frankreich führte ihn nach dieſer Unternehmung dahin zurück, er erſchien wieder am Hofe, wo ihm ſein Geiſt, ſeine Geſtalt, ſeine Geburt und ſein Verdienſt, die ihn zu den erſten Militärwürden beriefen, erlaubten, ſich um die Tochter des Connetables von Montmorency zu bewerben, deren Reize dem guten Heinrich IV. die heftigſte Leidenſchaft einflößten. Baſſompierre gab den Bitten und Verſprechungen ſeines Königs nach, und leiſtete auf die Verbindung mit ihr Verzicht. Nach Heinrichs Tode zeichnete er ſich aufs neue durch Tapferkeit aus und 1622 ernannte ihn Ludwig XIII. zum Marſchall von Frankreich. Der König gewann ihn ſo lieb, daß Luynes, der erklärte Günſtling, darüber beunruhigt wurde und ihm offen erklärte, daß er auf ſeine Entfernung vom Hofe beſtehe, wobei er ihm die Wahl ließ, ob er eine Geſandtſchaft, ein Commando oder eine Gouverneurſtelle übernehmen wolle. Baſſompierre entſchied ſich für einen Geſandtſchaftspoſten, und bekleidete einen ſolchen nach einander in Spanien, in der Schweiz und in England. Nach ſeiner Rückkehr in Frankreich trat er wieder in die militäriſche Laufbahn, und wohnte den Belagerungen von Rochelle und Montauban bei. Der Cardinal Richelieu, der bald darauf den König und ganz Frankreich ſeinem Despotismus unterwarf, fürchtete Baſſompierres Kühnheit und vertraute Verbindung mit dem Hauſe Lothringen, und nahm, da jener ſich in Intriguen gegen ihn einließ, dieſe zum Vorwand, ihn 1631 verhaften und in die Baſtille ſetzen zu laſſen, aus welcher er erſt 1643 nach des Cardinals Tode befreit wurde. Er ſtarb 1646. Baſſompierre vereinigte in ſich alle Vorzüge der Geburt, Geſtalt, des Geiſtes und der Tapferkeit. Er hatte in ſeiner Jugend mit vielem Erfolg die Philoſophie, Rechtsgelehrſamkeit, Medicin und Kriegskunſt ſtudirt. Während ſeiner Gefangenſchaft arbeitete er ſeine Denkwürdigkeiten und die Geſchichte ſeiner Geſandtſchaften in Spanien, der Schweiz und England aus, die über die Ereigniſſe jener Zeit viel Licht verbreiten.

Baſſora, Buſſora oder Basrah, Hauptſtadt des Paſchaliks gleiches Namens in der ottomaniſchen Provinz Turkomanien oder türkiſch „Armenien,“ jetzt vereinigt mit dem Paſchalik Bagdad, liegt unter 44° 46′ Ö. L. und 30° 32′ N. B. am weſtlichen Ufer des Schat-al Arab, ungefähr 20 deutſche Meilen von der Mündung dieſes Stroms, der für Schiffe von 500 Tonnen Laſt bis an die Stadt ſchiffbar iſt. Die von ſeinen Gewäſſern beſpülten Stadtmauern haben einen Umfang von etwa 2 deutſchen Meilen, ſind mit ſchwerem Geſchütze beſetzt und von einem breiten, tiefen Waſſer-Graben umgeben. Innerhalb der Ringmauern ſieht man viele Gärten und Pflanzungen, von kleinen Canälen durchſchnitten. Deßungeachtet iſt die Stadt unreinlich; überdies iſt ſie ſehr mittelmäßig gebaut und die Straßen ſind unregelmäßig. Die durchgehends niedrigen, von Ziegeln aus Lehm aufgeführten Häuſer haben platte Dächer. Auch die Bazaars, obwohl ſie eine Fülle der koſtbarſten Erzeugniſſe des Orients enthalten, ſind ſchlechte Gebäude. Die engl. Factorei wird für das ſchönſte Haus in der Stadt gehalten. Die Einwohner, deren Zahl auf 50 — 60,000 angeſchlagen wird, beſtehen aus Arabern, Türken, Perſern und wenigen Europäern, die in den Factoreien ihrer Nationen wohnen. Am zahlreichſten ſind die Araber und nächſt ihnen die Türken und Armenier. Unter den Arabern giebt es einige reiche Leute, allein die große Mehrheit iſt ſehr arm, und muß ſich die ſchwerſten Arbeiten um ge-

ringen Lohn gefallen laſſen. Die hieſigen Türken beſtehen faſt lediglich aus Civil-Beamten oder Militär-Perſonen; die Kaufleute ſind faſt durchgehends Armenier, deren viele zu großem Anſehen gelangt ſind. Faſt alle Einwohner von Baſſora leben mittelbar oder unmittelbar vom Handel, der hier eine der Hauptniederlagen für alle in der Türkei eingeführten indiſchen Erzeugniſſe bildet. Die Einfuhrartikel aus den Häfen Hindoſtans ſind: Seidenwaaren, Mouſſelin, Tuch, Gold- und Silberſtoffe, mancherlei Arten von Metallen, Sandelholz, Indigo, Perlen, Mocka-Kaffee, Shawls, Spezereien u. ſ. w. Europäiſche Waaren ſind ſelten und theuer und unter ihnen haben die engl. Fabricate bei den hieſigen Kaufleuten einen entſchiedenen Vorzug. Die Ausfuhrartikel beſtehen größtentheils aus den eingebrachten Waaren, auch wird hier ein ausgedehnter Handel mit ſchönen und ſtarken Pferden geführt. Der Handelsverkehr ins Innere des Landes geſchieht durch Karavanen über Aleppo und Bagdad nach Conſtantinopel. Durch das öftere Austreten des Fluſſes und die dadurch verbreiteten ſchädlichen Ausdünſtungen wird der Aufenthalt in Baſſora, insbeſondere für Fremde, ſehr ungeſund. Die Umgebungen ſind mit Roſen zum Deſtilliren bepflanzt; doch leidet der Landmann ſehr von den Räubereien der Araberhorden; um ihre Streifzüge abzuwehren, hat neuerlich der Gouverneur längs der nahen Wüſte eine beinahe 20 deutſche Meilen lange Mauer aufführen und an allen Durchfahrten mit Wachen beſetzen laſſen. — Baſſora ward im J. 656 auf Befehl des Khalifen Omar gegründet und ward bald eine der blühendſten und berühmteſten Städte des Orients. Nach manchen Kämpfen zwiſchen den Türken und Perſern gerieth es 1668 unter die Botmäßigkeit der erſteren, ward 1777 von den Perſern erobert, im folgenden Jahre aber aufs neue von den Türken beſetzt. Sie wurden zwar 1787 durch die Araber daraus vertrieben, allein bald gelang es dem Paſcha von Bagdad, die Stadt wieder einzunehmen. Noch immer wird ſie, wenn gleich ihres ehemaligen Rufes beraubt, dem Range nach als die zweite Stadt der Provinz betrachtet.

Baſtard iſt im Allgemeinen ein von zwei ungleichen Ältern erzeugtes Geſchöpf. Bei Menſchen kann dieſe Ungleichheit nur in dem Range und Stande der Ältern beſtehen. Man pflegt indeß auch mit dem Namen Baſtard ein uneheliches, natürliches Kind zu bezeichnen. Unter den Thieren nennt man Baſtarde diejenigen, die von zwei Thieren verſchiedener Art gezeugt ſind, wie z. B. das Maulthier, der Mauleſel u. ſ. w. Die Natur hat allen aus einer ſolchen Vermiſchung entſprungenen Baſtardgattungen die Fähigkeit verſagt, ſich weiter fortzupflanzen, wodurch ſonſt die Thiergattungen und ihre Spielarten ins Unendliche vermehrt werden würden. Überhaupt aber iſt zu bemerken, daß nur gewiſſe Gattungen von Thieren ſich mit einander vermiſchen, andere hingegen, z. B. Hunde und Katzen, durch eine natürliche Abneigung von einander geſchieden bleiben. Endlich ſpricht man auch im Pflanzenreich von Baſtarden, und verſteht darunter die von unter einen fremden Himmelsſtrich verpflanzten und dort ausgearteten Gewächſe.

Baſtia, ehemalige Hauptſtadt der Inſel Corſica unter 9° 26′ 30″ Ö. L. und 42° 41′ 36″ N. B. auf einem Hügel im nordöſtlichen Theile der Inſel. Sie iſt in amphitheatraliſcher Form, übrigens ſchlecht gebaut, hat enge Gaſſen, eine ſtarke Citadelle am Meere und einen ſichern und geräumigen, aber nicht ſehr bequemen Hafen.

Die Einwohner, (11,500) treiben einen beträchtlichen Handel mit Häuten, Wein, Öl, Feigen und Hülſenfrüchten, welches alles die Umgegend in großer Fülle hervorbringt. Die hier verfertigten Dolche werden von den Italienern ſehr geſchätzt. Die Stadt hat eben ſo oft die Oberherrſchaft gewechſelt als der Reſt der Inſel. Im J. 1745 ward ſie von den Engländern bombardirt und genommen. Im folgenden Jahre aber den Genueſern zurückgegeben. Vergeblich ward ſie 1748 von den Öſterreichern und Piemonteſern belagert; im J. 1768 erfolgte ihre Vereinigung mit Frankreich und mit Ausnahme eines kurzen Zeitraums nach ihrer abermaligen Eroberung durch die Engländer im J. 1794, blieb ſie ſeit ihrer baldigen Wiederbeſetzung durch die Franzoſen beſtändig in den Händen dieſer Macht. Vor der franzöſiſchen Revolution war ſie der Sitz des Gouverneurs, der höchſten Staatsbeamten, der oberen Gerichtshöfe und des Biſchofs von Marian und Acci. Bei der neuen Eintheilung des franzöſiſchen Gebiets im J. 1791 ward Baſtia die Hauptſtadt im Departement des Golo und in der Folge das Hauptquartier der 23. Militärdiviſion. Jetzt iſt es der Hauptort eines Arrondiſſements im „Departement von Corſica," der Sitz eines Unterpräfecten ſo, wie eines Civil- und Handelsgerichts.

Baſtiden heißen die Landhäuſer bei Marſeille, mit denen die Umgegend der Stadt beſäet iſt und deren Anzahl auf 10,000 angegeben wird. Sie ſind meiſt ſehr einfach, alle weiß angeſtrichen und dienen dem reichen wie dem unbemittelten Bewohner von Marſeille zum Erholungsaufenthalt in der heißen Jahreszeit, da er außerdem die ſchönſte Erquickung, die kühlende Seeluft, die nicht bis in die Stadt dringt, ganz entbehren würde.

Baſtille, ehemals ein altes Schloß zu Paris, mit acht Thürmen, die oben mit einer fortlaufenden Terraſſe bedeckt waren, auf welcher dreizehn Kanonen ſtanden. Carl V. ließ es gegen die Engländer errichten. Hugo Aubriot, Stadtmajor und Oberhauptmann der Kaufleute zu Paris, legte 1369 den erſten Grundſtein dazu, und hatte das Schickſal, ſelbſt als Gefangener hineingeſetzt zu werden. Die Thürme dienten zu Gefängniſſen, vorzüglich für Staatsverbrecher und ſolche, welche man zu Staatsverbrechern machte. Die Geſchichte derſelben iſt zugleich die Geſchichte der gemißhandelten, unterdrückten Menſchheit. Die Nation hegte längſt den tiefſten Abſcheu gegen die Baſtille, und die Beſtürmung derſelben war eine der erſten bedeutenden Unternehmungen des pariſer Volks zu Anfange der Revolution. Sie wurde am 14. Juli 1789 erſtürmt und noch in demſelben Jahre dem Erdboden gleich gemacht. Der letzte Gouverneur, Namens de Launoy, bewies bei der Vertheidigung wenig Entſchloſſenheit, dagegen focht der Lieutenant Flue mit ſeinen Schweizern tapfer.

Baſtion (Bollwerk), ein in der Umfaſſungslinie (im Polygon) angelegtes Werk aus zwei Facen und eben ſo viel Flanken beſtehend, wahrſcheinlich zuerſt bei der Befeſtigung von Verona im Anfang des 16. Jahrh. in ſeiner jetzigen Form angebracht, da die ſonſt an den Umfaſſungsmauern angebrachten runden Thürme denſelben Zweck der Seitenvertheidigung und die bis 1526 analog mit ihnen angelegten Bollwerke dieſelbe runde Form hatten. Man baut ſie entweder voll oder hohl, wo hinter dem Wallgange eine dem Horizonte gleiche Vertiefung (der Keſſel) iſt, und es ſcheint die letztere Art den Vorzug zu verdienen.

Baſtonnade, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe, die in Schlägen auf den Rücken oder auf die Fußſohlen beſteht, welche mit einem knotigen Stricke gegeben werden.

Bataillon, die Unterabtheilung eines Fußregiments, die ein Stabsoffizier commandirt. **Bataillon Quarré**, eine Schlachtordnung, bei welcher die Mannſchaft ins Gevierte geſtellt wird.

Bataver, ein altdeutſches Volk, welches einen Theil des heutigen Hollands bewohnte. Ihr eigentlicher Wohnſitz war die Inſel, welche derjenige Arm des Rheins, der ſich bei Leyden in das Meer ergießt, nebſt der Waal mit der Maas bildet, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erſtreckte ſich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit. Nach ihm waren ſie urſprünglich Catten, die ſich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher gezogen. Dies muß noch vor Cäſars Zeiten geſchehen ſein. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Inſel zum Sammelplatz ſeiner Flotte. Nachdem ſie den Römern unterworfen waren, leiſteten ſie dieſen gute Dienſte und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römiſchen Volks. Man verſchonte ſie daher auch mit Auflagen, Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, ihre Anführer aus ihrer Mitte zu wählen. Beſonders war ihre Reiterei vortrefflich. Ihre Feldmuſik machten ſie mit einer Art von Hörnern. Unter der Regierung Veſpaſians empörten ſie ſich unter Civilis Anführung gegen die Römer und zwangen dieſe zu einem Vergleich. Trajan und Hadrian unterwarfen ſie wieder; zu Ende des dritten Jahrhunderts aber nahmen die ſaliſchen Franken die Bataver-Inſel in Beſitz.

Batavia, eine Stadt mit einem Seehafen an der Nordküſte der Inſel Java unter 160° 51′ Ö. L. und 6° 10′ S. B., die Hauptſtadt des geſammten holländiſchen oder jetzt niederländiſchen Indiens. Sie ward 1619 von den Holländern nach ihren Siegen über die Engländer und den König von Jacatra, Souverän dieſes Theils der Inſel, gegründet, und in der Folge der Mittelpunct aller ihrer Macht und ihres geſammten Handels in Oſtindien, ſo wie der Sitz des Generalgouverneurs und des hohen Raths. Doch hat ſie innerhalb der letzten zehn Jahre eine große Umwandelung erlitten. Von ihrer Pracht, welche ihr den Beinamen der „Königin des Orients“ zuzog iſt wenig übrig. Ganze Straßen ſind niedergeriſſen, Canäle halb ausgefüllt, Forts geſchleift und Paläſte der Erde gleich gemacht. Batavia liegt an der Mündung des kleinen Fluſſes, der von dem Gebiete, welches er durchſtrömt, den Namen **Jakkatarg** führt. Längs den Ufern dieſes Fluſſes und eines kleinern, der ſich aus Weſten mit demſelben vereinigt (beide nur für kleine Böte ſchiffbar), wohnt der Haupttheil der Volksmenge; doch ſind die angeſehenſten europäiſchen Einwohner in den letztern Jahren weiter ſüdwärts gezogen und bewohnen jetzt zwei ſchöne Straßen in den Vorſtädten **Molenvliet** und Ryswick, etwa eine halbe deutſche Meile vom Mittelpuncte der Altſtadt. Dieſe hat einen Umfang von zwei deutſchen Meilen, eine ſteinerne Mauer und enthielt vor ihrem neuerlichen Verfall zwanzig ſchnurgerade Straßen und 1993 Gebäude, worunter ſich noch jetzt das Rathhaus, der Palaſt des Ober-Statthalters, eine reformirte, Lutheriſche und portugieſiſche Kirche, einige mohammedaniſche Moſcheen, das Hospital, Spinnhaus, Waiſenhaus, das chineſiſche Hospital, die chineſiſche Halle und eine große Herberge für Fremde auszeichnen. Ungefähr eine deutſche Meile von der Stadt liegt die Niederlaſſung

Weltegreden, enthaltend ein ſchönes Militär-Cantonnement und ein großes aber unvollendeten Gouvernementshaus. Der Hafen von Batavia iſt wegen ſeiner weſtlichen Lage und bequemen Einfahrt der beſte und gelegenſte der Inſel. In Hinſicht der Sicherheit des Ankerplatzes und des Aus- und Einladens der Waaren iſt hingegen der ſchöne Hafen von Surabaia ihm weit vorzuziehen. Beim erſten Anblicke macht Batavia einen impoſanten Eindruck. Die Häuſer in den europäiſchen Stadttheilen ſind geräumig, nach dem neuern Geſchmack, aber ohne Eleganz gebaut, ſo auch die vorerwähnten öffentlichen Gebäude. Die Stadtverwaltung und die Polizei ſind einzig in den Händen der Regierung, welche einen Magiſtrat, beſtehend aus einem Präſidenten und vier Mitgliedern, ernennt und beſoldet. Außerdem iſt hier eine ſogenannte Waiſenkammer, welche das Vermögen aller derjenigen, welche unbeerbt mit Tode abgehen oder deren Teſtaments-Executoren abweſend ſind, verwaltet. Unter den öffentlichen Anſtalten zeichnet ſich vor andern die 1777 errichtete und während der Dauer der brittiſchen Regierung erneuerte Geſellſchaft der Wiſſenſchaften aus, die ſich vorzüglich unter der Leitung des letzten engliſchen Gouverneurs Raffles durch treffliche, bisher unbekannte, Nachrichten über den Zuſtand von Java rühmlichſt bekannt gemacht hat. Die äußerſt ungeſunde Luft, verurſacht durch die fauligen Dünſte der moraſtigen Canäle, und das Zurückweichen des Meeres während des letzten Jahrhunderts, erzeugt in Batavia unaufhörliche, mehrentheils tödtliche Fieberkrankheiten, welche vorzüglich durch nächtlichen Aufenthalt in der Stadt befördert werden, daher auch diejenigen Kaufleute, welche ſich ihrer Geſchäfte halber nur am Tage in der Stadt, Nachts aber in der geſunden Umgegend aufhalten, einer eben ſo guten Geſundheit genießen, als andere Europäer in irgend einem tropiſchen Klima. Batavia iſt jetzt in Hinſicht der Volksmenge nur die vierte Stadt auf der Inſel, indem ihre Bevölkerung von 160,000 Seelen, die ſie noch vor 40 Jahren enthielt, auf 47,217 herabgeſunken iſt. Nach den neueſten Angaben beſteht dieſe Volkszahl aus 543 Europäern, 1485 Abkömmlingen von Europäern, 318 Arabern, 119 Hindoſtanern, 3155 Malayen, 3331 Javaneſen, 4115 Eingebornen von Celebes, 7720 Balineſen, 232 Eingebornen von Sumbava, 82 moluckiſchen Inſulanern, 24 Eingebornen von Timur und Butum, 11,854 Chineſen und deren Abkömmlingen und 14,229 Sklaven. Seitdem die Holländer im J. 1617 ſich der Niederlaſſungen der Engländer auf der Inſel Java bemächtigt hatten, waren ſie im ungeſtörten Beſitze derſelben geblieben. Sie verdankten dieſe Sicherheit, außer ihren Vertheidigungsmitteln, beſonders dem ungeſunden Klima von Batavia. welches Urſache war, daß der einzige ernſtliche Verſuch der Engländer, im J. 1799 ſcheiterte. Erſt im J. 1811 wurde die Unternehmung wiederholt, und diesmal gelang ſie. Die Seemacht befehligte dabei der Commodore Broughton, die Landmacht Sir Samuel Achmuty; Gouverneur von Batavia war General Janſens, welchen Napoleon kurz vorher ſtatt des Gen. Daendels zu dieſem Poſten ernannt hatte. Dieſer, von den Rüſtungen der Engländer unterrichtet, hatte nach Verbrennung der Magazine Batavia verlaſſen und ſich mit ſeiner disponiblen Kriegsmacht nach dem Fort Cornelis gezogen, ſo daß die Engländer am 19. Auguſt die Stadt ohne Widerſtand in Beſitz nehmen konnten. General Janſens hielt ſich im Fort Cornelis bis zum 26., wo es die Engländer mit Sturm nahmen, leiſtete alsdann noch in verſchiedenen Poſitionen Widerſtand und unterzeichnete endlich, am 18. Sept. eine Capitulation, vermöge wel-

cher er die Colonie übergab. Nach hergeſtelltem Frieden ward ſie am 19. Aug. 1816 der niederländiſchen Regierung wieder zurückgegeben.

Bath, eine ſchön gebaute Stadt in Somerſetſhire in England, liegt unter 51° 22′ 32″ N. B. und 2° 21′ 30″ W. L., in einem Thale an der nordöſtlichen Grenze der Provinz, an dem ſchiffbaren Fluſſe Avon. Sie iſt berühmt wegen ihrer Heilquellen und als einer der beſuchteſten Beluſtigungsorte Großbritanniens. Die heißen Quellen, denen Bath vorzugsweiſe ſeinen Ruf und wahrſcheinlich ſein Daſein verdankt, wurden, allem Anſcheine nach ſchon vor der Ankunft der römiſchen Legionen im J. 44 benutzt, doch ſchweigt die Geſchichte über den Zeitpunct ihrer Entdeckung. Die Sagen mönchiſcher Tradition verſetzen ihn in das 870 Jahr v. Chr. Geb. So viel iſt gewiß, daß die Römer zu deren Gebrauche zuerſt die nöthigen Einrichtungen trafen und daß die hier errichteten prachtvollen und zweckmäßigen Badehäuſer und übrigen dazu gehörigen Anſtalten, wovon es noch jetzt eine Menge der anziehendſten, für den Alterthumsforſcher belehrendſten Überreſte giebt, zu den früheſten, in Britannien von ihnen errichteten öffentlichen Gebäuden gehörten. Auch ſieht man ſorgfältig erhaltene Säulenfragmente eines prachtvollen Minerventempels, deſſen ehemalige Grundfläche jetzt zu einem großen, 85 Fuß langen und 46 Fuß breiten Pumpzimmer dient. Es ſind hier fünf öffentliche Bäder welche der ſtädtiſchen Corporation gehören, und ein ſechstes, das Eigenthum des Grafen Manvers. Der Wärmegrad dieſer Bäder iſt verſchieden und hält von 93 — 117° (Fahrenheit). Sie ſind ſehr wirkſam gegen die Gicht, rheumatiſche Übel, Unverdaulichkeit, Lähmungen und gallige Verſtopfungen. Seit den älteſten Zeiten der Stadt ſind deſſen wechſelnde Namen von dieſen Quellen entlehnt. Die Römer nannten ſie Aquae ſalis, auch fontes calidi, die Britannier Caer Badun, die Sachſen Hat Bathun, und Accamannum oder die Stadt der Kranken. Nachdem die Römer ſie im J. 444 verlaſſen hatten, blieb ſie bis 577, als den Zeitpunct des Einfalles der Sachſen, in den Händen der Britannier. Carl I. verwendete in dem Bürgerkriege 7000 Pfund auf ihre Befeſtigung. Die Königin Eliſabeth verlieh ihr mehrere Privilegien, insbeſondere das Recht der Erwählung eines Maire, zehn Aldermänner und eines Stadtraths von zwanzig Mitgliedern. Im J. 1750 wurden neue Verſammlungsſäle erbaut und 1771 mit einem ausgezeichnet ſchönen Tanzſaale 106 Fuß lang, 42 Fuß breit und eben ſo hoch, ferner mit einem 70 Fuß hohen und einem dritten achteckigen, 48 Fuß im Durchmeſſer haltenden Saale vermehrt. Die im J. 1805 eröffnete, ſehr geräumige, Schaubühne, wird für das erſte Provinzialtheater in Großbritannien gehalten. Faſt das ganze Jahr hindurch kann man hier zu mäßigen Preiſen öffentliche Vergnügungen aller Art genießen, auch ſind die mannichfaltigen lieblichen Gegenden und eine heilſame Luft für den Fremden anlockend und belohnend. Die Straßen und Häuſer ſind von ausgezeichnet ſchöner Bauart. Die Kathedralkirche iſt das neueſte und im reinſten Geſchmacke aufgeführte Werk gothiſcher Baukunſt in ganz England, und ward im J. 1495 begonnen. Unter den öffentlichen Plätzen wird der Königin-Platz (Queen's Square), der Circus, der halbe Mond und der Paradeplatz vorzüglich bewundert. Von den öffentlichen Anſtalten verdienen folgende erwähnt zu werden, eine Ackerbaugeſellſchaft, eine philoſophiſche und harmoniſche Geſellſchaft, ein großes Hospital, worin 150 Kranke aufgenommen werden können und mehrere andere Krankenhäuſer, endlich verſchiedene Geſellſchaften

zur Beförderung des Erwerbfleißes und der Religion. Die Zahl der eingeſeßnen Einwohner beläuft ſich, mit Inbegriff der Vorſtädte, auf 38,434.

Bathos, ein griechiſches Wort, welches das Tiefe bedeutet. Wir bezeichnen hiermit das Niedrige, Gemeine, Kriechende in der Schreibart und poetiſchen Darſtellung, und zwar nach Swift, welcher in ſeiner Kunſt, in der Poeſie zu ſinken, die Tiefe der Höhe, ſo wie die Oberländer des Parnaſſes den Niederländern entgegenſetzt. Die luſtige mit Beiſpielen ausgeſtattete Theorie dieſes Bathos muß man in der genannten Swiftiſchen Abhandlung ſuchen.

Bathyll, aus Alexandrien gebürtig, der Nebenbuhler des Pylades und einer der berühmteſten Pantomimen des Alterthums, beſonders ausgezeichnet in heiteren und wollüſtigen Darſtellungen. Er war ein Sklave Mäcens, der ihn freiließ und nach dem Zeugniß des Tacitus vertraute Verbindungen mit ihm hatte. — In Anakreons Liedern wird unter dem Namen Bathyll ein ſchöner Knabe geprieſen.

Batoni (Pompeo), geb. zu Lucca 1708, geſt. zu Rom 1787. Dieſer berühmte Mann, den man als den Wiederherſteller der neueren römiſchen Schule betrachten kann, würde der erſte Mahler ſeines Jahrhunderts ſein, wenn Rafael Mengs ihm den Vorzug nicht ſtreitig machte. Man darf ihn einen gebornen Mahler nennen. Den Profeſſoren ſeines Vaterlandes verdankte er nur die Principien der Kunſt; ſeit er ſich aber zu Rom aufhielt, beſuchte er keine Schule, ſondern beſchäftigte ſich allein mit dem Studium der Antike, der Werke Raphaels, und lernte in ihnen das große Geheimniß, die Natur zu ſehen und mit Einſicht und Wahrheit darzuſtellen. Dadurch erwarb er die große Mannichfaltigkeit, die man in ſeinen Gemählden wahrnimmt. Er componirte keine Scene, die er nicht in der Natur geſehen hatte; ſein Colorit iſt glänzend, ſanft, und hat ſich in ſeiner ganzen Reinheit erhalten. Der Chevalier Boni, der ihn Mengs vergleicht, nennt dieſen den Mahler der Philoſophie, ihn aber den Mahler der Natur. Batoni mahlte viele Altarblätter und eine große Menge Porträts. Er war übrigens ein religiöſer, gerader, oft rauher Mann, mit vielen Sonderbarkeiten. Eine ſeiner Töchter wurde vor einigen Jahren für die beſte Sängerin in Italien gehalten.

Batiſt, eine ſehr feine, ganz dichte und weiße Leinwand, die vorzüglich in mehrern Provinzen Frankreichs verfertigt und weit und breit verſendet wird. Man nimmt dazu den allerſchönſten weißen Flachs, der unter dem Namen Ramé bekannt iſt, und beſonders im franzöſiſchen Hennegau erzeugt wird. Schon im 13. Jahrh. wurde dieſe Leinweberei in Flandern von einem Manne, der ſich Baptiſt Cambray nannte, in Gang gebracht. Von ihrem Erfinder ſoll hernach die Leinwand den Namen Baptiſt oder Kammertuch (toile de Cambray) erhalten haben. Die verſchiedenen Arten Batiſt werden auch Linons, Claires, Cambrays u. ſ. w. genannt. Sie werden nicht nur in den Niederlanden, ſondern auch in der Schweiz, Böhmen und in Schleſien verfertigt. Die vorzüglichſten ſind aber die, welche man in Indien verfertigt.

Batocken oder **Battocken** ſind zwei dünne Stöcke, womit in Rußland ſonſt Verbrecher auf den bloßen Rücken gehauen wurden. Der Verbrecher lag auf der Erde und einer der Zuchtmeiſter ſetzte ſich ihm auf den Kopf, der andere auf den Rücken. Durch das neue Geſetzbuch Catharinens II. iſt dieſe Strafe abgeſchafft.

Batrachomyomachia, der Froſchmaus-Krieg, ein dem Homer zugeſchriebenes Heldengedicht, worin ein Krieg zwiſchen den Fröſchen und Mäuſen mit vielen komiſchen Details beſungen wird. S. Homer und Rollenhagen.

Batterie nennt man in der Kriegskunſt 1. jede Verſchanzung worin eine Anzahl Kanonen ſteht; 2. jede Stelle im Felde, wo einige Kanonen aufgeſtellt ſind; 3. alle Linien einer Feſtung, hinter deren Bruſtwehren ſich Kanonen befinden; 4. Geſchützabtheilungen von 6 bis 8 Kanonen nebſt 1 oder 2 Haubitzen. In Hinſicht der Stellung giebt es Feld-, Feſtungs-, Küſten-, Belagerungs-Batterien, ſchwimmende Batterien, je nachdem ſie auf freiem Felde, auf Feſtungswerken, an See- und Meeres-Küſten, vor einem zu belagernden Platz oder auf Gewäſſern errichtet, erbaut und aufgeſtellt werden. Nach der Geſchützgattung unterſcheidet man Kanonen-, Haubitzen-, Mörſer-, Steinböller-Batterien; nach der Richtung ihres Feuers aber gerade Batterien, welche ſenkrecht in die Fronte des Feindes treffen, ſchräge, welche den Feind unter einem Winkel beſchießen, Rückenbatterien, welche eine Truppe im Rücken, Flankenbatterien, welche eine Linie der Länge nach beſchießen, Kreuzbatterien, deren zwei den nämlichen Ort dergeſtalt beſchießen, daß die Schüſſe in einem rechten Winkel zuſammentreffen. In Anſehung des zu beſchießenden Gegenſtandes giebt es: Demontirbatterien, welche die Bruſtwehren der feindlichen Werke und das dahinter befindliche Geſchütz zerſtören ſollen (ſ. Demontiren); Scarpier-Batterien, welche neben den Breſchebatterien unter einem Winkel von 20 — 30 Grad errichtet werden, um den zur Breſche beſtimmten Ort ſchief zu beſchießen; Breſche-Batterien, von welchen aus man den Fuß eines feindlichen Werks mit einem ſtark ſenkrecht auf daſſelbe wirkenden Feuer angreift, um dieſen Theil der äußern Seite des Walls und der Bruſtwehr ſo niederzuſtürzen, daß man darauf hingehen und das Werk ſtürmen kann; Ricochetbatterien, welche zum Beſtreichen der Linien dienen, ſo daß die abgeſchoſſenen Kugeln vom Anfang bis zum Ende derſelben Sprünge machen, wodurch die ganze Länge der Linie unſicher wird, und alles Entgegenſtehende niederwerfen. Ihre Lage iſt ſenkrecht auf der zu beſtreichenden Linie; endlich Keſſel- oder Wurfbatterien, welche das Wurfgeſchütz enthalten. In Anſehung der Lage unterſcheidet man Horizontal-, erhöhte und verſenkte Batterien. Die Einrichtung ſchwimmender Batterien kann ſehr verſchieden ſein. Gewöhnlich beſteht eine ſolche aus einem Floß, auf deſſen Mittellinie die Kanonen und vor den Kanonen eine Bruſtwehr von Wollſäcken ſteht. Das Floß wird durch ein ſtarkes Tau an einem Balken oder Anker befeſtigt, um welchen es ſich wie um einen Mittelpunct bewegen läßt, und durch Ruder oder Stangen an den Ort, wo man ſich ſeiner bedienen will, gebracht. Über die von Arçon erfundenen ſchwimmenden Batterien, von denen im J. 1782 gegen Gibraltar Gebrauch gemacht wurde, ſ. Elliot. In der Experimentalphyſik nennt man Batterien eine Verbindung mehrerer Flaſchen oder Metallplatten, um die Wirkungen der Elektricität und des Galvanismus zu verſtärken. S. Elektricität, Flaſche und Galvanismus.

Batteux (Charles) machte in der äſthetiſchen Kunſttheorie Epoche. Seine Unterſuchungen richteten ſich aber, wie die der meiſten Äſthetiker, zunächſt auf Poeſie, von welcher er dann vergleichend zu dem Begriffe der Kunſt aufſtieg. Dazu kam auch, daß die für claſſiſch geachteten dramatiſchen Dichterwerke ſeiner Nation eine tiefere

Würdigung foderten, und durch ihren Schimmer die Aufmerkſamkeit derer, welche über die ſchöne Kunſt Unterſuchungen anſtellten, vorzüglich auf ſich zogen. Wie man nun gewohnt war, dieſe Werke den claſſiſchen Dramen der Griechen in hohem Nationalgefühl an die Seite zu ſtellen, ſo ſchien es auch, als müßten die theoretiſchen Principien welche von jenen Muſtern abſtrahirt waren, auch von den Werken der Nachfolger, und von allen übrigen gelten. So wurde Batteux auf Ariſtoteles geführt und für deſſen Princip der Poeſie, Nachahmung der Natur, ſo eingenommen, daß er es auch auf die Mahlerei anwendete, und mit einer geringen Veränderung, welche die bürgerliche Zeit zu erfodern ſchien, als „Nachahmung der ſchönen Natur" für alle Künſte aufſtellte. Denn ihm konnte nicht der Gegenſatz zwiſchen dem Pathos der Dichterwerke ſeines Zeitalters, und der Proſa der Wirklichkeit entgehen, ja er war wohl ſelbſt in einer äſthetiſchen Grundmeinung ſeiner Nation befangen, welche die Schönheit in der Kunſt für eine verzierte Wirklichkeit hält. Denn in das Weſen der Schönheit, durch welche der Begriff der Kunſt erſt ſeine wahre Grundlage erhält, drang er nicht tiefer ein. War daher bei ſeinem Vorgänger Ariſtoteles die Anſicht von einer Nachahmung der Natur, vorzüglich weil er vom Drama ausging, und bei einem ſchon poetiſchen Volke, welches das ideale Leben der Gegenwart und Vorzeit in den Werken ſeiner Kunſt nur copirt zu haben ſchien, eine ſehr verzeihliche Abſtraction der erſten Kunſttheorie, durch welche zuerſt die Außenſeite der Kunſt bezeichnet wurde: ſo mußte ſie nun auf mancherlei Irrthümer führen, da jene poetiſche Anſicht der Natur, vermöge deren der Künſtler nur das Äußere wie im Spiegel aufzufangen ſcheint, und gleichſam nur das Schöne ſieht, verſchwunden oder wenigſtens nicht mehr die herrſchende war. Es mußte dagegen von einer Auswahl der Gegenſtände der Natur die Rede ſein, für welche kein Maßſtab, kein Kennzeichen gegeben werden konnte; und die Aufgabe, die ſchöne Natur nachzuahmen, verleitete den noch ſchwankenden Künſtler entweder ſich zu den Alten zu wenden, und ihnen blind zu folgen, oder zu einem ſogenannten Verſchönern des äußerlich gegebenen Stoffes. So leuchtet alſo ein, welchen mittelbaren und unbeſtimmten Sinn dieſes von Batteux aufgeſtellte Princip hatte, welches in der Theorie der Muſik und der ihr verwandten Künſte nicht einmal durchzuführen iſt, ja daß daſſelbe ſogar, als Erklärung des Weſens der ſchönen Kunſt, in einem fehlerhaften Kreiſe geht, indem es das hier eigentlich zu Erklärende (das Schöne, als Weſen der ſchönen Kunſt) in der Erklärung wieder vorausſetzt, und es nur in eine andere Sphäre, nämlich in die von der Kunſt geſchiedene Natur verlegt, in welcher der Künſtler es ſuchen ſoll. Der Künſtler aber wird das Schöne nie ergreifen, der es außer ſich ſucht, ja er täuſcht ſich in dem Drange ſeines künſtleriſchen, alles veräußernden Inſtincts, wenn er es äußerlich zu ſchauen und von außen erhalten zu haben glaubt. Dieſe Täuſchung iſt es eigentlich, welche in jenem Princip als pſychologiſches Factum ausgeſagt wird; wer aber als Künſtler daſſelbe mit ſtrenger Conſequenz befolgen wollte, würde nur ſklaviſcher Nachahmer, kein freier Künſtler ſein. Der Werth des Ariſtoteliſchen Princips beruht alſo, richtig verſtanden, blos auf einer Vergleichung der Natur nach ihrem Weſen (nicht nach ihren einzelnen Erſcheinungen) und des lebendig geſtalteten Künſtlergeiſtes (als einer höhern Natur). In ſo fern hat Göthe nicht Unrecht, wenn er in polemiſcher Hinſicht, und abgeſehen von dem Verdienſte, welches

die Ausführung jeder ſelbſtſtändigen Behauptung für das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft gewährt, Batteux „den Apoſtel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur nennt, das allen ſo willkommen iſt, die allein ihren Sinnen trauen, und deſſen, was dahinter iſt, ſich nicht bewußt ſind." Wenden wir unſern Blick aber auf das, was Batteux noch mit den Äſthetikern ſeiner Zeit und ſeiner Nation gemein iſt, und was ihn von dieſer unterſcheidet, ſo finden wir, daß er eines Theils der erſte war, der in die aufgehäufte Summe der Kunſtregeln, welche man durch lange Abſtraction gewonnen hatte, Einheit und Anordnung durch jenes Princip zu bringen ſuchte, wodurch der tiefern Kritik die Prüfung derſelben und ein weiteres Fortſchreiten erleichtert werden mußte; ferner eine Anwendung dieſes Princips auf die einzelnen Künſte, die er wie Ariſtoteles nach Verſchiedenheit der Darſtellungsmittel unterſchied, gemacht hat; andern Theils aber blieb er, wie andere ſeiner Zeitgenoſſen, welche die Theorie der Kunſt vor der Äſthetik bearbeiteten, bei einem unbefriedigenden Empirismus ſtehen, der über das Gebiet des Techniſchen hinaus keine Wahrheit hat, vielmehr nach einem höhern, oder tiefer liegenden Principe ſtets begierig macht, ja er ſtellte ſo manches, was aus des Ariſtoteles Abſtraction von den Werken der griechiſchen Bühne natürlich folgte, als nothwendige und allgemeingültige Regel für alle Zeit auf; worin ihm das moderne Gräciſiren der franzöſiſchen Dichter, und die ſtolze Autorität, welche deren Dramen bei der franzöſiſchen Nation, wie bei den galliſirenden Deutſchen erhielten, mit allgemeinem Beifall unterſtützte. Die Schriften, in welchen Batteux dieſe Grundſätze mit vieler Leichtigkeit entwickelte, waren: Les beaux arts reduits à un même principe (Paris 1746 und mehrmals deutſch: Die ſchönen Künſte aus einem Grunde hergeleitet, Gotha 1751, und in einer Überſetzung von Adolph Schlegel: Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz, nebſt mehrern Abhandlungen des Überſetzers, 2 Bde. Lpz. 1769 — 1770 3. Aufl.; auch endlich in einem Auszuge von Gottſched, Lpz. 1751); dann Cours des belles lettres, ou principes de la littérature (Paris 1747—50, 5. Aufl. 1774), deutſch in der ſehr bekannten Überſetzung von K. W. Ramler: Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften nach Batteux, 4 Bde 8., Lpz. 1756 — 1758. 5. Aufl. 1802. Das letztere Werk, eine Umarbeitung und Erweiterung des erſten, erhielt ſich in Deutſchland lange Zeit in großem Anſehen, bis vorzüglich die Bekanntſchaft mit den Engländern, nämlich mit Shakſpeare, und die Regung eines originalen und poetiſchen Geiſtes in der deutſchen Nation ſeit Göthe, Schiller u. A. die Abwerfung dieſer willkürlichen Feſſeln bewirkten und eine freiere, tiefere Anſicht des bei jeder gebildeten Nation ſich eigenthümlich geſtaltenden Schönen herbeiführten, durch welche dieſes Werk faſt gänzlich in Vergeſſenheit gekommen iſt. Zu ſeinen Schriften gehört übrigens noch eine Abhandlung: De la construction oratoire (1763, 12.), welche er der dritten Abtheilung des zuvor genannten Werks zum Grunde gelegt hat, eine Überſetzung des Horaz (2 Bde. Amſt. 1762. 12.), und Les quatre poétiques, d'Ariſtote, d'Horace et de Boileau avec les traductions et de remarques (Par. 1771, 2 Bde. 8.) und mehrere Abhandlungen in den Mém. de l'Acad. des Inscr. Von Batteux's Lebensumſtänden bemerken wir folgendes: Er war 1713 zu Allond'huy, einem Dorfe in dem Bisthum Rheims geboren, wurde

Kanonikus zu Rheims, dann Profeſſor der Rhetorik an dem königl. Collegium zu Paris, Mitglied der franzöſiſchen Akademie und der Akademie der Inſchriften, und ſtarb zu Paris 1780. T.

Bauart nennt man den eigenthümlichen Geſchmack in der Anordnung und Verzierung der äußern und innern Theile der Gebäude. Dieſer Geſchmack wird bei verſchiedenen Nationen ſehr verſchieden angetroffen. Die ägyptiſche Bauart zeigt eine außerordentliche Feſtigkeit und Stärke, welche jedoch zum Theil noch in Rohheit beſteht. Die griechiſche iſt voll Schönheit und Geſchmack und vorzüglich voll Regelmäßigkeit; ſie hat drei Hauptzweige, die doriſche (welche ſich vorzüglich durch edle Einfalt und erhabene Größe), die ioniſche (welche ſich durch ein gefälligeres Anſehen) und die korinthiſche (die ſich durch alle mit der Haupteigenſchaft der griechiſchen Gebäude verträgliche Pracht auszeichnet). Die römiſche Bauart, eine Schülerin der griechiſchen, wich von dieſer oft durch zu große Pracht ab. Später herrſchte neben der gothiſchen Bauart die arabiſche, welche nach der griechiſchen, und die mauriſche, welche nach den Überreſten römiſcher Gebäude in Spanien gebildet war. Was die letztere betrifft, ſo kann der Kenner bei allen ihren Fehlern dennoch die Überbleibſel der mauriſchen Gebäude zu Granada, Sevilla und Cordova nicht ohne Bewunderung betrachten. Die arabiſche zeichnet ſich vorzüglich durch Galanterie und Pracht aus. Die gothiſche (worunter hier die neugothiſche verſtanden wird, welche nach der Zerſtörung des gothiſchen Reichs durch die Araber und Mauren üblich wurde; die altgothiſche Bauart, welche wahrſcheinlich unter dem Theodorich, König der Oſtgothen, entſtand, unter deſſen Regierung in Italien die Römer, ohne Gefühl fürs Schöne, die altrömiſche Bauart nachahmten, iſt plump und ſchwerfällig) zeigt eine wunderbare Größe und Pracht, die zugleich mit dem ſorgfältigſten, nur von den Unkundigen kleinlich geſcholtenen Detail verbunden iſt; erſt in neuern Zeiten hat man ihre großen Meiſterwerke, als den Münſter in Straßburg, den Dom zu Cöln u. ſ. w., richtiger zu würdigen angefangen. Die italieniſche Bauart, welche nach den römiſchen Muſtern, vorzüglich nach denen aus den ſpätern Zeiten, gebildet wurde, verbindet Größe und Pracht mit Einfalt, nur daß ſie zuweilen etwas Nachläſſigkeit zeigt. Nach der italieniſchen iſt die engliſche Bauart gebildet worden, welche ſich aber mehr der griechiſchen Genauigkeit nähert. Die franzöſiſche iſt leicht, flüchtig und gefällig. Die Bauart der Deutſchen war anfangs gothiſch, und näherte ſich der altgothiſchen eben ſo ſehr als der neugothiſchen, welche letztere die Deutſchen unſtreitig aus Frankreich bekamen. In den neuern Zeiten nahm ſie ſich bald die italieniſche, bald die franzöſiſche zum Muſter, je nachdem die Großen, welche bauen ließen, eine Vorliebe für die eine oder die andere dieſer Nationen hatten. Die Baumeiſter, denen wir den Geſchmack, der noch jetzt in der Baukunſt herrſcht, verdanken, ſind die Italiener Palladio, Vincent, Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio (unter dem Namen Vignola bekannt), welchen Männern Filippo Brunelleſchit, Leon Baptiſta Alberti, vorzüglich aber Bramante und Giocondo, zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts die Bahn eröffnet hatten. (S. Geſchichte der Baukunſt Seite 571 dieſes Bandes.)

Bauchredner ſind Perſonen, die, durch ihre Organe und ihren Körperbau unterſtützt, ſich eine Fertigkeit erworben haben, durch Hinunterdrückung der Stimme in den Schlund Töne und Worte auf eine ſolche Art hervorzubringen, daß die Anweſenden glauben müſſen, der

Schall komme nicht von jenem, ſondern von einer andern Gegend her. Wenn ſolche Perſonen dieſe Fertigkeit auf einen hohen Grad gebracht haben, ſo läßt ſich an ihnen nicht einmal eine Bewegung des Mundes wahrnehmen. Ein Genfer, Comte, der vor einigen Jahren in der Schweiz und in Frankreich mehrere Proben ſeiner Kunſt ablegte, ſoll unter den bis jetzt bekannt gewordenen Bauchrednern der geſchickteſte ſein. Von ihm erzählt man manche beluſtigende Anekdote. So fuhr er im Jahre 1807 mit der Poſtkutſche nach Grenoble. Die Reiſegeſellſchafter hören auf einmal Stimmen von Spitzbuben, die ihnen zurufen, ſtille zu halten. Sie erſchrecken, langen Geld hervor, um ſie zu befriedigen. Comte nimmt es in Empfang und händigt es anſcheinend den Spitzbuben ein. Im nächſten Wirthshauſe aber ſtellt er jedem ſein Geld wieder zu, indem er ihnen erklärt, daß er es geweſen ſei, der ſie in Contribution geſetzt habe.

Bauer, ſ. Bauerſtand.

Bauerhof. Man nennt die Wohnung, die Ackergebäude und die um dieſe liegenden Ländereien, Wieſen und Waldungen, welche einen kleinen Staat für ſich bilden, auf dem eine Bauernfamilie wohnt, einen **Bauerhof**. Die Rechte und Verhältniſſe dieſes kleinen Staates zu kennen, iſt ungemein wichtig, da aus der Natur dieſes Staates gewöhnlich die Natur des großen Staates hervorgeht, der aus einer Zuſammenſetzung einer Menge kleinerer beſteht. Denn jede Staatseinrichtung iſt, wenn man ſie bis in ihren innern Kern verfolgt, republikaniſcher Natur, weil ſie geſellſchaftlicher Natur iſt. Als die Jäger- und Hirten-Völker anfingen, Ackerbau zu treiben und das bewegliche Zelt in die feſte Hütte zu verwandeln, wurde der erſte Grund zu den kleinen Staaten gelegt, die wir Bauerhöfe nennen. Dieſe entwickelten ſich nun nach und nach, und im Ganzen in allen Ländern auf dieſelbe Weiſe, da die Natur des Ackerbaues doch im Ganzen immer dieſelbe bleibt. Bei den alten Sachſen bildete jeder Bauerhof (Weiler) nach unſerer Art zu reden, eine Staatsactie, die nicht durfte getheilt werden. Hier war der Bauerhof geſchloſſen. Bei den Franken war er ungeſchloſſen, denn da ſie ganz auf den Eroberungskrieg eingerichtet waren, ſo war eine große Theilung des Bodens und eine daraus fließende ſtarke Bevölkerung ihnen genehm. Möſer in ſeiner osnabrückiſchen Geſchichte hat treffliche Unterſuchungen über den Bauerhof in Sachſen angeſtellt, und der verſtorbene Möller in Elſey hat eine beſondere Schrift unter dem Titel: **Der weſtphäliſche Bauerhof**, geſchrieben. In Weſtphalen bildeten nämlich in der Vorzeit mehrere Höfe einen kleinen Staat, ſie lagen alle in einem Verbande und ſtanden unter ihrem Oberhofe. Wahrſcheinlich hatten zuerſt Geſchwiſter und Verwandte dieſe Unterhöfe gebaut und waren unter der väterlichen Gewalt des Oberhofes geblieben, auf dem die Erſtgeburt forterbte. Übrigens waren alle freie Männer, ein und deſſelben Blutes und Stammes, und in keiner Art von Hörigkeit. Aus den Beſitzern der Oberhöfe hat ſich nach und nach der Adel entwickelt, der ein reiner Bauernadel iſt, ſo wie in Schwyz, Uri und Unterwalden. Die Unterhöfe ſind aber nach und nach in große Abhängigkeit vom Oberhofe gerathen. Denn wenn ein Unterhof ausſtarb, ſo daß das Bauerngeſchlecht, welches auf ihm wohnte, erloſch, ſo mußte ihn der Oberhof binnen Jahr und Tag wieder mit einer neuen freien Bauernfamilie beſetzen. Dieſe gab beim Einzuge eine kleine Erkenntlichkeit an den Oberhof. Der Oberhof beſtimmte dieſe bald höher bald niedriger — beſtimmte auch wohl, daß dieſe von Jahr zu Jahr ſollte wiederholt

werden, und ſo ſieht man, wie ſich nach und nach, nachdem das urſprüngliche Hofesverband ſchwach geworden, die freien Unterhöfe in Pachtgüter von ihren Oberhöfen verwandeln konnten. Dieſes iſt die Quelle der Streitigkeiten zwiſchen den Gutsherren und den Bauern in der Grafſchaft Mark, welche zuerſt durch die bekannten kaiſerlichen Decrete in helle Flammen aufgeſchlagen ſind. Die Unterhöfe wollen wieder Eigenthümer werden. In den Ländern, wohin ein fremder Eroberer kam, iſt der Bauerhof in Dienſtbarkeit gekommen, indem ihn der Eroberer mit ſeinem Knechte beſetzte, über den er das Dominium hatte, ſo z. B. in Schleſien, in Preußen, in Brandenburg. In dieſen Staaten iſt der Eroberer der Edelmann, der Unterworfene iſt hörig, und blos die Rittergüter bilden den Staat, indeß die Bauernnahrungen, ſo zu ihrem Dominio gehören, keine eigene Selbſtſtändigkeit haben. Durch die preußiſchen agrariſchen Geſetze von 1810 ſind alle Dominien geſprengt und die Bauernnahrungen in freie Bauerhöfe verwandelt worden. — Eine große Anzahl freier Ackerbauern iſt aber die erſte Bedingung zu einer ſtarken und freien Staatsverfaſſung. S. d. Art. Staatsverfaſſung. Bg.

Bauernkrieg. Wir bezeichnen in der deutſchen Geſchichte mit dieſer Benennung jene Periode innerer Zerrüttung, in welcher die Landleute in Franken und Schwaben und ſpäter auch in Sachſen und Thüringen die Waffen ergriffen, anfänglich, um ſich einer traurigen Lage zu entreißen, nach und nach aber, um eine chimäriſche Freiheit zu erkämpfen. Mehrere, beſonders die katholiſchen Schriftſteller, pflegen dieſe Unruhen, welche ſich bereits gegen Ende des funfzehnten und zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts äußerten, vorzüglich aber diejenigen, welche im dritten Jahrzehend des ſechzehnten Jahrhunderts wütheten, blos auf Rechnung von Luthers Reformation zu ſetzen. Allein der Umſtand, daß ſich die erſten Spuren derſelben weit früher zeigten, als Luther auftrat, beweiſ't das Gegentheil. Die wahren Urſachen dieſer verderblichen Unruhen waren vielmehr die harten Bedrückungen, denen die Bauern faſt unterlagen, ungeachtet ſich nicht läugnen läßt, daß Luthers mißverſtandene Lehren ſpäterhin einigen, wiewohl geringen und zufälligen Einfluß darauf gehabt haben. Viele Bauern waren wirklich leibeigen, oder mußten wenigſtens ſo viele Zinſen, Zölle, Steuern und Frohnen entrichten, daß ihnen dieſelben nach und nach unerſchwinglich wurden; es war daher natürlich, daß ſie ſich nach Befreiung ſehnten. Da jedoch weder der Adel, noch die Geiſtlichkeit von ihren Gerechtſamen etwas nachlaſſen wollten, und die Landesherren ſelbſt nicht im Stande waren, die zum Theil auf altem Herkommen beruhenden Abentrichtungen geradezu aufzuheben; ſo blieb den Bedrückten nichts übrig, als ſich eigenmächtig Hülfe zu ſchaffen, wozu ſie bald von einigen ſchwärmeriſchen Köpfen hingeriſſen wurden. Die Unruhen brachen zuerſt im Würzburgiſchen aus, wo ein Schwärmer, Johann Böhme (nicht mit dem görlitzer Jacob Böhme zu verwechſeln), ein junger Menſch, der ſich durch Liederſingen in den Herbergen ſein Brot, verdiente, als Freiheitsprediger auftrat, und wie er ſagte, auf Eingebung der Mutter Gottes, bekannt machte, daß nun bald unter den Menſchen gänzliche Freiheit und Gleichheit hergeſtellt werden, Papſt, Kaiſer, Fürſten und Obrigkeiten nicht mehr beſtehen, ſondern das ganze Menſchengeſchlecht durch gemeinſchaftlichen Fleiß ſein Brot, einer wie der andere, gewinnen und Wälder, Weiden und Gewäſſer zu jedermanns Nutzen und Vergnügen dienen würden. Durch dergleichen verführeriſche Vorſpiegelungen, denen man den Na-

men Predigten gab, machte er ſich weit und breit bekannt, und aus ganz Franken, Schwaben Baiern und an dem Rheine herauf ſtrömten ihm Zuhörer in ſo großer Menge herbei, daß auf einmal auf 40,000 Menſchen um ihn verſammelt geweſen ſein ſollen. Er beſchied dieſe auf einen beſtimmten Abend, und gebot ihnen, bewaffnet zu erſcheinen, Weiber und Kinder aber zu Hauſe zu laſſen — eine Verfügung, die über ſeine Abſichten, einen Aufruhr zu erregen, keinen Zweifel übrig ließ. Zwar ließ der Biſchof von Würzburg, Rudolph, der dieſen Vorfall erfuhr, den Schwärmer gefänglich einziehen; allein ſeine Zuhörer fanden ſich zur beſtimmten Zeit ein, und als ſie ſeine Gefangenſchaft erfuhren, rückten 46,000 Mann derſelben vor das Schloß zu Würzburg. Vergebens ließ ſie der Biſchof durch ſeinen Marſchall zur Ruhe verweiſen; dieſer mußte, um nicht geſteinigt zu werden, ſich ſchnell entfernen. Der Biſchof ließ darauf Geſchütz gegen die Rebellen auffuhren, und ſie nochmals auffodern, ſich zu entfernen, welches ſie auch thaten. Bei ihrem Abzuge wurden ihre Rädelsführer *) ergriffen, gefänglich eingezogen und zugleich mit dem Freiheitsprediger Böhme zu Würzburg hingerichtet. Aber nicht blos in Würzburg, ſondern auch in Speier traten 1502 (mithin lange vor Luther) ein Paar ähnliche Aufrührer unter den Bauern gegen den Biſchof und die Geiſtlichkeit auf. Indeß kamen die Unruhen erſt im Jahre 1525 zum völligen Ausbruch. Damals ſchickten die Bauern ihre in zwölf Artikeln abgefaßten Beſchwerden ſchriftlich nach Würzburg, und baten um ſchleunige Abſtellung derſelben, indem ſie ſich, in Anſehung der Rechtmäßigkeit ihrer Foderung, beſonders auf die Bibel gründeten. Vorzüglich wollten ſie 1. ihre Pfarrherrn ſelbſt wählen; 2. der Zehend ſollte nur zur Unterhaltung der Pfarrer eingeſammelt; 3. Leibeigenſchaft aufgehoben werden; 4. Jagd und Fiſcherei keine ausſchließende Gerechtſamkeit des Fürſten und Adels ſein; 5. die Frohndienſte billiger beſtimmt werden und ein Lehnsherr von ſeinem Lehnsmann nicht willkürliche Dienſte fodern u. ſ. w. — Der Biſchof verſprach dieſe Foderungen zu erfüllen; allein die Bauern, die ihm nur halb glaubten, ergriffen die Waffen, und ſelbſt die Bürger, die er zu Hülfe rief, traten auf die Seite der Bauern. Vergebens ſchrieb der Biſchof einen Landtag aus, um die Unruhen zu ſtillen, vergebens ließ er einen der Anführer hinrichten; die Bauern fingen nach Oſtern 1525 an, mit Waffen gegen Würzburg zu ziehen, ſo daß der Biſchof ſich genöthigt ſah, nach Heidelberg zu fliehen. Nun durchzogen die Aufrührer ganz Franken; in den Klöſtern, Rittergütern und an den Orten, wo man ihnen Widerſtand leiſtete, wurde alles ausgeplündert, zerſchlagen, gemißhandelt und die Orte ſelbſt in Brand geſteckt. Auch die Stadt Würzburg ergab ſich ihnen; die Feſtung derſelben aber, Marienberg, konnten ſie nicht erobern, ungeachtet ſie ſolche mit ſchwerem Geſchütz beſchoſſen. Sie zogen darauf weiter, und wurden von den gegen ſie ausgeſendeten Truppen bei Königshofen, und ein anderer Haufen derſelben gleich darauf bei Sulzdorf geſchlagen. Beide Schlachten koſteten ihnen 9000 Mann. Weil man ihnen Schuld gab, daß ſie geſchworen hätten, keinem Gefangenen Pardon zu geben, wurden ihre Gefangenen ebenfalls niedergehauen. Würzburg mußte

*) Dieſe Benennung ſoll ihren Urſprung dem Bauernkriege zu danken haben, indem die Bauern in ihren Fahnen und Siegeln weiter nichts als ein Pflugrad, als das Symbol ihres Gewerbes, führten, und einander zugeſchworen hatten, ungetrennt zu bleiben, wie die Speichen eines Rades.

ſich wieder an die Sieger ergeben; am 8. Juni 1525 kehrte der Biſchof dahin zurück und ſtellte in kurzem die Ruhe wieder her. Der Krieg war nun zwar hier geendigt; allein 139 Schlöſſer und Burgen waren theils zerſtört, theils verbrannt, 26 Klöſter vernichtet und gegen 12,000 Menſchen hatten ihr Leben verloren. In Lothringen, am Ober-Rhein und im Breisgau hatten die Bauern auch die Waffen ergriffen; in den beiden erſten Ländern wurden ſie ebenfalls in mehrern Treffen geſchlagen, und im Breisgau legten ſie bald ſelbſt die Waffen nieder. So war dieſer Bauernkrieg in Franken und Schwaben geſtillt, nachdem er über 50 000 Bauern das Leben gekoſtet hatte, ohne daß ſie ihren Zweck, Verminderung ihrer Laſten, erreichten, die vielmehr hier und da noch vermehrt wurden. Auf dieſe Unruhen in Franken und Schwaben folgte der Bauernkrieg in Sachſen und Thüringen, den beſonders Thomas Münzer veranlaßte. (S. d. Art.)

Bauerſtand, der Stand der Landbauer, der dritte, ehrenwerthe, wie der zahlreiſte, alſo auch der nützlichſte Stand von Staatsbürgern, der alle begreift, deren unmittelbare Beſchäftigung in Landwirthſchaft beſteht, ſo fern ſie nicht durch adelige Geburt, Amt oder beſondere Rechte von dieſem Stande ausgenommen ſind. Taglöhner und Handwerker auf dem Lande gehören, jene zu dem Bauer-, dieſe zu dem Bürgerſtande. Auch nach der Geſchichte iſt das deutſche Wort Bauer, ſonſt Bawr, Bar, (Nach Bar d. i. naher Bauer) ein allgemeiner Ausdruck, mit dem jeder freie Landmann, dem der Beſitz und die Nutzung eines Grundſtücks zuſtand, bezeichnet wurde. Baro oder Barus (Baron), die Bezeichnung freier Landſaſſen, ging daher, als die Leibeigenſchaft um ſich griff, auf den niedern Adel (die freien Beſitzer eines größern Landweſens) über. Freie Bauern gab es in Deutſchland vor und nach Carls des Großen Eroberungen; durch dieſe und durch die Unterjochung der Slawen wuchs aber die Zahl der Leibeigenen außerordentlich. Reichsunmittelbare Bauern gab es nicht. Die einzelnen Bauern in den ehemaligen Reichsdörfern (z. B. die freien Leute auf der Leutkircher Heide in Schwaben) waren Unterthanen der unmittelbaren Dorfgemeinde. S. Runde's deutſches Privatrecht (Vergl. d. Art. Leibeigenſchaft und Stände.) In Rußland hat Alexander I. den freien Bauernſtand wieder hergeſtellt, indem er die Leibeigenſchaft nach und nach mit Einwilligung der Gutsherren aufhob. Bürger und Bauer machen, im Gegenſatz zu Adel und Geiſtlichkeit, den dritten Stand (tiers-état) aus; allein das Recht, durch Abgeordnete, die er aus ſeiner Mitte wählt, in der Verſammlung der Land- oder Reichsſtände vertreten zu werden, beſitzt der Bauerſtand nur in Schweden und Norwegen, in Tyrol, und ſeit kurzem auch in Weimar, Hildburghauſen, Baiern, Baden und Heſſen-Caſſel; doch ſcheint im letztern Staate die landſtändiſche Verfaſſung wieder zu ruhen. Übrigens unterſcheidet man Kron- oder Kammerbauern, welche dem Landesherrn Grundzins bezahlen und Frohndienſte leiſten, auch deſſen Gerichtsbarkeit unmittelbar unterworfen ſind, und Patrimonialbauern, welche ihrem Guts- und Gerichtsherrn jene Verpflichtungen ſchuldig, folglich dem Landesherrn nur mittelbar unterworfen ſind. Nach dem Umfang ihrer Wirthſchaft unterſcheidet man große Bauern (Anſpänner, Hüfner, die eine ganze Hufe, — an vielen Orten 30 Morgen Acker, — und Halbhüfner, die eine halbe Hufe beſitzen) und kleine Bauern (Häusler, oder Köther, Koſſäten und Gärtner), die nur ein Haus (Kothe), einen Garten und wenig Feld oder Wieſe beſitzen, aber zur Dorfge-

meinde gehören. (Vergl. d. Art. Frondienſte und Patrimonialgerichtsbarkeit.) S. Buri's Abhandlung von den Bauergütern in Deutſchland mit Zuſätzen von Runde, 1789. 4. Auch Garve's ſchätzbare Schrift über den Charakter der Bauern und ihre Verhältniſſe gegen den Gutsherrn und gegen die Regierung. Bresl. N. A. 1796. K.

Baukunſt iſt im Allgemeinen (ſubjectiv) die methodiſch erworbene Geſchicklichkeit oder (objectiv) das Syſtem von Regeln, alle Arten von Gebäuden, nach der Abſicht des Bauherrn und den dazu beſtimmten Koſten, zur Beſchützung, Wohnung, zum Vergnügen und Gewerbe ſtark, bequem und ſchön aufzuführen. Da nun dieſe Abſichten ſehr verſchieden ſein können, wird die Baukunſt, je nach den Gegenſtänden, mit denen ſie beſchäftigt iſt, eingetheilt in bürgerliche, Kriegs-, Schiffs-, Mühlen-, Waſſer-, Brücken-, Straßen-Baukunſt, und wiefern man alle dieſe Arten unter ihr befaßt denkt, iſt ſie Baukunſt im weitern Sinne. Im engern Sinne verſteht man blos die bürgerliche Baukunſt unter ihr, welche man wieder in die Häuſer-, land- und ſtaatswirthſchaftliche Baukunſt eintheilt. Da es einleuchtet, daß mehrere dieſer Arten und Unterarten nur dem Bedürfniß dienen und zum einzigen Zweck Nützlichkeit haben, ſo hat man ziemlich allgemein die ſchöne Baukunſt in die Sphäre der bürgerlichen eingeſchränkt, und auch hier vornehmlich die eigentliche Wohnung berückſichtigt. — Wie der Menſch, von der Höhle des Berges, ſeiner erſten Zuflucht vor wilden Thieren und üblem Wetter, zur Erbauung von Hütten und von dieſen, als er der unſtäten Lebensart entſagte und das Feld zu bebauen anfing, zu bleibenden Wohnungen, die außer der Sicherheit auch Bequemlichkeit gewährten, den Übergang fand, können wir hier nicht weitläuftig aus einander ſetzen. Die Culturgeſchichte weiſ't dieſe allmähligen Fortſchritte mit vieler Deutlichkeit nach. Sie lehrt uns, daß der Menſch, nachdem er für ſich ſelbſt Häuſer zu bauen gelernt hatte, auch den Göttern, die bisher mit ihm in Höhlen, Hütten und Zelten gewohnt hatten, zur würdigern Verehrung Tempel errichtete, größer und koſtbarer als die Wohnungen der Menſchen. So entſtand die ſchöne Baukunſt, welche, zuerſt an Göttertempeln ſich entwickelnd, ſpäter auf die Wohnungen der Fürſten und die öffentlichen Gebäude überging, und endlich bei immer ſteigender Verfeinerung und zunehmendem Wohlſtande allgemeines Bedürfniß der Geſellſchaft ward. So wurde endlich in der Baukunſt die armſelige Rohr- und Lehmhütte zum ſtolzen Palaſte, der rohe Baumſtamm zur ſchlank emporſtrebenden Marmorſäule, und das natürliche Gewölbe einer Felſenhöhle zum prächtigen Pantheon. Doch nicht blos in erweitertem Umfange, größerer Höhe, ſtärkerer Maſſe und der Koſtbarkeit des Bauſtoffs beſtand der Vorzug der Gebäude in dieſer ſpätern Periode. Der für Schönheit empfängliche Grieche machte bald noch andere Anſprüche. Nicht zufrieden, den ſenkrecht in die Erde befeſtigten, das Dach tragenden Baumſtamm in eine Säule mit einem das weitere Einſinken verhindernden Säulenfuße, die darüber gelegten Holzblöcke in ein Capital mit ſeinen Stäben und Platten, und die Hauptölzer oder Plattſtücke in den Architrab, aus deſſen Bedeckung der Fries entſtand, verwandelt, den Karnieß und Giebel hinzugefügt, und das Ganze mit mancherlei Verzierungen geſchmückt zu haben, fühlte er, die Schönheit eines Gebäudes beſtehe nicht allein in der Säule, dem Gebälk, dem Giebel, ſondern in der gehörigen Form eines jeden und in der Zuſammenſtimmung derſelben unter einander, oder, was beides zugleich umfaßt, in der Säulenordnung. Durch ſie erhält das Gebäude

Regelmäßigkeit der Form, Richtigkeit der Verhältniſſe und eine hieraus entſpringende Zierlichkeit. Daß die Schönheit der Architektur in den Verhältniſſen beſtehe, ward bei Aufführung des Panionions, dieſes Nationaltempels der verbündeten ioniſchen Städte, in dem damals zuerſt aufgeſtellten Grundſatze ausgeſprochen: daß in der Bildung der Theile eines jeden Gebäudes allenthalben Regelmäßigkeit und diejenige Rückſicht auf ein beſtimmtes Verhältniß der Theile zu einander erſcheinen müſſe, welche die Natur in der Bildung des menſchlichen Körpers beobachtet hat. — Hiermit war ein Hauptſchritt zur Vollendung der griechiſchen Architektur gethan, denn der bis zu einem hohen Grade veredelte Kunſtgeſchmack gelangte bald zu Wohlgeſtalt, harmoniſcher Bildung der Theile, und mittelſt der feſten Kenntniß, womit die Verhältniſſe aufgegeben waren, zu reinern Schärfe und Zierlichkeit der Profile, wozu ſich ſchöne Zeichnung und Arbeit der Verzierungen und Sparſamkeit in deren Gebrauch geſellten. — Doch nicht bei dem Profile dürfen wir ſtehen bleiben. Ein Gebäude iſt ein in geometriſcher Form eingeſchloſſener, oft in mehrere gleichfalls geometriſche Abtheilungen getheilter Raum, gemäß dem Zwecke, wozu es beſtimmt iſt. Auch dieſer eingeſchloſſene Raum mit ſeinen Abtheilungen iſt in Betracht zu ziehen. Da aber die Zwecke des Baues ſo unendlich verſchieden ſein können und ſind, und dadurch eine ungemeine Verſchiedenheit des Beſondern erzeugt wird; ſo war es mit großen Schwierigkeiten verbunden, zu einem allgemeinen zu gelangen. Endlich fand man, daß, welchen Zweck ein Gebäude auch habe, und aus welchen Materialien es errichtet ſei, ſeine Zweckmäßigkeit ſich auf zwei Eigenſchaften zurückführen laſſe: auf Feſtigkeit und Bequemlichkeit. Die Feſtigkeit geht auf Dauer und Sicherheit des Gebäudes, und fodert, daß der Bau wohl gegründet, aus tüchtigen Materialien wohl zuſammengefügt ſei, damit er allen äußern Einwirkungen und ſeiner eignen Laſt möglichſt lange widerſtehe. Zu Erreichung dieſes Zwecks hat der Architekt vornehmlich auf eine feſte Grundlage des Baues, auf die Wahl guter Materialien, die verhältnißmäßige Vertheilung und tüchtige Verbindung derſelben, und endlich auf das Verhältniß zwiſchen Kraft und Laſt zu ſehen. Die Bequemlichkeit geht auf den Gebrauch des Gebäudes, daß nämlich Lage, Geſtalt, Größe und Eintheilung deſſelben dieſem Gebrauch möglichſt angemeſſen ſeien. Ein Wohnhaus muß, außer den allgemeinen Erfoderniſſen, daß es ſich ſicher, geſund und bequem bewohnen läßt, für die beſondern Zwecke des Beſitzers, für ſein häusliches Leben und für ſein Gewerbe eingerichtet ſein, wodurch Lage, Größe, Geſtalt und Eintheilung des Gebäudes beſtimmt werden. Feſtigkeit und Bequemlichkeit aber beziehen ſich nur auf die Nützlichkeit; erſt wo zugleich dem Zwecke des Gefallens Einfluß auf den Bau verſtattet wird, hebt das Gebiet äſthetiſcher Zweckmäßigkeit an. Es fragt ſich aber, wie kann Schönheit in einem Gebäude als einem regelmäßigen, in verſchiedene Räume geometriſch abgetheilten Körper Statt finden? Freilich in dem geometriſch abgetheilten Plane liegt die Schönheit eines Gebäudes nicht, wohl aber in dem architektoniſchen Aufriß; der Plan kann nur zweckmäßig, nie an ſich ſchön ſein, aber in dem wohl geordneten Plane iſt eine Grundlage zur Schönheit enthalten, dadurch ihm ſchöne Verhältniſſe möglich werden. Die gefällige Zuſammenſtimmung der durch die zweckmäßige Eintheilung entſtehenden Verhältniſſe der Theile zu einander und zum Ganzen macht die an ſich blos regelmäßige Figur eines Gebäudes, ſei ſie quadrat, oblong, cirkelförmig, oder was ſonſt, der Schönheit fähig; denn die

bloße Anſchauung des Werks erregt Wohlgefallen, ohne daß wir nöthig haben, an den Zweck deſſelben zu denken; und jenes gefallende Etwas könnte mangeln, ohne daß die ſonſtige Zweckmäßigkeit des Gebäudes darunter litte, wiewohl ein völlig unzweckmäßiges Gebäude nie ſchön ſein könnte, da die architektoniſche Schönheit an den Zweck gebunden, durch ihn bedingt und beſtimmt iſt, wie denn überhaupt jedes Kunſturtheil ſich auf objective Zweckmäßigkeit des Werks gründet, ohne daß darum Zweckmäßigkeit und Schönheit einerlei wären. Oben iſt geſagt worden, die Schönheit der Baukunſt liege in den richtigen, übereinſtimmenden Verhältniſſen. Dazu berechtigt uns der Grund, daß die Richtigkeit und Übereinſtimmung der Verhältniſſe gefällt. Allein, was gefällt, iſt darum nicht ſchön. Wir unterſcheiden demnach und ſagen: das Wohlgefallen an jenen Verhältniſſen geht auf die Form, das Wohlgefallen am Schönen auf den dieſe Form beſeelenden Geiſt. Forſchen wir aber dem gemäß nach dem Ausdruck äſthetiſcher Ideen in der Baukunſt, wodurch allein ſie in die Reihe der ſchönen Künſte tritt, ſo iſt nicht zu läugnen, daß ſich manches Gegründete gegen ſie ſagen läßt. Zwar hat jede ſchöne Kunſt ihren techniſchen und äſthetiſchen Theil, aber bei der Mahlerei, Muſik, Poeſie iſt dieſer jenem untergeordnet, er iſt nur Mittel zum Zweck. Anders iſt es mit der Baukunſt, welche den Nutzen im Auge hat, und das äſthetiſche Wohlgefallen nur in ſo fern damit verbindet, als dieſes mit dem Gebrauche verträglich iſt. Bei ihr iſt der äſthetiſche Theil dem techniſchen blos zur Zierde beigeordnet. Mithin iſt die Baukunſt an und für ſich keine ſchöne, ſondern eine mechaniſche Kunſt; keine Kunſt des Gefallens, ſondern des Nutzens. Der Begriff des Gebrauchs iſt ſo weſentlich mit ihren Werken verknüpft, daß ſie ſelbſt da, wo ſie nicht nützen, ſondern nur zieren will, den Schein des Gebrauchs annehmen muß. Ohne ihn würde ihren Werken der Gehalt, die Bedeutung fehlen, ſie würden willkürlich, leer und zwecklos erſcheinen. Soll aber die Baukunſt als ſchöne Kunſt ſich erweiſen, in ſo fern ſie ihre, dem Zwecke des Gebrauchs gemäß erfundenen und nach mechaniſchen Geſetzen conſtruirten Werke, zugleich mit Rückſicht auf Wohlgefallen, durch den bloßen Anblick bildet; ſo hat ſie die Aufgabe zu löſen, in ihren Producten die objective Zweckmäßigkeit des Gebrauchs mit der ſubjectiven Zweckmäßigkeit des Gefallens in der bloßen Betrachtung, oder mit zwei Worten, das Nützliche mit dem Wohlgefälligen zu verbinden. Äſthetiſche Ideen aber, und um ſo mehr das Ideal, müſſen ihr nothwendig mangeln, da ſie kein Vorbild in der Natur hat, deſſen allgemeiner Begriff in ihren Darſtellungen ſichtbar würde, ſondern ihre Werke nur nach der Vorſtellung von Zwecken hervorbringt. Wie zweckmäßig und in ihrer Art vollkommen dieſe Werke auch ſein mögen, ihr Zweck bleibt immer nur techniſch und auf das Nützliche beſchränkt, unfähig einer idealen Erhöhung und Veredlung. Der Spielraum, den Einbildungskraft und Geſchmack behalten, beſchränkt ſich nur auf die Verbergung der ſteifen geometriſchen Einförmigkeit und auf Verzierung der Theile; auf die Formen, welche der Verſtand den Zwecken gemäß beſtimmt, dürfen ſie ihren Einfluß nicht erſtrecken. Die Urſache, warum die Baukunſt kein Ideal hat und haben kann, iſt die ſtrenge techniſche Zweckmäßigkeit, die in ihren Producten herrſchende geometriſch regelmäßige Form, das Übergewicht des Mechaniſchen in ihr, das weder eine geiſtige Veredlung ihrer Zwecke, noch einen freien Vortrag derſelben verſtattet. Der Architekt hat blos mit Form, Verhältniß und Maſſe lebloſer Dinge zu ſchaffen, ſein Geſchmack iſt blos auf Verzierung einge-

ſchränkt, und durch dieſe Mittel kann er wohl Eleganz und Größe, feſtliche Pracht, Ernſt und Erhabenheit ausdrücken; aber in die Regionen des Ideals kann er nicht dringen, und Geiſt, Seele und Leben liegen außerhalb der Sphäre ſeiner Kunſt. Haben wir nun zwar der Baukunſt das Ideal abgeſprochen, ſo haben wir doch zugleich eingeräumt, daß ihre Werke einen verſchiedenen Ausdruck und eigenthümlichen Charakter haben. Dieſen Charakter enthält ein Gebäude, wenn ſeine Geſtalt und Verhältniſſe genau den Zweck ausdrücken, wozu es da iſt. Durch eine dem Zwecke gemäße Ausführung entſteht er von ſelbſt, kann aber auch gefliſſentlich von dem Künſtler, um der äſthetiſchen Wirkung willen, ſtärker ausgedrückt und durch bedeutende Verzierungen unterſtützt und gehoben werden. Unterſcheiden wir nun einen *logiſchen* und *äſthetiſchen* Charakter, ſo können wir nicht in Abrede ſein, daß die Baukunſt des letztern fähig ſei. Wer hätte nicht empfunden, daß Gebäude Gefühle der Größe, der Pracht, der Zierlichkeit, der Erhabenheit erregen, daß ſie einen ernſten oder erheiternden, einen ſchauervollen oder lachenden Eindruck hinterlaſſen, je nach ihrem verſchiedenen Charakter. Ehe wir jedoch zeigen, daß die Baukunſt, abgeſehen vom Schönen, eine *äſthetiſche* Kunſt ſei, wollen wir verſuchen, ihre Theorie aufzuſtellen. Die Baukunſt (blos als Kunſt betrachtet) iſt die Kunſt, Begriffe von Wohnungs-, Sicherungs-, Aufbewahrungs-, Geſchäftsplätzen, wiefern ſie blos in der Kunſt ihren Urſprung haben, und ihre Form nicht die Natur, ſondern einen willkürlichen Zweck zum Beſtimmungsgrunde hat, dieſem Zwecke gemäß darzuſtellen. Ein architektoniſches Werk hervorzubringen, bedarf es demnach einmal der idealen Syntheſis im Geiſte des Künſtlers, und ſodann der Darſtellung. Dort iſt Entſtehung dar Form, hier Behandlung des Stoffs. Der Stoff erfodert Conſtruction nach mechaniſchen Geſetzen, die Form aber iſt bedingt durch den Stoff. Der Stoff des Baumeiſters iſt Körper, deſſen Merkmahle Ausdehnung und Begrenzung im Raume ſind. Jene beſtimmt ſeinen Inhalt, dieſe ſeinen Umfang; jene iſt ſein poſitives, dieſe ſein negatives Merkmahl. Nehmen wir mehr das poſitive Merkmahl der Ausdehnung wahr, ſo ſagen wir, der Körper habe *Maſſe*; nehmen wir hingegen mehr das negative der Begrenzung wahr, ſo ſagen wir, er habe Form. Hieraus laſſen ſich die Sphäre und Eigenthümlichkeit der Baukunſt und die dem Architekten nothwendigen Kenntniſſe abnehmen. Ihre Sphäre geht ſo weit, als die Geſetze der Mechanik Conſtruction aus Maſſe geſtatten; ihre Eigenthümlichkeit beſteht darin, daß ſie eine Kunſt des Raumes iſt; die Kenntniſſe des Architekten müſſen Mathematik, vornehmlich Geometrie, Statik und Mechanik, Phyſik und Chemie, Zeichenkunſt und dazu gehörige Optik umfaſſen, theils damit er die Maſſe gehörig behandle, theils damit er ſchickliche Form wähle. Mit dieſem allen iſt der Architekt nur Techniker; äſthetiſcher Künſtler wird er, wenn er durch ſeine Werke äſthetiſche Eindrücke, deren Maſſe und Form fähig ſind, zu bewirken verſteht. Dies wird ihm gelingen durch Nachahmung der Natur. Zwar ſagten wir oben, daß die Baukunſt kein Vorbild in der Natur habe, allein wir modificiren dieſen Satz jetzt dahin, daß ſie zwar nicht, wie andere Künſte, ſchon etwas Fertiges vorfindet, das ſie nur zu copiren braucht, daß aber dennoch die Natur, in ſo fern ſie als ein Bewirktes, Ruhendes erſcheint, ihr Urbild ſei. Das äſthetiſche Gemüth bemerkt an ihr Maſſe und geometriſche Form, die theils an ſich, theils durch gegenſeitige Verhältniſſe, kraft der Analogie des Phyſiſchen zum Geiſtigen, durch die bloße Betrachtung Eindrücke ma-

chen und Ideen wecken. Wie dieſe Eindrücke bei dem Landſchaftsmahler und Gartenkünſtler, bei jedem nach ſeiner Weiſe, beſtimmend werden für die Producte ſeiner Kunſt, ſo auch bei dem Architekten für die ſeine; ſein Geiſt ſtrebt, die durch die Natur in ihm hervorgerufenen Gefühle durch ſeine Kunſt zu erregen, ſo weit ſie dies vermag. Dazu aber muß ihm, außer der Fähigkeit, äſthetiſche Anſichten von der Natur zu faſſen, jene ſchöpferiſche Kraft inwohnen, die aus freiem Vermögen Werke der Kunſt hervorbringt, welche nicht nur einen ähnlichen Eindruck, wie die Werke der Natur, ſondern ſelbſt einen höheren im Gemüth zu bewirken vermögen, weil ſeine Kunſt das einzeln Zerſtreute, wie in einem Brennpuncte geſammelt, durch das Medium ſeines Geiſtes zurückſtrahlen ſoll. Er wird alſo Genie, d. h. original in ſeinen Productionen ſein müſſen; denn ſein Werk, für das kein fertiges Vorbild da iſt, wird nur durch eigene Erfindung möglich. Er geht von einer Idee aus, und zwar von einer äſthetiſchen, welcher gemäß er alles in ſeinem Werke anordnet und ausführen läßt, womit er zugleich die beengenden Schranken objectiver Zweckmäßigkeit vor ſich niederwirft, denn ihn leitet blos äſthetiſche Zweckmäßigkeit, durch welche er ſeine Kunſt zur freien, d. h. nicht heterogenen Zwecken dienſtbaren Kunſt erhebt, als deren Vollendung ihm vorleuchtet Harmonie der Maſſen, Formen, Verhältniſſe des Lichts und Schattens, als hier gebrauchter Empfindungszeichen oder Mittel. So wäre denn die Baukunſt, als äſthetiſche Kunſt definirt, diejenige bildende Kunſt, welche äſthetiſche Ideen in wirklicher Raumerfüllung, nach blos ideeller Norm, unter Bewegungsverhältniſſen blos für das Auge darſtellt. — Wo die objective Zweckmäßigkeit zu walten anfängt, da ſcheiden ſich eigentlich äſthetiſche und bürgerliche Baukunſt; in Fällen aber, wo die Grenzen in einander überzugehen ſcheinen, wird man auf das Überwiegende ſehen müſſen. Wichtiger iſt es, die Darſtellungsfähigkeit und daraus entſpringende eigenthümliche Wirkſamkeit der Architektur, in Beziehung auf die übrigen ſchönen Künſte, zu erforſchen. Die Darſtellungsfähigkeit einer jeden ſchönen Kunſt iſt durch ihre Mittel bedingt. Die Architektur iſt durch die ihrigen eine Kunſt des Raumes, dies unterſcheidet ſie von Poeſie und Muſik; ſie iſt eine bildende Kunſt, die aber nicht durch Sinnenſchein wirkt, wodurch ſie von der Mahlerei, und keine ſchon fertigen Vorbilder in der Natur nachahmen kann, wodurch ſie von der Plaſtik unterſchieden iſt. Kann ſie demnach weder mit der Poeſie in univerſaler Darſtellung, noch mit der Muſik in Gefühlsübergängen, noch mit der Mahlerei in Reiz und Mannichfaltigkeit, noch mit der Plaſtik in Beſtimmtheit wetteifern, ſo dürfen wir doch nur auf die Ähnlichkeiten ſehen, die ſie mit jenen Künſten hat, um uns zu überzeugen, daß ſie nicht wirkungslos iſt. Mit den bildenden Künſten, ſofern dieſe auch räumlich ſind, hat ſie unmittelbare Anſchauung und Beſchränkung auf einen Moment gemein. Was ſie gegen die Mahlerei an Sinnenſchein verliert, gewinnt ſie an Sinnenwahrheit, die ſie mit der Plaſtik gemein hat; und geht ihr gegen dieſen Beſtimmtheit ab, ſo gewinnt ſie dagegen wieder an Freiheit. Übrigens kann ſie nach Art der Mahlerei Farben und Licht mitwirken laſſen, und ſelbſt bis auf einen gewiſſen Grad, entweder durch Hinzuziehung der Optik oder durch Erwägung der Verhältniſſe mit Sinnenwahrheit Sinnenſchein zu deſto größerer Wirkung verbinden. Der Ausdruck des Geiſtigen aber, oder die Poeſie der Architektur, iſt nicht im Raume zu ſuchen, ſondern an die Zeit gebunden. Daher die Ähnlichkeit der Architektur mit Poeſie und Muſik

als Künſten der Zeit, wiewohl jene mit ihren Mitteln nicht, was dieſe mit den ihrigen zu wirken vermag. — Was die Theorie der Baukunſt betrifft, ſo ſind für ihren wiſſenſchaftlichen und techniſchen Theil eine Menge Regeln von den vorhandenen Werken abſtrahirt und in vielen trefflichen Lehrbüchern zuſammengeſtellt worden. Der äſthetiſche Theil kann ſich nicht eines gleichen Vorzugs rühmen. Ohne die Idee dieſer Kunſt gefaßt zu haben, ging man nicht über das Vorhandene hinaus, und verfuhr auch dabei höchſt einſeitig. Die großen Verſchiedenheiten, die man in verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Völkern in der Baukunſt wahrnahm, hinderten nach einem allgemeingültigen Schönen zu fragen. Man glaubte ſich durch eine beſtimmte Wahl entſcheiden zu müſſen, und entſchied ſich ziemlich allgemein für die griechiſche Architektur, die allerdings als die eigentlich ſchöne zu preiſen iſt. Ihre Schönheit iſt aber nicht das Äſthetiſche überhaupt, welches als das Allgemeine ſorgfältig davon zu unterſcheiden iſt. Erſt wenn wir dies ins Auge gefaßt und uns überzeugt haben, daß keine Nation die Kunſt allein und ganz beſeſſen habe, daß die griechiſche Baukunſt als ſchöne im engern Sinne, die ägyptiſche in ihrer Düſterheit und Größe, die gothiſche in ihrer Erhabenheit und Feierlichkeit, die mauriſche in ihrer phantaſtiſchen Leichtigkeit, die franzöſiſche in ihrer Zierlichkeit und Niedlichkeit u. ſ. w. zu ſchätzen ſei, werden wir durch vorurtheilsfreie Vergleichung aller unter einander zu einer Theorie der äſthetiſchen Architektur gelangen und einen Schatz bewährter Regeln erhalten, wozu die mißlungenen Verſuche ſowohl, als die gelungenen nützlich werden können. In allen Fällen aber wird ſich folgende allgemeine Regel bewährt finden: Nie darf der Künſtler ſeinen Zweck unter willkürlichen Formen und Zierrathen verbergen, noch weniger um der Zierlichkeit willen die Zweckmäßigkeit aufopfern. Der Zweck muß rein und beſtimmt vor Augen liegen, und Alles bis auf die geringſte Verzierung in Bezug auf denſelben als nothwendig erſcheinen.

Baukunſt (Geſchichte der). — Die Entſtehung der Baukunſt verliert ſich in das Dunkel des Alterthums, da eine Wohnung, die gegen Witterung und wilde Thiere Schutz gab, zu den erſten Bedürfniſſen des Menſchen gehörte. Dieſe früheſten Wohnungen waren, nach Maßgabe der von der Natur dargebotenen Hülfsmittel und der Bedürfniſſe ihrer Erbauer, Hütten, Höhlen und Zelte. Als aber die Menſchen aus dem erſten Zuſtande der Rohheit heraustraten, ſich geſellſchaftlich vereinigten, und den Boden, den ſie bewohnten, zu bebauen anfingen, dachten ſie auch darauf, ſich dauerhaftere und bequemere Wohnungen zu erbauen und ſie einander näher zu rücken. Man bearbeitete das Holz ſorgfältiger, und verband die einzelnen Stämme mit einander, bereitete Ziegel aus Lehm und Erde, die man anfangs nur an der Luft trocknete, nachher aber am Feuer brannte, glättete die in der Natur vorhandenen Steinmaſſen, und fügte ſie, anfänglich ohne ein Bindungsmittel, zuſammen. Aus der das Dach tragenden Stütze entſtand die Säule u. ſ. w. Aber beſondern Fleiß wandte der Menſch im Fortgange ſeiner Ausbildung auf die Wohnungen, die er ſeinen Göttern widmete. So wie die Wohnungen für ſich ſelbſt größer und zierlicher wurden, erhielten auch die Tempel einen größern Umfang, und wurden mit Säulengängen, Hallen, Höfen und allerlei Zierrath ausgeſchmückt. — Die älteſten uns bekannten Völker, bei welchen die Baukunſt einige Ausbildung erhielt, ſind die *Babylonier*, deren berühmteſte Gebäude der Tempel des Belus, der Palaſt und die ſchwebenden Gärten der Semiramis waren; die *Aſſyrier*, deren Hauptſtadt Ninive

reich von prächtigen Gebäuden war; die Phönizier, deren Städte, Sidon, Tyrus, Aradus und Sarephta, ſich durch Pracht und Reichthum auszeichneten; die Israeliten, deren Tempel als ein Wunder der Baukunſt geprieſen wird; die Syrer und Philiſter. Doch von allen dieſen Völkern ſind keine architektoniſchen Denkmahle auf uns gekommen. Von den Indiern dagegen ſehen wir noch auf der Inſel Elephanta und Salſette unterirdiſche, in Felſen gehauene Tempel; von den Perſern die Ruinen von Perſepolis; von den Ägyptern Obelisken, Pyramiden, Tempel, Paläſte, Grabmähler; von den Etruskern einige Grabmähler und Überbleibſel von Stadtmauern. Der Charakter jener frühern Baukunſt war unerſchütterliche Feſtigkeit, rieſenhafte Größe, verſchwenderiſche Pracht, welche Erſtaunen und Bewunderung, aber kein wahres Wohlgefallen erweckten. Die Griechen zuerſt gingen von dem Rohen und Rieſenhaften zu edler Einfalt und Erhabenheit über. Unter ihnen wetteifern, nachdem die Ruhe von außen und innen erkämpft war, die größten Meiſter, ein Phidias, Iktinus, Kallikrates u. A., von Perikles aufgemuntert und unterſtützt. Es erhoben ſich der ſchöne Minerventempel auf der Burg zu Athen, die Propyläen, das Odeum und andere Prachtgebäude. Gleicher Kunſtſinn regte ſich im Peloponnes und in Klein-Aſien. Hohe Einfalt verband ſich mit majeſtätiſcher Größe und Schönheit in der Form. Man wandte die veredelte Kunſt nicht blos auf Tempel, ſondern auch auf Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnaſien an. Neben der doriſchen Säule entſtand noch die joniſche und korinthiſche. Mit dem peloponneſiſchen Kriege war die Blüthe der Baukunſt dahin. Edle Einfalt ging in Zierlichkeit über. Dieſen Charakter trägt die Kunſt zu Alexanders Zeiten, der eine Menge neuer Städte anlegte, deren achtzehn ſeinen Namen führten. Immer aber herrſchte neben der Zierlichkeit noch ſtrenge Regelmäßigkeit. Nach Alexander brachte das ſtets zunehmende Beſtreben nach Schmuck und Putz die Kunſt ihrem Falle immer näher. In Griechenland wurde ſie ſelbſt wenig mehr getrieben, und in Aſien unter den Seleuciden, in Ägypten unter den Ptolemäern in einem unreinen Geſchmacke ausgeübt. Die Römer hatten in der Baukunſt nichts den griechiſchen Meiſterwerken Ähnliches aufzuweiſen, wiewohl ſie ſchon früher ihren Fleiß an andere Fächer der Baukunſt, an Waſſerleitungen, Cloaken und an den Waſſerbau gewandt hatten. Das Capitol und den Tempel des capitoliniſchen Jupiter hatten etruskiſche Baumeiſter aufgeführt. Bald nach dem zweiten puniſchen Kriege aber wurden die Römer mit den Griechen bekannt. Sulla brachte zuerſt die griechiſche Baukunſt nach Rom; er, Marius und Cäſar errichteten in Rom und andern Städten große Tempel. Aber erſt unter dem Auguſt erhob ſich die Kunſt zu der Vollkommenheit, deren ſie zu dieſer Zeit fähig war. Er gab den griechiſchen Künſtlern, die ihr Vaterland mit Rom vertauſcht hatten, Aufmunterung, und führte, zum Theil aus Politik, viele prächtige Werke der Baukunſt auf. Agrippa baute Tempel, Waſſerleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden mit Säulen und Marmor verziert. Nicht minder prächtig erbaute man die Landhäuſer, deren die reichen Römer oft mehrere beſaßen. Das Innere wurde mit Kunſtwerken, die in Griechenland erbeutet waren, ausgeſchmückt. Die Wände überzog man mit dünnen Marmorplatten, oder mahlte ſie aus und theilte ſie in Felder, in deren Mitte Gegenſtände aus der Mythologie oder Geſchichte vorgeſtellt, und die ringsum mit den zierlichſten Einfaſſungen verſehen waren. Dieſe Einfaſſungen waren das, was wir Grotesken nennen. Auguſtus Nachfolger ver-

ſchönerten faſt alle mehr oder weniger die Stadt, errichteten die prächtigſten Paläſte und Tempel, und ſchmückten auch die eroberten Provinzen mit denſelben, bis endlich Conſtantin der Große die Reſidenz von Rom nach Conſtantinopel verlegte, wo denn für Roms Verſchönerung nichts weiter geſchah. — Als die Römer die Baukunſt von den Griechen empfingen, war ſie bei dieſen ſchon von ihrer Vollkommenheit und Reinheit herabgeſunken. Zierlichkeit war an die Stelle der großen, edeln Schönheit getreten; zwar erhob ſie ſich kurze Zeit in Rom zu ihrer erſten Höhe, artete aber bei der immer ſteigenden Prachtliebe der Kaiſer durch Überladung und Spielerei bald wieder aus. Um dieſe Zeit ward die korinthiſche Säule, deren man ſich gemeiniglich bei Tempeln und Prachtgebäuden bediente, ausgebildet, und erhielt ein eignes Gebälk, das vorher aus dem doriſchen und ioniſchen zuſammengeſetzt war. Schon von Nero an nahm der Luxus überhand; das Äußere und Innere der Gebäude ward überflüſſig verziert. Hadrian, der die Künſtler möglichſt aufmunterte, konnte den edlen Geſchmack in der Baukunſt nicht zurückführen. Statt das Vorhandene nachzuahmen, wollte man Neues erfinden und das Schöne noch ſchöner machen. Dadurch entfernte man ſich aber immer mehr von dem Großen. Jetzt entſtanden die Verſchröpfungen, die Poſtamente unter den Säulen, die vielen Basreliefs an den Außenſeiten der Gebäude, die Cannelirungen der Säulen, die Verjüngung derſelben nach einer krummen Linie, die gekuppelten Säulen, die verjüngten Pilaſter hinter den Säulen, kleine Säulen zwiſchen großen, runde und durchſchnittene Giebel, die ausgebauchten Frieſe. So wurde die Kunſt von den Zeiten Veſpaſians an bis zur Regierung der Antonine ausgeübt. Sie lieferte Werke, die zwar immer noch als Meiſterſtücke angeſehen werden können, denen aber doch der große, edle Styl der Griechen fehlte. In den Provinzen war der Geſchmack noch tiefer geſunken. Nach den Antoninen verfiel die Kunſt noch mehr; man bemühte ſich, noch häufigere Verzierungen anzubringen als bisher, welches beſonders der ſogenannte Bogen der Goldſchmiede bezeugt. Alexander Severus half ihr als Kenner zwar einigermaßen auf; allein ſie verſank unter ſeinen Nachfolgern nur deſto ſchneller und nahte ſich allmählig ihrem gänzlichen Verfalle. Die Gebäude aus dieſer Zeit ſind entweder mit tändelnden und kleinlichen Verzierungen überladen, wie die zu Palmyra, oder grenzen an das Rohe, wie die unter Conſtantin zu Rom erbauten. Unter den folgenden Kaiſern geſchah, wegen der ſteten Unruhen der Araber, Alemannen, Gothen und anderer Völker, wenig für die Verſchönerung der Städte. Juſtinian baute wieder viel. Sein vorzüglichſtes Gebäude war die Sophienkirche zu Conſtantinopel. Die alten ſchönen Werke der Baukunſt ſanken durch die Einfälle der Gothen, Vandalen und anderer Barbaren in Italien, Spanien, Griechenland, Ägypten, Aſien und Afrika großen Theils in Trümmer, und was der Zerſtörung entgangen war, blieb unbeachtet. Theodorich, König der Oſtgothen, ein Freund der Künſte, zeigte ſich ſorgſam für die Erhaltung und Herſtellung der alten Gebäude, und ließ ſelbſt viele neue aufführen. Wie wir überhaupt dieſen Zeitraum als den Scheidepunct zwiſchen alter und neuer Kunſt betrachten können, ſo ſehen wir auch jetzt an die Stelle der alten claſſiſchen Baukunſt mehr und mehr eine neue treten, die ſich ſo weit erſtreckt, als die Eroberungen der Gothen durch Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, einen Theil von Deutſchland, aber auch nach Britannien, wohin doch keine Gothen kamen. Ob dieſe neue Baukunſt von dem germaniſchen Stamme, welcher den Namen Gothen führte, herkam,

iſt nicht ausgemacht. Wir finden an den, unter Theodorich aufgeführten Gebäuden das Beſtreben, blos Einfaches, Starkes und Nationales mit dem Äußern der Gebäude (das Innere kennen wir nicht) hervorzubringen. Alle Bauart aber aus der Zeit der longobardiſchen Herrſchaft in Italien (568) und die ganze Mönchsbauart jener Zeit hat man fälſchlich gothiſch genannt und ſie nachher, als man das Unrecht einſah, durch den Namen der altgothiſchen Bauart von der eigentlichen gothiſchen Bauart, die man nun des Gegenſatzes wegen die neugothiſche nannte, unterſchieden. Die Longobarden, die in Italien einfielen, hegten keine Achtung für die Alterthümer, und mochten ſie weder ſchonen noch erhalten. Was ſie bauten, war geſchmacklos und fehlerhaft. Ihre Kirchen erhielten im Äußern halbrunde Säulchen und mesquin in einer Reihe längs dem Kranz der Giebel hinaufſteigende Pfeiler, im Innern aber plumpe Pfeiler, durch gewölbte Halbkreiſe verbunden; die kleinen Fenſter und Pforten waren mit Halbkreiſen geſchloſſen; die Säulen, Capitäler und Bogen wurden nicht ſelten mit ungereimten Steinhauerarbeiten belegt, öfters die Decken der Kirchenſchiffe mit Balken und Bretern bedeckt, die erſt ſpäterhin in Gewölbe verwandelt wurden, und daher zuweilen von außen aufgeführte Strebe- oder Stützbogen nothwendig machten. Dieſer lombardiſche Bauſtyl bezeichnet den Verfall der Wiſſenſchaften und Künſte; er wurde im 7. Jahrhundert zu Pavia, dem Hauptſitze des lombardiſchen Reichs, bei dem Bau der Kirchen St. Johann und St. Michael, dann in Parma bei der Kirche des heiligen Johann und zu Bergamo bei der Kirche St. Julia, bei der Gruftkirche zu Freiſing, bei den Capellen zu Altenötting in Baiern, zu Eger und der Burg zu Nürnberg, bei der Schottenkirche in Regensburg und bei vielen andern Kirchen angewendet. Dann vermiſchten mit ihm die aus Conſtantinopel (Byzanz) verſchriebenen Baumeiſter zuerſt den Gebrauch der mit ioniſchen Vaſen und mit den nach ihrer Compoſition gebildeten Capitälern verſehenen Säulen, worunter auch gewundene waren. In dieſem lombardiſch-neugriechiſchen Styl iſt der Dom zu Bamberg, zu Worms und zu Mainz, ſo wie die Kirche Miniato al Monte bei Florenz und der älteſte Theil des Straßburger Münſters erbaut. Dann fügte man die im Orient gebräuchlichen Kuppeln hinzu; in ihrer Anwendung und im Gebrauche der geſchmackloſen Capitäler und der vielen dünnen Säulen und Säulchen, deren man öfters zwei Reihen auf einander ſtellte, findet man den eigentlichen byzantiniſchen oder morgenländiſchen Bauſtyl. Nach ihm iſt außer der ſchon genannten Sophienkirche zu Conſtantinopel unter andern die Marcuskirche zu Venedig, das Baptiſterium und der Dom zu Piſa, ſo wie die Kirche St. Vital zu Ravenna erbaut. Die Normannen, die ſich in Sicilien feſtgeſetzt hatten, bauten die Kathedrale von Meſſina, ein großes aber geſchmackloſes Gebäude, auf den Grund eines alten Tempels, an welchen man, nach den damit in verſchiedenen Jahrhunderten vorgenommenen Veränderungen, das Sinken und Steigen der Kunſt neben einander ſieht. Die Vandalen, Alanen, Sueven und Weſtgothen waren in Spanien und Portugal eingedrungen; die Araber und Mauren vertrieben ſie und zerſtörten das gothiſche Reich. Dieſe waren jetzt faſt allein im Beſitze der Künſte und Wiſſenſchaften. Saraceniſche Baumeiſter traten in Griechenland, Italien, Sicilien und andern Ländern auf; mit ihnen verbanden ſich nach einiger Zeit viele chriſtliche, beſonders griechiſche Meiſter, und ſie ſtifteten unter einander eine Zunft, die ihre Kunſt und Regeln geheim hielt, und deren

Mitglieder ſich an gewiſſen Zeichen erkannten. In dieſer Periode ſind drei verſchiedene Bauarten herrſchend: die arabiſche, eine eigene, nach griechiſchen Muſtern gebildete Bauart; die mauriſche, in Spanien aus den Überreſten römiſcher Gebäude entſtanden, und die neugothiſche, welche in dem weſtgothiſchen Reiche in Spanien durch Dazwiſchenkunft der arabiſchen und mauriſchen Baukunſt entſtand und ihre Periode von dem elften bis ins funfzehnte Jahrhundert hatte. Die beiden erſten Bauarten weichen nur wenig von einander ab, vorzüglich aber zeichnet ſich die mauriſche durch ihre Bogen in Hufeiſenform von der arabiſchen aus. Sehr verſchieden aber iſt die gothiſche. Swinburne giebt folgende Unterſcheidungszeichen an: die gothiſchen Bogen ſind ſpitzig, die arabiſchen nach einem Cirkelbogen gebildet; die gothiſchen Kirchen haben ſpitzige und gerade Thürme; die Moſcheen endigen ſich in Kugeln, haben hin und wieder ſchlanke Minarete, die mit einem Balle oder mit einem Tannzapfen bedeckt ſind; die arabiſchen Mauern ſind mit Moſaik und Stuck verziert, welches man in keiner alten gothiſchen Kirche findet. Die gothiſchen Säulen ſtehen oft in Gruppen beiſammen und ſind in einander gewachſen, worüber entweder ein ſehr niedriges Gebälk angebracht iſt, auf welchem ſich Bogen erheben, oder die Bogen ſtehen unmittelbar auf den Capitälen der Säulen auf. Die arabiſchen und mauriſchen Säulen ſtehen einzeln, und wenn ja einige neben einander angebracht ſind, um einen ſehr ſchweren Theil des Gebäudes zu tragen, ſo berühren ſie ſich doch nie einander; die Bogen aber werden von einem ſtarken und dicken Unterbogen unterſtützt. Trifft es ſich in einem arabiſchen Gebäude, daß vier Säulen neben einander vereinigt ſind, ſo geſchieht dies durch eine kleine viereckige Mauer unten zwiſchen den Säulen. Die gothiſchen chriſtlichen Kirchen ſind außerordentlich leicht gebaut und haben große Fenſter, oft mit bunten Scheiben. In den arabiſchen Moſcheen iſt meiſtentheils die Decke niedrig, ihre Fenſter ſind von geringer Höhe und oft noch mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, ſo daß man das Licht weniger durch ſie, als durch die Kuppeln und geöffneten Thüren erhält. Die Thore der gothiſchen Kirchen gehen tief hinein, und ſind an den Anſchlag- oder Seitenmauern mit Statuen, Säulen, Niſchen und andern Zierrathen geſchmückt; die Thore der Moſcheen aber und anderer arabiſchen, ſo wie auch der mauriſchen Gebäude ſind flach und auf die Art, wie man die Thore jetzt baut. Überdies bemerkt Swinburne, daß er unter den verſchiedenen arabiſchen Capitälen, die er geſehen, keines gefunden, das in Abſicht der Zeichnung und Anordnung denen gleiche, die man in den gothiſchen Kirchen in England und Frankreich antrifft. Die mauriſche Baukunſt erſcheint in ihrer ganzen Herrlichkeit an dem alten Palaſte der mohamedaniſchen Monarchen zu Granada, welcher das rothe Haus heißt, und eher einem Zauberpalaſte als einem Werke von Menſchenhänden gleicht. Damals war die beſte Schule der Künſte zu Conſtantinopel; von hier gingen die Künſtler nach allen Gegenden aus. Ganze Geſellſchaften derſelben ſollen die Päpſte nach dem Norden geſchickt haben, um die verfallenen Kirchen wieder aufzubauen. Der Charakter der arabiſchen Baukunſt war Galanterie und Pracht. Reiche Verzierungen und Leichtigkeit in den einzelnen Theilen machen ſie dem Auge gefällig. Die neugothiſche Baukunſt, welche dadurch entſtand, daß die griechiſchen Baumeiſter das Plumpe und Schwerfällige der altgothiſchen durch den Anſchein der Leichtigkeit zu verdecken ſuchten, erregt die Phantaſie durch ihre reich geſchmückten Gewölbe, ihre großen Perſpectiven und ihr heiliges, durch gemahlte Fenſter hervorgebrachtes Dunkel, und

gefällt dem Kenner ungeachtet ihrer gänzlichen Verſchiedenheit von den Werken alter griechiſcher Kunſt. Sie behielt von der altgothiſchen Bauart die hohen, kühnen Gewölbe, die feſten und ſtarken Mauern bei, verkleidete ſie aber durch mancherlei Schnörkel, Blumen, Niſchen, durchbrochene Thürmchen, ſo daß ſie leicht und ſchwach zu ſein ſcheinen. Man ging darin in der Folge weiter, durchbrach die hohen, ungeheuern Thürme, daß die Treppen in der Luft zu ſchweben ſchienen, gab den Fenſtern eine außerordentliche Größe, und zierte das Gebäude ſelbſt mit Statuen und Figuren. Dieſer Styl, in dem alle Kirchen, Klöſter und Abteien erbaut wurden, bildete ſich in Spanien, und verbreitete ſich von da über Frankreich, England und Deutſchland. Alle dieſe Länder beſitzen bewundernswürdige Denkmähler gothiſcher Baukunſt. — Die Deutſchen waren bis auf Carl den Großen mit der Baukunſt unbekannt geblieben. Carl brachte die Kunſt aus Italien nach Deutſchland, und dies war die damals übliche neugriechiſche Bauart. Nachher hatte die arabiſche Kunſt Einfluß auf die Kunſt der Abendländer; auch zeigte bereits die deutſche Kunſt ihre Eigenthümlichkeit in den Spitzbogen und Strebepfeilern u. dgl. Dies wurde mit der neugriechiſchen Baukunſt vereinigt, der man damals noch im Ganzen treu blieb, und hieraus entſtand eine gemiſchte Bauart, die bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts ſich erhielt. Nun erwachte die **neugothiſche** oder **deutſche** Bauart, die wir auch die romantiſche, weil ſie ſich durch den romantiſchen Geiſt des Mittelalters ausbildete, nennen können, die in Deutſchland gebildet, in den Thürmen des Münſters zu Straßburg, in dem Dom zu Cöln, der Stephanskirche zu Wien, dem Dom zu Erfurt, der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, der Eliſabethkirche in Marburg ihre Vollendung erhielt, und ſich von da nach Frankreich, England, Spanien und Italien verbreitete. So wird ſchon im 12. Jahrhundert ein deutſcher Baumeiſter in Italien, Namens Wilhelm, und im 13. Jacob, mit dem Beinamen Lapo (ſt. 1262), und ſein Sohn oder Schüler Arnolph de Lapo (ſt. 1300), angeführt, welche die Baukunſt verbeſſert haben ſollen. Auch die deutſche Baukunſt zeigt einen klimatiſchen und religiöſen Charakter, der vorzüglich in den deutſchen Kirchen ſichtbar wird. Hoch ſtreben die ſchlanken Säulenbüſchel auf, immer mehrere ſich feſt an einander ſchmiegend, gleich den Stämmen des Hains, in deſſen Umſchattungen der alte Teutone ſeinen Altar baute. Der Chriſtianismus führt ſeine Bekenner aus dem Vergänglichen in eine ſtille Geiſterwelt. Im Helldunkel des Doms muß das Gemüth ſich ſammeln aus der Zerſtreuung des Irdiſchen, ſich, wie der Dom ſymboliſch zu dem Unendlichen erheben, und durch Gebet und Entſagung die Weihe zum höhern Leben empfangen. Darum ſind auch die Verzierungen an den alten chriſtlichen Kirchen nichts weniger als ein zufälliger Schmuck. Es iſt eine religiöſe Bilderſprache, und ein Sanctuarium; wo die Monſtranz ſteht, iſt ſinnbildlich der ganze Tempel im Kleinen wiederholt. In dieſen Gebäuden wird jeder tiefe Zweckmäßigkeit des Plans, kühne wohlverſtandene Conſtructionen, unermeßlichen, redlichen Fleiß, imposanten Eindruck der kühnen Maſſen von außen, hohen Ernſt im Innern, der den Hineintretenden zu frommen Gefühlen erweckt, bewundern und ehren müſſen. Demnach müſſen wir der deutſchen Baukunſt mehr ſymboliſche, als hieroglyphiſche **Beredſamkeit** und Würde, die ſich nicht ſelten ins Bizarre verliert, als ſelbſtſtändige Schönheit beilegen. (S. **Coſtenoble** über altdeutſche Architektur und deren Urſprung, Halle 1812, nebſt den Bemerkungen ſeiner Re-

cenſenten; **Rumohr** Fragmente einer Geſchichte der Baukunſt in Schlegels deutſchem Muſeum 1813, Märzheft u. ſ. f. — Von den Kirchen und Abteien ging die neugothiſche Bauart auch auf andere Gebäude, als Schlöſſer, Paläſte, Brücken und Stadtthore über. In Mailand wurden ſechzehn Stadtthore von Marmor und viele neue Paläſte, in Padua ſieben Brücken und drei neue Paläſte, in Genua zwei verſchloſſene Häfen und eine prächtige Waſſerleitung, und die Stadt Aſti 1280 faſt von Grund auf neu erbaut. Immer mehr erhob ſich die Baukunſt in Italien, beſonders im 14. Jahrhundert. Galeazzo Visconti endigte die große Brücke zu Pavia und erbaute einen Palaſt, der ſeines Gleichen noch nicht hatte. Um dieſelbe Zeit ward der bewunderte Dom zu Mailand aufgeführt. Die Markgrafen von Eſte bauten zu Ferrara, und Albert den prächtigen Palaſt zu Belfiore; in Bononien fing man die große Kirche des heiligen Petronius und in Florenz den berühmten Thurm der Domkirche an. Am vortheilhafteſten zeichnete ſich das 15. Jahrhundert aus. Die Herzoge von Ferrara, Borſo und Hercules von Eſte, ermunterten die Baumeiſter zum thätigſten Eifer. Herzog Franz verſchönerte Mailand mit dem herzoglichen Palaſt, dem Caſtell Porta di Giova, dem Hospital und andern großen Gebäuden; Ludwig Sforza errichtete das Univerſitätsgebäude zu Pavia und das Lazareth zu Mailand. Die Päpſte verzierten Rom, und Lorenz von Medicis Florenz mit herrlichen Gebäuden. Ihrem Beiſpiele folgten mehrere kleinere Fürſten und Herren. Dieſe Aufmunterungen erweckten den guten Geſchmack wieder; man kehrte zu den Denkmählern des Alterthums zurück, und ſtudirte an ihnen die ſchönen Formen und richtigen Verhältniſſe. Die berühmteſten Baumeiſter dieſer Zeit waren Filippo Bruneleſchi, der zu Florenz die Kuppel des Doms, die Kirche S. Spirito und den Palaſt Pitti, außerdem viele Gebäude zu Mailand, Piſa, Peſaro und Mantua errichtete; Baptiſta Alberti, der zugleich über die Baukunſt ſchrieb; Bramante, der den Bau der Peterskirche begann, und Giocondo, der vieles in Frankreich baute und ſpäter nebſt Raphael dem Bau der Peterskirche vorſtand. Dieſen Männern, welche die Bahn gebrochen hatten, folgten andere, die in ihrem Geiſte weiter ſtrebten, ein Palladio, Vincent Scamozzi, Serlio, Jacob Barozzio, unter dem Namen Vignola bekannt. Sie ſind die Begründer des noch jetzt in der Baukunſt herrſchenden Geſchmacks. Daß ſie indeß ihre Kunſt an Werken des Alterthums ſtudirten, die ſich ſchon weit von ihrer erſten Reinheit und erhabenen Größe entfernt hatten, beweiſen an ihren Gebäuden die vielen Verſchröpfungen, die runden, ausgeſchweiften und getheilten Giebel, die gekuppelten Säulen, Poſtamenter und andere Dinge, welche die Kunſt zu Perikles Zeiten nicht kannte. So hatte in Italien eine neue Periode der Baukunſt begonnen. Italieniſche Meiſter und nach Italien geſchickte junge Künſtler brachten den **römiſchen** Geſchmack in's Ausland, der nach und nach an die Stelle des gothiſchen trat. Seitdem erfuhr die Baukunſt in verſchiedenen Ländern Europa's noch mancherlei Schickſale; ſie ſtieg und fiel in verſchiedenen Perioden; doch äußert ſich in der neueſten Zeit allenthalben ein rühmliches Beſtreben, die Kunſt ihrer wahren Vollkommenheit näher zu bringen, wiewohl ſich nicht behaupten läßt, daß es allenthalben gelungen wäre.

Baum. Wir bezeichnen mit dieſer Benennung ſolche Gewächſe, die mit Stamm und Äſten mehrere Jahre dauern, und deren Wurzel, Stamm und Zweige innerlich holzicht ſind. Gewöhnlich hat ein Baum Einen Stamm, der ſich nur oben in Äſte und Zweige verbreitet, dage-

gen der Strauch mehrere Stämme aus einer Wurzel treibt, zum Theil auch von unten auf mit Äſten und Zweigen beſetzt iſt. Durch eine genaue Grenze werden jedoch beide Gewächsarten nicht von einander geſchieden; ſie gehen vielmehr in einander über, und mancher Strauch bildet ſich unter gewiſſen Umſtänden entweder von ſelbſt oder mit Hülfe des Menſchen zum Baum, ſo wie umgekehrt mancher eigentliche Baum unter Umſtänden zu einem Strauche wird. Der Baumſtamm, ſo wie die ihm in der Structur ganz ähnlichen Äſte und Zweige, beſtehen aus verſchiedenen Lagen, wovon die erſte die Rinde, die zweite das Holz und die dritte das Mark genannt wird. So lange dieſe Theile noch nicht beiſammen ſind, oder mit andern Worten, ſo lange der Baumſtamm überhaupt oder ein Baumzweig insbeſondere noch jung und weich iſt, dehnt er ſich in die Länge und Dicke aus; wird er aber allmählig härter, welches von unten nach oben geſchieht, ſo nimmt die Ausdehnung in die Länge immer mehr ab und hört endlich bei gänzlicher Verhärtung (Verholzung) ganz auf. Alles völlig ausgebildete Holz dehnt ſich weder in die Länge noch in die Dicke weiter aus. Dennoch nimmt ſowohl der Stamm als die Äſte an Dicke zu. Dies geſchieht aber durch keine Ausdehnung von innen nach außen, ſondern dadurch, daß ſich neue Holzlagen von außen anſetzen. Dieſe Holzlagen bilden ſich aus der Rinde, deren das Holz zunächſt umgebende Theile (Baſt) ſich zu ganz dünnen und feinen Blättchen verdicken, welche den ſogenannten Jahresring bilden. Dieſe Meinung wird auch dadurch unterſtützt, daß, wie die Erfahrung lehrt, das Holz eine neue Rinde hervorzubringen vermag. Man darf nur einen von aller Rinde entblößten Baumſtamm mit Stroh dergeſtalt umwinden, daß dieſes noch einen Raum zwiſchen ſich und dem Stamme läßt, alles Eindringen der Luft und Sonne aber verhindert wird, ſo bildet ſich nach zwei Jahren aus den gallertartigen Erhebungen, die aus den Fibern des Splints hervortreten, eine neue Rinde. Auch an Höhe und Größe der Krone nimmt der Baum jährlich zu. Dies geſchieht aber ebenfalls, wie bei dem Zunehmen an Dicke, durch ein wirkliches Hinzukommen neuer Theile, die ſich an den alten anſetzen. Die dünnen jährigen Zweige führen nämlich den an ihnen befindlichen Augen oder Blattknospen Nahrungsſäfte zu, wodurch dieſelben zu neuen Zweigen ausgebildet werden, welche ſich ſo lange nach allen Richtungen ausdehnen, bis ſie ſich allmählig von unten nach oben verhärten. Auf dieſe Weiſe lebt oder vegetirt der Baum fort, bis er allmählig abſtirbt.

Baumannshöhle, eine aus mehreren Abtheilungen beſtehende natürliche Höhle auf dem Harz, als deſſen vorzüglichſte Merkwürdigkeit ſie zu betrachten iſt, im Fürſtenthum Blankenburg, an dem linken Ufer der Bode. Sie liegt in einem Kalkgebirge, und beſteht aus ſechs Abtheilungen (die vielen kleinen nicht gerechnet), welche überall mit Tropfſtein, Dripſtein oder Stalaktit überzogen ſind, deſſen erdige Beſtandtheile das allenthalben durchdringende Waſſer mit ſich führt und als kalkigen Stein anſetzt. Alle ſechs Höhlen halten zuſammen 758 braunſchweigiſche Fuß Länge. Der Eingang iſt 136 Fuß über der Sohle des Bodethals erhoben. Die erſte Höhle von 31 Fuß Höhe iſt die größte und ſchauerlichſte. Überall findet man von Tropfſtein gebildete Figuren und Säulen, welche in der dritten Höhle am vorzüglichſten ſind, und worunter eine, die ſogenannte klingende Säule, wenn man daran ſchlägt, einen ſtarken Klang von ſich giebt. Die Höhle hat den Namen von ihrem Entdecker, dem Bergmann

Baumann, welcher ſie in der Abſicht, Erze darin zu finden, im J. 1672 zuerſt befuhr, aber den Eingang, als er zuruckkehren wollte, lange vergebens ſuchte. Nach 2 Tagen endlich fand er ihn, ſtarb aber, von Hunger und Angſt entkräftet, bald darauf. Sie liegt von Blankenburg zwei und von Elbingerode eine halbe Stunde entfernt.

Baumgarten (Alexander Gottlob), geb. 1714 zu Berlin, geſt. 1762, ein durch ſcharfe Analyſe und Klarheit der Begriffe ausgezeichneter Schüler Wolfs, und Stifter der Äſthetik (ſ. dieſ. Art.). Baumgarten ſah ſchon das Unbefriedigende und Verwirrende der von Kunſtwerken und ihrer Wirkung abſtrahirten Kunſtregeln ein; ſo lange man daher, ſagt er ſelbſt, die Regeln des Geſchmacks auf nichts anders bauen kann, verdienen ſie auch den Namen einer philoſophiſchen Wiſſenſchaft nicht. (Hierdurch unterſchied ſich Baumgarten ſchon vortheilhaft von den Kunſttheoriſten ſeiner Zeit, vergl. z. B. Batteux, denn er ſuchte die Kunſttheorie ſelbſt wiſſenſchaftlich zu begründen.) Die Reſultate einer ſolchen, behauptete er, müßten vielmehr allgemein gültig ſein, welches ſie nicht ſind, wenn ſie ſich blos auf Induction oder Auctorität gründen. Man müſſe alſo zu den erſten, allgemeinen, aus der Natur des menſchlichen Geiſtes geſchöpften Grundſätzen aufſteigen, wenn eine wahre Philoſophie des Geſchmacks entſtehen ſolle. In der Schönheit aber beſtehe das Weſen aller Künſte. So weit war Baumgartens Behauptung richtig. Die Schönheit ſelbſt aber erſchien ihm unter dem Begriffe der Wolfſchen Schule, als ſinnlich erkannte Vollkommenheit, ſinnlich vollkommene Erkenntniß des ſinnlich Vollkommenen. Durch dieſe Erklärung machte er eines Theils das Schöne blos zu einem Gegenſtande der ſinnlichen Empfindung, wobei das Ideale deſſelben ganz überſehen wurde, andern Theils wurde die Wiſſenſchaft deſſelben, als Wiſſenſchaft der ſinnlichen Erkenntniß (dieſe Bedeutung hat bei ihm der für dieſelbe gewählte Ausdruck Äſthetik), eine von der Logik abgeſonderte, in ihrem Weſen aber ganz logiſche Theorie des ſogenannten niedern Erkenntnißvermögens. Denn er folgerte aus ſeinem Begriffe des Schönen, „daß die Regeln der Äſthetik aus den allgemeinen Regeln der Vollkommenheit fließen;“ Vollkommenheit iſt ihm aber, wie ſeinem Lehrer Wolf, Übereinſtimmung des Gegenſtandes mit ſeinem Begriffe. Dadurch unſcheidet er aber die logiſche von der äſthetiſchen Vollkommenheit, daß ihm jene eine deutlich erkannte, dieſe eine dunkle Erkenntniß iſt, wodurch der Begriff einer Wiſſenſchaft des Schönen wiederum ſehr ſchwankend wird. Die Idee einer ſolchen Wiſſenſchaft nun ſtellte er zuerſt in ſeiner akademiſchen Streitſchrift de nonnullis ad poema pertinentibus (Halle 1735, 4.) auf, und ſieben Jahre darauf wurde er aufgefodert, dieſe Wiſſenſchaft öffentlich vorzutragen. Aus ſeinen Dictaten entſtand Georg Fr. Meiers Werk: Anfangsgründe aller ſchönen Wiſſenſchaften, 3 Thle., Halle 1748 ff. Erſt acht Jahre nachher gab Baumgarten ſelbſt ſein größeres Werk über dieſelbe (Aesthetica, Frankf. a. d. O. 1750 bis 1758, 2 Thl. 8. und mehrmals) heraus, deſſen Vollendung aber ſein Tod verhinderte. Das Ganze ſollte aus zwei Theilen beſtehen, einer theoretiſchen und praktiſchen Äſthetik; erſtere theilte er wiederum in die Heuriſtik (Lehre von der Erfindung), Methodologie (Lehre von der Anordnung) und Semiotik (Lehre von der Bezeichnung oder Darſtellung) ein. Nur die Einleitung, worin er den Grund des Ganzen legte, nebſt der Heuriſtik iſt vollendet. Übrigens hatte er faſt überall bei Auf-

ſtellung ſeiner Regeln die ſogenannten redenden Künſte vor Augen. (Eine genauere Würdigung der Baumgartiſchen Anſicht findet man in Heydenreichs Syſtem der Äſthetik S. 65 u. f., und in deſſelben Abhandlung: Entſtehung der Äſthetik, Kritik der Baumgartiſchen ꝛc., im N. phil. Magaz. von Abicht und Born.) Weniger iſt Baumgarten durch ſeine übrigen philoſophiſchen Schriften (z. B. Philosophia generalis, von Chr. Förſter, Halle 1770 herausgegeben; ſeine Metaphysica, Halle 1739, 8. von Eberhard, 1783; Ethica philosophica, Halle 1740, 8.; Annotatt. in logicam, 1761; Jus naturae 1765, Halle 8.) berühmt geworden. — Baumgarten ſtudirte zu Halle das Wolfſche Syſtem, wurde daſelbſt nachher außerordentlicher Profeſſor (1738), dann ordentlicher Profeſſor der Philoſophie zu Frankfurt (ſeit 1740), wo er mit vorzüglichem Beifall lehrte. Daſelbſt ſtarb er auch. Sein Leben iſt von Meier, ſeinem obenerwähnten Schüler, beſchrieben worden (Halle 1763, 8.). Vergl. Abbts Werke, 4. Bd. und Adelung zu Jöcher. T.

Baumgarten (Jacob Siegmund), ein ſehr gelehrter Theolog, Hiſtoriker und Literator des 18. Jahrhunderts, welcher mit großem Fleiße und mit vieler Gründlichkeit alle Theile der Theologie bearbeitete (z. B. Hermeneutik 1742, noch Ausg. von Semler; primae lineae breviarii antiquitatum christianarum 1747, 8., ſeinen damals ſehr brauchbaren Auszug der Kirchengeſchichte von der Geb. Jeſu an, 3 Thle., 2. Aufl., Halle 1743 bis 1746 u. m. a.); und die Herausgabe mehrerer bedeutenden hiſtoriſchen und literariſchen Werke (die engl. allgemeine Weltgeſchichte, zu welcher er Anmerkungen hinzufügte, 16 Thle., 1744 bis 1756, 4.; Nicerons Nachrichten, 15 Thle., 1749 bis 1757, 8.; Ferrera's allgem. Hiſtorie Spaniens, 8 Bde., 1753 bis 1757, 4.; die Lebensbeſchreibungen aus der britanniſchen Biographie, 10 Thl., gr. 8., 1754 ff. u. a.) beſorgte, auch durch ſeine literariſchen Sammlungen (Nachrichten von der halliſchen Bibliothek 1748 bis 1751, 8 Bde., 8., und ſeine Nachrichten von merkw. Büchern, 12 Bde., 1752 bis 1757) ſich ſehr verdient gemacht hat. Er war 1706 geb. zu Wolmirſtädt, ſeit 1734 Profeſſor der Theologie zu Halle, und ſtarb daſelbſt 1757. Sein Leben hat Semler (1758, 4.) genau beſchrieben.

Baumſchlag nennen wir in der Natur den Wurf oder die Lage der Verzweigungen der Bäume mit ihrem Blätterwerk, nach charakteriſtiſcher Verſchiedenheit, und in den zeichnenden Künſten die Art der Darſtellung derſelben. Der Künſtler hat dabei den Anfoderungen der Natur, der äſthetiſchen Idealiſirung und der Technik ein Genüge zu leiſten. Naturgemäß wird er ſeine Darſtellung liefern, wenn er ſich durch ein anhaltendes Studium mit der Natur vertraut gemacht hat. Jede Gattung von Bäumen hat ihre Eigenthümlichkeiten im Stamme, in der Stärke, dem Anſatze, der Stellung der Äſte und Zweige, in der Form, Farbe und Stellung der Blätter, und der aus dieſem allen ſich bildenden Krone. Einige dieſer Eigenſchaften ſind wieder dem Wechſel unterworfen, z. B. die Blätter und Zweige nach den Jahreszeiten. Ferner hat die nächſte Umgebung einen bedeutenden Einfluß auf die Geſtalt eines Baumes und ſeiner einzelnen Theile. Alles dies kann der Künſtler nur durch unmittelbares Studium der Natur kennen lernen. — Wie weit er aber in treuer Darſtellung der Natur zu gehen habe, da die Erfahrung lehrt, daß man ſich oft bei allzugenauer Nachahmung der Natur in Kleinigkeiten des Details verwickelt, welche die Wirkung des Gan-

zen ſtören, dieſe Unterſuchung weiſet auf die Anfoderungen der zweiten Art hin. Dieſe Anfoderungen ſind, daß die dargeſtellte Landſchaft Charakter habe, denn eine Landſchaft ohne Charakter iſt leer und unbedeutend. Dem äſthetiſchen Charakter aber, welcher hier ausgedrückt werden ſoll, liegt der natürliche zum Grunde; ohne das Wahre und Charakteriſtiſche kann das Schöne gar nicht zur Erſcheinung kommen. Darum aber iſt an keine bloße Copie zu denken, ſondern vielmehr gerade darum, weil der Charakter mit reinſter Beſtimmtheit ſich ausſprechen ſoll, muß der Künſtler Nebendinge von dem Weſentlichen ſondern. Geſchickte Technik endlich hilft zur Vollkommenheit. Der Baum ſoll rund, der Baumſchlag nicht maſſen- und klumpenartig, ſondern hohl und luftig erſcheinen, d. h. die untere Anſicht von Maſſen, die über dem Auge oder Horizonte vorkommen, ſoll man eben ſo deutlich als die hinter derſelben befindlichen Maſſen, rundum, wenigſtens zum Theil bemerken. Licht und Schatten, Colorit, Perſpective ſind die Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks, wozu Studium der Natur in ſo fern verhilft, als man das Auge übt, die Natur wie ein Gemählde zu betrachten.

Baumwerk. Eins der wichtigſten Mittel, deren die Gartenkunſt, um äſthetiſche Zwecke zu erreichen, ſich bedient, iſt der Baum, der jetzt die Erquickung eines kühlenden Schattens gewährt, jetzt durch ſeine Belaubung das Auge, durch die ſüßen Düfte ſeiner Blüthen den Geruch reizt, durch ſein ganzes Weſen den Geiſt mit der dichteriſchen Idee des Charakters anſpricht, und ſo auf mannichfaltige Weiſe auf das empfängliche Gemüth wirkt. Der Gartenkünſtler, der ihn zu ſeinem Zwecke gehörig benutzen will, muß ihn unter verſchiedenen Geſichtspuncten betrachten, zuvörderſt den Unterſchied zwiſchen Baum und Strauch ins Auge faſſen, dann ſehen, was jedes einzeln, was es in Verbindung wirkt. Aus Verbindung der Bäume entſteht die Allee, die Baumgruppe, der Hain, der Wald; aus Verbindung der Sträucher entſteht Hecke, Gebüſch, Wildniß, Labyrinth, vereint mit Bäumen, Waldung. Alles zuſammen umfaßt die Benennung Baumwerk. Seit man, die franzöſiſche Künſtelei in der Gartenkunſt verlaſſend, die Natur ſelbſt zum Muſter nahm, ward Beſtandheit in dem charakteriſtiſchen Ausdrucke der Form der Bäume, Belaubung, Mahlerei des Laubwerks und der Blüthen, Zeit der Blüthe, Dauer der Belaubung, Beſchattung Hauptaugenmerk des Künſtlers. Daß verſchiedene Bäume durch ihre bloße Form einen verſchiedenen Charakter ausdrücken, den auch der entlaubende Herbſt ihnen nicht zu rauben vermag, lehrt die gemeine Erfahrung. In ihrer höchſten Vollkomenheit aber erſcheint dieſe äſthetiſche Eindrucksfähigkeit in der wechſelnd gleichförmigen Bekleidung des Frühlings und Sommers. Um alſo eine Charakteriſtik des Baumwerkes zum Behufe äſthetiſcher Gartenanlagen zu Stande zu bringen, muß der Künſtler ſehen auf Stamm, Zweigung, Belaubung, Blüthe und Frucht, je nachdem dieſe bald äſthetiſche Ideen zu wecken, bald den Sinn durch angenehmen Reiz zu ergötzen fähig ſind, wozu in Hirſchfelds Gartenkunſt treffliche Fingerzeige gegeben werden. Hat er ſo durch ein ſorgfältiges Studium ſich eine hinreichende, natürliche Charakteriſtik dieſer Daſtellungsmittel ſeiner äſthetiſchen Ideen entworfen, ſo bleibt ihm nur noch übrig, die Anwendung davon zu machen. Dieſe geſchieht entweder im Einzelnen, oder, wovon die Hauptwirkung abhängt, in Zuſammenſtellung mehrerer, wobei es vorzüglich ankommt auf die Form der Gruppen, die

Mahlerei des Laubwerks, Licht und Schatten, alles in Gemäßheit des eigenthümlichen Charakters einzelner Partien, deren Übergang und Contraſt.

Baumwolle. Das Gewächs, welches dieſes wichtige Product hervorbringt, iſt entweder Baum oder Staude oder auch wohl Kraut, je nachdem die Beſchaffenheit des Bodens und Klima's verſchieden iſt. Die gemeine oder krautartige Baumwollenpflanze iſt ein Sommergewächs, hat eine faſ'rige Wurzel, einen aufrechtſtehenden, zwei bis drei Fuß hohen, etwas rauhen, krautartigen Stengel, der unterwärts braun, oben aber mit ſchwärzlichen Puncten gezeichnet iſt. Das Samenbehältniß hat bei dieſer Gattung gemeiniglich nur drei Fächer und eben ſo viele Klappen. Wenn es ſich öffnet, quillt gleichſam ein Knoul verwickelter weißer Wolle hervor, womit die Samenkörner feſtgebunden ſind. In Arabien und Perſien wächſt dieſe Pflanze wild. Sie wird im Orient, auch Malta, Sicilien, in Apulien, Griechenland, Ungarn und Spanien in Menge angebaut. Zur Zeit, wo die Samenkapſeln ſich öffnen, wird jeden Morgen die Baumwolle geſammelt. Demnächſt iſt die wichtigſte Arbeit das Abſondern der anhängenden Samenkörner, welches mittelſt einer eigenen, im Weſentlichen aus zwei über einander liegenden Cylindern beſtehenden Maſchine geſchieht. Dann wird die Wolle, nachdem ſie gereinigt und gut getrocknet worden, in grobe Haardecken gepackt und ſo verſandt. Die Baumwolle, welche in Natolien und den benachbarten Ländern gewonnen wird, kommt meiſtentheils über Smyrna nach Europa, die ſyriſche über Akre und Saide. Die in Macedonien gebaute ſteht der orientaliſchen nach; ſie kommt theils über Salonichi zu Waſſer, theils über Semlin zu Lande. Perſien gewinnt beſonders in Maſenderan von der krautartigen Staude viel Baumwolle, die jedoch außer Rußland wenig in Europa gebraucht wird. Von noch geringerer Güte iſt die in Italien und Spanien gewonnene. Die baumartige Baumwollenpflanze hat einen ſtrauchartigen, mehrere Jahre dauernden Stamm, und wächſt in Oſtindien auf dürrem Boden wild. In Ägypten, der Levante, auf Cypern, den weſtindiſchen Inſeln und in Amerika wird ſie angebaut. Ihre Cultur iſt faſt die nämliche wie bei der vorigen; eben ſo die Gewinnung und Behandlung der Baumwolle. Unſer Klima iſt für die Baumwollenpflanze viel zu kalt. Selbſt im Sommer muß ſie bei uns im Glashauſe gehalten werden, außerdem bringt ſie nur ſelten reife Früchte. Der Unterſchied unter der Baumwolle iſt ſehr groß. Die beſte und feinſte wird in Siam und Bengalen, und zwar meiſt von der baumartigen Gattung gewonnen. Sie kommt wenig oder gar nicht nach Europa, ſondern wird in China und Oſtindien zu den feinſten Zeugen verarbeitet. Unter den übrigen Sorten iſt die ſyriſche und cypriſche die beſte; ſchlechter iſt die ſmyrniſche und die in Nordafrika gewonnene. Die weſtindiſche ſoll der oſtindiſchen am nächſten kommen.

Baumwollengarne, ſ. Twiſt.

Baumwollenſpinnmaſchinen, ſ. Spinnmaſchinen.

Baurisse ſind Entwürfe und Zeichnungen von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude, aus denen man ſich einen vollſtändigen Begriff von deſſen innerer und äußerer Form und Einrichtung bilden kann, und wornach die Bauwerker ſich richten müſſen, damit das Gebäude der Abſicht des Erbauers gemäß ausfalle. Man hat ihrer folgende Arten: Hauptriß, Grundriß, Aufriß, Durchſchnitte, perſpectiviſche und Deckenriſſe.

Bauſe (Joh. Friedr.), berühmter Kupferſtecher in Leipzig. Er war 1736 zu Halle geboren, widmete ſich ſeit ſeinem 18. Jahre ganz der Kupferſtecherkunſt, und arbeitete zuerſt für Buchhändler. Im J. 1759 ging er nach Augsburg, und kehrte ein Jahr darauf nach Halle zurück, wo er ſeine künſtleriſchen Studien vollendete. Der große Wille in Paris, mit dem er correſpondirte, war ſein vorzüglichſtes Muſter und deſſen Belehrungen dankt er einen großen Theil ſeiner Fortſchritte. In Leipzig ließ er ſich 1766 nieder, und ward in der Folge Mitglied der dortigen Kunſtakademie, ſo wie nachher auswärtiges außerodentliches Mitglied der berliner Akademie der Künſte. Er hat glückliche Verſuche in verſchiedenen Manieren gemacht; ſein größtes, bleibendes Verdienſt aber iſt die Feſtigkeit und Reinheit ſeines Grabſtichels. Seine hiſtoriſchen Blätter und vorzüglich ſeine Porträts ſind am meiſten geſchätzt. Sein ganzes Werk enthält über 200 Stücke. Ein Verzeichniß davon liefert Meuſels Künſtler-Lexikon. Er ſtarb 1816.

Bautzen oder **Budiſſin**, die wohlgebaute Hauptſtadt der Oberlauſitz königl. ſächſ. Antheils, auf einer weſtlich, wo unten im Thale die **Spree** vorüberfließt, von ſteilen Felſen bewehrten Anhöhe, beherrſcht eine weite, meiſt ebene, nur im Süden von bedeutenden Bergen begrenzte und größtentheils von Wenden bewohnte Gegend. Das in den Ringmauern gelegene königl. Schloß **Ortenburg** iſt der Sitz der Oberamtsregierung (ſeit 1819), als der höchſten Behörde der Oberlauſitz und des damit verbundenen Hofgerichts. Die Stände dieſer Provinz halten jährlich drei Landtage in Bautzen, nehmen aber jetzt auch an den ſächſ. Landtagen Antheil. Unter den 9 bis 16,000 meiſt lutheriſchen Einwohnern giebt es viele Wenden, für welche in einer lutheriſchen und in einer katholiſchen Kirche in ihrer Sprache Gottesdienſt gehalten wird. Das Domſtift, deſſen Dechant Biſchof in partibus und das kirchliche Oberhaupt aller Katholiken in der Oberlauſitz iſt, hat das für die kleine katholiſch-deutſche Gemeinde hinreichende Drittheil der Hauptkirche mit dem Hochaltar inne, das Schiff derſelben dient der lutheriſchen Stadtgemeinde zur Pfarrkirche, und die gegenſeitige Toleranz beider Parteien hat in neuern Zeiten jede von dieſem Verhältniß zu beſorgende Störung zu verhüten gewußt. Auch an dem durch ſeine ſich immer gleichbleibende, bedeutende Frequenz ansgezeichneten lutheriſchen Gymnaſium nehmen die Katholiſchen Theil. Es werden hier viele Tücher, Barchente, Kattune und Strumpfwaaren verfertigt, mit welchen, wie auch vorzüglich mit Leinwand, ein bedeutender Handel getrieben wird. Die Schlachten vom 20. und 21. Mai 1813 (ſ. d. folg. Art.) haben den nächſten Umgebungen von Bautzen Celebrität verſchafft. Nach einer zum Vortheil Napoleons getroffenen Übereinkunft blieb die Stadt ſelbſt aus der Linie des Gefechts, und nur ihre öffentlichen Gebäude wurden durch das Beherbergen der Verwundeten auf lange Zeit unbrauchbar. E.

Bautzen und Wurſchen (Schlachten bei) im Jahre 1813. — Der Ausgang der Schlacht bei Lützen (oder Groß-Görſchen) vom 2. Mai 1813 hatte zur Folge, daß die Armeen der verbündeten nordiſchen Souveräne hinter die Elbe ſich zurückzogen. Dies geſchah unter immerwährenden Gefechten zwiſchen ihrer Arrieregarde und dem feindlichen Vortrab. Am 12. Mai näherten ſie ſich **Bautzen**; brennende Ortſchaften, unter ihnen das unglückliche Biſchofswerda, bezeichneten den Weg der nachrückenden Franzoſen, die mehr noch als jene mit dem Hunger kämpften, da der Mangel an Lebensmitteln ſo groß

war, daß man dieſſeits Bautzen ſogar die gelegten Kartoffeln wieder aus der Erde grub. — Hier bei Bautzen war es, wo die Verbündeten wieder eine feſte Stellung zu nehmen beſchloſſen; ſie bezogen ein Lager, befeſtigt durch Natur und Kunſt, und erwarteten ſo den Feind. Der Kaiſer Alexander befand ſich in Wurſchen, der König von Preußen in Kotitz; beide Orte liegen zwei Stunden öſtlich von Bautzen auf dem Wege nach Görlitz; ihre Armee, etwa 120,000 Mann ſtark, war (nach franzöſiſchen Berichten, denn preußiſche ſagen hierüber nichts) ſo geordnet, daß am 19. Abends der linke Flügel an bemeldete ſteile Berge längs der Spree, ungefähr eine Stunde von Bautzen, das durch Verſchanzungen und Redouten gedeckt war, und der rechte an befeſtigte Hügel gegen Nimmſchütz hin ſich anlehnte, die ganze Fronte aber durch die Spree gedeckt war, während etwa 3000 Klaftern (Toiſen) rückwärts eine zweite Reihe von Verſchanzungen angelegt war, bis wohin der linke Flügel ſich noch ausdehnte und das Dorf Hochkirch hinter ſich hatte. Das Centrum hatte drei verſchanzte Dörfer zur Anlehne und vor ſich Sümpfe; die ganze Ausdehnung dieſer Stellung mochte etwa anderthalb Stunden betragen. — Dagegen bildete bei der franzöſiſchen Armee (am 19. Mai) das Corps des Herzogs von Reggio (Oudinot) den rechten Flügel, der an die Gebirge auf dem linken Spreeufer ſich lehnte und von dem feindlichen linken durch den Thalweg des Fluſſes getrennt war; auf der dresdner Straße, die nach Bautzen führt, ſtand vor dieſer Stadt der Herzog von Tarent (Macdonald); links davon, Nimmſchütz gegenüber, ſtand der Herzog von Raguſa (Marmont) und General Bertrand am linken Flügel des Raguſa, mit der Fronte gegen Zaslitz. An dieſem Tage (19. Mai) wurde zur Vorbereitung auf die beiden nächſten der General Lauriſton über Hoyerswerda detaſchirt, um den rechten Flügel der Verbündeten zu umgehen oder doch anhaltend zu allarmiren; dieſe Expedition verunglückte; die Franzoſen verloren in dem dadurch veranlaßten Gefechte bei Weiſſig (zwei Stunden unterhalb Bautzen) gegen Barclai de Tolly und York ſechs Kanonen, 1500 Gefangene und das Gelingen ihres Planes; dem franzöſiſchen General Perry wurden öffentlich Vorwürfe über ſchlechte Anordnungen dabei gemacht. Unterdeſſen waren der Fürſt von der Moskau (Ney) und Regnier nachgerückt; der erſtere war in Markersdorf, der letztere eine Stunde weiter rückwärts, während Lauriſton Weißig beſetzt hatte, das von den Verbündeten verlaſſen worden war, als die Nacht einbrach. — Am folgenden Tage (20. Mai) gab Napoleon ſeine Befehle an die Marſchälle Oudinot, Macdonald, Marmont, Soult und Ney; alle ſollten in gewiſſen beſtimmten Zeitpuncten über die Spree gehen, den rechten und linken feindlichen Flügel angreifen, auf das Centrum nach dem Dorfe Wurſchen, wo das ruſſiſch-preußiſche Hauptquartier ſich befand, losgehen und von da weiter nach Weißenberg vorrücken. — Um 12 Uhr Mittags begann Napoleons Angriff zuerſt auf die Höhen von Kreckwitz, wo der preußiſche General Kleiſt ſtand, und verbreitete ſich bald auf der ganze Linie, außer welcher jedoch Bautzen, nach einer Tags vorher zwiſchen den beiden Kaiſern getroffenen Übereinkunft, geblieben war. Nur wenige franzöſiſche Kugeln fielen daher in die Stadt, wodurch nur einige Dächer beſchädigt wurden. Bis zwei Uhr war es den Franzoſen gelungen, den Bogen um Bautzen herum zu umgehen; jetzt drangen ſie in die Stadt. Bei dieſem Generalangriffe erlangte der linke franzöſiſche Flügel eine Stellung nordöſtlich vom Niedergurig bis Baruth, das Centrum von Kreckwitz bis Auritz und der rechte

Flügel von Auritz bis Grubditz. Das Reſultat des, beſonders durch die Artillerie mörderiſchen, taglangen Kampfes war, daß Napoleon Abends ſein Hauptquartier in Bautzen nahm und die Verbündeten rechts überflügelt waren. Eine zahlloſe Menge unglücklicher Schlachtopfer, die Mehrzahl derſelben aber auf Seiten der franzöſiſchen Armee, bedeckte todt oder verwundet das Schlachtfeld; die Verbündeten hatten keine Artillerie verloren. — Die Franzoſen nannten die Ereigniſſe dieſes Tages „das Vorſpiel des Kampfes von Wurſchen.“ — Dieſer begann am folgenden Tage (21. Mai) mit Sonnenaufgang. Um 5 Uhr früh konnte Napoleon ſich auf die Anhöhen begeben, die drei Viertelſtunden jenſeit Bautzen (nach der ſchleſiſchen Grenze zu) ſich befinden. Der Widerſtand der Verbündeten war furchtbar; der Fürſt von der Moskau ward mehreremale zurückgeworfen, das Dorf Preititz, das er beſetzt hatte, ihm wieder genommen; der Herzog von Dalmatien kam auch in Verlegenheit; da manövrirte Napoleon mit ſeiner Garde ſich links ſchwenkend ſo, daß die Verbündeten ihre Stellung verändern mußten; ihr linger Flügel lehnte ſich an das berühmte Hochkirch; aber er mußte, nachdem wirklich der rechte Flügel ſich ganz umgangen ſah, nachdem Wurſchen von Ney und Lauriſton beſetzt worden war, von den Corps der Herzoge von Raguſa und Tarent heftig gedrückt, auch ſeine Poſition verlaſſen und nun begannen die Alliirten den Rückzug nach Görlitz. Am Abend befand Napoleon ſich in Klein-Raſchütz. — Der größere Verluſt an Mannſchaft war ebenfalls auf Seiten der Franzoſen, die auch (nach preußiſchen Berichten) mehrere Kanonen eingebüßt hatten, während die Verbündeten deren keine verloren. Überhaupt wurde von den Alliirten der eigentliche Verluſt der Schlacht nicht zugeſtanden, ſondern angeführt, daß man aus „höhern Rückſichten“ ſolche nicht fortgeſetzt habe. — Das bedrängte Bautzen ward von den Unglücklichen überfüllt und Zeuge mehrerer herzzerreißenden Auftritte; ſo wurde der dortige Gottesacker verwüſtet; die Särge wurden aus den Grüften geriſſen, die Todten hinausgeſchleudert und die morſchen Breter zu Wachtfeuern verbraucht. Die Ruinen von 30 niedergebrannten Dörfern werden noch lange von den Schreckniſſen jener Tage zeugen. — Die franzöſiſche Armee ſetzte ſich nun in Marſch gegen Schleſiens Grenze. — (Man vergl. hiermit noch Hochkirch.) I.

Bavius und ſein Geiſtesverwandter **Mävius**, zwei elende Verſemacher und noch jetzt als Anfeinder der veredelten Poeſie berüchtigt. Beide werden von Virgil in der dritten Ekloge gezüchtigt, wo denen, die des Bavius Verſe leiden mögen, zur Strafe auferlegt wird, die noch ſchlechtern des Mävius ſchön zu finden.

Wer nicht Bavius haßt, ſei, o Mävius, deinem Geſang hold!

In der neuern Poeſie wird beſonders noch Bavius (Bav) als Repräſentant des Ungeſchmacks, kurzſichtiger Krittelei und ſchlechter Verskunſt verhöhnt.

Bay heißt in der Schifffahrtsſprache ein kleiner Meerbuſen oder Arm der See, der ſich zwiſchen zwei Erdſtrichen ins Land hinein erſtreckt, und hinten gleichſam einen Sack bildet. Von der **Bucht** unterſcheidet ſie ſich darin, daß ihre Tiefe ins Land hinein größer, im Eingange ſehr breit, und am Ende nach dem Lande zu enger iſt, dagegen jene eben ſo weit beim Eingange als nach hinten zu ſich zeigt.

Bayard (Pierre-du-Terreil, Herr von), genannt **der Ritter ohne Furcht und Tadel**, vielleicht der einzige Held des Mittelalters, der uneingeſchränkt Lob und Bewunderung verdient. Einfach,

beſcheiden, ein aufrichtiger Freund und zärtlicher Liebhaber, fromm, menſchlich und hochherzig, vereinigte ſein Herz alle Tugenden in einem Grade, daß man ohne das einſtimmige Zeugniß der gleichzeitigen Schriftſteller verſucht ſein möchte zu bezweifeln, daß je in der Wirklichkeit eine ſolche Vollkommenheit zu erreichen geweſen. Er war im Jahre 1476 auf dem Schloſſe Bayard unweit Grenoble geboren. Das Haus Terroil, eines der älteſten in der Dauphiné, war berühmt durch Adel und Ritterthaten. Der junge Bayard, auferzogen unter den Augen ſeines Oheims George-du-Terroil, Biſchofs von Grenoble, ſog früh in der Schule dieſes würdigen Prälaten die Tugenden ein, die ihn einſt auszeichnen ſollten. „Mein Sohn," ſagte er zu ihm, „ſei edel wie deine Vorfahren; wie dein Ururgroßvater, der zu den Füßen König Johanns getödtet ward in der Schlacht bei Poitiers; wie dein Urgroßvater und dein Großvater, die daſſelbe Schickſal hatten, der eine zu Azincourt, der andere zu Monthlery, und wie dein Vater, der mit ehrenvollen Wunden bedeckt ward im Kampfe für das Vaterland." — Bayard war kaum dreizehn Jahr alt, als er in die Zahl der Pagen des mit Frankreich verbündeten Herzogs von Savoyen trat. Carl VIII., der ihn zu Lyon im Gefolge des Prinzen ſah, war erſtaunt über die Geſchicklichkeit, mit welcher der Jüngling ſein Roß bändigte, erbat ihn ſich von dem Herzog und übergab ihn der Sorgfalt Pauls von Luxemburg, Grafen von Ligny. Die Tourniere eröffneten ihm zuerſt ein Feld des Ruhms und der Ehre; bald aber riefen ihn ernſtere Kämpfe. Er begleitete, achtzehn Jahre alt, Carl VIII. nach Italien, verrichtete in der Schlacht bei Verona Wunder der Tapferkeit und eroberte eine Fahne, die er dem König überreichte. Zu Anfang der Regierung Ludwigs XII. verfolgte er die Flüchtlinge mit ſolcher Erbitterung bis zu den Mauern von Mailand, daß er zugleich mit ihnen in die Stadt eindrang und gefangen wurde. Ludwig Sforza ließ ihm ſeine Waffen und ſein Roß zurück geben, und entließ ihn großmüthig ohne Löſegeld. Während die Franzoſen in Apulien ſtanden, ſchlug Bayard ein ſpaniſches Corps und machte den Anführer, Don Alonzo de Sotomayor, zum Gefangenen. Er behandelte ihn mit Edelmuth; dennoch nahm jener nicht nur wortbrüchig die Flucht, ſondern verleumdete noch Bayard, der nach der Sitte jener Zeit ſeinen Gegner zum Zweikampf foderte und erlegte. Dann, wie Horatius Cocles, vertheidigte er allein gegen die Spanier eine Brücke über den Garigliano, und rettete die franzöſiſche Armee, indem er den Marſch des ſiegreichen Feindes verzögerte. Für dieſe tapfere That erhielt er zur Deviſe einen Igel mit der Umſchrift: Vires agminis unus habet. Gleich ausgezeichnet focht er gegen die Genueſer und Venetianer. Als Julius II. ſich gegen Frankreich erklärt hatte, zog Bayard dem Herzog von Ferrara zu Hülfe. Sein Plan, den Papſt gefangen zu nehmen, ſcheiterte; aber nicht minder groß als Fabricius zeigte er ſich, als ein Verräther ſich erbot, den Papſt zu vergiften. Mit Unwillen verwarf ſein edles Herz ſo ſchändlichen Verrath. Schwer verwundet bei der Beſtürmung von Brescia wurde Bayard in das Haus eines Edelmanns gebracht, der entflohen war und ſeine Frau nebſt zwei Töchtern dem Übermuthe und der Rohheit der Soldaten Preis gegeben hatte. Er war der Schutz der Wehrloſen, ſchlug die ihm von der dankbaren Familie dargebotene Belohnung von 2500 Ducaten aus, und kehrte, ſobald er geneſen war, in das Lager Gaſtons zurück, der vor Ravenna ſtand. Er ſtimmte für die Schlacht, nahm den Spaniern zwei Fahnen und ver-

folgte die Flüchtlinge. Gaſton, die Hoffnung Frankreichs, kam um, weil er Bayards Rath nicht befolgt hatte. Auf dem Rückzuge von Pavia ward Bayard aufs neue verwundet. Man führte ihn nach Grenoble; ſein Leben war in Gefahr. „Nicht der Tod ſchmerzt mich,“ ſagte er, „aber daß ich ſterben ſoll auf dem Bette wie ein Weib.“ — Kaum waren ſeine Wunden geheilt, als die heftigſte Leidenſchaft für ein reizendes Mädchen ſein Herz entzündete. Sie wird ihm zugeführt; Verwirrung und Schmerz erhöhen ihre Schönheit. Kaum wagt ſie die naſſen Blicke zu ihm zu erheben. „Ach!“ ruft ſie aus, indem ſie zu ſeinen Füßen niederſinkt, „Ihr ſeid Herr meines Schickſals; wißt daß ich aus edlem Blute bin; entehrt nicht ein Opfer des Elends.“ — Dieſe Worte reichten hin, den Helden ſich ſelbſt wiederzugeben. Durchdrungen von heiliger Achtung für die Unſchuld, wird er ihr Beſchützer, beſtimmt ihr eine Mitgift und macht der Mutter Vorwürfe, daß ſie ſich durch die Noth habe können verleiten laſſen, die Tugend ihrer Tochter aufopfern zu wollen. — Bayard genoß der Huldigungen ſeiner Landsleute, als der von Ferdinand dem Katholiſchen begonnene Krieg ihn nach Navarra rief, wo er dieſelben Talente, denſelben Heldenmuth entfaltete, die ihn jenſeit der Alpen berühmt gemacht hatten; die Unglücksfälle, welche die letzten Jahre Ludwigs XII. trübten, warfen auf Bayards perſönlichen Ruhm nur einen noch hellern Glanz. Im Bunde mit Ferdinand und Maximilian bedrohte Heinrich VIII. von England die Picardie im Jahre 1513 und belagerte Terouane. Die franzöſiſche Armee nahm ſchimpflich die Flucht, ohne daß es den Anführern möglich war, ſie aufzuhalten. Bayard bietet umſonſt mit ſeiner gewohnten Unerſchrockenheit dem Feinde die Stirn; überwältigt von der Mehrzahl iſt ſeine Truppe im Begriff, die Waffen niederzulegen. Bayard erblickt in einiger Entfernung einen engliſchen Offizier, ſprengt auf ihn zu, ſetzt ihm das Schwert auf die Bruſt und ruft ihm zu: „Ergieb dich, oder ich durchbohre dich.“ Der Engländer giebt ihm ſeinen Degen; Bayard reicht ihm ſogleich den ſeinigen mit den Worten hin: „Ich bin Bayard und Euer Gefangener, wie Ihr der meinige.“ — Dies ſinnreiche und kühne Benehmen wurde dem Kaiſer und dem Könige von England hinterbracht, welche entſchieden, daß Bayard keines Löſegeldes bedürfe, und daß beide Gefangene gegenſeitig ihres Wortes entbunden ſeien. Als Franz I. den Thron beſtiegen hatte, ſandte er Bayard in die Dauphiné, um ſeiner Armee den Weg durch die Alpen und Piemont zu öffnen. Proſper Colonna erwartete ihn auf dem Zuge und hoffte ihn zu überfallen, aber Bayard nahm ihn gefangen. Dieſe glänzende That war indeß nur das Vorſpiel zu der berühmten Schlacht von Marignan, in welcher Bayard Wunder der Tapferkeit an des Königs Seite verrichtete und den Sieg entſchied. Nach dieſem ruhmvollen Tage ließ Franz ſich von dem tapfern Bayard mit deſſen Schwerte zum Ritter ſchlagen. — Bald ſollte dieſes Schwert in Bayards Händen noch glorreicher und furchtbarer werden. Nie war das Vaterland in größerer Gefahr; Carl V. war mit einer ungeheuern Macht in Champagne eingebrochen, und drohte bis in das Herz des Reichs vorzudringen. Bayard eilt herbei, wirft ſich in das ſchwach befeſtigte Mezieres, und vertheidigt es gegen alle Angriffe, bis Uneinigkeit die feindlichen Heerführer zum Abzuge nöthigt. Bayard ward in Paris als der Retter des Vaterlandes begrüßt, der König ernannte ihn zum Ritter des Ordens des heil. Michael, und übergab ihm eine Compagnie von 100 Mann, um ſie in ſeinem eigenen Namen anzu-

führen; eine Ehre, die bisher nur Prinzen von Geblüt ertheilt worden war. Bald darauf ſtand Genua gegen Frankreich auf; Bayards Gegenwart unterwarf es. Nach der Einnahme von Lodi aber wandte ſich plötzlich das Glück, und die bisher triumphirenden Heere Frankreichs wurden aus ihren Eroberungen vertrieben. Bonnivet hatte bei Rebec, unweit Mailand, Bayard ſchlagen laſſen, und gab, da er auf dem Rückzuge ſelbſt verwundet worden, in Bayards Hände die Armee, der ſie retten ſollte. Dieſer ſah die ihn umringende Gefahr, doch verſprach er, die Armee mit Aufopferung ſeines Lebens zu erhalten. Es kam darauf an, die Seſia im Angeſichte eines überlegenen Feindes zu paſſiren. Bayard, ſtets der Letzte auf dem Rückzuge, griff mit Nachdruck die Spanier an, als ein aus einem Doppelhaken geſchoſſener Stein ihn in die rechte Seite traf, und ihm das Rückgrath zerſchmetterte. Mit den Worten: „Jeſus, mein Gott, ich bin des Todes!" ſank der Held nieder. Man eilt herbei. „Setzt mich unter jenen Baum," ſagte er, „alſo daß mein Geſicht den Feind ſieht." Dann küßte er, in Ermangelung eines Kreuzes, das Kreuz ſeines Schwertes, beichtete ſeinem Stallmeiſter, tröſtete ſeine Diener und Freunde, empfahl ihnen ſein Lebewohl an ſeinen König und ſein Vaterland, und ſtarb von Freunden und Feinden umringt, die ſämmtlich Thränen der Bewunderung und Rührung vergoſſen. Dies geſchah am 30. April 1524. Sein Tod ſetzte ganz Frankreich in Trauer. Der Leichnam, der in den Händen der Feinde geblieben war, ward von denſelben einbalſamirt und den Franzoſen übergeben. Er ward nach Grenoble gebracht und eine halbe Stunde von dieſer Stadt in der Kirche eines Minoritenkloſters beigeſetzt. Sein Mauſoleum beſteht in einem einfachen Bruſtbilde mit einer lateiniſchen Inſchrift.

Bayern. — Die Geſchichte Baierns und ſeiner Bewohner verliert ſich in die dunkelſte Vorzeit. Ob die Nation von Celten oder Germanen abſtamme, iſt noch nicht entſchieden; wahrſcheinlich ſind die heutigen Baiern aus einer Vermiſchung der alten Bojer mit den Bojoariern (die nach Mannert keine andern als Marcomannen waren, welche die Bojer beſiegt hatten) entſprungen; und eine Denkwürdigkeit in der deutſchen Geſchichte iſt es, daß die Nachkommen jener Völkerſchaften noch daſſelbe Stammland bewohnen, worin ihre Urväter ſich einſt niedergelaſſen haben; denn außer ihnen haben nur noch die Sachſen ſich erhalten, wiewohl dieſer Name zu Anfang des 12. Jahrhunderts auf Gegenden und Völkerſchaften übergegangen iſt, die vorher nie denſelben führten. — Unter dem Namen Vindelicien war Baiern der römiſchen Herrſchaft unterworfen; als aber Theodorich nach der Beſiegung Odoakers ein neues oſtgothiſches Reich ſtiftete, da fiel auch Baiern in die Grenzen deſſelben; Theodorich trennte die aufgenommenen Alemannen (Schwaben) durch den Lech von den angrenzenden Baiern (496). Der Sturz des oſtgothiſchen Thrones brachte dieſe unter den fränkiſchen König Theodorich von Auſtraſien; doch retteten ſie ihre Vorrechte, und die Freiheit ihre Regenten und Feldherrn ſelbſt zu wählen; man iſt nicht gewiß, ob ſie ihre Fürſten Könige oder Herzoge nannten. Die Geſchichte nennt uns das Geſchlecht der Agilolfinger, das bis gegen das Ende des 8. Jahrhunderts ſich in jener Würde behauptete, und aus ihnen kennen wir die Namen Garibald, der zu Regensburg reſidirte und deſſen zweite Tochter, Theodelinde, ſich mit dem longobardiſchen Könige Autharis vermählte; Thaſſilo I. (590), deſſen Regierung durch das Beginnen der Kriege mit den ſlaviſchen Stämmen, welche Illyrien, Steiermark, Kärnthen

und Krain überſtrömten, und deren Bundesgenoſſen, den Avaren, merkwürdig wurde; Odilo, der Schwiegerſohn Carl Martels, der den königlichen Titel förmlich annahm, mit den Sachſen und Schwaben ſich verbündete, aber von ſeinen Schwägern Carlmann und Pipin beſiegt wurde, als er der fränkiſchen Oberhoheit ſich gänzlich entziehen wollte (743), unter deſſen Regierung der Erzbiſchof Bonifacius die baieriſche Kirche in die vier Bisthümer Salzburg, Paſſau, Regensburg und Freiſingen theilte; Thaſſilo II. (748), der mit dem nachmaligen großen Carl an deſſen Vaters (Pipin), ſeines Oheims, Hofe erzogen worden war, und dieſem letztern auf dem Reichstage zu Compiegne den Vaſalleneid ſchwören mußte, kurze Zeit darauf dieſen aber für ungültig erklärte, mit dem Longobardenkönige Deſiderius (ſeinem Schwiegervater) und dem aquitaniſchen Herzoge ſich verbündete, (777) ſeinen Sohn Theodo zum Mitregenten annahm, nach dem Falle der lombardiſchen Dynaſtie, deren Krone der nunmehrige Carl der Große ſich aufgeſetzt hatte, gegen dieſen mit den Avaren einen Bund ſchloß, von Carl hierauf beſiegt, in der Folge aber von dieſem aufs neue der Felonie beſchuldigt, von dem Reichstage zu Ingolſtadt (788) zum Tode verurtheilt, von Carl aber mit ſeiner ganzen Familie in Klöſter verbannt wurde, wo ſein Geſchlecht erloſch. — Carl hob nun auf einem Landtage in Regensburg (788) die herzogliche Würde in Baiern (nun eine fränkiſche Provinz) auf (obwohl es den Titel und Rang eines Herzogthums behielt), beſtellte ſeinen Schwager, den ſchwäbiſchen Grafen Gerold, zum Statthalter, und führte die fränkiſche Lehnsverfaſſung in Hinſicht der Gerichtspflege, der Verwaltung der Gaue durch Grafen und des Heerbannes ein. Die Familienbeſitzungen der Agilolfinger wurden königliche Domänen, der Zehnten für die Geiſtlichkeit ward eingeführt, der biſchöfliche Stuhl zu Salzburg zum Erzbisthume erhoben, und an den Grenzen wurden Markgrafſchaften gegen die feindlichen Nachbarn (Sorben und Böhmen) errichtet. Im J. 799 ward der Einfluß der Raab in die Donau Baierns Grenze, das nun, außer dem eigentlichen Baiern, Tyrol, Salzburg, den größten Theil von Öſterreich, die Oberpfalz, Neuburg, Eichſtädt, Anſpach, Bayreuth, Bamberg, Nürnberg, und die Gebiete von Weißenburg, Nördlingen und Dünkelsbühl umfaßte. — Bei der Ländertheilung, die Carl der Große noch bei ſeinem Leben vornahm, erhielt Pipin auch Baiern, wie Thaſſilo II. es beſeſſen hatte. Nach des Kaiſers Tode gab Ludwig der Fromme dies Land ſeinem älteſten Sohne Lothar als Königreich, welches nach deſſen Erhebung zur Mitregentſchaft auf dem Kaiſerthrone (817) an Ludwig (den Deutſchen) fiel. Die weltliche Macht der Biſchöfe hatte bis hierher ſich immer mehr befeſtigt, und die an die Stelle des aufgehobenen Statthalters eingeſetzten Pfalzgrafen gelangten zu großem Anſehen. Nach Ludwigs Tode (876) ward ſein Sohn Carlmann König von Baiern, wozu damals auch Kärnthen, Krain, Iſtrien, Friaul, Pannonien, Böhmen und Mähren gehörten. Sein Bruder, Ludwig III., folgte ihm (880) durch freie Wahl der Stände Baierns in dieſem Lande, wovon aber Kärnthen abgeriſſen wurde; durch ſeinen Tod (882) kam Baiern an Carl den Dicken, nach dieſem an Arnulph (887) und dann (899) an deſſen Sohn Ludwig IV. Von Carl dem Dicken an machte Baiern einen Theil der wieder unter Einen Herrn vereinigten Staaten Carls des Großen aus, litt aber beſonders unter Ludwigs Regierung viel durch die Einfälle der Ungarn. — Mit Ludwig IV. (911) war das carolingiſche Geſchlecht ausgeſtorben, und Arnulph II., Sohn des baieriſchen Feld-

herrn Luitpold, ſeit 907 Markgraf und General, nahm mit Zuſtimmung des Volkes die herzogliche Würde und ſouveräne Gewalt an, als „aus Gottes Vorſehung Herzog der Baiern und der umliegenden Länder," wie er ſich ſelbſt ſchrieb. Nach ſeinem Streite mit dem deutſchen König Konrad empfing er von dieſem Baiern feierlich in Lehn. Unter ſeinen Nachfolgern Eberhard (937), Bartbold († 948), Heinrich I., Heinrich II. (955), Otto, Hezilo (983), war Baiern der Schuplatz fortdauernder Kämpfe von außen und im Innern, unter denen wir des Pfalzgrafen Arnulph von Scheyern Empörung gegen den Herzog Heinrich I. und der Streitigkeiten Heinrichs II. mit Otto und Hezilo gedenken. Wie das deutſche Reich ſelbſt oft mehrere Könige neben ſich und wider einander hatte; ſo beſaß auch Baiern mehreremale zwei Herzoge zugleich. Nachdem es durch die Kämpfe, die entvölkernden Kreuzzüge und den ewigen Wechſel der Herzoge, denen es von den Kaiſern bald gegeben, bald wegen Widerſetzlichkeit genommen worden, einige Jahrhunderte durch vielfältig gelitten hatte, erhielt es, nach der Achtserklärung Heinrichs des Löwen, der baieriſche Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, ein Nachkomme des oben gedachten Herzogs Arnulph Grafen von Scheyern (1180), jedoch waren Steiermark, die welfiſchen Familiengüter und mehrere bedeutende Ländereien (dieſe letztern zu Gunſten der Geiſtlichkeit) abgeriſſen worden. Er iſt der Stammvater des noch jetzt regierenden Hauſes. — Herzog Otto, „der Größere genannt, ſtarb 1183. Unter ſeinem thätigen Nachfolger, Ludwig I., ward Baierns Umfang und Gebiet beträchtlich wieder erweitert; er ward (1231) wahrſcheinlich auf Anſtiften des deutſchen Königs Heinrich, über deſſen Empörung gegen ſeinen Vater Kaiſer Friedrich II. der Herzog ſich ſehr unzufrieden geäußert hatte, ermordet, und hatte ſeinen Sohn, den Pfalzgrafen am Rhein, Otto den Erlauchten, zum Nachfolger. Unter ihm machten ſich die Biſchöfe unabhängig, das Gebiet des Staates wurde nicht unbedeutend vermehrt; ſeine Hinneigung zum Kaiſer zog ihm den päpſtlichen Bannſtrahl zu, deſſen Zurücknahme er nicht erlebte († 1253). Seine Söhne Ludwig und Heinrich regierten 2 Jahre gemeinſchaftlich; ſie theilten (1255) ſich in das Land, ſo daß Ludwig Oberbaiern, Heinrich aber Niederbaiern erhielt und eine Linie bildete, die aber nach wenig Jahren ſchon wieder ausſtarb; an beide zuſammen fiel die Erbſchaft des unglücklichen Conradin (von Hohenſtaufen). Einer von Ludwigs beiden Söhnen, Ludwig, gelangte zur Kaiſerwürde (als Ludwig IV., der Baier genannt, 1314). Dieſer errichtete mit ſeines Bruders Söhnen einen Theilungsvertrag, geſchloſſen zu Pavia (1329), nach welchem er ihnen die Unter- und Oberpfalz überließ, für ſich aber blos Oberbaiern behielt, worin auch das Wechſeln der Churſtimme zwiſchen beiden Linien und die Succeſſion derſelben nach dem Erlöſchen des Mannsſtammes der einen oder der andern Linie genau beſtimmt wurde, und welcher Vertrag bis auf die neueſten Zeiten das wichtigſte Hausgeſetz der wittelsbachiſchen Dynaſtie geblieben iſt. Nach dem Erlöſchen der niederbaieriſchen Linie vereinigte Kaiſer Ludwig, nach dem Willen der Stände, ganz Niederbaiern mit Oberbaiern; die Anſprüche der Pfalzgrafen am Rheine und der Herzoge von Öſterreich wurden dabei nicht beachtet; blos ein Averſionalquantum erhielten ſie in der Folge (1348). Kaiſer Ludwig groß als Kaiſer Deutſchlands und groß als Regent von Baiern, erwarb ſich um ſein Stammland unendliche Verdienſte; indem er ein neues Geſetzbuch für Oberbaiern, eine Gerichtsordnung in Niederbaiern einführte, und München das Stadtrecht ertheilte, regulirte er auch die innere Verwaltung. Dieſer große Kaiſer, Baierns

ſtrahlender Ruhm, ſtarb den 11. October 1734, mit Hinterlaſſung ſeiner 6 Söhne aus zwei Ehen und eines reichen Erbes, das nicht nur aus Baiern beſtand, ſondern dem auch Brandenburg, die holländiſchen und ſeeländiſchen Provinzen, Tyrol u. ſ. w. verbunden war. Doch dieſe Provinzen gingen durch unſelige Theilungen und den Zwiſt der Linien bald wieder verloren. Die von den 6 Brüdern gegründeten Linien ſtarben nicht minder ſchnell aus, und die Linie München vereinigte das zerriſſene Erbe größtentheils wieder. Im J. 1506 wurden die ober- und niederbaieriſchen Landſtände zu einer gemeinſchaftlichen Repräſentation verbunden, und Herzog Albert II., von den Nachtheilen der bisherigen öftern Theilungen für den Regenten und die Unterthanen überzeugt, errichtete mit Einwilligung ſeines Bruders Wolfgang und der Landſtände, eine pragmatiſche Sanction, in welcher das Recht der Erſtgeburt eingeführt und die Apanage der nachgebornen Söhne beſtimmt wurde. Albert ſtarb 1508. — Von ſeinen 3 Söhnen (Wilhelm IV., Ludwig, Ernſt) ſollte alſo Wilhelm die alleinige Regierung erhalten; doch nach manchen Streitigkeiten kam es zu einer gemeinſchaftlichen Regierung zwiſchen Wilhelm IV. und Ludwig, die von 1515 bis 1554 dauerte, wo Wilhelm ſtarb und durch den Widerſtand, den beide Fürſten Luthers Reformation leiſteten, ſich auszeichnete. Luthers ergrimmteſter Widerſacher, Johann Eck zu Ingolſtadt, lebte unter ihrem Schutze, den ſie vorzüglich auch den Jeſuiten ertheilten. Ludwig ſtarb 1850; ſein Sohn Albert V. (der Großmüthige) folgte ihm. Auch er begünſtigte den Jeſuitismus, war aber ein ſehr freigebiger Beförderer aller Wiſſenſchaften und Künſte. Die Landſtände erlangten von ihm große Vorrechte. Er ſtarb 1579. Von drei Söhnen folgte ihm der älteſte, Wilhelm V. *) genannt der Fromme, der ſchon 1596 ſeinem älteſten Sohne Maximilian I. die Regierung überließ und ſich ſelbſt in klöſterliche Einſamkeit zurückzog. Maximilian, mit ſeltenen Gaben ausgeſtattet, war die Seele der gegen die Union der Proteſtanten ſich bildenden Liga. Im Gange des ausgebrochenen dreißigjährigen Krieges wurde Maximilian vom Kaiſer Ferdinand II. (1623) mit der pfälziſchen Churwürde (auch dem Erbtruchſesamte) belehnt; beides wurde (1628) auf die ganze Wilhelm'ſche Linie ausgedehnt. Der weſtphäliſche Friede ſicherte Maximilian die Churwürde, den Beſitz der Oberpfalz, dem pfälziſchen Hauſe aber die Nachfolge in Würden und Ländern, nach dem Erlöſchen der Wilhelm'ſchen Linie. Maximilian ſtarb (den 27. September 1651) nach einer fünfundfunfzigjährigen Regierung. Sein Sohn Ferdinand Maria folgte ihm, und dieſem 1679 ſein älteſter Prinz Maximilian Emanuel. In dem ſpaniſchen Erbfolgekriege erklärte ſich der Churfürſt für Frankreich. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchſtädt (oder Blendheim) ward Baiern von dem Kaiſer völlig als ein erobertes Land behandelt, der Churfürſt (1706) geächtet und erſt im Frieden zu Baden (1714) wieder in ſeine geſammten Länder reſtitutirt. Nach ſeinem Tode (1726) folgte ihm Carl Albrecht in der Churwürde. Ob dieſer gleich die pragmatiſche Sanction Kaiſer Carls VI. unterzeichnet hatte, ſo nahm er dennoch nach des Kaiſers Tode und dem für den König von Preußen glück-

*) Sein zweiter Bruder Ferdinand verheirathete ſich mit Genehmigung Wilhelms mit Maria Peterbeckin, der Tochter eines Rentſchreibers zu München. Ferdinands Kinder wurden vom Kaiſer zu Grafen zu Wartenberg ernannt.

lichen Anfang des erſten ſchleſiſchen Krieges die ganze öſterreichiſche Erbſchaft in Anſpruch *), unterwarf ſich mit Gewalt der Waffen ganz Oberöſterreich, nahm den Titel eines Erzherzogs von Öſterreich an (1741), ließ ſich in demſelben Jahre nach der Einnahme von Prag als König von Böhmen huldigen, und ward ſogar (1742) zu Frankfurt zum deutſchen Kaiſer (als Carl VII.) gewählt. Doch hier war der höchſte Gipfel ſeines Glücks erreicht. Wie er von Öſterreich und Böhmen ſich hatte huldigen laſſen, ſo ließ, nach der plötzlichen Wendung des Waffenglücks, im folgenden Jahre (1743) Maria Thereſia ſich von Baierns Ständen und der Oberpfalz huldigen. Ungeachtet der zwiſchen ihm, dem Landgrafen von Heſſencaſſel und Friedrich II. geſchloſſenen Union (1744) und der Fortſchritte, welche die preußiſchen Waffen machten, kam Carl beſonders durch des öſterreichiſchen Feldherrn, Carls von Lothringen, Talent und Übermacht abermals in die Verlegenheit, Baiern preis geben zu müſſen. Er erlebte das Ende des Krieges nicht, indem er am 20. Januar 1745 ſtarb. Sein Sohn und Nachfolger, Maximilian Joſeph III., der anfänglich auch den Titel eines Erzherzogs von Öſterreich angenommen hatte, verſöhnte ſich mit Öſterreich einige Monate darauf im Frieden zu Füſſen (22. April 1745), trat der Garantie der pragmatiſchen Sanction bei, ſicherte dem Großherzoge Franz ſeine Stimme zur Kaiſerwahl zu, und erhielt dagegen alle von Öſterreich eroberten baieriſchen Lande zurück. Maximilian Joſeph widmete ſich nun ganz dem Beſtreben, ſein Land glücklich zu machen. Ackerbau, Induſtrie, Bergbau, Gerichtspflege, Polizei, Finanzweſen und Schulen wurden von ihm mit gleicher Umſicht und regem Eifer beachtet; die Wiſſenſchaften erhielten einen Stütz= und Centralpunct durch die Stiftung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München (1759) und die Künſte fanden an ihm einem großmüthigen Beſchützer. — Alle ſeit dem Vertrage von Pavia (1329) beſtehenden Erbverträge mit dem pfälziſchen Churhauſe beſtätigte er, der ohne Kinder war, und vergönnte noch vor ſeinem Tode ſelbſt dem Churfürſten Carl Theodor von der Pfalz die Mitregentſchaft. — Sowohl nach den Verträgen des wittelsbachiſchen Hauſes, als auch nach der Beſtimmung des weſtphäliſchen Friedens gehörte dem Churfürſten von der Pfalz unſtreitbar die Nachfolge in Baiern, da mit dem Abſterben Maximilian Joſephs (30. December 1777) die wittelsbach=baieriſche Linie erloſch. Aber plötzlich trat Öſterreich mit Anſprüchen auf Niederbaiern hervor, die es noch vor einer beſtimmten Erklärung mit den Waffen in der Hand durchſetzen wollte. Der kinderloſe Carl Theodor ließ ſich bereden, eine Convention zu ratificiren (1778 den 3. und 14. Januar), in welcher er auf die baierſche Erbſchaft förmlich verzichtete. Allein der Herzog von Zweibrücken (Bruder des jetzt regierenden Königs) proteſtirte als nächſter Agnat und präſumtiver Erbe, von Friedrich II. dazu veranlaßt, gegen jene Verzichtleiſtung. Hierdurch wurde der ſogenannte baieriſche Erbfolge=

---

*) Er gründete ſeine Anſprüche auf den Ehevertrag zwiſchen Herzog Albert V und deſſen Gemahlin, Anna, Kaiſer Ferdinands I. Tochter, worin es ausdrücklich geheißen haben ſoll, „daß Anna, oder deren Nachkommen, alle öſterreichiſchen Staaten erben ſollten, wenn Ferdinands Stamm ohne männliche Erben ausſterben würde.“ (Dieſer Vertrag war auch durch Ferdinands Teſtament bekräftigt worden.) In Wien behauptete man dagegen, es ſtehe in jenem Vertrage: „ohne einige Erben.“

krieg veranlaßt, welcher jedoch, noch ehe eine Schlacht geliefert worden war (hauptſächlich nach der ruſſiſchen Erklärung wider Öſterreich) durch den teſchner Frieden (13. Mai 1779) wieder beendigt wurde. Dem Churfürſten von Pfalz-Baiern wurde der Beſitz Baierns, von welchem Öſterreich nur das Innviertel mit Braunau erhielt (38 Q. M.), auf die pfalzbaieriſchen Hausverträge zugeſichert und garantirt. Durch dieſe Vereinigung der baieriſchen Lande erloſch zugleich, nach der Vorſchrift des weſtph. Friedens, die achte Churwürde. Doch ſechs Jahre darauf (1784) erwachte in Wien der Wunſch nach dem Beſitze Baierns mehr als je, und man ſuchte nun zu ſeiner Verwirklichung ein Tauſchproject hervor, das hundert Jahre früher ſchon ausgeſprochen worden war. Kaiſer Joſeph II. nämlich ließ dem Churfürſten den Antrag machen: Baiern gegen die öſterreichiſchen Niederlande (mit Ausſchluß Luxemburgs und Namurs) und die Summe von 3 Mill. Guld. für ſich und den Herzog von Zweibrücken, und Annahme des Titels als König von Burgund zu vertauſchen. Doch die ganzen damals von Rußland begünſtigten Unterhandlungen ſcheiterten an der Feſtigkeit des Herzogs von Zweibrücken, mit welcher dieſer, Preußens Schutzes gewiß, erklärte: „daß er nie ſeine Einwilligung in eine Vertauſchung ſeiner altväterlichen Erblande geben werde.“ — Das lebhafte Intereſſe, mit welchem Friedrich II. für die Sache Baierns ſich intereſſirte, da er einen ſolchen Tauſch nicht nur als einen Bruch des von ihm mit garantirten teſchner Friedens, ſondern hauptſächlich auch als eine Verletzung des reichs-conſtitutionsmäßigen Gleichgewichtes der deutſchen Staaten betrachtete, verurſachte, daß man in Wien jene Idee wieder fallen ließ und zugleich erklärte: „daß man an einen erzwungenen oder gewaltſamen Tauſch nie gedacht habe und nie denken werde *).“ Merkwürdig ward außerdem Carl Theodors Regierung noch durch den in Baiern unter ſeinen Augen entſtandenen Orden der Illuminaten und den gegen dieſe geführten Prozeß, durch die Streitigkeiten über Kryptokatholicismus und den ſich wieder emporhebenden Jeſuitismus; die Preßfreiheit wurde unter dieſen innern Kämpfen immer mehr beengt und es drohte eine Zeit wahrer Verfinſterung einzubrechen, als der Anfang der franzöſiſchen Revolution die damit verbundene Revolution der Ideen und Anſichten auch nach Baiern fortpflanzte. Als die franzöſiſche Revolution ausgebrochen war, ſtellte der Churfürſt ſein Contingent zur Reichsarmee. Die Pfalz litt ſchon ſehr viel, aber bald (1796) ward Baiern ſelbſt der Schauplatz des Krieges. Mitten in dieſer Kriſis (16. Febr. 1799) ſtarb Carl Theodor, und zwar ohne Erben, ſo daß mit ihm der ſulzbachiſche Stamm des pfälziſchen Hauſes erloſch und der Herzog Maximilian Joſeph von Zweibrücken (geb. 27. Mai 1756) zum Beſitz der geſammten baieriſchen Lande und der Churwürde gelangte. Der Friede von Lüneville (9. Febr. 1801) machte endlich dem wiederausgebrochenen Kriege ein Ende, und ſein hauptſächlichſtes Reſultat, „die Abtretung des ganzen linken Rheinufers an Frankreich,“ wurde für Baiern von den wichtigſten Folgen. Indem es auf der einen Seite ſeine ſämmtlichen ſchönen Beſitzungen auf dem linken Rheinufer verlor, dazu aber auch noch ſei-

*) Wie dieſer Vorgang aber zur Errichtung des deutſchen Fürſtenbundes, unter Preußens Aegide, Veranlaßung gab, das ſehe man in dem Art. „Fürſtenbund“ nach, wo mit mehrerer Ausführlichkeit davon die Rede iſt.

ſeine dieſſeits des Rheins gelegenen pfälziſchen Lande abtrat, erhielt es dagegen durch den Reichsdeputationshauptſchluß eine Entſchädigung, wobei ſein Totalgewinn 99¼ QM. mit 216,000 Einw. betrug. Die hohe politiſche Wichtigkeit, welche Baiern für Öſterreich wie für Frankreich hatte, trat beim Ausbruche des Krieges von 1805 in immer helleres Licht. Als Öſterreich zum neuen Kriege gegen Frankreich ſich rüſtete, mußte ihm unter den Fürſten zwiſchen dem Inn und Rhein der Churfürſt von Baiern vorzüglich wichtig ſein. Es verlangte von demſelben, daß er ohne Anſtand ſeine Truppen mit der öſterr. Armee vereinigen ſollte, indem es ihm die gewünſchte Neutralität verweigerte, „die (wie Kaiſer Franz am 3. Sept. 1805 an den Churfürſten ſchrieb) Frankreich ſelbſt auch nur ſo lange wirklich beſtehen laſſen würde, als ſie mit ſeinem Vortheile vereinbarlich ſei. Doch Baiern betrug ſich allerdings hierbei ſo, daß der in Wien gehegte Verdacht eines Einverſtändniſſes mit Frankreich nicht aus der Luft gegriffen ſchien. Der Friede von Preßburg machte dem Kriege, in welchem Baiern gegen 30,000 M. ſeiner Truppen mit den Franzoſen vereinigt hatte, ein Ende und verſchaffte dieſem Staate eine Vergrößerung von 500 QM. und 1,000,000 Einw., ſeinem Regenten aber die königl. Würde mit voller Souveränetät, dagegen dieſer Würzburg abtrat, welches zu einem beſondern Churfürſtenthum erhoben wurde. Jetzt ſetzte Baiern (gleich Würtemberg und Baden) ſich auch in den Beſitz der in ſeinen Grenzen enclavirten reichsritterſchaftlichen Beſitzungen. Das mit Frankreich neu geknüpfte politiſche Band ward durch die Vermählung der Prinzeſſin Auguſta, des Königs Tochter, mit Eugen Napoleon, dem zum Vice-König von Italien ernannten Stiefſohn des franzöſiſchen Kaiſers, nur noch feſter geknüpft. Unmittelbare Folge dieſer innigen Vereinigung waren die Vertauſchung Bergs, das Bayern an Napoleon abtrat, gegen Anſpach, welches Preußen an Frankreich gegen Hannover überlaſſen hatte, und endlich der wichtigſte Schritt: die Unterzeichnung der rheiniſchen Conföderationsacte (12. Aug. 1806), wobei Baiern ſich zur Stellung eines Bundescontingents von 30,000 Mann und der Befeſtigung von Augsburg und Lindau verpflichtete. Demzufolge mußte Baierns König im J. 1806 an dem Kriege gegen Preußen Theil nehmen und 1809 an dem Kriege gegen Öſterreich (aus deſſen Ereigniſſen, in Beziehung auf Baiern, wir des Aufſtandes in Tyrol gedenken), nach deſſen Beendigung Baiern bedeutende Vergrößerungen, theils auf Koſten Öſterreichs, theils durch Tauſchverträge mit Würtemberg und Würzburg erhielt. Als im J. 1812 der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland losbrach, ſtellte Baiern das ganze conſtitutionsmäßige Contingent aufs neue zur franz. Armee, deren Schickſal es in jenem ewig denkwürdigen Feldzuge in vollem Maße theilte; nur unbedeutende Trümmer kamen von 30,000 Baiern im Frühjahre 1813 zurück. Doch ſtellte Maximilian Joſeph, ungeachtet aller Schwierigkeiten, abermals friſche Truppen zur Dispoſition des ſogenannten Beſchützers des rheiniſchen Bundes, als dieſer in den letzten Tagen des Aprils den neuen Feldzug eröffnete. Nicht gering war der Verluſt dieſes Contingents, das unter dem Oberbefehl des Marſchalls Oudinot, Herzogs von Reggio, mit gewohnter Tapferkeit ſich auszeichnete, doch in dem Treffen von Luckau und Großbeeren (1813) ſehr viel litt. Da änderte ſich plötzlich Baierns Syſtem und zugleich ſeine politiſche Lage nach außen. Während eine franzöſ. Obſervationsarmee bei Würzburg unter Augereau gebildet worden war, hatte ein baieriſches Beobachtungscorps am Inn einer öſterrei-

chiſchen Heeresabtheilung gegenüber ſich geſtellt. Lange blieben beide Theile unthätig. Der Abmarſch des Augereau'ſchen Corps, wodurch Baiern auf dem verwundbarſten Puncte preis gegeben wurde, beſchleunigte den Entſchluß ſeines Königs. Der baieriſche Feldherr, Wrede, ſchloß mit dem öſterreichiſchen, Frimont, am 8. Oct. zu Ried eine Übereinkunft ab, auf welche eine officielle Erklärung v. 15. Oct. folgte, nach welcher ſich Baierns König vom Rheinbunde losſagte und ſeine Streitkräfte gegen Frankreich und den bisherigen Protector wendete. Zugleich vereinigte Wrede, vermöge des Vertrags, worin dem Könige der bisherige Länderbeſitz mit aller Souveränetät garantirt wurde, mit ſeinem Corps das öſterreichiſche, als ernannter Oberbefehlshaber über beide. In der Schlacht bei Hanau fühlten die Franzoſen zuerſt die Schärfe des baieriſchen Schwertes und im ganzen Verfolge des Krieges bis zum Frieden von Paris i. J. 1814 bewährten Baierns Krieger den wohlerrungenen Ruf deutſcher Tapferkeit. Die Kraft des Staates entwickelte ſich zu neuem Flor, als beim Ausbruche des neuen Kampfes der Kronprinz an die Spitze des Nationalheeres trat. Unterdeſſen hatte der Congreß zu Wien, und namentlich die Bearbeitung der deutſchen Bundesacte, ſo wie all die verſchiedenartigen Intereſſen, die aus dem neuerſtehenden europäiſchen und insbeſondere deutſchen Staatenſyſteme hervortraten, der baieriſchen Regierung hinlängliche Gelegenheit gegeben, auch ihre diplomatiſche Kunſt zu entwickeln; Baiern zeigte ſich ſtets auf dem von ihm rein aufgefaßten Standpuncte eines unabhängigen, ſouveränen Staates. Nachdem es, in Folge des pariſer Friedens vom 30. Mai 1814, Tyrol und Vorarlberg an Öſterreich, gegen Überlaſſung des für Toscana hingegebenen Großherzogthums Würzburg, bereits an Öſterreich wieder abgetreten hatte, überließ es demſelben vermöge eines am 14. April 1816 abgeſchloſſenen Vertrages noch: 1. die Theile des Hausruckviertels und das Innviertel, ſo wie ſie 1809 von Öſterreich an Baiern abgetreten worden waren; 2. das Fürſtenthum Salzburg mit Ausnahme der Ämter Waging, Tittmoning, Teiſendorf und Laufen, in ſo weit dieſe auf dem linken Ufer der Salzach und Saale gelegen ſind, und 3. das Amt Vils. Dagegen erhielt es: a. von den Gebieten auf dem linken Rheinufer, und zwar vom ehemaligen Departement Donnersberg die Arrondiſſements Zweibrücken, Kaiſerslautern, Speier (mit Ausnahme der Cantone Worms und Pfeddersheim), den Canton Kirchheimbolanden im Arrondiſſement Alzei; dann vom Saardepartement die Cantone Waldmohr, Blieskaſtel und Kuſel (mit Ausnahme der Ortſchaften Schwarzard, Reichweiler, Pfeffelbach, Ruthweiler, Burg und Thal Lichtenberg); im Canton St. Wendel die Gemeinden Saal, Niederkirchen, Bubach, Marth, Hof und Öſterbrücken; im Canton Grumbach die Gemeinden Eſchenau und St. Julian; dann im niederrheiniſchen Departement den Canton, die Stadt und Feſtung Landau, letztere als deutſche Bundesfeſtung, die Cantone Bergzabern, Candel und den ganzen Theil des Departements Niederrhein, welcher von Frankreich durch den pariſer Vertrag vom 20. Nov. 1815 abgetreten worden war; ſo wie b. die ehemaligen fuldaiſchen Bezirksämter Hammelburg, mit Thulba und Saaleck, Brückenau mit Mollen, das Amt Weiſers, ausgenommen die Dörfer Melters und Hattenrodt; dann im Amte Bieberſtein die Dorfſchaften Batten, Brand, Dietges, Findlos, Liebharz, Melperz, Oberebernhardt nebſt Steinbach, Seifferts und Thaiden. Noch kann nicht mit Genauigkeit das Mehr oder Minder gegen Baierns Areal und deſſen innere Kräfte, wie am Tage des rieder

Vertrags (8. Oct. 1813) es war, dargeſtellt werden; damals betrug ſein Flächeninhalt (ſeit dem Frieden von Wien) 1636, i. J. 1815 aber nur 1490 Q.M. mit einer Bevölkerung von 3,800,000, i. J. 1818 aber 3,560,000 Menſchen, von denen 3 Mill. ſich zur katholiſchen Religion bekannten. Die Einkünfte betrugen damals etwa 18 Mill. Gulden, die Staatsſchulden wurden auf 90 Mill. angegeben; im J. 1819 berechnete man die Staatsausgaben zu 30,940,727 Fl., die Einnahme zu 30,258,137 Fl., und die Staatsſchuld zu 105,752,658 Fl., zu deren Abzahlung der Tilgungsfond jährlich 715,000 Fl. gab. Die Armee iſt 50,000 M. ſtark, wovon 35,600 das 7. Armeecorps des deutſchen Bundesheeres ausmachen. Außer der activen Armee und dem Bürgermilitär war Anfangs 1813 ſchon eine Nationalgarde errichtet worden, die aus drei Claſſen beſteht, deren erſte die Reſerve-Bataillons für die active Armee ausmacht, während die zweite, die mobilen Legionen genannt, innerhalb der Grenzen in Zeiten wirklicher Gefahr dient, und die dritte nur zur Erhaltung der Sicherheit innerhalb der Landesgerichtsbezirke verpflichtet iſt. Schon am 1. Mai 1808 promulgirte der König eine Conſtitution als Grundlage der Staatsverfaſſung, welche aber nie in Ausübung kam. An ihre Stelle trat die am 26. Mai 1818 bekannt gemachte Conſtitution, welche dem Lande eine neue Verfaſſung mit einer National-Repräſentation in zwei Kammern gab. Der erſte Landtag wurde im Februar 1819 zu München eröffnet. — Die Prinzen und Prinzeſſinnen haben den Titel königl. Hoheit (Herzog Wilhelm, Sohn des Pfalzgrafen Johann von Birkenfeld, der in Bamberg reſidirt, vorher Baiern-Berg; ſeine Nachkommen heißen herzogl. Durchlaucht, er ſelbſt ſchreibt ſich Herzog in Baiern). Die Gemahlin des jetzigen Königs Maximilian Joſeph heißt Caroline und iſt eine Tochter des verſtorbenen Erbprinzen Carl Ludwig von Baden. Der Kronprinz (aus der erſten Ehe des Königs mit einer Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt) heißt Carl Ludwig Auguſt und iſt vermählt mit Thereſe, einer Tochter des regierenden Herzogs von Sachſen-Hildburghauſen; außer ihm hat der König elf Kinder gezeugt. Zum Glanz der Krone giebt es vier Kronämter (Kron-Oberſt-Hofmeiſter, Kron-Oberſt-Kämmerer, Kron-Oberſt-Marſchall, Kron-Oberſt-Poſtmeiſter) und fünf Ritter-Orden: 1. der St. Hubertus-Orden, der erſte des Reichs, geſtiftet von Gerhard, Herzog zu Jülich und Berg, im J. 1455 zum Andenken eines erhaltenen wichtigen Sieges und vom Churfürſten Johann Wilhelm von der Pfalz im J. 1704 erneuert. Bei der Stiftung des Civil-Verdienſt-Ordens im J. 1808 wurden für den Hubertus-Orden verſchiedene Modificationen feſtgeſetzt. Der König iſt oberſter Ordensmeiſter. Die Mitglieder des Ordens ſind die Prinzen des königl. Hauſes, zwölf Capitularen, darunter der Groß-Commenthur und Großkanzler des Ordens, dann auswärtige Mitglieder, gekrönte Häupter oder Prinzen aus regierenden Häuſern, und fürſtl. Ritter aus nicht regierenden Häuſern. Die zwölf Capitularen erhalten jährliche, nach ihrer Anciennität verſchiedene Penſionen. Das Ordenscapitel wird jährlich am 12. Oct. gehalten. 2. Der Orden des heil. Georgs, vom Churfürſten Carl Albrecht (nachmals Kaiſer Carl VII.) am 24. April 1729 geſtiftet, oder — da man den Urſprung des Ordens in die Zeiten der Kreuzzüge ſetzen will — wenigſtens wieder hergeſtellt. Der König iſt Großmeiſter. Die Mitglieder des Ordens ſind: drei Groß-Priore, blos Prinzen aus dem baierſ. Hauſe, Großkreuze aus fürſtlichen und gräflichen nicht regierenden Häuſern, Commandeurs und Ritter. Außerdem iſt noch ein Ordensbi-

ſchof und ein Ordens-Großkanzler. 3. Der Civil-Verdienſt-Orden der baieriſchen Krone, geſtiftet vom jetzigen König am 27. Mai 1808 für Perſonen, welche in Civil-Staats-Dienſten ſich um das Vaterland beſonders verdient gemacht haben. Der Orden hat 4 Claſſen: 13 Großkreuze, 24 Commandeurs, 100 Ritter und die Claſſe derer, welche die Civil-Verdienſt-Medaille erhalten. Aus den Großkreuzen wird ein Kanzler und ein Schatzmeiſter des Ordens gewählt. Nach dem 2. §. der Statuten ſoll ein Fonds angewieſen werden, aus welchem für eine beſtimmte Anzahl von Mitgliedern aller Claſſen angemeſſene jährliche Einkünfte gebildet werden können. Das Ordens-Capitel oder Conſeil wird jährlich am Stiftungstage (den 27. Mai) gehalten. Dieſer Orden wird auch an verdiente Ausländer verliehen. 4. Der militäriſche Max-Joſeph-Orden, geſtiftet vom jetzt regierenden König am 1. Jan. 1807, für ausgezeichnete Kriegsdienſte. Der König iſt Großmeiſter des Ordens, der aus drei Claſſen, Großkreuzen, Commandeurs und Rittern beſteht, und auch an auswärtige Militärs verliehen wird. Von den Großkreuzen erhalten ſechs jährlich 1500 Fl. jeder Penſion, von den Commandeurs, die ſämmtlich Generale ſind, erhalten acht jährlich 500 Fl. jeder, und von den Rittern erhalten funfzig jährlich 300 Fl. jeder Penſion. 5. Der Haus-Orden vom heil. Michael, geſtiftet am 29. Sept. 1693 von Joſeph Clemens, Churfürſten zu Cöln und gebornem Herzoge von Baiern, erneuert und beſtätigt von dem jetzt regierenden Könige, am 11. Sept. 1808 und 6. Aug. 1810. Der Orden beſteht aus drei Claſſen, Großkreuzen, welche zugleich Capitularen ſind, Amtsherren oder Commandeurs, und Rittern. Um in eine dieſer drei Claſſen aufgenommen werden zu können, wird eine Ahnen-Probe erfodert. Noch giebt es eine Claſſe unter der Benennung Ehren-Ritter, in welche, nach der Willkür des Großmeiſters, Männer von Verdienſten, beſonders Gelehrte, ohne Rückſicht auf Geburt, Stand und Religion, aufgenommen werden können. Nach den Statuten ſollen 15 Großkreuze, 8 Amtsherren, 36 Ritter und 12 Ehren-Ritter ſein. Der dermalige Großmeiſter des Ordens iſt Wilhelm, Herzog in Baiern. Der ehemalige Verdienſt-Orden des pfälziſchen Löwen, geſtiftet 1768 vom Churfürſten Carl Theodor, iſt durch die neue Einrichtung des baieriſchen Civil-Verdienſt-Ordens (1808) für erloſchen erklärt worden; doch können die Inhaber deſſelben ihn unter dieſem Namen forttragen. Noch giebt es in Baiern einen weiblichen Orden, den Orden der heil. Eliſabeth, geſtiftet von der Churfürſtin Maria Eliſabeth, der Prinzeſſinnen und Hofdamen verliehen wird, und einen religiöſen Zweck hat. Die Conſtitution gewährt die Rechte der Staatsbürger, Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, Gewiſſensfreiheit und Preßfreiheit *); die Leibeigenſchaft iſt aufgehoben; alle drei chriſtliche Confeſſionen haben freie Religionsübung und können die Rechte der Staatsbürger erwerben. Das ganze Reich wird durch eine National-Repräſentation vertreten, die aus Landeigenthümern, Kaufleuten und Fabricanten beſteht, aus den Kreiſen gewählt wird, welche die Reichsverſammlung bilden, die vom König einen Präſidenten erhält und we-

---

*) Es giebt gar keine Büchercenſur, indem Schriftſteller und Verleger nicht verbunden ſind, ihre Schriften vor dem Drucke der Durchſicht einer Behörde zu unterwerfen; nur politiſche periodiſche Schriften machen eine Ausnahme.

nigſtens einmal im Jahre auf den Ruf des Königs ſich verſammelt; ſie theilt ſich dann in Commiſſionen für die Finanzen, die Geſetzgebung, die innere Verwaltung und die Staatsſchuldentilgung. — In allen Theilen des Königreichs iſt der Codex juris Bavarici judiciarii ſeit dem 1. Jan. 1811 in geſetzliche Kraft getreten. Für die Staatsverwaltung giebt es einen geheimen Rath, der aus den Staatsminiſtern, Kronbeamten und zwölf bis ſechzehn Mitgliedern beſteht und über die wichtigſten innern Angelegenheiten des Reichs in drei Sectionen berathſchlagt. Das Miniſterium theilt ſich in fünf Departements: der auswärtigen Verhältniſſe, der Finanzen, des Innern, der Juſtiz und des Kriegswesens. — An der Spitze jedes der neun Kreiſe ſteht ein General-Kreis Commiſſär mit einem ausgebreiteten, größtentheils executiven Wirkungskreiſe; außer ihm beſteht noch in jedem Kreiſe eine Kreis-Finanz-Deputation. Alle Untergerichte, Municipalräthe und Gemeinderäthe ſind dem General-Commiſſariate untergeben. — Die Juſtizbehörden ſind: das Ober-Appellationsgericht, die Appellationsgerichte (für zwei Kreiſe eins) und die Untergerichte. — Die Kirchenverfaſſung der Katholiken iſt durch das den 5. Juni 1817 mit Pius VII geſchloſſene Concordat definitiv organiſirt. Das Königreich iſt dadurch in zwei Erzbisthümer eingetheilt: 1. Erzbisthum München und Freiſingen mit den Bisthümern Augsburg, Paſſau und Regensburg; 2. Erzbisthum Bamberg mit den Bisthümern Würzburg, Eichſtädt und Speier. Dieſe acht biſchöflichen Sitze beſetzt der König ſelbſt, hat aber dafür dem Papſte nicht nur die Wiedereinrichtung eingegangener Klöſter, ſondern auch vermöge des freien Verkehrs mit Rom einen Einfluß auf Klerus und Volk zuſichern müſſen, der das in Baiern unter der gegenwärtigen Regierung erſt angefangene Werk der Aufklärung des Volks eben nicht befördern wird. Auch dürfte der 13. Art. des Concordats, vermöge deſſen die Regierung die Verbreitung verfänglicher Bücher auf Antrag der Biſchöfe zu hindern hat, der ohnehin im erſten Aufblühen begriffenen Literatur Baierns nicht zur Aufmunterung gereichen. Indeſſen iſt das Concordat — das in der öffentlichen Meinung den größten Widerſpruch findet — noch nicht als Staatsgeſetz promulgirt (1820); auch macht die Dotirung der erz- und biſchöflichen Sitze Schwierigkeiten; ſie beträgt jährlich 362,000 Fl. und man verſichert, daß es der National-Repräſentation noch zur Prüfung vorgelegt werden ſolle. Für die Proteſtanten deren Cultus mit 231,742 Fl. dotirt iſt, giebt es ein proteſtantiſches General-Conſiſtorium. — Als Mitglied des deutſchen Bundes führt Baiern bei den Bundesverſammlungen eine Stimme, und im Pleno vier Stimmen. — Unter der muſterhaften Regierung Maximilian Joſephs hat Baiern übrigens im Allgemeinen eine hohe Stufe der Cultur in jeder Hinſicht, in Vergleich mit dem, was es nur noch vor zwanzig Jahren war, erlangt. Trefflich ſind die Ufer-, Brücken-, Waſſer- und Straßenbaue; auch die ſeit 1810 unternommene Vermeſſung und Schätzung des Landes zum Behufe eines Steuercataſters. Während Landbau, Manufacturen und Fabriken ſich erhoben haben, die Polizei in allen ihren Zweigen vortrefflich gehandhabt wird, ſind die Erziehungs- und wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalten verbeſſert worden. Der öffentliche Unterricht hat — ſo weit er ſich nach den bekannt gewordenen Planen beurtheilen läßt — gewonnen und iſt eigens entworfenen Inſtructionen untergeordnet worden. Univerſitäten ſind zu Landshut, Würzburg und Erlangen. Zu München befindet ſich auch eine Central-Veterinär-Schule für das ganze Königreich, ſo

wie ein landwirthſchaftlicher Verein für ganz Baiern. Die Akademie der Wiſſenſchaften und die der bildenden Künſte zu München beſitzt mehrere ausgezeichnete Gelehrte des In- und Auslandes, und man verdankt ihren Anſtrengungen bereits ſchöne Reſultate. I.

Bayle (Pierre), geboren zu Carlat in der ehemaligen Grafſchaft Foix, im J. 1647, empfing den erſten Unterricht von ſeinem Vater, der ein reformirter Geiſtlicher war. Früh gab er Proben eines bewundernswürdigen Gedächtniſſes und einer beſondern Lebhaftigkeit des Geiſtes. Mit neunzehn Jahren begab er ſich auf die Schule von Puy-Laurens, um hier ſeine Studien zu vollenden. Die Leidenſchaft, mit der er ſtudirte, koſtete ihm beinahe das Leben, ſeine Geſundheit ward dadurch für immer geſchwächt. Alle Bücher waren ihm gut; ſein Geſchmack an der Dialektik zog ihn beſonders zu den Controversſchriften; aber Amyots Plutarch und Montaigne waren ſeine Lieblingswerke. Letzterer ſchmeichelte ohne Zweifel ſeinem Hange zum Skepticismus; beide theilten vielleicht ſeinem Styl jene Lebendigkeit, jene Freiheit des Ausdrucks und jenen altfränkiſchen Anſtrich mit, die darin wahrzunehmen ſind. In Toulouſe, wohin er gegangen war, um die Philoſophie zu ſtudiren, beſuchte er die Hörſäle der Jeſuiten. Die Argumentationen ſeines Profeſſors, noch mehr aber die freundſchaftlichen Disputationen mit einem katholiſchen Geiſtlichen, der neben ihm wohnte, beſtärkten ihn in den Zweifeln, die gegen die Orthodoxie des Proteſtantismus bereits in ihm entſtanden waren, in dem Grade, daß er die Religion zu vertauſchen beſchloß. Sein Übertritt war ein Triumph für die Katholiken, aber ein Donnerſchlag für ſeine Kirche und für ſeine Familie, die Alles anwandte, ihn wieder zu gewinnen. Auch kehrte er nach ſiebzehn Monaten zu ihnen zurück. Um ſich der Strafe des ewigen Banns, womit die katholiſche Kirche damals die Abtrünnigen belegte, zu entziehen, ging er nach Genf und von da nach Copet, wo der Graf Dohna ihm die Erziehung ſeiner Söhne anvertraute. Aber dieſer Aufenthalt und dieſes Geſchäft wurden ihm bald läſtig; er kehrte nach Frankreich zurück, und ließ ſich in Rouen nieder, wo er abermals genöthigt war, Unterricht zu ertheilen. Von da kam er nach Paris, wo ihn wenigſtens die Geſellſchaft gelehrter Männer für die Beſchwerden einer Beſchäftigung ſchadlos hielt, der er ſich zum drittenmale hatte unterziehen müſſen. Im J. 1675 erhielt er den philoſophiſchen Lehrſtuhl zu Sedan, auf welchem er mit Auszeichnung bis zur Aufhebung dieſer Akademie im J. 1681 lehrte. Er ward hierauf in derſelben Eigenſchaft nach Rotterdam berufen. Veranlaßt durch die Erſcheinung eines Kometen im J. 1680, der ein faſt allgemeines Schrecken verurſacht hatte, gab er 1682 ſeine Pensées diverses sur la comète heraus; ein Werk voll Gelehrſamkeit, in welchem tauſend Gegenſtände aus der Metaphyſik, Moral, Theologie, Geſchichte und Politik abgehandelt werden. Dieſem folgte die Critique générale de l'histoire du Calvinisme de Maimbourg. Dieſes Werk, das von Katholiken und Proteſtanten gleich beifällig aufgenommen und von Maimbourg ſelbſt mit Achtung genannt wurde, erweckte die Eiferſucht des Theologen Jurieu, deſſen Réfutation du P. Maimbourg kein Glück gemacht hatte, und verwickelte Bayle in Streitigkeiten, von deren nachtheiligen Folgen für ihn weiter unten die Rede ſein wird. Er unternahm indeß eine periodiſche Schrift unter dem Titel: Nouvelles de la république des lettres. Ein darein aufgenommenes Schreiben aus Rom reizte den Unwillen der Königin Chriſtine von Schweden, die ihm zwei heftige Briefe ſchreiben

ließ. Bayle rechtfertigte ſich, und ſeine Entſchuldigungen genügten der Königin ſo vollkommen, daß ſie ſeitdem einen literariſchen Briefwechſel mit ihm führte. Ernſtlicher ward ſeine Ruhe durch den Tod ſeines Vaters und ſeiner beiden Brüder geſtört. Dieſe Verluſte, verbunden mit den immer ſteigenden Religionsverfolgungen in Frankreich, veranlaßten ihn zu dem Commentaire philosophique sur ces paroles de l'Evangile: Contrains les d'entrer, der weder in Anſehung des Styls, noch des Tons ſeiner würdig iſt. Auch wollte ſich Bayle nicht dazu bekennen. Jener Jurieu aber, der an dem Eifer, womit die Toleranz in dieſem Werke vertheidigt wurde, den Verfaſſer erkannt haben mochte, griff daſſelbe mit Wuth an. Sein Haß wartete nur auf einen Vorwand, um öffentlich gegen Bayle ſelbſt auszubrechen; dieſen gab ihm der Avis aux réfugiés, ein Werk, worin die Proteſtanten mit wenig Schonung behandelt ſind. Jurieu beſchuldigte Bayle nicht nur, der Verfaſſer dieſer Schrift zu ſein (die gewiß nicht von ihm iſt), ſondern er ſtellte ihn zugleich als die Seele einer dem Intereſſe Frankreichs ergebenen Partei gegen die Proteſtanten und vereinigten Mächte dar. In zwei Schriften widerlegte Bayle dieſe Beſchuldigungen; aber die Verleumdung ſiegte und im J. 1693 entſetzte der Magiſtrat von Rotterdam Bayle ſeines Amtes und verbot ihm ſogar Privatunterricht zu geben. Da er ſich auf dieſe Weiſe von allen Geſchäften frei ſah, die Arbeit aber ſeinem raſtlos thätigen Geiſte Bedürfniß war, widmete er jetzt ſeinen ganzen Fleiß der Abfaſſung ſeines Dictionnaire historique et critique, daß er zuerſt im J. 1696 in zwei Foliobänden herausgab. Dieſes Werk war das erſte, das unter ſeinem Namen erſchien. Jurieu, deſſen Wuth noch nicht geſtillt war, trat abermals als Bayle's Gegner auf, und veranlaßte das Conſiſtorium, bei dem er nur in zu großem Anſehn ſtand, dem Verfaſſer verſchiedene heftige Vorwürfe zu machen. Bayle verſprach zwar Alles, was das Conſiſtorium anſtößig gefunden zu vertilgen; da er indeß fand, daß das Publicum andere Anſichten habe, und ihm mehr an der Zufriedenheit ſeiner Leſer als ſeiner Richter gelegen war, ſo ließ er das Werk, bis auf einige Kleinigkeiten, unverändert. Zwei neue Feinde erhoben ſich gegen ihn in Jacquelot und Leclerc, die beide ſeine Religion angriffen; andere verfolgten ihn als einen Feind ſeiner Religionspartei und ſeines neuen Vaterlandes. Dieſe Streitigkeiten waren langwierig und hartnäckig, aber ſie trübten weniger ſeine Seelenruhe als ſie ſeine Körperleiden vermehrten. Seit lange war ſeine Bruſt in einem gereizten Zuſtande; ſie entzündete ſich. Bayle wollte keine ärztliche Hülfe gegen eine Krankheit anwenden, die er als ein Erbtheil und für unheilbar anſah. Er ſtarb ſo zu ſagen, die Feder in der Hand im J. 1706, in einem Alter von 59 Jahren. „Bayle," ſagte Voltaire, „iſt der erſte Dialektiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müſſen zugeben, daß in ſeinen Werken ſich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Läſterung gegen das Chriſtenthum wäre; aber ſeine größten Vertheidiger auch geſtehen, daß in ſeinen Controversartikeln ſich keine Zeile findet, die nicht den Leſer zu Zweifeln und oft zum Unglauben führe." Er ſelbſt vergleicht ſich mit Homers Herrſcher im Donnergewölk Zeus: „Mein Talent" ſagt er, „beſteht darin, Zweifel zu erregen, aber es ſind nur Zweifel." Die Zuverſichtlichkeit der meiſten Theologen reizte ihn zu dem Unternehmen, ihnen darzuthun, daß gewiſſe Dinge nicht ſo unerſchütterlich und ſonnenklar ſind, wie ſie ſich einbildeten. Er überſprang aber nach und nach das Ziel, und zog ſelbſt die erwieſenſten Thatſa-

ſachen in Zweifel. So groß er als Dialektiker war, ſo wenig verſtand er von der Phyſik; nicht einmal die Entdeckungen Newtons waren ihm bekannt. Sein Styl iſt zwar natürlich und klar, aber oft weitſchweifig, nachläſſig und incorrect. Er ſelbſt nennt ſein Dictionaire eine unförmliche Sammlung an einander gereihter Sätze. Ohne dieſes zu beſcheidene Urtheil zu unterſchreiben, muß man geſtehen, daß die Artikel ſelbſt wenig werth, und daß ſie nur der Noten wegen da ſind, in denen der Verfaſſer zugleich ſeine Gelehrſamkeit und die Stärke ſeiner Dialektik zeigt. Von Charakter war Bayle ſanft, gefällig, uneigennützig, höchſt beſcheiden und friedliebend; er lebte ganz den Wiſſenſchaften. Wir unterlaſſen die Aufzählung der ſämmtlichen Werke Bayle's und begnügen uns anzuführen, daß die geſchätzteſte Ausgabe ſeines Dictionnaire historique die vom J. 1740 in 4 Foliobänden iſt (einen Basler Nachdruck giebt es von demſelben Jahre) und daß im Haag ſeine vermiſchten Werke unter dem Titel: Oeuvres diverses de P. Bayle (ebenfalls vier Foliobände) erſchienen ſind.

Baylen (Capitulation des Generals Dupont bei). Schon war Joſeph Buonaparte als König in Madrid eingezogen; die Provinzen Leon, Valencia, Valladolid, Zamora und Salamanca waren den franzöſiſchen Siegern unterworfen und entwaffnet. Doch im Süden, am Guadalquivir, in dem von der Natur ſelbſt befeſtigten Andaluſien, in Cordova, Granada, Jaen herrſchte mit voller Gewalt der Geiſt der Inſurrection, den die Junta zu Sevilla möglichſt unterhielt. Dorthin marſchirte mit drei Diviſionen am Schluſſe des Mai General Dupont. Cordova und Jaen wurden unter den ſchrecklichſten Scenen mit Sturm erobert; auch das Heiligſte ward gemißhandelt. Da verſprachen die Mönche alle Freuden des Himmels, ohne Fegefeuer, einem jeden, welcher drei Franzoſen geopfert haben würde. Dieſe Anweiſung auf des Himmels Belohnung that Wunder. Bald ſah der ſpaniſche Inſurgenten-Feldherr, Don Xaver Caſtannos, ſein Heer auf 30,000 M. angewachſen. Doch weniger dieſe Mannzahl, als die ſtrategiſchen Operationen des ſpaniſchen Heerführers, die Hungersnoth und zunehmenden Krankheiten in der franz. Armee, erhöht durch den gänzlichen Mangel an Lazareth-Bedürfniſſen, da die umherſchwärmenden Inſurgenten die dazu gehörigen Wagen weggenommen hatten, bereiteten dem Gen. Dupont ein Schickſal vor, das allerdings nicht nur für ihn, ſondern für die Sache Napoleons in Spanien überhaupt von dem entſcheidendſten Nachtheile war. Dreitauſend Spanier hatten ſich in Duponts Rücken, zwiſchen ihm und Madrid geſtellt, indem ſie die ſchwierige Sierra Morena beſetzten; um die unterbrochene Verbindung mit der Hauptſtadt möglichſt wieder herzuſtellen, detaſchirte Dupont die Diviſion Vedél, die Stadt Baylen, und die Diviſion Gobert, Carolina zu beſetzen, während er mit der dritten Diviſion eine Stellung bei Andujar am Guadalquivir, unter dem Schutze eines angelegten Brückenkopfs, nahm. Jaen wurde vom General Caſtannos beſetzt. Dieſe Anordnungen geſchahen, nachdem bei Pennaflor ein Sieg über die Spanier erfochten worden war. Am 14. Juli begann Caſtannos ſeine offenſiven Operationen gegen die Franzoſen; 18,000 Mann mit ſchwerem Geſchütz verſehen, rückten vor die Fronte der franz. Poſition bei Andujar, andere 3000 M. kamen durch die ihnen bekannten Defileen der Sierra Morena ihren Feinden in den Rücken, und noch 6000 M. ſtellten ſich auf Duponts linke Flanke. Dupont hielt ſich mit Tapferkeit und Beſonnenheit drei Tage lang; doch der 18. Juli entſchied. Die ſpaniſchen Generale Reding und Compigny grif-

ſen Baylen an, Pennas und Jones beſchäftigten das Hauptcorps unter Dupont. Dieſer mußte Andujar räumen, nachdem Baylen von den Spaniern genommen war. Nach einem neunſtündigen hartnäckigen Kampfe ſah Dupont ſich genöthigt, auf einen Waffenſtillſtand anzutragen, der aber nur unter der Bedingung, „ſich auf Discretion zu ergeben," verwilligt werden ſollte. Da griff die Diviſion des Generals Vedél, der von dem Schritte Duponts noch nicht unterrichtet war, die Spanier noch einmal an, nahm auch das Regiment Cordova mit 2 Kanonen gefangen, mußte aber endlich doch auch der Übermacht unterliegen. Am 23. Juli capitulirte die ganze eingeſchloſſene franz. Armee, 17,000 Mann ſtark, nachdem 3000 auf dem Platze geblieben waren. Die Artikel der Capitulation waren: „Die Diviſion Dupont iſt kriegsgefangen; die von Vedél legt die Waffen nieder, bis zu ihrer Ankunft in Cadix, wo ſie nach Rochefort eingeſchifft wird." Doch wurde noch vermittelt, daß auch Duponts Diviſion über Rochefort nach Frankreich zurückkehren ſollte. Dem General Dupont nahm man in Paris dieſen Ausgang ſeiner Expedition ſehr übel und wollte ihn mehrerer großen Fehler bezüchtigen. „Wie Sabinus Tilurius (heißt es in einem officiellen Artikel) wurde er durch einen Geiſt des Schwindels zu ſeinem Untergange hingeriſſen und ließ ſich durch die Ränke und Verſicherungen eines zweiten Ambiorix täuſchen; allein die römiſchen Soldaten waren glücklicher als die unſrigen, ſie ſtarben alle mit den Waffen in der Hand." Übrigens hatte dies Ereigniß für die Angelegenheiten Napoleons in Spanien den entſchieden nachtheiligſten Einfluß. Es gab den Spaniern Muth und Hoffnungen wieder. In den ſchon faſt beruhigten Provinzen brach der Aufruhr aufs neue mit verſtärkter Gewalt los. (Vergl. die Art. Dupont und Spanien.)

Bayonne, eine wohlgebaute, reiche Handelsſtadt im franzöſiſchen Departement der Unterpyrenäen, ſonſt der Hauptort des Diſtricts von Labour in Gascogne liegt unter 1° 24′ W. L. und 43° 29′ N. B., am Zuſammenfluſſe der Nive und des Adour, etwa eine halbe deutſche Meile von der Bay von Biscaya. Sie enthält 1520 Häuſer und 18,600 Einw., wovon 6000 in den Vorſtädten wohnen. Die Nive und der Adour, von denen der erſtere Fluß ungefähr ſechs, und der letztere 15 bis 16 deutſche Meilen weit ſchiffbar iſt, bilden einen bequemen Hafen, der Kriegsſchiffe von 40 bis 50 Kanonen faßt, übrigens aber eine etwas beſchwerliche Einfahrt hat. Jene beiden Flüſſe dienen, Bauholz, Theer und Eiſen aus den Pyrenäen nach Bayonne zu verſchiffen. Sie durchſchneiden die Stadt in drei Theile: die „große Stadt" am linken Ufer der Nive, „die kleine Stadt" zwiſchen der Nive und dem Adour und die Vorſtadt St. Esprit, größtentheils von portugieſiſchen Juden bewohnt, am rechten Ufer des Adour. Eine Citadelle, von Vauban erbaut auf dem Gipfel einer Anhöhe in der Vorſtadt beſtreicht den Hafen und die Stadt. Vor der Revolution war Bayonne der Sitz einer Provinzialhebungsbehörde und eines Gerichtshofs. Gegenwärtig iſt ſie die größte, wenn gleich nicht die Hauptſtadt des Departements und der Hauptort des weſtlichen Arrondiſſements. Der hieſige Biſchof ſtand vormals unter dem Erzbiſchof von Auch, jetzt ſteht er unter dem von Toulouſe und übt die geiſtliche Gerichtsbarkeit über drei Departements. Die Kathedralkirche iſt ein alterthümlich ſchönes Gebäude; die beſuchteſten öffentlichen Spaziergänge ſind der vortreffliche Quai und vorzüglich

der öffentliche Platz, „Place de Grammont" genannt. Eine hölzerne Zugbrücke, durch deren Aufziehung den Schiffen die Durchfahrt frei bleibt, verbindet die Vorſtädte mit der Stadt. Bayonne treibt einen beträchtlichen Handel mit Spanien und Frankreich und tauſcht ausländiſche Waaren für Eiſen, Früchte, Gold und Silber ein. Die Hauptgegenſtände des Seehandels ſind der Stockfiſch- und Wallfiſchfang, worauf vor der Revolution 30 bis 40 Schiffe von 250 Tonnen Laſt ausliefen. Maſtbäume und anderes Schiffbauholz von den Pyrenäen wird nach Breſt und mehrern Häfen Frankreichs ausgeführt. Die Bayonner Schinken ſtehen ſeit langer Zeit in großem Rufe, und in Menge werden Weine und Chocolade von hier aus ins nördliche Europa verſchifft. Das Bajonnet (der Flintenſpieß), eine Waffe ohne Gefäß, welche auf den Lauf einer Flinte geſteckt wird, trägt von dieſer Stadt, wo es im 17. Jahrh. erfunden ward, ſeinen Namen. Unter den geringeren Volksclaſſen iſt hier die alte biscayiſche oder baskiſche Sprache üblich. Im Mai 1808 fand zu Bayonne die berühmte Zuſammenkunft Napoleons mit dem König von Spanien, Carl IV. und dem Prinzen von Aſturien Statt, in deren Folge am 10. Mai jenes Jahres von beiden eine Abtretungsurkunde unterzeichnet wurde, worin ſie und ſämmtliche andere Infanten alle ihre Rechte auf die ſpaniſchen Reiche in Europa und den Indien dem franzöſiſchen Kaiſer übertrugen. Am 4. Juni ernannte Napoleon ſeinen Bruder Joſeph zum König von Spanien und berief zugleich eine Generaljunta oder Reichsverſammlung zur Abfaſſung einer neuen Conſtitution, welche am 15. Juni ebenfalls in Bayonne eröffnet wurde. Am 6. Juli wurde dieſe Conſtitution bekannt gemacht, und am 9. reiſete Joſeph von Bayonne nach Madrid.

Bayreuth. Die Burggrafen von Nürnberg aus dem hohenzollerſchen Hauſe hatten ſich vom 13. Jahrh. an die fränkiſchen Fürſtenthümer Anſpach und Bayreuth (vormals Onolzbach und Culmbach) erworben, in ſo fern dieſe Lande auch als Theile des ehemaligen fürſtl. Burggrafthums Nürnberg betrachtet wurden. Als die ältere Linie des Markgrafen von Onolzbach aus dem zollern-brandenburgiſchen Hauſe erloſchen war, wurden dieſe Lande unter die beiden jüngern Söhne des Churfürſten Johann Georg zu Brandenburg vertheilt; Chriſtian erhielt Bayreuth, Joachim Ernſt, Anſpach. Doch am 20. Jan. 1769 erloſch auch der bayreuther (oder culmbacher) Aſt in männlichen Erben, und Bayreuth fiel an den damaligen Beſitzer von Anſpach, Markgraf Chriſt. Friedr. Carl Alexander, zurück; da dieſer aber vermittelſt einer am 2. Sept. 1792 zu Bordeaux vollzognen Urkunde freiwillig die Regierung niederlegte, wurde Bayreuth und Anſpach vom Könige von Preußen in Beſitz genommen. Der Friede von Tilſit (1807) entriß dieſem Monarchen Bayreuth, nachdem er Anſpach ſchon 1806 durch Übereinkunft an den Kaiſer von Frankreich und dieſer an den König von Baiern überlaſſen hatte. Bei der neuen Ländervertheilung nach dem Frieden von Wien (1809) kam Bayreuth (das bis dahin für franzöſiſche Rechnung adminiſtrirt worden war) auch an Baiern. — Dieſe ſchöne Provinz hat einen Flächeninhalt von 57½ □M. mit 223,000 Einw. (nach Andern 72 □M. mit 180,000 Einw.), 18 Städten und 232 Flecken und Dörfern; ihr nördlicher Theil wird das Oberland, ihr ſüdlicher das Unterland genannt. Das Fichtelgebirge (6½ Meilen lang, 4¼ Meilen breit) zeichnet ſich vorzüglich aus; ſeine höchſte Spitze der Ochſenkopf, iſt 3621 pariſer Fuß

hoch; eine Merkwürdigkeit auf ihm iſt der Fichtelſee. Auf dieſem Gebirge entſpringen die Saale, die Eger, die Nabe und der Main, welcher letztere unterhalb Culmbach aus dem rothen und weißen Main entſteht; das Unterland durchfließt noch die Rednitz und Pegnitz. Marmor, Serpentin, Speckſtein, Pferde und Rindvieh ſind die vorzüglichſten Producte; bei Culmbach und Neuſtadt wächſt auch Wein. Manufacturen und Fabriken gewähren den Einwohnern guten Verdienſt. Die Hauptſtadt Bayreuth liegt unter 11° 17′ Ö. L. und 49° 54′ N. B. zwiſchen dem rothen Main und den kleinen Flüſſen Miſtel und Sendel in ſchönen Umgebungen. Sie hat breite und regelmäßige Straßen, ſechs Thore und mit Inbegriff des Städtchens St. Georg und der Vorſtadt 860 Häuſer mit 11,000 Einw. Zu den ſehenswürdigen Gebäuden gehört ein ſchönes Schloß, ein prächtiges Opernhaus, das Reithaus, die Caſerne, die Münze, die Lutheriſche und die reformirte Kirche und ein trefflich eingerichtetes Waiſenhaus. Man findet hier mehrere Manufacturen und Fabriken in Schnupf- und Rauchtabak, Tabakspfeifen, Töpferwaaren, Tuch, Leder und Pergament. Kaum eine Meile von Bayreuth liegt der im vorigen Jahrhundert erbaute markgräfliche Landſitz Hermitage und nahe an der Stadt das ehemals blühende Dorf Altbayreuth.

Bazar heißt in den Morgenländern der Markt oder eine geräumige Straße, in welcher die Kaufleute ihre Gewölbe haben.

Beatification, die feierliche Handlung, wodurch der Papſt eine Perſon nach ihrem Tode ſelig ſpricht. Sie iſt die erſte Stufe zur Kanoniſation (ſ. d. Art.). Niemand kann vor dem funfzigſten Jahre nach ſeinem Tode beatificirt werden. Zuvor werden, oft mehrere Jahre lang, die Zeugniſſe von den Tugenden und Wundern des Verſtorbenen deren es zu ſeiner Heiligkeit bedarf, von der Congregation der Gebräuche geprüft. Der Leichnam oder die Reliquie des künftigen Heiligen werden ſodann zur Verehrung des Volks ausgeſtellt, ſeine Bildniſſe mit Strahlen gekrönt und ihm ein eignes Offiz angeordnet. Auch werden am Tage ſeiner Beatification Indulgenzen ertheilt.

Beattie (James), als philoſophiſcher und poetiſcher Schriftſteller nicht unvortheilhaft bekannt. Er war 1735 in der Grafſchaft Kincardine in Schottland geboren, ward Profeſſor der Moralphiloſophie an der Univerſität zu Edinburgh, und dann zu Aberdeen, wo er 1803 ſtarb. Er hatte nicht die Tiefe und Gründlichkeit ſeines Landsmanns Hume, gegen deſſen Skepticismus er nebſt Thomas Ried und Oswald zu gleicher Zeit auftrat, aber eine Wärme und Leichtigkeit, die ſich dem gemeinen Menſchenſinne, von welchem er ausging, und an welchen er bei Vertheidigung der angefochtenen Wahrheiten appellirte, ſehr empfahl; daher er auch unter den Popularphiloſophen einen vorzüglichen Rang behauptet. Seine philoſophiſchen Schriften ſind ein Verſuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit (zum erſtenmal 1770, Edinb.; in der fünften Auflage 1774, London; deutſch, Kopenhagen 1772 und Leipzig 1777, auch in Beattie's Werken, Lpz. 1779 u. 1780, 2 Bde. 8.); Elements of moral science, 1790 (deutſch von Moritz, Grundlinien der Pſychologie 1790, 1. Thl. 8.), eine Theory of the language 1788, 8. (deutſch von Meiners 1789, 2 Bde. 8.); endlich moraliſche und kritiſche Abhandlungen, London 1783, 4. (deutſch von K. Groſſe 1789, 3 Bde. 8.). In den letztern Schriften theilt er viele nützliche Beobachtungen über Sprache, Natur, Kunſt, Schönheit und Erhabenheit mit. Unter ſeinen poetiſchen Werken, worunter ſich be-

ſonders viele Elegien befinden, iſt vorzüglich der *Minſtrel*, oder *die Fortſchritte des Genies*, ein beſchreibendes Gedicht in zwei Büchern (1776; n. Ausg. 1799, 2 Bde 8.), und ſein allegoriſch didaktiſches Gedicht: *das Urtheil des Paris* (1765, 4.) bekannt geworden. Beattie iſt zwar nicht originell, vielmehr ein reflectirender Dichter; aber ſeine Darſtellung iſt angenehm, ſeine Sprache elegant, und ſeine Tendenz immer edel. Seine Gedichte ſind geſammelt in ſeinen Original poems 1760, 8., und in den Poems on several subjects, London 1766, 8. T.

Beaucaire, eine kleine aber wohlgebaute Handelsſtadt Frankreichs mit 8000 Einw., liegt unter 4° 43′ Ö. L. und 43° 48′ N. B. in Nieder-Languedoc, jetzt im Gard-Departement, am rechten Ufer der Rhone, Taraſcon gegenüber, wohin eine Schiffbrücke führt. Sie hat einen bequemen Hafen für Schiffe, welche aus dem nur 7 Stunden weit entfernten mittelländiſchen Meere die Rhone aufwärts fahren, und iſt hauptſächlich berühmt wegen ihrer großen Meſſe, welche hier jährlich am 22. Juli, dem St. Magdalenentage eröffnet wird, und zehn Tage dauert. In früheren Zeiten ward dieſer große Jahrmarkt von Kaufleuten und Fabricanten nicht nur aus ganz Frankreich, ſondern auch aus den meiſten Ländern Europens, aus der Levante, und ſelbſt aus Perſien und Armenien beſucht, ſo daß ſonſt jede Waarengattung hier zu finden war und für die Fremden, deren Zufluß den Raum in der Stadt überſtieg, tauſende von Hütten in einem nahe liegenden Thale errichtet werden mußten. Zugleich fand ſich eine Menge von Dieben und Gaunern ein, wozu ehemals die Nähe des päpſtlichen Gebiets von Avignon, welches ihnen eine Freiſtatt gewährte, vieles beitrug, ſo daß mancher Kaufmann eine Bedeckung von 20 — 50 Soldaten brauchte. Vor dem J. 1632 war die Meſſe von Beaucaire von allen Abgaben frei und der Vertrieb auf derſelben belief ſich auf 3,600,000 Thaler; allein ſeit dieſer Zeit wurden gewiſſe Abgaben auferlegt, welche, zuſammengenommen mit den auswärtigen Kriegen, worein Frankreich ſo häufig verwickelt geweſen iſt und mit den angewachſenen Waarenlagern in Marſeille, Lyon und andern großen Städten, die Wichtigkeit dieſer Meſſe ſehr verringerten. Noch unbedeutender ward ſie während der Revolution, und jetzt beläuft ſich der Verkehr, hauptſächlich beſtehend in Seide, Weinen, Öl, Mandeln, Specereien, Materialwaaren, Leder, Wolle und Baumwolle, etwa noch auf 1,800,000 Thaler. Im J. 1816 ward der Umſatz auf 23 Mill. Fr. geſchätzt.

Beauharnais (Alexandre Vicomte de), wurde 1760 auf der Inſel Martinique geboren, zeichnete ſich bei Hofe durch Talent und Liebenswürdigkeit aus, heirathete eine begüterte Landsmännin, Demoiſelle *Joſephine* Taſcher de la Pagerie (nachmalige Kaiſerin der Franzoſen) und war Major beim Ausbruch der Revolution, als er zum Mitglied der Nationalverſammlung gewählt ward. Hier machte er im Namen des Militärcomité's mehrere Motionen im philoſophiſchen Sinne, wie z. B. für die Gleichheit der Strafen für alle Bürger, und deren Wählbarkeit zu jeder Stelle im Staate. Bei der Abreiſe des Königs, am 21. Juni 1791, war er Präſident der Verſammlung und einer von den Wenigen, welche unerſchrocken und beſonnen bei der Nachricht blieben. Kurz darauf ging er als General-Adjutant zur Nordarmee, wo er mit Auszeichnung focht. Anfangs 1792 ward er General en Chef der Rheinarmee, erhielt auch kurz darauf

einen Ruf als Kriegsminiſter, den er aber ausſchlug. Bald nachher nahm er, in Folge der Decrete, welche die Adligen von der Armee ausſchloſſen, ſeinen Abſchied, und zog ſich nach la Ferté-Beauharnais zurück. Hier gab er, auf eine Anklage von Barlet, Bemerkungen über die Proſcriptionen der Adligen heraus, und ward endlich verhaftet und in das Carmelitergefängniß gebracht. Obgleich man ihm eigentlich nichts zur Laſt legen konnte, ward er doch zum Tode verurtheilt und am 23. Juli 1794 hingerichtet. Den Tag vorher ſchrieb er an ſeine Gattin, und bat ſie, Sorge für die Kinder zu tragen, und ſeinen Namen wieder zu Ehren zu bringen. Über ſeinen Sohn, nachmaligen Vicekönig von Italien, ſiehe Eugen und über ſeine Tochter Hortenſia, Buonaparte (Louis). Sein älterer Bruder François, Marquis von Beauharnais, iſt der Vater der verwittw. Großherzogin von Baden. Er zeigte ſich als Deputirter der Nationalverſammlung ſtets der Monarchie und den Bourbons zugethan, verließ nachher Frankreich, nahm Dienſte in dem Corps des Prinzen Condé, und erhielt erſt 1804 Erlaubniß zur Rückkehr. Napoleon ernannte ihn darauf 1805 zum Geſandten bei der Königin von Hetrurien, dann am ſpaniſchen Hof, und zum Senator. Seine Rechtſchaffenheit erlaubte ihm aber nicht, hier in die geheimen Plane und Intriguen Napoleons einzugehen, weßhalb er bald zurückgerufen und nach Polen verwieſen wurde, von wo er erſt nach der Wiederherſtellung der Bourbons nach Paris zurückkehrte. Daſelbſt ſtarb er den 10. Jan. 1819.

Beaumarchais (Pierre Auguſtin Caron von), war zu Paris den 24. Jan. 1732 geboren. Er war der Sohn eines Uhrmachers, der ihn für ſeine Kunſt beſtimmte, und ſeine erſten Studien verſchafften ihm ausgebreitete Kenntniſſe in der Mechanik. Bald aber zeigte er die entſchiedenſte Neigung für die Künſte des Geiſtes. Anfangs übte er mit Leidenſchaft die Muſik, durch die er den Grund zu einem dauernden Glücke legte. Er ward bei den Töchtern Ludwigs XV. eingeführt, um ihnen Unterricht auf der Harfe und Guitarre zu geben, ward zu ihren Privatconcerten und bald zu ihrer Geſellſchaft gelaſſen, und benutzte dieſe mächtige Protection, um mit dem reichen Financier Pâris Duverney in Verbindung zu treten. Dadurch befeſtigte ſich ſein Credit, und ſchon in ſeiner Jugend gelangte er durch ſeine Unternehmungen zu einem bedeutenden Vermögen. Darauf bemühte er ſich, durch literariſche Erfolge ſeinen etwas zweideutigen Ruf zu heben. Eugénie erſchien 1767, Les deux amis 1770. Das erſte dieſer beiden Schauſpiele verdient unter den zahlreichen Producten dieſer Gattung, welche ſo nachtheilig auf die franzöſiſche Bühne gewirkt haben, ausgezeichnet zu werden; durch eine Art von Intereſſe, wovon Diderot in ſeinem Père de famille das Beiſpiel gegeben hatte, erhält es ſich noch auf dem Theater; deux amis hingegen ſind längſt davon verſchwunden. Man erkennt, daß Beaumarchais bis dahin die Gattung noch nicht gefunden hatte, in welcher er ſein Talent in vollem Glanze zeigen konnte. Dies geſchah in ſeinem Prozeß gegen die Herren La Blanche und Goëzmann. Die Streitigkeiten des Miniſteriums und der Gerichtshöfe theilten damals die Intereſſen und Meinungen, oder vielmehr Alles vereinigte ſich gegen eine unbeſonnene und ſklaviſche Behörde, welche man das Parlament Maupeou nannte. Goëzmann war Mitglied deſſelben. Beaumarchais faßte auf den erſten Blick alle Vortheile dieſer Lage auf. Er foderte von den Erben von Pâris Duverney die Bezahlung eines eben nicht unbeträchtlichen Rechnungsreſtes. Wenn er die Thatſachen mit der gehörigen Klarheit

aus einander geſetzt, und für ſeine Rechte mit der ihn charakteriſirenden eindringlichen Logik geſtritten hätte, ſo würde er die Richter überzeugt und ſeinen Prozeß ohne Aufſehen gewonnen haben. Da er mit eben ſo viel Gewandtheit als Muth die Leidenſchaften in Anſpruch nahm, verlor er ihn, aber er beſchäftigte ganz Frankreich mit ſich. Zum erſtenmale vielleicht fand die Bosheit in einer juridiſchen Streitſache Komödienſcenen, Romanenanekdoten, die Galle der bitterſten Satire, die ganze Macht der bündigſten Logik vereinigt. Jene ſonderbaren Memoires begründen noch jetzt die höchſten literariſchen Anſprüche ihres Verfaſſers. Sie verſchafften ihm einen lärmenden Ruf, der ſelbſt den auf jede Art des Ruhms eiferſüchtigen Voltaire beunruhigte, und Beaumarchais in eine gewiſſe öffentliche Gunſt verſetzte, die allen ſeinen Werken eine vortheilhafte Aufnahme vorbereitete. Der Barbier von Sevilla, der bald auf das erſte Memoire folgte, iſt ein ſehr unterhaltendes Intriguenſtück, in welchem der Verfaſſer auf eine originelle Weiſe die älteſten Theaterperſonagen, ſchelmiſche Bedienten und hintergangene Vormünder, verjüngte. Die Hochzeit des Figaro zeichnet ſich noch mehr aus. Die Zeit hat den Tadel beſtätigt in Anſehung der Unwahrſcheinlichkeiten des fünften Actes, der Indecenz mehrerer Situationen und des Cynismus des Styls, der durchgängig von ſatiriſchen Späßen und ausgelaſſenen Wortſpielen entſtellt iſt; aber die Zeit hat auch die Wirkung des zweiten Actes beſtätigt, der voll dramatiſcher Verwickelungen iſt; und nie hat das Werk aufgehört, die Menge anzuziehen. Darauf aber beſchränkt ſich Beaumarchais Verdienſt in jeder Art. Kurz vor der Revolution ward er in den Prozeß des Banquiers Kornmann verwickelt, und fand in Bergaſſe einen Gegner, deſſen männliche und ſtrenge Beredſamkeit weit über dem halb ernſten, halb ſcherzhaften Talent erhaben war, das die Goezmann, die Marin, die Arnaud u. ſ. w. zu Boden geſchlagen hatte. Beaumarchais verlor um dieſe Zeit einen Theil ſeiner Rechte auf das öffentliche Wohlwollen, und ſeine Oper Tarare (1787) verſchaffte ſie ihm nicht wieder. Nie hatte ein monſtröſer philoſophiſches Werk jenes Theater in Erſtaunen geſetzt, auf dem allerdings weder Philoſophie noch Regelmäßigkeit zu Hauſe ſind. Im J. 1792 brachte er La mère coupable auf die Bühne, das werthloſeſte von allen ſeinen Werken. Seine Abſicht war klärlich, den furchtbaren Gegner, den er in dem Kornmanniſchen Prozeß gefunden hatte, unter dem Namen Begearß dem öffentlichen Abſcheu Preis zu geben, und er verſchmähte zu dieſem Zwecke die ſchändlichſten Verleumdungen nicht. Aber das Publicum ahnete nicht, daß man die Ehre und Tugend unter den Zügen der ſchändlichſten Heuchelei zu ſchildern gewagt habe, und der Angegriffene fand es nicht werth, von der gehäſſigen Abſicht Notiz zu nehmen. Doch abgeſehen davon iſt die Mère coupable zugleich ein Stück ohne Geſchmack und Werth. Beaumarchais fand nur noch einmal nach der Hochzeit des Figaro ſein wahres Talent wieder, in dem Memoire, welches die Aufſchrift hat: Mes six époques. Er erzählt darin mit eben ſo viel Intereſſe als Nachdruck die Gefahren, denen er ausgeſetzt war und ausgeſetzt ſein mußte in einer Revolution, wo ein berühmter Name, Talent, Reichthum hinreichende Gründe zur Verbannung waren. Damals beſaß er, in einem Alter von mehr als 60 Jahren, noch die ganze Kraft ſeiner Jugend; nichts als die Heiterkeit hatte er verloren. Die Zeiten waren für ihn ſehr verändert. Der nordamerikaniſche Krieg hatte ſeine Glücksumſtände erhöht, von denen er ſtets einen edlen und großmüthigen Gebrauch machte; der

Revolutionskrieg ſtürzte das Gebäude ſeiner Induſtrie und Arbeitſamkeit um. Er hatte ſchon bei der berühmten Ausgabe der Voltair'ſchen Werke, deren ſehr unvollkommene Ausführung keineswegs dem ungeheuren Koſtenaufwande entſpricht, faſt eine Mill. verloren. Er vollendete ſeinen Ruin, um 60,000 Flinten nach Frankreich zu ſchaffen, deren die Armeen bedurften. Dies geſchah zu Ende des J. 1792. Er glaubte irriger Weiſe, daß dieſe Unternehmung ihn zugleich ehren und retten würde. Indeß überſtand er auch dieſe verderbliche Periode. Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Heimath ſah er noch nichtswürdigere und nicht minder grauſame Tyrannen denjenigen folgen, die man vertrieben hatte. Mißvergnügt mit der Gegenwart, ohne Hoffnung für die Zukunft, müde mit der Revolution und ſeinen Gläubigern über die Trümmer ſeines Vermögens zu ſtreiten, ſtarb er in einem Alter von 69 Jahren plötzlich und ohne Krankheit im Mai 1799. Im J. 1802 iſt ſeine Lebensbeſchreibung und 1809 eine Ausgabe ſeiner Werke in 7 Bänden erſchienen. Werfen wir einen prüfenden Blick auf dieſelben, um zu erfahren, wie er als Menſch nach Geiſt und Charakter darin erſcheint, ſo finden wir eine feurige Einbildungskraft, die ſich immer mit voller Energie ihres Gegenſtandes bemächtigt, dabei aber ſo eindringenden Verſtand, ſo treffende Beurtheilungskraft, ſo viel überſehende Klugheit, daß er ſeiner Einbildungskraft ſtets Herr bleibt. Neben dieſen Eigenſchaften wohnte in ihm ein ſo vollkommener Geſchäftsgeiſt, daß das Verwickeltſte ihn nur wie ein Spiel beſchäftigte und vermöge ſeiner Einbildungskraft ihm vielleicht gerade am angenehmſten war, und eine Thätigkeit, die ſich nie bei bloßen Entwürfen befriedigen konnte, ſondern immer Alles aufbot, um den vorgeſetzten Zweck zu erreichen. Gab ihm ſein durchdringender Verſtand die Mittel an die Hand, ſo ſicherten ihm ſein Muth und ſeine Kraft den Erfolg, zumal da ſeiner Überredungskraft nicht leicht jemand widerſtand, ſeine Gleichheit der Laune ihn vor Verzagtheit bewahrte, beſtändige Gegenwart des Geiſtes ihn den geltenden Augenblick ergreifen und Feſtigkeit ihn beharren ließ. Lebhaft ohne Hitze, empfindſam ohne weibliche Schwäche, fröhlich ohne Unbeſonnenheit, nie das Spiel ſeiner Leidenſchaften, kalt in Gefahr, ſtark im Unglück, verlor er auch in der bedenklichſten Lage weder Gleichmuth noch Geiſtesgegenwart, und konnte ſeine Lage ſtets überſehen und beherrſchen. Zu dieſem allen noch eine ausgebreitete Welt- und Menſchenkenntniß, Witz, Liſt, Gewandtheit, Streben nach Auszeichnung. Beaumarchais, wo er auch geſtanden hätte, würde ſich überall ausgezeichnet haben; die Art, wie er es that, offenbart zunächſt die Eigenthümlichkeit ſeines Weſens. Streben nach Vermögen und Ehrgeiz waren die Haupttriebfedern, die ihn in Bewegung ſetzten. Lebhafter Geiſt der Intrigue, von dem er beſeelt war, ſollte ihn zum Ziele führen. Dieſer war es, der ihn zu den gewagteſten Unternehmungen trieb, in den verwickeltſten am meiſten ſich gefallen, und weil er ſelbſt zweideutig iſt, ihn auch zweideutig erſcheinen ließ, indem die Grenzen, wo hier Witz und Bosheit, Liſt und Tücke in einander laufen, ſehr fein, und die Abwege, welche von dem einen zum andern führen, oft unmerklich ſind. Daß er als Dichter recht eigentlich und allein im Intriguenſtück glänzte, iſt aus dem Angeführten leicht erklärlich. (Vergl. Clavigo.)

Beaumont (Francis) und John Fletcher, zwei ausgezeichnete engliſche Schauſpieldichter, von denen jener 1585 geboren war, zu Cambridge ſtudirte und ſchon 1615 ſtarb, dieſer aber 1576 zu London geboren war, und ebendaſelbſt 1635 an der Peſt ſtarb. Von

früher Neigung zur Dichtkunſt beſeelt, widmeten beide ſich ihr gemeinſchaftlich, und da ihre Schauſpiele, gegen funfzig an der Zahl, ohne Abſonderung unter ihren beiden Namen erſchienen ſind, ſo iſt es jetzt unmöglich anzugeben, was von dem einen und was von dem andern herrührt. Wir wiſſen jedoch, daß Beaumont in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, und Fletcher, der mit anhaltendem Eifer fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten, ihn um zehn Jahre überlebte. Daher können wir annehmen, daß vielleicht die Hälfte der Stücke von dieſem allein iſt. Nach dem Zeugniſſe einiger Zeitgenoſſen war Fletcher das erfindende Genie, Beaumont dagegen, obwohl der jüngere, der ordnende und geſtaltende Verſtand; allein es iſt wahrſcheinlich, daß nicht dieſe gleichſam ſupplirenden Eigenſchaften, ſondern vielmehr Gleichheit der Geſinnung ſie vereinigt habe. Shakſpeare, deſſen Zeitgenoſſen ſie waren, diente ihnen bei ihren Arbeiten zum Muſter; ſie laſſen wie er pathetiſche und niedrig-komiſche Scenen mit einander abwechſeln, aber die oft nicht zu verkennende Abſicht, ihr Vorbild darin zu überbieten, bringt zuweilen Mißtöne hervor; wie es ihnen denn bei den ausgezeichnetſten Talenten nur an der künſtleriſchen Mäßigung und Beſonnenheit gefehlt zu haben ſcheint, um das Höchſte und Vollkommenſte in ihrer Gattung zu leiſten. Der Wunſch, dem Publicum, welches in jener Periode roher Kraft leichter Ausſchweifungen als Schlaffheit vergab, zu genügen, führte ſie von der reinen künſtleriſchen Anſicht ab; aber die genaue Kenntniß dieſes Publicums und der Mittel, ihm zu gefallen, läßt ſie mit Feſtigkeit und Zuverſicht auf dem gewagteſten Wege gehen, und dadurch erſetzen ſie zum Theil, was an innerer Harmonie und Übereinſtimmung ihnen abgeht. Am beſten gelingen ihnen komiſche und burleske Scenen, minder die tragiſchen, die nicht genug die Tiefen der menſchlichen Natur anſprechen. Ihre Zeitgenoſſen nahmen ihre Arbeiten mit dem lauteſten Beifall auf, und zogen ſie ſelbſt dem Shakſpeare vor, mit der Behauptung, daß durch ſie erſt die engliſche Bühne den höchſten Gipfel erreicht habe. Die unparteiiſche, nicht mehr vom Rauſche des Augenblicks ergriffene Nachwelt hat dieſes Urtheil verworfen, und Shakſpeare die Palme zuerkannt. — Von ihnen wird erzählt, daß ſie Schenken und Wirthshäuſer gern beſuchten und dort die menſchlichen Charaktere ſtudirten, und daß ſie einſtmals, als ſie an einem ſolchen Ort über den Schluß eines Stückes geſtritten, wobei der eine auf der Ermordung des Königs, der andere auf dem Gegentheile beſtand, beide arretirt worden ſeien, weil man ſie für Leute angeſehen, die das Leben des Königs bedrohten. Das auf unſere Bühne mit Beifall gebrachte Luſtſpiel: Stille Waſſer ſind tief, iſt eine freie Bearbeitung ihres Rule a wife and have a wife. L. Kannegießer hat angefangen, eine Auswahl ihrer Schauſpiele in einer deutſchen Überſetzung zu liefern. (Bis jetzt 2 Bände.)

Beaumont (Madame Le Prince de), geboren zu Rouen 1711 und geſtorben zn Annecy in Savoyen 1780, lebte theils in Frankreich, theils in England, zwar nur in mäßigen Glücksumſtänden, aber in derjenigen Achtung, die nützlichen Talenten gebührt. Sie widmete die ihrigen dem Unterrichte der Jugend. Ein einfacher und leichter Styl, eine gefällige Moral, gut gewählte hiſtoriſche Züge, eine glückliche Einbildungskraft machen ihre Schriften angenehm, wiewohl manches darin zu weit ausgeſponnen iſt, auch die theologiſchen Anſichten keinen Werth mehr haben. Sie hat viel geſchrieben, theils Romane, theils Kinderſchriften. Die bekannteſte der letztern iſt das Magazin des

enfans, ſonſt das Troſt- und Hülfsbuch aller Gouvernanten und franzöſiſchen Penſionen.

Beaune, eine offene Stadt im ehemaligen Burgund, mit einem Schloſſe und fünf Vorſtädten, jetzt der Hauptort eines Arrondiſſements von 9 Cantons im Departement der Cote d'or, liegt in einer angenehmen Gegend unweit der Saone, am rechten Ufer des Flüßchens Bourgeoiſe. — Der weit ausgebreitete Handel mit Burgunder- und Champagner-Weinen macht Beaune vorzüglich merkwürdig, und beſchäftiget einen großen Theil der Einwohner, deren Anzahl etwas über 10,000 beträgt. Ein vom Kanzler Rollin geſtiftetes ſchönes Hospital iſt unter den öffentlichen Anſtalten die einzige bemerkenswerthe.

Beaurepaire, franzöſiſcher Commandant von Verdun, in der Geſchichte unſterblich durch ſeinen heroiſchen Tod. Nachdem er früher unter den Carabiniers gedient hatte, ward er im Anfange der Revolution Bataillonschef und Commandant von Verdun. Als 1792 die Preußen unter dem Herzog von Braunſchweig dieſe Feſtung auffoderten, verſuchte er Alles, die Truppen und die ſtädtiſchen Autoritäten zu einer tapfern Gegenwehr zu bewegen; aber umſonſt. Er verſammelte den Kriegsrath; auch dieſen konnte ſein Heldenfeuer nicht entflammen. Die Übergabe der Stadt wurde in ihm beſchloſſen; und der Commandant erſchoß ſich im Angeſichte der ganzen Verſammlung. Der National-Convent ließ ſeinen Leichnam im Pantheon beiſetzen. Sein Grab führt die Inſchrift: „Beaurepaire aima mieux mourir que de capituler avec les tyrans!“ Seine Wittwe erhielt eine Penſion, und eine Section von Paris nahm ſeinen Namen an.

Beccaria (Giovanni Baptiſta), geb. den 3. October 1716 zu Mondovi, ging 1732 nach Rom, wo er ſtudirte, und dann den Auftrag erhielt, Grammatik und Rhetorik zu lehren; zu gleicher Zeit widmete er ſeinen Fleiß mit glücklichem Erfolge der Mathematik. Er ward hierauf öffentlicher Lehrer der Philoſophie zu Palermo und dann zu Rom, und erregte an beiden Orten große Aufmerkſamkeit. Der König von Sardinien, Carl Emanuel, berief ihn daher 1754 als Profeſſor der Phyſik an die Univerſität von Turin. Zu eben der Zeit war die Elektricität durch **Franklins**, **Dalibords** und **Delors** Verſuche ein Gegenſtand des allgemeinen Intereſſe geworden. Dies gab ihm Veranlaſſung, ein Buch über die natürliche und künſtliche Elektricität herauszugeben, welches den Titel führt: Dell' elettricismo naturale ed artifiziale. Turin 4. In demſelben ſetzte er Franklins Theorie in ein helleres Licht; die Verſuche, die dieſes Werk über die atmoſphäriſche Elektricität enthält, ſind ſo zahlreich und mannichfaltig, daß **Prieſtley** in ſeiner **Geſchichte der Elektricität** davon behauptet, daß Beccaria's Arbeit alle andere, die vor und nach ihm über dieſen Gegenſtand unternommen worden wären, weit überträfe. Die Akademien in London und Bologna nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Er ſchrieb noch eine Menge von Werken über dieſen Gegenſtand, die alle einen großen Werth haben. Das wichtigſte derſelben erſchien 1772 unter dem Titel: Dell' elettricismo artifiziale, und enthält alles, was man bis dahin von der Elektricität wußte. Franklin, der Beccaria's Arbeiten ſehr ſchätzte, veranſtaltete davon eine engliſche Überſetzung. Im J. 1759 bekam Beccaria vom Könige den Auftrag, einen Grad des Meridians in Piemont zu meſſen. Er begann die Meſſung 1760, gemeinſchaftlich mit dem Abt Cannica und machte das Reſultat derſelben 1774 bekannt. Veranlaßt durch die

Zweifel Caſſini's gegen die Genauigkeit ſeiner Meſſung, ſchrieb er ſeine Lettere d'un Italiano ad un Parigino, und zeigte darin, welchen Einfluß man der Nähe der Alpen auf die Abweichung des Pendels einräumen müſſe. Da ſein Geiſt ſich unabläſſig mit ſeiner Wiſſenſchaft beſchäftigte, ließ er ſich oft kleine Veranlaſſungen des Wohlſtandes zu Schulden kommen, wodurch aber keineswegs die allgemeine Achtung vermindert wurde, in der er ſtand. Er ſtarb den 27. April 1781.

Beccaria (Ceſare Boneſana Marcheſe de), geb. zu Mailand 1735, wurde durch die Lectüre der Lettres Persannes von Montesquieu zur Entwickelung ſeines philoſophiſchen Talents in ſeinem 21. Jahre angeregt, und nachher durch ſeine von edlem Feuer für die Menſchheit erfüllte merkwürdige Schrift dei delitti e delle pene, Nap. 1764. 8. und mehrmals (von den Strafen und Verbrechen, auch in mehreren, beſonders deutſchen Überſetzungen, z. B. von Hommel und Bergk, Leipz. 1798, 8.) als philoſophiſcher Schriftſteller der Italiener ruhmvoll bekannt. Mit der Beredſamkeit des Gefühls und einer lebendigen Einbildungskraft beſtreitet er in demſelben die Todesſtrafe und Tortur. Aber für die Sache war durch dieſes Werk nur ſo viel gewonnen, daß man dadurch deſto eifriger auf eine feſtere und wiſſenſchaftlichere Begründung des Criminalrechts, als das trügliche Gefühl ſein kann, hinzuarbeiten aufgefodert, und der Abſcheu gegen eine unmenſchliche Strenge der Criminaljuſtiz dadurch allgemeiner verbreitet wurde. Schon Kant zeigt die Schwäche ſeiner Gründe gegen die Todesſtrafe, aber er that Beccaria Unrecht, den die edelſten Bewegungsgründe, „Liebe für die Wiſſenſchaften, Liebe für Freiheit und Mitleid gegen das Elend der Menſchen, als Sklaven ſo vieler Irrthümer und Vorurtheile" belebten, wenn er ihm eine „theilnehmende Empfindelei aus affectirter Humanität" vorwirft. Auch als Menſch verdient Beccaria große Achtung, denn er war ein treuer Freund, ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und uneigennütziger Menſchenfreund. Übrigens iſt er auch noch durch eine philoſophiſche Sprachlehre und Theorie des Styls unter dem Titel: Ricerche intorno alla natura dello stilo (Milano 1770, 8.), und als Verf. mehrerer guten Abhandlungen über den Styl, über den redneriſchen Schmuck u. a. (in der von ihm in Verbindung mit ſeinen Freunden Visconti, Veri u. A. herausgegeb. ital. Zeitſchrift Il Caffé (das Kaffeehaus) in ſeinem Vaterlande bekannt. Ein Schlagfluß endigte im Nov. 1793 ſein gemeinnütziges Leben. — Über ihn ſ. Bergk in der Vorrede zur angeführten Überſetzung, und Fuhrmanns denkwürdige Perſonen der alten und neuen Zeit. 1. B. S. 310. T.

Becher (Johann Joachim), berühmt als Verfaſſer der erſten Theorie der Chemie, wurde zu Speier 1628 geb. Nach dem frühzeitigen Verluſte ſeines Vaters war er genöthigt, durch Unterricht ſich und ſeine Familie zu erhalten. Doch überwand ſein Eifer und ſeine großen Anlagen alle Hinderniſſe. Er erwarb ſich ausgebreitete Kenntniſſe in der Medicin, Phyſik, Chemie und ſelbſt in der Politik und Staatsverwaltung, und war nach und nach Profeſſor in Mainz, kaiſerlicher Hofrath in Wien und erſter Leibarzt des Churfürſten von Baiern. In Wien, wo er zur Einrichtung einiger Manufacturen gerathen und das Project zu einer indiſchen Compagnie entworfen hatte, fiel er in Ungnade, begab ſich von da nach Mainz, München, Würzburg, Harlem und andern Städten, und endigte 1685 ſein unruhiges Leben in London. Er hatte viele Feinde, und man beſchuldigte ihn

nicht ganz mit Unrecht der Charlatanerie; doch iſt ſein Verdienſt um die Chemie bleibend. Er war der erſte, der ſie der Phyſik näher brachte und in beiden Wiſſenſchaften die Urſachen aller unorganiſchen Erſcheinungen in der Welt ſuchte. Dies iſt der Zweck ſeines wichtigen Werks, Physica subterranea betitelt. Zugleich fing er an, eine Theorie der Chemie zu gründen; er ſuchte eine Grundſäure, von der alle andern nur Modificationen wären. Auch den wichtigen Prozeß des Verbrennens unterſuchte er. Er lehrte, jedes Metall beſtehe aus einem gemeinſchaftlichen erdigen Stoff, aus einem gleichfalls identiſchen verbrennlichen Princip und aus einer eigenthümlichen mercurialen Subſtanz. Erhitze man ein Metall, ſo daß es ſeine Geſtalt verändere, ſo entbinde man die mercurielle Subſtanz und es bleibe nichts als der Metallkalk. Hierin liegt der erſte Keim der von Stahl weiter ausgeführten Theorie, die bis auf Lavoiſier galt. Bechers zahlreiche Schriften ſind noch jetzt nicht ohne Intereſſe.

Bechtelstag nennt man in der Schweiz den zweiten Tag im Jahre, von dem altdeutſchen Worte Becheln, ſich gütlich thun. Man feiert ihn ungefähr um gleiche Zeit und auf ähnliche Weiſe, wie ehemals die Saturnalien. In Zürich iſt es insbeſondere ein Feſttag für Kinder, indem ſie ſchön geputzt mit ihrem Sparpfennig auf die Zünfte kommen, und dort dafür Lebkuchen, Kupferſtiche und Lieder bekommen; die ſogenannten und wohlbekannten züricher Neujahrsgeſchenke für Kinder.

Beck (Chriſtian Daniel), als einer der größten jetzt lebenden Literatoren, Antiquare, Philologen und Hiſtoriker in der gelehrten Welt bekannt. Er wurde geboren zu Leipzig 1757, wo er auch von Jugend an die philologiſchen Wiſſenſchaften mit großem Eifer trieb, dann ſeit 1779 durch ſeine vielſeitigen und kenntnißreichen Vorleſungen im Fache der Theologie, Philologie und Geſchichte der Univerſität daſelbſt, dem Vaterlande und den gelehrten Studien in Deutſchland überhaupt, mit ununterbrochenem Fleiße genützt hat. Während dieſer Zeit empfing er mehrere akademiſche Würden und Ämter (ſeit 1785 die Profeſſur der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, ſeit 1809 das Directorium eines königl. philologiſchen Seminars u. a.), welche er mit der größten Sorgfalt und ſtets zum Vortheile der Univerſität verwaltet hat. Auch wurde er 1808 zum königl. ſächſ. Hofrath erhoben. Alle ſeine Zeit, welche ihm von dieſen akademiſchen Beſchäftigungen übrig geblieben, hat er vorzüglich der alten Literatur gewidmet und iſt durch eine ſehr bedeutende Anzahl geſchätzter philologiſcher, archäologiſcher und hiſtoriſcher Werke, von denen mehrere noch unvollendet ſind, als einer der fleißigſten und gelehrteſten Schriftſteller unſerer Zeit bekannt. Vorzüglich ſind anzuführen ſeine Ausgaben der alten Claſſiker, z. B. des Pindar, Apollonius, Euripides, Ariſtophanes, Calpurnius; ſeine trefflichen und lehrreichen Programme über hiſtoriſche und archäologiſche Gegenſtände; ſein reichhaltiges geſchichtliches Werk: Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte (1787—1806. 4 Bd. bis zur Entdeckung von Amerika); ſeine Überſetzungen von Goldſmiths Geſchichte der Griechen, Ferguſons Geſchichte der römiſchen Republik, und ſein für Theologen wichtiges Werk: Commentarii historici decretorum religionis Christianae et formulae Luther. 1800. Lpz. gr. 8., welche alle eben ſowohl von ungemeiner Beleſenheit, als von ſeltener Schärfe und Feinheit des kritiſchen Urtheils zeugen.

Becken iſt eine am untern Theile des Unterleibes bei Menſchen und Thieren befindliche, aus ſieben Knochen zuſammengeſetzte, ohne

völlig offene, unten unterbrochene und bis auf die Steißbeine meiſt unveränderliche Höhle. Auswendig iſt dieſelbe rundlich, oben breiter, unten ſchmaler. Im Stehen ruht es auf dem dickſten Theile des Hüftbeins, im Sitzen auf dem Sitzknorren. — Das ganze Becken iſt ſo wohl unter den Lendenwirbeln, als auf den Schenkeln beweglich, daher ſteigt das Hüftbein z. B. beim Gehen in die Höhe, und zwar allemal auf der Seite, mit welcher man ſich vorzüglich auf die Schenkel ſtützt; es ſinkt hingegen zugleich mit dem Rumpfe auf der Seite, auf welcher der Fuß aufgehoben und fortgeſetzt wird. Die Wände der Beckenhöhle ſind abgeebnet, glatt und hin und wieder mit Fleiſch bedeckt. Eine faſt in der Mitte des Beckens hervorragende Querlinie theilt daſſelbe in zwei Theile, wovon das eine das *obere* oder *große*, das andere das *untere* oder *kleine* genannt wird. In wohlgebauten Perſonen von mittlerer Größe beträgt der Durchmeſſer des großen Beckens oder die Entfernung der einen Spitze des Hüftknochens von der andern, beim männlichen Geſchlecht neun, beim weiblichen elf Zoll. Daß das Becken bei den Menſchen wegen ihres gerade aufgerichteten Körpers eine andere Richtung haben müſſe, als bei Thieren, läßt ſich von ſelbſt ſchließen. In dem Becken liegen ein Theil der dünnen Gedärme, der Maſtdarm, die Urinblaſe, die innern Zeugungswerkzeuge, die großen Nerven- und Blutgefäße der untern Gliedmaßen und viele Saugadern mit ihren Drüſen.

Becker (Balthaſar), ein aufgeklärter Theolog des ſiebzehnten Jahrhunderts, wurde 1634 zu Metſelawier in Friesland geboren, wo ſein Vater Prediger war. Er ſtudirte in Gröningen und Franecker und wurde dann Prediger in Oſterlittens. Hier ſchrieb er einige kleine Schriften, und zog ſich durch die darin geäußerten Meinungen über einige Dogmen Verfolgungen zu. Man beſchuldigte ihn, ungeachtet ſeiner Vertheidigung, des Socinianismus und Carteſianismus. Er verließ daher ſeinen bisherigen Wohnort uub wurde Pfarrer in Lonen und Weſop und dann Feldprediger. Im J. 1679 ließ er ſich in Amſterdam nieder, und erweckte bald durch neue Schriften den Haß ſeiner Amtsbrüder, denn er ſchrieb eine Unterſuchung über die Kometen, in der er bewies, daß ſie weder Vorbedeutungen, noch Vorläufer von Unglücksfällen wären, und ein Buch unter dem Titel: de betoverde Weereld (die bezauberte Welt), in dem er die abergläubiſchen Meinungen über die Macht böſer Geiſter, ihren Einfluß auf die Menſchen, über Hexen u. a. m. angreift. Dieſe Schrift ſetzte alle Federn in Bewegung. Er trug ſelbſt darauf an, daß man ſie vor der Synode unterſuchen möchte, und ſchrieb eine Apologie derſelben; aber die Synode verwarf die Meinungen dieſes Werks und entſetzte ihm ſeines Predigtamts. *Becker* ſtarb den 11. Juni 1698, ohne daß er wieder eine Anſtellung erhalten hatte.

Becker (Wilhelm Gottlieb), geb. 1753 in Calemberg im Schönburgiſchen, geſt. den 3. Juni 1813 zu Dresden als königl. ſächſ. Hofrath und Antiken-Inſpector, hat ſich als Dichter und Erzähler und als Kunſtkenner nicht unrühmlich bekannt gemacht. — Er ſtudirte von 1773 bis 1776 in Leipzig. Seine *Briefe an Eliſe* und die *Epiſteln an Gärtner* wurden damals gern geleſen. Früchte ſeiner Kunſtſtudien waren eine Schrift vom *Coſtum an Denkmählern*, und die Überſetzung von Bardons Schrift über das Coſtum. Im J. 1777 ging Becker als Lehrer an dem Philanthropin nach Deſſau, und im nächſten Jahre nach Baſel. Hier in von Mechels Umgang bildete ſich ſein Geſchmack an Kupferſtichen und ſeine Kennt-

niß alter Meiſter. Er bereiſ'te dann die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Ober-Italien. Die auf dieſer Reiſe gemachte Bekanntſchaft Girardins veranlaßte ihn, deſſen Schrift über die Verſchönerung ländlicher Wohnungen zu überſetzen. Auch bekam er von dieſem das Fragment aus Rouſſeau's noch geheim gehaltenen Bekenntniſſen über den Banddiebſtahl, durch deſſen Mittheilung er Wieland ſo heftig erzürnte, daß er ſich in einem eigenen Schreiben deßhalb rechtfertigen mußte. Des großen Meiſters Hans Holbein Mahlereien und ſatiriſche Einfälle hatten Becker in Baſel vielfach beſchäftigt. Eine Folge davon war eine neue Ausgabe von Erasmus Lob der Narrheit mit den Holbeiniſchen Federzeichnungen dazu, aufs neue in Kupfer geſtochen, ſowohl im Original als in einer Überſetzung. Becker erhielt 1782 die Stelle eines Profeſſors der Moral bei der Ritterakademie in Dresden, welcher er von 1782 bis 1795 vorſtand, worauf er die durch Wackers Tod erledigte Aufſicht über die Antikengallerie und das Münzcabinet unter dem Titel eines Inſpectors erhielt, die er auch bis zu ſeinem Tode verwaltete, damit aber ſeit 1805 die Aufſicht über das grüne Gewölbe verband. Die mäßigen Amtsgeſchäfte, welche Becker in dieſen Lagen hatte, erlaubten ihm, ſich mannichfaltigen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen zu widmen. Dieſe wurden nur einmal im J. 1784, durch eine Reiſe nach Italien unterbrochen. Bei der Würdigung ſeiner literariſchen Verdienſte muß man den darſtellenden und beurtheilenden Schriftſteller, den Dichter und Künſtler unterſcheiden. In der ſchönen Literatur haben wir von ihm eine Reihe anmuthig vorgetragener Gedichte und Erzählungen. Größer noch war ſein Verdienſt um die Leſewelt durch die Herausgabe ſeines Taſchenbuchs zum geſelligen Vergnügen, welches ſeit 1794 in ununterbrochener Folge erſchien. Zu ſeinen ſonſtigen Schriften gehören ſein Taſchenbuch für Gartenfreunde, 1795 bis 1800, ſeine Garten- und Landſchaftsgebäude in drei Lieferungen, das ſeifersdorfer Thal und der plauiſche Grund bei Dresden, mit Hinſicht auf Naturgeſchichte und ſchöne Gartenkunſt. Letztere Schrift gab dem Verfaſſer noch zu einem andern Werke Veranlaſſung, worin er zeigte, wie dieſes von der Natur ſo reich ausgeſtattete Thal durch Hinzutritt der Kunſt in einen großen Naturgarten umgeſchaffen werden könne. Verdienen dieſe verſchiedenen Werke eine rühmliche Erwähnung, ſo verdient ſie noch mehr das prachtvoll ausgeſtattete Auguſteum (13 Hefte ſeit 1804), das Dresdens antike Denkmähler auf 154 Kupfertafeln, nebſt einem erläuternden Texte, enthält. Auch die Schätze des dresdner Münzcabinets gedachte Becker in einem eigenen Werke bekannt zu machen. Um den Kennern zu zeigen, was ſie zu erwarten hätten, gab er vorläufig eine Schrift heraus, welche die Aufſchrift führt: Zweihundert ſeltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen und hiſtoriſchen Erläuterungen, und in Anſehung der Genauigkeit der Münzabbildungen alles übertrifft, was bis dahin in dieſer Art erſchienen iſt. S. Beckers Leben, von Haſſe im Taſchenb. z. geſelligen Vergn. 1815.

Becker (Rud. Zacharias), zu Gotha, bildete ſich frühzeitig durch eigene praktiſche Lebensanſichten und durch ein raſtloſes Streben nach nützlicher Zweckmäßigkeit zu einem weltbürgerlichen Volksſchriftſteller, er ſteht in dieſer Hinſicht, ſowohl durch ſeine vielfältigen dahin einſchlagenden ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, als auch wegen des wahrhaften Nutzens, den er nicht allein unter dem Volke, ſondern auch un-

ter den höhern Claſſen geſtiftet haben dürfte, vielleicht vor allen andern deutſchen Schriftſtellern als der Einzige da. Schon ſeit mehr als dreißig Jahren hat er ſich bemüht, in den mannichfaltigſten ſchriftſtelleriſchen Gewändern diejenigen praktiſchen Grundſätze, welche er ſich für das bürgerliche Leben gebildet hatte, zur Kenntniß des großen Haufens zu bringen, und dadurch gleichſam als allgemeiner Volkslehrer allen denjenigen nützlich zu werden, die theils durch eine verdammliche Gewohnheit, theils auch durch eine noch verdammlichere Abſicht, in einem Zuſtande von phyſiſcher und ſittlicher Rohheit gehalten worden ſind, welcher auch dem gleichgültigſten Beobachter nicht entgangen ſein kann: wir meinen die niedern Volksclaſſen. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, durch welche er die beſagten Zwecke zu verwirklichen ſich bemühte, ſteht ſowohl ſeiner Nützlichkeit, als auch ſeiner größern Verbreitung wegen, ſein Noth- und Hülfsbüchlein in Vereinigung mit dem mildheimiſchen Liederbuche oben an, von welchem erſtern nach Beckers eigner Angabe, ſeit der fünfundzwanzigjährigen Erſcheinung deſſelben, die ungeheure Anzahl von vielleicht einer Million Exemplare gedruckt und nachgedruckt worden ſind. Dieſer beiſpielloſe Abſatz bürgt uns für die Zweckmäßigkeit des Werks, alſo für die richtige und praktiſche Anſicht ſeines thätigen, um das allgemeine Wohl raſtlos bemühten Verfaſſers. Eine nicht minder nützliche, obgleich nicht ſo ſehr verbreitete, aber deſſen ungeachtet ſehr verdienſtliche Unternehmung iſt ſein allgemeiner Reichs-Anzeiger, der 1791 begann und 1806 wegen der veränderten Lage Deutſchlands den Titel: allgemeiner Anzeiger der Deutſchen, erhielt und jetzt noch als allgemeiner Anzeiger fortgeſetzt wird. Auch die National-Zeitung der Deutſchen, welche der im J. 1796 begonnenen Zeitung für die Jugend von 1800 — 1811 folgte, bewährte die lobenswürdige Abſicht und den raſtloſen Eifer, mit welchem Becker für bürgerliches Wohl und vernünftige Aufklärung noch im Alter zu handeln ſtrebt. Aber nicht minder als die genannten Schriften zwecken auch alle ſeine übrigen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen, deren vollſtändige Erwähnung uns hier die Beſchränktheit des Raumes verbietet, auf gleiche Nützlichkeit ab, und erreichen dieſe Abſicht, ſo wie den Vortheil des Verf., auf eine ausgezeichnete Weiſe. Ein unbekannter Anlaß des Mißfallens, den er im J. 1811 der franzöſiſchen Regierung zu geben das Unglück hatte, war Urſach, daß man ihn von Gotha nach Magdeburg führte, wo er eine ziemlich lange Muße zur Durchſicht und gänzlichen Umarbeitung ſeines Noth- und Hülfsbüchleins verwandte; worauf er im Frühling 1813 in den Schooß ſeiner Familie zurückkehrte und im Juni deſſelben Jahres jene Umarbeitung des Noth- und Hülfsbüchleins und des mildheimiſchen Liederbuchs auf Pränumeration ankündigte, welche auch ſeitdem erſchienen iſt.

Becket (Thomas), bekannt unter dem Namen Thomas von Canterbury und berühmt durch die Rolle, die er unter Heinrichs II. Regierung ſpielte, war zu London im J. 1119 geboren. Nachdem er zu Oxford, Paris und Bologna ſeine Studien vollendet hatte, ernannte ihn auf die Empfehlung Theobalds, Erzbiſchofs von Canterbury, König Heinrich II. zum Großkanzler und Lehrer ſeines Sohns. Becket machte auf dieſem Poſten ungeheuern Aufwand und war eben ſo ſehr bemüht, ſich beim Volke durch ſeine Freigebigkeit, als durch unbegrenzte Ergebenheit beim Könige beliebt zu machen, ſo daß der letztere, als 1162 das Erzbisthum von Canterbury erledigt wurde,

allen ſeinen Einfluß anwandte, die Wahl zu dieſer hohen Würde, mit welcher der Titel und die Rechte eines Primas von England verbunden waren, auf Becket zu lenken, der aber kaum das Erzbisthum erlangt hatte, als er ſich von einer neuen, dem König höchſt unerwarteten Seite zeigte. Nicht nur ging er von dem höchſten Luxus und Wohlleben plötzlich zu dem Ernſte und der Strenge des andächtigſten Geiſtlichen über, ſondern er trat zugleich als eifrigſter Vertheidiger der kirchlichen Vorrechte gegen den König auf. Dieſer berief zur Beſchränkung derſelben eine allgemeine Verſammlung des Adels und der Geiſtlichkeit nach Clarendon, wo mehrere dem Willen des Königs gemäße Beſtimmungen gemacht wurden, denen ſich Becket auch, aus Unvermögen, ſich zu widerſetzen, anfänglich unterwarf. Als aber der Papſt ihnen ſeine Genehmigung verſagte, trat auch Becket, ungeachtet ſeines geleiſteten Eides, laut dagegen auf; Heinrich, um ſich an dem Meineidigen zu rächen, ließ ihn verurtheilen, ſeine Güter einziehen, die Einkünfte des Erzbisthums mit Beſchlag belegen und nöthigte ihn, in Frankreich Sicherheit zu ſuchen. Deſſen ungeachtet blieb Becket unbeugſam, und der ſtolze und gereizte Heinrich, dem daran lag, ſich mit ihm auszuſöhnen, ließ ſich nicht nur zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit ihm auf der Grenze der Normandie herab, ſondern demüthigte ſich ſo ſehr, dem ſtolzen Prälaten beim Auf- und Abſteigen den Zügel ſeines Pferdes zu halten. Becket kehrte zwar nach England zurück, zeigte ſich aber eben ſo unabhängig von der königlichen Gewalt als zuvor. Eine Äußerung des Unwillens, die der König einſt vor ſeinem Hofe darüber fallen ließ, beſtimmte vier Edelleute, ſich eidlich unter einander zur Rache zu verbinden. Sie begaben ſich nach Canterbury, und ermordeten dort Becket, der ſich in die Kirche begeben hatte, wo eben die Abendmeſſe begann, am Fuße des Altars. Dies geſchah im Jahre 1170. Nur mit großer Anſtrengung und vielen Opfern gelang es dem Könige, den furchtbaren Bannſtrahl, der für dieſen Frevel England drohte, abzuwenden; Becket aber ward zwei Jahre darauf als ein Märtyrer des Glaubens unter die Heiligen vom erſten Range verſetzt. Im J. 1221 ließ Heinrich III. ſeine Gebeine in eine eigene Capelle bringen, wohin Gläubige in großer Anzahl wallfahrteten und fromme Gaben brachten. Jährlich ward ein großes Feſt und alle funfzig Jahre ein Jubiläum gefeiert. Dies dauerte bis auf Heinrich VIII., der nach ſeiner Trennung von der römiſchen Kirche nicht dulden konnte, daß man einem Biſchofe ſolche Ehre erwies, der der königlichen Gewalt entgegengearbeitet hatte. Er bemächtigte ſich des reichen, in Beckets Capelle aufgehäuften Schatzes, ließ den Heiligen vor ſeinen Gerichtshof laden, und da er ausblieb, als Verräther verurtheilen. Sein Name ward aus dem Kalender geſtrichen, die Feier ſeines Feſtes unterſagt, und ſeine Gebeine verbrannt und in die Winde geſtreut.

Beckmann (Johann), der faſt 45 Jahre Profeſſor in Göttingen war, wurde zu Hoya 1739 geb. Sein Vater war Steuereinnehmer und Poſtmeiſter in dieſem Städtchen, und beſchäftigte ſich nebenbei mit der Bearbeitung eines kleinen Grundſtücks. Dies ſcheint ſeinem Sohne Liebe für die Feldwirthſchaft eingeflößt zu haben. Er verlor ſeinen Vater in einem Alter von ſieben Jahren, und verdankte ſeine Erziehung ſeiner Mutter, die ihn in ſeinem funfzehnten Jahre auf die Schule in Stade ſchickte und der beſonderen Leitung des Rectors Gehlen übergab. Er wurde zum Prediger beſtimmt, und begab ſich zur Vollendung ſeines Studiums 1759 nach Göttingen. Hier

änderte er aber, vielleicht auf Hollmanns Rath, oder durch den Unterricht der Mathematiker Käſtner und Tobias Mayer veranlaßt, ſeinen vorgefaßten Entſchluß, und wendete ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf Naturwiſſenſchaft und deren nützliche Anwendung für die bürgerliche und Staats-Ökonomie. Er verlor im J. 1763 ſeine Mutter, und da er nun aller Hülfsquellen fortzuſtudiren beraubt war, nahm er den Antrag des Geographen Büſching an, die Stelle eines Profeſſors der Phyſik und Naturgeſchichte am Lutheriſchen Gymnaſium zu Petersburg anzutreten. Als aber Büſching Petersburg verließ, legte auch Beckmann ſeine Stelle nieder, und machte eine Reiſe nach Schweden, um ſich eine genaue Kenntniß der dortigen Bergwerke und ihrer Bearbeitung zu verſchaffen. In Upſal machte er die Bekanntſchaft mit Linné, hielt ſich hier längere Zeit auf, und benutzte den Umgang und Unterricht dieſes großen Naturforſchers. Auf Büſchings Empfehlung wurde er 1766 zum Profeſſor in Göttingen ernannt, gab hier mehrere Werke über Naturwiſſenſchaft und Landwirthſchaft heraus, und brachte letztere zuerſt in eine wiſſenſchaftliche Form. Sein großer Ruf zog viele Studirende nach Göttingen und beförderte das Anſehen dieſer berühmten Univerſität. Er ſtarb am 3. Februar 1811, nachdem er Mitglied faſt aller gelehrten Geſellſchaften Deutſchlands und der nordiſchen Reiche geworden war.

Beda, mit dem Beinamen Venerabilis, ein angelſächſiſcher Mönch und Schriftſteller. Er war 673 im Biſthum Durham geboren und ging ſchon im 7. Jahre ins St. Peterskloſter zu Weremouth. Dort ward er erzogen und ſtudirte, ward Diaconus, Prieſter und ſtarb 735, ohne es je verlaſſen zu haben. Er hatte alles geleſen und gelernt, was man zu ſeiner Zeit in lateiniſchen Autoren leſen und lernen konnte. Unter ſeinen Schriften, die alle lateiniſch ſind, iſt die nützlichſte eine engliſche Kirchengeſchichte von Cäſars Landung bis zum Könige von Northumberland Ceolulf. Sein Chronicon (Jahrbuch der Weltgeſchichte) iſt merkwürdig, weil Beda darin zuerſt die Aera Christiana (Jahre von Chriſti Geburt an) nach der Beſtimmung des römiſchen Abtes Dionysius Exiguus zum Grunde legte, und dieſe Aera dadurch im Occident eingeführt ward. Bedan verdankte man auch die Beſchreibung des verlornen Dionyſianiſchen Cyklus.

Beddoes (Thomas) ein berühmter brittiſcher Arzt und Schriftſteller, der 1760 in Shropſhire geboren war, und 1808 ſtarb. Von ſeinem Großvater erzogen, machte er ſchon auf der Schule die glänzendſten Fortſchritte in den claſſiſchen Studien; auch auf der Univerſität Oxford zeichnete er ſich nicht allein durch gründliche Kenntniß der alten Literatur, ſondern auch durch eine ſeltene Bekanntſchaft mit den neuern Sprachen aus. Die großen Entdeckungen in der Naturlehre, der Chemie und der Phyſiologie zogen ihn unwiderſtehlich an. Er ſetzte ſeine Studien in London und Edinburg mit Beifall fort. In ſeinem 26. Jahre promovirte er zu Oxford, beſuchte darauf Paris, um Lavoiſiers Unterricht zu nutzen, und ward, nach ſeiner Rückkehr, zum Profeſſor der Chemie in Oxford ernannt. Hier lebte er ganz ſeinem Beruf, und gab treffliche chemiſche Abhandlungen und Beobachtungen über den Scorbut, den Blaſenſtein u. ſ. w. heraus. Bald aber feſſelte ihn die glänzende Außenſeite der franzöſiſchen Revolution dergeſtalt, daß er, um ſeinen Sinn für Freiheit durch nichts beſchränkt zu ſehen, ſeine Stelle aufgab, und ſich aufs Land zu einem ſeiner Freunde Regnolds begab. Hier arbeitete er ſeine Bemerkungen über das Weſen der Mathematik aus, worin er zu beweiſen ſucht, daß

dieſe Wiſſenſchaft auf der Evidenz der Sinne und die Geometrie auf Experimenten beruht. Dann erſchien ſeine Geſchichte des Iſaak Jenkins, die darauf berechnet war, der arbeitenden Claſſe Lebensregeln und Sittenlehren in anziehendem Gewande mitzutheilen. Von dieſer trefflichen Volksſchrift wurden in kurzer Zeit über 40,000 Exemplare verkauft. Nachdem er im J. 1794 ſich verheirathet hatte, machte er den Plan einer Anſtalt, durch künſtliche Luftarten mehrere Krankheiten, beſonders die Schwindſucht, zu heilen. Durch des bekannten Wedgwood Unterſtützung gelang es ihm, dieſe Anſtalt im J. 1798 eröffnen zu können. Er nahm als Aufſeher des Ganzen einen jungen Mann, Humphry Davy, an, deſſen nachmaliger Ruhm hier gegründet ward. Indeß zeigte ſich, daß der Hauptzweck der Anſtalt nicht erreicht werden konnte, und Beddoes Eifer erkaltete endlich ſo ſehr, daß er ein Jahr vor ſeinem Tode ſich gänzlich zurückzog, doch nicht, ohne vorher eine Menge gründlicher Schriften über die Anwendung künſtlicher Luftarten herausgegeben zu haben. In den ſpätern Jahren ſeines Lebens erſchien er als der geachtetſte mediciniſche Volksſchriftſteller in Großbritannien. Unter andern iſt ſeine Hygieia in 3 Bänden ein ſowohl wegen der Darſtellung, als auch wegen der Nützlichkeit der Lehren ſehr gerühmtes Werk. Seine patriotiſchen Flugſchriften, die 1795 — 97 herauskamen, ſind vergeſſen.

Bedeckter Weg heißt der äußerſte Wallgang hinter dem Glacis einer Feſtung diesſeits des Grabens vom Felde herein. Er läuft daher zwiſchen der äußern Grabenböſchung (Contreſcarpe) und dem freien Felde um die ganze Feſtung. Seine Bruſtwehr, die Feldabdachung, Glacis, läuft allmählig nach dem Felde zu ab. Sein Nutzen iſt mannichfach. Er verſchafft eine ſichere Gemeinſchaft um die ganze Feſtung; erleichtert die Ausfälle und ihren Rückzug, auch die Aufnahme von Hülfstruppen; zwingt den Feind, ſeine Belagerungsarbeiten in einer ſehr großen Entfernung anzufangen; erſchwert die Annäherung des Feindes und die Errichtung der Breſchbatterien und deckt durch ſeine Bruſtwehre die hinter ihm liegenden Werke.

Bedeutung iſt die Beziehung eines Zeichens auf einen Gegenſtand. Demzufolge iſt dreierlei dabei zu berückſichtigen: das, was ſich auf einen Gegenſtand bezieht, oder das Zeichen deſſelben; das, was durch das Zeichen dargeſtellt werden, oder auf deſſen Vorſtellung das Zeichen führen ſoll, oder der Gegenſtand ſelbſt, endlich ein ſolches Verhältniß des Zeichens zum Gegenſtande, daß die Vorſtellung deſſelben dadurch in dem der Vorſtellung fähigen Weſen möglich gemacht wird, oder die Beziehung. Der Gegenſtand iſt immer etwas in der Wirklichkeit, in der Erfahrung Gegebenes, das Zeichen iſt ein nothwendiges oder willkürliches Product des Subjects, die Beziehung ein Act der Freiheit unter Leitung der Urtheilskraft nach dem Princip der Zweckmäßigkeit. Auf der Wechſelwirkung dieſer drei Momente beruht die ganze Theorie der Bedeutung.

Bedingung iſt im Allgemeinen jede Vorausſetzung, unter der man etwas anderes gelten läßt. Enthält dieſelbe für den Verſtand einen Grund, warum er einem Subject ein gewiſſes Prädicat beilegt, ſo iſt es eine logiſche; enthält ſie etwas Zufälliges oder Ungewiſſes, von deſſen Wirklichwerdung etwas anders abhängt, ſo iſt es eine juridiſche; enthält ſie endlich den Grund oder ein nothwendiges Erforderniß, das man vorausſetzen muß, um etwas anderes zu verſtehen oder zu begreifen, ſo iſt es eine metaphyſiſche Bedingung. Aus der erſtern entſpringen die logiſch bedingten Sätze und Schlüſſe; aus der

zweiten die bedingten Verträge, und zwar theilt man hier die Bedingungen in mögliche und unmögliche, im phyſiſchen ſowohl als moraliſchen Sinne. Jene ſtehen entweder in unſerer Gewalt, oder hängen vom Zufall ab, oder beides findet zugleich Statt. Ferner ſind ſie entweder verneinend oder bejahend, und in Hinſicht ihres Effects entweder aufſchiebend oder aufhebend. In metaphyſiſcher Hinſicht ſetzt z. B. die Abwechslung der Eigenſchaften oder der Beſtimmungen etwas Beharrliches voraus, an dem es wechſelt; eine Begebenheit, eine Urſache, woraus ſie entſteht, und das Zugleichſein der Dinge ihre Wechſelwirkung. Hier iſt das Beharrliche der Grund, welcher vorausgeſetzt werden muß, wenn etwas wechſelt; Urſache der Grund, woraus das Entſtehen eines andern Dinges begriffen wird. Die kritiſche Philoſophie nennt ſie daher Bedingungen, conditiones sine quibus non. Was keine Bedingung weiter hat, iſt das Unbedingte. Die kritiſche Philoſophie erkennt drei Arten des Unbedingten: das Unbedingte der Inhärenz, der Dependenz und der Concurrenz, Seele, Gottheit und Welt.

Bedlam, ein berühmtes Hospital für Wahnſinnige in London.

Beduinen, **Bedewi**, wörtlich, Bewohner der Wüſte, ein zahlreicher Mohammedaniſcher Völkerſtamm, welcher die Wüſten Arabiens, Ägyptens und des ganzen nördlichen Afrika's bewohnt. — Ob dieſe Beduinen ein wirklich abgeſondertes, durch phyſiſche Abweichungen ausgezeichnetes, und einer ganz verſchiedenen Race entſproſſenes Volk ſeien, oder ob ihr ſcheinbarer Unterſchied von den übrigen Arabern ſich befriedigend aus ihrer beſonderen Lebensweiſe herleiten laſſe, iſt zweifelhaft. Wahrſcheinlich iſt jedoch dieſes letztere, da ihre Sitten und Gebräuche im Weſentlichen nur wenig von der allgemeinen Form abweichen. — Die Beduinen wohnen fern von Städten und andern feſten Wohnplätzen in Familien unter Schachs (Scheigs) oder in zahlreichern Stämmen unter Emirn beiſammen. Zelte, Hütten, Grotten, Höhlen und Ruinen ſind ihre Wohnungen. Mit ihren Herden und Laſtthieren, welche ihr geringes Eigenthum tragen, ziehen ſie von Ort zu Ort, dem friſchen Waſſer und der grünenden Weide nach. — Alle Beduinen ſind gute Reiter; viele lieben die Jagd. Gegen Pferde, die ſie mit Sorgfalt erziehen, und gegen Schlachtvieh tauſchen die friedlichen Stämme ihre Bedürfniſſe an Waffen und Kleidern von den Grenzbewohnern der benachbarten Länder ein. Andere Stämme dagegen ſind ſo offenbare Räuber, daß es höchſt gefährlich iſt, ohne hinlängliche Macht, oder ohne einen Sicherheitspaß, wie ihn die einzelnen Chefs verkaufen, die von ihnen bewohnten Gegenden zu bereiſen; zumal da ſie nicht blos plündern, ſondern oft auch dann die Reiſenden ermorden, wenn dieſe keinen Widerſtand leiſten. — Dieſes Hanges zur Grauſamkeit ungeachtet halten die Beduinen die Rechte der Gaſtfreundſchaft für heilig, und der wehrloſeſte Feind iſt ihres Schutzes gewiß, wenn ihm einmal die Zuflucht geſtattet ward. — Als Feind betrachtet der Beduine aber jeden, der nicht ſein Bruder, Bundesverwandter oder Schutzgenoſſe iſt. — Stets auf ſeine Sicherheit bedacht, greift er keine Karavane, kein Lager an, ohne die Überzeugung, daß ſeine Partei die ſtärkere ſei. Der Mehrzahl und dem kraftvollen Widerſtande weicht er in ſchneller Flucht. — Ringsum bedroht von allen Nachbarvölkern lebt der räuberiſche Beduine in ſteter Wachſamkeit, arm, unwiſſend, wild und roh, aber frei und auf ſeine Freiheit ſtolz.

Beelzebub, auf hebräiſch der Fliegengott, ein Abgott der Mo-

biter oder Syrer, unter dem in der Bibel der oberſte Teufel verſtanden wird.

Beerdigung, das Begraben eines menſchlichen Leichnams in die Erde. Zu früh iſt die Beerdigung, wenn ſie vorgenommen wird, ehe man durch hinlängliche Zeichen weiß, ob der Menſch wirklich und nicht blos ſcheinbar todt iſt, in welchem letztern Falle er im Grabe zu einem ſchrecklichen Zuſtande wieder erwachen könnte. Daß der Menſch äußerlich todt ſcheinen und doch noch Leben in ihm ſein kann, lehrt uns die Erfahrung der Ohnmacht, der Aſphyrie, der Winterſchlaf mancher Thiere, in welchem ſie ohne Zeichen des Lebens, ohne Nahrung zu brauchen, ohne Ausleerung u. ſ. w. liegen. Der Tod ſelbſt erfolgt nur, in ſeltenen Fällen plötzlich, meiſtens allmählig. Eine Function des Organismus hört nach der andern auf thätig zu ſein. Sie können aber alle ruhen, und doch kann man den Organen des Körpers die Fähigkeit, daß wieder Bewegung und Leben in ſie zurückkehren könne, nicht abſprechen, ſo lange ſie nicht phyſiſch ſo zerſtört ſind, daß jenes nicht möglich iſt. Die gewöhnlichen Zeichen des Todes, z. B. Aufhören des Puls- und Herzſchlages, des Athmens, des Gefühls und der Bewegung, Kälte, Steifheit oder auch Schlaffheit des Körpers, Herabſinken der untern Kinnlade, Mangel an Ausfluß des Blutes aus geöffneten Adern, gebrochene Augen u. ſ. w. ſind alle trüglich und können vorhanden ſein, ohne daß alles Leben aus dem Körper entwichen iſt. Man kann nicht eher überzeugt ſein, daß der Verſtorbene wirklich todt iſt, bis die Organe zur Wiedererlangung der Lebensfähigkeit ganz unfähig ſind: alſo bis man die Zeichen der anfangenden Fäulniß bemerkt. Dieſe ſind der eigene Todtengeruch, das leichte Abſchälen des Oberhäutchens, grünliche Flecken des Unterleibes. Jeder Menſch, welcher ohne dieſe Zeichen begraben wird, iſt in der ſchrecklichen Gefahr, lebendig begraben zu werden. Es giebt aber verſchiedene Zufälle und Krankheiten, welche vor andern einen Scheintod darſtellen können. Hierunter gehören mancherlei Nervenkrankheiten, Kopfverletzungen, Schlafſucht, Schlagfluß, Erſtickung, alle Arten der Aſphyrie, Ohnmachten, beſonders die oft lange dauernden Ohnmachten hyſteriſcher Frauenzimmer, Entkräftung, Blutflüſſe u. a. m. Ob wirkliches Zurückkehren im Grabe möglich iſt, daran iſt wohl kein Zweifel, da mehrere Erfahrungen es beweiſen, obſchon viel darüber geſtritten worden iſt. Daß Scheintodte, die von allen, die ſie geſehen hatten, für wirklich todt gehalten wurden, doch wieder lebendig geworden ſind, lehren viele wirkliche Erfahrungen. Warum ſollte dies nicht auch im Sarge geſchehen können? Gerade die Stille und Ruhe, der Mangel an ſtarken Reizen, welche den ſchwachen Lebensfunken vielleicht eher ausgelöſcht hätten, die Ausdünſtungen der Erde, die gleichförmige Temperatur können eher bewirken, daß der ſchwache Lebensfunke ſich ſammelt und wieder zur Lebensflamme auflodert. Die wenige Luft im Sarge kann wohl Urſache ſein, daß das wieder erwachende Leben nicht lange dauern kann, aber nicht, daß es gar nicht erwache. Und iſt es nicht ein ſchrecklicher Gedanke, wenn ein Wiedererwachter nur Minuten lang in einem ſo qualvollen Zuſtande ſein müßte? Dies zu verhüten, muß die Sorge einer wohleingerichteten Polizei ſein. Schon die ältern Völker beſtrebten ſich, durch mancherlei Vorkehrungen und Gebräuche mit den Todten von ihrem wirklichen Tode überzeugt zu werden. Die alten Ägyptier ließen ſie einbalſamiren, die Römer ſchnitten den Todten einen Finger ab, ehe ſie ſie verbrannten; andere Völker ließen ſie vielmals waſchen

und ſalben. Wie die Behandlung der Todten bei uns iſt, kann es öfters geſchehen, daß noch Leben in ihnen ſchlummert, wenn ſie begraben werden. Nie ſollten daher Beerdigungen bei denen, welche an oben benannten Zufällen geſtorben ſind, Statt finden dürfen, bis ſich die gewiſſeſten Merkmahle der Fäulniß eingeſtellt haben. Selbſt bei den an andern Krankheiten Verſtorbenen ſollte man im Winter wenigſtens drei und im Sommer zwei volle Tage warten. Am ſicherſten aber wäre es, eine Todtenſchau einzuführen, vermöge welcher ein vom Phyſikus unterrichteter Mann, oder in deſſen Ermangelung die gewöhnliche, hiezu aber besonders unterrichtete und in Pflicht genommene Leichenfrau, dazu angeſtellt würde, jeden Todten zu verſchiedenenmalen genau zu unterſuchen, ſo daß keiner eher begraben werden dürfte, als bis das Zeugniß des Leichenbeſchauers den wirklichen Tod des Verſtorbenen beſtätigte. In manchen Fällen iſt das längere Aufbewahren des Todten im Hauſe freilich läſtig, auch wohl gefährlich, z. B. bei anſteckenden Krankheiten, bei gänzlichem Mangel an Raum im Hauſe. Daher wäre es ſehr zweckmäßig, wenn überall Todtenhäuſer dazu beſtimmt und eingerichtet würden, in welchem jeder ſeine Todten gleich nach den erſten Stunden bringen könnte, wo nun im Fall (wie z. B. bei oben angeführten Krankheiten), der Tod noch zweifelhaft wäre, alle mögliche Mittel zu deren Wiederbelebung angewendet werden könnten, und wo die Verſtorbenen mit der gehörigen Ordnung und Ruhe ſo lange liegen blieben, bis die unbezweifelten Merkmahle eines wirklichen Todes eingetreten wären. (Vergl. Scheintod.) H.

Beethoven (Ludwig von), einer der genialſten Tonkünſtler unſerer Zeit, geb. zu Bonn 1772, ein Sohn des ehemaligen Tenoriſten an der churfürſtlichen Capelle daſelbſt; nach einer andern von Fayolle angeführten Meinung aber ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. von Preußen. Schon in ſeinem elften Jahre hatte er die Fertigkeit im Clavierſpielen ſo weit gebracht, daß er Sebaſtian Bachs wohltemperirtes Clavier ſpielte, und im dreizehnten componirte er ſchon eigne Sonaten für ſich. Dieſe ausgezeichneten und vielverſprechenden Eigenſchaften bewogen den damaligen Churfürſten von Cöln, ihn 1792 auf ſeine Koſten nach Wien zu Haydn reiſen zu laſſen, damit er ſich durch den Unterricht deſſelben in der Kunſt des Satzes vervollkommnen möchte. Nach einiger Zeit, ungefähr 1794 oder 1795, entſchloß er ſich, ganz in Wien zu bleiben, wo er denn auch bis jetzt ſich aufhält. Nach Mozart haben ſich vielleicht die Deutſchen, was Inſtrumentalmuſik betrifft, keines ihm ſo nahen Genies wieder zu erfreuen gehabt, wie in Beethoven. Dieſe Fülle, dieſe Neuheit, dieſer Reichthum an Ideen, dieſe Kunſt, mit welcher er alle ſeine Compoſitionen durchführt, ſind in der That bewundernswerth, obgleich man nicht in Abrede ſein kann, daß er ſich vom Fluge ſeiner Phantaſie bisweilen verleiten läßt, ſeine Zuhörer in unverſtändliche Regionen zu führen. Am meiſten beurkundet ſich ſein großes Genie in den vielſtimmigen Arbeiten, beſonders in den Symphonien, die jetzt mehr bekannt werden, und unter denen vorzüglich eine große charakteriſtiſche Symphonie (sinfonia eroica) ſich auszeichnet, und in ſeinen Clavierconcerts. Auch für die Singmuſik hat er geſchrieben; doch ſcheint dieſe, und namentlich die Oper, nicht den Erwartungen entſprochen zu haben, die man davon hatte.

Befehlen heißt, durch geſetzliche Vorſchriften über die Handlungen eines andern beſtimmen. Befehle und Rathſchläge ſind dadurch von einander verſchieden, daß die Befolgung dieſer von der Willkür des

andern abhängt, jene dagegen befolgt werden müſſen. Mithin muß dem einen das Recht zu befehlen zukommen und der andere die Verbindlichkeit zu gehorchen haben. Es fragt ſich, ob dieſes Recht ein angebornes oder ein durch Einwilligung des andern erworbenes iſt. Der groſe Unterſchied in Anſehung der Geiſtesgaben iſt allerdings Urſache daß Menſchen von groſen Eigenſchaften durch ihre Befehle über andere herrſchen. In dieſem Sinne ſagt Abbt: Groſe Geiſter ſcheinen tauglicher zum Rathſchlagen, ſtarke Seelen zum Vollführen. Jene ſind über das Volk erhaben, ohne allemal das Einverſtändniß dazu zu haben; dieſen unterwirft es ſich ohne Widerſtreben. Die leztern haben allein das angeborne Recht zu herrſchen; ſie beſitzen die Feeneigenſchaft, alle ſchwächeren Gemüther zu bezaubern. Die natürliche Gleichheit der Menſchenrechte im Naturſtande iſt der Grund, warum das Recht zu befehlen kein angebornes, ſondern nur ein erworbenes ſein kann. Wo es Statt findet, ſezt es Einwilligung von Seiten des andern voraus, welche nicht erzwungen werden darf, unter übrigens gleichen Umſtänden. -- Regenten und Staatsoberhäupter haben daſſelbe kraft ihrer ausübenden Gewalt, nach welcher ſie unmittelbare Handlungen zum Zweck des Staates vornehmen können. Mithin müſſen ſie zu dem nämlichen Zweck auch über die Handlungen ihrer Unterthanen auf geſetzliche Weiſe zu disponiren berechtig ſein.

Befeſtigungskunſt iſt die Kunſt, einen Ort ſo einzurichten, daß ſich darin Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Oft hat ſchon die Natur Vorrichtungen dazu getroffen. Dergleichen natürliche Befeſtigungen ſind Orte, die auf unerſteiglichen Felſen liegen, deren Zugänge leicht ungangbar zu machen, die mit natürlichen Moräſten umgeben ſind, über welche kein Geſchütz reicht u. ſ. w. Die künſtlichen Befeſtigungen ſind entweder beſtändige, oder Feldbefeſtigungen. Jene ſind die eigentlichen Feſtungen oder befeſtigten Städte (ſ. Feſtung); dieſe die Verſchanzungen, welche blos für einen Krieg, für einen Feldzug oder für eine noch kürzere Zeit aufgeworfen werden (ſ. Schanze).

Befruchtung. Jeder organiſirte Körper wird von andern ihm ähnlichen erzeugt. Dies gilt vom Thier= und Pflanzenreiche. — Zur Fortpflanzung und Erzeugung ſeines Geſchlechts erhielt jeder organiſche Körper eigene Theile, welche man Zeugungs= und Befruchtungs=Werkzeuge nennt. Sie ſind eben ſo verſchieden als bewundernswürdig, und bezwecken, daß der befruchtende Stoff oder Samen mit dem zu befruchtenden Keime in Berührung gebracht wird. Das Geſchäft, durch welches die organiſirten Weſen dieſe Befruchtung bewirken, heißt Begattung. Es liegt ein groſes Geheimniß in dieſem für die Erhaltung der organiſchen Schöpfung ſo wichtigen Geſchäfte. Bei den Menſchen und Säugthieren geſchieht nach allgemeiner Annahme die Befruchtung dadurch, daß ſich ein oder mehrere Bläschen, die den erſten Keim des jungen Geſchöpfs enthalten, von dem weiblichen Eierſtocke losreißen und durch die Muttertrompete in die Gebärmutter getrieben werden, wo die Berührung der befruchtenden Subſtanz mit dem Keime vor ſich geht. Wie aber aus dem befruchtenden Keime durch allmählige Ausbildung die Frucht entſtehe, iſt eine der ſchwerſten Fragen, die wohl niemand genüglich beantworten wird. Die bekannte Evolutions= oder Entwickelungs=Hypotheſe (vergl. Epigeneſie), nach welcher angenommen wird, daß alle neuentſtehenden organiſchen Weſen ſchon von der erſten Schöpfung an völlig bereitet geweſen und ſo in den Ältern gelegen, ſcheint im erſten Augenblicke

die Sache genügend zu erklären; aber bei näherer Beleuchtung finden ſich große Schwierigkeiten. Nach jener Theorie liegen die Keime, wie oben geſagt, in der Mutter vorräthig, bis ſie ſich durch die befruchtende Subſtanz entwickeln. Wäre dies, woher bei Menſchen und Thieren die Ähnlichkeit zwiſchen dem Erzeuger und dem Erzeugten? Warum zeugen Neger und Weiße einen Mittelſchlag? Woher die Baſtarde bei Befruchtung von ungleichen Gattungen, die ſowohl Ähnlichkeit mit dem Vater als der Mutter haben? Demnach bleibt überhaupt genommen die Vorſtellung, daß die neuentſtehenden organiſirten Körper durch allmählige Ausbildungen hervorgebracht werden, unſerm Erkenntnißvermögen und ſelbſt den Regeln aller philoſophiſchen Naturforſchungen weit angemeſſener, als die Lehre von der Entwickelung. Zufolge dieſer Hypotheſe, denn ſo dürfen wir ſie wohl immer noch nennen, nimmt man an, daß der Zeugungsſtoff der Ältern, der an ſich ungeformt iſt, wenn er zur rechten Zeit und unter den erfoderlichen Umſtänden an den Ort ſeiner Beſtimmung gelangt, für eine in demſelben nun zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich den Bildungstrieb, zuerſt empfänglich wird, kraft deſſen bei der Empfängniß die allmählige Ausbildung erfolgt. Durch die beſtimmte zweckmäßige Wirkſamkeit des Bildungstriebes in den beſtimmten dafür empfänglichen Stoffen wird nun die eben ſo beſtimmte Form und der Habitus aller einzelnen Gattungen von organiſirten Körpern erhalten. Die Befruchtung der Gewächſe, folglich ihre Erzeugung, geſchieht auf eine ähnliche Art, wie bei den Thieren. Die Gewächſe haben ebenfalls männliche und weibliche Geſchlechtsglieder, die ſich mit bloßen Augen ſehen und unterſcheiden laſſen, doch ſind bei ihnen dieſe Theile gewöhnlich nicht, wie bei den Thieren, getrennt, ſondern faſt immer in einem und demſelben Körper verbunden. Der Samenſtaub wird in eigenen hierzu beſtimmten Gefäßen (den Staubbeuteln) bereitet und aufbewahrt. Sein feinſter Theil bringt durch die in dem weiblichen Geſchlechtstheile, der Narbe, befindliche Öffnung, durch den Griffel oder Staubweg zu dem Eierſtock oder Fruchtknoten, und befruchtet die darin liegenden Keime oder Eier auf einmal.

Befugniß nennen wir jede Erlaubniß, etwas zu thun oder zu laſſen, beſonders die Erlaubniß zu einer Handlung und die daraus hervorgehende moraliſche Möglichkeit, ſie zu verrichten, ja auch die Handlung ſelbſt, deren Möglichkeit auf dieſe Erlaubniß begründet, oder welche dadurch gerechtfertigt wird. Die Erlaubniß ſelbſt kann entweder daraus entſpringen, daß durch ein Geſetz eine gewiſſe Claſſe von Handlungen verboten wird, wodurch die übrigen (nicht verbotenen) erlaubt ſind, oder die Befugniß dazu vor andern ausdrücklich zugeſtanden wird, wie z. B. durch ein Privilegium, durch einen Vertrag. Iſt jenes Geſetz ein Geſetz, durch welches die Vernunft überhaupt das Freiheitsgebiet der einzelnen Menſchen gegen einander oder zur ganzen Geſellſchaft innerlich oder auch äußerlich feſtſetzt, ein Geſetz für die vernünftige Gemeinſchaft unter den Menſchen in Beziehung auf ihr gegenſeitiges äußeres Handeln, d. i. ein Rechtsgeſetz, oder iſt die ausdrücklich ertheilte Befugniß einem ſolchen gemäß: ſo hat der Handelnde einen Anſpruch oder Foderung an andere, welche von ihrer Seite eine Verpflichtung, Rechtsverbindlichkeit iſt, ihn in einer Verrichtung oder in der Unterlaſſung einer Handlung nicht zu ſtören; eine Foderung, die, wenn ſie Wirkung haben ſoll, auch gegen den Willen des andern, d. i. mit Zwang, muß geltend gemacht werden können. Dieſes nennen wir aber eine rechtliche Befugniß, ein

Recht, welches mithin ſeinem Weſen nach ein Rechtsverhältniß vorausſetzt, das erſt im Staate vollkommen vorhanden iſt. Nicht jede Befugniß iſt daher ein Recht, weil nicht jedes Dürfen (jede Erlaubniß) auf einem Rechtsgeſetz oder einer rechtlichen Thatſache beruht. Der Freund iſt z. B. oft befugt, von dem Freunde, in Beziehung auf ihr gegenſeitiges Verhältniß, eine Unterſtützung zu verlangen, oder etwas ihn Betreffendes zu thun, was auf keiner Verabredung beruht, und ohne eine ſolche nimmermehr würde rechtlich, d. i. mit Zwang, gefodert werden können. Doch finden wir im gemeinen Leben die Ausdrücke ein Recht und eine Befugniß oft verwechſelt und der Rechtsverbindlichkeit gegenübergeſtellt; beſonders wenn von einer Handlungsweiſe geredet wird, welche durch ein Geſetz im Staate ſanctionirt iſt. T.

Beg, Fürſt oder Herr, der Titel gewiſſer türkiſcher Beamten deren mehrere unter einem Beglerbeg ſtehen.

Begehrungsvermögen iſt in der Seelenlehre ein Hauptvermögen der Seele, welches den Willen und Widerwillen, die Neigungen und Abneigungen unter ſich begreift. Kant rechnet dazu, daß irgend etwas dadurch bewirkt werde: „Es iſt das Vermögen eines Weſens, durch ſeine Vorſtellungen Urſache von der Wirklichkeit der Gegenſtände dieſer Vorſtellung zu ſein.“ Dies iſt aber kein weſentlicher Theil des Begriffs von dieſem Vermögen, weil wir oft etwas begehren, was wir nicht erlangen noch verwirklichen können. Es giebt ein vernünftiges, und ein ſinnliches Begehrungsvermögen. Dieſes Liebe, das Gefühl der Sinnlichkeit aus einem Triebe; jenes Achtung, das Gefühl der Vernunft, aus dem Bedürfniſſe der Sittlichkeit entſpringend. Beide zuſammen werden auch unter dem Ausdruck Gemüth begriffen. Das Sinnliche erſcheint gepaart entweder mit Geiſt oder mit Sittlichkeit, oder mit beiden zugleich, und nur in ſolcher Vereinigung vermag ein Weſen zu intereſſiren, das über die Thierheit erhaben iſt. Was nicht zu dem Geiſte ſpricht, und blos ein ſinnliches Intereſſe erregt, iſt gemein, zeigt es aber gar Rohheit des Gefühls und verächtliche Geſinnung, ſo iſt es niedrig; dagegen kann auch das Sinnliche, wo es mit dem Geiſt genoſſen oder geſucht wird, weit mehr noch, wo es in ſittlicher Verſchönerung erſcheint, das Intereſſe des am reinſten gebildeten Menſchen erregen.

Begeiſterung (Enthuſiasmus) oder der Zuſtand ungewöhnlicher Regſamkeit des Gemüthes, namentlich der Einbildungskraft und des Gefühls, in welchem gleichſam ein höherer Geiſt über den Menſchen kommt und in ihm wirkt, unterſcheidet ſich von der zügelloſen und verworrenen Schwärmerei nur durch die feſtere Richtung des Gemüthes auf einen beſtimmten Gegenſtand, welcher die Seele ſo erfüllt, daß der Geiſt deſſelben oder etwas Ideales an demſelben mit lebendiger Einbildungskraft aufgefaßt wird, und das bewegte Gefühl ſich mitzutheilen antreibt; von dem Entzücken aber dadurch, daß dieſes eine ſtillere, ſprachloſe, jedoch tiefe, und durch verklärtere Geberde ſich ankündigende Begeiſterung iſt. Dieſer Zuſtand aber kann unmittelbar durch einen äußeren Gegenſtand, oder durch Ideen und Bilder, welche die Seele erfüllen, bewirkt ſein. Auch iſt die Begeiſterung verſchieden, je nachdem in einem mehr empfänglichen als productiven Geiſte das bewegte Gefühl nur zur unmittelbaren Mittheilung ſeiner Regungen treibt, oder das der ſelbſtthätigeren und eigenthümlichen Mittheilung fähige Gemüth zu einem in ſeiner Art vollendeten Ausdrucke des Innern, das iſt zur Hervorbringung einer

den idealen Gegenſtand ſelbſt darſtellenden, oder ſeiner Wirkung nach ausſprechenden vollkommnen Form angeregt wird. Letztere iſt die Begeiſterung des Künſtlers, die man auch vorzugsweiſe Begeiſterung nennt; und ſein Werk, in dieſer Begeiſterung empfangen, zugleich Symbol dieſes innern vollendeten Zuſtandes, iſt das Kunſtwerk. Aus dieſem läßt ſich auch abziehen, wie die Begeiſterung des Künſtlers, oder, weil das Vollendete in der Kunſt nur durch den Genius hervorgebracht wird, des Genies beſchaffen ſein müſſe, und ſich äußere. Das Kunſtwerk iſt ein abgeſchloſſenes, ſelbſtſtändiges, harmoniſches Werk, welches in ſeiner anſchaulichen, vollendeten Form eine Idee auf eigenthümliche Weiſe offenbart. Dieſe Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit wird nicht durch Bewußtſein der Regeln, nach welchen die Kunſt wirkt, hervorgebracht, ſondern ſetzt eine natürliche, durch Übung zur Fertigkeit erhobene Fähigkeit des Gemüthes voraus, einen beſtimmten Stoff zufolge einer leitenden Idee, welche man demſelben einprägt, zu organiſiren; welche Fähigkeit, in Hinſicht der äußeren Bedingungen der Bearbeitung, mit ſpielender Leichtigkeit und, wie ein höherer Inſtinct, den Kunſttrieben der Thiere ähnlich wirkt. Dieſe Leichtigkeit wird auch durch das völlige Hingeben des Gemüthes an den gewählten oder gefundenen Gegenſtand befördert, vermöge deſſen der hervorbringende Künſtler ſeine äußeren zufälligen Umgebungen ganz vergißt, und einzig in ſeinem Werke, wie in einer andern Welt, verweilt. Das Wunderbare dieſes Zuſtandes iſt daher das in dem Weſen des Genius begründete natürliche, und nur momentan aufgehobene Gleichgewicht einer bewußtloſen Kraft, welche gleichſam inſtinctmäßig bildet und geſtaltet, und des Bewußtſeins, welches die Idee beim Bilden vorhält. Letztere zeigt ſich an dem Kunſtwerke durch ſeine Anordnung und zweckmäßige Einrichtung, in Beziehung auf die ihm zum Grunde liegende Idee, ſo wie im Gegenſatze der Verworrenheit und Zügelloſigkeit, welche im Traume und im ſchlechten Werke herrſcht; erſtere in der Unendlichkeit harmoniſcher Beziehungen, welche das Kunſtwerk in ſich trägt, ohne einen beſtimmten äußern Zweck und Abſichtlichkeit in ſeiner Zuſammenſtellung zu verrathen. Man kann aber Momente der Begeiſterung unterſcheiden, obwohl niemals als in der Zeit geſchieden beſtimmen. Denn erſtlich faßt der Künſtler irgend einen Gegenſtand im idealiſchen Lichte auf, und dieſer ſetzt ſeine Kräfte in außerordentliche Regſamkeit; dann bildet ihn die Phantaſie in ſeine Theile vollkommen aus, und das innerlich geſchaute Bild wird endlich in einem anſchaulichen Darſtellungsmittel (Sprache, Ton, Geſtalt) lebendig und äußerlich; die Fülle der innern Anſchauung treibt zur Mittheilung. Jene Regſamkeit der Kräfte aber, die hier, ohne der Willkühr unterworfen zu ſein, das in ſich Vollendete ſo ſicher und leicht hervorbringt, daß ihre Producte den Künſtler ſelbſt überraſchen müſſen, der ſich von dieſem Zuſtande keine Rechenſchaft zu geben weiß, hat man ſchon im Alterthume einer höheren Eingebung zugeſchrieben, vermöge welcher der Künſtler gleichſam als Organ der Gottheit wirke, und daher auch behauptet, der Künſtler werde geboren. Wie nun das wahre Kunſtwerk ſelbſt eine lebendige Regel für ſich iſt, ohne die Regel unmittelbar zu lehren und hervorleuchten zu laſſen, ſo iſt des wahren Künſtlers Begeiſterung keine das ſchöne Gleichgewicht des Geiſtes aufhebende Aufwallung, die ſich mit Sturm und Drang, durch Thränen und Convulſionen, oder durch andere Wirkungen eines jeglichen Weinrauſches ankündigt, ſondern die tiefe, mit Ruhe wohl beſtehende Bewegung, und der Drang eines harmoniſchen Gemü-

thes, dem das Maß des Schönen zur natürlichen Form ſeines Wirkens geworden iſt, bei Bildung und Darſtellung eines harmoniſchen Werkes. Auch leuchtet ein, daß derjenige, welcher ein reichhaltiges harmoniſches Werk hervorbringen ſoll, einen Reichthum von Ideen und Anſchauungen überhaupt ſchon in ſich tragen müſſe, welche in der Begeiſterung nur leichter und freier zuſtrömen und ſich entwickeln, keineswegs aber überhaupt erſt in dieſem Zuſtande ohne Zuthun des Künſtlers entſpringen; weßhalb manche, um ihrem Gedankenmangel abzuhelfen, ſich durch künſtliche Mittel in Begeiſterung zu verſetzen ſtreben. Iſt aber die Begeiſterung des Künſtlers nicht nothwendig eine ſtürmiſche Aufwallung, ſondern tiefe, energiſche Regung der productiven Kräfte des Gemüthes; ſo kann ſie, obwohl nicht immer in gleichem Grade, herrſchende Stimmung des Künſtlers ſein. Übrigens iſt die Begeiſterung des Künſtlers auch nach der weſentlichen Verſchiedenheit der Künſte und Kunſtgattungen verſchieden, indem z. B. die bildende Kunſt eine hohe Regſamkeit der durch Naturanſchauung entwickelten Einbildungskraft, die Tonkunſt eine ungemeine Elaſticität des Gefühles, welche in harmoniſchen Tönen ihren Ausdruck findet, vorausſetzt. Überall aber iſt kein wahres Kunſtwerk ohne Begeiſterung möglich, und in ſo fern iſt ſie Quelle des Kunſtwerks und Princip der Kunſt. Über die Künſtlerbegeiſterung hat der Abt Bettinelli ein beſonderes Werk dell' entusiasmo nelle belle arti (zuerſt 1769 Milano, dann auch in ſeinen Opere; deutſch von Werthes, Bern 1778, 8.), und Fernow (in ſeinen röm. Studien) eine beſondere Abhandlung hinterlaſſen.

Begharden, ſ. Beguinen.

Beglaubigungsſchreiben, ſ. Geſandten.

Begleitung, in der Muſik (franz. accompagnement, italieniſch accompagnamento) heißt im Allgemeinen derjenige muſikaliſche Vortrag, welcher zur Unterſtützung einer Hauptmelodie zu dienen beſtimmt iſt. Dieſe Hauptmelodie (Solo- oder obligate Stimme) kann entweder von der menſchlichen Stimme, oder auch von jedem beliebigen muſikaliſchen Inſtrument geführt, und von allen andern Inſtrumenten, nach der Willkür des Tonſetzers (Componiſten), begleitet werden. So können alle, oder doch wenigſtens die gebräuchlichſten Inſtrumente (Orcheſter), oder auch nur einzelne Inſtrumente, die Hauptſtimme unterſtützen. Man hat alſo Compoſitionen (muſikaliſche Stücke) mit Begleitung von mehrern und auch von einem einzigen Inſtrumente. Die Verzeichnung alles deſſen, was ſowohl die jedesmalige Hauptſtimme als auch die dazu gehörige Begleitung, beſonders wenn dieſe von mehreren Inſtrumenten geführt wird, vorzutragen hat, iſt in demjenigen vorhanden, was man **Partitur** nennt (ſ. d.). In dem Falle jedoch, wo die Hauptſtimme nur von einem einzigen oder höchſtens von zwei Inſtrumenten begleitet wird, pflegt man die Bezeichnung deſſen, was die begleitenden Inſtrumente nebſt der Hauptſtimme zu ſpielen oder zu ſingen haben, nicht Partitur zu nennen. In künſtleriſcher Hinſicht kann die muſikaliſche Begleitung aus einem doppelten Geſichtspunct betrachtet werden: einmal als Erzeugniß des Tonſetzers und zweitens als darzuſtellendes Product des Inſtrumentaliſten (desjenigen, der die in Noten geſetzte Begleitung auf ſeinem Inſtrumente zum Gegenſtande des Gehörs macht). Beide, der Componiſt ſowohl als der Inſtrumentaliſt, haben, jener bei dem Satze der Begleitung und dieſer bei dem Vortrage derſelben, große Schwierigkeiten zu überwinden, und dies um ſo mehr, weil beide bei der Wirkung, die ſie hervorzu-

bringen haben, von keiner eigentlichen Regel, von keiner Vorſchrift, ſondern einzig und allein von ihrem Genie, und nebenbei auch von der Erfahrung geleitet werden müſſen. Die Wirkung, welche die Begleitung, als muſikaliſcher Satz genommen, zu machen im Stande iſt, beruht auf ſo unbewußten und von dem Verſtande noch ſo wenig logiſch aufgefaßten Grundſätzen, daß der Satz der Begleitung vielleicht ſchwieriger iſt, als die Hervorbringung der Melodie (Hauptſtimme) ſelbſt. Bald bringt irgend ein muſikaliſcher Gedanke durch die Begleitung eine gute, bald ſchlechte Wirkung hervor, ohne daß ſehr häufig der Verſtand vermag, den Grund von dieſer Verſchiedenheit klar und deutlich aufzufinden. Bis jetzt ſind noch immer vorzugsweiſe die Italiener im Beſitze des Verdienſtes einer klaren, ſich auf wenige Noten beſchränkenden und dennoch höchſt wirkſamen Begleitung geweſen, und in dieſer Hinſicht unterſcheiden ſich die italieniſchen Compoſitionen auf eine ſehr auffallende Weiſe von denen der Deutſchen und Franzoſen. Überhaupt ſcheint noch die Kunſt, mit wenigen Noten einen großen Effect hervorzubringen, als der ſchwierigſte Theil des muſikaliſchen Satzes zu betrachten zu ſein, der gerade das größte Genie und die höchſte Ausbildung durch praktiſche Erfahrung erfodert, worin, wie geſagt, die Italiener bisher das Meiſte geleiſtet haben, denen die Deutſchen aber, beſonders in der neueſten Zeit, rühmlichſt nachgeeifert haben. Die Franzoſen dagegen ſind auch in dieſem Theile der Compoſition bei weitem hinter beiden Völkern zurückgeblieben, weil bei ihnen im Allgemeinen die Menge der Noten auch für die Wirkung derſelben gehalten zu werden pflegt. Was nun die Begleitung, als Product des ausübenden Iſtrumentaliſten, anbetrifft: ſo erfodert dieſe ebenfalls das ſorgfältigſte Studium und die ſinnigſte, feinſte Ausübung des bildenden Künſtlers. Beſonders iſt die Begleitung der einzelnen Soloinſtrumente, wie z. B. der Geige, der Flöte, des Claviers u. ſ. w. von der höchſten Schwierigkeit, und ſetzt, wenn ſie zweckmäßig ſein ſoll, große Einſicht und Gewandtheit voraus. So machen die italieniſchen Componiſten aus der Begleitung des Flügels zum ganzen Orcheſter, beſonders aber zu dem Recitative (ſ. d.), eine eigentliche Kunſtaufgabe, die ſie mit dem angeſtrengteſten Fleiße zu löſen ſuchen. Denn da der Zweck aller muſikaliſchen Begleitung kein andrer ſein kann und ſein ſoll, als die Wirkung der Hauptſtimme zu erhöhen; ſo geht daraus hervor, daß die Pflicht des Begleiters beſonders in der Kunſt beſtehe, ſich jener anzuſchmiegen, ſie zu unterſtützen, keineswegs aber ſie beherrſchen oder gar unterdrücken zu wollen. Aus dieſer doppelten Natur des Begleiters, daraus nämlich, daß er handelnd und leidend zugleich ſein muß, ergiebt ſich nun ſchon von ſelbſt, wie ſchwierig die ausübende Begleitung im Allgemeinen iſt, und daß, wenn wir dieſe mit dem Soloſpiele vergleichen, letzteres unſtreitig ſchwieriger iſt, als die Begleitung ſelbſt. So auffallend auch dieſe Behauptung dem erſten Anſcheine nach ſein möchte, ſo wird ſie nichts deſto weniger jeder wahre Kenner der Muſik gegründet finden. Pg.

Beglerbeg, wörtlich Fürſt der Fürſten, oder Herr der Herren, iſt der Titel eines türkiſchen hohen Beamten, der als Statthalter über eine Provinz, welche alsdann **Beglerbeglie** heißt, geſetzt iſt und verſchiedene Sandſchaks, Begs, Aga's u. ſ. w. unter ſich hat. Diejenigen Statthalter, welche zu Sophia, Kiutahya und Damaskus ihren Sitz haben, bekommen vorzüglich dieſe Benennung.

Begnadigungsrecht, ein in dem Rechte der Geſetzgebung enthaltenes Majeſtätsrecht, vermöge deſſen dem Staatsoberhaupte zu-

ſteht, Strafen, die durch die Geſetze beſtimmt ſind, in einzelnen Fällen zu mindern oder gänzlich aufzuheben. Der Grund davon iſt, weil der Geſetzgeber am beſten beurtheilen kann, ob der Zweck eines Strafgeſetzes, deſſen authentiſcher Ausleger er iſt, in einem vorkommenden Falle eine Ausnahme erleidet; er iſt mithin nicht ſubjectiv (aus der Perſon des Geſetzgebers hergenommen), ſondern objectiv (auf die Perſon des zu Strafenden ſich beziehend).

Begräbniß, ſ. Beerdigung.

Begräbnißplätze, diejenigen Örter, welche zur Beerdigung der Verſtorbenen beſtimmt ſind. Bei jedem Volke iſt es wohl im Anfang willkürlich geweſen, wo ſie ihre Todten hinbegraben wollten. In der Folge, da zunehmende Cultur die Völker in engere und zahlreichere geſellſchaftliche Verbindungen brachte, wurde ein gemeinſchaftlicher Ort ausgewählt, an welchem ſie alle ihre Todten begruben. Dieſen Gebrauch findet man bei allen, auch den älteſten Nationen. Die Römer hatten ihn in den früheſten Zeiten; ſpäterhin aber, da die Republik am blühendſten war, wurden die Todten verbrannt, und nur die Aſche, in Töpfen (urnae) geſammelt, begraben. Die alten Deutſchen begruben ihre Verſtorbenen in die von ihren Prieſtern geheiligten Haine. Mit Einführung der chriſtlichen Religion unter ihnen wurden gemeinſchaftliche geweihte Örter dazu beſtimmt, und nun wurde es für Schande gehalten, wer nicht in die geweihte Erde kam; daher die Verweigerung des Begräbniſſes dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Dieſe Begräbnißplätze bekommen in verſchiedenen Gegenden und Gemeinden auch verſchiedene Namen, z. B. Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten. Schon die Römer hatten den Gebrauch, ihre Begräbniſſe wenigſtens mit einem Steine zu verſehen, auf welchem der Name des Verſtorbenen, und der Wunſch, er ruhe wohl (sit illi terra levis, die Erde ſei ihm leicht) bezeichnet war. Dies erhielt ſich auch bei den Chriſten und pflanzte ſich zu den Deutſchen fort. Auch die Begräbniſſe in den Kirchen rühren aus den Zeiten der älteſten Nationen, oder vielmehr von einem den Menſchen aller Zeiten und Nationen gemeinſchaftlichen Hange her, ſeine Angehörigen noch im Tode zu ehren, oder auch durch beſondere Gebräuche auszuzeichnen. Daher wurden ſchon bei den älteſten Völkern, Ägyptern, Griechen und Römern, über die Gräber der Vornehmen oder ſonſt merkwürdiger Perſonen Gebäude, Pyramiden, Mauſoleen oder Tempel geſetzt, ſo wie in den chriſtlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den erſten Zeiten des Chriſtenthums begrub man die Märtyrer in Felſenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdiſchen Gewölben erweiterte und Schlafkammern nannte. Andere ſchätzten es in der Folge für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben denen eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deßwegen in der folgenden Zeit dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Da die Verfolgungen über die Chriſten nachließen, und ſie ihre Religion öffentlich bekennen und ausüben durften, erbauten ſie ſich Kirchen, und ſpäterhin, als die chriſtliche Religion die herrſchende wurde, wandelte man ſogar die heidniſchen Tempel in chriſtliche Kirchen um. Schon im vierten Jahrhunderte bauete man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Aſche derſelben vorzüglich geheiligt werde, ſo ſuchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten, oder bei Umwandlung der heidniſchen Tempel in chriſtliche Kirchen, die Überbleibſel (Reliquien) der Märtyrer ſorgfältig auf und begrub ſolche unter dem Altar der neuen Kirche, um

dieſe dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück ſei, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, erhielt ſich und wurde immer allgemeiner unter den Chriſten. Kaiſer Conſtantin, der im Jahr 337 ſtarb, war der erſte, von dem man weiß, daß er ſein Grab in einer Kirche, und zwar in der Apoſtelkirche zu Conſtantinopel beſtellte, wozu er, als der Erbauer derſelben, wahrſcheinlich ein vorzügliches Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Biſchöfe bald nach, und endlich kamen alle diejenigen, welche die Kirchen reichlich beſchenkten, zu gleicher Ehre. Die Kaiſer Theodoſius und Juſtinian unterſagten zwar die Begräbniſſe in den Kirchen, allein vergeblich; Leo der Weiſe erlaubte ſie jedermann wieder. Man erhielt indeſſen in neuern Zeiten viele Beweiſe, daß es äußerſt nachtheilig für die Geſundheit der Lebenden ſei, wenn ſie in der Geſellſchaft der Todten längere Zeit zubringen ſollen, vollends wenn die Leichen in bloßen Särgen ſtehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meiſtens in den Grabgewölben in Kirchen iſt, wo die giftigen Dünſte um ſo eher aufſteigen und ſich in der Luft verbreiten können. Es trug ſich zu, daß, wenn ſolche Begräbnißgewölbe in Kirchen geöffnet wurden, nicht nur die, welche ſie öffneten und welche zuerſt dabei ſtanden, todt niederfielen, ſondern daß es ſogar lange Zeit niemand wagen durfte, in dieſe Kirchen zu gehen, ohne ſich gefährlichen Zufällen auszuſetzen. Auch wenn ſie nicht geöffnet werden, ſteigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Moder- und Leichendunſt in die Luft und giebt Veranlaſſung zu Krankheiten. Auch durch Einſtürzen ſolcher Grabgewölbe kann Unglück geſchehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienſtes geſchah, wo mehrere Menſchen mit hinunterſtürzten. Man hat jetzt beinahe allenthalben das Begraben in die Kirchen abgeſchafft oder doch ſehr beſchränkt. Selbſt in Neapel und in Rom wurden im Jahre 1809 durch königliche Decrete die bis dahin allgemein üblichen Begräbniſſe in den Kirchen verboten, und die Anlegung der Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie vernünftig und nachahmungswürdig iſt hierin die Sitte der herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Begräbnißplatze einen Garten bilden, und ſonach durch ihre Todten nicht den Lebendigen Nachtheil bringen, ſondern vielmehr bei dem Genuſſe einer heitern Natur und dem erquickenden Dufte der Blumen und Blüthen die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigen Gedanken an den Herrn der Natur, an Wiederſehen und an das unvergängliche Leben des Unſterblichen in uns, zur ſanften und heilſamen Rührung mildern, und in erhebende, troſtvolle Hoffnung umſtimmen. H.

Begriff, Vorſtellung, Gedanke, Idee können im Allgemeinen als gleichbedeutende Ausdrücke angenommen werden, ob ſie gleich, ſtreng geprüft, von einander zu unterſcheiden ſind. Wir haben einen Begriff von einer Sache, wenn wir dieſe wahrgenommen haben und uns deſſen mit Bewußtſein zu erinnern im Stande ſind, das heißt, wenn wir die Merkmahle einer Sache (dasjenige, was eine Sache dergeſtalt von der andern unterſcheidet, daß der Verſtand dieſe mit einander nicht verwechſeln kann) aufgefunden und uns gehörig verſinnlicht haben. Es erhellt aus ſich ſelbſt, daß, um Begriffe bekommen zu können, wir des Bewußtſeins bedürfen, weil ohne ein ſolches durchaus kein Begriff möglich iſt. In Anſehung ihres Urſprungs ſind die Begriffe entweder **urſprüngliche** oder **abgeleitete**. Ein **urſprünglicher Begriff** iſt die bloße Ankündigung von dem veränderten Zu-

ſtande eines Organs, unabhängig von jeder Wirkung eines Geiſtes; ein abgeleiteter Begriff iſt ein ſolcher, welcher durch irgend eine Wirkung des Geiſtes durch Reflexion und Abſtraction, hervorgebracht wird. Zu den abgeleiteten Begriffen gehören auch die analogen Begriffe, die wir weder durch innere, noch durch äußere Anſchauung bekommen, ſondern nach gewiſſen Ähnlichkeiten bilden, die ſie mit andern Vorſtellungen gemein haben. Sinnliche Begriffe ſind in demjenigen Reſultate begründet, welches durch die Wirkung der Objecte auf die Sinne hervorgebracht wird. Sie zerfallen wiederum, je nachdem man dabei auf die Sache ſelbſt, oder auf die Empfindung ſieht, in ſinnliche und Empfindungsbegriffe, welche letztere wiederum in die äußern und innern getheilt werden. Abſolute Begriffe ſind diejenigen, in welchen ein abſolutes Ding vorgeſtellt wird, das für ſich ſelbſt und ohne Beziehung auf ein anderes gedenkbar iſt. Unter relativen Begriffen verſtehen wir ſolche, welche das Verhältniß der Dinge unter einander darthun, in ſo fern ſie ſich nämlich die Gegeneinanderhaltung und Vergleichung der Dinge zum Geſchäfte machen. Empiriſche Begriffe ſind ſolche, die Merkmahle in ſich faſſen, welche ſich ſinnlich empfinden laſſen; ſie werden hingegen zu reinen Begriffen, ſobald nichts dergleichen Sinnliches in ihnen vorhanden iſt und ſie kein zu Empfindendes, wohl aber ein zu Denkendes darbieten. Die reinen Begriffe ſind wiederum reinſinnliche Begriffe, wenn ſie in der reinen Anſchauung ihren Gegenſtand a priori darſtellen, wie z. B. Triangel; oder reine Verſtandesbegriffe, wie z. B. Urſache. Letztere ſind entweder reine Verſtandesbegriffe an ſich (Kategorien, Stammbegriffe, Elementarbegriffe, Prädicate) oder abgeleitete Verſtandesbegriffe (Prädicabilien, Schemata), welche letztere durch die Verknüpfung mehrerer Kategorien unter ſich und durch Beziehung derſelben auf reine Anſchauung, oder auf Empfindung überhaupt entſtehen. Erheben ſich aber die reinen Verſtandesbegriffe bis zur höchſten Einheit, bis zum Abſoluten: ſo heißen ſie Ideen; enthalten ſie hingegen logiſche Vergleichungen oder Vorſtellungen von Raum und Zeit unter ſich: ſo werden ſie zu Reflexions- (Vergleichungs-) Begriffen. Haben die reinen Verſtandesbegriffe ihre Anſchauung und die Gegenſtände derſelben in der Sinnenwelt, das heißt, finden dieſelben die Materie zur Anſchauung und dadurch alſo wirkliche Objecte derſelben in der Natur, welche ſich in einer möglichen Erfahrung (Natur) zeigen und anſchaulich machen laſſen können: ſo heißen ſie Natur- oder Erfahrungsbegriffe. Andere heißen transſcendentale Begriffe, wenn die Formen derſelben ſo beſchaffen ſind, daß ihnen keine Materie in der Anſchauung und Erfahrung angemeſſen ſein kann, daß ſie vielmehr alle Möglichkeit der Erfahrung überſteigen und für ſie in der Sinnenwelt kein ihnen entſprechender Gegenſtand vorhanden iſt, wie z. B. Weſen aller Weſen. Problematiſch heißt ein Begriff, wenn weder die Möglichkeit noch die Unmöglichkeit ſeines Gegenſtandes erkannt wird; unmöglich, wenn er ſich ſelbſt, oder dem Gegenſtande widerſpricht; uſurpirt, wenn ſein Gebrauch ſich weder auf Erfahrung, noch auf Vernunft gründet, wie z. B. Glück. In Hinſicht auf die Form unterſcheidet man 1. der Quantität nach, die Extenſion der Begriffe, welche alle diejenigen Begriffe in ſich zuſammenfaßt, welche unter einem allgemeinen Begriffe ſtehen und den Umfang und die Sphäre deſſelben ausmachen, z. B. eine geradlinige, krummlinige Fläche, und die Intenſion (Comprehenſion)

der Begriffe. Dieſe iſt der Inbegriff aller Merkmahle, welche in dem Begriffe überhaupt gedacht werden, z. B. ein von drei Linien eingeſchloſſener Raum. Hierbei iſt die Regel der Logiker zu bemerken: wie die Intenſion zunimmt, ſo nimmt die Extenſion ab, und wie die Intenſion abnimmt, ſo nimmt die Extenſion zu. Wenn wir z. B. die menſchlichen Triebe erklären wollen und den Begriff aller derſelben in einer engen Bedeutung nehmen, wo alſo dieſer Begriff alle diejenigen Merkmahle oder Beſtimmungen bekommt, welche jenen Trieben eigen ſind: ſo werden natürlich dieſer Triebe weniger, oder es laſſen ſich vielmehr nicht alle darunter rechnen. In dieſem Falle hat alſo die Extenſion zugenommen, die Intenſion hingegen abgenommen. Und ſo auch umgekehrt. 2. Die Qualität der Begriffe, welche ſich auf die Güte und Vollkommenheit derſelben bezieht, bringt deutliche oder undeutliche, vollſtändige oder unvollſtändige, ausführliche oder unausführliche hervor. Analytiſche Begriffe ſind diejenigen, durch welche dasjenige beſtimmt angegeben werden kann, was in dem Begriffe gedacht wird und in demſelben enthalten iſt. Durch die ſynthetiſchen Begriffe werden alle diejenigen Begriffe gedacht und aufgezählt, welche, nebſt ihren Unterbegriffen, unter einem allgemeinen Hauptbegriffe enthalten ſind. Durch die analytiſchen Begriffe ſoll man die Frage beantworten: was iſt die Sache? durch die ſynthetiſchen Begriffe: wie vielerlei iſt dieſelbe?

Beguinen oder Begutten hießen die weiblichen Religioſen, die ſich, ohne die Kloſtergelübde gethan und die Regeln eines Ordens angenommen zu haben, zu Übungen der Andacht und Wohlthätigkeit vereinigten und Geſellſchaften bildeten, welche in eignen, oft durch Schenkungen bereicherten Beguinenhäuſern oder Beguinerien zuſammenlebten, und ſich durch Fleiß, Gottesfurcht, Eingezogenheit und Sorgfalt für die Jugenderziehung vor andern Laien auszeichneten. Solche Geſellſchaften waren ſeit Ende des elften Jahrhunderts in Deutſchland und den Niederlanden entſtanden, und im zwölften und dreizehnten Jahrhundert ſehr blühend. Sie wurden auch von Männern nachgeahmt, die ſich, auf ähnliche Weiſe verbunden, Begharden nannten. Beide Gattungen, deren Namen ſo viel als Beter oder Bettler bedeutet, mußten von der Eiferſucht der geiſtlichen Orden manche Verfolgungen leiden, und wurden bisweilen mit den Lollharden verwechſelt. Sie waren die Pietiſten des Mittelalters. Am längſten erhielten ſich die Beguinen in Deutſchland, wo ſie bis zur Reformation unter dem Namen Seelenweiber, weil ſie ſich der Seelſorge ihres Geſchlecht annahmen, beliebt waren, und in den Niederlanden, wo man noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dergleichen zu Löwen geſehen hat. Unter dieſelbe Claſſe ohne päpſtliche Autorität und Regel zuſammengetretener Geſellſchaften gehörten die Reuer und Reuerinnen, Büßende, die im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte in Deutſchland umherzogen, und die Fraticellen oder Freroten, meiſt Reſte der 1260 aufgehobenen Tertiarier vom Franziscaner-Orden in der Lombardei, welche jedoch bald unterdrückt wurden. E.

Behaim (Martin), geboren zu Nürnberg gegen das Jahr 1430, geſtorben den 29. Juli 1506 in Liſſabon, war einer der gelehrteſten Mathematiker und Aſtronomen ſeines Jahrhunderts. Er hatte die Handlung erlernt, trieb aber nebenbei mathematiſche und nautiſche Wiſſenſchaften, reiſ'te nach Antwerpen, und ging von da 1480 nach

Liſſabon. Hier in einem Lande, wo man auf neue Entdeckungen ausging, wurde dieſer geſchickte Erdbeſchreiber mit vieler Auszeichnung empfangen, machte auf der Flotte des Diego Can eine Entdeckungsreiſe und unterſuchte die Inſeln an der Küſte von Afrika, wo er bis an den Fluß Zaire gelangte. Nach dieſer Reiſe wurde er zum Ritter ernannt, und ging auf einige Zeit in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er 1492 einen Erdgloben verfertigte, der alle Spuren der damaligen Unbekanntſchaft mit dem wahren Umfange der Erde an ſich trägt. Ältere ſpaniſche Geſchichtſchreiber behaupten, daß Behaim mehrere Entdeckungen gemacht, und ſeinem Freunde Columbus die Idee von einem andern Erdtheile gegeben habe. Robertſon in der Geſchichte von Amerika und Andere widerſprechen dieſer Behauptung als einer Fabel. Bei dem Mangel ganz zuverläſſiger Nachrichten aus jenem Zeitalter dürfte der Streit nicht leicht zu entſcheiden ſein.

Behandlung iſt, in Beziehung auf das Äſthetiſche, die Art und Weiſe, einem Stoffe, gemäß einer äſthetiſchen Idee und demnach entſprechend dem Zwecke ſchöner Kunſt, eine Form zu ertheilen. Iſt der Gegenſtand glücklich gefunden, ſagt Göthe, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geiſtige, ſinnliche und mechaniſche eintheilen möchten. Die geiſtige arbeitet den Gegenſtand in ſeinem innern Zuſammenhange aus, ſie findet die untergeordneten Motive; und wenn ſich bei der Wahl des Gegenſtandes überhaupt die Tiefe des künſtleriſchen Genies beurtheilen läßt, ſo kann man an der Entdeckung der Motive ſeinen Reichthum, ſeine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen. Die ſinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm erfreulich, und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird. Die mechaniſche zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf beſtimmte Stoffe wirkt, und ſo der Arbeit ihr Daſein, ihre Wirklichkeit verſchafft. Regeln für die geiſtige Behandlung, welche das Werk des Genies und die Frucht der Begeiſterung iſt, laſſen ſich nur finden durch Erforſchung derſelben an den vollkommenen Werken ſolcher Künſtler, die mit Genie und Begeiſterung darſtellten. Im Allgemeinen ergiebt ſich die Foderung, ein in ſich beſchloſſenes Ganzes äſthetiſcher Ideen in organiſchem Zuſammenhange harmoniſch und mit lebendigſter Anſchaulichkeit vor die Einbildungskraft zu bringen. Das Daſein äſthetiſcher Ideen in des Künſtlers Seele wird vorausgeſetzt; die Geſetze für die geiſtige Behandlung ſind demnach lediglich auf die Organiſation derſelben gerichtet, welche der auf die Thätigkeit der Imagination reflectirende Verſtand vorſchreibt. Sucht nun der Künſtler die innere Schöpfung ſeiner Einbildungskraft außer ſich darzuſtellen, ſo tritt die mechaniſche Behandlung ein, welche verſchieden ſein muß nach den verſchiedenen Mitteln und Stoffen, deren ſich die verſchiedenen Künſte bedienen. Der Tonſetzer ſetzt ſeine Idee in Noten, der Dichter ſetzt ſie in gemeſſene Worte, der Architekt und Bildner gräbt oder haut ſie in Stein oder andere Maſſen, der Mahler trägt ſie mit Farben auf einen Grund. Für die mechaniſche Behandlung giebt die Technik Geſetze. Die geiſtige Behandlung macht eine Darſtellung zum ſchönen Werke, die mechaniſche zum Kunſtwerke; beide machen ein ſchönes Kunſtwerk. Die eine giebt demſelben ſeine formale, die andere ſeine materiale Zweckmäßigkeit, durch deren innige Verbindung allein die Vollkommenheit beſteht. Die formale Zweckmäßigkeit giebt Zuſammenſtimmung der Wirkungen, die materiale giebt Zuſammenſtimmung der Theilverhältniſſe zum Ganzen. Damit dieſe

bewirkt werde, muß Vollſtändigkeit, Richtigkeit und Ordnung in dem Kunſtwerk ſein, welches demnach die Puncte ſind, worauf es bei der mechaniſchen Behandlung ankommt. Die ſinnliche Behandlung endlich bezieht ſich zum Theil auf das Geiſtige, zum Theil auf das Mechaniſche im Kunſtwerke, und geht in beiden Beziehungen auf Correctheit; dieſe Eigenſchaft als durchgängige Angemeſſenheit eines Kunſtwerks im Äußern und Innern, der Ausführung und dem Entwurfe, zu dem Geſetze der Schönheit gedacht. Die Eigenſchaften, welche ein Kunſtwerk dadurch erhält, ſind Reinlichkeit im Innern und Äußern, Deutlichkeit und Wahrheit; nur durch die erſte wird es lieblich, nur durch die letztere wird es faßlich. — Man könnte jene drei Behandlungsarten äſthetiſcher Stoffe zu ſchönen Kunſtwerken auch die Behandlung des Genies, des Verſtandes und des Geſchmackes nennen, welche drei Geiſtesvermögen nur in vereintem Zuſammenwirken ein Werk ſchöner Kunſt hervorbringen können. Das erſte erfindet und entwirft, das zweite regelt die Ausführung und bietet dazu die Mittel dar, das dritte urtheilt ſo hier wie dort über die Zweckmäßigkeit.

Beichte iſt der kirchliche Gebrauch, nach welchem der Chriſt zu gewiſſen Zeiten, namentlich vor dem Genuſſe des heiligen Abendmahls, ein Bekenntniß ſeiner Sünden vor dem Geiſtlichen ablegt. Die katholiſche Kirche fodert von dem Beichtenden das Bekenntniß ſeiner einzelnen Vergehungen; die evangeliſche Kirche verlangt blos ein allgemeines Bekenntniß. Doch ſtellt es auch dieſe Kirche ihren Mitgliedern frei, einzelne Vergehungen dem Beichtvater zu offenbaren, und das ſchuldbewußte Herz durch ein ſolches Bekenntniß zu erleichtern, weßhalb die proteſtantiſchen Geiſtlichen eben ſo wie die katholiſchen verpflichtet ſind, das ihnen im Beichtſtuhle Anvertraute unter dem Siegel der Verſchwiegenheit zu bewahren. In der evangeliſchen Kirche iſt die Beichte an einigen Orten eine beſondere, indem jeder einzeln das Bekenntniß ſeiner Sünden ablegt, an andern eine allgemeine, indem dieſe von mehreren, welche ſich zu dieſem Zwecke verſammelt haben, zugleich geſchieht. Es iſt viel darüber geſtritten worden, welche Art der Beichte den Vorzug verdiene. Da, wo der Geiſtliche die einzelnen Gemeindeglieder näher kennt, ſcheint die beſondere Beichte zweckmäßiger zu ſein, weil ſie es dem Geiſtlichen möglich macht, bei ſeinen Ermahnungen und Tröſtungen individuelle Verhältniſſe zu berückſichtigen und darum eindringlicher zu ſprechen. Durch die Gelegenheit, welche die Beichte dem Geiſtlichen darbietet, Anleitung zur Selbſtprüfung zu geben, zu erwecken, zu warnen, zu ermahnen und zu tröſten, wird ſie ein ſehr heilſamer, den Zweck der öffentlichen Religionsübung wirkſam befördernder Gebrauch. Die Worte, welche bei dieſer Handlung geſprochen werden, pflegen ſtärker als die Predigt zu wirken, weil ſie individueller ſein können, auch von dem zur Andacht erweckten Beichtenden aufmerkſamer gehört und näher auf ſeinen Zuſtand bezogen werden. Auch gründet ſich die Beichte auf eine ſehr wahre Idee, auf die Idee der Unvollkommenheit der menſchlichen Tugend, und befriedigt das Bedürfniß des ſchuldbewußten Herzens, durch das Bekenntniß ſeiner Schuld ſich zu erleichtern. Das erkannten die Reformatoren, und darum behielten ſie dieſen Gebrauch bei, ob ſie gleich ſehr wohl wußten, daß er nicht von Chriſto vorgeſchrieben, ſondern aus den disciplinariſchen Anſtalten der alten Kirche entſtanden ſei, weßhalb ſie auch keine abſolute Nothwendigkeit dieſes Gebrauches behaupteten. Daß mit der Beichte, in der katholiſchen Kirche beſonders, mancher Miß-

brauch getrieben worden iſt, kann ihr nicht zum Vorwurfe gereichen; denn es iſt das Loos aller, auch der ehrwürdigſten und heilſamſten Anſtalten, daß ſie von dem Wahne und der Leidenſchaft entſtellt und zu unwürdigen Zwecken gebraucht werden. N.

Beil (Johann David), berühmter deutſcher Schauſpieler, wurde 1754 zu Chemnitz geboren. Seine Ältern konnten nur wenig auf ſeine Erziehung und Ausbildung wenden. Die Natur hatte ihn am Körper und Geiſt vortheilhaft ausgeſtattet und ihm einen glücklichen Leichtſinn gegeben. Früh entzückte ihn die Gewalt der Dichtkunſt. Begebenheiten, welche in ſeiner Vaterſtadt vorfielen, beſang er mit komiſcher Laune, ohne hämiſche Galle. Die Erfüllung ſeines Wunſches, die Univerſität Leipzig zu beſuchen, um dort die Rechte zu ſtudiren, dankte er einem würdigen Manne aus dem Kriegsſtande, der ihn von jeher geliebt hatte. Die Vorliebe zu Platners Vortrage ſetzte indeß bald ſeinen Plan in Hinſicht des Rechtsſtudiums zurück. Die Zwiſchenzeit widmete er der Dichtkunſt. Ein unſeliger Zufall führte ihn einſt in die Geſellſchaft reicher Landsleute. Er ſpielt und gewinnt. Das Glück ſoll ſich verdoppeln, deßhalb ſpielt er täglich fort, verliert täglich, und mit dem Gelde geht auch ſeine bisherige gute Laune zu Grabe. Er beſucht oft nach aufgehobener Bank mit ſeinen Spielcollegen das Schauſpiel. Die hohe Dichtung ergreift ihn, die Charakterſchilderung beſchäftigt ihn, ſeine frohe Laune wacht wieder auf. — Die Seyleriſche Geſellſchaft, welche einen Reinecke, Opitz, Thering, Mad. Seyler, Brandis, Reinecke, Koch zählte, gab damals Vorſtellungen in Leipzig. Er ſuchte Engagement; Seyler ſchlug es ihm ab. Er ging nach Naumburg zu einer Geſellſchaft und wurde angenommen. Er ſpielte alt und jung, Bediente, Fürſten, Bauern und Helden. Die Truppe ging nach Erfurt, wo ihn der damalige Statthalter, Carl v. Dalberg, kennen lernte, welcher ihn dem Herzoge von Gotha empfahl. Er wurde Mitglied vom gothaer Hoftheater. Hier trat er 1777 auf, und gefiel dem Hofe und dem Publicum ausnehmend. Er ſpielte komiſche Charakterrollen der zweiten Gattung: Bediente, Bauern, Dümmlinge, gutherzige Burſche. Im Jahre 1779 gab der Herzog das Hoftheater auf, und Beil nebſt den meiſten Mitgliedern, engagirte ſich bei dem neuzuerrichtenden churfürſtlichen Theater zu Mannheim. Seyler war Director, und Herr v. Dalberg unterzog ſich mit dem reinſten Kunſtgefühle der Sache. Schröder erſchien 1780 in Mannheim, und mit ihm gleichſam eine neue Periode für die deutſche Schauſpielkunſt. Gegen das Ende ſeiner Laufbahn ergriff Beil abermals die Spielſucht, die er bei kälterm Blute bald unterdrückte. Melancholiſcher Mißmuth bemächtigte ſich ſeiner Seele, welcher auch endlich ſeine Körperkraft aufzuzehren anfing. Er ſtarb im Jahre 1794 in ſeinem vierzigſten Lebensjahre. Beil iſt als Theaterdichter vortheilhaft bekannt. Wir beſitzen von ihm verſchiedene Schau- und Luſtſpiele. Iffland ward ſein Biograph; ſein Bildniß findet man im Theateralmanach von ebendemſelben auf das Jahr 1808.

Beilbrief iſt der ſchriftliche Vertrag mit einem Schiffszimmermann über den Bau eines Schiffs; desgleichen die Verſchreibung über Gelder, die zum Schiffsbau aufgenommen werden.

Beiram, das Oberfeſt der Mohammedaner, welches unmittelbar auf den Ramaſan oder Faſtenmonat folgt und drei Tage dauert. Es nimmt, wie der Ramaſan, ſeinen Anfang, ſobald von gewiſſen dazu verordneten Perſonen der Neumond verkündigt wird. Es iſt gebräuchlich, daß an dieſem Feſte die Geringern den Vornehmern Geſchenke

verehren, welche Sitte ſich ſonſt auch auf die Europäer erſtreckte, die den Großen der Pforte, den Baſſen und Cadi's, Geſchenke machen mußten.

Beireis (Gottfried Chriſtoph), geſtorben 1809 als Profeſſor der Chemie und Medicin auf der Univerſität Helmſtädt, hat durch ſeine Sonderbarkeiten in Deutſchland eine große Berühmtheit erlangt. Er war in der ehemaligen freien Reichsſtadt Mühlhauſen 1730 geboren, wo ſein Vater eine Magiſtratsperſon war, und ſich mit Pharmacie beſchäftigte. Im J. 1750 bezog er die Univerſität Jena, wo er drei Jahre die Rechte als Brotwiſſenſchaft, aus Neigung aber Mathematik, Phyſik, Chemie und Medicin ſtudirte. Er machte hier auf drei Jahre lang Reiſen, theils um ſeine Kenntniſſe zu erweitern, theils aber auch, um ſeine im Felde der Chemie gemachten Entdeckungen und Erfindungen ins Geld zu ſetzen. Dieſe Reiſen, welche übrigens ein undurchdringliches Dunkel deckt, gingen wahrſcheinlich durch Frankreich, Italien, die Schweiz, Holland und Deutſchland. Im J. 1756 kam er unvermuthet zurück und brachte bedeutende Summen Geldes mit. Er ging noch in demſelben Jahre nach Helmſtädt, ließ ſich wieder als Student aufnehmen und ſtudirte mit beſonderm Fleiße unter dem berühmten Heiſter die Chirurgie. Nach Heiſters Tode ging deſſen medicinische und chirurgiſche Praxis meiſtens auf ihn über. Der Herzog, der ihn kennen gelernt hatte, ernannte ihn ſofort 1759 zum ordentlichen Profeſſor der Phyſik, 1752 zum ordentlichen Profeſſor der Medicin und 1767 zum Hofrath. Ein Jahr darauf erhielt er die Profeſſur der Chirurgie und 1802 ernannte ihn Herzog Carl Wilhelm Ferdinand zu ſeinem Leibarzt. Beireis beſaß manche gute Eigenſchaften, hatte vielen natürlichen Verſtand, einen großen Reichthum an Kenntniſſen; war ein geſchickter, uneigennütziger und ſorgfältiger Arzt und nützlicher Lehrer; ſeine Geſpräche waren intereſſant, und er wurde von einer großen Menge Gelehrter und vornehmer Reiſender beſucht, die er jederzeit mit freundlichem Wohlwollen empfing. Eine andere, jedoch unſchädliche, Eitelkeit war aber die eigentliche Triebfeder aller ſeiner Handlungen, und um dieſe zu befriedigen, ſcheute er die Lüge nicht. Er lebte faſt ohne allen Umgang, blieb ſtets unverheirathet und war bemüht, ſich ein geheimnißvolles Anſehen zu geben. Sein weitläuftiges Haus war mit Sonderbarkeiten und vielen Gegenſtänden angefüllt, die theils wirklich ſelten und koſtbar waren, theils mit beſonderer Geſchicklichkeit von ihm dafür ausgegeben wurden. Er zeigte ſiebzehn verſchiedene Sammlungen von Gegenſtänden ſchöner Kunſt, der Wiſſenſchaften, der Natur, Mechanik u. a. m., und hatte ſein ganzes Leben und große Summen darauf verwandt, ſie zuſammenzubringen. Seine Gemähldeſammlung enthielt manches koſtbare Stück, ob er gleich auch die Copien für Originale ausgab; wie z. B. die Nacht von Correggio, und ſogar behauptete, von jedem großen Meiſter die vorzüglichſten Stücke zu beſitzen, ſo daß ſeine Sammlung unter allen die reichſte ſei. Außerdem beſaß er die drei berühmten Vaucanſonſchen Automate, die von Droz verfertigte ſogenannte Zauberuhr und andere ſchätzbare Kunſtwerke. Von großer Wichtigkeit waren ſeine phyſiologiſch-anatomiſchen Präparate, und unter dieſen als einzig die von Lieberkühn injicirten. Sein Münzcabinet enthielt ſelbſt viele alte Goldmünzen und war von einem anſehnlichen Werthe. Selten und mit großer Vorſicht zeigte er auch eine durchſichtige Maſſe, die größer als ein Hühnerei war, und von der er behauptete, daß ſie ein Diamant von 6400 Karat Gewicht ſei, den alle Fürſten der Erde nicht zu bezahlen im

Stande wären. Er erzählte, daß der Kaiſer von China dies koſtbare Juwel bei ihm verſetzt habe, und wußte dieſe Fabel mit allem Detail auszuführen. Merkwürdig iſt es, daß man nach ſeinem Tode dieſe vorgebliche Koſtbarkeit nicht gefunden hat; Kunſtverſtändige behaupten, daß es ein madagaskariſcher Kieſel geweſen ſei. So übertrieben auch der Werth ſein mochte, den Beireis ſelbſt dieſen allerdings ſchätzbaren Sammlungen beilegte, ſo kann man doch nicht läugnen, daß ſie ein außerordentliches Vermögen erfodert haben, und man bewundert mit Recht, wie er dazu gelangen konnte. Um andern dieſes Räthſel zu löſen, gab Beireis ſelbſt vor, daß er die Kunſt, Gold zu machen, verſtehe, und zeigte auch Beweiſe derſelben vor. Das wahrſcheinlichſte iſt, daß er in jener Zeit, wo die Chemie noch in ein großes Dunkel gehüllt war, manche nützliche Erfindung machte, z. B. die beſſere Bereitung des Carmins, die er als Geheimniß den Holländern mittheilte, welche ſich ſehr dankbar dafür bewieſen; ferner die Kunſt, aus bisher unbekannten Mitteln Eſſig zu bereiten, die er Andere unter der Bedingung, daß er Jahre lang einen großen Theil des Gewinns davon zog, lehrte. Was er geſchrieben hat, beſteht in einigen unbedeutenden phyſiologiſchen Abhandlungen. Das achte Heft der Zeitgenoſſen enthält eine ausführliche Darſtellung von Beireis, auf welche wir verweiſen.

Beiwerk nennt man in Werken der bildenden Künſte alle jene mit dargeſtellten Gegenſtände, welche, ſtreng genommen, zur Darſtellung des Hauptgegenſtandes nicht weſentlich erfodert werden, dem Künſtler aber theils zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes und zur Charakteriſirung der dabei obwaltenden Nebenumſtände, theis zur Ausfüllung ſeiner Darſtellung dienen, damit dieſe als kunſtmäßige Compoſition eben ſo wenig lückenhaft erſcheine, als die dargeſtellte Idee ein in ſich vollendetes Ganzes bilden ſoll. Bisweilen erſcheint auch das Beiwerk als Anſpielung, wodurch es in größerer Bedeutung hervortritt. In jedem Falle muß der Künſtler es dem Zwecke des Ganzen gemäß wählen, ſo ſparſam wie möglich damit ſein, es weder in Menge noch Ausführung auf Koſten des Hauptgegenſtandes hervortreten laſſen, und es ſo ſchicklich anbringen und einweben, daß es faſt nothwendig ſcheine.

Beiwort, Adjectivum, ſ. Nomen. In der Poeſie bedeutet das Beiwort (epitheton, das Hinzugeſetzte) denjenigen Ausdruck, der dem Hauptworte hinzugefügt iſt, und welcher dazu dient, die Idee des letztern zu ergänzen, zu erweitern, oder im Allgemeinen auch zu verſchönern. Dem Sinne nach kann das äſthetiſche Beiwort (ephiteton) doppelter Art ſein: nämlich einmal logiſch, wenn z. B. geſagt wird, der ſtarke Geiſt, in welchem Falle das Beiwort dem Gebiete des Verſtandes anheim fällt; zweitens hat daſſelbe auch einen poetiſchen Sinn, und gehört ſomit in das Gebiet der Phantaſie, wo man es dann das verſchönernde Beiwort (epitheton ornans) zu benennen pflegt. Ein ſolches iſt, wenn geſagt wird, das roſige Mädchen. Daß die Beiwörter in der Poeſie mit Aufmerkſamkeit gewählt und nicht zwecklos angewandt werden müſſen, ergiebt ſich von ſelbſt; denn ſo ſehr ſie, mit Sorgfalt gebraucht, zur Verſchönerung und zur Verſtärkung des Sinnes beizutragen im Stande ſind, eben ſo ſehr können ſie auch, zur Unzeit und zu häufig angewandt, Schwächung oder gänzliche Störung des Ausdrucks verurſachen.

Beizen heißt bei gewiſſen Künſtlern und Handwerkern diejenige Arbeit, die durch chemiſche Mittel bewirkt wird. Es iſt eine Behand-

lung, wodurch man auf der Oberfläche und in dem Zuſammenhange der Theile gewiſſer feſter Körper eine beſtimmte Veränderung hervorbringt, indem man ſie der Einwirkung einer eigenen, meiſtentheils ſalzartigen Feuchtigkeit auf gewiſſe Zeit ausſetzt, ohne daß dadurch der Zuſammenhang der Theile völlig getrennt wird. Bei jeder Beizung dringen die Theile des Beizmittels in den zu beizenden Körper, welcher in daſſelbe gelegt oder damit beſtrichen wird, mehr oder weniger tief ein, und machen entweder die Conſiſtenz deſſelben mürbe oder verringern die Neigung zur Fäulniß, z. B. beim Einpökeln des Fleiſches der Thiere durch einfachen oder gewürzten Eſſig; ſie machen ſeine Oberfläche reiner und zur Annahme eines andern Überzuges geſchickter, wie beim verzinnten Eiſen; oder ſie färben die Oberfläche, wie beim Beizen des Holzes durch Scheidewaſſer. Je feiner oder gröber die Beſchaffenheit des zu beizenden Körpers iſt, deſto gelinder oder ſchärfer müſſen auch die Beſtandttheile der Beizmittel ſein, um den Zweck zu erreichen. — In der Forſtſprache heißt beizen, Thiere mit dazu abgerichten Raubvögeln jagen.

Belagerung. Wenn der Feind eine Feſtung umringt, einſchließt, beſchießt, Verſchanzungen gegen dieſelbe errichtet, die Parallelen eröffnet, durch Laufgräben immer näher an dieſelbe herranrückt, ſie beſtürmt, ſo belagert er die Feſtung. Die dabei thätigen Truppen bilden das Belagerungscorps, deſſen Stärke, ſo wie die Zeit der Belagerung, ſich nach dem Umfange der Feſtung, der Stärke der Beſatzung und der etwa zum Entſatz anrückenden Armee richtet (ſ. Feſtung). Belagerungsgeſchütz ſ. Geſchütz. Belagerungspark iſt der Verein der zu einer Belagerung erfoderlichen Artillerie, Munition und übrigen Bedürfniſſe. Eine Stadt in den Belagerungsſtand erklären, heißt: die Wirkſamkeit aller Civilbehörden ſuspendiren, oder dieſelben dem Militärgouvernement unterordnen.

Belehnung iſt die mit gewiſſen Feierlichkeiten begleitete Verleihung eines Lehens. In der deutſchen Reichsverfaſſung war ein Unterſchied zwiſchen Thronlehen und andern. Über letztere ward die Belehnung im Reichshofrathe ertheilt, über jene, dergleichen nur Churfürſten- und Fürſtenthümer waren, vom Kaiſer in Perſon. Das übliche Ceremoniell war folgendes. Zwei bevollmächtigte Geſandten des Fürſten, der die Lehn empfing, erſchienen im feierlichen Aufzuge, in einem dazu beſtimmten Saale der kaiſerlichen Burg, wo der Kaiſer mit bedecktem Haupte auf dem Throne ſaß. Auf einer Seite neben ihm ſtand der Reichsvicekanzler, auf der andern die Oberhofbeamten, und vor ihm ein Halbkreis von Kammerherrn, von der Leibwache umgeben. Bei dem Eintritt in den Saal fielen die Geſandten auf die Knie, und näherten ſich mit zweimal wiederholter Kniebeugung dem Throne durch den eröffneten Kreis. Hier hielt der erſte Geſandte kniend eine Rede, worin er um Ablegung des Lehenseides bat. Der Reichsvicekanzler trat zum Kaiſer hinauf, vernahm ſeine Erklärung und machte ſie den Geſandten in einer kurzen Gegenrede bekannt. Darauf nahm der Kaiſer den Hut ab, gab ihn dem Oberſthofkämmerer und bekam dagegen ein Evangelienbuch, um es auf ſeinen Schoos zu legen. Die Geſandten rückten einige Stufen des Thrones hinauf, legten die Finger auf das Evangelienbuch und ſchwuren knieend die Worte des Eides nach, die ihnen der Reichsvicekanzler vorſagte. Der Inhalt des Eides war: daß der Fürſt dem Kaiſer und Reiche treu, hold, gehorſam und gewärtig ſein und beider Nutzen befördern wolle. Hernach ſetzte der Kaiſer den Hut wieder auf, nahm ſtatt des Evange-

lienbuchs ein bloßes Schwert in die Hand, und ließ beide Geſandte den Knopf deſſelben küſſen, worauf dieſe wieder an ihren vorigen Platz herunterrückten. Der zweite Geſandte hielt eine Dankſagungsrede, worauf ſie ſich rückwärts wieder mit dreimaliger Kniebeugung aus dem Saal entfernten und der Kaiſer den Thron verließ. Während der ganzen Handlung mußten die Geſandten auf den Knien bleiben. — Im J. 1788 erſt hatte Kaiſer Joſeph dieſes Kniebeugen abgeſchafft, und dadurch einen Anſtand gehoben, der mehrere größere Reichsſtände in den letzteren Zeiten abgehalten, ſich der Verfaſſung gemäß über ihre Staaten belehnen zu laſſen.

Belemniten, Pfeilſteine, gewiſſe Steinmaſſen, die aus der höhern Atmoſphäre auf die Erde fallen. S. Meteorſteine.

Beleuchtung wird in der Mahlerei die Art und Weiſe genannt, wie ſich das natürliche oder künſtliche Licht über ein Gemählde verbreitet, welches abhängt von der angenommenen Scene, der Tages- und Jahreszeit, der Witterung u. ſ. w., und zum Theil eine Folge der mahleriſchen Anordnung oder der Diſpoſition iſt. Anders iſt die Abend-, anders die Mittagsbeleuchtung, anders im Winter, anders im Sommer, anders im Freien, anders im verſchloſſenen Raum; und die Gegenſtände werden, je nachdem man die eine oder andere Beleuchtung wählt, ein verſchiedenes Anſehen gewinnen, und einen verſchiedenen Eindruck machen. Sie iſt demnach ein wichtiges Mittel des Ausdrucks, ein Mittel, mit welchem der Künſtler nur durch unmittelbares Studium der Natur, ſowohl in Rückſicht der beſondern Wirkungen der Localfarben, als auch in Rückſicht der Modificirung derſelben, durch die größern oder kleinern dazwiſchen liegenden Luftmaſſen, vertraut werden kann. Einheit der Beleuchtung iſt einem Gemählde eben ſo nothwendig, als Einheit der Zeit; ſie wird den Künſtler, im Einverſtändniſſe mit den Geſetzen des Accordes und der Harmonie, beſonders in hiſtoriſchen Stücken, oft zu einer relativen Wahl, oder doch zu einer Milderung oder Verſtärkung der Localfarben nöthigen; indem er nach dem beſondern Orte der Gegenſtände ihnen oft eine hellere oder dunklere eigenthümliche Farbe geben muß, als ſie in der Natur haben. (Vergl. Farbengebung.)

Belfaſt, die wichtigſte Handels- und eine Hafenſtadt in Irland, in der Grafſchaft Antrim. Ein für leichte Fahrzeuge ſchiffbarer Canal vereinigt den Hafen mit dem großen Landſee Lough-Neagh. Die Stadt iſt gut gebaut; die Straßen ſind breit, gut gepflaſtert und bei Nacht gut erleuchtet. Seit 1758, wo Belfaſt nur 8549 Einwohner zählte, iſt die Bevölkerung bis auf 50,000 geſtiegen. Die Leinen- und Baumwollen-Manufacturen beſchäftigen allein über 2000 Menſchen. Achtundfunfzig den Einwohnern von Belfaſt zugehörige Schiffe haben im Jahr 1816 8235 Tonnen Ausfuhrgut größtentheils nach entfernten Weltgegenden geladen, und ihre Mannſchaft beſtand aus 7212 Köpfen. Unter den öffentlichen Gebäuden und Anſtalten zeichnen ſich zwei ſchöne Hauptkirchen, eine Menge von Vereinigungsplätzen für Religionsverwandte aller Art, ein Inſtitut für Blinde, und vorzüglich eine Armenanſtalt aus, in welcher auf Koſten einer mildthätigen Geſellſchaft über 400 Perſonen von jedem Alter und Geſchlecht verpflegt werden, und eine Anzahl armer Kinder Unterricht genießt.

Belgien, ein Name, der die ehemaligen öſterreichiſchen Niederlande, welche jetzt zum Königreich der Niederlande gehören, bezeichnete.

Belgier, ein Gemiſch von deutſchen und celtiſchen Nationen. Sie wohnten am weſtlichen Ocean bis an den Rhein und von der

Marne und Seine bis an die ſüdliche Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt iſt. Anfangs wohnten in dieſen Gegenden Celten; aber da bis auf Cäſar von Zeit zu Zeit deutſche Völker über den Rhein drangen und die Celten theils verjagten, theils ſich mit ihnen vereinigten; ſo entſtand daraus ein gemiſchtes Volk, das ſich in Sprache und Sitten mehr den Deutſchen als den Celten näherte. Cäſar nennt ſie tapferer als die übrigen Gallier, beſonders diejenigen, welche nördlich an den Grenzen Deutſchlands wohnten, und mit den Deutſchen noch in genauer Verbindung ſtanden. Durch Cäſars Kriege ward die Verbindung der Belgier und Deutſchen, ſo wie die Einwanderung der letztern verhindert. Belgier wohnten auch in Britannien.

Belgrad, Griechiſch Weißenburg, eine berühmte türkiſche Stadt und Feſtung in Servien; am Zuſammenfluſſe der Sau und Donau. Sie begreift: 1. die **Feſtung** oder das **Oberſchloß**, welches in der Mitte des Ganzen liegt und die Donau beherrſcht. Es hat hohe Wälle, feſte Thürme, dreifache Gräben, und iſt mit Minen und bombenfeſten Caſematten verſehen. Hier iſt die Reſidenz des Paſcha von Servien, und hier befindet ſich auch die Haupt-Moſchee, deren vierzehn es überhaupt in Belgrad giebt. Zwiſchen der Feſtung und den übrigen Stadttheilen iſt ein leerer, 400 Schritt breiter Zwiſchenraum. 2. die **Waſſerſtadt**, der hübſcheſte Theil der Stadt, mit Wällen und Gräben; gegen Norden am Zuſammenfluß der beiden Ströme. 3. Die **Raitzenſtadt**, weſtlich am Sauſtrom, mit Mauern und Palliſaden umgeben. 4. Die **Palanka**, welche gegen Süden und Oſten die Feſtung umgiebt. Im Ganzen iſt Belgrad ſchlecht gebaut, und die Straßen ſind nicht gepflaſtert. Die Maſſe der Einwohner beſteht aus den Familien der Janitſcharen, die als Garniſon in der Feſtung liegen. Die Anzahl der griechiſchen Familien iſt gering. Seit 1789, wo die Öſterreicher mit Inbegriff von 7000 Soldaten, 25,000 Seelen in Belgrad zählten, ſoll die Bevölkerung ſich vermindert haben. Oberhalb der Stadt ankern die Donauſchiffe mit Sicherheit zwiſchen drei länglichen Inſeln. An der Mündung des Sauſtroms liegt die ſogenannte Zigeunerinſel. — Belgrad iſt merkwürdigen Eroberungen unterworfen geweſen. — Soliman II. nahm es im J. 1522. Von den Öſterreichern ward es 1688 erobert, aber 1690 wieder an die Türken verloren. Prinz Eugen erhielt es 1717 durch Capitulation und der paſſarowitzer Friede (1718) ſicherte Öſterreich deſſen Beſitz. Im J. 1739 ward es abermals belagert, und ergab ſich ohne einen Schuß zu thun. Die Pforte behielt es im belgrader Frieden 1739, mit der Bedingung, daß die von den Öſterreichern angelegten neuen Befeſtigungswerke zerſtört werden ſollten; eine Arbeit, wozu faſt 9 Monate gebraucht wurden. In der Folge belagerte Laudon Belgrad 1789 und nahm es durch Capitulation. Im Frieden zu Sziſtowe 1791 ward es aber wieder zurückgegeben. Im Jahr 1806 nahmen es die ſerviſchen Inſurgenten in Beſitz; ſeit ihrer Unterwerfung befindet es ſich von neuem in den Händen der Türken. Der früher hier errichtete Sitz eines chriſtlichen Biſchofs iſt nach Semendria verlegt.

Belial war bei den Hebräern, was Pluto bei den Griechen, der Höllenfürſt.

Beliſar, einer der größten Helden ſeiner Zeit, lebte unter der Regierung des Kaiſers **Juſtinian**, der den Talenten, der Treue und den Siegen dieſes tapfern Feldherrn den größten Theil des Glanzes ſeiner Regierung verdankte. Er war in Thrazien aus einer un-

bekannten Familie entſproſſen, und diente anfangs unter der Leibwache des Kaiſers, erhielt bald ein Commando über eine Armee von 25,000 Mann an der perſiſchen Grenze, und trug durch ſeine Klugheit im J. 530 über eine perſiſche Armee von 40,000 Mann einen vollſtändigen Sieg davon. Nicht ſo glücklich war er im nächſten Jahre in Syrien, wohin die Perſer gedrungen waren, um Antiochien zu überfallen. Er verlor eine Schlacht, zu der ihn wider ſeinen Willen die Ungeduld ſeiner Soldaten gezwungen hatte; und dieſe von ihm vorhergeſehene Niederlage, die einzige, die er auf ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn erlitt, bewirkte ſeine Zurückberufung. Auch jetzt war Beliſar die Stütze ſeines Fürſten. Die Unruhen von zwei Parteien, die ſich die Grünen und Blauen nannten und große Verheerungen in Conſtantinopel anrichteten, ſetzten 532 das Leben und die Herrſchaft Juſtinians in die größte Gefahr, und ſchon hatten ſie den Hypatius zum Kaiſer gewählt, als Beliſar mit einer kleinen Zahl treuer Anhänger die alte Ruhe wieder herſtellte. Der Kaiſer gab ihm den Befehl über eine Armee, um den König der Vandalen Gelimer, in Afrika, deſſen Reich Juſtinian mit dem ſeinigen vereinigen wollte, zu bekriegen. Beliſar hatte nur 15,000 Mann, drang aber ſchnell in Afrika vor, und nach zwei über Gelimer erfochtnen Siegen brachte er es dahin, daß er ſich mit ſeinen Schätzen gefangen geben mußte. Gelimer wurde zu Conſtantinopel im Triumph aufgeführt. Juſtinian ließ dem Beliſar zu Ehren Münzen mit der Aufſchrift: Belisarius gloria Romanorum (Beliſar der Ruhm der Römer), ſchlagen, die ſich bis auf unſere Zeiten erhalten haben. Spaltungen, welche in der königl. Familie der Oſtgothen (ſ. d. Art.), die Italien beherrſchten, entſtanden waren, bereiteten dem Helden neue Trophäen, und eröffneten Juſtinians Ehrgeize eine Gelegenheit, Italien und beſonders Rom unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Beliſar ſchlug den gothiſchen König Vitiges, machte ihn (540) in Ravenna zum Gefangenen, und führte ihn mit vielen andern Gothen nach Conſtantinopel. Der Krieg gegen die Gothen in Italien dauerte noch einige Zeit fort; aber weil Beliſar vom Kaiſer nicht gehörig mit Geld und Truppen unterſtützt wurde, verlangte er ſelbſt (548) ſeine Zurückberufung. Narſes (ſ. d. Art.) wurde ſein Nachfolger im Commando. Späterhin zog er noch gegen die Bulgaren zu Felde und auch da war ihm der Sieg getreu. Nachdem er aber nach Conſtantinopel zurückgekehrt war, wurde er der Theilnahme an einer Verſchwörung beſchuldigt, und mußte ſich dagegen rechtfertigen. Juſtinian ſoll ſeine Unſchuld erkannt und ihm ſeine Güter und Würden wiedergegeben haben, deren man ihn beraubt hatte. Doch dieſe Demüthigung verkürzte ſeine Tage, und er ſtarb im Jahre 565. Die Dichter und beſonders der in ſeiner Art treffliche, philoſophiſch-politiſche Roman von Marmontel haben die Geſchichte Beliſars ſehr entſtellt; nach dieſem ließ der Kaiſer ihm die Augen ausſtechen, und der Unglückliche mußte auf den Straßen von Conſtantinopel ſein Brot erbetteln. Nach Andern ließ ihn Juſtinian in ein Gefängniß werfen, das man noch gegenwärtig zeigt und den Thurm des Beliſar nennt. Hier ſoll er einen Beutel, an einem Strick befeſtigt, heruntergelaſſen und die Vorübergehenden angeſprochen haben: date Belisario obolum, quem virtus evexit, invidia depressit (gebt dem Beliſar einen Obolus, den die Tugend erhoben, der Neid unterdrückt hat). Kein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber aber weiß etwas davon, und dieſe Fabel verdankt ihren Urſprung einem wenig geſchätzten Schriftſteller des 12.

Jahrh., Tzetzes, dem man ſie ohne Prüfung nacherzählt hat. Zuverläſſig iſt es, daß die Schwäche gegen ſeine Gattin Antonina ihn zu mancher Ungerechtigkeit veranlaßte, und er eine knechtiſche Gefälligkeit gegen die abſcheuliche Theodora, die Gemahlin des Juſtinian, bewies.

Belladonna, Wolfskirſche, Tollkraut, eine gefährliche Giftpflanze, die in Geſtalt eines 4—6 Fuß hohen Strauches wächſt. Sie trägt Beeren, die an Größe einer mittelmäßigen Kirſche gleichen, und glänzend ſchwarz ausſehen, wenn ſie reif ſind. Die Pflanze iſt in allen Theilen, von der Wurzel bis zum Samen, giftig. Schon die Ausdünſtung derſelben iſt widrig und betäubend, und reibt man mit den abgeſchnittenen Zweigen oder Blättern die Hand, ſo entſteht Entzündung. Dieſes Gewächs trifft man faſt in allen europäiſchen Ländern an. Den Namen Belladonna oder ſchöne Frau hat es, weil aus dem Safte dieſes Gewächſes Schminken gemacht werden.

Bellart (Nicolas François), gegenwärtig der berühmteſte gerichtliche Redner Frankreichs, königl. franzöſiſcher General-Procurator ꝛc., geboren zu Paris den 20. Sept. 1761, war ſchon vor der Revolution ein wegen ſeiner Grundſätze und ſeiner Beredſamkeit gleich geſchätzter Advocat. Unter Ludwig XVI. vertheidigte und rettete er mit großer Geſchicklichkeit den Marine-Miniſter Lacoſte, und er ſollte auch die Vertheidigung dieſes Monarchen übernehmen, als das höhere Alter Deſeze's den Vorzug erhielt. Während der Revolution blieb er von den Schranken der Gerichtshöfe fern. Nach dieſer Zeit erſchien er wieder, und erwarb ſich beſondern Ruhm durch ſeine Vertheidigung der Demoiſelle Cicé, welche beſchuldigt worden, die Urheber der Höllenmaſchine bei ſich verborgen zu haben. Durch den Seine-Präfecten Frochot ward er Mitglied dieſes Departements, und bald deſſen Secretär und Redner. Von ihm ſind auch alle die weihrauchreichen Adreſſen dieſes Corps an Napoleon abgefaßt; ein Opfer, das er ſeinen Verhältniſſen bringen mußte. Doch fehlte es ihm darum nicht an Muth, die Wahrheit zu ſagen, wo ſie hingehörte. Als Frochot, in Folge der Malletſchen Verſchwörung, abgeſetzt worden, ſprach er, beim Geſchäftsantritt des Herrn Chabrol, der die Stelle erhielt, mit Kraft und Freiheit über die wirklich gegründeten Verdienſte des vorigen Präfecten. Nach dem Einrücken der Alliirten in Paris wendete er allen ſeinen Einfluß an, das Departement der Seine gegen Napoleon und für die Bourbons zu ſtimmen, und entwarf jene Proclamation, die gewiſſermaßen das Signal des allgemeinen Abfalls ward. Ludwig XVIII. belohnte ſeinen Eifer durch ein Adelsdiplom und das Ehrenkreuz. Bei Napoleons Rückkehr 1815 begab ſich Herr Bellart nach England, und kehrte erſt nach des Königs Wiedereinſetzung nach Paris zurück, der ihn zum Procurator beim königl. Obergericht zu Paris (Cour-royale de Paris) machte; und kurz darauf ward er zum Deputirten des Seinedepartements bei der Deputirten-Kammer gewählt. In den Prozeſſen Ney's und Lavalette's ſpielte er als königl. Procurator eine ausgezeichnete Rolle.

Belle-Alliance, ſ. Waterloo.

Bellegarde (Graf von), aus einer der älteſten ſavoyiſchen Familien, geboren zu Chambéri in Savoyen, 1760. Er kam ſchon ſehr früh in öſterreichiſche Dienſte und zeichnete ſich in den Feldzügen 1793, 94 und 95 ſo vortheilhaft aus, daß er Mitglied des Kriegsraths beim Erzherzog Carl und am 12. März 1796 zum Feldmarſchall-Lieutenant erhoben wurde. Als ſolcher ſchloß er 1797 den be-

rühmten Waffenſtillſtand zu Leoben mit Buonaparte und führte 1799 den Oberbefehl über die Armee, welche die Verbindung zwiſchen Suwarow und dem Erzherzog Carl erhalten ſollte. Zu Betreibung der Friedensunterhandlungen eilte er von Wien nach Prag und Berlin, ohne ſeinen Zweck erreichen zu können, und mußte daher 1800 nochmals nach Italien, um dem Erzherzog Ferdinand mit ſeinem Rathe im letztern Feldzug zu dienen, nach deſſen unglücklichem Ende er eine der erſten Stellen im Hofkriegsrath und 1805 nach dem Abgang des Erzherzogs Carl das Präſidium deſſelben übernahm. Im Jul. 1805 wurde ihm aber das General-Commando im Venetianiſchen übertragen. Im J. 1806 wurde er zum Feldmarſchall und Civil- und Militär-Gouverneur von beiden Galizien ernannt; erhielt bald hernach das Großkreuz des Leopoldordens und das ehrenvolle Amt eines Gouverneurs des Kronprinzen. Im Feldzug 1809 zeichnete er ſich vorzüglich bei Großaspern aus. Nach dem Frieden von Wien übernahm er zum zweitenmale das General-Commando in Galizien, wo er bis zum Wiederausbruch des Kriegs 1813 blieb. Nun wurde er zum Präſidenten des Hofkriegsraths ernannt, mußte aber bald zur Armee nach Italien abgehen, wo er vom Vicekönig lebhaften Widerſtand erfuhr, aber dennoch bis Piacenza vordrang und dort am 16. April einen Waffenſtillſtand mit ſelbigem abſchloß. Als General-Gouverneur der öſterreichiſchen Provinzen in Italien hatte er ſeinen Sitz zu Mailand und erwarb ſich die Liebe der neuen Völker in hohem Grade, wodurch er beim Einbruch Murats 1815 nicht weniger zur Erhaltung der Ordnung beitrug, als durch ſeine ſchönen Defenſiv-Siege bei Ferrara und bei der Brücke von Occhio Bello. Er blieb ſo lange Gouverneur, bis der Erzherzog Anton zum Vicekönig des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs ernannt war, und der Graf Saurau als Gouverneur der Lombardei auftrat. Hierauf reiſ'te er nach Paris, wo er lange Zeit als Privatmann lebte. Jetzt ſteht er wieder an der Spitze des Hofkriegsraths.

Belleisle (Charles Louis Auguſte Fouquet Graf v.), Marſchall von Frankreich, geboren den 22. Sept. 1684 zu Villefranche, einer der berühmteſten Staatsmänner und glücklichſten Feldherren Frankreichs. Er war noch ſehr jung, als ihm von König Ludwig XIV. ein Dragonerregiment verliehen wurde. Bei der berühmten Belagerung von Lille that er ſich hervor, und wurde Brigadier der Armeen des Königs. Nach dem ſpaniſchen Succeſſionskriege ging er mit dem Marſchall Villars nach Raſtadt, wo er ſich auch als Staatsmann zeigte. Der Friede von 1736 ſicherte Lothringen der Krone Frankreich zu, und dieſe Abtretung war beſonders das Werk des Grafen Belleisle, dem der Cardinal Fleury ſein ganzes Vertrauen ſchenkte. Der König übergab ihm das Gouvernement von Metz und den drei Bisthümern, das er ſein ganzes Leben hindurch verwaltete. Er wurde Marſchall von Frankreich. Einige Monate vor dem Ausbruche des Krieges 1741 reiſ'te er an die erſten Höfe Deutſchlands, um ſie nach Carls VI. Tode insgeheim für die Ernennung des Churfürſten von Baiern zum römiſchen Kaiſer zu gewinnen, und verfuhr dabei mit ſo viel Geſchicklichkeit und Glück, daß er die Bewunderung Friedrichs II. erregte. Als der Krieg ausbrach, trat er an die Spitze der franzöſiſchen Armee, um die Heere Maria Thereſia's zu bekämpfen. Er nahm Prag durch Sturm, mußte ſich aber zurückziehen, als der König von Preußen einen Separatfrieden geſchloſſen hatte, und machte dieſen Rückzug mit bewundernswürdiger Klugheit. Im J. 1748 belohnte der König ſeine Verdienſte dadurch, daß er ihn

zum Herzog und Pair des Reichs erhob; er erhielt das Kriegsdepartement, ſchaffte bei dem Militär eine Menge Mißbräuche ab, vergrößerte und verſchönerte die Militärſchule, und veranlaßte die Stiftung eines Verdienſtordens. Metz erhielt durch ihn eine Akademie. Dieſer Mann, der als General, Miniſter und Familienvater ſich Ruhm und Achtung erworben hatte, ſtarb den 26. Jan. 1761.

Bellĕrophon (urſprünglich Hipponoos), ein Sohn des Glaukus, Königs von Korinth, tödtete ohne Vorſatz ſeinen Bruder und flüchtete zu Prötus, König von Argos, der den Verwandten gaſtfreundlich aufnahm und ſühnte. Aber die Königin, Antea mit Namen, eine lykiſche Fürſtentochter, faßte bald eine ſträfliche Liebe für den Jüngling, und als Bellerophon aus Achtung für das heilige Gaſtrecht ihre ſtrafbare Neigung nicht erwiederte, rächte ſie ſich durch Verleumdung und Anklage des Unſchuldigen bei ihrem Gemahl. Aber Prötus wollte die Rache nicht ſelbſt an dem Gaſtfreunde vollziehen, ſondern ſchickte ihn zu ſeinem Schwiegervater Jobates, mit einer Tafel, worauf dem Überbringer verderbliche Zeichen eingegraben waren. Glücklich vollendete er, im Geleit obwaltender Götter, ſeine Reiſe. Jobates bewirthete den Ankömmling, nach gaſtfreundlichem Heldengebrauch, neun Tage, ehe er ihn um ſeine Aufträge befragte, und als er am zehnten die Zeichen erkannte, und die Abſicht der ganzen Sendung verſtanden hatte, da ſcheute auch er ſich, Hand an den Fremdling zu legen. Er befahl ihm aber ein halsbrechendes Abenteuer zu beſtehen und die feuerſpeiende, dreigeſtaltete Chimära (ſ. d. A.) zu erlegen, weil er überzeugt war, daß auch der kühnſte Wagehals aus dieſem Kampfe nicht mit dem Leben davon kommen könne. Bellerophon bekämpfte ſie auf dem Pegaſus aus den Lüften, und ſeine tapfere Hand erlegte das Ungeheuer. Hierauf bezwang er auch noch die Solymer und endlich die mannhaften Amazonen. Da erkannte Jobates des Jünglings göttlichen Urſprung (Bellerophon war des Siſyphus Enkel), vermählte ihm ſeine Tochter, und theilte ſein Reich mit ihm. Mit ſeiner Gemahlin erzeugte Bellerophon Iſandros, Hippolochos und Hippodamia, erhielt ſich aber in ſeinem Glücke nicht bis ans Ende, denn wahnſinniger Übermuth brachte ihm Verderben. Er wollte ſich auf dem Flügelroſſe zum Olymp emporſchwingen, und zog dadurch die Rache der Götter auf ſich. Nach Einigen traf ihn der Blitz des Zeus, nach Andern warf ihn der Pegaſus, von einer Bremſe geſtochen, ab, und er durchirrte einſam und menſchenſcheu die Ebene von Aleia.

Bellona, die Schweſter, nach Einigen die Gemahlin des Mars, den ſie auf das Schlachtfeld begleitete; daher man in ihr die Göttin des Krieges verehrte. Auf den alten Denkmählern, auf welchen ſie erſcheint, iſt ſie ſchwer von der Minerva zu unterſcheiden. Bellona (welche von Einigen auch für die Wagenlenkerin des Mars ausgegeben wird, deſſen Roſſe ſie mit blutiger Geißel antreibt) iſt eigentlich eine von der Minerva ganz verſchiedene Göttin, denn in ihr erkennt man nur die Wuth, Mordluſt, Grauſamkeit und alles Zerſtörende und Scheußliche des Krieges; daher wird ſie auch mit fliegenden blutigen Haaren, in der einen Hand die Geißel, Waffen in der andern, abgebildet; dagegen Minerva's Weisheit und Mäßigung ſelbſt im Getümmel der Waffen noch ſichtbar iſt.

Belloy (Pierre Laurent Buirette de), ein nicht unberühmter franzöſiſcher Dramatiker, wurde den 17. Nov. 1727 zu St. Flour in Auvergne geboren, und als ein Kind von fünf Jahren nach Paris

gebracht. Hier verlor er ſeinen Vater nach einem Jahre; ſeine einzige Stütze war ein Oheim, der ein berühmter Parlamentsadvocat war, und ihm denſelben Beruf anwies. Er trieb dieſes Geſchäft mit Widerwillen, und zeigte viel Talent und Neigung für die dramatiſche Kunſt. Sein Oheim kämpfte dieſem Geſchmacke entgegen, und veranlaßte ihn dadurch, ſich heimlich zu entfernen. Er erſchien nun an mehreren nordiſchen Höfen als Schauſpieler unter dem Namen Dormont de Belloy. Sein Charakter erwarb ihm überall Liebe und Achtung. Mehrere Jahre verlebte er am Hofe zu Petersburg, wo die Kaiſerin Eliſabeth ihm viele Güte erwies. Aber Frankreich blieb immer der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht, und er ging 1758 dahin zurück, um ſeine Tragödie Titus aufführen zu laſſen. Sein Oheim, nun ſein unverſöhnlicher Feind geworden, wirkte bei dem Könige einen Verhaftsbefehl aus, der vollzogen werden ſollte, ſobald ſein Neffe die Bühne betreten würde. Belloy hoffte durch den guten Erfolg ſeines Titus ſeine Familie zu verſöhnen; aber dieſe Hoffnung ſchlug fehl und er ging wieder nach Petersburg. Kurz darauf ſtarb ſein Oheim. Nun kehrte Belloy nach Frankreich zurück, wo er bald ſeine Tragödie Zelmire mit dem entſchiedenſten Beifall gab. Hierauf folgte Le Siège de Calais, das außerordentliches Aufſehen machte, und noch immer zu den ſchönſten Trauerſpielen der franzöſiſchen Bühne gerechnet wird. Er erhielt die Medaille, die der König denjenigen Dichtern zugeſagt hatte, deren Stücke dreimal auf dem Theater mit Glück gegeben werden würden, und die nur dieſesmal ausgetheilt worden iſt. Die Stadt Calais überſchickte ihm das Bürgerrecht in einer goldnen Kapſel, mit der Aufſchrift: Lauream tulit, civicam recipit. Er ſchrieb noch mehrere Theaterſtücke; in vielen ahmte er dem Metaſtaſio nach, aber nirgends kann man eine gewiſſe Genialität verkennen. Er ſtarb am 5. März 1775.

Bell-Rock oder Inch-Cap, ein für die Schiffer höchſt gefährlicher Felſen an der Küſte von Schottland, unweit der Mündung des Tay-Fluſſes. Der Name Bell-Rock, Glockenfelſen, ſoll von einer Glocke (Bell) herrühren, welche die Mönche von Aberbrothok ehemals dort aufgehangen, und zur Warnung für die Schiffer beim Steigen und Fallen der Fluth geläutet haben. Dieſer Felſen bleibt bei gewöhnlicher Fluth faſt völlig vom ſinkenden Waſſer bedeckt. Nach einer Springfluth aber ragt er oft 427 Fuß lang, 230 Fuß breit, gegen 4 Fuß hoch über der Meeresfläche hervor. Seine allen Küſtenfahrern und insbeſondere allen nach dem Tay-Haf (Frith of Tay) ſegelnden Fahrzeugen höchſt gefährliche Lage war längſt anerkannt; erſt im J. 1807 ward ein Leuchtthurm darauf zu bauen angefangen, und im J. 1811 trotz der faſt unüberſteiglichen Hinderniſſe glücklich vollendet. Der Fuß dieſes cirkelrunden 115 Schuh hohen Gebäudes, welches bei gewöhnlicher Ebbe vom Waſſer frei iſt, wird bei Springfluthen bis auf die Höhe von 15 Fuß unter Waſſer geſetzt. Das Signal auf dieſem Leuchtthurm beſteht aus einem abwechſelnd weißen und rothen Licht, welches durch das Umwenden der Reflectoren hervorgebracht wird, und aus Zwiſchenräumen von Dunkelheit. Bei Nebelwetter, wenn das Licht nicht geſehen werden kann, läutet die nämliche Maſchine, welche den Wechſel des Lichtes bewirkt, bei Tag und Nacht zwei Glocken von beträchtlicher Größe. In Zſchokke's Überlieferungen zur Geſchichte (1817) befindet ſich (jedoch ohne Angabe der Quelle: Supplement zur Encyklopädia Britannica) ein intereſſanter Aufſatz über dieſen Strandfelſen.

Belohnung. Es giebt dreierlei Arten von Belohnung: eine

bürgerliche (Entſchädigung für Dienſtleiſtungen und für den damit verbundenen Zeit= und Müheaufwand), eine moraliſche (das Gefühl, eine gute Handlung nur ihrer ſelbſt wegen, und nicht aus Streben nach Gewinn, gethan zu haben), und eine natürliche (das Wohlſein zum Beiſpiel, welches eine natürliche Folge der Mäßigkeit iſt). Es iſt bisher noch immer ein Streit unter den Moralphiloſophen geweſen, ob die Erwartung endlicher Belohnung nach dieſem Leben der Zweck moraliſch guter Handlungen ſein müſſe oder nicht. Wir fühlen uns geneigt, in der Moral auf eine unbedingte Ausübung guter Handlungen, die weder in dieſem noch in jenem Leben auf Belohnung hofft, zu dringen, und dies um ſo mehr, da beſonders die jetzige Zeit dem Egoismus und dem Streben nach Gewinn, abgeſehen von allem reinen Enthuſiasmus für die Sache ſelbſt, nur zu ſehr zu fröhnen ſcheint. Es kann überhaupt im ſtrengſten Verſtande als eine moraliſche Täuſchung angeſehen werden, wenn man uns zwar verbietet, hier im Leben auf Belohnung für Tugend und ſittlichen Wandel zu hoffen, aber es uns doch dagegen gleichſam zur Pflicht macht, dieſer Belohnung in jenem Leben entgegen zu ſehen. Was wir hier für das Leben im Allgemeinen behaupten, gilt auch insbeſondere im Fache der Erziehung, wo man ebenfalls die Frage aufgeworfen hat, ob es nützlich ſei, die Kinder durch Belohnungen zur Ausübung ihrer Pflicht anzureizen, oder ob man vielmehr dieſe bisher bei der Pädagogik übliche Verfahrungsmethode als verderblich anzuſehen, und ſie als ſolche auch abzuſchaffen habe? Wenn es überhaupt die Pflicht jeder Theorie ſein muß, ihre Grundſätze ſo ſtreng und ſo unwandelbar als möglich aufzuſtellen, weil die Ausübung derſelben ohnehin durch die der menſchlichen Natur einmal inwohnende Schwachheit und Gebrechlichkeit ſchon genug gefährdet zu werden pflegt; ſo müſſen wir auch in der Erziehungswiſſenſchaft jede Belohnung für erfüllte Pflichtleiſtung als verderblich anſehen, und vor derſelben, als vor einem dem Zwecke gänzlich entgegengeſetzten Mittel, warnen. Überhaupt, dünkt uns, dürfte jede Erziehung und jeder Unterricht auf durchaus ſchlechten Grundſätzen beruhen, die eigentliche Belohnungen und Beſtrafungen zur Stütze ihres pädagogiſchen Strebens machen wollten. Denn wir ſind überzeugt, daß da, wo nicht ſchon durch reinſittliche Beiſpiele das moraliſche Gefühl und die praktiſche Handlungsweiſe in den Kindern gebildet, und gleichſam zur Gewohnheit und anderer Natur geworden iſt (in welchem letztern Falle durchaus weder Belohnung noch Beſtrafung, weder Lob noch Tadel von nöthen ſind), von eigentlicher Erziehung und Bildung zur höhern weltbürgerlichen Tugend nicht die Rede ſein könne. Pq.

Belt (der große und kleine), zwei Meerengen, welche die Oſtſee mit dem Kattegat verbinden. Der große Belt trennt die däniſchen Inſeln Seeland und Laland von Fühnen und Langeland. Seine Breite iſt von 3 bis 5 Meilen, ſeine Tiefe von 5 bis 20 Faden, Sandbänke und kleine Inſeln machen die Schifffahrt ſchwierig. Die durchpaſſirenden Schiffe müſſen bei Nyborg auf Fühnen einen Zoll entrichten. Der kleine Belt ſcheidet die Inſel Fühnen von Jütland, und verengt ſich bei der Feſtung Friedericia, wo der Zoll erhoben wird, bis auf eine Viertelmeile, ſo daß die Einfahrt aus dem Kattegat vollkommen beherrſcht iſt. Die Küſte iſt nur an wenig Orten ſteil, aber voller Sandbänke, die Strömung aus der Oſtſee iſt heftig, die Tiefe von 4 bis 27 Faden. Die Schifffahrt durch beide

Welle iſt überhaupt ſo gefährlich, daß große Schiffe meiſtens und lieber durch den Sund gehen.

Belvedere (franz. Bellevue) nennt man in Italien ſolche Gebäude, die zum Genuſſe einer ſchönen Ausſicht beſtimmt ſind. Auch benennt man mit demſelben Namen kleine, ſich über die Häuſer erhebende Thürmchen, die man beſteigt, theils um friſche Luft zu ſchöpfen, theils ſich des Anblicks der ſchönen Natur zu erfreuen. Dergleichen Thürmchen haben in Rom die meiſten Häuſer; eigentliche ſogenannte Belvedere's aber findet man nur in den Paläſten und Häuſern der Reichen. In Frankreich giebt man den Namen Belvedere kleinen Gebäuden von ländlicher Bauart und einfacher Verzierung, oder einer Bogenlaube am Ende eines Gartens oder Parks, worin man der Kühlung genießt, und ſich vor der Gluth der Sonnenſtrahlen ſchützt. In Deutſchland haben mehrere fürſtliche Luſtſchlöſſer dieſen Namen, z. B. das Belvedere bei Wien, bei Weimar u. a.

Beluchiſtan (Beloochiſtan), ein Land in Aſien, an der Nordweſtküſte der indiſchen Halbinſel. Seiner größten Ausdehnung nach umfaßt dieſer Name den ganzen Raum zwiſchen 24° 5′ — 30° 40′ N. Br. und 58° 55′ — 67° 30′ O. L. von Greenwich. Beluchiſtan erſtreckt ſich demnach von Söhiſtan und Afghaniſtan im Norden bis an den indiſchen Ocean, und von den Provinzen Lariſtan und Karman in Weſten, bis Sinda in Oſten. Es beſteht aus 5 bis 6 Abtheilungen, wenn Sinda, deſſen Regenten Belucher ſind, dazu gerechnet wird. 1. Die Provinzen Eihalawan und Sarawan, ſammt dem Bezirk von Kolat. 2. Die Provinzen Mekran und Lus. 3. Kohiſtan oder das Land der Hügel, weſtlich von der Wüſte. 4. Die Wüſte. 5. Die Provinz Cutſch-Gundawa und der Diſtrict von Hurrund Dajal. Der Boden, das Klima und die oberflächliche Anſicht eines ſo weitläufigen Territoriums iſt ſehr verſchieden, und während mehrere hohe Gebirge mit Schnee bedeckt ſind, iſt die Hitze in den Ebenen zur Sommerzeit faſt unerträglich. Im Allgemeinen iſt das Waſſer ſelten, und die fließenden Gewäſſer ſind wenig mehr als Bergbäche, die ſich im Sande verlieren oder als ſeichte Flüßchen ihren Weg nach dem Meere nehmen. Zu den letztern gehören der Puralle, Mokru, Daſti, Nugor, Sinru und Sodſchi. Der Daſti iſt der breiteſte, und ſoll ſeinen Weg unter mancherlei Namen über 1000 engl. oder 200 deutſche Meilen fortſetzen. Die Wüſte von Beluchiſtan iſt ungefähr 65 deutſche Meilen lang und wenig mehr als 40 breit, ſie beſteht aus klarem Flugſand, und iſt ungemein ſchwer zu durchreiſen. Ein großer Theil des Landes, namentlich der öſtliche, iſt bergig, Kohiſtan ausgeſchloſſen. Eine große Gebirgskette, die Brahuiksberge, erhebt ſich vom Meeresufer bei Cap Monza, oder Mowari, unter 25° N. Br. und 66° 58′ L., ſtreicht nordwärts bis über die Grenzen von Beluchiſtan hinaus, und ſcheint gewiſſermaßen mit den Hazarah oder den paropamiſiſchen Bergen weſtlich von der Stadt Kolat zuſammenzuhängen. Verſchiedene andere Gebirgszüge und regelloſe Berg-Maſſen durchſchneiden das Land in andern Gegenden und Richtungen. Gold, Silber, Blei, Eiſen, Kupfer und Zinn findet ſich hier, und zwar verſchiedene von dieſen Metallen in großer Menge. Steinſalz, Alaun, Salpeter und Schwefel liefern verſchiedene Gegenden in Überfluß. Die Vegetation iſt reich, und die Gärten in der Nähe der Städte bringen die feinſten Früchte hervor. Getreide wird im Überfluß erbaut. Die nördlichen Gegenden bringen Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte hervor. Aſſafötida wächſt zwiſchen den

Hügeln. — Obſchon Beluchiſtan im Allgemeinen kein Holzland zu ſein ſcheint, ſo giebt es doch daſelbſt Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Die Hausthiere ſind: Pferde, Mauleſel, Eſel, Kameele, Dromedare, Büffel, ſchwarzes Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben. — Truthühner, Gänſe und Enten fehlen. — Die wilden Thiere ſind: Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkatzen, wilde Hunde, Füchſe, Haſen, Monguʒ, Bergziegen, Antelopen, rothe und andere Elenthiere, wilde Eſel u. ſ. w. Faſt alle europäiſche und aſiatiſche Vögelgattungen finden ſich hier beiſammen. Zwei Völkerſchaften theilen ſich vorzugsweiſe in den Beſitz des Landes, die Beluchen und die Brahu's. Beide ſind ſowohl durch ihr äußeres Anſehen, als durch ihre Gebräuche von einander verſchieden, und beide theilen ſich in eine zahlloſe Menge einzelner Stämme. Die 3 Hauptſtämme der Beluchen ſind die Rharu's, die Rhinds, und die Mugſchi's. Alle ſind ſchlank, wohlgebildet und thätig, aber von geringer Körperkraft. Ihre Farbe iſt dunkel, das Haar ſchwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, ſie fürchten keine Gefahr, und ſind tapfer im Gefecht. Die Rharu's, von allen die räuberiſcheſten, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweiſe zu Hauſe iſt, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriarchaliſches Hirtenleben. Sie wohnen meiſtens unter Zelten oder Hütten. — Die Brahu's ſind von kurzem, ſtämmigen Wuchs, haben runde Geſichter und flache Züge. Bei manchen ſind Haupthaar und Bart braun. Sie leben als eigentliche, nirgends angeſeſſene Nomaden, welche der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maßgabe jeder Jahreszeit wechſeln. Frei von dem räuberiſchen Unternehmungsgeiſte der Beluchen ſind ſie ein braves, ruhiges und betriebſames Volk. Aber trotz dieſer weſentlichen Verſchiedenheit ſind die Sitten beider Völker in vielen Stücken dennoch einander ähnlich. Beide halten ihr gegebenes Wort unverbrüchlich und beide ſind gleich gaſtfrei. Die Hauptſtadt Kelat, ein weitläuftiger Ort von ungefähr 3750 Häuſern, iſt die Reſidenz des Khan oder Souveräns von ganz Beluchiſtan, welchem alle untergeordneten Stämme einen gewiſſen Tribut bezahlen, und bei vorfallenden Kriegen ein Truppen-Contingent liefern müſſen. Die jährlichen Einkünfte des Khan betragen wenig mehr als den Werth von 250,000 Rthlr., ein großer Theil davon beſteht in Natural-Lieferungen. In früheren glänzenden Perioden ſoll der Khan von Kelat 250,000 Mann ins Feld geſtellt haben. Jetzt mag ſeine wirkliche Macht in nicht mehr als ungefähr 60,000 ſtreitbaren Männern beſtehen. Die urſprünglichen Landeseingebornen ſollen tatariſchen Urſprungs ſein. Außer ihnen leben aber noch eine beträchtliche Menge Diwars (Dehwars) und Hindu's im Lande zerſtreut. Der jetzige Regent von Beluchiſtan, Mohamet Khan, geboren 1781, iſt ein humaner Mann, aber ohne die ſelbſtſtändige Kraft, welche zur Leitung eines nur halbciviliſirten Volkes unentbehrlich iſt. Verſchiedene unterordnete Häuptlinge haben daher das Joch des Gehorſams abgeſchüttelt, und dieſes weitläuftige Reich iſt jetzt durch innerliche Unruhen zerrüttet.

Bembo (Pietro), einer der berühmteſten Gelehrten und Schriftſteller Italiens, welche das 16. Jahrhundert verherrlicht haben, war zu Venedig im Jahr 1470 geboren. Er erlernte ſehr früh die lateiniſche, und dann zu Meſſina unter Lascaris die griechiſche Sprache, kehrte darauf in ſein Vaterland zurück, wo er zunächſt eine kleine Schrift über den Ätna herausgab, und wollte, nach dem Willen ſei-

nes Vaters, in die Laufbahn der öffentlichen Geſchäfte eintreten; aber bald fand er Mißbehagen daran, und widmete ſich ganz der Cultur der Wiſſenſchaften. Er trat in den geiſtlichen Stand, der ihm einen ruhigern Wirkungskreis eröffnete. Zu Ferrara, wo er ſeine philoſophiſchen Studien vollendete, verband er ſich genau mit Herkules Strozzi, Tibaldeo und beſonders mit Sadolet, der für immer einer ſeiner liebſten Freunde blieb. Von Ferrara kehrte er nach Venedig zurück, wo ſich in dem Hauſe des Aldus Manutius eine gelehrte Akademie gebildet hatte. Bembo ward eines der vorzüglichſten Mitglieder derſelben, und fand einige Zeit lang Vergnügen daran, die ſchönen Ausgaben zu corrigiren, die aus dieſer berühmten Druckerei hervorgingen. Nach einem Beſuche in Rom begab er ſich 1506 an den Hof von Urbino, der damals einer von denen in Italien war, wo die Wiſſenſchaften am meiſten in Anſehen ſtanden. Er verlebte hier ungefähr ſechs Jahre und erwarb ſich mächtige Freunde. Er war im Jahre 1512 Julius von Medicis (dem Bruder des Cardinals Johann, nachmaligen Papſtes Leo X.) nach Rom gefolgt, und Leo X., ſein Nachfolger, ernannte, noch ehe er das Conclave verließ, Bembo zu ſeinem Secretär, und gab ihm ſeinen Freund Sadolet zum Amtsgenoſſen. Um dieſe Zeit machte Bembo die Bekanntſchaft mit einer jungen und hübſchen Dame, Namens Moroſina, mit welcher er 22 Jahre lang in dem zärtlichſten Einverſtändniß lebte. Sie gebar ihm zwei Söhne und eine Tochter, die er mit der größten Sorgfalt erzog. Seine vielen Amtsgeſchäfte, ſeine literariſchen Arbeiten, verbunden mit einem vielleicht zu anhaltenden Genuß der Lebensfreuden, hatten ſeine Geſundheit ſo geſchwächt, daß er zu ihrer Wiederherſtellung die Bäder von Padua brauchte, als er dort den Tod Leo's X. vernahm. Da er bereits hinlänglich mit Kirchengütern ausgeſtattet war, beſchloß er, ſich ganz von den Geſchäften zurückzuziehen, und den Reſt ſeiner Tage in Padua, deſſen Luft ihm wunderbar zuſagte, in der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und dem Umgange mit ſeinen Freunden zu verleben. Sein Haus ward ein Tempel der Muſen. Die Gelehrten dieſer berühmten Univerſität beſuchten es eifrigſt und die Fremden ſtrömten dahin. Bembo brachte eine anſehnliche Bibliothek, eine Sammlung von alten Münzen und Denkmählern zuſammen, die damals für eine der reichſten in Italien galt, und legte einen ſchönen botaniſchen Garten an. Den Frühling und Herbſt verlebte er auf einer Villa, Bozza genannt, welche von Alters her ſeiner Familie gehörte. Die ungetrübte Muße des Landlebens wandte er beſonders für ſeine Arbeiten in Proſa und Verſen an. Im Jahre 1529 wurde ihm von der Republik Venedig, nach Andreas Navagero's Tode, das Amt eines Hiſtoriographen angetragen, das er, wiewohl mit einigem Widerſtreben und unter Ablehnung des damit verbundenen Gehaltes, annahm. Zugleich ward er zum Bibliothekar der St. Marcusbibliothek ernannt. Papſt Paul III., der 1534 Clemens VII. gefolgt war, und bei einer von ihm beſchloſſenen Cardinalpromotion die Augen auf die berühmteſten Männer ſeiner Zeit warf, hatte auch Bembo dazu auserſehen, und würde ihn ſchon 1538 zum Cardinal ernannt haben, wenn nicht die Feinde deſſelben die Wahl um ein Jahr verzögert hätten. Ihr Entgegenwirken war Urſache, daß Bembo erſt 1539 den Cardinalshut empfing, als er ſich eben in Venedig befand. Von jetzt an entſagte er der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, und machte die Kirchenväter und die heilige Schrift zu ſeinem Hauptſtudium. Von ſeinen frühern Arbeiten ſetzte er allein die Geſchichte von Venedig fort.

Zwei Jahre nachher ertheilte ihm Paul III. das Biſthum von Gubbio und bald darauf das reiche Biſthum von Bergamo. Er lebte noch drei Jahre, mit Ehren überhäuft, und ſtarb 1547 in einem Alter von 77 Jahren. Bembo vereinigte in ſeiner Perſon, ſeinem Charakter, in der Anmuth ſeiner Unterhaltung und ſeines Geiſtes alles, was liebenswürdig iſt. Sein literariſches Verdienſt war ſchon bei ſeinen Lebzeiten anerkannt. Er war der Wiederherſteller des guten Styls ſowohl in der lateiniſchen Sprache, wo er Cicero, Virgil und Julius Cäſar zu ſteten Muſtern wählte, als auch in der italieniſchen, wo er beſonders Petrarca nachahmte. In Anſehung der Reinheit des Styls war er ſo ſcrupulös, daß er, wie man erzählt, gegen vierzig verſchiedene Fächer hatte, welche ſeine Schriften nach und nach, ſo wie er ſie immer mehr und mehr gefeilt hatte, durchwandern mußten, und erſt wenn ſie vierzig Prüfungen beſtanden hatten, machte er ſie bekannt. Seine ſämmtlichen Werke, die vielfach einzeln gedruckt worden, ſind 1729 zu Venedig in vier Foliobänden erſchienen. Die wichtigſten derſelben ſind die Geſchichte Venedigs von 1487 bis 1513 in zwölf Büchern, die er ſowohl lateiniſch als italieniſch abfaßte: Le prose, Dialogen, in welchen die Regeln der toscaniſchen Sprache aufgeſtellt werden; Gli Asolani, Dialogen über die Natur der Liebe; Le rime, eine Sammlung trefflicher Sonette und Canzonen; ſeine Briefe, ſowohl die italieniſch als die lateiniſch geſchriebenen; De Virgilii Culice et Terentii fabulis liber: Carmina, eben ſo geiſtreich als elegant, aber zum Theil von einem freiern Geiſte, als der Stand des Verfaſſers erwarten ließ, und einige andere.

Benannte Zahlen. Iſt außer der Zahl auch der Gegenſtand angegeben, auf welchen ſie ſich bezieht, ſo heißt die Zahl benannt, z. B. 10 Thaler, 20 Pfund. Die Regel de tri fodert oft Multiplication und Diviſion benannter Zahlen durch benannte Zahlen. In ſolchen Fällen iſt aber der Multiplicator eventualiter mit ſeinen Bruchtheilen, als eine abſolute Zahl zu betrachten; Diviſor und Dividendus aber müſſen gleichartig ſein. Die Anſicht jedes Regel de tri Exempels macht dies deutlich.

Benares, Bhanares, eine große fruchtbare Landſchaft in der brittiſchen Statthalterſchaft Bengalen in Hindoſtan, auf beiden Seiten des Ganges, zwiſchen dem 23. und 37. Grad N. Br., von 591½ Q. Meilen und 2 Millionen Einwohnern. Die Hauptſtädte ſind Benares, Joanpur, Ghazypur und Mirzapur, nebſt den beiden berühmten Feſtungen Chunar und Bijaghur. Der ehemals unabhängige Rajah oder Fürſt ward 1775 von den Engländern zinsbar gemacht, und mußte ihnen jährlich 900,000 Thlr. bezahlen. Aber 1781 vertrieb der General=Gouverneur Haſtings den Rajah Cheit Sing, nahm das Land für England in Beſitz, und ſetzte deſſen Neffen Babu Sing zum Schein=Regenten ein, mit ſehr eingeſchränkter Gewalt, und mit Erhöhung des Tributes auf mehr als zwei Millionen Thaler. Die Hauptſtadt Benares oder Kaſchy am Ganges, unterm 25° 18′ 36″ Nördl. Br. und 83° O. L. von Greenwich, iſt eine der größten indiſchen Städte, hat aber keine Mauern, meiſtens enge ſchmutzige Gaſſen, 12,000 Häuſer von gehauenen und Backſteinen, deren manche bis 5 und 6 Stockwerke hoch ſind, und 16,000 Lehmhäuſer, 580,000 beſtändige Einwohner, worunter 7000 Braminen, und 50,000 Mohammedaner ſind, und wovon 3000 zur Dienerſchaft der drei Hindu=Rajah's gehören, die ſtatt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen verſehen. Zur Zeit der religiöſen Feſte iſt die Zahl der Bewohner nicht zu berechnen,

Benares iſt der Hauptſitz der indiſchen Gelehrſamkeit, wo die Braminen in der Sanſkrit-Sprache, in der Aſtronomie, zu deren Behuf eine Sternwarte vorhanden, und in anderen Kenntniſſen regelmäßigen Unterricht ertheilen. Die Stadt enthält viele Pagoden, von welchen unter andern eine uralte als Wallfahrts-Ort für beſonders heilig gehalten wird. Die Hindu's glauben, wer in Benares ſtirbt, kommt unmittelbar ins Paradies. Ein Gegenſtand der Bewunderung und ein Denkmahl der Mohammedaniſchen Übermacht ſowohl als der Unterdrückung von Indien iſt die prächtige in der Mitte der Hindu-Tempel im 17. Jahrhundert von Aurengzeb erbaute Moſchee. Die Einwohner von Benares ſind meiſtens Kaufleute, deren viele ſehr beträchtliche Geldgeſchäfte durch ganz Indien, ja ſogar bis an die ruſſiſche Grenze, treiben. Baumwollene Zeuge, Shawls, Gold- und Silber-Treſſen, Brocate und Seiden-Zeuge, werden von Benares durch den ganzen Oſten ausgeführt; auch iſt hier der Hauptmarkt für die Diamanten und andere Edelſteine aus den Gruben von Bundelkund. — Der Palaſt des Rajah's iſt zu Ramnaghur oberhalb der Stadt, auf dem gegenſeitigen Ufer des Ganges. Das hier reſidirende engliſche Kriegsgericht adminiſtrirt die höchſte Juſtiz in den Diſtricten von Mirzapur, Allahabat, Bundelkund, Joanpur, Gorukpur, und in der Stadt Benares. Jeder dieſer Diſtricte hat einen engliſchen Magiſtrat und Richter, die jedoch über Tod und Leben nicht entſcheiden.

Bench, Kingsbench (Königsbank) iſt ein hohes Gericht in England, welches in London in dem Palaſt von Weſtminſter gehalten wird, und über Sachen, welche die Krone betreffen, auch über Verbrechen, welche das Leben angehen, urtheilt. Es beſteht aus einem Präſidenten und drei Beiſitzern. Außerdem aber heißt auch Kingsbench das in London in der Vorſtadt Southwark gelegene, aus mehreren Gebäuden und Hofräumen beſtehende Gefängniß, das für die geringerer Vergehen, beſonders aber Schulden halber Verhafteten beſtimmt iſt, welche im Umfange des Gefängniſſes der vollkommenſten perſönlichen Freiheit genießen, und ungehindert ihre Geſchäfte fortſetzen können, auch einem eigenen Gerichte unterworfen ſind. Sehr intereſſante Nachrichten theilt unter andern Archenholz darüber mit.

Benda (Franz), älteſter Sohn Hans Georg Benda's, eines böhmiſchen Leinwebers, welcher auf Friedrichs II. Einladung mit ſeiner Familie nach Berlin zog, und Stifter einer eigenen Violinſchule in Deutſchland, war königl. preußiſcher Concertmeiſter und 1709 in Altbenatky in Böhmen geboren. Er hatte ſich auf das Studium der Geige gelegt, aber es gebrach ihm ſo ſehr an allen Hülfsmitteln, daß er ſich zu einer Truppe herumziehender Muſikanten begeben mußte, um ſeinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Unter dieſen befand ſich ein blinder Jude, mit Namen Löbel, der die Geige mit bewundernswürdiger Kühnheit und Vollkommenheit ſpielte und als das Vorbild zu betrachten iſt, nach welchem Benda ſich bildete. Dieſer, des unſteten Lebens müde, kehrte in ſeinem achtzehnten Jahre nach Prag zurück, wo er ſchon vorher Sopranſänger an der St. Nicolaikirche geweſen war. Nachdem er daſelbſt einige Zeit bei dem dortigen vortrefflichen Geiger Konyczeck Unterricht genoſſen hatte, unternahm er eine Reiſe nach Wien und fand daſelbſt Gelegenheit, den Unterricht des berühmten Franciscello zu benutzen. Von hier trat er nach zwei Jahren als Capellmeiſter in die Dienſte des Staroſten Szaniawsky, wo er bis 1732 verblieb, in welchem Jahre ihn der damalige Kronprinz von Preußen (nachmals Friedrich II.), auf Quanz Empfehlung

in ſeine Dienſte nahm. Im Jahre 1771 wurde er an Grauns Stelle zum königlichen Concertmeiſter ernannt, und ſtarb als ſolcher am 7. März 1786 zu Potsdam in einem Alter von 76 Jahren. Burney drückt ſich über ihn alſo aus: „Seine Manier war nicht Tartini's, noch Somi's, noch Veracini's, noch irgend eines andern bekannten Oberhaupts einer Muſikſchule. Es war ſeine eigene, die er ſich nach den Muſtern der großen Meiſter gebildet hatte.“ Hiller, im erſten Bande ſeiner Biographie ſagt: „Er brachte auf ſeinem Inſtrumente die ſchönſten, reinſten, lieblichſten Töne hervor, die man hören kann. Keiner kam ihm gleich in Präciſion des Spiels und in der Schärfe des Bogenſtrichs. Er kannte alle Schwierigkeiten und alle Hülfsmittel ſeines Inſtrumentes vollkommen, und verſtand die letztern zu benutzen. Der erhabene Geſang hatte für ihn den meiſten Reiz.“ Von ſeinen vielen Compoſitionen hat er nur zwölf Solo's für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Unter ſeine Zöglinge im Geſange zählt man ſeine beiden Töchter, die Gattinnen der Capellmeiſter Reichard und Wolff.

Benda (Georg), dritter Sohn von Hans Georg, gothaiſcher Capelldirector, 1721 zu Altbenatky in Böhmen geboren, wurde zuerſt von Friedrich II. bei der zweiten Geige in der Capelle zu Berlin angeſtellt, trat aber 1748 als Capellmeiſter in die Dienſte des Herzogs von Gotha, wo er Gelegenheit fand, ſein Talent für Compoſition, beſonders für den Kirchenſtyl, immer mehr auszubilden. Der damalige Herzog von Gotha, Friedrich III., der ſelbſt ein großer Freund und Beſchützer der Tonkunſt war, ſetzte ihn in den Stand, im Jahre 1765 eine Reiſe nach Italien zu machen, und ernannte ihn hierauf mit erhöhtem Range zum Capelldirector. In Venedig traf Georg Benda den damals ſehr berühmten Haſſe an, deſſen freundſchaftlichen Umgang er auf eine ausgezeichnete Weiſe genoß. Auch mit ſeinem künftigen Nachfolger, dem Capellmeiſter Schweizer, traf Benda in Venedig zuſammen. Dieſe Reiſe gab ſeinem Geſchmacke und ſeiner Ausbildung einen Umfang und eine Vielſeitigkeit, welche ohne dieſelbe Benda vielleicht nie erreicht haben würde. Benda's Talente hatten ſeit einer geraumen Zeit gleichſam geſchlummert; denn mit dem Tode Friedrichs III., welcher 1772 erfolgt war, hörte die Kirchenmuſik in der Hofkirche auf, für welche Benda ſeine vorzüglichſten Werke geſchrieben hatte. Jetzt aber begann in Benda's Leben eine neue, glänzendere Periode. In Folge des Brandes, der im Jahre 1774 das Schloß zu Weimar zerſtörte, war die berühmte Seilerſche Schauſpielergeſellſchaft gezwungen, von dort auszuwandern und ſich nach Gotha zu begeben. Mit ihr kam auch Schweizer, der damals durch die Compoſition der Wielandiſchen Oper Alceſte bekannt geworden war, nach jener Stadt. Durch ihn fühlte ſich Benda, der ſein Talent für die Theatercompoſition ſchon durch die Opern Ciro riconosciuto und il buon Marito bewieſen hatte, aufs neue angeregt, für die Bühne zu arbeiten. Die erſte, ſehr bekannt gewordene Frucht davon war ſeine Ariadne, mit deren Entſtehung es folgende Bewandtniß hatte. Die Schauſpielerin Brandes, die Mutter der nachmals ſo berühmten Minna Brandes, hatte kein Talent für den Geſang, aber Benda war ein großer Bewunderer ihrer Declamation und ihres Geberdenſpiels. Er ſann daher darauf, wie er ihre Kunſt als Schauſpielerin zugleich mit der Kraft der Muſik verbinden könnte, und faßte die Idee zu einem Melodrama, welche auch nach Gotters und Engels Angaben, welcher letztere eben in Gotha war, von dem Schau-

ſpieler Brandis ausgeführt wurde. Benda componirte den Text und ſomit entſtand das Melodrama Ariadne, welches nachher faſt in ganz Europa bekannt worden iſt. Als eine Sonderbarkeit verdient es angeführt zu werden, daß J. J. Rouſſeau ſchon einige Jahre früher dieſelbe Idee gehabt, und ſie auch in ſeinem Pygmalion ausgeführt hatte. Doch iſt erwieſen, daß Benda, als er den Plan zu ſeiner Ariadne faßte, von Rouſſeau's Unternehmung keine Kenntniß hatte. Ariadne wurde bald in ganz Deutſchland und nachher auch in dem übrigen Europa mit enthuſiaſtiſchem Beifalle aufgenommen, und ſie verdiente ihn wegen ihrer Originalität, Lieblichkeit und wahrhaft genialen Ausführung. Der Ariadne ließ Benda noch in derſelben Gattung die Medea von Gotter folgen, in welcher er jedoch mehrere Stellen arienmäßig behandelte. Dann ſetzte er noch folgende Opern: der Jahrmarkt, Walder, Romeo und Julie, der Holzbauer, Pygmalion, und das tatariſche Geſetz. Alle haben zu ihrer Zeit wegen der wirklich in ihnen wohnenden Genialität einen mehr oder minder großen Beifall erhalten. Gegen das J. 1778 ſuchte Benda um ſeinen Abſchied in Gotha nach, weil er ſeinem Nebenbuhler Schweizer nachgeſetzt zu ſein glaubte, und beharrte, trotz der Einreden des Herzogs und der dringenden Bitten des ganzen Hofes und ſeiner ſämmtlichen Freunde, auf ſeinem Entſchluſſe, worauf er eine Reiſe durch Deutſchland machte, bald aber ſeines unſteten Herumirrens müde, wieder nach Gotha zurückkehrte und dort, wo er ehemals mit einem Gehalte von mehr als 1200 Thlrn nicht hatte leben können, jetzt um eine Penſion von 400 Thlrn nachſuchte, die er auch erhielt. In dieſe Zeit fällt ſeine Reiſe nach Paris, wohin er 1781 gerufen wurde, um dort ſeine Ariadne, der man einen franzöſiſchen Text untergelegt hatte, in Perſon aufzuführen. Obgleich der Beifall, den dieſe Arbeit in Paris fand, getheilt war; ſo kehrte Benda doch hinlänglich für ſeine Reiſe entſchädigt nach Gotha zurück, von wo er ſich in ſeinen ländlichen Aufenthalt nach Georgenthal, einem angenehmen Walddorfe, drei Stunden von Gotha, begab. Im Jahre 1785 zog er aber nach Ronneburg und von da nach dem nahe gelegenen Köſtritz, wo er von nun an ganz in der Stille lebte, und von der Muſik gänzlichen Abſchied nahm. Hier ſtarb er 1795 in einem Alter von 73 Jahren. Die wahrhaft intereſſanten Anekdoten, zu welchen ſeine Zerſtreutheit, ſo wie ſeine ganze übrige Originalität, Anlaß gegeben hat, müſſen wir, aus Mangel an Raum, hier mit Stillſchweigen übergehen. Sein Sohn, Friedrich Benda, der als Tonkünſtler nicht unberühmt war, und in meklenburg-ſchwerinſchen Dienſten ſtand, ſtarb noch vor dem Vater.

Bender, ſonſt Teckin oder Tigine, moldauiſch Tigino, 47° 16′ O. L. 46° 50′ 32″ N. B. Die Hauptſtadt eines Bezirks in der ruſſiſchen Provinz Beſſarabien, am Dnieſter, an deſſen Ufern ſie halbmondförmig erbaut iſt, halb nach alter, halb nach neuer Art befeſtigt, mit Gräben und Wällen umgeben, und mit einem auf der Anhöhe liegenden Caſtell. Sie hat 2 Vorſtädte, 7 Thore, 12 Moſcheen, 1 armeniſche Kirche, 6 Ankerplätze für die Stromſchifffahrt, dunkle enge ſchmutzige Gaſſen, 20,000 Einwohner, worunter 250 armeniſche Familien, ferner Tataren, Moldauer, Juden u. ſ. w. Der Handel iſt in Bender bedeutend, auch finden ſich hier Papiermühlen, Gerbereien, Eiſenſchmieden und eine Salpeterſiederei. So lange die Stadt den Türken gehörte, wurde ſie ihrer wichtigen militäriſchen Lage halber ſtets von einem Paſcha von 3 Roßſchweifen commandirt,

Auch durch Carl XII. iſt Bender berühmt geworden. (S. Carl XII.) Im Jahr 1771 erſtürmten die Ruſſen unter Panin dieſen Ort, wobei Beſatzung und Einwohner (an 30,000) niedergehauen und die Stadt verbrannt wurde. Der darauf folgende Frieden zu Kaynardy gab Bender den Türken zurück. Am 15. November 1809 eroberten es die Ruſſen wieder mit geringer Anſtrengung, und obſchon es im Frieden von Jaſſy abermals den Türken zufiel, ſo beſetzten es die Ruſſen doch im letzten Kriege von neuem und behielten es im bucharester Frieden 1812, ſammt der Umgegend.

Benedict XIV. (Prosper Lambertini), einer der ausgezeichnetſten Päpſte, geb. 1675 zu Bologna aus einer angeſehenen Familie. Schon in ſeiner Jugend zeichnete er ſich durch ſchnelle Fortſchritte in allen Wiſſenſchaften aus. Mit beſonderer Vorliebe ſtudirte er den heiligen Thomas. Er legte ſich mit großem Erfolg auf das kanoniſche und bürgerliche Recht, und ward zu Rom Conſiſtorialadvocat. In der Folge ernannte man ihn zum Promotor Fidei, wodurch er veranlaßt wurde, ſich mit den bei der Seligſprechung üblichen Gebräuchen bekannt zu machen, und ſpäter ein ſchätzbares Werk darüber zu ſchreiben. Leidenſchaftlich für die Wiſſenſchaften, für hiſtoriſche Forſchungen, für die Denkmähler der Kunſt eingenommen, verband Lambertini ſich mit allen berühmten Männern ſeiner Zeit. Er hegte die höchſte Achtung für den Pater Montfaucon, den er in Rom kennen lernte, und der von ihm ſagte: „daß er zwei Seelen habe, eine für die Wiſſenſchaften und eine für die Geſellſchaft.“ Seine ernſten Studien hinderten ihn nicht, ſich auch mit den trefflichſten Dichterwerken vertraut zu machen, durch die er ſeinen Geiſt erhob und ſeinen Ausdruck belebte. Nach und nach wurden ihm mehrere geiſtliche Ämter und Würden ertheilt. Benedict XIII. verlieh ihm 1727 das Bisthum von Ancona, ernannte ihn 1728 zum Cardinal und gab ihm 1732 das Erzbisthum von Bologna. Lambertini zeigte allenthalben große Talente und Tugenden, und erfüllte ſeine Pflichten mit dem gewiſſenhafteſten Eifer. Er widerſtand dem Fanatismus ſelbſt mit Gefahr ſeiner eigenen Sicherheit, nahm ſich der Unterdrückten an, und äußerte ſich ſelbſt gegen Clemens XII. mit ſeltener Freimüthigkeit, ohne darum das Wohlwollen deſſelben zu verlieren. Als nach Clemens XII. Tode im J. 1740 im Conclave die Intriguen des Cardinals Tencin die Wahl über den gewöhnlichen Zeitpunct hinaus verzögerten, und die Cardinäle ſich über die Wahl nicht vereinigen konnten, ſagte Lambertini mit ſeiner gewohnten Gutmüthigkeit zu ihnen: „Wenn ihr einen Heiligen wollt, ſo nehmt Gotti, einen Politiker, Aldobrandi, einen guten Alten, mich.“ — Dieſe gleichſam von ungefähr hingeworfenen Worte wirkten wie eine plötzliche Eingebung auf das ganze Conclave. Tencins Plane wurden vereitelt, und Lambertini beſtieg unter dem Namen Benedict XIV. den päpſtlichen Stuhl. Die Wahl der Miniſter und Freunde, mit welchen er ſich umgab, gereichte ſeiner Urtheilskraft zur höchſten Ehre. Der Zuſtand der Kirche und die Lage des römiſchen Hofes waren dem Scharfblicke und der Klugheit Lambertini's nicht entgangen. Seit der Reformation zitterten die Fürſten nicht mehr vor dem Bannſtrahle des Vaticans. Die Päpſte hatten ihren Anſprüchen auf die zeitliche Oberherrſchaft entſagt, und Lambertini ſah wohl ein, daß das Anſehen des päpſtlichen Stuhls nur durch Nachgiebigkeit und weiße Mäßigung erhalten werden könne. In dieſem Geiſte handelte er unabweichlich, und ſo gelang es ihm ſelbſt unter verwickelten und widerſtreitenden Verhältniſſen nicht nur die katho-

liſchen, ſondern durch Willfährigkeit und Duldung auch die proteſtantiſchen Fürſten zufrieden zu ſtellen. Die Wiſſenſchaften, die er mit Leidenſchaft liebte, waren ein beſonderer Gegenſtand ſeiner Sorgfalt. Er ſtiftete Akademien zu Rom, erhöhte den Flor der Akademie zu Bologna, ließ einen Grad des Meridians meſſen, den Obelisk auf dem Marsfelde aufrichten, die Kirche St. Marcellin nach einem ſelbſt entworfenen Plane erbauen, die ſchönen Gemählde in St. Peter in Moſaik ausführen, die beſten engliſchen und franzöſiſchen Werke ins Italieniſche überſetzen, und auf ſeinen Befehl fing man an, eine Notiz der Manuſcripte der vaticaniſchen Bibliothek zu drucken, deren Zahl er bis auf 3300 vermehrt hatte. Er beſchützte und belohnte die Gelehrten. Die Verwaltung des Innern gereicht ſeiner Weisheit nicht minder zur Ehre. Er gab ſtrenge Geſetze gegen den Wucher, begünſtigte die Handelsfreiheit, und verminderte die Zahl der Feſttage. Seine Frömmigkeit war aufrichtig, aber aufgeklärt und tolerant. Er bemühte ſich, die Dogmen und die guten Sitten aufrecht zu erhalten, wozu er ſelbſt das löblichſte Beiſpiel gab. Nach einer ſchmerzhaften Krankheit, während welcher er nicht einen Augenblick die Heiterkeit ſeiner Seele, noch die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes verlor, ſtarb er am 3. Mai 1758. Der einzige Vorwurf, den ihm die Römer machten, war, daß er zu viel ſchreibe und zu wenig regiere. Wirklich füllen ſeine Werke ſechzehn Foliobände, in denen ſie zu Venedig erſchienen ſind. Das wichtigſte derſelben iſt ſeine Schrift von den Synoden, worin man den großen Kanoniſten erkennt.

Benedictbeurn, ehemals eine Abtei, liegt im Königreich Baiern im Iſarkreiſe, 15 Stunden von München, in einer ſchönen fruchtbaren Gegend am Fuße des Vorgebirges gegen Tyrol. Das Kloſter wurde von den drei Brüdern Landfried, Waltram und Eliland, welche aus altherzoglich baieriſchem Geſchlecht entſproſſen waren, ſchon um 740 geſtiftet. Die prächtige Stiftskirche wurde unter dem Abt Placidus erbaut und 1686 dem heil. Benedict zu Ehren eingeweiht. Bei der allgemeinen Aufhebung der Klöſter in Baiern wurde auch das Kloſter Benedictbeurn 1804 an den böhmiſchen Spiegelfabricanten in Stubenbach, Hrn. Johann von Schmaus, verkauft, welcher bald darauf ſtarb. Da deſſen Erben nicht mehr Luſt hatten, die Zahlung des Kaufſchillings zu leiſten, ſo trat 1805 der quiescirende geheime Referendar Joſeph von Utzſchneider in den Kauf-Contract ein. Um die verlaſſenen Kloſtergebäude wieder mit Menſchen zu beſetzen und die Kloſterwaldungen zu benutzen, legte Hr. v. Utzſchneider noch im J. 1805 eine gemeine Glashütte an. Im J. 1806 errichtete er dann hier eine Kunſt-Glashütte, um das mechaniſche Inſtitut in München, welches er im J. 1804 mit dem damaligen pfalzbairiſchen Artillerie-Hauptmann, Herrn Georg Reichenbach und dem Mechanicus Hrn. Joſeph Liebherr, gegründet hatte, mit dem erfoderlichen Flint- und Crown-Glas daraus zu verſehen. So bildete ſich hier in Zeit von 12 Jahren das berühmte optiſche Inſtitut, das zu allen aſtronomiſchen Inſtrumenten, die in den Werkſtätten der Hrn. v. Reichenbach und Liebherr für die meiſten Sternwarten von Europa verfertigt wurden, die optiſchen Gläſer geliefert hat.— Hr. Joſeph Fraunhofer, aus Straubing in Baiern gebürtig, iſt der geſchickte Optiker, welcher ſich hier in Benedictbeurn ſelbſt ausgebildet hat, und nun dieſem optiſchen Inſtitute: Utzſchneider und Fraunhofer, vorſteht. (S. d. Art. Reichenbach.) Während der Continental-Sperre wurde zu Benedictbeurn aus Kartoffeln mit Vortheil Zucker bereitet; der Kartoffel-Syrup wurde hier zur ſchönſten Kryſtalliſation gebracht.—

Als dieſes Geſchäft anfing in Gang zu kommen, wurde das Continental-Syſtem geſprengt, und Hr. v. Utzſchneider, um das Locale, die Geräthſchaften und die Arbeiter nicht unbenutzt zu laſſen, fand für zweckmäßig, auf der Stelle eine Rauch- und Schnupftabak-Fabrik in Benedictbeurn zu errichten; eine Anſtalt, die nun in vollem Betrieb iſt, ſehr gute Tabake liefert und viele Menſchen der umliegenden Gegend nützlich beſchäftigt. Die Schulanſtalt im Ortsgericht Benedictbeurn iſt in ſehr gutem Zuſtande und von Hrn. v. Utzſchneider vorzüglich unterſtützt. Die von dem aufgehobenen Kloſter Benedictbeurn noch lebenden Geiſtlichen haben in einem Theile des ehemaligen Kloſter-Gebäudes eine Freiſtätte; ſie ſind gebildete Männer und werden von Hrn. v. Utzſchneider theils zu ökonomiſchen Geſchäften, vorzüglich aber bei der Schule verwendet. Dieſelben erhalten von Hrn. v. Utzſchneider kleine Zulagen, um in ihrem Alter bequemer leben zu können. In der Nähe liegt das berühmte Wildbad Heilbrunn.

Benedictiner konnten vom 6. bis in das 10. Jahrh. faſt alle Mönche im Abendlande genannt werden, weil ſie der Regel des heil. Benedictus von Nurſia (ſ. d. Art.), des Patriarchen der abendländiſchen Religioſen, folgten. (Vergl. d. Art. Klöſter und Orden.) Was einzelnen Klöſtern in Spanien und Frankreich um dieſe Zeit von ihren Diöceſanbiſchöfen vorgeſchrieben worden war, ſtimmte wie die Regel des Irländers Columbanus (geb. 560, geſt. 615), im Weſentlichen mit der Regel Benedicts überein, und bei dem Fortgange ſeines Ordens vereinigten ſich jene Klöſter und die vom Orden Columbans mit ihm. Montecaſſino bei Neapel, das Stammkloſter der Benedictiner, wurde das Muſter aller übrigen, ohne ihnen zu gebieten. Denn die Klöſter ſtanden ohne gemeinſame Ordensobre noch unter den Biſchöfen ihrer Gegenden und wichen in mancherlei partiellen Erweiterungen, Schärfungen oder Milderungen der Grundregel von einander ab. Nicht einmal die Farbe der Kleidung war übereinſtimmend. Die Columbaner hatten ſie weiß, wie auch die älteſten der Benedictinerinnen, welche im 6. Jahrhundert in Frankreich entſtanden. Nach den ſpäter erfolgten Vereinigungen trugen ſie alle Religioſen dieſes Ordens ſchwarz, wie der Stifter gekleidet geweſen ſein ſollte. Der Verfall der Kloſterzucht ſeit dem 8. Jahrh. veranlaßte die Verbeſſerungen Benedicts von Aniana in Frankreich, die erneuerte Einſchärfung der alten Regel und zeitgemäßer Verordnungen auf dem Concilium zu Aachen 817, die beſondern Satzungen und Congregationen der berühmten Klöſter in Frankreich, Deutſchland und England, welche ſich in der Wildheit jener Zeiten zu Sitzen der Bildung erhoben (ſ. d. Art. Klöſter) und die Stiftung der Cluniacenſer, eines neuen Zweiges der Benedictiner, der aus dem 910 gegründeten Kloſter Clugny in Burgund hervorging. An die Stelle der bisherigen ungleichen und ſchwankenden Satzungen gaben die Cluniacenſer feſte Beſtimmungen über die kanoniſchen Stunden des Gottesdienſtes, über den Gehorſam, die Disciplin und die gemeinſchaftliche Regierung aller Klöſter ihres Ordens, die bald in ganz Europa Beifall und Nachahmung fanden. Im 12. Jahrhundert zählte ihr Orden 2000 Klöſter, deren Reichthum und Üppigkeit öftere Reformationen nöthig machte und die Haupturſache ihres nachmaligen Verfalls wurde. Die Überreſte der Cluniacenſer vereinigten ſich im 17. Jahrhundert unter Richelieus Begünſtigung mit der Benedictiner-Congregationen von St. Vannes und St. Maurus, welche letztere 1618 geſtiftet, im Anfange des 18. Jahrhunderts 180 Abteien und Priorate in Frankreich hatte und durch gelehrte

Glieder, wie Mabillon, Montfaucon, Martène, zu verdientem Anſeh gelangt iſt. Zu der Familie Benedicts gehören die auf den Stam ſeines Ordens und auf ſeine Grundregel gebauten neuen Orden, weld ſeit dem 11. Jahrhundert entſtanden ſind und ſich durch Trach Namen und beſondere Satzungen von den Benedictinern unterſcheide z. B. die Camaldulenſer, die Mönche von Vallombroſa, di Silveſtriner, Grandmontaner, Karthäuſer, Cöleſti ner, Ciſterzienſer und Bernhardiner, Trappiſten un Religioſen von Fontevraud (ſ. die Art.). Ein verfaſſungsmäßig ge ordnetes und ariſtokratiſch oder monarchiſch regiertes Ganzes haben di Klöſter von der Regel des heil. Benedict niemals ausgemacht, vi mehr mußten eine Menge Klöſter, welche von den alten exemten Bene dictinern abſtammten, ſich auf Befehl der tridentiniſchen Kirchenver ſammlungen nach und nach zu beſondern Congregationen vereinigen Unter dieſen verdienen die Benedictiner von Monte Caſſino, von Monte Vergine oder vom Jungfernberge, von Monte Oliveto welche ſich Olivetaner nennen, in Italien und Sicilien, wo ſie bi jetzt ununterbrochen geblüht haben, von Valladolid mit Montſerra in Spanien, wo ſie noch gegenwärtig zu den reichſten Orden gehören von Hirſchau und Fulda mit Bursfeld, welche beide eingegange ſind, und von Mölk in Deutſchland wegen der Größe ihrer Beſitzun gen, der Pracht ihrer Kirchen und der Milde ihrer Regel vorzüglich Erwähnung. Zu der noch jetzt beſtehenden und, durch die vom Staat angeordnete Verwendung ihrer Religioſen und Einkünfte zu gemeinnützigen Zwecken, dem Zeitgeiſte angepaßten Congregation von Möl halten ſich die übrigen Benedictiner-Klöſter im Öſterreichiſchen, z. B. Kremsmünſter, Mariazell, das Schottenkloſter in Wien u. a. m. An vielen dieſer und der weiblichen Klöſter dieſes Ordens hat ausſchließlich der Adel Antheil, weil die Stellen darin den einträglichſten Pfründen gleichen. Das ungebundenſte Leben führen die Benedictiner in Sicilien, meiſt jüngere Söhne vornehmer Familien. In Frankreich, wo die Disciplin viel ſtrenger war, hat dieſer Orden mit den übrigen aufgehört. In Modena haben ſich Benedictiner wieder angeſiedelt und ein Kloſter mit Dotationen erhalten. E.

Benedictus (St.), der Gründer des erſten occidentaliſchen Mönchsordens, und daher der Patriarch der abendländiſchen Mönche. Er war 480 zu Nurſia in Umbrien geboren, ging im 14. Jahre ſchon in die Einſamkeit einer 40 Meilen von Rom in der Wüſte Subliaco gelegenen Höhle, und entwarf 515 eine Regel für ſeine Mönche, die zuerſt in dem von ihm auf dem Monte Caſſino bei Neapel, auf dem Hain des Apollo, nach Zerſtörung deſſen Tempels, 529 geſtifteten Mönchskloſter eingeführt, und dann, da ſie vernünftiger und wohlthätiger als die vorigen war, nach und nach die Norm alles abendländiſchen Mönchsthums wurde. Die Äbte von Montecaſſino erlangten in der Folge biſchöfliche Gerichtsbarkeit und eine gewiſſe Patriarchie über den ganzen Orden. Benedict wollte die Geſchäftsloſigkeit verbannen, und verordnete daher, außer dem Werke Gottes (wie er Gebet und geiſtliche Lecture nannte), Unterweiſung der Jugend im Leſen, Schreiben, Rechnen, im Chriſtenthum, Handarbeit (worunter Handwerker und Künſtler aller Art) und Ökonomie des Kloſters. Kleidung und Leibespflege waren ſtrenge, doch nicht übertrieben. Er ließ eine Bibliothek anlegen, wozu die alten gebrechlichen Brüder (ordo scriptorius) Manuſcripte abſchreiben mußten. Dadurch half Benedict, ohne es zu wollen, die literariſchen Kenntniſſe vom Untergange retten. Denn

obſchon er nur das Abſchreiben rein aſcetiſcher Bücher verſtanden hatte, ſo wurde dies doch in der Folge auf claſſiſche Werke aller Art ausgedehnt; und dem Benedictinerorden verdankt die gelehrte Welt die Erhaltung großer literariſcher Schätze. E.

Benelli (Antonio Peregrino), ein rühmlich bekannter Sänger unſerer Zeit, geboren zu Forli in der Romagna den 5. Sept. 1771. Für wiſſenſchaftliche Studien beſtimmt, zeigte er ſchon früh die trefflichſten Anlagen zur Muſik und widmete ſich endlich ganz dieſer Kunſt. Die Theorie der Muſik ſtudirte er abwechſelnd bei den berühmten Meiſtern Martini, Giordianello, Santarelli, Tritto, Mattei ꝛc., trat auf den meiſten Theatern Oberitaliens mit Beifall auf, und wurde endlich als primo Tenore (1790) beim Teatro nuovo in Neapel angeſtellt und zum Mitglied der filarmoniſchen Geſellſchaft ernannt. Sein Ruhm verſchaffte ihm 1798 einen ehrenvollen Ruf zur italieniſchen Oper in London und von da 1800 zur königl. ſächſ. italieniſchen Oper in Dresden, wo er als primo Tenore der Oper und Kirche angeſtellt iſt. Sein Geſang zeichnete ſich immer durch ſeelenvollen Ausdruck, reine Beweglichkeit und zarte Sanftheit aus und wird durch ein gemeſſenes Spiel unterſtützt. Seine Oper Parthenope, mehrere Motetten, Arien ꝛc. haben ihn auch als Compoſiteur bekannt gemacht. Seine beiden älteſten Töchter ſind von ihm ſelbſt zu Sängerinnen gebildet worden. Die älteſte Sra. Carolina iſt bereits mit Beifall in Dresden aufgetreten.

Benevento, ein Herzogthum in der neapolitaniſchen Provinz **Principato Oltra**, von 8 Q. M., mit 20,348 Einw., welches ſeit dem 11. Jahrhundert dem päpſtlichen Stuhl gehörte. Es enthält außer der Stadt gleiches Namens noch 8 Dörfer und einige Mühlen. Im J. 1806 ſchenkte es der franzöſiſche Kaiſer Napoleon ſeinem Miniſter Talleyrand, der daher den Titel eines Prinzen von Benevent annahm. Aber 1815 erhielt es der Papſt zurück. Die zum Ausfuhrhandel dienenden Producte beſtehen in Hornvieh, Getreide, Wein, Südfrüchten und Wildpret; die Staatseinkünfte betragen nicht über 6000 ſpaniſche Thaler. In den früheſten Zeiten gehörte der weit ausgedehntere Staat von Benevent zum Lande der Samniter. Die Lombarden erhoben es im J. 571 zu einem Herzogthum, welches noch lange nach dem Fall des lombardiſchen Königreichs unabhängig blieb. Später fiel es nach und nach in die Hände der Saracenen und der Normannen. Nur die Stadt und deren heutiger Bezirk blieben von den letztern verſchont, weil Kaiſer Heinrich III. dieſelben dem Papſt Leo IX. zur Ausgleichung wegen einiger cedirten Feudalrechte auf Bamberg in Franken überließ. Die befeſtigte **Stadt Benevent**, 32° 27′ Länge, 40° 6′ Breite, auf einer Anhöhe zwiſchen den Flüſſen Sabato und Calore, welche ſich unweit derſelben vereinigen, hat 3,882 Einw., 8 Pfarrkirchen, 19 Klöſter, 3 Collegiatſtifte, ein Erzbisthum (ſeit 969) und mehrere Fabriken von gold- und ſilberplattirten Waaren, Leder und Pergament. Der Getreidehandel iſt beträchtlich. Die 5 jährlich hier gehaltenen Meſſen aber ſind unbedeutend. Faſt keine Stadt in Italien, Rom ausgenommen, enthält ſo viele intereſſante Alterthümer, wie Benevent. Beinahe keine Mauer beſteht aus einem andern Stoff als aus Fragmenten von Altären, Grabmählern, Säulen und Gebälken. Unter andern Denkmählern zeichnet ſich der prächtige, noch wohl erhaltene, im J. 114 erbaute Triumphbogen Trajans aus, welcher unter dem Namen des goldenen Thors (Porta au-

rea) dem heutigen Benevent als Stadtthor dient. Die Kathedrale iſt ein finſtres Gebäude im altgothiſchen Styl.

Bengalen, Bengal, eine Landſchaft in Oſtindien, zwiſchen dem 21—27. Gr. N. Br. und 86—92. Gr. O. L. von Greenwich, enthält auf 4062 1/2 Q. M. 18 Mill. Einw., wovon 4/5 Hindus, 1/10 Mohammedaner von afghaniſcher und arabiſcher Abſtammung, und 1/10 theils portugieſiſche Abkömmlinge, theils andere Anſiedler fremden Urſprungs ſind. — Der Ganges, Burramputer (Brahmapootra), Dummuhda und verſchiedene andere Flüſſe durchſtrömen das Land, und ſtehen durch eine Menge kleiner Gewäſſer ſowohl, als durch die regelmäßigen jährlichen Überſchwemmungen dergeſtalt mit einander in Verbindung, daß faſt keine einzige Stadt die Wohlthat der Binnenſchifffahrt ganz entbehrt. — Bengalen liegt unter einem heißen Himmelsſtrich, allein die hohen Gebirge im Norden, und die große Menge fließenden Waſſers mildern die Hitze ſehr. Alle Gebäude müſſen auf Pfählen gegründet werden, weil man in einer Tiefe von 3—4 Fuß überall Waſſer findet. Das bis auf 1/4 ſeines Flächeninhalts ungemein fruchtbare Bengalen bringt meiſtens in einem Jahre den zweijährigen Lebensbedarf der Einwohner an Getreide, Obſt und Gartenfrüchten hervor; und nur durch ganz ungewöhnlichen Mißwachs des Reißes, als des vorzüglichſten Nahrungsmittels aller Stände, kann zuweilen Mangel entſtehen. Die übrigen Landesproducte ſind Baumwolle und Seide in großer Menge, Hanf, Flachs, Indigo, Wachs, Gummilack, Opium, Sandelholz, Pfeffer und andere Gewürze, Salpeter, der an manchen Orten aus der Erde hervorwächſt, Seeſalz und Eiſen. Zu den Hausthieren, welche Bengalen mit Benares (ſ. d. Art.) gemein hat, gehören noch die im ſüdöſtlichen Theile des Landes einheimiſchen Elephanten. Die hieſigen Pferde ſind klein und unanſehnlich. Die Wälder ſind reich an Wildpret und Geflügel aller Art, aber die Jagd iſt gefährlich, wegen der Menge reißender Thiere, unter welchen der bengaliſche Königstiger, der Leopard und der Panther die erſten Stellen einnehmen. In den Flüſſen finden ſich neben den köſtlichſten Fiſchen Krokodille von allen Größen. Der größte Theil der Einwohner beſteht, wie ſchon erwähnt, aus Hindus. Beide Geſchlechter ſind ſchlank und fein von Wuchs, und trotz einer gewiſſen angebornen Furchtſamkeit außerordentlich ſtreitſüchtig. Ihre große nützliche und ſinnreiche Betriebſamkeit wird blos von ihrer noch größeren Mäßigkeit in ſinnlichen Genüſſen übertroffen. Mit den einfachſten Hülfsmitteln liefern die bengaliſchen Weber, welche eine eigne Kaſte ausmachen, die feinſten und koſtbarſten Zeuge in Seide und Baumwolle. — Die Einkünfte, welche die oſtindiſche Compagnie, außer dem nicht zu berechnenden Vortheil eines faſt abſoluten Handelsmonopols, von Bengalen bezieht, beſtehen hauptſächlich in den Pachtgeldern für Acker- und Gartenland, welches in ganz Hindoſtan für ein unangefochtenes Eigenthum der Landesherrſchaft angeſehen wird. Dieſe Einkünfte betrugen im J. 1811—12, die von Bahar und Oriſſa mit eingeſchloſſen, 2,590,000 Pf. Sterling, wozu noch ungefähr 200,000 Pf. als Ertrag des Monopols über Salz und Opium gerechnet werden können. Die vorzüglichſten Städte von Bengalen ſind Calcutta (ſ. d. Art.), Dacca und Murſchedabad (Moorſchedabad); dann die Diſtrictshauptorte: Birbkum (Beerbkoom), Boglepur, Burdwan, Dſchittagong (Chittagong) oder Islamabad, mit einem guten Hafen, Dinagpur, Hugley, Dſcheſſore (Jeſſore), Midnapur, Momenſing, Nuddiah mit einem

Hinduſeminarium, Purniah, Radſcheſſahaye (Rajeſhahaye), Ramghur, Rungpur und Sylhot. Ferner Bendel, wo ſeit mehreren Jahrhunderten die Impfung der Kinderblattern üblich war; Kaſſimbaſar, Saidabad, Nattor, Maldah, Radſchomal und Mungulghaut. Merkwürdig iſt das Gebirgsland Garrau in Nordoſt, deſſen friedliche, den Engländern zinsbare Einwohner unter der Regierung ihrer Baneas (Älteſten) mit eigenen Prieſtern, in patriarchaliſcher Einfachheit leben. Bengalen ſtand ehemals unter dem Großmogul, und ward von einem Nabob oder Unterkönig regiert. Die Städte Gaur, Tonda, Radſchemal, Dacca und Murſchedabat waren wechſelsweiſe die Hauptſtädte des Landes. Nach der Zerrüttung des mongoliſchen Reiches durch Thomas Kuli-Khan, alſo ungefähr von 1757 an, verfuhr die engliſch-oſtindiſche Handelscompagnie, die in Calcutta und andern Orten anſehnliche Beſitzungen hatte, ſehr willkürlich mit den Nabobs, die ſich von dem Großmogul meiſt unabhängig gemacht hatten. Der Major Adams eroberte 1763 in 4 Monaten ganz Bengalen, und verjagte den Nabob aus ſeiner Provinz. — Shah Zadah, der den Titel Mogul angenommen hatte, erklärte hierauf, beſonders in Folge der Bemühungen des damaligen Generalgouverneurs Lord Clive im J. 1765 die Compagnie zu ſeinem Duan oder Einnehmer der Staatseinkünfte in Bengalen, Bahar und Orixa, gegen das Verſprechen, ihm jährlich eine gewiſſe Summe zu bezahlen, und dem beizubehaltenden faſt bloßen Titularnabob ebenfalls etwas Beſtimmtes zu Beſtreitung der Civilregierung auszuzahlen, für den Überreſt der Einkünfte aber die zum Schutz des Landes erfoderlichen Truppen zu unterhalten. Auf dieſe Weiſe erhielt die Compagnie ein reines jährliches Einkommen von beinahe 1,700,000 Pf. Sterling, und nach dem Tode des Nabob Mir Jaffir im J. 1770 die alleinige und höchſte Gewalt im Lande (der jetzige Titularnabob iſt nämlich ein Penſionär ohne alle ausübende Macht, die nicht ſelten von den Beamten grauſam gemißbraucht wurde. — Durch das 1766, zu Gunſten einer Geſellſchaft von 60 Perſonen mit Inbegriff Lord Clive's, eingeführte Monopol auf Salz, Betel und Tabak, verloren die Landeseinwohner, binnen der 2 Jahre ſeiner Dauer, über 670,000 Pf. Sterling, welche ſie mehr als beim frühern und ſpätern freien Handel bezahlen mußten. — Im J. 1770 entſtand durch Mißwachs ein Mangel an Reiß, und die Beamten der Compagnie veranlaßten durch Aufkauf der ſchwachen Vorräthe eine Hungersnoth, in welcher über 3 Mill. Menſchen umkamen. Bengalen, Bahar, Orixa, Benares, Auhd und Tirra bilden die Präſidentſchaft Calcutta, die erſte und wichtigſte der 4 engliſch-oſtindinſchen Präſidentſchaften, von zuſammen 10,000 Q. M. mit 32 Mill. Einwohnern. Die Militärmacht, welche die Compagnie in dieſen Ländern hält, beſteht in Friedenszeiten gewöhnlich aus 4000 Europäern und 24,000 Sipoys (Seapoy's) oder einheimiſchen Mohammedaniſchen von europäiſchen Obeeffizieren commandirten Soldaten zu Fuß und zu Pferde; im Kriege wird dieſe Macht nach Bedürfniß verſtärkt. Die 5 Hauptmilitärſtationen außer Fort Williams ſind: Barrakpur, Berhampur, Dſchittagong, Dacca und Daſchpur (Tajepore). Die oberſte bürgerliche Regierung von Bengalen beſteht aus einem Gouverneur (der zugleich Generalgouverneur von ganz Indien iſt, und drei Räthen, deren einer der Generalcommandant der Militärmacht iſt, während die beiden andern jedesmal auf drei Jahre aus den Civilbeamten der Compagnie gewählt werden. Die

Provinzial- und Diſtrictsgerichte werden zwar gleichfalls von brittiſchen Beamten adminiſtrirt, allein der Form wegen ſind den Europäern überall einige Mohammedaniſche und indiſche Beiſitzer an die Seite geſtellt. Die Geſetze ſind aus urſprünglich indiſchen, Mohammedaniſchen und engliſchen zuſammengeſetzt. Alle Religionen genießen gleiche Freiheit.

Bengel (Johann Albrecht); ein berühmter Lutheriſcher Geiſtlicher, geboren im J. 1687 zu Winneden im Würtembergiſchen. Er ſtudirte zu Stuttgart und Tübingen, und ward dann Prediger und Profeſſor zu Denkendorf. Die griechiſche Sprache war ein Hauptgegenſtand ſeines Unterrichts. Beſonders beſchäftigte er ſich mit den Kirchenvätern und dem neuen Teſtament. Seine Kenntniſſe und Arbeiten ließen ihn nach und nach zu verſchiedenen geiſtlichen Würden ſteigen. Er ſtarb im J. 1752. Bengel war der erſte Lutheriſche Theolog, der die Kritik der Schriften des neuen Teſtaments in ihrem ganzen Umfange mit dem Scharfſinn, der Geduld und Reife des Urtheils behandelt hat, die eine ſolche Arbeit erfodert. Beſonders hat er ſich um die Berichtigung des Textes große Verdienſte erworben. Weniger Werth haben ſeine Bemerkungen, in welchen der Verfaſſer ſich zuweilen durch ſeine Neigung zum Myſticismus hat irre leiten laſſen. Seine Auslegung der Apokalypſe hat ihn bei Einigen in den Ruf eines begeiſterten Propheten, bei den meiſten aber eines Schwärmers gebracht. Seine Sitten und ſein Charakter wurden allgemein geſchätzt.

Benjowſky (Moritz August Graf von), ein Mann von raſtloſer Thätigkeit und von mannichfaltigen und außerordentlichen Schickſalen. Er war 1741 zu Werwbua in Ungarn geboren, wo ſein Vater General in kaiſerlichen Dienſten war, trat in das nämliche Heer ein, und diente im 7jährigen Kriege bis 1758, wo ihn ein Oheim, deſſen Güter er einſt erbte, nach Litthauen rief. Seine Schwäger entriſſen ihm indeß ſein Vermögen in Ungarn, weßhalb er dahin zurückkehrte, um ſie mit gewaffneter Hand zu vertreiben. Aber die wiener Kanzlei erklärte ihn für einen Rebellen, und Benjowſky war genöthigt, nach Polen zu flüchten, wo er nach verſchiedenen Reſien den polniſchen Conföderationen gegen die Ruſſen beitrat. Er ward nach und nach Oberſter, Befehlshaber der Cavallerie und Generalquartiermeiſter. Bei Kumenka ſchlug er ein ruſſiſches Detaſchement; bald nachher aber verlor er ein Treffen und ward von den Ruſſen gefangen. Er entfloh dieſer höchſt grauſamen Gefangenſchaft, ward wiedererlangt, und gegen das Verſprechen des Grafen von Panin 1770 nach Kamtſchatka verwieſen. Auf der Reiſe dahin rettete er in einem Sturme das Schiff, das ihn trug; dieſer Umſtand verſchaffte ihm bei dem Gouverneur Nilow eine gute Aufnahme, in deſſen Hauſe er in der Folge Eingang fand, und deſſen Kinder er in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache unterrichtete. Hier verliebte ſich Aphanaſia, des Gouverneurs jüngſte Tochter, in ihn, und ihre Liebe vermochte ihren Vater in der Folge, den Grafen in Freiheit zu ſetzen und ihn mit derſelben zu verloben. Während deſſen hatte er ſchon den Plan entworfen, mit mehrern Mitverſchwornen aus Kamtſchatka zu entfliehen. Er war nahe daran, verrathen zu werden: ſogar Aphanaſia erfuhr ſein Vorhaben; aber ſie verließ ihn nicht, ſondern beſchloß, ihm zu folgen, und warnte ihn, als man damit umging, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. In Begleitung Aphanaſiens, die ihm unveränderlich treu blieb, obgleich ſie jetzt erfahren hatte, daß er verheirathet ſei, verließ er Kamtſchatka im Mai 1771. Seine Abſicht war, nach China

zu ſegeln; ſtatt deſſen aber kam er nach vielen Mühſeligkeiten, die er ſowohl von der Natur als von ſeinen Leuten zu erdulden hatte, nach der japaniſchen Inſel Uſmay Ligon, wo man ihn überaus gut empfing. Er mußte ſich hier mit einem jungen Frauenzimmer verloben, und den Inſulanern das Verſprechen zurücklaſſen, wiederzukommen und eine Colonie zu errichten; ein Verſprechen, das er auch nach ſeiner Zurückkunft aus China zu halten gedachte. Er ſegelte nach Formoſa, wo er ſich ſelbſt durch die glänzendſten Anerbietungen nicht bewegen ließ, von ſeiner Reiſe abzuſtehen. Endlich kam er nach Macao; hier wurden ihm von den Franzoſen, Holländern und Engländern Vorſchläge gethan. Da er die erſten annahm, ſo erkauften die Engländer einen Theil der Beſatzung ſeines Schiffes, und Stepanow, ein Ruſſe, der ſchon früher mehrmals Meutereien zu erregen geſucht hatte, zettelte eine Verſchwörung wider ihn an. Allein ſie mißlang; Stepanow wurde mit 4000 Piaſtern abgefunden und ging in holländiſche Dienſte. Viele von Benjowſky's Begleitern ſtarben zu Macao am Fieber, unter denen auch Aphanaſia war, die ihrem Geliebten ſtets treu verblieb. Er kam endlich glücklich nach Frankreich, und wurde hier beſtimmt, auf der Inſel Madagascar ein Etabliſſement anzulegen; ein Unternehmen, deſſen Schwierigkeit er ſelbſt vorherſah, beſonders da der glückliche Erfolg deſſelben ganz von dem guten Willen der Beamten der Inſel Isle de France abhing, an die er wegen des größten Theils ſeiner Ausrüſtung und Unterſtützung verwieſen war. Dennoch begab er ſich auf die Reiſe, kam im Juni 1774 in Madagascar an, und betrug ſich, trotz der Widerwärtigkeiten des Klima's und der Vernachläſſigung, die er vom franzöſiſchen Miniſterio erfuhr, ſtandhaft und klug. Er gewann verſchiedene Nationen und Chefs. Mehrere derſelben ſchickten feierliche Geſandtſchaften an ihn, und gaben ihm den Wunſch zu erkennen, ihn zu ihrem Ampanſacabe oder König zu ernennen. Der Graf nahm dieſe Anerbietung an, behielt ſich jedoch vor, dem König von Frankreich verpflichtet zu bleiben, bis er ſeine Entlaſſung von demſelben erhalten habe. Dieſer Fall trat bald ein, als franzöſiſche Commiſſarien nach Madagascar kamen, welche Befehl hatten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, denen er jedoch auszuweichen wußte. Nachdem er endlich das Commando gänzlich niedergelegt hatte, wurde er im J. 1776 feierlich zum Ampanſacabe erklärt; die Weiber ſchworen ſeiner Gemahlin (die er ſchon in Frankreich aus Ungarn hatte kommen laſſen) den Unterwerfungseid. In der Folge erklärte er ſeinen Vorſatz, ſelbſt nach Europa zu reiſen, um der Nation einen mächtigen Alliirten und Handlungsausſichten zu verſchaffen. Vergebens ſtellten ihm ſeine Unterthanen vor, daß er ſeinen Tod ſuchen wolle. Es ſcheint, des Grafen beleidigter Ehrgeiz habe ihn getrieben, Gelegenheit zu ſuchen, ſeinen Gegnern die Gerechtigkeit ſeiner Sache unter die Augen zu ſtellen. Bei ſeiner Zurückkunft in Frankreich wurde er durch die Verfolgungen des franzöſiſchen Miniſteriums genöthigt, in kaiſerliche Dienſte zu treten, in welchen er jedoch nur zwei Jahre blieb, weil ihm der Kaiſer zu ſeinem Plane nicht behülflich ſein konnte. Von da wandte er ſich an den König von England, ebenfalls vergebens; dagegen fand er bei Londner Particuliers, und vorzüglich bei einem Handelshauſe zu Baltimore in Amerika, wohin er ſegelte, Unterſtützung. Im Oct. 1784 reiſ'te er ab, ließ aber ſeine Gemahlin in Amerika zurück, und landete glücklich im J. 1785 auf Madagascar. Als er hier aber Feindſeligkeiten gegen die Franzoſen anfing, ſchickte die Regierung von Belle Isle

60 Mann Soldaten gegen ihn. In einem Gefecht wurde er von einer Kugel in die rechte Seite der Bruſt getroffen, und ſtarb wenig Minuten nachher. Dies geſchah im Mai 1786. Benjowsky hat ſeine Begebenheiten ſelbſt franzöſiſch beſchrieben. William Nicholſon hat dieſelben aus der Handſchrift engliſch überſetzt herausgegeben; wir beſitzen mehrere deutſche Überſetzungen davon. Kotzebue hat dieſen merkwürdigen Mann auch auf die Bühne gebracht.

Bennigſen (Levin Auguſt Freiherr von), ruſſiſcher General, ward 1745 im Hannöveriſchen geboren. Er zeichnete ſich in den Kriegen gegen die Polen bei mehreren Gelegenheiten aus, erhielt den St. Georgen=, dann den Alexanderorden, und wurde endlich Generalgouverneur in Litthauen. Von Paul I. entlaſſen, war er im Begriff, Petersburg zu verlaſſen, als der Tod dieſes Monarchen ihn beſtimmte, wieder in Dienſte zu treten. Im J. 1805 commandirte er ein Corps Ruſſen gegen die Franzoſen, kam aber zu der Schlacht von Auſterlitz zu ſpät, und kehrte wieder nach Rußland zurück. In dem Feldzuge der Ruſſen gegen die Franzoſen im J. 1806 commandirte er anfangs ein Corps unter dem General Kamenskoi, erhielt aber nachher den Oberbefehl über die ganze ruſſiſche Armee. In dieſer wichtigen Stelle zeigten ſich ſeine Feldherrntalente in einem vortheilhaften Lichte. Er lieferte gegen den Kaiſer Napoleon die zwei berühmten Schlachten bei Preußiſch=Eylau und Friedland. Nach dem tilſiter Frieden zog er ſich auf ſeine Güter zurück. In dem 1812 mit Frankreich begonnenen Kriege hatte Bennigſen bis zum Rückzuge der Franzoſen aus Moskau kein Commando, ſondern befand ſich, laut frühern Zeitungsnachrichten, um die Perſon des Kaiſers; im folgenden Jahre aber erſchien er an der Spitze einer bedeutenden Reſervearmee, oder der ſogenannten Armee von Polen, näherte ſich anfangs Hamburg und nahm mit derſelben an der Leipziger Schlacht entſcheidenden Antheil. Nach dem Kriege wurde er Oberbefehlshaber der Armeen gegen die Türken, kam während des Feldzugs vom J. 1815 wieder nach Deutſchland, und ging nach demſelben in ſein Gouvernement im ſüdlichen Rußland zurück, von wo er 1816 eine Reiſe nach Deutſchland machte. Bennigſen trat auch als militäriſcher Schriftſteller auf und ſchrieb über die Cavallerie. Er ſtarb im J. 1818.

Benſerade (Iſaac von), ein berühmter witziger Dichter Frankreichs, wurde 1612 zu Lyons=la=Forêt, einer kleinen Stadt in der obern Normandie, geboren. Er ſchrieb mehrere Theaterſtücke, und verfertigte eine große Menge ſinnreicher Verſe für den König Ludwig XIV. und andere ausgezeichnete Perſonen. In der erſten Hälfte der Regierung dieſes Königs begünſtigte noch der Hof, und wer ſich nach dem Hofe bildete, die galanten Lieder, Rondeaux, Triolets, Madrigale und Sonette, deren Inhalt artige Einfälle und Tändeleien, beſonders aber Galanterien waren, die man im preciöſen Hofſtyle den Damen ſagte. Niemand hatte es in dieſer Kunſt ſo weit gebracht, als Benſerade, der deßwegen auch vorzugsweiſe le poëte de la cour hieß. Er empfing dafür mehrere Penſionen, ſo daß er im Stande war, einen ungewöhnlichen Aufwand zu machen. Er beſaß viel Leichtigkeit im Reimen und reichen Witz. In ſeinem Alter litt er am Stein, und ſtarb während der Operation deſſelben den 19. Oct. 1691.

Bentheim, eine Grafſchaft in Weſtphalen zwiſchen 24° 8′ und 24° 57′ öſtlicher Länge und 52° 15′ bis 52° 40′ nördlicher Breite, begrenzt von den Niederlanden, den hannöveriſchen Fürſtenthümern Aremberg und Rheina, Wolbeck und dem preußiſchen Fürſtenthum Salm. Der Flächeninhalt beträgt 19 (nach Andern 22) Q. M., die

Bevölkerung gegen 25,000 Seelen. Man zählt 3 Städte, 1 Marktflecken und 62 Dörfer. Die Einkünfte betragen gegen 100,000 Fl. Ein großer Theil des Landes besteht aus Moorland und dient nur zu ſchlechten Viehweiden und Torfgräbereien. Der übrige Theil iſt ziemlich fruchtbar. Producte ſind: Getreide, Hülſenfrüchte, Rübſamen, Kartoffeln, Flachs, Holz, Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine u. ſ. w. Die Landesreligion iſt die reformirte. Lutheraner und Katholiken haben freie Religionsübung. — Sonſt war Bentheim eine unmittelbare Reichsgrafſchaft, deren Beſitzer Sitz und Stimme auf dem weſtphäliſchen Kreistage und eine Curiatſtimme auf der weſtphäliſchen Grafenbank hatte. Schulden nöthigten 1753 den Prinzen Friedrich Carl Philipp, ſein Land auf 30 Jahre an Hannover zu verpfänden, welcher Vertrag 1783 auf andere 30 Jahre verlängert ward. Nach der Beſitznahme Hannovers durch die Franzoſen ward der Prinz bewogen, 1804 ſein Land durch Erlegung einer gewiſſen Summe auszulöſen. Aber deſſen ungeachtet unterwarf es Napoleon 1807 der Oberherrſchaft des Großherzogs von Berg und vereinigte es 1810 ganz mit Frankreich. Gegenwärtig iſt Hannover wieder in den Beſitz getreten, in welchem es ſo lange bleiben ſoll, bis der Fürſt von Bentheim-Steinfurt, der von Frankreich im J. 1816 entſchädigt worden iſt, ſeine Verbindlichkeiten gegen Hannover erfüllt, worauf das Land mediatiſirt werden ſoll.

Bentink (William Henry Cavendiſh, Lord), jüngerer Bruder des Herzogs von Portland, geb. 1774 und vermählt 1803 mit Lady Marie Acheſon, einer Tochter des Grafen Gosford. In demſelben J. wurde er zum Gouverneur von Madras ernannt. Nach ſeiner Rückkehr aus Oſtindien ſandte ihn der König als bevollm. Miniſter nach Sicilien und gab ihm als Gen. Lieut. ein Armeecorps zur militäriſchen Beſetzung dieſer Inſel mit. Sein Beharren bei Einem Syſtem, ſein Stolz und die Macht, womit er Sicilien gleichſam beherrſchte, nöthigte die Königin, ſich nach Wien zurückzuziehen und brachte in Sicilien 1812 eine Art von Revolution hervor, wonach dieſe Inſel eine beinahe der engliſchen gleiche Conſtitution durch Berufung eines Parlaments annahm. Im Juli 1813 verſuchte er jene berühmte Landung in Catalonien, belagerte Taragona, mußte ſich aber nach der Schlacht bei Villa Franca im Oct. wieder einſchiffen. Zu Anfang des J. 1814 verließ er abermals Sicilien, landete zu Livorno, und wendete ſich dann nach Genua, welches er eroberte und lange Zeit gleich einem Herrſcher regierte. Während des Friedensbruchs des Königs Murat 1815 befand er ſich wieder in Toscana, ohne die Unternehmungen der Öſterreicher zu unterſtützen, und eilte dann nach Neapel, wo er aber vom König nicht angenommen wurde. Als er ſpäter, während ſeiner diplomatiſchen glänzenden Anweſenheit zu Rom, von dieſem König eine Brillantdoſe mit ſeinem Bilde zum Geſchenke erhielt, war er ſtolz genug, im Andenken an deſſen Benehmen vor Neapel, dieſelbe nicht anzunehmen. Von Rom zurückberufen, trat er in die Kammer der Gemeinen als Deputirter der Grafſchaft Nottingham.

Bentley (Richard), einer der gelehrteſten und genialſten Kritiker. Er war 1661 in Oulton bei Wakefield in der Grafſchaft York geboren, und zeigte ſehr früh außerordentliche Talente mit einem ſeltenen Fleiß verbunden. Er beſuchte zuerſt die Schule von Wakefield, ging von da nach Cambridge, welches er 1681 verließ, um Schulhalter zu Spalting, dann Lehrer bei dem Sohne des Dechanten von St. Paul, und hierauf Capellan des Biſchofs von Worceſter zu werden. Mit welchem Eifer er die alten Sprachen ſtudirte, beweiſ't der Umſtand,

daß er vor ſeinem 24. Jahre ſich ein alphabetiſches Verzeichniß aller hebräiſchen Wörter in der Bibel mit ihren chaldäiſchen, ſyriſchen, lateiniſchen u. a. Bedeutungen zuſammengeſetzt hatte. Da Robert Boyle, einer von den Söhnen der Grafen Cork, in ſeinem Teſtamente ein Legat für eine beſtimmte Anzahl Predigten, die jedes Jahr zur Vertheidigung der natürlichen und geoffenbarten Religion gehalten werden ſollten, gegründet hatte, wurde Bentley 1692 dazu gewählt, den Willen dieſer Stiftung zu erfüllen. Er arbeitete acht Reden aus, deren Gegenſtand die Ungereimtheit des Atheismus iſt, und wobei er ſich auf die philoſophiſchen Ideen Newtons ſtützt und ſelbſt einige von Locke angenommen hat. Dieſe Schrift hat im Engliſchen mehrere Ausgaben erhalten, und iſt in verſchiedene Sprachen überſetzt worden. Im J. 1697, als Grävius den Kallimachus herausgegeben hatte, ſchickte ihm Bentley eine große Sammlung von Fragmenten dieſes Dichters nebſt ſeinen Bemerkungen, und in demſelben Jahre ſchrieb er, in der Folge der Wottonſchen Schrift über die Gelehrſamkeit der Alten und Neuen, eine Diſſertation über die Briefe des Themiſtokles, Sokrates, Euripides, Phalaris und über die Fabeln des Äſop. Sie wurde eigentlich durch ſeinen ungefälligen und ſtreitſüchtigen Charakter veranlaßt. Boyle, Graf von Orrery, hatte 2 Jahre vorher die Briefe des Phalaris herausgegeben, und ſich in der Vorrede über Bentley's Ungefälligkeit beklagt, der ihm ein Manuſcript von der St. James-Bibliothek nur auf ſo kurze Zeit vergönnt hatte, daß er es nicht gehörig benutzen können. Bentley, um ſich für dieſen Angriff zu rächen, bewies die Unechtheit der Briefe. Im J. 1700 ward er Lehrer an dem Collegium der heil. Dreieinigkeit zu Cambridge. Er reſignirte auf das Kanonikat von Worceſter, und wurde das Jahr darauf zum Archidiaconus von Ely ernannt. Während er ſich hier in die verdrießlichſten Streitigkeiten verwickelte, ſetzte er ſeine gelehrten Arbeiten fort, und gab 1710 ſeine kritiſchen Bemerkungen über 2 Luſtſpiele des Ariſtophanes, und unter dem Namen Phileleutherus Lipsiensis ſeine Verbeſſerungen der Fragmente des Menander und Philemon, im J. 1711 ſeinen trefflichen Horaz (3. Ausg., Amſterdam 1723) und im J. 1726 ſeinen Terenz und Phädrus heraus, welcher letztere aber von Hare in der berühmten Epistola critica ſcharf durchgenommen wurde. Seine Ausgabe des Horaz, die noch jetzt für die beſte gelten darf, iſt als ſein vorzüglichſtes Werk zu betrachten. Tadel erhielt er von den Engländern über ſeine Ausgabe des verlornen Paradieſes von Milton, worin er ohne Rückſicht Veränderungen vornahm, und dadurch manche Eigenthümlichkeit und Schönheit verwiſchte. Er ſtarb 1742 in einem Alter von 81 Jahren.

Benzel-Sternau (Carl Chriſtian Graf von), Geheimerrath und Miniſterialdirector für das Departement des Innern im ehemaligen Großherzogthum Frankfurt; früher churfürſtl. erzkanzl. Staatsrath zu Regensburg, zuletzt privatiſirend in der Schweiz, von wo er aber, wie man vernimmt, in würtembergiſche Dienſte berufen werden ſoll — als einer der ausgezeichnetſten humoriſtiſchen Schriftſteller unſerer Zeit, und Geiſtesverwandter J. Pauls bekannt. Seinen literariſchen Ruhm begründete das goldene Kalb (eine Biographie, 1802 bis 1804. 4 Bde. 8., in der 1. Ausg.), welches geiſtvolle Werk ein ſehr großes Publicum unter den Deutſchen fand; ihm folgten die Lebensgeiſter, Gotha 1804, 8.; Geſpräche im Labyrinth, 3 Bde., 1806, 8.; der ſteinerne Gaſt; die Zeitſchrift Jaſon u. a. — Mannichfaltigkeit und ſchwelgender Reichthum an Bildern und Vergleichungen, üp-

piger Witz, Feinheit und Beobachtung, tiefe Weltkenntniß, die ſich vorzüglich in Ausmahlung der Charaktere und Einwebung ſeiner Bemerkungen und kräftiger Sittenſprüche zeigt, dunkle Miſchung von Scherz und Ernſt ſind ſeinen Werken eben ſo eigen, als die mangelhafte Erfindung und eine deſultoriſche, oft nach Witz jagende, räthſelhaft dunkle und ſpitzfündig tiefe Behandlung ſeiner Gegenſtände, welche nebſt dem Seltſamen, Frappanten und Überladenen der Compoſition den reinen Genuß nicht ſelten ſtört, und die Gediegenheit der Form unmöglich macht. Dennoch bleibt die Lectüre derſelben höchſt intereſſant, und wenn ſie nicht lange Zeit ununterbrochen fortgeſetzt wird, ſehr genußreich.

Benzoe iſt ein trocknes, hartes, zwiſchen den Händen leicht zerbröckelndes Harz von bräunlichrother, ins Grünliche fallender Farbe, inwendig pflegt es mit hellern und dunklern Flecken durchmiſcht zu ſein. Man gewinnt es aus dem in Java, Sumatra und Siam wild wachſenden Benzoebaum. Wenn es gerieben und angezündet wird, ſo hat es einen äußerſt durchdringenden und balſamiſchen Geruch. Der Geſchmack iſt ſüßlich und gewürzhaft. In Weingeiſt aufgelöſt und mit Waſſer gemiſcht, giebt die Benzoe das bekannte Schönheitswaſſer, Jungfernmilch genannt. Durch Sublimation giebt die Benzoe ein ſaures Salz, aus dem, wenn es kryſtalliſirt wird, die ſogenannten Benzoeblumen entſtehen, die in den Apotheken gebraucht werden.

Beobachtung iſt der Zuſtand des Geiſtes, in welchem man die Gegenſtände auf ſich einwirken läßt, um mit ungeſtörter Aufmerkſamkeit auf ihre Veränderungen und Wirkungen das Eigenthümliche und Unterſcheidende derſelben kennen zu lernen. Hieraus geht hervor, daß alle Beobachtung mit Abſicht verbunden, und auf Erfahrung oder gewiſſe Kenntniß der Erſcheinungen gerichtet iſt, welche man durch dieſelbe zu gewinnen ſucht, ja daß die reine Erfahrung nicht ohne Beobachtung erworben wird. Ferner leuchtet auch ein, daß zur Beobachtung, wenn ſie dieſes Reſultat hervorbringen ſoll, nicht nur ein Gegenſtand, welcher in dem Kreiſe der Erfahrung liegt, ſondern auch von Seiten des Beobachtenden ein feiner Sinn (des Äußern oder Innern, je nachdem eine äußere oder innere Erfahrung gemacht werden ſoll), d. i. ein natürlich unverfälſchtes und richtig geübtes Wahrnehmungsvermögen, mit geſunden Organen, im Zuſtande des ruhigen, leidenſchaftloſen Bewußtſeins, und eine gewandte Reflexion, welche das Wahrgenommene zu vergleichen, zu unterſcheiden und ihm ſeinen gebührenden Platz in dem Gebiete der ganzen Erkenntniß anzuweiſen fähig iſt, erfodert werde. Wo dieſe Erfoderniſſe in einem hohen Grade vorhanden, und durch Übung und Ausbildung zu einem beſondern Talente, das Eigenthümliche der Dinge leicht, ſicher, vollkommen und genau aufzufaſſen, entwickelt und verbunden ſind, da redet man von dem Beobachtungsgeiſte. Unentbehrlich iſt er dem ausgezeichneten Geſchäftsmanne, und demjenigen, welcher die Erfahrungswiſſenſchaften bearbeitet. Doch unterſcheidet ſich die gemeine Beobachtung, d. i. die Beobachtung zu Zwecken des gemeinen Lebens, von der wiſſenſchaftlichen dadurch, daß letztere methodiſch, d. h. nach beſtimmten Grundſätzen und leitenden Principien, welche aus dem Weſen der Wiſſenſchaft, zu deren Behuf die Beobachtung gemacht wird, hervorgehen, angeſtellt werden muß, und auf das Auffinden allgemeiner Geſetze, ſo wie auf die Unterſcheidung des Weſentlichen und Zufälligen, ausgeht. Auch iſt ſie verſchieden nach den verſchiedenen Gegenſtänden und Gebieten der Er-

fahrung. So iſt z. B. die Beobachtung äſthetiſcher Gegenſtände hauptſächlich von einer ruhigen oder lebendigen Einbildungskraft, und von einem regen, zarten Gefühle abhängig; einer andern Beobachtung ferner bedarf der bildende Künſtler, einer andern der Tonkünſtler, Dichter, der Staatsmann u. ſ. w., um in ſeinem Kreiſe etwas Zweckmäßiges zu wirken. Die Kunſt insbeſondere ſetzt Beobachtungen zwar voraus, aber der geniale Künſtler bildet nicht durchaus abhängig von der Beobachtung, ſondern nur mittelbar. Die Beobachtung entſpringt in ihm aus einem regen Intereſſe für die zu beobachtenden Gegenſtände der Kunſt und Natur, oder irgend einem bedeutſamen Geſichtspunct derſelben, iſt ohne Ängſtlichkeit und Zwang, und trägt dem Künſtler früher oder ſpäter bei der Bildung ſeiner Ideale herrliche Früchte, indem die gewonnene Wahrnehmung in den ſelbſtgeſchaffenen Kreis ſeiner Ideale unvermerkt aufgenommen, in die Darſtellung verwebt, oder in eine höhere Anſchauung verwandelt wird, und dem ſinnigen Beſchauer aus dem Werke des Künſtlers mit bedeutungsvoller Wahrheit, obwohl in einem höhern Lichte, entgegentritt. Zur Anwendung und glücklichen Verarbeitung der Beobachtungen in der Kunſt aber gehört Freiheit, Geſchmack und Witz. Auch hat die Beobachtung der Natur und der Kunſtwerke verſchiedene Vortheile. Der äſthetiſche Kritiker aber bedarf zur richtigen Beurtheilung gegebener Kunſtwerke, nebſt den leitenden Ideen der Kunſttheorie und Äſthetik, auch der vielſeitigen Beobachtung, um denſelben an ſich und im Verhältniß zu andern Werken ihrer Gattung den gebührenden Platz anzuweiſen. Eine beſondere Art der Beobachtungen wird durch Verſuche oder Veränderungen bewirkt, welche man mit einem Gegenſtande vornimmt, um ihn in verſchiedenen Lagen und von verſchiedenen Seiten zu betrachten, und dadurch das Weſentliche von dem Zufälligen genauer abzuſondern. Daher ſtellt man auch oft Verſuche den Beobachtungen entgegen, und ſetzt für die letztern, obwohl etwas willkürlich, voraus, daß der Gegenſtand in ruhigem, von dem Beobachter nicht veränderten Zuſtande betrachtet werde. Beobachten heißt ſonach, die Natur und das Verhalten eines Gegenſtandes mit Aufmerkſamkeit betrachten und wahrnehmen. T.

Bepuncten (in der Muſik), mit Puncten verſehen. Der muſikaliſche Punct iſt zweierlei Art: 1. Ein Punct über der Note bedeutet, daß dieſelbe abgeſtoßen werden ſoll; dies pflegt man auch durch den italieniſchen Ausdruck staccato zu bezeichnen. Das Abſtoßen ſteht übrigens dem Schleifen (legato), welches durch einen halbcirkelförmigen Strich über den Noten angedeutet wird, entgegen. Zuweilen trifft es ſich aber auch, daß unter dieſem Striche, der das Schleifen der Noten andeutet, und über den Noten ſelbſt ſich noch Abſtoßungspuncte obenein befinden. In dieſem Falle iſt der Vortrag der Paſſage halb ſchleifend, halb abſtoßend, d. h. bei den Bogeninſtrumenten wird der Bogen zwar bei jeder Note von der Saite aufgehoben, fährt aber in derſelben Richtung fort. 2. Der Punct neben der Note bedeutet eine Vergrößerung derſelben in der Qualität ihrer Dauer. Steht z. B. der Punct hinter einer Viertelnote, ſo wird dieſelbe zu einer Anderthalbviertel- oder Dreiachtelnote; ſteht er hinter einem Achtel, ſo wird daraus eine Anderthalbachtel- oder Dreiſechzehntheilnote u. ſ. w. Stehen zwei Puncte hinter einer Note, ſo gilt die zweite wiederum die Hälfte von dem erſten, ſo daß z. B. eine Viertelnote mit zwei dahinter geſetzten Puncten den Werth von ſieben Sechzehntheilen erhält.

Berberei, ſ. **Barbaresken.**

Berbice, ein Diſtrict von Guiana in Südamerika am ſchiffbaren Fluſſe gleiches Namens, welcher ſich 6° 40′ nördlicher Breite ins Meer ergießt. Früher eine holländiſche Colonie, die auf 180 Q. M. in vielen Pflanzungen 2500 Weiße und 40,000 Neger zählte, die Kaffee, Tabak, Zucker, Baumwolle, Cacao ꝛc. liefern, fiel es 1796 in brittiſche Hände, ward im Frieden von Amiens zurückgegeben; im J. 1803 von den Engländern abermals erobert, und im Frieden von Paris 1814 völlig an England abgetreten.

Berchas, richtiger aber **Birchoth**, ſind zei Brote, über welche die Iſraeliten beim Aufbrechen den Sabbath einweihen, und haben ihren Grund in dem 2. Buch Moſis 16. Cap. 22. u. 29. V. Ihren Namen haben ſie von Birchas Elohim, welches Segen Gottes heißt; um das Wort Gott nicht immer vergeblich dazu zu ſetzen, haben ſie Segen allein ſtehen laſſen. Frauen dürfen den Segen auch in Abweſenheit ihrer Männer über das Brot und den Wein nicht ſprechen, ſondern müſſen alsdann einen Andern darum erſuchen.

Berchtold (Leopold Graf von), ein durch ſeinen Philanthropismus merkwürdig bleibender, edler Mann. Den größten Theil ſeines Lebens brachte er damit zu, Unglückliche aufzuſuchen, die Thränen der Leidenden zu trocknen, und diejenigen, die dem Verderben nahe waren, demſelben zu entreißen. Dreizehn Jahre durchreiſ'te er Europa, und 4 Jahre Aſien und Afrika, um Menſchenglück und Menſchenelend kennen zu lernen, und überall das erſtere zu befördern und letzteres zu mildern. Seine auf allen dieſen Reiſen gemachten Erfahrungen legte er zuerſt in einem Werke nieder, welches er unter dem Titel: Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers (London 1789, 2 Thle.). Außer dieſem Werke verfaßte er mehrere, meiſtens kleinere Schriften, welche ſämmtlich den Zweck haben, durch Verbeſſerung der polizeilichen Verfaſſung größeres Wohlſein des Volks zu befördern, und welche er meiſtens, und zwar in mehreren europäiſchen Ländern, auf ſeine Koſten drucken und unentgeldlich unter das Volk austheilen ließ. Zu dieſem Zwecke ſetzte er auch aus ſeinem großen, der Menſchheit ganz gewidmeten Vermögen Preisaufgaben aus, durch welche er theils unmittelbar, theils auch durch ſeine großen Verbindungen in allen Ländern Europa's, die mancherlei Flug- und Preisſchriften, welche damals über die Rettungsmittel der Ertrunkenen und Scheintodten herauskamen, veranlaßte. In den J. 1795—1797 bereiſ'te er die aſiatiſche und europäiſche Türkei hauptſächlich in der Abſicht, um ſich den Verheerungen der Peſt zu widerſetzen, und, wo möglich, auch Mittel zu ihrer Heilung aufzufinden. In den letzten Jahren beſchäftigte ihn auch die Verbreitung der Schutzpocken ungemein. Noch iſt im friſchen Andenken, wie er einen Preis von 1000 Fl. für das beſte Lehrbuch der Humanitätsanſtalten ausſetzte, und in der furchtbaren Hungersnoth, welche von 1805—1806 in dem Rieſengebirge herrſchte, dort Korn und Nahrungsmittel aus entfernten Gegenden herbeiſchaffte. Zuletzt hatte er auf ſeinem Gute Buchlau in Mähren das ſchöne Schloß Buchlowitz zu einem Spital für die kranken und verwundeten öſterreichiſchen Krieger eingerichtet, und hier raffte den Patrioten und Menſchenfreund 1809 eine anſteckende Seuche des Nervenfiebers hinweg.

Beredſamkeit heißt im Allgemeinen die Fähigkeit, ſich ſo auszudrücken, wie es erforderlich iſt, um den mit der zu haltenden Rede beabſichtigten Zweck erreichen zu können. Dieſer Zweck iſt dop-

pelter Art: man kann nämlich *belehren* oder *überreden* wollen, woraus alſo auch für uns neuere Völker Kanzel- und gerichtliche Beredſamkeit hervorgeht. Die bloße mittheilende Beredſamkeit des geſellſchaftlichen Lebens kann hier, wo nur von einer künſtlichen Beredſamkeit die Rede iſt, nicht berückſichtigt werden. Die künſtliche Beredſamkeit hat es mit zwei Gegenſtänden zu thun, nämlich mit dem Inhalte und mit der Form. Da jedoch der Zweck der künſtlichen Beredſamkeit an ſich ſelbſt kein rein künſtlicher, ſondern im Gegentheil geradezu ein bürgerlicher iſt, ſo geht hieraus ſchon von ſelbſt zur Genüge hervor, daß bei der künſtlichen Beredſamkeit weniger von der äußern Form, als von dem innern Gehalte die Rede ſein müſſe, daß er bei derſelben mehr auf ſcharfſinnige Zerſchneidung und Aneinanderreihung der Begriff, als auf die Kunſt ankomme, dieſe auch poetiſch ſchön auszudrücken. Bei der künſtlichen Beredſamkeit kommt es alſo durchaus weniger auf die äußere künſtliche Form, als auf den innern Gehalt, und auf die Kraft des Geiſtes an, mit welcher dieſer im Stande iſt, den gegebenen Stoff nicht etwa mit der Phantaſie, ſondern einzig und allein mit dem reflectirenden Scharfſinne zu verarbeiten. Es iſt demnach vorzüglich auf die Anordnung des Stoffes zu ſehen, welche ſo beſchaffen ſein muß, daß dadurch theils das Ganze, theils auch ſeine einzelnen Theile dem Zuhörer auf die möglichſt klarſte Weiſe vorgeſtellt und deutlich gemacht werden, wobei es denn vorzüglich auf die Kunſt ankommen dürfte, die Haupt- und Unterabtheilungen der Rede in ſo ſcharfen Umriſſen von einander zu trennen, daß der Zuhörer ſie leicht auffaſſe. Nächſt dieſem Erfoderniſſe dürfte beſonders zu beobachten ſein, daß der Redner ſich einer ſolchen Einkleidung befleißige, welche durch die ſchnellſte und deutlichſte Verſinnlichung der Ideen bewirkt werde. Die wirkliche Beredſamkeit findet übrigens nur in der eigentlichen Rede Statt. In dieſer glänzten beſonders die alten Griechen und Römer, deren ſämmtliche Staatsverhältniſſe und gerichtliche Gegenſtände öffentlich verhandelt wurden. Was die öffentlichen gerichtlichen Reden in Frankreich und England, nebſt den Parlamentsverhandlungen betrifft, ſo ſind dieſe, die nicht des ganzen Volkes, ſondern nur einiger intereſſirten Perſonen wegen gehalten werden, durchaus nicht im Stande, die eigentliche Beredſamkeit, wie ſie die Römer und Griechen hatten, bis zur Kunſt auszubilden. Alles, was demnach Frankreich und England in der öffentlichen Beredſamkeit geleiſtet haben dürften, möchte beſonders im erſten Lande in Vergleichung mit den großen Muſtern der vormaligen Griechen und Römer nur Stückwerk zu nennen ſein. Pq.

Berengar von Tours, Lehrer der philoſophiſchen Schule daſelbſt und 1040 Archidiaconus zu Angers, iſt eben ſowohl durch ſeinen philoſophiſchen Scharfſinn unter den Scholaſtikern, als durch die Freimüthigkeit, mit der er ſich ſeit 1050 gegen die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle erklärte, und ſeine dadurch veranlaßten Leiden berühmt. Mehreremal mit Gewalt zum Widerruf gezwungen und dennoch immer wieder zu der Anſicht, das Brot im Abendmahle ſei ein Zeichen und Unterpfand des Leibes Chriſti, worin er mit dem Schotten *Joh. Erigena* übereinſtimmte, zurückgekehrt, rechneten ihn die Orthodoxen unter die ſchlimmſten Ketzer, und wenn auch Gregor VII. ihn anfangs ſchützte und immer glimpflich behandelte, waren doch die Scholaſtiker von der Partei des großen Anſelm Lanfrank von Canterbury zu ſehr gegen ihn aufgebracht, als daß er und ſeine Anſicht hätte wieder zu Ehren kommen können. Berengar zog ſich daher 1080 auf die Inſel St. Cosmas bei Tours zurück,

wo er, von den Unparteiiſchen geachtet, ſein Leben unter frommen Übungen in hohem Alter beſchloß (1088). Über die von den Benedictinern ſehr entſtellte Geſchichte ſeines Streites hat Leſſing in ſeinem **Berengar** (1770) neues Licht verbreitet. Dieſer Berengar darf übrigens nicht mit **Peter Berengar** von Poitiers verwechſelt werden, der durch eine geiſtreiche Apologie ſeines Lehrers Abälard bekannt iſt. E.

Berenhorſt (Franz Leopold von), ein berühmter taktiſcher und ſtrategiſcher Schriftſteller, der in ſeinen Betrachtungen über die Kriegskunſt, ihre Fortſchritte, ihre Widerſprüche und ihre Zuverläſſigkeit zuerſt die neuern Grundſätze dieſer Wiſſenſchaft ſyſtematiſch aufzuſtellen verſuchte, und als der Vorläufer Bülows anzuſehen iſt. Seine Verdienſte um die Kriegswiſſenſchaften ſind groß und ſichern ihm ein ehrenvolles Andenken. — Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir, daß er 1733 zu Sandersleben geboren worden und 1748 als Lieutenant bei dem Infanterieregiment von Anhalt in königl. preußiſche Dienſte trat. Im J. 1757 ward er Brigademajor im Generalſtabe des Prinzen Heinrich von Preußen und 1760 Adjutant Friedrichs II. Nach dem 7jährigen Kriege lebte er am Hofe des Fürſten von Anhalt-Deſſau, ging mit dieſem und ſpäterhin mit dem Prinzen Hans Görge auf Reiſen nach Frankreich, Italien und England, bekleidete nach der Rückkehr mehrere anſehnliche Ämter am fürſtlichen Hofe zu Deſſau, erhielt den Charakter als Oberhofmeiſter, lebte ſeit 1790, von Geſchäften frei, ſich und den Muſen, und ſtarb 1803.

Berenice, ein griechiſcher Name, welcher wörtlich eine **Bringerin des Sieges** bedeutet. Unter der großen Anzahl Frauen, welche dieſen Namen in der alten Geſchichte geführt haben, bemerken wir 1. die Gemahlin des pontiſchen Königs Mithridates des Großen. Ihr Gemahl ließ ſie, als er ſich vom Römer Lucullus geſchlagen ſah, umbringen (gegen das 71. Jahr vor Chr. Geb.), damit ſie nicht in die Hände ſeiner Feinde fallen möchte. Eben ſo verfuhr er gegen ſeine andere Gemahlin Monime und ſeine beiden Schweſtern Roxane und Statira. 2. Die Gemahlin des Herodes, des Bruders ihres Vaters, des großen Agrippa, welcher auf Agrippa's Vorbitte vom Kaiſer Claudius zum König von Chalcis gemacht wurde, aber bald ſtarb. Trotz ihrer Ausſchweifungen wußte ſie ſich dem Kaiſer Veſpaſian und ſeinem Sohne Titus ſo gefällig zu machen, daß ſie der letztere faſt zu ſeiner Gemahlin gewählt hätte. 3. Die Gemahlin des Ptolemäus Evergetes, welche ihren Gemahl mit außerordentlicher Zärtlichkeit liebte, und als dieſer nach Syrien in den Krieg ziehen mußte, ein Gelübde that, ihr ſchönes Haar den Göttern zu weihen, wenn er unverletzt zurückkäme. Dies geſchah, und Bernice ſchnitt ohne Bedenken die Locken ab, um ſie in dem Tempel der Venus den Göttern zu weihen. Bald darauf ging das geheiligte Haar verloren, und der Aſtronom Konon aus Samos breitete aus, die Götter hätten daſſelbe hinweggenommen und als Sternbild an den Himmel verſetzt. Daher heißen die ſieben Sterne nahe am Schweife des Löwen **das Haupthaar der Berenice**.

Berennen. Die Berennung einer Feſtung geht der Belagerung voraus, und beſteht darin, daß man Truppen abſchickt, welche alle Zugänge beſetzen und die Zwiſchenräume beſtändig durchſuchen müſſen, damit nichts zur Feſtung heraus- noch hineinkommen könne. Dies Vorhaben zu verbergen, bedient man ſich des Mittels, daß man eine andere Feſtung bedroht, wodurch der Feind veranlaßt wird, diejenige zu ſchwächen, auf welche die Abſicht eigentlich gerichtet iſt.

Beresford (William, Baron) trat zuerſt ins hiſtoriſche Leben hervor im Kriege Portugals mit Frankreich, und entwickelte dabei ſo reiche Kenntniſſe, einen ſo richtigen Blick und ſo hohen Muth, daß er mit Recht unter die ausgezeichneten Männer Großbritanniens in den letzten Jahrzehnden gezählt wird. Er bildete nicht nur das portugieſiſche Heer, ſondern organiſirte auch die Milizen ſo trefflich, daß ſie in dem furchtbaren Revolutionskrieg von Spanien mit dem Kern der alliirten Armee wetteiferten. Den höchſten Ruhm erwarb ſich aber Beresford im J. 1810 durch den blutigen Sieg bei Albufera, welchen er allein über Soult gewann. Im J. 1812 übernahm er den Befehl über ein Armeecorps unter Wellington, und in den drei folgenden Jahren hatte er an allen großen Siegen der Alliirten bei Vittoria, Bayonne und Toulouſe den bedeutendſten Antheil. Er zog am 13. März 1814 mit dem Herzog von Angouleme in Bordeaux ein. Am 6. Mai wurde er zum Baron von England erhoben und bald nachher mit wichtigen Aufträgen nach Braſilien geſandt, von wo er im Juli 1815 nach England zurückkehrte. Der Prinz Regent von Portugal übertrug ihm nun, mit Englands Bewilligung, von neuem die Stelle eines Generaliſſimus über die Armeen in Portugal. Kaum war er aber zu Liſſabon eingetroffen, als ihn neue wichtige Aufträge ſeines Hofes nach Rio-Janeiro riefen. Er regierte hierauf Portugal als Generalcommandant (vergl. Freyre), ging 1819 abermals nach Rio-Janeiro, ward aber bei ſeiner Rückkehr im Sept. 1820 in Liſſabon nicht ans Land gelaſſen, weil die Nation die Berufung der Cortes beſchloſſen und ſich der engliſchen Offiziere entledigt hatte. Lord Beresford proteſtirte und begab ſich nach London.

Berezina. Der Übergang der franzöſiſchen Armee unter Napoleon am 26. und 27. November 1812 über die Berezina, einen Fluß im ruſſiſchen Gouvernement Minks, macht Epoche in dem Rückzuge der franzöſiſchen Armee aus Rußland. Alle Augenzeugen ſtimmen darin überein, daß keine Sprache Worte habe, um die gräßliche Scene zu ſchildern, welche dort ſich begab; um ſo mehr muß unſere Feder auf eine einfache Darſtellung der Hauptſache ſich beſchränken. — Der für die franzöſiſche Armee ſo gefährliche Umſtand, daß der Admiral Tſchitſchakow mit der Moldauarmee von unten heraufdrängte, um mit der Hauptarmee ſich zu vereinigen, daß dieſer, nach der Wiedereinnahme von Boriſſow, auch dem Witgenſtein'ſcher Corps, das von der Düna herabkam, die Hand bieten, und daß auf dieſe Weiſe Napoleon von der Weichſel abgeſchnitten werden konnte, nöthigte dieſen, ungeachtet der unendlichen Schwierigkeiten, welche Terrain, Witterung und der ſchon ſo bedenkliche Zuſtand ſeiner Armee ihm entgegenſtellten, alles aufzubieten, um Minks, oder wenigſtens die Berezina, eher zu erreichen und zu paſſiren, als die Ruſſen. Nur mit Vernichtung eines großen Theils der Bagage und ſelbſt der Artillerie war es möglich geworden, daß am 25. November die Armee am linken Ufer der Berezina ankommen und an dieſem Tage die beiden Ufer recognoscirt werden konnten. Nachdem die Avantgarde der Moldauarmee von Oudinot nach Boriſſow zurückgeworfen worden, die daſelbſt befindliche Brücke von jener aber noch abgebrannt worden war, wurden am 26. November früh, etwa funfzehn Werſte oberhalb Boriſſow, bei Sembin zwei Brücken geſchlagen, deren Herſtellung um ſo ſchwieriger war, als an beide Ufer des Fluſſes breite Moräſte grenzen, die, wie der Fluß, nur mit ſchwacher unhaltbarer Eisdecke belegt, die ſchicklichſten Übergangspuncte aber ſchon von den

Ruſſen bedroht waren. Woher auch endlich hinlängliche Mittel zu den nöthigen Brücken nehmen? — Nur mit völliger Verachtung der Gefahren, denen ſo viele Tauſende in dieſen Augenblicken Preis gegeben waren, durfte der Übergang gewagt werden. Im Sturmſchritt ſtürzte die halb verzweifelnde Armee über die Rettungsbrücken, die jeder Einzelne zuerſt betreten wollte. Schon ſeit längerer Zeit war die Disciplin aus dem Heere verſchwunden. Mit jeder Minute nahm die Verwirrung mehr überhand. Wer auf den Brücken, dieſen ſchmalen Pfaden, ſich nicht retten zu können glaubte, ſuchte ſein Heil auf dem Treibeiſe der fluthenden Berezina; doch die mehrſten fanden den Tod unter den Schollen, während viele andere von ihren Kameraden in den Fluß hinabgeſtoßen, oder von den ruſſiſchen Kartätſchen zerſchmettert wurden. Bei dieſem ſchrecklichen Zuge führte der Herzog von Reggio (Oudinot) die Avantgarde, an deren Spitze die Polen unter Dombrowsky marſchirten; die Arrieregarde bildete das Corps des Herzogs von Belluno. Mehreremale wurde der Vortrab von Tſchitſchakow zurückgedrängt, und nur mit großen Anſtrengungen gelang es ihm, ſich Bahn zu machen. Endlich am 27. November Mittags, war man an dem theuer erkauften Ziele, und ſchlug nach einigem Bedenken die Straße über Wilna nach Warſchau ein, indem man die über Minks verließ, da man in Wilna ſich erholen und in Allem wieder completiren zu können hoffen durfte. Wie ſehr aber man ſich auch in den mäßigſten Erwartungen täuſchte, hat das Ende dieſes Rückzugs gelehrt. — Außer den zahlloſen Opfern, die jenſeits der Berezina in den Tagen des Übergangs zurückgeblieben waren, war auch der letzte Nachtrab der Arrieregarde, die Diviſion Partonneaux, noch verloren gegangen. Ihre Beſtimmung war, die Brücken hinter ſich abzubrennen; allein ſie fiel (nach franzöſiſchen Berichten nur zum Theil, mit 2000 Mann und durch Verirren vom Wege, nach ruſſiſchen ganz, mit 7500 Mann und 5 Generalen) in die Gewalt ihres Feindes. — „Mit dieſem Übergange (ſagt der ruſſiſche General von Pfuel in ſeiner Darſtellung des Rückzuges der Franzoſen bis zum Niemen) endigte ſich die zweite Periode dieſes Rückzuges; die Reſultate derſelben waren über 20,000 Gefangene, gegen 200 Kanonen und eine unermeßliche Beute.“

Berg, ein deutſches, vormals dem Churfürſten von Pfalzbaiern gehöriges Herzogthum und während der Dauer des Rheinbundes ein zu demſelben gehöriges Großherzogthum, am Niederrhein, gegenwärtig ein preuß. Herzogthum, der Provinz Jülich-Cleve-Berg zugetheilt und der Regierung zu Düſſeldorf untergeordnet. Das frühere Herzogthum Berg grenzte nördlich an das Herzogthum Cleve, öſtlich an die Grafſchaft Mark und das Herzogthum Weſtphalen, ſüdlich an den Weſterwald und weſtlich an den Rhein. Es enthielt 1801 auf 54 Q. M. 294,720 Einwohner von den drei chriſtlichen Glaubensbekenntniſſen in 15 Ämtern, 14 Städten, 11 Flecken, 146 Rittersitzen, 88 Kirchſpielen und 39,950 Häuſern, welche zuſammen an 300,000 Gulden reine Einkünfte brachten. Gegen den Rhein zu iſt das Land eben und fruchtbar, öſtlich aber mit Bergen und Wäldern bedeckt, es hat daher nicht hinlänglich Getreide und Vieh für die unter allen deutſchen Provinzen ſtärkſte, noch ſtets im Zunehmen begriffene, Bevölkerung; dagegen iſt es reich an Kupfer, Blei, Queckſilber und vorzüglich an Eiſen. Die wichtigſten Quellen des Nationalreichthums ſind aber die zahlreichen und wohlgeleiteten Fabriken und Manufacturen in Eiſen-, Stahl-, Leinen-, Wollen-, Baumwollen- und Seiden-

Waaren, welche vorzüglich unter der langen väterlichen Regierung des Churfürſten Carl Philipp Theodor von 1745—1799 durch die uneingeſchränkteſte Gewerbs- und Handelsfreiheit in Aufnahme gekommen ſind. Wenn man das kleine Herzogthum Berg mit dem großen England vergleicht, ſo findet man darin ein Mancheſter (das Thal Barmen), ein Leeds (Lennep), ein Birmingham und Sheffield (Remſcheid und Solingen), ſo wie denn auch viele neuere Fabrikanlagen mit ähnlichen Namen, z. B. die Maſchinenſpinnerei bei Ratingen mit dem Namen Cromford, nach dem in Derbyſhire belegenen Orte, wo Arkwrigth (ſ. d. Art.) zuerſt ſeine Baumwollenſpinnereien errichtet hatte, belegt werden können. Der jährliche Umſatz des Wechſelhandels im Bergiſchen, namentlich in Elberfeld, wo die bedeutendſten Geldgeſchäfte gemacht werden, wird auf 12, und der des Waarenhandels auf 10 Mill. Thaler angegeben. — Das Land gehörte vor alter Zeit zu dem von Herzog Joh. Wilhelm (Wilhelm III.) von Jülich und Berg gebildeten ſelbſtſtändigen Staate, zu welchem dieſer die Herzogthümer Jülich, Cleve, Berg, die Grafſchaften Mark und Ravensberg, und die Herrſchaft Ravenſtein im Jahre 1609 unter ſeiner alleinigen Oberherrſchaft vereinigte. Der Tod dieſes Fürſten, welcher am 25. März deſſelben Jahrs erfolgte, veranlaßte den berühmten jülichſchen Erbfolge- (Succeſſions-) Streit. Da nämlich der Herzog keine männlichen Erben hinterließ, ſo traten der Churfürſt Johann Sigismund von Brandenburg und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg auf, und beriefen ſich auf das vom Kaiſer Carl V. im J. 1546 der Prinzeſſin Maria von Öſterreich, Tochter Ferdinands I., bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm II. von Jülich und Berg ertheilte Anwartſchaftsrecht (privilegium habilitationis), nach welchem auf den Fall, daß der jülichſche Mannsſtamm erlöſchen ſollte, auch die Töchter des Herzogs Wilhelm II. und deren nachgelaſſene männliche Erben folgen ſollten. Ungeachtet nun auch die beiden ſächſiſchen Häuſer der Albertiniſchen und Erneſtiniſchen Linie ihre auf eine ähnliche, im 15. Jahrhundert, alſo viel früher ertheilte, und der ſpätern mit Recht entgegenſtehende kaiſerliche Anwartſchaft gegründeten Anſprüche geltend zu machen ſuchten, ſo ſetzten ſich doch die Häuſer Brandenburg und Neuburg ſogleich in Beſitz und ſchloſſen zu Dortmund einen Proviſionalvergleich ab, nach dem ſie mit Einwilligung der Landſtände die ſtreitigen Länder bis zur Entſcheidung der ganzen Angelegenheit gemeinſchaftlich beſitzen wollten. Jetzt berief der Kaiſer die geſammten Prätendenten binnen 4 Monaten an ſeinen Hof, um dort die Sache zu entſcheiden, und übertrug die interimiſtiſche Adminiſtration des Landes dem Erzherzog Leopold, Biſchof von Paſſau und Straßburg. Dieſer bemächtigte ſich auch in der That der Feſtung Jülich. Da es aber den Häuſern Brandenburg und Neuburg nicht entging, daß der Kaiſer die erledigten Länder als ein eröffnetes Reichslehn an ſein eigenes Haus zu bringen gedachte, ſo eroberten ſie mit Hülfe Frankreichs und der Niederlande im J. 1610 Jülich wieder, hoben die kaiſerliche Sequeſtration auf, und behaupteten ſich im Beſitz, aller Widerſprüche Sachſens ungeachtet, welche ſelbſt durch den weſtphäliſchen Frieden nicht aufgehoben wurden. Im J. 1666 theilten ſie endlich die Länder ſo unter ſich, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an das pfälziſche, das Herzogthum Cleve und die Grafſchaften Mark und Ravensberg an das brandenburgiſche Haus kamen, und erhielten auch 1678 unter gewiſſen Modificationen die kaiſerliche Belehnung. So dauerte der Zuſtand dieſer Länder bis zum daſeler

Frieden 1795, in welchem Preußen ſein jenſeit des Rheins liegendes Cleve an Frankreich abtrat, und bis zum lüneviller Frieden 1801, in welchem bei Abtretung des linken Rhein-Ufers auch Jülich für Pfalzbaiern verloren ging. — Im J. 1802 erklärte der Churfürſt von Pfalzbaiern den Herzog von Birkenfeld zu ſeinem Mitregenten im Herzogthum Berg, der dann auch zu Düſſeldorf reſidirte. Aber ſchon 1806 trat Baiern das Herzogthum Berg (gegen das bisher preußiſche Anſpach), und Preußen ſeinen diesſeitigen Theil von Cleve (ſo wie Neufchatel und das eben genannte Anſpach gegen das Churfürſtenthum Hannover) an den damaligen franzöſiſchen Kaiſer Napoleon ab, der aus dem von Baiern abgetretenen Herzogthum Berg, und dem diesſeits des Rheins gelegenen bisher preußiſchen Cleve einen neuen deutſchen Staat, das Herzogthum Berg, bildete, zu deſſen Herzog er am 15. März 1806 ſeinen Schwager, den Prinzen und Reichs-Marſchall Joachim Murat ernannte. Vermittelſt ſeines Beitritts zu dem am 12. Juli 1806 geſchloſſenen rheiniſchen Bunde nahm dieſer Prinz den Titel: Joachim, ſouveräner Großherzog von Berg, an, und der Herzog von Naſſau cedirte ihm in Folge der Bundesacte die Stadt und das Gebiet von Deutz (Duytz), Stadt und Amt Königswinter und das Amt Willich. Auch wurden ſeiner Souveränität untergeordnet: die Herrſchaften Limburg-Styrum, Hardenberg-Bruch, Gimborn und Neuſtadt, Wildenberg; die Grafſchaften Homburg, Bentheim-Steinfurt und Horſtmar; die naſſau-diezíſchen Länder Siegen, Dillenburg, Hadamar; die Herrſchaften Weſterburg, Schadeck und Beilſtein nebſt Runkel auf der rechten Seite der Lahn. Damals betrugen die eigenthümlichen Länder 98 Quadratmeilen mit 374,235 Einwohnern, und die Souveränitäts-Lande 100 Q. Meilen mit 220,000 Einwohnern. Von den im tilſiter Frieden 1807 von Preußen abgetretenen Ländern verband Napoleon durch ein Decret vom 1. März 1808 das Herzogthum Münſter, die Grafſchaften Mark, Tecklenburg und Lingen und die Abteien Elten, Eſſen und Werden mit dem Großherzogthum, das nunmehr 315 Q. Meilen mit 878,057 Einwohnern zählte und 1809 in vier Departements getheilt wurde: 1. Rhein, mit der Hauptſtadt Düſſeldorf; 2. Sieg, mit der Hauptſtadt Dillenburg; 3. Ruhr, mit der Hauptſtadt Dortmund; 4. Ems, mit der Hauptſtadt Münſter. — Am 1. Auguſt 1808 erhob Napoleon den Großherzog Joachim zum Könige beider Sicilien und erklärte am 3. März 1809 ſeinen Neffen, Napoleon Ludwig, (älteſten Sohn des Königs von Holland, Ludwig Napoleon) zum Großherzog von Berg, behielt ſich jedoch die Regierung bis zur Volljährigkeit des Prinzen vor. Als aber der Kaiſer durch das Decret vom 10. December 1810 die Schelde-, Maas-, Rhein-, Weſer-, und Elb-Mündung für mit Frankreich vereinigt erklärte, wurden das nördliche Cleve, ein Theil von Münſter und die Grafſchaften Teklenburg und Lingen vom Großherzogthum Berg abgeriſſen und Frankreich einverleibt. Dieſer Verluſt betrug 60 Q. Meilen mit 165 000 Einwohnern, wofür das Großherzogthum durch das Decret vom 22. Januar 1811 die vormals arembergiſche Grafſchaft Recklinghauſen, 12 Q. Meilen mit 30,000 Einwohnern, erhielt. — Im Jahre 1814 wurde das Großherzogthum wieder aufgelöſ't, und die einzelnen Beſtandtheile deſſelben mit dem preußiſchen Staate vereinigt. Das Wappen des Großherzogthums Berg war bis 1806 ein blaugekrönter Löwe im ſilbernen Felde.

Bergamo, die Hauptſtadt eines ehemals venetianiſchen Diſtricts in Oberitalien (il Bergamasco), welcher nach der franzöſiſchen Beſitznahme 1796 zuerſt einen Theil der italieniſchen Republik, dann die Hauptmaſſe des Serio-Departements im Königreiche Italien ausmachte, und ſeit 1814 einen Theil des zu Öſterreich gehörigen lombardiſch-venetianiſchen Königreichs bildet. — Das ſogenannte bergamaskiſche Land grenzt im Oſten an das Brescianiſche, im Norden an das Veltlin, im Weſten und Süden an das Mailändiſche. Es enthält auf 97 1/2 Q. Meilen 294,376 Einwohner, umfaßt außer der Hauptſtadt noch 20 kleinere Städte und 40 Flecken, und hat, neben beträchtlichem Feldbau und ſtarker Viehzucht, anſehnliche Fabriken in Seide, Wolle, Eiſen und Marmor. Die Hauptſtadt **Bergamo** zwiſchen den Flüſſen Brembo und Serio, iſt befeſtigt. Sie erhebt ſich amphitheatraliſch am Abhange eines felſigen Hügels, und hat eine Citadelle im Mittelpuncte, welche durch unterirdiſche Gänge mit dem außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe liegenden Fort **la Capella** zuſammenhängt. Mit Einſchluß von vier Vorſtädten, deren jede mit Mauern und Thoren verſehen iſt, hat Bergamo 14 Pfarrkirchen, mehrere Mönchs- und Nonnenklöſter, ein Hospital, ein Lyceum, eine Muſikſchule, 2500 Häuſer und 19,000 Einwohner. — Zwiſchen den Vorſtädten S. Leonardo und S. Antonio iſt ein mit vielen Buden beſetzter Platz, wo die in Oberitalien berühmte Bartholomäus-Meſſe gehalten wird, welche vom 25. Auguſt bis 6. September dauert, und vorzüglich des Seidenhandels wegen von Kaufleuten aus allen Gegenden Italiens, ſo wie von Deutſchen und Schweizern, beſucht wird. D[illegible] Biſchof von Bergamo, welcher den gräflichen Titel führt, ſteht unter dem Erzbisthum Mailand. — Bergamo iſt nicht blos das Vaterland von Bernardo Taſſo, dem Vater des unſterblichen Torquato, ſondern auch Giovanni Pietro Maffei, der Abbé Seraſſi, und der Literarhiſtoriker Girolamo Tiraboſchi wurden hier geboren. — Die komiſchen Bedienten der italieniſchen Masken-Komödie, Arlechino oder Truffaldino und Brighella, ſind Bergamasker, und ſprechen allemal den Dialekt der hieſigen Landleute.

Bergbau. Dies Wort begreift alle zur bergmänniſchen Gewinnung nutzbarer Foſſilien erfoderlichen Verrichtungen und Arbeiten in ſich. Da nun dieſe Arbeiten und Verrichtungen theils nach den vorkommenden Foſſilien, theils nach den Lagerſtätten, worauf dieſelben gewonnen werden, ſehr verſchieden ſind, ſo iſt auch der Bergbau verſchieden. In Beziehung auf die Foſſilien giebt es mithin Goldbergbau, Silberbergbau, Kupferbergbau, Zinnbergbau, Bleibergbau, Eiſenbergbau, Kobaltbergbau ꝛc., und in Hinſicht der Lagerſtätte hat man Gangbergbau, Lager- und Flötzbergbau, Stockwerks- und Seifenbergbau. Die Wiſſenſchaft alſo, welche ſich über die mechaniſchen Beſchäftigungen beim Bergbaue verbreitet, heißt die **Bergbaukunſt**, in welcher die **Bergtechnik** ganz, von der **Bergwerkskunde** aber nur diejenigen Theile enthalten ſind, welche unmittelbaren Bezug auf den praktiſchen Bergbau haben. Die **Bergwerkskunde** oder die **Bergwerkswiſſenſchaft** enthält theils die Vorbereitungswiſſenſchaften, die eigentliche Bergtechnik und die bergmänniſchen Hülfswiſſenſchaften. (S. **Bergwiſſenſchaften**.) Hingegen die **Bergbaukunſt** iſt gleichſam ein Auszug aus der Bergwerkskunde und ein Inbegriff aller derjenigen Kenntniſſe, welche uns die nutzbaren Foſſilien aufſuchen, vortheilhaft gewinnen, zu Tage fördern, aufbereiten, ſo wie auch die dabei vorkommenden phyſiſchen Hinderniſſe geſchick-

und zweckmäßig überwinden lehren. Der berühmte **Werner** nimmt zwei Haupttheile der Bergbaukunſt an: nämlich einen mechaniſchen und einen techniſchen. Der **mechaniſche Haupttheil** enthält in ſieben Abſchnitten einige geognoſtiſche Vorkenntniſſe; eine Überſicht der beim Bergbaue anwendbaren mathematiſchen, beſonders markſcheideriſchen Kenntniſſe; einen kurzen Unterricht in der bergmänniſchen Unterſuchung der Gebirge, mit Hinſicht auf die darin vorkommenden Lagerſtätten der Foſſilien; einen kurzen Unterricht in den hauptbergmänniſchen Unterſuchungen über die Beſchaffenheit der Gebirge; die Lehre von der Arbeit auf dem Geſtein und den dazu gehörigen Geräthſchaften oder Gezähe; die Lehre von den Grubenbauveranſtaltungen und Betrieben, und endlich die Lehre von dem Grubenausbaue. Der **techniſche Haupttheil** der Bergbaukunſt aber behandelt in ſechs Abſchnitten die Wetterlehre, die Bergmaſchinenlehre, die Waſſerwirthſchaftslehre, die Waſſerhaltungslehre, die Förderungslehre und die Aufbereitungslehre. Zu den beiden letztern gehören die Lehre von praktiſcher Aufſuchung der Erzlagerſtätte durch Schürfen, Überröſchen und Abbohren; die Häuerarbeitslehre durch die Gewinnkunſt und die Grubenbauveranſtaltungskunſt; die Grubenausbauungslehre; die Aufbereitungslehre und die Hüttenkunde, welche in die Schmelzhüttenkunde, Amalgamirhüttenkunde, Deſtillir- und Sublimirhüttenkunde, Siedehüttenkunde und Cementirhüttenkunde zerfällt. X.

Berge nennen wir die beträchtlichen Erhebungen der Oberfläche unſerer Erde, ſo wie auch anderer Planeten; die **Hügel** unterſcheiden ſich von ihnen durch geringere Größe. Mehrere Berge zuſammen, die eine ganze Fläche bedecken, heißen **Gebirge**. Berge, die in Meilen langen Reihen fortlaufen, führen den Namen **Bergketten** oder **Bergrücken**. Selten werden einzelne Berge in ebenen Gegenden angetroffen, meiſtens finden ſich mehrere derſelben beiſammen. Die Vertiefungen, welche zwiſchen den Bergen laufen, werden **Thäler** genannt. Die Oberfläche der Erde iſt ſehr ungleich und ſelbſt in ebenen Gegenden giebt es Erhöhungen und Vertiefungen in Menge, nur daß ſie weniger auffallend als in Gebirgsländern ſind. Die Seeküſten ſind insgemein die niedrigſten Stellen des feſten Landes, das von ihnen her ſich allmählig erhebt, ſo daß gemeiniglich der mittlere Theil eines ganzen Continents der höchſte und mit anſehnlichen Gebirgen bedeckt iſt. Die nähere Kenntniß unſers Erdbodens lehrt, daß die vornehmſten Gebirge mittelſt großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zuſammenhängen. Das Uralgebirge, das Aſien und Europa ſcheidet, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Novaja Sembla ſendet, hängt mit dem Sewo-Bergrücken zuſammen, der die Grenze zwiſchen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein anderes Gebirge erſtreckt ſich aus dem nördlichen Indien bis nach Tibet und Kaſchemir, woſelbſt es die höchſte Gegend von Mittel-Aſien bildet, nach Weſten durch Perſien und nach Oſten durch China hinläuft. Von der höchſten Landhöhe Nordaſiens beim Gebirge Berghdo, welches die Wohnſitze der Kalmücken von denen der Mongolen ſcheidet, geht eine Bergkette unter dem Namen Muſſart ſüdlich nach Tibet, eine andere zieht ſich weſtlich unter dem Namen Alak durch die Steppen der freien Tatarei und der Bucharei und kommt mit dem Uralgebirge zuſammen; eine dritte läuft oſtwärts unter dem Namen Khanghai, in der Mongolei, wendet ſich dann, und bildet Korea und die Klippen und Inſeln gegen Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaiſche Gebirge, welches Sibirien vom Irtiſch bis zum Amur begrenzt. Die kleinern

Ketten und Nebenzweige dieſer hohen aſiatiſchen Gebirge ſind unzählbar. Zwiſchen dem kaspiſchen und ſchwarzen Meere liegt der Kaukaſus, eins der höchſten Gebirge Aſiens. Sein etwaniger Zuſammenhang mit einer der vorgehenden Bergreihen iſt noch nicht ausgemittelt; allein er ſendet Zweige durch Klein-Aſien bis nach Arabien, die den Taurus, Sinai und Libanon bilden, andere um das ſchwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien, wo ſie verſchiedene Namen führen. Vom ſchwarzen Meere erſtreckt ſich zwiſchen der Moldau, Wallachei und Siebenbürgen das Carpatengepirge, welches durch Polen und Schleſien reicht und mit Deutſchlands Gebirgsländern zuſammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Öſterreich zwiſchen Böhmen und Schleſien hin und ſendet nord- und weſtwärts durch Meißen und das Voigtland einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet ſich in mehrern Zweigen durch die Mitte von Deutſchland. Europa's höchſte Länder ſind die Schweiz und das ehemalige Savoyen, deren Alpengebirge (ſ. d.) mit den benachbarten Bergreihen Deutſchlands, Italiens und Frankreichs zuſammenhängen. Ein mit ihnen verbundener Zweig, die Apenninen, durchſchneidet ganz Italien bis Reggio hin und reicht wahrſcheinlich unter dem Meere fortlaufend, bis zu den Gebirgen Afrika's. Die rhätiſchen Alpen gehen zwiſchen Graubünden und Mailand, die tridentiniſchen zwiſchen Tyrol und dem Venetianiſchen, die noriſchen zwiſchen Tyrol und Salzburg, und die kärnthenſchen zwiſchen Kärnthen, Krain, Friaul und Iſtrien. Weſtwärts erſtreckt ſich ein Zweig der Alpen in einer Kette von Bergen durch Frankreich und ſcheidet unter dem Namen der Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika iſt der Atlas das berühmteſte Gebirge. Man unterſcheidet den großen und kleinen Atlas. Jener, der vielleicht mit Arabiens Bergreihen zuſammenhängt, läuft weſtwärts nach der Barbarei, die er von Biledulgerid ſcheidet; dieſer reicht von Tunis bis Gibraltar. Außerdem laufen längs der Ufer des Nils niedrige Bergreihen durch Ober-Ägypten, Nubien und Habeſch hin nach unbekannten Gegenden des Innern von Afrika, wo ſie mit den Mondbergen zuſammenhängen. Von da mögen ſich Bergketten in das ſüdliche Afrika erſtrecken, mit denen vielleicht die Schneeberge landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung verbunden ſind. Amerika hat unter allen Erdtheilen die höchſten Gebirge. Die Cordilleren, zu denen der Cimboraſſo, der höchſte Berg der Erde, gehört, ziehen ſich nach der Weſtküſte von Chili und Peru. Mit dieſem Hauptgebirge ſtehen andere Bergketten in Verbindung, die ſich durch das übrige Südamerika erſtrecken. Von ihm geht ferner eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, wo ſie längs der Weſtküſte gegen Mitternacht läuft und verſchiedene Zweige landeinwärts oder nach Oſten ſendet, die im höchſten Norden wahrſcheinlich mit den Bergreihen des nördlichſten Aſiens zuſammenhängen. Die Höhen der berühmteſten Berge unſerer Erde ſind zu verſchiedenen Zeiten gemeſſen worden. Die höchſten ſollen die Spitzen des Himalaya in Tibet ſein, bis 26,862 Fuß, wenn anders die Meſſungen genau ſind. Wir ſetzen ein Verzeichniß von den vornehmſten dieſer Meſſungen hieher, wobei zu bemerken iſt, daß die angeführte Zahl allemal die ſenkrechte Höhe des Gipfels des Berges über der Meeresfläche anzeigt. Demnach iſt der Cimboraſſo 3220, der Cayambeorcu 3030, der Antiſana 2950, der Pitchincha 2430, die Stadt Quito 2462, der Montblanc 2426, die Aiguille d'Argentiere 2094, Corne du Midi 1945, der St. Gotthardt 1650, der Ätna 1632, die Furka 973 der Brocken 546 das Thal von Chamouni 524, der Mont Cenis 432, die Stadt Gen

188 Toiſen über der Meeresfläche erhaben. — So koloſſaliſch auch viele Berge an und für ſich erſcheinen, ſo unbedeutend ſind ſie doch im Vergleich mit der großen Maſſe der Erde, deren Kugelgeſtalt durch ſie nicht weſentlich verändert wird; denn der Cimboraſſo verhält ſich zum Erddurchmeſſer noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgeſtalt, d. h. ſie ſteigen vom Fuße allmählig in die Höhe und bilden oben einen mehr oder weniger ſpitzigen Gipfel. Dieſe allgemeine Form aber leidet, beſonders bei hohen Gebirgen, verſchiedene Modificationen. Alpengebirge, dergleichen die Gebirge in der Schweiz und in Savoyen ſind, beſtehen aus einer ungeheuren Sammlung der verſchiedenſten Berge, die in mehrere gleichlaufende Ketten geordnet ſind. Von dieſen Bergketten befindet ſich die höchſte in der Mitte der ganzen Gebirgsmaſſe; die ſich anſchließenden nehmen im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe ab. Dazwiſchen durchlaufende Thäler trennen die einzelnen Bergthäler und Berggipfel. Die höchſte Kette iſt mit ſteilen Felſen beſetzt, welche allenthalben, die ſteilen Abhänge ausgenommen, mit Eis und Schnee bedeckt ſind. Zwiſchen den Felſenmaſſen, die in Geſtalt von Pyramiden u. dgl. die höchſte Bergkette krönen, befinden ſich Thäler, in welchen, weil ſie zu hoch liegen, der Schnee und das aus dem halbgeſchmolzenen Schnee gebildete Eis ſelbſt im Sommer nicht wegthaut. Tiefer herab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, welche im Sommer mit ſchönem Grün bedeckt ſind, und zum Theil, wenn ihre Höhe nicht zu groß iſt, Getreide und Obſtbäume tragen, zum Theil zu Weideplätzen dienen. Nach dieſen begrünten Thälern erſtrecken ſich von den oberſten Felsthälern Schluchten herab, die, wie jene, mit ewigem Eiſe ausgefüllt ſind und Gletſcher heißen (ſ. d.). Diejenigen Bergketten, welche ſich zunächſt an die Hauptkette anſchließen, von der ſie durch tiefe, begrünte Thäler getrennt werden, bieten dieſelben Erſcheinungen, nur nach einem kleinen Maßſtabe, dar. Ihre Gipfel beſtehen nämlich auch aus Felſenſpitzen mit Schluchten, die ſelbſt im Sommer Schnee und Eis tragen, und dann folgen wieder begrünte Thäler. Je weiter ſich die Ketten von der Hauptkette entfernen, deſto niedriger werden ſie. Schnee und Eis verſchwinden und alles gewinnt einen minder rauhen und todten Anblick. Die einzelnen Berge erſcheinen abgerundet auf ihren Gipfeln, mit ſchönem Grün bedeckt, und verlieren ſich allmählig in die Ebene. Länder mit hohen Gebirgen bieten im Sommer in verſchiedenen Höhen die Erſcheinungen verſchiedener Klimate innerhalb eines ſehr beſchränkten Raumes dar. Man ſteigt allmählig aus den blühendſten, entzückendſten Thälern, welche mit Getreide, Obſtbäumen und Weinreben prangen, zu den mit aromatiſchen Alpenpflanzen und an den Abhängen mit Nadelholz bedeckten Triften, ſieht die Vegetation immer mehr und mehr abnehmen, bis ſie endlich, ſo wie alles organiſche Leben, aufhört, und die grimmige Kälte das Weiterdringen verhindert. Die Grenze, wo die Eis- und Schneeregion beginnt, iſt nach der Lage des Landes ſehr verſchieden; ſie liegt um ſo höher, je heißer und um ſo tiefer, je kälter das Land iſt. Daß die Luft auf Bergen kälter ſein müſſe als in Ebenen, erhellt aus dem Geſagten. Die Urſachen davon ſcheinen nicht allein darin zu liegen, daß die Sonnenſtrahlen in niedrigen Ebenen ſtärker wirken und heftiger zurückprallen, ſondern es kommt unſtreitig auch die größere Dichtigkeit der Luft in Betracht, die ſtärker erwärmt wird als die dünnere Luft auf Bergen. Daß die Bergluft reiner ſei, als die gewöhnliche, iſt allerdings wahr, daß ſie aber auch geſünder ſei, gilt nur für eine gewiſſe mäßige Höhe. In be-

trächtlichen Höhen fühlt man ſich im Gegentheil ungemein beſchwert, und ein faſt unnennbares Übelbefinden, verbunden mit großer Kraftloſigkeit, bemächtigt ſich des ganzen Körpers, welches Sauſſure aus dem veränderten Drucke der Luft auf die Gefäße und aus ihrer dadurch erſchlafften Elaſticität herleitet. — Das Innere der Gebirge iſt nur ſo weit bekannt, als es ſich bei dem Bergbau dem Bergmanne aufdeckt. Man hält ſich darnach für berechtigt, vier Hauptverſchiedenheiten der Berge, in Rückſicht ihrer innern Structur, und daher eben ſo viel Claſſen feſtzuſetzen. Zur erſten Claſſe gehören die Urgebirge, welche den Kern der Gebirgsketten ausmachen, die größten Gebirge bilden, ſich tief ins Innere der Erde erſtrecken, und gleichſam als das Knochengerüſte des großen Erdkörpers zu betrachten ſind. Die allermeiſten Urgebirge beſtehen faſt ganz aus einer gleichartigen Maſſe, und zwar vornehmlich aus Granit (ſ. d.), zuweilen auch aus Serpentinſtein, Gneuß, Porphyr, Trapp, Hornblende u. ſ. w. Man findet in dieſen Gebirgen keine Verſteinerungen von See- und Landthieren, woraus man mit Recht ſchließt, daß ſie ihren Urſprung vor der Entſtehung der organiſchen Körper genommen haben müſſen. Die Maſſen der Urgebirge ſind in Lagern aufgerichtet, zwiſchen welchen ſich Klüfte oder Spalten und Gänge befinden. Dieſe ſind oft mit einer andern Maſſe als die Steinart des Lagers ausgefüllt, z. B. mit Schwerſpath, Quarz, Glimmer, Fluß- und Feldſpath; oft enthalten ſie auch Erze, welche Gold, Silber, Kupfer und andre Metalle liefern. Zur zweiten Claſſe gehören diejenigen Gebirge, die eine ſpätere Entſtehung verrathen. Man ſieht an mehrern Merkmahlen, z. B. aus den vielen Verſteinerungen, beſonders von Seethieren, deren Orginale zum Theil nicht mehr vorhanden ſind, daß ſie unter dem Waſſer gebildet worden. Sie beſtehen aus einzelnen über einander liegenden Schichten oder Lagern, deren jedes zwar aus einer gleichartigen Maſſe beſteht, die aber unter ſich ſehr verſchieden ſind. Von dieſen Lagern oder Flötzen heißen ſie Flötzgebirge. Die dritte Claſſe endlich ſind die angeſchwemmten Gebirge, welche meiſtens aus einem Sande, der durch ein Bindemittel zu Stein geworden iſt, oder auch aus Mergelſchichten beſtehen, und ſelten Seeproducte, wohl aber Stücke von verſteinertem Holz, ganze Baumſtämme, Abdrücke von Fiſchen, Farnkräutern und andern Pflanzen, desgleichen Knochen, ja ganze Skelette von Landthieren, wovon auch manche nicht mehr vorhanden ſind, enthalten. Merkwürdig hierbei iſt, daß unter dieſen Thiergerippen ſich viele in Ländern befinden, wo jetzt die lebenden Originale nicht ausdauern können, z. B. Elephanten und Nashörner im hohen Norden von Aſien und Amerika. Auch ſie ſind unwiderſprechlich durch das Waſſer gebildet. Man unterſcheidet bei ihnen zwei Arten, plattes Land und Seifengebirge. Das erſtere hat entweder eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhebungen, und verdient daher mehr flaches Land als Gebirge genannt zu werden. Die oberſte Decke dieſes platten Landes beſteht gemeiniglich aus Damm- oder Ackererde, welche zum Gedeihen der Gewächſe ſehr bequem iſt. Die Seifengebirge finden ſich vorzüglich in den Schluchten und Thälern der urſprünglichen Gebirge und enthalten meiſtens Geſchiebe von Quarz, Granit, Glimmer, Thon, Lehm u. ſ. w. Die Vulkane oder feierſpeienden Berge machen endlich die vierte Gebirgsclaſſe aus. (S. dieſen A.)

Bergen, auch **Bergenhuus**, Stiftsamt im Königreich Norwegen, welches in Oſten an Aggerhuus, in Norden an Drontheim,

in Süden an Chriſtianſand, und in Weſten an die Nordſee grenzt, 22° 55′ — 25° 5′ öſtl. L. und 59° 34′ — 62° 39′ nördl. B., iſt gegen 675 Q. Meilen groß, und enthält 2 Ämter, 1 Baronie, 5 Vogteien, und überhaupt 180 Kirchen und Kirchſpiele mit 130,556 Einwohnern ohne die Bevölkerung der Stadt Bergen, ſo daß zwiſchen 180 — 190 Menſchen auf 1 Q. Meile leben. Die befeſtigte Hauptſtadt Bergen, mit einer Citadelle (Bergenhuus), die anſehnlichſte Stadt in Norwegen, liegt am Ende des Meerbuſens Waag, der tief in das Land hineingeht, und einen guten rings mit hohen und ſteilen Felſen umgebenen Hafen bildet. Da die Stadt gleichfalls mit rauhen Klippen umgeben iſt, ſo genießt ſie zwar den Vortheil einer ſtarken Schifffahrt, aber der Zugang zu Lande iſt beſchwerlich. Das Klima iſt verhältnißmäßig mild, aber regnicht. Bergen iſt groß und wohlgebaut, doch ſind des Felſengrundes halber manche Straßen krumm und uneben. Die Stadt hat 2200 Häuſer, 18,000 Einw. eine deutſche und 3 däniſche Pfarrkirchen, iſt der Sitz eines Biſchofs, und beſitzt, außer einer lateiniſchen Stadtſchule, ein durch den Biſchof Pontoppidan geſtiftetes Seminarium für 12 Zöglinge, welche daſelbſt in der höhern Wiſſenſchaft unterrichtet werden, ferner ein Hospital für arme, mit dem Ausſatz, einer hier nicht ſeltenen Krankheit, behaftete Perſonen, und verſchiedene andre milde und gemeinnützige Anſtalten. Die Bewohner faſt der ganzen norwegiſchen Küſte bringen ihre Producte, welche in Bretern, Maſten, Latten, Brennholz, Theer, Thran, Häuten u. ſ. w., vornehmlich aber in einer erſtaunlichen Menge getrockneter Fiſche (Stockfiſch) beſtehen, nach Bergen, um ſie gegen Getreide und andre Lebensbedürfniſſe zu vertauſchen, woran Norwegen Mangel leidet, und welche die Engländer, Niederländer und Deutſchen dahin bringen, um ihre Rückfracht in Landesproducten zu nehmen. — Auf eigenen Schiffen führt Bergen nach Verhältniß nur wenig aus. — Das Wachsthum des hieſigen Handels fängt vom J. 1445 an, wo die deutſchen Hanſe-Städte hier eine Factorei und Waarenhäuſer anlegten, ja ſogar im Verlaufe der Zeit ſich einer gewiſſen Autorität über die Einwohner anmaßten, welche jedoch längſt wieder erloſchen iſt. Aus jener Zeit ſchreiben ſich noch her: die deutſche Kirche, die einzige in Norwegen, das deutſche Armenhaus und das deutſche Comtoir. Dieſes letztere beſteht theils aus 42 Höfen (Speicherhäuſern), die im Beſitz verheiratheter bergiſcher Bürger ſind, welche ihre reſp. Häuſer in der Stadt bewohnen; theils aus 17 anderen dergleichen Höfen, die von deutſchen Factoren und deren Handlungsgehülfen beſetzt ſind, und wovon 15 nach Bremen, 1 nach Hamburg und 1 nach Lübeck gehören. Das deutſche Handlungsperſonale ſpeiſ't zuſammen in 8 Sälen (Schüttinger) und ſteht unter 2 ſogenannten Achtzehnern und einem Secretär. Die einheimiſchen Kaufleute genießen 6 — 14 Tage lang in den verſchiedenen Handelsartikeln das Vorkaufsrecht. Auch dürfen die Deutſchen an bergiſche Bürger blos im Ganzen, und nur an die Bauern im Einzelnen verkaufen. — Der berühmte däniſche Luſtſpieldichter Ludwig von Holberg war in Bergen geboren.

Bergen = op = Zoom, ein ehemaliges Marquiſat in der niederländiſchen Provinz Nordbrabant, an der Schelde, und durch den Fluß Eendracht von Seeland getrennt. Es enthielt auf 4 Q. Meilen 20,000 Einwohner, und hatte ſeit 1287, wo Herzog Johann I. daſſelbe von Brabant trennte, verſchiedene Beſitzer. Nach dem Tode des Herzogs von Auvergne, Franz Egon de la Tour, im J. 1710, fiel es an deſſen Tochter, Maria Anna, die ſich 1722 mit dem Pfalz-

grafen Johann Chriſtian von Sulzbach vermählte. So blieb das Land bei Pfalzbaiern, bis die Franzoſen es während der Revolution wegnahmen, den Holländern abtraten, und Pfalzbaiern 1802 dafür entſchädigten. Die Hauptſtadt iſt Bergen=op=Zoom, eine ſtarke Feſtung, durch welche der kleine Fluß Zoom fließt, der ſich in die Oſter=Schelde ergießt, mit welcher die Stadt durch einen guten Hafen Gemeinſchaft hat. Sie hat 1150 Häuſer, 5000 Einwohner, 1 altes Schloß, 3 Kirchen, ein Zeichen= und Architektur=Inſtitut, Anchowies=Fiſcherei, und liefert feine Töpferwaaren. Die Holländer hielten hier eine Garniſon, und betrachteten dieſen Ort als eins ihrer erſten Bollwerke. Die Spanier belagerten ihn 1586 und 1622 vergeblich. Die Franzoſen nahmen ihn 1747 nach faſt dreimonatlicher Belagerung durch Kriegsliſt, gaben ihn aber im aachner Frieden 1748 ziemlich verwüſtet wieder zurück. Am 30. Januar 1795 fiel er mit mehreren andern holländiſchen Feſtungen wieder in die Hände der Franzoſen, und ein Regiment Engländer, welches die Feſtung damals beſetzt hielt, ward kriegsgefangen gemacht. Die Franzoſen machten ſich ſpäterhin zwar anheiſchig, den Ort zurückzugeben, behaupteten aber während der Dauer des Kriegs das Garniſonsrecht. Ein Sturm, welchen Sir Th. Graham (nachmals Lord Lyredoch) am 8. März 1814 an der Spitze eines engliſchen Truppen=Corps auf dieſe Feſtung unternahm, ward mit außerordentlichem Verluſt zurückgeſchlagen.

Berger (Ludwig von), beim erſten Ausbruch der neuen deutſchen Freiheit von der franzöſiſchen Tyrannei zum Opfer erkoren, hat dadurch einen Namen erhalten, welcher den Deutſchen anfeuert, das Leben und die Eigenſchaften des edeln Mannes näher zu beleuchten. — Er war im Jahre 1768 zu Oldenburg geboren, wo ſein Vater an der Spitze einer juriſtiſchen Oberbehörde ſtand, ein Mann von großer Strenge und harter Laune, ohne Menſchenfurcht und ſo unerſchütterlich rechtſchaffen als freimüthig, arbeitſam und in der ernſten Literatur wohl bewandert. Weil das Gymnaſium in Oldenburg damals keine vorzügliche Lehranſtalt war, ließ er ſeinen Sohn durch Privatlehrer bilden. Mit trefflichen Vorſtudien ausgerüſtet, ging Berger auf die Univerſität Göttingen, um ſich nach dem Willen ſeines Vaters der Rechtsgelahrtheit zu weihen. Allein der Eifer, womit er ihr oblag, wurde bald durch Krankheit unterbrochen, ſo daß er in die Heimath zurückkehren mußte. Er ging zum zweitenmale nach Göttingen, und wußte nun heitern Lebensgenuß und angenehme Studien mit den ernſten ſo zu miſchen, daß ſein ſchwacher Körper die Anſtrengungen für dieſe letztern beſtand. Am meiſten und innigſten lebte er mit ſeinem Landsmann, dem Hiſtoriker Woltmann, welchen er bei ſeiner Rückkehr auf die Univerſität daſelbſt fand. Auch er liebte das Studium der Geſchichte, der Politik und Poeſie vorzüglich, und iſt dieſer Liebe treu geblieben, wie neben den eifrigen Rechtsſtudien auf der Akademie, ſo in dem juriſtiſchen Geſchäftsleben, welches ihn nach ſeiner Heimkehr in das väterliche Haus bald nach Eutin, doch auch noch bei Lebzeiten ſeines Vaters wieder nach Oldenburg führte. Rechtſchaffen auf das ſtrengſte, pflichtmäßig, ſowohl unterrichtet, als durchdringend und ſcharfſichtig bewies er ſich als Richter. Seine Reiſen in Deutſchland, der Schweiz, Frankreich und Italien ſind durch ſeine Briefe bekannt, in welchen ſich lebendig der Sinn abdrückt, womit er vielſeitig und fein das menſchliche Treiben und unausſprechlich liebend die Natur und das Schauſpiel eines harmloſen, unſchuldigen Lebens umfaßte. Auch nach dem Tode ſeines Vaters, wie er über ſeine äußern Ver=

hältniſſe und über ſein Vermögen freier ſchalten konnte, gab er das Geſchäftsleben nicht auf, und verließ Oldenburg nicht. Während der traurigen Zeit der Franzoſenherrſchaft wollte er lieber in dem Vaterlande verharren und für daſſelbe ſeine Kräfte aufopfern, um eines neuen Zuſtandes der Dinge, auf welchen er immer hoffte, eines neuen Deutſchlands, an deſſen Bilde er mit Innigkeit hing, mit um ſo größerem Rechte frei genießen zu können. Dieſe Erwartung iſt ihm ſchrecklich getäuſcht. Für ſein Vaterland Oldenburg, für das allgemeine deutſche Vaterland iſt er als Opfer gefallen, ehe die neue, glücklichere Zeit mit einiger Sicherheit erſchien. Wie ihn die Franzoſen ohne allen Schein von Recht und Schuld zum Todesopfer beſtimmten, mit welcher Klarheit, Feſtigkeit, Macht der Sprache er das Poſſenſpiel von Gericht, welches über ihn gehalten ward, in ſeiner ganzen Erbärmlichkeit entlarvte, wie er mit einem Freunde und Patrioten durch die Kugeln der franzöſiſchen Mörder zu Bremen fiel, iſt allgemein bekannt und kräftig genug beſchrieben worden; (S. die kleine Schrift: Finks und Bergers Ermordung, von Gildemeiſter in Bremen.) Oldenburgs Fürſt hat die irdiſchen Reſte der beiden patriotiſchen Märtyrer nach ſeiner Reſidenz bringen und dort beerdigen laſſen.

Bergerac, ein lieblicher franzöſiſcher Wein, der an den Ufern der Dordogne gebaut wird. Es giebt eine weiße und eine rothe Sorte von dieſem Weine. In Frankreich erhält er hie und da auch den Namen petit Champagne.

Berghem (Nicolaus), einer der berühmteſten Mahler der niederländiſchen Schule, war 1624 zu Harlem geboren. Sein Vater, Peter von Harlem, ein ſehr mittelmäßiger Künſtler, gab ihm den erſten Unterricht in der Mahlerei, worauf er in der Folge unter den geſchickteſten Meiſtern, beſonders unter **van Goyen** und **Weninx**, ſeine Studien fortſetzte. Man erzählt, daß er einſt, von ſeinem Vater verfolgt, in die Werkſtätte des van Goyen geflohen ſei, der ſich bemüht habe, ihn zu ſchützen, und gerufen: **Berghem** (verbergt ihn), und dieſes ſei die Veranlaſſung ſeines neuen Namens geworden. Die glücklichen Anlagen des Jünglings entwickelten ſich ſchnell, und er erlangte bald einen Ruf. Liebe für ſeine Kunſt, und die Nachfrage nach ſeinen Gemählden waren Urſache, daß er außerordentlich fleißig arbeitete. Hierzu kam noch der Geiz ſeiner Frau, die ihn in dem Grade beherrſchte, daß ſie ihm keinen Augenblick Ruhe gönnte, und ſich alles Geldes bemächtigte, das er verdiente. Sie wohnte, wie man erzählt, über ſeiner Werkſtätte, und klopfte mit einem Stocke auf den Boden, ſobald ſie ihn nicht ſingen und arbeiten hörte. Sein einziger Troſt war ihm die Kunſt, der er ſich im Sommer von Morgens vier Uhr an bis auf den Abend weihte. Eine ungemeine Leichtigkeit machte ihm die Arbeit angenehm. Der einzige Verdruß, den er empfand, war, ſeine Liebe für Kupferſtiche nicht mit Freiheit befriedigen zu können. Dieſe löbliche Liebhaberei nöthigte ihn oft, Geld von ſeinen Schülern zu borgen, das er nur dadurch zurückbezahlen konnte, daß er ſeine Frau über den Ertrag ſeiner Gemählde täuſchte. Auf dieſe Weiſe gelangte er zu einer reichen Sammlung, die nach ſeinem Tode ſehr theuer bezahlt wurde. **Berghems** Werke ſind eben ſo zahlreich als geſchätzt, und eine Zierde der erſten Gallerien. Ihr Reiz beſteht in einer leichten und heitern Manier, einem hinreißenden Colorit und natürlichen und zugleich genialen Gruppen. Ob er gleich ſeine Werkſtatt faſt nie verließ, ſo hatte er doch bei einem langen Aufenthalte auf dem Schloſſe Benthem die Natur genau beobachten und kennen ge-

lernt. Die ſtrengere Kritik könnte ihm allerdings eine zu große Leichtigkeit zum Vorwurf machen, weniger Kunſt und eine größere Einfalt in Nachahmung der Natur und einen fleißigern und correctern Umriß der Thiergeſtalten verlangen; aber dieſe geringen Fehler Berghems werden durch ſo viele Vorzüge verdeckt, das man ihn mit Recht in die Reihe der größten Landſchaftsmahler ſtellt. Er ſtarb 1683 zu Harlem. Carl Dujardin und Glauber waren ſeine Zöglinge. In der Auction der Gemähldeſammlung des Banquier P. de Smith in Amſterdam, die 1810 Statt hatte, befanden ſich vier Gemählde von Berghem, die um 800, 1000, 1625 und 2500 holländiſche Gulden verkauft wurden.

Bergmann (Torbern), ein großer ſchwediſcher Naturforſcher und Chemiker, war 1735 den 20. März in Chatharinberg, in der ſchwediſchen Provinz Weſtgothland, geboren. Nur nach vielen Schwierigkeiten erhielt er von ſeiner Familie die Erlaubniß, ſich ganz den Wiſſenſchaften zu widmen. Linné erregte damals die Aufmerkſamkeit aller Gelehrten in Europa, und von allen Gegenden ſtrömten Schüler zu ihm. Zu dieſen geſellte ſich auch Bergmann, und er erregte durch mancherlei Kenntniſſe, Thätigkeit, Scharfſinn und Entdeckungen, die durch ſeine Kenntniſſe in der Geometrie und Phyſik erleichtert und vervielfältigt wurden, dieſes berühmten Mannes Aufmerkſamkeit. Im J. 1761 wurde er zum Profeſſor der Naturphiloſophie und Mathematik zu Upſal ernannt, und ſtand dieſem Amte fünf Jahre lang mit vielem Ruhme vor. Als der berühmte Profeſſor der Chemie und Mineralogie, Wallerius, ſeine Entlaſſung foderte und erhielt, meldete Bergmann ſich zu dieſer Stelle. Seine Mitbewerber beſchuldigten ihn, daß er von dieſem Gegenſtande nichts verſtehe, weil er nie etwas darüber geſchrieben hatte. Sie zu widerlegen, verſchloß er ſich einige Zeit in ein Laboratorium, und trat mit einer Abhandlung über die Fabrication der Alaune hervor, die noch jetzt für ein Hauptwerk gilt. Er wurde nun wirklich Profeſſor der Chemie, trieb dieſe Wiſſenſchaft mit aller ſeiner Kraft, leiſtete darin unendlich viel, und machte wichtige Entdeckungen. Er erfand die Bereitung künſtlicher Mineralwaſſer, und entdeckte in dem mineraliſchen Waſſer das geſchwefelte Waſſerſtoffgas. Man verdankte ihm die Angabe der Kennzeichen, wodurch ſich der Nickel von andern Metallen unterſcheidet. Eine große Menge von Mineralien analyſirte er chemiſch, und verfuhr dabei mit einer bisher ungewöhnlichen Genauigkeit und Beſtimmtheit. Er gab eine Claſſification der Mineralien heraus, in der die Hauptabtheilungen nach ihrer chemiſchen Natur, und die Unterabtheilungen nach der Verſchiedenheit ihrer äußern Formen gemacht ſind. Hierzu erhielt er beſonders Licht durch die früher gemachte Entdeckung über die geometriſchen Verhältniſſe, die unter den verſchiedenen Kryſtalliſationen derſelben Subſtanz Statt finden, und die ſich von einer Grundform herleiten laſſen, und durch Anſetzen ähnlicher Theilchen, nach beſtimmten und leicht zu berechnenden Geſetzen, geſchehen. Bergmann genoß die Achtung ſeines Vaterlandes und ganz Europa's, erhielt den Waſaorden, und ſchlug den Ruf nach Berlin aus, den er von Friedrich dem Großen erhalten hatte. Er ſtarb, erſchöpft durch ſeinen unabläſſigen Fleiß, im 49. Lebensjahre 1784.

Bergſtraße iſt ein ſchmaler, aber ſchöner und fruchtbarer Strich Landes dieſſeit des Rheins, und macht einen herrlichen, mit Nuß- und Kaſtanienbäumen und mit Weinreben beſetzten Weg am Odenwalde, von ungefähr ſechs Meilen, aus, der ſich von Darmſtadt bis ans Stift Neuburg, eine halbe Stunde von Heidelberg, erſtreckt.

Bergwiſſenſchaften, Bergwerkswiſſenſchaften, heißen die ſämmtlichen Kenntniſſe, durch deren Hülfe man die Bergwerke zum Nutzen eines Landes eröffnet, ſie regelmäßig betreibt, und die dadurch gewonnenen Foſſilien zu gute macht. Je ſchwieriger in den neuern Zeiten der Bergbau, vermöge der geſtiegenen Preiſe ſeiner Bedürfniſſe und des Gewinnes der Foſſilien in größerer Tiefe wurde, um ſo nöthiger war es, alles dasjenige, was Naturwiſſenſchaften und mechaniſche Künſte uns in Bezug auf das Mineralreich lehren, zu Rathe zu ziehen, und daraus das Syſtem der bergmänniſchen Wiſſenſchaften oder die Bergwerkskunde zu bilden. Man kann die zu der möglichſt vollkommenen Betreibung eines Bergbaues nöthigen Wiſſenſchaften zweckmäßig in zwei Abtheilungen bringen, als I. in die vorbereitenden und II. in die angewandten. Vorbereitende Doctrinen ſind: 1. die Mineralogie in ihrem ganzen Umfange, welche die durch den Bergbau zu gewinnenden Foſſilien erkennen und aufſuchen lehrt. 2. Die Chemie und beſonders jene der Mineralkörper, welche, indem ſie die Miſchungstheile der Foſſilien enthüllt, und die Eigenſchaften der Metalle und anderer Mineralſubſtanzen kennen lehrt, zu einem vervollkommneten Ausbringen und zu der Veredlung der Hüttenerzeugniſſe führt. 3. Die reine und angewandte Mathematik, als Hülfswiſſenſchaften zur Vervollkommnung der Mechanik des Bergbaues. 4. Die Phyſik, welche, indem ſie die Naturkräfte uns kennen lehrt, zu einer richtigen Anwendung derſelben bei dem Bergbau leitet. 5. Die Atmoſphärologie als Unterſtützungswiſſenſchaft zur richtigen Erkenntniß der Lehre von den Grubenwettern. Noch mögen einige botaniſche und zoologiſche Kenntniſſe als dem zum wiſſenſchaftlichen Mineralogen ausgebildeten Bergmann nützlich genannt werden. Die angewandten bergmänniſchen Doctrinen ſind folgende: 1. Die Bergtechnik. Sie zerfällt: a) in die Bergbaukunde und b) in die Hüttenkunde. Die Bergbaukunde lehrt: 1. die Aufſuchung der Foſſilien auf ihren Lagerſtätten; 2. die Einleitungsarbeiten zu der Gewinnung der Foſſilien; 3. die Arbeiten auf dem Geſtein; 4. den Grubenbau und Betrieb; 5. den Grubenausbau; 6. die Wetterhaltung; 7. die Waſſerwirthſchaft; 8. den Bergmaſchinenbau; 9. die Förderungskunſt; 10. die Waſſerhaltung; 11. die Aufbereitung; 12. den Erztransport. Die Hüttenkunde lehrt: 1. die Übernahme der Erze; 2. die Aufbewahrung der Erze; 3. das Probiren der Erze, Docimaſie; 4. die Claſſification und Beſchickung der Erze; 5. die richtige Wahl der Zuſchläge; 6. die Vorarbeiten vor dem zu Gute machen der Erze, als Röſten, Verwittern u. dgl.; 7. die Hüttenbaukunſt, welche zerfällt: a) in die Kunſt, Hüttengebäude zu errichten, b) in die Hüttenöfen = Baukunſt, c) in die Hüttenmaſchinen = Baukunſt; 8. die Kenntniß der Hüttengefäße; 9. die hüttenmänniſchen Hauptarbeiten, als: Schmelzen, Amalgamiren, Deſtilliren, Sublimiren, Sieden u. dgl.; 10. die Scheidung der Hüttenproducte, als Goldſcheidung, Abtreiben u. ſ. w.; 11. die hüttenmänniſchen Verfeinerungsarbeiten, als Silberbrennen. Eiſenfriſchen u. ſ. w.; 12. die Benutzung der Hüttenabfälle. Die übrigen Doctrinen der angewandten Bergwerkskunde ſind noch folgende: II. die Bergwerksökonomie, welche beſonders lehrt, den Bergbau und die Hüttenprozeſſe ſo zweckmäßig und vortheilhaft als möglich zu betreiben und zu überſehen. Sie lehrt: 1. den Grubenhaushalt; 2. den Hüttenhaushalt; 3. das

Bergrechnungsweſen; 4. das Hüttenrechnungsweſen; 5. die Bergcommerzwiſſenſchaft; 6. die Bergcameralwiſſenſchaft; 7. den Vertrieb der Hüttenwaaren. III. Die *Bergwerksmathematik* verbreitet ſich über die Anwendung der Mathematik auf den Bergbau. Sie lehrt beſonders: 1. die Markſcheidekunſt; 2. die Bergmaſchinenlehre; 3. die bergmänniſche Baukunſt; 4. die Hüttenmaſchinenlehre; 5. die Hüttenbaukunſt, welche Unterdoctrinen auch der Bergtechnik einzuverleiben ſind. IV. Die *Bergjurisprudenz* lehrt die *Bergwerks-* und *Hüttenrechte* in ihrem ganzen Umfange kennen, und zwar durch 1. eigentliche *Bergrechtslehre*, oder Kenntniß der Bergwerksgeſetze; 2. die *Auslegungskunſt* der Bergrechte; 3. die Kunſt, die Berg- und Hüttengeſetze auf alle vorkommende Fälle anzuwenden. V. Die *Berg-* und *Hüttengeſchichte*. VI. Die *Berg-* und *Hüttengeographie*. Da in manchen Ländern die *Holz-* und *Kohlenverſorgung* einen Gegenſtand der Bergwerksdirection mit ausmacht, ſo müſſen für dieſen Fall manche *forſtmänniſche* Kenntniſſe mit in das Studium der Bergwiſſenſchaft gezogen werden. Perſonen, welche ſich den Bergwiſſenſchaften in ihrem ganzen Umfange widmen wollen, müſſen durch *Sprachkenntniſſe*, *Arithmetik*, *Schreibe-* und *Zeichenkunſt* ſich zu dieſem Studium gut vorbereitet haben.

Berill, auch *Thalaſſius*, *Marinus*, noch bekannter unter dem Namen *Aquamarin*, iſt ein durchſichtiger Edelſtein, der wegen ſeiner meergrünen Farbe den letztern Namen erhalten hat. Er iſt quarzartig, und unter den Edelſteinen der weichſte und leichteſte. Die Farbe, welche theils meergrün, theils ſeladonfarben, theils blaugrün iſt, und deren Schönheit den ganzen Werth dieſes Steins beſtimmt, verliert er im Feuer und ſchmilzt zu einem Fluß. Es giebt *orientaliſche*, welche in Oſtindien, auf der Inſel Ceylon, Pegu, Cambaja ꝛc. gefunden werden, und *occidentaliſche*, welche in Böhmen, Sachſen, Schleſien ꝛc. ihr Vaterland haben; die ſächſiſchen ſind oft noch ſchöner als die indiſchen.

Bering oder **Beering**, geboren zu Horſens in Jütland, fing an für ſein Vaterland zu ſchiffen, und erwarb ſich den Ruhm eines geſchickten Seemannes, ſo daß er von Peter dem Großen zu der Zeit geſucht wurde, als die Marine zu Kronſtadt in ihrem Beginnen war. In ruſſiſchen Dienſten zeichnete er ſich als Lieutenant und Capitän in den Seekriegen gegen die Schweden aus, und ſeine Unerſchrockenheit und ſeine Talente erwarben ihm die Ehre, zur Leitung einer Entdeckungsreiſe ins Meer von Kamtſchatka gewählt zu werden. Seit der Reiſe vom Jahre 1728 kannte man die nördlichen Küſten dieſer großen Halbinſel, und wußte, daß Aſien nicht mit Amerika zuſammenhing, aber, ob die Kamſchatka gegenüberliegenden Küſten auch wirklich Küſten des feſten Landes oder nur dazwiſchen liegender Inſeln wären, dieſes Räthſel ſollte Bering durch ſeine Reiſe löſen. Am 4. Juni 1741 lief er mit zwei Schiffen aus, und landete an der nordweſtlichen Küſte von Amerika zwiſchen dem 55. und 60. Grad nördlicher Breite. Aber Stürme und Krankheit hinderten ihn, ſeine Entdeckungen fortzuſetzen, und er wurde weit ab auf eine wüſte Inſel geworfen, die jetzt ſeinen Namen führt. Schnee und Eis bedeckte damals das unwirthbare Land. Bering wurde gefährlich krank, und ſtarb hier am 8. December 1741. Man hat ſein Andenken dadurch geehrt, daß man der Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika den Namen *Beringsſtraße* (auch *Anian* genannt) gegeben hat (ſ. d. folg. Art.).

Berings-Bay, ein Meerbuſen an der Weſtküſte von Nord-

amerika unterm 221° W. L. von Greenwich und 59° 18′ N. Br.; ſo benannt vom Admiral Vancouver. Früher hatte Byron, welcher dieſes Gewäſſer zuerſt beſucht, ihm den Namen der Admiralitäts-Bay gegeben. Da indeß nach Cooks Wunſche eine Bay, in welcher Bering vor Anker gegangen, den Namen führen ſollte, der Ort an der amerikaniſchen Küſte aber, wo derſelbe wirklich geankert, bei genauer Unterſuchung nicht die mindeſte Ähnlichkeit mit einer Bay hatte, ſo änderte Adm. Vancouver den Namen der dort zunächſt gelegenen Admiralitäts-Bay in Berings-Bay ab.

Berings-Straße, eine Meerenge zwiſchen der Weſtküſte von Nordamerika und der Oſtküſte von Aſien. (S. Bering.) Nach Capitän Cooks Verſicherung hat die Meerenge unterm 66° N. Br., wo ſie am ſchmalſten iſt, nicht mehr als 13 Leagues oder 10 deutſche Meilen in der Breite. Weiter hinauf weicht das Land gegen N. O. g. O. und W. N. W. zurück, ſo daß die Entfernung unterm 69 Gr. mehr als 100 Leagues oder 75 deutſche Meilen beträgt. — Auffallend iſt die Ähnlichkeit beider Länder, nördlich von der Meerenge. Beide ſind ohne Holz. Die Küſte iſt niedrig, aber tiefer in das Land hinein erheben ſich beträchtliche Gebirge. Die Waſſertiefe in der Mitte der Straße beträgt 29 bis 30 Faden und nimmt gegen beide Küſten hin langſam ab, nur daß bei gleicher Entfernung vom Lande die See an der amerikaniſchen Seite ſeichter als an der aſiatiſchen iſt.

Berkeley (Georg) oder Berkley, ein Irländer, 1684 zu Kilcrin geboren, wurde 1707 Mitglied des Dreieinigkeits-Collegiums an der Univerſität zu Dublin, und trat ſchon vor ſeinem zwanzigſten Jahre mit allgemeinem Beifalle als Schriftſteller in der gelehrten Welt auf. Seine verſchiedenen philoſophiſchen und mathematiſchen Schriften, unter welchen insbeſondere ſeine Theorie der Erſcheinungen von dem Scharfſinne ihres Verfaſſers die glänzendſten Beweiſe ablegt, erwarben ihm einen ſolchen Ruf, daß ſelbſt Hume die Werke deſſelben als ſehr ausgezeichnet anführt, und von ihnen bemerkt, daß ſie, mehr ſelbſt als Bayle's Schriften, zum Skepticimus führten, indem nämlich Berkley's Behauptungen weder eine Antwort zuließen, noch von der andern Seite eine vollkommene Überzeugung verſchafften. Berkley's Vermögensumſtände erhielten im Jahre 1722 durch einen ſehr unerwarteten Zufall einen beträchtlichen Zuwachs. Während ſeines erſten Aufenthalts in London, im Jahre 1713, verſchaffte ihm nämlich der Doctor Swift bei einem Mittagsmahle die Bekanntſchaft der Miſtreß Vanhomrigh, der berühmten Vaneſſa, welche durch ihre Liebe zu Swift ſo bekannt geworden iſt. Da dieſe Dame einige Jahre vor ihrem Tode erfahren hatte, daß Swift mit Miſtreß Johnſon, welche unter dem Namen Stella bekannt iſt, verheirathet ſei, änderte ſie ihr Teſtament, in welchem ſie dieſen zum Erben eingeſetzt hatte, und vermachte ihr ganzes Vermögen einem ihrer Anverwandten und Berkley, welchen letztern ſie ſeit ſeiner Rückreiſe nach Irland nie wiedergeſehen hatte. Ungefähr um dieſelbe Zeit entſchloß ſich Berkley, ein Vorhaben auszuführen, welches ihn ſchon lange beſchäftigt hatte, und von welchem er in einer Druckſchrift unter dem Titel: Vorſchläge zur Bekehrung der amerikaniſchen Wilden zum Chriſtenthume durch die Gründung einer Lehranſtalt auf den bermudiſchen Inſeln, dem Publicum Nachricht ertheilte. Dieſe Schrift erregte einen ſolchen Enthuſiasmus für Berkley's Unternehmen, daß die angeſehnſten Perſonen eine Subſcription veranſtalteten, die in kurzer Zeit ſo beträchtlich wurde, daß Berkley nach Niederlegung ſeiner Stelle, in Geſellſchaft von mehreren

Perſonen, bei welchen er Intereſſe für ſeinen Plan erregt hatte, ſich nach Rhodeisland einſchiffte, um daſelbſt zur Unterhaltung ſeines Collegiums Ländereien anzukaufen. Da er aber auf die Unterſtützung, welche ihm das Parlament für ſeine Unternehmung verſprochen hatte, Verzicht leiſten mußte, ſo ſah er ſich genöthigt, Amerika zu verlaſſen und nach England zurückzukehren, nachdem er ſieben Jahre ſeines Lebens und einen bedeutenden Theil ſeines Vermögens auf dieſe Unternehmung verwandt hatte. Er ſchrieb hierauf noch eine Menge Schriften philoſophiſchen, religiöſen und ſtaatswirthſchaftlichen Inhalts. Gegen ſein ſechzigſtes Jahr befiel ihn eine Nervenkolik, von welcher er ſich durch den Gebrauch des Theerwaſſers zu heilen ſuchte, auch deßhalb zwei Abhandlungen über den Nutzen dieſes Waſſers herausgab. Dies waren ſeine letzten ſchriftſtelleriſchen Productionen, worauf er im Jahre 1753 ſehr plötzlich ſtarb. Berkley wird als ein ſehr gelehrter, faſt in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens bewanderter Mann geſchildert, der überdies allen denjenigen, die ihn kannten, Verehrung für ſeinen moraliſchen Charakter abnöthigte, weßhalb auch Pope, ſein beſtändiger Freund, von ihm ſagte, er beſäße alle Tugenden, die unter dem Himmel zu finden wären.

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), mit der eiſernen Hand, geboren zu Jaxthauſen, war ein tapferer Ritter des Mittelalters. Ihn erzog ſein Vetter, Conrad von Berlichingen, den er 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Götz trat zur Armee des Churfürſten Friedrich von Brandenburg, diente dem Churfürſten von Baiern in dem Kriege gegen die Pfalz, und da er in demſelben ſeine Hand verloren hatte, ließ er ſich eine eiſerne machen, wovon er den Beinamen erhalten hat. Er zog ſich nun auf ſein Schloß zurück, und bekam hier Händel mit ſeinen Nachbarn, die in Fehden übergingen, in denen er ſich durch ſeine Tapferkeit furchtbar machte; aber eben ſo ſehr erwarb er ſich durch ſeine Biederkeit Achtung. Als er dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den ſchwäbiſchen Bund beiſtand, wurde er 1522 gefangen genommen, und nachdem der Herzog aus ſeinem Lande vertrieben worden war, mußte er ſich ſelbſt durch ein Löſegeld von zweitauſend Florin frei machen. Als der Bauernkrieg ausbrach, nöthigten ihn die Aufrührer, ſie anzuführen; aber nach vier Wochen wurde er von neuem gefangen genommen, und konnte ſeine Freiheit nur unter dem Verſprechen einer gänzlichen Unthätigkeit erhalten. Er ſtarb den 23. Juli 1562. Man hat von ihm ſelbſt eine Beſchreibung ſeines Lebens, die 1775 in 8. in Nürnberg mit Anmerkungen zum zweiten- und 1813 zu Breslau zum drittenmale gedruckt worden iſt. Dieſes Buch enthält ein vortreffliches Gemählde des geſelligen Lebens und der Sitten des Mittelalters, und hat Göthen den Stoff zu ſeinem ſchönen Schauſpiele dieſes Namens geliefert, welches die Thaten und Geſinnungen des Helden, ſo wie den Zuſtand und die Sitten jener Zeit, in meiſterhaften Zügen darſtellt.

Berlin, die Hauptſtadt des preußiſchen Staates und eines Regierungsbezirkes (der jedoch nur aus Berlin, Charlottenburg und einigen Dörfern gebildet wird), erſte königliche Reſidenz-Stadt und Sitz der höchſten Landescollegien, liegt in der Provinz Brandenburg, an der Spree, 127 Fuß über der Meeresfläche, 31° 2′ 30″ Länge, 52° 31′ 14″ Breite, und iſt eine der größten und ſchönſten Städte in Europa. Sie hat über 2½ deutſche Meilen im Umfange, 931,935 Q. Ruthen Flächeninhalt, und beſteht aus 6 Städten: dem eigentlichen Berlin, Köln an der Spree, Friedrichswerder, Neuſtadt oder Doro-

theenſtadt, Friedrichsſtadt (die ſeit 1714 die königlichen Reſidenzſtädte heißen) und Luiſenſtadt (ehemals eine ſogenannte Vorſtadt, welche ihren Namen erſt in neuſten Zeiten erhalten hat), mit den großen (uneigentlich ſogenannten, innerhalb der Ringmauer belegenen) Vorſtädten: Königs-, ſpandauer und ſtralauer Vorſtadt, und außerhalb der Mauern Neuvoigtland. Sie hat 133 Straßen, 91 Gaſſen, 22 öffentliche Plätze und Märkte, 15 Thore, 27 Pfarrkirchen, 34 Brücken u. ſ. w.; im Jahre 1817 waren hier 7133 Häuſer mit Einſchluß der Kirchen, der öffentlichen (174) und Fabrik-Gebäude (61), auch Ställen und Scheunen (483), die mit einem Werth von 45,963,805 Thalern in der Feuer-Societät verſichert waren. Der Civil-Einwohner mit Inbegriff des beurlaubten Militärs waren im Jahre 1817 178,811 (87,099 männlichen und 92,712 weiblichen Geſchlechts), unter dieſen 3347 Juden, ungefähr 3500 Katholiken und über 10 000 Reformirte. Im Jahr 1817 waren 6605 geboren und 5580 geſtorben. Die wichtigſten Gebäude und andre Merkwürdigkeiten ſind nach den einzelnen Stadttheilen: 1. im eigentlichen Berlin, das 1163 von Markgraf Albrecht dem Bär erbaut worden, ſeinen Namen von der buſchigen wüſten Gegend führt, in der ſich holländiſche Ausgewanderte anſiedelten, und 39 Straßen hat: das königl. Poſthaus, das Rathhaus, das Stadtgerichthaus, die Militär-Akademie, das Cadettenhaus, das Gymnaſium zum grauen Kloſter, das joachimsthaliſche Gymnaſium, die Lutheriſche Pfarrkirche St. Nicolai (die älteſte Kirche Berlins) die Marienkirche (mit einem 286 Fuß hohen Thurme, deſſen Aufſatz unter der Regierung Friedr. Wilh. II. von Langhans ausgeführt iſt, und zu deſſen beſten Arbeiten gehört), die reformirte Parochialkirche (mit einem Glockenſpiele), die neue franzöſiſche Kirche, das Friedrichs-Waiſenhaus (1818, für 1009 älternloſe Kinder, mit einer Kirche und der königl. Kuhpocken-Impfung, wo ſeit 1802 25,532 Kinder und Erwachſene unentgeldlich geimpft wurden), die Garniſonkirche, die Judenſynagoge, das Landſchaftshaus, des königl. ſogenannte Lagerhaus, (früherhin churfürſtl. Reſidenz, dann Sitz einer ſehr bedeutenden Tuchmanufactur, welche größtentheils das Fabricat zur Bekleidung der Armee, beſonders das Tuch für die Offiziere lieferte, jetzt Sitz mehrerer königl. Caſſen und Büreaux), der neue Markt. — Die Vorſtädte des eigentlichen Berlin ſind: die Königsvorſtadt, wo die neue Königsbrücke und das Arbeitshaus am Alexandersplatz; die ſpandauer Vorſtadt, wo die ſpandauer und Monbijou-(Herkules-) Brücke, das königl. Luſtſchloß Monbijou, die Thier-Arzneiſchule, der Schiffbauerdamm, das große Hospital la Charité, mit dem das kliniſche Inſtitut verbunden iſt (1816 mit 5144 Kranken, worunter 419 Geiſteskranke), die neue königl. Münze u. ſ. w. und vor dem oranienburger Thore die Eiſengießerei, wo vorzügliche Gußwaaren von allen Gattungen nach Beſtellung geliefert werden, das königl. Invalidenhaus, welches an Offizieren, Soldaten, Frauen und Kindern an 1000 Seelen unterhält; und die ſtralauer Vorſtadt, wo Zuckeraffinerien und mehrere Kunſtgärten. Außerhalb der Mauer liegt die roſenthaler Vorſtadt oder Neuvoigtland mit 4 Straßen. 2. In Köln an der Spree, das ſchon bei ſeiner Erbauung dieſen Namen von den Kollnen (Pfählen) führte, auf welchen die von Albrecht dem Bär gedrängten Wenden zwiſchen Sümpfen und Moräſten ihre Gebäude errichteten, mit 25 Straßen, die von 2 Armen der Spree eingeſchloſſen werden, zeichnen ſich aus: die lange Brücke, 160 Fuß lang, ſteinern, auf 5 Bogen ruhend, und mit der koloſſalen, trefflichen von Schlüter modellirten und von Jacobi ge-

goßnen ehernen Bildſäule des großen Churfürſten Friedrich Wilhelm zu Pferde geziert; das königl. Schloß 460 Fuß lang, 276 Fuß breit und 101½ Fuß hoch, mit der Bildergallerie, der Kunſt- und Naturalienkammer, Münzſammlung ꝛc; der Luſtgarten, mit der trefflichen von Schadow verfertigten Bildſäule des Fürſten Leopold von Deſſau, die Domkirche, die königl. Reitakademie, der neue Packhof ꝛc. Ein Theil von Köln heißt Neukölln und beſteht aus 4 Straßen längs der Spree. Hier iſt die königl. Salzniederlage (Salzhof) der Spittelmarkt ꝛc. 3. Der Friedrichswerder iſt von dem Churfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden, und hat 19 Straßen. Merkwürdig ſind: die Hauptmünze, das Adreßhaus (wo Geld gegen Pfand ausgeliehen wird), das Fürſtenhaus, die werderſche deutſche und franzöſiſche Kirche (ein langes Gebäude, welches nur inwendig durch eine Scheidewand getrennt wird), der große Packhof (Mauthgebäude), das Friedrichs- und franzöſiſche Gymnaſium, mit einem theologiſchen Seminar, der Palaſt, welchen der König bewohnt, das prachtvolle Zeughaus, in deſſen Hofe die berühmten Köpfe ſterbender Krieger, von Schlüter in Hautrelief gearbeitet, den Fenſteröffnungen als Schlußſteine dienen, das königl. Gießhaus, das von Schinkel erbautes neue Wachtgebäude, bei welchem die Bildſäulen von Scharnhorſt und Bülow zu ſtehen kommen werden und bei welchem 3 Stück eroberte Geſchütz von dem größten Caliber aufgefahren ſind ꝛc. 4. Die Neu- oder Dorotheenſtadt, von Churfürſt Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt und nach ſeiner zweiten Gemahlin benannt, hat nur 6 regelmäßige Straßen, aber unter dieſen die prächtige Straße unter den Linden, 2088 Fuß lang und 170 Fuß breit, mit dem ſchönſten Spaziergange in der Stadt, und einem Theil der 4250 Schritt oder 890 Ruthen langen Friedrichsſtraße. Merkwürdig ſind hier: das Univerſitätsgebäude (ſonſt der Palaſt des Prinzen Heinrich), die nach Art des Pantheon zu Rom erbaute katholiſche Kirche, die dorotheenſtädtiſche Kirche, das Opernhaus, die königl. Bibliothek, das Akademie-Gebäude, zum Muſeum beſtimmt, mit einer Sternwarte, deren Plattform 84 Fuß über dem Steinpflaſter der Straße erhaben iſt, der pariſer Platz ꝛc. Vor dem brandenburger Thor, welches 195 Fuß breit in der Form des Propyläum zu Athen, jedoch nach einem weit größern Maßſtabe von Langbein 1789 erbaut iſt, und die berühmte Victoria in einer Quadriga trägt, welche die Franzoſen 1807 entführten und die Preußen 1814 von Paris zurückbrachten, befinden ſich der ſogenannte Thiergarten, ein Wald, der 880 Morgen Landes einnimmt, und außer den mannichfaltigſten Spaziergängen das Luſtſchloß Bellevue, den großen Exercierplatz, und mehrere prächtige Villen reicher Privatmänner enthält. Da auf der einen Seite beſonders Juden Grundſtücke erworben haben, ſo pflegt dieſer Theil Neujeruſalem genannt zu werden. 5. Die Friedrichsſtadt, von Churfürſt Friedrich III. (König Friedrich I.) 1688 angelegt, übertrifft die 4 übrigen Reſidenzſtädte an Größe, und hat 23 breite Straßen, unter denen die Wilhelmsſtraße 530, die leipziger 400 Ruthen lang und die ſchon erwähnte Friedrichsſtraße ſich auszeichnen. Merkwürdig ſind: der Gensdarmenmarkt, der Wilhelmsplatz, ein 190 Schritt langes und 90 Schritt breites Viereck, mit den marmornen Bildſäulen der Generale Schwerin, Winterfeld, Seydlitz, Keith und Ziethen, der dönhoffſche und leipziger Platz, der Platz von Belle-Alliance (ſonſt das Rondel), die Jeruſalemskirche, die böhmiſche Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, die franzöſiſche und neue Kirche mit 2 berühmten Thürmen, der ehemals anſpachiſche Palaſt (jetzt der Luiſenſtiftung eingeräumt), die königl. Por-

zellan-Fabrik, das Friedrich Wilhelms-Gymnaſium mit der Realſchule (einer höhern Bürgerſchule, 1816 650 Schüler), das Collegienhaus (wo die Geſetz-Commiſſion, das Obertribunal, das Kammergericht, das Pupillen-Collegium und das brandenburgiſche Lehns-Archiv ſind), die Gold- und Silberfabrik, die Bank, das Haus der Seehandlungs-Compagnie, das Komödienhaus, welches im J. 1817 abbrannte, und deſſen Wiederaufbau, nach Schinkels Anordnung, bis 1820 beendigt ſein dürfte, verſchiedene prächtige Privatgebäude ꝛc. 6. die Luiſenſtadt (ehemals köpenicker Vorſtadt), beſteht größtentheils aus Feldern und Gärten. Vor dem cottbuſer Thor iſt auf der waldigen Anhöhe, Haſenhaide, der erſte deutſche Turnplatz. Berlin zählt an Unterrichtsanſtalten 100 öffentliche und 50 Privatſchulen für den erſten Unterricht der Kinder; an Bürger- oder Mittelſchulen 10 öffentliche, 60 Privat- und 13 Specialſchulen; an höheren Bildungsanſtalten 5 gelehrte Schulen, 7 höhere Specialſchulen und die 1820 gegründete Univerſität. Dieſe letztere hätte 1818 54 Lehrer und 942 Studenten, worunter 396 Mediciner. Außerdem beſitzt Berlin noch verſchiedene Akademien und gelehrte Geſellſchaften, namentlich: die königliche Akademie der Wiſſenſchaften, die Akademie der bildenden Künſte, mechaniſchen Wiſſenſchaften und Baukunſt, mit den dazu gehörigen Kunſtſchulen, die naturforſchende, die mediciniſch-chirurgiſche, die pharmaceutiſche, philomatiſche, die phyſiſch mediciniſche Geſellſchaft, die Geſellſchaft für die deutſche Sprache und den Künſtlerverein. Zur Univerſität ausſchließlich gehören: der botaniſche Garten außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach Potsdam, bei Schönberg gelegen, das anatomiſche Theater, das anatomiſche und das zoologiſche Muſeum, das theologiſche und philologiſche Seminarium, das Mineraliencabinet, kliniſche Inſtitut, eine Entbindungsanſtalt u. ſ. w. Ferner ſind hier ein Antiken-Muſeum geſtiftet 1820, die königl. mediciniſch-chirurgiſche Akademie für das Militär, die königl. med. chirurgiſche Pepiniere, die königl. Thierarzneiſchule, zwei Seminarien zur Bildung von Land- und Stadtſchullehrern, das Seminarium für Miſſionarien zur Bekehrung der Heiden in Weſtafrika, Taubſtummen- und Blinden-Inſtitute, eine jüdiſche Freiſchule, eine Forſtakademie, eine Singakademie, eine Militär-Schwimmſchule, eine Bibelgeſellſchaft u. ſ. w. In Berlin ſind viele wohlthätige Anſtalten und es bedarf deren, da ungefähr 12,000 Arme ohne Hülfe nicht beſtehen können. Unter andern verpflegte der weibliche Wohlthätigkeitsverein durch 32 aufſichthabende Frauen im Dec. 1816 in 180 Familien an 1200 Arme. Die wohlthätigſte, leider nicht hinreichend unterſtützte Anſtalt iſt das von dem bekannten Kriegsrath Kranz im J. 1794 errichtete Bürgerrettungs-Inſtitut, das verarmte Bürger, um ihnen wieder empor zu helfen, bedeutend unterſtützt, und bereits unter ſeinen Mitgliedern mehrere ſeiner ehemaligen Pfleglinge zählt. Die Fabrication war früher ſehr wichtig. Im J. 1811 waren unter andern in Berlin 298 Spinnmaſchinen auf Wolle und Baumwolle, mit 28,323 Spindeln; 4834 Weberſtühle für Tücher, ſeidne, wollene, baumwollene, leinene Zeuge, Teppiche u. ſ. w., 1131 Gänge für ſeidene, wollene und leinene Bänder; 336 Poſamentirer, 44 Zeugdruckereien, 66 Färbereien, 5 Zuckerraffinerien, 4 Fabriken von lackirten Blechwaaren, die Porzellan- und Steingut-Fabriken mit 411 Arbeitern, die königl. Bronze Fabriken, bedeutende Gold- und Silberwaaren-Manufacturen, ſchöne Tiſchlerarbeit-, Petinet-, Strohhut-, Blumen- und Federfabriken; 25 Buchdruckereien mit 73 Preſſen; 8 Pulvermühlen ꝛc. Welchen Einfluß das neue Steuerſyſtem

und die Gewerbfreiheit auf den Wohlſtand der Einwohner und auf den Flor der Fabriken hervorbringen wird, muß der Erfolg lehren.

Berline, eine Art Kutſchen, deren Benennung ſich von der Stadt Berlin herſchreibt; ſie wurden von Philipp de Chieſe, aus Orange gebürtig, einem Hofcavalier, Generalquartiermeiſter und erſtem Architekten bei dem Churfürſten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm dem Großen, der von 1640 — 1687 regierte, erfunden. Der Churfürſt beorderte ihn, einen Zug Pferde aus den preußiſchen Stutereien zum Geſchenk nach Frankreich zu bringen; Chieſe ließ ſich zu dieſer Reiſe in Berlin einen bequemen Reiſewagen nach ſeiner eigenen Erfindung machen, welcher den Pariſern, die unſern Chieſe gemeiniglich Monſieur Chaiſe nannten, ſo wohl gefiel, daß ſie dergleichen Wagen nachmachen ließen und Berline nannten.

Berliner Blau, ein wichtiges Farbematerial, das eine reine dunkelblaue Farbe, einen matten Bruch, weder Geſchmack noch Geruch hat, in Waſſer, Weingeiſt und Äther unauflöslich iſt und durch die Auflöſungen der ätzenden Alkalien zerſetzt wird. Es iſt ein inniges Gemenge von blauſaurem Eiſenoxyd und einer willkürlichen Menge Alaunerde. Letztere beträgt in den feinſten Sorten über 20, in den ſchlechteſten über 80 Pr. C. Die Erfindung dieſer Farbe wurde 1704 von dem Farbenfabricanten Diesbach in Dippels Laboratorium zufällig gemacht, indem er einer mit Alaun und Eiſenvitriol bereiteten Cochenilleabkochung, in der Abſicht, Cochenillelack zu bereiten, Kali hinzuſetzte, über welches Dippel thieriſches Öl abgezogen hatte, und dadurch den bekannten blauen Niederſchlag erhielt. Dippel, welcher fand, das daß das Kali durch die Behandlung mit thieriſchem Öl die Eigenſchaft erhalten hatte, das Eiſen blau zu fällen, bereitete es bald auf einem einfachern Wege. Das Verfahren war bis 1724 ein Geheimniß.

Bern, der größte unter den Cantonen der Schweiz, und die Hauptſtadt gleiches Namens. Schon im zwölften Jahrh. umgab Cuno von Bubenberg den kleinen Ort Bern, welcher bei der Feſte Nydeck lag, mit Graben und Mauern, und der Herzog von Zähringen, welchem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Geſetze, worauf dieſelbe im dreizehnten Jahrh. immer mehr bevölkert wurde. Beſonders ſuchte hier der niedere Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen des höhern, wozu auch noch Landleute, und beſonders Bürger aus den Städten Freiburg und Zürich kamen. Kaiſer Friedrich II. erklärte die Stadt 1218 zu einer freien Reichsſtadt, und beſtätigte die Privilegien derſelben durch eine alte Urkunde, die noch im dortigen Archive aufbewahrt und die kaiſerliche Handfeſte genannt wird. Im J. 1288 wurde Bern von Rudolph von Habsburg belagert, aber nicht genommen, und 1291 fochten die Berner, unter Anführung Ulrichs von Bubenberg, gegen ihren eigenen feindlich geſinnten Adel welchen Ulrich von Erlach befehligte. Bern ward nun eine Freiſtätte für alle diejenigen, welche von Öſterreichs Adel gedrückt wurden, wodurch die Stadt ſelbſt zu einer Bedeutendheit und Größe gelangte, die den Neid der übrigen Städte und des eigenen Adels erregte. Beide ſchloſſen daher ein Bündniß mit einander, um Bern zu vertilgen, wodurch ein Heer von 18 000 Mann, theils Reiter, theils Fußvolk, auf die Beine gebracht wurde, welches 700 Herren mit gekrönten Helmen, und 1200 Ritter anführten. Die Berner, unter Anführung Rudolphs von Erlach, zogen in der Mitternacht, am 21 Juni 1339, gegen jenes weit überlegene Heer, und ſchlugen den dreimal ſtärkern Feind bei Laupen gänzlich

aufs Haupt. Nach dieſem Siege wurde Bern immer mächtiger und die Stadt ſelbſt ſehr erweitert, worauf ſie im J. 1353 in den ewigen Bund der Eidgenoſſen trat, in welchem ſie die Stelle nach Zürich, mithin die zweite im Bunde, erhielt. Bis zu Ende dieſes Jahrhunderts vergrößerte Bern ſein Gebiet theils durch Kauf, theils durch Eroberung dergeſtalt, daß die mehrſten um die Stadt herumliegenden Ortſchaften zu ſeinem Gebiete gehörten. Nachdem im J. 1405 der größte Theil der Stadt abgebrannt und darauf regelmäßig wieder aufgebaut worden war, begannen die langen Kriege mit Öſterreich, Mailand, Burgund und Savoyen, aus denen allen die Eidgenoſſen als Sieger hervorgingen, und in welchen Bern das ganze Aargau eroberte. Im Jahre 1528 nahmen die Berner die Kirchenverbeſſerung an, indem ſie ſich von der Herrſchaft des Papſtes losſagten. In dem Kriege, den ſie hierauf mit dem Herzoge von Savoyen führten, eroberte Bern das ganze Waadtland (pays de Vaud), welche eroberten Länder ſie durch Landvögte, die auf den Feſten wohnten, regieren ließen. Von nun an bis zum 5. März 1798 war der Wohlſtand und Reichthum Berns in ſtetem Wachsthume, und auf die öffentliche Verwaltung wurden große Summen verwendet, die den Reichthum und die Macht Berns auf das deutlichſte zu erkennen gaben. Der ſämmtliche Flächeninhalt des ganzen Cantons betrug damals 236 Quad. Meil. mit 380,000 Einw. Endlich rückten an jenem Tage 30,000 Mann Franzoſen gegen Bern. Zwar führte wieder ein Erlach 18,000 Berner und 8000 übriger Eidgenoſſen dieſen entgegen; aber die Tage von Morgarten (im J. 1315, gegen den Herzog Leopold von Öſterreich), von Laupen (1339), von Murten (1476) waren vorüber, die Eidgenoſſen ermordeten ſogar auf dem Rückzuge ihren eigenen Anführer. Bern öffnete nun zum erſtenmale dem Feinde ſeine Thore, und verlor, in Folge dieſer Begebenheit, ungefähr die Hälfte ſeines bisherigen Beſitzſtandes, indem der nördliche Theil zu dem jetzigen Canton Aargau geſchlagen, und aus dem ſüdweſtlichen Theile (le pays de Vaud) der jetzige Canton Waadt gebildet wurde. Durch die Beſchlüſſe des wiener Congreſſes wurde der größere Theil des Bisthums Baſel (62,000 Seelen) dem Cantone Bern zugetheilt, wodurch derſelbe jetzt 171½ QM. und 297,600 größtentheils reformirte Einw. enthält. Nach der neuen Verfaſſung des Cantons wird die ſouveräne und oberſte Gewalt ausgeübt durch Schultheiß, Klein und Große Räthe der Stadt und Republik Bern, beſtehend aus den 200 der Stadt Bern und 99 von Städten und Landſchaften gewählten Mitgliedern. Die 200 der Stadt Bern werden aus dem Mittel der regimentsfähigen Bürger, die das 29. Jahr zurückgelegt haben, durch ein aus den Mitgliedern des kleinen Raths und einem Ausſchuſſe des großen Raths beſtehendes Wahlcollegium gewählt. Die 99 Mitglieder aus Städten und Landſchaften werden theils von den betreffenden Städten durch ihre Magiſtrate, theils von jedem der 22 Amtsbezirke durch ein aus ſeinem Mittel zuſammengeſetztes Wahlcollegium, theils unmittelbar von dem großen Rathe ſelbſt gewählt. Zwei Schultheiße führen abwechſelnd, jeder ein Jahr lang, das Präſidium im großen und kleinen Rathe. Der große Rath, der ſich jeden erſten Montag in jedem Monate verſammelt, hat die geſetzgebende Gewalt. Der kleine Rath hat die vollziehende Gewalt, und beſteht aus den beiden Schultheißen, 23 Mitgliedern und 2 Heimlichern, und wird von dem großen Rathe aus ſeiner Mitte gewählt. — Der nördliche Theil des Cantons iſt hügelig mit ſchönen

44 *

Ebenen und Thälern, und hat einen fruchtbaren ſorgfältig angebauten Boden, der zum Getreide-, Wein- und Obſtbau benutzt wird. Hier iſt das Emmenthal, eins der ſchönſten, fruchtbarſten und reichſten Thäler der Schweiz, wo die Rindviehzucht vortrefflich iſt, und die bekannten emmenthaler Käſe verfertigt werden. Schöne Gebäude, gute Kleidung und Fröhlichkeit zeugen von dem Wohlſtande der Bewohner dieſes Thales. Der ſüdliche Theil des Cantons hingegen, das Oberland (wozu die Hauptthäler Hasli, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kander, Frutigen, Adelboden, Simmen und Saanen mit zahlreichen Seitenthälern gehören), nimmt am Fuße der hohen Bergreihe gegen Wallis ſeinen Anfang, und zieht ſich bis auf ihre oberſte Höhe. Die tiefſten Thäler bringen noch gutes Obſt hervor, ſind fruchtbar und angenehm; höher hinauf ſind vortreffliche Alpenweiden, dann aber folgen kahle Felſen, ausgedehnte Gletſcher und die höchſten Gebirge der Schweiz, als das Finſteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, der Eiger, die Jungfrau, auf deren Höhe die Vegetation der Natur aufhört. Die Einwohner des Oberlandes nähren ſich daher vorzüglich von der Viehzucht. Die hohen Gebirge, ſehenswürdigen Gletſcher und prächtigen Waſſerfälle, die man im Oberlande antrifft, ziehen jährlich eine Menge Reiſender in dieſe Gegenden. Der Hauptzweig der Induſtrie dieſes Cantons beſteht in den Leinwand- und Wollentuchmanufacturen. Die durch Induſtrie ausgezeichnetſte Gegend iſt das Emmenthal, deſſen Einwohner neben der Viehzucht beträchtliche Leinwandmanufacturen unterhalten. Bern, die Hauptſtadt des Cantons, iſt eine der wohlgebauteſten Städte in der Schweiz, und liegt auf einer Anhöhe und Halbinſel, welche von drei Seiten von der Aar umfloſſen wird. Die Straßen ſind meiſtentheils gerade, breit und gut gepflaſtert, und die Häuſer zum Theil mit Arcaden verſehen. Bern enthält 1100 Häuſer und 13,000 Einw. Unter den Gebäuden zeichnen ſich vorzüglich aus: das gothiſche große Münſter, die geſchmackvoll gebaute Heilig-Geiſtkirche, die akademiſchen Gebäude, die Inſel oder das ſchöngebaute Krankenhaus ꝛc. Eine Akademie und mehrere wiſſenſchaftliche Vereine befinden ſich zu Bern, worunter die ökonomiſche Geſellſchaft ſich große Verdienſte um die Verbeſſerung der Landwirthſchaft vaterländiſcher Naturfreunde und die nähere Kenntniß der Schweiz in naturhiſtoriſcher Hinſicht erworben hat. Die 1802 geſtiftete Gallerie der vaterländiſchen Naturgeſchichte enthält die Säugethiere, Vögel, Schmetterlinge, Inſecten, Kräuter der Schweiz, und die öffentliche Bibliothek beſitzt ſowohl an gedruckten Büchern als Handſchriften große Schätze. Außerdem haben mehrere Privatperſonen ſehenswerthe Kunſtſammlungen, die den Fremden meiſtens offen ſtehen. Die Induſtrie und der Handel ſind ziemlich lebhaft; es ſind daſelbſt verſchiedene Fabriken, welche Wollentuch, gedruckte Leinwand, Seidenzeug, Strümpfe ꝛc. liefern. Wenige Städte haben ſchönere und beſſer unterhaltene Spaziergänge, z. B. die mit großen Koſten aufgefahrne Platteforme, worauf das Münſter ſteht. Dieſe Terraſſe gewährt eine ſchöne Ausſicht, und iſt einer der beliebteſten Spaziergänge, mit vier Reihen von Bäumen beſetzt. Die nach der Aar zugehende Seite erhebt ſich 108 Fuß über dieſen Fluß, welcher hier einen ſchönen Fall bildet, der dem des Rheins bei Laufen zwar bei weitem nicht an Höhe, wohl aber an Breite gleicht.

Bernadotte, ſ. Carl XIV. Johann.

Bernard (Pierre Joſeph), eines Bildhauers Sohn, geboren zu Grenoble 1710, geſtorben zu Paris 1775. Den Grund ſeiner Stu-

dien legte er bei den Jeſuiten zu Lyon, dann diente er zu Paris bei einem Notar als Schreiber. Hier wurde er dem Marquis de Pezay durch einige Gedichte bekannt, folgte dieſem 1734 in den italieniſchen Feldzug, ward dem Marſchall von Coigny vorgeſtellt, von dieſem als Secretär in Dienſt genommen und Ludwig XV. empfohlen, der ihn zum Schatzmeiſter der Dragoner und zu ſeinem Bibliothekar in Choiſy ernannte. Im J. 1771 verlor er durch einen Schlagfluß Gedächtniß und Ideenverbindung, und blieb in dieſem Zuſtand bis an ſeinen Tod. Unter Frankreichs gefälligen Dichtern der Freude und des Lebensgenuſſes verdient Bernard ſtets mit Achtung genannt zu werden. Im J. 1737 brachte er die Oper Caſtor und Pollux auf die Bühne, welche von Kennern als ein Meiſterſtück lyriſcher Dramatik geprieſen wird. Rameau's Muſik trug noch mehr zu jenem allgemeinen Beifalle bei. Früher gearbeitet, allein erſt 1762 herausgegeben, iſt ſein Gedicht: Phroſine und Melidor, in vier Geſängen, welches ebenfalls großes Lob erhielt. Nach ſeinem Tode, allein ſeinen Freunden ſchon früher mitgetheilt, erſchien: L'Art d'aimer, in welcher er zwar dem Ovid folgt, jedoch ohne ſich ſklaviſch an ihn zu binden. Einige meinen, dies Gedicht lehre mehr die Kunſt zu verführen als zu lieben; richtiger iſt der Ausdruck: eine Kunſt zu genießen, denn der Verfaſſer geht nur auf das den Sinn Ergötzende, wozu er öfters die Einbildungskraft, niemals das Herz in Anſpruch nimmt. Voltaire hatte unſerm Dichter das Epithet le gentil gegeben, das ihm immer blieb.

Bernardin de St. Pierre (Jacques-Henri), der berühmte Verfaſſer der Etudes de la Nature, Paul et Virginie etc., war 1737 in Havre-de-Grace geboren. Er genoß der beſten Erziehung, ward aber ſchon im zwölften Jahre des Schulzwangs ſo überdrießig, daß er mit ſeinem Oheim, Capitän eines Kauffahrteiſchiffs, nach Martinique ſegelte, aber ſogleich wieder zurückkam, „weil," wie er ſelbſt ſagt, „dieſe Reiſe ihn unzufriedener mit ſeinem Onkel, mit der See und mit der Inſel, auf der er vor Heimweh zu ſterben geglaubt, gemacht habe, als er je mit Claſſen, Büchern und Rector geweſen;" und ſetzte ſeine Studien fort. Seine Ältern ſandten ihn nach Paris in die Ingenieurſchule, und er ging das folgende Jahr als Ingenieuroffizier nach Malta. Ein unglücklicher Zweikampf nöthigte ihn, ſich von dort nach Holland einzuſchiffen, von wo er nach Portugal wollte. Ein Zufall vereitelte dieſe Abſicht, und er eilte nach Rußland, um Peter III. ſeine Dienſte anzubieten. Unterwegs erfuhr er deſſen Tod, ging nach Petersburg, um Catharinen denſelben Antrag zu machen, und erhielt eine Unterlieutenantsſtelle beim Ingenieurcorps, die er nach achtzehn Monaten niederlegte, um nach Frankreich zurückzukehren. Sein Weg führte ihn durch Polen, das eben inſurgirt war. Er nahm Dienſte unter der franzöſiſchen Partei, und wurde von den Ruſſen gefangen genommen, jedoch wieder frei gelaſſen. Nun hielt er ſich in Warſchau auf, und beſuchte dann Dresden, Berlin und Wien, in der Abſicht, in die Dienſte einer fremden Macht zu treten. Es gelang ihm aber nicht, er reiſ'te nach Paris und von dort als Ingenieuroffizier nach Isle de France. Nach zwei Jahren bewogen ihn Zwiſtigkeiten, ſeinen Abſchied zu nehmen und nach Frankreich zurückzukehren. Hier enden ſeine Reiſen und ſeine militäriſche Laufbahn, und ſein literariſches Leben beginnt. Von 1000 Fr. Penſion überließ er 300 ſeiner Mutter und 100 einer alten Magd; ihm blieben alſo nur 600 Franken zu einer kümmerlichen Exiſtenz. Er begrub ſich in eine geringe Woh-

nung der Vorſtadt St. Etienne, und gab 1773 ſein Voyage à l'Isle de France heraus, doch anonym. Noch elf Jahre lang ordnete und verarbeitete er in den emſigen und fortgeſetzten Studien einer ununterbrochenen Eingezogenheit die koſtbaren Materialien, welche die reichhaltigen Erfahrungen und Beobachtungen ſeines Lebens ihm geliefert hatten. So erſchienen 1784 ſeine Etudes de la nature. Seine äußere Lage verwandelte ſich nun ſchnell. Er erhielt anſehnliche Penſionen. Ludwig XVI. ernannte ihn, mit dem Ausdruck: „in ihm einen würdigen Nachfolger Buffons gefunden zu haben,“ zum Intendanten des botaniſchen Gartens und naturhiſtoriſchen Muſeums. Unter Napoleons Herrſchaft erhielt er das Kreuz der Ehrenlegion, und Joſeph Buonaparte ſetzte ihm unaufgefodert eine Penſion von 6000 Fr. aus. Die erſten fünf Jahre nach Herausgabe ſeiner Naturſtudien beſchäftigte er ſich, Materialien zur immer gründlichern Entwickelung dieſes Stoffes zu ſammeln. Seine vortreffliche Idylle, Paul et Virginie, erſchien 1789. Kurz nach Paul et Virginie gab er ſeine Chaumière Indienne heraus. Er ſtarb d. 24. Jan. 1814 auf ſeinem Landgute bei Paris. In ſeinem Nachlaß haben ſich die unvollendeten Harmonien der Natur, Memoiren über ſein Leben, und eine Menge unregelmäßiger Dramen und anderer leichten Werke der Phantaſie gefunden.

Bernburg (Anhalt-), eins von den drei anhaltiſchen Herzogthümern, welches im J. 1665 an Joachim Ernſts fünften Sohn, Ludwig, deſſen Nachkommen es jetzt beſitzen, kam, nach Ausſterben der zerbſter Linie im J. 1793 aber, deren Länder die übrigen drei Linien 1797 unter ſich theilten, noch einen Zuwachs erhielt. (S. Anhalt.) Die Größe des Fürſtenthums beträgt 16 Q. M. mit 37,000 Einw. Die Einkünfte ſchätzt man auf 450,000 Gld. Das Bundescontingent 370 M. Der jetzt regierende Fürſt, welcher ſeit ſeinem Beitritt zum Rheinbunde am 30. April 1807 den Herzogstitel annahm, iſt Alexius Friedrich Chriſtian, geb. d. 12. Juni 1767, ſucced. d. 9. April 1796, vermählt d. 20. Nov. 1794 mit Maria Friederike, Tochter des Churf. v. Heſſen-Caſſel, geb. 1768; von ihr geſchieden im Aug. 1817; er reſidirt zu Ballenſtädt. Der Erbprinz iſt Alexander Carl, geb. d. 2. März 1805. Das reg. Haus iſt reform. Die Hauptſtadt, Bernburg an der Saale, mit einem herz. Schloſſe, hat 4800 Einw., Fabriken und Weinbau. Die Nebenlinie Anh. Bernb. Schaumburg-Hoym bildeten die Nachkommen des F. Lebrecht, des zweiten Sohns des F. Victor Amadeus. Sie hatte von dem bernburger Antheile das Amt Hoym nebſt Froſe; ingleichen die Güter Zeitz und Belleben zu einem Paragio erhalten, und außerdem von dieſer Linie durch Heirath die Grafſchaft Holzapfel nebſt den Herrſchaften Schaumburg und Lauenburg eigenthümlich erworben. Sie iſt 1812 im Mannsſtamm erloſchen. Die Tochter des letzten Fürſten, Hermine, war die Gemahlin des Erzherz. Joſeph v. Öſterreich, und ſtarb 1817.

Bernhard (der heilige), geb. 1091 zu Fontaine in Burgund und 1115 erſter Abt des ciſterzienſer Kloſters Clairvaux bei Langres in Champagne, war nicht minder groß unter den Mönchen als Gregor VII. unter den Päpſten. Mehr geiſtreich als gelehrt, ſchnell im Überblick, unerſchütterlich im Wollen, gewandt und feurig im Ausführen, begabt mit einer hinreißenden Beredſamkeit, und durch die ſtrenge Heiligkeit ſeines Lebens, wie durch eine Menge ihm zugeſchriebener Wunder, über den Klerus ſeiner Zeit erhaben, ſchien er vor Andern zum Herrſcher der Kirche berufen. Aber ein Feind alles äußern Glanzes und wohl wiſſend, daß man den Titel der Macht verſchmä-

hen muß, die man erlangen will, lehnte er jede Erhebung zu höhern kirchlichen Würden ab, und immer nur als Abt ſeines geliebten Jeruſalems, wie er Clairvaux zu nennen pflegte, war in aller Demuth der freimüthigſte Cenſor des Klerus, der Rathgeber der Päpſte, unter denen ihm Innocenz II. ſeine Anerkennung und die Erhaltung des Inveſtiturrechts in Deutſchland, und Eugen III. ſeine Bildung verdankten, der Schiedsrichter der Fürſten und Biſchöfe, und ſeine Stimme galt auf den Concilien wie eine göttliche. Der kalten Speculation und Dialektik, mit der die ſcholaſtiſchen Philoſophen jener Zeit die Glaubenslehren eben ſo oft mißhandelten und auflöſ'ten als begründeten und ordneten, hielt ſeine ſtrenge Orthodoxie und wohl bisweilen ſchwärmende, doch immer auf praktiſches Chriſtenthum dringende Myſtik ein heilſames Gegengewicht, und unſtreitig hat er dem kirchlichen Syſtem durch ſeinen ſiegreichen Eifer in Verfolgung der Irrlehrer wichtige Dienſte geleiſtet, wenn auch ſeine Härte und Intoleranz gegen Abälard und Gilbert von Porree keineswegs gebilligt werden kann. Allgemein verehrt und gefürchtet ſtarb er 1153 und wurde 1174 von Alexander III. kanoniſirt. Die römiſche Kirche ſetzte ihn unter die Heiligen vom erſten Range, ſeine ſalbungsvollen Homilien und Sermonen werden auch von den Proteſtanten geſchätzt, und Luther ſagt von ihm: iſt jemals ein wahrer, gottesfürchtiger und frommer Mönch geweſen, ſo wars St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und ich zwar ſeines Gleichen auch ſonſt niemals weder geleſen noch gehört habe. Clairvaux wurde durch ihn weltberühmt, man hat aus ſeinen Mönchen eine Menge Biſchöfe und Äbte gewählt, alles wollte dieſem Sitze apoſtoliſcher Einfalt und Heiligkeit in irgend einer Beziehung angehören. Alfons I. von Portugal gab ſein Reich 1143 dieſem Kloſter in Lehen, worauf die Mönche deſſelben, nach dem Tode des Königs Sebaſtian 1578, Anſprüche auf die portugieſiſche Krone gründeten. Im 13. Jahrh. hatte es ſchon 800 Filialklöſter in allen Ländern der Chriſtenheit, und obgleich die Religioſen dieſer Klöſter und der davon ausgegangenen Congregationen Ciſterzienſer blieben, ſo nannten ſie ſich doch, ihrem zweiten Vater und Stifter zu Ehren, **Bernhardiner** und **Bernhardinerinnen**, dergleichen noch jetzt exiſtiren. E.

Bernhard, Herzog von Weimar, einer der größten Feldherren im dreißigjährigen Kriege, geb. am 6. Aug. 1604, war der vierte Sohn des Herzogs Johann zu Weimar. Er ging frühzeitig in holl. Dienſte, die beſte Kriegsſchule damaliger Zeit, wo Prinz Moritz von Naſſau (bekanntlich der Schöpfer einer beſſern Taktik), deſſen Bruder Friedrich Heinrich, der Marcheſe Spinola und andere große Generale gegen einander fochten. Bernhard nahm hierauf Dienſte unter der däniſchen Armee, welche der Markgraf von Durlach in Holſtein gegen die Kaiſerlichen commandirte, und befand ſich mit auf dem Friedenscongreß zu Lübeck 1629. Als Guſtav Adolph nach Deutſchland kam, vereinigte ſich Bernhard mit ihm, und war bei dem Sturme auf Wallenſteins Lager bei Nürnberg (d. 24. Aug. 1635) zugegen. In der Schlacht bei Lützen (6. Oct. 1632) commandirte er den ſchwediſchen linken Flügel, rächte Guſtav Adolphs Tod, und ob er gleich ſelbſt hart verwundet wurde, ſchlug er doch den rechten Flügel der Kaiſerlichen in die Flucht. Der Kanzler Oxenſtierna, ſchwediſcher Kriegs-Director in Deutſchland, übertrug ihm nach des Königs Tode das Commando über die Hälfte der Armee. Bernhard nahm 1633 Bamberg, Cronach, Höchſtädt und Eichſtädt ein, aber der Verſuch auf In=

golſtadt mißlang; er bemächtigte ſich ferner der Städte Regensburg und Straubingen und vereitelte Wallenſteins Abſichten. Er wurde von der Krone Schweden zum Herzog in Franken erklärt. Seine allzugroße Lebhaftigkeit war Urſache an der Niederlage, welche die Schweden (24. Aug. 1634) bei Nördlingen erlitten. Die Schweden unter Bernhard und Guſtav Horn eilten zum Entſatz dieſer, von einer weit überlegenen kaiſ. Armee, unter dem Erzherzog Ferdinand belagerten Stadt herbei; ein ſchwediſches Corps ſollte zur Verſtärkung zu ihnen ſtoßen. Allein ohne dieſes abzuwarten, griff Bernhard, wider des Grafen Horn Rath und Willen die Kaiſerlichen an. Die Schweden, die von vielen Märſchen ermüdet waren, und den Vortheil des Terrains wider ſich hatten, wurden völlig geſchlagen; ſie verloren einen großen Theil ihrer Infanterie, denn die Cavallerie hatte ſich durch zu frühe Flucht gerettet, wie alle Bagage. Viele vornehme Offiziere blieben oder wurden gefangen, unter letztern auch der General Horn; Herzog Bernhard ſelbſt war in Gefahr, gefangen zu werden. Die ſchwed. Angelegenheiten in Deutſchland kamen durch dieſe Niederlage in die größte Verlegenheit, aber Oxenſtierna's kluges Benehmen und Bernhards Tapferkeit ſtellten ſie bald wieder her. Frankreich verband ſich nun genauer mit Schweden und ſchloß mit Bernhard, der ſelbſt nach Paris reiſte (16. Oct. 1634), einen beſondern Tractat. Bernhard verpflichtete ſich, für vier Mill. Livres mit 18,000 M. am Rhein gegen Öſterreich zu agiren. Bernhard führte nun den Krieg in der Rheingegend mit abwechſelndem Glücke. Er eroberte die Feſtung Zabern im Elſaß, breitete ſich in Lothringen und Burgund aus, und ſchlug die Kaiſerlichen in einigen Gefechten. Im Anfange des J. 1638 belagerte er Rheinfelden unweit Baſel. Eine öſterr. Armee kam zum Entſatze dieſer Feſtung herbei, und griff ihn in ſeinem Lager am 18. Februar unvermuthet an. Bernhard mußte der Übermacht weichen, ſammelte aber ſeine mehr zerſtreuten als geſchlagenen Truppen bald wieder, griff die Tage nachher (21. Februar) die Öſterreicher, die es nicht erwarteten, an, und erhielt einen völligen Sieg über ſie. Mehrere kaiſ. Generale wurden gefangen, und die Feſtung Rheinfelden mußte ſich bald nachher (13. Mai) ergeben. Er glaubte nun die Belagerung von Breiſach, das ihm zur Behauptung des Elſäſſes nothwendig war, unternehmen zu können. Eine kaiſerliche Armee unter dem General Götze kam zum Entſatz dieſer Feſtung herbei. Bernhard bot den Kaiſerlichen am 29. Juli ein Treffen an, welches ſie jedoch nicht annahmen. Den 30. Juli aber (Montags — nachdem der Tages vorher verſäumte Gottesdienſt nachgeholt worden war, und der Herzog eine Predigt über die Thränen Chriſti gehört hatte) nahm das Treffen Nachmittags um 1 Uhr ſeinen Anfang und wurde bald ſehr hartnäckig. Nach einem Kampfe von vier Stunden und einem heftigen Widerſtande mußten die Kaiſerlichen mit großem Verluſte das Schlachtfeld räumen. Bernhard eroberte nun verſchiedene kleine Orte und ſetzte die Belagerung von Breiſach fort, die ſich jedoch in die Länge zog, weil Bernhard die Feſtung nicht mit Sturm einnehmen wollte. Erſt nachdem er die Öſterreicher noch einigemal geſchlagen hatte, ergab ſich Breiſach auf ſehr billige Bedingungen. Bernhard ſchloß die Capitulation blos in ſeinem Namen, ohne Frankreich dabei zu erwähnen. Der Beſitz des Elſaſſes, das ihm Frankreich ſchon vorher unter gewiſſen Bedingungen überlaſſen hatte, war ihm nun geſichert; aber er verlangte auch Breiſach als eine Pertinenz von Elſaß zu erhalten. Er beſetzte alle von ihm eroberten Plätze mit deutſchen Truppen, und

ließ ſogar eine Münze mit dem ſächſiſchen und breiſachiſchen Wappen ſchlagen. Vergebens verſuchte man von Seiten Frankreichs, Breiſach dem Herzog zu entreißen, indem man ihm anfangs antrug, nebſt ſeinen Truppen eine gleiche oder ſtärkere Anzahl franz. Truppen in dieſe Feſtung zu legen; der Herzog ſchlug ſowohl dieſes Anerbieten, als auch eine Einladung nach Paris, endlich auch die Heirath mit einer Nichte des Cardinals Richelieu, der Ducheſſe d'Aiguillon, aus, und erklärte, daß ihn an jener ſeine Geſchäfte und Krankheit hinderten, die angetragene Vermählung aber für ihn nicht ſtandesmäßig ſei. Dagegen trug er auf eine Heirath mit der Prinzeſſin Rohan an, welche aber der franzöſiſche Hof nicht zugeben wollte, um die Partei der Hugenotten nicht zu verſtärken. Dieſe Zwiſtigkeiten waren Urſache, daß die Schweden in Deutſchland nicht viel unternehmen konnten. Es iſt wahrſcheinlich, daß Richelieu geheime Mittel angewendet habe, Frankreich von dem Herzoge, als einem durch ſeine wachſende Macht furchtbaren Nachbar, zu befreien. Denn dieſer verfiel plötzlich in eine Krankheit, die ſo geſchwind zunahm, daß er am 8. Juli 1639 ſein Heldenleben endigte. Die meiſten gleichzeitigen Schriftſteller vermuthen, daß ihn Richelieu habe vergiften laſſen; der Herzog ſelbſt zweifelte nicht, daß er Gift bekommen habe. Gleich nach ſeinem Tode kamen franzöſiſche Bevollmächtigte, welche Bernhards Truppen in franzöſiſche Dienſte nahmen; dem Marſchall Guebriant wurde das Commando derſelben übergeben. Mit ihm fiel zwar eine der mächtigſten Stützen der Proteſtanten, allein da ſeine Nachfolger Banner und Torſtenſohn (ſ. d. Art.) ſeine Siegesbahn rühmlich verfolgten, und Frankreich ſelbſt zum Vortheil der Proteſtanten ernſtlicherr Antheil an dem Kriege nahm, ſo war Bernhards Tod für dieſe jetzt weniger nachtheilig, als er es einige Jahre früher geweſen ſein würde. Denn ſchwerlich würden ſich die Schweden, einem Wallenſtein gegenüber, in Deutſchland behauptet haben, wenn Bernhard nicht bei Lützen Guſtav Adolphs Schlachtplan glücklich ausgeführt hätte. Was war von dieſem Helden, der im 35. Jahre ſeines Lebens ſtarb, nicht noch zu erwarten! Er verband mit Anmuth im Betragen Verſtand und Tapferkeit, eine Seelenſtärke, die auch durch widrige Vorfälle nicht erſchüttert werden konnte; ſein einziger Fehler war ſeine zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugſam überlegten Unternehmungen verleitete.

Bernhardiner, ſ. **Bernhard** (der heilige) und **Ciſterzienſer**.

Bernhardsberg (der große St.), erhebt ſich zwiſchen Valais und dem Thal Aoſta in den Alpen und hat eine Höhe von 7732 pariſer Fuß. Auf ſeiner höchſten Spitze iſt die Grenze zwiſchen Wallis und Piemont, über ihn geht die Straße vom Genfer See durch das Walliſer Land in das Thal von Aoſta und das Piemonteſiſche. Den Namen hat er von einem ſavoyiſchen Edelmann, **Bernhard von Menthon**, der von 923 bis 1008 lebte und ſich in den Jahrbüchern der Religion durch ſeinen apoſtoliſchen Eifer, in den Jahrbüchern der Menſchheit aber durch zwei Anlagen verewigt hat, in welchen ſeit neun Jahrh. die Reiſenden eine Zuflucht vor den Gefahren finden, denen ſie bei dem Übergange über die Alpen im Winter ausgeſetzt ſind. Gerührt von den Übeln, welche die franzöſiſchen und deutſchen Pilgrimme zu erdulden hatten, wenn ſie nach Rom wallfahrteten, kam er auf den Gedanken, auf dem Gipfel der Alpen zwei Hospitien zu ihrer Aufnahme zu erbauen, das eine auf dem Mont Jour, wo ein

Tempel des Jupiter ſtand, das andere auf dem über die griechiſchen Alpen führenden Wege, an der Stelle, welche Colonne Jou heißt, von einer damals dort befindlichen ſteinernen Säule, welche der Gegenſtand einer abgöttiſchen Verehrung war. Der von heiligem Eifer beſeelte Bernhard brachte die Einwohner dieſer wilden Gegenden von ihrem Aberglauben zurück, ſtürzte die Säule und den Tempel um, und erbaute auf ihren Trümmern die beiden Hospitien, die nach ihm der große und der kleine St. Bernhard genannt wurden. Er vertraute die Sorge für dieſe beiden Anlagen ordentlichen Mönchen des Auguſtinerordens, welche im Geiſte des frommen Gründers und mit faſt beiſpielloſer Selbſtaufopferung die edelmüthigſte Gaſtfreiheit gegen die Reiſenden bis auf die Zeiten Carl Emanuels III. von Sardinien übten. Dieſer König gerieth über die Ernennung des Propſtes mit den Schweizer-Cantonen in Streit, zog die Güter ein und übergab die Verwaltung der Hospitien Weltgeiſtlichen, die mit gleicher Menſchenliebe, gleicher Treue und Ergebenheit ihren frommen Beruf üben. Furchtbar und grauſenhaft iſt der Aufenthalt auf dieſer wüſten Höhe, die für den höchſten bewohnten Punct in Europa gehalten wird. Es herrſcht faſt ein ewiger Winter hier; man ſucht umſonſt einen Baum oder Strauch, ja nur einen Grashalm; der Glanz des Schnees blendet das Auge des Wanderers. Wahrhaft heldenmüthig iſt daher der Eifer und die Aufopferung dieſer Geiſtlichen, welche ſich hier vereinigen, um denjenigen beizuſtehen, die ihrer Hülfe bedürfen können. Gerade an den Tagen, wo die ſchrecklichſten Wetter und die fürchterlichſten Schneegeſtöber wüthen, machen ſie ſich, von ihren treuen Hunden begleitet, auf den Weg, um Verunglückte aufzuſpüren, zu deren Rettung ſie alle Mittel verſuchen. Iſt keine Rettung möglich, ſo wird der Leichnam in das Todtengewölbe gebracht, wo er, in ein leinenes Tuch gehüllt, ſo lange auf einem Tiſche liegen bleibt, bis ein neuer Wanderer kommt. Dann wird er abgenommen und an die Wände zu den andern Todten geſtellt, deren Verweſung wegen des ſteten Froſtes ſo langſam vor ſich geht, daß oft Todte noch nach Jahren von ihren Freunden hier wieder erkannt worden ſind. Neben dem Todtenhauſe iſt eine Art Kirchhof, auf den die Gebeine gelegt werden, wenn ſie ſich zu ſehr im Gewölbe anhäufen, und wo ſie dann vollends aufgelöſ't werden. Rings um das Hospitium ſind nichts als nackte Felſen ohne eine Decke von Erde. Das Begraben der Todten iſt alſo unmöglich. In der Kirche befindet ſich das Denkmahl Deſſaix, der in der Schlacht von Marengo fiel und todt nach dem Bernhard zurückgebracht wurde, über den er eben mit der Armee gekommen war. Der erſte Conſul hatte befohlen, ihn zu balſamiren und ihm eine Ruheſtätte auf den hohen ewigen Alpen anzuweiſen. Das Marmordenkmahl ſtellt in halb erhobener Arbeit dar, wie Deſſaix verwundet vom Pferde ſinkt, ſeinem Adjutanten Le Brun in die Arme. Auf der Kloſtertreppe ſteht ſeine marmorne Bildſäule. Gegenüber iſt eine ſchwarze marmorne Tafel, auf der die damalige Republik Wallis mit einer goldenen Inſchrift den Übergang des Imperators über den Bernhard geehrt hat.

Berni (Franceſco), den einige Schriftſteller auch Berna und Bernia nennen, iſt einer der berühmteſten italieniſchen Dichter des ſechzehnten Jahrh. Es war gegen das Ende des funfzehnten Jahrh. zu Lamporecchio im Toscaniſchen in einer edlen, aber armen florent. Familie geboren. Sehr jung kam er nach Florenz; als er 19. Jahr alt war, begab er ſich nach Rom zu dem Cardinal Bibiena, ſeinem

Verwandten, der ihm, wie er ſelbſt ſagte, weder Gutes noch Böſes erwies. Er war endlich genöthigt, als Secretär ſich zu dem Biſchof von Verona, Ghiberti, zu begeben, welcher päpſtl. Kanzleipräſident war. Er trat in den geiſtlichen Stand, um fähig zu ſein, von dem Wohlwollen dieſes Biſchofs, wenn es ihm zu Theil würde, Vortheil zu ziehen; aber der Überdruß, den ihm die untergeordneten Geſchäfte ſeines Amts einflößten, veranlaßten ihn Zerſtreuungen zu ſuchen, welche dem Prälaten mißfielen. Er fand Berni zu luſtig, um ſich für ſein Glück zu intereſſiren. Es hatte ſich zu Rom eine Geſellſchaft oder Akademie junger Geiſtlichen gebildet, wie Berni, von heiterer Stimmung und ſcherzhafte Dichter, welche, um ihre Liebe für den Wein und ihre Sorgloſigkeit zu bezeichnen, ſich i Vignajuoli (Winzer) nannten. Unter ihnen waren Mouro, Caſa, Firenzuola, Capilupi und Andere. Sie belachten alles, und beſpotteten und beſangen die ernſteſten und ſelbſt die traurigſten Dinge. Die Verſe Berni's waren die beſten, die anziehendſten, und hatten eine ſo eigenthümliche Wendung, daß ſein Name der Gattung, in welcher er ſie abfaßte, verblieben iſt. Er war 1527 zu Rom, als dieſe Stadt von der Armee des Connetables von Bourbon ausgeplündert ward, und verlor dabei ſeine ganze Habe. Er machte darauf mehrere Reiſen mit ſeinem Gönner Ghiberti nach Verona, Venedig und Padua. Endlich, müde zu dienen, und begnügt mit einem Kanonikat der Domkirche von Florenz, das er ſeit mehreren Jahren beſaß, zog er ſich dahin zurück. Aber die Gunſt der Großen, die er zu ſuchen ſchwach genug oder zu vermeiden nicht ſtark genug war, verſetzte ihn in eine ſchwierige Lage, in welcher ihm die Ausübung eines Verbrechens zugemuthet wurde, deren Verweigerung ihm das Leben koſtete. Alexander von Medicis, damals Herzog von Florenz, war in offener Feindſchaft mit dem jungen Cardinal Hippolyt von Medicis. Berni war beider Freund, mit beiden ſo vertraut, daß es zweifelhaft iſt, wer von beiden ihm den Antrag machte, den andern zu vergiften. Factiſch iſt es, daß der Cardinal 1535 an Gift ſtarb. Am 26. Juli 1536 ſtarb Berni; und endigte er, wie man verſichert, durch Gift ſein Leben, ſo fällt das Verbrechen auf den Herzog Alexander. Berni iſt ausgezeichnet in der burlesken Gattung, in der er noch jetzt für das beſte Muſter gilt. Er wird oft ſehr bitter; in ſeinen Satiren verbindet er nicht ſelten die Gemüthlichkeit des Horaz mit der Lauge des Juvenal. Die höchſte Ausgelaſſenheit aber iſt an allen ſeinen Werken zu tadeln und nur damit zu entſchuldigen, daß er ſeine Verſe nur für ſeine Freunde ſchrieb und daß ſie erſt nach ſeinem Tode gedruckt wurden. Merkwürdig iſt es, daß die bewunderungswürdige Leichtigkeit, die ſeine Werke auszeichnet, die Frucht einer großen Anſtrengung war, und daß er faſt alle ſeine Verſe mehrmals änderte und wegſtrich und wieder umarbeitete. Man ſagt daſſelbe von Arioſt, und doch ſind dies die beiden italieniſchen Dichter, deren Verſe die fließendſten und leichteſten ſind. Berni ſchrieb auch die lateiniſche Sprache ſehr rein, und verſtand gut griechiſch. Seine vorzüglichſten Werke ſind ſeine Rime burlesche und ſein Orlando innamorato, composto già dal Sig. Bojardo conte di Scandiano ed ora rifatto tutto di nuovo da M. Fr. Berni. Nicht zu verwechſeln mit dieſem Dichter iſt der Graf Francesco Berni, geb. 1610 und geſt. 1693, welcher elf Dramen, auch verſchiedene lyriſche Gedichte verfaßt hat.

Bernier (Etienne Alexandre Jean Baptiſte Marie, Abt), am 31. Dec. 1764 zu Daon in Anjou von geringen Ältern geboren, zeichnete

ſich zuerſt in dem Gymnaſium von Angers durch ſeinen Fleiß aus und wurde noch ziemlich jung zum Pfarrer von St. Land zu Angers ernannt. Ob er ſich gleich beim Ausbruch der Revolution ſtandhaft weigerte, den Eid abzulegen, welchen man von der Geiſtlichkeit verlangte, ſo gelang es ihm dennoch, ſich der Deportation zu entziehen. Sobald der Vendéekrieg im März 1793 ausgebrochen war, begab er ſich zur Armee von Anjou, wohin ihm der Ruf eines eifrigen und fähigen Anhängers der alten Verfaſſung vorausgegangen war. Hier rechtfertigte er dieſen Ruf und das ihm bald zu Theil gewordene Vertrauen durch ſeine hinreißenden Predigten, ſo wie durch ſeine Geſchicklichkeit in der Geſchäftsführung, und die große Gewandtheit und Umſicht, die ſich in allem ſeinen Thun offenbarte. Bernier war Mitglied des oberſten Raths und beherrſchte denſelben bald, ja leitete oft ſelbſt die Operationen der Armee. Doch eben ſeine geiſtige Überlegenheit machte ihn auch wieder verdächtig. Man ſchrieb ihm ehrgeizige Plane zu, und bemerkte, daß er gefliſſentlich Uneinigkeit unter die Parteien ſtreute, um deſto ſicherer herrſchen zu können. Jetzt traten die Unglücksfälle der Armee ein, der er ſtets gefolgt war. Nach der Niederlage von Saveray verbarg er ſich eine Weile, ſuchte vergeblich die Landleute aufzuwiegeln, ging dann zu Charrette's Armee und von da zum Heer von Anjou unter Stofflet, den er ſogleich unumſchränkt beherrſchte. Bernier ward jetzt als die Seele der ganzen Vendée betrachtet. Er führte alle Correſpondenz mit den Bourbons, England und den Emigrirten, ſchloß auch den kurzen Frieden zwiſchen den Vendéern und den Republikanern, den Charrette bald darauf brach. Nach dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten ward die Armee der Royaliſten geſchlagen und zerſtreut. Bernier und Stofflet irrten flüchtig umher. Am 24. Febr. 1796 ward Stofflet, den man für Bernier hielt, gefangen und einige Tage darauf hingerichtet. Bernier erhielt jetzt einen noch größern Einfluß bei den Armeen der Vendée, konnte jedoch, ungeachtet der angeſtrengteſten Bemühungen, nicht verhindern, daß dieſer Einfluß bei dem erneuerten Feldzuge im J. 1799 nicht bedeutend vermindert wurde, ſo daß er am Ende weder Zutrauen mehr beſaß, noch überhaupt irgend eine Rolle ſpielte. Als endlich Buonaparte die Regierung Frankreichs übernommen hatte, gelang es Bernier noch einmal, auf kurze Zeit ſich Anſehen zu verſchaffen. Während nämlich die übrigen Anführer der Vendéearmee noch mit ſich anſtanden, welchen Entſchluß ſie faſſen ſollten, trat Bernier bei der neuen Conſularregierung als Repräſentant der Vendéer auf, und es gelang ihm, dieſer einen ſehr hohen Begriff von ſeiner Wichtigkeit und ſeinem Einfluſſe in die Angelegenheiten der weſtl. Departements beizubringen. Man ſetzte ein ſolches Vertrauen in ihn, daß er zu einem der Bevollmächtigten ernannt wurde, welche beauftragt wurden, mit dem päpſtl. Geſandten über das Concordat zu unterhandeln. Ohne, wie er ſich geſchmeichelt hatte, bei der Wiederherſtellung der Religion in Frankreich zum höchſten Range der Kirche erhoben zu werden, wurde er jedoch zum Biſchof von Orleans ernannt, wo er gegen alle Erwartung einen frommen, einfachen Sittenwandel führte und von allen ſeinen Untergebenen geliebt und verehrt wurde. Er ſtarb zu Paris den 1. Oct. 1806. Bernier iſt der Verfaſſer und Componiſt des Réveil des Vendéens. Seine Geſchichte der Vendée ſoll er ſelbſt verbrannt haben.

Bernini (Giovanni Lorenzo), genannt der Chevalier Bernini, ein berühmter Künſtler, der das 17. Jahrh. mit ſeinem Ruf und

Rom mit ſeinen Werken erfüllte, und von ſeinen Zeitgenoſſen als der Michel Angelo der neuern Zeit geprieſen wurde, weil er ſich als Mahler, Bildhauer und Architekt in einem vorzüglichen Grade auszeichnete. Beſonders in letzter Eigenſchaft verdient er ſeinen Ruhm. Eben ſo reich an Gaben der Natur als begünſtigt durch die Umſtände erhob er ſich über die Regeln der Kunſt und ſchuf ſich eine gewiſſe leichte Manier, deren Fehler er durch einen ſo glänzenden Firniß zu verdecken wußte, daß die Menge davon verblendet wurde, und daß ſein Name, den Italien mit Stolz, das Ausland aber aus Gewohnheit mit Achtung nannte, den Künſtlern und der Kritik noch die Rückſichten zur Pflicht macht, welche ſie großen Talenten ſchuldig iſt. Er war geboren zu Neapel im J. 1598. Von früher Jugend auf zeigte er eine bewundernswürdige Leichtigkeit für das Studium der zeichnenden Künſte, und in einem Alter von 8 Jahren führte er einen Kinderkopf in Marmor aus, der als ein Wunder betrachtet wurde. Um ſo glückliche Anlagen möglichſt auszubilden, brachte ihn ſein Vater nach Rom, und flößte ihm für die großen Meiſter eine Hochachtung ein, welche er nie verläugnet hat, wiewohl er in der Folge ihre Spur verließ. Eins der erſten Werke Bernini's war die Marmorbüſte des Prälaten Montajo, welcher die Büſten des Papſtes, einiger Cardinäle und mehrere Figuren in natürlicher Größe folgten. Er war noch nicht 18 Jahr alt, als er Apollo und Daphne in Marmor arbeitete, ein Meiſterwerk der Anmuth und Ausführung. Als er dieſe Gruppe gegen das Ende ſeines Lebens wiederſah, geſtand er, daß er ſeitdem wenige Fortſchritte gemacht habe. Wirklich war ſein Styl reiner und minder geziert als in der Folge. Den Gipfel ſeines Glücks und Anſehens erreichte er, als nach Gregors XV. Tode der Cardinal Maffeo Barberini zum Papſt erwählt wurde. Dieſer trug ihm ſofort auf, Vorſchläge zur Verſchönerung der Baſilica van St. Peter zu machen, und ſicherte ihm eine monatliche Penſion von 300 Thlr. zu, die bald nachher vermehrt wurde. Ohne die Bildhauerei zu verlaſſen, wandte ſich Bernini's Genie auf die Baukunſt und entwarf den Plan zu dem Baldachin, zu der Kanzel des heil. Petrus und zu dem runden Platze, der vor der Kirche angelegt werden ſollte. Da es unmöglich iſt, die zahlreichen Werke, welche Bernini in dieſem Zeitraume ausführte, einzeln anzuzeigen, begnügen wir uns, nur den Palaſt Barberini, den Glockenthurm von St. Peter, das Modell des Grabmahls der Gräfin Mathilde, und endlich das Grabmahl ſeines Wohlthäters Urbans VIII. anzuführen. Alle dieſe Werke trugen dazu bei, Bernini's Ruf immer mehr zu verbreiten. — Im J. 1644 verſuchte der Cardinal Mazarin, der Bernini in Rom kennen gelernt hatte, ihn nach Frankreich zu ziehen, und bot ihm in des Königs Namen einen Gehalt von 12,000 Thalern an. Bernini aber folgte dieſer Einladung nicht. Kaum hatte Urban VIII. die Augen geſchloſſen und Innocenz X. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen, als der Neid, den der begünſtigte Künſtler bisher unterdrückt hatte, gegen ihn laut ward und ſeine Feinde triumphirten. Doch ein Modell zu einer Fontäne gewann ihm des Papſtes Gunſt wieder. Bernini führte um dieſelbe Zeit den Palaſt von Monte Citorio aus. Alexander VII., Innocenz Nachfolger, zeigte eben ſo viel Geſchmack für die Künſte als Wohlwollen gegen Bernini, und bat ihn um einen Vorſchlag zur Verzierung des Petersplatzes. Nach Bernini's Angabe wurde jene herrliche Colonnade erbaut, die in ſchöner Übereinſtimmung mit der Baſilica iſt. Ferner führen wir an den Palaſt Odescalchi, die Rotunde della Riccia, das Noviziat der Jeſuiten auf

dem Monte Cavallo u. ſ. w. Ludwig XIV. lud ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken nach Paris ein. Bernini konnte ſo dringengen Bitten nicht widerſtehen und reiſ'te, 68 Jahre alt, im J. 1665 mit einem ſeiner Söhne und einem zahlreichen Gefolge von Rom ab. Nie reiſ'te ein Künſtler mit ſo viel Pomp und Annehmlichkeit. Seine Aufnahme in Paris war höchſt ehrenvoll und ausgezeichnet. Er beſchäftigte ſich zuerſt mit den Entwürfen zur Wiederherſtellung des Louvre. So große Achtung indeß auch Bernini einerntete, erfuhr er doch auch einige Unannehmlichkeiten, die in ihm den Wunſch erregten, nach Rom zurückzukehren. Reichlich belohnt, verließ er Paris. Als der Cardinal Rospiglioſi Papſt geworden war, zog dieſer Bernini in ſeinen vertrauten Umgang, und beauftragte ihn mit verſchiedenen Arbeiten, unter andern mit der Verſchönerung der Engelsbrücke. In einem Alter von 70 Jahren vollendete dieſer unermüdliche Künſtler noch eins ſeiner ſchönſten Werke, das Grabmahl Alexanders VII., widmete ſich noch verſchiedenen architektoniſchen und Bilhauerarbeiten mit einer Anhaltſamkeit, die ihm keine Ruhe vergönnte und endlich die Lebenskraft des 82jährigen Greiſes erſchöpfte. Er ſtarb den 28. Nov. 1680 und ward mit großer Pracht in der Kirche St. Maria Maggiore beerdigt. Seinen Kindern hinterließ er ein Vermögen von faſt einer Million Thalern. Bernini's Lieblingsregel, die er oft wiederholte, war: Chi non esce talvolta della regola, non la passa mai. Daraus ergiebt ſich, daß er glaubte, um in den Künſten ſich hervorzuthun, müſſe man ſich über die Regeln erheben und ſich eine eigene Gattung bilden. Dies hat Bernini mit einem ſeltenen Glück, aber mit nur vorübergehendem Erfolg gethan. Bernini hatte viele Schüler; die vorzüglichſten derſelben waren Pietro Bernini, ſein Bruder, Bildhauer, Architekt und Mathematiker, Mattia Roſſi, François Duquesnoi, mit dem Beinamen der Flamländer und Borromini.

Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und Cardinal de), geboren zu St. Marcel de l'Ardeche i. J. 1715. Er ſtammte aus einem ſehr alten aber vom Glücke wenig begünſtigten Geſchlechte, weßhalb ihn ſeine Ältern dem geiſtlichen Stande widmeten. Er trat zuerſt in das adelige Capitel von Brioude. Noch unausgebildete Plane führten ihn nach Paris. Nachdem er einige Jahre in dem Seminar von St. Sulpice zugebracht hatte, trat er in die Welt, wo eine einnehmende Geſichtsbildung, gefällige Sitten, ein heiterer Sinn und Talent leichte und angenehme Verſe zu machen, ſo wie ſeine Rechtſchaffenheit ihn empfahlen. Die Pompadour, damals noch Madame d'Etioles, ſtellte ihn Ludwig XV. vor, welcher Geſchmack an ihm fand; aber das Intereſſe des Königs und der Favorite verſchaffte ihm nur eine Wohnung in den Tuilerien und eine Penſion von 1500 Livres. Alle ſeine Wünſche gingen damals darauf hinaus, ſeine Einkünfte auf 6000 Livres zu bringen, und da es ihm mit dieſem mäßigen Glück nicht gelingen wollte, beſchloß er, nach einem größern zu ſtreben, zu welchem er ſich ſchnell und glücklich emporſchwang. Er begab ſich als Geſandter nach Venedig, und ſetzte ſich auf dieſem ſchwierigen Poſten in große Achtung. Nach ſeiner Zurückkunft von dieſer Geſandtſchaft genoß er der höchſten Gunſt am Hofe. Ehe er noch in das Conſeil trat, hatte er ſchon den größten Einfluß auf daſſelbe, und bald darauf trat er als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ein. Damals wechſelte das politiſche Syſtem von Europa. Frankreich und Öſterreich, bisher Nebenbuhler und Feinde, verbanden ſich durch ein

Defenſiv- und Offenſiv-Bündniß. Dieſem Tractat folgte der für Frankreich ſo unglücklich und ſchimpflich geführte ſiebenjährige Krieg. Mehrere Schriftſteller haben Bernis als den Hauptagenten dieſer Allianz genannt, allein Duclos verſichert, Bernis habe das alte Syſtem aufrecht erhalten wollen, das ſeit Heinrich IV. und beſonders ſeit Richelieu Frankreich zum Beſchützer der deutſchen Staaten und zum Nebenbuhler Öſterreichs machte. Niedergebeugt von den Unfällen ſeines Vaterlandes, die, wie er ſich nicht verbergen konnte, ihm wenigſtens zum Theil zugeſchrieben wurden, gab Bernis das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ab. Bald darauf ward er exilirt, und ſeine Ungnade war vollſtändig. Er trug ſie mit Würde; ſie dauerte ungefähr ſechs Jahre, bis 1764. Damals ernannte ihn der König zum Erzbiſchof von Alby, und ſandte ihn fünf Jahre nachher als ſeinen Geſandten nach Rom, wo er bis zum Ende ſeines Lebens blieb und zwei Conclaven beiwohnte. Er betrieb auch im Namen ſeines Hofs und gegen ſeine eigene Meinung die Aufhebung der Jeſuiten. Im J. 1791 nahmen die Tanten Ludwigs XVI., als ſie Frankreich verlaſſen hatten, ihre Zuflucht zu ihm, und wohnten bei ihm die ganze Zeit ihres Aufenthalts in Rom über. Die Revolution unterbrach ſein Glück und den edlen Gebrauch, den er davon machte. Er ſank in eine Art von Hülfloſigkeit, aus welcher ihn der ſpaniſche Hof durch eine anſehnliche Penſion zog. Er überlebte dieſe Gunſt nur drei Jahre, und ſtarb zu Rom den 2. Nov. 1794 in einem Alter von beinahe achtzig Jahren. In ſeiner Jugend hatte Bernis ſich mit leichten Poeſien beſchäftigt, und damit ſeinen erſten Ruf begründet. Sie verſchafften ihm einen Platz in der franz. Akademie, und wurden von niemandem ſtrenger beurtheilt, als von dem Verfaſſer ſelbſt. Man hat ihnen Affectation, Nachläſſigkeiten und eine zu große Fülle von mythologiſchen Bildern und Blumen vorgeworfen. Voltaire nannte ihn bekanntlich Babet la Bouquetière, nach einer wohlbeleibten Blumenhändlerin, die vor dem Opernhauſe feil hielt. Indeß wenn auch Voltaire ſeine Poeſie nicht beſonders ſchätzte, ſo hatte er deſto mehr Achtung für ſeinen Geiſt, ſein Urtheil, ſeine Kritik und Perſon, wie aus dem von Bourgoing 1799 herausgegebenen Briefwechſel zwiſchen beiden hervorgeht, welcher Bernis in jeder Rückſicht zur beſondern Ehre gereicht. Ein anderer Briefwechſel zwiſchen Bernis und Paris du Verney iſt 1790 in Druck erſchienen. Nach ſeinem Tode iſt von Azara ſein Gedicht: La Religion vengée, herausgegeben worden, in welchem man zwar ſchöne Verſe und erhabene Gedanken findet, dem es aber im Ganzen an Feuer und Lebendigkeit fehlt. Bernis ſämmtliche Werke ſind 1797 bei Didot erſchienen.

Bernoulli. Dieſer in den Geſchichtbüchern der Gelehrſamkeit verherrlichte Name gehört einer Familie, die ſich rühmen darf, in einer bis jetzt einzigen Folge acht ausgezeichnete Männer hervorgebracht zu haben, welche ſämmtlich mit beſonderer Vorliebe die mathematiſchen Wiſſenſchaften zum Gegenſtande ihrer eifrigſten Studien wählten. Die Familie Bernoulli ſtammte urſprünglich aus Antwerpen, wanderte unter der Verwaltung des Herzogs von Alba der Religionsbedrückungen wegen aus, flüchtete anfangs nach Frankfurt, und ging dann nach Baſel, wo ſie zu den erſten Ämtern der Republik emporſtieg. Folgende Notizen mögen von jedem einzelnen genügen. 1. Jacob Bernoulli, geboren zu Baſel 1654, wurde daſelbſt 1687 Profeſſor der Mathematik und ſtarb 1705. Die von Leibnitz und Newton erfundene

Rechnung des Unendlichen wandte er auf die ſchwerſten Fragen der Geometrie und Mechanik an, und berechnete die loxodromiſche und die Kettenlinie, die logarithmiſche Spirale und die Evolute verſchiedner krummen Linien. 2. Johann Bernoulli, geboren zu Baſel im Jahre 1667, glänzte als einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit, und durfte ſich einem Newton und Leibnitz an die Seite ſtellen. Er ſollte die Kaufmannſchaft erlernen, hatte aber mehr Neigung zu den Wiſſenſchaften, ſtudirte ſeit 1683 vorzüglich Medicin und Mathematik, und wurde 1685 Magiſter. Ihm und ſeinem Bruder Jacob verdanken wir eine ausgezeichnete Bearbeitung der Differential = Rechnung, auch dachte er ſelbſt auf eine Erfindung, wie er von unendlich kleinen Größen auf die endlichen kommen könne, wovon jene die Elemente oder die Differenzen ſind, und dieſe Methode benannte er calculum integralem. Als er 1690 — 1692 reiſ'te und ſich auch in Paris aufhielt, unterrichtete er den Marquis de l'Hopital in der Mathematik. Bei dieſer Gelegenheit erfand er den calculum deponentialem eher, als Leibnitz etwas davon mitgetheilt hatte, und machte ſolchen 1697 bekannt. Im J. 1694 ward er zu Baſel Doctor der Medicin, und ging 1695 als Profeſſor der Mathematik nach Gröningen, wo er das leuchtende Wetterglas erfand. Für die dem König Friedrich I. von Preußen überreichte Probe erhielt er eine goldene Medaille, und wurde Mitglied der berliner, in der Folge auch der pariſer u. a. Akademien. Nach ſeines Bruders Tode 1705 übernahm er die Profeſſur der Mathematik in Baſel, und verwaltete dieſelbe bis an ſeinen Tod, den 1. Jan. 1748. 3. Nicolaus Bernoulli, Neffe des vorigen, geboren zu Baſel im Jahre 1687, ſtudirte die Rechte, mehr aber die Mathematik, ging 1705 nach Gröningen zu Joh. Bernoulli, kehrte aber mit demſelben zu Ende des Jahrs nach Baſel zurück und ward Profeſſor der Mathematik daſelbſt. Er bereiſ'te die Schweiz, Frankreich, Holland und England, und wurde 1713 Mitglied der londoner und berliner Societät. Auf Leibnitzens Empfehlung kam er 1716 als Profeſſor der Mathematik nach Padua, aber 1722 kehrte er wieder in ſeine Vaterſtadt als Profeſſor der Logik zurück. Im Jahre 1731 ward er daſelbſt Profeſſor des Codicis und Lehnrechts, und ſtarb 1759. Der oben genannte Johann Bernoulli hatte folgende drei Söhne: 4. Nicolaus Bernoulli, geb. zu Baſel im J. 1695, wurde daſelbſt 1723 Profeſſor der Rechte, und ſtarb 1726 in Petersburg. 5. Daniel Bernoulli, geb. zu Gröningen den 9. Febr. 1700. Er ſtudirte Medicin, in welcher er die Doctorwürde annahm; aber zugleich beſchäftigte ihn die Mathematik, die ihn ſein Vater gelehrt hatte. Er beſuchte Baſel, Heidelberg, Straßburg, Venedig und Padua. In einem Alter von vierundzwanzig Jahren ward ihm die Präſidentenſtelle einer Akademie angetragen, die Genua errichten wollte. Er nahm aber im folgenden Jahre einen Ruf nach St. Petersburg an. Sein Bruder Nicolaus ſtarb daſelbſt. In Geſellſchaft ſeines jüngern Bruders, Johann, ging er 1733 nach Baſel, wurde daſelbſt Profeſſor der Anatomie und Botanik, 1750 Profeſſor der Phyſik, trat 1777 die Stelle Alters halber ſeines Bruders Sohne, dem jüngern Daniel Bernoulli ab, und ſtarb den 17. März 1782. Er war einer der größten Phyſiker und Mathematiker ſeiner Zeit. Zehnmal erhielt er den Preis der pariſer Akademie. 1734 theilte er mit ſeinem Vater einen doppelten Preis bei der genannten Akademie über die Urſachen der verſchiedenen Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnenäquator. Die meiſten ſeiner Schriften befinden ſich in den Acten der

petersburger, pariſer, berliner u. a. Akademien, deren Mitglied er war. 6. Johann Bernoulli, geboren zu Baſel 1710, ging 1732 nach Petersburg, wurde 1743 zu Baſel Profeſſor der Beredſamkeit und 1748 der Mathematik. Er ſtarb 1790. Er hatte folgende zwei Söhne: 7. Johann Bernoulli, Licentiat der Rechte und königlicher Aſtronom in Berlin, war zu Baſel 1744 geboren, und ſtarb zu Berlin 1807, wohin er in ſeinen neunzehnten Jahre berufen worden. Er bereiſ'te alle Länder Europa's, und lebte ſeit 1779 in Berlin, wo er Director der mathematiſchen Claſſe der Akademie ward. Er iſt der Verfaſſer zahlreicher Schriften. 8. Jacob Bernoulli war 1759 zu Baſel geboren, ging nach St. Petersburg, wo er Profeſſor der Mathematik ward, ſich mit einer Enkelin Eulers verheirathete, aber ſchon in ſeinem dreißigſten Jahre am 3. Juli 1789 am Schlagfluſſe ſtarb, als er ſich in der Newa badete. M.

Bernſtein, ein Erdharz von meiſtentheils röthlich gelber Farbe, und mehr oder weniger durchſichtig. Es wird am reichlichſten aus der Oſtſee bei ſtarkem Nordwinde ausgefiſcht, und in eben dieſer Gegend auch aus der Erde gegraben. Man findet es hie und da auch in andern Gegenden der Erde, jedoch ſelten. Von großen Stücken werden allerhand Figuren und Geräthſchaften gedreht, kleinere Stücke verwendet man zum Räuchern und zum Bernſteinfirniß, mit welchem lackirt wird. Auch zieht man durch die Deſtillation ein Bernſteinöl und Bernſteinſalz davon, welche beide ziemlich theuer ſind. Er wird auch Agtſtein genannt, franz. ambre jaune.

Bernſtorf (Grafen von). Schwerlich wird es unter den deutſchen adeligen Geſchlechtern viele geben, die in einer Folge ſo viele verdiente Staatsmänner wie dies Geſchlecht hervorgebracht haben. Unter ihnen zeichnet ſich beſonders aus: Johann Hartwig Ernſt, Graf von Bernſtorf, königl. däniſcher Staatsminiſter, geh. Rath und Ritter des Elephantenordens, im Hannöverſchen am 13. Mai 1712 geboren. Durch ſeinen Vetter, den hannöverſchen erſten Staatsminiſter, Andreas Gottlieb von Bernſtorf (ſtarb 1726) einer ſehr guten Erziehung theilhaftig, kam er, ungefähr zwanzig Jahr alt, in däniſche Dienſte, wo er zuerſt zu Geſandtſchaften gebraucht, und beſonders ſeit 1741 zu Regensburg und Paris in dieſer Eigenſchaft angeſtellt wurde. Nach einiger Zeit Kammerherr, dann (1746) Ritter des Danebrogordens, (1750) Staatsſecretär und geheimer Rath, und im folgenden Jahre in den geheimen Staatsrath eingeführt, zeigte ſich ſeine Thätigkeit zum Beſten Dänemarks, ſo wie ſein vortreffliches Herz immer mehr. Er war der erſte in Dänemark, der ſeinen Bauern Freiheit und Eigenthum gab, Gemeinweiden und Frohndienſte aufhob, Hebammenſchulen errichtete, und vorzüglich ſeine Vorſorge auf die Armen richtete, unter die er jährlich den vierten Theil ſeiner Einkünfte vertheilte und auch nach ſeinem Weggange aus Dänemark jährlich 3000 Thaler auszahlen ließ. Er bewirkte Dänemarks Neutralität im ſiebenjährigen Kriege, brachte es dahin, daß Friedrich V., König von Dänemark, nach dem Tode des letzten Herzogs von Holſtein-Plön, 1761 deſſen Lande mit ſeiner Krone vereinigte, und als der Herzog von Holſtein und nachmalige ruſſiſche Kaiſer Peter III. ſowohl deßhalb, als wegen Schleswig ſeine Foderungen geltend machen wollte, ſorgte Bernſtorf für die möglichſten Zurüſtungen zum Kriege. Allein er ſollte ſo glücklich ſein, ſeinem Staate Vergrößerung zu ſchaffen, ohne Blut zu vergießen. Peters Tod (1762) hinderte den Ausbruch des Krieges, Catharina II. ſetzte dieſe Streitigkeiten auf gütliche Ausgleichung aus,

die auch durch die nachherige Vertauſchung Oldenburgs und Delmenhorſts gegen Holſtein erfolgte. Bernſtorf war zugleich ein großer Freund und Beförderer der Gelehrſamkeit und ſelbſt Kenner. Es war daher nicht Glück, ſondern Belohnung ſeiner Verdienſte, daß er zu immer höhern Ehrenſtellen gelangte. Auch als Friedrich V., deſſen Regierung er ſo trefflich geleitet hatte, 1766 ſtarb, genoß er die Gnade des neuen Königs Chriſtian VII., der ihn 1767 in den Grafenſtand erhob. Allein deſſen neuer Liebling, Struenſee, wußte es dahin zu bringen, daß Bernſtorf am 15. September 1770 durch ein eigenhändiges Schreiben des Königs (mit dem er nur von einer Reiſe aus Schleswig und Holſtein zurückgekommen war) in Gnaden ſeine Entlaſſung, mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Thalern, erhielt. Er ging jetzt nach Hamburg, wo er bald genug Struenſee's Fall erlebte, und die Genugthuung genoß, ſeine Verdienſte auf die ausgezeichnetſte Art anerkannt zu ſehen und wieder nach Dänemark zurückberufen zu werden. Bereit, dieſen Ruf anzunehmen, ward er jedoch durch einen unvermutheten Tod (am 19. Februar 1772) daran gehindert. Ein Beweis der Zuneigung und Achtung, die er auch nach ſeinem Tode genoß, war es, daß nach 1783 am 28. Auguſt die Bauern ſeines Gutes in Dänemark, wegen der von ihm aufgehobenen Leibeigenſchaft und bewirkten landwirthſchaftlichen Verbeſſerungen, auf den Feldern deſſelben ihm eine Ehrenſäule errichten ließen, die als ein freiwilliges Monument der Dankbarkeit merkwürdig iſt. Sehr ſchön ſagt Spittler von dieſem großen Manne: „In der Reihe trefflicher Miniſter, die König Friedrich V. von Dänemark hatte, glänzt Graf Bernſtorf als ein Mann von erſter Größe. Was irgend ein Miniſter in ſeiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen durchgreifenden Unternehmungen ausführte, ſondern alles dem allmähligen Beſſerwerden überließ, das ſich von ſelbſt ergiebt, ſobald die wichtigſten vacant werdenden Plätze mit fähigen, edeln Männern beſetzt werden: ſo folgte er einem Reformationsplan, der hier ſeinen Einſichten eben ſo viel Ehre machte, als ſeinem Herzen." — Eben ſo große, und in mancher Hinſicht noch größere Verdienſte um den däniſchen Staat erwarb ſich der Vetter des vorigen, Andreas Peter, Graf von Bernſtorf, königl. däniſcher Staatsminiſter, geb. in Hannover am 28. Auguſt 1735, wo ſein Vater, welcher Landrath war, beträchtliche Güter beſaß. Nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien und Reiſen kam er 1755 als Kammerjunker in däniſche Dienſte, bildete ſich unter ſeinem Onkel zum Staatsmann, und ſuchte ſeit 1767 als Mitglied der Oberſteuerdirection, oder des oberſten Finanzcollegiums, in Verbindung mit ſeinem Onkel und einigen Andern, die Freiheit und das Eigenthumsrecht des Bauernſtandes zu bewirken. Schon war er Ritter des Danebrogordens, 1767 mit ſeinem Vetter zugleich in den däniſchen Grafenſtand erhoben und 1769 zum geheimen Rath ernannt worden, als auch er, bei Struenſee's Eintritt ins Miniſterium, ſeine Entlaſſung erhielt. Allein am Ende des Jahres 1772 zurückgerufen, ſtieg er bald zum Miniſter. Er brachte die Austauſchung des gottorpiſchen Antheils von Holſtein gegen Oldenburg und Delmenhorſt ſo wie die Erneuerung der freundſchaftlichen Verbindung zwiſchen England und Dänemark zu Stande, und that im October 1778 dem ſchwediſchen Hofe den erſten Vorſchlag zur bewaffneten Neutralität. Aus Urſachen, die noch nicht hinlänglich bekannt ſind, beſonders aber wohl, um ſich den Cabalen ſeiner Feinde zu entziehen, nahm er 1780 ſeine Entlaſſung, wurde aber 1784 von neuem zurückberufen, und erhielt alle ſeine vorher bekleideten

Stellen wieder. Nun unterſtützte er nachdrücklich die Einführung eines neuen Finanzplans, und bereitete die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Schleswig und Holſtein vor, die nach ſeinem Tode wirklich erfolgte. Eben ſo war er ein ſtandhafter Beſchützer der bürgerlichen Freiheit, und erklärte ſich ſtets gegen Cenſuredicte und Einſchränkung der Preßfreiheit. Ungeachtet er kein Freund der franzöſiſchen Revolution war, und ungeachtet Dänemark gleich anfangs zu einer Verbindung gegen Frankreich eingeladen wurde; ſo erklärte er doch, daß Dänemark ſich nur dann in ein Bündniß einlaſſen wolle, wenn die Verbündeten zur erſten Grundlage ihres Bündniſſes ſich gegenſeitig das heilige Verſprechen gäben, blos zur allgemeinen Sicherheit und zur Wiederherſtellung der Ruhe Europa's, nicht aber zur Errichtung geheimer und eigennütziger Abſichten ſich zu vereinigen. Da er überhaupt für den innern Wohlſtand Dänemarks und eben ſowohl für das Militär, als für den Handel, die Manufacturen, Fabriken und Schifffahrt, und ohne den Handel ausſchließlich zu begünſtigen, in gleichem Maße für den Ackerbau ſorgte; ſo ward immer mehr und mehr Liebe und Verehrung ſein Lohn. Allgemeine Beſtürzung herrſchte daher, als er 1797 aufs Krankenlager kam. Die ganze Reſidenz und beſonders der Kronprinz (der gegenwärtige König Friedrich VI.) äußerten die innigſten und lauteſten Wünſche für ſein längeres Leben, und letzterer war täglich an ſeinem Krankenbette. Bernſtorf, der noch wenige Tage vor ſeiner Krankheit den Abſchluß der Friedenspräliminarien zu Leoben (18. April 1797) erfuhr, ſtarb nun mit der frohen — leider auch für Dänemark in der Folge fehlgeſchlagenen — Hoffnung, Europa in Frieden und Dänemark außer Gefahr zu verlaſſen, am 21. Juni 1797. Sein Begräbnißtag war, wenigſtens im Kleinen, was Waſhingtons im Großen war. Denn uneingeladen folgten ſeinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, und unter ihnen auch der Kronprinz ſelbſt, der ſeinen Platz unter Bernſtorfs Söhnen nahm. Sein Sohn, Erbe ſeines Einfluſſes am däniſchen Hofe, begab ſich 1805 nach Berlin, um eine bewaffnete Neutralität zu unterhandeln. Er ſtand nachher an der Spitze der auswärtigen Geſchäfte in Dänemark, zog ſich aber von dieſen 1810 zurück, und nahm den Geſandtſchaftspoſten in Wien an. Im Jahre 1818 wurde er zum königl. preuß. Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Berquin (Arnaud), geboren zu Bordeaux gegen das Jahr 1749, trat 1774 zuerſt als ein anmuthiger und gefühlvoller Idyllendichter auf, verſificirte Rouſſeau's Pygmalion, und gab im nächſten Jahre Romanzen heraus, die zum Theil ausgezeichneten Beifall fanden. Hierauf ſchrieb er nach und nach eine Menge trefflicher Jugendſchriften, welche ſich in ſeinen ſämmtlichen Werken geſammelt finden, und von denen wir uns ſeinen berühmten Kinderfreund anzuführen begnügen, welcher im Jahre 1784 den von der Akademie dem nützlichſten Buche dieſes Jahres beſtimmten Preis erhielt. Er iſt eine Nachahmung des Weißeſchen Kinderfreundes. **Berquin** war ſpäter einige Zeit Redacteur des Moniteurs, arbeitete mit Ginguené und Grouvelle an der Feuille villageoise, ward 1791 zum Erzieher des Kronprinzen vorgeſchlagen, und ſtarb in demſelben Jahre.

Berry (Charles Ferdinand, Duc de), zweiter Sohn des Grafen von Artois, und der Mar. Thereſia von Savoyen, geb. zu Verſailles d. 24. Januar 1778. Mit dem Herzog von Angouleme wurde er vom Herzog von Serent erzogen und entwickelte früh ſchon Züge einer freundlichen Gutmüthigkeit, ſteter Geiſtesgegenwart und einer hohen Kunſt,

dem Charakter der Umgebung gemäß zu ſprechen und zu repräſentiren. Mit ſeinem Vater floh er im J. 1792 nach Turin, machte mit ihm und unter Condé ſeine erſten Feldzüge am Rhein, und wußte damals ſchon ſich bei den Soldaten beliebt zu machen. Mit ſeiner Familie (ſ. Artois u. Angouleme) zog er nach Rußland und nahm 1800 den Titel eines Chef du Regt. noble de Berry im kaiſerl. ruſſiſchen Dienſte an, mußte aber ſchon 1801 nach England ſich flüchten, wo er abwechſelnd in London und Hartwell lebte, ſtets mit Planen zur Wiederherſtellung der Bourbonen beſchäftigt. 1805 wollte er der Einladung Guſtavs Adolphs IV. folgen und unter ihm commandiren, mußte aber wegen des Rückzugs der Schweden aus Hannover von dieſem Vorhaben abſtehen. 1813 ſchien endlich eine günſtigere Zeit gekommen zu ſein, und mehrere Emiſſäre bewogen ihn, ſich nach der Normandie einzuſchiffen, wo er 40,000 bewaffnete Franzoſen finden würde. Sein Glücksſtern hielt ihn aber von dieſem Unternehmen zurück; denn er erfuhr noch zur rechten Zeit, daß das Ganze nur eine Schlinge wäre, um ihn zu fangen und ihm Enghiens Loos zu bereiten. Die Stunde der Befreiung ſchlug endlich 1814 und Berry landete mit der Fregatte Eurotas am 13. April im Hafen von Cherbourg, von wo er die Städte Bajeux, Caën, Rouen ꝛc. beſuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbonen und mehr noch für ſeine Perſon zu gewinnen wußte, reiche Almoſen austheilte, Gefangene befreite und mit kluger Milde ſprach und handelte. — Den 21. April hielt er ſeinen Einzug in Paris, wo er mit demſelben Eifer die Herzen der Marſchälle und Soldaten zu gewinnen ſuchte, und der Sache der Bourbonen wirklich einen großen Anhang erwarb, indem er Handelsleute, Fabricanten und Künſtler mit Beſuchen und ſchmeichelhafter Anerkennung beehrte. Am 15. Mai wurde er zum General-Oberſten der Chaſſeurs und Chevauxlegers-Lanciers ernannt, erhielt das ehemalige Regiment Kaiſerin Dragoner und eine Civilliſte von 1,500,000 Franken. Vom 1. Auguſt an bereiſ'te er die Departements des Nordens, theilte auch hier ſeine Zeit zwiſchen Heerſchauen, innern Einrichtungen und Beſuchen der Fabriken und ſchiffte ſich zu Calais nach England ein, wo er bis zum 13. Aug. blieb, dann nach Paris zurückkehrte, und hierauf die Feſtungen in Lothringen, Franche-Comté und Elſaß beſuchte. Eben ging er damit um, die öſtlichen Departements zu beſuchen, als Buonaparte's Ankunft von Elba ſeine Plane zerſtörte. Statt nun ſeinem Plan zu folgen, mußte er dem Willen des Königs gehorchen (welchem, unter dem Vorwande der kleinen Zwiſtigkeiten mit Angouleme, Berry's Gegenwart in Paris als nöthig geſchildert worden war) und den Oberbefehl über alle Truppen in und um Paris übernehmen. Alle ſeine Schritte, dieſe treu zu erhalten, waren vergebens, er mußte zwiſchen den 19. und 20. März mit den Haustruppen ſich nach Gent und Aloſt zum König zurückziehen und oft den Durchmarſch durch die Aufrührer erzwingen: von wo aus er dann die lebhafteſten Unterhandlungen am Hof zu Brüſſel perſönlich unterhielt, bis die Schlacht von Waterloo den Rückweg nach Paris öffnete, wo er am 8. Juli eintraf und ſein Commando über die Haustruppen in die Hände des Königs wieder niederlegte. — Im Auguſt ward er zum Präſidenten des Wahlcollegiums der nördlichen Departements ernannt und mit Enthuſiasmus in Lille aufgenommen; hierauf ſchwur er in der Sitzung der Kammern zu Paris den Conſtitutionseid, und ward zum Präſidenten des vierten Bureau ernannt; — allein er zog ſich vom öffentlichen Leben zurück. Am 17. Juni 1816 vermählte er ſich zu Paris mit der älteſten Tochter des Kronprinzen beider Sicilien,

Caroline Ferdin. Luiſe, geb. 1798. Zwei Kinder ſtarben bald nach der Geburt; den 21. Spt. 1819 wurde ihm wieder eine Tochter geboren. Aber ein Fanatiker, Bouvel, der ſchon Jahre lang die Vernichtung des Hauſes Bourbon durch die Ermordung des Herzogs bei ſich beſchloſſen hatte, fiel den Prinzen, als er den 13. Febr. 1820 aus der Oper kam und in den Wagen ſteigen wollte, mörderiſch an. Der Prinz ſtarb an der erhaltenen Stichwunde, mit chriſtlicher Ergebung d. 14. Febr. indem er ſeiner Gemahlin zurief: Ménagez-vous pour l'enfant, que vous portez dans votre sein! Zugleich empfahl er ihr ſeine Kinder, die er mit einer Geliebten in London erzeugt hatte. Wohlthätigkeit und Dankbarkeit waren Charakterzüge des Prinzen, der übrigens aufbrauſend und heftig war. Sein Mörder, ein Riemer und ehemal. Buonap. Trainſoldat, hatte keine Mitſchuldige. Ohne Reue litt er die Todesſtrafe im Juni. — Chateaubriands Mém. touchant la vie et la mort du Duc de Berry enthalten vielen rhetoriſchen Bombaſt. Die Parteien wurden durch dieſe Mordthat aufs neue angeregt. Endlich ſahen das königliche Haus und die Nation ihren Wunſch erfüllt. Die Witwe des H. v. Berry ward d. 29. Sept. 1820 von einem Prinzen entbunden, Heinrich, Herzog von Bordeaux, dem künftigen Thronerben.

Berthier (Alexandre), Fürſt von Neufchatel und Valengin, Marſchall, Viceconnetable von Frankreich ꝛc., geb. zu Paris d. 30. Dec. 1753, war der Sohn und Adjunct des Gouverneurs vom Kriegsgebäude. Frühzeitig in dem Generalſtabe der Armee angeſtellt, diente er in Amerika, focht mit Lafayette für die Freiheit der vereinigten Staaten und erhielt den Charakter eines Oberſten. In den erſten Jahren der Revolution ward er zum Generalmajor der Nationalgarde von Verſailles ernannt, und zeigte dabei eine ſich ſtets gleichbleibende Mäßigung. Den 28. Dec. 1791 begab er ſich nach Metz, ward bei des Marſchalls Luckner Armee Chef des Generalſtabs, ging von da 1793 gegen die Vendée und verlor bei der Einnahme von Saumer drei Pferde unter dem Leibe. 1796 ſchickte man ihn, mit dem Grade eines Diviſionsgenerals, zur italieniſchen Armee, wo er als Chef des Generalſtabs viel zu den Erfolgen dieſes Feldzugs beitrug. Die Schlachten von Lodi, Rivoli, Arcole, die Einnahme von Ceva und Mondovi, und der Übergang über den Po ſind eben ſo viele Denkmähler ſeines Ruhms. Im October 1797 ſchickte ihn der General Buonaparte nach Paris, dem Directorium den Friedensvertrag von Campo Formio zu überbringen. Im Januar 1798 erhielt er den Oberbefehl der Armee in Italien, und von dem Directorium den Auftrag, gegen den römiſchen Staat zu marſchiren. In den erſten Tagen des Februars zog er in Rom ein, ſchaffte die päpſtliche Regierung ab, und errichtete ein Conſulat. Doch blieb er nicht lange auf dieſem Poſten; ſeine Anhänglichkeit an den General Buonaparte machte, daß er dieſem nach Ägypten folgte, ſtets als Chef des Generalſtabes. Nach ſeiner Zurückkunft aus Ägypten ernannte ihn Buonaparte nach dem 18. Brumaire zum Kriegsminiſter. Bald darauf wurde er Obergeneral der Reſervearmee, begleitete abermals Buonaparte nach Italien, und trug zum glücklichen Übergange über den St. Bernhard und zum Siege bei Marengo bei. Er unterzeichnete den darauf folgenden Waffenſtillſtand zwiſchen der öſterreichiſchen und franzöſiſchen Armee, organiſirte während des Sommers 1800 das proviſoriſche Gouvernement von Piemont, beſuchte einige Plätze in Belgien, und ging von da mit einer außerordentlichen Sendung nach Spanien. Bei ſeiner Rückkunft übernahm er das Kriegsminiſterium wieder, welches unterdeſſen Carnot ge-

führt hatte. Nach der Thronbeſteigung Napoleons ward Berthier zum Reichsmarſchall, Großjägermeiſter von Frankreich und Chef der erſten Cohorte der Ehrenlegion ernannt. 1805 erhielt er die preußiſchen Adler- und den baieriſchen Hubertusorden. Er begleitete im Juni den Kaiſer zur Krönung nach Mailand, und ward im October 1805 zum Chef des Generalſtabs der großen Armee in Deutſchland ernannt, wo er von neuem durch ſeine Talente und ſeine Thätigkeit zu den glänzenden Vortheilen, mit denen ſich der Feldzug eröffnete, beitrug. Den 19. October unterzeichnete er mit Mack die Capitulation von Ulm, und am 6. Dec. den Waffenſtillſtand zwiſchen Öſterreich und Frankreich. Nach dem preßburger Frieden, zu Anfange des J. 1806, erhob ihn der Kaiſer Napoleon zum Fürſten und Herzog von Neufchatel, welches Preußen an Frankreich abgetreten hatte. Er begleitete hierauf den Kaiſer in den franzöſiſch-preußiſchen Feldzug, und unterzeichnete im Juni 1807 den Waffenſtillſtand von Tilſit. In dem Berichte über die Schlacht bei Friedland wird ausdrücklich erwähnt, daß er zu dem Erfolge derſelben am meiſten beigetragen, und ſich mehreremale im ſtärkſten Feuer befunden habe. Seitdem legte er die Kriegsminiſterſtelle nieder, ward zum Viceconnetable von Frankreich erhoben, vermählte ſich den 9. März 1808 mit Maria Eliſabeth Amalia, Tochter des Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfeld, geb. d. 5. Mai 1784, und blieb der Begleiter Napoleons auf allen ſeinen Reiſen. In dem Feldzuge gegen Öſterreich im J. 1809 zeichnete er ſich vorzüglich bei der Schlacht bei Wagram aus, und erhielt auch nachher den Titel eines Fürſten von Wagram. Im J. 1810 empfing er vom Kaiſer Napoleon den Auftrag, die Brautwerbung und Übernahme der Erzherzogin Marie Luiſe, Tochter Kaiſers Franz I., zu beſorgen, und hielt deßwegen am 5. März deſſelben Jahres ſeinen feierlichen Einzug in Wien. Hierauf wurde er zum Majorgeneral der ſpaniſchen Armee ernannt, ging aber nicht ſelbſt dahin ab. Später erhob ihn Napoleon noch zum Generaloberſten der Schweizertruppen Im J. 1812 befand er ſich bei der Armee in Rußland als Chef des Generalſtabs, und bekleidete dieſen Poſten auch im J. 1813. Nach Napoleons Abſetzung verlor er zwar ſein Fürſtenthum Neufchatel, behielt aber ſeine übrigen Würden, und ſtand bei Ludwig XVIII. in Gunſt und Vertrauen. Daher begleitete er nach Buonaparte's Wiederkehr den König in die Niederlande. Hier nahm er von Ludwig XVIII. Urlaub zu Oſtende, um ſich zu ſeiner Familie nach Bamberg zu begeben, wo er am 30. Mai ankam. Man glaubte während ſeines Aufenthalts in Bamberg eine tiefe Schwermuth an ihm bemerkt zu haben. Am 1. Juni Nachmittags, in dem Augenblicke, als eine ſtarke Colonne ruſſiſcher, gegen die franzöſiſchen Grenzen marſchirender Truppen mit ihrer Feldmuſik in Bamberg einzog, endete er, durch einen Sturz aus einem Fenſter im dritten Stock des Schloſſes, gewaltſam ſein Leben. Er blieb auf der Stelle todt.

Berthollet (Claude Louis, Graf), Mitglied der Akademien der Wiſſenſch. zu Paris, London, Turin, Harlem u. ſ. w., einer der erſten theoretiſchen Chemiker unſerer Zeit, geb. zu Talloire in Savoyen um das J. 1758, ſtudirte Medicin und nahm in dieſer Wiſſenſchaft die Doctorwürde an. Im J. 1794 erhielt er eine Profeſſur an der Normalſchule zu Paris und ward 1796 nach Italien geſchickt, um dort verſchiedene Denkmähler auszuwählen, die nach Frankreich geſchafft werden ſollten. Er folgte Buonaparte nach Ägypten und kam 1799 mit ihm zurück. Nach dem 18. Brumaire ward er Mitglied des Erhaltungsſenats, dann Graf und Großoffizier der Ehrenlegion. Im Mai 1804 gab ihm Napoleon die Senatorie von Montpellier. Im

Mai 1806 präſidirte Berthollet dem Wahlcollegium der Oſtpyrenäen und 1813 erhielt er das Großkreuz des Ordens der Reunion. Aber am 1. April 1814 votirte er die Errichtung einer proviſoriſchen Regierung und die Abſetzung Buonaparte's. Ludwig XVII. ernannte ihn zum Pair; Buonaparte dagegen überging ihn 1815 und ſo trat er nach Ludwigs XVIII. zweiter Rückkehr wieder in die Pairskammer. Unter den verſchiedenen Erfindungen und neuen Verfahrungsarten, womit er die Wiſſenſchaften und Künſte bereichert hat, ſind die wichtigſten das Auskohlen der Gefäße zur Aufbewahrung des Waſſers auf Schiffen, das Appretiren des Leinenzeugs u. a., vorzüglich aber das Bleichen vegetabiliſcher Subſtanzen durch überſaure Salzſäure, welches ſeit 1786 in Frankreich im Großen mit Erfolg angewendet worden. Außer verſchiedenen Memoiren in den Sammlungen der Akademie und des Inſtituts, hat er einige größere Werke geliefert, unter denen ſein Essai de statique chimique 1808, 2 Bde. 8., als das wichtigſte und überhaupt als eins der ſchönſten Denkmähler unſers Zeitalters anzuſehen iſt. Die ſo zuſammengeſetzten Erſcheinungen der Chemie ſind darin den ſtrengen und einfachen Geſetzen der Mechanik unterworfen. Großen Antheil hat er auch an der Méthode de nomenclature chimique gehabt.

Berthoud (Ferdinand), ein berühmter mechaniſcher Künſtler und Verfertiger der beſten Seeuhren, war am 19. März 1727 zu Plancemont in der Grafſchaft Neufchatel geboren. Sein Vater hatte ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt; aber der junge Berthoud, der in ſeinem ſechzehnten Jahre den Mechanismus einer Uhr geſehen hatte, faßte eine leidenſchaftliche Neigung für die Mechanik, und überließ ſich derſelben ganz. Sein Vater, der ihm nicht hinderlich war, zog einen geſchickten Arbeiter an ſich, der ihn in den Elementen der Uhrmacherkunſt unterrichtete, und erlaubte ihm alsdann, ſich nach Paris zu begeben, um dort ſeine Kenntniſſe weiter auszudehnen und zu vervollkommnen. Hier ließ er ſich nieder, und verfertigte ſeit 1745 ſeine erſten Seeuhren, die von den franzöſiſchen Seefahrern vielfach benutzt wurden, um die Geographie zu erweitern und zu berichtigen. Er hat mehrere Werke, dieſe Kunſt betreffend, hinterlaſſen, in denen er die wahren Grundſätze, auf denen ſie beruht, darſtellt. Berthoud ſtarb am 20. Juni 1807 an der Bruſtwaſſerſucht. Sein Neffe, Ludwig Berthoud, der Erbe ſeiner Talente und ſein Zögling, hat die Grenzen ſeiner Kunſt noch erweitert. Die Seeuhren deſſelben befinden ſich jetzt in den Händen aller Seefahrer, und ſind noch bequemer, als die von Ferdinand Berthoud. Sie ſind ſo genau gearbeitet, daß ſie in allen Jahreszeiten dieſelbe Regelmäßigkeit und Bewegung behalten.

Bertoli (Giovanni Domenico), ein italieniſcher Literator und Antiquar im achtzehnten Jahrhunderte, war Patriarch von Aquileja, dem eigenthümlichen Vaterlande der Alterthümer, um die ſich aber bis dahin niemand bekümmert hatte. Bertoli hingegen widmete ſich dem Studium derſelben mit ſolchem Enthuſiasmus, daß ihm die größte Ausbeute dafür zu Theil wurde, er aber auch zugleich den bitterſten Schmerz darüber empfand, daß dieſe Alterthümer bis dahin ſo wenig geſchont worden waren. Die dortigen Einwohner hatten nämlich ſchon ſeit geraumer Zeit zu dem Baue ihrer Häuſer keine anderen Steine gebraucht, als welche ihnen die Ruinen in und um Aquileja lieferten. Um dieſen Zerſtörungen vorzubeugen, kaufte er in Verbindung mit mehrern Gelehrten alle Steine, welche man in den dortigen Gegenden unter der Erde fand. Nachdem er einen großen Vorrath davon zuſammengebracht hatte, ließ er von denſelben einen Porticus bauen,

welcher bald die Bewunderung der Fremden und ſelbſt der Einwohner von Aquileja auf ſich zog. Zugleich copirte er mit der unermüdlichſten Sorgfalt die Ruinen, welche theils in der Stadt, theils in der Provinz vorhanden waren, theils ließ er ſie copiren, zu welchem Ende er mit den ausgezeichnetſten Gelehrten in Briefwechſel trat und ihnen von ſeinen Entdeckungen Nachricht gab. Hierauf gab er, aufgemuntert durch ſeine zwei berühmten Freunde, Muratori und Apoſtolo Zeno, mehrere Abhandlungen über Gegenſtände des Alterthums heraus, und widmete dieſer Arbeit alle Muße, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte übrig ließen. Er ſtarb gegen das J. 1750. Sein vorzüglichſtes Werk führt den Titel: Weltliche und heilige Alterthümer Aquileja's (Le antichità di Aquileja profane e sacre), Venedig 1739, in Folio. Der zweite und dritte Theil dieſes Werks, welchen Bertoli ſchon für den Druck beſtimmt hatte, ſind nie erſchienen. Mehrere einzelne Abhandlungen, welche er über verwandte Gegenſtände geſchrieben hat, ſtehen in der Sammlung des P. Calogera; andere befinden ſich in den Denkſchriften der Società columbaria zu Florenz.

Berton (Pierre Montan), 1727 zu Paris geboren, und daſelbſt am 14. Mai 1780 geſtorben, war zuletzt Director der großen Oper, und trug als ſolcher das meiſte zu dem großen Rufe bei, welchen das Orcheſter derſelben in ganz Europa erlangt hat. Ein vielleicht noch höheres Verdienſt hat er ſich durch den Umſtand erworben, daß unter ſeiner Direction Gluck und Piccini nach Paris berufen wurden, welche dort die Veranlaſſung von jener ſo heilſamen Revolution in der franzöſiſchen Muſik gaben, ſo wie denn auch Berton um die Ausführung der Werke jener beiden großen Männer ſich ein großes Verdienſt erworben hat. Vieles, was er ſelbſt theils für die Kirche, theils auch für die Oper und das Ballet geſetzt hat, ward zu ſeiner Zeit mit großem Beifall aufgenommen.

Berton (Henri Montan), der Sohn des vorigen, ward am 17. Sept. 1767 zu Paris geboren. Schon von ſeinem ſechsten Jahre an erlernte er die Muſik, und bildete ſich als Componiſt unter den großen Meiſtern Gluck, Piccini und Sacchini, die er vor Augen hatte. Auch ſtudirte er Paeſiello, beſonders deſſen Mädchen von Frascati. Ungeachtet ihm von einem ſeiner Lehrer vorausgeſagt worden war, daß er ſich nie als Componiſt auszeichnen würde, fühlte er dennoch eine ſo große Liebe zur Muſik in ſich, daß er eine Oper componirte und ſie Sacchini zur Durchſicht überreichen ließ, der über den Componiſten derſelben ein günſtiges Urtheil fällte und dieſem die Erlaubniß ertheilte, jeden Tag zu ihm zu kommen, und unter ſeinen Augen zu arbeiten. Berton trat zuerſt im neunzehnten Jahre als Componiſt im Concert spirituel mit verſchiedenen Oratorien auf, die den ehrenvollſten Beifall erhielten. Im Jahre 1787 führte er auf dem ſogenannten italieniſchen Theater ſein erſtes Werk auf, welches die Heirathsverſprechungen waren. Seit dieſer Zeit iſt der Ruhm, den ſeine Werke ſowohl in Frankreich als im Auslande erhalten haben, noch ſtets vermehrt worden. Als das Muſikconſervatorium errichtet wurde, ſtellte man ihn als Lehrer der Compoſition bei demſelben an; eine Stelle, die Berton auch ſo lange bekleidete, bis er im J. 1807 zum Director der eigentlichen italieniſchen Oper ernannt wurde. Während ſeiner Direction dieſes Theaters wurden auf demſelben Mozarts und anderer berühmten Componiſten Werke aufgeführt, ſo wie denn auch unter ihm das Orcheſter deſſelben den höchſten Grad von Vollkommenheit erreichte. Er verließ dieſe Stelle, um bei der kaiſerlichen großen Oper als Direc-

tor des Geſanges angeſtellt zu werden, welches Amt er mehrere Jahre bekleidete, und darauf in ruſſiſch kaiſerliche Dienſte trat. Er verließ auch dieſe bald wieder, worauf er nach Paris zurückkehrte. Seine berühmteſten Opern fürs Theater ſind (außer ſeinen Oratorien für das Concert spirituel) folgende: Ponce de Léon; Montano et Stéphanie; le grand deuil; le concert interrompu; Aline, reine de Golconde; les maris garçons.

Bertrand, Graf, General-Lieutenant, Adjutant bei Napoleon, Großmarſchall des Palaſtes ꝛc., berühmt durch ſeine Anhänglichkeit an Napoleon, bei dem er nebſt Frau und Kindern freiwillig in St. Helena lebt. Von bürgerlichen Ältern geboren, er widmete ſich dem Militär und trat in das Ingenieurcorps ein, wo er ſich durch nicht gewöhnliche Fähigkeiten und ein ehrenvolles Betragen auszeichnete und bis zum Brigadegeneral ſtieg. Als er 1804 im boulogner Lager beſchäftigt war, hatte Napoleon Gelegenheit, ſeinen Werth kennen zu lernen, und faßte von dieſer Zeit an die Vorneigung für ihn, welche er ſtets behalten hat. Bertrand folgte ihm in allen Feldzügen, und that ſich überall hervor, namentlich bei Auſterlitz, wo er Adjutant des Kaiſers ward; nahm 1806 Spandau nach einer Berennung von wenig Tagen, und trug viel zur Entſcheidung des Sieges bei Friedland über die Ruſſen bei; was aber ſeinem Ruhme die Krone aufſetzte, und ſelbſt die Bewunderung des Feindes erregte, war der meiſterhafte Bau jener berühmten zwei Übergangsbrücken über die Donau nach der Schlacht bei Aspern in dem öſterreichiſchen Kriege von 1809. Auch in den Feldzügen von 1812 und 1813 focht er mit gleicher Ehre, und that beſonders bei Lützen und Bautzen Wunder der Tapferkeit. Im October 1813 vertheidigte er verſchiedene wichtige Poſten lange gegen eine beträchtliche Mehrzahl von Feinden, und nahm nach der Schlacht von Leipzig, wo er den wichtigen Punct von Lindenau ſiegreich gegen Giulay behauptete, ſeinen Rückzug mit Ordnung. Nach der Schlacht bei Hanau deckte er Caſſel und Mainz, bis die Armee über den Rhein war. Nun ernannte ihn der Kaiſer zum Großmarſchall des Palaſtes. Den Feldzug von 1814 machte er eben ſo rühmlich an Napoleons Seite mit. Er verließ ihn auch im Unglück nicht, begleitete ihn nach Elba, kehrte mit ihm zurück, und theilte endlich auch den traurigen Aufenthalt auf St. Helena mit ſeinem Herrn. Wenige Männer ſeit der Revolution haben einen ehrenvollern militäriſchen Charakter gezeigt, und ſeine aufopfernde Hingebung an einen ſo vielfach und allgemein geächteten Mann, der aber ſein Gebieter war und ſeinen Schwur der Treue empfangen hatte, macht ihn intereſſanter, ja vielleicht perſönlich achtenswerther, als wäre dieſe Anhänglichkeit an einen würdigern Gegenſtand gerichtet. Und dieſe Treue iſt rein; denn weder Furcht noch Eigennutz durften ihn hindern, nach Frankreich zu kommen; es iſt nichts in ſeinem Leben, das dem geringſten Vorwurfe ausgeſetzt wäre. Er ſoll das Manuſcript von Elba, welches 1818 in London erſchien, bekannt gemacht haben.

Bertrand de Moleville, (F. A.), Intendant der Provinz Bretagne und Marine-Miniſter unter Ludwig XVI. Er iſt 1744 zu Languedoc geboren, kam unter dem Miniſter Meaupou nach Paris, und wurde bald darauf Intendant der Bretagne. Als ſich bei Verſammlung der Notabeln von Bretagne Streitigkeiten zwiſchen dem Hofe, den Ständen und dem Parlament der Provinz erhoben, ward er als außerordentlicher königl. Commiſſär nach Rennes geſchickt, um nebſt dem Gouverneur der Bretagne, Gen. Lieuten. Graf von Thiard, dieſelben beizulegen. Hierbei gerieth er, durch einen Aufſtand der dor-

tigen Studenten und andern Volks in Lebensgefahr. Nach wiederholten Ablehnungen mußte er Ende 1791 das Portefeuille des Marineminiſteriums übernehmen, und machte ſich bald durch ſeine politiſchen Grundſätze alle Republikaner zu Feinden. So ward er beſchuldigt, die Nation verrathen zu haben, indem er lauter Ariſtokraten gegen die empörten Neger nach St. Domingo geſchickt habe. Im Januar 1792 ward er aufs neue, wegen den Marineoffizieren ertheilter Abſchiede, angeklagt. Bertrand entſchloß ſich endlich, ſeine Entlaſſung einzugeben, und diente jetzt dem Könige viel wirkſamer im Verborgenen durch die Direction einer geheimen Polizei, welche die Schritte der Jacobiner bewachte, und die Nationalgarde und die Sectionen für den Hof ſtimmen ſollte. Auch legte er Ludwig XVI. verſchiedene Plane vor, die Volksgunſt wieder zu gewinnen und ſein Anſehen zu heben; und entwarf nach dem 20. Juni 1791 eine vortreffliche Dispoſition zur Flucht des Königs, die aber durch Verrath unausgeführt blieb. Der 10. Auguſt 1792 brachte endlich, wie gegen ſo viele andere Royaliſten, auch gegen ihn die Volkswuth zum Ausbruch. Einige Tage darauf ward er von Gohier angeklagt. Er ergriff die Flucht, und nach vielen Gefahren kam er in London an. Dort lebte er ſehr eingezogen und gab ſeine Memoiren über die franzöſiſche Revolution bis zum Tode des Königs heraus, welche beſonders in Hinſicht der Entſtehung der Revolution höchſt intereſſant ſind. Er zeigte ſtets große Anhänglichkeit für die Sache der Bourbonen und war auch in die Verſchwörungen von Duluc und Roſſelin verwickelt. Nach der Wiederherſtellung der Bourbonen kam er nach Paris zurück, lebte dort in ſtiller Zurückgezogenheit den Wiſſenſchaften und ſtarb daſelbſt im Octob. 1818.

Bertuch (Friedrich Juſtin), geb. zu Weimar 1747, hat ſich, ſelbſtthätig und befördernd, um mehrere Zweige der Wiſſenſchaften und Künſte ſehr bedeutende Verdienſte erworben. Während er in Jena (1765—1769) ſtudirte, fand er in dem Studium alter und neuer Poeſie ſeine Erholung, wovon ſeine Arbeiten: Copien für meine Freunde ꝛc. zeugen. Die Verbindung, in die er 1769 in Weimar mit Wieland, Muſäus, von Seckendorf dem ältern, Bode, ſpäterhin mit Göthe, von Einſiedel und Andern trat, war völlig geeignet, die Liebe zur Poeſie und ſchönen Literatur in ſich zu unterhalten. So erſchien der Prolog zu ſeinem Mährchen von Balboquet, in welchem echte Laune nicht zu verkennen iſt. In Verbindung mit Wieland kam er als Theilnehmer an der Redaction des deutſchen Merkurs mit der ſchönen Literatur in noch vielfachere Berührung. Seine Liebe zur deutſchen Bühne wurde damals durch das weimariſche Hoftheater, wobei ſich ein Seiler, Eckhof, Böckh, Brandes, Mecour und Schweizer auszeichneten, neu angefeuert. Er lieferte eine Überſetzung von St. Albine's Schauſpieler. Eine Überſetzung von ihm war: Über die dramatiſche Kunſt, von Herrn M. Für die Oper ſchrieb er das große Loos und Polyxena, ein lyriſches Monodrama, das Schweizer vortrefflich componirte. Elfriede, Trauerſpiel in drei Acten, wobei er von Diderots Grundſätzen ausgegangen war, wurde in ganz Deutſchland mit dem lebhafteſten und verdienteſten Beifall aufgenommen. Aus dem Engliſchen überſetzte er die Geſchichte des berühmten Bruders Gerundio von Campazas, wofür ihm ebenfalls ein allgemeines Lob ward. In den J. 1769 bis 1773 bekleidete Bertuch die Hofmeiſterſtelle bei den zwei Söhnen des auch als Dichter bekannten Barons Bachoff von Echt. Dieſer vielſeitig gebildete Mann, der einige Zeit als däniſcher Geſandter in Spanien gelebt hatte, brachte Bertuchen Liebe zur ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur bei, welche damals

nur von Einzelnen in Deutſchland gekannt, durch ihn aber bekannter und beliebter wurde. Bertuchs Verdeutſchung von Cervantes Meiſterwerk: Leben u. Thaten des weiſen Junkers Don Quixote von la Mancha, mit der Fortſetzung von Avellaneda, war für die damalige Zeit eine außerordentliche Erſcheinung. Was Meinhard für die italieniſche Poeſie geleiſtet hatte, verſuchte er, in Verbindung mit Seckendorf und Zanthier, für die ſpaniſche und portugieſiſche Sprache zu leiſten, daher das Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur. Im J. 1788 überſetzte er: Don Thomas de Yriarte literariſche Fabeln. Seit 1775 war er als Rath und geheimer Cabinets-Secretär in herzoglich ſachſen-weimarſche Dienſte getreten, die ihn jedoch ſeiner literariſchen Thätigkeit nicht entzogen. Sein patriotiſches, und für die deutſche Dichtkunſt ſo erſprießliches Unternehmen, eine neue Herausgabe der ſämmtlichen Werke unſers ſo oft verkannten Meiſterſängers, Hans Sachs, fand leider im Publicum die gewünſchte Unterſtützung nicht. Was er dabei geleiſtet haben würde, hat er in ſeinen herausgegebenen Proben aus des alten deutſchen Meiſterſängers Hans Sachs Werken gezeigt. Etwa acht Jahre lang, nach deren Verlauf er (1785) zum herzogl. Legationsrath ernannt ward, ſchien ſeine literariſche Thätigkeit zu ſchlummern; allein ſie erwachte wieder, denn 1784 entwarf er mit Wieland und Schütz den Plan zur Allgemeinen Literatur-Zeitung, die erſt in Jena erſchien und jetzt in Halle herauskommt. Im In- und Auslande iſt man dieſem Inſtitute für die Stiftung ſo manches Guten ſteten Dank ſchuldig. Seit 1786 erſchien von ihm, in Verbindung mit ſeinem Freunde Kraus, das Journal des Luxus und der Moden, und in demſelben Jahre begann ſein Bilderbuch für Kinder, welches ebenfalls hier genannt zu werden verdient. Im J. 1791 ward er der Stifter des weimariſchen Landes-Induſtrie-Comtoirs, welchem man viele bedeutende Unternehmungen für Literatur und Kunſt verdankt. Mit dieſem hing die weit frühere Stiftung der weimariſchen fürſtlichen freien Zeichenakademie unter Göthe's Direction zuſammen, an deren Spitze ſonſt Kraus ſtand, und jetzt Meyer ſteht. Auch um dieſes Inſtitut hat Bertuch große Verdienſte. Daß er die Liebe zur Poeſie und Kunſt nicht verloren habe, beweiſt, daß er den Plan zur blauen Bibliothek aller Nationen, einer ſchätzbaren Sammlung von Feenmährchen, in guten zum Theil vortrefflichen Überſetzungen, mit kurzen, aber zweckmäßigen Biographien und Charakteriſtiken, entwarf, und die Einleitung zum erſten Bande ſchrieb. Außer dem Landes-Induſtrie-Comtoir in Weimar gründete er ſpäterhin dort auch ein großes Etabliſſement für Landkartenſtecherei unter dem Namen: Geographiſches Inſtitut, welches in Verbindung mit den zuerſt von ihm und Herrn v. Zach, nachher von ihm mit Gaspari, Ehrmann und Andern herausgegebenen geographiſchen Ephemeriden, auf mannichfaltige Weiſe mit der verſtändigſten Thätigkeit zur Beförderung und Verbreitung des geographiſchen Studiums gewirkt hat und noch wirkt. Der Tod ſeines einzigen hoffnungsvollen Sohnes im J. 1815 mußte dem verehrten Greiſe höchſt ſchmerzhaft ſein. Seitdem entſchloß ſich ſein Schwiegerſohn, Profeſſor von Froriep, ſeine Stelle als Leibarzt des Königs von Würtemberg aufzugeben, und nach Weimar zurückzukehren, um dort mit Bertuch vereint die verſchiedenen literariſch-mercantiliſchen Geſchäfte und Unternehmungen deſſelben fortzuſetzen, unter welchem das Oppoſitionsblatt genannt werden muß, das 1817 anfing und 1820 unterdrückt wurde.

Beruf, in der Moral, kann doppelter Art ſein: ein **innerer** und ein **äußerer Beruf**. Wir verſtehen unter Beruf diejenige

Nothwendigkeit, vermöge welcher wir durch uns ſelbſt, oder durch die Pflicht gegen den Staat angetrieben werden, uns in eine, dem Wohle deſſelben erſprießliche und daſſelbe fördernde Thätigkeit zu verſetzen. Der innere Beruf iſt in jemandem vorhanden, wenn er ſich durch Anlagen des Geiſtes, oder durch ein gewiſſes Streben der Triebe im Allgemeinen zu dieſem Berufe hingezogen fühlt; den äußern Beruf hat er, wenn er durch die bürgerlichen Verhältniſſe vorzugsweiſe zu einem gewiſſen Geſchäfte mehr als zu einem andern angetrieben und aufgelegt gemacht wird. Außer dem innern und äußern Berufe giebt es noch einen dritten, welchen man den bürgerlichen nennen könnte, der dann entſteht, wenn wir nicht durch uns ſelbſt einen Beruf erwählen, ſondern durch den Staat zu einem ſolchen beſtimmt werden. Von letzterem kann hier, wo es aber auf moraliſche Begriffe ankommt, durchaus nicht die Rede ſein. Es iſt häufig darüber verhandelt worden, ob der Menſch verpflichtet ſei, irgend einen Beruf zu wählen, und ſich irgend einem bürgerlichen oder moraliſchen Geſchäfte zu unterziehen. Man hat ſich geradezu für eine ſolche Behauptung erklärt, und als Grundſatz dafür aufgeſtellt, daß jegliches Individuum, in ſo fern es in die menſchliche Geſellſchaft getreten und ein Mitglied derſelben geworden ſei, eben deßhalb die Verpflichtung auf ſich habe, zu dem Zwecke dieſer Geſellſchaft nach Maßgabe ſeiner Kräfte mitzuwirken. Gegen dieſe Behauptung läßt ſich aber allerdings der Einwurf machen, daß, da der Menſch nicht freiwillig, ſondern gezwungen in die menſchliche Geſellſchaft tritt, er auch zu keinen Verpflichtungen gezwungen ſein kann, die ihm der Eintritt in jene Geſellſchaft auferlegen möchte. Was nun den Beruf des Menſchen im Allgemeinen betrifft, ſo iſt die Gebrechlichkeit, welche bisher noch in den meiſten menſchlichen Anordnungen geherrſcht hat, unſtreitig in dem Umſtande begründet, daß die wenigſten Menſchen im Stande ſind, ſich aus freiem Willen einen ihnen zuſagenden Beruf zu wählen, ſondern, daß ſie vielmehr erſt durch die äußern Umſtände zur Wahl deſſelben beſtimmt werden. Hierbei iſt ferner wahrhaft zu beklagen, daß es, den bürgerlichen Einrichtungen zufolge, nun einmal eine abſolute Unmöglichkeit zu ſein ſcheint, die Menſchen nach demjenigen Berufe, den ſie in ſich fühlen, anſtellen oder gebrauchen zu können, oder die Anlagen eines Menſchen, die ihn vorzugsweiſe zu dieſem oder jenem Berufe eignen, im voraus zu beſtimmen. Hieraus entſpringen die meiſten derjenigen Mißbräuche, welche in der Verwaltung der menſchlichen Geſellſchaft wahrgenommen werden, welche Mißbräuche das Urtheil des Volks häufig zu erkennen giebt, indem es von dieſem oder jenem Individuum zu ſagen pflegt, daſſelbe ſteht nicht auf ſeiner rechten Stelle. Der höhere geiſtige Beruf alſo wird bei den meiſten Individuen verfehlt. Anders verhält es ſich mit demjenigen Berufe des Menſchen, der zu den mechaniſchen Beſchäftigungen des Lebens führt. Hier, wo der Sohn meiſtens das Geſchäft ſeines Vaters erwählt, pflegt jedes Individuum ſchon mehr oder weniger an ſeiner rechten Stelle zu ſtehen. Denn dadurch, daß die Leute bei den Beſchäftigungen der Ältern aufwachſen und erzogen werden, nehmen ſie die äußern Eindrücke derſelben tief in ſich auf, daß ihnen dadurch gleichſam von ſelbſt von außen her ein Beruf für das Geſchäft ihres Vaters beigebracht wird. Aus dieſem Grunde hatten die Ägyptier und Lacedämonier das Geſetz aufgeſtellt, daß die Kinder die väterliche Kunſt erlernen und die Ältern ſie darin unterrichten mußten. Pq.

Bervick oder Berwick (Charles Clement), einer der erſten Kupferſtecher unſerer Zeit, iſt 1756 in Paris geboren und ein Schüler

des berühmten J. G. Wille. In ſeinem achtundzwanzigſten Jahre wurde er zum Mitglied der pariſer Akademie der Künſte, und nach der Revolution in das Inſtitut aufgenommen. Die Richtigkeit ſeiner Zeichnungen, die feſte Reinheit und der Glanz ſeines Grabſtichels ſetzen ihn in die Reihe der vorzüglichſten Künſtler. Zu ſeinen Meiſterſtücken zählt man Ludwig XVI., in ganzer Figur, nach Callot, den Raub der Dejanira, nach Guido, Achilles Erziehung, nach Regnault, die Unſchuld, nach Merimée u. a.

Berwick (James Fitz James, Herzog von), führte die Armeen der drei erſten Monarchen in Europa an, der Könige von England, Frankreich und Spanien, bekleidete als Pair von England und Frankreich und als Grand von Spanien die erſten Würden dieſer Königreiche, und jeder dieſer Könige verlieh ihm ſeine Orden. Er war der natürliche Sohn des Herzogs von York, nachmaligen Königs Jacob II. und der Arabella Churchill, Schweſter des Herzogs von Marlborough, wurde den 21. Auguſt 1670 geboren, und führte anfangs den Namen Fitz James. Seine Erziehung erhielt er in Frankreich, und ſeine erſten Kriegsdienſte that er unter dem Herzog von Lothringen, Carl, welcher General Leopolds I. in Ungarn war. Kurz nachher brach die engliſche Revolution aus; Berwick folgte ſeinem Vater in den Unternehmungen auf Irland, und wurde in einem Kampfe 1689 verwundet, welches, wie er in ſeinen Memoiren bemerkt hat, das einzigemal in ſeinem Leben war. Darauf diente er unter Luxemburg in Flandern, in den J. 1702 und 1703 unter dem Herzog von Burgund, dann unter dem Marſchall Villeroi, und ließ ſich in Frankreich nationaliſiren. Im J. 1706 ward er Marſchall von Frankreich und nach Spanien geſandt, wo er die Schlacht von Almanza gewann, die den König Philipp V. wieder zum Herrn von Valencia machte. Aber in den J. 1718 und 1719 war er ſelbſt genöthigt, gegen Philipp V. zu kämpfen, dem er vorher ſo rühmlich beiſtand und der aus Erkenntlichkeit einen Sohn des Marſchalls in Spanien angeſtellt hatte. Als er das ſpaniſche Gebiet betrat, ſchrieb er an ſeinen Sohn, der unter dem Namen Herzog von Liria bekannt iſt, und ermahnte ihn in dieſem Briefe, ſeine Pflicht zu thun und nach allen ſeinen Kräften für ſeinen Souverän zu kämpfen. Bei der Belagerung von Philippsburg endigte am 12. Juni 1734 eine Kanonenkugel ſein Leben.

Beſançon, deutſch Biſanz, 23° 42′ 16″ Länge, 47° 14′ 12″ nördl. Br., eine große, alte, wohlgebaute und von Ludwig XIV. ſtark befeſtigte Stadt, die Hauptſtadt der ehemaligen Franche-Comté, jetzt der Hauptort der ſechsten Militärdiviſion ſowohl, als der neunten Forſtconſervation von Frankreich, und eines Bezirks von 26 □M. mit 93,211 Einw. im Departement Doubs, am Doubs, der die Stadt in die obere und untere theilt, welche durch eine ſteinerne Brücke verbunden ſind. — Beſançon hat 3203 Häuſer mit 28,436 Einw., ſechs Thore, eine Citadelle, das Fort Griffon, acht Kirchen, acht Hospitäler, einen Erzbiſchof, der bis zum ryswicker Frieden ein deutſcher Reichsfürſt war, und dem die Biſchöfe von Autun, Metz, Nancy, Straßburg und Dijon untergeordnet ſind; ein ſtatt der früher hier beſtandenen Univerſität 1801 errichtetes Lyceum und Collegium, eine 1752 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte, eine Mahler- und Bildhauer-Akademie eine Artillerieſchule, eine Uhrmacherſchule für 200 Zöglinge, eine Stadtbibliothek mit einer Münzſammlung, Naturaliencabinet, Muſeum, botaniſchen Garten und Ackerbaugeſellſchaft ꝛc. Die Gegenſtände der hieſigen bedeutendſten Fabriken ſind: Eiſen, Stahl, Waffen, Leinwand, Wolle, Seide, Senf,

Tabak, Kattun und namentlich Taſchen- und Stutzuhren. — Beſançon, vor Alters Veſontium, war ſchon zu Cäſars Zeiten, der die Sequaner daraus vertrieb und hier den Arioviſt ſchlug, ein Waffenplatz. Mehrere Straßen führen noch die alten römiſchen Namen. Von den Deutſchen und Hunnen verheert, ward es zuerſt unter der Regierung der Grafen von Burgund wiederhergeſtellt. Zur freien deutſchen Reichsſtadt erklärt, ward es ſpäterhin mit vielen Privilegien ausgeſtattet, aber im weſtphäliſchen Frieden an Spanien abgetreten, worauf es zugleich mit der Franche-Comté 1679 an Frankreich kam.

Beſatzung wird im vollen Sinne die in einer Feſtung, Stadt, Ort, Verſchanzung u. ſ. f. zur Beſetzung derſelben befindliche Mannſchaft genannt. Die Regeln, nach welchen die Stärke der Beſatzung einer Feſtung beſtimmt wird, ſind verſchieden. Einige rechnen auf jede fünf Fuß des Umfangs einen Mann; Andere auf jedes Bollwerk 200. Vauban beſtimmt, wenn die Feſtung mit halben Monden und einem bedeckten Wege verſehen iſt, für jedes Bollwerk 5 bis 600 Mann; für jedes Hornwerk und jedes andere große Außenwerk 600 Mann mehr, für jede abgeſonderte Redoute 150 Mann; für jedes abgeſonderte Fort nach ſeiner Größe 6 bis 800 Mann. Die Cavalerie beſtimmte er auf den zehnten Theil der Infanterie.

Besborodko (Alexander Fürſt von), Miniſter unter der Regierung Catharina's II. und Pauls I., war anfangs Secretär bei dem Feldmarſchall Romanzoff, den er auf ſeinen erſten Feldzügen gegen die Türken begleitete. Dann wurde er bei der Kanzlei angeſtellt, und bewies hier eine ſolche Thätigkeit und Leichtigkeit im Arbeiten, daß ihn Catharina II. zu ihrem Cabinetsſecretär wählte. Sein vorzüglichſtes Talent war eine genaue Kenntniß der ruſſiſchen Sprache, die er ſehr rein ſchrieb, und eine große Geſchicklichkeit, ſchnell etwas ſchriftlich abzufaſſen. Einſt erhielt er den Befehl, eine Ukaſe zu entwerfen; er vergaß den Auftrag und erſchien, ohne ſie geſchrieben zu haben. Die Kaiſerin foderte ſie, und Besborodko, ohne ſich lange zu beſinnen, zog aus ſeiner Schreibtafel ein leeres Blatt Papier und las die Ukaſe ab, als wenn er ſie vor Augen hätte. Die Kaiſerin, damit ſehr zufrieden, verlangte das Blatt zur Unterſchrift, und war ſehr erſtaunt, das Blatt leer zu finden, machte ihm aber über ſeine Liſt und Nachläſſigkeit keinen Vorwurf, ſondern ernannte ihn zu ihrem geheimen Rath und im Jahre 1780 zum Miniſter des Innern. Hier genoß er das ganze Vertrauen Catharina's, wurde ſehr mächtig und reich, und verband ſich mit der Familie Woronzoff, wodurch er ein geheimer Gegner Potemkins ward. Im Jahre 1791 ſandte ihn die Kaiſerin zum Friedenscongreß nach Jaſſy, um mit der Pforte die Friedensunterhandlungen fortzuſetzen, die Potemkin abgebrochen hatte. Besborodko ſchloß den Frieden, und unterzeichnete ihn zur vollkommenen Zufriedenheit der Kaiſerin, die ihn zu neuen Würden erhob. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und ſein Anſehen vergrößerte ſich; allein kurz darauf verdrängte ihn der Günſtling Plato Suboff, und er verlor ſeinen Einfluß, ohne gerade in Ungnade zu fallen. Als Paul I. auf den Thron gelangte, erhob ihn dieſer in den Fürſtenſtand, und wählte ihn 1797, um einen Tractat zwiſchen Rußland und England gegen Frankreich zu ſchließen. Besborodko ſtarb in Petersburg zu Anfange des Jahres 1799.

Beſchneidung iſt die bei mehreren Völkern, welche in heißen Ländern leben, herrſchende Sitte, die Vorhaut des männlichen Gliedes abzuſchneiden. Das älteſte Volk, wo dieſe Sitte herrſchte, ſind die

Ägyptier, und noch wird dieſer Gebrauch bei den Urbewohnern Ägyptens, ſelbſt bei den chriſtlichen Kopten, auch bei den Abyſſiniern (die ſich bekanntlich zu dem Chriſtenthume bekennen) und bei andern afrikaniſchen Völkern, welche ihn eben ſo wie die Abyſſinier von den Ägyptiern empfangen zu haben ſcheinen, gefunden. Am merkwürdigſten iſt die Beſchneidung der Juden, welche als eine uralte Sitte, durch die ſich die Nachkommen Abrahams von andern Völkern unterſcheiden ſollen, bei dieſem Volke herrſcht. Sie wird von den Juden als ein von Gott ſelbſt angeordneter Gebrauch betrachtet, und an jedem gebornen Juden acht Tage nach der Geburt vollzogen. Sie iſt die Handlung, durch welche der Beſchnittene gleichſam nationaliſirt, zu einem Mitgliede des Volks Gottes geweiht wird. Moſes führte ſie nicht ein, ſondern fand ſie ſchon bei ſeinem Volke und beſtätigte ſie nur durch ſein Anſehen. Die Mohammedaniſche Beſchneidung iſt wahrſcheinlich keine Nachahmung von der jüdiſchen, ſondern ein uralter ismaelitiſcher Gebrauch, welchen Ismaeliter und Israeliten von ihrem gemeinſchaftlichen Vater Abraham erhalten haben. Mohammed hat im Koran kein Gebot der Beſchneidung gegeben, ſie war ſchon Sitte ſeines Volks, und ward von demſelben mit dem Mohammedismus zugleich in allen den Ländern, wo dieſer Glaube Eingang fand, als ein heiliger Gebrauch eingeführt. Der wahrſcheinliche Grund dieſer Sitte liegt darin, daß ſie die den Bewohnern heißer Länder doppelt nöthige Reinlichkeit befördert, und dadurch manchen Krankheiten wehrt; daß ſie aber die Fruchtbarkeit vermehre, iſt eine irrige Meinung. Noch iſt zu bemerken, daß es auch eine Art von Beſchneidung giebt, welche an dem weiblichen Geſchlechte vollzogen wird. In Ägypten beſchneidet man häufig Mohammedaniſche Mädchen, und in Abyſſinien werden beide Geſchlechter beſchnitten. **N.**

Beſenval (Pierre Victor, Baron von), von einer Patricier-Familie, welche aus Savoyen ſtammte, zu Solothurn geboren, und der Sohn eines Generallieutenants und Oberſten der Schweizergarden. Der junge Beſenval trat im neunten Jahre in dieſes Corps, machte im dreizehnten (1735) ſeinen erſten Feldzug und (1748) den zweiten als Adjutant des Marſchalls Broglio in Böhmen. Er gelangte ſchnell zu den erſten Militärwürden, zu welchen ihm mehr ſein Name, ſeine Tapferkeit, ſeine ſchöne Geſtalt und ſein Verſtand halfen, als ſeine hervorragenden Talente, von denen er niemals Beweiſe gegeben hat. Er wurde im Jahre 1757 zum Feldmarſchall ernannt und befand ſich bei den Gefechten von Haſtenbek, Kloſterbergen und Villingshauſen. Bei dem Frieden im Jahr 1762 ging er wieder nach Paris an den Hof, wo er mit beſonderem Erfolge die Rolle eines glücklichen und geſchickten Hofmannes zu ſpielen wußte. Bei dem Einfluſſe, welchen ihm ſeine perſönlichen Talente beſonders bei der Königin, verſchafften, iſt es zu bedauern, daß er in der nun folgenden bedenklichen Zeit ſeinen Einfluß nicht dazu anwandte, dem Hofe beſſere und heilſamere Rathſchläge zu geben, als diejenigen waren, welche derſelbe zu ſeinem Verderben befolgte. Als er endlich im Jahre 1789 mit dem Commando der Stadt Paris bekleidet war, und den Auftrag erhielt, ſeine eigenen Rathſchläge in Ausübung zu bringen, war er zu nichts anderm tauglich, als furchtſame Maßregeln zu ergreifen und eben ſo ſchwankende Befehle zu ertheilen. Endlich entfloh er ſogar mit Päſſen, die er ſich zu verſchaffen gewußt hatte. Er ward eingeholt und ins Gefängniß geworfen, jedoch bald wieder in Freiheit geſetzt. Nun verſchwand Beſenval von der politiſchen Bühne und ſtarb am 27.

Juni 1794 im 72. Jahre ſeines Lebens. Seine nicht unberühmten Memoiren, welche jedoch die Familie deſſelben für untergeſchoben erklärt hat, ſind bei dem Intereſſe, welches ſie erregen, nichts deſto weniger mit großer Oberflächlichkeit und ohne alle hiſtoriſche Würde geſchrieben.

Beſeſſene nannte man in alten und neuen finſtern Zeiten die epileptiſchen, hyſteriſchen und wahnſinnigen Kranken, und nahm an, daß ein oder viele Teufel in ſolchen Unglücklichen ihr Weſen trieben. Verſtellung, im Bunde mit mönchiſcher Argliſt, brachte damit Mirakel, und Dummheit und Bosheit Auto da Fé's zu Stande. Das Licht der neuern Zeit hat dieſe Werke der Finſterniß enthüllt; aber ob der exorciſirte Teufel nicht hie und da in der Maske des Magnetismus und Galvanismus ſich einſchleicht, mag die Zeit lehren.

Beſitz nennt man im weitern Sinne dasjenige Verhältniß einer Perſon zu einer Sache, vermöge deſſen es ihr nicht nur phyſiſch möglich iſt, fortdauernd über dieſelbe, und zwar in eigener oder fremder Perſon, nach Willkür zu verfügen (phyſiſcher oder eigentlicher Beſitz, Inhabung, detentio), ſondern auch die Abſicht, dieſelbe ausſchließend zu behalten (animus detinendi), mit dem Bewußtſein jener phyſiſchen Möglichkeit verbunden, fortdauernd vorhanden iſt (Mentalbeſitz, intellectueller Beſitz). Auch wird oft der Gegenſtand, welcher beſeſſen wird, Beſitz genannt. Der Beſitz iſt aber an ſich noch kein Recht zu beſitzen, ſondern nur ein Factum, und als ſolches überhaupt ausſchließende Verfügung über eine äußere Sache, welche mit der Bemächtigung entſteht. Dadurch unterſcheidet ſich der Beſitz (possessio) auch vom Eigenthume (dominium). Das Eigenthum ſetzt ein beſtehendes Rechtsverhältniß unter Menſchen voraus, welches erſt im Staate vollkommen Statt findet, in welchem jedem ein Beſitz rechtlich zuerkannt wird. Unter Vorausſetzung des Eigenthums iſt der Beſitz ein Recht des Eigenthümers, welches er auch, unbeſchadet ſeines Eigenthumsrechts auf andere übertragen kann, und welches mehrere einzelne Befugniſſe (ſich mit Gewalt im Beſitze zu behaupten — retentio — die beſeſſene Sache von jedem dritten Beſitzer zurückzufodern — rei vindicatio) umfaßt. Da aber ſo der Beſitz ein Theil und natürliches Zeichen des Eigenthums iſt, ſo gewährt er auch im Staate, er mag erworben ſein wie er wolle, im ſtreitigen und zweifelhaften Falle dem Beſitzer einen Vorzug gegen jeden, der ſeinen Anſpruch oder ſein Eigenthum an der Sache nicht beweiſen kann, und jener wird, bis zum Erweiſe des Gegentheils, für den Eigenthümer gehalten. Auch giebt überhaupt die Dauer eines Zuſtandes, die Gewöhnung an denſelben, und die durch Länge der Zeit feſter gewordene Aneignung und Verbindung der Kraft und Gewalt mit einem Gegenſtande — kurz die allen Anſpruch lähmende Gewohnheit, ſelbſt da, wo der Beſitz mit Rechtsgründen beſtritten werden könnte oder ungern zugeſtanden wird, demſelben einen ſolchen Schein der Ehrfurcht, daß man mit dem Dichter ſagen kann: „wer im Beſitz iſt, iſt im Recht, und heilig wirds die Menge ihm bewahren.“ T.

Beſſières, Herzog von Iſtrien, Reichsmarſchall von Frankreich. Er ſchwang ſich vom gemeinen Soldaten bis zum Infanteriehauptmann und ging im Jahre 1796 zur italieniſchen Armee, wo er zum Commandanten der Guiden des Generals Buonaparte ernannt wurde. Den 4. September dieſes Jahres nahm er mit ſechs Cavalleriſten zwei Kanonen, und trug dadurch zum Siege von Roveredo bei.

Hierauf wurde er nach Paris geſandt, dem Directorium die dem Feinde a nommenen Fahnen zu überbringen, und kehrte als Oberſt zur Armee zurück. Er begleitete den General Buonaparte nach Ägypten, und kam wieder mit ihm nach Frankreich. Nach der Revolution vom 18. Brumaire ward er zum Brigadegeneral, und kurz darauf zum Diviſionsgeneral erhoben. Er commandirte dann die Guiden zu Pferde von der Conſulargarde, und ward nach Napoleons Thronbeſteigung Reichsmarſchall. Im Mai 1805 erhielt er vom Prinz-Regenten von Portugal den Chriſtusorden, und begab ſich gegen Ende des Jahres zur Armee in Deutſchland, wo er an den glänzenden Operationen Theil hatte, womit ſich der Feldzug eröffnete. In der Schlacht von Auſterlitz zeichnete er ſich vorzüglich durch ſeine kühne Anführung der franzöſiſchen Garden aus. In dem preußiſch franzöſiſchen Feldzuge 1806 lieferte er am 23. December dem preußiſchen General l'Eſtocq einige Gefechte bei Biezun. In der Schlacht von Eylau unterſtützte er vorzüglich die kühnen Cavalleriemanövres des Großherzogs von Berg. Bei der Schlacht von Friedland kam die Garde gar nicht zum Gefechte. Er genoß der Auszeichnung, den Kaiſer Napoleon bei der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer Alexander auf dem Fluſſe Niemen zu begleiten. Später commandirte er einen Theil der Armee in Spanien. Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Öſterreich 1809 führte er das Commando der Cavallerie bei der franzöſiſchen Armee und wurde in der Schlacht von Wagram verwundet. Später übernahm er das Commando der Nordarmee an Bernadotte's Stelle, verließ es aber bald wieder. Im J. 1812 befand er ſich mit der franzöſiſchen Armee in Rußland, und im J. 1813 in Deutſchland, wo ihn vor der Schlacht bei Lützen am 1. Mai eine Kanonenkugel tödtete.

Beſtimmung des Menſchen. Wozu bin ich da, und was ſoll aus mir werden? Dieſe Fragen ſind unſtreitig die wichtigſten, welche der Menſch ſich ſelbſt vorlegen kann. Die Antwort darauf kündigt ihm ſeinen Beruf oder ſeine Beſtimmung an, welche überhaupt nichts anders iſt, als der vernünftige Gebrauch, den er von ſeinen Kräften machen ſoll, oder ſchlechthin der Zweck ſeines Daſeins. Dieſer Zweck beſteht in einem, ſeiner ſittlichen Veredelung angemeſſenen Grade der Glückſeligkeit. Sittliche Veredelung iſt Erhöhung der Menſchenkraft, den ihm größtmöglichen Grad von Sittlichkeit zu erreichen; und Sittlichkeit in der engſten Bedeutung iſt die Übereinſtimmung der freien Handlungen mit den moraliſchen Geſetzen. Der Menſch hat Tendenzen und Kräfte in ſeiner Natur, die unaufhörlich nach etwas ringen. Dieſes Ziel ſeines Beſtrebens nennt er ein Gut, weil er glaubt, durch den Beſitz deſſelben ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Auf dieſe Weiſe begehrt er Geſundheit, Reichthnm, Schönheit, Anſehen u. ſ. w. Dieſe Güter aber ſind hinfällig, veränderlich, dem Verluſt unterworfen, und ob ſie gleich ſeinen Zuſtand eine Zeit lang verbeſſern oder zu verbeſſern ſcheinen, ſo kann doch ihr Genuß nicht fortdauern. Der Grund davon iſt, weil ſie nicht vollkommen in der Macht des Menſchen ſtehen, und alles Bemühen, ihnen eine ſtete Fortdauer zu geben, vergeblich iſt. Die Stoiker bezeichneten ſie daher als Dinge, welche als nützlich vorgezogen zu werden verdienen. Sie machen die äußere Beſtimmung des Menſchen aus, in wie fern derſelbe ein Glied der Sinnenwelt iſt. Bei dieſer äußern Beſtimmung bleibt Epikur ſtehen, welche nach ſeinem Syſtem darin beſtand, ſich das Menſchenleben möglichſt angenehm zu machen. Er würde Recht

gehabt haben, wenn der Menſch weiter nichts als ein Sinnenweſen wäre. Allein als ein moraliſches Vernunftweſen bemerkt er in ſeinem Innern höhere Tendenzen einer moraliſchen Natur. Dem gemäß muß ſich alles übrige auf ihn, als abſoluten Zweck, beziehen. Seine moraliſche Natur beſtimmt den Preis der Güter nicht nach einem niedern Begehrungsvermögen, oder nach der Annehmlichkeit des ſinnlichen Lebens allein, ſondern nach dem obern Begehrungsvermögen, aus Beſtimmungsgründen der praktiſchen Vernunft, in welchen eben das Vermögen beſteht, das obere Begehrungsvermögen, und zwar durch vernünftige Erkenntnißgründe, zu lenken. Die bloße Annehmlichkeit des ſinnlichen Lebens kann das moraliſche Vernunftweſen unmöglich befriedigen, denn es hängt von zu vielen Bedingungen ab, über welche der Menſch nicht Herr iſt. Die Vernunft hingegen, wenn ſie ſein oberes Begehrungsvermögen lenken ſoll, ſtellt in ihm das Geſetz der Sittlichkeit als das höchſte, abſolute und unbedingte Geſetz auf, worauf ſich alles beziehen muß, das ſelbſt aber auf nichts weiter bezogen wird. Es lautet ſo: Du ſollſt alle deine Pflichten aus uneigennützigen Abſichten, nach allen deinen Kräften erfüllen, du ſollſt Tugend allenthalben, ſo weit deine Kräfte reichen, zu realiſiren ſtreben. Sie erlaubt ihm als einem Sinnenweſen den Genuß der Sinnenfreuden, jedoch nur mit der Einſchränkung, daß der Genuß mit Tugend und Pflicht beſtehen könne. Da nun für den Menſchen nichts Höheres gedacht werden kann, als die tugendhafte Pflichterfüllung; ſo muß denn auch hierin ſein höchſter und letzter Zweck, d. h. ſeine Beſtimmung beſtehen. Der Menſch aber iſt ein endliches eingeſchränktes Weſen. Zwar hält ihm die Vernunft das Sittengeſetz und deſſen ſtrenge uneigennützige Foderung unabläſſig vor; allein wegen ſeiner Endlichkeit, und weil er dadurch mit Sinnlichkeit umgeben iſt, bleibt die durchgängige Reinigkeit ſeines Willens und die Erreichung einer durchgängigen vollendeten Sittlichkeit für ihn nur ein Wunſch. Möglich aber, und darum Pflicht für ihn, iſt die Annäherung zu dieſem Ziele, und zwar eine Annäherung ins Unendliche. Dadurch erhält ſeine moraliſche Thätigkeit ein unbegrenztes Feld, auf welches dieſelbe unaufhörlich fortſchreiten kann. Dieſes Fortſchreiten heißt ſittliche Veredlung. Der Menſch iſt zwar nicht moraliſch gut geboren, ſein Beſtreben aber muß ſein, ſeinen Willen nach und nach der ſittlichen Güte ſo nahe als möglich zu bringen. Höher kann nichts gedacht werden, und dies kann er durch ſeine Freiheit hervorbringen. Der Beſitz dieſes ſeines ihm möglichen ſittlichen Kraftgebrauchs iſt moraliſche Stärke, ein für ihn unverlierbares Gut. So wäre denn die Frage: Wozu bin ich da? damit beantwortet: dich ſittlich zu veredeln. Der Menſch, der außer dem obern Begehrungsvermögen zugleich ein ſittliches beſitzt, deſſen Gegenſtand das größtmöglichſte Wohlſein, welches man Glückſeligkeit nennt, iſt, darf zwar nach dieſer Glückſeligkeit ſtreben, aber nur in ſo fern, als ſie mit der Tugend und Sittlichkeit vereinbar iſt. Demnach beſteht die Beſtimmung des Menſchen in einem ſeiner ſittlichen Veredlung angemeſſenen Grade von Glückſeligkeit; und wiewohl ein Menſch, welcher dieſen Grad von ſittlicher Güte ſeines Willens erreicht hat, nicht frei iſt von den Verdrießlichkeiten und Beſchwerden des Lebens, die außer ſeiner Macht liegen, ſo muß ihn doch der Gedanke ſtets tröſten, ſeine Pflicht möglichſt erfüllt zu haben.

Beſtreichen (flankiren) heißt, von der Seite beſchießen. Des nächtlichen Feuers und Gebrauchs der Kanonen wegen müſſen zwei Linien, welche einander beſtreichen ſollen, ſenkrecht auf einander ſtehen.

In dieſem Falle iſt die Vertheidigung **rechtwinklig**; machen aber die beiden Linien einen ſpitzigen Winkel miteinander, ſo iſt ſie **einbohrend**. Jene vertheidigt den Graben, und hindert alſo den Übergang über denſelben; dieſe beſchießt die Breſche, d. i. den hier eindringenden Feind im Rücken. Geſchieht die Vertheidigung mit den gewöhnlichen Flinten, ſo dürfen die Linien nicht über 250 Schritt lang ſein.

Beſtuchef (Riumin Alexei). Dieſer in der neuern Geſchichte merkwürdige Mann, welcher eine Zeit lang das ruſſiſche Reich regierte, war geboren zu Moskau 1693. Er begleitete anfangs als Cavalier die ruſſiſche Geſandtſchaft zu dem utrechter Frieden, ward Miniſter am engliſchen Hofe, hierauf ruſſiſch kaiſerlicher Oberkammerjunker und Geſandter am däniſchen Hofe. Die Kaiſerin Anna machte ihn zum geheimen Rath und Cabinetsminiſter. Er kam, nachdem er dem Herzog von Curland während der Minderjährigkeit des Prinzen Iwan die Regentſchaft ausgewirkt, und dieſer wieder entſetzt worden, in Verhaft. Die Kaiſerin Eliſabeth aber ſetzte ihn auf freien Fuß, erhob ihn in den Grafenſtand, und machte ihn zum Reichsvicekanzler. Er bewies ſich auf dieſem Poſten als einen Freund des Hauſes Öſterreich, und brachte, vermöge ſeiner Abgeneigtheit gegen das königl. preußiſche Haus, im Jahre 1756 die merkwürdige Allianz zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen zu Stande, leitete auch damals den Krieg wider Preußen ein. Die Unpäßlichkeit der Kaiſerin ließ ihn ihren Tod befürchten; er ſuchte ihre Succeſſionsverordnung umzuſtoßen, den Großfürſten, Peter Fedrowitſch, von dem er gehaßt wurde, und den er wieder haßte, von der ruſſiſchen Thronfolge auszuſchließen, und dieſelbe auf den Prinzen Paul Petrowitſch zu bringen. In dieſer Abſicht ſchrieb er an den General Apraxin, der die ruſſiſchen Truppen im ſiebenjährigen Kriege commandirte, daß er unverzüglich mit der Armee aus Preußen zurückkehren möchte; Apraxin that ſolches gerade nach der für die Ruſſen ſo glücklich ausgefallenen Schlacht bei Großjägerndorf. Die Kaiſerin erholte ſich indeſſen wieder, und erfuhr den Rückzug ihrer Armee; **Beſtuchef** wurde, als des Hochverraths ſchuldig, aller ſeiner Würden entſetzt, und auf einen ihm gehörigen Flecken, Goretowo, verwieſen. Seine Verbannung währte nicht nur bis an den Tod der Kaiſerin Eliſabeth, ſondern auch unter der Regierung Peters III. fort, von 1758 bis 1764; die Kaiſerin Catharina II. aber ſetzte ihn mit vielen Gnadenbezeigungen wieder in ſeine vorigen Würden ein. Während ſeiner Verbannung ſchrieb er ein Buch, welches 1764 ins Deutſche überſetzt, und unter dem Titel: **Auserleſene Sprüche aus der heil. Schrift, zum Troſt eines jeden unſchuldig leidenden Chriſten zuſammengetragen**, herausgekommen iſt.

Betel bezeichnet urſprünglich in Oſtindien eine rebenartige Pflanze, welche zum Pfeffergeſchlecht gehört. Merkwürdig iſt dieſe Pflanze deßwegen, weil ſie einer Miſchung von Subſtanzen den Namen gegeben hat, welche in jenen Ländern ſehr häufig gekauet wird, und deren Hauptbeſtandtheile beſonders aus den Blättern der Betelpflanze (piper-betel L.) beſtehen. Selbige werden mit Tabaksblättern, gelöſchtem Kalke, welcher den vierten Theil der ganzen Subſtanz ausmacht, und mit der Arekanuß, welche die Hälfte des Ganzen liefert, und eine große Quantität Gallſäure enthalten ſoll, zuſammengeſetzt. Dieſe Miſchung dient, wie ſchon geſagt, den Einwohnern der Äquinoctialländer zum Kauen. Männer und Weiber von allen Ständen führen dieſelbe in einer beſondern Büchſe bei ſich, und bedienen ſich

ihrer unaufhörlich, wie man ſich etwa in Europa des Schnupftabaks bedient. So reichen die Oſtindier einander die Betelbüchſe, wie die Europäer die Tabaksdoſe zum Zeichen der Freundſchaft dar; auch darf der Geringere den Vornehmern nicht anreden, bevor er nicht Betel gekaut hat. Das Betelkauen überhaupt in gewiſſen Fällen unterlaſſen, wird für grobe Unhöflichkeit gehalten. Übrigens ſtärkt der Gebrauch des Betels auf eine beſondere Weiſe die Speicheldrüſen und die Verdauungswerkzeuge, ſo wie er überhaupt die Hautausdünſtung vermindert und dadurch der Schwächung vorbeugt, welche in den heißen Ländern aus der zu häufigen Ausleerung des Schweißes zu entſtehen pflegt. Der Betel färbt nicht allein den Speichel, ſondern auch die Excremente backſteinroth und zerfrißt bei zu häufigem Gebrauche die Zähne.

Bethlehem, der Geburtsort Chriſti, ein Dorf (ehemals eine Stadt) in Syrien, im Paſchalik Damaskus, an einem ganz mit Weinſtöcken und Ölbäumen bedeckten Berge, eine Meile ſüdlich von Jeruſalem, mit 300 Häuſern und 2400 griechiſchen und armeniſchen Einwohnern, welche hölzerne Roſenkränze und mit Perlmutter eingelegte Crucifixe für die Pilger verfertigen, und ſehr guten weißen Wein erbauen. In einer unterirdiſchen, unter dem Chor der Kirche eines hieſigen großen Kloſters befindlichen, reich mit ſilbernen und kryſtallenen Lampen ausgezierten Grotte wird ein mäßiges Becken von Marmor gezeigt, welches die Krippe ſein ſoll, in welche Chriſtus als Kind gelegt worden. — **Bethlehem**, die Hauptniederlaſſung der evangeliſchen Brüdergemeinde in Nordamerika, eine 1741 gegründete Stadt in der penſylvaniſchen Grafſchaft Nordhampton am Einfluß des verſchiedene Mühlen treibenden Manakiſſy-Croek in den Leheigh, 11 Meilen nordweſtlich von Philadelphia, 75° 14′ W. L. von Greenwich, 40° 37′ N. Br., mit einer ſchönen Kirche, 100 ſteinernen Häuſern und 1436 Einwohnern, welche deutſch ſprechen. Die drei verſchiedenen Häuſer für unverheirathete junge Männer, Mädchen und Wittwen zeichnen ſich durch ihre Größe und die in ihrem Innern herrſchende faſt klöſterliche Disciplin aus. In die damit verbundenen zweckmäßigen Koſtſchulen werden auch Kinder anderer chriſtlichen Glaubensverwandten aufgenommen.

Bethmann (Friederike), vorher verehelicht geweſene **Unzelmann**, war eine der erſten Zierden des berliner Nationaltheaters. Sie war um das Jahr 1760 geboren zu Gotha, wo ihr Vater, Namens Flittner, ein herzoglicher Beamter war. Nach dem Tode ihres Vaters verheirathete ſich ihre Mutter mit dem bekannten Schauſpieldirector **Großmann**. Dieſer ging mit ſeiner Familie in die Rheingegenden, nach Cöln, Bonn, Mainz u. ſ. w., wo ſich die Tochter mit Herrn Unzelmann, dem noch jetzt in Berlin lebenden, durch ſein reiches Talent allgemein beliebten und rühmlich bekannten Komiker, verheirathete, und zuerſt die Bühne betrat. Ihre angenehme Stimme machte, daß ſie ſich zuerſt in der Oper verſuchte, die ſie auch ſpäterhin nie ganz aufgab. Bald erhielt ſie durch Geſang und Spiel in muntern und naiven ſowohl als ſentimentalen Rollen großen Beifall, und wurde nebſt ihrem Gemahl nach Berlin gerufen, wo ſie ſich nach und nach zu einer der erſten Schauſpielerinnen, welche Deutſchland beſeſſen hat, ſowohl in der Tragödie, als in der Komödie, ausbildete. Im J. 1803 ließ ſie ſich von ihrem Gatten ſcheiden, um ſich mit dem ebenfalls am berliner Nationaltheater angeſtellten Schauſpieler Bethmann zu verheirathen. Sie ſtarb 1814. Eine wahrhaft ſchöpferiſche Phantaſie, ein tiefes und zartes Gefühl, ein ſcharfer Ver-

ſtand vereinigte ſich in ihr mit einem anmuthsvollen, mehr zarten als ſtarken Körper, einer ausdruckvollen Geſichtsbildung, und einer Stimme, welche durch Biegſamkeit und Wohllaut geſchickt war, das Gemüth im Innerſten zu bewegen, und mit ſeltener Vollkommenheit die leiſeſten Abſtufungen des Gefühls und des Gedankens zu bezeichnen. Wenn es oft, und nicht mit Unrecht dem deutſchen Schauſpielweſen zum Vorwurf gemacht worden iſt, daß man die Tragödie von der Komödie nicht ſo ſcharf trenne, daß jeder ihre beſondere Darſteller behalte; ſondern daß ſelbſt von Seiten dieſer der Ruhm der Allſeitigkeit dem der Vollendung in einem ſcharf begrenzten Fache vorgezogen werde, ſo muß man doch geſtehen, daß eben dieſe Einrichtung auch die Entwickelung ausgezeichneter Talente ungemein befördert, und auf der deutſchen Bühne die ſeltenſten Erſcheinungen hervorgebracht hat. Unter dieſe war die Bethmann unbedingt zu rechnen. In der Tragödie ſtrebte ſie mit hohem Glücke nach jener edlen Einfachheit, welche die Herrſchaft des Geiſtes über die Sinnlichkeit, der Menſchheit über die Natur offenbart, ohne daß ſie dem Ausdrucke der Gefühle und Leidenſchaften das Geringſte vergab, und ſo wahrhaft veredelte Natur darſtellte. Ihre Fürſtin in der Braut von Meſſina, Iphigenia in Göthe's unſterblichem Werke, Phädra, Orſina u. ſ. w., beweiſen dieſes zur Genüge. Im Luſtſpiel ſtanden ihr überall die heitern Grazien zur Seite, und mit dem ſchalkhafteſten Muthwillen wußte ſie die Sitte gebildeter Menſchheit unnachahmlich zu vereinen. Ihr höchſter Triumph war das Naive. Ihr Spiel war überall voll Seele, Wahrheit und unverkünſtelter Natur, ihre Gewandtheit unerreichbar, ihr feiner Tact in Auffaſſung alles deſſen, was zur Darſtellung einer Perſönlichkeit gehört, bewundernswürdig. Sie verſtand die dem Schauſpieler ſo wichtige Kunſt, ſich nicht nur paſſend, ſondern ideal und charakteriſtiſch zugleich zu kleiden, ſo gründlich, daß ſie, wo ſie erſchien, immer eine anziehende Erſcheinung gewährte. Ihre Declamation beſonders verdiente als Muſter aufgeſtellt zu werden, denn gleich entfernt von ſteifem Prunk und affectirter Betonung, ſo wie von falſch verſtandener Natürlichkeit und nachläſſiger Behandlung der Rede, welche mehr als Converſationsſprache ſein ſollte, ging ſie den ſchönen Mittelweg des Schicklichen und Paſſenden. Ob ſie gleich, noch ehe Iffland die Leitung der Bühne übernahm, die ſie zierte, ſchon als eine ausgezeichnete Darſtellerin anerkannt war, ſo iſt doch wohl nicht zu läugnen, daß ſie erſt, als ſie dieſes große Muſter der Menſchendarſtellung ſtudiren konnte, ſich in die heitern Höhen der Kunſt erhob. In ihren frühern Jahren war ſie auch bei der Oper angeſtellt geweſen, wo ſie durch ihre anmuthsvolle Stimme, ihren beſeelen Vortrag, verbunden mit dem ihr eigenen trefflichen Spiele allgemeinen Beifall fand.

Betonung, ſ. Accent.

Betrug. Die vorſätzliche Erweckung einer irrigen oder unrichtigen Vorſtellung bei einem Menſchen, um ihn zu einem Entſchluſſe zu beſtimmen, heißt ein Betrug. Da durch eine ſolche vorſätzliche Erweckung unrichtiger Vorſtellungen der andere geradezu gegen ſeine Beſtimmung handelt und dadurch ſeiner Perſönlichkeit entſetzt und zu einer Sache herabgewürdigt wird; ſo geht daraus ſchon von ſelbſt hervor, daß es gegen alle Sittlichkeit iſt, ſich einen Betrug zu Schulden kommen zu laſſen. Wenn ein ſolcher Betrug unter Perſonen, die einen Vertrag mit einander ſchließen, begangen wird; ſo verſteht es ſich übrigens von ſelbſt, daß dadurch, dem Naturrecht nach, für denjenigen, der den Betrug verübt, kein Recht erworben wird, obgleich

die poſitiven Geſetze dem Betruge, wenn er nur nicht gegen die Formalien verſtößt, nicht immer zu ſteuern im Stande ſind. Darf man aber zum voraus ſetzen, daß der Betrogene den Betrug hätte wiſſen können, und deſſen ungeachtet den Vertrag eingegangen iſt; ſo muß, den poſitiven Geſetzen zufolge, der Betrogene dieſen Vertrag zu ſeinem Schaden erfüllen, obgleich auch hier die Geſetze einer reinen Moralität gegen den Betrüger und für den Betrogenen ſprechen dürften.

Betrug der Sinne. Wenn wir ſagen, die Sinne trügen uns, ſo kann das keine andere Bedeutung haben, als ſie veranlaſſen uns zu einem Irrthume oder zu einem falſchen Urtheile über die Beſchaffenheiten der Dinge. Allein wir ſind es ſelbſt, die uns durch das übereilte Urtheil täuſchen, welches wir über diejenigen Dinge fällen, von denen uns die Sinne benachrichtigen. Die Sinne thun weiter nichts, als daß ſie uns die Eindrücke überliefern, welche ſie empfangen, und zwar auf dieſelbe Weiſe, wie ſie ſie empfangen. Wir aber ſetzen entweder zu dieſen Eindrücken etwas hinzu, was uns nicht von ihnen überliefert worden iſt, oder wir nehmen in Gedanken etwas davon ab. In beiden Fällen liegt es alſo an uns, wenn unſer Urtheil nicht mit dem Gegenſtande äußerlich übereinſtimmt.

Bettelmönche, ſ. **Orden.**

Bettelweſen, ſ. **Gaunerweſen.**

Bettinelli (Saverio), einer der berühmteſten italieniſchen Literatoren des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Mantua 1718. Nachdem er unter den Jeſuiten in ſeinem Vaterlande und zu Bologna ſtudirt hatte, trat er 1736 in das Noviciat dieſes Ordens. Er machte darin einen neuen Studiencurſus, und lehrte dann von 1739 bis 1744 die ſchönen Wiſſenſchaften zu Brescia, wo der Cardinal Quirini, der Graf Mazzuchelli, der Graf Duranti und andere Gelehrte eine glänzende Akademie bildeten. Er fing an, ſich hier durch einige für die ſcholaſtiſchen Übungen abgefaßte Poeſien bekannt zu machen. In Bologna, wohin er, die Theologie zu ſtudiren, gegangen war, fuhr er fort, ſein dichteriſches Talent auszubilden, und ſchrieb für das Theater des Collegiums ſeine Tragödie **Jonathan**. Hier zogen damals das von dem Grafen Marſigli geſtiftete Inſtitut, die Clementiniſche Zeichenakademie, die Schule des als Dichter und Aſtronomen berühmten Manfredi, Zanotti, Algarotti u. A. die Augen der gelehrten Welt auf ſich. Mitten in dieſem Verein vollendete Bettinelli ſeine Bildung. Die Direction des adeligen Collegiums zu Parma wurde ihm im Jahre 1757 anvertraut; er leitete hier beſonders die hiſtoriſchen und poetiſchen Studien und die Theaterübungen. Acht Jahre verweilte er daſelbſt, während welcher er mehrere Städte Italiens beſuchte. Hierauf machte er längere Reiſen durch Deutſchland und Frankreich, und wurde überall mit den geiſtreichſten Männern bekannt. Endlich kehrte er nach Verona zurück, und verblieb daſelbſt bis 1767, beſchäftigte ſich mit Predigen und Unterricht, und bekehrte, wie Pindemonte in ſeinen Poesie campestri ſagt, die Jugend in der Kirche zu Gott, und in ſeinem Hauſe zum guten Geſchmack. Nach der Aufhebung des Ordens 1773 kehrte er in ſein Vaterland zurück, wo er ſeine literariſchen Arbeiten mit erneutem Eifer wieder vornahm. Er gab mehrere Werke heraus, unter denen verſchiedene waren, durch die er auch die Gunſt der Frauen ſich zu erwerben ſuchte, namentlich ſeinen Briefwechſel zwiſchen zwei Frauen, ſeine Briefe an Lesbia über die Epigrammen, und endlich ſeine vier und zwanzig Geſpräche über die Liebe. Er hatte ſie 1796 eben herausgegeben, als die Belagerung Mantua's ihn nöthigte, die Stadt zu verlaſſen. Als ſich 1797 Man-

tua ergeben hatte, kehrte er dahin zurück, und widmete ſich, obwohl er bereits ein Achtziger war, ſeinen gewohnten Arbeiten. Im Jahre 1799 begann er eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke, welche 1801 zu Venedig beendigt ward, und aus 24 Duodezbänden beſteht. Noch als ein Greis von neunzig Jahren behielt er die Fröhlichkeit und Heiterkeit ſeines Geiſtes, und ſtarb endlich den 13. September 1808 mit der Faſſung eines Philoſophen und den Empfindungen eines religiöſen Mannes. Außer ſeinen bereits erwähnten Werken führen wir noch an: Risorgimento negli studi, nelle arti e ne' costumi dopo il mille (3 Bände), ein zwar nur oberflächliches Werk, dem es jedoch nicht an neuen und richtigen Anſichten fehlt, und Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi (1 Band), dasjenige von Bettinelli's Werken, welches das meiſte Aufſehen machte. Seine Poesie (3 Bände) enthalten ſieben poemetti, ſechzehn Briefe in Verſen, Sonette, Canzonen u. ſ. w. Ohne ſich darin als großen Dichter zu zeigen, erſcheint der Verfaſſer immer als ein eleganter und geiſtreicher Dichter. Voran geht eine Abhandlung über die italieniſche Poeſie.

Bettung, in Feſtungen die aus Balken und Bohlen beſtehende Bedeckung der Kanonenbänke. Oft nennt man auch andere Lager, worauf ein anderes Ding gelegt wird, Bettung, z. B. im Waſſerbaue die Grundlage einer Schleuſe u. ſ. w.

Beurtheilung überhaupt iſt die Beſtimmung der Wahrheit nach Gründen. Dieſe Gründe rühren nun entweder her von der Wahrheit des Gegebenen, aus welchem man ſchließen will, oder es ſind Folgen, welche bei Vorausſetzung des Gegebenen gezogen werden. Das Gegebene ſelbſt, in ſo fern dergleichen Folgen daraus gezogen werden, liefert die Beurtheilungsgründe. Dieſe ſind zweierlei: Beweisgründe der einen oder der andern Meinung (rationes dubitandi), oder Entſcheidungsgründe (rationes decidendi). Die Beweisgründe der ſtreitenden Meinungen (rationes dubitandi) ſind entweder einſeitig (unilaterales), wenn ſie nur auf eine Meinung paſſen, oder zweiſeitig (bilaterales), wenn ſie für die eine Meinung ſowohl, als für die andere angeführt werden können. Entſcheidungsgründe heißen diejenigen, welche beweiſen, welche von zwei angeführten rationibus dubitandi vorgezogen werden müſſe. Dieſe Entſcheidung kann nur auf zweierlei Weiſe geſchehen: einmal, wenn man einen höhern Grund angiebt, woraus erhellt, welcher von zwei einſeitigen Beweisgründen dem andern vorzuziehen ſei, oder zweitens, wenn man unter zwei ſtreitenden Gründen den einen widerlegen kann, wodurch alſo der Vorzug des einen vor dem andern erwieſen wird. Die erſtern können höhere oder poſitive Entſcheidungsgründe, die andern aber widerlegende Entſcheidungsgründe genannt werden. Es wird aber die Beweiskraft eines gegebenen Beweisgrundes widerlegt, wenn entweder klar gemacht wird, daß ein ſolcher gegebener zweiſeitiger Beweisgrund nur einſeitig ſei, und alſo für die eine Meinung allerdings beweiſe, aber auf die andere überhaupt, oder wegen beſonderer ſubjectiven Umſtände gar nicht paſſe. Kann man aber den Beweisgrund ſelbſt ſeinem Inhalte nach widerlegen, nämlich, kann man beweiſen, daß dasjenige, was darin als geſchehen oder ſonſt als Wahrheit angenommen wird, nicht wahr ſei, ſo braucht es weiter keiner Entſcheidung, man müßte denn ad hominem weiter fortſchließen wollen. Weil aber eine zweifelhafte Frage auch dadurch ausgemacht werden kann, ſo ſieht man, daß ſolche Widerlegungsgründe zu beiden

Claſſen, nämlich zu den Gründen von der Wahrheit des Gegebenen und zugleich auch zu den Entſcheidungsgründen, gehören. — Im Naturrechte rechnen einige das Recht der Beurtheilung unter die Majeſtätsrechte. Da iſt es nämlich das Recht, einen einzelnen Fall unter das Geſetz zu ſubſumiren und zu beſtimmen, ob er in demſelben beſtimmt ſei oder nicht. Dieſes Recht, ſagen ſie, iſt nicht in der richterlichen Gewalt begriffen, denn dieſe hat nur das Recht, einen beſtimmten Fall zu beurtheilen, und dies iſt nur ein Theil der beurtheilenden.

Beutel iſt bei den Türken die Summe von 500 Löwenthalern oder 250 Laubthalern, und wird darum ſo genannt, weil alles Gold und Silber, das in den Schatz des Serails kommt, in lederne Beutel gethan wird.

Bevölkerung. Unſere Erde enthält 9,288,000 Quadratmeilen, wovon zwei Drittheile mit Waſſer bedeckt ſind. Es bleiben demnach über drei Millionen feſtes Land. Rechnet man nun, daß jede Quadratmeile 3000 Menſchen ernähren kann; ſo könnten 9000 Millionen Menſchen auf der Erde leben. Wenn wir nun aber hiervon Wüſten, Steppen, Moräſte, Waldungen und Eisländer abrechnen: ſo müſſen wir dennoch annehmen, daß, ſelbſt nach dieſem Abzuge, wenigſtens 3000 Millionen darauf wohnen können. Gleichwohl zählt man nur gegen 1200 Millionen, nämlich in Aſien 650, in Afrika 150, in Amerika 150 und in Europa 160 Millionen. Die Bevölkerung der ganzen Erde könnte alſo beinahe um das dreifache größer ſein. Welch ein Unterſchied unter der Bevölkerung der einzelnen Länder unter ſich ſelbſt herrſcht, davon zeugt z. B. Rußland und Frankreich.

Bevölkerungspolitik. Weil man wahrgenommen, daß wohlhabende Staaten gewöhnlich auch volkreich ſind, ſo hat man, Urſache und Wirkung mit einander verwechſelnd, lange Zeit geglaubt, den Regierungen ſei keine größere Sorgfalt zu empfehlen, als die, für Vermehrung der Volksmenge; auch wähnte man, die Zunahme der letztern ſei ſtets als Zuwachs der Streitkräfte und der Macht eines Staates zu betrachten; daher kam die Maxime der Volksvermehrung ſogar als höchſtes Princip in die Staatslehre. Als unmittelbare Folgen dieſer irrigen Anſicht müſſen die verkehrten, theils ungerechten, theils lächerlichen und ſogar unſittlichen Maßregeln betrachtet werden, welche, um jenen Zweck zu erreichen, in vielen Ländern getroffen werden. Namentlich gehören dahin: Verbote des Auswanderns, Ermunterungen zum frühen Heirathen, Strafen auf das Nichtheirathen, Belohnungen auf die Erzeugung vieler Kinder, Auffoderungen zur Unzucht durch Findelhäuſer, Anlockung von Coloniſten u. d. m. In der neueſten Zeit erſt iſt man zu der vollen Überzeugung gelangt, daß die Regierungen weit ſeltener ihre Aufmerkſamkeit dahin zu richten haben, die Volkszahl zu vermehren, als vielmehr darauf, eine allzugroße Vermehrung zu verhüten. Malthus, der Hauptſchriftſteller über dieſen Gegenſtand (An essay on the principle of population, or a view of its past and present effects on human happiness. 3. Edit. London. 1806. überſ. ins Deutſche von Hegewiſch. Altona 1807) hat unwiderſprechlich dargethan, daß die Vermehrung der Menſchen in geometriſcher Progreſſion Statt finden könne, die Vermehrung der Nahrungsmittel hingegen höchſtens kaum in arithmetiſcher. Verſchwenderiſch, ſagt er, ſäet die Natur in den organiſirten Reichen den Saamen des Lebens aus, ſparſam iſt ſie in Anweiſung der Nahrung. Die Keime, welche die Erde jährlich gebiert, wenn ihnen voll-

kommne Entwickelung geſtattet würde, vermöchten Millionen Welten in wenig Jahrtauſenden zu füllen, aber der eiſerne Scepter der Nothwendigkeit zeichnet ihnen beengende Grenzen. Schon Franklin machte die Bemerkung, daß die unendliche Productiv-Kraft der Pflanzen und Thiere nur durch das Gedränge und den Kampf derſelben um gehörige Nahrungsmittel in Schranken gehalten werde. Auch der Menſch vermag durch keine Anſtrengungen der Vernunft dieſe Schranken niederzureißen. Euler berechnete nach einem Mortalitätsverhältniß von 1 zu 36, daß, wenn die Anzahl der Gebornen ſich zu der der Verſtorbenen wie 3 zu 1 verhielte, die Bevölkerung ſich binnen 12⅘ Jahren verdoppeln müßte. Und dieſe Verhältniſſe ſind nicht blos möglich, ſondern haben auch wirklich in mehreren Ländern, wenn auch nur auf kurze Zeit, Statt gefunden. Nimmt man aber auch, um ganz ſicher zu gehen, an, daß wenn keine Hinderniſſe eintreten, die Bevölkerung nur alle 25 Jahre ſich verdoppelt, ein Verhältniß, welches durch unbezweifelte Zeugniſſe bewährt wird; ſo nimmt die Volksmenge immer in geometriſcher Progreſſion zu. Ganz anders aber iſt das Verhältniß, worin die Erzeugniſſe der Erde zunehmen. Tauſend Millionen Menſchen verdoppeln ſich in 25 Jahren eben ſo leicht als einfache tauſend; nicht ſo die Nahrung. Wenn alles ackerbare Land urbar gemacht worden, ſo kann die Zunahme der Nahrungsmittel einzig von der Verbeſſerung des Bodens abhängen. Aber dieſe Quelle, ſtatt reichlicher zu fließen, muß unfehlbar jährlich mehr und mehr verſiegen; hingegen die Anzahl der Verzehrenden würde, wenn nur hinreichende Nahrung geſchafft werden könnte, mit unerſchöpflicher Kraft ſich vermehren, der Überfluß der einen Periode würde die folgenden in Stand ſetzen, einen noch größern zu liefern und ſo ohne Ende. — Menſchen, ſagt Möſer mit Recht, kann man mit einer Waare vergleichen, die, wenn ſie ſtark abgeht, auch ſtark verarbeitet wird. Wenn es einem Staate an Menſchen fehlt, wenn dem Ackerbau Hände mangeln, wenn große, productionsfähige Landſtriche ungebaut liegen, wenn ſich die Staatsbürger die meiſten ihrer zum Wohlſtand nothwendigen Bedürfniſſe von fremden Nationen verſchaffen müſſen; ſo ſchlage man nur die Conſtitutionsurkunde oder das Staatsgeſetzbuch auf und das Räthſel wird ſich bald löſen. Kein anderes Mittel in der Welt iſt im Stande, in irgend einem Lande auf eine dauernde und für die Nation unſchädliche Art eine ſtarke Bevölkerung hervorzubringen, als Erhöhung und Beförderung des Wohlſtandes der Nation. Wohlſtand iſt der Magnet, der Alles an ſich zieht; da, wo dem Streben nach ihm keine Hinderniſſe entgegen ſtehen, und ſei es eine Wüſte, wird ſich der Menſch hindrängen; der Trieb nach Wohlſtand iſt ſo allmächtig, daß endlich jede andere der Menſchheit auch noch ſo theure Neigung ihm nachſtehen muß, alſo ſelbſt die tief in der Natur der menſchlichen Seele liegende Anhänglichkeit an die Heimath. So iſt einſt Tyrus und Karthago entſtanden, ſo iſt Amerika in wenig Jahren mit einer großen Menſchenmenge bedeckt, und der Aufenthalt zerſtreuter nomadiſcher Jäger zu einem mächtigen, blühenden, noch immer im Wachsthum fortſchreitenden Freiſtaat umgeſchaffen worden; Löſung der Feſſeln dieſes Strebens nach Wohlſtand iſt der einzige Talisman, mit dem man, wie einſt Deukalion, Menſchen hervorbringt; allenthalben, wo dieſe Feſſeln gelöſt ſind, iſt auch Volksmenge. K. M.

Bewahrungsanſtalten würde man Erziehungsinſtitute für Kinder vom zweiten bis ſechsten Lebensjahre nennen können, in denen,

nächſt der beſſern körperlichen Wartung und Pflege durch wohleingerichtete Umgebungen, planmäßig anregende Gegenſtände der Anſchauung und gefliſſentliche Abwehrung aller Anläſſe zu übeln Eindrücken, für eine freie Entwickelung der kindlichen Anlagen zum Guten geſorgt und dem Schulunterrichte zweckmäßig vorgearbeitet werden ſoll. Wenn man die Menge von Waiſen, Findlingen und Kindern armer oder unverſtändiger Ältern bedenkt, welche in den erſten Lebensjahren verwahrloſ't werden und an Leib und Seele verkrüppeln; ſo muß man ſolche Anſtalten für ein dringendes Bedürfniß des Staates und der Menſchheit erklären, dem die Findelhäuſer, bei ihrer bisherigen Einrichtung und Verwaltung, nicht hinlänglich abhelfen konnten. Wolke hat die Idee der Bewahrungsanſtalten in ſeiner kurzen Erziehungslehre (Leipzig 1805) zur Sprache gebracht; in der Ausführung derſelben iſt uns nur das von der menſchenfreundlichen Fürſtin Pauline zu Detmold errichtete Bewahrinſtitut, in dem die gebildetſten Frauen ſichs zur Freude machen, abwechſelnd die Aufſicht zu führen, und der Verſuch des M. Heinze in Leipzig bekannt. E.

Bewegliche Feſte heißen diejenigen chriſtlichen Feſte, die nicht immer auf einen und denſelben Monatstag fallen, nämlich Oſtern und alle, deren Beſtimmung von Oſtern abhängt, wie Faſtnacht, der grüne Donnerstag, Charfreitag, Himmelfahrtstag, Pfingſten. Dagegen ſind die Marientage, der Michaelistag, Weihnachten u. a. unbewegliche Feſte, denn ſie fallen jedesmal auf denſelben Monatstag.

Bewegung eines Körpers iſt die Veränderung ſeiner äußern Verhältniſſe im Raume. Alle Veränderungen in der ganzen Natur oder doch in der ganzen Körperwelt beruhen auf der Bewegung, ohne welche alles todt und unwirkſam wäre. Bewegung iſts, die in den organiſchen Reichen der Schöpfung Leben hervorbringt, und auch die unorganiſchen Körper in Thätigkeit erhält. Zwar ſind uns die Natur und der Urſprung der Bewegung unbekannt, wohl aber laſſen ſich die Geſetze erkennen, nach denen ſie erfolgt. Von der Bewegung der Körper in ihrem Raume überzeugt uns blos die Erfahrung. Sehen wir, daß ein Körper ſeine äußeren Verhältniſſe in demſelben ändert, ſo ſchließen wir, daß er ſich bewege; ſein Beharren in denſelben Verhältniſſen nennen wir Ruhe. Bei Wahrnehmung veränderter Lagen oder Verhältniſſe der Körper pflegt man ſich oft zu täuſchen, und Ruhe und Bewegung zu verwechſeln. So ſcheinen von einem ſchnell fahrenden Kahne aus die Ufer und die darauf befindlichen Gegenſtände in Bewegung, der Kahn aber in Ruhe zu ſein. So leicht es in dieſem Falle iſt, den Irrthum gewahr zu werden, ſo ſchwer iſt es in andern geweſen, ſo daß Jahrtauſende dazu gehört haben, die Täuſchung zu enthüllen, z. B. in dem Verhältniß der Erde zu der Sonne. — Bei jeder wirklichen Bewegung ſind ſieben verſchiedene Umſtände zu betrachten, nämlich die Urſache derſelben, der bewegte Körper ſelbſt, die Richtung ſeiner Bewegung, ſein durch dieſelbe zurückgelegter Weg, die Zeit, die dazu erfodert worden, die Geſchwindigkeit und endlich die Größe der Bewegung. Was die Urſache der Bewegung betrifft, ſo iſt dieſelbe in ein vielleicht nie aufzuhellendes Dunkel gehüllt. Wir ſchließen mit Recht, daß eine Kraft vorhanden ſein müſſe, deren Wirkung die Bewegung iſt; wir ſehen dieſe Kraft ſelbſt in den Muskeln der Thiere und Menſchen; wir nehmen ferner wahr, daß ein in Bewegung geſetzter Körper einen andern ebenfalls in Bewegung ſetzen kann, daß die Planeten ſich bewegen, daß ein Stein aus der Luft ſich zur Erde niederbewegt u. ſ. w. Allein was dieſe Kraft ſei,

ihr Weſen und ihre Beſchaffenheit kennen wir nicht weiter. Das Wort Kraft iſt alſo blos die Bezeichnung einer Urſache, von der wir nichts weiter wiſſen, als daß ſie vorhanden iſt. Der bewegte Körper ſelbſt, oder vielmehr die Maſſe kommt bei der Bewegung darum in Betracht, weil von der Menge der Maſſe die Größe der Bewegung abhängt. Doppelt ſo viel Maſſe zu bewegen, erfodert doppelt ſo viel Kraft. Die Richtung der Bewegung eines Körpers iſt die Linie nach der Gegend hin, nach welcher ein bewegter Punct entweder ſeinen ganzen Weg hindurch oder an einer einzelnen Stelle deſſelben fortgeht. Wenn ſich alle Puncte eines Körpers durchaus auf gleiche Weiſe bewegen, ſo braucht man nur die Bewegung eines einzigen Punctes zu betrachten. Die durch die Bewegung dieſes Punctes beſchriebene Linie iſt der Weg oder die Bahn des bewegten Körpers. Iſt die Bahn geradlinig, ſo giebt ſie ſelbſt die Richtung der Bewegung an; iſt ſie krummlinig, ſo wird die Richtung an jeder Stelle durch die Tangente der krummen Linie an dieſer Stelle beſtimmt. Dieſe Tangente geht nämlich nach der Gegend hin, nach welcher der bewegte Punct an dieſer Stelle auch geht und zu gehen fortfahren würde, wenn er hier mit einemmale aufhörte, ſeine Richtung zu ändern. — Bewegen ſich nicht alle Puncte eines Körpers auf gleiche Weiſe, ſo muß die Bewegung eines jeden Punctes für ſich ſelbſt betrachtet werden, und aus dieſem Grunde kann man jede Bewegung als Bewegung eines Punctes betrachten. Unter Raum der Bewegung verſteht man die Länge ſeines durch die Bewegung zurückgelegten Raumes. Da nun immer die Bewegung von Puncten betrachtet wird, ſo iſt dieſer Raum allezeit eine Linie, und hierdurch wird die Betrachtung der Bewegung geometriſch. Zeit wird zu jeder, auch der kleinſten, Bewegung erfodert. Aus der Vergleichung des Raums, den ein Körper durchläuft, und der Zeit, die er dazu braucht, ergiebt ſich die Geſchwindigkeit ſeiner Bewegung. Ein Körper bewegt ſich geſchwinder als ein anderer, wenn er in derſelben Zeit einen größern Raum, oder denſelben Raum in kürzerer Zeit durchläuft. Bei der Größe der Bewegung kommt außer der Geſchwindigkeit noch die Menge der bewegten Maſſe in Betracht. Zwei Pfund bewegen iſt doppelt ſo viel, als ein Pfund mit derſelben Geſchwindigkeit bewegen. Einen Körper mit der Geſchwindigkeit 2 bewegen, iſt auch doppelt ſo viel als eben denſelben mit der Geſchwindigkeit 1 bewegen. Hieraus erhellt dann, daß z. B. zwei Pfund mit der Geſchwindigkeit 3 bewegen, ſechsmal ſo viel ſei, als ein Pfund mit der Geſchwindigkeit 1 fortführen. Die Bewegung iſt in mehr als einer Hinſicht verſchieden. In Rückſicht auf die Veränderung der Lage, aus welcher man ſie erkennt, iſt ſie entweder abſolut oder relativ. Wenn ein Körper aus einem Raume in den andern übergeht, ſo heißt dies ſeine abſolute Bewegung; relativ iſt ſie, wenn man die Gegenſtände, auf welche die Bewegung des betrachteten Körpers bezogen wird, gleichviel, ob ſie in Ruhe oder ſelbſt in Bewegung ſind, als feſte Standpuncte betrachtet. In Rückſicht auf die Veränderung der Lage iſt die Bewegung ferner entweder gemeinſchaftlich oder eigen, endlich entweder ſcheinbar oder wirklich. — In Rückſicht auf die Kräfte oder Urſachen, welche die Bewegung hervorbringen, iſt dieſelbe theils einfach, theils zuſammengeſetzt; erſteres, wenn ſie nur von einer einzigen oder von mehreren Kräften nach einerlei Richtung bewirkt wird, letzteres aber, wenn mehrere Bewegungen zuſammenkommen, deren verſchiedene Richtungen Winkel mit einander machen. In Hinſicht auf die Richtung iſt die Bewegung entweder gerad- oder krummlinig; endlich in

Hinſicht auf die Geſchwindigkeit entweder gleichförmig oder beſchleunigt oder vermindert, und die beſchleunigte wieder entweder ungleichförmig oder gleichförmig beſchleunigt, ſo wie die verminderte gleichförmig oder ungleichförmig vermindert.

Bewegung der Erde. Die Erde hat zwei Bewegungen, die tägliche um ihre Achſe, und die jährliche in ihrer Bahn um die Sonne. Die Lehre von der Bewegung der Erde iſt dadurch in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſo merkwürdig geworden, daß ſich hier der Menſch zum erſtenmale klar vom Scheine los machte, und es wagte, das Gegentheil von dem zu glauben, was die Menſchen — die Prieſter und die Kirche Jahrtauſende hindurch geglaubt und gelehrt hatten. Man kann nicht läugnen, daß die Lehre des Copernicus nicht allein die neue Aſtronomie begründet, ſondern daß ſie auch den Menſchen kühn gemacht, jeden Glaubensſatz zu bezweifeln, nachdem er hier geſehen, daß man 6000 Jahre hindurch irriger Weiſe die Ruhe der Erde gelehrt und geglaubt. In dieſer Hinſicht ſei dieſem Artikel ein größerer Umfang in einem Werke gegönnt, welches durch die Zuſammenſtellung alles Wiſſens den Charakter der neuern Zeit trägt. — Alle Meinungen der Alten über die Bewegungen der Erde waren bloße Philoſopheme, die aus der Pythagoräiſchen Schule entſprangen, welche bekanntlich das Feuer für den Mittelpunct der Welt hielt, um den ſich alles bewegte. So muß auch die Stelle von Ariſtarch von Samos gedeutet werden, welche Ariſtoteles in ſeinem Arenario anführt, und die unſtreitig das Beſte iſt, was das Alterthum hierüber aufzuweiſen hat. Ariſtarch kam als Pythagoräer darauf, daß er ſagte: daß die Erde ſich um ihre Achſe drehe und zugleich in einem ſchiefen Kreiſe um die Sonne; und daß die Entfernung der Sterne ſo groß ſei, daß dieſer Kreis gleichſam nur ein Punct gegen die Firſternenſphäre ſei, woher dann die Bewegung der Erde keine ſcheinbare Bewegung an den Sternen verurſache. Auf dieſen Satz konnte jeder Pythagoräer kommen, der die Sonne oder das Feuer für den Mittelpunct der Welt hielt, und der dann zugleich ein ſo guter Kopf und ein ſo guter Aſtronom war, wie Ariſtarch von Samos. Allein dieſes war nicht die Copernicaniſche Weltordnung. Die Bewegungen der Planeten, ihr Stillſtehen und ihr Rückwärtsgehen, dieſes war dasjenige, was die Aſtronomen nicht erklären konnten, und was ſie auf die verwickelte Bewegung der Epicykel gebracht, wodurch die Planeten in Radlinien um die Erde liefen. Ariſtarch lebte 280 Jahre vor Chr. Geburt, Hipparch, der große Aſtronom des Alterthums, 150 Jahre, alſo um 130 Jahre nach ihm. Damals waren noch alle Schriften des Ariſtarch vorhanden, und wenn in dieſen die Copernicaniſche Weltordnung geweſen, ſo hätte Hipparch nicht verzweifelt, die Bewegungen der Planeten zu erklären. Eben ſo Ptolemäus, der in ſeinem Almageſt, dem vollſtändigſten Werke des Alterthums über Aſtronomie, von der Copernicaniſchen Weltordnung des Ariſtach keine Erwähnung thut. Jeder Copernicaner ſpricht von der Bewegung der Erde, aber nicht jeder, der von der Bewegung der Erde ſpricht, iſt ein Copernicaner. Copernicus kam durch den verwickelten Planetenlauf auf ſein Syſtem, und in der Dedication ſeines unſterblichen Werkes: de revolutionibus orbium, an den Papſt Paul III. ſagt er; daß gerade aus dem Planetenlaufe die Wahrheit ſeines Syſtems hervorgehe, weil ihr Stillſtehen und Rückwärtsgehen, und wieder Stillſtehen und wieder Vorwärtsgehen ganz einfach und nothwendig aus der Bewegung der Erde um die Sonne hervorgehe, und man

nicht genöthigt ſei, zu den verwickelten Epicykeln ſeine Zuflucht zu nehmen. So viel von der Geſchichte dieſes Syſtems, das dem menſchlichen Verſtande ſo große Ehre macht, und von dem die Franzoſen behaupten, daß ſolches lange vor Copernicus vorhanden geweſen, und daß dieſer es nur aufgefriſcht, welche Meinung viele Deutſche mit flacher Rednerei wiederholt, die ungeachtet der ſo geprieſenen deutſchen Gründlichkeit doch nicht zu den Quellen gegangen waren. Copernicus gab ſein Werk, an dem er 36 Jahre gearbeitet, erſt ganz am Ende ſeines Lebens heraus. Es wurde in Nürnberg gedruckt, und das erſte Exemplar erhielt er nur ein Paar Tage vor ſeinem Tode. Er erlebte alſo die Verfolgungen nicht, welche die römiſchen Prieſter gegen ſein Syſtem erhoben. Dieſe fingen eigentlich erſt 100 J. ſpäter an (gegen 1610), als das Fernrohr erfunden, als die Jupitermonde und die ſichelförmige Geſtalt der Venus entdeckt, und hierdurch die Theilnahme an der Sternkunde und an der Aſtronomie aufs lebhafteſte aufgeregt wurde. Jede Stadt in Italien war damals ein kleines Athen, in welcher Künſte und Wiſſenſchaften blühten. Galilei lebte in großem Anſehen, und dieſer erklärte ſich für die neue Weltordnung und vertheidigte ſie auf alle Weiſe. Die römiſche Inquiſition lud ihn vor, und er mußte dieſe Lehre abſchwören. (S. den Artikel Galilei.) Die Theilnahme, die man an dem Schickſale des alten Mannes nahm, vermehrte die Theilnahme am Syſtem, und man ſuchte es von der einen Seite eben ſo heftig zu beweiſen, als von der andern es zu beſtreiten. Unter den Gründen gegen die Umdrehung der Erde hatte man immer den angeführt: daß ein Stein, der von der Spitze eines Thurmes falle, nicht nach Weſten zurückbleibe, ungeachtet während der 4 oder 5 Secunden ſeines Falles der Thurm doch um mehrere hundert Fuß nach Oſten rücke. Hierauf hatte Copernicus richtig geantwortet: daß der Stein beim Thurme bliebe, rühre daher, weil er dieſelbe Bewegung nach Oſten habe, und indem er falle, verliere er dieſe nicht, ſondern gehe mit nach Oſten. Galilei ſagte daſſelbe, und behauptete, das ein Stein, der auf einem ſchnellſegelnden Schiffe von der Spitze des Maſtes herabfalle, am Fuße deſſelben niederfalle, ungeachtet der Maſt ſich während des Falls vielleicht um 10 oder mehrere Fuß fortbewege. Gaſſendi ſtellte dieſe Verſuche im Hafen von Marſeille an, und die Steine fielen am Fuße des Maſtes nieder, wenn das Schiff auch mit vollen Segeln ging. Gallilei behauptete daher: man könne überhaupt keine Verſuche über die Umdrehung der Erde anſtellen, weil die Körper auf der bewegten Erde gerade ſo fielen, wie auf der ruhenden. Galilei ſtarb 1642. In demſelben Jahre wurde Newton geboren. Dieſer zeigte im J. 1679, daß Galilei's Meinung irrig geweſen, und daß man allerdings Verſuche über die Umdrehung der Erde machen könnte, die Kugeln würden aber nicht nach Weſten abweichen, ſondern öſtlich vom Lothpuncte fallen, aber nur wenig, bei einer Höhe von 300 Fuß etwa nur einen halben Zoll. Die Urſache ſei folgende: Weil die Spitze des Thurms weiter von der Erdaxe entfernt ſei, als der Fuß, ſo ſei dort der Schwung größer. Indem die Kugel falle, verliere ſie dieſen größeren Schwung nicht, und eile deßwegen dem Lothpuncte vor, ſo im Fußboden des Thurmes ſei, weil dieſer eine kleinere Geſchwindigkeit nach Oſten habe. Dieſen von Newton gegebenen Wink verfolgte Hooke — der ſo recht ein Meiſter Allerlei war, und beſtändiger Secretär der Akademie, — und ſtellte Verſuche über die Umdrehung der Erde bei 160 Fuß Fallhöhle an; behauptete

auch, daß ſie gelungen. Die Akademie ernannte den 14. Jan. 1680 eine Commiſſion, vor der er dieſe Verſuche wiederholen ſollte. Wahrſcheinlich ſind ſie mißlungen, da ihrer weiter keine Erwähnung in den Philos. Transactions geſchieht, und ſie wurden völlig vergeſſen, obſchon die Idee dazu vom berühmteſten und größten Manne in Europa herrührte. Erſt nach 112 Jahren wagte es ein junger Geometer in Bologna, Namens Guglielmini, dieſe vergeſſenen und von den Aſtronomen für unendlich ſchwierig gehaltenen Verſuche wieder aufzunehmen, und auf dem dortigen Thurme degli Asinelli bei einer Fallhöhe von 240 Fuß zu wiederholen. Nachdem er alle Schwierigkeiten überwunden, gelang es ihm, 16 Kugeln fallen zu laſſen, welche auch merklich gegen Oſten abwichen. Allein Guglielmini beging den Fehler, daß er nicht jedesmal das Loth aufhing, ſo oft er 3 oder 4 Verſuche in einer Nacht angeſtellt. Erſt nachdem alle vollendet, hing er das Loth auf, und da dieſes erſt nach 6 Monaten zu völligem Stillſtande kam, weil ſtürmiſches Wetter eingetreten, ſo hatte ſich unterdeß der Thurm etwas gekrümmt, ſein Lothpunct war verrückt, und ſeine Verſuche waren verloren. Dieſes war 1792. Im Jahr 1804 ſtellte Benzenberg dieſe Verſuche im Michaelisthurme in Hamburg an. Er ließ 30 Kugeln fallen, bei einer Fallhöhe von 235 Fuß, die Kugeln wichen im Mittel 4 Linien nach Oſten ab. Allein ſie wichen zugleich 1½ Linie nach Süden ab, welches wahrſcheinlich von einem kleinen Luftzuge im Thurme herrührte. Er wiederholte dieſe Verſuche im Jahr 1805 in einem Kohlenſchacht zu Schlebuſch in der Grafſchaft Mark, bei einer Fallhöhe von 260 Fuß, hier fielen die Kugeln im Mittel um 5 Linien nach Oſten, gerade ſo wie es die Theorie von der Bewegung der Erde für die Polhöhe von 51 Grad angiebt, — und übrigens weder nach Süden noch nach Norden. Aus dieſen Verſuchen hat La Place mit Hülfe der Wahrſcheinlichkeitsrechnung berechnet, daß man 8000 gegen 1 wetten könne, daß die Erde ſich um ihre Achſe drehe. Dieſe Verſuche geben einen ſo entſcheidenden und ſo in die Augen fallenden Beweis, daß ſelbſt Tycho und Riccioli das Copernicaniſche Syſtem würden angenommen haben, wenn ſie geſehen, daß die fallenden Körper nicht ſenkrecht fallen, ſondern immer etwas nach Oſten hinfliegen. Durch die Entdeckung des Fernrohrs, mittelſt deſſen die Axendrehung Jupiters bald beobachtet wurde, noch mehr aber durch Newtons Entdeckung von der allgemeinen Schwere und von der Natur der himmliſchen Bewegungen, wurde die Lehre von der Bewegung der Erde die ſiegende, und außer Mercier und den Bauern in Heriſau haben ſie in neuern Zeiten keine Männer von Bedeutung mehr bezweifelt. Die abgeplattete Geſtalt der Erde (ſ. Abplattung) und die Abnahme der Schwere gegen den Äquator hin, welche aus Richers und vieler andern Pendelverſuchen in den Äquatorialgegenden (ſ. Pendel) folgte, geben außerdem für die Axendrehung der Erde eben ſo einleuchtende Beweiſe ab, als die Abirrung des Lichts (ſ. d. Art.) für die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne; und ſo hat denn der Verſtand des Menſchen hier den vollſtändigſten Sieg über den Schein davon getragen, und über das römiſche Prieſterthum, das die Lehre von der Bewegung der Erde für eine Unwahrheit und für eine Ketzerei erklärte. Allein wie ſehr alles dem fortſchreitenden Geiſte der Zeit weicht, ergiebt ſich aus folgendem. Als Guglielmini im Jahr 1792 die Verſuche in Bologna anſtellte, half ihm hiebei Borſiali, Hausprälat

des Papſtes Pius VI.; dieſer maß unten die Abſtände der fallenden Kugeln. Die Geſchichte dieſer Verſuche findet ſich ausführlich in folgendem Werke: Verſuche über die Umdrehung der Erde von Benzenberg, Dortmund bei Mallinckrodt, 8 mit 7 Kupfern.

Beweis, im pſychologiſchen Verſtande, iſt die Anwendung des Verſtandes und der Vernunft zur Hervorbringung der Überzeugung bei uns und Andern. Das Mittel dazu ſind die Gründe und ihre Verknüpfung. Im logiſchen Verſtande iſt ein Beweis die Herleitung eines Satzes oder einer Wahrheit aus unbezweifelten Gründen in gehöriger Verknüpfung; denn der Verſtand iſt unbeſtechlich, und theilt ſeinen Beifall nur nach Beſchaffenheit ſeiner Einſicht in die Evidenz einer Wahrheit aus, und dieſe kann nur durch wahre Gründe des Beweiſes bewirkt werden. Ein Grund heißt wahr, wenn er den Geſetzen des Denkens gemäß iſt und jede Prüfung der Vernunft aushalten kann. Das Gegentheil hiervon iſt ein falſcher Grund. Das Fürwahrhalten aus wahren Gründen heißt Überzeugung. Diejenigen Nebenſätze, aus welchen die Wahrheit eines Hauptſatzes eingeſehen wird, heißen Beweisgründe (argumenta), und derjenige Satz, worauf bei dem ganzen Beweiſe alles ankommt, heißt der Hauptgrund (nervus probandi). Alle Beweiſe werden durch Schlüſſe geführt, oder können doch in ſolche aufgelöſt werden; denn vermittelſt der Schlüſſe wird die Wahrheit eines Satzes aus andern Gründen erkannt. Die Richtigkeit eines Beweiſes beruht daher auf der Wahrheit und Richtigkeit der Vorderſätze, und auf der Richtigkeit ihrer Verknüpfung nach logiſchen Regeln. Man fängt hierbei entweder von dem Schlußſatze oder dem Satze, den man beweiſen will, an, löſet denſelben in zwei Vorderſätze auf, und jeden von dieſen wiederum in ſeine Vorderſätze, ſo lange bis die Vorderſätze keiner fernern Auflöſung bedürfen oder man fängt bei den Vorderſätzen an, und läßt den Schlußſatz zuletzt folgen. Das erſtere iſt die *analytiſche* Art zu beweiſen, das andere die *ſynthetiſche*. Die Beweiſe a priori entſtehen, wenn die Überzeugung, welche durch den Beweis hervorgebracht wird, als ein Product aus der Einſicht in den Zuſammenhang allgemeiner Begriffe und Grundſätze betrachtet werden muß; Beweiſe a posteriori (*empiriſche Beweiſe*) können ſolche genannt werden, welche in der Überzeugung des Gefühls begründet ſind. Bei den Beweiſen a priori erkenne ich nicht nur, daß die Sache wahr iſt, ſondern auch, warum ſie wahr iſt; die Beweiſe a posteriori hingegen geben mir nur zu erkennen, daß die Sache wahr iſt, nicht aber, warum ſie wahr iſt. Die Beweiſe a priori folgern das Daſein oder Nichtdaſein einer Sache aus dem Geſetze oder der Wirkung, welche aus der Urſache hervorgeht, und können auf förmliche Schlußſätze gebracht werden. Die Beweiſe a posteriori ſchließen die Wahrheit oder Falſchheit der Regel aus der Aufzählung der gegebenen Fälle. Wenn ein Beweis a priori aus bloßen Begriffen geführt wird, ſo iſt er ein *dogmatiſcher* (*discurſiver*, *akroamatiſcher*) Beweis. Sie heißen *akroamatiſche* oder *discurſive* Beweiſe, weil ſie ſich nur durch lauter Worte (d. h. den Gegenſtand in Gedanken) führen laſſen, und niemals zu eigentlicher Anſchauung gebracht werden können. Zu den Beweiſen a priori rechnet man auch die *transſcendentalen Deductionen*. Soll nämlich unſere Erkenntniß a priori kein bloßes Spiel mit Begriffen ſein, ſo muß ihr eine objective Realität verſchafft werden können. Dies geſchieht dadurch, daß man die Mög-

lichkeit der Erfahrung zeigt, und dies heißt die transſcendentale Deduction derſelben. Daß eine ſolche nicht anders als a priori geführt werden könne, lehrt der Begriff. Auch gehören zu den Beweiſen a priori die eigentlich ſogenannten Demonſtrationen, welches apodiktiſche Beweiſe ſind, in ſo fern ſie intuitiv (anſchaulich) ſind, dergleichen aber nur die Mathematik aufzuweiſen hat, weil dieſe ihre Erkenntniß nicht mit den Begriffen allein, ſondern auch aus ihrer Conſtruction ableitet. Dadurch, daß ſie z. B. den Begriff von einer beſtimmten Figur auf der Tafel verzeichnet, bringt ſie ihn zur Anſchauung, und zwar zu einer ſolchen Anſchauung, die dieſer Figur ihrem Begriffe entſprechend, a priori gegeben werden kann. Dies iſt der höchſte Grad von Evidenz, welcher alle Möglichkeit des Gegentheils mit einemmale abſchneidet, und den Verſtand zum Beifallgeben nothwendiger Weiſe zwingt. Die Beweiſe a priori geben Überzeugung des Verſtandes, die Beweiſe a posteriori (die empiriſchen Beweiſe) hingegen geben nur Überzeugung des Gefühls. Die Beweiſe ſind ferner entweder directe oder indirecte. Wenn man nämlich die Wahrheit einer Sache aus richtigen Grundſätzen im Zuſammenhange und ohne Hinſicht auf das Gegentheil derſelben darthut, ſo iſt dies ein directer (oſtenſiver) Beweis; wenn aber aus der Falſchheit des Gegenſatzes auf die Wahrheit des Gegebenen der Schluß gemacht wird, ſo iſt es ein indirecter (apogogiſcher) Beweis. Dieſer letzte Beweis kann zwar Gewißheit, aber nicht Begreiflichkeit der Wahrheit, in Anſehung ihres Zuſammenhanges mit den Gründen ihrer Möglichkeit, hervorbringen. Daher iſt dieſer Beweis, ſo zu ſagen, nur eine Nothhülfe. Sein Vorzug aber beſteht darin, daß der Widerſpruch durch ihn deutlicher einleuchtet, als bei der erſten Verknüpfung eines oſtenſiven Beweiſes. In Anſehung des Zweckes, den man ſich bei Beweiſen vorſetzt, werden dieſe in Beweiſe ad veritatem und ad hominem eingetheilt. In jenen nimmt man den Beweisgrund ſelbſt als wahr an, in dieſen zeigt man nur, daß jemand wegen ſeiner angenommenen Sätze etwas als wahr zugeben müſſe, wie z. B. wenn man gegen einen Skeptiker aus demjenigen, wozu er ſich wider Willen und gezwungen bekennen muß, etwas beweiſ't. — Beweis in der Rechtswiſſenſchaft iſt zweierlei: einmal verſteht man darunter, das Geſetz anführen, welches das Recht der einen oder der andern Partei in Schutz nimmt; zweitens auch formgerechte Darſtellung der juriſtiſchen Wahrheit in Betreff der bezweifelten Thatſache. Die letztere Art des Beweiſes wird im Criminalprozeſſe nach vorgeſchriebenen Förmlichkeiten von den Parteien ſelbſt geführt, ſo wie er in Criminalſachen Zweck der richterlichen Unterſuchung iſt. Die Form der civilrechtlichen Beweisführung iſt eins der wichtigſten Capitel der Prozeßordnungen und an der Behandlung der Beweismaterialien iſt der geſchickte Advocat, an richtiger Abwägung der Beweisreſultate der weiſe Richter zu erkennen. Der Beweis wird entweder vom Richter auferlegt, oder nachgelaſſen, oder vorbehalten, und hat zur Folge, daß die andere Partei dawider den Gegenbeweis führen darf. Die Geſetze binden die Beweisführung an gewiſſe peremtoriſche Friſten, und ſchreiben dem Gebrauche der Beweismittel beſtimmte Formen vor. Beweismittel ſind: Zeugen, Urkunden, Beaugenſcheinung, Gutachten der Sachverſtändigen und Eideszuſchiebung. Der Gegenſtand des Beweiſes ſind zweifelhafte Thatſachen, und deſſen Zweck die Eruirung (Auffindung) der Wahrheit. Man nimmt nach den Reſultaten der Beweisführung

einen vollen, halben, mehr als halben und weniger als halben; nach der Beſchaffenheit und Zuſammenſtellung der Beweismittel einen künſtlichen und natürlichen, einfachen und zuſammengeſetzten; nach der mehr oder minder unbeſtändigen Form einen ſolennen und ſummariſchen Beweis an. Nach geführten Beweiſen wird über deren Form und nach der Vollendung der Beweiſe über deren Reſultate endlich erkannt. Man iſt nicht im Stande, einem Nichtjuriſten die Theorie des Beweiſes zu verdeutlichen, ohne ihn das ganze künſtliche Lehrgebäude der Rechtswiſſenſchaft durchwandern zu laſſen, welches in den meiſten Fällen nicht thunlich, und beinahe in allen höchſt zwecklos ſein würde.

Bewußtſein. Wenn wir eine Sache von der Vorſtellung, die wir von ihr in uns haben, und die Vorſtellung und ihr Object von uns ſelbſt unterſcheiden; ſo nennen wir dies Bewußtſein. Das Bewußtſein iſt demnach derjenige Zuſtand, in welchem wir die Vorſtellungen der Dinge als Veränderungen in uns nebſt ihren Gegenſtänden, ſowohl unter ſich, als von uns ſelbſt unterſcheiden. Derjenige Zuſtand, welcher dieſem geradezu entgegengeſetzt iſt, iſt der Zuſtand der Ohnmacht, wo jedes Bewußtſein aufhört. Erklären läßt ſich das Bewußtſein weiter nicht, weil es ein einfacher Begriff iſt, der ſich durch keinen verwandten Begriff anſchaulich machen läßt, ſondern vielmehr bei jedem vorausgeſetzt werden muß. Die Erfahrung lehrt uns blos, daß wir uns der Veränderungen in uns bewußt ſind, oder doch bewußt ſein können. Dieſe Veränderungen bewirken dasjenige, was wir im Allgemeinen unſern Zuſtand im moraliſchen Sinne nennen. Dies macht unſer **empiriſches Bewußtſein** aus. Nach demſelben ſind wir uns der abwechſelnden Zuſtände in uns, unſerer angenehmen und unangenehmen Empfindungen, überhaupt alles desjenigen, was in uns gedacht und empfunden wird, bewußt, und unterſcheiden dieſe von den vorhergehenden Zuſtänden, woraus alsdann relatives Vergnügen oder Mißvergnügen entſteht. Da nun aber dieſe Zuſtände immerfort wechſeln, ſo muß mit ihnen auch dieſes Bewußtſein abwechſeln; es iſt alſo das empiriſche Bewußtſein wandelbar. Alle Vorſtellungen haben eine Beziehung auf ein mögliches empiriſches Bewußtſein; denn ſonſt wäre es ganz unmöglich, ſich ihrer bewußt zu werden, und ſo würden ſie für uns gar nicht exiſtiren. Alles empiriſche Bewußtſein aber hat eine nothwendige Beziehung auf ein **transſcendentales Bewußtſein**, d. h. ein ſolches, welches vor aller Erfahrung vorausgeht. Dies iſt das Bewußtſein meiner ſelbſt, oder die urſprüngliche Apperception. Nach derſelben muß in unſerer Erkenntniß alles Bewußtſein zu einem Bewußtſein meiner ſelbſt gehören. Dieſes iſt nun die Bedingung der Möglichkeit aller Vorſtellungen, daß wir uns nämlich *a priori* der durchgängigen Identität unſerer ſelbſt in Anſehung aller Vorſtellungen, die zu unſerer Erkenntniß jemals gehören können, bewußt ſind. Es iſt die bloße Vorſtellung Ich, als die Bedingung der Einheit und des nothwendigen Zuſammenhangs aller Vorſtellungen. Hierin eben beſteht das **transſcendentale Bewußtſein**. Daher iſt der Satz, daß **alles verſchiedene empiriſche Bewußtſein in einem eigenen Selbſtbewußtſein verbunden ſein müſſe**, der ſchlechthin erſte und ſynthetiſche Grundſatz unſers Denkens überhaupt.

Beilegen oder **Beidrehen** heißt in der Schifferſprache, die Segel des Schiffes ſo gegen einander richten, daß ſich der Wind darin fängt und das Schiff mit gleicher Kraft vorwärts und rückwärts treibt, wodurch es zum Stillſtehen gebracht wird; man ſieht dies

Manoeuvre oft anwenden bei heftigem Sturme, oder wenn das Schiff in einer Gegend verharren ſoll, wo man nicht ankern kann oder nicht ankern will. Die Einwirkung des Windes wird dadurch freilich bedeutend gemäßigt, deſto abhängiger aber wird das Schiff von dem Strome, und deſto gefährlicher die nahe Küſte, zumal wenn ſie unter dem Winde liegt.

Beyme, ehemals königl. preuß. Großkanzler, jetzt Staatsminiſter und Mitglied des Staatsraths für die Section der Juſtiz, ſpeciell beauftragt mit der Organiſation des Juſtizweſens in den Rheinprovinzen. Er iſt gegen das Jahr 1770 geboren, und erhielt ſeinen erſten Unterricht auf dem halliſchen Waiſenhauſe. Nach vollendeten Studien trat er in die juriſtiſche Laufbahn. Als Kammergerichtsrath zu Berlin erwarb er ſich bald den Ruf eines ſcharfſinnigen und überaus thätigen Juriſten, und ward mit zwei andern Geſchäftsmännern zum königl. geheimen Cabinetsrath vorgeſchlagen, als der edle, an Geſinnung und Wiſſen wahrhaft humane Menke, welcher dem jungen König zuerſt Liebe erworben, und Glorie über deſſen Regierungsanfang verbreitet hatte, durch gänzliche Erſchöpfung ſeiner phyſiſchen Kräfte verhindert wurde, mit der nie getrübten Klarheit ſeines Geiſtes und Herzens die Geſchäfte des Cabinets noch länger zu leiten. Auf den erſten Blick ward Beyme von dem König erkohren, deſſen eigne Geradheit von der Offenheit des Mannes im Ausdruck der Rede, des hellen Auges, in der beſtimmten und lebendigen Haltung angezogen zu ſein ſcheint. Von nun an ſchenkte er demſelben auch 7 Jahre hindurch bis zu der unglücklichen Kataſtrophe der preuß. Monarchie ununterbrochen ſein ganzes Vertrauen. Der Poſten eines königl. geheimen Cabinetsrathes für die innere Staatsverwaltung war damals von einer Macht bekleidet, welche das Anſehen der ſämmtlichen Staatsminiſter weit überwog. Beyme beſaß alle erforderliche Eigenſchaften, nur daß man zweifeln mußte, ob er die umfaſſende allgemeine Bildung, die gründlichen Kenntniſſe in allen Zweigen der Staatswiſſenſchaft beſitze, welche demjenigen unentbehrlich ſind, der beſtändiger Rath eines unumſchränkten Königs für alle Theile der Staatsverwaltung ſein ſoll. Es hat ſich gezeigt, daß er wenigſtens bemüht war, ſich dieſe allgemeinen und umfaſſenden Kenntniſſe anzueignen und beſtimmte Anſichten von allen Gattungen der Staatsgeſchäfte zu gewinnen. Nach der Zertrümmerung der preuß. Monarchie war es unmöglich, die alte Regierungsmaſchine wieder einzurichten und fortgehen zu laſſen. Freiherr von Stein übernahm es, der Schöpfer eines neuen preuß. Staates zu werden. Ein heftiger Gegner der bisherigen Cabinetsregierung, wollte er ſie bis auf die letzte Spur vertilgen. Aber es gereicht zum großen Lobe Beyme's, daß gleichwohl jener unumwundene Staatsmann gegen ſein beſtimmtes und nie zu bezweifelndes juriſtiſches Verdienſt Achtung genug empfand, um ihn dem König, der gern darauf einging, zur Würde des Großkanzlers zu empfehlen. Keiner unter den alten Staatsminiſtern Preußens hatte den Rang, die Wirkſamkeit, die nöthigen ſelbſtſtändigen Grundſätze eines ſolchen gegen den mächtigen Cabinetsrath ſo zu behaupten gewußt, als der Freiherr von Hardenberg. Schon deßhalb mochte die Revolution in der preuß. Staatsverwaltung, welche dieſen als Staatskanzler an die Spitze brachte, für Beyme nicht angenehm ſein; aber in eine Organiſation, wodurch die Miniſter von dem Kanzler ziemlich abhängig werden ſollten, glaubte er ſich nicht fügen zu dürfen. Er bekam deßhalb ſeinen Abſchied als Großkanzler; weil indeß auch Hardenberg ein zu großes eigenes Verdienſt und zu hohes Gemüth beſitzt, um das

Verdienſt nicht auch am Gegner zu achten, blieb Beyme bald in dieſer, bald in jener Thätigkeit für den Staat. In den J. 1813 und 1814 war er Civilgouverneur von Pommern. Aber auch hier gelang es ihm nicht, durch ſeine Geſchäftsführung die ihm nachtheilige Stimmung des Volks zu vermindern. Im J. 1815 ward er Staatsminiſter und 1816 in den Adelſtand erhoben. Ihm ward die Organiſation der Rechtspflege übertragen, doch wurde er ſeines Miniſterpoſtens im J. 1819 wieder enthoben.

Beys ſind eigentlich türkiſche Befehlshaber in Städten und Seehäfen, von geringerem Stande als die Baſſen, und haben nur einzelne Provinzen zu regieren.

Bezoar, Bezoarſtein, eine Kugel, die ſich in dem Magen einiger Thiere, beſonders des Ziegen- und Antilopengeſchlechtes, aus Haaren und Pflanzenfaſern bildet. Man theilt die Bezoarſteine in orientaliſche, occidentaliſche und gemeine ein. Die erſtern werden für die koſtbarſten gehalten; ſie ſind zarter und glatter als andere, auswendig ſehen ſie graͤulich oder bläulich aus, inwendig beſtehen ſie aus zarten, blätterigen Theilen, die faſt wie die Schalen der Zwiebel über einander liegen. Ehemals wurde dieſen Körpern eine beſondere Heilkraft zugeſchrieben; jetzt aber iſt der Glaube daran verſchwunden.

Bezifferung. Wenn der harmoniſche Inhalt eines Tonſtücks, nachdem er in einzelne Theile, die man Accorde nennt, aufgelöſ't worden iſt, zum Behufe des Generalbaßſpielers oder desjenigen, der eine vollſtimmige Muſik auf einem Clavierinſtrumente begleitet, durch Zahlen oder andere Zeichen über den Noten der Grund- (Baß) Stimme dargeſtellt wird, pflegt man dies die Bezifferung zu nennen. Da zu den Tönen einer Grundſtimme ganz verſchiedene Folgen von Accorden Statt finden können, ſo kommt der Generalbaßſpieler, auch bei der größten Aufmerkſamkeit auf den Fortgang der Melodie und Harmonie, ohne Bezifferung des Baſſes ſehr oft in den Fall, daß er zu dieſem oder jenem Grundton einen ganz andern Accord anſchlägt, als denjenigen, deſſen ſich der Tonſetzer bedient hat. Hieraus ſieht man, wie nöthig die Bezifferung der Grundſtimmen bei ſolchen Tonſtücken iſt, wobei man, wie z. B. bei den Kirchencantaten, gewohnt iſt, den Generalbaß zu ſpielen. Die Bezifferung einer Grundſtimme beſteht nun eigentlich darin, daß man die Intervallen desjenigen Accordes, deſſen ſich der Tonſetzer bei dieſer oder jener Note des Baſſes bedient hat, vermittelſt ihrer Zahlen anſchaulich macht. Dies geſchieht auf folgende Weiſe. Wenn z. B der Grundton des Baſſes c heißt, ſo muß unterſucht werden, zu welchem Accorde dieſer Ton der Grundton iſt, ob zu c dur, c moll, f dur, f moll u. ſ. w. Iſt nun der Accord c dur, d. h. iſt er der gewöhnliche Dreiklang, welcher aus dem Grundtone, der großen Tertie, Quinte und Octave beſteht, ſo iſt man dahin übereingekommen, daß dieſer Dreiklang entweder gar nicht, oder doch nur mit der Zahl 3 bezeichnet und dadurch zu erkennen gegeben wird, daß zu dem Grundtone c die große Tertie, alſo e genommen werden ſolle, wobei ſich dann die Quinte und Octave von ſelbſt ergeben. Soll aber dieſer Grundton c den Mollaccord andeuten, ſo ſetzt man über dies c ein b, und dies b zeigt in dieſem Falle an, daß zu dem Tone c die kleine Tertie es genommen werden ſoll, wo ſich alsdann die Quinte und Octave abermals von ſelbſt ergeben. Auf gleiche Weiſe wird nun auch der Sextenaccord blos mit 6, und der Septimalaccord mit 7 bezeichnet, obgleich jener außer der Sexte auch noch die Tertie, dieſer aber außer der Septime noch die Terz und Quinte

enthält. Alle übrigen Accorde jedoch, außer dem eigentlichen Dreiklange, dem Sexten- und Septimenaccorde, werden gänzlich durch Zahlen ausgedrückt, wie z. B. der Quart-Sextenaccord durch 6/4 u. ſ. w. Sind die Accorde aber Molltöne, ſo wird vor die jedesmaligen Zahlen ein b geſetzt, wo alsdann h, b, ſtatt a, as u. ſ. w. geſpielt oder geſungen wird. Pq.

Bianchi, kaiſerl. öſterr. Feldmarſchall, berühmt durch ſeinen glücklichen Feldzug gegen Murat im J. 1815. Schon früher hatte er ſich vortheilhaft ausgezeichnet, namentlich in der leipziger Völkerſchlacht 1813. Beim Einrücken der Alliirten in Frankreich 1814 commandirte er ein Corps des linken Flügels, trug zu dem Erfolge bei Bar ſur Aube weſentlich bei, und ward ſodann gegen Lyon, wo Augereau ihm entgegenſtand, geſandt. Er bemächtigte ſich dieſer Stadt zu derſelben Zeit, als die Hauptarmee Paris einnahm. Bei Buonaparte's Rückkehr von Elba 1815 befand ſich Bianchi in Italien, wo er ein Corps in den drei Legationen commandirte. Hier ward er unerwartet von Murat mit einer überlegenen Heeresmacht angegriffen. Er zog ſich daher in guter Ordnung zurück und erreichte den 5. April Carpi. Acht Tage darauf rückte er mit einem beträchtlichen Corps von Bologna auf Florenz und Foligno, um den Neapolitanern den Rückzug abzuſchneiden. Dies Manoeuvre war von den entſcheidendſten Folgen. Die neapolitaniſche Armee, in allen Richtungen beunruhigt und bedroht, ließ ihre ganze Artillerie im Stich, und zerſtreute ſich bald in den Gebirgen. Der Überreſt endlich capitulirte bei Caſa-Lanza. Bianchi drang unaufhaltſam in das Königreich Neapel vor, wo Murats Herrſchaft ſofort ein Ende nahm. Ferdinand IV. belohnte nach ſeiner Rückkehr die Dienſte des ſiegreichen Feldherrn mit Ertheilung ſeiner Orden und des Titels eines Herzogs von Caſa-Lanza, verbunden mit einer Dotation von 9000 neapolitaniſchen Ducaten. Im J. 1816 erhielt Bianchi das Gouvernement von Galizien.

Bianchini (Franceſco), ein berühmter italieniſcher Gelehrter, geboren zu Venedig 1662. Nach Vollendung ſeiner erſten Studien in ſeinem Vaterlande begab er ſich nach Bologna, wo er in dem Collegium der Jeſuiten ſeinen rhetoriſchen und philoſophiſchen Curſus machte. Mathematik und Zeichenkunſt beſchäftigten ihn in der Folge. Er ging 1680 nach Padua und ſtudirte dort Theologie, Mathematik und Phyſik, worin der gelehrte Montanari ſein Lehrer war, die Anatomie und mit Vorliebe die Botanik. Für die geiſtliche Laufbahn beſtimmt, begab er ſich nach Rom, und ſtudirte hier die Jurisprudenz, jedoch ohne ſeine Arbeiten über die Experimentalphyſik, die Mathematik und Aſtronomie aufzugeben. Er verband ſich mit den ausgezeichnetſten Gelehrten, und vermehrte ſeine Kenntniſſe durch das Griechiſche, Hebräiſche und Franzöſiſche. Die Antiquitäten wurden nun ein Hauptgegenſtand ſeiner Beſchäftigungen. Er brachte ganze Tage unter den alten Denkmählern zu, befand ſich bei allen Nachgrabungen, beſuchte alle Muſeen und zeichnete mit eben ſo viel Geſchmack als Geſchicklichkeit alte Denkmähler. Als nach Innocenz XI. Tode der Cardinal Ottoboni unter dem Namen Alexander VIII. den päpſtlichen Stuhl beſtieg, verlieh dieſer dem Bianchini ein reiches Kanonikat, und ernannte ihn zum Aufſeher und Bibliothekar ſeines Neffen, des Cardinals Pietro Ottoboni. Papſt Clemens XI. ſetzte dieſe Gunſtbezeigungen fort und erwählte ihn zum Secretär der mit der Kalenderreform beſchäftigten Commiſſion. Bianchini bekam den Auftrag, in der Kirche S. Maria degli Angeli eine Mittagslinie zu ziehen und einen Sonnenzeiger zu errichten, und brachte dieſe ſchwere Arbeit, bei welcher der gelehrte Maraldi ihm

half, glücklich zu Stande. Als er von einer Reiſe durch Frankreich, Holland und England zurückkehrte, faßte er die Idee, in Italien von einem Meere zum andern eine Mittagslinie nach dem Muſter derjenigen zu ziehen, welche der berühmte Caſſini mitten durch Frankreich gezogen hatte, und beſchäftigte ſich 8 Jahre auf ſeine Koſten damit; allein andere Arbeiten zerſtreuten ihn, und dies Werk blieb unvollendet. In den J. 1727 und 28 erſchienen zwei wichtige Werke von ihm, eins über die Venus, das andere über Auguſts Grabmahl, mit welchen er ſeine Laufbahn beſchloß. Er ſtarb 1729; ſein Vaterland ließ ihm in dem Dom zu Verona ein Denkmahl errichten. Seine zahlreichen Schriften ſind Zeugen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit, mit welcher er Beſcheidenheit und die gefälligſten Sitten verband.

Bias, des Teutamus Sohn, war zu Priene, einer der vorzüglichſten Städte Joniens, gegen das J. 570 vor Chr. Geb. geboren. Er widmete ſich dem Studium der Philoſophie, welche noch nicht in leeren Speculationen beſtand, da diejenigen, die man mit dem Namen von Weiſen belegte, ſich vornehmlich mit der Moral und Politik beſchäftigten. Bias that ein gleiches und pflegte zu ſagen, daß unſere Kenntniſſe von der Gottheit ſich darauf beſchränken, daß wir wiſſen, ſie exiſtire, und daß man ſich jeder Unterſuchung über ihr Weſen enthalten müſſe. Er ſtudirte vornehmlich die Geſetze ſeines Vaterlandes und wandte die dadurch erlangten Kenntniſſe zum Nutzen ſeiner Freunde an, indem er für ſie vor Gericht ſprach oder ihre Streitigkeiten als Schiedsrichter ſchlichtete. Von den ihm zu Theil gewordenen Glücksgütern machte er einen edeln Gebrauch. Da die Niederlage des Crõſus und die Eroberung Lydiens von Cyrus die Jonier ſehr beunruhigte, welche einen Angriff des Siegers beſorgten, rieth er ihnen, ſich mit ihrem Eigenthum einzuſchiffen, und ſich auf Sardinien, einer der fruchtbarſten Inſeln des mittelländiſchen Meeres, niederzulaſſen; aber ſeine Meinung ward nicht befolgt, und nach einem vergeblichen Widerſtande wurden die Jonier von den Feldherrn des Cyrus unterjocht. Die Einwohner von Priene ſelbſt, welches Mazares belagerte, beſchloſſen, mit ihren Koſtbarkeiten die Stadt zu verlaſſen. Bei dieſer Gelegenheit antwortete er einem ſeiner Mitbürger, der ſich wunderte, daß er keine Anſtalt zu ſeiner Abreiſe machte: „Ich habe alles bei mir." Bias blieb in ſeinem Vaterlande, wo er in einem hohen Alter ſtarb, nachdem er noch für einen ſeiner Freunde vor Gericht geſprochen. Seine Landsleute beſtatteten ſeinen Leichnam prachtvoll und ehrten ſein Gedächtniß. Man kannte von ihm keine weiteren Werke, als ein Gedicht über die Mittel, Jonien glücklich und blühend zu machen; dagegen führte man eine Menge von ſeinen Sittenſprüchen und Lehrſätzen an. Bias ward zu den ſieben Weiſen Griechenlands gezählt.

Bibbiena (Fernando). Sein Vater, Giovanni Maria Galli, ein Mahler und Architekt, legte ihm den Namen Bibbiena von einer Stadt in Toscana bei, wo er (der Vater) geboren worden. Obgleich der Vater ein Schüler Albani's war, ſo zeichnete er ſich doch als Mahler nicht ſonderlich aus; der Sohn hingegen, welcher 1657 zu Bologna geboren war, beſaß die glücklichſten Anlagen für die Kunſt, welche ſich ſchon von ſeiner Kindheit an zeigten. Carlo Cignani, ein geſchickter Zögling der Albaniſchen Schule, gewann ihn daher bald beſonders lieb, und flößte ihm, indem er ihn für das Praktiſche der Kunſt bildete, Neigung ein, ſich mit Kenntniſſen zu bereichern. Zuerſt ſtudirte Fernando die Geometrie, welche ihn mit Richtigkeit die Formen, die er copiren wollte, betrachten lehrte. Alsdann beſchäftigte er ſich mit architektoni-

ſchen Zeichnungen, als dem der hiſtoriſchen Gattung, wofür Cignani ihn beſtimmte, unentbehrlichen Studium. Aber jener fühlte eine angeborene Neigung für dieſe ſchöne Kunſt und ward Architekt. Die erſten Gebäude, die ihm anvertraut wurden, fanden Beifall, und dies bewog den Herzog Ranuccio Farneſe, ihm die Erbauung eines Luſthauſes zu Colorno und die Verſchönerung der dortigen Gärten zu übertragen. Sein Ruf ſtieg ſchnell, und ward die Urſach, daß er nach Barcelona berufen wurde, um die Luſtbarkeiten zu leiten, die man bei der Vermählung Carls III. anſtellte. Seine geiſtreichen Angaben bei dieſer Gelegenheit fanden großen Beifall und er kehrte aus Spanien, mit Lobſprüchen und Geſchenken überhäuft, zurück. Darauf machte ihn der Herzog von Parma zum Director ſeiner Schauſpielhäuſer mit dem Titel ſeines erſten Mahlers und ſeines Architekten. Aber ein größerer Wirkungskreis erwartete ihn. Carl III., welcher Kaiſer geworden war, rief Bibbiena nach Wien, wo er dieſelben Ämter wie in Parma bekleidete. Mehrere ſchöne Gebäude wurden in Öſterreich nach ſeinen Zeichnungen aufgeführt. Nach den Kupferſtichen davon zu urtheilen, fehlt ihnen jedoch jener Charakter der Einfachheit und des Adels, die man in den Antiken und in den Werken der guten Baumeiſter Italiens und Frankreichs ſeit dem 15. Jahrhundert findet. In ſeinen Theatermaterialien hat er den fehlerhaften und verworrenen Styl des Borromini und Anderer noch weiter getrieben; dennoch ſind ſeine Enſembles groß und wohl fähig, Erſtaunen und Wohlgefallen zu erregen. Nicht genugſam kann man dabei bewundern, welche Vortheile er aus der geſchickten Behandlung der Perſpective und aus dem außer dem Rahmen des Bildes gelegten Geſichtspuncte zu ziehen wußte. Er rühmt ſich mit Recht in der Vorrede zu ſeinen Abhandlungen über die Baukunſt und Perſpective (Parma 1711), die ganze Tiefe dieſer Methode in ſeinen theatraliſchen Decorationen dargethan zu haben. Seine Schriften beweiſen ſeine gründlichen Kenntniſſe. Seine Compoſitionen waren genau und geiſtreich, die Ausführung feſt, ſein Colorit ahmte den Stein vortrefflich nach; aber er hatte weder den Reichthum noch die Abwechslung der Tinten eines Pannini, Servandoni u. A. Als in ſeinem Alter ſein ſchwaches Geſicht ihn am Mahlen verhinderte, beſchäftigte er ſich mit einer Durchſicht ſeiner Schriften, die er zu Bologna 1725 und 1731 neu in 2 Bänden herausgab, den erſten unter dem Titel: Direzioni a' giovani studenti nel disegno dell' architettura civile. Im zweiten handelt er von der Perſpective in allen ihren Theilen. Er ward zuletzt blind und ſtarb 1743. Seine 3 Söhne haben die Kunſt ihres Vaters durch ganz Italien und Deutſchland verbreitet. Antonio bekleidete das Amt ſeines Vaters bei Kaiſer Carl VI., Giuſeppe ſtarb zu Berlin und Aleſſandro im Dienſte des Churfürſten von der Pfalz. Zu Augsburg iſt eine Sammlung ſeiner Decorationen herausgekommen.

Bibel hat ihren Namen von dem griechiſchen Worte Biblos, welches eigentlich die weichere Baumrinde bezeichnet, auf welche die Alten vor Erfindung beſſerer Schreibmaterialien ſchrieben. Daher nannte man ſpäterhin jedes Buch Biblos oder Biblion; vorzugsweiſe aber wurde ſo die Sammlung heiliger Schriften genannt, welche die Chriſten als die Quelle ihrer Religion verehren; weßhalb man auch im Deutſchen dieſes Buch der Bücher ſchlechtweg die **heilige Schrift** nennt. Einige dieſer Schriften, welche ſchon die Juden als die Urkunden ihrer Religion verehrten und noch verehren, befaßt man unter dem Titel des **Alten Teſtaments** oder der **Schriften des alten Bundes**, weil man die jüdiſche Religionsverfaſſung unter

dem Bilde eines Bundes oder Vertrages zwiſchen Gott und dem jüdiſchen Volke vorſtellt, das griechiſche Wort Diatheke aber, welches einen Bund oder Vertrag bezeichnet, auch die Bedeutung eines Vermächtniſſes oder Teſtaments bekommen hat. Daſſelbe Bild trug man auch auf die ſpätere, durch Chriſtum geſtiftete Religionsverfaſſung über, indem man dieſelbe als eine Erweiterung oder Vervollkommnung des alten Bundes, nämlich als einen Bund oder Vertrag zwiſchen Gott und dem ganzen Menſchengeſchlechte betrachtete. Daher befaßt man diejenigen Schriften, welche die Chriſten als eigenthümliche Urkunden ihrer Religion verehren, unter dem Titel des Neuen Teſtamentes oder der Schriften des neuen Bundes. Zwiſchen den Schriften des A. und N. T. findet man in den gewöhnlichen Bibelausgaben noch einige Schriften, welche Apokryphen genannt und als ein Anhang zum A. T. betrachtet werden (ſ. Apokryphiſche Bücher). Kein Buch in der Welt iſt ſo häufig geſchrieben, gedruckt, überſetzt und erläutert worden, als die Bibel, ſo daß eine Sammlung aller Ausgaben, Überſetzungen und Erläuterungen der Bibel eine der größten Bibliotheken ausmachen würde. Die Canſteiniſche Bibelanſtalt in Halle hat ſich vornehmlich um Verbreitung guter und wohlfeiler Abdrücke der Bibel in deutſcher Sprache verdient gemacht. Um die Verdeutſchung der Bibel ſelbſt aber hat ſich Luther unſtreitig das größte Verdienſt erworben. Denn ob man gleich in neuern Zeiten in den Sinn der bibliſchen Schriften tiefer eingedrungen iſt, als es zu Luthers Zeiten möglich war; ſo iſt doch die Lutheriſche Bibelüberſetzung im Ganzen noch von keiner neuern an Kraft und Würde und Einfachheit übertroffen worden. Durch dieſe Überſetzung kam auch zuerſt die Bibel in die Hände der Laien, denen das Leſen der Bibel ſchon dadurch verboten war, daß dieſelbe nur in todten, für die Gelehrten allein verſtändlichen Sprachen geleſen werden konnte. Seit der Reformation aber iſt wohl kein chriſtliches Volk auf der Erde, daß nicht die Bibel in ſeiner Mutterſprache leſen könnte. D.

Bibelgeſellſchaften. Ein walliſiſcher Geiſtlicher, den zunächſt der Mangel der walliſiſchen (oder wäliſchen) Bibel nach London führte, und der ſich darüber mit einigen chriſtlichen Menſchenfreunden beſprach, gab die Veranlaſſung, daß am 7. März 1804 zu London die brittiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft geſtiftet wurde. Bibelgeſellſchaft nannte ſie ſich, weil ſie die Verbreitung der Bibel, dieſes beſten und trefflichſten aller Bücher, das für alle Zeiten und Menſchengeſchlechter beſtimmt iſt, zu ihrem Zwecke machte; brittiſch ſollte ſie ſein, weil ſie ihre wohlthätige Wirkſamkeit zunächſt auf die Armen Großbritanniens richtete; aber auch ausländiſch, weil ſie, ſoweit ihre Mittel und Kräfte zureichen würden, Bibeln in allen Sprachen nach allen Gegenden der Welt zu liefern ſich vorſetzte. Um den möglichſt allgemeinſten Gebrauch zuzulaſſen, ſollten die von der Geſellſchaft zu vertheilenden Bibeln ohne Zuſätze und Erklärungen ſein. Im J. 1804 war die erſte allgemeine Verſammlung in London, welche den ihr vorgelegten einfach ſchönen Plan einmüthig annahm. Lord Teigenmouth wurde bald darauf zu ihrem Präſidenten gewählt, und mehrere Biſchöfe, Lords und Parlamentsglieder nahmen die Stellen von Vicepräſidenten an. Jetzt begannen die Geſchäfte. Das durch die londner Geſellſchaft gegebne Beiſpiel fand Theilnahme und Nachahmung, und bis 1815 hatten ſich in allen Theilen Großbritanniens bereits 484 ähnliche Anſtalten gebildet und an die erſtere als Muttergeſellſchaft angeſchloſſen, um dieſe mit Geldbeiträgen zu unterſtützen

und dagegen von ihr mit Bibeln verſorgt zu werden. Außerdem beſtehen noch viele Bibelgeſellſchaften unter den geringern Volksclaſſen, deren Glieder wöchentlich einen halben oder ganzen Penny erlegen, um ſich, ihren Kindern oder noch Ärmern eine Bibel zu verſchaffen. Aber nicht nur in Großbritannien, ſondern auch in Deutſchland, der Schweiz, Holland, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, ja ſelbſt in den übrigen Welttheilen haben ſich bis zum J. 1819 gegen 500 ähnliche Bibelſocietäten gebildet, welche mit der engliſchen in Verbindung getreten ſind. Die Einnahme und dem gemäß die Ausgabe hat mit jedem Jahre zugenommen; erſtere betrug in den erſten zehn Jahren 299,287 Pf., letztere 267,571 Pf. Im 11. Jahre allein nahm die Geſellſchaft faſt 100,000 Pf. ein und gab über 80,000 Pf. aus. Sie hat die Bibel ganz oder theilweiſe in 66 theils europäiſchen, theils außereuropäiſchen Sprachen (mehrere ſtereotypiſch) drucken laſſen, und außerdem große Summen auf den Druck andere Ausgaben der Bibel und des neuen Teſtaments in andern Ländern und Sprachen verwendet. So nimmt ſie Theil an der Überſetzung und dem Druck der Bibel in 25 orientaliſchen Sprachen, welche in Oſtindien unternommen werden. Auch die Vollendung des chineſiſchen Neuen Teſtaments hat ſie unterſtützt. Unter die wichtigſten Werke, welche die Geſellſchaft jetzt befördert, gehören: ein ſyriſches Neues Teſtament, der äthiopiſche Pſalter, ein perſiſches Neues Teſtament, der Druck der türkiſchen Bibel, welche Herr v. Dietz zu Berlin leitete u. v. a. Die ſchwerſte Überſetzung war die in die Sprache der Eskimo's. — In Deutſchland beſtanden im J. 1817 folgende Hauptbibelanſtalten: zu **Hannover**, wo eine Bibelausgabe von 10,000 Exemplaren vollendet war; zu **Berlin**; zu **Dresden**, welche nächſt einer deutſchen auch eine wendiſche Bibelausgabe für die Oberlauſitz beſorgt; zu **Frankfurt** a. M.; zu **Marburg**, wo van Eß über 60,000 Neue Teſtamente an Katholiken vertheilte, zu **München**, wo Goßner 20,000 Neue Teſtamente an Katholiken abſetzte; zu **Stuttgart**, wo eine Ausgabe von 10,000 Bibeln und 2000 Neuen Teſtamenten ſchon vergriffen war; zu **Hamburg**, **Bremen**, **Lübeck**; die ſchleswig-holſteiniſche zu **Schleswig**, die eine Menge Localbibelvereine unterhält, zu **Schwerin**, **Ratzeburg**, **Eutin**, **Braunſchweig** u. ſ. w.; jede derſelben hat ihre Hülfsgeſellſchaften. In der Schweiz iſt die berühmteſte Bibelgeſellſchaft zu **Baſel**. In **Straßburg** wird eine Ausgabe von 20,000 Bibeln für den Elſaß gedruckt. In Schweden, wo die Hauptgeſellſchaft in **Stockholm** ſchon 41,500 Bibeln und 47,800 Neue Teſtamente vertheilt hatte, Norwegen und Dänemark veranſtaltete man ähnliche Ausgaben, und die däniſche Geſellſchaft hat Hülfsgeſellſchaften in Island und Weſtindien. Die ruſſiſche zu **Petersburg** beſorgte 1816 87,100, 1817 69,000 und 1818 105,000 Abdrücke der Bibel in den verſchiedenen Sprachen des Reichs, unter andern finniſche, ſlavoniſche, eſthniſche, lettiſche, alt- und neugriechiſche, georgiſche, armeniſche, wallachiſche, bulgariſche und neuruſſiſche Überſetzungen. Die kalmückiſchen Evangelien und perſiſchen Neuen Teſtamente finden viel Abgang; auch für die Burjäten, mongoliſche Lamadiener am Baikalſee, wird mit Hülfe zweier junger Burjäten von hoher Geburt, welche zu Petersburg das Chriſtenthum angenommen haben, eine Überſetzung der Bibel ausgearbeitet und von ihnen begierig erwartet; zu Irkutsk, Tobolsk, unter den Tſcherkaſſen, Georgiern und doniſchen Koſacken haben ſich Hülfsgeſellſchaften gebildet; von Odeſſa aus verbreitet ſich das göttliche Wort in die Levante. Die durch den Erzbiſchof von Gneſen veranlaßte Bulle Pius VII. vom 28. Juni

1816 gegen die Verbreitung der Bibel hinderte die Polen nicht, unter dem Schutze Alexanders eine Geſellſchaft in Warſchau zu errichten. Im Öſterreichiſchen erſchien 1817 ein Verbot der Bibelverbreitung durch ſolche Geſellſchaften und die in Ungarn ſchon beſtehenden wurden unterdrückt. Die Bibel findet aber auf andern Wegen Eingang in dieſe Länder. Italien, Frankreich, Spanien und Portugal thaten noch nichts für dieſe Sache, die Engländer haben aber zur See und von den Inſeln aus dieſen Nationen Bibeln in ihren Sprachen mit Erfolg zugeführt. In Nordamerika wirkt ſeit 1816 eine große amerikaniſche Bibelgeſellſchaft mit ihren Töchtern, jetzt hundert, weit über die Grenzen der vereinigten Staaten hinaus. Die Colonien wetteifern für dieſe Sache; auch Hayti hat dazu die Hände geboten und die Eskimo's auf Labrador leſen ſchon die Apoſtelgeſchichte in ihrer Sprache. Ein gleicher, weit wirkender Eifer für die Verbreitung der Bibel regt ſich im ſüdlichen Afrika und in Oſtindien, wo mehrere Druckereien Bibeln in den Landesſprachen liefern; ſelbſt die Inſeln an der Oſtſeite Aſiens werden nicht überſehen. Der Centralpunct dieſer großen Unternehmungen iſt die brittiſche Bibelgeſellſchaft in London, die ſeit ihrer Stiftung bis jetzt an 2 Mill. Bibeln und Neue Teſtamente vertheilt hat. In den Niederlanden bemerkt man eine brüderliche Vereinigung der verſchiedenen Confeſſionen für dieſen Zweck, die auch in andern Ländern von gemiſchter Religion durch das Zuſammentreten der Bibelgeſellſchaften bewirkt worden iſt. Sie tragen überhaupt viel dazu bei, unter Chriſten von allen Parteien das Gefühl ihrer Gemeinſchaft in den wichtigſten Überzeugungen anzuregen und bringen ohne Zwang die Quellen der wahren Religion in die Hände von Millionen, die ſonſt vielleicht nie dazu gekommen wären. Was dadurch ſowohl unter den Völkern der Chriſtenheit, als unter den Heiden, die das Chriſtenthum auf dieſem Wege kennen lernen, an richtiger Religionserkenntniß, Frömmigkeit und Verbeſſerung der Sitten gewonnen werden kann und wird, überſteigt alle Berechnung. In der Geſchichte der Civiliſation und religiöſen Bildung des Menſchengeſchlechts muß eine ſo weitumfaſſende Verbreitung der Bibel Epoche machen, da ſchon ihre Überſetzung in Sprachen, denen bisher alle Literatur, ja meiſtentheils auch die Schreibekunſt fehlte, ein höchſt bedeutendes welthiſtoriſches Intereſſe hat. Ob aber wohl überall der Sinn in der Überſetzung richtig getroffen iſt? Und ob nicht die rohen Völker wunderliche Vorſtellungen damit verbinden werden, ſo lange es ihnen an Schulen und Predigern fehlt? — Die durch die Bibel gewonnenen neuen Chriſten ſind größtentheils Schüler der evangeliſchen Miſſionäre, folglich gehören ſie zu der proteſtantiſchen Kirche, in welche das Bibelleſen wohl auch Katholiken hinüberführen könnte. — Alle Feinde der Bibel ſind auch Gegner der Bibelgeſellſchaften; man darf aber nicht umgekehrt ſchließen. Indeß läßt eine jetzt von neuem beſtätigte Erfahrung nicht bezweifeln, daß die innere Kraft des göttlichen Wortes unaufhaltſam fortfahren wird, den Segen der ewigen Wahrheit über die ganze bewohnte Erde zu verbreiten. E.

Biber. Dieſes merkwürdige und kunſtreiche Thier findet man in Europa faſt überall an Flüſſen und Seen. Es ſieht einer Waſſerratte ähnlich, hat aber die Größe eines Hundes. Für beſonders bewundernswerth hielt man ſeine Kunſtfertigkeit im Bauen. Es wurde vielfach erzählt und geglaubt, daß in Canada, wo die Biber häufig leben, ſich oft mehrere hunderte zu einem gemeinſchaftlichen Baue vereinigten, Bäume fällten und in die Erde ſchlügen, mit Zweigen durchflöchten und ſo einen Damm zu Stande brächten. In dieſem Damme

erbaue ſich jeder eine Wohnung von mehrern Gemächern und 3 Stockwerk Höhe, belege die Fußböden mit Moos, glätte die Wände u. ſ. w., kurz, man erzählte von einer bewundernswürdigen Ordnungsliebe, Subordination und Pünctlichkeit, gab ihnen einen Rath und Präſidenten u. ſ. w. Allein ein neuerer engliſcher Reiſebeſchreiber, der viele Biberbaue unterſucht hat, will von ſolcher Kunſtfertigkeit nichts bemerkt haben. Sie leben in Uferhöhlen, und richten ſich, wie jedes Thier, dieſelben bequem zur Wohnung ein. Das Fleiſch des Bibers wird gegeſſen, als lecker wird aber ſein Schwanz betrachtet, der dick, fett und fiſchartig iſt. Die Biberfelle geben ein vortreffliches Pelzwerk, beſonders werden die Haare zu Hüten verwendet, die, nach dem lateiniſchen Namen des Thieres, Caſtorhüte genannt werden. Das Bibergeil, eine ölige Feuchtigkeit, die ſich in eignen Drüſen bei dem Thiere ſammelt, wird als ein krampfſtillendes Mittel gebraucht.

Bibliographie, auch Bibliognoſie und Bibliologie genannt, beſchäftigt ſich mit der innern und äußern Kenntniß der Bücher, und kann, dieſer doppelten Beziehung gemäß, in eine wiſſenſchaftliche und materielle eingetheilt werden. Die wiſſenſchaftliche betrachtet die Bücher blos nach ihrem Inhalte, und hat bei der bald blos referirenden, bald zugleich kritiſchen und räſonnirenden Verzeichnung derſelben den Zweck, jeden Gelehrten mit den vorzüglichſten Büchern ſeines Fachs bekannt zu machen. Bibliographien in dieſem Sinne des Worts (auch Literaturen und Bibliotheken genannt) ſind gewöhnlich in ſyſtematiſcher Form abgefaßt — ſollte für manche die chronologiſche nicht geeignet ſein? — und es verdienen unter den ſpeciellern vorzügliche Erwähnung: J. A. Nöſſelts Anweiſung zur Kenntniß der beſten allgemeinen Bücher in der Theologie (4. Aufl. Leipz. 1800, 8. und Simons Fortſetzung, Leipz. 1813, 8.), E. Chr. Weſtphals Anleitung zur Kenntniß der beſten Bücher in der Rechtsgelahrtheit (3. Aufl. Leipz. 1791, 8.), C. F. Burdach Literatur der Heilwiſſenſchaft (Gotha 1810. II. 8.), W. Gf. Ploucquet Literatura medica (Tübingen 1808. IV. 4.), J. G. Meuſels Bibliotheca historica (Leipz. 1782—1802. XI Tomi in 22 Bänden unvollendet); deſſen Literatur der Statiſtik (Leipz. 1816. II. 8.), F. W. A. Murhard Literatur der mathematiſchen Wiſſenſchaften (Leipz. 1797. V. 8.), F. Bd. Weber Handbuch der ökonomiſchen Literatur (Berlin 1803. II. 8. nebſt Suppl. 1809), G. R. Böhmer Bibliotheca scriptorum historiae naturalis (Leipz. 1785—89. VII. 8.), Alb. Haller Bibliotheca botanica (Zürich 1771. II. 4.), anatomica (ib. 1774. II. 4.), chirurgica (Bern 1774. II. 4.) und medicinae practicae (Bern 1776 ff. IV. 4.) u. a. m. Auch gut geordnete und fleißig gearbeitete Kataloge von Bibliotheken, welche ſich in einzelnen Fächern auszeichnen, können mit Nutzen gebraucht werden (ſ. Bücherkataloge). Nicht minder giebt es nationale Bibliographien oder Werke über die Literatur einzelner Völker, wohin Nic. Haym Biblioteca italiana (Milano, 1813. IV. 8.), Egerton Brydges British bibliographer (London (1809. IV. 8.) u. A. gehören. Ein umfaſſenderes und erſchöpfenderes Werk über alle Zweige der Literatur zu allen Zeiten und bei allen Völkern beſitzen, einige ganz unerhebliche Verſuche abgerechnet (denn die ebenfalls ſehr mangelhaften und unrichtigen Bücherlexika von Georgi, Leipz. 1742 ff. Fol. und Heinſius, Leipz. 1812. IV. 4. nebſt Suppl. können ſchon der lexikaniſchen Form wegen kaum hierher gezogen werden), noch nicht, und können es auch wegen der vielen in die Augen fallenden Schwierigkeiten, mit denen ein ſolches Unternehmen verknüpft iſt, namentlich auch zum Theil we-

gen des noch immer ſehr unvollkommenen literariſchen Verkehrs nicht ſobald erwarten. Treffliche Vorarbeiten dazu ſind J. S. Erſch Handbuch der deutſchen Literatur ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts (Amſterdam und Leipz. 1812—14. II. 8.) und deſſen allgemeines Repertorium der Literatur von 1785—1800 (Jena 1793—1809. II. 4.). Allgemeinere und mehr hiſtoriſche Anleitungen zum Studium der Bibliographie enthalten M. Denis Einleitung in die Bücherkunde (Wien 1795. II. 4.), Achard Cours de bibliographie (Marſeille 1807. III. 8.), Th. Hartwell Horne Introduction to the study of bibliography (Lond. 1814. II. 8.) und Gabr. Peignot Dictionnaire raisonné de bibliologie (Paris 1802—4. III. 8.). — Die materielle Bibliographie, oft vorzugsweiſe Bibliographie genannt, betrachtet die Bücher nach ihrer äußern Beſchaffenheit, ihren Schickſalen und andern hiſtoriſchen Umſtänden, und hat ihre Ausbildung vorzüglich in Frankreich und England erhalten. Unter den allgemeinen Werken in lexikaliſcher Form behauptet Brunets Manuel du libraire (Paris 1814. IV. 8. — Ad. Clarke's bibliographical Dictionary, Liverpool 1802 ff. VIII. 12. iſt unbrauchbare Compilation) ohne Widerſpruch den erſten Rang, ſo wie unter den ſyſtematiſchen, ungeachtet mancher Übereilungen und Unſicherheiten, Debure Bibliographie instructive (Paris 1763. X. 8.) Von den einzelnen Zweigen der materiellen Bibliographie (andere ſind im Art. Bibliomanie genannt) mögen hier Erwähnung finden: die Kenntniß der alten Drucke (Incunabeln, oder, wenn von claſſiſchen Schriftſtellern die Rede iſt, editiones principes), über welche das Hauptwerk G. Wfg. Panzers Annales typographici (Nürnberg 1793—1803. XI. 4. geht bis aufs Jahr 1536) ſind, mit welchem jedoch immer die noch etwas weiter gehenden und nicht bloße Nomenclatur enthaltenden Annales typographici von Maittaire (Hag. Com. 1719 ff. XI. 4.) verbunden werden müſſen. Ausführlichere Beſchreibungen einzelner alten Drucke liefern Serna Santander Dictionn. bibliogr. du 15. siècle (Brux. 1805. III. 8.), Dibdin Bibliotheca Spenceriana (Lond. 1804. IV. 8.), Foſſius catalogus codicum sec. 15. impressor. bibliothecae Magliabechianae (Flor. 1793. III. f.) u. a. m. Die Kenntniß der ſeltenen Bücher, welche wegen der Zufälligkeiten und des unſichern Grundes, auf welchem ſie beruht, ſchwieriger iſt, als man gewöhnlich glaubt, und nur zu leicht in vages Geſchwätz und Willkürlichkeiten ausartet, haben mehr entſtellt als gefördert J. Vogt Catalogus librorum rariorum (Frankfurt und Leipz. 1793, 8.) und J. Jac. Bauers Bibliotheca libror. rarior. universalis (Nürnb. 1770—91. XII. 8.; werthvoller aber unvollendet (bis zum Buchſtaben J) iſt Davids Clements Bibliothèque curieuse (Gött. 1750—60. IX. 4.). Auf richtigern Wegen, obgleich nicht auch ganz zuverläſſig, iſt G. Peignot in der Notice des livres imprimés à cent exemplaires au plus (in ſ. Répertoire des bibliographies speciales, Paris 1810, 8.). Auch mögen hieher die Verzeichniſſe der in der römiſchen Kirche verbotenen Bücher (indices librorum prohibitorum et expurgandorum) gerechnet werden. Zur Entdeckung der Verfaſſer anonym und pſeudonym erſchienener Schriften dienen außer der unbehülflichen und unbibliographiſchen Compilation des Vinc. Placcius (Theatrum anonymor. et pseudon. Hamb. 1708 ff. nebſt Mylius Suppl. 1740 ff. 8.) Barbiers durch Genauigkeit und weiſe Sparſamkeit ſich gleich empfehlender Dictionnaire des ouvrages anon. et pseudon. Paris 1806—9. IV. 8., doch blos

französiſche und lateiniſche Schriften enthaltend). Endlich giebt es auch mehrere vermiſchte Sammlungen von Beſchreibungen verſchiedner merkwürdiger und ſeltner Bücher, von denen beſonders die von F. G. Freytag (Analecta lit. Leipz. 1750, 8 Apparatus lit. Leipz. 1752. III. 8. Nachrichten von ſeltenen und merkwürdigen Büchern Th. I. Gotha 1776, 8.), M. Denis (Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek. Wie 1780, 4.) und Th. Frognall Dibdin (Bibliographical decameron. Lond. 1817 III. 8.) ausgezeichnet zu werden verdienen. Welche wichtige Quelle für die Bibliographie übrigens die gelehrten Zeitſchriften ſind (ſ. d. Art. Literaturzeitung), bedarf keiner Erinnerung. A—s.

Bibliomanie entſpricht zwar der Etymologie nach dem deutſchen Worte Bücherſucht, wird aber in unſern Tagen mit einer Nebenidee verbunden, welche der Sache ein wo nicht gerade edleres, doch wenigſtens kunſtgerechteres Anſehen giebt. Schon zu Hölty's Zeit bezeichnete der Name Biblioman etwas mehr, als einen, von dem ſich blos im Allgemeinen ſagen läßt:

Jener liebet den Prunk gleißender Wiſſenſchaft,
Stapelt Bücher auf Bücher auf,
Und begaffet den Band und den bemahlten Schnitt,
Und den gläſernen Bücherſchrank.

Der echte Biblioman im jetzt üblichen Sinne des Worts kauft nicht ohne Auswahl Alles zuſammen, was ihm nur vor die Hand kommt, ſondern ſammelt allerdings nach gewiſſen Rückſichten, legt aber dabei auf außerweſentliche und zufällige Umſtände und Beſchaffenheit der Bücher einen vorzüglichen Werth, und läßt ſich bei dem Ankaufe mehr durch dieſe, als durch den wiſſenſchaftlichen Gehalt, oder doch wenigſtens in gleichem Grade mit letzterm beſtimmen. Dieſe Rückſichten beziehen ſich theils auf ſogenannte Collectionen, theils auf Schickſale und Alter der Bücher, theils auf das Material derſelben. Die Collectionen oder Sammlungen von Büchern, welche als zuſammengehörig betrachtet werden, weil ſie einen gewiſſen, den Bibliomanen wichtigen Gegenſtand betreffen, oder in einer gewiſſen beliebten Manier gearbeitet, oder in einer berühmten Druckerei erſchienen ſind, ſind zum Theil noch am meiſten wiſſenſchaftlich inſtructiv. Dahin gehören Sammlungen von Ausgaben der Bibel (die vollſtändigſte zu Stuttgart) oder einzelner Claſſiker (über Horatius und Cicero auf der Rathsbibliothek zu Leipzig, über Sleidans Commentarien auf der daſigen Univerſitätsbibliothek, über Virgilius in der Trew'ſchen Bibliothek zu Altdorf), der Elzeviriſchen Republiken (Dresdner Bibliothek) der Ausgaben in usum Delphini und cum notis variorum, der von der Cruſca citirten Ausgaben italieniſcher Claſſiker, der bei Aldus, Comino in Padua und Bodoni (von letztern vollſtändigſte Sammlung in der Bibliothek der Herzogin von Abrantes) gedruckten Bücher, der bei Maittaire, Foulis, Barbou, Brindley, Baskerville und zu Zweibrücken erſchienenen Ausgaben der Claſſiker u. a. m. Früher am meiſten gepflegt, aber jetzt weniger an der Tagesordnung ſind Sammlungen von Büchern, welche durch ihre Schickſale merkwürdig ſind, wohin ſeltne (ehemalige beträchtliche Sammlungen von Engel und Salthon, von den noch beſtehenden die verhältnißmäßig ſtärkſte zu Dresden), verbotene, wegen merkwürdiger Verſtümmelungen geſuchte u. a. Bücher gehören. Noch immer allgemein geſucht ſind indeſſen die in den früheſten Zeiten der Buchdruckerkunſt erſchienen Bücher (Incunabeln) insbeſondere die erſten Ausgaben (editiones

principes) claſſiſcher Schriftſteller. Am gewöhnlichſten aber bezieht ſich der Luxus der Bibliomanen auf das Material der Bücher. Mit vorzüglicher Begierde werden geſucht und oft mit unerhörten Preiſen bezahlt Prachtausgaben, von Kupferwerken Abdrücke avant la lettre und farbige Abdrücke, Exemplare, die mit Miniaturen und ſchön gemahlten Initialen verziert, oder auf Pergament (beträchtlichſte Sammlung derſelben die 1815 verſteigerte von Mac Carthy; an einem eignen bibliographiſchen Werke über dieſen Gegenſtand arbeitet van Praet in Paris), auf Papier in ungebräuchlichen Stoffen (Oeuvres du Marq. de Villetto. Lond. 1786, 16. auf verſchiedenen Papierverſuchen, Fr. E. Bruckmann Historia naturalis Asbesti. Brunſv. 1727, 4. auf Asbeſtpapier), auf farbigem Papier (in Italien gewöhnlich blau, in Frankreich roſenfarbig, in ältern deutſchen Büchern gelb, ſeltner grün; Verzeichniß derſelben in Peignot Répertoire des bibliographies spéciales. Paris 1810, 8.), auf großem, d. h. mit ſehr breitem (von den echten Bibliomanen oft nach Zollen und Linien beſtimmten) Rande verſehenen Papier, oder mit Gold, Silber und andern Farben gedruckt ſind (Fasti Neapolionei. Paris 1804, 4. ein Exemplar auf blauem Velinpapier mit goldnen Buchſtaben, Magna Charta. London, Whitaker 1816, Fol. drei Exemplare auf purpurfarbnem Pergament mit goldnen Buchſtaben), oder deren Text ganz in Kupfer geſtochen iſt (Verzeichniß derſelben bei Peignot a. a. O.). In Frankreich und England iſt auch der Einband ein vorzüglicher Gegenſtand dieſes Luxus geworden. In erſterm Lande ſind vorzüglich die Einbände von Derome und Bozerian geſchätzt, in letzterm die von Charles Lewis und Roger Peyne, von deſſen Arbeit die Bibliothek des Lord Spencer unter andern den glasgauer Äſchylus von 1795 beſitzt, deſſen Einband 16 Pf. Sterling 7 Schill. koſtete. Überhaupt wird in London in dieſem Stücke eine ſolche Verſchwendung getrieben, das ein prachtvoller Einband des Macklin'ſchen Bibelwerks (4 Foliobände) in rothem oder blauem Saffian 75 Guineen, und Boydells große Ausgabe des Shakſpeare (9 Bände mit den großen Kupfern) 132 Pf. Sterling koſtet. Oft iſt ſelbſt der Schnitt des Buchs mit den ſauberſten Gemählden verziert. Auch durch Sonderbarkeiten aller Art ſuchte man bisweilen den Einbänden einen eigenthümlichen Werth zu geben. Der Buchhändler Jeffery zu London ließ Fox Geſchichte Jacobs II. mit Anſpielung auf den Namen des Verfaſſers in Fuchsleder (Fox-skin) und der bekannte engliſche Biblioman Askew ein Buch ſogar in Menſchenhaut binden. Die dresdner Bibliothek beſitzt mehrere in vergoldetes Meſſing, und die königsberger Schloßbibliothek zwanzig in Silber eingebundene Bücher (gemeiniglich die ſilberne Bibliothek genannt), welche mit großen und ſchön gravirten Goldplatten in der Mitte und auf den Ecken reichlich beſetzt ſind. Zur äußern Ausſchmückung gehört auch die Einfaſſung der Seiten mit bald einfachen, bald doppelten, mit der Feder gezogenen Linien (exemplaire reglé), gewöhnlich von rother Farbe; eine Sitte, die man ſchon in frühern Drucken, namentlich in den bei Stephanus erſchienenen, findet. Das ehemals ſehr übliche Illuminiren der Kupfer iſt dagegen, wenn es nicht der Inhalt derſelben nothwendig macht (z. B. bei naturhiſtoriſchen oder das Coſtüm betreffenden Werken), jetzt abgekommen, weil die Farben die Kunſt des Grabſtichels verbergen. Daher werden auch z. B. illuminirte Exemplare von Dürerſchen Holzſchnitten weniger geſchätzt, als ſolche, denen man ihre urſprüngliche Geſtalt gelaſſen hat. Wie groß indeſſen auch die Menge der künſtlichſten

Erfindungen, durch welche immer ein Biblioman den andern zu übertreffen ſuchte, ſein mag, ſo waren ſie doch faſt alle erſchöpft, bis man endlich auf den ſublimen Einfall gerieth, manche Werke durch Hinzufügung von Kupferſtichen, welche zwar den Text des Buchs erläuterten, übrigens aber nicht im mindeſten zu demſelben gehören, zu bereichern und ſich auf dieſe Art einzige Exemplare zu verſchaffen. So bietet Longmen in London eine ſolche illustrated copie von dem ſonſt ganz gewöhnlichen Biographical dictionary of all the engravers by Joh. Strutt (Lond. 1785—86. II. 4.) aus, welche bis zu 37 Großfoliobänden angeſchwellt iſt, und nicht weniger als 2000 Pf. Sterl. koſten ſoll, und die dresdner Bibliothek verwahrt aus früherer Zeit ein ähnliches Exemplar von Buddeus hiſtoriſchem Lexikon. Unter den Verſteigerungen, in welchen ſich die Ausſchweifungen der Bibliomanen beſonders zeigten, behauptet die der Bibliothek des Herzogs von Roxburghe zu London im J. 1812 einen Rang, der ihr nie wird ſtreitig gemacht werden können. Alles wurde in derſelben mit faſt unglaublichen Preiſen bezahlt (es iſt bekannt, daß die erſte bei Valdarfer 1471 erſchienene Ausgabe des Boccaccio um 2260 Pf. Sterl. wegging), und zu ihrem Andenken ward im folgenden Jahr ein Bibliomanio-Roxburghe-Club geſtiftet, deſſen Präſident Lord Spencer iſt, und der ſich jährlich am 13. Juli, dem Jahrestage des Verkaufs des Boccaccio, in der St. Albans Tavern verſammelt. Es bedarf wohl keines weitern Beweiſes, daß in der Bibliomanie, die ihre erſte kunſtmäßige Ausbildung gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in Holland erhielt, die Engländer jetzt einen Rang behaupten, den ihnen weder die Franzoſen noch Italiener und noch weniger die kleine Zahl von Sammlern im Süden von Deutſchland ſtreitig zu machen vermögen. Zu gleicher Zeit haben ſie auch das freilich etwas zweideutige Verdienſt, in Th. Frognall Dibdins Bibliomania or book madness (Lond. 1811, 8., womit deſſelben Bibliographical decameron. Lond. 1817. III. 8. zu verbinden iſt) die ſonderbarſten Einfälle, auf welche ein reicher Sammler nur immer gerathen kann, in ein Syſtem gebracht zu haben. A—s.

Bibliotheken. Die älteſte Bibliothek wird dem ägyptiſchen Könige Oſymandyas zu Memphis zugeſchrieben, aber wahrſcheinlich aus einem Mißverſtändniß. Unter den Griechen legte Piſiſtratus zu Athen zuerſt eine Bibliothek an, welche Xerxes nach Perſien abführen, Seleucus Nicator aber wieder nach Athen zurückbringen ließ. Am berühmteſten war im Alterthum die Alexandriniſche Bibliothek, über welche der Art. Alexandria zu vergleichen iſt. Nach Rom brachten die erſten Bibliotheken Ämilius Paulus und Lucullus als Kriegsbeute. Die erſte öffentliche Bibliothek ſtiftete Aſinius Pollio, auch aus gemachter Beute. Eine ſehr bedeutende Bibliothek legte Julius Cäſar an, und übergab die Einrichtung dem gelehrten Varro. Auguſt ſtiftete zwei Bibliotheken, von denen die eine palatina hieß, weil ſie im Tempel des Apollo auf dem palatiniſchen Hügel ſtand, die andere ſich im Theater des Marcellus befand. Nero's Brand richtete mehrere Bibliotheken zu Grunde. Domitian ließ ſie wieder herſtellen. Trajan legte eine ſehr berühmte Bibliothek an. Publius Victor zählt 28 öffentliche Bibliotheken in Rom; außerdem gab es viele große Privatbibliotheken. Dieſe Schätze wurden zerſtört oder verſtreut, theils durch die verwüſtenden Völkerwanderungen, theils durch die Bilderſtürmer. — Im 9. und 11. Jahrhundert wurden durch den weiſen oſtrömiſchen Kaiſer Baſilius Macedo und durch die gelehrte

Comnenſche Kaiſerfamilie mehrere Bücherſammlungen, beſonders in den Klöſtern auf den Inſeln des Archipelagus und auf dem Berge Athos angelegt. Die Araber hatten zu Alexandria eine anſehnliche Bibliothek von arabiſchen Büchern angelegt. Al Mamun ließ auch viele griechiſche Codices aufkaufen und nach Bagdad bringen. Im Occident wurden vorzüglich ſeit der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts auf Carls des Großen Ermunterung Bibliotheken angelegt. In Frankreich war eine der berühmteſten in der Abtei S. Germain de Près zu Paris; in Deutſchland die Bibliotheken zu Fulda, Corvey, und ſeit dem 11. Jahrhundert zu Hirſchau. In Spanien hatten die Araber im 12. Jahrhundert 70 öffentliche Bibliotheken, wovon die zu Cordova 250,000 Bände enthielt. Auch in England, in Italien wurden mit großem Eifer Bücherſammlungen angelegt, namentlich von Richard Angervyle, Petrarca, Boccaccio u. A. Nach Erfindung der Buchdruckerkunſt konnte dies leichter und mit mindern Koſten geſchehen. Nicolaus V. gründete die Vaticanbibliothek, der Cardinal Beſſarion vermachte ſeine treffliche Bibliothek der Marcuskirche zu Venedig. Die berühmteſten Bibliotheken der neuern Zeit ſind: die königliche Bibliothek zu Paris (über 350,000 gedrucke Bücher und 80,000 Handſchriften), die Centralhofbibliothek zu München (über 400,000 gedruckte Bücher und 9000 Handſchriften), die kaiſerliche zu Petersburg (300,000 Bücher und 11,000 Handſchriften), die kaiſerliche zu Wien (300,000 Bücher und 12,000 Handſchriften), die akademiſche zu Göttingen (200,000 Bücher), die königliche zu Dresden (200,000 Bücher und 5000 Handſchriften), die königliche zu Kopenhagen (130,000 Bücher und 3000 Handſchriften), im Escurial (130,000 Bände, und treffliche arabiſche Handſchriften), die königliche zu Berlin (140,000 Bände und 7000 Handſchriften), die akademiſche zu Prag (130,000 Bände und 8000 Handſchriften), die königliche in Stuttgart (116,000 Bände), die vaticaniſche zu Rom (30,000 Bücher und 40,000 Handſchriften). In England ſind die beiden größten Bibliotheken die Bodlejaniſche in Oxford (500,000 Bände und 30,000 Handſchriften), und die Bibliothek des brittiſchen Muſeums zu London (150,000 Bücher und gegen 60,000 Handſchriften). A—s.

Bibliſche Alterthümer oder Antiquitäten nennt man die Wiſſenſchaft, welche die Verfaſſung, die Sitten und Gebräuche theils des jüdiſchen Volkes, theils der früheſten chriſtlichen Kirche beſchreibt. Die bürgerlichen Verhältniſſe, die gottesdienſtlichen Einrichtungen, die Gewohnheiten des häuslichen Lebens, die Wohnungen und die heiligen Orte, die Trachten und die Geräthſchaften und andere Dinge des äußern Lebens machen den Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft aus. Die bibliſchen Alterthümer ſind theils jüdiſche, theils chriſtliche. Die Quellen der erſtern ſind das alte Teſtament, die Schriften des Joſephus und des Philo und der Talmud, nebſt den Schriften der Rabbinen. Doch muß man den Talmud und die Schriften der Rabbinen mit großer Vorſicht brauchen, wenn man nicht die Sitten der ſpätern Zeit auf die frühere Zeit übertragen will. Die Quellen der letztern ſind das neue Teſtament und die Schriften der Väter, welche bald nach den Zeiten der Apoſtel lebten und ſchrieben. Ohne die Kenntniß der Sitten und Gebräuche eines Volkes bleiben viele Stellen ſeiner Schriftſteller, in denen darauf angeſpielt wird, unverſtändlich, und es iſt daher dem Schriftausleger die Kenntniß der bibliſchen Antiquitäten unentbehrlich. Unter den neuern Schriftſtellern, welche über die jüdiſchen Alterthümer geſchrieben haben, ſind beſonders Boland,

Johann Simonis, Ernſt Auguſt Schulz, Georg Lorenz Bauer, Warnekros und Johann Jahn zu bemerken. Über die chriſtlichen Alterthümer findet man theils in Commentaren über des N. T., theils bei den Kirchenhiſtorikern den nöthigen Unterricht.

N.

Bibliſche Erdkunde iſt die Wiſſenſchaft, welche die natürliche Beſchaffenheit und die Verfaſſung der Länder kennen lehrt, welche den Schauplatz der heiligen Geſchichte, d. h. theils der Begebenheiten des jüdiſchen Volkes, theils der erſten Pflanzung des Chriſtenthums geweſen ſind. Sie beſchreibt daher vorzüglich Paläſtina, giebt aber zugleich von den an Paläſtina grenzenden aſiatiſchen Ländern und von den Provinzen des römiſchen Reichs Nachricht, in denen das Chriſtenthum während des apoſtoliſchen Zeitalters Eingang fand. Die Quelle dieſer Wiſſenſchaft ſind die heiligen Bücher ſelbſt, die Schriften des Joſephus, die geographiſchen Schriftſteller der alten Welt, Strabo, Ptolemäus und Pomponius Mela und ein Onomasticon urbium et locorum scripturae s., welches der Biſchof von Cäſarea Euſebius im 4. Jahrhunderte in griech. Sprache ſchrieb und Hieronymus ins Lateiniſche überſetzte. Unter den neuern Gelehrten, welche dieſe für den Schriftausleger höchſt wichtige Wiſſenſchaft bearbeitet haben, werden beſonders die Werke von Bachiene, Wells und dem Holländer Ysbrand van Hamelsfeld geſchätzt.

N.

Bielefeld (Jac. Friedr., Baron von), geb. zu Hamburg den 31. März 1717. Bei einer Reiſe, die er nach Braunſchweig machte, lernte ihn Friedrich II., damals noch Kronprinz, kennen und gewann ihn lieb. Nach ſeiner Thronbeſteigung nahm Friedrich Bielefeld in ſeine Dienſte, und ſchickte ihn als Legationsſecretär mit dem Grafen von Truchſeß nach London. Später ernannte er ihn zum Gouverneur ſeines Bruders, des Prinzen Auguſt Ferdinand, dann zum Curator der preußiſchen Univerſitäten, zum Baron und geheimen Rathe. In den letzten Jahren ſeines Lebens zog ſich Bielefeld vom Hofe zurück und ſtarb den 5. April 1770 zu Treben im Altenburgiſchen. Seine Schriften haben eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. Die vorzüglichſten derſelben ſind: Institutions politiques. 1762, 4 Vol. Lettres familières. 4 Vol. 1763. Er hat auch eine deutſche Monatsſchrift herausgegeben unter dem Titel: Der Einſiedler.

Bienen. Dieſe durch bewunderungswürdigen Kunſttrieb, durch Ordnungsliebe und Fleiß ſo merkwürdigen Inſecten ſind von den Menſchen früh unter die Hausthiere verſetzt worden. In Polen, Rußland und in vielen andern Ländern trifft man ſie auch noch wild. Die wilden Bienen, die in Baumhöhlen hauſen, ſind rauher, dicker und ſchwärzer als die zahmen. Die Ökonomie der Bienen iſt höchſt bewunderungswürdig; ſie iſt zwar viel beobachtet worden, allein die Beobachtungen ſind über viele Eigenthümlichkeiten noch ſehr widerſprechend. Die Bienen leben in zahlreich Geſellſchaft zuſammen, die man Schwarm nennt und aus ungefähr 20,000 Arbeitsbienen oder Geſchlechtsloſen, aus 1600 Drohnen oder männliche Bienen und einem Weibchen, welches man Königin oder Weiſel nennt, beſteht. Die Arbeitsbienen ſind die kleinſten; ſie bilden den Staat, bauen die Zellen, ſammeln Wachs und Honig und nähren die Brut. Die Zellen ſind aus Wachs verfertigt und dienen theils zur Aufbewahrung des Honigs, theils zur Zeitigung der Brut. In einem

Stocke befinden ſich gewöhnlich 50,000 Zellen. Den Stoff zum Honig holen die Bienen aus dem Nektar der Blumen zuſammen. Den Honigſtoff verſchlucken ſie, bereiten ihn im Magen zum wirklichen Honig und geben ihn dann in den Zellen von ſich. Den Wachsſtoff holen ſie ebenfalls als Blüthenſtaub aus den Blumen, und bringen ihn nach Hauſe, indem ſie denſelben an ihre ausgehöhlten Hinterbeine kleben. Zu Hauſe wird der Staub angefeuchtet, durchknetet und zu Wachs verarbeitet. Die Kunſt und Regelmäßigkeit, mit welcher die Zellen gebaut ſind, kennt jedermann. Die Drohnen ſind größer als die Arbeitsbienen, haben aber keinen Stachel, ihre Beſtimmung ſcheint nur zu ſein, die Königin zu befruchten. Kurz darauf ſterben ſie oder werden, wie einige behaupten, von den Werkbienen umgebracht. Die Königin iſt die Seele des Schwarms; neben ihr wird keine zweite geduldet, entſtehen bei einer Brut ihrer mehrere, ſo bilden ſie entweder mit ihrem Anhange neue Schwärme und wandern aus, oder werden umgebracht. Regelmäßig entwickelt ſich alle Jahre ein neuer Schwarm, trennen ſich aber zwei oder gar drei, ſo iſt dies von keinem Vortheile, weil die Schwärme dann zu wenig zahlreich werden. Die Königin iſt größer als die übrigen Bienen, doch nicht ſo groß als die Drohnen, ihre Beſtimmung iſt, das Geſchlecht fortzupflanzen. Sie legt in jede Zelle ein Ei, welches dann, wenn es ſich entwickelt, von den Arbeitsbienen gepflegt wird. Alle Bienen zeigen große Zuneigung gegen ſie, und der ganze Schwarm zerſtreut ſich oder ſtirbt, wenn ſie durch einen Zufall umkommt. Doch wollen einige Naturforſcher beobachtet haben, daß ſie ſich zuweilen eine neue Königin verſchaffen; ſie erweitern nämlich eine gewöhnliche Zelle, pflegen die darin befindliche Brut mit Sorgfalt, und ſo entwickelt ſich daraus eine neue Herrſcherin. Übrigens vergleiche man über die bewundernswürdige Haushaltung der Bienen und ihre Pflege **Bonnets** Betrachtungen über die Natur, **Struve's** prakt. Anleitung zur Bienenzucht und **Lehnke's** Bienenzucht.

Bienenrecht iſt der Inbegriff der zum Beſten der Bienenzucht erlaſſenen landesherrlichen und obrigkeitlichen Geſetze, und das darin gegründete Recht. Die Bienen werden nach dem römiſchen Rechte zu den **wilden Thieren**, nach dem alten Sachſenrechte zu den **Gewürmen**, und nach verſchiedenen Provinzialgeſetzen zu dem **gezähmten Viehe** gezählt, oder dem Geflügel angereiht. Auf ſeinem Eigenthume iſt jeder, Bienen zu halten, befugt, in ſo fern den Nachbarn dadurch kein weſentlicher Schaden zugefügt wird, oder von andern ein Verbietungsrecht gezeigt werden kann. Auf fremdem Grunde und Boden iſt aber zur Anlegung eines Bienenſtandes die Einwilligung des Grundeigenthümers erfoderlich, und der Ertheilung derſelben können weder die Hutungsberechtigten noch andere Imker oder Bienenväter, welche in der Gegend bereits Bienenſtellen haben, widerſprechen, wenn die letztern kein beſonderes Verbietungsrecht zeigen oder erweiſen können, daß durch die zu nahe Anlage des neuen Bienenſtandes ihren ältern Stellen Schaden und Nachtheil zugefügt wird. Wider die Aufnahme fremder Bienen hat in der Regel kein Widerſpruch Statt, weil es dem Beſitzer einer Bienenſtelle freiſtehen muß, ſein Eigenthum ſelbſt, oder durch Verpachtung, zu benutzen. Die Abgaben, Zehnten ꝛc., welche von den Bienen entrichtet werden müſſen, beruhen auf Obſervanzen und Particulargeſetzen, nach welchen man auch ſowohl die Strafe des Bienendiebſtahls überhaupt, als die verſchiedenen künſtlichen Arten deſſelben zu beurtheilen hat. Wer ſogenannte Heer- oder Raubbienen

mit Gift oder auf andere Weiſe tödtet, muß zwar den Eigenthümer derſelben entſchädigen, aber er begeht dadurch kein criminelles Verbrechen. Gegen den Herrn der Raubbienen kann übrigens der Eigenthümer der beraubten Bienen auf Schadenerſatz nicht klagen, weil nach den Erfahrungen und Beobachtungen verſtändiger Bienenkenner der letztere gewöhnlich ſelbſt Schuld an der Beraubung ſeiner Bienen iſt. Allein auf die zahmen jungen Bienenſchwärme hat der Eigenthümer des Mutterſtocks ein ausſchließendes Recht, und er kann ſie auch auf fremdem Grund und Boden, gegen Erſatz der dadurch verurſachten Beſchädigungen, verfolgen und daſelbſt einfangen. Hat jedoch der Eigenthümer des Mutterſtocks die Verfolgung des jungen Schwarmes aufgegeben oder aufgeben müſſen, weil er gänzlich aus den Augen verſchwunden iſt, ſo kann der Eigenthümer des Grundes und Bodens, auf welchem der Schwarm ſich geſetzt hat, denſelben einfangen oder deſſen unentgeldliche Herausgabe fodern, wenn ihn ein Dritter ohne des Eigenthümers Vorwiſſen, oder wider deſſen Willen, eingefangen hat. Wer hingegen ſeines Nachbars Bienen verbrennt, weil ſie um ſeinen Stock ſchwärmen, iſt zum Schadenerſatz verpflichtet. Der Waldbienenſtock endlich gehört zu Waldnutzungen und mithin kann nur der Waldeigenthümer darauf rechtlichen Anſpruch machen. X.

Bier. Die Erfindung des Biers iſt keineswegs der neuern Zeit vorbehalten geweſen; ſchon ſeit länger als 2000 Jahren kennt man den Gebrauch deſſelben. Der griechiſche Dichter und Satiriker Archilochus, der ungefähr 700 Jahre, und die griechiſchen Tragödienſchreiber Äſchylus und Sophokles, welche länger als 400 Jahre vor Chriſti Geburt lebten, nennen es vinum hordeaceum (Gerſtenwein). Diodor von Sicilien, welcher zu den Zeiten des Julius Cäſar, alſo gerade vor Chriſti Geburt lebte, gedenkt im zwanzigſten Capitel des erſten Buchs ſeiner Geſchichte ebenfalls des Biers. So redet auch Plinius, welcher ungefähr in der Mitte des erſten Jahrhunderts nach Chr. Geb. lebte, an mehrern Orten ſeiner Naturgeſchichte von dieſem Getränke. Er ſagt, daß daſſelbe auf verſchiedene Weiſe zubereitet würde, ja, daß es eine Art deſſelben gäbe, welche noch geſchickter als der Wein ſelbſt wäre, die Menſchen trunken zu machen. Er nennt es deßhalb eine abſcheuliche Art von Getränk, und beklagt ſich über deſſen Zubereitung, als ob die gütige Natur den Menſchen das Getreide nicht zu einem andern Gebrauche gegeben hätte. Er giebt uns ferner die Nachricht, daß dieſes Getränk in Spanien celia und ceria, in Gallien (dem heutigen Frankreich) und in andern Provinzen des römiſchen Reichs aber cerevisia genannt worden, beſonders bei den alten Deutſchen in Gebrauch geweſen und bei dieſen ebenfalls cerevisia (von Ceres, die Göttin des Getreides, und von vis, die Macht) geheißen worden ſei. Übrigens haben, ſagt man, die Ägyptier, als die erſten Beförderer des Ackerbaues, auch das Bier zuerſt erfunden und dergleichen in der ſpätern Zeit zu Peluſium verfertigt, welches den Namen dieſer Stadt geführt haben und ſehr berühmt geweſen ſein ſoll. Jetzt hingegen iſt das Bier gänzlich unbekannt in Ägypten. Dieſe und andere Zeugniſſe mehr beweiſen deutlich, daß die Zubereitung des Biers eine der älteſten Erfindungen iſt, wobei freilich gänzlich unerörtert bleibt, ob und in wie fern das Bier der Alten mit dem unſrigen, beſonders mit dem ſtarken Hopfenbiere, eine Vergleichung aushalten dürfte. Das deutſche Wort **Bier** kann am natürlichſten von bibere (trinken) abgeleitet werden. — Was die Geſundheit des Bieres und die Zuträglichkeit ſeines Genuſſes betrifft, ſo muß man die

leichten und die ſtarken Bierarten von einander unterſcheiden. Die leichten ſchäumenden Biere ſind nur im Frühjahre und bald, nachdem ſie gebraut worden, gut, und ſowohl Geſunden als Kranken heilſam. Mit Ausnahme weniger Individuen, die überhaupt kein Bier vertragen können, ſind dieſelben, gut bereitet, gehörig mit Hopfen gebraut, klar, von goldgelber Farbe und leicht ſchäumend, für jedermann ein überaus geſundes, dem Magen zuträgliches, Durſt ſtillendes Getränk. Nicht minder empfehlenswerth ſind ſie in Nierenkrankheiten; auch ſcheinen eine Menge von Beobachtungen darzuthun, daß ſie der Steinkrankheit entgegenwirken; denn dieſes Übel iſt in den Ländern, wo Bier getrunken wird, viel weniger verbreitet als in den Weinländern. Die leichten Biere mit wenigem Hopfen ſind ebenfalls denen zu empfehlen, die zur Schwindſucht Anlage haben, und beſonders die von einem trocknen und gallichten, oder ſanguiniſchen und reizbaren Temperament ſind; ſie ſtillen den entzündlichen Zuſtand, wenn die Krankheit einen gewiſſen Grad erreicht hat, oder beugen ihr im Entſtehen vor. Die Wirkungen, welche ſie in dieſen Fällen thun, ſind oft bewundrungswürdig. Zu den ſtarken oder ſchweren Bieren gehören einmal mehrere Braun- und dieſem ähnliche Weißbiere, zu welchen die Ingredienzien in ſtarken Quantitäten genommen werden; dann aber die geiſtigen Biere, die eine vollſtändigere Gährung und Kochung durchgegangen ſind und ſich länger halten. Die erſte Abtheilung enthält die ſchädlichſten Weiß- und Braunbierſorten, welche trübe, aus ſchlecht bereitetem Malze verfertigt, ſchlecht gebraut ſind, oder nicht hinlänglich gegohren haben. Sie verurſachen, zumal jung, Koliken, Blähungen, Harnzwang u. dergl. Doch verlieren ſie dieſe ſchädlichen Eigenſchaften, wenn ſie einige Zeit auf dem Faſſe gelegen und die Hefen abgeſtoßen haben. Ein anderer Nachtheil dieſer Biere, den ſie ſelbſt für diejenigen haben, die ſie gut verdauen, beſteht darin, daß ſie die Organe des Unterleibes erſchlaffen, die Eingeweide verſchleimen oder eine übermäßige Entwickelung der zellichten Fetthaut bewirken. In die zweite Abtheilung gehören die ſtarken geiſtigen Biere, in welchen die Stoffe gut verbunden ſind, und welche lange genug gekocht und gegohren haben. Sie haben nicht jene nachtheiligen Folgen, und ſind eben ſo berauſchend und noch nahrhafter als der Wein, den ſie ſehr gut erſetzen. Dahin gehört vorzüglich der engliſche Porter, der auch in mehreren Krankheiten von nützlicher Wirkung iſt.

Bierey (Gottlob Benedict), Muſikdirector am National-Theater zu Breslau, geboren zu Dresden 1772, genoß den erſten wiſſenſchaftlichen und muſikaliſchen Unterricht im väterlichen Hauſe, und ſtudirte ſpäterhin Generalbaß und Compoſition bei Weinlich in Dresden. Nebenbei ließ ihn ſein Vater Violine und Oboe lernen, bei welcher Gelegenheit er auch die Natur der Blaſe- und Saiteninſtrumente in ſo weit kennen lernte, als er es zur Compoſition nöthig hatte. Bis in ſein ſiebzehntes Jahr lebte er in Dresden. Entſchloſſen, ſich ganz der Muſik zu widmen, ließ er ſich bei einer kleinen Geſellſchaft als Muſikdirector anſtellen. Als er bald darauf bei der C. Döbbeliniſchen Geſellſchaft ein Engagement erhielt, und im Jahr 1794 endlich zur Joſeph Secondaiſchen Geſellſchaft kam, erhielt er dadurch die beſte Gelegenheit, ſich praktiſch auszubilden. Nach der Auflöſung der letztern im Jahre 1806 reiſ'te er im folgenden Jahre nach Wien, wo er die Oper Wladimir ſchrieb, und von wo er 1808 nach Breslau ging. Bierey begann ſchon 1797 durch ſeine Compoſition der Bretznerſchen Oper, der Schlaftrunk oder die Aſſemblée im Mehlkaſten, das muſika-

liſche Publicum auf ſich aufmerkſam zu machen. Dieſe Muſik beurkundete, wiewohl ſie weder eigentlich genial noch correct iſt, ein glückliches Talent, dem diejenigen Mittel, welche Wirkung machen können, bekannt ſind, und zu Gebote ſtehen. Eine noch erfreulichere Erſcheinung war ſeine Compoſition einer andern Bretznerſchen Oper, Roſette oder das Schweizermädchen. Dagegen mißlang ſein Wladimir, weil er ſich hier die ihm fremden Cherubiniſchen Formen aneignen wollte. Außer den genannten iſt uns noch ſeine Muſik zu den Gemſenjägern bekannt, die ebenfalls eine rühmliche Erwähnung verdient, aber wegen des gänzlich werthloſen Textes nie von beſonderer Wirkung ſein wird. Dem Namen nach führen wir noch folgende Operetten Bierey's an: die Liebe im Lager, Phädon und Naide, der Apfeldieb, L'asilo d'amore, der Mädchenmarkt, Liebesabenteuer, Jeny und Bätely, die böſe Frau, die Eheſtandscandidaten, der Zauberhain, das Donauweibchen (dritter Theil), das Blumenmädchen, Clara Herzogin von Bretagne, der betrogene Betrüger, der Überfall, die Pantoffeln und die offene Fehde. Außerdem hat er noch mehrere andere, auch ein theoretiſches Werk über den Generalbaß, geſchrieben.

Bieſter (Johann Erich), erſter Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin, verdient als ein Mann, der nicht nur in ſeinem nächſten Wirkungskreiſe durch die uneigennützigſte Bereitwilligkeit in Mittheilung der ſeiner Aufſicht anvertrauten literariſchen Schätze vielfach genutzt, ſondern auch mit wohlgemeintem Eifer für die Verbreitung der Aufklärung kräftig gewirkt hat, einer löblichen Erwähnung. Wir entlehnen aus ſeiner von ihm ſelbſt entworfenen Biographie folgende Umſtände ſeines Lebens. Geboren im J. 1749 zu Lübeck, woſelbſt ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, zeigte er bei einer ſorgfältigen Erziehung früh Neigung für Sprachen, und ward daher den Studien gewidmet. Nachdem er auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt unter des würdigen Overbeck Leitung einen guten Grund im Griechiſchen und Lateiniſchen gelegt und die alten Dichter kennen gelernt, außerdem auch hinreichende Kenntniß im Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen ſich erworben hatte, um auch in dieſen Sprachen die Meiſterwerke der Dichtkunſt zu leſen, bezog er die Univerſität Göttingen, um die Rechte zu ſtudiren. Allein ſeine Lieblingsfächer blieben Literaturhiſtorie, Sprachen, Kritik, Geſchichte. Er faßte keinen beſtimmten Lebensplan, weder zum Brot- noch zum Ruhmerwerb. Eine innige Freundſchaft ſchloß er zu Göttingen mit Bürger, Matthias Sprengel, dem Baron Kielmannsegg und einigen andern gleichgeſinnten Jünglingen. Nach ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt begann er die juriſtiſche Praxis und arbeitete nebenbei an der roſtockiſchen gelehrten Zeitung, und nachher an der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Nach anderthalb Jahren kam ihm der Antrag zu einer Lehrerſtelle an dem Pädagogium zu Bützow, wohin er Oſtern 1773 ging. Es fanden ſich damals vorzügliche Männer dort, mit denen er in Berührung kam: Tetens, Toze, Karſten, Witte, Trendelenburg, Quiſtorp und Andere. Bieſter lehrte Sprachen, Geſchichte und ſogenannte ſchöne Wiſſenſchaften, und ward 1774 Doctor der Rechte, um auch vor Studenten Collegia leſen zu können, über Univerſalhiſtorie, Rechtsgeſchichte und griechiſche Autoren. Im J. 1775 legte er ſein Amt nieder, machte eine Reiſe nach Berlin, hielt ſich dann noch in Meklenburg und Lübeck auf, und trat 1777 zu Berlin die Stelle eines Privatſecretärs bei dem die Künſte und Wiſſenſchaften eifrig liebenden und befördernden Miniſter von Zedlitz an. Bieſter befand

ſich hier glücklich in einem angemeſſenen Wirkungskreiſe als der Haus- und Tiſchgenoſſe eines edeln Mäcen. Er kam mit den trefflichſten und ausgezeichnetſten Männern Berlins und des Auslandes in Berührung. Am innigſten verband er ſich mit Gedike, deſſen Eifer auch ihn bald zu öffentlicher Thätigkeit anmahnte. Sie unternahmen 1785 gemeinſchaftlich die berliniſche Monatsſchrift, welche vornehmlich durch Bieſters Thätigkeit und Verbindungen zu einem der gehaltvollſten Journale wurde, die damals erſchienen. Im J. 1783 ward eine Stelle bei der Bibliothek erledigt. Dies war ein Amt, das ſeinen Wünſchen ganz entſprach. Friedrich II. ließ im Januar 1784 Bieſtern zu ſich kommen, unterhielt ſich mit ihm und ernannte ihn ſofort zum Bibliothekar. Bedeutende Verdienſte erwarb ſich Bieſter in dieſem Amte. Er ordnete die Bibliothek, öffnete ſie dem allgemeinen Gebrauche und ſah ſie auf ſeine Vorſchläge vielfach bereichert. Der jetzige König, der ſie mit der Akademie verband, ernannte Bieſtern 1798 zum Mitgliede dieſes Inſtituts. Er ſtarb den 20. Februar 1816. Außer der berliniſchen Monatsſchrift, die er von 1791 an noch allein, mit einigen Unterbrechungen und Veränderungen, eine Reihe von Jahren lang fortſetzte, verdanken wir ihm eine Überſetzung von Anacharſis Reiſen, die er mit Anmerkungen und Zuſätzen bereichert hat, welche von ſeiner genauen Kenntniß des Alterthums zeugen.

Bievre (Marſchall, Marquis von), geboren 1747, diente unter dem Corps der Musquetäre, einer damaligen adeligen Leibgarde der Könige von Frankreich, und erwarb ſich einen gewiſſen Namen durch ſeine witzigen Antworten und Calembourgs, welche bald in die Mode kamen. Nachdem er verſchiedene Broſchüren und Unterhaltungsſchriften herausgegeben hatte, brachte er 1783 le Séducteur, ein verſificirtes Luſtſpiel, auf die Bühne, welches gedruckt worden und ſich auf dem Repertorium erhalten hat, wiewohl das Stück ſchlecht von Plan und Ausführung iſt. Ein anderes Luſtſpiel von ihm, Les Réputations, iſt nach der erſten Aufführung verſchwunden. Als einen Beweis ſeiner Fertigkeit in treffenden Antworten führt man an, daß, als er Ludwig XV. vorgeſtellt wurde, dieſer den Wunſch äußerte, einen Calembourg von ihm zu hören. Donnez-moi un sujet, Sire, ſagte Bievre. — Faites-en un sur moi. — Sire, le roi n'est pas un sujet, war die witzige Antwort Bievre's. Im J. 1789 war er nach Spaa zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit gegangen und ſtarb hier. Wie man behauptet, blieb er auch auf dem Sterbebette ſeiner Neigung für die Calembourgs treu. Mes amis, ſagte er ſterbend, je m'en vais de ce pas (de Spa). Man hat mehrere Schriften von ihm, unter andern auch einen Almanac des Calembourgs. Auch giebt es eine Sammluug ſeiner Witzſpiele unter dem Titel; Bieveriana.

Bigamie iſt die in den Geſetzen verbotene Ehe mit zwei Perſonen. Vormals wurde ſie mit dem Tode, jetzt mit den Strafen des Ehebruchs beſtraft.

Bignon (Edouard), Baron, ehemaliger Miniſter von Frankreich an mehrern Höfen, und Verfaſſer eines 1814 erſchienenen, wichtigen Werks über den finanziellen, militäriſchen, politiſchen und moraliſchen Zuſtand Frankreichs und der vorzüglichſten Mächte Europa's. Er iſt 1762 in der Normandie geboren, widmete ſich erſt mit Erfolg den Studien, wurde aber hernach Soldat und diente unter dem General Huet. Dieſer gewahrte ſeine Talente, machte ihn zu ſeinem Secretär, und bahnte ihm ſo den Weg, den er bisher durchlaufen. Durch Privatverbindungen gelang es ihm, 1798 als Legations-

Secretär nach der Schweiz, und das Jahr darauf nach Mailand geſchickt zu werden. 1802 ward er beauftragt, die Angelegenheiten mit Preußen zu ordnen, und 1803 ging er als bevollmächtigter Miniſter an den churheſſiſchen Hof. In und nach dem Kriege von 1806 und 1807 half er Darú die preußiſchen Provinzen bewirthſchaften und ausſaugen. Von 1808 — 11 war er Geſandter beim Großherzog von Baden, und bis 1813 Reſident in Warſchau. De Pradt hat ihn in ſeiner Geſchichte ſeiner politiſchen Geſandtſchaft, dieſer Miſſion wegen, hart getadelt. Nach der erſten Zurückkunft der Bourbonen ſchrieb er jenes Werk (Exposé comparatif de la situation de la France et celle des principales puissances de l'Europe), in welchem er große Einſichten und Kenntniſſe entwickelte, ſich aber auch als echten Franzoſen aus der Napoleoniſchen Schule zeigte. Als Napoleon 1815 zurückkam, ward er Director der politiſchen Correſpondenz des auswärtigen Departements, und nach deſſen Sturz erhielt er von der proviſoriſchen Regierung das Portefeuille dieſes Miniſteriums. Er unterzeichnete die Capitulation von Paris, und iſt ſeit des Königs Rückkehr ohne Anſtellung geblieben. In der Deputirten-Kammer von 1818 und 1819 ſtand Bignon mit an der Spitze der liberal-conſtitutionellen Partei. Damals ſchrieb er auch ſein coup d'oeil sur les démêlés de Bavière et de Bade.

Bigot iſt derjenige, der die Äußerlichkeiten der Religion oder des Cultus für das Weſen derſelben hält, und daran mit übermäßiger Strenge hängt, daher auch gegen Andersdenkende gewöhnlich unduldſam iſt. Bigotterie iſt die Folge einſeitiger Ausbildung oder auch gedankenloſer Angewöhnung, gleichſam ein Fanatismus ohne Leidenſchaft.

Bijouterie (franz.), kleine Putz- oder Schmuckwaaren von Gold, Silber und Edelſteinen, als Ohrringe, Halsketten, Tuchnadeln, Pettſchafte u. dergl. Aber auch aus unechten Metallen verfertigt man Bijouterien. Die meiſten Bijouterie-Fabriken hat Frankreich, namentlich Paris und Lyon; in Deutſchland ſind die vorzüglichſten Fabriken in Wien, Berlin und Pforzheim.

Bilbao, Bilboa, 14° 57′ 45″ Länge, 43° 16′ 30″ Breite, Hauptſtadt der ſpaniſchen Provinz Biscaya, eine deutſche Meile von der See, am ſchiffbaren Strome Ybaizabal, über den zwei Brücken führen, von welchen die eine, erſt vor wenig Jahren von Holz erbaute, einen einzigen kühnen Bogen hat, unter welchem die größten dort gewöhnlichen Flußfahrzeuge wegfahren. Die im Jahre 1300 von Don Diego Lopez de Haro gegründete Stadt iſt gut gebaut, hat 5 Pfarrkirchen, 10 Klöſter, an 1000 Häuſer und ungefähr 15,000 Einwohner, eine nautiſche Schule, einen ſchönen Damm, eine Waſſerleitung, ein Arſenal, Gerbereien, Segeltuch-Manufactur, Tauſpinnereien, Ankerſchmiede, Brauerei und vier Kupferhämmer. Sie hat keinen eigentlichen Hafen; kleine Fahrzeuge kommen den Strom herauf bis an die Kaien, die großen legen in Olaviaja an. Im Durchſchnitte pflegen hier 500 bis 600 größere und kleinere Schiffe jährlich anzukommen. Der Hauptgegenſtand des hieſigen Ausfuhrhandels iſt die ſpaniſche Wolle, deren Menge ſich in manchen Jahren auf 100,000 bis 120,000 Centner beläuft. Mit den über Bilbao eingeführten fremden Fabrikartikeln wird ganz Nordſpanien verſorgt.

Bilboquet, ein franzöſiſches Spiel mit einem Stäbchen, das an beiden Enden napfförmige Vertiefungen hat, worin man eine Kugel, die in der Mitte des Stäbchens befeſtigt iſt, auffängt. — Man nennt aber auch das deutſche Stehauf (ein aus Kork geſchnitztes, am Fuße mit Blei verſehenes Männchen) Bilboquet.

Bilanz oder **Bilance**, bei den Kaufleuten die monatliche oder jährliche Schlußrechnung über Einnahme und Ausgabe, um Gewinn und Verluſt, Foderungen und Schulden gegen einander zu halten, und die Hauptſummen einander gleich zu machen, indem man das, was der einen Hauptſumme fehlt, unter dem Ausdrucke pro Saldo d. h. zum Abſchluß, hinzurechnet. Man kann es mit einem Worte durch Schlußrechnung oder Abſchluß ausdrücken. Das Buch, worin dieſe Rechnung geführt wird, heißt **Bilanzbuch**.

Bild iſt, nach Kant, die empiriſche mittelbare Darſtellung eines Gegenſtandes, in ſo fern derſelbe ein Mannichfaltiges in gewiſſen Verhältniſſen, mithin eine Geſtalt in ſich enthält. Wir werden dieſen Gegenſtand aus vier verſchiedenen Geſichtspuncten zu betrachten haben, nämlich phyſiologiſch, pſychologiſch, äſthetiſch und artiſtiſch. **Phyſiologiſch** betrachtet iſt Bild verkleinerte Darſtellung der dem Auge vorſchwebenden Geſtalten, Farben, Bewegungen und anderer ſichtbaren Eigenſchaften und Verhältniſſe der Körper, vermittelſt des Lichts und ſeiner Strahlen auf den hintern Grund der Netzhaut, welche letztere nichts anders als der verbreitete Sehnerve iſt. Dies iſt die gewöhnliche phyſiologiſche Erklärung von dem, was wir Sehen nennen. **Pſychologiſch** liegt es nun dem Anthropologen, Pſychologen und Philoſophen ob, auszumachen, wo die letzte Urſach des Sehens und des Bewußtſeins deſſelben vorhanden ſein möge. Wie man ſich nun auch hierüber mit einander verſtändigen möge, ſo bleibt es doch ausgemacht, daß es die Einbildungskraft iſt, welche jenes Bild durch die Sinne überkommt und den materiellen Stoff in einen geiſtigen verwandelt. **Äſthetiſch** und **artiſtiſch** genommen, iſt Bild die ſichtbare Darſtellung, oder Vorſtellung eines körperlichen oder verkörperten Gegenſtandes, welcher ſeinem Urbilde in allen ſeinen Theilen nach ſeinen ſichtbaren Äußerungen mit treuſter Angemeſſenheit nachgeahmt iſt. Dieſe Darſtellung iſt auf verſchiedene Weiſe möglich, je nachdem ſie durch verſchiedene räumliche, an Stoffen angewandte, Mittel bewerkſtelligt wird, entweder für das Geſicht allein, oder für das Geſicht und phyſiſche Gefühl zugleich (ſ. **Bildnerei**). Man kann daher eine Zeichnung, einen Kupferſtich, ein Gemählde, eine Statue, jedes andere Bildwerk aus Thon, Holz, Metall und Stein, ein Bild nennen, obſchon man häufig vorzugsweiſe die Gemählde ſo nennt. Nun nimmt aber der Künſtler das Urbild ſeiner Darſtellung entweder aus der Wirklichkeit, oder aus der Einbildungskraft, und in jedem dieſer beiden Fälle iſt ſein Verfahren, wie ſeine Wirkung verſchieden. Wo er das Urbild in der Wirklichkeit vor ſich hat, da wird nur eine mittelbare hervorbringende (reproductive) Einbildungskraft bei ihm in Thätigkeit geſetzt, ein ſolches Werk wird nämlich eine bloße Abbildung, an die man nur die Foderungen der Wirklichkeit zu machen hat. Wo hingegen nur das Urbild vor der Seele des darſtellenden Künſtlers ſchwebt, da iſt die eigentliche productive (unmittelbar hervorbringende) Einbildungskraft in Thätigkeit, und hier ſtellt ſich alſo das Äſthetiſche von ſelbſt ein, weil der Stoff dadurch, daß die productive Einbildungskraft denſelben erſt gänzlich bilden, ihn dann um- und ausbilden und ihn zuletzt mit dem lebendigen Gepräge des Menſchlichen ausprägen muß, Bedeutſamkeit erhält und dann, weit entfernt, ein bloßer roher Stoff zu ſcheinen, vielmehr als eine vollendete menſchliche Natur, als ein rein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes ſich darſtellt. Dieſem nach ſcheint es, als ob man vorzugsweiſe nur die ſichtbare Darſtellung eines körperlichen Gegenſtandes ein Bild nennen könne,

in ſo fern ſich nämlich in dieſer Darſtellung die productive Einbildungskraft zu erkennen giebt, da hingegen die reproductive Einbildungskraft kein Bild, ſondern nur eine Abbildung liefert. Jedes Bild muß nothwendiger Weiſe mehr oder weniger Abbildungen enthalten, nicht aber jede Abbildung iſt ein Bild. Das Bild nämlich muß zweierlei Eigenſchaften in ſich faſſen, nämlich eine artiſtiſche und eine äſthetiſche. Durch die artiſtiſchen Eigenſchaften müſſen die Wirklichkeitsfoderungen, durch die äſthetiſchen hingegen der Schönheitsſinn befriedigt werden. Jenes geſchieht durch genaue Beobachtung des phyſiſchen und phyſiologiſchen Bildes; dieſes hängt von den Geſetzen der Einbildungskraft ſelbſt ab. Der reproductive Künſtler hat alles gethan, was ihm oblag, wenn ſeine Darſtellung anſchaulich, rein objectiv, alſo dem in der Natur phyſiſch vorhandenen Urbilde getreu und in ihren Verhältniſſen richtig iſt. Der productive Künſtler hingegen hat zwar alle dieſe Pflichten ebenfalls auf ſich, weil ohne dies ſeine Darſtellung ein Unding ſein würde; allein er ſoll uns noch über dieſes alles eine Totalanſchauung verſchaffen, durch welche allein ſeine Darſtellung als ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes erſcheinen kann, welches in dieſer Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm iſt und das Gemüth durch Bedeutſamkeit ergötzt. Außer den oben angegebenen vier verſchiedenen Rückſichten, unter welchen wir den Begriff Bild betrachtet haben, müſſen wir hier noch einer fünften erwähnen, nämlich der poetiſchen. Es giebt nämlich auch ein Bild, welches durch Worte hervorgebracht werden kann. In ſo fern nun Worte das Organ der Poeſie ſind; ſo kann man ein ſolches Bild ein poetiſches nennen. Zum Weſen der Poeſie gehört es, Bilder und in Bildern darzuſtellen. Was man nun aber in der Poeſie Bild nennt, hat nur uneigentlich dieſen Namen, weil das Bild, gleich der Vorſtellung durch ein Bild, Glauben an eine äußere Realität und dadurch Empfindung bewirkt. Man denkt alſo hierbei mehr an die Beſchaffenheit der Vorſtellung durch ein Bild, als an das Bild ſelbſt. Bild wird demnach hier blos metaphoriſch gebraucht, als bloße Vorſtellung, welche mittelſt der Einbildungskraft auf eine Anſchauung bezogen wird, ſo daß dieſe den Schein des Seins erhält, welcher dem Bilde, ſo wie das Sein ſelbſt der Anſchauung zukommt. Übrigens iſt die Sphäre des Bildes von vielen noch mehr erweitert, und nicht blos in der Poeſie, ſondern auch in allen Künſten geſtattet worden. Denn außer der Mimik, welche einige der Plaſtik beigeſellen, zeigt ſich wirklich, daß es Bilder in der Tanzkunſt (Tanzbilder, Touren), in der Tonkunſt (Tonbilder, ſo wie in der Rede (Redebilder, Wortbilder) gebe. In allen dieſen Künſten pflegt man jedoch dasjenige, was wir hier Bild genannt haben, Figur (ſ. d. Art) zu nennen. Was hier noch von dem muſikaliſchen Bilde zu ſagen ſein möchte, ſoll in dem Artikel, muſikaliſche Mahlerei, beſonders abgehandelt werden.

Bilderdyk, einer der vorzüglichſten jetzt lebenden holländiſchen Dichter. S. Niederländiſche Literatur.

Bilderlehre (**Ikonologie**) iſt die Kunſt, ſittliche Wahrheiten unter Sinnbildern vorzutragen und dieſe Sinnbilder zu erklären, oder die Kenntniß der Bilder zu verſchaffen, durch welche ſittliche Wahrheiten ſinnlich dargeſtellt werden können.

Bilderſtürmer (**Ikonoklaſten**) nannte man diejenigen Anhänger der chriſtlichen Religion, welche in den Kirchen weder Bilder noch viel weniger aber die Verehrung derſelben dulden wollten. Der Streit über den Bilderdienſt fing zuerſt in Griechenland an, und

verbreitete ſich von da durch Europa, war aber beſonders im achten und neunten Jahrhunderte ſehr heftig. In den erſten drei Jahrhunderten nach Chriſti Geburt wußte man bei den Chriſten von keinen Gemählden und Bildniſſen in den Kirchen, ja man machte ihnen ſogar einen Vorwurf daraus. Die erſte Veranlaſſung zum chriſtlichen Bilderdienſte gab theils die Gewohnheit, daß man den Kaiſern Ehrenſäulen mit ihren Bildniſſen errichtete, theils auch der Umſtand, daß man das Andenken der Biſchöfe und der Märtyrer durch ihre Bildniſſe zu erhalten ſuchte. Man ſtellte dieſe im vierten, beſonders aber im fünften Jahrhunderte nach und nach in den Kirchen auf, ohne ihnen jedoch einige Verehrung zu erweiſen. Allein ſeit dem ſechsten Jahrhunderte fing man an, die Bilder aus Hochachtung zu küſſen, Lampen vor ihnen anzuzünden und zu ihrer Verehrung Weihrauch zu verbrennen, auch ihnen Wunder zuzuſchreiben. Manche Biſchöfe ſuchten die Chriſten von dieſer Verehrung der Bilder abzuziehen, andere duldeten ſie blos als eine anſtändige Verzierung der Kirche, da hingegen noch andere ſich in ihrer Verehrung der Bilder einer wahrhaften Abgötterei näherten. Der orientaliſche Kaiſer, Leo III., welcher dem Aberglauben und der Verehrung der Bilder ſehr abgeneigt war, befahl im Jahre 726 alle Bilder der Heiligen, Chriſtus Bild ausgenommen, aus den Kirchen wegzunehmen, und ſich der Verehrung derſelben ganz zu enthalten. Über dieſen Befehl entſtand zuerſt auf den Inſeln des Archipelagus ein Bauernkrieg. Da jedoch die Päpſte Gregor II. und III. ſich des Bilderdienſtes annahmen, der Kaiſer Leo hingegen nicht, wie ſie verlangten, ſeinen Befehl zurücknahm, und jene ihn deßhalb für keinen wahren Chriſten erklärten, ſo fingen auch in Italien Leo's Unterthanen an, ſich zu empören. Von nun an bildeten ſich zwei Parteien in der chriſtlichen Kirche, nämlich die Bilderverehrer und Bilderſtürmer, die einander wechſelſeitig verfolgten und mordeten. Leo's Sohn, Conſtantin, der ihm in der Regierung und auch ſeinem Beiſpiele in Anſehung des Bilderverbots folgte, verfuhr jedoch gelinder. Er hielt 754 eine Kirchenverſammlung in Conſtantinopel, auf welcher ſowohl der Gebrauch, als die Verehrung der Bilder verworfen wurde. Auch Conſtantins Sohn, Leo IV., welcher 773 zur Regierung kam, folgte denſelben Beiſpielen; allein ſeine Gemahlin Irene ließ ihn im Jahre 780 vergiften, und eine Kirchenverſammlung zu Nicäa in Bithynien in Klein-Aſien beſtätigte 786 die Verehrung der Bilder, und belegte diejenigen mit Strafen, welche behaupteten, daß man außer Gott nichts verehren und anbeten dürfe. Allein, wenn ſchon die Griechen und Italiener dem Bilderdienſte gänzlich ergeben waren, ſo folgten doch die meiſten Chriſten des Occidents (Britten, Deutſche, Franzoſen) ihrem Beiſpiele nicht, ſondern behaupteten vielmehr, daß man zwar die Bilder beibehalten und in den Kirchen aufſtellen könne, daß ſie aber, ohne Gott zu beleidigen, nicht verehrt werden dürfen. Auch Carl der Große ſchrieb (wahrſcheinlich mit Beihülfe Alcuins) gegen den Bilderdienſt, und eine Kirchenverſammlung, die er 794 zu Frankfurt am Main halten ließ, ſprach für ihn und ſeine Schrift, trotz der Gegenſchrift des Papſtes Hadrian. Unter den Griechen ging jedoch der Bilderſtreit, nach Irenens Verweiſung (802), von neuem an, und dauerte faſt die Hälfte dieſes Jahrhunderts hindurch. Ihr Nachfolger Nicephorus entfernte zwar die Bilder nicht aus den Kirchen, doch durften die Anhänger der Bilder ihre Gegner nicht verfolgen. Endlich ſtellte die Kaiſerin Theodora, nach einer 840 zu Conſtantinopel gehaltenen Kirchenverſammlung, bei

den Griechen den Bilderdienſt wieder her, welche Verfügung durch eine zweite 870 daſelbſt gehaltene Kirchenverſammlung beſtätigt wurde. Im occidentaliſchen Reiche behielt man anfänglich noch immer die Bilder bei, jedoch blos, um das Andenken der verdienten Männer zu erhalten, dahingegen die eigentliche Verehrung derſelben verboten war. Dieſes verordnete auch eine unter Ludwig dem Frommen 824 zu Paris gehaltene Kirchenverſammlung. Allein nach und nach entfernte man ſich von dieſer Meinung, und das Urtheil des Papſtes, deſſen Anſehen immer mehr wuchs und welches für den Bilderdienſt ſprach, fand endlich auch in der occidentaliſchen Kirche Eingang.

Bildhauerkunſt iſt eine Tochter der **Plaſtik**, oder der Kunſt halb- und ganz erhobene Figuren aus Thon und Gyps zu formen; plaſtiſch geformt waren die älteſten Götzenbilder aller Völker, das ſchwerere Schneiden der Geſtalten aus Holz und Elfenbein, und das noch ſchwerere Aushauen derſelben aus Stein und Gießen aus Metall, waren die Erfindungen ſpäterer Zeiten. Doch auch dieſe Erfindungen wurden durch Religion geweckt, wie alle Kunſt von ihr ausgeht; man ſtellte nur das vor, was angebetet werden ſollte. Und ſo fällt der erſte Anfang aller Bildnerei in das graueſte Alterthum. Es gab Blöcke und rohe Steine oder Bäthylien, von denen es hieß, ſie ſeien vom Himmel gefallen, was man jetzt Ärolithen nennt. Die Blöcke wurden auch als Grenz- und Markſteine verehrt, und hießen Termini. Vom neunten bis ſiebenten Jahrhundert vor Chriſti Geburt hatten die Griechen viel Verkehr mit den Phöniziern. Dies kluge Handelsvolk verehrte den Gott Theut, Taaut, der ihnen die Buchſtabenſchrift lehrte. Wo ſie nun dieſen als Grenzſtein hinſetzten, ſagten ſie, es ſei ihr Gott, und zwangen die rohen Autochthonen ihn zu verehren. Solche Pfeiler hießen Hermä, daher wurde ſpäter der Gott der Wege und der Reiſenden bei den Griechen Hermes genannt. Später ſetzte man auf dieſe Säulen einen Kopf, dies iſt der Urſprung aller Büſten. Alle Werke der Bildhauerkunſt theilt man in **runde** und **halbrunde** ein. Unter den erſten verſteht man ſolche, die von allen Seiten betrachtet werden können, es mögen nun ganze Geſtalten, Hermen, Bruſtbilder, Köpfe, Masken, Vaſen, Poſtamente oder andere Geräthſchaften ſein. Die ältere Schweſter dieſer Bildhauerei in runden Formen iſt die Architektur. Von Tempelerbauungen und Verzierungen geht alle Bildhauerkunſt aus. Unter halbrunden Figuren verſteht man ſolche, die nur einem Theil der Oberfläche nach aus einem flachen Grunde hervorragen. Dieſe nennt man **Reliefs**, und theilt ſie, je nachdem ſie über die Hälfte, genau die Hälfte, oder unter die Hälfte ihrer Dicke herausſtehen, in **Haut- Demi-** und **Basreliefs** ein. Um eine Überſicht über dieſe reiche Kunſt zu gewinnen, wollen wir zuerſt ihre Geſchichte betrachten, dann die berühmteſten Bildhauer alter und neuer Zeit anführen, und zuletzt einige Worte über den mechaniſchen und techniſchen Theil derſelben ſagen.

Bildhauerkunſt (Geſchichte der). Man findet in der Bibel ſehr alte Spuren von Bildhauerei; Laban, der im drei und zwanzigſten Jahrhundert vor Chr. Geb. lebte, hatte geformte Hausgötter, die im Hebräiſchen Teraphim hießen. In den uralten indiſchen Höhlen- und Grottentempeln findet man Monumente der Sculptur, ſo wie in der Pagode von Elephantine bei Bombay eine koloſſale Statue des Brahma. Dieſe Gottheit iſt ſitzend mit gekreuzten Armen gebildet, von vorn mit dem Geſichte und den Formen eines Mannes, und von der andern Seite mit Geſicht und Geſtalt eines Weibes; auf der rechten

Bruſt iſt die Sonne ausgebildet, auf der linken der Mond, Sterne und Firmament, Gewäſſer, Berge, Thiere und Pflanzen ſind dargeſtellt auf dieſer Statue, von welcher die Hindu's glaubten, Gott habe ſie ſeinem Sohn als Modell geſchenkt bei Erſchaffung der Welt. Die Phantaſie der Indier war ſehr reich, aber ſie neigte ſich ſo beſonders zum Symboliſchen und Allegoriſchen hin, daß ſie nie zu einem reinen Kunſtſinn gelangten. Höchſt bedeutungsvoll ſind ihre Bildwerke, aber ohne Schönheitsſinn geformt zeigen ſie uns gleichſam eine Moſaik von Ideen. Die prachtliebenden Perſer hatten viele Bildwerke, wie die Ruinen von Perſepolis beweiſen; aber ſchon daß ſie nie unbekleidete Geſtalten bildeten, hinderte, ſie einen richtigen Begriff der menſchlichen Formen zu gewinnen. In Aſſyrien blühte die Kunſt unter der Königin Semiramis. Man erwähnt bronzne Statuen, welche ſie, Belus und Ninius darſtellten. In den Gebirgen von Kurdiſtan fand man uralte Bildwerke, in welchen die Landesbewohner Abbildungen von Khosru und ſeiner geliebten Schirin ſehen, und den Sänger und Künſtler Ferhad als Bildner nennen. Einen beſtimmten Kunſtſtyl gewannen zuerſt die Ägyptier. Düſter und ernſt, aber voll tiefen Sinnes waren die Kunſtwerke dieſer Völker, eben ſo verwandt durch die ſie bedeckenden Hieroglyphen mit der Dichtung und Geſchichte, als durch die Mumienbilder mit dem Glauben an die Unſterblichkeit. Aber ſo wie das Todtenreich der Mumien ihnen erſt das wahre Daſein ſchien, ſo iſt die Kunſt der Ägyptier auch dem Tod verwandter als dem Leben; ſtarr und bewegungslos ſind alle ihre Geſtalten, mumienartig; ſo ſind ſelbſt ihre Iſisbilder. Dieſe ſind dem uralten Dianenbild zu Epheſus und der urälteſten griechiſchen Kunſt überhaupt verwandt, ſo wie die dienende Anwendung der menſchlichen Geſtalt bei den Capitälern der Säulen zu Dendera, und den ſeltſam ausgedehnten weiblichen Körpern ebendaſelbſt, die einen einſchließenden Kalendercyklus bilden, und die Vermiſchung menſchlicher und thieriſcher Formen bei den Sphinxen, dem Anubis ꝛc. augenſcheinlich mit der indiſchen Kunſt verwandt iſt. Wenn wir nun den altgriechiſchen Kunſtſtyl betrachten, ſo finden wir zuerſt wieder jene, früher erwähnten Hermenbilder, die Doppelköpfe, die man Janusbilder nennt und die urſprünglich auf Sonne und Mond hindeuteten, zahlloſe Variationen der Hermen in Hermeraklen, Hermathenen, Hermeoten ꝛc. Von dieſen, an denen weder Hände noch Füße angedeutet waren, iſt die nächſte Stufe zu den noch mumienähnlichern Bildern in Ebenholz und Cedern, wo die Arme anliegen, die Füße nur durch einen Mittelſchnitt, Augen und Mund nur durch einen Schlitz bezeichnet waren. Später löſ'te man die Arme und Füße und gab den Götterbildern Waffen, Schild und Spieß in die Hände, ſo entſtanden die erſten Pallasbilder. Selbſt andere bewaffnete Götterbilder, die in die kretenſiſche Götterfamilie gehören, wurden Palladien genannt, ſo z. B. die tauriſche Diana. Da ſie immer nur klein waren, ſo wurden ſie gewöhnlich auf Säulen geſtellt, daher ſtammt das ſpäter immer auch bei größer ausgearbeiteten Figuren beibehaltene Wort Bildſäule. Wo man größere Bilder in Metall aushämmerte, war doch der Körper der Bilder nur ein ſäulenförmiger Cylinder, wie der Koloß des amykläiſchen Apollo. Mit dem Dädalus beginnt nun eine neue Kunſtepoche. Von ihm ſagten die Griechen ſymboliſch, ſein göttliches Genie habe gemacht, daß die Bildſäulen gingen, ſähen und ſprächen. Unter ihm dachte man ſich den Kunſtmenſchen oder Kunſterfinder überhaupt, er war zugleich das Symbol für den erſten Bergmann, daher die Fabel von dem Dädali-

ſchen Labyrinth in Kreta, oder den horizontalen Gängen in dem erſten Bergwerk des metallreichen Kreta. Man ſetzt ihn drei Menſchenalter vor dem trojaniſchen Krieg und macht ihn zum Zeitgenoſſen des Minos. Alle Schüler und Nachahmer nannte man Söhne, daher hießen ſymboliſch alle Künſtler Dädaliden. Hier trennt ſich die altgriechiſche Kunſt in den Styl drei verſchiedener Völkerſchaften, den altattiſchen, den äginetiſchen und den hetruriſchen. Die Künſte erblühten in den Tempeln nicht blos durch Bildſäulen, ſondern weit mehr noch durch Anathemata, Weihgeſchenke, figurenreiche Throne, Käſten, Schilde, Dreifüße und Vaſen. Berühmt ſind hievon 1. der Kaſten des Cypſelus in Olympia, aus Cedernholz in Gold und Elfenbein eingelegt, und 2. der Thron des Apollo zu Amyklä, als koloſſale Einfaſſung eines noch ältern Koloſſes des Apollo vom Magneſier Bathykles, etwa im Zeitalter des Solon gearbeitet. Er umfaßte in acht und zwanzig Feldern auswendig und vierzehn Feldern inwendig den ganzen damaligen Kunſtkreis der Götter- und Heldenfabel. Auf dieſen zwei Werken findet man charakteriſtiſchen Ausdruck ſelbſt bei der größten Dürftigkeit und Unrichtigkeit der Zeichnung und Proportion, die Überſchrift muß überall noch zu Hülfe kommen, die Gegenſtände ſind widrig, es iſt an Bilderſchrift grenzende Allegorie. Zwei Tempel ſind in dieſem Zeitraume merkwürdig als Werke der erſten Dädaliden Dipönus, Rhökus und Skyllis: 1. das Heräum oder der uralte Tempel der Here, der Juno zu Samos. Das älteſte Bild der Juno darin hatte der Äginete Smilis gemacht, es war verſchleiert und mit Stützen verſehen; 2. das Artemiſion zu Epheſus; das älteſte Bild darin hieß vom Himmel gefallen und war von den Amazonen geweiht; dann kam das ſchwarze Dianenbild in Mumiengeſtalt mit den vielen Brüſten, als Naturgöttin, dahin. In jener Zeit ſetzte man auch Bilder aus getriebenem Erzblech zuſammen, ſpäter fing man in Samos an ſie in Bronze zu gießen, aber ſtückweiſe, man heftete ſie mit Nägeln zuſammen, die wie Schwalbenſchwänze geformt waren. Es haben ſich noch mehrere Werke aus dieſem älteſten Zeitraume erhalten. Alles iſt in ihnen übertrieben, die Bewegungen ſind eckig, die Falten ängſtlich überhäuft, die Gewänder zackig fliegend, die Umriſſe charakterlos und ſchwankend. Dieſer älteſte Styl zeugte von Stärke und Kraft, ohne Ausdruck und Schönheit. Unter den Piſiſtratiden blühte die Kunſt immer mehr. Doch erſt in den zwanzig glücklichen Jahren unter Perikles Herrſchaft erwachte der höhere Kunſtſinn. In dieſem kurzen Zeitraume erhielt Athen köſtlichere Kunſtwerke, als die Weltbeherrſcherin Rom ſich in ſieben Jahrhunderten verſchaffen konnte. Die Wirkung der großen Dichter dieſer Zeit auf die Kunſt war gewiß ſehr bedeutend. Es war das Zeitalter der Muſterformen und des Idealſtyls. Phidias ſchuf zwei Hauptideale, die Minerva und den Jupiter, die erſtere für das Parthenon in Athen, der letztere war der berühmte olympiſche Jupiter zu Elis. Beide waren in Elfenbein und Gold gearbeitet, der Gott war reizend gebildet und hatte dennoch 40 Fuß Höhe. Sein Thron war herrlich verziert, der Ausdruck Jupiters ſelbſt war eine Vereinigung von Macht, Klugheit und Milde, er thronte hier als oberſter Kampfrichter bei dem Panhellenenfeſte. Seine Größe wird uns am anſchaulichſten durch die Worte eines Epigrammiſten, welcher ſagt: „Die Bildſäule würde das Dach des Tempels wie eine dünne Schale abgeſtoßen haben, wenn ſie je von ihrem goldenen Stuhl aufgeſtanden wäre.“ Durch Phidias war nun der Kreis der Idealgeſtalten eröffnet. Für die männlichen Gebilde theilte ſich ſpäter

dieſer in Götter, Halbgötter und Helden ein; für die weiblichen konnten vielerlei Geſtaltungen ſich zum Ideal erheben: 1. die Jungfrau; dieſe ſondern ſich wieder nach den zwei Hauptſtämmen ab, in: a) die doriſch-kretenſiſche hochgeſchürzte, zweimal gegürtete Jungfrau zur Diana, zu Amazonen, Nymphen, und Bacchantinnen; b) die attiſch-ioniſche Jungfrau zu den Muſen, Kanephoren und Prieſterinnen; 2. die Matrone, zum höchſten Ideal in der argiviſchen Juno, ferner zum Ideal der Ceres, Cybele und ſpäter der Nemeſis, Fortuna, Pudicitia, Pietas, bis auf die römiſchen Kaiſerinnen und Veſtalinnen, ſo wie die ſchönen Herkulanerinnen in der dresdner Gallerie; 3. die Hetäre wurde zum Ideal der Venus Anadyomene erhoben; 4. die Männin (Virago) zur Pallas-Athene, als krieg- und kunſtübende ewige Jungfrau. Zu den männlichen Geſtaltungen gehört nun noch der gymnaſtiſche und der athletiſche Kreis. Polyklet ſchuf den erſten, indem er zweierlei Jünglingsideale bildete, in ſeinem Diadumenos, dem Jüngling, der ſich ſelbſt die Siegerbinde um das Haupt ſchlingt, den ſanftmüthigen, und in ſeinem Doryphoros, der kühn die Lanze vor ſich hinſtellt, den kampfluſtigen Jüngling. Polyklet bildete auch den berühmten Kanon, das Muſterbild aller Proportionen. Den athletiſchen Kreis bildete zuerſt Myron; ſeine Ringergeſtalten ſind hoch berühmt, beſonders ſein Diskobulus, welcher den linken Arm aufs Knie ſtützt, und ſich umbiegend den Diskus mit der Rechten rückwärts wirft. Er ſchuf ferner das dieſen Kreis beſchließende Ideal des Herkules, und formte die Ideale des ganzen Thierreichs. Nun erſt, hundert Jahre nach Phidias, 364 vor Chr. Geb. ging der hohe oder Idealſtyl in den ſchönen über. Jetzt fingen die eigentlichen Marmorbildner an, Skopas und Praxiteles waren die erſten; ſie arbeiteten den Kreis der bacchiſchen Tänze oder Thyaſen, hier wurden die zarteſten Formen der Schönheit mit ſchwärmeriſchem Wahnſinn verſchmolzen. Die Gruppe wurde von Skopas erfunden, von Praxiteles die Ideale der Diana, der Venus und des Bacchus. Er war der Vater einer zahlreichen Künſtlerfamilie, nach ihm ging der ſchöne Styl in den graziöſen über, der an Ausdruck und Weihe gewann, was er an Größe verlor. Auf Proportion und Symmetrie hielt man jetzt am meiſten. Es war das Zeitalter Alexanders, wo Lyſippus einen neuen Weg in der Kunſt wählte, indem er viele Porträtſtatuen bildete. Er war der einzige, der Alexandern darſtellen durfte, ſo wie nur Apelles ihn mahlen durfte. Dieſe letzte blühende Periode griechiſcher Kunſt fing 336 Jahr vor Chr. Geb. an. Sie umfaßte den letzten möglichen Kunſtkreis, den der idealiſirten Königs- und Kriegerfiguren. Lyſipp behielt Polyklets Regeln der Proportion im Auge, aber er machte die Körper ſchlanker und die Köpfe kleiner, er verwandte auch beſondere Sorgfalt auf die Ausarbeitung der Haare. Man rühmt ſehr ſeine geiſtathmenden Bilder. Die plaſtiſche Kunſt erhielt durch die Einwirkung der Mahlerei etwas ſentimentales, deſſen höchſte Vollendung im Pathetiſchen die Laokoonsgruppe iſt. Der Koloſſal-Geſchmack verbreitete ſich und trug viel zum Verfall der Kunſt bei, das Überladene hängt genau damit zuſammen. Seit den macedoniſchen und ſyriſchen Kriegen 200 Jahre vor Chr. Geb. fingen die Kunſtplünderungen der Römer an. Paulus Ämilius ſchmückte ſeinen dreitägigen Triumphzug mit ungeheuren Schätzen von griechiſchen Kunſtwerken. Das Forum Romanum wurde oft mit koſtbaren Teppichen umſpannt und zum Theater umgeſchaffen, welches dann wohl 3000 Statuen zierten. 12,000 ſtanden auf dem Capitol allein. Mit den Kunſtwerken wendeten ſich

auch die griechiſchen Künſtler nach Rom, doch die Kunſt blieb hier verpflanzt und wurde nie heimiſch. Seit den Zeiten des Sylla wuchs die Kunſtliebhaberei bis zur Raſerei, die letzte Spätblüthe der Kunſt bemerken wir in Adrians Zeitalter. Höchſte Zierlichkeit, Glätte und Vollendung war ihr Charakter. Dieſer Geſchmack erhielt ſich unter den Antoninen mit leiſer Ausartung, ſank aber ganz unter Severus und ſeinen Nachfolgern; vor Conſtantin dem Großen war die Kunſt völlig untergegangen. Erſt im dreizehnten Jahrhundert erſtand die Bildhauerkunſt wieder in Italien, die neuern Künſtler waren auch wieder geſchickte Erzbildner. Der größte Meiſter jener erſten Periode neuer Kunſt war Michel Angelo Buonarotti, durch ihn und ſeine Schüler erhob ſich die Bildhauerkunſt im Abendlande. Was rohe Barbarei, Fanatismus und zerſtörende Naturbegebenheiten nicht ganz vernichtet hatten, das rettete man aus den Ruinen der alten Größe und Herrlichkeit. Vorzüglich dankt die Kunſt und die Menſchheit dem edlen Cosmus und Lorenzo von Medicis das Wiederaufleben einer ſchönern Zeit. Die Künſtler wurden geehrt und unterſtützt, die Schätze des Alterthums geſammelt und Muſeen angelegt. Die benachbarten Fürſten wetteiferten, es den Mediceern gleich zu thun. Doch erreichte die neuere Kunſt nie die Hoheit und ſtille Größe der alten. Objective Reinheit in den Darſtellungen zeichnet die alte Kunſt ſo beſonders aus, keine ſubjective Individualität war ihr beigemiſcht, unter allen neuern Künſtlern hat nur Raphael dieſe Objectivität; jeder neuere Künſtler ſprach ſich ſelbſt in ſeinen Werken aus, der alte Künſtler verſchwand hinter den ſeinigen. Durch Buonarotti's ſtolze Kraft artete die Kunſt bald in Unnatur aus, und durch Bernini's geſuchte Anmuth, in Manier und Geziertheit; der echte Schönheitsſinn war verſchwunden, man wollte eitel die Alten übertreffen, nicht fühlend, daß man zu tief ſtand, um ſie zu verſtehen und zu ehren! Durch das überwiegende Beiſpiel von Frankreich ſank der gute Geſchmack in allen Künſten immer mehr, die Natur der Menſchen ſelbſt wurde verſchroben. Modethorheit herrſchte tyranniſch. Im 18. Jahrhundert zündete zuerſt Winckelmann die Fackel der neuen Kunſt wieder an, und öffnete ſeinen Zeitgenoſſen die Augen für die hohe Schönheit der Antike. Der Cardinal Albani und Mengs boten ihm die Hand; ſo wurde die neue Morgenröthe des Kunſt- und Schönheitsſinnes wieder herbeigeführt. Die jetzige Zeit iſt ſtolz auf mehrere wackere Bildner. Es mußte erſt ein ſcheinbarer Stillſtand in der Kunſt eintreten, das Schlechte mußte ganz ſinken, ehe das Schöne wieder erblühen konnte. Canova wurde der Gründer einer neuen Kunſtperiode, Thorwaldſen ſteht ihm kräftig zur Seite, und nach den Fortſchritten zu urtheilen, die ſeit dreißig Jahren die neuere Bildhauerkunſt machte und dem Herrlichen, was in ſo kurzer Zeit darin geleiſtet wurde, darf man hoffen, daß ſie auf ſicherer Bahn iſt, als im ſechzehnten Jahrhundert. Jetzt wollen wir einen Blick auf die Meiſter werfen, um durch ſie und ihre Werke den Gang der Geſchichte deſto klarer zu verſtehen.

(Die berühmteſten Bildner der Alten). Frühſte Periode. Daß wir hier nicht mit Vulkan (Tubalkain) und Prometheus anfangen dürfen, lehrt uns die Kunſtgeſchichte. Jenes ſind nur ſymboliſche Geſtalten, und die ſinnigen Griechen deuten uns durch dieſen gebrechlichen Gott und göttergleichen Menſchen nur die alle irdiſchen Stoffe beſiegende techniſche Kraft und Geſchicklichkeit, und im Gegenſatz, die Kühnheit, welche durch den himmliſchen Geiſtesfunken irdiſche Gebilde unſterblich macht, an. In Dädalus aus Athen ſehen wir

den erſten Großen Bildner, man kann ſein Daſein ungefähr vierzehn Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung annehmen. Zugleich lebte Smilis zu Ägina. Epeus ſoll das trojaniſche Pferd verfertigt haben. Rhökus aus Samos erfand 700 Jahr vor unſererer Zeitrechnung die Kunſt zu modelliren und Statuen aus Erz zu gießen. Theodorus und Telekles, ſeine Söhne, reiſ'ten der Kunſt wegen nach Ägypten. Der erſtere machte in Ephesus die Hälfte der Statue des Apoll für den Tempel des pythiſchen Apoll zu Samos, und der letzte die andere Hälfte zu Samos; eine Sitte, welche nur bei dem Zuſtande der ägyptiſchen Kunſt möglich war. Dibutades erfand die Kunſt, Porträts in gebrannter Erde zu machen, ſeine Tochter Kallirrhoe erweckte dieſe Idee in ihm, indem ſie den Schatten ihres Geliebten mit einer Kohle auf der Wand umriß. Euchir von Korinth begleitete 663 Jahr vor Chr. den Demaratus, Vetter des ältern Tarquin, nach Italien und brachte die Modellirkunſt nach Hetrurien. Dipönus und Skylles wurden die Meiſter einer großen Schule. Malas und ſeine Nachkommen gehörten zu den berühmteſten Bildnern jener Zeit. Perilaus arbeitete für Phalaris, welcher 564 Jahr vor Chr. Geb. in Sicilien herrſchte, den berühmten ehernen Stier, ein herrliches Kunſtwerk, worin aber der Künſtler ſelbſt verbrannt wurde. Unter die vorzüglichſten Kunſtwerke in Stein gehörten die Arbeiten des Bathykles aus Amyklä. Kallon aus Ägina lebte 540 Jahr vor Chr. Geb. Demeas von Krotona verfertigte die Statue des Milon. Iphikrates bildete die eherne Löwin der Leäna, welche um die Verſchwörung des Harmodius und Ariſtogiton gegen Hipparchus wußte, und bei der Tortur, unter welcher ſie ſtarb, dennoch nichts verrieth. Um das heldenmüthige Schweigen dieſes Mädchens auszudrücken, gab der Künſtler der Löwin keine Zunge. Onotas aus Ägina mußte das Bild der ſogenannten ſchwarzen Ceres zu Phygalea wieder herſtellen. Ageladas aus Argos hält man für den Lehrer des Phidias.

Zweite Periode. Hoher Kunſtſtyl. Mit Phidias aus Athen fing die Zeit des hohen Idealſtyls an, er war deſſen Schöpfer. Er lebte in der glücklichen Zeit des Perikles. Außer ſeinen beiden Hauptwerken, Pallas Athene und Jupiter, ſind noch ſehr berühmt: ſeine Pallas aus Erz für Athen, ſeine Venus Urania, ſeine Nemeſis im Tempel bei Marathon und ſeine Amazone, die ſchöngeſtaltete genannt. Er arbeitete nur einen einzigen Knaben nach dem Leben. Seine Lieblingsſchüler waren Alkamenes aus Attika, und Agorakritus von Paros. Die berühmteſten Werke des erſtern waren ſein Vulkan, ſein olympiſcher Sieger, ſein Amor, ſein Mars und ſeine Venus. Der zweite wurde noch mehr vom Phidias geliebt, er wetteiferte mit Alkamenes bei Verfertigung einer Venus, und wurde von den Athenienſern nur aus Vorliebe für ihren Mitbürger nachgeſetzt, er ſchuf ſeine Venus zu einer Nemeſis um und verkaufte ſie nach Rhamnus; Varro hielt dieſe Statue für die ſchönſte, die je geſchaffen worden ſei. Polykletus von Argos war Schöpfer der Juno zu Argos, dieſes dritten Hauptideals, eines Seitenſtücks zum olympiſchen Jupiter. In der ludoviſiſchen Juno iſt uns noch eine Nachbildung ihres Kopfes aufbewahrt. Außer ſeinem berühmten Kanon bildete auch Polyklet alle ſchönen Stellungen der Knabengymnaſtik und alle naiven Spiele der Jugend, höchſtes Ideal dieſes Kreiſes iſt ſein Merkur. Da zartere Weichheit dieſem Meiſter eigen war, ſo iſt es natürlich, daß ihm die reizenden Kanephoren von Athen ſo gelangen. Er war hauptſächlich Erzbildner. Sein Mitſchüler und Nebenbuhler war Myron aus Eleutherä in Böotien,

Er ſchuf drei auf einer Baſis zuſammengeſtellte Koloſſe, Minerva, die den apotheoſirten Herkules dem Jupiter vorſtellt. Myrons vielumfaſſende Mannichfaltigkeit zeigte ſich auch in der Wahl neuer, kühner Stellungen. Er verſchmähte die zarteren Ephebengeſtalten und zeigte ſeine Kraft in der Darſtellung der ausgearbeitetſten Athletenkörper. Sein Läufer, ſein Wurfſcheibenſchleuderer und ſeine Pankratiaſten ſind berühmt, dieſen Kreis ſchloß ſein Ideal des Herkules. Überdeies ſind unter den Thiergeſtalten ſeine Kuh und ſein Seedrache berühmt. Nur eins war dieſem großen Bildner verſagt, die Grazie des Ausdrucks; hierin übertraf ihn ſein Nebenbuhler Pythagoras von Rhegium, der die Wellenlinie als Schönheitszug beſtimmte und die Nerven und Adern zuerſt zart anzudeuten verſtand. Dieſer ſchuf das Ideal des Apollo in der Stellung des Pythonſchützen, deſſen Nachbildung die herrlichſte Statue iſt, die wir noch beſitzen, der Apoll von Belvedere.

Dritte Periode. Schöner Kunſtſtyl. Sokrates, der Bildner der bekleideten Grazien, macht den Übergang zu dieſer Kunſtepoche, ſo wie Athenodorus und Naucydes. Praxiteles und Skopas brachten die Kunſt zur höchſten Vollendung, indem ſie Schönheit mit Anmuth vereinten. Die berühmteſten Werke des Skopas waren ſeine raſende Bacchantin (ein Gott ſchien dieſe Mänade zu beſeelen, der weit rückgebogene Kopf vereinte die höchſte Schönheit mit bacchiſchem Wahnſinn); ſein Amor, ſeine Venus (wahrſcheinlich das Vorbild der medizeiſchen) und ſeine Gruppe, der Triumph des Achilles, den Thetis nach ſeinem Tode in die glücklichen Inſeln führt, wobei Skopas Gelegenheit fand, zahlloſe Tritonen, Nereiden und Seeungeheuer in den anmuthigſten Gruppirungen zuſammenzuſtellen. Praxiteles, der ſeelenvollſte aller Bildner, ſchuf die vollendeten Ideale der Diana und des Bacchus. Letztern bildete er als Gegenſatz zu den Satyrn und Faunen, die alles Rohe und Ausgelaſſene ausdrücken; er war mit zarter Weichheit gebildet ohne weiblich zu ſein, es war die perſonificirte, ewige Fröhlichkeit im ſiegreichen Götterſohn, das holdeſte und würdevollſte Far niente im Spiel mit den ſcherzenden Umgebungen. Seine Diana zeigte die jungfräulichſte Sittlichkeit bei raſcher Thatkraft. Homers Nauſikaa begeiſterte ihn dazu. Er ſchuf ferner die geprieſene Satyrſtatue, Periböetos, und das Ideal des Eros. Dieſer wurde von den Alten nie als Kind gebildet, die wahre Kinderbildung konnte erſt im chriſtlichen Kunſtkreis Statt finden. Eros wurde ſtets als ein zum Jüngling reifender Knabe dargeſtellt. Praxiteles wagte zuerſt, die Venus ganz zu entkleiden und ſchuf ſo das neuere Ideal derſelben. Vor allen berühmt ſind ſeine Venusbilder zu Kos und zu Gnidos. Erſtere iſt von unten bis auf die Hüften verhüllt, die gnidiſche ganz enthüllt, hielt das Gewand mit der Linken über das Badegefäß. Wir beſitzen von beiden Nachbildungen. Man ſchreibt die Gruppe der Niobe dieſem Meiſter zu. Sein Sohn Cephiſſodorus war berühmt durch ſein gymnaſtiſches Symplegma (ſo nennt man es, wenn die Ringer alle vier Hände in einander verſchränkten) und ſeinen Äskulap. Von ihm an artete die Kunſt durch die üppigſten Darſtellungen aus, ſchon Praxiteles bildete für Phrynen eine Gruppe in Bronze, worin er eine lachende Hetäre einer weinenden Matrone gegenüberſtellte. Hermaphroditen, Satyr- und Nymphengruppen wurden mit hoher Kunſtvollendung aber zügelloſem Sinn gebildet.

Vierte Periode. Zeitalter Alexanders des Großen. Nur durch Grazie und immer zartere Ausführung konnte die Kunſt jetzt noch etwas gewinnen, indem die hohe Idealſchönheit ſank. Lyſippus

von Sicyon trat auf und wurde der Meiſter veredelter Porträtbildung. Unter den Göttern war Herkules ſein Liebling und er vollendete die vom Euphranor angegebene Idealfigur des Neptun. Er ſtellte den Alexander vom Knaben an bis zum Manne dar. Plinius behauptet, er habe allein 1500 Statuen gebildet, Andere ſchränken dieſe Zahl auf 610 ein. Er wurde ſehr alt, bei dieſer Angabe iſt jede Geſtalt ſeiner großen Gruppe einzeln gezählt. Unter dieſen Statuenvereinen ſind Alexanders Jagd und die 25 Statuen zu Pferde, die macedoniſchen Freunde vorſtellend, die beim erſten Angriff am Granikus an Alexanders Seite fielen, die berühmteſten. Seine Pferde waren ſehr ſchön. Euthykrates, ſein Sohn, Apollodorus und Silanion waren große Bildner dieſer Zeit. Chares von Lindus goß den berühmten Sonnenkoloß zu Rhodus, er brachte zehn Jahre damit zu. Dieſer Koloß war 70 Ellen oder 105 pariſer Schuh hoch. Er wurde nach ſechs und dreißig Jahren durch ein Erdbeben zerſtört, die Trümmer lagen gegen 870 Jahr und wurden im Jahr 651 nach Chr. Geb. verkauft und auf 900 Kameelen fortgeſchafft. Ageſander, Athenodorus und Polydorus, Vater und Söhne aus Rhodus, bildeten die berühmte Gruppe des Laokoon mit ſeinen Söhnen, Glykon von Athen den Farneſiſchen Herkules, Apollonius und Tauriskus den Farneſiſchen Stier.

Die Bildhauer der Römer waren Griechen, wir können von ihnen nur den Arceſilaus, Freund des Lucius Lucullus, bemerken, und den Praxiteles, den größten Modellirer zu Pompejus Zeit. Er ſchrieb fünf Bücher über die berühmteſten Kunſtwerke. Zenodorus hatte in Gallien einen ungeheuer großen Merkur in Erz gebildet, und wurde von Nero nach Rom berufen, um deſſen Bild in einem 110 Fuß hohen Koloß darzuſtellen; der Guß mißlang. Unter dem Kaiſer Auguſt wurde die ſchöne liegende Statue der ſterbenden Kleopatra gebildet. Kleomenes ein Athenienſer, verfertigte unter Tiberius die ſchöne Statue des Germanicus. Die vier ungemein ſchönen metallenen Pferde, die lange zu Venedig über dem Haupteingang der Marcuskirche ſtanden wurden unter Nero gearbeitet. Der herrliche Antinous, eine der vollendetſten und ſchönſten Statuen, iſt aus Hadrians Zeit.

Die berühmteſten Bildner der neuern Zeit. Frühere Periode. 1. Italieniſche Bildhauer. Im elften Jahrhundert wird zuerſt wieder ein Bildhauer Buono erwähnt, im zwölften Bonanno aus Piſa. Nicolo Piſano ſtarb 1270 und wird Wiederherſteller des guten Geſchmackes in der Bildhauerkunſt genannt. Von ſeinem Sohn Giovano Piſani ſieht man noch viele Werke in Piſa. Andrea Orgagna, mit dem Beinamen Buffalmaco, ſtarb 1389. Luca della Robbia wußte ſeine aus gebrannter Erde gemachten Werke mit einem guten Firniß zu überziehen. Lorenzo Ghiberti, der 1455 ſtarb, war ein ſehr geſchickter Meiſter; ſeine in Erz gegoſſenen Thüren am Battiſterio zu Florenz ſind berühmt, Michel Angelo erklärte ſie für würdig, an dem Eingange des Paradieſes zu ſtehen. Donatello, geboren zu Florenz 1383, bereicherte Venedig, Florenz, Genua und Faenza mit ſeinen Werken, ein kahlköpfiger Greis von ihm iſt in Florenz berühmt. Er bildete für die Marcuskirche zu Florenz die ehernen Statuen des heil. Petrus, Georgs und Marcus, die letztere iſt beſonders merkwürdig durch die Frage des Michel Angelo: „Marco, perchè non mi parli?“ (Marcus, warum ſprichſt du nicht mit mir?) Donatello ſtarb 1466. Sein Bruder Simon machte eine der Bronze-

thüren der Peterskirche, und das Monument Martins V. in der Laterankirche. Andrea Piſano war ſowohl als Bildner wie als Stempelſchneider berühmt. Lor. Lotto, Lorenzetto genannt, war der erſte, der es wagte, beſchädigte alte Statuen wieder zu ergänzen. Andrea Verrocchio, der Lehrer des Perugino und des Leonardo da Vinci in der Mahlerei, gab aus Neid über dieſe Schüler dieſe Kunſt auf und widmete ſich einzig der Bildnerei. Unter den Neuern war er der erſte, der die Kunſt wieder erfand, Verſtorbene abzuformen. Ruſtici, 1470 zu Florenz geboren, war Schüler des Verrocchio und nachher des Leonardo da Vinci. Von letzterm lernte er die Kunſt zu modelliren, den Marmor zu bearbeiten, in Bronze zu gießen und die Perſpective. Seine berühmteſten Arbeiten ſind eine Europa, eine Leda, ein Vulkan und ein Neptun. Michel Angelo Buonarotti, geboren zu Florenz 1474, geſtorben 1564, lieferte ſchon in früher Jugend Werke, worüber man ſtaunte, den Kopf einer alten Frau und die Statue eines Herkules. Man bewundert beſonders ſeinen Bacchus, die berühmte Koloſſalſtatue Julius II., für deſſen Monument er drei Figuren bildete, unter denen ſein berühmter Moſes iſt, ferner ſeinen David, ſeine Victoria zu Florenz und ſeine Bildſäule der Nacht auf dem Grabmahl des Julian von Medicis. Sein Amor, den er in Florenz vergraben hatte und wieder ausgraben ließ, wurde für eine ſchöne Antike gehalten, bis der Künſtler einen zurückbehaltenen Arm deſſelben vorzeigte. Tatti, von ſeinem Geburtsorte Sanſovino genannt, 1477 geboren, verfertigte noch als Jüngling zu Rom ein Modell von der Laokoonsgruppe, welches nach Raphaels Urtheil den Preis erhielt, und in Erz gegoſſen wurde. Er verfertigte viele Werke für Venedig, worunter beſonders die Marmorbilder der Jungfrau in der St. Marcuskirche und Johannes des Täufers in der Kirche zu Caſa Grande berühmt ſind. Man lobt beſonders die Leichtigkeit ſeiner Draperien und die Bewegung ſeiner Figuren. Baccio Bandinelli, 1487 zu Florenz geboren, wetteiferte mit Buonarotti. Er hatte große Kenntniſſe der Anatomie, ſeine Manier iſt kräftig aber rauh. Er ergänzte den rechten Arm des Laokoon, ſeine Basreliefs auf den Grabmählern Leo's X. und Clemens VII. ſind bekannt. Benvenuto Cellini, 1500 zu Florenz geboren, war Bildner, Goldſchmid und Mahler. Properzia Roſſi, aus Bologna, iſt die einzige berühmte Künſtlerin in der Sculptur. Zwei Engel in Marmor, welche die Façade der Kirche der heil. Petronia ſchmücken, und mehrere Büſten gründeten ihren Ruf. Sie ſtellte geſchickt und zart die Leidensgeſchichte und viele Apoſtelgeſtalten auf Pfirſichkernen in Basrelief dar. In der Gallerie des Marcheſe Graſſi in Bologna bewahrte man elf ſolche Kerne. Sie ſtudirte die Regeln der Baukunſt und der Perſpective, war geſchickte Mahlerin und Tonkünſtlerin. Eine unglückliche Liebe veranlaßte den Tod dieſer berühmten Künſtlerin in der Blüthe ihrer Jahre, 1530. Sie grub die traurige Geſchichte ihrer Gefühle in Marmor, und dies Basrelief wurde ihr Meiſterwerk. Guglielmo della Porta, aus Mailand, ſtellte im Jahr 1573 mehrere Antiken in Rom her, beſonders ergänzte er die Beine des Farneſiſchen Herkules ſo gut, daß Buonarotti die ſieben und zwanzig Jahr ſpäter gefundenen nicht beſſer fand. Die ſchöne Statue der Gerechtigkeit auf dem Grabmahl Pauls III. in der Peterskirche iſt von dieſem Meiſter, ſo wie die vier großen Propheten in den Niſchen zwiſchen den Pfeilern der erſten Arcade derſelben Kirche. Mit Bernini, 1598 zu Neapel geboren, fängt eine zweite Periode der italieniſchen Sculptur an. Er war ein Mann von ungemeinen Talenten,

aber ſeine Kühnheit, ſeine Phantaſie und beſonders ſein Streben allgemein zu gefallen, riſſen ihn zu regelloſer Manier hin, er ſuchte die natürliche Anmuth zu überbieten und ſetzte ſie vergeblich in die Grübchen in den Wangen. Seine heil. Thereſia und heil. Bibiana waren ſeine Meiſterwerke. Aleſſandro Algardi, zu Bologna geboren, wetteiferte mit Bernini. Er war ein Schüler des Lodovico Carracci, und der Mahler blickte oft aus ſeinen Werken hervor. Durch zwei Statuen von übernatürlicher Größe, einen Johannes und eine Magdalena, gründete er ſeinen Ruf. Sein berühmteſtes Werk iſt ein ſehr großes Basrelief aus einem einzigen Stück Marmor in der Peterskirche, Papſt Leo den Großen vorſtellend, wie er den wüthenden Attila mit der Rache der Apoſtel Paulus und Petrus bedroht. Es iſt 32 Fuß hoch und 18 breit. Seine eherne Statue des Papſtes Innocenz X. iſt die ſchönſte Statue der Päpſte in Rom. Algardi hatte eine beſondere Gabe, die Schönheit der Kinder und Liebesgötter darzuſtellen. Er ſtarb 1654. Höchſt berühmt und durch zahlloſe Copien bekannt iſt ſein Crucifix. Er überſchritt oft die Grenzen der Sculptur, indem er die Wirkungen des Helldunkels in ſeinen Basreliefs aufſuchte, und dem Schein mehr als der Wahrheit huldigte. Er war der Stifter einer großen Schule. Domenico Guido, Antonio Raggi, Ercole Ferrata und Gabriel Brunelli zeichnen ſich unter den vielen Nachfolgern jener beiden letztern aus. Gonnelli, der Blinde von Cambaſſi genannt, verlor ſchon im zwanzigſten Jahre die Sehkraft und machte ſich einzig durch das taſtende Gefühl zum Bildner. So formte er in gebrannter Erde Cosmus I. Großherzog von Toscana. Tubi, 1630 in Rom geboren, arbeitete viel für Frankreich. Die berühmte Gruppe auf Turenne's Grabmahl iſt von ihm. Camillo Rusconi, 1658 zu Mailand geboren, liebte die antiken Vorbilder innig und copirte ſie meiſterhaft. Sein Hauptſtück iſt das Grabmahl Gregors XIII. in der Peterskirche. Die Stellung ſeiner Figuren iſt majeſtätiſch und ſchön, ſein Styl iſt correct, voll Ausdruck, Feuer und Leben. Angelo Roſſi, 1671 in Genua geboren, zeichnete ſich beſonders durch ſeine trefflichen Reliefs aus. Er folgte mehr dem Geſchmacke der Alten als Algardi's Styl, und arbeitete ſie nicht ſo tief, ſondern mehr als Demirelief. Seine Arbeit in dieſer Gattung für das Grabmahl Alexanders VIII. iſt das ſchönſte Basrelief in der Peterskirche. Gaetano Zumbo, 1656 zu Syrakus geboren, hatte keinen andern Lehrer als ſein Genie. Er trieb das Pouſſiren in farbigem Wachs zu großer Vollendung; er arbeitete den bekannten Cyklus der Verweſung, wo alle Grade derſelben in fünf nach der Natur colorirten Leichnamen dargeſtellt ſind, mit ſchaudererweckender Wahrheit, für den Großherzog von Toscana. Eine Geburt des Heilands und eine Kreuzabnahme gehören zu ſeinen Meiſterwerken.

2 **Franzöſiſche Bildhauer.** Jean Goujon, aus Paris, iſt der erſte berühmte Bildner in Frankreich. Sein berühmteſtes Werk iſt die Fontäne der Nymphen auf dem Markte des Innocents in Paris, welche er unter Franz I. anfing und 1550 unter Heinrich II. endigte. Er war auch Baukünſtler und Stempelſchneider. Er kam 1572 bei dem Blutbad der Bartholomäusnacht um. Germain Pilon, aus Paris, hatte viel Grazie, aber er war oft incorrect. Er war der erſte Bildner, der die verſchiedenen Stoffe der Draperien genau unterſchied. Ein ſchönes Werk war die Gruppe der drei chriſtlichen

Tugenden, aus einem weißen Marmorblock gebildet, für die Cöleſtiner-Kirche. Jean von Bologna war 1524 zu Douai geboren. Er kam früh nach Rom und wurde Buonarotti's Schüler. Seiner Armuth wegen wollte er ſchon wieder heimkehren, als ihm ein Kunſtfreund in Florenz ein Stück Marmor gab, woraus er eine Venus bildete, durch die er ſehr berühmt wurde. Seine vorzüglichſten Werke ſind Simſon und ein Philiſter zu Florenz, ſein koloſſaler Neptun und ſein Raub der Sabinerinnen daſelbſt, ſein fliegender Merkur in Erz und ſein Jupiter Pluvius, der größte Koloß der neuern Kunſt. Von ſeinem Schüler Tacca war das Pferd der Statue Heinrich IV. auf dem Pont-neuf und die Statue Philipps IV., Königs von Spanien, zu Pferde, im vollen Gallopp dargeſtellt, in Buen-Ritiro. Jacques Sarraſin, 1590 zu Noyen geboren, bildete ſich in Rom, und verband Genie mit Eleganz und Grazie. Die Karyatiden, welche den großen Pavillon des alten Louvres zieren, und die Gruppe Romulus und Remus in Verſailles gehören zu ſeinen Meiſterwerken. Er ſtiftete eine fruchtbare Schule und ſtarb 1660. Von François Anguier war das ſchöne Mauſoleum des Herzogs von Montmorency in der Marienkirche zu Moulins, und von deſſen Bruder Michel die Statuen und Reliefs des Thores St. Denis. Von Theodon war die ſchöne Statue des heil. Johannes im Lateran, und die beiden großen Gruppen im Tuileriengarten, Atlas, der ſich in einen Felſen, und Phaetuſa, die ſich in eine Pappel verwandelt. Er ſtarb 1680. Lerambert verfertigte viele Gruppen für Verſailles. Pugèt, 1622 zu Marſeille geboren, war Mahler, Architekt und Bildhauer. Hätte er die reinen Formen der Antike mehr ſtudirt, ſo würde er alle neuern Bildner haben übertreffen können. Seine Werke ſind kühn und kräftig. Beſonders berühmt ſind ſeine zwei koloſſalen Termen am Rathhaus zu Toulon, ſeine Statue des Milon im Park von Verſailles, und ſein ſterbender Fechter. Die Brüder Marſy, 1624 und 1628 zu Cambray geboren, verfertigten die ehernen Statuen des Bacchus und der Latona zu Verſailles, und die berühmte Pferdegruppe bei den Bädern des Apoll daſelbſt. François Girardon, 1630 zu Troyes geboren, war der berühmteſte Bildner aus dem Zeitalter Ludwig XIV. Seine Ritterſtatue dieſes Königs, die ſonſt auf dem Platz Vendome ſtand, 21 Fuß hoch, war das erſte Werk der Neuern, welches aus einem einzigen Guſſe gegoſſen wurde. Die meiſten von Girardons Werke ſind nach Zeichnungen von Le Brun und zieren den Park von Verſailles. Pierre le Gros, 1656 zu Paris geboren, lebte faſt ſtets in Rom, und gehört zu den beſten franzöſiſchen Künſtlern. Seine berühmteſten Arbeiten ſind eine ſchön drapirte Römerin im Tuileriengarten, der heil. Dominicus in der Peterskirche, die Gruppe des heil. Ignaz, und die heil. Thereſia in der Carmeliterkirche zu Turin. Er ſtarb 1719, tief gekränkt durch die Gleichgültigkeit, welche die pariſer Akademiker ihm bewieſen. Nicolas Couſtou, 1658 zu Lyon geboren, hatte viel Geſchmack und Leichtigkeit, doch einen ganz franzöſiſchen Styl. Sein Bruder Guillaume übertraf ihn noch, er vollendete das von ſeinem Bruder angefangene Basrelief le passage du Rhin. Edmond Bouchardon, 1698 zu Chaumont geboren, wurde beſonders berühmt durch ſeine Fontäne des Grenelles in Paris, und ſeinen Amor zu Choiſy, der ſich aus der Keule des Herkules einen Bogen macht. Ein herrliches Werk war ſeine Ritterſtatue Ludwigs XV. Sein Styl war mehr ſanft als erhaben, mehr geregelt als kühn. Von Lambert Adam, 1700 zu Nancy geboren, ſind die beiden 18 Fuß hohen Statuen, die Seine und Marne

zu St. Cloud, ſo wie die Gruppe Neptun und Amphitrite zu Verſailles. Sein Styl iſt rauh und wild. Lemoyne zeichnete ſich durch Porträts aus, er war feurig aber incorrect. René Slodz, 1705 zu Paris geboren, arbeitete im einfach-großen Styl, wenige verſtanden das Drapiren beſſer als er, doch ſind ſeine Formen nicht immer rein. Baptiſte Pigalle, 1714 zu Paris geboren, bildete ſich nur durch unſäglichen Fleiß. Seine Statuen, Merkur und Venus, ſind berühmt, beide erhielt der König von Preußen. Das berühmte Grabmahl des Marſchalls von Sachſen zu Straßburg iſt ſein Werk. Ein Knabe mit einem Käfig, aus welchem der Vogel entflogen iſt, erwarb ihm durch die Wahrheit der Formen und des Ausdrucks allgemeinen Beifall. Er ſtarb 1785. Etienne Falconet wurde nach Petersburg berufen, um die metallene Statue zu Pferde von Peter dem Großen zu machen. Demoiſelle Collot machte das Modell zu dem Kopf derſelben.

3. Deutſche Bildhauer. Lange ſchon vor Albrecht Dürers Zeit blüthen in Süddeutſchland gar wackere Bildner, deren Fleiß und Trefflichkeit uns die Kirchen, Rathhäuſer und Brunnen in Nürnberg und andern Orten beweiſen, ja der Spuren noch älterer Bildhauerkunſt finden wir in den zahlloſen Rittergeſtalten und Heiligenbildern noch viele, die ſich in allen Münſtern und beſonders im Dom zu Cöln bis in die zarteſten Thürmchen hinaufranken. Doch die Namen dieſer Meiſter ſind unbekannt, wahrſcheinlich kamen die erſten von Byzanz herüber. Albrecht Dürer, der ein allgemeines Kunſtgenie war, zeigte ſich auch als trefflichen Bildner in großen und kleinen, ganz und halb erhobenen Geſtalten aus Holz und Stein. Leonhard Kern, 1580 zu Forchtenberg geboren, bildete ſich in Italien, und arbeitete mit vieler Kunſt in Holz, Stein und Elfenbein. Gottfried Leygebe, 1630 zu Freiſtadt in Schleſien geboren, 1683 zu Berlin geſtorben, beſaß die zuvor unbekannte Kunſt, aus einer Maſſe von Eiſen kleine Rittergeſtalten zu machen. Von ihm iſt der Kaiſer Leopold I. zu Kopenhagen, Carl II. von England als heiliger Georg zu Dresden, und Churfürſt Friedrich Wilhelm als Bellerophon zu Berlin. Rauchmüller arbeitete an der 1693 vollendeten Dreifaltigkeitsſäule zu Wien. Andreas von Schlüter, 1662 zu Hamburg geboren, ſtudirte in Italien beſonders den Buonarotti und wurde nach Berlin berufen, wo er das Zeughaus verzierte und das Modell zu der trefflichen Ritterſtatue des Churfürſten Friedrich Wilhelm machte, welche 1700 von Johann Jacobi gegoſſen wurde. Balthaſar Permoſer, 1650 im Salzburgiſchen geboren und 1732 zu Dresden geſtorben, hat zu Berlin, Dresden und Leipzig viele treffliche Arbeiten hinterlaſſen. Übrigens ſind Meſſerſchmidt aus Wien, Oſner aus Nürnberg, Zwenkhof, Dunker und Stahlmeier aus Wien, Schwarz aus Dresden, Adam und die Brüder Ränz zu erwähnen.

4. Niederländiſche, engliſche, ſchwediſche und ruſſiſche Bildhauer. Von dieſen nennen wir beſonders: Franz Duquesnoy, 1594 zu Brüſſel geboren, berühmt unter dem Namen il Fiamingo. Er hatte wie Algardi eine beſondere Gabe, die Schönheit der Kinder darzuſtellen, und fliegende ſich emporſchwingende Geſtalten gelangen ihm beſſer als keinem zuvor. Er ſchloß eine innige Freundſchaft mit Pouſſin, und beide lebten der Kunſt mit reinem Enthuſiasmus ohne Grenzen. Sein 22 Palmen hoher Andreas in der Peterskirche zu Rom iſt eine der ſchönſten Statuen dort, und ſeine Suſanna zu Loretto wurde wegen ihrer edlen Stellung, ihres ſanften, frommen Ausdrucks und ihrer

trefflichen Bekleidung ſehr bewundert. Buyſter, Slodz, Quellius und Van Obſtal waren geſchickte niederländiſche Bildner. Gibbons, der 1721 zu London ſtarb, zeichnete ſich beſonders in ſchön ausgearbeiteten und fleißig vollendeten Ornamenten aus. Seine Blumen und Vögel ſind unübertrefflich zart. Wilton und Rysbrack zeichneten ſich beſonders im graziöſen Styl aus, die weiblichen Gebilde des letztern ſind höchſt anmuthig. Nolkens hatte gute Stellungen, aber wenig Correctheit. Unter den ſchwediſchen Bildhauern muß vor Allen der Ritter Sergel genannt werden. Der Ruſſe Pawlof zeichnet ſich als Porträtbildner aus.

5. Spaniſche Bildhauer. Deren giebt es unzählig viel und ſie alle hier zu nennen wäre zwecklos. Die Kunſt blühte ſeit dem elften Jahrhundert dort, und ſchon 1033 arbeitete Aparicio von Caſtilien ein Basrelief in Gold und Elfenbein, in 22 Abtheilungen die Jagd des heil. Millan vorſtellend, welches in dem Kloſter Yuſo aufbewahrt wird, und deſſen Proportion und Grazie man bewundert. Klöſter und Kirchen gaben den Künſtlern reichliche Beſchäftigung. Man zählt bis auf 160 ausgezeichnete ſpaniſche Bildhauer.

Neueſte Kunſtperiode. Cavaceppi in Rom macht den Übergang zu den großen Bildnern der jetzigen Zeit. Der vielverdiente Ritter Canova iſt nicht allein in Hinſicht auf die Schönheit und Grazie des Styls, die zarte Vollendung der Arbeit und die reiche Erfindungsgabe der erſte Bildner jetziger Zeit, ſondern er verdient auch durch die Güte und Großmuth, womit er junge Künſtler unterſtützt und Preiſe für ſie ausſetzt, doppelten Ruhm. So wie in früherer Zeit der leider zu früh (1793) verſtorbene ſehr verdienſtvolle Trippel an Kraft und ſtrengem Styl rühmlich mit Canova zu wetteifern begann, ſo thut es jetzt der treffliche Däne Thorwaldſen, der für die Heldengeſtalten, ſo wie für die Beſtimmtheit und Hoheit der Formen von vielen als noch größerer Meiſter anerkannt wird. Beide wirken herrlich vereint auf ihre Zeit, als Meiſter der Kraft und Anmuth. Ausgezeichnet brave und verdienſtvolle Künſtler unſerer Zeit ſind ferner: der tieffühlende Dannecker in Stuttgart, deſſen Ariadne an Schönheit mit der Antike wetteifert, Schadow, Rauch und Tieck in Berlin, Zauner in Wien, Ruhl in Caſſel, Pozzi in Mannheim, Ohnmacht in Straßburg, Döll in Gotha, Chaudet und Houdon in Paris, Flaxman, Chantrey und Gahagan in London. Von ihnen und ihren geſchickten Schülern und Nachfolgern kann man mit Recht rühmen, daß ſie das Studium der Kunſt mit reinem Sinn, geläutertem Geſchmack und wahrem Enthuſiasmus treiben.

Bilhauerkunſt (Technik der). In Hinſicht des mechaniſchen und techniſchen Theils kommen zuerſt Material und Werkzeug in Betracht. Das Material iſt bei uns gewöhnlich Holz oder Stein. Unter den Steinarten iſt der Marmor die für den Künſtler ſchicklichſte Maſſe. Das vornehmſte und faſt einzige Werkzeug der Bildhauerkunſt iſt der Meißel, von welchem es aber verſchiedene Arten giebt, wie z. B. das Spitzeiſen, das Zahneiſen, der Pickhammer, das Breiteiſen, das Rundeiſen, das Zwergeiſen. Zur Arbeit von Marmor ſind alle von Stahl und werden mit eiſernen Hämmern getrieben. Bei dem Sandſteine hingegen hat man ſie nur verſtählt und treibt ſie mit hölzernen Schlägeln. Die feinern Inſtrumente der Bildhauerei ſind der Drittbohrer (Findelbohrer), die Raſpel; Nebenwerkzeuge die Menſur, das Richtſcheit, das Stichmaß und der Krummcirkel (Taſter). Bevor aber der Künſtler an dieſe Handarbeit gehen kann, muß er ein Vorbild in einer Maſſe geformt haben, deren Weichheit ihm weniger Schwierig-

keiten in den Weg legt, als die nachher zu bearbeitende härtere Maſſe. Ein ſolches Vorbild heißt Modell, vor welchem manche Künſtler öfters noch eine Skizze verfertigen, welche das im Kleinen enthält, was das Modell größer ausführt. Bei geübten Künſtlern vertritt die Skizze nicht ſelten die Stelle des Modells ſelbſt; Andere können hingegen das letztere nicht entbehren. Gewöhnlich bedient man ſich zu beiden des naſſen Thons oder Wachſes. Der Thon wäre die geſchickteſte Materie, Figuren zu bilden, wenn er ſeine Feuchtigkeit behielte. Nun aber trocknet er nicht etwa in allen Theilen gleich ſehr zuſammen (in welchem Fall daſſelbe, obgleich verminderte Verhältniß bleiben würde), ſondern die kleinen Theile trocknen weit geſchwinder zuſammen, als die größern, und der Leib der Figur, als der ſtärkſte Theil, am ſpäteſten. Das Wachs hingegen hat die Unbequemlichkeit nicht. Man formt daher ſein Modell aus Thon, oder von Gyps und gießt es alsdann in Wachs. Der Thon ruht bei dieſer Arbeit auf dem Pouſſirſtuhle, und zwar auf der beweglichen Scheibe deſſelben, welche ſich nicht allein nach allen Richtungen herumdrehen, ſondern auch erhöhen und erniedrigen läßt. Aus freier Hand mittelſt der Pouſſirhölzer bildet der Künſtler die Skizze oder das Modell Einen Theil nach dem andern arbeitet er im Groben mit der Hand aus, bearbeitet ihn hernach mit den Pouſſirhölzern und dem naſſen Schwamm weiter und ebnet ihn mit dem Pinſel. Nachdem nun der Künſtler auf dieſe Weiſe der weichen Maſſe Form gegeben hat, trägt er dieſe auf die harte Maſſe über, in welcher das Werk eigentlich aufgeſtellt werden ſoll. Der Block, welcher dazu beſtimmt iſt, zu demſelben bearbeitet zu werden, ſteht vollkommen ſenkrecht auf einem Geſtelle, oder dem ſogenannten Pouſſirſtuhle, auf welchem er, mittelſt eines Hebebaums, nach Erfodern kann umgedreht werden. Unweit des Blockes ſteht, ebenfalls auf einem Pouſſirſtuhle, das Modell. Nachdem nun dieſe Vorkehrungen ſämmtlich getroffen ſind, begiebt ſich der Künſtler an die eigentliche Arbeit, nämlich an das Behauen des Blockes. Hier giebt es nun eine doppelte Art nach Maßgabe des Modells die Maſſen zu bearbeiten, die praktiſche und die akademiſche. Nach der erſten Art überzieht der Künſtler Modell und Block mit einander durchſchneidenden Horizontal- und Perpendicularlinien, welche auf beiden in gleichen Verhältniſſen Quadrate bilden, worauf er alsdann verfährt, wie man ein Gemählde durch ein Gitter verjüngt oder vergrößert. Es zeigt nämlich ein jedes kleines Viereck des Modells ſeine Flächenmaſſe gleichergeſtalt auf jedem großen Viereck des Blocks an. Da nun aber hierdurch gewiſſermaßen doch nur oberflächlich der eigentliche körperliche Inhalt, ſo wie der rechte Grad der Erhöhung und Vertiefung des Modells beſtimmt werden kann, ſo wird der Künſtler ſeiner künftigen Figur allerdings ein gewiſſes Verhältniß des Modells geben können. Dabei bleibt er aber lediglich der Leitung ſeines Auges überlaſſen und muß deßhalb beſtändig zweifelhaft ſein, ob er, in Hinſicht auf ſein Modell, zu tief, oder zu flach, ob er zu viel, oder zu wenig Maſſe weggenommen. Er iſt ferner auch nicht im Stande, weder den äußern Umriß, noch denjenigen, welcher die innern Theile des Modells, oder diejenigen, welche gegen die mittlere Erhöhung zugehen, oft nur wie mit einem Hauche angezeigt, durch ſolche Linien zu beſtimmen, durch die er ganz natürlich und ohne die geringſte Abweichung eben dieſelben Umriſſe auf ſeinem Stein entwerfen könnte. Weil nun auch ferner keine Grenzen der Tiefen geſetzt werden können; ſo kann der Fehler, wenn einmal etwas verhauen iſt, nicht wieder erſetzt werden. Und

endlich iſt es ein Hauptmangel dieſer Verfahrungsart, daß die auf den Stein aufgetragenen Linien alle Augenblicke weggehauen werden und eben ſo oft, nicht ohne Beſorgniß der Abweichung, von neuem müſſen gezogen und ergänzt werden. Dieſe Ungewißheit nöthigte die Künſtler, einen ſicherern Weg zu ſuchen, und viele nahmen diejenige Verfahrungsart an, welche von der franzöſiſchen Akademie in Rom zum Copiren der Antiken zuerſt erfunden war. Nach dieſer befeſtigt man nämlich über dem Blocke und dem Modelle die ſogenannte Menſur, welches ein viereckiger Rahmen iſt, von welchem man nach gleich eingetheilten Graden Bleifäden herunterfallen läßt. Durch dieſe Faden werden die äußerſten Puncte der Figur deutlicher bezeichnet, als in der erſten Art durch Linien auf der Fläche, wo ein jeder Punct der äußerſte iſt, geſchehen konnte; ſie geben auch dem Künſtler ein ſinnliches Maß von einigen der ſtärkſten Erhöhungen und Vertiefungen durch die Grade ihrer Entfernung von Theilen, welche ſie decken, wodurch er in den Stand geſetzt wird, freier und mit mehrerem Muthe bei ſeiner Arbeit zu Werke zu gehen. Da aber der Schwung einer krummen Linie durch eine einzige gerade Linie nicht genau zu beſtimmen iſt; ſo werden ebenfalls die Umriſſe der Figur durch dieſen Weg ſehr zweifelhaft für den Künſtler angedeutet, und in geringen Abweichungen von ihrer Hauptfläche wird ſich derſelbe alle Augenblicke ohne Leitfaden und ohne Hülfe ſehen. Es iſt ſehr begreiflich, daß in dieſer Manier auch das wahre Verhältniß der Figuren ſchwer zu finden iſt. Um dieſem Übelſtande auszuweichen, bemüht man ſich, jenes Verhältniß zu finden, indem man die Bleifaden durch Horizontalfäden durchſchneiden läßt. Michel Angelo erfand einen neuen, vor ihm noch unbekannten und ſehr ſinnreichen Weg, auf welchem er das richtige Verhältniß der Figuren zu beſtimmen ſuchte. Eine Nachricht davon findet man in Vaſari's Leben der Mahler ꝛc. ausführlicher aufgezeichnet, als es hier geſchehen kann, weßwegen wir dahin verweiſen. Hat nun der Künſtler nach einer dieſer Methoden jeden Theil ſeines Modells nach ſeiner Lage und ſeinem Verhältniß an dem Blocke beſtimmt, ſo arbeitet er denſelben mit dem Eiſen und, nach Erfoderniß der Umſtände, mit dem Bohrer aus, vermittelſt welcher Inſtrumente er die überflüſſigen Theile an der Maſſe wegnimmt. Hierbei geht er von dem äußerſten Puncte nach den innern Puncten fort und gründet ſo alle Hauptpuncte der Glieder, Muskeln, der Draperie u. ſ. w. von allen Seiten. Iſt ein Punct gefunden, und, wo es möglich iſt, mit dem Bohrer vorgearbeitet, ſo ſchlägt der Künſtler den überflüſſigen Stoff mit dem Spitzeiſen aus, läßt jedoch noch etwas ſtehen, damit es ihm bei der Ausarbeitung nicht fehle. Anfänglich ſchlägt er jeden Theil eckig aus, dann bricht er nach und nach die Ecken und rundet jeden Theil. Das Eiſen darf, damit nicht zu viel Stein abſpringe, immer nur wenig auf einmal wegnehmen. Hat nun aber der Block ungefähr die Figur, die er bekommen ſoll, erhalten; ſo wird er auspouſſirt (mit dem Zahneiſen weiter ausgebildet) und die Anlage zu den feinſten und zarteſten Theilen gemacht. Die Maſſen unter den ſchwebenden oder ſchwachen Theilen, z. B. die Gegenden unter den Armen, zwiſchen den Fingern und Füßen, und Falten u. ſ. w. zu deren Bearbeitung das Spitzeiſen nicht gebraucht werden kann, werden nun bei dem Auspouſſiren vermittelſt des Bohrers und der Raſpel weggenommen, welches eine ſehr mühſame Arbeit iſt. Auf dieſelbe Art entſtehen auch die Vertiefungen des krauſen Hauptthaares, der Naſenlöcher u. ſ. w. Hierauf ſchreitet der Künſtler zu dem Zähnen, das heißt, er nimmt mit dem Zahneiſen alle bisher noch eckig an-

gelegten Theile ab und giebt der Figur Rundung, Richtigkeit und Feinheit. Dabei bedient er ſich des Taſtercirkels um die Stärke jedes Gliedes genau nach dem Modell zu beſtimmen. Nun ſteht das Werk kenntlich da, und darf nur rein gemacht, d. h. rein und ſauber ausgearbeitet werden, welches mit dem Breiteiſen, dem Rundeiſen und dem Zwergeiſen geſchieht. Das erſte ebnet gemeiniglich das Nackte und alle ebene Flächen, das zweite die Vertiefungen, z. B. die Falten, und das dritte die kleinen ſchwebenden Theile. Da aber das Eiſen den harten Stein nicht völlig ebnet, ſo muß ihm die Raſpel zu Hülfe kommen, welche überdies die feinſten Theile, z. B. die Augenlieder, Nägel u. ſ. w. ausbildet. Nach dem Unterſchiede der Flächen werden gerade, aufgeworfene, runde, flache u. a. Raſpeln erfodert. Das Rauhe, welches ſie zurücklaſſen, wird mit feinem Sandſteine abgeſchliffen. Beſteht die Materie des Werks aus Marmor, ſo erhält dieſer zuletzt noch Politur, entweder mit gepulvertem Bimsſtein oder einem feuchten Tuche, oder mit Zinnaſche, oder, und zwar am häufigſten bei gefärbten Marmorarten, mit gebrannten und gepulverten Schafbeinen, oder mit Schmergel.

Bildlich (in der Äſthetik). Der *bildliche* Ausdruck iſt dem *eigentlichen* entgegengeſetzt, und beſteht darin, daß man ſich der Vorſtellung eines ſinnlichen Gegenſtandes, welcher weſentliche und geſetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorſtellungen von dieſem mit deſto größerer Leichtigkeit ihrer für den jedesmaligen Zweck wichtigen Merkmahle und beſonderer Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck ſchon erregten Vorſtellung deſſelben, ſeinem Zwecke gemäß, zu erhöhen. Das Vergnügen an dem bildlichen Ausdrucke entſteht nicht in allen Fällen aus einem und demſelben Intereſſe, denn bald iſt es in dem Erkenntnißvermögen, bald in dem Begehrungsvermögen, und bald in dem Geſchmacke begründet. Oft bedienen wir uns der bildlichen Darſtellung, um Wahrheiten und Begriffe einzukleiden, damit wir die Aufmerkſamkeit deſto ſicherer zu erregen und zu feſſeln vermögen, um theils diejenigen Seiten und Merkmahle der Gegenſtände, die wir vorzüglich in Betrachtung gezogen wiſſen wollen, deſto lebhafter hervorzuheben, theils auch um über allgemeine, abgezogene Sätze Anſchaulichkeit zu verbreiten, und Leichtigkeit der Einſicht mit dem Vergnügen an Ähnlichkeit und harmoniſcher Thätigkeit des Verſtandes und der Einbildungskraft zu verknüpfen. Aus dieſer Quelle entſpringen *ſinnbildliche Darſtellungen*, *Parabeln*, *Fabeln* und mehrere redneriſche Figuren. Übrigens muß man bei der Wahl der Bilder beſonders darauf ſehen, daß ſie aus einem Kreiſe von Dingen hergenommen werden, welcher denen vollkommen bekannt iſt, für welche man ſie braucht; es muß eine wirkliche Übereinſtimmung zwiſchen ſeinen Merkmahlen und den Merkmahlen der einzukleidenden Sache herrſchen; eine Übereinſtimmung, welche nicht blos zufällig ſein und etwa nur für ein Individuum, ſondern welche vielmehr weſentlich Statt finden und allgemein gelten muß. Dieſe Übereinſtimmung muß aber auch augenblicklich einleuchten, nicht erſt eines längern Nachdenkens bedürfen, um aufgefaßt werden zu können. Das Bild muß überhaupt keine Wirkung erregen, welche derjenigen, die man beabſichtigt, widerſtreben würde; ſie muß im Gegentheile Gefühle erregen, die mit dem Hauptgefühle, welches man beabſichtigt, übereinſtimmen. Das *Bildliche* iſt übrigens wohl zu unterſcheiden

vom Sinnbildlichen, vom Tropiſchen und vom Blühenden.

Bildnerei, ſ. Bildhauerkunſt.

Bildung iſt ein Vorzug, den nur der Menſch, aber, wie die Verhältniſſe noch ſtehen, nicht jeder Menſch haben kann. Eine Menge von innern und äußern Anläſſen und Hülfsmitteln müſſen ſich vereinigen, um das rohe Geſchöpf mit menſchlichen Anſichten und menſchlicher Stimme zum Menſchen zu machen und aus dem harten Dienſte der Naturnothwendigkeit, in dem es überall ſeine Laufbahn beginnt, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu erheben. Der eiſerne Himmel des Nordens und die Gluth des Südens läßt keine freiere Entwickelung der menſchlichen Kräfte aufkommen. Der milde Himmelsſtrich, wo die Natur nicht reich genug, um den Menſchen der Anſtrengung und Übung ſeiner Kräfte zu überheben, und doch ergiebig iſt, ſeine Thätigkeit zu belohnen, ſcheint zum Sitze der Bildung beſtimmt. Hier, wo eine glückliche Miſchung der Elemente dem Körper Geſchmeidigkeit giebt und den Aufſchwung des Geiſtes befördert, finden wir die gebildetſten Völker der alten und neuen Zeit. Der Ackerbau feſſelte ſie an beſtimmte Wohnörter, das Bedürfniß lehrte ſie bauen, der Nachahmungstrieb Geſtalten formen und in die Töne der belebten Natur einſtimmen. Leid und Freude, Liebe und Dankbarkeit deuteten ſie in Denkmählern und Feſten an, ſprachen ſie in Geſchichten und Liedern aus, die frühe Ahnung eines göttlichen Lebens in der Natur und die Abbildung ihrer bedeutſamen Körper führte zu Symbolik und Schrift. So gewann Gefühl und Gedanke den entſprechenden Ausdruck; die Geſellſchaft das Organ einer leichten Mittheilung ihrer Kenntniſſe nach allen Seiten; die Kunſt den Stoff und Antrieb ihrer Übungen; die That ihren unvergänglichen Ruhm und die Religion ihre Herrſchaft unter den Menſchen. Die Mitte des ſüdweſtlichen Aſiens wurde die Wiege der Bildung, die uns in ihrem Ganze die bekannteſte und als die Mutter der unſerigen die wichtigſte iſt. Nur an die Zone, doch nicht an beſtimmte Länder gebunden, wanderte ſie von Oſten nach Weſten, und die Betriebſamkeit der europäiſchen Occidentalen hat ihre im Orient allmählig verſteinerten Schätze mannichfaltig ausgeprägt und gemeinnützig gemacht. Die freieren Verfaſſungen der Europäer, die Reibungen und Verbindungen ihrer kleinen Staaten, die Leichtigkeit des Verkehrs auf ihren wegſameren Straßen und Gewäſſern, ihre öffentlichen Anſtalten und gemeinſchaftlichen Unternehmungen, ihre religiöſen Myſterien und philoſophiſchen Schulen waren wechſelsweis Früchte und Beförderungsmittel einer Bildung, die bei den alten Griechen in eigenthümlicher, nirgends übertroffener Schönheit und Rundung erſcheint, und zum Unterſchiede von der modernen, der ſie zum Muſter dient, nun die antike heißt. Ihre Wendepuncte waren religiöſe Mythen und das Vaterland, der Patriotismus gab ihr Thatengröße, Publicität und moraliſche Kraft, der Mythenglaube ſchmückte ſie mit den Reizen einer Poeſie, die auch dem Vernunftloſen menſchliches Leben mittheilte und es wagen durfte, die Wirklichkeit der Menſchwelt treu und unverhüllt hervortreten zu laſſen, weil ſie noch ſchön war. Die Bildung der Alten zeigt ſich daher als ein geſundes Gewächs der Natur und ihrer freien Verhältniſſe, ſie weiß nichts von Abſichtlichkeit und Affectation, ſie bedarf keines fremden Scheines und keiner mühſamen Demonſtrationen, um ihre Schritte zu rechtfertigen; ihre Einheit und Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt,

ihre Wahrheit und Naivetät, die Sicherheit und das kräftige Behagen, womit ſie auf dem Wege der Natur fortſchreitet, gefällt durch ſich ſelbſt. Doch hatte ſie mit den Blüthen, wie die Anmuth, ſo auch das Loos der Hinfälligkeit gemein. Das Vaterland nahmen ihr römiſche Unterdrücker, und ihre Götterwelt wich den Speculationen einer Philoſophie, die die Natur entſeelend dem neu aufgehenden Lichte der Religion des Einigen und Unendlichen Bahn machte. In Rom wurde die Bildung der Griechen zur Dienerin des ausſchweifendſten Luxus und der Ernſt ihres Glaubens zum leichtfertigen Spiele der Phantaſie, und auch ihre letzten Schatten verſchwanden mit dem Falle des römiſchen Reichs. Auf deſſen Trümmern ſtehen im Occident germaniſche Völker, ihre Sitten und Sprachen verſchmolzen mit denen der unterjochten Weichlinge, der ihnen eigenthümliche Adel des Geſchlechtsverhältniſſes, der ein romantiſches Frauenreich ſchuf, die Lehren und Gebräuche des ihnen bald eingeimpften Chriſtenthums wurden unter der planmäßigen Leitung der Hierarchie die Elemente einer neuen Bildung, bei der die antike, ſo weit man ſie noch aus ihren Reſten und Reminiscenzen kannte, nur ein Gegenſtand des geiſtigen Luxus der Gelehrten und Künſtler werden, aber nie in der Mitte des Volks mit ihrer Friſche und Lieblichkeit wieder aufleben konnte. Ob nun gleich die germaniſchen Völker, treu der alten Sitte und Sinnesart, eigne Wege gingen und dem Hirtenſtabe des Vormunds in Rom nur langſam gehorchen lernten, ſo wuchſen aus ihrer Natur und Landesart doch blos ihre Nationaleigenheiten, jedem beſondere, ſcharf von den fremdartigen geſchiedene in behaglicher Freiheit hervor, das auf dieſen wilden Stamm gepfropfte Reis aber, die moderne Bildung, iſt ein Product beſtimmter Abſichten und zwangloſer Verhältniſſe. Sie unterſcheidet ſich von der antiken ſowohl durch bloße Entſtehungsart, als auch durch den Umſtand, daß ſie, weil es den Neuen an Öffentlichkeit des Lebens, an Feſten, wo das Schöne der Gegenſtand eines allgemeinen Genuſſes geworden wäre, ja im Ganzen ſelbſt an Sinn dafür gebrach, nie die Maſſe der Völker völlig durchbringen konnte, ſondern bis in die neueſten Zeiten ein Prärogativ der Höfe, der höhern Stände und gelehrten Schulen blieb, von denen ihre Denkmähler in Kunſt und Wiſſenſchaft ausgegangen ſind. Der Natur fremd geworden erſcheint ſie bald als eine mehr oder weniger verunglückte Nachahmung der Alten und nur in wenigen großen Geiſtern originell; bald ſucht ſie, von der Religion ſelbſt dazu angeleitet, ein verlornes Paradies, ohne es zu finden. Überall von der Anſchauung zur Abſtraction, vom Bilde zum Begriff durchdringend, den durch Überreiz in Anſtrengung und Genuß ohnehin geſchwächten Körper immer mehr abſtreifend, geht ſie auf Ideale aus und ringt nach einem Ziele, das in der Unſterblichkeit liegt, ohne ſich wehmüthiger Rückblicke auf die goldene Vorzeit erwehren zu können, wo Leib und Seele noch ein kräftiges Ganzes und der Menſch mit der Natur und ſich ſelbſt eins war. Daher die ſentimentale Sehnſucht, das mühſame Streben, das krankhafte Schmachten und die ewige Klage der Neuen, daher ihre jeden reinen Genuß verkümmernde Reflexion und Kritik, die ſich in Theorien und Projecten erſchöpft, die ſchöne Natur, hinter der die Weichlichkeit des modernen Lebens weit zurückbleibt, wo möglich noch zu überbieten. Aber weder die Unſchuld der Urwelt, noch die harmoniſche Schönheit der griechiſchen Bildung, werden ſie zurückbringen können, der ewige Erzieher des Menſchengeſchlechts wiederholt ſich nicht, jede Epoche ſeiner Führung bringt neue Epochen zu Tage; auch die Form der modernen Bildung beurkundet auf ihre Weiſe das Fort-

ſchreiten der Menſchen. Die unbehaglichen Widerſprüche, in welche die Neuen zugleich rückwärts und vorwärts ſchauend, und immer nach dem Unerreichbaren haſchend, ſich mit ſich ſelbſt verwickelt haben, können friedlich gelöſ't werden und in ein ſicheres, freudiges Streben übergehen, wenn man ſich endlich darein ergeben wird, für uns ſei nur Troſt und Rettung in der Idee, auf die das Chriſtenthum, das mit ſeinen ewigen Wahrheiten und unendlichen Beziehungen einmal das Hauptelement unſerer Bildung iſt, hinweiſ't. Und deutlich genug ſticht dieſe Tendenz zum Idealen in den beſſern Leiſtungen der Neuern hervor: gründlicher Fleiß, tiefe Forſchung, allumfaſſende Wißbegierde, ein ſcharfer Verſtand, eine des Fernſten und Höchſten mächtige Phantaſie und ein Vermögen zu abſtrahiren und zu combiniren, dem die Alten nur ſpärliche Anfangsgründe an die Seite zu ſetzen haben, zeichnet die Werke der modernen Kunſt und Wiſſenſchaft aus. Sind auch Michel Angelo und Canova nur geiſtreiche Zöglinge der antiken Plaſtik, ſo wetteifern doch die Heroën der italieniſchen, ſpaniſchen, engliſchen und deutſchen Dichtkunſt rühmlich mit den herrlichſten Alten. Johannes Erigena, Spinoza, Leibnitz, Hemſterhuis, Kant u. ſ. w. ringen mit Plato und Ariſtoteles um den Preis der Tiefe und Gründlichkeit, die alte Leier verſtummt im Inſtrumentenſturm einer Haydniſchen Symphonie, und Zeuxis Trauben verſchwinden vor Raphaels Madonnen. Die Vervielfältigung der Schildereien in Holzſchnitt und Kupferſtich, die Buchdruckerkunſt mit ihrem unabſehlichen Einfluſſe, der Compaß zur Schiffahrt und der Wechſelbrief zum Handel ſind Erfindungen der Neuern; die Anwendung der Mathematik auf die kunſtreichen Arbeiten und Maſchinerien, die das Leben erleichtern, die Elemente dienſtbar machen und tauſend neue Bedürfniſſe befriedigen; die Leitung des Blitzes, der Gebrauch des Pulvers bezeugen die moderne Raffinerie, deren größte Reſultate unſere Zeit an den ungeheuern Wirkungen der Staats- und Kriegskunſt Napoleons zu erkennen glaubte. Ob die ſittliche und religiöſe Bildung der Menſchen bei dieſen Fortſchritten gewonnen hat, iſt eine ſchwer zu beantwortende Frage, die nur dem Sohne der neuern Zeit einfallen kann. Die Alten wußten nur von einer Bildung, der menſchlichen, die ſich durch Gymnaſtik und Muſik (Muſik im Sinne der Griechen iſt die freie Entwickelung der Seelenkräfte durch die den Muſen geheiligten Künſte und Wiſſenſchaften) vollenden ließ und zu allen Dingen nützlich war. Die Künſtlichkeit der modernen Verhältniſſe und Theorien, die unendliche Vervielfältigung der Bedürfniſſe und der Mittel ſie zu befriedigen, hat dieſen einen Stamm in hundert Äſte geſpalten, und ein Individuum unſerer Zeit bringt es mit aller Mühe nicht dahin, ſie wieder zu einem Ganzen in ſich zu vereinigen. Denn nicht genug, daß wir es zugleich auf eine intellectuelle, äſthetiſche und moraliſche Bildung anlegen und bald Verſtand und Einbildungskraft im Denken und Combiniren des Wahren und Möglichen, bald dieſe beiden mit dem Gefühl in der Empfindung und Beurtheilung des Schönen, bald Gefühl und Willen in der Empfindung und Wahl des Guten üben müſſen, um unſere Seelenkräfte zu entwickeln, als Schüler der Alten bedürfen wir dazu einer claſſiſchen, als Conſervatoren der Literatur einer gelehrten und literariſchen, und wo wäre irgend eine Wiſſenſchaft und Kunſt, die nicht zu ihrer Pflege eine eigne, ſpeciell auf ihr Gebiet berechnete, und den Fleiß eines ganzen Menſchenlebens in Beſchlag nehmende Bildung erfoderte. Ähnliche Anſprüche machen die verſchiedenen Stände, Geſchäftskreiſe und Ge-

werbe der bürgerlichen Geſellſchaft; militäriſche, cameraliſtiſche, mercantiliſche, ökonomiſche Bildung wird in eigenen Inſtituten erworben, und unſer Jahrhundert hat es ſogar zu einer beſondern Bildungsanſtalt für Runkelrübenzuckerfabricanten gebracht. So iſt die Aufmerkſamkeit und Kraft der neueſten Neuen in tauſend einzelne Zweige der Cultur zertheilt, wie hätten ſie Zeit, den Menſchen in ſich auszubilden, da ſie kaum mit dem Bürger fertig werden. Viele fangen es daher gar nicht mehr auf etwas Höheres an, als was der Zwang der Verhältniſſe, der National- und Standesgeiſt aus ihnen macht, und ſchwer verbergen ſie oft die verletzenden Ecken dieſer Einſeitigkeit hinter dem Scheine von Bildung, den ſie als ein zum äußern Anſtande nothwendiges Geſellſchaftskleid für die Converſationsſtunden anlegen. Aber die geſellige Bildung, in der die feineren Cirkel der Franzoſen den Ton angaben, und die höheren Stände aller europäiſchen Nationen ſich verſtehen, hat einen edleren Sinn. Sie ſetzt Einſichten und Kenntniſſe, die über alles, was den Menſchen als theilnehmenden Welt- und zukünftigen Himmelsbürger angeht, ein Urtheil erlauben und dabei eine Zartheit und Reinheit des Gefühls, eine ſchnelle und richtige Überſicht der Verhältniſſe, eine Leichtigkeit und Übung des Geiſtes im Gebrauche der mannichfaltigſten Formen, kurz einen feinen Tact voraus, der jedem Gedanken im Geſpräch die rechte Stelle, die anziehendſte Bedeutung, den ſchicklichſten Ausdruck und die heiterſte Farbe zu geben weiß, und ungern entbehrt ſie die angenehmen Talente und Kunſtfertigkeiten, deren ſinnvolle Leiſtungen beſcheiden in den Lauf der Unterhaltung eingeflochten, als Proben von Fleiß und Genie den Geber ehren und die Empfangenden zu höherer Freude ſtimmen; oder wenn man dieſe empfehlenden Eigenſchaften nicht in hinlänglichem Grade beſäße, um der Geſellſchaft durch eigne Gaben gefällig zu werden, erfodert ſie doch wenigſtens eine ſich ungezwungen äußernde Empfänglichkeit für alles Schöne, Wahre und Gute, was ſie zur Befriedigung der höhern Bedürfniſſe des Geiſtes darbieten will. (Vergl. d. Art. Converſation.) Alle Zweige der modernen Bildung fänden in dieſer geſelligen, die Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft angenehm verſchmilzt, den beſten Vereinigungspunct, gehörten die Kreiſe, in denen ſie einheimiſch iſt, nicht unter die Seltenheiten. Und auch dieſe gebildeten Kreiſe ſind nicht ganz frei von dem Einfluſſe der Eigenheiten, welche die Nationen in Sitte, Stimmung und Lebensweiſe von einander unterſcheiden und eben wegen ihrer nicht immer liebenswürdigen Individualität keineswegs für Merkmahle wahrer Bildung gelten können. Was aber die gutgemeinte, kräftig ausgeſprochene und unter günſtigern Umſtänden auch wohl zum Theil ausführbare Idee einiger Theoretiker, dieſe Volksindividualität durch gewiſſe ihr angemeſſene Anſtalten für die öffentliche Bildung zum allgemeinen Charakter einer veredelten Menſchheit zu erziehen, anbelangt, ſo läßt ſich, weil ſie bis jetzt zu wenig Eingang gefunden, noch keine beſtimmte Hoffnung darauf bauen. Wie ſehr daher auch der allzufreigebige Sprachgebrauch des gemeinen Lebens, welcher jedes in Romanen und Gedichten etwas beleſene, durch feinere Bedürfniſſe des Luxus und eine gewiſſe Höflichkeit vor der niedern Volksclaſſe ausgezeichnete Mitglied der Geſellſchaft mit dem Prädicate der Bildung beehrt, von der Allgemeinheit des Beſtrebens gebildet zu heißen zeugen mag; ſo wird es doch bei der Seltenheit des Zuſammentreffens günſtiger Umſtände und edler Tendenzen mit glücklichen Anlagen des Geiſtes und Herzens immer nur wenige auserleſene Indivi-

duen geben, welche nach einem der Beſtimmung des Menſchen angemeſſenen Begriffe von Bildung gebildet genannt zu werden verdienen. Bilden heißt ein Bild von etwas machen, und dies kann, wo es auf Menſchenbildung abgeſehen iſt, kein anderes ſein, als das Bild des Menſchenideals, oder nach den Anſichten der Religion, das Bild der Gottheit. Bildung in dieſem allgemeinen Sinn iſt uns daher die durch zweckmäßigen Unterricht und geregelte Selbſtthätigkeit zu bewerkſtelligende harmoniſche Entwickelung der geſammten Menſchenkraft zur Gottähnlichkeit, und weil dieſe Aufgabe nur eine unendliche Annäherung verſtattet, nennen wir den gebildet, der bereits glückliche Fortſchritte zum Ziele der Menſchheit gemacht hat. Eine Bildung, die dieſem Begriffe entſpricht, wird eben ſo ſehr den Foderungen der Geſellſchaft an das zu bildende Subject Genüge leiſten, als ſie ſeinen eignen Geiſtes- und Herzensbedürfniſſen vollkommene Befriedigung gewährt, und es kommt nur darauf an, daß dieſe Bildung allen gemein werde und der Vergeiſtigungsprozeß, in dem die Menſchheit begriffen iſt, eine entſchiedene Richtung auf ihren heiligen Endzweck gewinne, um die frommen Wünſche der Kosmopoliten und Philanthropen zur glücklichſten Erfüllung zu bringen. E.

Bildungstrieb. So nennen die Naturlehrer die in allen organiſchen Körpern wirkſame Kraft, eine beſondere Bildung und Form von innen heraus anzunehmen (nisus formandi oder nisus formativus). Dieſe Kraft offenbart ſich durch Selbſtbildung und Selbſterhaltung, indem der organiſche Körper verſchiedene Stoffe in ſich aufnimmt (die Nahrungsmittel), ſich dieſelben aneignet, das Fremdartige abſondert, verlorne Theile wieder herſtellt, und ſo ſich ernährt, erhält, und als organiſches Individuum beſtimmter Gattung fortbildet und aufwächſt; eben ſo in der Erzeugung eines neuen Gattungsindividuums durch Verbindung zweier Individuen verſchiedenen Geſchlechts (Fortpflanzung der Gattung), indem der organiſche Körper nur ein Weſen ſeiner Gattung erzeugt, und nicht aus ſeiner Gattung herausgeht. Auf eine ähnliche Weiſe redet man auch von einem geiſtigen Bildungstriebe, oder einem natürlichen Streben des Menſchen, eine geiſtige Individualität zu erlangen und zu behaupten, ſeine geiſtigen Anlagen nach dem Ideale der Menſchheit eigenthümlich zu entwickeln, und insbeſondere die von außen aufgenommenen Stoffe oder Einwirkungen zu ſeinen Zwecken mit Bewußtſein zu benutzen und zu bearbeiten. T.

Biliner Sauerbrunnen quillt bei dem Städtchen Bilin in Böhmen in 4 Quellen hervor, am Fuße eines hohen Felſen, des biliner Steins oder Portzen. Die Gegend umher iſt bergig. Vor Allem aber hebt ſich mahleriſch daraus hervor der hohe, faſt auf allen Seiten frei aufſtrebende biliner Stein, von deſſen Höhe man einer wahrhaft reizenden Ausſicht genießt. Das Städtchen Bilin ſelbſt iſt alt, und ſoll vordem ſeine eigenen Herzoge gehabt haben, die die Gegend beherrſchten, aber von den prager Herzogen unterdrückt worden ſein, die nun Burggrafen hieher ſetzten. Später kam es an die königliche Kammer, die es wieder an Vaſallen überließ. Jetzt ſind die Fürſten v. Lobkowitz in dem Beſitz dieſer Herrſchaft. Der biliner Brunnen mag zuerſt im Anfange des 18. Jahrhunderts entdeckt worden ſein; ward aber erſt um die Mitte deſſelben gefaßt. Da aber das Waſſer ſchon verſendet wurde, und dieſe Verſendung zunahm, ſo baute man hierzu ein Haus, legte eine Lindenallee an, und half überhaupt der Gegend durch Kunſt nach. Wie ſehr der Brunnen hierauf im Rufe zugenommen,

beweiſ't der Abſatz der gefüllten Flaſchen. Im Jahr 1779 wurden 2698, und im Jahre 1786 bereits 42,000 Flaſchen verſchickt. Die Brunnen entquellen der Erde ganz rein; der Geſchmack iſt friſch, kühlend, ſäuerlich; das Waſſer wirft viel Perlen, vorzüglich wenn es mit Wein vermiſcht wird, und ſchäumt, wenn man Zucker hinzufügt; die Wärme der Quelle iſt 12 Grad Reaumur. Das Waſſer enthält in einem Pfunde zu 16 Unzen: luftſaures mineraliſches Laugenſalz $30\frac{1}{2}$ Gr., Glauberiſches Wunderſalz $4\frac{2}{5}$ Gr., Kochſalz $1\frac{7}{8}$ Gr., luftſaure Bittererde $2\frac{4}{7}$ Gr., luftſaure Kalkerde $3\frac{1}{38}$ Gr., Kieſelerde $\frac{3}{4}$ Gr., Extractivſtoff $\frac{7}{11}$ Gr., Luftſäure 49 Kubikzoll, und reine Luft 4 Kubikzoll. Mit Nutzen wird der biliner Brunnen getrunken bei Hypochondrie, ſchleimigen Schlagflüſſen, Lähmungen, Kopfkrankheiten, bei Faulfiebern, der Bräune, Geſchwüren, Hautausſchlägen, Skrofeln, Scorbut, in gichtiſchen und ſolchen Krankheiten, die Erſchlaffung zum Grunde haben, bei Krankheiten des Unterleibes, der Bruſt, der Harnwege ꝛc. Obſchon der Brunnen auch an Ort und Stelle getrunken wird, ſo trinkt man ihn doch auswärts noch ſtärker, beſonders da Töplitz nur eine Stunde entfernt iſt. Die Luſtpartien von hier aus ſind nach den Luſtorten auf Töplitz gerichtet.

Bill. Das Parlament in England, dem die geſetzgebende und richterliche Gewalt von der Nation übertragen worden iſt, beſteht bekanntlich aus zwei Häuſern, dem Ober- und Unterhauſe, deren Mitglieder durch die Conſtitution aus den verſchiedenen Ständen des Volkes beſtimmt ſind. Jedes dieſer Mitglieder beider Häuſer, der König von England ſelbſt, hat das Recht, Vorſchläge zu neuen geſetzlichen Verfügungen vorzutragen, indem er ſie ſchriftlich überreicht. Ein ſolcher Aufſatz wird eine **Bill** genannt, und in gemeinſchaftliche Berathung genommen. Dazu gehört, daß er dreimal verleſen, genau erwogen, und über die Zuläſſigkeit des Vorſchlags durch Sammlung der Stimmen entſchieden werde. Iſt dies in dem einen Hauſe, dem die Bill zuerſt überreicht worden iſt, geſchehen, ſo wird ſie zu gleicher Deliberation dem andern Hauſe zugeſendet, und iſt ſie auch dort angenommen worden (paſſirt), ſo wird ſie dem Könige zur Sanction vorgelegt. Iſt dieſe erfolgt, ſo verwandelt ſich die Bill in einen **Parlaments-Schluß** (Act of Parliament) und erhält geſetzliche Kraft. Sollte der Fall eintreten, daß die beiden Häuſer über eine Bill ſich nicht vereinigen könnten, ſo wird ein Comité zur nochmaligen Ventilation der Sache niedergeſetzt. Kann auch dieſer den Vereinigungspunct nicht finden, ſo wird die Bill für verworfen erklärt, was auch der Fall iſt, wenn ſie bei dem Hauſe, wo ſie zuerſt eingebracht wurde, nicht durchgeht. — Eine **Bill** betrifft entweder **allgemeine Gegenſtände**, oder **Privat-Angelegenheiten**, oder **Geldverwilligungen**; daher heißt ſie entweder Public-Bill, oder Private-Bill, oder Monney-Bill. Dieſe Verſchiedenheit beſtimmt auch die **Formel**, durch welche die königliche Bewilligung ertheilt wird. Bei einer Public-Bill heißt es: — „Le roi le veut;“ — bei einer Private-Bill: „Soit fait, comme il est désiré;“ bei einer Monney-Bill: „Le roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veut.“ — Wenn die Bill dem Könige aber mißfallen ſollte, ſo ſchreibt er blos darunter: „Le roi s'avisera,“ und dies iſt genug, um ſie für nicht geſchehen zu betrachten.

Billard nennt man große, mit grünem Tuche überzogene, mit einem erhöhten Rand (Band) eingefaßte Tafeln, worauf man elfen-

beinerne Kugeln mit einem Stabe (Queue) gegen einander ſtößt, um ſie in gewiſſe an den Ecken und Seiten angebrachte Öffnungen zu treiben. Es iſt ein durch ganz Europa ſehr beliebtes Spiel. Die Kunſt beruht darauf, genau zu wiſſen, auf welchem Puncte und mit welcher Kraft, die mit dem Stabe angeſtoßene Kugel die andere berühren müſſe, um ſie in eine Öffnung zu treiben, und in der Fertigkeit, der erſten Kugel mit dem Stabe die nöthige Kraft und Richtung zu geben. Man ſpielt bald mit mehr oder weniger Kugeln, und nach verſchiedenen Regeln in Rückſicht des Treffens der verſchiedenen Kugeln und der Öffnungen, in die ſie getrieben werden müſſen. Daher die verſchiedenen Benennungen des Spiels à deux, à la boule, Carambole, Caroline, u. ſ. w.

Billington (Madame), eine der erſten Sängerinnen von London, wo ſie zuletzt zur italieniſchen Oper übertrat. Im J. 1787 war ſie in Paris, wo ſie in verſchiedenen Concerten den Beifall aller Kenner einerntete. Bei der Todtenfeier Händels im Jahre 1787 wetteiferte ſie mit der Mara, und in dem Raube der Proſerpina von Winter, im Jahre 1804, mit der Graſſini. Göthe theilt folgendes über ſie mit: „Die unbeholfene Beleibtheit der Billington iſt ſelbſt den Caricaturzeichnern aufgefallen. So groß auch das Verdienſt der hochgeprieſenen Sängerin ſein mag: ſo muß man doch geſtehen, daß ihr elendes Spiel (ſie pflegt ohne Leben und Geiſt wie eine kalte Statue auf dem Theater unbeweglich zu ſtehen, und nur von Zeit zu Zeit die dicken Arme ſehr ungeſchickt gegen den Kopf zu bewegen) und ihre groteske Geſtalt das Auge des Zuſchauers eben ſo ſehr beleidigen, als ihre Stimme ſeinem Ohr ſchmeichelt. Ihr Kopf iſt von einer bei Frauenzimmern ungewöhnlichen Größe, und ſie vergrößert ihn gemeiniglich noch dadurch, daß ſie einen gewaltigen Aufſatz mit hohen Federn trägt. Alle ihre Bewegungen ſind eckig und im höchſten Grad untheatraliſch. Ich bin gewiß, daß dieſe Geſtalt, wäre ſie auch die heilige Cäcilia ſelbſt, kein franzöſiſches Theater betreten dürfte, ob man ihr ſchon in Concerten und Oratorien die erſte Stelle unter den Sängerinnen einräumte." Sie ſtarb den 26. Auguſt 1818 zu St. Artive unweit Venedig.

Binocular-Teleskop, ein doppeltes Sehrohr für beide Augen.

Binomiſch, zweitheilig, zweigliedrig, z. B. eine binomiſche Wurzelzahl in der Rechenkunſt. **Binomial-Coëfficienten** ſind die Zahlen, welche anzeigen, wie oft in der entwickelten Potenz eines Binomii, z. B. $a+b$, jede Gattung von Product aus den Theilen deſſelben vorkommt.

Binomiſcher Lehrſatz. Hierunter verſteht man jene merkwürdige Formel, welche die Zuſammenſetzung einer Potenz des Binomii $a+b$ aus den beiden Theilen a und b und dem Exponenten der Potenz darſtellt. Dieſer Lehrſatz, die wichtigſte Grundlage des Gebäudes der Analyſis, war, für ganze poſitive Exponenten, ſchon mehrern Analyſten vor Newton bekannt. Aber erſt Newton lehrte ihn auch auf gebrochene und negative Exponenten anwenden, und dieſe Entdeckung, eine der ſchönſten des großen Mannes, iſt auf ſeinem Grabmahle eingegraben.

Biographie oder Lebensbeſchreibung iſt die Erzählung der Schickſale, Handlungen und Eigenſchaften einer einzelnen denkwürdigen Perſon, und macht einen Theil der Geſchichtſchreibung aus. Sie iſt den allgemeinen Regeln einer guten Erzählung und Charakterſchil-

derung unterworfen, unterſcheidet ſich jedoch von letzterer dadurch, daß ſie nicht blos das Innere und Beharrliche, ſondern auch die äußern Umſtände und Veränderungen des Lebens zum Inhalt hat. Der Biograph darf nur Perſonen wählen, deren Leben intereſſant und fruchtbar genug iſt, und die ſich entweder durch ihren Rang, oder durch vorzügliche Verdienſte, oder durch beſonders denkwürdige Glücksveränderungen unterſcheiden und merkwürdig gemacht haben. Verſteht er aber bei ſolchen die Kunſt, das Erhebliche und Intereſſante aufzufaſſen und darzuſtellen, die wahren Motiven der Handlungen aufzufinden und ſcharf zu erkennen, und wiefern äußere Umſtände auf Charakter und Handlungsweiſe einwirkten, überzeugend anzugeben, und bleibt er ſtets der Natur und Wahrheit getreu; ſo wird ſein Werk mit dem Intereſſe zugleich den herrlichſten Nutzen verbinden, indem es eine Quelle der Kenntniß und Erforſchung des menſchlichen Geiſtes und Herzens ſein wird. Was iſt geſchickter, uns zu belehren, und gegen die Lockungen des Laſters zu verwahren, uns in Noth und Gefahren zu erheben und zu ermuthigen, uns zu edeln Thaten anzufeuern, als die Beiſpiele, welche die Geſchichte uns aufſtellt? Eine ſpecielle Art der Biographie iſt die Selbſtbiographie, d. h. diejenige, in welcher eine Perſon ſelbſt ihre Schickſale, Handlungen und Meinungen erzählt und angiebt; es gehört zu dieſem Unternehmen ein ſeltener Grad von Selbſtkenntniß und ein noch ſeltener Grad von Wahrheitsliebe; Eigenſchaften, die nur von demjenigen in dem erfoderlichen Maße zu erwarten ſind, der in dem gerechten Gefühl ſeines moraliſchen Werthes auch ſeine Schwächen und Fehler ohne Beſchämung bekennen darf, wie wir dies z. B. in der trefflichen und einzigen Selbſtbiographie **Alfieri's** finden.

Biologie, die Lehre von der lebenden Natur.

Bion, aus Smyrna gebürtig, ein griechiſcher Idyllendichter, von deſſen Lebensumſtänden ſich nirgends einige Nachricht findet. Aus der Elegie, welche ſein Freund und Schüler Moſchus auf ſeinen Tod verfaßte, ſcheint hervorzugehen, daß er ein Zeitgenoſſe Theokrits geweſen und an Gift geſtorben ſei. Wahrſcheinlich lebte er in Sicilien oder Großgriechenland. Von den wenigen auf uns gekommenen Gedichten des Bion wird ſein Klaggeſang auf Adonis für das vorzüglichſte gehalten. Er iſt vielfältig ins Deutſche überſetzt worden, unter andern auch von Voß. Man findet dieſes Gedicht, ſo wie die des Moſchus, gewöhnlich als einen Anhang bei den Idyllen des Theokrits. Einzeln von Manſo. — Außerdem nennt uns das griechiſche Alterthum einen Philoſophen **Bion** welcher zu Boryſthene am Boryſthenes ungefähr 300 Jahre vor Chr. geboren war und als der letzte der cyniſchen Secte genannt wird.

Biörnſtahl (Jacob Jonas), bekannt durch ſeine Reiſen, war 1731 in Schweden in der Provinz Südermannland geboren. Er ſtudirte in Upſal, ging von da als Lehrer in das Haus des Baron Rüdbeck, und reiſ'te mit deſſen Sohne nach England, Frankreich, Italien, Deutſchland, Holland und der Schweiz. Bei ſeinem Aufenthalte in Paris ſtudirte er mit vielem Eifer die morgenländiſchen Sprachen, für die er immer eine beſondere Vorliebe gehabt. Da ſein Zögling, der Baron Rüdbeck, nach Schweden zurückgekehrt war, wurde **Biörnſtahl** von **Guſtav** III. beſtimmt, Griechenland, Syrien und Ägypten zu bereiſen, und erhielt zu gleicher Zeit den Titel eines Profeſſors an der Univerſität Lund. Nun ging er 1776 nach Conſtantinopel, wo er ſich einige Zeit aufhielt, um die türkiſche Sprache zu er-

lernen, ſetzte dann ſeine Reiſe fort bis Salonichi, und ſtarb hier am 12. Juli 1779 an der Peſt. Biörnſtahl hatte eine Beſchreibung ſeiner Reiſen in Briefform an ſeinen Freund, den Bibliothekar Giörwell, geſchickt, der ſie anfangs in eine Zeitſchrift, die in Stockholm erſchien, einſtreute, dann aber auch 1783 beſonders herausgab. Groskurd hat davon eine deutſche Überſetzung geliefert. Dieſes Werk enthält gelehrte und gründliche Unterſuchungen über Münzen, Manuſcripte, ſeltene Bücher, eine große Menge Anekdoten, von denen die intereſſanteſten diejenigen ſind, welche Voltaire betreffen, den er in Ferney beſucht hatte; aber ſeine Bemerkungen und Urtheile über Sitten, Gebräuche, Religion und Literatur ſind oft zu wenig richtig, genau und unparteiiſch. Er hatte mehr Gelehrſamkeit als Geſchmack, mehr Gedächtniß als ſichern Tact und Unterſcheidungskraft. Seine von Natur ſtarke und abgehärtete Geſundheit ſetzte ihn in den Stand, viel zu arbeiten und die größten Beſchwerden der Reiſe zu ertragen.

Biot (Jean Baptiſte), einer der erſten jetzt lebenden Phyſiker Frankreichs, wurde im J. 1774 zu Paris geb. und machte ſeine erſten Studien im Collegium Ludwigs des Großen, von wo er zum Artilleriedienſt überging. Seine Begierde nach höherm Wiſſen trieb ihn bald wieder nach Paris zurück, wo er an der polytechniſchen Schule ſo lange eifrigſt fortſtudirte, bis er ſich zu einer Profeſſur in Beauvais fähig fühlte. Sein Name hatte ſchon einen bedeutenden Ruhm gewonnen, und ſeine wiſſenſchaftliche Bildung konnte nirgends mehr gewinnen, als in dem ſchönen Kreiſe großer Gelehrten zu Paris. Er folgte alſo 1800 dem Rufe dahin und trat als Profeſſor der Phyſik am Lycee de France auf. 1802 wurde er zum Mitglied der 1. Claſſe des Inſtituts ernannt. Er allein wagte es 1804 dagegen zu votiren, daß das Inſtitut für Buonaparte's Ernennung zum Kaiſer ſtimmen ſollte und ſetzte ſeine Meinung auch durch. 1806 wurde er mit Arago nach Spanien geſendet, um den Meridian von Frankreich zu verlängern, und wurde noch vor ſeiner Abreiſe zum Mitgliede des Bureau des Longitudes ernannt. Seine Sendung hatte den gewünſchten Erfolg. Unabläſſig widmete er ſich nun den Studien und Vorleſungen, und vermehrte ſeine Schriften der Zahl nach, wie ſie dem Werthe nach ſich täglich vergrößerten. 1814 erhielt er vom König das Legionskreuz und trat 1816 der Redaction des Journal des Savans für den Bericht der mathematiſchen Wiſſenſchaften bei. Seine vorzüglichſten Werke ſind: Traité de physique expérimentale et mathématique 1816; der populär geſchriebne Auszug daraus Précis élémentaire de physique expérimentale, und: Traité élémentaire d'Astronomie physique. Neben ſeinen größern Werken arbeitete er ununterbrochen an wichtigen Aufſätzen für gelehrte Journale ꝛc. und gehört unbezweifelt zu den thätigſten und gründlichſten Gelehrten ſeiner Zeit und ſeiner Nation.

Biren (Johann Ernſt von), Herzog von Curland, war, wie man behauptet, der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jacob von Curland und der Sohn eines curländiſchen Bauers, Namens Bühren. Er war 1687 geboren, und wußte durch ſeine natürlichen Fähigkeiten und eine nicht ganz vernachläſſigte Erziehung ſich glücklich auf eine Stufe des Anſehens zu erheben, die ſeine niedrige Abkunft verbarg. Sein angenehmes Äußere und ſein gebildeter Verſtand verſchafften ihm die höchſte Gunſt der Herzogin von Curland, Anna, Nichte des ruſſiſchen Kaiſers; dennoch gelang es ihm nicht, unter den curländiſchen Adel aufgenommen zu werden. Als Anna 1730 den ruſſiſchen Thron beſtieg, machte es ihr die Partei, die ſie dazu erhob,

zur Bedingung, Biren nicht mit nach Rußland zu bringen; aber dies war die erſte Bedingung, welche die neue Kaiſerin brach. Biren, mit Ehren überhäuft, wurde am ruſſiſchen Hofe eingeführt, nahm den Namen und das Wappen der Herzoge von Biron in Frankreich an, und beherrſchte unter dieſem Namen ſeine Gebieterin ſelbſt. Stolz und hart, überließ er ſich allen Leidenſchaften des Haſſes gegen die Neben uhler ſeines Ehrgeizes. Die Fürſten Dolgorucki waren ſeine erſten Opfer; 11,000 Perſonen ließ er hinrichten, und zweimal ſo viel ſchickte er ins Exil. Man verſichert, daß die Kaiſerin ſich ihm bisweilen zu Füßen geworfen habe, um ihn zu beſänftigen, aber Bitten und Thränen derſelben waren nicht fähig, ihn zu rühren. Doch brachte die Energie ſeines Charakters Thätigkeit und Kraft in alle Theile der Staatsverwaltung dieſes großen Reich. Anna zwang die Curländer im Jahre 1737, ihren Günſtling, der ſchon ein Curländerin aus der Familie Treben geheirathet hatte, zu ihrem Herzoge zu wählen. Sie, die es wünſchte, daß er auch nach ihrem Tode, der 1740 erfolgte, fortregieren ſollte, und den Prinzen Iwan zu ihrem Nachfolger beſtimmt hatte, übergab ihm die Regentſchaft. Nachdem er auch dieſen höchſten ſeiner ſtolzen Wünſche erreicht hatte, entfernte er alle diejenigen, welche er fürchtete, und ließ nur zu deutlich die Abſicht merken, ſeine Familie auf den Thron zu erheben. Er verheirathete ſeinen Sohn an die Prinzeſſin Eliſabeth, ſeine Tochter aber an den Herzog von Holſtein, den nachmaligen Kaiſer Peter III. Aber eine einzige Nacht zerſtörte ſeine Plane. Der Marſchall Münnich, dem Biren die Regentſchaft größtentheils verdankte, war mit ſeinem Betragen unzufrieden, und ließ ihn in der Nacht vom 19. zum 20. Nov. von 20 Soldaten, die Manſtein anführte, in ſeinem Bette arretiren, und in einen Mantel gehüllt, auf das Schloß Schlüſſelburg abführen. Man machte ihm den Prozeß und ſprach das Todesurtheil über ihn aus; doch ward ihm das Leben geſchenkt, und er ſelbſt ſeiner Güter und Freiheit beraubt, mit ſeiner Familie nach Polim in Sibirien in ein Gefängniß gebracht, zu welchem Münnich ſelbſt den Plan entworfen hatte. Im folgenden J. kam Eliſabeth, die Tochter Peters des Großen, durch eine Revolution auf den ruſſ. Thron, Münnich wurde geſturzt, Biren zurückberufen, und jener mußte ſein Gefängniß einnehmen. In Caſan trafen die Schlitten zuſammen; beide erkannten einander, grüßten ſich und ſetzten ihre Reiſe fort, ohne ein Wort weiter mit einander zu wechſeln. Da nachmals Catharina II. den Thron beſtieg, bekam er das Herzogthum Curland zurück, regierte hier mit Weisheit und Milde, übergab 10 Jahre nachher, 1756, ſeinem älteſten Sohne Peter die Regierung, und endete ruhig am 28. Oct. 1772 ſein langes und unruhiges Leben.

Birgittenorden oder Orden von St. Salvator, hieß eine aus Nonnen und Mönchen zuſammengeſetzte geiſtliche Congregation, die von einer vornehmen Schwedin, Namens **Birgitta**, 1344 durch Errichtung des vermiſchten Nonnen- und Mönchskloſters Wadſtena in Oſtgothland geſtiftet wurde und der Regel des heiligen Auguſtinus folgte. Die Nonnen hatten darin, wie in dem Orden von Fontevraud in Frankreich, die Regierung über die Mönche, welche der Äbtiſſin untergeben waren, neben dem Kloſter der Nonnen in abgeſonderten Gebäuden lebten und den Kirchendienſt, wie auch die Hausdienſte verrichten mußten. Bei dieſer ſonderbaren Vereinigung der Geſchlechter zum aſcetiſchen Leben war doch kein geſelliger Umgang derſelben mit einander erlaubt und auf alle Weiſe für die Erhaltung guter Zucht

und Ehrbarkeit geſorgt. Dieſer Orden verbreitete ſich weder ſchnell noch in großem Umfange; doch gab es noch nach der Reformation einige Klöſter deſſelben im Süden von Europa, welche im 17. Jahrhundert eingingen. E.

Birkenſtock (Joh. Melch. Edler von), erwarb ſich um das Schulweſen in den öſterreichiſchen Landen unſterbliche Verdienſte. Er war geboren zu Heiligenſtadt im Eichsfeld den 11. Mai 1738, ging nach der Vollendung ſeiner Studien nach Wien, ward in der k. k. geheimen Staatskanzlei angeſtellt, und gewann bald großen Einfluß auf die Studien- und Cenſurangelegenheiten. Unter Kaiſer Joſeph II. ward er Mitglied der Studiencommiſſion und war unabläſſig bemüht, die Schulen zu verbeſſern und geläuterte Grundſätze einzuführen. Als die Erziehung dem Piariſtenorden übergeben wurde, ward er in den Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb den 30. Oct. 1809. Sein gebildeter Geſchmack, richtiger Blick, und ſeine humaniſtiſche Bildung zeichneten ihn unter den öſterr. Staatsdienern vortheilhaft aus. Als Schriftſteller hat er ſich nur durch die Gewandtheit, im ſogenannten Lapidarſtyle ſich auszudrücken, berühmt gemacht.

Birmingham, wichtigſte Fabrikſtadt Englands, in der Grafſchaft Warwick, unregelmäßig gebaut, mit 16,000 Häuſern und 86,000 Einwohnern, hat eine bergige Lage, in einer an Steinkohlen und Eiſen reichen Gegend. Die Einfarbigkeit der Häuſer, welche aus dunkelrothen Mauerſteinen erbaut ſind, die man, wie es allgemein in England geſchieht, nicht übertüncht, giebt der Stadt etwas ſehr Trauriges, wozu noch kommt, daß der beſtändig auf der Stadt liegende dicke Rauch, der aus den zahlreichen Metallwerkſtätten ſich verbreitet, der Stadt ein düſteres, ſchmutziges Anſehen verleiht. Birmingham, zu Ende des 17. Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 900 Häuſern und 5000 Einwohnern, iſt jetzt eine der blühendſten Städte des brittiſchen Reiches und der Hauptort für gröbere und feinere Arten von Stahl- und plattirten Waaren, für Gewehre, Knöpfe, Schnallen und Meſſingwaaren aller Art, für Bijouterie und Quincaillerie und lackirte Arbeiten. Die Wichtigkeit der daſigen Fabriken ſieht man daraus, daß 1794 der Werth der daſelbſt verfertigten Fabricate $34\frac{1}{2}$ Mill. Fl. betrug. Außerordentlich groß iſt die Mannichfaltigkeit der hier fabricirten Artikel, die man auf dem Continente unter dem Namen der Birminghamer Waaren kennt, und bewunderungswürdig iſt die Menge neuer Erfindungen, welche Einfachheit und Zweckmäßigkeit mit einander verbinden, und ſämmtlich darauf berechnet ſind, den Lebensgenuß angenehmer und bequemer zu machen. Z. B. man verfertigt tragbare Stühle, die man in ein Rohr zuſammenlegen kann, Taſchenſonnenſchirme, Kutſchentritte mit einer Feder, die heraus- und hineinſpringen, ſobald man die Kutſchthüre öffnet oder ſchließt, Peitſchen, aus deren Seiten bei dem Drucke einer Feder kleine Stacheln hervorſpringen, ſo daß man ſich derſelben als Sporen bedienen kann, Krücken, die man durch eine Feder länger und kürzer machen kann, Meſſer für Leute, die nur eine Hand haben ꝛc. Sehenswürdig iſt die Verfertigung der Flintenläufe. Ungeheure Hämmer, von einer Dampfmaſchine in Bewegung geſetzt, welche die Kraft von 120 Pferden hat, zerſchmettern die Eiſenſtäbe, wenn ſie aus der Öfen kommen. In einem Augenblicke ſind ſie in eiſerne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt, welcher das Kaliber beſtimmt, die Enden zuſammengeſchweißt, und ſo iſt der Flintenlauf faſt fertig. Stabeiſen, dicker als ein Zoll, wird in ungeheure Scheren

gehalten, die es wie Papier zerſchneiden. Eiſendraht, einen bis $\frac{1}{10}$ Zoll ſtark, kommt aus dem Zieheiſen eben ſo leicht, als ein baumwollener Faden ſich um die Spindel windet. Die Kupfergießerei bietet andere Wunder des Kunſtfleißes, der Geſchicklichkeit und der Macht dar. Dies Metall dehnt ſich unter dem Cylinder der Dampfmaſchine, wie der Teig unter dem Rollholze des Paſtetenbäckers, und man macht daraus jene dünnen Platten, womit die Schiffe beſchlagen werden. In der Nähe von Birmingham, aber ſchon in der Grafſchaft Stafford, liegt der Fabrikort Soho, 1768 noch bloßes Heideland, wo man jetzt engliſche Kupfermünzen und ausländiſche für die oſtindiſche Compagnie prägt. Vermittelſt der Dampfmaſchinen ſchlagen 8 Knaben in einer Stunde 33,600 Guineen. Ferner iſt daſelbſt eine große Fabrik von plattirten Waaren und eine Fabrik von Dampfmaſchinen, die Boulton erſt auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht hat. Vier Öfen verſchaffen flüſſiges Eiſen genug, um Güſſe bis auf die Schwere von 200 Ctn. in einem Stücke auszuführen.

Biron (Charles de Gontaut, Duc de), ein Sohn des Marſchalls Armand de Gontaut, Baron von Biron, war geboren gegen das Jahr 1562. Als Calviniſt erzogen, hatte er bis zum 16. Jahre zweimal ſeine Religion gewechſelt, und achtete beide Parteien gleich wenig. Seine herrſchende Neigung war für die Waffen. Als 1589 Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt worden, diente ihm Biron nach dem Beiſpiel ſeines Vaters mit eben ſo viel Ergebenheit als Unerſchrockenheit. Die Gunſt und Freundſchaft des Königs machte, daß er ſchnell durch alle Grade ſtieg. In ſeinem 14. Jahre Obriſt der Schweizer, dann Maréchal de camp, Lieutenant-général, ward er im J. 1592 zum Admiral von Frankreich ernannt. Aber dieſer am Hofe und auf dem Schlachtfelde ſo ausgezeichnete Mann hatte nicht die geringſten moraliſchen Grundſätze; gefürchtet und ſtets geprieſen, war er jähzornig, eigenſinnig, anmaßend geworden; nichts ſollte ohne ihn, nichts anders als durch ihn geſchehen. Bei der Wiedereinnahme von Amiens 1598 diente Biron unter Heinrich IV. und ward in demſelben Jahre Duc und Pair. Aber weder die Freundſchaft des Königs, noch die von demſelben erhaltenen Reichthümer und Ehrenſtellen konnten verhindern, daß Biron, der ſich nicht hinlänglich belohnt glaubte, gegen den König erbittert wurde. Die ſpaniſche Partei, die nach dem Frieden von Vervins Heinrich IV. nur durch geheime Machination ſchaden konnte, ergriff mit Begierde dieſe Gelegenheit, welche ihr Birons Mißvergnügen darbot. Unglücklicher Weiſe ernannte Heinrich in demſelben Augenblick dieſen zu ſeinem Botſchafter am Hofe zu Brüſſel, um den Erzherzog den Frieden von Vervins beſchwören zu laſſen. Der ſpaniſche Hof berauſchte ihn abſichtlich durch Feſte, Schauſpiele und Ehrenbezeigungen; die Weiber wandten alle Künſte der Verführung an, und der ſchwache Biron verſprach, daß wenn die Katholiken wieder aufſtehen würden, daß er ſich mit ihnen vereinigen wolle, und erlaubte, daß man ihn in Frankreich an ſein Wort mahnen dürfe. Die Reiſe, welche der Herzog von Savoyen im J. 1599 nach Frankreich machte, vollendete Birons Treuloſigkeit. Er ſchloß mit dieſem Fürſten und dem Grafen von Fuentes einen Tractat ab, worin er verſprach, die Waffen gegen ſeinen Wohlthäter zu ergreifen. Im J. 1601 ward dem Herzog von Savoyen der Krieg erklärt, und Biron ſah ſich genöthigt, ihn zu bekriegen und zu beſiegen. Aus Furcht, ſein Einverſtändniß möchte zu ſichtbar werden, bemächtigte er ſich faſt aller Plätze des Herzogthums, was um ſo leichter war, da Emanuel auf

Schonung gerechnet hatte. Fuentes und der Herzog wagten, Biron vorzuſchlagen, ihnen den König auszuliefern; er verweigerte dies; aber ihre Inſinuationen machten ihn mit dem Verbrechen vertraut, und als er bei der Belagerung des Forts St. Catharina bei Genua wohl vermuthen konnte, daß Heinrich die Laufgräben zu beſehen kommen würde, ließ Biron dem Gouverneur ſagen, er ſolle mit dem Geſchütz auf einen bezeichneten Punct zielen und an einen andern Ort eine Compagnie Büchſenſchützen ſtellen, die auf ein verabredetes Zeichen Feuer gäben. In dem entſcheidenden Augenblick jedoch hinderte er den König, ſich an den gefährlichen Ort hinzubegeben. Im J. 1601 ward mit Savoyen Frieden geſchloſſen; ſo viel Verhandlungen, Zuſammenkünfte, heimliche Reiſen aber hatten dem Könige eben ſo wenig, als ihr Zweck verborgen bleiben können. Er nahm daher eines Tages den Marſchall bei Seite, befragte ihn über ſeinen Anſchlag und verſprach ihm Verzeihung. Biron machte ein unvollſtändiges Geſtändniß, und unglücklicher Weiſe drang der König nicht weiter in ihn. Der Marſchall ſetzte ſeine geheimen Verſtändniſſe fort, und wiewohl Heinrich davon unterrichtet war, ſandte er ihn doch 1601 an die Königin Eliſabeth, um ihr ſeine Vermählung mit Maria von Medicis anzuzeigen. Birons geheime Verhandlungen dauerten nichts deſto weniger fort; aber ſein Rathgeber und Vertrauter wurde dem Grafen Fuentes verdächtig; und dieſer, der für ſich ſelbſt zu fürchten anfing, entdeckte das ganze Complot und alle Theilnehmer dem Könige. Ein freies Geſtändniß und Reue würden Biron gerettet haben, da Heinrich geneigt war ihm zu verzeihen. Er aber beharrte auf ſeinem ſtolzen Läugnen, ſchlug die ihm angebotene Gnade aus, und ward endlich auf der Königin dringende Bitten der Strenge der Geſetze übergeben. Beim Hinausgehen aus dem Zimmer des Königs ward er arretirt, in die Baſtille gebracht, dort gerichtet und am 31. Juli 1602 enthauptet. — Charles Armand de Biron, Urneffe des Vorigen, geb. 1663, geſt. 1756, war Marſchall von Frankreich; ſein Sohn, Louis Antoine, ebenfalls Marſchall von Frankreich und Obriſt der franz. Garden, geb. 1701, geſt. 1788, galt lange für das Vorbild der ganzen Arme.

Biſam, ſ. Moſchus.

Biscaya, ſ. Spanien und Basquen.

Biscuit, eigentlich Zwieback und daher auch gleichbedeutend mit dieſem Gebäck, nennt man in der Töpfer-, Fayance- und Porzellanfabrik den zu Flieſen oder zu Fayance oder Porzellan beſtimmten Teig, wenn er im Ofen gebrannt worden und noch nicht mit der Glaſur belegt iſt. (S. Porzellan.)

Biſchof iſt nach dem Sprachgebrauche des neuen Teſtamentes der Lehrer und geiſtliche Vorſteher einer chriſtlichen Gemeinde. Die Biſchöfe, welche die Apoſtel ſelbſt eingeſetzt oder die Gemeinden, nach der apoſtoliſchen Idee von dieſem Amte, gewählt haben, waren die Depoſitärs der Lehre, die Gehülfen und Nachfolger der Apoſtel in dem Geſchäfte der Erhaltung und weitern Verbreitung des Chriſtenthums. Als ſolche führten ſie, wie über die ganze Gemeinde, auch über die andern Beamten derſelben, Presbytern und Diaconen, die Aufſicht, ohne jedoch in den 1. Jahrhunderten ſchon den Vorrang und die Diöceſanrechte zu behaupten, die ihnen bei der allmähligen Organiſation der Kirchenverfaſſung zu Theil wurden. Aber eben dies hauptſächlich durch den Eifer der Biſchöfe realiſirte Syſtem der Hierarchie entfernte ſie immer mehr von ihrer urſprünglichen Beſtimmung

die faſt unumſchränkte Herrſchaft über den Klerus ihrer Sprengel, die Theilnahme an den Angelegenheiten der Staaten, denen ſie ſich bald durch ihre vorzügliche Bildung und als die erſten Reichsſtände wichtig zu machen wußten, die ſelten controlirte Verwaltung der Kirchengüter, die Vertheidigung ihrer kirchlichen Gerechtſame und ihre weit um ſich greifende geiſtliche und criminelle Gerichtsbarkeit beſchäftigten ſie zu ſehr, als daß ihnen zu den Pflichten des Lehramtes und der Seelſorge noch Luſt und Zeit übrig geblieben wäre. Sie behielten ſich daher nur die wichtigſten Amtshandlungen, z. B. Ordination der Kleriker, Confirmation der Jugend und Verfertigung des heil. Chrisma, vor; alle übrigen geiſtlichen Verrichtungen überließen ſie ihrem Klerus, und fingen im Mittelalter ſogar an, ſich auch für jene reſervirten und die nothwendig beizubehaltenden Geſchäfte, die Aufſicht über das Kirchenweſen, eigene Vicarien zu halten, die man unter dem Namen Weihbiſchöfe und Coadjutoren kennt; ſolche Biſchöfe aber, die ſelbſt predigten und ſich der Seelſorge annahmen, gehörten ſeit dem 7. Jahrhunderte unter die Seltenheiten. Kein Wunder, daß daher nicht nur der Adel, ſondern ſelbſt Fürſten- und Königsſöhne ſich um eine Würde bewarben, die eben ſo ehrenvoll als einträglich, und, wenn man ſich einzurichten verſtand, auch mäßig genug war, um ritterliche Luſtbarkeiten und Lebensgenüſſe aller Art zu erlauben. Eben dieſe Bewerbung des Adels und der Fürſten, welche durch reichliche Schenkungen an die Kirchen und eine politiſche Begünſtigung von Seiten der Kaiſer unterſtützt wurde, gab beſonders den deutſchen Biſthümern einen Glanz und eine Hoheit, wovon ſich in den übrigen chriſtlichen Reichen nur ſelten ein Beiſpiel zeigen konnte. Mehrere deutſche Biſchöfe wurden Reichsfürſten, und ihr Einfluß auf alle öffentliche Angelegenheiten entſcheidend. Die Reformation verminderte jedoch ihre Zahl, und wenn auch die höhere Geiſtlichkeit in den von der katholiſchen Kirche getrennten nordiſchen Reichen den biſchöflichen Titel beibehielt, ſo verlor ſie doch den beſten Theil der ehemaligen biſchöflichen Einkünfte und Vorrechte. Die ſchwediſchen Biſchöfe blieben Reichsſtände wie die engliſchen, jedoch mit geringem Einfluſſe. Die anglicaniſche Kirche hat ihren Biſchöfen noch das meiſte Anſehen gelaſſen, und eben darum den Namen der biſchöflichen erhalten. Andrerſeits hat die römiſche Kirche ſchon viel früher durch die Eroberungen der Mohammedaner eine Menge Biſthümer verloren, die der päpſtliche Stuhl nichts deſto weniger zu beſetzen fortfuhr. Daher die vielen Titularbiſchöfe, deren Biſthümer in partibus infidelium, d. h. in den Ländern der Ungläubigen, liegen und weder Einfluß geſtatten, noch Einkünfte abwerfen können, weßhalb man nur wirkliche Decane und andere höhere Geiſtliche mit dieſem Titel zu beehren pflegt. Neuerdings mußten auch die deutſchen Biſchöfe den Wechſel der Umſtände erfahren; 23 Biſthümer wurden in Folge der Abtretung deutſcher Länder an Frankreich ſäculariſirt, und mehrere in den Staaten des Rheinbundes waren unbeſetzt. In Frankreich kamen die während der Revolution vertriebenen Biſchöfe zwar wieder zu ihren Ämtern, jedoch nur mit Verluſt eines beträchtlichen Theils ihrer Einkünfte und Vorrechte, und die Begebenheiten der neueſten Zeit ſcheinen nicht geeignet zu ſein, den Biſchöfen der katholiſchen Chriſtenheit das Anſehen wieder zu verſchaffen, das ihnen durch die Umwälzung des europäiſchen Staatenſyſtems und den Verfall des Papſtthums entzogen wurde. Gleichwohl erinnern ſich die ehemaligen Unterthanen deutſcher Biſchöfe noch mit Dank ihrer ſanften Regierung, und das Sprichwort: „un-

ter dem Krummſtab iſt gut wohnen," beweiſ't, daß die biſchöfliche Gewalt dem Aufkommen des bürgerlichen Wohlſtandes und der Zufriedenheit der Gehorchenden nicht hinderlich war. E.

Biſchöfliche Kirche, ſ. Anglicaniſche Kirche.

Biſchofsmütze iſt eine hohe, zweiblätterige, oben ſpitzige und mit Edelſteinen beſetzte Mütze, welche die Biſchöfe bei Amtsverrichtungen tragen. — Biſchofsſtab (auch Krummſtab genannt), ein hoher, oben gekrümmter Stab, den die Biſchöfe als Ehrenzeichen ihrer Würde bei Amtsverrichtungen neben ſich tragen laſſen und im Wappen führen. Urſprünglich war es ein Hirtenſtab, den die Biſchöfe zu führen anfingen, da ſie ſich als Hirten der Gläubigen betrachteten. Durch Überreichung dieſes Stabes geſchah auch die Belehnung oder Inveſtitur eines Biſchofs.

Biſchofswerder (Johann Rudolph von), preußiſcher General und Miniſter, war in Sachſen geboren, ſtudirte ſeit 1756 in Halle, trat 1760 in preußiſche Dienſte, war 1779 Major und galt unter Friedrich Wilhelm II. länger als elf Jahre alles am Hofe zu Berlin. Die Neigung, die er Friedrich Wilhelm, als er noch Kronprinz ohne Macht und Einfluß war, bewieſen hatte, erwarb ihm eine ſo lange Gunſt, die keine Intrigue der Hofleute zu zerſtören vermochte. Er würde zum bevollmächtigten Miniſter des berliner Hofes beim Congreſſe zu Szyſtowe ernannt, hatte vielen Theil an den Entſcheidungen, die dort genommen wurden, und wurde vom Kaiſer mit vieler Auszeichnung behandelt. Späterhin trug er mit Lord Elgin viel dazu bei, die bekannte Zuſammenkunft in Pillnitz zur Stande zu bringen, wo ſich Friedrich Wilhelm und der Kaiſer Leopold verbanden, um den König von Frankreich wieder einzuſetzen, begleitete 1792 den König in dem Feldzuge in der Champagne, und kehrte mit ihm nach Berlin zurück. Er wurde darauf nach Frankreich als Geſandter geſchickt, verließ 1794 dieſes Land wieder, und ſtarb 1803 auf ſeinem Landgute bei Berlin. Feinheit des Geiſtes bei aller anſcheinenden Gutmüthigkeit und Plumpheit kann ihm nicht abgeſprochen werden, als Staatsmann hatte er jedoch beſchränkte Anſichten. Er bewies in ſeinem Leben übrigens eine ſtete Rechtſchaffenheit und war frei von Rachſucht. Biſchofswerder gehörte zu dem Illuminatenorden, glaubte ſich in dem Beſitze eines Univerſalmittels, das er allen ſeinen Freunden empfahl, das aber doch nicht vermögend war, ihm ein langes Leben zu erhalten.

Biſter, Nußſchwarz, eine Farbe aus dem gekochten Ofenruß und Gummi, welche die Mahler zum Tuſchen gebrauchen.

Biſturi, ein Schnitt- oder Ritzmeſſer der Wundärzte, deren es nach ihren verſchiedenen Zwecken ſehr verſchieden geſtaltete giebt.

Bitaubé (Paul Jeremie), berühmt durch ſeine franz. Überſetzung des Homers, war zu Königsberg den 24. Nov. 1732 in einer reformirten, aus Frankreich geflüchteten Familie, geboren. Frühe Liebe zu den Wiſſenſchaften beſtimmte ihn, Theologie zu ſtudiren, und häufiges Leſen der Bibel erweckte in ihm Gefühl für die einfache erhabene Poeſie. Er lernte den Homer kennen, und dieſer zog ihn zur griech. Literatur, der er ſich mit allem Eifer ergab. Ein Preuße von Geburt, hing er dennoch mit ganzer Seele an Frankreich, und ſich in Paris feſtzuſetzen, war der Zweck aller ſeiner Anſtrengungen. Mit Grund hielt er für das beſte Mittel, wieder in ſeinem Vaterlande aufgenommen zu werden, wenn er ſich der großen Familie der Gelehrten jenes Landes beigeſellte, und dies veranlaßte ihn, den Homer

zu überſetzen. Durch dieſes Werk und die Gunſt d'Alemberts, die er ſich auf ſeiner erſten Reiſe nach Paris erworben hatte, der ihn ſehr nachdrücklich Friedrich II. empfahl, wurde er zum Mitgliede der Akademie in Berlin aufgenommen, und verſchaffte ſich die Erlaubniß zu einer zweiten Reiſe nach Frankreich, wo er ſich ſo lange aufhalten durfte, als er nöthig hatte, ſeine Überſetzung zu verbeſſern. Außerdem hat er ein Gedicht unter dem Titel Joſeph geſchrieben, und Göthe's Herrmann und Dorothea überſetzt. Während der Revolution wurde Bitaubé nebſt ſeiner trefflichen Gattin ins Gefängniß geworfen, ſie erhielten aber bald ihre Freiheit wieder. Napoleon ernannte ihn zum Mitgliede der Ehrenlegion und belohnte ihn für ſeine gelehrten Verdienſte. Der Tod ſeiner Gattin ſchmerzte ihn tief und hatte am 22. Nov. 1808 auch den ſeinigen zur Folge.

Bithynien, ein aſiatiſches Land, welches längs des Parthenius (Gerzdaſu), längs des Pontus Euxinus, des Bosporus Thracikus und Propontis bis an den Rhyndakus (Lupati) reichte und ſüdlich an Phrygien grenzte. Früher hieß dieſe Provinz Bebrycia, von den hier wohnenden Bebrycern. — Lange vor Kröſus war Bithynien ein freier Staat unter der Herrſchaft eigner Regenten. Erſt nachdem Pruſias I. gegen Kröſus das Leben verloren hatte, kam er in die Gewalt der Lydier 560, der Perſer 555 und Alexanders 320 v. Chr. Der Wiederherſteller des bithyniſchen Throns war Bias oder Bas, ein einheimiſcher Fürſt, bei deſſen ſpäterm Nachfolger Pruſias II. Hannibal ſein Grab fand, nachdem er den Antiochus verlaſſen hatte. Nicomedes, der letzte König dieſes Stammes, vermachte ſein Reich den Römern, worauf es 4 Jahre vor Chr. eine römiſche Provinz ward und lange blieb. Im 11. Jahrhundert ward Bithynien von den Seldſchucken erobert, deren ungeheures Reich jedoch nicht beſtehen konnte. Die Ottomanen eroberten Bithynien und gründeten daſelbſt 1298 ein neues Reich, wo 1327 Pruſa als Hauptſtadt glänzte.

Bivouac und Bivouaquiren (Biwacht und Biwachten) bezeichnet das Liegen der Soldaten im Gewehr unter freiem Himmel, ohne Zelte, im Gegenſatz von Campiren und Cantonniren. Da man in den jetzigen Kriegen zur Verminderung der Bagage die Zelte bei den Armeen abgeſchafft hat, ſo ſind große Truppenmaſſen jedesmal genöthigt zu bivouaquiren, auch wenn ſie nicht gerade in der Nähe des Feindes ſtehen. Alles, was dabei der Soldat zu einigem Schutz gegen die Witterung thun kann, iſt, daß er ſich offne Stroh- oder Laubhütten erbaut. Das Bivouaquiren iſt unläugbar die verderblichſte Verpflegungsart einer Armee, da ſie nicht nur dem Lande, ſondern auch der Geſundheit der Soldaten höchſt nachtheilig iſt. Nur die Rückſicht auf die damit verbundenen höhern Vortheile kann ſie rechtfertigen.

Bizarr, Bizarrerie, nennt man jene Art des ungereimt Seltſamen, welche, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, die allgemeine Regel aus Willkür verläßt und eine affectirte Eigenthümlichkeit an die Stelle jener ſetzt. Der Bizarre iſt ein Wahnwitziger mit Freiheit, und die Eigenthümlichkeit, welche bei dem wirklichen Humoriſten und dem Launenhaften Natur iſt, iſt bei ihm nur angenommene, mithin affectirte Natur. Hier wollen wir nur das Allgemeine des Bizarren in Beziehung auf das Äſthetiſche bemerken. Im Äſthetiſchen wird hier die Regel, welche man verläßt, um den Schein des Außerordentlichen zu erhalten, zur Regel des Geſchmacks ſelbſt, mithin zur Regel der Urtheilskraft in Beziehung auf das Schö-

ne, ſo daß da, wo das Urtheil hätte walten ſollen, eine ungezügelte, der Cultur und Disciplin ermangelnde, Phantaſie eintritt. „Bizarrerie," ſagt Millin in ſeinem Dict. des beaux arts, „bezeichnet einen Geſchmack, der den angenommenen Principien zuwider iſt, ein Verfahren, welches das Außerordentliche affectirt, und deſſen einziges Verdienſt in eben der Neuheit beſteht, wodurch es fehlerhaft iſt. Der bizarre Geſchmack unterſcheidet ſich von dem eigenſinnigen (capricieux) darin, daß dieſer aus bekannten Formen willkürlich zuſammenwählt, und durch unüberlegte Wahl die Principien der Kunſt entſtellt; der bizarre Geſchmack ſchimpft auf dieſe Principien und ſucht durch einen Gebrauch außerordentlicher Formen alle dergleichen umzuſtoßen. Der eigenſinnige Geſchmack, der ſich, im Ganzen genommen, nur auf bloße Einzelheiten bezieht, gleicht einem Kinderſpiele, das jedoch oft von gefährlichen Folgen ſein kann; der bizarre Geſchmack hingegen gebiert ein Syſtem, welches die von der Natur vorgeſchriebenen Formen zerſtört und die Grundformen der Kunſt angreift. Der eigenſinnige Geſchmack ſtellte einige von den Geſetzen auf, welche Gebrauch und Ehrfurcht für das Alterthum in den Verzierungen geheiligt haben; die größten Männer, die ſchönſten Jahrhunderte der Kunſt, die Kunſt ſelbſt haben die Macht deſſelben gefühlt. Der bizarre Geſchmack findet ſich weder in der Antike, noch bei den großen Meiſtern der Neuern; der eigenſinnige Geſchmack hat ſich bisweilen ohne den bizarren, dieſer hingegen ſich nie ohne den eigenſinnigen gezeigt. Gemeiniglich entſteht, wie die Erfahrung beſtätigt, der bizarre Geſchmack aus Überdruß des Beſſern, öfters jedoch, ſowohl bei Nationen wie bei Individuen, aus dem Überfluſſe ſelbſt. Eine andere Urſache der Bizarrerie in der Kunſt iſt eine unmäßige Neuheitsſucht, welche ein auszeichnender Charakter der neuern Zeit iſt." Überall aber, wo ſich Bizarrerie zeigte, war ſie ein Zeichen des ſinkenden Geſchmacks.

Blacas d'Aulps (Graf), ſtammt aus einer der berühmteſten Familien in der Provence und wurde 1770 geboren. Als Capitän bei einem Cavallerieregimente wanderte er aus, diente mit Auszeichnung bei dem Heer der Prinzen und begab ſich alsdann zum König nach Verona, deſſen Vertrauen er vollkommen gewann. Er beſorgte die Angelegenheiten ſeines Herrn als Geſandter zu Petersburg, von wo er mit dem König 1800 ſich nach England begab, und dort nach der Abreiſe des Herrn von Avaray deſſen erſter Miniſter wurde. 1814 kam er im Gefolge des Königs nach Paris zurück, wurde zum Hausminiſter und Staatsſecretär ernannt, handelte mit Feſtigkeit und zarter Schonung, ohne es beſtimmt mit einer der politiſchen Parteien zu halten, und machte ſich dadurch alle und ſelbſt die Prinzen zu Feinden. Trotz ſeiner Liebe, mußte der König der allſeitigen Beſtürmung nachgeben, um die Ruhe zu erhalten, und ihn noch vor ſeiner Rückkehr von Gent nach Paris vom Miniſterium entfernen. Blacas wurde als Geſandter nach Neapel geſchickt, wohin er über London durch Deutſchland und die Schweiz reiſ'te und dort die Verheirathung der Prinzeſſin Marie Caroline mit dem Herzog von Berry unterhandelte. Nach glücklicher Vollendung dieſes Geſchäfts mußte er im April 1816, mit neuen höchſt wichtigen Aufträgen verſehen, den Herrn von Preſſigny in ſeinem Geſandtſchaftspoſten zu Rom ablöſen, wo er im Sommer 1817 das Concordat zwiſchen Frankreich und dem heiligen Stuhle zu Stande brachte, welches aber nicht ratificirt wurde. Im Jahre 1820 kehrte er nach Paris zurück, wo er eine der erſten Hofſtellen bekleidet.

Black (Joſeph), ein berühmter Chemiker, geboren 1723 zu Bordeaux von ſchottiſchen Ältern, kam ſehr jung nach Schottland und trat in die Univerſität Glasgow, um Medicin zu ſtudiren. Der Doctor Cullen, ſein Lehrer, gewann ihn lieb und flößte ihm Neigung für die chemiſchen Studien ein. Im J. 1754 ward er zu Edinburg Doctor der Medicin und ſprach bei dieſer Gelegenheit de humore acido a cibis orto et magnesia alba. Einige Zeit nachher gab er neue Bemerkungen über dieſen Gegenſtand in einem Memoire im 2. Bande der philoſophiſchen und litterariſchen Schriften der edinburger Geſellſchaft 1756 unter dem Titel: Erfahrungen über die weiße Magneſia, den gelöſchten Kalk und einige andere alkaliſche Subſtanzen, heraus. Er zeigt darin aufs deutlichſte und ſinnreichſte das Daſein einer luftförmigen Flüſſigkeit, welche er fixe Luft nennt, deren Gegenwart die Ätzkraft der Alkalien und Kalkerden mildert; man kann dieſe Entdeckung als die Mutter aller derjenigen betrachten, welche die Namen Cavendiſh, Prieſtley, Lavoiſier u. ſ. w. unſterblich gemacht und der Chemie eine neue Geſtalt gegeben haben. Im J. 1757 bereicherte Black die Wiſſenſchaft mit ſeiner ſchönen Lehre von der verborgenen Wärme, welche ſo wichtige Reſultate hervorgebracht hat. Er war 1756 an des Doctors Cullen Stelle, der nach Edinburg gegangen war, zum Profeſſor der Medicin auf der Univerſität Glasgow ernannt worden. Als 1765 Cullen auch jenen Lehrſtuhl verließ, erſetzte Black ihn auch hier, und zeigte ſich würdig, dieſem berühmten Arzte zu folgen. Nie wußte ein Lehrer ſeinen Zuhörern einen gleichen Enthuſiasmus einzuflößen; auch trug ſein Unterricht viel dazu bei, den Geſchmack für die Chemie in Großbritannien zu verallgemeinen. Er ſtarb 1799, in einem Alter von 71 Jahren. Auf Lavoiſiers Antrag hatte die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ihn zu einem der acht auswärtigen Mitglieder ernannt. Seine Sitten waren einfach, ſein Charakter kalt und zurückhaltend. Als Mediciner hatte er einen geringen Ruf, als Chemiker ſchadete er ſich durch ſeine lange Widerſetzlichkeit gegen die Einführung der neuen chemiſchen Theorien, wiewohl er zuletzt ihnen Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Zwei Abhandlungen von ihm befinden ſich in den philosophical Transactions von 1774 und 1791. Zwei ſeiner Briefe über chemiſche Gegenſtände haben Crell und Lavoiſier und ſeine chemiſchen Vorleſungen 1803 Robinſon in 2 Bänden herausgegeben.

Blackfiſch, ſ. Sepia.

Blackſtone (William), ein berühmter engliſcher Rechtsgelehrter, geboren zu London 1723, wo er ſeine erſten Studien machte. Im J. 1738 ging er auf die Univerſität nach Oxford, und zeichnete ſich hier durch Fleiß und Talente aus. Er zeigte ſelbſt Geſchmack und Anlage für die Poeſie und die ſchönen Künſte. Frühzeitig jedoch entſagte er ihnen, um ſich ganz den Rechtswiſſenſchaften zu widmen, wodurch man ſich in England die glänzendſte Laufbahn eröffnen kann. Er ſchrieb damals ſeinen Abſchied eines Rechtsgelehrten an die Muſen; ein kleines Werk, das durch ſeine Eleganz gefällt. Im J. 1746 erſchien er zuerſt vor den Schranken; allein da ihm das Talent der mündlichen Beredſamkeit fehlte, gelang es ihm nicht, ſich einen bedeutenden Ruf zu erwerben. Dies bewog ihn, nach Oxford, woſelbſt er die Doctorwürde erhalten hatte, zurückzugehen, und hier eine Stelle bei der Univerſität anzunehmen. Er war der erſte, welcher hier ſeit 1753 über die Conſtitution und Geſetzgebung Englands Vorleſungen hielt, die allgemein den verdienteſten Beifall fanden. Dieſe glückliche

Neuerung hatte ſchnell heilſame Folgen. Sie brachte einen gelehrten Juriſten, Namens Viner, auf den Gedanken, in ſeinem Teſtament eine bedeutende Summe zur Gründung eines Lehrſtuhls für das gemeine Recht auszuſetzen. Als 1758 der Stifter geſtorben war und man ſeine Abſicht ins Werk ſetzte, fiel die Wahl für dieſen neuen Lehrſtuhl einſtimmig auf Blackſtone. Seine Vorleſungen, die er eine Reihe von Jahren hindurch hielt, verſchafften ihm die Materialien des großen Werks, das ihn berühmt gemacht hat, und das er betitelte: Commentarien über die Geſetze Englands. Der Verfaſſer begnügt ſich darin nicht, die Geſetze zu ſammeln, zu ihrem Urſprung hinaufzuſteigen, und ſie klar und beſtimmt zu erklären; er dringt in die Principien der Geſetzgebung, in den Geiſt der Geſetze ein, er unterſucht ihre Wirkungen, und behandelt die Rechtswiſſenſchaft als Philoſoph; wiewohl wir geſtehen müſſen, daß gerade der philoſophiſche und politiſche Theil der Commentarien dem Verfaſſer das wenigſte Lob erworben hat. Sein anhaltender Fleiß untergrub ſeine Geſundheit und machte im J. 1780 ſeinem Leben ein Ende, nachdem er noch verſchiedene Ämter bekleidet hatte, auch 1761 ins Parlament gewählt worden war. Seine übrigen Schriften ſind von geringerer Wichtigkeit.

Blair (Hugh), einer der berühmteſten geiſtlichen Redner und Schriftſteller in der neuern Zeit. Er war ein Enkel Robert Blairs, welcher unter Carl I. die Rechte der presbyterianiſchen Kirche mit Muth und Kraft vertheidigte, geboren zu Edinburg 1718, und bereitete ſich auf der Univerſität daſelbſt zu einem geiſtlichen Amte vor. Sein Lehrer wurde auf ſeine ausgezeichneten geiſtigen Anlagen vorzüglich durch eine Abhandlung über das Schöne aufmerkſam, und belebte dadurch ſeine Neigung zur ſchönen Literatur, welche er nachher ſehr glücklich mit ſeinen theologiſchen Arbeiten verband. In ſeiner Vaterſtadt ſtieg er bis zur höchſten geiſtlichen Würde der presbyterianiſchen Kirche in Schottland (1751). Mit Erreichung dieſer Stufe ſeines praktiſchen Wirkungskreiſes, welchen er nie aus den Augen verlor, eröffnete ſich nun auch ſein literariſcher, und breitete ſich allmählig weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes aus. Denn nachdem er bisher nur (ſeit 1755) an ſeiner geſchätzten Zeitſchrift: Edinburgh-Review, einigen Antheil genommen hatte, ſing er nun an die Reſultate ſeiner Erfahrungen über rhetoriſche Compoſition öffentlich mitzutheilen, indem er zugleich ſeiner Neigung für die ſchöne Literatur Befriedigung verſchaffte. Er hielt nämlich zuerſt (im Winter 1759) öffentliche Vorleſungen über dieſen Gegenſtand. Die Regierung bemerkte den gewinnreichen Einfluß derſelben, ſtiftete im J. 1762 eine beſondere Profeſſur der Rhetorik und der ſchönen Wiſſenſchaften, und übertrug ihm dieſelbe mit ehrenvoller Anerkennung ſeiner Verdienſte. Wir kennen ſeine Theorie der Beredſamkeit aus ſeinen ſpäter erſchienenen Lectures on Rhetoric and belles lettres (Vol. II. 1783, 4. Deutſch von K. G. Schreiter, Liegnitz, 3 Thle. 1788, 8.). Ein großes Verdienſt hat er ſich um die Poeſie dadurch erworben, daß er nebſt ſeinem Landsmann Home die verdienſtvollen Bemühungen Macphersons um die Sammlung und Herausgabe der Oſſianiſchen Geſänge nicht nur thätig unterſtützte, ſondern auch letztere in einer muſterhaften Abhandlung (deutſch, im 3. Bande der Überſetzung des Oſſian von Denis) zuerſt würdigte. Vor allen aber iſt Blair berühmt geworden durch ſeine praktiſchen Arbeiten, d. i. durch ſeine Predigten, welche als Muſter der engliſchen Kanzelberedſamkeit angeſehen werden. Sehr ſorgfältig und gewiſſenhaft in der Ausarbeitung derſelben gab

er dennoch nur das Auserleſenſte im Druck heraus. Sie ſind nicht auf glänzende oratoriſche Epiſoden, ſondern auf ſanfte Überzeugung berechnet, welche durch Anregung des Verſtandes mittelſt eines gründlichen, leichten und wohlgeordneten Vortrags bewirkt wird, und tragen, nach Art der engliſchen Predigten, mehr den didaktiſchen Ton moraliſcher Abhandlungen. Auch wählte er zum Drucke diejenigen aus, welche für die gebildeten Leſer geeignet ſind. Erſt in ſeinem 60. Jahre (1777) gab er den erſten Theil ſeiner Predigten heraus, welcher ſo ausgezeichnete Aufnahme fand, daß ſchon im folgenden Jahre die zehnte Auflage erſchien, welcher der Verfaſſer in einigen Zwiſchenräumen noch eine andere oftmals aufgelegte Sammlung folgen ließ. Die beſte deutſche Überſetzung dieſer Predigten iſt von Sack und Schleiermacher. — Seine Predigten mußten aber bei ſeinen Zuhörern um ſo mehr wirken, da Blair durch eigenes Beiſpiel ſeinen Lehren Kraft und Anwendung gab, und dadurch das Bild eines vollkommenen Religionslehrers, ſo weit es unter Menſchen möglich iſt, in ſeinem thätigen und verdienſtvollen Leben darſtellte. In öffentlichen Amtsgeſchäften wirkte er mit beſcheidner Mäßigung für die Freiheit und das Wohl ſeiner Kirche, eben ſo verehrungswerth war er in ſeinem übrigen Leben, überall zu Rath und Hülfe bereit, ein ſanfter Vater, ein zärtlicher Freund und Gatte, und durch ſeine Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths, wie durch Mäßigkeit und Ordnung ſeiner Lebensweiſe eines ausgezeichneten Grades menſchlicher Glückſeligkeit bis in ſein hohes Alter empfänglich. Er ſtarb im J. 1800.

Blake (Robert), ein berühmter engliſcher Seeheld, wurde 1599 zu Bridgewater, in der Grafſchaft Sommerſet, geboren, und hat viel dazu beigetragen, daß die engliſche Seemacht auf den hohen Punct geſtiegen iſt, auf dem ſie ſteht. Er ſchwächte die Macht der Holländer und Spanier, und nahm letztern eine reichbeladene oſtindiſche Flotte weg. Cromwell ſchätzte ihn ſehr, da er aber ſeine Anhänglichkeit an die republikaniſche Verfaſſung kannte, ergriff er die Gelegenheit, Blake 1657 zu entfernen, um in dem mittelländiſchen Meere die Ehre der brittiſchen Flagge aufrecht zu erhalten. Blake erfüllte dieſen Auftrag vollkommen. Schon ſein Name reichte hin, den Raubſtaaten und den andern benachbarten Ländern Furcht und Achtung einzuflößen. Die zunehmende Schwäche ſeiner Geſundheit nöthigte ihn zu dem Entſchluſſe in ſein Vaterland zurückzukehren. Doch noch ehe er daſſelbe betreten konnte, ſtarb er am 17. Auguſt 1657 in dem Augenblicke, da ſeine Flotte in den Hafen von Plymouth einlief. Cromwell ehrte ſein Andenken durch ein prächtiges Leichenbegängniß und ließ ihn in der Weſtminſterabtei beiſetzen. Sein Charakter war finſter und ſtreng, und in jeder Lage blieb er ruhig und kalt.

Blanchard (François). Dieſer berühmte Luftſchiffer, einer der erſten, welche das große Wagſtück unternahmen, ſich dem unſichern Elemente der Luft anzuvertrauen, war zu Andelys (in dem jetzigen Departement Eure) 1738 geboren. Schon ſehr jung in allerhand mechaniſchen Künſten geübt, zu denen er von Natur viele Talente hatte, trug er ſich immer mit dem Gedanken, eine Maſchine zum Fliegen zu erfinden. In ſeinem 16. Jahre erfand er einen mechaniſchen Wagen, mit dem er eine Strecke von 7 Stunden fuhr, und dieſe Erfindung, die er im J. 1778 noch vervollkommnete, empfahl ihn am Hofe zu Verſailles. Gleiche Geſchicklichkeit zeigte er im 19. Jahre bei einer ſehr künſtlichen Waſſermaſchine; aber immer verfolgte er ſeine Lieblingsidee — die Kunſt zu fliegen; und ſo erfand er ein fliegendes

Schiff, welches durch ein Gegengewicht von 6 Pfund ſich 20 Fuß über die Erde erhob. Willkommen waren ihm die zu gleicher Zeit gemachten Entdeckungen der Montgolfiers, beſonders aber des Prof. Charles und Roberts zu Paris. Er kam dem durch ſeinen unglücklichen Verſuch bekannt gewordenen Pilatrede Rozier zuvor, und ſchiffte, nachdem er ſchon die erſte Luftreiſe den 4. März 1784 angeſtellt hatte, 1785 mit dem D. Geffries über den Canal von Dover nach Calais, wofür er vom Könige von Frankreich durch ein Geſchenk von 12,000 Livres und eine Rente von 1200 Livres belohnt wurde. In der Folge traf ihn, nachdem er ſchon viele Luftreiſen auch in fremden Ländern angeſtellt hatte, (1793) das Unglück, auf die Feſtung Kufſtein in Tyrol geſetzt zu werden, weil man ihm Schuld gab, revolutionäre Grundſätze ausgeſtreut zu haben. Doch kam er nachher wieder los, und machte im Auguſt 1796 zu New-York ſchon ſeine 46. Luftreiſe. Im J. 1798 ſtieg er zu Rouen mit 16 Perſonen in einem großen Luftſchiffe in die Höhe, und ließ ſich 6 Stunden davon erſt nieder. Mit dem berühmten Aſtronomen Lalande machte er auch in demſelben Jahre zu Paris eine Luftreiſe. Außerdem iſt er faſt in allen Hauptſtädten Europa's aufgeſtiegen, und man zählte im J. 1807 ſchon über 66 glücklich vollbrachte Luftreiſen. Im J. 1777 erfand er den Fallſchirm. Er ſtarb am 7. März 1809. — Madame Blanchard hat mit Erfolg dieſe Luftreiſen fortgeſetzt. Am 22. Dec. 1811 ſtieg ſie in Rom auf und nachdem ſie 60 Miglien zurückgelegt hatte, erhob ſie ſich aufs neue, um ſich nach Neapel zu begeben. Bei ihrer 67. Luftfahrt aber, im Tivoligarten zu Paris (den 6. Juli 1819) gerieth ihr mit einem Feuerwerke verſehener Luftball in Brand, und ſie ward todt von der Straße aufgehoben. Sie war 45 Jahr alt.

Blanco. In Blanco laſſen, heißt bei den Kaufleuten weiß oder unausgefüllt laſſen, z. B. bei Wechſeln und Vollmachten die Stelle, wohin die Summe kommen ſoll, damit ſie von dem Beſitzer mit der erfoderlichen Summe ausgefüllt werden kann. Einen Wechſel in blanco indoſſiren, heißt, auf der Rückſeite blos ſeinen Namen hinſchreiben und Platz darüber frei laſſen, wohin der Name desjenigen, an den der Wechſel gegeben wird, eingeſchrieben werden kann. Bei Wechſelgeſchäften in blanco ſtehen, heißt, Tratten des Andern acceptiren, ohne dafür Deckung zu haben, auch Vorſchuß leiſten, ohne gedeckt dafür zu ſein.

Blangini (Giuſeppe Marco Maria Felice), geboren zu Turin den 8. Nov. 1781, hat ſeine Studien unter dem Abt Ottani, Capellmeiſter bei der dortigen Domkirche, gemacht. Von ſeinem 12. oder 13. Jahre an begleitete er den Chor dieſer Kirche auf der Orgel, in welcher Kunſt er ausgezeichnet iſt. In einem Alter von 14 Jahren ließ er eine Meſſe mit vollſtändigem Orcheſter aufführen. Als er im J. 1799 nach Paris kam, gab er mit dem beſten Erfolg Unterricht im Geſang und beſchäftigte ſich mit dem Componiren. Ihm wurde aufgetragen, die falſche Dame, eine von Della Maria unvollendet gelaſſene Oper, zu beendigen, und bald darauf trat er mit Zelie und Terville, Naphthali und mehrern andern Opern auf. Dieſe ſowohl als verſchiedene andere Compoſitionen von ihm wurden mit vielem Beifall aufgenommen. Seine Concerte, in denen er ſeinen Geſang mit vielem Geſchmack und Ausdruck ſelbſt begleitete, waren der Sammelplatz aller Kenner und Liebhaber der Muſik. Als er 1805 nach München berufen wurde, ließ er daſelbſt eine Oper aufführen,

in deren Folge ihn der König von Baiern zu ſeinem Capellmeiſter ernannte. Im J. 1806 machte ihn die Prinzeſſin Borgheſe zu ihrem Muſik- und Concertmeiſter, und 1809 berief ihn nach Reicharts Abgang der König von Weſtphalen mit denſelben Titeln nach Caſſel. Nach der Vertreibung des weſtphäliſchen Hofs lebte er einige Zeit wieder in München, ließ dort ſeinen Trajan in Dacien aufführen, ging aber nach einiger Zeit nach Paris, wo er noch lebt. Außer vielen komiſchen und heroiſchen Opern beſitzen wir von Blangini auch eine Sammlung von artigen Romanzen, Notturno's und italieniſchen Arien.

Blankenburg (Chr. Friedr. von), wurde am 24. Jan. 1744 bei Colberg geboren. Er war ein Verwandter des als Held und Dichter berühmten *Kleiſt*, widmete ſich dem Kriegsdienſte und wurde ſchon im 17. Jahre aus der königl. Militärſchule zu Berlin als Cornet zu Friedrichs Heere geſchickt, bei dem er 21 Jahre lang diente, und als Adjutant des von Krokowſchen Dragonerregiments im 7jährigen Kriege verſchiedenen blutigen Schlachten beiwohnte. Seine zerrüttete Geſundheit zwang ihn, 1777 ſeinen Abſchied zu fodern. Er erhielt ihn mit dem Charakter als Hauptmann, und fixirte ſich nun in Leipzig, wo er vorzüglich mit *Weiße* in der engſten Verbindung ſtand. Er ſtarb den 4 Mai 1796, von allen, die ihn kannten, geſchätzt und geliebt. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten ſein *Verſuch über den Roman*, das beſte und obwohl veraltete, doch bis jetzt einzige Werk über die Theorie dieſer Dichtungsart, in der deutſchen Literatur, und die *Zuſätze zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte*.

Blasinſtrumente, ſ. *Inſtrumentalmuſik*.

Blaſon, Blaſoniren, ſ. *Heraldik*.

Blatt. Die Blätter der Gewächſe ſind ſehr wichtige Theile derſelben. Man verſteht darunter die faſerichten, zellichten Fortſätze, welche gewöhnlich in einer häutigen Fläche ausgedehnt und von Farbe grün ſind. Die Anatomie der Blätter beweiſ't, daß ſie im Kleinen eben dieſelben Bedeckungen und Gefäße enthalten, welche man im Großen am Stamme und an den Zweigen wahrnimmt. — Schon aus dem künſtlichen Baue der Blätter läßt ſich auf wichtige Abſichten ſchließen, die durch ſie erreicht werden ſollen, und durch nähere Zergliederung und Beobachtung ergiebt ſich ihre wichtige Beſtimmung wirklich. Das Äußere der Blätter erfodert eine eigene Betrachtung. Man theilt die Pflanzenblätter in *einfache* und *zuſammengeſetzte*. Von beiden Arten ſind die *Lage* oder der Standort, den ſie an den Zweigen haben, ihre *Geſtalt*, ihre äußere Fläche und der Umriß betrachtungswerthe Gegenſtände. — Ein einfaches Blatt wird das genannt, deſſen Stiel ſich ohne alle Vertheilung an das Blatt anſetzt, und nur in demſelben ſich in Zweige verbreitet. Ein zuſammengeſetztes Blatt iſt das, deſſen Stiel ſich in mehrere oder wenigere, größere oder kleinere Zweige vertheilt, ehe er noch in das Blat eintritt. Hier ruhen demnach mehrere kleinere Blätter auf Einem Stiele, ſie heißen *Blättchen* und das Ganze, welches alle dieſe Blätchen bilden, ein zuſammengeſetztes Blatt. Beiſpiele von einfachen Blättern giebt die Primel, die Aurikel, der Tabak, der Birn-, Äpfel-, Pflaumen- und Kirſchbaum und viele andere. Zuſammengeſetzte Blätter haben die Roſe, die Kartoffeln, die Eſche, Acacie, Schoten, Wicken ꝛc. Der Blattſtiel vertheilt ſich in dem Blatte ſelbſt in Zweige; von dieſen Zweigen heißt der mittelſte und ſtärkſte die Ribbe; oft ſind deren mehrere von gleicher Stärke. Die übrigen Äſte und Zweige, die der

Stiel im Blatte ſelbſt bildet, heißen Nerven oder Adern, und man nennt ein Blatt insbeſondere nervicht, wenn ſeine Zweige und Äſte ganz gerade fortlaufen und ſtark hervorſtehen. Dieſe Betrachtung der Blätter nach ihrer ſo äußerſt mannichfaltigen Bildung iſt ſehr wichtig. Die Gattungsmerkmahle der Pflanzen ſind faſt immer von der Bildung der Blätter hergenommen. Die Theile eines Pflanzenſtiels ſind: das Oberhäutchen, mannichfaltige Gefäße und ein ſchwammiges Gewebe. Alle dieſe Theile findet man auch im Blatte wieder. Die Blätter ſind für das Wachsthum der Pflanzen von großer Wichtigkeit, denn das Abpflücken oder Zerſtören der Blätter führt immer nachtheilige Folgen für ihr Wachsthum mit ſich. Die Reifung der Früchte wird beſchleunigt, wenn man die Pflanze entlaubt; aber die Früchte welken, wenn man das Entlauben vornimmt, bevor ſie noch ihre gehörige Größe erlangt haben. Es wird nämlich die Bewegung des Saftes in dem ganzen Gewächſe durch die Blätter befördert, hingegen durch den Mangel derſelben gehemmt. Nach angeſtellten Erfahrungen ſind die Blätter die vornehmſten Ausdünſtungswerkzeuge; findet nun eine Menge Saft durch ſie ſeinen Ausgang, ſo iſt es nothwendig, daß ein Hinſtrömen deſſelben aus allen Theilen der Pflanze nach ihren Blättern erfolgen muß. Die Blätter ziehen auch, und zwar vornehmlich mit der untern Seite, eine Menge in der Luft befindlicher Feuchtigkeiten ein, die ſie durch andere Gefäße der Pflanze als Nahrungsſaft zuführen. Die Farbe der Pflanzenblätter iſt mit wenig Ausnahmen grün in verſchiedenen Abſtufungen. Die Natur ſcheint hierbei Rückſicht auf das Bedürfniß des thieriſchen, wenigſtens des menſchlichen Auges, genommen zu haben. Wie wohlthätig das Grün unſerm Auge iſt, beweiſ't der grüne Teppich, der im Frühlinge den Erdboden bekleidet, und der Anblick eines friſchen, grünen Waldes; ſogar die Beleuchtung des Grüns durch die Sonnenſtrahlen ſchadet unſerm Auge nicht. Das Abfallen der Blätter iſt die Aufhebung der Vereinigung, welche zwiſchen ihnen und den Zweigen durch die Gefäße und Faſern bewirkt wird. Die Blätter dünſten ſtark aus; liefern ihnen nun im Herbſte die Wurzeln nicht mehr Säfte genug, ſo müſſen ſie vertrocknen, zu wachſen aufhören und endlich abfallen. Das Laub der Bäume und Gewächſe gewährt Menſchen und Thieren im Sommer erquickenden Schatten. Friſch abgebrochen dient es zum Viehfutter, und eine Menge größerer und kleinerer Geſchöpfe nähren ſich davon; ſo braucht man es auch zur Streu, ja den Bäumen ſelbſt iſt das abgefallene Laub nützlich, indem es ihre Wurzeln bedeckt und ſie dadurch vor dem Froſte ſchützt. Wenn die Blätter keine platte, breite, ſondern eine runde, ganz ſpitzige nadelförmige Geſtalt haben, ſo werden ſie Nadeln oder Tangeln genannt. In der Botanik heißt bei den gefingerten Blättern jedes einfache Blatt folium (Blättchen); das Blatt eines doppelt gefiederten Blattes pinna, jedes einfach gefiederte Blatt eines doppelt gefiederten, und das Blättchen eines gefiederten Blattes pinnula.

Blattern, Kinderblattern (auch wilde Blattern im Gegenſatze zu den geimpften), eine fieberhafte Ausſchlagskrankheit, welche in ihren Eiterpuſteln einen anſteckenden Stoff erzeugt, mittelſt deſſen ſie auch bei andern Menſchen, welche ſie noch nicht ausgeſtanden haben, wieder entſtehen kann. Nach der Anſteckung vergehen ungefähr ſieben Tage, ehe das Gift wirkt und die Krankheit hervorbringt. Es entſteht dann fieberhafte Bewegung im Körper, welche in der Regel drei Tage dauert; am dritten Tage erſcheinen rothe Flecke, zuerſt im Geſichte, alsdann über die Bruſt, die Hände und den ganzen übrigen Körper, bald in unzähliger Menge verbreitet, bald in geringerer Zahl

Dieſer Ausbruch dauert gleichfalls drei Tage lang. Aus den Flecken erheben ſich Puſteln, welche ſich entzünden und in Eiterung übergehen. Das Fieber geht dabei ununterbrochen fort. Nach der Eiterung fangen die Puſteln an abzutrocknen und in Grinder oder Schorfe ſich zu verwandeln, was gewöhnlich am ſiebenten Tage anhebt. Bei uns entſteht dieſe Krankheit nie von ſelbſt, ſondern blos durch Anſteckung. Das Blatterngift ſteckt jedoch in der Regel nur einmal an; wer die Blattern gehabt hat, bekommt ſie nicht wieder; es ſteckt auch nicht jederzeit an, ſondern es ſcheint, daß der Menſch eine gewiſſe Dispoſition dazu haben muß, denn es giebt Beiſpiele genug, daß Menſchen, bei mehreren Blatterepidemien verſchont geblieben, erſt in ſpätern Jahren angeſteckt worden, ja daß manche zeitlebens davon frei geblieben ſind. Auch gehört das Gift nicht zu den in der Luft auflöslichen, ſondern zu den ſogenannten fixen Contagien, welche nur durch Berührung der Oberfläche des menſchlichen Körpers, oder durch Einathmen der nächſten Atmoſphäre eines Blatterkranken anſtecken. Der Urſprung der Kinderblattern iſt nicht ganz klar. Nach einigen arabiſchen Schriftſtellern kamen ſie, ſo wie die Maſern, zuerſt aus Äthiopien gegen das Jahr 572 nach Chriſti Geburt nach Arabien. In der erſten Hälfte des ſiebenten Jahrhunderts kamen ſie nach Ägypten. Von da brachten ſie die im Orient geführten Kriege, vornehmlich die Kreuzzüge im dreizehnten Jahrhundert nach Europa, zunächſt nach Spanien und Frankreich, dann aber auch in die übrigen Länder. Als Maximilian I. einen Zug in die Niederlande that, nach deſſen Beendigung die Lanzenknechte oder Soldaten ihren Weg durch franzöſiſche Provinzen wieder nach Deutſchland nahmen, wurden durch ſie die Blattern im Jahre 1495 aus Frankreich zuerſt nach Deutſchland gebracht. Aus Europa verpflanzten ſie ſich nach Amerika und Afrika, ſelbſt nach Grönland verbreiteten ſie ſich (im J. 1733) von Dänemark aus. Jedesmal, wenn ſie zuerſt in ein Land kommen, ſind ſie viel mörderiſcher und richten größere Verheerungen unter den Menſchen an, als wenn ſie eine Zeit lang ſchon geherrſcht haben, da ſie alsdann milder werden. Doch behauptet noch Roſenſtein, daß ſie mehr Menſchen das Leben raubten, als die Peſt ſelbſt. Auf die oben berührten Erfahrungen geſtützt, daß dieſe Krankheit bei uns nur durch Anſteckung fortgepflanzt wird, folglich, wenn dieſe nur immer vermieden wird, auch die Krankheit niemand weiter befallen kann, baute man die Hoffnung einer Möglichkeit zur einſtigen Verbannung dieſer Blatterpeſt, zu welcher man durch ſtrenge Abſonderung der Blatterkranken und durch Errichtung von Blatterhäuſern zu gelangen hoffte. Indeſſen waren die ſich dagegen ſtellenden Schwierigkeiten und Hinderniſſe zu groß, und vielleicht nach den jetzigen Verhältniſſen der Völker und bei der allgemeinen Verbreitung dieſer Krankheit unter allen Nationen und in allen Himmelsſtrichen unüberſteigbar. Man verſuchte daher das Übel, dem man nicht entgehen konnte, einſtweilen zu mindern. Da man wußte, daß diejenigen, welche einmal die Blattern gehabt hatten, in der Regel nicht wieder angeſteckt würden; ſo veranlaßte man die Anſteckung willkürlich, nämlich durch die Impfung oder Inoculation des Blattergifts, wodurch man den Vortheil hatte, daß wenigſtens die Krankheit etwas gemildert, die Gefahr verringert wurde, und daß man günſtige Zeit und Umſtände zur Erweckung dieſer Krankheit auswählen konnte. In der Türkei war die Inoculation der Blattern ſchon lange im Gebrauch, vorzüglich bei dem weiblichen Geſchlechte, um die Schönheit der Mädchen zu ſichern. Die geiſtreiche Lady Montague brachte die In-

oculation zuerſt nach Europa. Schon in Conſtantinopel, wohin ſie ihren Gemahl begleitet hatte, ließ ſie ihrem damals ſechsjährigen Sohn die Blattern einimpfen, und nach ihrer Zurückkunft nach England (1722) auch ihrer Tochter. Von da an wurde die Einimpfung der Kinderblattern zuerſt in England, jedoch nicht ohne Widerſpruch vieler Ärzte, und von dort aus auch in andern Ländern gebräuchlich, doch nie allgemein, theils weil allenthalben noch viel Vorurtheil dagegen herrſchte, theils, weil die Krankheit, wenn gleich gelinder, doch nicht ganz gefahrlos war, und Kinder ſelbſt an den geimpften Blattern ſtarben. In neuerer Zeit hat nun die viel wohlthätigere und ſicherere Impfung der Kuhpocken jene ganz verdrängt. II.

Blaufarbenwerke ſind ein Zweig der Hüttenkünde, und in denſelben werden die Kobalterze zuerſt durch Pochen und Waſchen von Bergarten befreit, und der Schlich in Flammiröfen geröſtet. Das Kobalterz, z. B. Glanzkobalt, iſt eine Verbindung von 0,4 Kobalt mit 0,6 Arſenik, in welche jedoch auch andere Metalle, vorzüglich Eiſen und Nickel, mit eingehen. Durch die oben erwähnte Bearbeitung der Kobalterze verfliegt gröſtentheils der Arſenik, den man in Giftfängen auffängt, und der dadurch porös werdende Kobalt oxydirt ſich um ſo leichter. Je mehr er nun Sauerſtoff an ſich zieht, deſto größer wird ſeine tingirende Kraft; jedoch darf er nicht zu ſtark geglüht werden, weil er ſonſt anfängt zuſammenzuſchmelzen, wodurch er ſich wieder desoxydirt, welches man das Todtbrennen nennt. Allein ein Theil Arſenik bleibt immer im Kobalt als Säure zurück, die nachher im Schmelzfeuer denſelben auflöſen hilft. Das graue geröſtete Kobaltoxyd wird theils roh mit Kiespulver naß vermiſcht, und ſo zum Behufe der blauen Töpferglaſur unter dem Namen Zaffer, Zaffera, Zafflor, fälſchlich Saflor genannt, verkauft, theils zu Smalte und Eſchel verarbeitet. In dieſem Falle verſetzt man den gedachten Kobaltoxyd mit reiner Glasfritte, und ſchmelzt das Blauglas in gewöhnlichen Glasöfen. Sobald es dünn und klar fließt, wird er in kaltes Waſſer ausgegoſſen, darauf klein gepocht, und auf den Blaufarbenmühlen zwiſchen zwei kieſelartigen Mühlſteinen naß feingemahlen, zuletzt aber mit Waſſer gewaſchen und durch verſchiedene Fäſſer geſchlämmt. Die metallhaltigſten Glastheile fallen in den erſten Fäſſern nieder, und geben die höchſte Farbe; die bläſſeſten aber, welche den Eſchel bilden, fallen zuletzt nieder. Man läßt die Smalte eine Zeit lang in den Fäſſern liegen, wobei ſie zuſammenbackt, ſich mehr oxydirt und höher färbt. Dieſes Pulver wird ſodann ferner in den bequem eingerichteten Schlämmanſtalten, ſo rein als möglich iſt, geſchlämmt und auf Reibebreter geſchüttet. Hier werden die größern Körner nun zerpocht, und das übrige mit Reibehölzern fein zerrieben, auf dem Reibeherde in Haufen geſchüttet und alsdann auf die Farbenbreter gebracht. Auf dieſen wird ſie auf der über einem ledigen Faſſe ſtehenden Reibebank mit den Händen eben gemacht, in der Trockenſtube auf Gerüſte aufgeſtellt, und nach 24ſtündigem Trocknen in den Siebkaſten durch verſchiedene Haarſiebe durchgeſiebt. Wenn der Kaſten voll iſt, wird die Smalte etwas mit Waſſer beſprengt, damit ſie ſich gut in die Fäſſer einpacken läßt. Bei der Verfertigung guter Smalte kommt es hauptſächlich auf folgende Stücke an: 1. auf eine richtige Verſetzung der verſchiedenen Kobalterze; 2. auf eine gute Auswahl der Kieſelerde zur Glasfritte, und 3. auf die Beſchaffenheit des Waſſers, welches zum Abkühlen und Schlämmen gebraucht wird. Im Königreiche Sachſen, wo ſeit dem Jahre 1500 mehrere Blau-

farbenwerke entſtanden, wovon noch fünf übrig ſind, nämlich zu Ober-Schlema, Pfannenſtiel, Zſchoppenthal und unweit Albernau, verfertigt man überhaupt aus obigen drei Hauptproducten gegen 23 Sorten. Außerdem giebt es in den herzoglich ſächſiſchen Landen noch Blaufarbenwerke bei Friedrichshöhe, Grüb am Forſt und Alten-Saalfeld. In Böhmen macht man, ſo wie in Schleſien, nur fünf bis ſechs Sorten, und in Frankreich hat man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in den Gebirgen Chalonches in der ehemaligen Dauphiné, in den Pyrenäen, und zu St. Mamet an der Pigue der Graf von Beuſt 1784 ein Blaufarbenwerk errichtet. Die Holländer hingegen ſollen aus der ſächſiſchen Smalte, durch nochmaliges Feinreiben, Beizen in Säuren und Verſetzen mit Indig und andern Mitteln, gegen 55 Sorten verfertigen. X.

Blech wird in ſehr verſchiedenen Sorten theils aus Gold, theils aus Silber, theils aus Kupfer, theils aus Meſſing, theils aus Zinn, theils und zwar am häufigſten aus Eiſen, im Ganzen auf eine und dieſelbe, nur in einzelnen Handgriffen und Vorarbeiten abweichende Art, in dünnen, flachen, viereckigen und runden Tafeln und Scheiben verfertigt. Man nimmt dazu jedesmal das reinſte und geſchmeidigſte Metall, zum Eiſenblech aber ganz vorzüglich das weichſte und zäheſte Eiſen, welches von allem Kaltbruche frei iſt. Es wird auf einem Eiſenhammer, der Blechhammer genannt, zu drei Hauptarten, nämlich Kreuz- oder Sturz- oder Strohblech, als das ſtärkſte, Federblech etwas ſchwächer oder das mittelſte, und Schenkelblech, als das dünnſte, geſchmiedet. Behalten die Bleche ihre natürliche Eiſenfarbe, ſo heißen ſie Schwarzbleche; ſollen ſie aber eine weiße Farbe erhalten, ſo verzinnt man dieſelben in beſondern Zinnhäuſern und nennt ſie Weißbleche, wozu auch die Pontonbleche und Bodeneiſen gehören, welche ſtärker als die gewöhnlichen Weißbleche ſind. Zum Behufe der Salzſiedereien werden noch beſondere ſtärkere und ſchwächere ſchwarze Bleche geſchmiedet, die man in Boden- und Bordbleche abtheilt. Man nimmt zum Blechausſchmieden entweder Roheiſen oder Stabeiſen. In beiden Fällen wird das Eiſen zuerſt in Blechſturzen gearbeitet, dann geruhrwellet und zuletzt gegleichet. Während dieſer Bearbeitung müſſen die Bleche ſtets nur zwiſchen Weiß- und Rothglühen gehalten werden, weil ſie ſich ſonſt leicht zuſammenſchweißen, und zur Verhütung des letztern taucht man ſie auch in den ſogenannten Hahnenbrei. Gegenwärtig werden in Frankreich und in Deutſchland, vorzüglich in Braunſchweig, ſchönere Blecharbeiten geliefert, als in England. X.

Blei. Unter allen feſten Metallen iſt das Blei das weichſte, und hat am wenigſten Dehnkraft und Klang. Auch an Elaſticität und Zähigkeit ſteht es allen übrigen Metallen nach. In Rückſicht der Schwere aber wird es nur von der Platina, dem Golde und dem Queckſilber übertroffen. Seine Farbe iſt weiß und kommt der Farbe des Zinns am nächſten. Im Feuer ſchmilzt es ſehr leicht und lange vorher, ehe es roth glüht. Es hat einen glänzenden Bruch, aber der freien Luft ausgeſetzt, wird dieſer Glanz bald matt und die Oberfläche endlich ganz blind. Nach einiger Zeit ſetzt ſich auf derſelben ein weißlicher Roſt an, der jedoch bei weitem nicht ſo zunimmt, wie beim Eiſen und Kupfer, daher das Blei auch weit länger den vereinigten Wirkungen der Luft und der Witterung trotzt als jene beiden Metalle. Es verkalkt ſehr leicht, auch bei dem gelindeſten Feuer. Sobald es zerfloſſen iſt, bildet ſich augenblicklich ein Überzug von Aſche auf ſeiner Oberfläche. So

ähnlich die Bleiaſche oder der graue Bleikalk dem äußern Anſcheine nach der Zinnaſche auch immer ſein mag, ſo nimmt man doch einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen beiden wahr, wenn man ſie bei einem mäßigen Feuer, ohne daß ſie ſchmelzen, zu calciniren fortfährt. Anſtatt weißer zu werden, wie die Zinnaſche, nimmt die Bleiaſche vielmehr anfangs eine gelbe Farbe an, in welcher Geſtalt ſie Bleigelb oder Maſſicot heißt, und wird darauf von Zeit zu Zeit dunkler, bis endlich das ſchöne Roth erſcheint, das wir unter dem Namen Mennige kennen. Erhitzt man den Bleikalk ſo, daß er in Fluß kommt, ſo bildet er ſich zu einer gelblichen, glasartigen Maſſe, welche Bleiglätte heißt. Sämmtliche Bleikalke ſind heftige Gifte. Das Blei iſt ein ſehr gemeines Metall, das aber nie gediegen, ſondern nur vererzt gefunden wird. Sein Nutzen und Gebrauch iſt ſehr mannichfach. In der Arzneikunde wird es äußerlich in mannichfaltigen Bereitungen angewandt. Innerlich darf dies aber nie geſchehen. Es giebt auch den Grund faſt zu allen Glaſuren irdener Gefäße. Der ſtärkſte Gebrauch iſt zu Kugeln und Schrot für Schießgewehre.

Bleichart, ſ. Rheinweine.

Bleichen iſt die Kunſt, der Leinwand, der Wolle, der Baumwolle, dem Wachſe, ſelbſt dem Papierzeug und andern Dingen die nöthige Weiße zu geben. Sie beruht auf der Erfahrung, daß organiſche Körper, wenn das Leben davon gewichen, und ſie die nöthige Feſtigkeit und Trockenheit haben, durch die Einwirkung der Luft und der Sonnenſtrahlen ihre Färbeſtoffe verlieren, und weiß werden. Daher iſt die ältere Art zu bleichen darauf beſchränkt, daß man eine hinlängliche Zeit hindurch den Gegenſtand den Sonnenſtrahlen ausſetzt, und die Einwirkung derſelben durch verſchiedene Operationen zu befördern ſucht. Zu den letztern gehört bei der Leinwand das vorgängige Einlaugen derſelben, oder das ſogenannte Beuchen, Büken, und das öftere Beſprengen und Waſchen der Leinwand während des Bleichens. Um den Färbeſtoff, der theils dem Flachs eigenthümlich, theils fremdartig iſt, und durch das Spinnen ſowohl als durch das Weben hineingebracht worden, auszuziehen, bedient man ſich bisher allgemein einer Auflöſung von Potaſche, oder der ſogenannten Lauge. Da dieſe indeß die Stärke der Fäden merklich ſchwächt, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß Lees neuere Methode allgemein angewandt würde. Er ſucht nämlich die färbenden Stoffe auf mechaniſche Art von den Flachsfaſern zu trennen, und bleicht alsdann den Flachs noch ehe er geſponnen wird, durch öfteres Waſchen in warmem Waſſer. Um die langweilige Operation des Bleichens an der Sonne, die gewöhnlich einen ganzen Sommer hinnimmt, abzukürzen, ſchlug Berthollet zuerſt im J. 1785 die übergeſäuerte Kochſalzſäure vor. Bekanntlich hat dieſe ſo wenig ätzende Kraft, daß man ſie in bedeutender Menge innerlich nehmen kann. Nach Berthollet vervollkommnete Watt beſonders dieſe Methode; doch fand man, daß allerdings die Leinwand leide, wenn man die Säure zu concentrirt anwendet. Jetzt braucht man in England jene Säure mit der Hälfte Kalk, in Waſſer aufgelöſ't. Die von dieſem Salz zum Bleichen erfoderliche Menge iſt nach dem verſchiedenen Zuſtande der Leinwand ſehr verſchieden. Gewöhnlich rechnet man den zwölften oder den zwanzigſten Theil des Gewichtes der Leinwand darauf. Nachdem die zu bleichende Leinwand gekocht oder gebeucht worden, bringt man ſie in die Auflöſung jenes Salzes, zieht ſie darin hin und her, und läßt ſie alsdann an der Sonne trocknen. Nach

mehrmaliger Wiederholung dieſes Prozeſſes wäſcht man ſie rein aus, und gewinnt auf ſolche Weiſe an Zeit und Koſten ganz ungemein. Auch Schwefelſäure hat man zu dem gleichen Zwecke benutzt. Nach Hume muß man ſie mit 60 oder 80 mal ſo viel Waſſer verdünnen, ſo daß dieſe Flüſſigkeit nur $1\frac{1}{2}$ pr. Cent ihres Gewichts an wirklicher Schwefelſäure enthält. Hierin muß die Leinwand acht bis zwölf Stunden lang ſtehen, und hernach in reinem Waſſer ausgewaſchen werden. Auch Baumwolle wird auf ähnliche Art gebleicht, nachdem ſie vorher in verdünnter Kalkauflöſung gebeucht worden.

Bleiſtift nennt man ein in Holz gefaßtes längliches Stück Reißblei, das zum Zeichnen gebraucht wird. Das beſte Reißblei wird in England, in der Grafſchaft Cumberland, gebrochen, aber die Gruben werden nur alle 5 — 6 Jahre einmal geöffnet. Die Bereitung der Bleiſtifte geſchieht auf keine andere Weiſe, als daß man das Reißblei in kleine Stücken ſägt und in die hölzernen Formen legt. In Deutſchland haben Baiern und Öſterreich Reißblei, aber es iſt von ſchlechterer Art. Die daraus bereiteten Bleiſtifte ſind daher auch ſchlechter. Man unterſcheidet die deutſchen Bleiſtifte leicht von den engliſchen, wenn man ſie an das Feuer hält; jene brennen mit bläulicher Flamme, weil ſie mit Schwefel gemengt ſind, dieſe aber nicht.

Bleiweiß. Dieſes nützliche Material wird faſt eben ſo, wie der Grünſpan, verfertigt. Es iſt eine Art von Bleiroſt, welcher entſteht, wenn das Blei von der in Dünſte verwandelten Eſſigſäure zerfreſſen und halb aufgelöſ't worden iſt. Um es im Großen zu gewinnen, verfährt man ſo: Es werden etwa drei Fuß lange, ſechs Zoll breite und eine Linie dicke Bleiplatten ſchneckenförmig und ſo zuſammengerollt, daß zwiſchen den Windungen ungefähr ein halber oder ganzer Zoll Zwiſchenraum bleibt. Hierauf ſetzt man ſie gerade aufrecht in irdene Gefäße, in welchen unten guter Eſſig befindlich iſt; dieſer darf die Platten aber nicht berühren, daher legt man über denſelben kreuzweis hölzerne Stäbchen. Die Gefäße werden ſodann bedeckt und einer gelinden Wärme ausgeſetzt. Hierdurch ſteigt der Eſſig in Dämpfe auf, welche ſich an die Wände der Bleiplatten anſetzen, ſie durchdringen und eine Menge des Metalls auflöſen. Die Eſſigſäure der Dämpfe überſättigt ſich mit dem Bleie und verwandelt es in eine mattweiße Materie, die nach einiger Zeit von den aus einander gerollten Platten abgeſchabt und geſammelt wird. Die Platten rollt man aufs neue wieder zuſammen und verfährt auf die nämliche Art. Am häufigſten wird das Bleiweiß in der Ölmahlerei gebraucht, und hierzu fein geſtoßen und zerrieben. Dieſe Arbeit iſt für die Geſundheit des Menſchen höchſt gefährlich; der eingeſchluckte Staub verurſacht eine grauſame Krankheit, die man die Mahlerkolik oder Hüttenkätze nennt. Ein großer Theil des käuflichen Bleiweißes iſt durch beigemiſchte Kreide verfälſcht.

Bleiwurf, Bleiloth, Bleiſchnur, ein Stück Blei an einem langen Seile, das man ins Meer läßt, um die Tiefe und Eigenſchaft des Grundes zu unterſuchen. Man beſtreicht nämlich den unterſten Theil mit Unſchlitt, wodurch etwas von Sand, oder was ſich ſonſt auf dem Grunde findet, mit heraufgebracht wird. Bleiſtange, eine an den Enden mit Blei ausgegoſſene hölzerne Stange, deren ſich die Seiltänzer bedienen, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, Balancierſtange.

Bleizucker, Blei in Geſtalt eines Salzes, welches man erhält, wenn man dieſes Metall in einer Säure auflöſ't und die Auflöſung

abdünſtet. Seinen Namen hat dieſes Gift von ſeinem ſüßen Geſchmack. Es wird zur Arznei und Färberei gebraucht, und beſonders auch zur Weinverfälſchung. Um dieſe höchſt ſchädliche Vermiſchung zu erkennen, bedient man ſich der ſogenannten Hahnemannſchen Weinprobe.

Blendungen werden in der Kriegskunſt alle Vorrichtungen genannt, welche dem Feinde die Einſicht in einen beſtimmten Ort benehmen. Einige Arten hiervon ſind: 1. man pflöckt eine Faſchine an der einen Seite quer über die Schießſcharten, von einer Schartenzeile zur andern feſt, um dem Feinde das, was bei den Kanonen vorgeht, zu verbergen; 2. Blendungen vor Schießſcharten ſind von ſtarken Bohlen verfertigte Laden, welche nach der Abfeuerung des Geſchützes vor die Schießſcharte geſtellt werden, um dem Feinde die Einſicht zu benehmen; 3. einfache und doppelte Blendungen. Die erſtern werden aus drei ſtarken, ſenkrechten, fünf Fuß hohen Pfoſten verfertigt, zwiſchen welchen ſchußfreie, auf der äußern Seite mit Blech beſchlagene Bohlen eingeſchoben ſind. Unten wird dieſe Wand mit Rollrädern verſehen, damit ſie von den Arbeitern vor ſich her geſchoben werden können; die letztern ſind große auf vier Blockrädern ſtehende hölzerne Kaſten, die mit Erde oder Sandſäcken ausgefüllt werden, und dienen ebenfalls in den Approchen u. ſ. w., um die Mannſchaft vor dem feindlichen Feuer zu decken; 4. eine andere Art Blendungen bei den Trancheearbeiten ſind die ſogenannten Chandeliers. Man legt nämlich zwei viereckige Balken, sechs Fuß von einander, gleichlaufend auf die Erde, und befeſtigt ſie durch zwei eingezapfte Querhölzer. Hierauf ſetzt man auf die Enden der Balken ſenkrechte Pfoſten, und füllt den Zwiſchenraum wenigſtens fünf Fuß hoch mit Faſchinen aus; 5. die Blendungen von oben, Deckungen, indem man die gefährlichſten Örter in den Sappen oder auf der Feſtung, der Breite nach, mit Balken bedeckt, über welche Hurden oder Faſchinen, und über dieſe endlich eine hinreichende ſtarke Lage von Erde gelegt wird.

Blenheim, Blindheim, Dorf im baieriſchen Ober-Donaukreiſe, Landgericht Höchſtädt, an der Donau, hat mit den dazu gehörigen Filialen ungefähr 1500 Einwohner, und gehörte früher zum Fürſtenthum Neuburg. Hier ſchlugen am 13. Auguſt 1704 die Engländer und Öſterreicher unter dem Herzog von Marlborough und dem Prinzen Eugen die vereinigten Franzoſen und Baiern unter den Marſchällen Tallard und Marſin, und dem Churfürſten von Baiern. Dieſe Schlacht war in taktiſcher Hinſicht höchſt merkwürdig. Die Angriffslinie war ungewöhnlich (faſt eine deutſche Meile) lang. Marlborough ſtürmte das von dem Feinde beſetzte, und zur Deckung ſeines rechten Flügels dienende Blenheim ohne Erfolg, änderte ſogleich ſeinen Plan, und warf ſich mit der Hauptmacht auf den weiten Raum zwiſchen dem rechten Flügel und dem feindlichen Centrum, während er nur ſo viel vor Blenheim ſtehen ließ, als nöthig war, um dieſen Poſten im Schach zu erhalten. Bald war der Sieg entſchieden, das Centrum der Franzoſen mußte ſich zurückziehen, ihm folgten die Baiern auf dem linken Flügel, welche dem ungeſtümen Angriff des Prinzen Eugen lange widerſtanden hatten. Marlborough, anſtatt den weichenden Feind zu verfolgen, ſetzte ſich zwiſchen ſeine Retirade und dem 18,000 Mann ſtarken Poſten von Blenheim, und zwang dieſen letzteren, durch Aufhebung aller Communication, das Gewehr zu ſtrecken. Frankreich und Baiern verloren gegen 30,000, Öſterreich und England an 12,000 Mann. — Tallard war unter den Gefangenen. Die Franzoſen und Baiern mußten ſich bis an den Rhein zurückziehen. Die Königin Anna

ſchenkte dem Herzog von Marlborough in Oxfordſhire ein Schloß mit einem ſchönen Park, das nach jenem Siege Blenheim heißt.

Blick. 1. Ein ſchnell vorübergehender Schimmer. Ein Blick durch die Wolken. Das Silber auf dem Treibherde thut einen Blick, wenn es, indem das Blei von demſelben in den Teſt (ein flaches, irdenes Gefäß, worin man das Silber fein brennt) geht, einen ſchnellen vielfarbigen Schein von ſich giebt, der Silberblick. 2. Ein Körper, der einen ſolchen Blick von ſich giebt. So heißt bei den Hüttenleuten diejenige Maſſe Silber, welche auf einmal blickt, oder ſo viel auf einmal abgetrieben wird, ein Blick. 3. Verſtehen die Mahler und Kupferſtecher unter Blicken diejenigen Theile des Körpers, welche vorzüglich hell erleuchtet ſind. Die andern Bedeutungen des Worts gehören nicht hierher, da ſie als bekannt vorausgeſetzt werden können. Blickfeuer, ſind auf der See ein Signal, eine Looſung, indem man Pulver auf dem Verdecke abbrennt.

Blinde, des Geſichts Beraubte. Der Verluſt des edelſten und ſchönſten Sinnes, mittelſt deſſen der Menſch die ihn umgebende Außenwelt ſich vorſtellt, theils die verſchiedenſten Eindrücke bekommt, theils die der andern Sinne, beſonders des Gefühls, berichtigt, iſt unter die ſchwerſten, die Geſundheit und Integrität des Körpers verletzenden Zufälle zu rechnen. Und doch ſind die Gefahren, die dieſen Sinn bedrohen, ſo vielfältig, da der Bau des ihm beſtimmten Organs, des Auges, ſo überaus zuſammengeſetzt und künſtlich iſt, und daſſelbe nicht nur aus feſten Theilen, ſondern auch aus den hellſten Flüſſigkeiten, aus unzähligen Blutgefäßen und Nerven beſteht. Die Blindheit iſt verſchieden 1. dem Grade nach; indem manche Blinde noch einigen Schein vom Lichte haben, auch die hellſten Farben und die Umriſſe der Körper unterſcheiden können; andere auch das geringſte Sehvermögen verloren haben; 2. den Urſachen nach. Manche Menſchen ſind gleich von der Geburt an blind geweſen, andere ſind es erſt in der Folge von örtlichen Krankheiten der Augen geworden, z. B. von Entzündung, Vereiterung, Krebs des Augapfels, Flecken, Fellen, Gewächſen auf der Hornhaut, wodurch ſie ihre Durchſichtigkeit verliert, Verwachſung der Pupille, Trübung der klaren Flüſſigkeit in den Augenkammern, Lähmung der Augennerven u. ſ. w., oder von allgemeinen Krankheiten des Körpers, heftigen Fiebern, Nervenfiebern, Vollblütigkeit und Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Rothlauf im Geſicht, Blattern, Scharlachfieber u. a. m., oder von zu ſtarker Anſtrengung der Sehkraft und dadurch bewirkte Schwäche der Augennerven, daher manche Handwerker und Künſtler, z. B. Schmiede, Glas- und Hüttenarbeiter, Uhrmacher u. a. m., leicht um das Geſicht kommen, und in den lange mit Schnee bedeckten, vom Sonnenſchein blendenden nördlichen Gegenden, ſo wie in den Sandwüſten Afrika's häufige Blindheit Statt findet. Das hohe Alter ſelbſt führt zuweilen Blindheit herbei vom Eintrocknen der feinen Flüſſigkeiten im Auge, von der Trübung der Hornhaut, der Kryſtallinſe u. ſ. w. Bei den Blindgebornen finden gleichfalls mehrere Urſachen Statt. Zuweilen ſind die Augenlieder an der Rändern zuſammengewachſen, oder ſie ſind mit dem Augapfel ſelbſt verwachſen, oder es iſt eine beſondere Haut über die Augen gezogen; zuweilen iſt der Augenſtern verſchloſſen, oder er iſt zugleich an die Hornhaut gewachſen, oder die Pupillenöffnung iſt nicht an der rechten Stelle, ſo daß die Lichtſtrahlen nicht in die Mitte des Auges fallen; anderer, zum Theil nicht erkennbarer Fehler nicht zu gedenken. Die Blindgebornen haben gar keine Begriffe vom Sehen; alle von dieſem Sinne abhängende Vorſtellungen ſind ihnen unbe-

kannt. Sie können ſich daher nicht ſo unglücklich fühlen, als diejenigen, welche erſt in ſpätern Jahren ihr Geſicht verloren haben, da ſie nicht wiſſen, was ſie entbehren. Die Erfahrung hat bei manchen Blindgebornen, oder ſolchen, welche in der Kindheit ſchon das Geſicht verloren haben, gelehrt, daß ſie ſich von allen Gegenſtänden ganz andere Begriffe machen. Einem jungen Menſchen, welchen Cheſelden am grauen Staar operirte, kam es in dem Augenblicke, da er ſehen konnte, vor, als wenn ihm alle Gegenſtände ganz nahe vor die Augen geſtellt wären; er konnte keinen Gegenſtand von dem andern unterſcheiden, ſo verſchieden auch ihre Form war. Gegenſtände, die ihm durch das Gefühl ſchon vorher bekannt waren, betrachtete er mit vieler Aufmerkſamkeit, um ſie ein andermal wieder zu erkennen; allein er vergaß bald wieder alles, weil er auf einmal zu viel zu merken hatte. Er wunderte ſich ſehr, daß die Perſonen, die er am meiſten liebte, nicht ſchöner waren, als die andern. Ehe er das Geſicht wieder bekam, äußerte er keine große Begierde, dieſen Sinn zu erlangen. Bei allen den Perſonen, die lange blind geweſen ſind, ſchärfen ſich die andern Sinne deſto mehr, vielleicht weil die Zerſtreuung wegfällt, welche bei Sehenden von dem Erblicken ſo mannichfaltiger Gegenſtände Statt findet. Daher iſt bei vielen Blinden ſelbſt die innere Seelenthätigkeit verſtärkt, und bei vielen entwickeln ſich ihre Talente auf bewundernswürdige Weiſe. Beſonders wird das Gefühl und Gehör ſehr ſcharf bei ihnen. So wird von einem Blinden erzählt, der zu Puiſaux in Frankreich lebte, und Chemiker und Muſikus war. Er konnte genau die Symmetrie der Gegenſtände beurtheilen, gab die Nähe des Feuers nach dem Grade der Wärme an, beurtheilte die Anfüllung der Gefäße nach dem Geräuſche, welches die Flüſſigkeit machte, während er ſie aus einem in das andere Gefäß goß, und die Nähe der Gegenſtände nach der Einwirkung der Luft auf ſein Antlitz. Er beſtimmte genau das Gewicht der Dinge, und wie viel ein Gefäß enthalten konnte. Der berühmte Saunderſon, Profeſſor der Mathematik zu Cambridge, hatte in früher Jugend das Geſicht verloren. Er erfand mehrere Vorrichtungen, ſowohl in der Arithmetik als in der Geometrie, um ſein Studium ſich zu erleichtern. Er hatte ein ſo feines Gefühl, daß, wenn er mehrere Münzen durch die Finger laufen ließ, er die Falſchen unterſchied, wenn ſie gleich ſo genau nachgemacht waren, daß ſelbſt die Augen des Kenners dadurch betrogen wurden. — *Blindeninſtitute* ſind ſolche Anſtalten, wo mehrere Blinde zur Heilung, oder die Unheilbaren zur Verſorgung aufgenommen werden. Von der erſtern Art ſind an verſchiedenen Orten theils öffentliche, theils Privatinſtitute errichtet worden. So hat in Leipzig der Doctor und Profeſſor *Clarus* mit dem Wundarzte *Fels* ein Privatinſtitut für arme Augenkranke und Blinde errichtet, wo Dürftige unentgeldlich beſorgt werden. Ein ähnliches Inſtitut beſteht in Erfurt unter der Leitung des Doctors *Fiſcher*. H.

Blitz, Wetterſtrahl. Hierunter verſteht man einen ſtarken elektriſchen Funken, der aus einer Wolke in die andere, oder aus derſelben in einen andern Gegenſtand, z. B. in die Erde, fährt und das geſtörte Gleichgewicht der Elektricität beider Gegenſtände durch einen plötzlichen und gewaltſamen Übergang herſtellt. Die Verwüſtungen, welche der Blitz anrichtet, ſind bekannt. Die Unwiſſenheit, welche ſich dieſelben nicht zu erklären wußte, fabelte von einem Donnerkeile, der zugleich mit dem Blitze herabgeſchleudert würde, und dieſelben anrichtete. Die Elektricität gab den unterſuchenden Naturforſchern Licht

über die Wirkungen des Blitzes. D. Wall, Nollet, Franklin, Winkler und Andere machten nützliche Entdeckungen in dieſer Hinſicht. Franklin, von den bei der Elektricität gemachten Beobachtungen geleitet, kam auf den Gedanken, daß ſpitzige Körper eine beſondere anziehende Kraft für die Entladung des Blitzes haben müßten, und gab ſo den erſten Gedanken zu den Blitzableitern. Dieſem folgten in mehrern Ländern Beobachtungen und Verſuche über die Ähnlichkeit des Blitzes mit der Elektricität. Die Elektricität wird bekanntlich durch das Reiben urſprünglich elektriſcher oder nicht leitender Körper, zuweilen auch durch die Abwechslung der Wärme erregt, und ſodann in iſolirten Leitern geſammelt und angehäuft, und dem gemäß entſteht auch die Elektricität der Gewitterwolken wahrſcheinlich durch die Reibung der Lufttheilchen oder durch die Abwechſelung der Wärme. Die Ausdünſtung des Waſſers erzeugt negative Elektricität, die aufſteigenden Dünſte müſſen daher poſitiv elektriſch ſein; ein Unterſchied, welcher in dem Art. Elektricität erklärt wird. Demnach befindet ſich in der Atmoſphäre immer einige Elektricität, welche ſich vielleicht den Wolken als iſolirten, überall mit Luft umgebenen Leitern, mittheilt und in denſelben anhäuft. — Belegt man zwei ebene, kreisrunde und glatte Breter mit Zinnfolie, und kehrt ſie in horizontalen und parallelen Lagen mit ihren belegten Flächen gegen einander; ſo kann man folgenden, für die Lehre vom Blitze wichtigen Verſuch anſtellen. Verbindet man das obere (an ſeidenen Schnüren ſo aufgehängte Bret, daß es ſich iſolirt auf- und niederziehen läßt) mit einer Elektriſirmaſchine, und nähert es dem untern, ſo erhält es die entgegengeſetzte Elektricität. Berührt man ſie unter dieſen Umſtänden beide zugleich, ſo entladen ſie ſich durch einen Erſchütterungsſchlag. Nähert man beide Breter einander, und elektriſirt das obere ſehr ſtark, ſo erfolgt meiſtentheils eine freiwillige Entladung mit einem ſtarken, die Luft durchbrechenden Funken. Vor dieſem Schlage ziehen die Breter einander ſtark an; beim Schlage ſelbſt aber werden ſie aus einander geſtoßen. Iſt in der Mitte des einen oder des andern Bretes ein kleiner hervorragender Körper befeſtigt, ſo geſchieht der durchbrechende Schlag allemal an dieſer Stelle. Steht aber anſtatt des hervorragenden Körpers auf dem einen Brete eine ſcharfe Spitze, ſo kann weder eine Ladung noch ein Schlag hervorgebracht werden. Gleiche Erſcheinungen giebt das Gewitter im Großen. Hier iſt die Luft der urſprünglich elektriſche Körper, in welchem die Elektricität erregt wird. Eine elektriſche Wolke vertritt die Stelle des obern, eine andere Wolke oder die Erdfläche die Stelle des untern Brets. Im Wirkungskreiſe einer poſitiven Wolke wird die Erdoberfläche ſtets eine negative Elektricität annehmen: beide werden einander anziehen, und wenn die Wolke nahe genug und ihre Elektricität ſtark genug iſt, oder wenn zwiſchen der Erdoberfläche und der Wolke irgend eine leitende Verbindung entſteht; ſo wird eine Entladung, d. h. ein Blitz erfolgen, der zunächſt die hervorragenden Körper trifft. Auch zwei Wolken können eben ſo auf einander wirken, wenn die eine davon entweder mit der Erde in Gemeinſchaft ſteht, oder wenigſtens weiter fort innerhalb ihres Wirkungskreiſes Körper antrifft, in welchen ſie eine, der ihrigen entgegengeſetzte Elektricität erzeugen kann. In dieſem Falle entſtehen abwechſelnde Elektricitäten an den verſchiedenen Seiten mehrerer Wolken, und bei der Entladung ſchlägt der Blitz zugleich aus der erſten in die zweite u. ſ. w. — Die Anziehung, welche zwiſchen den elektri-

ſchen Wolken ſelbſt und zwiſchen ihnen und der Erdoberfläche Statt findet, verurſacht unregelmäßige Bewegungen der Wolken, plötzliche und veränderliche Windſtöße; daher Wirbelwinde, kräuſelndes Aufſteigen des Staubes und anderer leichten Körper, heftige Regengüſſe und auf der See die bekannten Waſſerſäulen oder Waſſerhoſen. Der Blitz ſelbſt, welcher eigentlich ein Ausbruch einer leuchtenden Materie iſt, und ſtillſtehend einen Feuerball bilden würde, erſcheint bei ſeiner ſchnellen Bewegung nicht leicht anders als ein Strahl. Man ſieht ihn, wie den elektriſchen Funken bisweilen gerade auf den Gegenſtand zugehen, bisweilen aber ſich ſchlängeln und einen Dreizack bilden, nicht ſelten aber auch von einem Theile der Wolke zum andern überſpringen und oft ſich in mehrere Strahlen zertheilen. Bekanntlich hört das Gewitter auf, wenn ſich die Gewitterwolken durch Blitz, oder durch ſtillen Abzug im Regen, oder auf andere Art entladen haben. Jeder Blitz hat ein Ziel, nach welchem er ſtrebt und nach welchem er ſeine Bahn von der zuerſt berührten Stelle an auf dem leichteſten Wege verfolgt. Dieſes Ziel iſt die feuchte Erde oder das Waſſer. Hat er dieſes erreicht, ſo hören mit einemmale alle ſeine gewaltſamen Wirkungen auf, und er theilt ſich in der Stille durch die leitende Feuchtigkeit dem ganzen Erdballe mit. Von der Erde aufwärts fahrende Blitze, welche Einige beobachtet haben, machen darin keinen Unterſchied. Leitende Körper ſucht der Blitz auf und folgt ihnen willig und ohne Geräuſch; dazwiſchen liegende, nicht leitende, durchbricht er mit Gewalt, um wieder zu leitenden zu gelangen. Feſtere Körper ſind allemal beſſere Leiter als die Luft, dieſe ſucht er daher auf ſeiner Bahn zu vermeiden, und fährt aus dieſem Grunde nie durch Thüren und Fenſter herein, ſondern ſtreicht an Säulen, Sparren und Pfoſten weg. Metalle ſind unſtreitig die beſten Leiter, dieſe ſucht der Blitz am erſten auf, und verläßt andere Körper, um dieſe zu ergreifen. Daher werden Thurmſpitzen und andere metalliſche Hervorragungen ſo leicht vom Blitze getroffen. Nächſt den Metallen ſcheint der Blitz Feuchtigkeiten zu lieben, inſonderheit das Waſſer. Bäume und andere mit Feuchtigkeit angefüllte Gegenſtände leiten ihn am beſten. Bei grünen Bäumen ſucht er die ſaftigſten Stellen aus, und fährt z. B. zwiſchen dem Holze und der Rinde fort. Feuchte Wände, Mauern, Rauch und Dampf locken den Blitz mehr an als trockene. Die Vorſichtsregeln in Gewittern ſind bekannt genug. Der Blitz dringt nie in den menſchlichen Körper, ſondern verletzt nur ſeine Oberfläche. Was man von Knochenzerſplitterung vom Blitze Erſchlagener erzählt, iſt gewiß falſch und rührt von andern Umſtänden her. Nicht Verbrennung, ſondern heftige Erſchütterung, beſonders des Gehirns und überhaupt des Nervenſyſtems, verurſacht wahrſcheinlich den Tod. In der Nähe des Blitzes befindliche Perſonen werden betäubt. Nicht ſelten ſind vom Blitz getroffene wieder hergeſtellt worden. Das Barometer zeigt jedem die Nähe oder Ferne des aufſteigenden Gewitters durch das Steigen und Fallen des Queckſilbers. Je näher die Gewitterwolken dem Scheitel des Beobachters kommen, deſto mehr ſteigt das Queckſilber und deſto mehr rückt die Gefahr, der man ſogleich, wenn ſich viele Leiter an dem Orte befinden, entfliehen muß, wiewohl ſie nicht ſo groß iſt, als übertriebene Ängſtlichkeit ſich einzubilden geneigt iſt. Fällt das Queckſilber, ſo flieht die Gefahr. Das Läuten der Glocken hält wohl jetzt kein Vernünftiger mehr für ein Vertreibungsmittel der Gewitter, man kann aber auch nicht behaupten, daß ſie dadurch angelockt würden. —

Blitzableiter (**Wetterableiter**), iſt eine Vorrichtung, durch welche entweder die Elektricität der Wolken, als die Urſache des Blitzes, ſtillſchweigend und ohne Schlag zur Erde geführt, oder der entſtehende Blitz aufgefangen und auf einem beſtimmten Wege, ohne Schaden der Gebäude, Schiffe u. ſ. w. in die Erde geleitet wird. Die Erfindung gehört dem Doctor Franklin. Bei ſeinen Verſuchen über die Elektricität bemerkte er, daß, wenn ein zugeſpitzter Metalldraht an einen elektriſirten Körper gebracht werde, eine ſolche Spitze dieſem ſeine Elektricität allmählig, und ohne daß dabei Funken erſcheinen, entziehe. Da nun die Wetterwolken elektriſch ſind, ſo glaubte er, daß man ihnen ihre Elektricität (welche den Blitz und das Einſchlagen verurſacht) nehmen könne, wenn man eine zugeſpitzte Stange von Metall an den höchſten Theil des Gebäudes befeſtige, und von der Stange einen Draht bis in die Erde hinunterführe, damit die Elektricität der Wolke, welche die Spitze an ſich gezogen, in die Erde abgeleitet werde. Franklins Vermuthung fand ſich gegründet, und man hat nach ihm an vielen Orten die Blitzableiter eingeführt, welche anfänglich in einer, an dem Gebäude hinab in die Erde geleiteten eiſernen Stange beſtanden, deren Spitze über dem Gebäude mehrere Fuß hervorragte. — Nach den bisherigen Verſuchen und Erfahrungen aber iſt die beſte Einrichtung eines Blitzableiters folgende: Der Ableiter beſteht aus einer eiſernen, einen Zoll ſtarken Stange, deren oberer Theil mit einer acht bis neun Zoll langen Spitze von Kupfer verſehen, welche, um das Roſten zu verhindern, in Feuer vergoldet iſt. Dieſe Stange (Auffangſtange) wird auf die höchſte Stelle eines Gebäudes ſo befeſtigt, daß ſie wenigſtens fünf bis ſechs Fuß über daſſelbe hervorragt; an dieſe fügt man einen an einander genieteten Kupferſtreif, drei bis vier Zoll breit, der bis zur Erde herab und ungefähr einen Fuß tief in dieſelbe hineingehen muß. Der Streif wird genau auf das Dach und die Wand des Gebäudes angenagelt. — Im Jahre 1762 wurde in England der erſte Ableiter zu Payneshill von D. Watſon, und im Jahre 1769 zu Hamburg am Jacobithurm errichtet.

Bloch (Marcus Eliezer), ein berühmter Naturforſcher jüdiſcher Nation, war zu Anſpach im Jahre 1723 von armen Ältern geboren. Erſt ſehr ſpät fing er an zu ſtudiren; er war neunzehn Jahre alt, und verſtand weder Deutſch, noch Lateiniſch, noch hatte er außer einigen rabbiniſchen Schriften etwas geleſen. Indeſſen wurde er Hauslehrer bei einem jüdiſchen Chirurgus in Hamburg. Hier lernte er Deutſch, und ein armer böhmiſcher Katholik lehrte ihn Latein, auch erwarb er ſich einige anatomiſche Kenntniſſe. Jetzt holte er mit Rieſenſchritten das Verſäumte nach, und ging nach Berlin, um daſelbſt bei Verwandten zu leben. Er ſtudirte mit unglaublichem Eifer die Anatomie und alle Zweige der Naturgeſchichte, empfing den Doctorhut zu Frankfurt an der Oder und kam nach Berlin zurück. Der berühmte Naturforſcher Martini ließ ihn in die Geſellſchaft naturforſchender Freunde aufnehmen. Anhaltende Arbeiten bereicherten ihn mit den ausgebreitetſten Kenntniſſen. Er genoß eines in jeder Rückſicht verdienten Anſehens, und ſtarb in einem Alter von 76 Jahren den 6. Auguſt 1799. Sein Hauptwerk iſt ſeine Naturgeſchichte der Fiſche, eine Zierde der deutſchen Literatur. Der Verfaſſer hatte dieſes koſtbare Werk auf ſeine Koſten herauszugeben angefangen. Als indeß der Aufwand nach und nach ſein Vermögen überſtieg, das überhaupt mehr in ſeltenen naturhiſtoriſchen Sammlungen als in Baarſchaft beſtand, ward er bei der Fortſetzung

auf das ehrenvollſte von fürſtlichen und andern begüterten Perſonen unterſtützt; daher findet man in den letzten ſechs Bänden unter jeder Kupferplatte den Namen des Gönners angegeben, auf deſſen Koſten ſie geſtochen worden. Ihm widerfuhr auf dieſe Weiſe die in Deutſchland ſeltene Ehre, durch ein literariſches Unternehmen zugleich ein nationelles Intereſſe zu erregen. M.

Blockhaus bezeichnet in der Befeſtigungskunſt ein aus zuſammengeſchränkten, oft doppelten Balken beſtehendes, mit einer Decke und Schußſpalten verſehenes Haus für 25 — 100 Mann. Meiſtens iſt daſſelbe noch mit Erde überdeckt, um es völlig bomben- und feuerfeſt zu machen. Gewöhnlich iſt es einige Fuß in die Erde geſenkt, doch giebt es auch ſolche Hohlſchanzen von zwei Stockwerken, ja ſelbſt für einige Geſchütze eingerichtet. Man baut die Blockhäuſer gewöhnlich in Form eines Vierecks, oder Kreuzes. Ihr Zweck iſt, es einer ſchwachen Beſatzung bei wichtigen ſehr exponirten Orten möglich zu machen, dem feindlichen Wurfgeſchütz und Sturm bis zum Entſatz zu trotzen. Eben ſo braucht man ſie als bombenfeſte Wachhäuſer und letzte Rettungsörter im Innern von Schanzen, und in den Waffenplätzen des bedeckten Wegs den Feſtungen. P.

Blockiren, einen Ort mit Soldaten einſchließen, ſo daß niemand heraus noch hinein kann. Eine ſolche Einſchließung heißt Blockade, und geht der Belagerung voraus. Ein Hafen iſt ſonſt als blockirt anzuſehen geweſen, wenn der Feind eine ſolche Anzahl Kriegsfahrzeuge davor ſtationirt hatte, daß kein Schiff ohne augenſcheinliche Gefahr ein oder auslaufen konnte. Erſt in den letztern Zeiten haben die Engländer angefangen, Häfen durch die bloße Erklärung in den Blockadeſtand zu ſetzen.

Blocksberg, der große Brocken, der höchſte Berg auf dem Harz, im preußiſchen Regierungsbezirke Magdeburg. Ein großer Theil des Brockengebirges, beſonders der eigentliche hohe Brocken, liegt in der ſtolbergiſchen Grafſchaft Wernigerode. Es hebt ſich nämlich in der Mitte der Harzgebirge ein beſonderes noch höheres Gebirge hervor, das aus dem Brocken und ſeinen ihn umgebenden gleichartigen Bergen beſteht, die ihrer Beſchaffenheit nach ganz vom übrigen Harz verſchieden ſind. Sie nehmen in ihrer Höhe zu, je näher ſie dem Mittelpuncte, dem Brocken, kommen; und wiewohl allemal Berge für ſich, ſo ſieht man doch bei genauerer Betrachtung, daß ſie nur einen Hauptberg ausmachen und wahre Theile des Brocken ſind. Das Ganze beſteht, wie alle urſprünglichen Gebirge der Erde, aus Granit, den man hier Brockenſtein nennt. In ſeiner größten Pracht erſcheint der Brocken dann, wenn er mit Schnee bedeckt iſt, und alle ſeine Ungleichheiten damit ausgefüllt ſind; dies iſt in den neun Monaten vom October bis in den Juni der Fall. Der Name Brocke heißt Berg. Seine Höhe beträgt 3590 franz. Fuß über dem mittelländiſchen Meere und 3489 Fuß über der Oſtſee. Zur Aufnahme der Fremden hat der Graf von Wernigerode das Brockenhaus auf dem Berge erbauen laſſen. Vergl. d. Art. Harz.

Bloemart, bisweilen auch Blom (Abraham), ein berühmter niederländiſcher Mahler des 16 u. 17. Jahrhunderts. Er war um 1565 in Gorkum geboren und ſtarb 1647 in Utrecht. Er lernte die Anfangsgründe der Zeichenkunſt bei ſeinem Vater, der Ingenieur, Baumeiſter und Bildhauer war, hatte dann Florio und Frank zu eigentlichen Lehrern, entfernte ſich aber von ihrer Manier und ſchuf ſich eine eigne. Seine Bildung dankt er hauptſächlich ſich ſelbſt. Er vollendete

ſeine Studien in Paris, wurde dann Stadt-Architekt in Amſterdam, und ließ ſich endlich als Mahler in Utrecht häuslich nieder. Im Porträtiren war er nicht ſtark, ſo wie man ihm überhaupt ein wenig Untreue gegen die Natur, in der Nacktheit ſowohl als in den Gewändern, vorwirft. Auch tragen alle ſeine Gemählde einige Spuren der Ungeduld. Dieſe Fehler werden aber durch die Schönheit ſeines glänzenden Colorits und den Reichthum in der Compoſition weit übertroffen. Er mahlte Geſchichte, Thiere, Muſchelwerk und beſonders Landſchaften, welche letzteren am meiſten geſchätzt ſind. Vorzüglich groß iſt er im Helldunkel. Er war auch Kupferätzer und Formſchneider. Seine Werke ſind zahlreich. Er hatte vier Söhne. Adrian ging nach Rom, und erwarb ſich als Mahler und Kupferſtecher einen anſehnlichen Ruhm. Er ſtarb zu Salzburg in einem Duell. Heinrich mahlte blos Bildniſſe. Friedrich hat Vieles mit Beifall nach ſeinem Vater in Kupfer geſtochen, worunter ein Zeichenbuch von 119 Blättern beſondern Werth hat. Cornelius war der geſchickteſte. Er iſt 1603 in Utrecht geboren, war erſt Mahler, dann Kupferſtecher, hielt ſich eine Zeit lang in Paris auf, und ging dann nach Rom, wo er 1680 ſtarb. Sein Stich zeichnete ſich durch eine bisher unbekannte Reinheit und Schönheit, durch ſanfte Übergänge der Lichter und Schatten, Verſchiedenheit und Weichheit der Töne ſo muſterhaft aus, daß er der Schöpfer einer neuen Schule ward, aus der Baudot, Poilly, Chaſteau, Speier, Roullet u. A. hervorgingen.

Blondel, Muſikmeiſter König Richards I. (Löwenherz) von England um 1190. Während ſein Herr als Gefangener des Herzogs von Öſterreich in einem Thurme ſeufzte, durchwanderte er das ganze gelobte Land und alle Gegenden Deutſchlands, wo er vermuthen konnte, daß ſich derſelbe befinden möchte. Er hörte, daß man auf dem Schloſſe von Löwenſtein einen vornehmen Gefangenen bewache, und eilte dahin. Nachdem er das Schloß mit Aufmerkſamkeit unterſucht, und einen ſtark vergitterten Thurm entdeckt hatte, fing er an, eins von den franzöſiſchen Liedern zu ſingen, die er vormals mit Richard componirt hatte. Er hatte kaum die erſte Strophe geendigt, als eine Stimme aus der Tiefe des Thurms die zweite anfing, und bis ans Ende fortfuhr. So entdeckte er ſeinen König, befreite ihn, und erwarb ſich den Namen des getreuen Blondel. Gretry's ſchöner Oper, Richard Löwenherz liegt dieſes Ereigniß zum Grunde.

Blonden, eine Art ſehr dünner und durchſichtiger geklöppelter Spitzen aus roher Seide, von allerlei Farbe, Breite und Muſtern. Es giebt ſeidne, halbreiche u. ſ. w. Die franzöſiſchen Blonden ſind die beſten und wohlfeilſten; indeß verfertigt man ſie jetzt auch im ſächſiſchen Erzgebirge und im Voigtlande von vorzüglicher Güte.

Bloomfield (Robert), geb. 1766, war der Sohn eines Dorfſchneiders, ſeine Mutter war Schulhalterin. Der Vater ſtarb, ehe Robert ſein erſtes Lebensjahr erreicht hatte, und dieſer erhielt in der Folge ſeinen Unterricht von der Mutter, wie die übrigen Dorfkinder. Als er einen Stiefvater bekommen hatte, wurde er im elften Jahre zu einem Landwirth gebracht. Sein ſchwacher Körper hielt aber die Beſchwerden der Landwirthſchaft nicht aus, und nun erbot ſich ſein Bruder Georg, ihn das Schuhmacherhandwerk zu lehren; ein zweiter Bruder unterſtützte ihn mit der nöthigen Kleidung. So kam er 1781 nach London. Unter andern kleinen Geſchäften, die unſer Robert übernehmen mußte, war auch das Vorleſen der Zeitungen. Um ihm dies zu erleichtern, kaufte ihm ſein Bruder ein Wörterbuch, und bald verſtand er Burke's, Fox, Norths und Anderer herrliche Reden, welche

ſeinen Kopf mit neuen Ideen bereicherten. Das Beſuchen einiger Bet-häuſer, einer Debattengeſellſchaft, des Covent-Garden-Theaters, die Lectüre mehrerer Bücher, des London Magazine — dies alles führte ihn in eine neue Außenwelt und zugleich in ein geiſtiges Reich ein, worin allmählig ſein eigner immer mehr und mehr ſich entwickelnder Geiſt ſein wahres Element fand. So ward er Dichter, ohne es faſt ſelbſt zu wiſſen. Einſt ſprach er ein Volkslied, das er nach einer alten Weiſe gedichtet hatte. Sein darüber erſtaunter Bruder vermochte ihn, es dem Herausgeber des London Magazine anzubieten und es ward angenommen. Das Gedicht hieß the Milk Maid. Ein zweites Gedicht: the Sailors Return, fand ebenfalls in jener Schrift einen Platz. Thomſons Jahreszeiten, Miltons verlornes Paradies und andere Werke der Art erfüllten ſeine ganze Seele, um Robert zum Schöpfer einer Dichtkunſt zu machen, welche die Engländer im Ganzen neben und in Einzelnheiten noch über Thomſons Jahreszeiten ſetzen. Ein Streit unter den londner Schuhmachern über die Frage: „ob diejenigen, welche nicht förmlich ihre Lehrjahre bei einem Meiſter beſtanden hätten, als Geſellen arbeiten dürften?“ und welche Robert, der bei ſeinem Bruder, der nicht ſelbſt Meiſter war, gelernt hatte, ſo gar nahe anging, nöthigte ihn, (1786) ein Paar Monate lang bei ſeinem ehemaligen Herrn eine Zuflucht zu ſuchen, welcher ihn auch mit vieler Güte aufnahm. Hier, im Schooße der Natur, umgeben von ihren Reizen, ausgeſtattet mit einer reichen Empfänglichkeit für die ſchönſten und reinſten ihrer Eindrücke, begeiſtert von den Bildern, welche ſein junges Gemüth aus Thomſons Schilderungen aufgenommen hatte, ergriff er zuerſt die Idee zu einem Gedichte, welches in der Folge unter dem Titel: the Farmers Boy, a rural poem by Robert Bloomfield (überſetzt von Fick, Erlangen, 1803) erſchien und Roberts eigenthümliche Liebenswürdigkeit charakteriſirt. Er arbeitete es jedoch unter nicht angenehmen Verhältniſſen aus; denn nach einer dreimonatlichen Abweſenheit von London ging er dahin zurück und trat noch bei einem Schuhmachermeiſter in die Lehre. Hierauf (1790) verheirathete er ſich und arbeitete als Geſelle in einer Dachſtube mit ſechs bis ſieben andern Geſellen, und in dieſer Lage vollendete er ſein Werk. Ein Rechtsgelehrter, Capelloft, ſah es im Jahr 1799 zuerſt, und entzückt davon, veranſtaltete er im Vereine mit einem Freunde, Gill, den Druck deſſelben. Ein engliſcher Kritiker bezeichnet das Vortreffliche dieſes Gedichts folgendermaßen: „ſanft fließende Verſe, Empfindung, Frömmigkeit, Dichterfeuer, ein Talent im Mahleriſchen, ein richtiges Gefühl des Natürlichen und Rührenden, Kraft der Gedanken und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ſind Thomſon und Bloomfield gleich gemein; aber in Bloomfields Gedicht herrſcht eine höhere Einfalt als in Thomſons: ihn charakteriſirt eigentlich ganz das Horaziſche molle atque facetum.“

Blücher (Lebrecht von), aus dem Hauſe Großen-Renſow im Meklenburgiſchen, Fürſt von Wahlſtadt, königl. preuß. Feldmarſchall und Ritter aller europäiſchen hohen Militär-Orden, war den 16. December 1742 in Roſtock geboren. Sein Vater, der Rittmeiſter in heſſen-caſſelſchen Dienſten war, ſchickte ihn in ſeinem vierzehnten Jahre nach der Inſel Rügen. Hier erregte der Anblick der ſchwediſchen Huſaren in ihm den Drang, Soldat zu werden. Vergebens riethen Ältern und Verwandte ihm ab; er nahm Dienſte als Junker in einem ſchwediſchen Huſaren-Regimente. Seinen erſten Feldzug machte er gegen die Preußen, und zwar gegen dieſelben ſchwarzen Huſaren, deren Chef er in der Folge wurde. In einem Gefechte gegen die Preußen

ward er gefangen und vor den Oberſten Belling gebracht. Dieſer bewog ihn, in preußiſche Dienſte zu treten. Es ward ein Tauſch mit den Schweden getroffen, und Blücher wurde als Lieutenant bei dem Huſarenregimente, das Belling commandirte, angeſtellt. Mißvergnügt, bei einem Avancement übergangen worden zu ſein, nahm er als Rittmeiſter den Abſchied, widmete ſich der Landwirthſchaft, ward dann Landrath, und erwarb ſich durch Fleiß und geſchickte Geſchäftsführung den Beſitz eines Landguts. Nach dem Tode Friedrichs II. trat er als Major in ſein altes Regiment wieder ein, und ward bald deſſen Commandeur. Als ſolcher focht er in den Feldzügen am Rhein 1793 und 94 mit ſteter Auszeichnung. Orchies, Luxemburg, Frankenſtein ſind Zeugen ſeiner Thaten. Bei Oppenheim (16. Januar 1794) errang er wichtige Vortheile über den Feind, ſo wie bei Kirweiler und Edesheim in der Pfalz. Nach dem für ihn ſo glorreichen 18. September 1794 bei Leyſtadt erhielt er, als General-Major, ein Commando bei der Obſervationsarmee am Niederrhein. Der nachfolgende Friede verſetzte ihn in eine ſeinem unternehmenden Geiſte gewiß unwillkommene Unthätigkeit. Im Jahr 1802 nahm er für den König von Preußen Beſitz von Erfurt und Mühlhauſen. Bei den Bewegungen der preußiſchen Armee im J. 1805 blieb er nicht unthätig; der Ausbruch des Kriegs im folgenden Jahre führte ihn auf das Schlachtfeld von Auerſtädt (am 14. October 1806). Das Reſultat dieſes unglücklichen Tages war von entſcheidendem Einfluſſe auch auf Blüchers Schickſal. Er folgte mit dem größten Theile der Cavallerie dem Rückzuge des Fürſten von Hohenlohe nach Pommern in deſſen linker Flanke; der Zwiſchenraum, der beide von einander trennte, war aber zu groß geworden, nur durch forcirte Tag- und Nachtmärſche, welche letztere Blücher nicht wagen zu dürfen glaubte, wäre eine Vereinigung möglich geweſen; unterdeſſen war der Fürſt von Hohenlohe genöthigt worden, bei Prenzlau zu capituliren. Dadurch abgeſchnitten von Stettin, warf ſich Blücher ins Meklenburgiſche, wo er ſich bei Dambeck mit dem Corps des Herzogs von Weimar, das der Prinz Wilhelm von Braunſchweig-Öls führte, vereinigte. Aber ſämmtliche Truppen waren zu ſehr ermattet, um mit ihnen etwas wagen zu können. Den Großherzog von Berg in ſeiner linken Flanke, den damaligen Prinzen von Pontecorvo in der Fronte und den Marſchall Soult auf dem rechten Flügel, ſah Blücher ſich genöthigt, ſich hinter der Trave zu ſetzen, wobei er den Plan hatte, dieſe drei großen Corps der Franzoſen möglichſt lange von der Oder abzuziehen. So rückte er in das Gebiet der freien Reichsſtadt Lübeck ein. Allein dieſe Stadt, in Eile etwas befeſtigt, ward von der Übermacht der andringenden franzöſiſchen Colonnen im Sturm genommen. Blücher hatte mit einigen Truppen ſich aus der Stadt gerettet, und mußte, aller Vertheidigungs- und Ausfluchtsmittel beraubt, am 6. und 7. November zu Ratkau, einem fürſtlich lübeckſchen Dorfe, capituliren. Er that dies jedoch nicht anders, als unter der ihm nach vielen Weigerungen zugeſtandenen Bedingung, bei ſeiner Unterſchrift den Zuſatz zu machen, daß „ihm die Capitulation vom Prinzen von Pontecorvo angetragen und von ihm nur wegen Mangels an Munition, Proviant und Fourage eingegangen worden." Blücher war nun Kriegsgefangener, wurde aber bald gegen den franzöſiſchen (damaligen) General Victor ausgewechſelt, und gleich nach ſeiner Ankunft in Königsberg, an der Spitze eines Corps, zu Schiffe nach Schwediſch-Pommern geſandt, um Stralſund vertheidigen zu helfen, und die Operationen der Schweden

zu unterſtützen. Der tilſiter Friede hob dieſe Beſtimmung wieder auf, und Blücher arbeitete eine Zeit lang in Königsberg und Berlin zur Seite des Königs im Kriegsdepartement. Dann erhielt er das Militär=Commando in Pommern. Er war unter den bedeutenden Männern des preußiſchen Staates, welche auf Napoleons Veranlaſſung in den Ruheſtand verſetzt wurden. An dem Zuge des preußiſchen Hülfscorps bei der franzöſiſchen Armee in Rußland im Sommer 1812 nahm Blücher keinen Theil; aber als ſein König ſich an Alexander anſchloß, um die ſchmachvolle Feſſel zu zerbrechen, in welche Frankreichs Übermuth ganz Deutſchland geſchlagen hatte, als Preußens edle Nation ſich erhob, um den erlittenen Schimpf zu rächen: da war Blücher — nun ſchon im Greiſenalter von ſiebenzig Jahren — einer der thätigſten. Er genoß die ausgezeichnete Ehre, den Oberbefehl über die Preußen und das ruſſiſche Corps des Generals von Winzingerode zu erhalten, welches letztere in der Folge wieder von ihm getrennt wurde. In der Schlacht von Lützen (2. Mai 1813) bedeckte der ehrwürdige Feldherr ſich mit Heldenruhm, der von Alexander durch Ertheilung des Georgen-Ordens anerkannt wurde. Die Tage bei Bautzen und Hochkirch wanden, ungeachtet der Erfolg für die Franzoſen günſtig erſchien, neue Lorbeeren um ſeinen Scheitel, aber das Maß ſeines Ruhmes ward erfüllt durch die großen Tage an der Katzbach und bei Leipzig. Dort vernichtete Blücher das Corps des Marſchalls Macdonald, und reinigte ganz Schleſien von den Feinden. Seine Armee erhielt nun den Namen der ſchleſiſchen. Vergebens verſuchte Napoleon ſelbſt, den alten Helden — von ihm ſpottweiſe der Huſarengeneral genannt — in ſeiner Rache und ſeinem Siegeszuge aufzuhalten. Er drang unaufhaltſam durch die Lauſitz vor. Am 3. October paſſirte er bei Wartenburg die Elbe, und zwang durch dieſen kühnen Schritt auch die große böhmiſche Armee unter Schwarzenberg und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden zu größerer Thätigkeit. Die großen Tage von Leipzig nahten. Am 16. October errang die ſchleſiſche Armee unter Blücher über den Marſchall Marmont bei Möckern einen glänzenden Sieg, und er drang ſchon an dieſem Tage bis nahe an die Vorſtädte Leipzigs vor. Am 18. hatte Blücher im Verein mit dem Kronprinzen von Schweden großen Theil an der vollendeten Niederlage des Feindes, und am 19. waren es ſeine Truppen, die zuerſt Leipzig erſtürmten. Seine eigenthümliche Schnelligkeit und die Art ſeiner Angriffe hatten ihm ſchon zu Anfang des Feldzugs von den Ruſſen den Beinamen „Marſchall Vorwärts" erworben. Von nun an wurde es ſein Ehrenname im ganzen deutſchen Volke. Am erſten Januar 1814 ging er mit der ſchleſiſchen Armee — die nun aus zwei preußiſchen, zwei ruſſiſchen, einem heſſiſchen und einem combinirten Corps beſtand — über den Rhein, beſetzte den 17. Nancy, gewann (den 1. Februar) das bedeutende Treffen von La Rothière und drang bis in die Nähe von Paris vor. Dann aber erhielt Napoleon im Laufe des Februars wieder einige bedeutende Vortheile, die allerdings ſehr gefährliche Folgen hätten nach ſich ziehen können, und Blücher mußte ſich nach Chalons zurückziehen, bis er zu Anfang März wieder vordrang, und am 9. durch den entſcheidenden Sieg bei Laon den Verbündeten den Weg nach Paris öffnete. Der Tag von Montmartre krönte die Großthaten dieſes Feldzugs, und am 31. März zog Blücher in die Hauptſtadt Frankreichs ein. Sein König belohnte ſeine Verdienſte, indem er ihn, zur Erinnerung an einen ſeiner erſten und wichtigſten Siege, bei Wahlſtadt (ſ. d. Art.) an der Katzbach, zum

Fürſten von Wahlſtadt, mit Begleitung einer angemeſſenen Dotation, ernannte. Faſt alle europäiſchen Regenten zierten ihn mit den Inſignien ihrer höchſten Orden. England, wohin er ſich im Juni d. J. mit den verbündeten Monarchen begab, empfing ihn mit allen Zeichen der enthuſiaſtiſchen Verehrung, welche es nur den geprieſenſten Helden ſeiner eignen Nation zollen kann. In Oxford wurde er als Zeichen höchſter Ehre mit vielen Feierlichkeiten zum Doctor der Rechte ernannt. Von London zurück begab er ſich auf ſeine Güter in Schleſien, und lebte dort, bis 1815 die Landung Napoleons in Frankreich das preußiſche Heer wieder in das Feld rief. Er erhielt abermals das Obercommando und führte die Armee ſchnell bis in die Niederlande. Am 15. Juni eröffnete Napoleon die Feindſeligkeiten, und da die ganze verbündete Armee noch nicht hatte zuſammengezogen werden können, drangen die Franzoſen vor. Am 16. verlor Blücher die Schlacht bei Ligny, und gerieth ſelbſt durch den Sturz ſeines getödteten Pferdes, unter deſſen Körper er geworfen wurde, in die Gefahr, Leben oder Freiheit zu verlieren. Sein Glücksſtern rettete ihn. Nach dieſem unglücklichen aber ehrenvollen Tage zeigte ſich die wahre Größe des Feldmarſchalls und ſeines Heeres. Weit entfernt, durch dieſe Unfälle Faſſung und Muth zu verlieren, wurden beide dadurch nur verdoppelt, und am 18. erfocht Blücher, der in dem Augenblick der höchſten Kriſe auf dem Schlachtfelde eintraf, und Napoleon in Rücken und Flanke nahm, im Verein mit Wellington, den großen Sieg bei Belle Alliance oder Waterloo (ſ. d. Art.), deſſen alles entſcheidende Reſultate bekannt ſind. Er ſchlug den angebotenen Waffenſtillſtand ab, zwang Paris zu capituliren, und widerſetzte ſich bei ſeiner zweiten Einnahme dieſer Hauptſtadt nachdrücklich dem im vorigen Kriege ausgeübten Schonungsſyſtem, wiewohl nicht allenthalben mit völligem Erfolg. Um dieſes neue Verdienſt um Preußen und die allgemeine Sache zu erkennen, beehrte Friedrich Wilhelm III., da Blücher bereits im Beſitz aller zu erhaltenden Würden und Ehrenzeichen war, ihn mit einem eigenen für ihn allein beſtimmten Ordenszeichen. Es beſteht in einem von goldnen Strahlen umgebenen eiſernen Kreuz, das er ihm mit den Ausdrücken zuſchickte: „wie er zwar wohl wiſſe, daß keine goldnen Strahlen den Glanz ſeiner Verdienſte erhöhen könnten, es ihm jedoch Vergnügen gewähre, deren Anerkennung auch durch eine äußere entſprechende Auszeichnung zu beurkunden ꝛc.“ Nach dem pariſer Frieden zog ſich der Fürſt auf ſeine Güter zurück, wo er von den Beſchwerden des Krieges auf ſeinen wohl errungnen Lorbeern ausruhte, und am 12. Sept. 1819. zu Kriblowitz im 77. J. des Alters ſtarb. Roſtock errichtete ihm eine Bildſäule von Eiſen, wozu Göthe die Inſchrift dichtete.

Blum (Joach. Chriſt.) wurde d. 19. Nov. 1739 zu Rathenau in der Mark Brandenburg geboren, wo ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war. Er ſtudirte in Frankfurt unter Baumgarten, und verband ſich durch die innigſte Freundſchaft mit Abbt und Töllner. Nach Vollendung ſeiner Studien ging er nach ſeiner Vaterſtadt zurück, ohne ein beſtimmtes Geſchäft zu ſuchen. Seine Mitbürger nannten ihn deßhalb auch den Müßiggänger, bis er ſeine vortrefflichen **Spaziergänge** herausgab und ſie dadurch überzeugte, daß man auch ohne Amt auf eine nützliche Weiſe thätig und ſelbſt beim Spazierengehen zum Beſten ſeiner Mitmenſchen beſchäftigt ſein könne. Blum ſtarb d. 23. Auguſt 1790. Man kann ihn als Schriftſteller zunächſt einen eben ſo anmuthigen als lehrreichen Proſaiſten und leichten gefälligen Dichter nennen. — Von ſeinen Spaziergängen erſchien die erſte Auflage 1774; die dritte 1785.

Außer den Spaziergängen verdient auch noch ſein deutſches Sprichwörterbuch, 2 Bde. 1780 und 1782 bemerkt zu werden.

Blumauer (Aloys) Dieſer bekannte Dichter, geb. zu Steyer in Öſterreich ob der Ens d. 21. Dec. 1755 ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt, trat 1772 zu Wien in den Jeſuitenorden, privatiſirte daſelbſt nach der Aufhebung deſſelben, bis er als Cenſor angeſtellt wurde, welche Stelle er aber 1793 niederlegte, da er die Gräfferſche Buchhandlung übernahm, an der er ſchon ſeit 1786 einigen Antheil gehabt hatte. Er ſtarb den 16. März 1798. Seine traveſtirte Äneide machte ihn als einen Eingeweihten in die komiſche und ſcherzhafte Poeſie auf das rühmlichſte bekannt, und erwarb ihm die ausgebreitetſte Celebrität. Es iſt eine poetiſche Caricatur, reich an burleskem Witz und drolligen Verdrehungen. Dieſe Eigenſchaften findet man auch in mehrern ſeiner übrigen zahlreichen Gedichte. Einige derſelben athmen Feuer und Leben und ſind in einer ſchönen, correcten und männlichen Sprache vorgetragen. Zuweilen aber iſt ſein Witz gemein, die Sprache incorrect und das Mechaniſche des Versbaues verfehlt. In dem Trauerſpiele Erwine von Steinheim zeigte er ſich als Theaterdichter zu ſeinem Vortheil. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen 1801 bis 1802 zu Leipzig 8. in acht Bänden.

Blume, Blüthe. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche verwechſelt man häufig die beiden Ausdrücke; denn im vorzüglichen Sinne nennt man nur die Blüthen derjenigen Gewächſe, welche um der Blüthe willen in Gärten erzogen werden, **Blumen**. Von Fruchtgewächſen, z. B. Äpfel-, Birnen- und Pflaumbäumen, ſagt man **Blüthen**. Die Blumen unterſcheiden ſich von allen übrigen Theilen der Pflanzen 1. dadurch, daß an dem Orte, wo die Blume erſcheint, der Wuchs der Pflanze aufhört; 2. dadurch, daß die Blumen die Befruchtungswerkzeuge der Gewächſe enthalten. — Im Allgemeinen beſtehen die Blumen oder Blüthen aus dem **Kelche** oder der **Blumendecke**, aus der **Blumenkrone**, aus den **Staubgefäßen** und **Staubträgern**, welche wieder in mehrere Theile zerfallen, dem **Staubweg** oder **Stempel**, und dem **Fruchtkeim** oder **Fruchtknoten**. Die eigentlichen Befruchtungswerkzeuge ſind die weſentlichſten Theile der Blume, um derentwillen die übrigen da ſind. Auf ihnen beruht das wichtige Vermehrungsgeſchäft der Gewächſe, welches auf eine ähnliche Art, wie in der thieriſchen Schöpfung erfolgt. Die im Fache der Flora ſo zahlreich erſchienenen Schriften, und die in der Gartenkunſt vorgenommenen Verſuche und Unterſuchungen belehren über das Detail am beſten, deßhalb wir hier davon ſchweigen. Die Blumen ſind in Rückſicht ihres **Standorts** an der Pflanze ſehr verſchieden; viele ſtehen einzeln mit oder ohne Stiel auf der Pflanze, andere gehäuft. Die einzelnen Blüthen, woraus eine Blume zuſammengeſetzt iſt, nennt man **Blümchen**. Das Auge wird durch die ſchöne Zierde der Natur, **die Blume**, ergötzt. Der prächtige Farbenſchmuck, die ſchönen Zeichnungen und Schattirungen, welche ſich auf den Blumenblättern befinden, müſſen uns erfreuen und zur Bewunderung hinreißen. Eine vortreffliche Eigenſchaft derſelben iſt der liebliche und erquickende Geruch; nicht zu gedenken, daß alle dieſe Gewächſe einen großen Theil des Thierreichs durch ihren Honigſaft ernähren, wodurch ihn nachher der Menſch auch genießt. — In Treibhäuſern zeugt die menſchliche Kunſt mitten im Winter, wenn draußen die ganze Natur oder doch die Vegetation erſtorben ſcheint, Roſen, Hyacinthen und andere Blumen und zaubert gleichſam den Frühling

im Winter herbei. — Die Hinfälligkeit der mehreſten Blumen, welche ſie in ihrer größten Pracht überfällt, iſt bedauernswerth; manche blühen nur einige Stunden, manche nicht über einen Tag, andere hingegen Wochen lang. — Nur wenige behalten, abgebrochen und getrocknet, noch Jahre lang ihre Farbe, und dies ſind die ſogenannten Unſterblichen. Die mehreſten verwelken nach dem Abpflücken eher oder ſpäter, ſchrumpfen ein und werden unanſehnlich. Bei der Eintheilung der Gewächſe nach dem Sexualſyſtem leiſten die Blumen ſehr weſentliche Dienſte; denn außer, daß bei den mehreſten die Staubgefäße die Claſſe, und die Staubwege die Ordnung beſtimmen, geben die übrigen Theile der Blumen und ſelbſt die Bildung ihrer Geſchlechtstheile, nebſt der Beſchaffenheit der Frucht die Merkmahle der Geſchlechter ab. Blumenbette iſt in der Botanik der unterſte Theil der Blume, auf welchem die übrigen Theile ſitzen, der Ort, wo die Blume anfängt, oder wo der Stiel ſich in die Blume ſelbſt ausbreitet; auch der Blumenboden. — Blumenblatt und Blumenkrone, können füglich zuſammengefaßt werden. Die Blumenkrone beſteht aus den Blumenblättern. Sie macht bei den mehreſten Blumen die innere oder zweite Bedeckung der Befruchtungstheile aus, und hat zunächſt die Beſtimmung, jene Theile zu beſchirmen. Für das Auge iſt ſie der ſchönſte Theil. Die Blume iſt es eigentlich, welche mit den ſchönſten Zeichnungen und Farben prangt. Nicht alle Blumen haben eine Krone oder Blumenblätter, bei vielen ſind die Befruchtungswerkzeuge nur mit dem Kelche umgeben. Blumen, deren Krone nur aus einem Blatte beſteht, nennt man einblättrige, andere haben zwei, drei, vier, fünf, ſechs und mehrere Blätter, und werden nach deren Zahl benannt; die über ſechs Blätter haben, heißen vielblättrige. — Die Geſtalt der Blumenkronen überhaupt iſt bewundernswürdig mannichfaltig, ſo daß man für jede einzelne Form unmöglich Namen finden würde. — Jeder Freund der Natur, und ihrer Erzeugniſſe lernt die ſchönen und mannichfaltigen Geſtalten der Blumenkrone am beſten durch eigene Unterſuchung und Zergliederung der Blumen kennen. — Der innere Bau eines Blumenblattes, mithin der ganzen Krone, iſt künſtlicher und zuſammengeſetzter, als man ahnet. Man bemerkt daran ein Oberhäutchen, ein ſchwammiges Gewebe und Bündel von Gefäßen, die ſich in verſchiedene Äſte vertheilen. Blumenſcheide iſt ein längliches Blatt, welches mit ſeinem untern Ende den Stängel umfaßt, und den Blumen, ehe ſie ſich entwickeln, zur Bedeckung dient, nach der Entwickelung aber bald mehr, bald weniger von ihnen entfernt iſt (Spatha). Blumenſtiel iſt der Stiel einer Blume. In der Botanik heißt ein wurzelſtöckiger Blumenſtiel (Pedunculus radicalis) derjenige Schaft, der nur eine Blume trägt; ein allgemeiner Blumenſtiel (Ped. communis) heißt er, wenn mehrere Blumenſtiele ſich in einen vereinigen; ein beſonderer (partialis) iſt jeder einzelne auf einem allgemeinen ſtehende; auf dem Blattſtiel ſitzend (petiolaris) wird er genannt, wenn er auf dem Blumenſtiele befeſtigt iſt; dem Blatte gegenüberſtehend (oppositifolius), wenn er auf der andern Seite dem Blatte gerade gegenüberſteht; ſeitwärts ſitzend (laterifolius), wenn er am Stängel zur Seite des Blattes ſitzt; unter dem Blatte ſitzend (extrafoliaceus), wenn er am Stängel unter dem Blatte feſtſitzt; zwiſchen den Blättern ſitzend (intrafoliaceus), wenn er in der Mitte zwiſchen den Blättern am Stengel ſitzt; einander gegenüberſtehend (oppoſitiflorus), wenn die einzelnen Blumenſtiele gerade gegenüberſtehen. Ein eingehüllter Blumenſtiel (Pedunculus involutus) iſt ein ſolcher, der mit

einer Hülle umgeben iſt. — Blumenkaiſer iſt eine Blume, aus welcher noch eine zweite und aus dieſer noch eine dritte hervorſproßt, ſo daß ihrer drei über einander ſtehen. Blumenuhr iſt eine Ordnung von Blumen auf einem Beete, deren Kelche ſich zu beſtimmten Zeiten auf- oder zuſchließen, und auf dieſe Weiſe dem Kenner die Stunden anzeigen.

Blumen (künſtliche), werden aus Federn, Batiſt, Taffet, Biscuit, vorzüglich aber aus den Coconshäuten der Seidenwürmer verfertigt. Dieſe Sorte liefert beſonders Italien in großer Menge, und man nennt ſie daher auch italieniſche Blumen. Die ſchönſten Blumen liefert Paris, doch auch in Berlin, Wien, Nürnberg u. a. O. werden ſolche Blumen in großer Vollkommenheit verfertigt. Der natürliche Geruch wird den künſtlichen Blumen durch das Benetzen mit wohlriechenden Ölen gegeben.

Blumenbach (Johann Friedrich), geheimer Medicinalrath. Dieſer philoſophiſche Naturforſcher gehört gegenwärtig zu den erſten Zierden der Univerſität Göttingen, auf der er ſeit mehr als vierzig Jahren mit raſtloſer Thätigkeit ſehr faßliche, vielbeſuchte Vorleſungen über Naturgeſchichte, Phyſiologie, Oſteologie, vergleichende Anatomie, Pathologie und mediciniſche Literargeſchichte hält. Über alle dieſe Wiſſenſchaften hat er mit trefflichem Blicke ordnungsvoll und bündig geſchrieben, und dieſe Schriften — ihr anſehnliches Verzeichniß liefert Meuſels gelehrtes Deutſchland — tragen das Gepräge ſeines eigenthümlichen, unverkennbaren Genies, und haben wegen ihres reellen Werthes großen Beifall und zum Theil mehrere Auflagen erhalten. Sein meiſterhaftes, jetzt aber doch ſchon in etwas veraltetes, Handbuch der Naturgeſchichte iſt (1807) bereits zum achtenmale aufgelegt worden. Blumenbach iſt am 11. Mai 1752 zu Gotha geboren, ſtudirte in Jena und Göttingen, wo er 1775 das mediciniſche Doctorat, 1776 die Aufſicht über das Naturaliencabinet der Univerſität und eine außerordentliche, ſo wie 1778 eine ordentliche Profeſſur der Medicin erlangte. Im Sommer 1783 unternahm er eine gelehrte Reiſe nach der Schweiz, und ſpäter eine nach England, wo ihm beſonders das Wohlwollen des berühmten Ritters Banks ſehr nützlich war. Er beſitzt, außer vortrefflichen naturhiſtoriſchen Werken und Kupferſtichen, herrliche naturhiſtoriſche Sammlungen, unter welchen insbeſondere die Schädelſammlung in ihrer Art einzig iſt.

Blumenhandel in Holland. Harlem war in ältern Zeiten der Hauptſitz dieſes famöſen Handels, von dem einige nähere Nachrichten nicht ohne Intereſſe ſein werden. Es war in den Jahren 1636 und 1637, als in Holland der berüchtigte Tulpenſchwindel regierte. Man ſah in dieſer Zeit viele vermögende Perſonen dabei zu Grunde gehen und Arme dagegen zu Reichthum gelangen. Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht beſaß, für unerhörte Summen, mit der Bedingung, ſelbige dem Käufer in einer feſtgeſetzten Zeit zu liefern. Für eine einzige Semper Auguſtus bezahlte man 13,000 Fl., und für drei dito zuſammen 30,000 Fl., für 200 Aße von derſelben 4500 Fl., für 400 Aße Admiral Lieffenshoek über 4000 Fl., für Admiral Enkhuizen über 5000 Fl. u. ſ. w. Für einen Viceroi gab man folgende Artikel: zwei Laſt Waizen, vier Laſt Roggen, vier fette Ochſen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxhoft Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, 1000 Pfund Käſe, einen Bündel Kleider und einen ſilbernen Becher. In Alkmaar verkaufte man in einer öffentlichen Auction für mehr als 90,000 Fl. Zwiebeln. In derſelben Zeit gewann

jemand in Amſterdam in vier Monaten über 60.000 Fl. bei dieſem Handel. In einer einzigen holländiſchen Stadt ſollen über zehn Millionen Tulpenzwiebeln debitirt worden ſein. Aber dieſe Schwindelperiode konnte von keiner langen Dauer ſein. Die Käufer weigerten ſich, die vorbedungenen Summen zu zahlen, und als die Staaten am 27. April 1637 beſtimmten, daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden ſollten, ſtürzten die tollen Preiſe auf einmal, und man konnte nun eine Semper Auguſtus um 50 Fl. haben. Dennoch waren auch nachher die Summen, die man durch die Hervorbringung neuer und ſeltener Tulpengewächſe gewann, nicht unbedeutend, und noch jetzt findet man in den Verzeichniſſen der harlemer Blumiſten die Preiſe von 25 bis 150 Fl. für einzelne rare Tulpen. Bis zur franzöſiſchen Revolution zogen die harlemer Blumiſten ihre Tulpenzwiebeln vornehmlich aus Ryſſel und andern Städten Flanderns, wo ſich die Geiſtlichen mit der Cultur derſelben beſchäftigten, nachher haben die Harlemer ſich ſelbſt der Cultur befleißigt, doch iſt der ganze Tulpenhandel nicht mehr von ſo ſonderlicher Bedeutung. Aber auch nach dem Verfall des Tulpenhandels verlor Alkmaar den Ruf nicht, die erſten Liebhaber und Kenner von Blumengewächſen zu beſitzen. Vermögende Perſonen trieben die Zucht der Blumen, beſonders auch der Hyacinthen. Theils von dieſen, theils von auswärts her verſahen ſich die Blumiſten nicht nur mit Hyacinthen, ſondern auch mit Ranunkeln, Aurikeln, Nelken, Anemonen und andern Blumen, die allmählig zahlreicher bei ihnen beſtellt wurden. Das Geſchäft gewann von Jahr zu Jahr an Ausdehnung, und Harlem iſt bis jetzt der Stapelplatz deſſen geblieben, was ſchön und vollkommen in dieſer Waare genannt werden kann. Die Hyacinthen fingen erſt um das Jahr 1730 an, recht empor zu kommen. Man bezahlte in dieſem Jahre für Passe non plus ultra 1850 Fl., und für 1/16 Ophir, wovon die ganze Zwiebel jetzt ein Paar Stüber koſtet, 275 Fl. Im Jahr 1776 ſtand der harlemer Blumenhandel in einem hohen Flor, und noch im J. 1785 gab man für den Marquis de la Coſte 750 Fl. Seitdem ſind die Preiſe der Hyacinthen ebenfalls ſehr geſunken, wiewohl man in den Verzeichniſſen auch noch gewiſſe doppelte Hyacinthen mit Preiſen von 25 bis 100 Fl. angeführt findet. Die ſehr verbreitete Liebhaberei, allerlei Blumen, und beſonders Hyacinthen, im Winter auf Gläſern und in Töpfen zu ziehen, hält dieſen Handel noch aufrecht. Zwiſchen Alkmaar und Leyden ſind über 20 Morgen Landes (à 600 Ruthen) allein den Hyacinthen gewidmet, die in dem ſandigen und lockeren Boden ganz vorzüglich gedeihen. Es wird noch immer viel daran gewonnen, und man zählt in und um Harlem außer vielen kleinen, wohl zwölf oder dreizehn große Blumiſten. Sie hatten in Friedenszeiten nicht nur Verſendungen nach Deutſchland, Rußland, England u. ſ. w., ſondern ſelbſt bis nach der Türkei und dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Jetzt iſt theils durch die Zeitumſtände, theils aber auch dadurch dieſer Handel ſehr verdorben worden, daß einzelne harlemer Blumiſten übermäßig große Partien Zwiebeln allenthalben in Commiſſion geben, und in Auctionen und ſonſt verſchleudern laſſen. Außer den angeführten verſenden die Harlemer noch Tazetten, Jonquillen, weiße Lilien, Mortagons, Iris, Fritillarien, Krokus und andere Blumengewächſe, auch allerlei Sämereien, Obſtbäume und Treibhausgewächſe.

Blumenorden, ſ. Pegnitzorden.

Blumenſpiele (jeux floraux), welche in Toulouſe jährlich gehalten werden. Schon in dem Zeitalter der Troubadours beſaß Toulouſe ein literariſches Inſtitut unter dem Namen: Collège du gai savoir, oder de la gaie science (Collegium der fröhlichen Wiſſenſchaft, wie man die Dichtkunſt nannte). Es wurde noch vor dem Jahr 1323 geſtiftet. Sieben Troubadours unter einem Kanzler bildeten dies Collegium, welches Doctoren und Baccalaureen creirte, und lehrten die Geſetze der Liebe (lois d'amors, auch fleurs du gai savoir genannt) in ihrem Palaſt und dem Garten dieſes Palaſtes. Im Jahr 1323 erließen ſie einen verſificirten Brief an alle Dichter der Sprache von Oc, und luden ſie zum 3. Mai 1324 zu einem Liederfeſte ein, dem Verfaſſer des beſten Gedichts ein Veilchen aus feinem Golde verheißend. Der berühmte Troubadour, Arnaud Vidal, gewann damals dieſen Preis. Die Capitoule (Magiſtrate) der Stadt aber, die ebenfalls eingeladen worden, erboten ſich, um ein Feſt aufzumuntern, das zur Verherrlichung von Toulouſe gereichte, künftig das goldene Veilchen zu liefern. Um den Glanz des jährlichen Feſtes zu erhöhen, fügte man dem goldnen Veilchen noch zwei andere Preiſe zu, eine wilde Roſe (Eglantine) und eine Ringelblume (Souci), beide aus Silber. Ähnliche Inſtitute entſtanden in der Folge zu Barcelona unter König Johann, und zu Tortoſa unter König Martin; dagegen gerieth jene urſprüngliche Stiftung zu Toulouſe, wegen der ungünſtigen Zeitumſtände, in Verfall und war nach Verlauf eines Jahrhunderts dem Untergang nahe, als Clemence Iſaure es durch ihre reiche Stiftung neu belebte. (S. d. Art. **Clemence Iſaure**). Sie beſtätigte durch ihr Teſtament die beträchtliche Schenkung für die Feier dieſes poetiſchen Feſtes, welches nun unter dem Namen: Jeux floraux, fortgeſetzt wurde. Eine Meſſe, eine Predigt und Almoſen eröffneten nun ſtets die Feierlichkeit. Vor der Preisvertheilung wurde Clemencens Grab mit Roſen beſtreut. Reichere Blumen befeuerten den Wetteifer der Sänger. Fünf Preiſe wurden feſtgeſetzt,ein Tauſendſchön (Amaranthe) von Gold, 400 Livres werth, für die ſchönſte Ode; ein Veilchen von Silber, 250 Livres werth, für eine kurze Heroide, von wenigſtens ſechzig und höchſtens hundert Verſen; eine wilde Roſe (Eglantine) von Silber, 250 Livres werth, für einen Aufſatz in Proſa, deſſen Leſung wenigſtens eine Viertel- und höchſtens eine halbe Stunde währt; eine ſilberne Ringelblume, 200 Livres werth, für eine Ekloge, eine Elegie oder eine Idylle; eine ſilberne Lilie endlich, 60 Livres werth, für das ſchönſte Sonett zu Ehren der heil. Jungfrau oder die beſte Hymne auf dieſelbe. Statt der Doctoren giebt es nun Meiſter der Blumenſpiele und vierzig Mainteneurs oder Richter. Im J. 1694 ward das Collegium der Blumenſpiele förmlich zu einer Akademie erhoben. Das Amt des Kanzlers und andere Unterſchiede des Ranges wurden 1773 abgeſchafft. Die Siegel führt der beſtändige Secretär, und den Vorſitz ein Mitglied unter dem Titel Moderateur. Dieſer wechſelt alle drei Monate nach dem Looſe. Nach einer funfzehnjährigen Unterbrechung von 1790 bis 1806 verſammelten ſich in letzterm Jahre die Mainteneurs zum erſtenmal wieder in Toulouſe, und die Akademie trat aufs neue in Thätigkeit und vertheilte nach altem Gebrauch die von Clemence Iſaure geſtifteten Blumenpreiſe. Seitdem iſt das Feſt, an das ſich die Erinnerung einer ſchönen Dichterzeit knüpft, jährlich wieder gefeiert worden, und der für die franzöſiſche Poeſie zu früh verſtorbne liebliche Dichter Millevoye erwarb ſich hier manche unverwelkliche Blume. Die Akademie verſammelt ſich auf dem Rathhauſe in Toulouſe, wel-

ches Capitolium genannt wird. Pritevie - Pritavi hat eine vollſtändige Geſchichte dieſer Akademie herausgegeben.

Blumenſtück nennt man in der Mahlerei eine Darſtellung von Blumen, worin dieſe ein Kunſtwerk für ſich ausmachen. Wenn es nicht zu läugnen iſt, daß ſolche Darſtellungen, wobei täuſchende Wahrheit das höchſte Erreichbare iſt, nur zu den untergeordneten Arten der Mahlerei gehören, und daß ein Mahler damit noch nicht den Namen eines äſthetiſchen Künſtlers verdient, ſo können ſie doch ſehr wohl unter einem höheren Charakter, als dem der Nachahmung, erſcheinen, und durch ſinnige Anordnung und Wahl auch ein wahres äſthetiſches Verdienſt erlangen. Als die berühmteſten Blumenmahler nennen wir Huyſum, Rachel Ruyſch, Segher, Verendael, Mignon und Roepel, welcher letztere ſein Leben in das Vergnügen, die Blumen ſeines Gartens zu betrachten und zu mahlen, theilte. (Vergl. Mahlerei.)

Blut iſt die rothe, in den Adern thieriſcher Körper befindliche Flüſſigkeit. Das Blut befindet ſich, außer dem menſchlichen Körper, in allen Säugthieren, Vögeln, Amphibien und Fiſchen; bei den letztern beiden Thierclaſſen aber mit dem wichtigen Unterſchiede, daß der Wärmegrad ihres Blutes nicht ſo hoch iſt, als bei den erſtern, daher ihr Blut für das Gefühl jener gleichſam kalt zu ſein ſcheint, und ſie deßhalb auch kaltblütige, jene aber warmblütige Thiere genannt werden. Die Inſecten und Würmer haben ſtatt des Blutes einen Saft von weißlicher Farbe, der mit dem eigentlichen Blute nicht verglichen werden kann, ob man ihn gleichwohl auch weißes Blut nennt. Das Blut enthält zwei verſchiedene Subſtanzen, die ſich beim Gerinnen von einander ſcheiden; das Blutwaſſer, eine wäßrige eiweißähnliche Subſtanz, und eine dicke, ſchleimige Materie, der eigentlich die rothe Farbe zukommt, die viel ſchwerer iſt als jene und Blutkuchen heißt. Sie läßt ſich aber auch wieder in zwei verſchiedene Beſtandtheile trennen, den Cruor, oder eigentlichen rothen Theil des Blutes, und in die gerinnbare Lymphe, welcher eigentlich das Gerinnen des Blutes zuzuſchreiben iſt. Der Cruor beſteht aus phosphorſaurem Eiſen mit etwas Eiweißſtoff verbunden. Von ihm rührt eigentlich die rothe Farbe des Blutes her. Durch ſtarke Vergrößerungsgläſer bemerkt man in dem Blute des lebendigen Thieres, oder in friſchgelaſſenem Blute, daß es, beſonders der Cruor, aus kugelförmigen Bläschen, den ſogenannten Blutkügelchen, beſteht, deren Größe etwa den dreihundertſten Theil einer Linie beträgt. In dem, wenn ſchon nur kurze Zeit, ſtehenden abgelaſſenen Blute bemerkt man ſie nicht. Sie ſind die Wirkung des im Blute herrſchenden Lebens; je kräftiger und geſünder das Thier iſt, deſto mehrere Blutkügelchen bemerkt man in dem Blute deſſelben. Sie zeigen gleichſam den Übergang vom geſtaltloſen Flüſſigen zur Urform der erſten organiſchen Bildung an. Für das Leben des thieriſchen Körpers iſt das Blut von der größten Wichtigkeit, und man kann es füglich als den Quell des Lebens anſehen. Es iſt, ſo lange der Körper lebt, in ſteter Bewegung, welche nur mit dem Tode aufhört. Außerhalb des Körpers geht mit demſelben bald eine auffallende Veränderung vor; es fängt an zu gerinnen, und geht hernach zuerſt in einer ſaure, dann in eine faule Gährung über. — Alles Blut nimmt ſeinen Urſprung aus dem Milchſafte, und ſetzt nach und nach die für die Erhaltung und das Wachsthum des Körpers erfoderlichen Nahrungsſäfte durch eine Menge hierzu geeigneter Gefäße ab. Dies geſchieht, während es aus dem Herzen bis zu den entfernteſten Theilen des Körpers, und von da wieder zurückgetrieben wird. — Der Blut-

umlauf iſt gleichſam die Grundlage und erſte Bedingung des Lebens. Mit ihm hört alles Leben, und folglich jede übrige Verrichtung des thieriſchen Körpers auf. Das Herz, der Mittelpunct des Blutumlaufs, hat eine doppelte Bewegung, welche unaufhörlich wechſelt; die eine iſt zuſammenziehend, die andere erweiternd. Mit dem Herzen ſind zwei Arten von Canälen verbunden, wovon die eine Schlagadern, die andere Blutadern heißt. Jene führen das Blut aus dem Herzen nach den äußerſten Theilen des Körpers, dieſe nehmen es aus dem ganzen Körper wieder auf und bringen es nach dem Herzen zurück. Der Umlauf des Blutes geht mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit vor ſich; ſtrömte es mit gleicher Geſchwindigkeit gerade und ohne Krümmungen fort, ſo würde es in einer einzigen Minute ungefähr 149 Fuß durchlaufen. Dieſen Grad von Schnelligkeit hat das Blut aber nur in den nahe am Herzen befindlichen größern Canälen; je weiter es ſich vom Herzen entfernt, deſto mehr nimmt auch jene Geſchwindigkeit ab. Man kann in einem erwachſenen Menſchen von gewöhnlicher Conſtitution eine Blutmaſſe von 24 bis 30 Pfund annehmen.

Blutader, eigentlich eine jede Ader, die Blut in ſich enthält; im Gegenſatze der Bandadern, Erzadern, Waſſeradern. In engerer Bedeutung: Adern, welche aus den Theilen des Körpers das Blut zu dem Herzen zurückführen (Venae), im Gegenſatze der Schlagadern (Arteriae). (Vergl. Adern.) Blutauge iſt ein blutiges Auge; bei den Ärzten eine Ergießung des Bluts in die vordere und hintere Augenkammer, durch einen Schlag aufs Auge, durch heftige Anſtrengung beim Erbrechen, Huſten u. ſ. w. (Hypoena). Blutregen iſt ein Regen, nach welchem man rothe Flecken bemerkt, die man für Blut, das mit dem Regen herabgefallen ſei, hielt, oder doch ſo nannte, welche aber von kleinen rothen Ziefern (Inſecten) herrühren, oder auch von gewiſſen kleinen Schmetterlingen, welche, wenn ſie auskriechen, an den Mauern der Häuſer rothe Flecken zurücklaſſen. Blutſpeien oder eigentlich Bluthuſten iſt diejenige Krankheit da man durch Huſten Blut aus der Lunge wirft. Blutbrechen, auch ſchwarze Krankheit (morbus niger), wenn Blut durch Brechen aus dem Magen ausgeworfen wird. Wird auf einmal eine große Menge Blut ausgeworfen, ſo iſt es ein Blutſturz.

Blutbereitung, ſ. Aſſimilation und Ernährung.

Blutgefäße ſind die Gefäße oder Röhren im thieriſchen Körper, in welchen das Blut ſeinen Umlauf hält, die Adern. (S. d. Art.)

Bluthochzeit (Pariſer). Dieſe ſchreckliche, in den Jahrbüchern der Menſchheit verewigte Begebenheit ereignete ſich unter Carl IX., König von Frankreich. Schon unter den vorigen Königen waren diejenigen, welche der reformirten Kirche anhingen, auf das unmenſchlichſte behandelt worden; der König Franz verfolgte ſie, weil er glaubte, ihre Lehre predige Ungehorſam und Empörung. Unter Heinrich II., welcher ſich ſeinen Maitreſſen und Günſtlingen überließ, hatte der Parteigeiſt und die Religionsverfolgung freies Spiel, und das Schickſal der reformirten Bürger war ſchrecklich; man ſchund den Ketzern die Haut ab, rieb das rohe Fleiſch mit Schwefel, und hing die Körper an eiſernen Ketten über Kohlen. Indeſſen hatten ſich dieſelben doch ſehr verbreitet. Unter Heinrichs Nachfolger und Sohn, Franz II., welcher ganz unmündig am Geiſte war, und deſſen Schwäche Alle benutzen wollten, um die Regierung an ſich zu ziehen, war es vorzüglich die Eiferſucht der Großen gegen einander, welche, in-

dem ſie ſich hinter die Religion verbarg, die innern Unruhen immer höher und höher zu treiben anfing. Franz, Herzog von Guiſe, und Ludwig, Prinz von Condé (ein Verwandter des Hauſes Montmorency, welches ſchon unter der vorigen Regierung wider die Guiſen gearbeitet hatte), bildeten zwei entgegengeſetzte Parteien. Guiſe und ſein Bruder waren eifrig katholiſch; dies war genug für Condé, ſich zum Haupte der Reformirten oder Hugonotten zu machen. Zu gleicher Zeit hegte Catharina von Medicis die ehrſüchtigſten Plane. Nach dem plötzlichen Tode Franz II. ward ſie Regentin für ihren zehnjährigen Sohn Carl IX., und fand ſich jetzt bewogen, nachdem ſie ſich vorher zu den Guiſen gehalten hatte, dieſen zum Trotz den Reformirten ein Toleranz-Edict zu geben. Die Guiſiſche Partei dagegen überredete das Volk, daß die katholiſche Religion in der größten Gefahr ſei. Die Hugonotten werden aufs grauſamſte gemißhandelt; Prinz Condé greift zu den Waffen, und der bürgerliche Krieg nimmt ſeinen Anfang. Die Guiſen ſuchen ſpaniſche, Condé engliſche Unterſtützung. Von beiden Seiten macht man ſich der abſcheulichſten Grauſamkeiten ſchuldig, und ſchließt Nothfrieden. Die Königin Mutter läßt nun den König, da er ins vierzehnte Jahr getreten war, für mündig erklären, um unter ſeinem Namen deſto freier regieren zu können. Herzog Franz von Guiſe war bei der Belagerung von Orleans von einem Hugonotten meuchelmörderiſch getödtet worden; allein ſein Geiſt lebte in ſeinem Hauſe fort, welches den Admiral Coligny für den Urheber dieſes Meuchelmordes hielt; auch ſahen die Hugonotten bald ein, daß die Königin Mutter ſie haßte; Condé und Coligny ſetzten ſich daher in Verfaſſung. Der König hatte ſich überreden laſſen, daß es auf ſein Leben abgeſehen ſei, und faßte einen unverſöhnlichen Haß gegen die Hugonotten. Der Hof ſuchte indeß Zeit zu gewinnen und ſich des Prinzen und des Admirals durch Liſt zu bemächtigen, dieſes ſchlug fehl, und die Feindſeligkeiten fingen heftiger wieder an. Condé wird gefangen genommen (1569), und als ein Kriegsgefangener von dem Hauptmann von Montesquieu erſchoſſen. Coligny ſammelt die Reſte des geſchlagenen Heeres; der Prinz Heinrich von Béarn (einer zu Navarra gehörigen Landſchaft, von welcher der Erbprinz von Navarra ſeinen Namen führte), nachmaliger Heinrich IV., König von Navarra und Frankreich, welcher nach Condé's Tode das Haupt der Reformirten ward, wird zum oberſten Feldherrn erklärt, und Coligny führt im Namen des Prinzen Heinrich von Condé, welcher die Ermordung ſeines Vaters zu rächen ſchwur, das Commando. Allein es fehlt ihm an Geld, und er wird geſchlagen. Am nachtheiligſten für die Hugonotten war jedoch der darauf folgende ſcheinbar vortheilhafte Friede zu St. Germain en Laye (am 8. Auguſt 1570); dieſer Friede ſchläferte die Häupter der Hugonotten ein, vorzüglich den Admiral Coligny, welcher des bürgerlichen Krieges müde war. Der König ſchien ſich gänzlich von dem Einfluſſe der Guiſen und ſeiner Mutter losgeriſſen zu haben; er ruft den alten Coligny, die Stütze der Hugonotten, an ſeinen Hof und ehrt ihn als Vater, die feinſten Mittel werden angewandt, dieſer Täuſchung das Anſehen von Wahrheit zu geben; die Schweſter des Königs wird an den Prinzen von Béarn vermählt (am 13. Auguſt). Einige ahneten nichts Gutes, und warnten den Admiral; aber dieſer glaubte nicht, daß der König einen Meuchelmord durch das ganze Land anbefehlen werde, und doch war es ſo. Am 22. Auguſt geſchieht aus einem Fenſter ein Schuß

auf den Admiral, und verwundet ihn am Arm; der König eilt zu ihm und ſchwört ihn zu rächen. Aber noch an demſelben Tage läßt ſich der König von ſeiner Mutter überreden, der Admiral ſtehe ihm nach dem Leben. „Bei dem Tode Gottes!“ ſchrie er, „man tödte den Admiral, aber ihn nicht allein, ſondern alle Hugonotten, damit auch nicht einer übrig bleibe, der uns beunruhigen könne!“ Die Nacht darauf hält man Blutrath; die Nacht auf den Bartholomäustag zwiſchen dem 24. und 25. Auguſt 1572 wird zur Ausführung beſtimmt. Der Herzog von Guiſe bricht in das Haus des ſchwer verwundeten Coligny; ein Deutſcher, Namens *Behm*, verſetzt dem ſchwachen Greiſe den erſten Stich; ſeinen Körper giebt man den ſchändlichſten Mißhandlungen Preis. Nach der gelungenen Ermordung des Admirals gab eine Glocke auf dem Thurme des königlichen Schloſſes in der Stunde der Mitternacht den verſammelten Bürgercompagnien das Zeichen zu einer allgemeinen Niedermetzelung aller Hugonotten. Der Prinz von Condé und der König von Navarra retteten ihr Leben nur dadurch, daß ſie in die Meſſe gingen und ſcheinbar zur katholiſchen Kirche übertraten. Zu gleicher Zeit breiteten königliche Befehle das Blutbad im ganzen Lande aus, und wenn auch hier und da einige Scharfrichter und Soldaten mehr Ehr- und Menſchenliebe, als die Pariſer, hatten, ſo fanden ſich doch Werkzeuge der Ermordung genug. Dreißig Tage hindurch dauerte faſt in allen Provinzen dieſe Abſcheulichkeit, und man zählt an 30,000 Menſchen, welche hingeopfert wurden. Zu Rom wurden die Kanonen gelöſ't! der Papſt ſchrieb ein Jubeljahr aus, und verordnete eine Prozeſſion in der Ludwigskirche. — Bei dem allen erreichten die unvernünftigen Eiferer ihren Zweck nicht. Diejenigen von den Hugonotten, welche ſich gerettet hatten, flüchteten in unwegſame Gebirge und nach Rochelle. Der Herzog von Anjou übernahm die Belagerung; aber während derſelben erhielt er die Nachricht, daß ihn die Polen zum Könige gewählt hätten. Er ſchloß am 6. Juli 1573 einen Vergleich, und der König bewilligte den Hugonotten in gewiſſen Städten Religionsübung. Der Hof gewann mithin durch die *pariſer Bluthochzeit* nichts, als daß die Hugonotten für die Zukunft mehr auf ihrer Hut ſtanden und ſich gegen neue Angriffe rüſteten. Eine ausführliche Erzählung dieſer ſchrecklichen Begebenheit iſt *Curths* Barthelomäusnacht; ein Werk, das in jeder Rückſicht Empfehlung verdient. (Leipz. 1814. 1 Thlr. 16 Gr.)

Blutrache, die noch jetzt bei den Arabern und andern kriegeriſchen Völkern von Aſien, Afrika und Amerika, auch vor kurzem noch in Corſica herrſchende Sitte, einen Mord von Seiten der Verwandten des Ermordeten durch die Ermordung des Mörders oder ſeiner Verwandten zu rächen. Sie iſt in der Regel die Pflicht des nächſten Anverwandten des Ermordeten. Der Vater rächt den Sohn und umgekehrt, der Bruder den Bruder u. ſ. w. Sie wird oft Jahre lang geſucht und gegenſeitig fortgeſetzt, und verwickelt nicht ſelten ganze Stämme in die langwierigſten und blutigſten Fehden, deren Ausſöhnung meiſt höchſt ſchwierig iſt.

Blutſchande (ihre Definition gehört nicht hieher) haben die poſitiven Legislationen aus dem Religionsſyſtem aufgenommen. Das Naturrecht kennt ſie nicht, desgleichen zählt der Code Napoléon ſie nicht unter den Delictis carnis mit auf, von dem triftigen Grundſatze ausgehend, daß Verpönung dieſer Art von Verbrechen zu nichts als zu deren Verheimlichung dient, und daß die Strafe der öffentlichen Meinung genügt. Das natürliche Sittlichkeitsgefühl hat von jeher bei allen Nationen die Ehe und den Beiſchlaf zwiſchen Des-

cendenten und Aſcendenten verboten, nicht ſo zwiſchen Geſchwiſtern, welche bei den Perſern, Athenern, Ägyptiern ꝛc. ſich heirathen durften. Eine ſittliche Bildung dehnte die verbotenen Verwandtſchaftsgrade aus, und moraliſcher und religiöſer Pedantismus überdehnte ſie, und ſprang ſogar auf die geiſtige Verwandtſchaft der Gevattern über. Es iſt zu hoffen, daß die Aufklärung unſerer Tage, welche ſich zeither ſchon in der Füglichkeit der Diſpenſationen offenbart hat, den Inceſt nur auf Ältern, Kinder und Geſchwiſter beſchränken werde, wenn anders die Conſiſtorien die ergiebigen Diſpenſationsſporteln aufopfern wollen. A.

Blutsfreundſchaft (im Naturrechte) wird durch das Verhältniß begründet, in welchem eine Perſon gegen die andere aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung ſich befindet. Da der zeugende Theil etwas von ſeiner animaliſchen Subſtanz anwendet, um daraus die animaliſche Subſtanz des andern, des Gezeugten, zu bilden, ſo entſteht daraus das allgemeine Princip: je größer die Übereinſtimmung des animaliſchen Weſens einer Perſon mit dem animaliſchen Weſen der andern aus dem Grunde einer vorhergegangenen Zeugung iſt, deſto größer iſt der Grad der Blutsfreundſchaft unter ihnen. Daher iſt zwiſchen einer zeugenden und der von ihr durch die Zeugung abſtammenden Perſon nach der Natur ein größerer Grad der Blutsfreundſchaft, als zwiſchen denen, welche von einer Perſon, als ihrem gemeinſchaftlichen Stammvater, herkommen. Daher iſt die Verwandtſchaft oder der Grad der Blutsfreundſchaft unter ſolchen Perſonen, die mit einander in einer geraden Linie ſtehen, größer, als der Grad der Blutsverwandtſchaft unter ſolchen Perſonen, die durch verſchiedene Seitenlinien mit einander verbunden ſind. Die Perſonen in gerader Linie ſind gleichſam lauter Entwickelungen des nämlichen Keimes, der in dem Stammvater befindlich war. Jede Seitenlinie aber iſt Entwicklung eines eigenen oder beſondern Keims, der von dem Keime des andern unterſchieden iſt, und nur darin mit demſelben übereinkommt, daß er mit jenem zugleich im Stammvater exiſtirte. Wenn man alſo nach der Verwandtſchaft zweier Perſon aus zwei Seitenlinien einer Familie fragt, ſo iſt dies in der That eine ganz andere Verwandtſchaft als die, welche ſich zwiſchen zwei Perſonen aus einer geraden Linie befindet. Mithin können auch die Zeugungen aus einer Linie nicht auf die andere Seitenlinie fortgezählt werden, wenn man die Grade der Verwandtſchaft zwiſchen zwei Perſonen aus zwei Seitenlinien richtig beſtimmen will. Die einzige naturgemäße Regel iſt in dem Falle die, daß man die Zeugungen vom gemeinſchaftlichen Stamme in jeder Seitenlinie bis auf die Perſon zählt, nach deren Verwandtſchaft man fragt, und den Abſtand jeder dieſer Perſonen von dem gemeinſchaftlichen Stamme in der Zahl der letzten Zeugung aus jeder Linie ausdrückt. Wenn man aber die Verwandtſchaft zweier Perſonen in einer geraden Linie den Graden nach bezeichnen will, ſo zählt man die Zeugungen von der einen zur andern.

Bluttaufe wurde zuerſt von Tertullian der Märtyrertod genannt, den er und nach ihm eine Menge anderer chriſtlicher Lehrer als eine zweite, zur Vergebung der Sünden noch kräftigere Taufe betrachten lehrte, und den Gläubigen dringend empfahl. Vergl. d. Art. **Märtyrer.**

Boccaccio (Govanni), deſſen Namen, wie Mazzuchelli mit Recht ſagt, allein für tauſend Lobſprüche gilt, war im J. 1313 geboren. Sein Vater war Kaufmann in Florenz, aber ſeine Familie ſtammt

von Certaldo, einem Dorfe in Toscana; daher er ſich ſelbſt da Certaldo nennt. Boccaz war die uneheliche Frucht einer Verbindung, welche ſein Vater zu Paris, wohin ihn Handelsgeſchäfte gerufen, eingegangen war und wurde daſelbſt geboren. Frühzeitig nach Florenz gebracht, begann er hier ſeine Studien, und verrieth ſchon als Knabe einen entſchiedenen Geſchmack für die Poeſie. Mit dem zehnten Jahre übergab ihn ſein Vater einem andern Kaufmann, bei dem er die Handlung erlernen ſollte. Dieſer führte ihn nach einigen Jahren nach Paris, und behielt ihn überhaupt ſechs Jahre bei ſich, ohne daß er ihm Neigung für den Kaufmannsſtand hätte einflößen können. Leidenſchaftliche Liebe für die Wiſſenſchaften beſeelte ihn. Vergebens hoffte ſein Vater, daß der Aufenthalt in Neapel ſeinem Geiſte eine ihm erwünſchtere Richtung geben würde. Er blieb acht Jahre daſelbſt, aber ſtatt mit Kaufleuten zu verkehren, knüpfte er die innigſten Freundſchaftsbande mit mehreren neapolitaniſchen und florentiniſchen Gelehrten, welche der kunſtliebende König Robert dahin gezogen hatte. Nichts beweiſ't, daß er Theil an dem Wohlwollen dieſes Fürſten hatte, wohl aber genoß er der beſondern Gunſt einer natürlichen Tochter Roberts, für die er mehrere Werke in Proſa und Verſen ſchrieb, und der er unter dem Namen Fiammetta oft darin huldigt. In glücklichen äußern Verhältniſſen, mit einem lebhaften und heitern Geiſte, einem ſanften und gefälligen Charakter, der glückliche Liebhaber einer Königstochter, mußte der ihm beſtimmte Stand mehr als je ihn mit Widerwillen erfüllen. Der lebhafte Geſchmack, den die Prinzeſſin an der Dichtkunſt fand, der vertraute Umgang mit wiſſenſchaftlichen Männern, das Grabmahl des Virgils, das er auf einem Spaziergange bei Neapel erblickte, die Gegenwart Petrarca's, der mit höchſter Auszeichnung bei Hofe aufgenommen ward, und von Neapel nach Rom ging, um den Dichterlorbeer zu empfangen, die Verbindung, welche Boccaz mit ihm geſchloſſen, alles wirkte mächtig auf ſeine natürlichen Neigungen, um ihn entſchieden zu einem Literator und Dichter zu machen. Nachdem er hierauf zwei Jahre in Florenz bei ſeinem Vater verlebt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, wo ihn die Königin Johanna ſehr gütig aufnahm, und man glaubt, daß er nicht minder, um dieſer jungen Königin, als um ſeiner theuern Fiammetta zu gefallen, ſeinen Decamerone ſchrieb, der ihn, ohne Nebenbuhler, zum erſten italieniſchen Proſaiker erhebt. Nachdem ihm ſeines Vaters Tod zum Herrn ſeiner Neigungen gemacht hatte, ließ er ſich in Florenz nieder, wo er ſeine Studien nur durch Luſtbarkeiten und einige Miſſionen, womit ſeine Mitbürger ihn ehrten, unterbrach. Er wurde gewählt, Petrarca nach Padua die Nachricht zu bringen, daß man ihn zurückberufen und das Vermögen ſeines einſt verbannten und im Exil verſtorbenen Vaters freigegeben habe. Hier war es, wo Beide eine Freundſchaft ſchloſſen, die für ihr ganzes Leben dauerte. Als einige Jahre nachher Boccaz durch den Ankauf koſtbarer Bücher und durch Vergnügungen ſein mäßiges Vermögen erſchöpft hatte, fand er in Petrarca die großmüthigſte Hülfe; nicht minder war ihm Petrarca für ſeine Schriften und für ſein Leben ein trefflicher Rathgeber; ihm dankte er vornehmlich die Veränderung, die in ſeinem Weſen vorging. Ein Karthäuſer hatte ihn zu einer gänzlichen Entſagung aller Freuden der Welt bewogen; Petrarca milderte dieſen Entſchluß, und führte ihn zu jener Mäßigung zurück, welche den echten Weiſen auszeichnet. Neue Unruhen, die in Florenz ausbrachen, bewogen ihn, ſich nach Certaldo zurückzuziehen, wo er ein

kleines Landgut beſaß, um hier ruhig ſeine Arbeiten fortzuſetzen. Er hatte bisher nur in italieniſcher Sprache und blos Werke der Unterhaltung geſchrieben; jetzt verfaßte er auch mehrere gelehrte und hiſtoriſche. Er ſchrieb ſie lateiniſch; eins derſelben war das erſte neuere Werk, worin ſich die in den Schriften der Alten zerſtreuten mythologiſchen Notizen geſammelt finden. Er verſtand ſehr gut die griechiſche Sprache, und hatte auf ſeine Koſten den Leontius Pilatus aus Theſſalonich von Venedig nach Florenz kommen laſſen, den er drei Jahre in ſeinem Hauſe unterhielt, um von ihm die Sprache zu lernen, den Homer mit ihm zu erklären, und von ihm ins Lateiniſche überſetzen zu laſſen. Er hat den Ruhm, daß er zuerſt aus Griechenland auf ſeine Koſten Abſchriften der Iliade und Odyſſee hat kommen laſſen; und ſparte weder Mühe noch Aufwand, ſich gute griechiſche und lateiniſche Handſchriften zu verſchaffen. Zugleich bediente er ſich ſeines ganzen Einfluſſes, um ſeine Zeitgenoſſen zur Erlernung des Griechiſchen zu befeuern, und das Studium des Alterthums an die Stelle der Scholaſtik zu ſetzen. Das Anſehen, das er ſich erworben hatte, war Urſach, daß er zweimal in wichtigen Angelegenheiten an den Papſt Urban V. geſandt wurde. Er vollzog dieſe Aufträge und kehrte nach Certaldo zu ſeinen Studien zurück. Hier befiel ihn eine langwierige und widrige Krankheit, die ihn noch lange in einem Zuſtande von Schwäche und Abſpannung ließ, der peinlicher als die Krankheit ſelbſt war. Er genas, um eine ſchwierige, aber für ihn doppelt ſchmeichelhafte Arbeit zu unternehmen. Dante war mit Recht von je der Gegenſtand ſeiner höchſten Bewunderung geweſen. Die Florentiner, die dieſen ihren großen Mitbürger einſt verfolgt und verbannt hatten, errichteten jetzt, um ſein Andenken zu ehren und zu verſöhnen, einen öffentlichen Lehrſtuhl für die Erklärung ſeines Gedichts, das in demſelben Maße dunkler und ſchwieriger ward, als man ſich von der Zeit, in der es geſchrieben worden, entfernte. Dieſe neue Profeſſur wurde Boccaz anvertraut, und er lag ihr mit einem ſo raſtloſen Eifer ob, daß ſeine Geſundheit ſich nie wieder völlig befeſtigen konnte. Dazu kam die Nachricht von dem Tode ſeines Lehrers und theuerſten Freundes, Petrarca. Er überlebte ihn nicht viel über ein Jahr und ſtarb zu Certaldo den 21. Dec. 1375. Auf ſein Grabmahl ſetzte man folgende, von ihm ſelbſt verfaßte, Inſchrift:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis,
Mens sedet ante deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Bocchaccius illi,
Patria Certaldum, studium fuit alma poësis.

Boccaccio erſcheint in der That in allen ſeinen Werken als ein trefflicher Dichter von der reichſten Erfindung, lebendigſten Phantaſie und dem zarteſten und glühendſten Gefühl. Sein Decamerone, der eine Sammlung von hundert, zum Theil aus provenzaliſchen Dichtern entlehnten, Novellen enthält, hat ſeinen Ruhm vor allen übrigen begründet. Er mahlte in demſelben, wie auf einer ungeheuern Leinwand, Menſchen von allen Ständen, allen Charakteren, allen Altern, und Ereigniſſe aller Art, die ausgelaſſenſten und heiterſten, wie die rührendſten und tragiſchſten, und bildete dabei die italieniſche Sprache zu einem bis dahin noch nicht erreichten Grade aus. Vielfältig iſt der Decamerone überſetzt, und von unzähligen Schriftſtellern aus ihm geſchöpft worden. Von ſeinen übrigen Werken müſſen wir uns begnügen, nur folgende anzuführen: La Teseide, der erſte Verſuch einer

italieniſchen Epopdoie, und in Ottaven geſchrieben, für deren Erfinder Boccaz gilt. Amorosa visione, ein großes Gedicht in Terzinen. Die Anfangsbuchſtaben der Terzinen bilden zwei Sonette und eine Canzone zum Lobe der Prinzeſſin Maria, ſeiner Gebieterin, die er hier mit ihrem Namen zu nennen wagt. Il Filostrato, ein romantiſches Gedicht in Ottaven. Nimfale Fiesolano, ebenfalls in Ottaven. Rime. Die meiſten ſeiner Sonette, Canzonen und anderen Liebesgedichte hatte Boccaz, nachdem er die italieniſchen Poeſien Petrarca's geleſen, verbrannt, und die vorhandenen ſcheinen ſich wider ſeinen Willen erhalten zu haben. Il Filocopo, ovvero amorosa fatica, ein Jagdroman. L'amorosa Fiammetta, ein lieblicher Roman, der auch den deutſchen Leſern durch die Überſetzung der Soph. Brentano bekannt iſt. L'Urbano, (wird von Einigen für untergeſchoben gehalten). L'Ameto oder Nimfale d'Ameto, ein aus Proſa und Verſen gemiſchtes Gedicht, aus dem Schlegel in ſeinen Blumenſträußen Einiges gegeben hat. Il Corbaccio o sia Labirinto d'Amore, eine beißende Invective gegen eine Frau, die ihn zum Unwillen gereizt hatte. Endlich Origine, vita e costumi di Dante Alighieri, durch manche Details intereſſant, und ſein Commento sopra la Commedia di Dante, der aber nur bis zum 17. Geſang der Hölle reicht. Seine lateiniſchen Werke ſind: De genealogia Deorum, libri XV. De montium, sylvarum, lacuum, fluviorum, stagnorum et marium nominibus liber. De casibus virorum et feminarum illustrium, libri IV. De claris mulieribus und Eclogae. Wir wünſchen durch die ausführlichere Anzeige ſeiner Werke zur näheren Kenntniß und richtigern Würdigung dieſes großen Literators beigetragen zu haben, der unter uns nicht allgemein in der ihm gebührenden Achtung zu ſtehen ſcheint.

Boccage (Marie Anne), eine berühmte franzöſiſche Dichterin, Mitglied der Akademien zu Rom, Bologna, Padua, Lyon und Rouen, war in dieſer letzten Stadt am 22. October 1710 geboren, und ſtarb am 3. Auguſt 1802. Sie war die Gattin eines Steuereinnehmers in Dieppe, der aber bald ſtarb und ſie als eine noch ſehr junge Witwe hinterließ. Ihre Erziehung erhielt ſie in Paris in einem Kloſter, wo ſchon ihre Anlagen ſichtbar wurden, und ihre Neigung ſie zur Dichtkunſt hinzog. Allein ſie verbarg dieſe Talente, und machte ihre Geiſtesproducte erſt im Jahre 1746 bekannt. Wahrſcheinlich hatte ſie weislich berechnet, daß die Frau in den Jahren, wo die Reize der Jugend verſchwinden, auf einen Erſatz denken muß. Sie eröffnete ihre dichteriſche Laufbahn mit einem Gedichte über „den wechſelſeitigen Werth der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften," und dieſes erhielt bei der Akademie zu Rouen den Preis. Hierauf verſuchte ſie eine Nachahmung von dem „verlornen Paradies" in ſechs Geſängen; dann vom „Tod Abels," gab eine Tragödie unter dem Titel: „die Amazonen," und ein Gedicht in zehn Geſängen, „die Colombiade," heraus. So lange Madame zu Boccage lebte, wurde ſie mit einem Enthuſiasmus geprieſen, den nur ihr Geſchlecht und der Reiz ihres Betragens entſchuldigen können. Forma Venus, arte Minerva war die Deviſe ihrer Bewunderer, unter die ſelbſt Voltaire, Fontenelle und Clairaut gehörten. Ihr huldigte Alles, ſie war immer von den ausgezeichnetſten Männern umgeben, und eine Menge Gedichte, welche geſammelt mehrere Bände füllen würden, prieſen ſie. Am intereſſanteſten ſind ihre Briefe, die ſie auf ihren Reiſen in England und Holland ſchrieb, und aus denen man am deutlichſten den Eindruck kennen lernen

kann, den ſie auf ihre Zeitgenoſſen machte. Die Werke dieſer berühmten Frau ſind ins Engliſche, Deutſche, Spaniſche und Italieniſche überſetzt.

Boccherini (Luigi), wurde den 14. Januar 1740 zu Lucca geboren. Der Abt Vanucci, damaliger Muſikmeiſter des Erzbiſchofs, ertheilte ihm den erſten Unterricht in der Muſik und auf dem Violoncell. Schon früh zeigte er die glücklichſten Anlagen. Sein Vater, ein geſchickter Contrabaſſiſt, bildete ſie mit Sorgfalt, und ſandte ihn endlich nach Rom, wo er ſich durch eben ſo zahlreiche als originelle Werke großen Ruhm erwarb. Wenige Jahre nachher kam er nach Lucca zurück. Filippino Manfredi ein Schüler Nardini's und Landsmann Boccherini's, war gerade daſelbſt. Sie waren bald durch die innigſte Freundſchaft verbunden, und gingen nach Spanien, deſſen Regent mit beſonderem Wohlgefallen die erſten Talente um ſich verſammelte. Boccherini, den der König liebgewann, und mit Ehren und Geſchenken überhäufte, war leicht zu bewegen, in Spanien zu bleiben. Er ward bei der Akademie angeſtellt, mit der einzigen Verpflichtung, jährlich neun Stücke ſeiner Compoſition zu liefern, welches Boccherini auch leiſtete, bis er im Jahr 1806 in ſeinem 66. Jahre zu Madrid ſtarb. Die Compoſitionen, die er ſelbſt herausgegeben hat, bilden im Ganzen 58 Werke, ſind Symphonien, Sextetten, Quintetten, Quatuors, Trios, Duetten und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano. Außerdem giebt es noch einige Quintetten und einzelne Geſangſtücke von ihm im Manuſcript. Für das Theater hat er nichts gearbeitet, und für die Kirche iſt unter ſeinen herausgegebenen Sachen das einzige Stabat mater. Die Adagio's von Boccherini beſonders ſind für die Kenner Gegenſtand der Bewunderung und für die Künſtler Gegenſtand der Verzweiflung; ſie geben die Idee einer Himmelsmuſik. Eben ſo iſt er in ſeinem Allegro ſtets edel. Man kann mit Recht Boccherini als den Vorläufer Haydns anſehen, denn er hat zuerſt Quartetten gemacht und den wahren Charakter dieſer Gattung beſtimmt.

Bochetta, ein enger, durch drei Schanzen beſchützter Gebirgspaß der Apenninen, welcher aus der Lombardei nach Genua führt. Er wurd in dem öſterreichiſchen Erbfolgekrieg 1746 und 47, und auch in dem franzöſiſchen Kriege gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch wichtige Ereigniſſe bezeichnet.

Böckeln, einſalzen. Es hat ſeine Benennung von Wilhelm Bökel zu Biervliet, der es im Jahr 1347 zuerſt erfunden. Auf ſeinem Grabſteine zu Enkhuyſen hat ihm zu Ehren Kaiſer Carl V. einen friſchen Hering gegeſſen, weil er auch dieſe einzuſalzen erfunden hat. Die Holländer verſtehen noch heut zu Tage die Kunſt des Einböckelns beſſer, als alle andere Nationen, weßhalb auch die holländiſchen Heringe die beliebteſten ſind.

Bode (Johann Joachim Chriſtoph), wurde den 16. Januar 1730 zu Braunſchweig geboren, wo ſein Vater damals Soldat und Tagelöhner war, nachher aber ſeinen Abſchied nahm und nach Scheppenſtädt zog, wo er als Ziegelſtreicher kümmerlich ſein Leben friſtete. Hier erhielt auch der junge Bode mit andern Bauerknaben den erſten Unterricht im Leſen und Schreiben. Als ihn der Vater bei ſeinen ſchweren Arbeiten nicht gebrauchen konnte, brachte er ihn zu ſeinem Großvater, um die Schafe zu hüten. Er ſchien aber ſelbſt hierzu zu dumm, und man nannte ihn in der ganzen Familie nur den dummen Chriſtoph. Er ſelbſt fühlte in ſich aber den Beruf nach etwas Höhe-

rem, beſonders hatte er große Neigung zur Muſik. Sein ganzer Sinn war darauf gerichtet, wie er nach Braunſchweig kommen könnte, um dort etwas zu lernen. Endlich gelang es ihm, ſeines Vaters Bruder zu bewegen, daß er ihn, als er 15 Jahr alt war, nach Braunſchweig zu dem Stadtmuſikus Kroll in die Lehre brachte und das Lehrgeld für ihn bezahlte. Er mußte ſich hier zu den niedrigſten Dienſten bequemen. Sein muſikaliſches Genie entwickelte ſich aber ſchnell, und er lernte die meiſten Blaſe- und Saiteninſtrumente mit Fertigkeit ſpielen. Nach überſtandenen ſieben Lehrjahren erhielt er die Stelle eines Hautboiſten. Er heirathete jetzt ein junges Mädchen, verſetzte ſich aber durch dieſe Heirath oft in Geldverlegenheiten. Um ſich in der Muſik weiter zu vervollkommnen, ging er nach Helmſtädt zu Stolpen, einem Virtuoſen auf dem Baſſon. Durch einen Studenten Schlabeck, der ſein Freund war, wurde er jetzt mit der franzöſiſchen, italieniſchen und lateiniſchen Sprache bekannt, und durch den M. Stockhauſen wurde er es mit der Theorie der ſchönen Künſte und mit der engliſchen Sprache. Von Helmſtädt wandte er ſich nach Celle, immer als Hautboiſt. Er gab hier auch zwei Sammlungen von ihm componirter Lieder heraus. Nachdem er in Celle ſeine Frau und ſeine Kinder durch den Tod verloren hatte, wandte er ſich nach Hamburg, wo er ſich endlich auf einem ſeinem Geiſte und ſeinen Talenten angemeſſenen Schauplatze befand. Er überſetzte hier mancherlei Romane und Theaterſtücke. Dann ward er Freimaurer, deren Angelegenheiten ſpäterhin das Hauptgeſchäft ſeines Lebens wurden. In den Jahren 1762 und 63 führte er die Redaction des hamburger Correſpondenten. Er trieb aber immer fleißig die Muſik bei dieſen literariſchen Arbeiten, und ſo traf es ſich, daß eine ſeiner Schülerinnen, welche reich und ſchön war, ihm ihre Hand gab. Sie ſtarb aber bald, und ob er gleich auf den größten Theil ihres Vermögens verzichtete, ſo blieb ihm doch noch genug, um ein angenehmes und unabhängiges Leben zu führen. Es erwachte jetzt in ihm ein altes Lieblingsproject: er wurde Buchdrucker. Das erſte Werk, das aus Bodens Buchdruckerei hervorging, war Leſſings Dramaturgie. Bode, der ſich wieder mit der Tochter des Buchhändlers Bohn verheirathet hatte, faßte jetzt mit Leſſing, der ſich mit ihm aſſociirte, den großen Plan zu einer Buchhandlung der Gelehrten. Die Werke des Genies und des Geſchmacks ſollten hier zum Vortheil der Verfaſſer gedruckt werden. Allein Leſſing war für Geſchäfte dieſer Art nicht gemacht, und auch Boden mißling das Project, da es ihm an den dazu nöthigen kaufmänniſchen Kenntniſſen fehlte. Im J. 1778 folgte er der Witwe des großen Bernſtorf als ihr Geſchäftsführer nach Weimar, wo er ſeitdem auch verweilte, ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte und den 13. December 1793 ſtarb. Aus Anerkennung ſeiner Verdienſte hatte der Hof von Meiningen ihn zum Hofrath, der gothaiſche zum Legationsrath und der darmſtädtiſche zum geheimen Rath ernannt. Bode hat ſich hauptſächlich durch meiſterhafte Überſetzungen der originellſten Werke, beſonders der Engländer, einen ausgezeichneten Rang unter den claſſiſchen Schriftſtellern der Deutſchen erworben. Er wußte ſeinen Überſetzungen einen Anſtrich von Originalität zu geben, wodurch ſie eine wahre Nationalität erhielten. Seine vorzüglichſten Überſetzungen ſind Yoriks empfindſame Reiſe; ferner Triſtram Shandy's Leben, der Dorfprediger zu Wackefield und Montaigne's Gedanken. Tom Jones iſt ihm am wenigſten gelungen. Der dritte und letzte Theil von Yoriks Reiſen iſt nicht, wie man lange geglaubt hat, von

ihm ſelbſt, ſondern auch nach einem engliſchen Originale. Blos die im dritten Bande in Sterne's ſchönſter Manier erzählte Geſchichte: „das Hündchen,“ iſt ganz von ihm.

Bode (Johann Elert), ein berühmter Aſtronom, geboren zu Hamburg den 19. Jan. 1747. Er zeigte früh Neigung für die mathematiſchen Wiſſenſchaften, in denen ihn anfangs ſein Vater, dann der berühmte J. G. Buſch unterrichtete, und gab zuerſt einen öffentlichen Beweis ſeiner aſtronomiſchen Kenntniſſe durch eine kleine Schrift bei Gelegenheit der Sonnenfinſterniß am 5. Auguſt 1766. Der Beifall, welcher ihm zu Theil ward, ermunterte ihn zu größern Arbeiten und bereits 1768 erſchien ſeine Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels (achte Auflage 1807), ein populäres, durch Klarheit und Faßlichkeit empfehlenswerthes Lehrbuch der Aſtronomie, das zur Verbreitung richtiger aſtronomiſcher Kenntniſſe ſehr nützlich gewirkt hat und noch wirkt, da es den Fortſchritten der Wiſſenſchaft in ſeinen wiederholten Auflagen ſtets gefolgt iſt. Im J. 1772 ernannte ihn die berliner Akademie zu ihrem Aſtronomen; aber erſt zehn Jahre nachher ward er wirklich zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Seitdem hat er ſich, vornehmlich durch Schriften, mannichfaltige Verdienſte um ſeine Wiſſenſchaft zu erwerben fortgefahren, die ihm die Anerkennung des In- und Auslandes erworben haben. Die vorzüglichſten darunter ſind ſeine aſtronomiſchen Jahrbücher (ſeit 1774), eine ſchätzbare, jedem Aſtronomen unentbehrliche Sammlung, und ſein großer Himmelsatlas in zwanzig Blättern, in welchem der fleißige Herausgeber 17,240 Sterne (d. h. 12,000 Sterne mehr als die frühern Karten enthalten) verzeichnet hat.

Bodenſee (eigentlich Bodmanſee, von dem alten Schloß Bodman) oder coſtnitzer, conſtanzer See, iſt ein großer See zwiſchen Deutſchland und der Schweiz, 12 Stunden in der größten Länge, 4 Stunden in der größten Breite, und 368 Klaftern in der größten Tiefe; 1089 Fuß über dem Meere. Er wird in den Zeller- untern und bregenzer oder obern See getheilt. Mehrere Flüſſe ergießen ſich in denſelben, z. B. der Rhein, der bei Rheineck hinein- und bei Stein am Rhein wieder hinaustritt, ferner die Bregenz, der Argen, die Schüſſen und vier Flüſſe, die den Namen Aach führen. In ihm liegen die Inſeln Lindau, Reichenau und Meinau. Er enthält 73 Arten Sumpf- und Schwimmvögel, 20 A. Konchylien und 26 A. Fiſche, z. B. Gangfiſche oder junge Lachsforellen. Handel und Schifffahrt ſind wegen des Rheinfalls bei Schafhauſen nicht beträchtlich, und beſchränken ſich auf Getreide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieſer Gegend nennt. Er iſt ſeit 1695 nie wieder ganz zugefroren.

Bodmer (Johann Jacob), ein zu ſeiner Zeit berühmter deutſcher Dichter und Literator, geb. zu Zürich 1698, geſt. daſelbſt 1783. Sein Vater, welcher Pfarrer war, beſtimmte ihn dem geiſtlichen Stande, dann dem Handel, aber der Sohn verzichtete auf beides, um ſeiner Neigung zur Poeſie und den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften zu folgen. Er hatte früh nicht nur die Griechen und Römer, ſondern auch die Meiſterwerke der franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Literatur kennen gelernt. Die Armuth und Geſchmackloſigkeit der deutſchen Literatur ſeiner Zeit leuchtete ihm um ſo mehr ein, und er glaubte ſich eben ſo viel Verdienſt als Ruhm zu erwerben, wenn er als Reformator aufträte. Zu dieſem Ende verband er ſich mit Breitinger (ſ. d. Art.) und beide traten 1722 mit einem periodiſchen Blatte auf, worin ſie einige deutſche Dichter, die damals in großem

Anſehen ſtanden, vor den Richterſtuhl ihrer Kritik zu ziehen wagten. So beſchränkt und verkehrt auch zum Theil ihre Anſichten, ſo gehaltlos und leer auch meiſtentheils ihre Räſonnements waren, ſo ſichtbar partheiiſch gegen die Deutſchen ſich auch Bodmer zeigte (er verwarf unter andern den Reim und die Muſik unbedingt, verurtheilte Hans Sachs ohne alle Gnade, erklärte den Witz für eine Krätze des Geiſtes u. dgl. m.), ſo machte doch ſchon der keck und dreiſt ausgeſprochene Tadel, der damals etwas Ungewöhnliches war, großes Aufſehen und regte zu weitern Nachforſchungen und Unterſuchungen an. Gottſched, dieſer berühmte Ariſtarch, der ſelbſt für den erſten Stimmführer in der ſchönen Literatur gelten wollte, ſprach ſich anfangs zu Gunſten der jungen Schweizer aus, trat aber bald, als auch er ihren Tadel erfuhr, an die Spitze ihrer Gegner. So bildeten ſich zwei Parteien, die Gottſchediſche und die ſchweizeriſche, die ſich mehrere Jahre lang mit großer Erbitterung bekämpften. Wiewohl es bei dieſer Fehde nicht an Erbärmlichkeiten auf beiden Seiten fehlte, ſo hatte ſie doch nützliche Folgen und half eine glänzende Periode unſerer Literatur vorbereiten. Im J. 1725 erhielt Bodmer den Lehrſtuhl der Geſchichte in ſeinem Vaterlande, den er funfzig Jahre einnahm. Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war ungemein; er trat nicht nur als Kunſtrichter und Literator, ſondern auch als Geſchichtſchreiber und Dichter auf. In letzterer Eigenſchaft leiſtete er am wenigſten, wie ſeine Noachide, ſeine dramatiſchen Arbeiten, ſeine Überſetzungen des Homer und Milton u. ſ. w. zur Genüge beweiſen. Größere Verdienſte erwarb er ſich durch die Herausgabe fremder Dichterwerke, namentlich der Maneſſeſchen Minneſänger, des Opitz (nur ein Band) u. ſ. w. Von Sitten war Bodmer ſtreng und patriarchaliſch, fremdes Verdienſt konnte er nicht ohne Neid und Eiferſucht anſehen. Seine überwiegenden Verdienſte ſichern ihm indeß ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt.

Bodmerei iſt ein Seecontract, vermöge deſſen ein Schiffer gegen Verpfändung ſeines Schiffes Geld aufnimmt. Höhere Intereſſen ſind hier nicht unerlaubt, weil der Darleiher beſorgen muß, daß er mit dem Untergange des Schiffs zugleich ſein Darlehn verliere.

Bodoni, (Giambatiſta), Director der königl. Druckerei zu Parma, Sr. katholiſchen Majeſtät Hofbuchdrucker, Mitglied mehrerer Akademien Italiens, Ritter des Ordens beider Sicilien und des Ordens der Reunion, wurde im Jahr 1740 zu Saluzzo in Piemont, wo ſein Vater eine Buchdruckerei beſaß, geboren. Er gab früh Beweiſe ſeines künftigen Anſtrebens und beſchäftigte ſich ſchon als Knabe mit dem Holzſchneiden. Da ſeine Arbeiten Beifall fanden, beſchloß er 1758 nach Rom zu gehen, um ſich dort zu vervollkommnen. Hier wurde er in der Druckerei der Propaganda als Setzer angeſtellt. Seine Geſchicklichkeit, ſein Geſchmack und ſein Betragen erwarben ihm die Liebe der Vorſteher dieſer Anſtalt, auf deren Rath er ſich mit den orientaliſchen Sprachen bekannt machte, um vornehmlich in dieſen arbeiten zu können. Er ſetzte hier unter andern das arabiſch-koptiſche Meßbuch und Georgi's tibetaniſches Alphabet. Ein großes Verdienſt erwarb er ſich auch dadurch um dieſe Druckerei, daß er die in Unordnung gerathenen Ponzen vieler orientaliſchen Alphabete reinigte und wieder ordnete. Dieſe Arbeit führte ihn auf den Gedanken, ſelbſt Lettern zu ſchneiden und zu gießen. Nach verſchiedenen mißlungenen Verſuchen fand er auch in dieſer Kunſt diejenigen Mittel auf, deren immer zweckmäßigere Anwendung ihn nach und nach in den Stand ſetzte, die vollkommenſten Arbeiten zu liefern. Nach einer höhern Ausbildung ſtrebend, machte er ſich 1766 nach England auf. Er beſuchte

auf dem Wege ſeine Vaterſtadt, wo ihn ein heftiges Fieber überfiel, das ſeinen Reiſeplan zerſtörte. Um dieſe Zeit hatte der Infant Don Ferdinand, Herzog von Parma, neben andern wiſſenſchaftlichen Inſtituten auch eine königliche Druckerei daſelbſt, nach dem Muſter derer von Paris, Madrid und Turin, errichtet. Bodoni trat an die Spitze dieſes Inſtituts, das durch ihn zu dem erſten dieſer Art in Europa erhoben wurde, und erwarb ſich den Ruhm, alles, was ſeine Kunſt früher an prachtvollen und dem Schönheitsſinn zuſagenden Werken geliefert, bei weitem übertroffen zu haben. Die Schönheit ſeiner Lettern, ſeiner Schwärze und des Papiers läßt eben ſo wenig als die ganze Anordnung des Techniſchen etwas zu wünſchen übrig, und ſchwerlich möchte es ihm darin irgend einer ſeiner Nachfolger zuvorthun. Sein Homer iſt ein wahrhaft bewundernswürdiges Prachtwerk; wie denn namentlich ſeine griechiſchen Lettern, unter allen neuern Verſuchen der Art, am glücklichſten die Züge der Handſchriften nachahmen. Ein gebildeter Geſchmack, eine raſtloſe Thätigkeit hatten Bodoni auf dieſe Höhe der Kunſt geführt. Er ſtarb zu Anfang des Jahres 1814.

Boegſprit oder Boogſpriet nennt man einen kleinen, ſchiefliegenden Maſt, der über das Vordertheil des Schiffes hervorragt.

Boerhaave (Hermann), einer der berühmteſten Ärzte des achtzehnten Jahrhunderts. Er war 1668 zu Woorhout bei Leyden geboren. Sein Vater gab ihm früh eine gelehrte Erziehung. Der junge Hermann machte ſchnelle Fortſchritte; noch vor ſeinem elften Jahre verſtand er griechiſch und lateiniſch. Ein bösartiges Geſchwür, von welchem er damals an der linken Hüfte heimgeſucht wurde, und gegen welches er ſieben Jahre lange alle Hülfsmittel der Arzneikunde erſchöpfte, war Urſach, daß er Neigung für dieſe Wiſſenſchaft faßte. Im Jahre 1682 ward er nach Leyden geſchickt, um dort Theologie zu ſtudiren. Er war zwanzig Jahre alt, als er die erſten öffentlichen Proben ſeiner Gelehrſamkeit und Beredſamkeit gab. Unter Gronovs, ſeines Lehrers im Griechiſchen, Vorſitz hielt er eine akademiſche Rede: Qua probatur bene intellectam a Cicerone et confutatam esse sententiam Epicuri de summo bono (gedr. Leyden 1690, 4.). Boerhaave beſtritt darin Spinoza's Lehre mit ſo viel Talent, daß die Stadt ihn mit einer goldenen Medaille belohnen zu müſſen glaubte. Im Jahre 1689 ward er Doctor der Philoſophie, und vertheidigte bei dieſer Gelegenheit ſeine Inaugural-Diſſertation de distinctione mentis a corpore (Leyden 1690). Er beſtärkte durch dieſelbe die großen Hoffnungen, welche man von ihm gefaßt hatte. Damals fing er, in einem Alter von 22 Jahren, das Studium der Medicin an. Drelincourt war ſein erſter und einziger Lehrer, er erhielt von ihm nur wenigen Unterricht, und es iſt merkwürdig, daß Boerhaave allein eine Wiſſenſchaft erlernte, auf die er einen ſo wichtigen Einfluß ausüben ſollte. Er ſtudirte zuerſt die Anatomie, aber mehr in den damals gangbaren Werken eines Veſale, Bartholin u. ſ. w. als in Sectionen. Er war zwar bei den meiſten Zergliederungen Nucks gegenwärtig; dennoch läßt ſich der Mangel eines praktiſchen Studiums der Anatomie in allen Schriften Boerhaave's wahrnehmen. Der Einfluß, den er dennoch auf ſie ausübte, war nur indirect, nur eine Folge der nothwendigen Verbindung zwiſchen dieſer ganz mechaniſchen Wiſſenſchaft und der Phyſiologie und Medicin. Indem er in letztern die mechaniſchen Erklärungen vorzog, zwang er die Anatomen, ſich einem genauen Studium der Formen der Organe zu widmen, wie ſich dies

an allen Anatomen ſeiner Zeit, einem Santorini, Morgagni, Valſalva, Winslow, Albinus u. ſ. w. leicht bemerken läßt. Nach dieſem vorläufigen Studium, welches in der That die Baſis der mediciniſchen Wiſſenſchaft iſt, las Boerhaave alle alten und neuen Werke über die Medicin nach der Zeitfolge, indem er von ſeinen Zeitgenoſſen bis zum Hippokrates hinaufſtieg, deſſen hoher Werth und einzig richtige Methode ihm dadurch recht einleuchtete. Er ſtudirte ebenfalls die Botanik und Chemie, und ward, obwohl er ſich noch immer dem geiſtlichen Stande widmete, 1693 zu Harderwick Doctor der Medicin. Seine Disputation war de utilitate explorandorum excrementorum in aegris, ut signorum. Nach ſeiner Rückkehr nach Leyden entſchied er ſich, da man Zweifel gegen ſeine Orthodoxie erregte, völlig für die Medicin. Im Jahre 1701 machte die Univerſität Leyden ihn zum Lector und Repetenten für Drelincourts Lehrſtuhl der Theorie der Medicin, und damals hielt er ſeine erſte mediciniſche Rede de commendando studio Hippocratico, worin er, noch in dem erſten aus des Hippokrates Schriften geſchöpften Enthuſiasmus, die Richtigkeit der von dieſem großen Manne befolgten Methode beweiſ't, und die ausſchließlichen Vorzüge derſelben darthut; wohl ihm, wenn er ſelbſt ſich in der Folge nie davon entfernt hätte. Boerhaave fing damals an, die großen Eigenſchaften zu entwickeln, die ihn als Lehrer ausgezeichnet haben, und ihn allen, die ſich dem Unterrichte widmen, zum Muſter aufſtellen. Er wurde bald der berühmteſte Lehrer von ganz Europa, und man ſtrömte von allen Seiten herbei, ihn zu hören. Im Jahre 1703 hielt er eine andere Rede de usu ratiocinii mechanici in medicina, Leyden 1703. Hier fängt er bereits an, ſich von dem Hippokratiſchen Wege, den er früher ſo richtig gerühmt hatte, zu entfernen, und ſtellt die erſten Lehrſätze des fehlerhaften Syſtems auf, dem ſeine großen Talente ausſchließlich Eingang verſchaffen ſollten. Im Jahre 1709 endlich konnte die Univerſität Leyden Boerhaave für ſeine Talente und Verdienſte belohnen. Sie ernannte ihn zum Profeſſor der Medicin und Botanik an Hottons Stelle; und merkwürdig iſt es, daß er bei dieſer Gelegenheit eine Rede hielt, qua repurgatae medicinae facilis asseritur simplicitas, welche derjenigen an die Seite geſtellt zu werden verdient, worin er das Studium des Hippokrates ſo wohl empfohlen. Auch in dieſer will er die Medicin zu ihrer urſprünglichen Einfachheit, zur Beobachtung zurückführen, ganz dem Geiſte entgegen, der ihn in ſeinen Dogmen leitete. Der Unterricht, dem Boerhaave ſich jetzt ganz widmete, veranlaßte ihn, um dieſe Zeit zwei Werke herauszugeben, auf welche ſich noch heutiges Tages faſt ſein ganzer Ruhm gründet: Institutiones medicae in usus annuae exercitationis domesticos, und Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicinae. In dem erſtern, einem Muſter von umfaſſender Gelehrſamkeit und von Methode, entwickelt er ſein Syſtem in ſeinem ganzen Umfange; in letzterm unternimmt er eine Claſſification der Krankheiten, und ſetzt ihre Urſachen, ihre Natur und ihre Behandlung aus einander. Der Lehrſtuhl der Botanik, den Boerhaave ebenfalls einnahm, trug nicht minder dazu bei, ihn berühmt zu machen. Weſentliche Dienſte leiſtete er der Botanik durch die beiden Verzeichniſſe der in dem Garten zu Leyden gezogenen Pflanzen, deren Zahl er ſehr vermehrt hatte. Man verdankt ihm die Beſchreibung und Abbildung mehrerer neuen Pflanzen, und die Aufſtellung einiger neuen Gattungen. Im Jahre 1714 ward Boerhaave Rector der Univerſität, und ſprach bei Niederlegung

ſeines Rectorats de comparando certo in physicis; eine Rede, die zu ſeinen vorzüglichſten gehört. Am Ende dieſes Jahres ward Boerhaaven an Bidloos Stelle auch der praktiſche Unterricht übertragen, womit er ſich ſchon ſeit länger als zehn Jahren beſchäftigte. In der Ahnung der großen Vortheile unſerer kliniſchen Inſtitute, und um die theoretiſche Anweiſung mit der praktiſchen zu verbinden, ließ er ein Hospital eröffnen, wo er zweimal wöchentlich, die Krankheiten vor Augen, ihre Geſchichte ſeinen Schülern vortrug, ohne etwas anderm als allein der Beobachtung zu folgen. So beſchäftigt Boerhaave bereits war, ſo übertrug ihm doch 1718, nach Lemorts Tode, die Univerſität noch den Lehrſtuhl der Chemie, welche Wiſſenſchaft er auch ſchon ſeit 1703 lehrte. Er ſprach bei dieſer Gelegenheit de chemia suos errores expurgante. Sind auch die Beziehungen, welche Boerhaave zwiſchen der Chemie und Medicin findet, irrig, ſo gebührt ihm doch unſtreitig der Ruhm, die Chemie allgemein gemacht zu haben, indem er ſie in einem faßlichen Style und in trefflichen Werken behandelte. Seine Elemente der Chemie ſind vielleicht ſein ſchönſtes Werk, und haben, trotz der völligen Veränderung der Anſichten, noch für uns einen hohen Werth. Seine Verſuche zeichnen ſich durch eine große Genauigkeit aus. Beſonders trefflich für die damalige Zeit iſt der Abſchnitt von den organiſchen Körpern. — Ein ſo ausgebreiteter Wirkungskreis mußte Boerhaave einen Ruf erwerben, dergleichen wenige Gelehrte ſich zu erfreuen gehabt. Man kam von allen Gegenden Europa's, ihn um Rath zu fragen. Sein Vermögen betrug bei ſeinem Tode 2,000,000 Gulden. Peter der Große unterhielt ſich bei ſeiner Durchreiſe mit ihm, und ein chineſiſcher Mandarin ſchrieb an ihn unter der Adreſſe: an Herrn Boerhaave, berühmten Arzt in Europa. Im J. 1722 zwang ihn zuerſt ein Anfall des Podagra's, von einem Schlagfluſſe begleitet, ſeine Thätigkeit zu unterbrechen. Neue Rückfälle in den Jahren 1727 und 1729 zwangen ihn, das Lehramt der Botanik und Chemie, dem er zwanzig Jahre vorgeſtanden, aufzugeben. Im Jahr 1730 verwaltete er das Rectorat zum zweitenmal, bei deſſen Niederlegung er eine Rede de honore, medici servitute hielt; vielleicht die beſte von allen, worin er den Arzt als Sklaven der Natur darſtellt, deren Bewegungen er zu erwecken und zu leiten habe. Er kehrt darin gewiſſermaßen zum Hippokrates zurück, von dem er ſich überhaupt in der Praxis nie entfernte. Im Jahre 1738 kehrte ſein Übel verſtärkt zurück, und nach einigen Monaten erlag er ihm in einem Alter von ſiebzig Jahren. Die Stadt Leyden ließ ihm in der St. Peterskirche ein Denkmahl errichten, auf welchem man Boerhaave's Lieblingsdeviſe lieſt: Simplex sigillum veri. — Ein Verzeichniß der zahlreichen Werke, die er theils ſelbſt verfaßt, theils herausgegeben hat, zu liefern, erlaubt uns der Raum dieſes Werks nicht. Die wichtigſten derſelben ſind bereits oben genannt worden.

Boëthius (Anicius Manlius Severinus), ein durch ſeine Tugenden, Talente, Thaten, Würden und ſein trauriges Schickſal berühmter Mann des 5. und 6. Jahrhunderts, welcher 470 in Rom geboren war. Er ſtammte aus einer alten, reichen und angeſehenen Familie; ſein Vater war dreimal Conſul. Der junge Boethius erhielt in Rom eine treffliche Erziehung, die ſeine außerordentlichen natürlichen Anlagen entwickelte, und ging in der Folge nach Athen, das immer noch der Mittelpunct des Geſchmacks und der Wiſſenſchaften war. Nach Rom zurückgekehrt, überhäufte ihn Theodorich, König

der Oſtgothen, der damals über Italien herrſchte, mit Beweiſen ſeiner Huld und ſeiner hohen Achtung, und erhob ihn in kurzer Zeit zu den erſten Stellen des Staats. Er hatte auf die Handlungsweiſe des Theodorich den ſchönſten Einfluß, ſo daß die Herrſchaft der Gothen die Völker beglückte, die ihr unterworfen waren. Lange Zeit war er das Orakel ſeines Königs und der Abgott der Gothen, und die größten Beweiſe der Ehre ſchienen nicht hinzureichen, um ſeine Verdienſte und Tugenden zu belohnen. Da aber Theodorich alt wurde, ward er ſchwermüthig, eiferſüchtig und mißtrauiſch gegen alle, die ihn umgaben. Die Gothen erlaubten ſich nun alle mögliche Bedrückungen gegen das Volk, und umſonſt wendete Boëthius ſein ganzes Anſehen an, ſie zu mildern, und Ungerechtigkeiten zu verhindern. Bei ſeiner frühern Macht hatte er ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit, die jedes Unrecht beſtrafte, viele Feinde zugezogen, die nun wieder mächtig wurden, und denen es gelang, den Theodorich ſelbſt gegen ihn einzunehmen, und mißtrauiſch zu machen. Sein Widerſtand galt für ein aufrühreriſches Betragen; er wurde feſtgeſetzt, in ein Schloß in Pavia eingekerkert, wo man noch jetzt den Thurm zeigt, der ihm als Gefängniß gedient haben ſoll, und den 23. October 526 auf die ſchrecklichſte Weiſe ermordet. Als er noch am Staatsruder war, fand er Erholung von ſeinen Geſchäften in den Wiſſenſchaften, und wendete einen Theil ſeiner Muße an, mathematiſche und muſikaliſche Inſtrumente zu verfertigen, von denen er mehrere dem Könige Clotar von Frankreich überſendete. In ſeiner Jugend unternahm er lateiniſche Überſetzungen des Plato, Ptolemäus, Euklides, Archimedes u. A. m., die Caſſiodor wegen ihrer Genauigkeit, Schönheit und Reinheit der Sprache den Originalen vorzieht. Dann ſchrieb er eine Arithmetik, aber ſein bei weitem berühmteſtes Werk enthält philoſophiſche Troſtgründe im Unglück. In dieſem wechſeln Verſe und Proſa ab, und man findet darin eine Erhebung der Gedanken, einen Adel der Gefühle, eine Leichtigkeit und Beſtimmtheit des Styls, die dieſes obwohl kleine Werkchen weit über alle Schriften ſeines Jahrhunderts erheben. (Beſte Ausgabe, Baſel 1570, Fol.)

Bogen iſt der Name des bekannten Hülfsmittels, vermittelſt deſſen die Geigeninſtrumente intonirt, oder geſtrichen werden. Der Bogen beſteht aus einem dünnen und ein wenig ſpitz zulaufenden Stabe, an deſſen oberm Ende ein Köpfchen iſt, in welchem die Pferdehaare befeſtigt ſind, womit derſelbe bezogen wird. Am untern Ende des Stabes wird ein zierlich ausgearbeitetes Stückchen Holz oder Elfenbein, der Froſch genannt, von einer Schraube feſtgehalten, ſo daß der Bezug, deſſen unteres Ende auf dem Froſche liegt und in demſelben befeſtigt iſt, vermittelſt dieſer Schraube mehr oder weniger angeſpannt werden kann. Es verſteht ſich übrigens von ſelbſt, daß die Größe und übrige Einrichtung des Bogens mit der Größe derjenigen Gattung der Geigeninſtrumente übereinſtimmen müſſe, welchen der Bogen zum Hülfsmittel der Intonation dienen ſoll.

Bogengang, ein jeder oben in einen Bogen ausgehende oder gewölbte Gang; beſonders in den Gärten, Gänge, die an beiden Seiten mit Bäumen beflanzt ſind, welche man oben in einen Bogen zuſammengezogen hat (berceau). In der Baukunſt verſteht man darunter einen bedeckten Gang, der auf Säulen ruht, welche durch Bogengewölbe mit einander verbunden ſind (Bogenſtellung, Arcade).

Bogeninſtrumente. Die verſchiedenen Gattungen derſelben werden gemeiniglich unter dem Geſchlechtsnamen Geige begriffen. Die gebräuchlichſten derſelben ſind: die große Baßgeige oder der Contra-Violon (violono, gebr. Contrabasso); die kleine Baßgeige, oder das Violoncell; die Kniegeige (viola da gamba); die Liebesgeige (viola d'amore); die Bratſche (Altgeige, viola di braccio); und endlich die eigentliche Geige (Discantgeige, violino). In Anſehung ihrer Beſtandtheile ſind alle dieſe Inſtrumente einander gleich. Sie enthalten nämlich eine in der Mitte ausgeſchweifte Reſonanz-Decke und einen Boden von gleicher Größe und Form, die beide vermittelſt der Zarge verbunden ſind; nächſt dieſen einen Hals mit einem Kopfe, in welchem ſich die Wirbel zum Aufſpannen der Saiten befinden. Auf dieſem Halſe iſt das Griffbret aufgeleimt, über welches die Saiten hinlaufen, die oben auf dem Kopfe auf einem Sattel ruhen. Die Saiten ſind an dem untern Theile des Inſtruments vermittelſt eines Knotens in die Löcher eines gewölbten Bretchens eingehängt, welches den Namen Saitenhalter, oder Saitenfeſſel führt, und liegen in der Mitte der Reſonanzdecke, auf einem mit zwei Füßchen verſehenen, etwa anderthalb Zoll hohen Stückchen Holze, welches der Steg genannt wird. Innerhalb des Bauchs des Inſtruments iſt hinter demjenigen Fuße des Steges, über welchem die ſchwächſte Saite liegt, ein Stäbchen von Holz aufgerichtet, welches man die Stimme oder den Stimmſtock nennt. Unter dem entgegengeſetzten Fuße wird an dem inwendigen Theile der Reſonanzdecke ein langes, aber ſchmales und abgerundetes Stückchen Holz angeleimt, durch welches die Decke auf dieſer Seite des Inſtruments dem Drucke der Saiten widerſteht. Dieſes Stückchen Holz nennt man den Balken; von Einigen wird es auch die Seele genannt.

Bogenſchuß, bei der Artillerie ein Schuß, mittelſt deſſen die abgeſchoſſene Kugel eine Bogenlinie beſchreibt, welches geſchieht, wenn die Mündung des Geſchützes über die wagerechte Linie gerichtet wird; im Gegenſatze des Kernſchuſſes, wenn das Geſchütz eine wagerechte Richtung hat.

Bogenſtellung (Arcade), eine Reihe von Bogen zwiſchen Pfeilern, die entweder einen bedeckten Gang ausmachen, oder eine Waſſerleitung, eine Brücke u. dgl. tragen.

Bogenſtrich. Weil nicht allein die Güte des Tones, welchen ein Geigeninſtrument nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit geben kann, ſondern auch dasjenige, was dem Vortrage Ausdruck und Leben gibt, hauptſächlich von dem Bogenſtrich abhängt, ſo iſt leicht einzuſehen, welch ein wichtiger Gegenſtand der richtige und zweckmäßig angewendete Bogenſtrich bei allen Bogeninſtrumenten ſei. Der richtige Angriff des Bogens, die ſo mannichfaltigen Arten des Strichs u. dgl. gehören in die eigentliche Schule der Kunſt. Es ſei daher genug, hier blos zu bemerken, daß der Bogenſtrich überhaupt genommen am füglichſten in drei Hauptarten abgetheilt werden kann: 1. in den geſtoßenen, bei welchem nicht die ganze Länge des Bogens, ſondern nur ein Theil deſſelben, mit einem gewiſſen Grade von Geſchwindigkeit über die Saite geführt wird; 2. in den gezogenen, wobei entweder der ganze Bogen, oder doch wenigſtens der größte Theil deſſelben, mit einem gewiſſen Grade von Verweilen über die Saite gezogen wird; und 3. in den geſchleiften, bei welchem zwei, drei oder mehrere verſchiedene Noten auf einen einzigen Zug des Bogens genommen werden.

Jede dieſer Arten des Striches, die ſowohl in dem Hinauf- als Herabſtriche Statt finden, hat wieder ihre vielfältigen Modificationen, die nach Beſchaffenheit des Zeitmaßes, des Charakters des Tonſtücks u. ſ. w. gewählt werden müſſen.

Böhme oder **Böhm** (Jacob) einer der berühmteſten Theoſophen und Myſtiker. Er war 1575 zu Altſeidenberg, einem Dorfe in der Oberlauſitz, unweit Görlitz, geboren, wo ſeine Ältern arme Bauersleute waren. Bis in ſein zehntes Jahr blieb er ohne allen Unterricht und mußte das Vieh hüten. Schon hier regte ſich, in dem Anſchauen einer reichen Natur und ohne fremde Anregung, eine Fülle ungemeiner Geiſteskraft in ihm, namentlich eine lebendige Phantaſie, die ihn raſtlos beſchäftigte, und ein tiefes frommes Gefühl, wodurch ſich ihm bald, erhoben über ſeine Umgebungen und ungeſtört von äußerer Einwirkung, ein ungetrübter leicht reizbarer Sinn für das Überſinnliche und Geheimnißvolle an den Dingen und damit eine höhere Welt aufſchloß, ſo daß er in den Einwirkungen der Natur auf ſich eine Offenbarung Gottes empfand, und ſich im Drange ſeines religiöſen Sinnes und hohen ſittlichen Selbſtgefühls einer höhern Eingebung theilhaftig hielt. Natürlich mußte er bei der herrſchenden religiöſen Stimmung ſeines Gemüths auch in den äußern Begegniſſen ſeines Lebens höhere Winke erblicken, als Andere. Zur Entwickelung dieſes ſtets auf das Überirdiſche gerichteten Sinnes wirkte gewiß der Unterricht, welchen ihm ſeine Ältern, um ihn zu einem Handwerke vorzubereiten, in der Schule ertheilen ließen, nicht wenig. Dieſer beſtand damals freilich nur im Leſen- und Schreibenlernen, nebſt Unterweiſung im Chriſtenthum; aber ſo mangelhaft auch letzterer Unterricht in unſern Zeiten erſcheint, ſo tiefe Wurzeln ſchlug er doch in dem Herzen der Menſchen jener Zeit. Seine Ältern ließen ihn darauf das Schuhmacherhandwerk erlernen, das er auch nachher in Görlitz ehrlich und redlich trieb. Die ſitzende Lebensart, welche mit demſelben verbunden iſt, ſcheint ſein brütendes Nachdenken über höhere Gegenſtände befördert zu haben. Auch auf ſeiner Wanderſchaft überließ er ſich der ſtillen Anſchauung, und die damals in Sachſen herrſchenden Streitigkeiten über den Kryptocalvinismus beſchäftigten und bekümmerten ihn auf ſeinem Wege ſehr; aber ſein religiöſes Gemüth erhob ihn über den Streit der Secten und gewährte ihm unausſprechliche Luſt in der ungeſtörten Erhebung zu dem Unendlichen, zog ihn aber auch immer mehr in ſich ſelbſt zurück, und ſonderte ihn von ſeines Gleichen ab. In ſeinem ſtrengen, ſittlichen Eifer und ſeinem religiöſen Selbſtgefühle mochten daher wohl Andere einen ungeziemenden Stolz erblicken. Aber Böhme lebte beſcheiden und einfältig, ohne die Lehrmeinungen Anderer anzugreifen, oder ihnen die ſeinen aufdringen zu wollen. Andere mochten in ſeinem höhern Eifer baaren Wahnſinn erblicken, weil dem gewöhnlichen Menſchen jeder unbegreiflich iſt, der mehr als Andre ſieht. Doch wie die Extreme ſich überall berühren, ſo muß auch der religiöſe Enthuſiasmus und die gefühlvolle Betrachtung des Höchſten, die jedoch bei Böhme nicht träge Beſchauung blieb, ſondern ſich in einem lebenslänglichen Tugendwandel thätig äußerte, bei der Schwäche des menſchlichen Verſtandes den Schein des Wahnſinns leicht annehmen, und verbindet ſich oft mit Täuſchungen, welche überhaupt mit der Abſonderung des Menſchen von Menſchen beginnen. Dieſe Täuſchungen, welchen auch Böhme unterworfen geweſen zu ſein ſcheint, waren jedoch nicht Täuſchungen in Hinſicht auf den religiöſen Sinn, der ihn belebte, ſondern nur in Be-

ziehung auf die Gegenſtände, denen die lebhaft gereizte Phantaſie einen beſondern Verkehr mit der Gottheit und eine gleichſam magiſche Berührung ſeines Geiſtes zuſchrieb. Dazu kommt, daß Böhme alle höhere Bildung entbehrte, welche zur Ausbildung und Mittheilung ſeiner religiöſen, philoſophiſchen und poetiſchen Anſchauungen nothwendig war, um Dunkelheiten zu entfernen, denen das lebhaft bewegte Gemüth, das durch innere Fülle ſich mitzutheilen gedrungen iſt, nicht leicht entgeht. Aber wer die Mangelhaftigkeit und Kürze des Unterrichts, welchen Böhme genoß, bedenkt, muß ſtaunen, welcher Reichthum geiſtiger Kraft und welcher Tiefſinn in dieſem einfachen und ſchmuckloſen Gefäße verſchloſſen war. Doch wir kehren zurück zu ſeiner Geſchichte. Böhme kehrte nach Görlitz zurück, ward 1594 Meiſter daſelbſt, und heirathete die Tochter eines Fleiſchers, mit welcher er 30 Jahre lang in einer geſegneten Ehe lebte. Mehrere Entzückungen und Geſichte (d. i. Momente einer ungewöhnlichen exaltirten Gefühls- und Anſchauungskraft), welche ſein religiöſes Gemüth, gleich den heiligen Schriften, einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und Erleuchtung durch den heiligen Geiſt zuſchrieb, beſtimmten ihn, die Feder zu ergreifen. Seine erſte Schrift, welche er 1610 abfaßte, war **Aurora** oder die Morgenröthe im Aufgang (gedruckt 1612), deßwegen ſo benannt, weil der Autor in ihr ein Licht anzündet für die, welche erkennen wollen. In ihr verſuchte er ſeine Offenbarungen und Anſchauungen über Gott, Menſchheit und Natur mitzutheilen. Aus ihr, wie aus ſeinen übrigen Schriften, leuchtet eine vertraute Bekanntſchaft mit der Bibel, namentlich mit den apokalyptiſchen Büchern derſelben, zu welchen ihn ſein geheimnißvoller Sinn hinzog, vorzüglich hervor. Doch ſcheint er auch einige gelehrte Schriften, namentlich die des Paracelſus und Valentin Weigels, eifrig geleſen, und den Umgang erfahrner und gelehrter Männer auf ſeine Weiſe benutzt zu haben. Die Geiſtlichkeit in Görlitz, namentlich der damalige Paſtor an der Hauptkirche daſelbſt, **Georg Richter**, ein ſinnloſer Polterer, welchem dies Buch in Abſchrift zu Geſichte gekommen war, befeindete ihn wegen deſſelben ſehr, ließ ihn vor Gericht ziehen, und confiscirte ſein Buch, weil an ihm ſelbſt nichts ſträfliches erfunden wurde. Dieſe und andere Verfolgungen mußten ſeine unwiderlegte Überzeugung noch mehr befeſtigen und den Ruf von ihm und ſeiner Schrift verbreiten. Viele vornehme Männer kamen nun aus der Nähe und Ferne, begierig, ihn zu ſehen und zu ſprechen; vielen mußte er ſeine Schriften mittheilen, ja es ſcheint ihm auch von daher manche Unterſtützung zu Theil geworden zu ſein; denn mit ſeinem Handwerke wollte es nicht recht gehen, ſeitdem er ſich immer eifriger mit dem Höhern beſchäftigte. Doch iſt es nicht ganz gewiß, ob nicht andere Umſtände dazu mitwirkten. Von allen Seiten foderte man ihn auf, ſein Talent anzuwenden; doch ſchrieb er erſt vom J. 1619 an aus eigenem Drange ſeine übrigen Werke, z. B. die **Beſchreibung der drei Principien des göttlichen Weſens**, und gegen 29 andere. Seine Anſichten von Gott, Schöpfung, Natur, Offenbarung, Sünde, welche er in denſelben mittheilt, ſind größtentheils auf die Lehren der Bibel gebaut, welche ſeine grübelndes Nachdenken, in Verbindung mit ſeiner poetiſchen Naturanſchauung, in welcher die lebhafteſte Einbildungskraft waltete, mit Benutzung des aus myſtiſchen und chemiſchen Schriften Aufgefaßten, größtentheils gleichnißweiſe (wobei das Gleichniß und Bild ſich ihm faſt unbemerkt in die Sache ſelbſt verwandelt) im planloſen dun-

kein Gedankenlaufe und mit reger Aufwallung des Gefühls weiter ausgebildet hat. Und dieſe Erkenntniß erklärt er überall für das Werk einer göttlichen Erleuchtung, welche ihm verſtatte, einen Blick in die Tiefe der Gottheit und das innere Weſen der Dinge zu thun, um ſo mehr, da er ſich von ſeiner geiſtigen Entwickelung und von dem raſtloſen Drängen und Regen in ſeinem Innern ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben vermag: er ſelbſt aber ſagt, weil alle höhere Erkenntniß ohne göttliche Offenbarung unmöglich ſei. So wahr der letztere Satz auch iſt, ſo wenig iſt die Offenbarung, wie ſie allen eigentlichen Myſtikern erſcheint, ein blos leidentliches Vernehmen beſonderer göttlicher Einwirkung; ja die Wahrheit des unausſprechlichen religiöſen Gefühls, durch Natur, Schrift oder Gewiſſen aufgeregt, wird, je ſtärker und lebhafter dieſes iſt, um ſo mehr auf die Bilder und Vorſtellungen übergetragen, welche daſſelbe in der aufgeregten Einbildungskraft erweckt, und ſo wird manche menſchliche Vorſtellungsweiſe als eine Wirkung beſonderer Offenbarung angeſehen, da ihr doch nur eine mittelbare und gleichſam abgeleitete Wahrheit zukommt. In Hinſicht ſeines ſittlichen Sinnes und religiöſen Lebens aber, welches mehr iſt als einzelne Vorſtellungsweiſen, und welches vollkommen mitzutheilen er ſich ſelbſt unfähig fühlte, mochte er mit Recht eine göttliche Erleuchtung in ſich finden. So ſind in Böhme's Schriften, neben vielen tiefſinnigen und köſtlichen Äußerungen, auch viele willkürliche Spiele der Phantaſie und Verworrenheit in Gedanken und Ausdruck zu finden. Es darf der unbefangene Leſer ſeiner Schriften nicht vergeſſen, daß kein origineller Menſch, und ein ſolcher war Böhme in jeder Hinſicht, ohne große Abweichung von dem Allgemeinen zu finden iſt, und daß er auch jene Ausſchweifungen und Verirrungen des Geiſtes, bei den zur Klarheit ſpäterer Wiſſenſchaft nicht ausgebildeten Laien, ohne Befremden hinnehmen müſſe, wenn er das Beſſere, den innern Kern dieſer ſeltſamen, eigenthümlichen Frucht, genießen will. So wird er Böhme's Werke allerdings nicht für den Schatz der Weisheit halten und über die Wiſſenſchaft emporheben, wenn gleich Vielen, die ſich nach der Weisheit nennen, dieſer tiefe Ernſt und Eifer für dieſelbe, welcher die erſte Bedingung eines wahren Philoſophen iſt, nicht inwohnt; aber er wird auch nicht die abgezogene Schale der Wiſſenſchaft, das logiſch ſyſtematiſche Skelett dem tiefern Geiſte vorziehend, der über Böhme's Werke freilich nicht gleichmäßig verbreitet iſt, ſondern nur zuweilen mit voller Kraft wie aus geheimnißvoller Tiefe hervorblitzt, dieſelben in jeder Rückſicht für Product unſinniger Myſtik und Phantaſterei verſchreien. Mancherlei Anfeindungen beunruhigten Böhme's letzte Jahre; ja man nahm ſeine Zuflucht ſelbſt zu gemeinen Verleumdungen, welche er jedoch bis an ſeinen Tod ſanftmüthig ertrug. Vorzüglichen Anlaß dazu gab wahrſcheinlich eine Schrift über die Buße, welche Böhme's Freunde ohne ſeine Wiſſen hatten drucken laſſen. Die Sache erregte ſo allgemeine Aufmerkſamkeit, daß Böhme auf Verlangen Einiger vom Hofe, und auf ſeiner Freunde Bitten nach Dresden reiſ'te, um hier die von ihm mitgetheilten Lehren unterſuchen zu laſſen. Böhme reiſ'te 1624 dahin und fand ſelbſt am Hofe und bei dem Conſiſtorium daſelbſt vielen Beifall und Schutz. Nach ſeiner Rückkehr erkrankte er und ſtarb noch in demſelben Jahre den 18. November einen ſanften Tod im chriſtlichen Glauben. Abraham von Frankenberg, ſein Biograph und Verehrer, hat auch ſeine Schriften herausgegeben und erläutert. Die erſte Samm-

lung derſelben wurde in Holland 1675 durch einen gewiſſen Heinrich Betke herausgegeben; die vollſtändige beſorgte im J. 1682 Gichtel (10 Bände, 8. Amſterdam), von welchem auch die Anhänger Böhme's, eine wegen ihres ſtillen, tugendhaften und wohlthätigen Lebenswandels ſehr geachtete religiöſe Secte, den Namen Gichtelianer führen. Eine andere Ausgabe erſchien zu Amſterdam 1730 unter dem Titel: Theologia revelata (2 Bände, 4.), die reichhaltigſte 1730, 6 Bände 8. Eben ſo wie in Deutſchland und Holland fanden auch in England ſeine Schriften viele Verehrer. Er ſolcher war William Law, welcher eine engliſche Überſetzung von Böhme's Schriften (2 Bände, 4,) herausgab. Auch bildete ſich in England eine Böhmiſtiſche Secte, und ſchon 1697 ſtiftete Jane Leade, eine ſchwärmeriſche Verehrerin Böhme's, eine eigene Geſellſchaft zur Erklärung ſeiner Schriften, deren Dunkelheit wohl manche Weisheitsforſcher anzog, unter dem Namen der philadelphiſchen; ja noch jetzt ſoll daſelbſt eine ſolche beſtehen. Auch iſt ein engliſcher Arzt, John Pordage, als Commentator Böhm's berühmt.

Böhmen (Böheim, Bojenheim) hat ſeinen Namen von den Bojern, einem galliſchen oder celtiſchen Volke, welches ſich daſelbſt etwa 600 Jahre vor Chriſti Geburt unter Anführung eines Neffen des Ambigat, eines Königs der Berruper, niederließ, aber in der Folge gröstentheils von den Markomannen wieder daraus vertrieben wurde. Viertehalbhundert Jahre nach Chriſti Geburt hatte Böhmen, welches damals von deutſchen Völkerſchaften bewohnt war, unter ſeinen Herzogen, welche jedoch wenig bekannt waren, eine feſte Regierung. In der Mitte des 6. Jahrhunderts drang (nach Einigen, unter der Anführung eines gewiſſen Zecko) ein zahlreiches Heer Slaven (Czechowe, Tſchechen, ſo nennen ſich noch jetzt die Böhmen in ihrer Sprache), welche bis dahin die Ufer des ſchwarzen Meers bewohnt hatten, in Böhmen ein, unterwarfen es ſich und machten daſſelbe urbar. Nach Andern ſoll oben erwähnter Zecko eine ganz von den Slaven unabhängige Perſon geweſen, und die Nachfolger deſſelben von dieſen hart gedrängt worden ſein, obgleich die Abkömmlinge des Zecko nie ganz aus demſelben vertrieben werden konnten. Der erſte, der uns namentlich aus denſelben bekannt iſt, war Przemislas, ein Bauer, den 632 die Fürſtin Libuſſa ehelichte und auf den Thron hob. Obgleich Carl der Große und einige ſeiner Nachkommen Böhmen unter ihre Staaten rechneten und es zinsbar machten; ſo dauerte doch dieſe Unterwürfigkeit nicht lange, und im Jahre 840 wurden ſogar die Herzogthümer Böhmen, Schleſien und Mähren von aller fremden Herrſchaft frei und von ihren eigenen Herzogen regiert, obgleich eine gewiſſe Verbindung zwiſchen ihnen und dem deutſchen Reiche blieb. Ja im Jahre 1061 bekamen die Herzoge von Böhmen ſogar den Titel als Könige, den ihnen Kaiſer Heinrich IV. ertheilte, und welcher dem Könige Wratislas im Jahre 1086 zuerſt allgemein zuerkannt wurde. Nachher ertheilte der deutſche Kaiſer, Philipp II., um das Jahr 1230 Przemislas II. und ſeinen Nachfolgern die Königswürde, welche darauf von Friedrich II. beſtätigt wurde, ſeit welcher Zeit Böhmen ein Königreich geblieben iſt. Der männliche Stamm der alten Könige endigte 1305 mit Wenzel V., worauf 1310 durch Heirath Johann von Luxemburg die Krone erhielt und ſie auf ſeine Nachfolger vererbte. Hierauf vereinigten Carl IV. (als Nachkomme aus dem Hauſe Luxemburg unter dem Namen Carl I., der Böhmen ungemein emporbrachte) Wenzeslas und Sigismund

(ein Sohn Carls IV., welcher Böhmen durch den Religionskrieg mit den Huſſiten beinahe wieder verloren hätte), die Krone Böhmens von 1378 bis 1440 mit der des deutſchen Reichs. Nach Sigismunds Tode kam Böhmen an deſſen Schwiegerſohn, Albrecht von Öſterreich, und nach deſſen frühem Tode an deſſen Sohn Ladislav, der zugleich König in Hungarn war, wodurch Böhmen von den deutſchen Staaten getrennt wurde. Nach ſeinem Tode wählten die Böhmen einen Georg von Podiebrad, der vorhin ſchon Reichsverweſer geweſen war, und darauf den polniſchen Prinzen Wladislaw und nach ihm ſeinen Sohn Ludwig zu Königen, welche beide letztere auch zugleich Könige in Hungarn waren. Nachdem Ludwig in der Schlacht wider die Türken bei Mohacz 1526 geblieben war, kam Böhmen wieder an das Haus Öſterreich. Vermöge der Tractaten nämlich, welche zwiſchen Kaiſer Maximilian I. und König Wladislaw abgeſchloſſen waren, folgte jetzt Maximilians zweiter Enkel, der Erzherzog Ludwig, der die Böhmen nöthigen wollte, in dem ſchmalkaldiſchen Kriege wider den Churfürſten von Sachſen die Waffen zu ergreifen, und, da dieſe dazu nicht geneigt waren, ſondern vielmehr Miene machten, ihm den Gehorſam aufzukündigen, wider ſie nach Carls V. Siege bei Mühlberg ſehr ſcharf verfuhr, und Böhmen ſelbſt für ein unumſchränktes Erbreich erklärte. Ihm folgte ſein Sohn Maximilian, dieſem ſeine Söhne Rudolph und Matthias. Gegen das Ende der Regierung des letztern entſtanden, wegen gekränkter Religionsfreiheit der Proteſtanten, Unruhen, welche den Anfang zum dreißigjährigen Kriege machten und das Haus Öſterreich in Gefahr ſetzten, Böhmen zu verlieren. Mit Übergehung Ferdinands II., der doch ſchon bei Lebzeiten ſeines Vetters Matthias zum Könige von Böhmen gekrönt war, wählte man den Churfürſten Fritdrich V. von der Pfalz. Als aber der Sieg bei Prag 1630 zum Vortheil des Kaiſers entſchieden hatte, gelangte Böhmen, das nun wirklich ein anerkanntes Erbreich und reinmonarchiſcher Staat geworden war, unter die Herrſchaft Öſterreichs, bei welchem es auch bis hierher unverrückt verblieben iſt, obgleich nach Carls VI. Tode Carl Albrecht, Churfürſt von Baiern, auf Böhmen Anſpruch machte und ſich ſogar in Prag zum Könige ausrufen und huldigen ließ. — Böhmen macht, als Königreich, einen wichtigen Theil der öſterreichiſchen Monarchie aus. Es grenzt gegen Weſten an das Königreich Baiern, gegen Oſten an Mähren und Schleſien, gegen Norden an die Lauſitz und Meißen, und gegen Süden an Öſterreich und Baiern. Der Flächeninhalt beträgt 957 Quadratmeilen, worauf 3,203,000 Einwohner leben. Die herrſchende Religion iſt die katholiſche, doch werden auch die übrigen Religionen geduldet. Die Landesſprache iſt die böhmiſche, ein Dialeckt der ſlaviſchen; aber in einigen Kreiſen und in den meiſten Städten wird deutſch geſprochen. Böhmen iſt faſt ringsum mit Gebirgen umgeben, enthält ſehr große Waldungen, beträchtliche Teiche, deren man überhaupt an 20,000 zählt, aber auch ſehr fruchtbare Flächen. Die vorzüglichſten Flüſſe ſind die Elbe und die Mulbau. An Naturproducten iſt das Land ſehr geſegnet. Jede Art von Getreide, Flachs, Hopfen, der für den beſten in Europa gehalten wird, und Baumfrüchte bringt es in Menge hervor; ſie ſind ein Gegenſtand der Ausfuhr. Wein iſt nicht häufig, aber um die Gegend von Melnik recht gut. Die Viehzucht iſt ſehr beträchtlich, vorzüglich die Schaf-, Pferde-, Schwein- und Federviehzucht. Die Bergwerke ſind ſehr ergiebig, und liefern Silber, Kupfer, ſehr gutes Zinn, Granaten, Diamanten und andere Edelſteine, viel Eiſen, Ko-

balt, Alaun, Galmey, Schwefel, Steinkohlen in Menge. An treff-lichen Mineralwaſſern iſt ein Überfluß, aber Mangel an Salz. Die Betriebſamkeit der Böhmen iſt ſehr lobenswürdig. Sie benutzen ihre eigenen und fremde Naturproducte auf mannichfaltige Art. Die Manufacturen und Fabriken erſtrecken ſich über das ganze Land. Unter der Menge zeichnen ſich die Leinwand-, Batiſt-, Schleier-, Zwirn-, Spitzen- u. dergl. Manufacturen aus, welche im J. 1792 gegen 17 Millionen Gulden Waaren lieferten, wovon die Hälfte aus dem Lande ging. Die Wollenmanufacturen lieferten gegen 9 Millionen Gulden Waaren, und dieſer Artikel hat ſich in den neuern Zeiten ſowohl vermehrt als verbeſſert. Das böhmiſche Glas, das in 78 Glashütten fabricirt wird, iſt in ganz Europa bekannt. Sehr wichtig iſt die Fabrication von Hüten von der feinſten Sorte, Papier, Seidenwaaren, geſchliffenen Granaten, muſikaliſchen Inſtrumenten und vielen andern Artikeln. Böhmen wird in ſechzehn Kreiſe eingetheilt, nämlich in den bunzlauer, königingrätzer, bitſchower, chrudimer, czaslauer, budweiſer, taborer, prachiner, pilsner, klattauer, ſaatzer, elnbogner, mit dem der egeriſche Bezirk verbunden iſt, rakonitzer, berauner und kaurzimer, deren jeder ſeinen Kreishauptmann hat. Nebſt der Hauptſtadt Prag enthält Böhmen 277 Städte und Städtchen, 285 Marktflecken und 11,913 Dörfer. Die merkwürdigſten Örter ſind: die Städte Jungbunzlau, Melnik, Turnau, Reichenberg, Trautenau, Kuttenberg, Budweis, Pilſen, Carlsbad, Joachimsthal, Töplitz; die Feſtungen Königingrätz, Joſephſtadt, Thereſienſtadt, Eger; der Manufacturort Rumburg, die Dörfer Abersbach, Sedlitz, Seidſchütz und dergleichen.

Böhmiſche Brüder iſt der Name einer chriſtlichen Religionsgeſellſchaft, die ſich um die Mitte des 15. Jahrhunderts aus den Reſten der ſtrengen Huſſiten in Böhmen bildete. (Vergl. d. Art. **Huſſiten**). Unzufrieden mit den Annäherungen an den Papismus, durch welche die Calixtiner ſich damals zur herrſchenden Partei in Böhmen zu machen gewußt hatten, wollten ſie die Compactaten derſelben nicht annehmen und fingen ſeit 1457 unter der Leitung eines Pfarrers **Michael Beadacz** an, in beſondere Gemeinden zuſammenzutreten, eigne Verſammlungen zu halten und ſich durch den Namen **Brüder** oder **Brüderunität** von den übrigen Huſſiten zu unterſcheiden, von ihren Gegnern wurden ſie aber oft mit den Waldenſern und Picarden vermengt und wegen ihrer Verborgenheit **Grubenheimer** genannt. Unter mannichfaltigen harten Bedrückungen von Seiten der Calixtiner und Katholiſchen gewannen ſie, ohne der Gewalt Widerſtand zu leiſten, durch Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Reinigkeit in ihren Sitten eine ſo bedeutende Ausbreitung, daß die Zahl ihrer Gemeinden ſich im Jahre 1500 auf zweihundert belief, welche meiſtens eigne, unter Begünſtigung der Gutsbeſitzer erbaute, Bethäuſer inne hatten. In ihren Bekenntnißſchriften zeigt ſich das Eigenthümliche ihres Glaubens, beſonders bei der Abendmahlslehre, in der ſie die Transſubſtantiation verwarfen und nur eine ſacramentliche oder geiſtig myſtiſche Gegenwart Chriſti annahmen. Übrigens bauten ſie ihr Glaubensbekenntniß durchgängig auf die heilige Schrift, und fanden damit und noch mehr durch ihre Communverfaſſung und Kirchenzucht bei den Reformatoren des 16. Jahrhunderts Beifall. Dieſe Verfaſſung war den Einrichtungen der älteſten apoſtoliſchen Chriſtengemeinde nachgebildet. Durch Entfernung der Laſterhaften aus ihrer Gemeinſchaft und einen dreifach abgeſtuften Bann, ſo wie durch ſorgfältige Trennung der Geſchlechter

und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortſchreitende und Vollkommene ſuchten ſie die Lauterkeit des praktiſchen Urchriſtenthums unter ſich herzuſtellen, und die ſtrenge, bis auf das häusliche Leben der Individuen ausgedehnte Aufſicht, zu der ſie eine Menge Beamte von verſchiedenen Graden beſtellten, mußte viel zur Erreichung dieſes löblichen Endzwecks beitragen. Dieſe Beamten waren ordinirende Biſchöfe, Senioren und Conſenioren, Presbyter oder Prediger, Diakonen, Ädilen und Akoluthen, unter welche ſie die Leitung der kirchlichen, moraliſchen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinde auf eine ſehr verſtändige Weiſe vertheilten. Ihr erſter Biſchof erhielt ſeine Ordination von einem waldenſiſchen, ob ſich gleich ihre Gemeinden mit den Waldenſern in Böhmen nicht vermengten. Sie mußten inzwiſchen mit dieſer gedrückten Secte gleiches Schickſal erfahren. Da ſie nach ihrem Grundſatze, nirgends Kriegsdienſte zu thun, ſich auch im ſchmalkaldiſchen Kriege weigerten, die Waffen wider die Proteſtanten zu ergreifen, nahm ihnen der König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen gegen 1000 böhmiſche Brüder nach Polen und Preußen, wo ſie ſich zuerſt in Marienwerder anſiedelten. Der Vergleich, den dieſe Ausgewanderten mit den Lutheranern und Reformirten in Polen den 14. April 1570 zu Sendomir abſchloſſen, und noch mehr der Diſſidentenfriede der polniſchen Stände 1572 verſchafften ihnen Duldung in Polen, wo ſie ſich jedoch unter den Verfolgungen des ſchwediſchen Siegmund näher an die Reformirten anſchloſſen und in dieſer Verbindung noch bis jetzt Reſte der alten Verfaſſung beibehielten. Ihre in Böhmen und Mähren zurückgebliebenen Brüder gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit und hatten ihren Hauptſitz zu Fulnek in Mähren, daher ſie auch mähriſche Brüder hießen. Die für die Proteſtanten in Böhmen unglückliche Wendung des dreißigjährigen Krieges hatte jedoch eine gänzliche Vertilgung ihrer Kirche zur Folge und ihr letzter, um den Jugendunterricht ſehr verdienter Biſchof Comenius (ſ. d. Art.) mußte entfliehen. Seitdem wanderten ſie häufig aus, wie z. B. 1670, wo die böhmiſchen Gemeinden zu Dresden und Zittau entſtanden, und ſeit 1722 wieder nach Sachſen, wo ſich aus ihren Nachkommen die Brüdergemeinde zu Herrnhut bildete, und nach den preußiſchen Staaten, wo die böhmiſchen Gemeinden zu Berlin und Rücksdorf noch beſtehen. Ihre Reſte in Böhmen ſelbſt haben ſich unter den Lutheranern und Reformirten verloren, was bei den böhmiſchen Gemeinden in Sachſen und Preußen jetzt ebenfalls Statt findet. Ob nun gleich dieſe alte böhmiſch-mähriſche Brüderunität für erloſchen anzuſehen iſt, ſo wird ſie doch als eine ſtille Pflegerin chriſtlicher Wahrheit und Frömmigkeit in Zeiten, die ſich erſt mit Mühe aus der Barbarei des Mittelalters herausarbeiteten, als eine Bewahrerin reiner Sitten, wie ſie die Reformatoren des 16. Jahrhunderts ihren Gemeinden nicht zu geben vermochten, und als die Mutter der geachteten und weit verbreiteten evangeliſchen Brüdergemeinde, deren Verfaſſung ſich nach ihrem Muſter gebildet hat, immer merkwürdig bleiben. E.

Böhmiſche Steine, edle Steine verſchiedener Art, die an Schönheit und Glanz den orientaliſchen ähnlich, aber nicht ſo hart ſind, wie dieſe, daher auch in weit geringerem Werthe ſtehen.

Bohnenbergerſche Maſchine. Profeſſor Bohnenberger in Tübingen, einer der gelehrteſten deutſchen Aſtronomen, erfand eine kleine ſehr einfach und ſinnreich eingerichtete Maſchine, welche das Vorrücken der Nachtgleichen zeigt, von der unter dieſem Artikel Er-

wähnung geſchehen iſt. Es iſt eine kleine Erdkugel von etwa zwei Zoll Durchmeſſer, welche durch eine Schnur, die auf ein Röllchen gedreht wird, in einen ſchnellen Umlauf geſetzt wird, auf die Weiſe wie ein Kräuſel. Die Achſe, um die ſie ſich dreht, läuft in zwei Ringen, welche Compaßaufhängung haben und ſich nach allen Seiten drehen können. So wie die kleine Erde in Umſchwung geſetzt worden, kann man mit ihr in der Stube herumgehen, und ihre Achſe behält immer dieſelbe Richtung. Iſt ſie von Anfang nach dem Fenſter gekehrt geweſen, ſo bleibt ſie nach dem Fenſter gekehrt — ſo wie eine Magnetnadel immer eine Richtung behält, wenn man mit ihr im Zimmer herumgeht und ſie ſich völlig frei bewegen kann. Man ſieht demnach an dieſer kleinen Erde, daß ein Körper der ſich um ſeine Achſe dreht, nicht leicht die Richtung derſelben ändert. Nachdem dieſes an der Maſchine gezeigt worden, ſo hält man ſie ſtill und hängt an den einen Ring ein kleines Gewicht, welches die anziehende Kraft der Sonne auf die abgeplattete Erde vorſtellt. Was iſt die Folge? Das Gewicht zieht gleich die Pole ſenkrecht auf die Bahn, weil die Erde ſich nicht um ihre Achſe dreht. Jetzt ſetzt man ſie aber in Bewegung und hält ſie ſo, daß ihre Achſe einen Winkel von 23 Grad mit der Ebene der Bahn macht welche die Ebene des Tiſches vorſtellen mag, auf welchen man die kleine Maſchine ſtellt. Das Gewicht kann, ſobald die Erde um ihre Achſe läuft, die Achſe nicht ſenkrecht auf die Bahn ſtellen. Was geſchieht nun? Die Erdachſe fängt an, um die ſenkrechte Linie herum zu laufen, die hier die Achſe der Erdbahn oder die Pole der Ekliptik darſtellt, und ſtatt ſich in den Pol der Ekliptik zu ſtellen, läuft ſie um denſelben herum. Dieſes iſt das Umlaufen der Erdpole um den Pol der Ekliptik, welches in 25,700 Jahren einmal ſich vollendet. Der Mechanikus Buzengeiger in Tübingen macht dieſe Maſchinen ſehr nett und ſauber gearbeitet für eine Carolin. Auf den Vorſchlag von La Place ſind ſie in der Ecole polytechnique eingeführt, um in der Mechanik die Urſache des Vorrückens der Nachtgleichen anſchaulich zu machen. Segner hatte ſchon früher eine ähnliche Maſchine angegeben, die aber nicht ſo vollkommen war, wie die, welche Bohnenberger erfunden. Bg.

Bojardo (Matteo Maria), Graf von Scandiano, gegen das J. 1334 auf einem ſeiner Familie gehörigen Landgute bei Ferrara geboren, und geſtorben 1494 als Gouverneur von Reggio, gehörte nicht nur zu den gelehrteſten und gebildetſten Männern ſeiner Zeit, ſondern nimmt auch unter den italieniſchen Dichtern des 15. Jahrhunderts einen bedeutenden Platz ein. Er iſt der Verfaſſer des Orlando innamorato, eines romantiſchen Heldengedichts, das er bis zum 69. Geſange ausſpann, ohne es zu vollenden. Er ſchöpfte ſeinen Stoff wie Pulci aus der fabelhaften Chronik Turpins, ſchuf aber eine Menge Perſonen und Abenteuer, wovon dieſe Legende ſchweigt. Die Namen verſchiedener ſeiner Helden, als Sacripante, Agramante, Gradaſſo, entlehnte er von Bauern ſeiner Landgüter und einige derſelben ſollen noch jetzt dort gehört werden. Eben ſo ſollen die von ihm beſchriebenen Landſchaften meiſtens die Umgebungen von Scandiano ſein. Iſt Bojardo auch durch Arioſt von Seiten der Diction und des Versbaues übertroffen worden, ſo wetteifert er doch nicht unrühmlich mit ihm in Anſehung der Erfindung, der Anmuth und geſchickten Verflechtung der Epiſoden. Da er ſein Gedicht nicht blos unbeendigt gelaſſen, ſondern auch an die bereits vollendeten Ge-

ſänge nicht die letzte Hand gelegt hat, ſo fand er Umarbeiter und Fortſetzer. Domenichi änderte den Styl, Berni arbeitete das Gedicht ganz um und Nicolo degli Agoſtini ſetzte es fort. Indeß ſo verdienſtlich auch Berni's Arbeit iſt, ſo hat doch Bojardo's urſprüngliches Werk eben ſo viel dadurch verloren als gewonnen und behauptet immer den Vorzug. Agoſtini's Fortſetzung aber iſt durch Arioſt in Vergeſſenheit gekommen, deſſen raſender Roland ebenfalls eine Fortſetzung des Bojardo iſt. Außerdem haben wir von Bojardo noch Capitoli, eine aus dem Lucian entlehnte Komödie, Timone, lateiniſche Eklogen und Überſetzungen des Herodot und Apulejus.

Boie, Boje, Buje, in der Schifffahrt, iſt eine treibende Baake (ſ. d. A.) über einer Untiefe. Gewöhnlich ſind es leere Tonnen. Die Ankerboi (Ankerflott, Ankerwächter, auch blos Boje) iſt ein Zeichen, meiſtens ein nach beiden Seiten ſpitz zulaufendes leeres Faß, welches vermittelſt des Boiſeils am Anker befeſtigt und wenn dieſer geworfen wird, oben aufſchwimmt und deſſen Platz bezeichnet.

Bojer, Bujer, Boyer iſt ein kleines plattes, vorn und hinten voll gebautes Schiff mit einem Gabelmaſte, einem Schmackſegel und Schwertern, deſſen man ſich bedient, um Bojen (ſ. d. Art.) zu legen, noch mehr aber in der Küſtenfahrt, um kleine Ladungen darin fortzubringen.

Boileau Despréaux (Nicolas), geboren den 1. November 1636 zu Crosne bei Paris, nach Andern zu Paris, begann ſeine Studien im College d'Harcourt und ſetzte ſie im College de Beauvais fort. Hier zeigte ſich bereits ſeine Neigung für Poeſie. Er las mit Leidenſchaft die großen Dichter des Alterthums und verſuchte ſeine eignen Kräfte in einer Tragödie, die freilich mißrathen mußte. Er hatte in ſeiner Jugend mit Krankheit und manchem Ungemach zu kämpfen. Nach vollendeten Studien trat er in die juriſtiſche Laufbahn, verließ ſie aber bald wieder aus Abneigung, verſuchte ſich noch in verſchiedenen andern Lagen und beſchloß endlich, ganz ſeiner Liebe zur Poeſie zu folgen. Seine erſte Satire kündigte ſchon ſein Talent an und empfahl ſich vornehmlich durch Correctheit des Styls und Eleganz der Verſification. Im J. 1666 erſchienen ſeine ſieben erſten Satiren mit der an den König gerichteten Einleitung. Sie fanden einen außerordentlichen Beifall, denn bisher hatte noch niemand ſo ſchön in Verſen geſchrieben. Darin aber, ſo wie in der Gediegenheit des ſtets paſſenden Ausdrucks und in der Klarheit, womit er ſeine überall einleuchtenden Grundſätze vorträgt, beſteht auch ihr Hauptverdienſt; neue, tiefe, originelle Ideen würde man vergebens darin ſuchen, wiewohl es nicht an einzelnen feinen und anziehenden Zügen fehlt. Auch ſind ſie nicht von gleichem Werthe; die Satiren sur l'équivoque und sur l'homme haben unverkennbare Schwächen, und die Satire gegen die Weiber, die er in einem ſchon reifern Alter ſchrieb, iſt einförmig und ohne die hier ſo unentbehrliche Laune. Mehr ſind heutiges Tages ſeine Epiſteln geſchätzt, in denen er glücklich mit Horaz wetteifert. Man findet hier eine geſchmeidige und anmuthige Verſification, einen natürlichen und gehaltenen Styl, kräftige und wohl mit einander verbundene Ideen. Dieſem Werke ließ er ein noch wichtigerers folgen, ſeine Art poetique, in welcher er mit Beſtimmtheit und Geſchmack alle Dichtungsgattungen (mit Ausnahme des Apologs) durchgeht und Regeln dafür aufſtellt. An Regelmäßigkeit des Plans, Schönheit der Übergänge und gehaltener Eleganz des Styls verdient dieſes Gedicht den Vorzug vor Horazens Epiſtel an

die Piſonen, obgleich verſchiedene Einzelnheiten in demſelben mit Recht getadelt worden ſind. Es hat lange, nicht nur in Frankreich, ſondern auch im Auslande, als Geſetz gegolten und einen großen nicht allenthalben gleich günſtigen Einfluß gehabt, da es mit Einſeitigkeit auf Correctheit und Regelmäßigkeit drang und alle Erzeugniſſe des Dichtergenius einem zum voraus beſtimmten Maßſtabe unterwerfen wollte. Beweiſe dieſer Einſeitigkeit ſind ſeine oft gerügten Urtheile über Taſſo und Quinault, denen manche andere gleich unſtatthafte Anſichten beizufügen wären. Boileau hatte eine Menge von Gegnern gefunden, die ihm beſonders Mangel an Fruchtbarkeit, Erfindungsgabe und Abwechslung vorwarfen. Zu ihrer Widerlegung ſchrieb er den Lutrin, ein ſcherzhaftes epiſches Gedicht, das noch jetzt in den Augen der Franzoſen ein unerreichtes Meiſterwerk iſt. Ein Chorpult, das hingeſtellt und weggenommen worden, hatte in einem Stifte Zwietracht erregt: dies iſt der Stoff für Boileau's Gedicht, in welchem die Kunſt, kleine unbedeutende Details zu veredeln, neben den ſchon oben gerühmten Vorzügen ſeiner Poeſien, allerdings Lob verdient. Nach dieſen von uns angeführten Werken, welche Boileau's Andenken noch lange erhalten werden, verdient weder ſeine Ode auf die Eroberung von Namur, noch ſeine Proſa einer beſondern Erwähnung. Ludwig XIV., der den Dichter hochſchätzte, ernannte ihn und Racine zu Hiſtoriographen. Die franzöſiſche Akademie aber nahm ihn, da er in ſeinen Satiren mehrere Akademiker angegriffen hatte, erſt 1684 zum Mitgliede auf. Eben ſo wurde er Mitglied der Akademie der Inſchriften. Boileau ſtarb an der Bruſtwaſſerſucht den 13. März 1711.

Boiſſerée (Sulpiz und Melchior), in Verbindung mit Johannes Bertram, haben ſich bei allen kunſtliebenden und ſittlich gebildeten Deutſchen Ruhm und Dank erworben, theils durch das treffliche Werk über den Dom zu Cöln, theils und noch mehr durch die rettende Erhaltung altdeutſcher Kunſtdenkmähler, die von den vandaliſirenden Franzoſen dem Untergang preisgegeben waren. Durch literariſche Studien früh gebildet, kamen beide Brüder mit ihrem Freunde Bertram im J. 1804 von ihrem Geburtsort Cöln nach Paris, um dort Friedrich Schlegels Unterricht zu genießen und ſich durch Anſchauung und Studium der damals dort ſo reich vereinigten Kunſtſchätze zu bilden. Sie verließen Paris mit Friedrich Schlegel zugleich im Frühjahr 1805 und kamen nach Cöln zurück. Friedrich Schlegel, der tiefer als irgend ein Kunſtkenner jener Zeit den Werth der altdeutſchen Kunſtdenkmähler gefühlt, lenkte die Aufmerkſamkeit der Freunde auf die verwüſteten herrlichen Alterthümer, von denen auch Profeſſor Wallraff und Banquier Lieversberg bereits mehreres gerettet hatten, und Freiherr von Mehring erbſchaftlich manches beſaß. Als nämlich in Cöln die Franzoſen Kirchen und Klöſter verwüſtend niederriſſen, um ſie zu Magazinen einzurichten, wurden die verdunkelnden Glasſcheiben, die vom Kerzendampf unkenntlich gemachten Gemählde der Willkür der Kirchendiener überlaſſen, und wagenweis auf den Trödel geſchleppt. Die ungeheuern Tafeln, mit Bildern aus der byzantiniſch-deutſchen Schule auf Goldgrund, wurden in dem holzarmen Lande vom Volke ſehr geſucht. Man verarbeitete ſie zu Taubenſchlägen, Fenſterladen, Tiſchen und Schränken; mit den auf Leinwand gemahlten Bildern wurden Tiſche und Wände beſchlagen. Vieles ging auf dieſe Weiſe unwiederbringlich verloren. Fr. Schlegels Anregung, mehr noch der Zufall, der auf der Straße einſt die Brüder Boiſſerée einem

gemeinen Manne begegnen ließ, welcher eine ſchöne alte Kreuzigung Chriſti trug, und den Brüdern, die ſie ihm abkauften, mehr zu verſchaffen ſich erbot, ward Urſach, daß ſie dieſe unſchätzbaren Alterthümer bald in allen Winkeln aufſuchten. Mit der Nachfrage ſtieg der Preis dieſer gering geachteten Gegenſtände. Von allen Seiten wurden aus Dörfern und Klöſtern die Gemählde zuſammengefahren und feilgeboten, und noch jetzt wird ein wahrer Wucher damit getrieben. Den Brüdern Boiſſerée gelang es auf dieſe Weiſe, unter Mitwirkung wackerer Künſtler und Kunſtfreunde, eine Sammlung von Gemählden zuſammenzubringen, die im Laufe der Zeiten gewiß einen lebendigen und bleibenden Einfluß auf vaterländiſche Kunſt haben wird. Sie retteten das unermeßlich herrliche Bild aus der Rathscapelle. Den drei Freunden verdankt Cöln die neue Schönheit des längſt vergeſſenen Bildes, das nun die lieblichſte Zierde des Doms iſt. Der Hauptreichthum der Sammlung der Brüder Boiſſerée beſteht in einer großen Anzahl Gemählde der byzantiniſch-deutſchen Schule auf Goldgrund, von denen wir vor allen lieblich nennen: das Bild der heiligen Veronica, nächſtdem Apoſtel und Heilige mit den Attributen ihres Märtyrerthums, und manches köſtliche Madonnen- und Heiligenbild. Was wir in allen dieſen neugriechiſch-deutſchen Bildern wahrnehmen, iſt der Mangel an Gruppirung, welche der einfache, noch ganz plaſtiſche Sinn jener Mahler nicht verſtattete. Die Figuren wurden ſymmetriſch und pyramidaliſch geordnet, Ruhe und Milde walteten vor in Stellung und Geberde, die Draperien fielen in einfachen leichten Maſſen, in entſchiedenen hellgrünen, rothen oder hellblauen Farbentönen, ſo daß die Bilder farbigen Basreliefs glichen. Auf dem Goldgrund waren meiſtens dunkelblaue Verzierungen aufgedrückt; der immer hellgrüne Boden trägt Frühlingsblumen. Die Geſtalten ſelbſt ſind blühend, kindlich und ſtets im Sinne des griech. Ideals aufgefaßt. Ferner iſt die Sammlung im Beſitz köſtlicher Bilder des Van Eyk, Hemmeling, Lukas von Leyden, Albrecht Dürer, Johannes Schoreel, Holbein, Hemskerk, Lukas Kranach und vieler Niederländer und Deutſchen der alten Zeit, theils bekannt, theils nicht zu errathen. Von van Eyk zeichnen wir aus die Anbetung der heiligen 3 Könige, ein göttliches Bild, dem berühmten danziger Altarblatt noch vorzuziehen, und St. Lukas, die Mutter Gottes mahlend; von Hemmeling ein herrlich reiches Bild, das dramatiſch jeden Moment der Verkündigung, der Geburt, des Lebens, Leidens und der Auferſtehung und Himmelfahrt des Erlöſers mit bewundernswürdiger Kühnheit und Lieblichkeit der Darſtellung umfaßt, eine Anbetung der heiligen 3 Könige mit den Seitenflügeln von St. Johannes dem Täufer in einer lieblichen Landſchaft, und St. Chriſtophorus, den Strom und eine wunderkühne Felsgegend durchſchreitend, das Manna in der Wüſte, die Begrüßung Melchiſedechs u. m. a.; von Lukas von Leyden vor allen das anziehende Bild mit lebensgroßen Geſtalten, des St. Bartholomäus, der heil. Cäcilie, St. Margaretha, den Drachen überwindend, und des Apoſtels St. Johannes. Viele andere Koſtbarkeiten übergehend, erwähnen wir ſchließlich noch der Madonna von Francia Bologneſe, des rührendſten und ſeelenvollſten Werkes, das wir von dieſem alten Italiener kennen, deſſen Werke überhaupt ſehr ſelten ſind. — Außerdem beſitzen die Herren Boiſſerée und Bertram viele Alterthümer und anmuthige Kunſtſchätze. Man kann hier Entſtehung, Entwickelung, Fortſchreiten und Verſinken der alten Schulen in ihrer Gradation verfolgen, ſehen, wie die Kunſt vom plaſtiſchen Geiſte zum wirklich mahleriſchen überging, und wie die lebendige Dar-

ſtellung ſie zuletzt in Manier und Gemeinheit ausarten ließ. Nur viele Anſtrengungen und Aufopferungen der Beſitzer konnten die Sammlung ſo mannichfaltig und vollſtändig machen, daß ſie als ein Ganzes, als eine durch die Werke ſelbſt belegte Kunſtgeſchichte daſteht. Sie befand ſich bisher in Heidelberg, wohin ſie ſchon zu Buonaparte's Zeiten langſam und ohne Geräuſch war geflüchtet worden; jetzt in Stuttgart.

Boiſſonade (Jean François), geboren zu Paris 1774, einer der ausgezeichnetſten Helleniſten Frankreichs. Er wurde im J. 1809 adjungirter Profeſſor der griechiſchen Sprache an der Akademie von Paris und 1812 nach Larchers Tode, an deſſen Stelle er auch in das Inſtitut trat, Titularprofeſſor. Der König ernannte ihn 1814 zum Ritter der Ehrenlegion und 1816 zum Mitgliede der Akademie der Inſchriften. Außer mehrern ſchätzbaren Beiträgen, die er zum Journal des Débats, zum Mercure, zum Magazin encyclopédique, zur Biographie universelle, ſo wie zu den Notices et Extraits (Vol. 10.) geliefert hat, verdanken wir ihm unter andern eine Ausgabe der Heroica des Philoſtrat (1806) und des Tiberius Rhetor (1815). Noch wichtigere Werke von ihm ſind unter der Preſſe, z. B. die Lebensgeſchichten der Sophiſten von Eunapus, ein noch ungedruckter Commentar des Proclus zu Platons Cratylus, ein griechiſcher Roman des Nicetas Eugenianus u. ſ. w. Auch arbeitet er an einem franzöſiſchen Wörterbuche nach dem Muſter des Johnſon.

Bolero iſt der Name eines ſpaniſchen Nationaltanzes, der mit Geſang verbunden iſt, und entweder mit mehreren Inſtrumenten zugleich, oder mit der Cither allein, von den Tänzern ſelbſt mit den Caſtagnetten begleitet wird. Die Melodie, die in mäßiger Bewegung vorgetragen werden muß, iſt in den Dreivierteltact geſetzt.

Bolingbrocke (Henry-Saint-John, Lord, Vicomte), wurde im J. 1672 zu Batterſea in der Grafſchaft Surry in einer ſehr alten Familie geboren, deren ſämmtliche Mitglieder ſich theils im Kriege, theils im Staate auf eine glorreiche Weiſe ausgezeichnet hatten. Bolingbrocke ſelbſt erhielt eine ſeinem Stande gemäße Erziehung, und vollendete auf der Univerſität zu Oxford ſeine Studien. Schon damals wurden die Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, die Fruchtbarkeit ſeiner Einbildungskraft, ſein einnehmendes Weſen, ſeine Energie und die Gewandtheit ſeines Styls allgemein bewundert. Er trat in die Welt, und zeigte in ihr die ſeltenſten Geiſtesanlagen, eine verführeriſche Geſtalt, eine Feinheit der Sitten, ein Gemiſch von Adel und Leutſeligkeit, einen Reiz der Rede, denen, nach dem einſtimmigen Zeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen, niemand zu widerſtehen im Stande war. Unglücklicher Weiſe hemmten die Leidenſchaften ſeiner Jugend den Aufflug ſeiner Talente; ſchon war er in das 23. Jahr getreten, und noch hatten ſeine glänzenden Anlagen nichts weiter als einen vollendeten Weiberverführer (a complete rake) aus ihm gemacht. Seine Ältern, welche glaubten, daß eine Heirath eine heilſame Wirkung bei ihm hervorbringen dürfte, ſchlugen ihm eine Dame vor, welche als Erbin einer Million mit einer reizenden Geſtalt einen ſehr gebildeten Verſtand und die edelſte Geburt verband. Aber kaum hatten die jungen Eheleute einige Zeit mit einander gelebt, als ſich auch bereits eine unvertilgbare Zwietracht zwiſchen ihnen erhob, in deren Folge ſie ſich auf immer von einander trennten. Ein ganz anderes Zwangsmittel ſollte dieſen heftigen, unregelmäßigen, aber ausgezeichneten Charakter zu einem beſſern Ziele führen; ſein Vater bewirkte ſeine Wahl zum Repräſentanten eines gewiſſen Fleckens bei dem Unterhauſe. Hier nun

zogen ſeine ungewöhnliche Beredſamkeit, ſein tiefer Blick und die Gründlichkeit ſeines Räſonnements die allgemeine Aufmerkſamkeit auf das junge Parlamentsglied. Seine bisherige Arbeitsſcheu ward plötzlich in die raſtloſeſte Thätigkeit verwandelt. Als man ihn im Jahr 1704 zum Kriegsſecretär ernannt hatte, wurde er dadurch in unmittelbare Verbindung mit dem Herzoge von Marlborough gebracht. Bolingbrocke erkannte und bewunderte die Talente dieſes Mannes, und unterſtützte die großen Unternehmungen und bewunderswürdigen Folgen derſelben aus allen Kräften. Als aber die Whigs wieder die Obergewalt erhielten, nahm Bolingbrocke ſeinen Abſchied. Nun folgten, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, die zwei thätigſten Jahre ſeines Lebens, in welchen er ſich ganz den Studien widmete, bei denen er jedoch den öffentlichen Angelegenheiten keinesweges fremd wurde. Er ſtand nämlich in fortwährender Verbindung mit der Königin, die ſeinem Rathe ſtets vor allen übrigen Gehör gab. Jetzt ward das Miniſterium der Whigs, zum größten Erſtaunen von ganz Europa, geſtürzt, und Bolingbrocke erhielt als Staatsſecretär das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem Poſten der Friede von Utrecht das höchſte Ziel ſeiner Wünſche und den Stolz ſeines ganzen Lebens ausmachte, ſo wie er die Bewunderung ſeiner Talente erregte. Bei dieſem Friedensſchluſſe hatte er nicht mehr als alles zu überwinden; die Whigs, die Pairs, die Bank, die oſtindiſche Compagnie, Marlborough, Eugen, den Kaiſer, Holland, die Eiferſucht aller europäiſchen Mächte, die Schwäche ſeiner eigenen Königin, die Unentſchloſſenheit, die Unklugheit, ja ſogar den Neid aller ſeiner Collegen. Vielleicht wäre es für den Ruhm Bolingbrocke's zu wünſchen geweſen, daß dieſer Friedensſchluß das Ende ſeiner Laufbahn ausgemacht hätte, denn wir finden ihn in dem noch übrigen Theile ſeines Lebens dem Ungeſtüme ſeiner Leidenſchaften, einem Wechſel der Geſinnung und einer ſo ſonderbaren Art, ſich zu dieſer oder jener Partei zu ſchlagen, preisgegeben, daß dadurch die Redlichkeit ſeiner Geſinnungen, ſeine Vaterlandsliebe, überhaupt ſein ganzer Charakter nicht wenig verdächtig gemacht werden. Es entſtand nämlich aus den gegenſeitigen Reibungen der Tory's und Whigs ein ſolcher Zwieſpalt in der öffentlichen Meinung, daß die Miniſter laut und hart getadelt, der Friede für ein Unglück ausgeſchrien und die proteſtantiſche Thronfolge für gefährdet erklärt wurde. In dieſem Augenblicke brach zwiſchen dem Großſchatzmeiſter Grafen Oxford und Bolingbrocke, gleich nach dem Abſchluſſe des Friedens, ein verderblicher Streit aus. Swift, der Freund beider, beſonders aber mit dem Großſchatzmeiſter ſehr vertraut, beſchuldigte letztern, an dem Untergange ihrer Partei die größte Schuld gehabt zu haben. Andere urtheilten von dieſen beiden Männern, daß zwei Miniſter, welche bei einer ſo gefährlichen Lage der Dinge nicht im Stande waren, ihre perſönlichen Zwiſtigkeiten zu vergeſſen, ſchon allein aus dieſem Grunde unfähig geweſen wären, einen Staat zu regieren. Wie dem auch ſei, ſo ſetzte die Königin Anna, welche von dem Grafen von Oxford auf das heftigſte gereizt wurde, dieſen vier Tage vor ihrem Tode ab, und ernannte Bolingbrocke an deſſen Stelle zum erſten Miniſter. Aber Anna's Tod veränderte auf einmal die ganze Scene. Georg I. von Hannover beſtieg den Thron, und die Whigs triumphirten ſo vollkommen über die Tory's, als es bis dahin noch niemals der Fall geweſen war. Bolingbrocke, dem es nicht gelingen wollte, ſich durch Scheingründe bei dem Hofe zu Hannover zu rechtfertigen, und den man eben ſo ſehr beneidete als haßte, ward vom

König Georg, noch während ſeiner Anweſenheit in Deutſchland, abgeſetzt, und entfloh, da er erfahren hatte, daß die Gegenpartei ihn auf das Schaffot bringen wollte, nach Frankreich. Jacob III., unter welchem Namen der ſogenannte Prätendent ſeiner künftigen Beſteigung des engliſchen Throns entgegenſah, lud ihn zu ſich nach Lothringen ein und ernannte ihn zum Staatsminiſter. Als aber Ludwig XIV. geſtorben war, verlor Bolingbrocke alle Hoffnung, daß die Unternehmungen des Letztern je gelingen würden, und bereute, ſich mit demſelben ſo weit eingelaſſen zu haben. Bolingbrocke's Geſinnungen und ſeine daraus hervorgegangenen Unternehmungen mögen nun auch über dieſen Gegenſtand geweſen ſein, wie ſie wollen, ſo darf man dennoch annehmen, daß er es mit Jacob III. wirklich redlich gemeint habe. Nichts deſto weniger entſetzte ihn dieſer plötzlich ſeiner Würde, und übertrug ſie dem Herzog Ormond. So wollte es alſo Bolingbrocke's ſonderbares Schickſal, daß er ſowohl von dem wirklichen, als dem bloßen Titularkönige von England der Verrätherei beſchuldigt ward. Jetzt wurden ihm von dem Könige Georg Anerbietungen gemacht, die Geheimniſſe des Prätendenten zu entdecken; er aber lehnte dieſen Antrag anfangs von ſich ab, nahm ihn aber nachher auf eine ſehr inconſequente Weiſe in ſo fern an, als er ſich verpflichtete, der Sache des Prätendenten unter der Bedingung, daß man ihm eine gänzliche Vergeſſenheit des Vorgefallenen bewilligte, und ſich im Betreff des Übrigen auf ihn verließe, einen entſcheidenden Schlag zu verſetzen. Nichts deſto weniger widerſetzte ſich der Chevalier Walpole, der den künftigen Einfluß Bolingbrocke's auf das engliſche Cabinet ſehr natürlich befürchten mußte, der Rückkehr deſſelben aus allen Kräften. Nun ſchrieb dieſer, gleichſam um ſeine perſönliche traurige Lage durch eine ſchriftſtelleriſche Ergießung erträglicher zu machen, philoſophiſche Tröſtungen, fand aber deren bald nachher noch ſüßere, indem er ſich mit einer reizenden und ſehr begüterten Dame, einer Nichte der Frau von Maintenon, verheirathete. Im J. 1723 ward endlich das vorige Parlament, deſſen ſämmtliche Mitglieder geſchworne Feinde Bolingbrocke's geweſen waren, aufgehoben, und nun erlaubte ihm der König, als eine erſte Gnade, nach England zurückzukehren, ohne daß er jedoch ſchon damals in ſeine Güter wieder eingeſetzt wurde; dies letztere geſchah erſt nach Verlauf von zwei Jahren durch eine beſondere Parlamentsacte. Nun führte er, nach ſeiner Zurückkunft nach England, das Leben eines vollkommenen Landmannes, in welcher Beſchäftigung er ſich nur durch die Unterhaltung Swifts und Pope's in etwas unterbrechen ließ. Aber kaum hatte ſich im Parlamente die Stimme der Oppoſition erhoben, als Bolingbrocke nach London eilte, und da man ihm den Eintritt in das Oberhaus fortwährend verweigerte, von nun an während acht Jahre durch einzelne Druckſchriften, welche die größte Wirkung auf das Volk machten, die Miniſterialpartei bekämpfte. Auf dieſem Wege konnte es nicht fehlen, daß er ſich nicht abermals mächtige Feinde hätte zuziehen ſollen, über welche er durch ſeine Abhandlung über die Parteien, welche als ſein Meiſterſtück betrachtet wird, zu ſiegen ſtrebte. In Folge dieſer Ereigniſſe verließ er zum zweitenmale England und ging nach Frankreich, um ſich daſelbſt, wie ſogar Swift meinte, der Partei des Prätendenten in die Arme zu werfen, wogegen ihn jedoch Pope vertheidigte und öffentlich geſtand, daß er ſeinen edlen Freund bewogen habe, ein undankbares Vaterland, welches ihn verkenne und anfeinde, zu verlaſſen. In Frankreich ſchrieb nun Bolingbrocke 1735 ſeine

Briefe über das Studium der Geſchichte, welche freilich bewundert wurden und auch noch jetzt bewundert werden, in welchen aber faſt immer der perſönliche Charakter des Verfaſſers die Stelle einer parteiiſchen, allgemeinen Anſicht der Dinge vertritt, und die beſonders deßwegen getadelt wurden, weil darin ohne alle Schonung die geoffenbarte Religion angegriffen ward, eine Religion, die Bolingbrocke ehemals laut und eifrig vertheidigt hatte. Endlich veranlaßte er 1729, durch ſeinen Streit mit Walpole, Pope's Verſuch über den Menſchen, bei deſſen Abfaſſung er den Verfaſſer nicht allein geholfen, ſondern ihm auch ſelbſt die wichtigſten Materialien an die Hand gegeben hat. Trotz dieſer ernſten Beſchäftigungen, denen ſich Bolingbrocke in Frankreich widmete, ſehnte er ſich dennoch endlich nach ſeinem Vaterlande zurück, woſelbſt er auch 1738 ſeine Vorſtellung eines patriotiſchen Königs, und zwar unter den Augen des jungen Thronfolgers, ſchrieb. Er ſtarb 1751 im 80. Jahre ſeines Lebens, unter den Martern einer langen und ſchrecklichen Krankheit, während welcher er noch Betrachtungen über den jetzigen Zuſtand der Nation ſchrieb. Das Manuſcript ſeiner ſämmtlichen Werke hatte er dem ſchottiſchen Dichter David Mallet übergeben, welcher es 1753 zum Drucke beförderte. Kaum aber war dieſes Werk öffentlich erſchienen, als ſich auch ſchon von allen Seiten Stimmen dagegen erhoben; denn der Verfaſſer hatte darin das Chriſtenthum auf eine empörende Weiſe angegriffen. Dieſe Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke wurde daher öffentlich von der großen Jury von Weſtminſter als der Religion, Moral, dem Staate und der öffentlichen Ruhe gleich ſehr gefährlich, einſtimmig verworfen. Was Bolingbrocke's Charakter anbetrifft, ſo wiſſen wir von ihm, daß er die innigſte Freundſchaft und die erklärteſte Feindſchaft zu erregen im Stande war, und daß man ihn eines unmäßigen Ehrgeizes, eines ungezügelten Zorns, einer gehäſſigen Nacheiferung und einer unverſöhnlichen Erbitterung beſchuldigte.

Bolivar (Simon), El Libertador de Venezuela, der Befreier von Venezuela, ein ausgezeichneter Heerführer des ſüdamerikaniſchen Volks im Kriege gegen die Spanier, war in Caraccas geboren. Er erhielt ſeine erſte Erziehung in Spanien, bereiſ'te Frankreich, England, Deutſchland und Italien, kehrte nach Caraccas zurück und bekam, als hier die Revolution ausbrach, nebſt Don Lopez Mendez von der oberſten Junta den Auftrag, für die neue Regierung den Schutz Englands nachzuſuchen. Er zog ſich zwar eine Zeit lang bei dem politiſchen Syſtem des Congreſſes von Venezuela von den öffentlichen Geſchäften zurück, allein nach dem furchtbaren Erdbeben am 29. März 1812 bot er ſeine Dienſte dem bedrängten Vaterlande aufs neue an, und ihm ward von Miranda ſogleich die Befehlshaberſtelle in der Veſte Puerto Cabello übertragen. Späterhin erhielt er die Oberbefehlshaberſtelle und zeichnete ſich durch Muth und Klugheit ſo rühmlich aus, daß er jenen ehrenvollen Titel El Libertador de Venezuela erhielt. Was Bolivar geleiſtet hat, ſ. unt. d. Art. Südamerika. Im J. 1818 legte er den Heerbefehl nieder, behielt aber die oberſte Leitung der Verwaltung des Innern in Angoſtura. An ſeiner Stelle befehligten die Truppen die Generale Paez, Bermudez u. A. Er ward darauf zum Präſidenten der Republik Columbia ernannt, übernahm den Heerbefehl aufs neue, und eroberte Neu-Granada.

Bollandiſten nennt man eine Geſellſchaft von Jeſuiten in Antwerpen, die unter dem Titel Acta Sanctorum die berühmte

Sammlung aller Nachrichten über die Heiligen der römiſch katholiſchen Kirche herausgegeben haben. Sie hatten dieſen Namen von Johann Bolland, dem erſten Bearbeiter der ſchon von Heribert Rosweyd dazu angelegten Sammlungen. Es wurden dazu wiederholt aus allen Ländern und Archiven Materialien zuſammengebracht, und die Bearbeitung, die als Sache des Ordens behandelt ward, faſt zwei Jahrhunderte lang fortgeſetzt, indem die jüngern Gehülfen immer die durch den Tod der ältern entſtandenen Lücken ausfüllten. Selbſt nach Aufhebung des Jeſuitenordens wurde das Werk unter den Auſpicien der Kaiſerin Maria Thereſia noch fortgeſetzt, bis das Eindringen der Franzoſen in die Niederlande 1794 die damit beſchäftigte Geſellſchaft zerſtreute. Das Werk, welches aus 53 Folianten beſteht, enthält einen Schatz von ſeltenen hiſtoriſchen Notizen und Urkunden, und wird für die Geſchichte einen unvergänglichen Werth behalten. Es liefert einen treuen Spiegel der Vorzeit, erhält künftigen Zeiten rein und unvermiſcht, was die Geſchichte von dem Leben und den Zeitverhältniſſen der Heiligen berichtet, und iſt frei von lobpreiſender Empfehlung und polemiſchen Ausfällen.

Bollwerk, ſ. Baſtion.

Bologna (lat. Bononia, Felsinia), eine der älteſten, größten und reichſten Städte in Italien, Hauptſt. der päpſtl. Delegation gl. Namens, die von einem Cardinallegaten, der hier reſidirt, verwaltet wird. Das mit allen geiſtigen und irdiſchen Reizen geſchmückte Bologna liegt in einer weniger ſchönen als fruchtbaren Gegend am Fuße der Apenninen und dem Flüßchen Reno. Ihre Straßen ſind enge, aber bequem für Fußgänger, indem zu beiden Seiten längs den Häuſern bedeckte Säulengänge hinlaufen, die indeſſen der Stadt einen etwas düſtern Charakter verleihen. Den Hauptplatz bezeichnen mehrere alterthümliche Gebäude, namentlich der Rathspalaſt, der Palaſt des Podeſta und die Kirche S. Petronio mit ihrer unvollendeten Vorderſeite, welche beſonders durch den von Caſſini hier gezogenen Meridian merkwürdig iſt. Unter den übrigen zahlreichen Kirchen ſind ſehenswerth: der Dom S. Pietro, S. Salvatore, S. Domenico, S. Giovanni in Monte, S. Giacomo maggiore, ſämmtlich im Beſitze vortrefflicher Kunſtſchätze. Die Zahl der Paläſte iſt ebenfalls ſehr beträchtlich und in mehreren findet man köſtliche Bildergallerien. Ehemals gehörten die Sammlungen der Häuſer Sampieri und Zambeccari zu den berühmteſten, doch ſind ſie jetzt in Verfall gerathen und werden durch die Gallerien Marescalchi und Ercolani übertroffen. Auch die Gemähldeſammlung der Mahlerakademie, die ſich größtentheils ihre beſten Stücke aus aufgehobenen Kirchen und Klöſtern verſchafft hat, iſt reich und geſchichtlich intereſſant. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören noch die beiden alten Thürme Aſinelli und Gariſenda, von denen der erſte ſehr ſchlank und hoch, der andere 14 Fuß vom Perpendikel ab geſenkt iſt. Der bewunderte Springbrunnen auf dem großen Marktplatze iſt waſſerarm, aber der ihn ſchmückende Neptun aus Bronze eine treffliche Arbeit des Johann von Bologna. — Von jeher hat Bologna als ein Aſyl der Künſte und Wiſſenſchaften geglänzt. Die berühmte Univerſität, ſchon im J. 425 von Theodoſius dem jüngern geſtiftet, zählte in den Zeiten ihrer Blüthe gegen 12,000 Studirende, iſt noch jetzt ſehr achtungswerth, und die Inſchrift auf den alten großen Münzen der Stadt: Bononia docet! für ganz Europa Jahrhunderte hindurch eine heilige Looſung geweſen. Seit 1714 iſt ſie mit dem prächtigen

Istituto delle Scienze verbunden, einer in ihrer Art einzigen Stiftung, welche die Stadt ihrem Mitbürger, dem General Grafen Ferdinando Marſigli, verdankt. Dieſes Inſtitut enthält außer einer ſehr reichen Bibliothek, einem Obſervatorium, anatomiſchen Theater und botaniſchen Garten, die koſtbarſten Sammlungen für alle Fächer menſchlicher Wiſſenſchaft und Kunſt. Bildhauerei und Mahlerei haben in Bologna eine berühmte Schule gehabt, welche durch die Namen und Werke der Caracci, Guido Reni's, Dominichino's und Albano's ſich im In- und Auslande verherrlicht hat. Im Allgemeinen herrſcht unter den Einwohnern, deren Zahl über 60,000 beträgt, ein Geiſt heiteren Frohſinns, ſtiller Thätigkeit und beharrlichen Muthes, wie auch der Sinn, der das Wort Libertas zur Deviſe ihres Wappens wählte, nicht erloſchen zu ſein ſcheint. Handel und Wandel ſind bedeutend; Seidenwaaren, Schleier, Papier, wohlriechende Seifen, künſtliche Blumen u. ſ. w. werden in vorzüglicher Güte verfertigt. Die fruchtbare Gegend hat der Stadt den Beinamen la grassa erworben, und die Feinſchmecker in Italien und Frankreich nennen Bologna als das Vaterland trefflicher Würſte, feiner Liqueurs und eingemachter Früchte. XX.

Bolus, ein Foſſil, welches mit gelblicher, röthlicher, bräunlicher Farbe, oft mit ſchwarzen Dendriten verſehen, in verſchiedenen Gegenden Böhmens, Schleſiens, in Steiermark u. ſ. w. gefunden und unter andern zu Pfeifenköpfen verbraucht wird. Die ſogenannte Siegelerde iſt oft nichts anders als Bolus.

Bombardiren, eine Stadt, eine Feſtung, einen Hafen u. ſ. w. heißt ſelbige hauptſächlich mit Wurf- und ſchwerem Geſchütz aus Mörſern, Haubitzen und Kanonen beſchießen. Die Regeln zu einem Angriffe mit Wurfgeſchütz und Belagerungskanonen ſind folgende: 1. kein Theil der Stadt darf verſchont bleiben, wonach die Batterien angelegt und die Geſchütze gerichtet werden müſſen; 2. das Feuer muß ununterbrochen, bis der Endzweck erreicht iſt, fortgeſetzt werden; 3. bei den Seeſtädten kreuzen leichte Schiffe an den Küſten herum, um die vom Feinde etwa abgeſchickten Brander anzuhaken und in die offene See zu führen; 4. auf dem Lande iſt ſtets eine zahlreiche Cavallerie zur Hand, um die von der Beſatzung gemachten Ausfälle zurückzutreiben. Die Regeln bei der Vertheidigung ſind: 1. das Pflaſter wird auf allen Gaſſen aufgeriſſen, die Dächer abgedeckt und das Gebälk mit Erde und Miſt belegt; 2. allenthalben wird Waſſer in Bereitſchaft gehalten; 3. alle Batterien der Feſtung ſpielen gegen den Belagerer, und man ſucht durch Ausfälle die Stücke deſſelben zu vernageln oder ſonſt unbrauchbar zu machen; 4. den feindlichen Schiffen ſchickt man Brander entgegen. — Bombardiercorps iſt die zur Bedienung des Wurfgeſchützes (der Mörſer, Bombenpöller und Haubitzen) erfoderliche Mannſchaft.

Bombardier-Galeoten ſind platte Schiffe, welche nur einen Maſt haben und vor demſelben einen Möſer führen, um Häfen und Küſten zu beſchießen. Zuweilen haben ſie auch noch einen Vordermaſt. Es giebt deren auch größere, mit zwei Mörſern und drei Maſten. Sie ſind von dem Franzoſen Bernard Renaud, der zu Colberts Zeiten lebte, erfunden worden, und Ludwig XIV. brauchte ſie zuerſt 1682 gegen Algier.

Bombaſt (Poetik). So bezeichnet man denjenigen Mißgriff im Style, wo die Armuth eigener Gedanken ſich hinter einem Heere geblümter hinaufgeſchraubter Redeformen, die Leerheit der Ideen durch

hochtrabende Worte, durch einen läſtigen Stelzengang zu verſtecken ſucht. Man will dies Wort aus dem engliſchen bumbast herleiten, welches Baumwolle und „aufgedunſene Rede“ zugleich bedeutet.

Bombay, eine der vier engliſch-oſtindiſchen Präſidentſchaften, an der Weſtküſte von Vorderindien, von der Mündung des Tapri bis zum Vorgebirge Comorin, 87° 13′ — 95° öſtlicher Länge, 8° — 22° 30′ nördlicher Breite, enthält an unmittelbaren Beſitzungen 3924 Q. M. mit 2 800,000 Einwohnern. Die Präſidentſchaft beſteht namentlich und unmittelbar aus Bombay mit Gebiet, Guzurate, einem Theil von Myſore (Meiſchur) und verſchiedenen Diſtricten von Gunda, Kanara und der ſüdmalabariſchen Küſte. Mittelbar, d. i. vaſallenmäßig gehören dazu: Neu-Myſore, Kargu, Kananor, Kalikut, Cochin, Travancor ꝛc. Die Producte ſind: Pfeffer, Kardamomen, Reiß, Baumwolle, Arrak, Bambus, Perlmutter, Perlen, Carneole, Sandelholz, Elfenbenbein, Gummi, Bauholz ꝛc. Die Präſidentſchaft hat den Namen von der nur durch einen ſchmalen Meeresarm vom feſten Lande getrennten Inſel Bombay, die 2 deutſche Meilen lang und an manchen Orten kaum ½ Meile breit iſt, und welche mit verſchiedenen daneben liegenden kleinen Inſeln, Colabeh, Salſette, Butchersinſel, Elephanta, Caranjah u. ſ. w., einen der ſicherſten und geräumigſten Häfen von Oſtindien bildet, denn nur hier und in Goa finden ſelbſt die größten Kriegsſchiffe den erfoderlichen Schutz. Die Inſeln Salſette und Bombay ſind durch einen fahrbaren Steindamm mit einander verbunden. Die Stadt Bombay, 90° 18′ öſtlicher Länge, 18° 56′ 40″ nördlicher Breite, liegt auf dem ſüdlichen Theile der Inſel und iſt vorzüglich gegen die Meeresſeite ſtark befeſtigt. Das Caſtell von Bombay iſt ein rechtwinkliges Viereck, in deſſen einer Baſtion ſich eine Ciſterne befindet, um die Beſatzung im Nothfall mit Trinkwaſſer zu verſehen, da die Inſel faſt gar keine eigentliche Brunnen hat. Der in der Mitte der Stadt gelegene große Marktplatz (the Green) iſt von prachtvollen Gebäuden umgeben. Hier iſt die engliſche Kirche von ſchöner Architektur, und das im gefälligſten Styl erbaute Gouvernementshaus. Unweit dieſes Platzes befindet ſich der Baſar, wo eingeborne Kaufleute die mannichfaltigſten Producte des Orients in zahlloſen Kramläden, Buden und Baracken feil bieten. Die Schiffswerfte von Bombay ſind vortrefflich, und es werden hier durch eingeborne Arbeiter, größtentheils Perſer, Schiffe jeder Art, vom Linienſchiff bis zur Barke, ſo gut gebaut, daß ſie die europäiſchen im Segeln oft übertreffen. Die neuerbaute trockene Docke kann drei Linienſchiffe zu gleicher Zeit aufnehmen. Die Bevölkerung der Inſel wird auf 220,000 Seelen geſchätzt, worunter drei Viertel Hindus, 8000 Perſer, 8000 Mohammedaner und 3—4000 Juden, nebſt einer bedeutenden Menge Portugieſen anzunehmen ſind. Die Perſer, welche durch ihre Induſtrie im Handel und andern Gewerben zum Theil beträchtliches Vermögen erworben haben, ſollen von den durch Schach-Abbas vertriebenen Feueranbetern herſtammen. Sie verehren nächſt dem heiligen Feuer, daß ſie in eigenen Tempeln unterhalten, die Sonne, und kommen jeden Morgen und Abend ſcharenweiſe auf die Esplanade zwiſchen der Citadelle und der Stadt, um ſich vor ihrem Gott zu beugen. Bombay gehörte vormals den Portugieſen, welchen es 1530 von einem auf Salſette reſidirenden indiſchen Fürſten überlaſſen wurde. — Im J. 1661 traten es die Portugieſen als einen Theil der Mitgift Catharinens von Portugal an Carl II. ab. Eine engliſche Flotte von fünf Kriegsſchiffen mit 500 Mann Landtruppen

kam im September 1662 vor Bombay an, um den Platz in Beſitz zu nehmen; allein der portugieſiſche Gouverneur verweigerte unter allerlei Vorwand die Erfüllung des Tractats, und die Engländer zogen ſich nach den Anjedive- (Andſchidiw-) Inſeln zurück, wo eine ſolche Sterblichkeit unter ihnen überhand nahm, daß 1665 nur noch 1 Offizier und 119 Mann übrig waren. Als bald hierauf die Inſel Bombay übergeben wurde, fand ſich, daß die ganze Artillerie des Forts aus 4 metallenen Kanonen beſtand. Da ſich bald ergab, daß der Platz für den König nur von geringer, für die oſtindiſche Compagnie aber von größter Wichtigkeit ſei, ſo ward er 1668 an die letztere übertragen, und ſchon nach wenig Jahren zeigte ſich im ſchnellen Zunehmen an Volksmenge und Reichthum die Grundlage zu ſeiner jetzigen Größe und Wichtigkeit.

Bomben ſind große hohle eiſerne (vormals auch metallene, zuweilen länglich runde) Kugeln, mit einem in das **Fülloch** eingekitteten hölzernen **Zünder** und zwei kleinrn Handhaben, welche aus **Mörſern geworfen** werden. Gefüllt werden ſie mit Pulver und geſchmolzenem Zeug (welches aus gleichen Theilen Schwefel und Salpeter mit etwas beigemiſchtem Mehlpulver beſteht, und zum beſſern Entzünden der Gebäude dienen ſoll). Dieſe Sprengladung beträgt bei den 75pfündigen Bomben 5—8 Pfund Pulver und 1 Pfund geſchmolzenes Zeug, bei den 10pfündigen 1 Pfund Pulver und 4—6 Loth geſchmolzenes Zeug. Durch den inwendig hohlen, mit einer Miſchung von Pulver gefüllten Zünder wird die Sprengladung entzündet. Die Länge und der Satz der Brandröhre, ſo wie die Richtung des Mörſers, müſſen jedoch ſo berechnet (**tempirt**) ſein, daß die Bombe gerade in dem Augenblicke, wo ſie den zu treffenden Gegenſtand berührt, **crepire**, d. i. zerſpringe. Die Bomben werden unten etwas dicker als oben gegoſſen, damit ſie nicht auf die Brandröhre fallen und das Feuer erſticken; doch werden ſie jetzt auch häufig concentriſch gemacht, weil man gefunden hat, daß die Brandröhre dennoch im Fallen oben bleibt. Die Idee der Bomben iſt ſehr alt. Schon im 7. Jahrhunderte warf man Feuerkugeln aus irdenen Gefäßen, dann aus **Bliden** oder **Mangen**, oder mit Handſchleudern von Eiſendraht. Im J. 1238 brauchte Jayme I., König von Aragonien, bei der Belagerung von Valencia, eine Gattung großer Schwärmer, von 4 Pergamenthäuten gemacht, welche beim Niederfallen zerſprangen. Dann kamen große eiſerne Kugeln, die man glühend fortſchleuderte. In der Mitte des 15. Jahrhunderts erfand der Fürſt Rimini Sigismund Pandulph Malateſta die Mörſer und **Bomben**. Dieſe beſtanden aber erſt aus zwei hohlen, metallenen, mit Pulver gefüllten, durch Ketten zuſammen gehaltenen Halbkugeln, welche durch eine heraushängende Zündſchnur, **Stoppine**, entzündet wurden. Nach und nach erhielten ſie die Geſtalt, die ſie jetzt haben. Der engliſche Ingenieur Malthus, den Ludwig XIII. in ſeine Dienſte nahm, führte ſie in Frankreich ein, und gebrauchte ſie zuerſt 1634 bei der Belagerung von Lamotte in Lothringen. Von den **Bomben**, die man nur aus **Mörſern** wirft, ſind die aus Haubitzen geworfenen Granaten wohl zu unterſcheiden; dieſe werden auch im Felde, jene nur beim Feſtungskriege gebraucht. Vergebens hat der preußiſche General von Tempelhoff verſucht, die 10pfündigen Mörſer auch mit ins Feld zu nehmen. — **Bombenfeſt** iſt jede obere Bedeckung, wenn die darauf fallenden Bomben nicht durchſchlagen. Ein kreisförmiges ſteinernes Gewölbe erfodert dazu $3\frac{1}{2}$ Fuß Dicke.

Bonald (L. G. Vicomte de), lebenslänglicher Rath der Univerſität zu Paris und Verfaſſer mehrerer politiſchen Schriften, die einen bedeutenden Ruf erhalten haben, ſtammt aus einer alten Familie aus Auvergne, erklärte ſich anfänglich für die conſtitutionelle Monarchie, und ward 1791 Präſident der Departemental-Adminiſtration von Aveyron. Doch verließ er dieſe Stelle bald, und wanderte aus. Seit mehrern Jahren hatte er ſich mit einem Werke: Théorie du pouvoir politique et religieux, beſchäftigt; er vollendete es in Heidelberg, und übergab es 1798 dem Druck; das Directorium aber hinderte die Bekanntmachung. Nach langer Entfernung in ſein Vaterland zurückgekehrt, ward er 1806 Mitredacteur des Mercure; Louis Buonaparte, als damaliger König von Holland, trug ihm die Stelle eines Erziehers ſeiner Kinder an, die er aber ablehnte. 1808 ward er zum lebenslänglichen Rath der pariſer Univerſität ernannt, was er auch ſeitdem, unter dem Könige, unter Napoleons Uſurpation und nach des Königs Rückkehr ſtets geblieben iſt. 1815 ward er vom Departement von Aveyron zum Deputirten in der Kammer gewählt und zeichnete ſich in dieſer durch große Beredſamkeit und lebhaften Antheil an den Verhandlungen aus. Er hat außer dem obigen noch einige andere Werke geſchrieben, von denen die bekannteſten ſind: La Législation primitive, und Essai sur le Divorce. Er gehört in der Kammer zur rechten Seite.

Bonaparte, ſ. Buonaparte.

Bonbon, Leckereien, aus Zucker verfertigt, die man den Kindern giebt. Zu Neujahr werden in Paris Bonbons in den mannichfaltigſten und geſchmackvollſten Formen verfertigt. Sie enthalten gewöhnlich ein Zettelchen mit artigen Verſen in ſich. Man ſchenkt ſich dieſe Bonbons gegenſeitig als Neujahrsgaben. — In Deutſchland nennt man in Papier gewickelte Gerſtenzuckerplätzchen Bonbons.

Bonchamp (Artus de), ſ. Vendée.

Bondi (Abt Clemente), einer der geſchätzteſten neuern Dichter Italiens, iſt aus Mantua, oder wie andere Nachrichten angeben, aus Parma gebürtig. Er war in den Orden der Jeſuiten wenige Jahre vor der Aufhebung deſſelben getreten. Nachdem er Gelegenheit gehabt, dem Erzherzog Ferdinand, damaligem Statthalter von Mailand, und deſſen Gemahlin, Maria Beatrice von Eſte, einer Fürſtin, die des von Arioſto und Taſſo unſterblich gemachten Namens vollkommen würdig iſt, bekannt zu werden, ließen dieſe hohen Perſonen dem jungen Dichter Schutz, Unterſtützung und aufmunterndes Lob angedeihen. So trat er nach und nach als lyriſcher, beſchreibender, ſatiriſcher und elegiſcher Dichter, wie auch als poetiſcher Überſetzer auf, und wußte wegen ſeiner zierlichen, leichtfließenden, harmoniſchen Verſe ſowohl, als auch um ſeines einfach edeln, weder durch hochtrabende Sentenzen noch durch geſuchte oder ungewohnte Ausdrücke und Wendungen entſtellten Styls willen, gebildeten Männern, beſonders aber zartfühlenden Frauen zu gefallen, deren Lieblingsſchriftſteller er in Italien geworden iſt. Wir beſitzen Bondi's ſämmtliche Poeſien in einer ſchönen Prachtausgabe, welche im J. 1808 in 3 Bänden aus der Degenſchen Offizin hervorgegangen, und der Erzherzogin Maria Beatrice von Eſte, der erhabenen Beſchützerin des Dichters, zugeeignet iſt. Der erſte Band enthält die längeren Gedichte, nämlich: le Conversazioni, la Felicità, il Governo pacifico, la Moda und la

Giornata villereccia; der zweite enthält Sonette, Epiſteln, Elegien, Canzonen, Cantaten und andere kleine Gedichte; ſo auch der dritte, der mit der Überſetzung des Virgiliſchen Landbaues ſchließt.

Bonifaz (der heilige), Deutſchlands Apoſtel, der zuerſt unter den Deutſchen das Chriſtenthum predigte und Civiliſation verbreitete. Geboren in England gegen das J. 680, hatte er in der Taufe den Namen Winfred bekommen. Nachdem er 13 Jahre in dem Kloſter von Exceſter geweſen, trat er in das Kloſter von Nutcell, wo er Rhetorik, Geſchichte und Theologie lehrte. In ſeinem 30. Jahre empfing er die Prieſterweihe. Ein großer Theil von Europa war damals noch von heidniſchen Völkern bewohnt; von England gingen die Bekehrer aus; nach Deutſchland Bonifaz, nach Schweden Siegfried, nach Friesland Swidvert. Im J. 716 faßte Bonifaz den Plan, das Chriſtenthum unter den Frieſen zu predigen, aber der zwiſchen Carl Martell und Radbod, König von Friesland, ausgebrochene Krieg ſtellte dieſer Sendung große Hinderniſſe in den Weg, und er kehrte von Utrecht nach England in ſein Kloſter zurück, zu deſſen Abte er nach Winberts Tode erwählt ward. Da er ſich indeß für berufen hielt, die Ungläubigen zu bekehren, ließ er einen Andern an ſeine Stelle ernennen, und begab ſich 718 nach Rom, wo Gregor II. ihm Vollmacht gab, allen Völkern Deutſchlands das Evangelium zu predigen. Bonifaz fing ſein Amt in Thüringen und Baiern an, war 3 Jahre in Friesland und durchwanderte Heſſen und Sachſen, allenthalben die Einwohner taufend und ihre Götzentempel zu Kirchen weihend. Im J. 723 rief ihn Gregor II. nach Rom, erhob ihn zum Biſchof, gab ihm eine Sammlung von Kanons, die ihm zur Richtſchnur dienen ſollten, und empfahl durch Briefe Carl Martelln und allen Fürſten und Biſchöfen, ihn bei ſeinem frommen Geſchäfte zu unterſtützen. Damals vertauſchte er ſeinen Namen Winfred mit dem Namen Bonifaz. Nach ſeiner Rückkehr ſtiftete er in Heſſen Kirchen und Klöſter, ließ von England Prieſter, Mönche und Nonnen kommen und vertheilte ſie als Gehülfen in Thüringen, Sachſen und Baiern. Im J. 732 überſchickte Gregor III. ihm das Pallium und ernannte ihn zum Erzbiſchof und Primas von ganz Deutſchland, mit der Vollmacht, allenthalben, wo er es für zweckmäßig halten würde, Biſthümer zu errichten. Im J. 738 machte Bonifaz eine dritte Reiſe nach Rom, und ward vom Papſte zum Legaten des heil. Stuhls in Deutſchland ernannt. In ganz Baiern gab es nur das Biſthum zu Paſſau; Bonifaz errichtete noch die biſchöflichen Sitze zu Freiſingen und Regensburg. Für Thüringen errichtete er das Biſthum zu Erfurt, für Heſſen zu Baraburg, welches in der Folge nach Paderborn verlegt wurde; für Franken zu Würzburg und für die Pfalz zu Eichſtädt. Im J. 739 ſtellte er den vom heiligen Rupertus in den erſten Jahren deſſelben Jahrhunderts errichteten biſchöflichen Sitz zu Salzburg wieder her. Gregor III. und deſſen Nachfolger, Zacharias, beſtätigten alle dieſe Einrichtungen. Nach Carl Martells Tode und Carlomanns Entſagung weihte Bonifaz deſſen Bruder, Pipin den Kurzen, zum König der Franken in Soiſſons, präſidirte in der dort gehaltenen Synode und ward von Pipin zum Biſchof von Mainz ernannt. Er verſammelte in Deutſchland 8 Concilien, ſtiftete die berühmte Abtei zu Fulda, und unternahm im J. 1754 aufs neue apoſtoliſche Reiſen zur Bekehrung der Ungläubigen. Hier ward er bei Dockum, 6 Stunden von Leuwarden, wo er auf offenem Felde Zelte aufſchlagen laſſen, am 3. Juni 755 in ſeinem heiligen Berufe von bewaffneten Barbaren

überfallen und nebſt ſeinen Begleitern erſchlagen. Er war ungefähr 75 Jahr alt. Sein Leichnam ward nach Utrecht, dann nach Mainz und zuletzt nach Fulda gebracht. Man zeigt in der dortigen Abtei eine von ſeiner Hand geſchriebene Copie der Evangelien und ein mit dem Blute dieſes Märtyrers gefärbtes Blatt. Eine Sammlung ſeiner Briefe hat Serrarius herausgegeben. Da, wo Bonifazius die erſte chriſtliche Kirche im nördlichen Deutſchland bauete, im thüringer Waldgebirge bei dem Dorfe Altenberg, einige Stunden von Gotha, iſt ihm vor einigen Jahren ein würdiges Denkmahl, das in einem Candelaber beſteht, errichtet worden. Die Errichtung dieſes Denkmahls war mit einer Feierlichkeit verbunden, bei welcher von Predigern der katholiſchen, Lutheriſchen und reformirten Confeſſion Reden gehalten wurden. Der Lutheriſche, D. Löffler zu Gotha, hat dieſe Feierlichkeit in einer kleinen Schrift, welcher eine Lebensgeſchichte des Bonifazius beigefügt iſt, beſchrieben.

Bonifaz VIII. (Benedict Cajetan), zum Papſt erwählt den 25. Dec. 1294, war zu Anagni geboren, und ſtammte aus einer urſprünglich cataloniſchen Familie. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung, ſtudirte fleißig die Rechtsgelehrſamkeit, ward Capitular von Paris und Lyon, dann Conſiſtorialadvocat und päpſtlicher Protonotar zu Rom. Nachdem Martin IV. ihn (1251) zum Cardinal erhoben, ging er als Legat nach Sicilien und Portugal, und ward mit verſchiedenen Negotiationen bei mehreren Fürſten beauftragt, beſonders vertraute man ihm die Beilegung der Streitigkeiten zwiſchen dem König von Sicilien und Alfons von Aragonien, zwiſchen Philipp dem Schönen und Eduard I. von England. Nachdem Cöleſtin V. die päpſtliche Würde (1294) niedergelegt hatte, wurde Bonifaz zu Neapel zum Papſte gewählt. Er fand aber Widerſprüche von Seiten der Cardinäle aus der Familie Colonna, an denen er ſich dadurch rächte, daß er ſie excommunicirte. Seine Inſtallirung war glänzend und prachtvoll. Die Könige von Ungarn und Sicilien hielten den Zügel ſeines Pferdes, als er ſich nach dem Lateran begab; ſie bedienten ihn bei der Tafel, die Krone auf den Häuptern. Indeß war Bonifaz in den erſten Verſuchen ſeiner Gewalt nicht glücklich. Man verweigerte ihm die Lehnsherrlichkeit über Sicilien, und trotz ſeines Bannſtrahls wurde Friedrich II. als König in Sicilien gekrönt. Eben ſo wenig gelang ihm der Verſuch, der Schiedsrichter zwiſchen England und Frankreich zu werden. Er gerieth darüber mit dem Könige von Frankreich Philipp dem Schönen, in heftige Streitigkeiten; eine Menge Bullen, die er an Philipp erließ, wurden von dieſem nicht beachtet, und eben ſo wenig wirkte der Bann, den er auf dem Concilio zu Rom (1302) wider Philipp ausſprach. Dieſer vertheidigte, von den Ständen und der Geiſtlichkeit Frankreichs unterſtützt, ſeine königlichen Rechte gegen die gewaltthätigen Eingriffe des Papſtes. Man beſchuldigte den Papſt der Doppelzüngigkeit, der Simonie, Intruſion, Ketzerei, Unkeuſchheit, und faßte den Beſchluß, daß er auf einer allgemeinen Kirchenverſammlung zu Lyon gerichtet werden ſolle, und abgeſetzt werden könne, indem die Nation an den künftigen Papſt appellirte. Philipp ging noch weiter. Er ſchickte Nogaret nach Italien, um ſich der Perſon des Papſtes zu bemächtigen und ihn nach Lyon zu führen. Nogaret verband ſich zu dieſem Zweck mit Sciarra Colonna, der, ſo wie ſeine ganze Familie, von Bonifaz unterdrückt worden, und daher ein heftiger Gegner deſſelben war. Bonifaz, der das Ungewitter zu beſchwören vergeblich verſucht, hatte Rom verlaſſen und ſich nach

Anagni geflüchtet. Hier überfielen ihn Nogaret und Colonna. Bonifaz zeigte Muth. „Da ich verrathen bin — ſagte er — wie Jeſus Chriſtus verrathen ward, ſo will ich wenigſtens als Papſt ſterben." Er ließ ſich mit dem Mantel und der Tiara bekleiden, nahm die Schlüſſel und das Kreuz in die Hand, und ſetzte ſich auf den päpſtlichen Stuhl. Aber man achtete der heiligen Zeichen nicht, und verhaftete Bonifaz, der umſonſt in Thränen ausbrach; ja Colonna vergaß ſich bis zu perſönlichen Mißhandlungen. Zwei Tage blieb Bonifaz in dieſer grauſamen Lage; da griffen die Römer zu den Waffen, und befreiten ihr Oberhaupt. Bonifaz ließ ſich nach Rom bringen, wo er einen Monat nachher (1303) ſtarb. Aus Furcht, vergiftet zu werden, hatte er während ſeiner Gefangenſchaft nicht die geringſte Nahrung genoſſen, und ſich dadurch ein Fieber zugezogen, das ihn hinraffte. Man kann Bonifaz Kühnheit in den Anſichten, und Beharrlichkeit in den Entſchlüſſen nicht abſprechen; aber dieſe Eigenſchaften wurden durch Ehrgeiz und Eitelkeit, Rachſucht und kriechende Geſchmeidigkeit befleckt. Dante weiſ't ihm, als einem Simoniſten, einen Platz in der Hölle zwiſchen Nicolaus III. und Clemens V. an. Bonifaz ſtiftete im J. 1300 das Säcularjubiläum, und bereicherte dabei, durch häufige Ertheilung des Ablaſſes, ſeine Caſſe. Ihm gebührt übrigens der Ruhm eines für ſeine Zeiten ſehr gebildeten Mannes.

Bonn, Kreisſtadt im preußiſchen Regierungsbezirk Cöln, früher die Reſidenz des Churfürſten von Cöln, und von 1794—1814 zum franzöſiſchen Departement Rhein und Moſel gehörig, am linken Rheinufer, 27° 24′ 30″ Länge, 50° 24′ Breite, mit 1159 Häuſern und 9300 Einwohnern, worunter 200 Juden, welche in einer beſondern Gaſſe 21 Häuſer bewohnen. — Bonn, welches ehemals befeſtigt war, deſſen Werke aber 1717 geſchleift wurden, hat vier katholiſche Pfarrkirchen, und ſeit 1817 eine evangeliſche Kirche. Die ſonſt zahlreichen Klöſter ſind aufgehoben. Das prächtige Reſidenzſchloß der vormaligen Churfürſten enthält eine Bibliothek und Gemähldegallerie. Es befindet ſich ferner hier ein Erzbisthum, ein Oberbergamt, und ein Lyceum, das 1802 aus der 1777 errichten und 1786 zur Univerſität erklärten Akademie entſtanden iſt. An die Stelle dieſer unter der franzöſiſchen Herrſchaft eingegangenen Univerſität trat die vom König Friedrich Wilhelm III. den 18. Oct. 1818 zu Aachen geſtiftete neue königl. preuß. Univerſität Bonn, wie die berliner Univerſität eingerichtet, und aus 5 Facultäten mit gegenwärtig 37 Lehrern beſtehend. Unter dieſen ſind: A. W. v. Schlegel, Hüllmann, Heinrich, Arndt, Nees v. Eſenbeck, Delbrück, Radloff, Auguſti ꝛc. Jährliche Einkünfte hat die Univerſität 80,000 Thaler. Mit der hieſigen Bibliothek iſt auch die der ehemaligen duisburger Univerſität vereinigt. Die Fabriken ſind nicht bedeutend. Der Handel iſt zum großen Theile in den Händen der Juden. Nach dem ſchönen Luſtſchloß Clemensruhe bei Poppelsdorf, wo jetzt die naturhiſtoriſchen Sammlungen ihren Sitz haben und die Lehrer der Naturwiſſenſchaften wohnen, führt eine 1200 Schritt lange vierfache Allee.

Bonnet (Charles), ein berühmter Naturforſcher und Philoſoph, war zu Genf im J. 1720 den 13. März geboren. Die Lectüre der Schauplatzes der Natur von Pluche und der Geſchichte der Inſecten von Reaumur entſchied den Geſchmack des Jünglings. Er vertauſchte das Studium der Jurisprudenz mit dem Studium der Naturgeſchichte. Sein erſtes Memoire über die Blattläuſe, worin er be-

wies, daß ſich dieſelben ohne Begattung vermehren, erwarb ihm in ſeinem 20. Jahre den Titel eines Correſpondenten der Akademie der Wiſſenſchaften. Bald darauf nahm er an den Arbeiten und Entdeckungen Trembley's über die Polypen Theil, und machte intereſſante Beobachtungen über die Reſpiration der Raupen und Schmetterlinge, und über die Structur des Bandwurms. Ein lebhafter Briefwechſel mit Reaumur, Zannotti, Fontenelle de l'Italie, Bernard de Juſſieu, Spallanzani, Haller, Méquin, Géer, Duhamel und Lambert, und eine zu anhaltende Beharrlichkeit bei der Arbeit entzündeten ſeine Augen, und hinderten ihn über zwei Jahr am Schreiben. Sein immer thätiger Geiſt benutzte dieſe Ruhe, um über die Quelle der Ideen, die Natur der Seele und über die Myſterien der Metaphyſik nachzudenken. Im Jahre 1752 wurde er Mitglied des großen Raths ſeiner Vaterſtadt, und blieb in demſelben bis 1768. Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeinem Vaterlande in der öffentlichen Verwaltung mit Eifer und Nutzen gedient hatte, zog er ſich auf ſein Landgut Genthod, am Ufer des Genferſees, zurück, wo er ein eingezogenes, ganz der Betrachtung der Natur, dem Umgange mit ſeiner liebenswürdigen Gattin und ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz gewidmetes Leben führte, bis er im Jahre 1793 das Ende ſeiner Tage erreichte. Bonnet war ein feiner, genauer Beobachter, ein methodiſcher und beſcheidener Philoſoph. Er iſt der einzige ſeiner Zeit, der die religiöſe Betrachtung in das Studium der Natur getragen, und daraus nützliche Reſultate für das Leben gezogen hat. Seine naturhiſtoriſchen und philoſophiſchen Werke, die anfangs einzeln erſchienen, ſind in zwei Sammlungen, die eine von neun Quart-, die andere von achtzehn Octavbänden, im Jahre 1779 zu Neufchatel erſchienen und faſt alle auch ins Deutſche überſetzt worden. Die namhafteſten und berühmteſten ſind ſeine Traité d'insectologie; Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes; Considérations sur les corps organisés; Contemplation de la nature; Essai analitique sur les facultés de l'ame; Palingénésie philosophique und l'Essai de Psychologie.

Bonneval (Claudius Alexander Graf von), unſtreitig einer der merkwürdigſten Männer des 18. Jahrhunderts, wurde aus einer angeſehenen franzöſiſchen Familie zu Couſſac im Limouſin 1672 geboren. Schon im 16. Jahre kam er zur adeligen Leibgarde des Königs, zeigte aber früh einen ausſchweifenden Hang zu ſinnlichen Vergnügungen. Ludwigs XIV. Eroberungsſucht gab ihm bald Gelegenheit, ſich auf dem Schlachtfelde zu zeigen. Man lernte ihn als einen talentvollen und glücklichen Parteigänger kennen; jeder folgte ihm gern, wenn er einen Streifzug unternahm; beſonders genoß er der Achtung des Marſchalls v. Luxemburg. Bonneval überließ ſich nach dem ryßwicker Frieden einem zügelloſen Leben, ſprach öfters gegen Hof und Religion, und machte ſich immer mehr Feinde, die nur auf Gelegenheit warteten, ihm zu ſchaden. Indeß erhielt er beim Ausbruch des ſpaniſchen Succeſſionskrieges 1701 die Erlaubniß, ein Regiment anzuwerben, mit dem er als Oberſter nach Italien ging, und ſich jetzt wieder durch Tapferkeit, aber auch durch Ausſchweifungen auszeichnete. Wegen der aus Geldmangel von ihm verhängten Erpreſſungen ſchlug ihm der franzöſiſche Kriegsminiſter weitere Beförderung ab, auf die er um ſo mehr Anſpruch machen zu dürfen glaubte, da er nur erſt von einigen erhaltenen Wunden wiederhergeſtellt

war; er brach daher in die heftigſten Äußerungen gegen den Hof, den Miniſter und die bekannte Maintenon aus, und ſuchte, als er einem Verhaftsbefehle durch ſchleunige Flucht entgangen war, um ſeinen Abſchied an. Obgleich nun als Meineidiger ſeiner Ehre, Würden und Güter, ſogar ſeines Lebens verluſtig erklärt, machte dies dennoch keinen ſonderlichen Eindruck auf ihn; er lebte an mehreren deutſchen Höfen, und bewarb ſich, da er ſeine Caſſe erſchöpft ſah, um kaiſerliche Dienſte. Durch Fürſprache des kaiſerlichen Geſchäftsträgers Tunetti in Rom und deſſen Gönner, den berühmten Prinzen Eugen, ſah er auch ſeinen Wunſch erfüllt, und wurde im J. 1706 als Generalmajor angeſtellt, focht nun unter Eugen gegen ſein Vaterland, und drang im J. 1708 in den Kirchenſtaat vor. Bei dem endlich 1714 zu Raſtadt abgeſchloſſenen Frieden wurde durch Eugens Vermittelung der gegen Bonneval als Hochverräther verhängte Prozeß niedergeſchlagen; es wurde ihm die Rückgabe ſeiner Güter zwar bewilligt, doch konnte er ſie, da ſie ſein Bruder jetzt beſaß, trotz eines langen Prozeſſes mit dieſem, nicht zurückerhalten. Bei dem 1716 wieder ausgebrochenen Kriege, zwiſchen Öſterreich und den Türken, kämpfte Bonneval, kurz zuvor zum Feldmarſchall-Lieutenant der Infanterie ernannt, aufs neue in der blutigen und für Öſterreich glorreichen Schlacht bei Peterwardein (5. Aug. 1716) mit großer Tapferkeit, und ging, nachdem er auch an der Eroberung von Temeswar Theil genommen hatte, während ſein Regiment die Winterquartiere bezog, nach Wien, und ſobald es ſeine Wunden erlaubten, nach Paris, wo er mit vieler Achtung aufgenommen wurde. Nach Abſchluß des Friedens von Paſſarowitz (am 21. Juli 1718) erhielt Bonneval die Stelle eines Hofkriegsraths in Wien; allein Leichtſinn, Sinnlichkeit, Hang zu Spöttereien und die herausgenommene Freiheit, ſich in Eugens häusliche Angelegenheiten zu miſchen, waren Urſache, daß dieſer, um ihn zu entfernen, 1723 ſeine Anſtellung als General-Feldzeugmeiſter in den Niederlanden bewirkte. Bonneval reiſ'te zwar nach Brüſſel, war aber voll Rachſucht gegen Eugen. Er äußerte ſie dadurch, daß er gegen des Prinzen Günſtling, den Marquis v. Prie, der zu derſelben Zeit Unterſtatthalter in den kaiſerlichen Niederlanden war, häufige Klagen nach Wien ſandte. Es gelang ihm indeß ſo wenig, denſelben zu ſtürzen, daß vielmehr der Marquis, der ein nachdrückliches Anklageſchreiben gegen Bonneval nach Wien geſchickt hatte, den Befehl erhielt, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen und ihn auf die Citadelle von Antwerpen bringen zu laſſen. Bonneval wurde hierauf angewieſen, ſich in Wien zu ſtellen und Rechenſchaft zu geben; er ging, dem Befehle zuwider, zuerſt nach dem Haag, wo er faſt einen Monat blieb, nach Frankreich correſpondirte, und einen Umgang mit dem ſpaniſchen und franzöſiſchen Geſandten unterhielt. Dies alles erfuhr man in Wien, und der Erfolg war, daß Bonneval, als er endlich ſeine Reiſe dahin antrat, noch ehe er Wien erreichte, als Gefangener auf das Schloß Spielberg bei Brünn gebracht, ihm der Prozeß gemacht und durch den Hofkriegsrath das Leben abgeſprochen wurde, welches Urtheil der Kaiſer dahin änderte, daß er ein Jahr lang auf dem Spielberge im Arreſt bleiben ſollte. Nach Ablauf dieſes Jahres wurde er mit dem Verbote, nie wieder einen Fuß auf deutſchen Boden zu ſetzen, über die tyroler Grenze gebracht; er ging nach Venedig, ließ, nachdem er bald venetianiſche, bald ruſſiſche Dienſte umſonſt geſucht hatte, der Pforte ſeine Dienſte antragen, und ging, nach einem faſt

zweijährigen Aufenthalt zu Venedig, nach Conſtantinopel ab. Da ihm der Ruf ſeiner Thaten ſowohl, als die Erzählung, wie menſchenfreundlich er einſt die gefangenen Türken behandelt habe, vorausging, nahm man ihn überall ſehr gütig auf. In der öffentlichen Audienz vom Großvezier erſucht, ſeinen Übertritt zur Mohammedaniſchen Religion zu beſchleunigen, weil er dann erſt zu einer öffentlichen Audienz bei dem Großſultan gelangen könne, willigte Bonneval, der ſchon jetzt eine ſehr anſehnliche Summe zu ſeinem Unterhalt erhielt, gern in eine Religionsveränderung, von der er gegen Europäer in der Folge zu ſagen pflegte: er habe den Turban gegen die Nachtmütze vertauſcht. Er erhielt vom Mufti Religionsunterricht, unterwarf ſich der Beſchneidung, und empfing nun den Namen Achmet Paſcha; ſein jährliches Einkommen betrug faſt 12,000 Thaler. Des müßigen Lebens überdrüßig, bewarb er ſich um die Stelle eines Commandanten in einer türkiſchen Feſtung in Servien; allein der Großvezier hintertrieb ſeine Anſtellung, und erſt nach deſſen Tode wurde Bonneval von dem neuen Großvezier zum Chef der Bombardirer ernannt, in welcher Stelle er die Artillerie des Großſultans in mehrerer Hinſicht zu verbeſſern ſuchte. Denn dieſes allein war es, worauf ihn theils die Eiferſucht mächtiger Paſchen, theils die Unentſchloſſenheit des Sultans Muhamed V., theils die Abneigung der türkiſchen Truppen gegen alle Einrichtungen der europäiſchen Kriegsdisciplin einſchränkte, ſo nützlich er, bei ſeinem glühenden Haſſe gegen Öſterreich und bei ſeiner Thätigkeit und ſeinem Ehrgeize, dem türkiſchen Reiche hätte werden können. Indeß genoß er die Annehmlichkeiten ſeiner Lage hinlänglich, und ſtarb in der Nacht vom 23. auf den 24. März 1747 in einem Alter von 76 Jahren. Seine Mémoires gab Desherbiers heraus, Paris 1806. 2 Bde.

Bononiſcher Stein, eine Steinart, welche aus dem Schwerſpath und etwas wenigem Thon beſteht, und in der Gegend von Bologna in Italien gefunden wird. Ein Schuhmacher daſelbſt, Namens Caſcariolo, der ſich viel mit Goldmachen beſchäftigte, entdeckte an dieſem Steine die Eigenſchaft, daß er im Dunkeln leuchtet, wenn er vorher eine Zeit lang an der Sonne gelegen hat. Vorzüglich ſtark leuchtet er, wenn man ihn zu Pulver geſtoßen, mit Leinöl durchknetet und calcinirt hat. Der Schwerſpath thut, wenn man ihn calcinirt hat, die nämliche Wirkung.

Bonſtetten (Carl v.), ein geſchätzter Schriftſteller, Altlandvoigt zu Nyon, geb. zu Bern 1745. Er ſtammt aus einem uralten freiherrlichen Geſchlechte im Canton Zürich; ſein Vater, Carl Emanuel, war angeſehener berniſcher Seckelmeiſter. Er erhielt ſeine erſte Erziehung in Yverdun, und dann vom 19. Jahre an in Genf, wo er ungeachtet ſeiner Jugend täglich bei Bonnet, Stanhope, Voltaire, Sauſſure und andern ausgezeichneten Gelehrten war. Er ging von da auf die Univerſität zu Leyden und nach England, wo er mit Gray in Cambridge lebte, dann nach Paris, wieder nach Bern und ein Jahr nach Italien, das er ſpäterhin wiederholt beſuchte. — Als Schriftſteller trat er zuerſt mit ſeinen gehaltvollen Briefen über ein ſchweizeriſches Hirtenland auf. Im J. 1775 wurde er Mitglied des ſouveränen Raths der Republik Bern, und 1787 Landvoigt zu Nyon. Während er dieſe Stelle bekleidete und zu Nyon lebte, wohnten die Muſen und die Freundſchaft bei ihm. Matthiſſon, Salis und Friederike Brun fühlten ſich hier von Natur und Freundſchaft zu anmuthigen Geſängen begeiſtert, und Johannes Müller arbeitete hier

an der Geſchichte ſeines Vaterlandes. (S. deſſen Briefe an Carl Victor von Bonſtetten in ſ. Werken Bd. 13. 1415.) Bei der Verſammlung der helvetiſchen Geſellſchaft in Olten 1786 ſetzte er nebſt einigen ſeiner eidgenoſſiſchen Freunde drei Preiſe für die „beſte und vollſtändigſte Nachricht von dem ganzen Erziehungsweſen in dem einen oder andern der ſchweizeriſchen Freiſtaaten, und die brauchbarſten Vorſchläge der möglichen Mittel zur Verbeſſerung derſelben" aus. Sowohl hierdurch, als durch mehrere auf Jugendbildung hinſtrebende Schriften und ökonomiſche Abhandlungen bewies er, wie ſehr es ihm um die Aufnahme ſeines Vaterlandes zu thun ſei. Der Umſturz der alten Verfaſſung bewog ihn 1798, ſein theures Vaterland zu verlaſſen und ſich in Dänemark niederzulaſſen. Zu den neuen Producten ſeines Geiſtes gehören ſeine Fragmente aus dem Tagebuche eines Fremden in däniſchen Dienſten, und Blumen, geſammelt auf dem Wege nach Wahrheit und Freude.

Bonzen werden von den Europäern die Prieſter der im öſtlichen Aſien, beſonders in China, Birma, Tunkin, Cochinchina und Japan weit verbreiteten Religion des Fo genannt. Da dieſe Prieſter in Klöſtern ehelos beiſammenleben, haben ſie mit den Mönchen der chriſtlichen Kirche viel Ähnlichkeit; auch kommt das Syſtem ihrer Hierarchie und ihres Cultus mit dem katholiſchen in vielen Stücken überein. Sie büßen und beten für die Sünden des Volks, das an ihrem Gottesdienſte nicht Antheil nimmt, und ſie dafür durch Schenkungen und Almoſen vor Mangel ſchützt. Die Bonzinnen ſind durchaus mit den chriſtlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo keine Prieſterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen und Wittwen zu Kloſtergelübden und gottesdienſtlichen Übungen zuläßt. Beide Arten heidniſcher Religioſen kennen gewöhnlich nur den mechaniſchen Dienſt und die Götzen, ohne um die Bedeutung ihrer religiöſen Symbole zu wiſſen, weßhalb ſie den Aberglauben, der ſie ernährt, zu erhalten ſuchen. E.

Boötes, auch Arktophylar genannt. Die Fabel erzählt: Philomelus, der Ceres und des Jaſion Sohn, habe, durch ſeinen Bruder Plutus aller Güter beraubt, ſich genöthigt geſehen, zu neuen Erfindungen ſeine Zuflucht zu nehmen, und ſo den Pflug verfertigt, vor den er zwei Stiere geſpannt, damit den Acker beſtellt, und ſo ſich genährt habe. Ceres habe ihn zur Belohnung dafür ſammt dem Pfluge und dem Stiergeſpanne unter dem Namen Boötes an den Himmel verſetzt. Das Sternbild des Boötes ſteht in der nördlichen Hemiſphäre hinter dem großen Bären. Der Stern erſter Größe in demſelben heißt Arktur.

Böotien, eine Landſchaft Griechenlands, welche gegen Norden an Phocis und die opuntiſchen Lokrer, gegen Oſten an den Canal von Euböa, gegen Süden an Attika und Megaris, und gegen Weſten an das alcyoniſche Meer und Phocis grenzte; doch waren dieſe Grenzen nicht immer dieſelben. Den Namen ſoll das Land von Böotus, dem Sohne des Itonus und Enkel des Amphiktyon, haben. In Norden war es gebirgig, kalt und zwar von reiner, geſunder Luft, aber minder fruchtbar; dagegen war der andere Theil zwar fruchtbar, aber von dichten und ungeſunden Nebeln heimgeſucht. Der gebirgige nördliche Theil hieß früher Aonien. Unter ſeinen Bergen ſind in der Geſchichte und Mythologie merkwürdig: der Helikon, der Sphinxberg, der Taumeſſus, Libethrus und Petrachus. — Die Hauptproducte des Landes beſtanden in Ackerbau und in der Viehzucht. Die älteſten Bewohner waren die Leleger, Aonier und Hyanten, pelasgiſche Völkerſchaften, welche, als Böotus ſich der Herrſchaft bemächtigte, unter die Hellenen

kamen. Es entſtanden mehrere kleine Reiche, bis der Phönizier Kadmus den Hauptſtaat Theben gründete. Als nach des thebaniſchen Königs Xanthus Tode die meiſten Städte Böotiens ſich vereinigten und eine Art von Republik bildeten, ward Theben der Hauptort derſelben. Epaminondas und Pelopidas erhoben ſie auf kurze Zeit in die Reihe der mächtigſten Staaten Griechenlands. Verfeinerung und Geiſtesbildung machten in Böotien nie ſolche Fortſchritte wie in Attika. Die Böotier waren kräftig, aber träge und plump. Es fehlte ihnen der Scharfſinn und die Lebhaftigkeit der Athenienſer. Dennoch haben ſie einzelne ausgezeichnete Geiſter aufzuweiſen. Mehrere Thebaner waren würdige Schüler des Sokrates, und Epaminondas that ſich eben ſo ſehr durch Kenntniſſe als durch Feldherrntalente hervor; beſonders liebten ſie die Muſik und zeichneten ſich darin aus. Auch hatten ſie einige große Dichter und Künſtler. Heſiod, Pindar und die Dichterin Korinna ſind Böotier und widerlegen die gewöhnliche Meinung von den beſchränkten Geiſtesfähigkeiten der Böotier.

Bora (Catharina von), Luthers Ehegattin, war am 29. Januar 1499 geboren. Ihren Geburtsort kennen wir nicht, und von ihren Ältern wiſſen wir nur ſo viel, daß ihre Mutter, Namens Anna, aus einer der älteſten Familien Deutſchlands, der von Hugewitz (Haugewitz), abſtammte. Die Tochter wurde noch ſehr jung in dem adeligen Fräuleinkloſter Nimtſchen, unweit Grimma, als Nonne eingekleidet. Bald aber fühlte ſich Catharina, trotz ihres frommen Gemüths, in dieſer Lage höchſt unglücklich, und wandte ſich, da ihre Verwandten ſie nicht hörten, mit noch acht andern Nonnen an Luther, deſſen Ruf zu ihnen gedrungen war. Luther gewann einen Bürger zu Torgau, mit Namen Leonhard Koppe, der in Vereinigung mit einigen andern Bürgern die neun Nonnen aus ihrem Kloſter zu befreien unternahm. Dies geſchah in der Nacht vom Charfreitage auf den Oſterſonnabend, am 4. April 1523. Er brachte ſie zunächſt nach Torgau und von da nach Wittenberg, wo Luther für ein anſtändiges Unterkommen ſorgte. Zugleich erließ letzterer, um ſeinen Feinden zuvorzukommen, ein öffentliches Sendſchreiben an Leonhard Koppe, worin er unverholen bekannte, daß er die erſte Veranlaſſung zu dieſer That geweſen ſei, auch Koppen zur Ausführung derſelben aufgefodert habe, und zwar „tröſtlicher Zuverſicht, Chriſtus der nun ſein Evangelium an den Tag gebracht und des Antichriſts Reich zerſtört, werde hier Schutzherr ſein, ob's auch das Leben koſten müſſe.“ Ferner ſchrieb Luther an die Ältern und Verwandten der neun Jungfrauen, und ſuchte dieſe zu bewegen, ſie wieder zu ſich zu nehmen. Den Erfolg dieſes Schrittes wiſſen wir nicht. Einige derſelben wurden von wittenbergiſchen Bürgern in ihre Häuſer genommen; andere, die noch nicht zu alt waren, ſuchte Luther zu verheirathen. Zu letztern gehörte auch Catharina, welche vom damaligen Bürgermeiſter Philipp Reichenbach ins Haus genommen wurde. Luther ließ ihr unter andern durch ſeinen Freund, den wittenberger Prediger Nicolaus von Amsdorf, den Doctor Caſpar Glaz antragen. Catharina lehnte dieſen Antrag ab, erklärte ſich aber bereit, dem Nicolaus von Amsdorf, oder auch Luthern ſelbſt, ihre Hand zu reichen. Luther, der im Jahre 1524 ſeine Mönchskleidung abgelegt hatte, war zwar dem Eheſtande nicht abgeneigt, ſcheint indeſſen zu dem Entſchluſſe zu heirathen mehr durch Überlegung, als aus Leidenſchaft, gekommen zu ſein. Überdies war er Catharina damals eben nicht gewogen, weil er ſie in Verdacht hatte, daß ſie ſtolz und hoffärtig ſei. Um ſo überraſchender

war ſeine plötzliche Verheirathung mit ihr, zu der er ſich, wie er ſagt, von Gott getrieben gefühlt; auch habe er ein frommes, getreues Weib bekommen. An nachtheiligen Gerüchten konnte es bei dieſer Gelegenheit nicht fehlen. Dahin gehört die ganz grundloſe Sage, daß Catharina bei der Trauung hochſchwanger geweſen und vierzehn Tage nach der Hochzeit niedergekommen ſei. Nicht minder wurde der häusliche Friede und die Verträgſamkeit beider Ehegatten in Zweifel gezogen, und dabei beſonders Catharinen Schuld gegeben, ſie ſei böſe und herriſch und müſſe deßhalb oft von ihrem Ehemanne gezüchtigt werden. So wenig Begründetetes auch letztere Sage an und für ſich ſelbſt haben mag; ſo ſcheint doch gewiß zu ſein, daß Luther nicht immer und in allen Dingen mit ſeiner Käthe mag zufrieden geweſen ſein, denn er ſpricht mit der ihm eigenen Treuherzigkeit eben ſowohl von den Leiden als Freuden ſeiner Ehe. Daß er ſich aber nicht unglücklich mit ihr gefühlt habe, dafür ſpricht ſein Teſtament, in welchem er ſie, ſo lange ſie unverheirathet bleiben würde, zur alleinigen Erbin aller ſeiner Habe eingeſetzt, weil ſie, wie er ſich ausdrückt, ſtets ein frommes, treues und ehrliches Gemahl geweſen ſei, und ihm fünf noch lebende Kinder geboren und erzogen habe. Gegen die Beſchuldigung, daß ſie verſchwenderiſch geweſen, zeugt Luthers Wohlſtand. Eben ſo grundlos wird ſie von andern des Geizes beſchuldigt. Als nach Luthers Tode im Jahre 1547 der ſchmalkaldiſche Krieg ausbrach, Churfürſt Johann Friedrich gefangen genommen, Wittenberg belagert wurde und Carl V. im Mai als Sieger in die Stadt einzog, ſah ſich Catharina genöthigt, Wittenberg zu verlaſſen und nach Leipzig zu ziehen, wo ſie in die allerdrückendſten Umſtände gerieth und gezwungen war, Koſtgänger an den Tiſch zu nehmen, um leben zu können. Sie kehrte ſpäter nach Wittenberg zurück und lebte daſelbſt bis 1552 in Noth und Drangſal. Da aber hier wiederum die Peſt ausbrach und auch die Univerſität nach Torgau verlegt wurde, ſo verließ ſie abermals Wittenberg, begab ſich nach Torgau, wo ſie krank ankam und bald darauf am 20. Dec. 1552 ſtarb. In der Kirche zu Torgau iſt noch jetzt ihr Leichenſtein zu ſehen, auf welchem ſie in Lebensgröße eingehauen iſt.

Borax. Der natürliche Borax iſt ein graulich-, gelblich- und grünlich-weißgefärbtes Salz, welches in ſechsſeitigen Säulen und kleinen Pyramiden kryſtalliſirt und in Perſien und Tibet im Schlamme großer Landſeen, in Sina und Potoſi in Südamerika gefunden wird. Am häufigſten bildet es kleine Körner, welche mit Erde vermengt ſind. Seine Beſtandtheile ſind Boraxſäure, Natrum und Waſſer. Außer dem natürlichen giebt es auch einen künſtlichen Borax, welchen man erhält, wenn man den natürlichen Borax von den Unreinigkeiten ſcheidet und mit einem Überſchuß von Natrum verſieht.

Borda (Jean Charles), geboren zu Dax im Departement des Landes, den 4. Mai 1733, war anfangs Ingenieur, nachher Schiffscapitän, und machte ſich berühmt durch ſeine Entdeckungen in der Mathematik. Sie erwarben ihm eine Stelle in der Akademie der Wiſſenſchaften, und in der Folge im Inſtitute. Im Jahr 1771 machte er mit Verdune und Pingré die Reiſe nach Amerika, um die Länge und Breite mehrerer Küſten, Inſeln und Klippen zu beſtimmen, und die Brauchbarkeit verſchiedener aſtronomiſcher Inſtrumente zu bewähren. Im Jahr 1774 bereiſ'te er in derſelben Abſicht die Azoren, die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Küſte von Afrika. Darauf machte er den amerikaniſchen Krieg unter dem Grafen d'Eſtaing mit, und war ihm durch ſeine Kenntniſſe vom Seeweſen ſehr nützlich. Die

Reſultate, die daraus hervorgingen, waren zum Theil ſeinen Bemühungen zuzuſchreiben. Einige Zeit darauf beſuchte er nochmals die azoriſchen Inſeln, die Inſeln des grünen Vorgebirges und die Küſte von Afrika allein. Die auf dieſer Reiſe gemachten Beobachtungen ſind nicht bekannt geworden. Borda war der Stifter der Schiffbauſchule; er erfand ein Inſtrument von einem ſehr kleinen Durchmeſſer, welches die Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und deſſen man ſich bei den Meridianmeſſungen bedient hat: den Multiplicationskreis, welcher ſeinen Namen unſterblich gemacht hat; ferner ein Inclinatorium zur Meſſung der Neigung der Magnetnadel, und viele andere Iſtrumente. Man verdankt ihm die gelehrten Recherches sur la résistance des fluides; une nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule; le nouveau système des poids et mesures, adopté par les états généraux u. ſ. w. Seine vorzüglichſten Werke aber ſind ſeine 1778 in zwei Bänden erſchienene Reiſe und ſeine Tables trigonométriques décimales, welche Delambre herausgegeben hat. Er ſtarb zu Paris im Jahr 1799.

Bordeaux, Bourdeaux, 17° 5′ 46″ Länge, 44° 50′ 14″ nördlicher Breite, die Hauptſtadt des franzöſiſchen Departements der Gironde (vormals Hauptſtadt von Guyenne) und eines Bezirks von 77 Q. Meilen und 223,863 Einwohnern, liegt am linken Ufer der Garonne, 12 deutſche Meilen von der Mündung, und zählt in 7800 Häuſern mehr als 90,000 Einwohner. Die etwas alterthümliche und finſtre Stadt hat 19 Thore, wovon 12 nach dem Strome und 7 nach der umliegenden Gegend führen, 2 Vorſtädte, nämlich Chartrons und St. Severin, ſchöne öffentliche Plätze, angenehme Spaziergänge, 46 katholiſche und 1 proteſtantiſche Kirche, und unter den öffentlichen Gebäuden mehrere theils durch Alterthum, theils durch Schönheit ausgezeichnete: z. B. das Rathhaus Lambriere, worin vor Zeiten die Herzoge von Guyenne reſidirten, und ſpäter das Parlament ſeiner Sitz hatte, die Börſe, das Hôtel des fermes, das Theater, das Vauxhall, den von Buonaparte im Jahr 1810 erbauten Palaſt, und eine neu erfundene Mühle von 24 Gängen, welche blos durch die Ebbe und Fluth in Bewegung geſetzt wird. — Bordeaux iſt nicht regelmäßig befeſtigt, aber mit Mauern und feſten Thürmen umgeben. Die kleinen Forts Ha und St. Louis oder St. Croix vertheidigen den vortrefflichen Hafen, in welchen die größten Kauffahrteiſchiffe ohne Schwierigkeit mit der Fluth, die oft bis 12 Fuß ſteigt, den Strom heraufkommen können. — Wenn Marſeille die erſte Handelsſtadt in Frankreich iſt, ſo iſt Bordeaux ohne Zweifel die zweite. Die Zahl der eigenen Kauffahrteiſchiffe wird auf 300 angeſchlagen. In Friedenszeiten werden im Durchſchnitt allein 100,000 Oxhoft Wein und 20,000 Oxhoft Franzbranntwein ausgeführt, die übrigen Ausfuhrartikel beſtehen in Weineſſig, getrockneten Früchten, geräuchertem Fleiſch, Brennholz, Terpentin, Glasflaſchen, Kork, Honig u. ſ. w. Eingeführt werden: Colonialwaaren aller Art, engliſches Zinn, Blei, Kupfer und Steinkohlen, Färbeſtoffe, Zimmer- und Schiffbauholz, Pech, Hanf, Leder, Heringe, Pökelfleiſch, Käſe u. ſ. w. Die Meſſen, welche im März und October hier gehalten werden, ſind von der größten Wichtigkeit für ganz Weſt-Frankreich. Am Wallfiſch- und Stockfiſchfang nimmt die hieſige Kaufmannſchaft mittelbaren Antheil durch die Häfen von Bayonne, St. Jean de Luz und St. Malo. Bordeaux iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, dem die Biſchöfe von Poitiers, la Rochelle und Angoulème als Suffragane

untergeordnet ſind (ſonſt führte er den Titel, Primas von Aquitanien), eines proteſtantiſchen Conſiſtoriums, eines Präfecten, der 11. Forſtconſervation und des commandirenden Generals der 11. Diviſion. Es hat einen königlichen Gerichtshof, eine Handelskammer, ein Handelsgericht, eine 1441 geſtiftete Univerſität, eine 1712 geſtiftete Akademie der Wiſſenſchaften, welche eine Bibliothek von mehr als 55,000 Bänden beſitzt, eine 1670 geſtiftete und 1768 erneuerte Akademie der bildenden Künſte, ein Taubſtummeninſtitut, eine Handels= und Schifffahrtsſchule u. ſ. w. Unter den Fabriken zeichnen ſich aus: 14 Zuckerſiedereien, mehrere Glashütten, Töpfereien, Wollenwaaren= und Spitzenmanufacturen. Bordeaux iſt das Burdigala der Römer. Im 5. Jahrhundert beſaßen es die Gothen, und die Normannen ſuchten es verſchiedentlich heim mit Brand und Plünderung. Später herrſchten hier die Herzoge von Guyenne. Durch die Verheirathung Eleonorens, der Tochter Wilhelms X., des letzten Herzogs von Guyenne, mit Ludwig VII. kam es an Frankreich. Da aber dieſe Fürſtin 1152 von ihrem Gemahl verſtoßen ward, und ſich nachmals mit dem Herzoge von Normandie vermählte, der ſpäter den Thron von England beſtieg, ſo fiel es dieſem letztern Reiche zu. Hierher führte Eduard, der ſchwarze Prinz, nach der Schlacht bei Poitiers den gefangenen König Johann von Frankreich, und es blieb 11 Jahre lang ſeine Reſidenz. Erſt unter Carl VII. kam es wieder an Frankreich. Im Jahr 1548 empörte ſich die Stadt wegen Einführung der Salztaxe, und der Gouverneur de Morems ward ermordet, wofür der Connetable von Montmorency an den Bewohnern ſtrenge Rache nahm. Während der Revolution ward es als Hauptſitz der Girondiſten von den Schreckensmännern faſt wie Lyon und Marſeille verheert. Der Druck des Continentalſyſtems, dem der Handel von Bordeaux unterlag, machte die Einwohner der Napoleoniſchen Regierung abgeneigt, und ſie waren es, die ſich am 12. März unter allen Franzoſen zuerſt für das Haus Bourbon erklärten. Der römiſche Dichter Auſonius war von Bordeaux, Montaigne und Montesquieu aus deſſen naher Umgegend gebürtig; der letztere liegt dort in der St. Bernhards=Kirche begraben.

Bordeaux=Weine werden nicht allein die im Bezirke der Stadt Bordeaux gewonnenen, ſondern überhaupt die in der Provinz Guyenne wachſenden Weine genannt. Man hat rothe und weiße Sorten. Die bekannteſten rothen ſind: Margeaux, Haut=Brion, Graves, Medoc, Loignon, Pontac u. ſ. w.; der letztere iſt der vorzüglichſte und theuerſte. Unter den weißen erwähnen wir den Graves als den koſtbarſten, Blaye und Bourg, Rion, Serons, Fargues u. ſ. f. Unter den Graves=Weinen ſind die geſuchteſten die von Haut Brion, Merignac, Peſſac, Loignon u. ſ. w. Unter den Medoc=Sorten die von Lafitte, Latour und Mergeaux. Faſt alle Bordeaux=Weine brauchen einige Zurichtung, damit ſie ſich halten und verfahren werden können. Jung iſt keiner brauchbar; manche müſſen 4 bis 6 Jahre liegen, bis ſie die gehörige Qualität bekommen. Unter den Namen Bordeaux=Weine begreift man auch noch verſchiedene hochländiſche Weine, als den Gaillac, Bergerac, St. Foi, Frontignac, Cahors und Muscateller von Bezieres. Sie machen den wichtigſten Zweig des franzöſiſchen Weinhandels aus, denn man rechnet, daß ſelbſt in mittelmäßigen Jahren über 100,000 Oxhoft aus dem Lande gehen.

Boreas, der Nordwind, welcher von den Griechen als eine Gottheit in Thrazien wohnend, verehrt und mit Flügeln abgebildet wurde, die nebſt den Haupt- und Barthaaren voll Schneeflocken waren; ſtatt der Füße hatte er Schlangenſchwänze, und mit dem Schweife, den er von ſeinem Kleide nachſchleppte, regte er Staubwolken auf. Die Alten erzählten von dem Boreas, den ſie einen Sohn des Aſtreus und der Aurora nennen, daß er, als Apollo und ſein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen wetteiferten, auf den Apoll eiferſüchtig deſſen Wurfſcheibe ſo geleitet habe, daß ſie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niederſank. Mit der Orithyia, des Erechtheus von Athen Tochter, die er geraubt, zeugte er die Kleopatra und Chione, den Kalais und Zetes, welche letztere dem Argonautenzuge beiwohnten. Borealiſch, nördlich, mitternächtlich.

Borgheſe eine römiſche Familie, welche aus Siena ſtammt. In dieſer Republik bekleidete ſie ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts die höchſten Ämter. Papſt Paul V., der zu dieſem Geſchlechte gehörte, und im Jahr 1705 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, überhäufte ſeine Nepoten mit Anſehen und Reichthum, ſo viel er vermochte. Er ernannte im Jahr 1707 ſeinen Bruder Francesco Borgheſe zum Anführer der Truppen, die er zur Aufrechthaltung der päpſtlichen Rechte gegen Venedig beorderte; er verlieh das Fürſtenthum Sulmone an Marco Antonio Borgheſe, den Sohn ſeines Bruders Giovanni Battiſta, ſicherte ihm ein Einkommen von 200,000 Thalern zu, und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern ſeiner Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal und ließ ihn den Namen Borgheſe annehmen. Von Marco Antonio Borgheſe, Fürſten von Sulmone, ſtammt die reiche und mächtige Familie der Borgheſi, welche noch heute in dem Fürſten Camillo Borgheſe (ſ. den folg. Art.) und deſſen Bruder Franz, Fürſten Borgheſe-Aldobrandini, fortblüht.

Borgheſe (Camillo, Phil. Ludw. Fürſt), vormaliger Herzog von Guaſtalla, italieniſcher Prinz, Prinz von Frankreich ꝛc., geb. d. 8. Auguſt 1775 zu Rom, ein Sohn des Marco Antonio Borgheſe. Als die Franzoſen in Italien eindrangen, nahm er Dienſte in ihrer Armee, zeigte viel Anhänglichkeit an Frankreichs Sache, insbeſondre an den General Buonaparte, kam 1803 nach Paris und heirathete Napoleons zweite Schweſter Pauline, Wittwe des Generals Leclerc. 1804 ward er franzöſiſcher Prinz und Großkreuz der Ehrenlegion, und beim Ausbruch des Krieges gegen Öſterreich 1805 Escadronschef in der kaiſerlichen Garde. Nach Beendigung deſſelben erhielt ſeine Gemahlin das Fürſtenthum Guaſtalla, und er ward zum Herzog von Guaſtalla erhoben. Nachdem er den Feldzug von 1806 gegen die Preußen und Ruſſen mitgemacht, und darauf nach Warſchau geſchickt worden, um die Polen zu einem Aufſtande vorzubereiten, ernannte ihn der Kaiſer zum General-Gouverneur der Provinzen jenſeits der Alpen. Als ſolcher hielt er ſeinen Hofſtaat in Turin, und machte ſich durch ſein gefälliges Weſen bei den Piemonteſern beliebt. Seine Gemahlin war ſelten um ihn. Mit ziemlicher Gleichgültigkeit machte er 1814 Napoleons Thronentſagung bekannt, und befahl der Armee und den Behörden, Ludwig XVIII. als König zu erkennen, capitulirte gleich darauf mit den Öſterreichern, übergab ihnen alle feſte Plätze in Piemont, und bebab ſich nach Rom. Seit der Zeit hob er alle Verbindung mit der Familie Buonaparte auf und trennte ſich von ſeiner Gemahlin, die (geb. 20. Oct. 1780) ſeit 1816 auf ihrer Villa Sciarra zu Rom lebt. Der Fürſt hatte der franzöſiſchen Regierung für die Summe von 8 Mill.

Fr. 322 Kunſtdenkmähler verkauft, die ſeit mehreren Jahren eine Zierde des unter dem Namen der Villa Borgheſe (ſ. Rom) bekannten Palaſtes ſeiner Vorfahren ausmachten, und unter denen mehrere Kunſtwerke vom erſten Range waren, z. B. der Borgheſiſche Fechter, der Hermaphrodit, der Silen, der ſterbende Seneca, Amor und Pſyche u. ſ. w. Buonaparte hatte die Kaufſumme in Nationalgütern in Piemont geleiſtet, welche 1815 der König von Sardinien unter Sequeſter nahm; zugleich aber bekam der Fürſt in Folge der zweiten Invaſion der Alliirten einen Theil jener Kunſtſchätze zurück. Er lebt jetzt in Florenz, nachdem er Lucedio in Savoyen 1818 für 3 Mill. Livres verkauft hat. Im Königreiche Neapel beſitzt er die Fürſtenhümer Sulmona und Roſſano.

Borgia (Ceſare), zweiter natürlicher Sohn des nachmaligen Papſtes Alexander VI. und einer römiſchen Dame, Vanozza. Zu einer Zeit, wo jeder Hof eine Schule der Falſchheit und Immoralität war, wo politiſche Verbrechen ohne Scheu begangen wurden, und weder Verträge noch Eide Sicherheit gewährten, brachte er das Unrecht in ein Syſtem und trieb die Frechheit und Treuloſigkeit zu einem bisher noch unbekannten Grade. Andere Fürſten haben mehr Blut vergoſſen, ſchrecklichere Rache geübt, grauſamere Strafen verhängt; dennoch iſt kein Name mit einer größeren Infamie gebrandmarkt. Jene andern Ungeheuer wurden durch Leidenſchaft hingeriſſen; bei Borgia war alles beſonnene Überlegung. Das Heiligſte, Moral, Religion und Gefühl, gebrauchte er nach Willkür zu Erlangung ſeiner Zwecke. Sein Vater, der 1492 Papſt geworden war, bekleidete ihn im folgenden Jahre mit dem Purpur. Als Carl VIII. von Frankreich Italien eroberte, und in Rom einzog, mußte Alexander mit ihm unterhandeln und gab Cäſar Borgia zum Unterpfande ſeiner Verſprechen; allein dieſer entwich nach wenig Tägen aus dem Lager des Königs. Alexander verlieh ſeinem älteſten Sohne, der von dem Könige von Spanien das Herzogthum Gandia erhalten hatte, im Jahre 1407 das Herzogthum Benevent nebſt den Grafſchaften Terracina und Ponte-Corvo. Cäſar ward darüber eiferſüchtig, und als der Herzog von Gandia acht Tage nach der Inveſtitur ermordet und in die Tiber geworfen ward, klagte die öffentliche Meinung Cäſar Borgia dieſes Brudermordes an. Sein Vater ſchien keinen Argwohn zu haben; er erlaubte ihm, den Purpur abzulegen, um ſich dem Kriegsſtande zu widmen, und ſchickte ihn das Jahr darauf nach Frankreich, um Ludwig XII. die erbetene Scheidungs- und Dispenſations-Bulle zu überbringen. Ludwig nahm die Allianz des Papſtes mit Eifer an. Er belohnte Borgia für die Willfährigkeit, die ſein Vater ihm bewieſen, gab ihm das Herzogthum Valentinois, eine Leibwache von hundert Mann und jährlich 20,000 Livres, und verſprach ihm Unterſtützung bei den Eroberungen in Italien, für welche Borgia ſchon Entwürfe machte. Er vermählte ſich im Jahre 1499 mit einer Tochter König Johanns von Navarra, und begleitete Ludwig XII. nach Italien. Zuerſt unternahm er die Eroberung von Romagna, ohne auch nur einen Vorwand dieſer Ungerechtigkeit aufzuſuchen, verjagte die rechtmäßigen Beſitzer des Landes, ließ ſie zum Theil meineidiger Weiſe ermorden und ſich im Jahre 1501 von ſeinem Vater zum Herzoge von Romagna ernennen. In demſelben Jahre entriß er Jacob von Appiano das Fürſtenthum Piombino; auch verſuchte er, jedoch vergebens, ſich zum Herzog von Bologna und Florenz zu machen. Im folgenden Jahre kündigte er an, daß er Camerino angreifen wolle und

foderte dazu Soldaten und Geſchütz von Guidobald von Montefeltro, Herzog von Urbino. Dieſer, aus Gehorſam gegen den heiligen Stuhl, ſchickte ihm, was er verlangte, und Borgia bemächtigte ſich dafür des ganzen Herzogthums Urbino. Camerino ward hierauf mit Sturm genommen, und Julius von Varano, der Herr der Stadt, nebſt ſeinen beiden Söhnen, auf Borgia's Befehl erdroſſelt. Dieſes Schickſal bereitete er allen, die er beraubte; er ſparte weder Meineide noch Verbrechen, ſie zu verderben. Die ſich ihm nicht in die Hände lieferten, verfolgte er mit Gift und den Dolchen der Meuchelmörder. Endlich ward es Ludwig XII. müde, die Eroberungen dieſes Ungeheuers zu begünſtigen, und zog ſeine Hülfstruppen zurück. Borgia ging ſogleich nach Mailand zum König, überredete ihn, daß ihr Intereſſe genau mit einander verbunden ſei, und erhielt aufs neue ein Hülfscorps von ihm. Unterdeſſen hatten ſich alle kleine Fürſten verbunden und Soldaten verſammelt, um ihre Exiſtenz zu vertheidigen; aber Cäſar Borgia wußte ſie theils durch 3000 Schweizer, die er nach Italien berief, in Furcht zu ſetzen, theils durch vortheilhafte Anerbietungen zu gewinnen. So trennte er ihren Bund, bemächtigte ſich ihrer Länder, und ſah kein Hinderniß mehr, von ſeinem Vater zum König von Romagna, der Mark und Umbrien erhoben zu werden, als am 17. Auguſt 1503 Alexander VI. ſtarb. Zugleich befiel Cäſar Borgia eine ſchwere Krankheit zu derſelben Zeit, wo ſeine ganze Thätigkeit und Geiſtesgegenwart nöthig war. Zwar wußte er ſich der Schätze Alexanders VI. zu bemächtigen, verſammelte ſeine Truppen in Rom und knüpfte ſein Bündniß mit Frankreich noch enger, aber allenthalben ſtanden auch ſeine Feinde wider ihn auf; einer der erbittertſten darunter war der neue Papſt Julius II. Borgia wurde gefangen genommen und nach Spanien gebracht, wo er zwei Jahre lang in Gefangenſchaft blieb. Er entfloh endlich zu ſeinem Schwager, dem König von Navarra, zog mit dieſem in den Krieg gegen die Caſtilianer, und ward den 12. März 1507 durch einen Schuß vor dem Schloſſe von Viano getödtet, wo man ihn ohne Ehren begrub. Übrigens war Cäſar Borgia mäßig und nüchtern, liebte und beſchützte die Wiſſenſchaften, machte ſogar Verſe, und beſaß eine ſo gewandte Beredſamkeit, daß er ſelbſt diejenigen verführte, die gegen ſeine Täuſchung am meiſten auf der Hut zu ſein glaubten. Macchiavelli ſchildert in ſeinem Prinzipe den Cäſar Borgia, ſtellt ihn aber keineswegs als ein Muſter zur Nachahmung auf.

Borgia (Stefano), Cardinal, Präfect der Congregation der Propaganda und einer der edelſten Beſchützer der Wiſſenſchaften im achtzehnten Jahrhundert. Er war 1731 zu Veletri geboren und erhielt ſeine erſte Erziehung bei ſeinem Oheim, Aleſſandro Borgia, Erzbiſchof von Fermo. Schon früh zeigte er Geſchmack an den Alterthumsſtudien, ward in einem Alter von neunzehn Jahren Mitglied der etruskiſchen Akademie zu Crotona und begann ſeitdem zu Veletri ein Muſeum von Alterthümern zu ſammeln, das mit der Zeit vielleicht die reichſte Privatſammlung dieſer Art wurde. Benedict XIV., der ihn kennen lernte, ernannte ihn 1759 zum Gouverneur von Benevent und 1770 zum Secretär der Propaganda. Dies Amt, das er achtzehn Jahre verwaltete, brachte ihn in Verbindung mit den in allen Weltgegenden zerſtreuten Miſſionaren, und er benutzte dieſelbe zur Bereicherung ſeiner Sammlung von Handſchriften, Münzen, Statuen, Götzenbildern und ſonſtigen Denkmählern aller Art. Pius VI. ernannte ihn 1789 zum Cardinal und zugleich, um ſeine adminiſtrativen Ta-

lente zu benutzen, zum Oberaufſeher der Findelkinder. Er verwaltete dies Amt drei Jahre und erwarb ſich in dieſer Zeit durch ſeine nachahmungswerthen Einrichtungen große Verdienſte. Als der von Frankreich ausgegangene Revolutionsgeiſt im Jahr 1797 ſich auch dem Kirchenſtaate mittheilte, legte Pius VI. die Dictatur von Rom in die Hände Borgia's und geſellte ihm noch zwei Cardinäle zu. Es gelang ihm, bis zum 15. Februar 1798 die Ordnung zu erhalten und jeden Mord zu verhüten. Als aber bei der Erſcheinung der Franzoſen vor den Thoren Roms der Papſt ſich entfernt und die Volkspartei die Oberhand gewonnen hatte, ward der Cardinal Borgia verhaftet und erhielt ſeine Freiheit nur mit dem Befehl wieder, die römiſchen Staaten zu verlaſſen. Er ging nach Venedig und Padua, wo er ſich mit den Wiſſenſchaften und mit den Miſſionsangelegenheiten auf das eifrigſte beſchäftigte. Erſt im Gefolge Pius VII. kehrte er nach Rom zurück, widmete ſeine ganze Thätigkeit der Reorganiſation einzelner Verwaltungszweige und ſtarb im November zu Lyon, auf dem Wege nach Paris, wohin er dem Papſte folgen wollte. Seine Verdienſte um die Wiſſenſchaften ſind groß und mannichfaltig. Er war im höchſten Grade wohlwollend, gefällig und offen. Mit der größten Bereitwilligkeit verſtattete er die Benutzung ſeiner koſtbaren Sammlungen, von denen Adler, Zoega, Georgi, Paulinus u. A. einzelne Theile beſchrieben haben. Die Arbeiten Anderer unterſtützte er auf alle Weiſe und ſelbſt mit Aufopferung. Er verſagte ſich jeden Aufwand, ja man ſah ihn ſelbſt ſeine ſilbernen Schuhſchnallen verkaufen, um das Geld für ſein Muſeum anzuwenden. Seine eignen Werke ſind außer Italien wenig bekannt.

Born (Ignaz Edler von), ein berühmter Naturforſcher, geboren zu Carlsburg in Siebenbürgen am 26. December 1742, ſtudirte bei den Jeſuiten in Wien, war ſechzehn Monate lang ein Mitglied ihres Ordens, widmete ſich nun in Prag dem Studium der Naturwiſſenſchaften, und machte darauf eine gelehrte Reiſe durch Holland und Frankreich. Nach ſeiner Rückkehr legte er ſich ganz auf die Natur- und Bergwerkskunde, wurde 1770 Beiſitzer in dem oberſten Münz- und Bergmeiſteramte zu Prag, und noch in eben dem Jahre Bergrath. Um das kaiſerl. königl. Naturaliencabinet zu ordnen und zu beſchreiben, wurde er 1776 nach Wien berufen, ward daſelbſt 1779 wirklicher Hofrath bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerksſachen, litt viele Jahre lang an einem chroniſchen Gichtübel, und ſtarb am 28. Auguſt 1791. Born beſaß außerordentliche Geiſteskräfte, überſah jeden Gegenſtand mit ſeltener Leichtigkeit, verſtand und ſprach die bekannteſten europäiſchen Sprachen, und beſaß nebſt ſeiner Hauptwiſſenſchaft, der Mineralogie, in den meiſten übrigen Wiſſenſchaften mehr als gewöhnliche Kenntniſſe. Den größten Ruhm erwarb er ſich durch die Verbeſſerung und Erweiterung der Amalgamationsmethode, worüber er das wichtige Werk herausgab: über das Anquicken der gold- und ſilberhaltigen Erze, Rohſteine, Schwarz-Kupfer und Hüttenſpeiſe, Wien, 1768. 8. Auch außerdem hat er der Mineralogie die wichtigſten Dienſte geleiſtet, durch die mit allgemeinem Beifalle aufgenommenen Beſchreibungen ſeines eigenen, des kaiſerlichen und des Radiſchen Cabinets; durch ſeine Briefe über Mineralgegenſtände 1774, und viele einzelne Abhandlungen in den Schriften mehrerer gelehrten Geſellſchaften. Überhaupt war er für alles Gute empfänglich, und beförderte es aufs nachdrücklichſte. Von der reichen Ader des Witzes, die ihm zu Gebote ſtand, zeigt ſeine Monachologie

(Specimen Monachologiae methodo Linnaeana), eine unübertreffliche Satire auf den Geiſt und die Verfaſſung der verſchiedenen Mönchsorden.

Borneo, eine zu Aſien, und namentlich zu der Sunda-Gruppe gehörige Inſel; die größte unſers Erdballs, mit Ausnahme des Continents Neu-Holland. Sie wird vom Äquator durchſchnitten, und erſtreckt ſich von 125° — 138° Länge, 4° 12′ ſüdlicher, bis 7° 30′ nördlicher Breite. Sie enthält 14,250 Q. Meilen mit ungefähr fünf Millionen Einwohnern. Das Klima iſt im Allgemeinen gemäßigt. An der Weſtküſte dauert die Regenzeit vom November bis zum Mai, und das Thermometer ſchwankt Mittags zwiſchen 22—26 Gr. Reaumur. Die Küſte iſt wenigſtens drei bis vier Stunden weit in das Land hinein ſumpfig, wodurch die Luft der Geſundheit der Europäer nachtheilig wird. Ein Theil des Landes iſt gebirgig. Da die Europäer ſich noch nirgends weiter als 10 bis 12 Meilen in das Land gewagt haben, ſo iſt die nähere Beſchaffenheit deſſelben faſt unbekannt. Eine hohe mit ewigem Schnee bedeckte Bergkette führt den Namen der Kryſtallberge, und einen der höchſten Gipfel dieſes Gebirges bildet der Vulkan Tigabla, deſſen Ausbrüche oft mit bedeutenden Erdbeben verbunden ſind. Aus einem großen in dieſen Gebirgen liegenden Binnenſee ſollen die meiſten Flüſſe des Landes ihren Urſprung nehmen. Viele dieſer Flüſſe ſind von ihrer Mündung bis ziemlich tief in das Land hinein ſchiffbar. Borneo iſt reich an Producten des Mineralreichs. — Seine Bergwerke liefern viele Diamanten, unter denen Stücke von 20, 30 bis 40 Karat nicht ſelten vorkommen. Was über 5 Karat wiegt, gehört dem Fürſten, alles übrige den Unternehmern der elend gebauten Gruben. Gold, Eiſen, Kupfer und bleihaltiges Zinn findet ſich in verſchiedenen Gegenden des Landes, und faſt alle Flüſſe führen nicht blos Goldſand, ſondern zuweilen ſogar Diamanten mit ſich. — Perlen und Perlmutter werden häufig an den Küſten gefunden. — Die Vegetation iſt reich an nützlichen und koſtbaren Producten. Pfeffer wird in Menge hervorgebracht, und der Kampferbaum von Borneo liefert dieſes Gummi in der vorzüglichſten Qualität. Viele Küſtengegenden liefern dauerhaftes und ſchlankgewachſenes Schiffbauholz. Starkes Hornvieh findet ſich vorzüglich im nördlichen Theile des Landes, und zahlreiche Herden von Rothwild und wilden Schweinen durchſtreifen die grasreichen Ebenen. Das merkwürdigſte vierfüßige Thier iſt jedoch der hier einheimiſche Orang-Outang. Die Schwalbenart, deren Neſter gegeſſen werden, und der Paradiesvogel finden ſich überall längs der Küſten des Landes. Die Ureinwohner von Borneo ſind eine negerartige Gattung. Sie allein bewohnen das Innere des Landes, und die Benennungen Eidabaner, Idear, Biadſchus, Dajakkors, Horafuras, Maruhts und Papuans ſcheinen blos die unter mancherlei Oberhäuptern ſtehenden Stämme des nämlichen Volks zu bezeichnen. Alle ſtehen auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Cultur. Blutrache und Mord des Beleidigers ſind Ehrenpuncte für den waffenfähigen Mann. — Eben ſo gehört es zur Etikette, am Grabe eines angeſehenen Mannes einen oder mehrere Sklaven zu ſchlachten. Die Mündungen der Flüſſe werden von den Badſchu's bewohnt, die oft ohne feſten Wohnplatz mit ihren kleinen Fahrzeugen von Ort zu Ort dem reichern Fiſchfange nachziehen. An den ſüdlichen Flußmündungen lebt unter dem Namen der Islams ein ſchwarzgelber, kleiner, träger Mohammedaniſcher Völkerſtamm, unter dem ſich jedoch geſchickte Arbeiter in Gold, Silber

und Holz finden. Die durch das ganze indiſche Meer zerſtreuten Malaien ſind auch hier nicht ſelten. — Zu den bekannteſten Reichen dieſer Inſel gehören die Reiche Borneo, Sambas, Hermatha, Sukkadana, Landak, Banjermaſſing u. ſ. w. Vor alter Zeit mag ſich das Reich von Borneo über die ganze Inſel und einen Theil der Philippinen, namentlich Solu und Maghindano, erſtreckt haben; die Beherrſcher ſollen von chineſiſcher Abkunft geweſen ſein. — Im Jahr 1627 kamen die Portugieſen hierher, durften ſich aber erſt 1690 zu Banjermaſſing niederlaſſen, wovon ſie jedoch bald durch Verrath und Mord wieder vertrieben wurden. Die Verſuche der Engländer 1702 und 1774, hier ein Etabliſſement zu bilden, waren vergeblich. Nur den Holländern gelang es, mit dem Fürſten von Banjermaſſing einen Handelstractat zu ſchließen und 1643 ein Fort und eine Factorei bei dem Dorfe Tatas, und 1778 eine zweite zu Pontiana zwiſchen Sukkadana und Landak zu errichten. Im letzten Kriege nahmen die Engländer das Fort von Tatas, wie viele andere holländiſche Niederlaſſungen in Beſitz. Auf der Nordweſtſeite der Inſel liegt die Stadt Borneo an einem breiten, beſtändig mit Fahrzeugen bedeckten Fluſſe, 114° 44′ öſtlicher Länge von Greenwich, 4° 56′ nördlicher Breite. Sie iſt die Reſidenz des Sultans, dem die Fürſten von Mokka, Siribas, Klakka und Palo lehnspflichtig ſind. Borneo hat an 3000 theils auf Pfählen erhöhte, theils auf Flößen errichtete Häuſer, und da der Boden ſehr ſumpfig iſt, ſo findet die meiſte Communication mitteiſt kleiner Canäle Statt, welche die Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen. Die Wochenmärkte, welche gleichfalls auf dem Waſſer gehalten werden, haben deßhalb nicht einmal einen feſten Platz, und das Gewimmel der Käufer und Verkäufer in ihren kleinen Böten iſt heute hier, morgen dort. — Die Ausfuhrartikel von Borneo ſind hauptſächlich Pfeffer, Muscatnüſſe, Ebenholz, Kampfer, ſpaniſch Rohr, Bambusſtöcke, wohlriechende Harze, Benzoe und indiſche Vogelneſter.

Borromäiſche Inſeln (wegen der vielen darauf befindlichen Kaninchen auch Isole de conigli genannt), vier kleine Inſeln im Lago Maggiore, einem See in Oberitalien, der 10 Meilen lang und 1¼ Meile breit iſt, und davon der größere Theil zu Piemont und der kleinere zu dem lombardiſchen Königreiche gehört. Die Umgebungen dieſes Sees ſind äußerſt reizend, indem ſeine Ufer mit ſchönen Hügeln, vielen Ortſchaften, Landhäuſern, Weinbergen, Gärten Kaſtanienwäldchen und Alleen beſetzt ſind. Die Borromäiſchen Inſeln haben ihren Namen von der Familie Borromeo, welche ſchon ſeit Jahrhunderten im Beſitze der reichſten Ländereien in der Nähe des Lago Maggiore war. Einer aus dieſer Familie, Namens Vitaliano Borromeo, ließ 1671 auf drei nackte Felſen in dieſem See Gartenerde auffahren und Terraſſen aufmauern. So entſtanden die Inſeln, Iſola bella, Iſola madre, l'Iſolino und Iſola ſuperiore oder del Pescatori, wovon die beiden erſtern wegen ihrer reizenden Anlagen berühmt ſind. Die Iſola madre liegt mehr in der Mitte des Sees, iſt mit einer Menge Faſanen bevölkert, und gefällt mehr durch die Einfachheit als Iſola bella. Auf ſieben Terraſſen befinden ſich, außer einem zum Nutzen eingerichteten Garten, Cypreſſen, Lorbeeren, Kaſtanien und Myrthen. Ein Gärtner wohnt mit ſeiner Familie darauf. Die Iſola bella gleicht, trotz ihrer mannichfaltigen Schönheiten, in mancher Hinſicht einem Conditoraufſatze, und iſt mit zu vielem Kunſtſchnörkel überladen. Sie prangt mit einem ſchönen Schloſſe von vier Stock-

werken, das nahe am Ufer liegt, und einige Monate von dem Grafen Borromeo bewohnt wird. Durch die Grotte Terrene hängt es mit den Gärten zuſammen. Die Gärten ſind im franzöſiſchen Geſchmack und auf zehn Terraſſen, die pyramidenförmig immer ſich verkleinernd hinauflaufen, gepflanzt. Von einer zur andern führen breite, ſchöne Treppen. Das Ganze hat das Anſehen einer abgeſtumpften Pyramide, auf deren Spitze ein koloſſales Einhorn, das Wappen der Borromäer, ſteht. Pomeranzen-, Citronen- und Limonienbäume, zu ſchönen Hecken verbunden, oder zu Lauben ſich wölbend, hauchen hier ihre Wohlgerüche aus, hochſtämmige Lorbeerbäume bilden einen kleinen Hain; man ſieht Myrthen und Cypreſſen, nebſt Granatbäumen, deren Früchte hier zur Reife gelangen; denn die Berge, welche den See bekränzen, dienen den Inſeln zur Schutzmauer gegen die kalten Winde. Jedoch iſt das Klima der Iſola madre milder, als das der Iſola bella, indem auf der letztern die Pomeranzen- und Citronenbäume ꝛc. im Winter durch darüber gedeckte Breter geſchützt, auch ſogar bei ſtärkerer Kälte Kohlpfannen darunter geſetzt werden müſſen, welches auf der erſtern nicht geſchieht. Die Iſola dei Peſcatori enthält nichts Merkwürdiges. Ihre Einwohner ſind Fiſcher, welche mit Fiſchen nach Mailand und Piemont handeln.

Börſe heißt in Handelsſtädten ein anſehnliches Gebäude, wo die Kaufleute (meiſtentheils gegen Mittag und Abend) zuſammenkommen, um über alles, was Handlung und ihre Geſchäfte betrifft, Unterhandlungen zu pflegen, und Verkehr mit Wechſeln, Geld, Waaren u. dergl. anzuſtellen. Die Benennung ſoll von einer adeligen Familie, van der Beurſe, zu Brügge in Flandern herrühren, in deren Hauſe die Kaufleute ihre Verſammlungen hielten. — An mehrern Orten, z. B. zu London, Amſterdam, Antwerpen, ſind es die prächtigſten, Paläſten ähnliche Gebäude. — Börſenalte, Börſenvorſteher ſind diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer geprüften Rechtſchaffenheit und ihrer vorzüglichen Einſichten von den übrigen zu Vorſtehern erwählt werden, um die Erhaltung der Kaufmannſchaft-Privilegien und Rechte ꝛc. ſich angelegen ſein zu laſſen. — Börſenhalle in Hamburg, ein bei der hamburger Börſe für Rechnung eines unternehmenden Mannes, van Hoſtrup, in neuern Zeiten erbautes großes Gebäude, worin die hamburger Geſchäftsleute aller Art, wie auch Fremde, ſich verſammeln. Die in einem eigenen dazu beſtimmten Buche eingetragenen Neuigkeiten, welche die Kaufleute hier mittheilen, geben den Stoff zu der Zeitung: Börſenhall-Liſte, die 1811 unterdrückt wurde, jetzt aber wieder erſcheint.

Boryſthenes (der heutige Dneper), einer der größten Flüſſe in Europa, deſſen Urſprung man zu Pomponius Mela Zeiten noch nicht kannte. Ptolemäus ſetzt ihn auf den Berg Budinas. Nachher nannte man den Boryſthenes Danapris, woraus der heutige Name entſtanden iſt.

Boscan Almogaver (Juan), ein berühmter ſpaniſcher Dichter, wurde gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu Barcelona geboren und ſtarb 1540 oder bald darauf. Seine Ältern, die zu dem älteſten Adel gehörten, gaben ihm eine ſorgfältige Erziehung. Er begleitete eine Zeit lang den Hof Carls V. und hielt ſich unter andern 1526 an demſelben zu Granada auf. Da er mit den Vorzügen des Körpers zugleich ausgezeichnete Geiſtestalente verband, konnten die Waffen ihn nicht der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften entziehen. Seine edeln Sitten und ſein liebenswürdiger Charakter erwar-

ben ihm die Kunſt der Kaiſers. Ihm ward die Erziehung des Herzogs Alba übertragen, der nach Garcilaſo ſeinem Unterrichte die großen Eigenſchaften verdankte, die er in der Folge entwickelte. Boscan verheirathete ſich mit Donna Anna Giron de Rebolleda, einer vornehmen Dame, mit der er mehrere Kinder zeugte. Seitdem lebte er in anſtändiger Umgebung zu Barcelona und beſuchte nur von Zeit zu Zeit den Hof. Er war damit beſchäftigt, ſeine Werke zu ſammeln und mit den Werken ſeines vor ihm verſtorbenen Freundes Garcilaſo herauszugeben, als auch ihn der Tod ereilte. Durch die Bekanntſchaft mit Antonio Navagero, einem italieniſchen Gelehrten, der als Geſandter der Republik Venedig bei dem Kaiſer war, ward Boscan veranlaßt, verſchiedene italieniſche Versmaße im Spaniſchen zu verſuchen. So ward er der Schöpfer des ſpaniſchen Sonetts, und bediente ſich mit Garcilaſo zuerſt zum Behuf poetiſcher Epiſteln, Elegien ꝛc. der Terzine. Überhaupt führte er zuerſt die italieniſchen Formen im Spaniſchen ein, und machte durch dieſe Neuerung, die eben ſo viel Tadel als Beifall unter ſeinen Zeitgenoſſen fand, Epoche. Boscans Gedichte ſind noch in gerechtem Anſehen, dagegen ſind ſeine übrigen literariſchen Arbeiten, meiſt Überſetzungen, vergeſſen.

Böſchung oder Abdachung, die Schräge, die einem Walle oder einer Ufermauer gegeben wird, um ſie deſto feſter zu machen.

Böſe (in der Sittenlehre). Der Begriff des Böſen, ſo wie der des Guten, hat immer eine Beziehung auf empfindende und denkende Weſen, das heißt mit andern Worten, auf Perſonen und nicht auf Sachen. Von todten Maſſen ſagt man nicht, daß ſie gut oder böſe ſind, weil nur in Hinſicht auf gewiſſe Zwecke etwas gut oder böſe ſein kann. Im allgemeinſten Verſtande heißt mithin dasjenige böſe, was die Zwecke denkender Weſen, oder der Menſchen, zerſtört. Aber dieſes Zerſtören muß einen Willen vorausſetzen, das heißt, es muß ſelbſt von denkenden Weſen herrühren. Das Böſe iſt entweder in jeder, oder nur in gewiſſer Hinſicht böſe, je nachdem es ohne Ausnahme die Zwecke zerſtört, oder nur theilweiſe. Und da der Zweck theils ein weſentlicher, theils ein zufälliger oder willkürlicher ſein kann, ſo iſt das Böſe entweder ein weſentliches oder zufälliges. Das weſentliche Böſe iſt in aller Hinſicht böſe, das zufällige aber nur unter gewiſſen Bedingungen.

Bosnien, $32\frac{1}{2}°$ bis $36\frac{1}{2}°$ öſtl. Länge, 43 bis 45° nördl. Breite, eine türkiſche Provinz in Europa, mit dem Titel eines Königreichs, das außer dem alten Bosnien einen Theil von Croatien (Sandſchakſchaft Bielogrod) zwiſchen den Flüſſen Rana und Verbas, ein Stück von Dalmatien und Herzegowina umfaßt, und das nördlich an Slavonien, weſtlich an Croatien, ſüdlich an Dalmatien und das adriatiſche Meer, und öſtlich an Servien grenzt. Der Flächeninhalt beſteht aus 730 Q. Meilen mit 850,000 Einwohnern, welche meiſtens ſlaviſchen Urſprungs, Bosniaken und Morlaken, ſind, unter denen ſich aber auch 50,000 Mann türkiſcher Miliz befinden. Die Eingebornen beſtehen aus zwei Drittheilen Chriſten, meiſt griechiſcher Confeſſion, und einem Drittheil Türken, Juden und Zigeunern. Das Land iſt gegen Norden eben, im Süden aber bergig und mit Wald bewachſen. Die Hauptgewäſſer ſind die Save (Sau=Strom), der Verbas, die Bosna, Rama und Drina. Bosnien hat guten Acker=, Obſt= und Weinbau, die Viehzucht iſt ausgezeichnet, und die Gebirge liefern gutes Eiſen, von welchem ein großer Theil im Lande zu Gewehren und Klingen verarbeitet wird. Die übrigen Induſtrie=Pro=

ducte ſind blos Leder, Saffian und grobe Wollenzeuge. Im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte gehörte Bosnien zu Ungarn. 1339 kam es an den ſerviſchen König Stephan, nach ſeinem Tode blieb es ein ſelbſtſtändiges Reich, und der Ban Twartko nahm 1370 den Königstitel an. 1401 ward es dem Türken zinsbar und ſeit 1463 iſt es eine türkiſche Provinz. Es wird in den ſüdlichen und nördlichen Theil, oder Ober- und Nieder-Bosnien eingetheilt. Jenes wird bisweilen Herzegowina oder das Herzogthum Saba genannt, weil Kaiſer Friedrich III. 1440 dem damaligen Fürſten dieſes Landestheils den Herzogstitel beilegte. Die Hauptorte und Reſidenzplätze der türkiſchen Militär-Commandanten ſind: Trawnik, die Reſidenz des Paſcha von Bosnien, Varatſch, Jwansku, Solina, Jaytza und die Hauptſtadt des Landes Bosna Serai oder Sarajewo, italieniſch Seraglio, am Zuſammenfluß der Milliazza mit dem Bosnaſtrome, mit 15,000 meiſt elenden Häuſern und ungefähr 60,000 Einwohnern, die Garniſon von 10,000 Janitſcharen mitgerechnet. Die plump befeſtigte Citadelle liegt in einer Entfernung von der offenen Stadt. Die Einkünfte von Sarajewo bezieht jedesmal die Mutter des regierenden Großherrn.

Bosporus. Dieſer Name wurde zuerſt der Meerenge beigelegt, welche aus dem ſchwarzen Meere in den Propontis (Mare di Marmora) führte, entweder weil die in eine Kuh verwandelte Jo hier überſetzte, oder weil die Meerenge ſo ſchmal iſt, daß bequem ein Ochſe hindurchſchwimmen kann. Nachher, als man andere Meerengen auch mit dieſem Namen belegte, unterſchied man jene durch den Beiſatz Bosporus Thracicus. In der Mitte dieſes Canals war die Stelle, wo Darius eine Schiffbrücke ſchlug, als er gegen die Scythen ziehen wollte. Hier iſt er nur fünf Stadien breit. — Bosporus Cimmericus hieß bei den Alten die Meerenge, welche aus dem ſchwarzen Meere in den Palus Mäotis führt. Jetzt heißt dieſe Straße Bocca di S. Giovanni oder Eſtretto di Caffa, Namen, welche die ehemals hier handelnden Italiener ihr beilegten. — Außerdem aber führte im Alterthume auch ein Reich den Namen Bosporus, von der Meerenge, auf deren beiden Seiten es lag. In Panticapäum (jetzt Giertſch), einer mileſiſchen Colonie auf der tauriſchen Halbinſel, errichteten dieſes Reich 479 vor Chr. die Archäanaktiden, und regierten bis 437. Spartakus war der erſte König. Unter ſeinem Nachfolger Satyrus ward das Reich auf der Küſte von Aſien ausgedehnt, und ſein Sohn Leukon brachte 300 Theodoſia dazu, half der Handlung auf, und erwarb ſeinem Stamme den Beinamen der Leukoniden. Spartakus III., des Vorigen Sohn, ſcheint mit ſeinen Brüdern das Reich getheilt, und dem Satyrus den aſiatiſchen Theil überlaſſen zu haben. Leukanor (290) ward den Scythen zinsbar; und dieſer Tribut wurde in der Folge ſo drückend, daß Pariſades, der letzte der Leukoniden, es vorzog, ſich dem Könige von Pontus, Mithridates, zu unterwerfen, der auch die Scythen unter Scilurus (116) bezwang, und ſeinem Sohn zum Könige von Bosporus einſetzte. Dieſer brachte ſich ſelbſt um; und da ihm Mithridates im Tode folgte, ſo gaben die Römer das Land (64) ſeinem zweiten Sohne, der ſpäter ermordet wurde. Die Römer beſetzten hierauf den Thron mit verſchiedenen Fürſten, die ſich für Nachkommen des Mithridates ausgaben. Als dieſer Stamm 259 ganz ausgeſtorben war, bemächtigten ſich die Sarmaten des Reichs, denen es 344 die Cherſoniden ganz entriſſen.

Boſſe oder Rondeboſſe nennt man, im Gegenſatze der auf einem Relief vorgeſtellten Figuren, die völlig freie Ausführung der-

ſelben: Modelle von Statuen von Gyps oder gebrannter Erde, oder Statuen in Erz und Stein. — Boſſiren (gemeiniglich, aber unrichtig puſſiren), bilden; aus Gyps, Thon oder Wachs erhobene Arbeit machen. — Ein Wachsboſſirer, der in Wachs bildet.

Boſſuet (Jacques Benigne), Biſchof von Meaux, war zu Dijon den 27. September 1627 geboren. Seine Familie ſtand in großem Anſehen vor den Schranken. Er war ſechs Jahre alt, als ſein Vater ſich in Metz niederließ, um als Rath in das dort errichtete Parlament zu treten, und blieb mit ſeinem Bruder zu Dijon in dem Jeſuitencollegium. Zufällig kam dem Knaben eine lateiniſche Bibel in die Hände, deren Lectüre einen tiefen und unauslöſchlichen Eindruck auf ihn machte. Funfzehn Jahre alt, ward er von ſeinen Ältern nach Paris geſchickt, wo er das Collegium von Navarra beſuchte, deſſen Großmeiſter Nicolas Cornet ihn bald ſo lieb gewann, daß er ein Vergnügen darin fand, mit jenem ernſten Wohlwollen, welches der Jugend hochachtungsvolle Liebe einzuflößen geſchickt iſt, den Geiſt des Jünglings zu bilden. Boſſuet ſtudirte unter der Anleitung dieſes würdigen Lehres mit raſtloſem Eifer Griechiſch und die heilige Schrift, verband aber damit zugleich die Lectüre der Meiſterwerke des Alterthums und das Studium der Carteſianiſchen Philoſophie. In ſeinem ſechzehnten Jahre legte er bereits die glänzendſten Proben ſeiner Beredſamkeit ab. Er ward im Jahr 1652 Doctor der Sorbonne, und begab ſich nach Metz, wo er zum Kanonikus ernannt worden war. Hier erbaute er durch Wort und Beiſpiel, bekam von dem Biſchof den Auftrag, den Katechismus des proteſtantiſchen Predigers Paul Ferri zu widerlegen, und vollzog dieſen Auftrag auf eine Weiſe, daß auch ſeine Gegner ihn hochachten mußten. Die Königin Mutter (Anna von Öſterreich) wurde dadurch veranlaßt, ihm die Bekehrung der Proteſtanten in dem Sprengel von Metz aufzutragen. Dieſe Angelegenheiten riefen ihn oft nach Paris, wo er durch ſeine Predigten den allgemeinen Wunſch erweckte, daß er ſich hier niederlaſſen möchte; er dagegen ſchien den Aufenthalt in Metz vorzuziehen. Im Jahr 1661 aber berief ihn jene Fürſtin nach Paris und ernannte ihn zum Hofprediger. Boſſuets 1668 gehaltene Einweihungsrede des Marſchalls Turenne, der zur katholiſchen Kirche übertrat, erwarb ihm das Bisthum von Condom. 1670 übertrug ihm der König die Erziehung des Dauphins, worauf er 1671 ſein biſchöfliches Amt niederlegte, weil er es für pflichtwidrig hielt, daſſelbe bei ſeiner beſtändigen Abweſenheit von ſeiner Gemeinde beizubehalten. Um dieſe Zeit hielt er die Leichenrede auf Madame, die Herzogin von Orleans, eine Prinzeſſin, die plötzlich an einem glänzenden Hofe, deſſen Zierde ſie war, in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb. Es herrſcht in derſelben, wie in allen ſeinen Leichenreden, ein erhabener Schwung der Beredſamkeit. Die letzte Rede der Art, die er am Sarge des großen Condé gehalten hat, wird für ein Meiſterſtück in dieſer Gattung des Styls angeſehen. Die männliche Kraft ſeiner Reden wußte er in den zum Unterrichte ſeines königlichen Zöglings beſtimmten Discours sur l'histoire universelle glücklich überzutragen. Die Sorgfalt, die er auf die Erziehung dieſes Prinzen wandte, wurde 1680 durch das Amt des erſten Almoſeniers der Dauphine, und 1681 durch das Bisthum von Meaux belohnt; 1697 erhielt er die Würde eines Staatsraths, und ein Jahr darauf die des erſten Almoſeniers der Herzogin von Bourgogne. Seine Sitten und ſein Glaube waren gleich ſtrenge. Alle ſeine Zeit war unter ſeine Studien und die Ausübung ſeiner Amtspflichten getheilt;

nur ſelten und auf wenige Augenblicke erlaubte er ſich Erholungen. Die letztern Jahre ſeines Lebens brachte er unter ſeiner Gemeinde zu, in deren Schooße er 1704 ſtarb. Seine Werke ſind vielfältig gedruckt worden. Die gelehrten Benedictiner von der Congregation St. Meaux haben in neuern Zeiten eine vollſtändige Ausgabe aller Boſſuetſchen Werke veranſtaltet. Boſſuets Styl iſt voll Energie, aber nicht ohne Flecken. Sein lateiniſcher Ausdruck iſt hart. Die franzöſiſche Akademie zählte ihn unter ihre berühmteſten Mitglieder.

Boſtanſchi, Gartenwärter, heißt die Wache in dem Serail des Sultans, deren Vorſteher Boſtanſchi Baſchi heißt, und die Aufſicht über das Äußere, wie auch über die Gärten des Serails, den Canal und die kaiſerlichen Luſtſchlöſſer hat. Er begleitet den Sultan auf allen ſeinen Spazierfahrten, und hat auch das Vorrecht, einen Bart zu tragen. Übrigens ſind die Boſtanſchi zugleich die Ruderknechte und — die geheimen Scharfrichter des Sultans.

Boſtellen ſind in Schweden ſolche Güter (Hemman), die den Soldaten oder Offizieren und Beamten zu Wohnungen angewieſen ſind. Jede Boſtelle muß eine Stube, einen Stall und eine Tenne haben, auch wo möglich mit Feld und Wieſenwachs verbunden ſein. Der Soldat iſt dagegen verpflichtet, um ein billiges Tagelohn ſeinem Wirthe in ſeinem Ackerbau und andern ländlichen Beſchäftigungen hülfreiche Hand zu leiſten. Die Boſtellen der Offiziere genießen alle Vorrechte, die auf den Edelhöfen haften.

Boſton, die Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Freiſtaats Maſſachuſets, 307° 2′ 45″ Länge, 42° 25′ nördlicher Breite, an der Boſtonbay, auf einer Halbinſel vor der Mündung des Charlesſtroms, eine der größten und ſchönſten Seeſtädte in den vereinigten Staaten, mit 33,000 Einwohnern, umfaßt eigentlich drei Städte, nämlich Nord- und Süd-Ende, und Weſt- oder Neu-Boſton. Zwei hölzerne Brücken vereinigen dieſe Städte mit den jenſeits des Stromes gelegenen kleinen Orten Cambridge und Charleſton. Weſt-Boſton, wo die reichen Kaufleute ihre Wohnhäuſer haben, iſt ſchön und regelmäßig gebaut. Der Hafen faßt über 500 große Schiffe, aber die Einfahrt iſt ungemein enge. Die Schiffswerfte, Landungsplätze und Quais ſind bequem, groß und in vortrefflichem Stande. Die Straßen ſind äußerſt reinlich, gepflaſtert und durchgängig mit Trottoirs von gehauenen Steinen verſehen. Boſton hat neunzehn Kirchen und Bethäuſer für die verſchiedenen chriſtlichen Secten. Unter mehreren ſchönen öffentlichen Gebäuden verdient das prächtige Staatenhaus bemerkt zu werden. Es finden ſich hier ferner zwei Theater, ein Concertſaal und viele andere angenehme und nützliche Anſtalten. Die Fabrikartikel, welche in Boſton erzeugt und von dort in Menge ausgeführt werden, ſind Segeltuch und Tauwerk von vorzüglicher Güte, raffinirter Zucker, Rum, Woll- und Baumwollenkrempeln, Pottaſche, Papiertapeten, Hüte, Tafelglas u. ſ. w. Boſton ward von Charleſton aus im Jahr 1631 angelegt, und hieß anfangs Schaumut. Die Anſiedler ſelbſt nannten es Dreiberg, von den drei Hügeln, auf denen es erbaut iſt. Späterhin erſt ward es Boſton genannt. Im J. 1727 litt der Ort viel durch ein Erdbeben. Hier brach 1774 zuerſt die amerikaniſche Revolution aus. — Governors-Eiland, eine kleine zu Boſton gehörige Inſel, iſt der Geburtsort des berühmten Benjamin Franklin, dem der Staat von Maſſachuſets ein prächtiges Denkmahl auf dem nach ihm benannten Franklinsplatze zu Boſton errichtet hat.

Botanik. Die Kenntniß der Gewächſe iſt ganz dazu geeignet, den gebildeten Geiſt aufs angenehmſte zu beſchäftigen, alle ſeine Kräfte gleichmäßig in Thätigkeit zu ſetzen, und indem die Sinne ergötzt werden, dem Gemüthe die ruhigſte und nützlichſte Richtung zum Schönen und Wahren zu geben. Es hat aber dieſe Kenntniß in unſern Tagen eben ſo ſehr an äußerm Umfange als an innerm Werthe gewonnen. Das Gebiet dieſer Kenntniß beſchränkt ſich nicht mehr, wie vor einem Jahrhunderte, auf Gartenpflanzen und ſolche wildwachſende, die ſich durch auffallende Blumen auszeichnen. Auch die niedern Bürger des Gewächsreichs hat man angefangen zu unterſuchen. Achthundert Farrenkräuter, eben ſo viel Mooſe, tauſend Flechten, noch mehr Schwämme und Bauchpilze ſind unterſucht und beſtimmt; täglich vermehrt ſich die Zahl derſelben, und doch ſind wir noch weit entfernt von erſchöpfender Kenntniß nur der in Deutſchland vorkommenden Arten dieſer niedern Gewächſe. Ja auch von vollkommnern Pflanzen entdeckt der aufmerkſame Forſcher ſelbſt in der beſuchteſten und ſeit einem Jahrhunderte von Botanikern gekannten Gegend alle Jahre neue Arten. Daſſelbe gilt noch weit mehr von den übrigen Reichen Europens. Wie viele unbeſtimmte Pflanzen enthalten Frankreich, Italien, Spanien und Großbritannien! Wie wenig durchſucht ſind noch Sicilien, Sardinien, Irland, die europäiſche Türkei! Von Aſien kennen wir nur Sibirien, die Küſtenländer Indiens und Arabiens, und die molukkiſchen Inſeln zum Theil; faſt ganz unbekannt iſt uns Perſien, Tibet, China, die Mongolei und das hohe Indoſtan; ganz unbekannt Japan, die Philippinen, Carolinen, das große Borneo, Celebes und Sumatra. Von dem unermeßlichen Afrika, was kennen wir weiter als die nördlichen Küſten, einen Theil von Ägypten und die ſüdliche Spitze! Dieſer bekannte Theil von Afrika verhält ſich zum unbekannten, nach **Zimmermanns** Berechnung, wie 1 zu 5; und gewiß iſt der letztere wegen der vielen und hohen Gebirge, aus denen eine Menge der größten Ströme entſpringen, und wegen des Reichthums an Thieren nicht ärmer an Gewächſen als der bekannte. Von Amerika ſind nur erſt die nordöſtlichen Küſtenländer, und neuerlich Peru und Mexiko von **Humboldt**, **Ruiz**, **Pavon** und **Bonpland** durchſucht. Ganz Braſilien, Paraguay, Chili, ſo wie Californien, ſind unbekannt. Die Inſeln kennen wir etwas beſſer, und erſtaunen mit Recht über die Üppigkeit der Vegetation, wenn wir erfahren, daß allein dreihundert Farrenkräuter und eben ſo viel Mooſe von **Plumier** und **Schwartz** auf Jamaica und den Antillen gefunden worden. Was wiſſen wir von den unzähligen Ländern und Eilanden des großen Oceans und ihren Erzeugniſſen anders, als was die **Forſter**, **Labillardiere**, **Browne** und wenige Andere bei einem kaum monatlichen Aufenthalte entdeckten! Nach dieſen Angaben wird es nicht zu gewagt ſein, anzunehmen, daß wir kaum den dritten Theil der Gewächſe kennen, und daß, wenn die Zahl der bekannten ſich jetzt nahe an dreißig tauſend beläuft, die Zahl der ſämmtlichen Gewächſe leicht neunzig tauſend betragen könne. Welch ein Reichthum! Welch ein Umfang einer Kenntniß, die dieſen Reichthum erforſchen, die Arten und Gattungen beſtimmen ſoll! Nicht blos an Umfang, ſondern auch an innerm Werthe gewinnt die Kenntniß der Gewächſe mit jedem Tage. Wir lernen immer mehr einſehen, daß die wiſſenſchaftliche Bearbeitung dieſer Kenntniß ihren wahren Werth bezeichnet. Mehr ſieht man dies in Deutſchland und Großbritannien als in Frankreich ein, wo, mit Ausnahme einiger würdigen Botaniker, die meiſten dieſe Kenntniß ſo ſpielend und ſeicht

behandeln, als ob ſie nur zur Ergötzung der Sinne beſtimmt wäre. Wir aber können die Kenntniß der Gewächſe von zwei Seiten betrachten: erſtlich von der hiſtoriſchen, in ſo fern wir die äußern Merkmahle der Gewächſe unterſuchen, und von der philoſophiſchen, wo wir den Bau und die Verrichtungen der Pflanzen erforſchen. Mit Unrecht hat man ſonſt den erſtern Theil ausſchließlich Botanik genannt, da man den zweiten Phyſik der Gewächſe nannte. Beide gehören zuſammen, erläutern ſich einer den andern, und bilden eine Wiſſenſchaft, die um ſo anziehender iſt, je mehr ſie in das tägliche Leben eingreift. Schon die hiſtoriſche Kenntniß der äußern Merkmahle findet nützliche Anwendung im Leben, da die Unterſuchung der ſchädlichen und brauchbaren Arten jedermann intereſſirt, wenn auch die Gewerke, welche ſich ausſchließlich mit dem Gewächsreiche beſchäftigen, der feinern Unterſcheidung der Arten entbehren könnten. Aber wenn wir die Phyſik der Gewächſe mit zur Botanik rechnen, wer möchte nur einen Augenblick an dem großen Nutzen und an dem Intereſſe zweifeln, den dieſe Kenntniß für den Landwirth und für den Gärtner hat? Auch dem denkenden Arzte und dem Philoſophen iſt eine Kenntniß wichtig, welche die Ähnlichkeit und Verſchiedenheit des Baues der Gewächſe und der Thiere aus einander ſetzt und erörtert. Die hiſtoriſche Kenntniß der Gewächſe oder die gewöhnlich ſogenannte Botanik hat ihre Schwierigkeiten, die, wenn ſie beim Unterricht nicht erleichtert werden, den Anfänger abſchrecken können. Dahin gehört vorzüglich die Kunſtſprache oder die genaue Kenntniß der Ausdrücke und Worte, welche für einzelne Theile und Eigenſchaften der Pflanzen gebraucht werden. Je umſtändlicher und weitläuftiger der mündliche oder ſchriftliche Unterricht dieſe Kunſtſprache vorträgt, deſto abſchreckender wird ſie. Der Unterricht kann ſehr gründlich ſein, obgleich man die Kunſtſprache ungemein vereinfacht und abkürzt. Sie ſetzt hinlängliche Kenntniß der lateiniſchen Sprache voraus; denn in keiner andern ſind die Ausdrücke ſo beſtimmt, in keiner andern ſind ſie ſo allgemein angenommen und verſtändlich. Wenn man bei jeder Eigenſchaft den herkömmlichen Ausdruck bemerkt und durch Anſchauung erläutert, ſo prägt ſich derſelbe dem Gedächtniſſe dergeſtalt ein, daß man nicht nöthig hat, bei jedem Theile der Pflanze dieſelbe Eigenſchaft wieder mit demſelben Ausdrucke zu bezeichnen, wie es z. B. Röhling im erſten Theile ſeiner Flor Deutſchlands gethan und dadurch die Kunſtſprache zu weitläuftig gemacht hat. Wenn ich weiß, was filiformis iſt, und wie es ſich von linearis und subulatus unterſcheidet; ſo brauche ich dieſe Ausdrücke nicht beim Blatt und Blüthenſtiel, beim Piſtill und bei den Staubfäden zu wiederholen. In ſieben bis acht Stunden läßt ſich die ganze botaniſche Kunſtſprache ſo vortragen und erlernen, daß nachher nur beſtändige Anwendungen derſelben erfoderlich ſind, um ſie ſich für immer einzuprägen. Je genauer man die Kunſtſprache inne hat, deſto ſtrenger wird man in der Auswahl der Worte und der Beſchreibungen ſein, deſto ſicherer iſt man, allgemein verſtanden zu werden. Große Botaniker zeichnen ſich allemal durch Präciſion des Ausdrucks, durch ſtrenge Befolgung der Geſetze der Kunſtſprache, und durch Vermeidung aller überflüſſigen, nicht gebräuchlichen Worte aus. Das Gegentheil findet ſich in den Schriften der meiſten franzöſiſchen Botaniker, an denen ſich die Vernachläſſigung der Kunſtſprache auffallend rächt. In Linné's Philosophia botanica, von Sprengel herausgegeben, findet man die Grundſätze der Kunſtſprache und der botaniſchen Kritik vollſtändig entwickelt. Der zweite Gegenſtand der hiſtoriſchen Botanik iſt die Kenntniß des Syſtems

oder der Anordnung der Pflanzen nach einem beſtimmten Princip. Die zahlloſe Verſchiedenheit der Formen des Gewächsreichs läßt ſich unmöglich faſſen, wenn wir ſie nicht in Gruppen ordnen, die ähnlichen ſammeln und die unähnlichen ſondern. Zu dieſem Ende wird vor allen Dingen gründliche Kenntniß deſſen, was Gattung, Art und Spielart iſt, erfodert. Man kann nicht leicht genau genug in der Beſtimmung dieſer Begriffe ſein, da täglich Spielarten mit Arten verwechſelt werden. Nur was in der Fortpflanzung durch Samen bei Veränderung des Bodens und des Klima's ſich unabänderlich erhält, nur eine ſolche Eigenſchaft beſtimmt den Begriff der Art. Daher ſind der Farbenprunk der Gartenblumen, der Geruch derſelben, der Geſchmack der Früchte, die Größe der Gewächſe und ihr ganzes äußeres Anſehen von den Merkmahlen der Art auszuſchließen. Denn theils ſind dieſe Dinge veränderlich, und bleiben bei der Fortpflanzung durch Samen nicht dieſelben, theils laſſen ſie ſich durch Worte nicht einmal deutlich ausdrücken. Der Forſtmann und der Gärtner, die nicht wiſſenſchaftlich gebildet ſind, kennen die Gewächſe, mit denen ſie umgehen, genau, aber noch ſinnlichen Eindrücken, die für ſie allein Klarheit haben. Der wiſſenſchaftliche Botaniker dagegen beſchreibt mit wenig Worten die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten einer Pflanze dergeſtalt, daß, wer nur die Kunſtſprache verſteht, ſie ſich im Geiſte vorſtellen, und obgleich er ſie zum erſtenmale ſieht, ſie doch ſogleich beſtimmen kann. Die Syſteme der Botanik ſind theils nothwendig, theils willkürlich. Es giebt eine nothwendige Anordnung, welches die iſt, welche die Natur anerkennt und wonach ſie verfährt. So ſehen wir, daß Gräſer, Palmen, Farrenkräuter, Doldenpflanzen, ſchoten- und hülſentragende, eigene Gruppen ausmachen, die nothwendig ſind, weil die Natur ſie gebildet hat. Ein ſolches Naturſyſtem iſt das wahre Ideal der Botanik; dies aufzuſtellen, iſt der höchſte Zweck der größten Botaniker aller Zeiten geweſen. Aber es fehlt bis jetzt nicht allein an einem leitenden Princip bei dieſer Anordnung, ſondern wir müſſen auch deßwegen darauf Verzicht leiſten, weil wir erſt, wie oben bemerkt wurde, den dritten Theil der ſämmtlichen Gewächſe des Erdbodens kennen (die unendliche Menge der Meergewächſe ungerechnet) und da wir das Ganze nicht überſchauen, und die Lücken nicht wahrnehmen können, die bei unſerer Anordnung bleiben müſſen. Auf welche Weiſe alſo und von welchem oberſten Grundſatze geleitet, wir hier die natürliche Anordnung vorzunehmen haben, iſt die große Aufgabe, die noch nicht gelöſ't iſt. Vorgeſchlagen hat Juſſieu dazu den verhältnißmäßigen Stand der Staubfäden gegen das Piſtill; allein dieſer Stand iſt veränderlicher und weniger natürlich, als man glaubt. Beſſer iſt, unſer Unvermögen, die Gruppen nach einem oberſten Grundſatze anzuordnen, ohne Bedenken zu geſtehen, als willkürlich ein Princip aufzuſtellen, welches die Natur nicht anerkennt. Zur Zeit haben wir bloße Bruchſtücke des Naturſyſtems, und müſſen daher nothwendig dem künſtlichen Syſteme den Vorzug geben. Die Foderung der Vernunft, Einheit in die Mannichfaltigkeiten zu bringen, iſt unerlaßlich. Befriedigt wird dieſe Foderung am ſicherſten, wenn wir einen und denſelben Grundſatz aufſtellen, der durch alle Theile des Syſtems durchgreift und alle mit einander verbindet. Ob dabei die Anordnung immer natürlich iſt, kann uns weniger wichtig ſein, als daß wir mit einem Blicke alles überſchauen und den Unterricht erleichtern. Dieſem Bedürfniſſe hat niemand beſſer abgeholfen, als Linné, der als oberſten Grundſatz ſeines künſtlichen Syſtems die Verhältniſſe der

Befruchtungstheile aufſtellt. Daß dieſe Theile die wichtigſten ſind, wird niemand in Abrede ſtellen, der bedenkt, daß der Zweck der Vegetation durch ſie erreicht wird. Freilich ſind ſie nicht zu jeder Zeit, ſondern nur im vollkommnen Zuſtande der Pflanze entwickelt; freilich ſind ſie oft ſehr klein, und müſſen mit bewaffneten Augen aufgeſucht werden; allein die Natur hat in die Verhältniſſe dieſer Theile eine ſo große Beſtändigkeit gelegt, daß man darüber erſtaunen muß. Nicht die Zahl der Staubfäden iſt es allein, welche die Grundlage des Linnéiſchen Syſtems ausmacht; denn dieſe für ſich betrachtet, iſt den Veränderungen unterworfen. Daher auch Georg Adam Suckow, Stafn und Rebentiſch nicht wohlthaten, daß ſie die bloße Zahl als Norm aufſtellten. Die ſämmtlichen Verhältniſſe der Staubfäden gegen ſich und gegen die weiblichen Theile ſind es, die Linné als oberſten Grundſatz annahm und auf die folgerechteſte Art durchführte. Ihre Trennung von den weiblichen Theilen oder ihre Verwachſung mit denſelben, die Verwachſung der Staubfäden oder der Antheren, die verſchiedene Länge der erſtern, ihr Stand auf dem Fruchtboden oder auf dem Kelche, und endlich die Zahl; das ſind die Verhältniſſe, die als leitendes Princip dienen. Man kann gegen den Werth und die Anwendbarkeit des Linnéiſchen Syſtems mancherlei Einwürfe machen, ohne daß ſeine Unentbehrlichkeit und Nützlichkeit dadurch widerlegt werden. Es iſt ein künſtliches und begnügt ſich, als ſolches, mit der Annahme weniger aber weſentlicher Theile, unbekümmert, ob die Natur in allen übrigen die Übereinſtimmung der weſentlichen Theile ausdrücke. Darum ſtehen Obſtbäume und niedrige, unſcheinbare Kräuter (Prunus, Pyrus und Aizoon) neben einander; darum ſind ſehr verwandte Pflanzen, die Gräſer, in vier Claſſen zerſtreut (in der dritten, ſechsten, ein und drei und zwanzigſten). Dieſe Mängel theilt jedes künſtliche Syſtem mit dem Linnéiſchen. Deſſen ungeachtet bleibt es unentbehrlich und äußerſt nützlich zum Unterrichte, da ſeine Richtigkeit und Conſequenz es ungemein empfehlen, und da es, außer einigen franzöſiſchen Botanikern, allgemein angenommen iſt. Man muß Verzicht darauf leiſten, ein beſſeres erfinden zu wollen, das, wenn es auch erfunden würde, doch nicht allgemein angenommen und durch die wichtigſten Werke in der Wiſſenſchaft ſo ſanctionirt wäre, als das Linnéiſche. Außer der Kenntniß der Kunſtſprache und des Syſtems muß man das Studium der Botanik mit Unterſuchung der Natur ſelbſt beginnen. Wanderungen im Freien und Anlegung einer Sammlung getrockneter Pflanzen ſind die Haupterfoderniſſe, um Fortſchritte zu machen. Eine ſolche Sammlung kommt dem Gedächtniſſe zu Hülfe, ſichert die Unterſuchungen durch Vergleichung, und vergegenwärtigt zu allen Zeiten die Natur. Sie iſt weder mühſam noch koſtbar anzulegen. Man merke ſich dabei folgende Regeln: die Pflanzen müſſen, ſo viel als möglich, vollſtändig mit allen ihren Theilen abgeſchnitten werden. Blüthen, Früchte und Wurzelblätter gehören nothwendig dazu. Man nehme ſie trocken, nicht feucht von Thau und Regen, ab. Man bringe ſie entweder in einer Blechbüchſe oder in einer Mappe mit Löſchpapier nach Hauſe, lege ſie alsdann zwiſchen Löſchpapier, mit Bretern und Steinen beſchwert, an einen luftigen, trocknen Ort, oder lege ſie in Folianten, die man enge zuſammen in den Bücherſchrank ſtellt. Sind ſie ſehr ſaftig, ſo brühe man ſie erſt ein Paar Minuten in kochendem Waſſer, oder platte ſie mit einem heißen Bügeleiſen zwiſchen Löſchpapier. Sind ſie völlig trocken, ſo ordne man ſie, lege ſie in Bogen Schreibpapier und ſchreibe die ſyſtematiſchen

Namen nebſt dem Fundorte darauf. Eine ſolche Sammlung, vor Motten und Käfern durch öfteres Durchſehen bewahrt, erhält ſich mehrere Menſchenalter hindurch; ja, man hat Pflanzenſammlungen, die zwei Jahrhunderte alt und noch zu gebrauchen ſind. Sind die Pflanzen genau und richtig beſtimmt, ſind ſie ſelten und in bedeutender Zahl, ſo hat eine ſolche Sammlung einen hohen Werth, und der Botaniker kann ihrer ſo wenig entbehren, als der Geiſtliche der Bibel, der Arzt der Apotheke und der Richter des Geſetzbuches. Die eigenen Unterſuchungen der Pflanzen fodern beſondere Hülfsmittel, unter denen der literariſche Apparat obenan ſteht. Kein Fach menſchlicher Kenntniß fodert einen größern und koſtbarern Vorrath von Büchern, als die Botanik. Denn zur ſichern Beſtimmung der Pflanzen wird erfodert, daß man ihre Beſchreibung und Abbildung in zum Theil ſeltenen und theuren Werken vergleiche. Der Botaniker von Profeſſion kann derſelben ſo wenig entbehren, daß er, um eine vollſtändige Bibliothek ſeines Faches ſich anzuſchaffen, ein Capital von faſt 12,000 Thalern anwenden muß. Jacquins unentbehrliche Werke koſten allein über 1000 Thaler. Wer nicht ſo viel daran wenden kann, oder wer blos Liebhaber iſt, begnügt ſich mit einer guten Flor ſeiner Gegend, mit Röhlings Flor Deutſchlands, mit Kochs Handbuch, mit Persoon Synopsis. Will man etwas vollſtändiger ſich belehren, ſo würde Willdenows Ausgabe der Species plantarum, und unter den Kupferwerken Sturms deutſche Flor und Schkuhrs Handbuch hinreichen. Eine faßliche Überſicht der ganzen Wiſſenſchaft, auch der unvollkommenen Gewächſe, gewährt Sprengels Anleitung zur Kenntniß der Pflanzen. Aus dieſen Werken und bei dieſer Unterſuchung wird man einſehen lernen, daß die botaniſche Kenntniß unmöglich blos in der Fertigkeit beſtehe, eine Menge Pflanzen mit ihren ſyſtematiſchen Namen zu benennen, und ihren Platz im Syſteme zu beſtimmen. Es gehört mehr dazu. Genaue und kritiſche Unterſcheidung der Arten, Kenntniß der Charaktere, der Gattungen und Arten, Fertigkeit in der Beſtimmung derſelben, das ſind die Erfoderniſſe, welche der echte Botaniker zu befriedigen ſucht, wenn er blos den hiſtoriſchen Theil der Wiſſenſchaft bearbeitet. Gedächtniß und Urtheilskraft werden auf gleiche Weiſe in Anſpruch genommen, und die Übung dieſer Geiſteskräfte iſt einer der größten Vortheile, die dieſes Studium gewährt. Aber der Botaniker ſoll nicht bei den äußern Formen ſtehen bleiben: er ſoll die Natur, den Bau und die Verrichtungen der Gewächſe erforſchen, und ſich um philoſophiſche Kenntniß dieſer Geſchöpfe bekümmern. Dieſe Phyſik der Gewächſe hat zwei Grundſtützen: Anatomie und Chemie. Beide ſind unentbehrlich, da ſie die Bedingungen angeben, unter welchen das Leben der Pflanzen ſich ſo oder anders geſtaltet. Aber keine von beiden Kenntniſſen muß mit der eigentlichen Phyſik der Gewächſe verwechſelt werden. Dieſe entwickelt die Geſetze des Lebens und die Geſchäfte der einzelnen Theile aus höhern Grundſätzen, obgleich ſie überall geſteht, ohne jene Grundſtützen keine Fortſchritte machen zu können. Die Anatomie der Gewächſe beſteht in der Zergliederung und mikroſkopiſchen Unterſuchung ihres innern Baues. Wegen der Zartheit der Theile iſt der Gebrauch eines guten, zuſammengeſetzten Mikroſkops unentbehrlich. Es hat dieſer Theil der Botanik ſeine eigenen Schwierigkeiten. Nicht nur die Auswahl eines zweckmäßigen, hinlänglich vergrößernden Mikroſkops, nicht nur die Fertigkeit im Zerlegen, ſondern vor allen Dingen die Beobachtung ſelbſt, die völlige Freiheit von Vor-

urtheilen, die Geduld und Sorgfalt in Wiederholung derſelben Beobachtung unter abgeänderten Umſtänden, die Fähigkeit, unbefangen aus dem Beobachteten Schlüſſe zu ziehen; dies alles iſt offenbar nicht jedermanns, ſondern nur deſſen Sache, der mit angeborner Anlage hinlängliche Übung verbindet. Wir ſind jetzt zu der Überzeugung gekommen, daß es in vollkommnern Gewächſen dreierlei von einander verſchiedene und dennoch wahrſcheinlich in einander übergehende Urformen des Baues giebt: die Zellform, die Röhrenform und die Schraubenform. Die Zellform iſt die niedrigſte; in den unvollkommenſten Pflanzen ſchwankt ſie noch; entwickelt tritt ſie erſt in den Lichenen und Mooſen hervor. In der keimenden Pflanze iſt ſie die erſte. Sie durchflicht in der Folge alle Theile, und zeigt ſich auf der grünen Oberfläche der Gewächſe, etwas abgeändert, mit beſondern Öffnungen, die wahrſcheinlich die Luftſtoffe annehmen und zubereiten. Ganz einfach iſt das Zellgewebe in dem Marke und der grünen Rinde der Bäume; in der letztern finden ſich auch die Canäle für die eigenthümlichen, harzigen oder milchichten Säfte der Gewächſe, die daher zum zelligen Baue gehören. Die Röhrenform beſteht aus den feinſten, wie Faſern erſcheinenden Röhren, die an den Enden zugeſpitzt, auf einander liegen, und entweder parallel neben einander fortlaufen, oder ſich (im Baſte der Bäume) mannichfach verflechten. Sie ſind die eigentlichen Werkzeuge, worin die Säfte aufſteigen. Sie entwickeln ſich ſchon bei niedern Pflanzen, in Mooſen, und ſind in höhern allezeit da anzutreffen, wo der Austrieb der Säfte befördert werden ſoll. Die Schraubenform iſt die höchſte und ſcheint das Werkzeug zu ſein, deſſen ſich die Lebenskraft der Gewächſe bedient, um höhere Verrichtungen zu bewirken. Erſt in den Farrenkräutern erſcheint ſie, obgleich unvollkommen. In den übrigen Gewächſen iſt ſie an die Röhrenform gefeſſelt, ſo daß ſie dieſer den eigentlichen lebendigen Antrieb zu geben ſcheint. In den Gräſern, Palmen, Lilien, Farrenkräutern ſtehen die Schraubengänge in abgeſonderten Bündeln; in den meiſten übrigen Pflanzen, die mit zwei Samenlappen aufgehen, ziehen ſie ſich in zuſammenhängenden Ringen um das Mark her, und machen den Splint und das Holz, zugleich mit den Röhren aus dem Zellgewebe, aus. In jungen Pflanzen entwickeln ſie ſich erſt dann, wenn die Pflanze ſtärker zu treiben anfängt, und wenn erſt ein Wulſt von gedrängtem Zellgewebe ſich gebildet hat. Aus einem ſolchen entwickeln ſie ſich überall, ohne ſich je zu theilen. Sie ſind leer von Säften, enthalten blos Luft oder elaſtiſche Flüſſigkeiten, welche ſie aus den tropfbaren bereiten. Es giebt mannichfache Abänderungen dieſer Form: näher dem Marke bleiben ſie unverändert; im Holze und bei den niedern Familien der Farrenkräuter, Palmen und Gräſer verwachſen ſie, und ſtellen alsdann die ſogenannten Treppengänge dar. Einige große, ſchlauchförmig, ſtellenweiſe erweiterte Canäle mit durchlöcherten Wänden entſtehen aus der Wurzel und durchſetzen manche Gewächſe, indem ſie ſich von den eigentlichen Schraubengängen unterſcheiden, obgleich ſie im Allgemeinen zu dieſer Form gehören. Es ſcheint nach einigen neuern Beobachtungen, als ob dieſe Formen eine in die andere übergehen. Geſtreckte Zellen, kaum noch mit Querwänden verſehen, nähern ſich eben ſo ſehr der Röhrenform, als die Schraubengänge in den Nerven und Adern der Blätter in die Röhren übergehen; und in einem Mooſe, dem sphagnum obtusifolium, erſcheint das Zellgewebe ſogar der Schraubenform ähnlich. Die Chemie der Gewächſe lehrt uns die Miſchung ihrer Beſtandtheile kennen. Wir benutzen dieſe Kenntniß, um die

Geſetze des Lebens auf dieſe Bedingung zu gründen. Wir ſuchen zu zeigen, wie aus der einfachen Nahrungsflüſſigkeit der Gewächſe, dem kohlenſauren mit Stickſtoff geſchwängerten Waſſer und den angezogenen Luftſtoffen alle und jede nähern Beſtandtheile hervorgehen. Um dies zu thun, nehmen wir die Urſtoffe dieſer Beſtandtheile an, welche die neuere Chemie kennen gelehrt hat. Wohl wiſſen wir, daß die Scheidekunſt nur die Verhältniſſe der todten Säfte hervorlockt, und daß ein großer Unterſchied zwiſchen lebenden und todten Säften iſt. Wir ſehen wohl ein, daß während der Behandlung mit gegenwirkenden Mitteln und beſonders während des Gährens, Verbrennens und Einäſcherns, neue Zuſammenſetzungen erfolgen und mehrere Urſtoffe verloren gehen; daß alſo die Schlüſſe, welche die Chemie wagt, immer ſehr unſicher und ſchwankend ſind. Aber wir haben zur Zeit kein anderes Mittel in Händen, um den flüchtigen Stoff zu binden und die Zuſammenſetzung der Säfte in lebenden Körpern zu erforſchen, als die Scheidekunſt mit ihren groben Hantierungen. Es iſt daher die größte Vorſicht nöthig, wenn wir dieſe Grundſtütze der Naturlehre der Gewächſe benutzen wollen. Dieſe letztere Wiſſenſchaft, die eigentliche Phyſik der Pflanzen, betrachtet dieſe Geſchöpfe als lebende und organiſirte Körper, die ſich im Allgemeinen durch Miſchung und Bau von den thieriſchen Körpern unterſcheiden, ohne daß es feſte Grenzlinien zwiſchen beiden Reichen gäbe. Zwar wiſſen wir, daß die Pflanzen, an den Boden gefeſſelt und nur zum Theil dem Lichte entgegenſtrebend, niedriger ſtehen als Thiere; daß ihre Miſchung einfacher und durch das Vorwalten des Kohlenſtoffs von der thieriſchen Miſchung unterſchieden iſt. Aber wir kennen eine Menge Geſchöpfe, die zweifelhaft laſſen, zu welchem Reiche ſie zu rechnen ſind. Es giebt demnach nur ein großes Reich organiſcher Geſchöpfe, welches von dem einfachſten Bauchpilze und von der kopfloſen Blaſe (Acephalocystes) an ſich bis zur Krone der Schöpfung, bis zum Menſchen, erſtreckt, denſelben Lebensgeſetzen gehorcht und auf dieſelbe Weiſe von Außendingen erregt wird. Das Aufſteigen der Säfte in der Pflanze, der Vorgang der Ernährung und der Abſonderung eigenthümlicher Säfte, die Erzeugung beſonderer Stoffe, des Eiſens, des Kalks und der Kieſelerde, ſie ſind eben ſo gut Wirkungen des Lebens als der Schlaf der Pflanzen, die Blumenuhr, das Zucken der Blätter des Hedysarum gyrans und das Zuſammenfallen der Mimoſen bei der Berührung. Wir haben in neuern Zeiten die Einwirkung der großen Agentien der Natur, des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Sauerſtoffs, auf die Pflanzen näher unterſucht. Mit Ausnahme der Berührungs-Elektricität oder des Galvanismus, deſſen Einfluß auf die Pflanzen noch zweifelhaft ſcheint, wirken die andern allgemeinen Agentien zum Theil zwar chemiſch, aber vorzugsweiſe dynamiſch. Der Sauerſtoff, von der Pflanze angezogen, wird weniger ihrer Subſtanz angeeignet, als dazu verwandt, Kohlenſäure zu bilden, welche, wiederum durch die Vegetation zerſetzt, den Sauerſtoff an der grünen Oberfläche fahren läßt, nachdem der Kohlenſtoff der Pflanzenſubſtanz angeeignet iſt. Zu dem letztern Vorgange trägt hauptſächlich das Sonnenlicht bei, welches, als der kräftigſte Lebensreiz, alle organiſchen Körper in Thätigkeit ſetzt, und indem es jene Veränderung der Beſtandtheile bewirkt, die Ernährung befördert und die Miſchung der Pflanzen erhält. Die Wärme wirkt zum Theil chemiſch auf die Pflanzen, zum Theil ſetzt ſie ihre höhern Thätigkeiten in Bewegung und vermittelt das Leben, indem ſie allen Säften einen höhern Umfang giebt und die Zerſetzung befördert. Von der künſtlichen Elektricität muß man keinen Schluß auf die natürliche,

unmerkliche Elektricität der Atmoſphäre machen. Die letztere iſt ſehr wirkſam, ohne ſich durch gewöhnliche Elektrometer zu verrathen; daher auch Volta ſagt: in den niedern Luftſchichten, darin Pflanzen leben, betrage das Maß der Elektricität kaum einen bis zwei Grade des Elektrometers. Aber wenn man bedenkt, wie ſelbſt bei den gewaltſamen Ausſtrömungen der überſchüſſigen Luftelektricität im Blitze de Luc dennoch wenig Abweichungen des Elektrometers bemerken konnte, und wie Gewitterregen und Nächte, in denen es blitzet, ungemein ſtark die Vegetation erregen und oft ſo überreizen, daß das Verſcheinen oder Verbleichen des Getreides auf flach gepflügten und friſch gedüngten Äckern davon hergeleitet wird; ſo kann man nicht anſtehen, dem großen Agenten der Luftelektricität ſehr wichtigen Einfluß auf die Pflanzen zuzuſchreiben. Beweiſe für das höhere Leben der Pflanzen finden wir vorzüglich in dem Umſtande, daß kein einziger Beſtandtheil des Bodens unverändert in ſie übergeht. Pflanzen, die auf Salzboden wachſen, enthalten nicht Kochſalz, ſondern ſaukleeſaure Sode in ihrer Miſchung, und zwar mehr als der Boden enthält. Bäume, die auf dürrem Sande wachſen, liefern in dem Holze eine bedeutende Menge Kalk, den ſie aus dem Boden nicht aufnehmen konnten. Kein Salz und kein vorgebliches Öl geht als ſolches in die Pflanze über. Daher beruht der Fruchtwechſel in der engliſchen Landwirthſchaft auf der richtigen Auswahl ſolcher Früchte, die das quantitative Verhältniß der Urſtoffe des Bodens ſo verändern, als es die Natur einer jeden Art erfodert. Daher paßt Weizen auf Hackfrüchte, aber nie auf Gerſte; daher gedeiht der Lein nicht nach Hülſenfrüchten, aber wohl nach Hanf, obgleich kein Hanf auf Lein folgen darf. Wir müſſen auf das ſorgfältigſte die täglichen Erfahrungen zu Rathe ziehen, um die Geſetze des Pflanzenlebens darauf gründen zu können. Wir müſſen nicht müde werden, die thieriſche Natur und die noch wenig beachtete Natur der Zoophyten mit den Pflanzen zu vergleichen, um ſo zu Reſultaten zu kommen, welche die Begründung der Phyſik der Gewächſe vorbereiten können. Als literariſches Hülfsmittel dieſes wichtigen Faches kann Sprengels Werk von dem Baue und der Natur der Gewächſe als das vollſtändigſte genannt werden. Einzelne Theile des Baues der Gewächſe haben Link, Treviranus und Moldenhawer, die Chemie der Pflanzen aber Senebier, Sauſſure und Schrader in Berlin bearbeitet. — Noch wollen wir zuletzt einen kurzen Überblick der Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft in ihrem ganzen Umfange geben. Von den beiden Haupttheilen der Botanik iſt der philoſophiſche der ältere. Ehe die griechiſchen Philoſophen daran dachten, Gattungen und Arten der Gewächſe zu unterſcheiden, unterſuchten ſie die Lebensgeſetze der Pflanzen, ihren Unterſchied von den Thieren, und, ſo weit es mit unbewaffneten Augen geſchehen konnte, den Bau der Pflanzen. Theophraſt von Ereſus iſt der Schöpfer der philoſophiſchen Botanik, die er nach einem großen und eigenthümlichen Plane bearbeitete. Er fand keinen Nachfolger bis in die neueſten Zeiten. Seine Nachfolger, beſonders die Alexandriner, welche die beſte Gelegenheit dazu hatten, vernachläſſigten dies Studium ſo ſehr, daß ſie höchſtens die Arznei- und Giftpflanzen kennen lernten, aber unvollſtändig und ohne einen Gedanken an ſyſtematiſche Ordnung beſchrieben. Aus ihren Schriften und aus eigenen Bemerkungen ſetzte Dioſkorides von Anazarba im erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung ein Werk zuſammen, welches eine mangelhafte Beſchreibung von ungefähr 1200 Pflanzen enthält, deren Arzneigebrauch dem Verfaſſer

wichtiger iſt, als naturgemäße Schilderung oder ſyſtematiſche Anordnung. Dies Werk blieb, durch ſyriſche, arabiſche und latinobarbariſche Überſetzung entſtellt, funfzehn Jahrhunderte hindurch die einzige Quelle botaniſcher Kenntniß. Die perſiſchen und arabiſchen Ärzte ſetzten ungefähr zweihundert, den Griechen unbekannte, Pflanzen hinzu, und es war alſo der Vorrath bekannter Pflanzen bei Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften auf 1400 beſchränkt. Deutſchland hat das Verdienſt, die hiſtoriſche Botanik zuerſt gegründet zu haben. Die offenbare Unzulänglichkeit des Dioſkorides, wenn man die Gewächſe Deutſchlands kennen lernen wollte, und die auffallende Ungereimtheit der Bemühungen derer, die Dioſkorides Beſchreibungen auf deutſche Pflanzen anwenden wollten, brachten Hieron. von Braunſchweig, Otho Braunfels, Leonh. Fuchs, Hieron. Tragus und Conr. Geßner zu dem Entſchluſſe, unabhängig von Dioſkorides die Gewächſe des Vaterlandes zu unterſuchen und in Holzſchnitten abzubilden. Der zuletzt genannte große Schweizer faßte zuerſt den Gedanken, daß die Befruchtungstheile die weſentlichen ſeien, und daß man danach die Pflanzen eintheilen müſſe. Ihnen folgten im ſechzehnten Jahrhunderte die Italiener Pet. Matthiolus, Andr. Cäſalpinus, Proſp. Alpini und Fab. Columna; die Belgier Dodonäus, Cluſius und Lobelius, und als Sammler der Franzoſe Dalechamp, der Engländer Gerard, die Deutſchen Joach. Camerarius, Tabernämontanus und Joh. Bauhin, deſſen Bruder Caſper nicht allein die Zahl der bekannten Pflanzen durch zahlreiche Entdeckungen vermehrte, ſondern auch die durch Willkür in den Benennungen ungemein verwirrte Synonymik zu berichtigen ſuchte. Dies ſind die Väter der Botanik, zu deren claſſiſchen Werken man hinaufſteigen muß, wenn man mit Sicherheit eine Pflanze vollſtändig beſtimmen will. Durch die Anſtrengungen dieſer Männer war der Vorrath bekannter Pflanzen zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchon bis auf 5500 angewachſen. Das Bedürfniß der Anordnung wuchs mit der Vermehrung des Vorraths. Lobelius und Joh. Bauhin wählten eine willkürliche zum Theil natürliche Anordnung, indem ſie Bäume, Gräſer, Farrenkräuter, Lilien und ähnliche Familien aufſtellten, aber ohne ſich um ein leitendes Princip zu bekümmern. Andr. Cäſalpinus war der erſte, der, nach Conr. Geßners Vorſchlag, die Frucht und die weſentlichen Theile des Samens als Gründe einer Claſſification aufführte, welche bei vielen ſeiner Nachfolger, die man Fructiſten nennt, die herrſchende Norm geblieben iſt. Im ſiebzehnten Jahrhunderte wurden dieſe Methoden von Rob. Moriſon, und Joh. Ray dergeſtalt verbeſſert und ausgebildet, daß der letztere ſchon auf die Bildung der Blumenkrone und ihre Theile Rückſicht nahm, Rivinus aber ganz allein die Regelmäßigkeit der Blumenkrone oder ihre unregelmäßige Geſtalt, und Tournefort die Ähnlichkeit der Blumenkrone mit andern Gegenſtänden als Norm erkannten. Unterdeſſen wurde der Vorrath bekannter Pflanzen durch Moriſon, Plukenet, Barrelier, Boccone, van Rheede, Petiver und Plumier vermehrt. Es wurde im ſiebzehnten Jahrhundert durch Grew und Malpighi der Grund zur Pflanzenanatomie gelegt; die Chemie der Pflanzen ward von Homberg, Dodart und Mariotte gegründet, und das verſchiedene Geſchlecht derſelben von Grew, Morland und Rud. Jac. Camerarius entdeckt. Dieſe Entdeckung ſuchte Micheli ſogar auf niedere Organismen, auf Mooſe, Flechten und Schwämme, anzuwenden. Solchen Vorgängern und den großen Pflanzenſamm-

lern, Rumphius, Parkinſon, Sloane, Flacourt, Commelyn, Burbaum, Ammann und Feuillée, verdankte der unſterbliche Linné theils die Idee zur Gründung ſeines Syſtems, welches ganz auf den Verhältniſſen der Befruchtungstheile beruht, theils die Kenntniß einer ſehr großen Menge von Pflanzen. Er kannte bei der erſten Ausgabe ſeiner Species plantarum 7300 Arten, bei der zweiten Ausgabe 8800. Wenn man aber bedenkt, daß ein mäßiges Herbarium jetzt ſchon 11 bis 12,000 Arten enthält, ſo muß man über den Zuwachs des Pflanzenvorraths ſeit ſechzig Jahren erſtaunen. Linné's Gedanken von den beiderlei Geſchlechtern der Pflanzen wurden in der Folge durch Dillenius, Schmidel und Hedwig auf unvollkommene Gewächſe weiter ausgedehnt. Das Syſtem ward von Adanſon, Alſton und Haller beſtritten, von Schreber, Scopoli, Crantz und Jacquin weiter ausgebildet. Es wurden im achtzehnten Jahrhunderte die zahlreichſten Entdeckungen in der Pflanzenwelt von Joh. Burmann, J. G. Gmelin, Pallas, Forskel, Forſter, Haſſelquiſt, Browne, Jacquin, Aublet, Commerſon, Stahl, Schwartz, Aiton gemacht. Es wurde die Phyſik der Gewächſe von Bonnet, Du Hamel, Hill, Kölreuter und Senebier erweitert und mit neuen Entdeckungen bereichert, und ſo näherte ſich die Botanik der Geſtalt, in welcher wir ſie gegenwärtig erblicken. Die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft hat Sprengel vollſtändig in ſeiner Geſchichte der Botanik, 2 Bände, Leipzig 1818, erzählt. Eine kurze Darſtellung des Linnéiſchen Syſtem findet man in dem Art. Pflanzen.

Botany-Bay, eine geräumige Bay an der Südoſt-Küſte von Neuholland, entdeckt von Cook im Jahr 1770, und ſo genannt nach dem mannichfaltigen damals noch unbekannten Pflanzen, mit denen das Land bewachſen war; ſeitdem eine engliſche Niederlaſſung zur Aufnahme verwieſener Verbrecher. — Auf den erſten Anblick ſcheint die Bay vollkommenen Schutz und guten Ankergrund darzubieten, allein die See iſt zu ſeicht für große Fahrzeuge, und dieſe bleiben allen Gefahren einer offenen Rhede ausgeſetzt. Aus dieſem Grunde fand die Niederlaſſung, welche urſprünglich hierher beſtimmt war, und fortdauernd dieſen Namen führt, nicht hier, ſondern fünf engliſche Meilen nördlich zu Port-Jackſon Statt. Das Klima iſt ſehr gemäßigt, und die Bäume bleiben fortwährend grün. Der Frühling beginnt gegen das Ende des Septembers und der Winter zu Anfang des Mai. Zur Zeit der heißen trocknen Landwinde ſteigt das Thermometer nicht ſelten bis auf 30 Gr. Reaumur, und im Winter ſieht man des Morgens zuweilen das Gras bereift, aber die Kälte iſt nie ſo groß, daß man der Heizung in den Zimmern bedürfte. Vom Januar bis April ſind die Gewitter häufig, und die Flüſſe treten aus ihren Ufern. Außer Eiſen und Steinkohlen finden ſich keine Materialien von Werth in der Gegend. Das Pflanzenreich bietet bei aller Mannichfaltigkeit wenig nützliches, und noch weniger zur Nahrung des Menſchen dienendes dar. Getreide, Küchengewächſe und Obſtbäume, ſowohl europäiſche als indiſche, kommen zwar gut fort, aber das Land iſt nur theilweiſe fruchtbar, und von vielen öden Strecken unterbrochen. Auch an einheimiſchen Thieren iſt Botany-Bay wie ganz Neuholland arm; zu Zeiten nur iſt der Fiſchfang an den Küſten ergiebig; am mannichfaltigſten ſind die Waſſervögel; doch findet ſich auch Geflügel in den Wäldern, aber die vierfüßigen Thiere ſind auf das Känguruh, eine Gattung von Hunden, und einige Ratten-Arten beſchränkt. Die von

den Anſiedlern eingeführten europäiſchen und aſiatiſchen Hausthiere haben ſich mit Ausnahme der Ziegen außerordentlich vermehrt, und aus vier entlaufenen Kühen und einem Ochſen hat ſich ein gewaltiger Stamm von wildem Hornvieh gebildet, der ſchon 1804 auf 4000 Stück geſchätzt wurde. Die nicht zahlreichen Urbewohner des Landes ſtehen auf der niedrigſten Stufe der Cultur, und gewöhnen ſich nur ſparſam an den Umgang mit ihren europäiſchen Nachbarn. In früherer Zeit hatte England ſeine mit der Todesſtrafe verſchonten ſchweren Verbrecher nach Nordamerika deportirt. Nach der Trennung der vereinigten Staaten vom Mutterlande ward ein neuer Verbannungsort nöthig, und die Wahl fiel auf Botany-Bay. Im Mai 1785 wurden daher 11 Fahrzeuge, mit allem zur Gründung einer Colonie Nöthigen, ausgerüſtet und 570 freie Engländer nebſt 760 Verurtheilten landeten nach einer Fahrt von 8 Monaten, zu Port Jackſon, um an einer kleinen Bucht (Sidney Cove) die Stadt Sidney zu gründen. — Lange kämpften die Anſiedler theils mit den allgemeinen Schwierigkeiten eines neuen Etabliſſements in einer entfernten Weltgegend, theils mit den beſondern Hinderniſſen, welche die Bösartigkeit der Mehrzahl der neuen Bevölkerung der Ordnung und Ruhe, ohne welche nichts gedeihen kann, oftmals entgegenſetzte. Durch einen beträchtlichen Koſtenaufwand, von Seiten der engliſchen Regierung, und die klugen Bemühungen mehrerer vortrefflichen Gouverneure ſind jedoch dieſe Unannehmlichkeiten meiſtens beſeitigt, und Botany-Bay wird bald unter die blühendſten Colonien gerechnet werden. Sie beſteht jetzt aus vier Diſtricten oder Grafſchaften, Sidney, Paramatta, Hawkesbury und Newcaſtle. In jedem liegt eine Stadt. Eine Kirche befindet ſich nur zu Sidney, die andern Orte haben blos Bethäuſer. Außerdem gehören zur Colonie verſchiedene Dörfer an der Küſte von Neuholland, und die mehr als 300 engl. Meilen entfernten Niederlaſſungen Hobarts-Town (gegründet im J. 1802) und Port Dalrymple und Eliſabeth (gegründet im J. 1813) auf van Diemensland, einer Inſel dreimal ſo groß als Sardinien, deren Boden hundertfältig trägt, nebſt der jetzt verlaſſenen Norfolksinſel. Im Jahr 1810 betrug die Geſammtzahl der im Gebiet der Colonie lebenden Europäer 11,952 mit Einſchluß von 1100 Mann Soldaten. Auf Neuholland befanden ſich hiervon 5513 Männer, 2220 Weiber und 2721 Kinder, zuſammen 10,454. 21,000 Acres tragbares Land waren angebaut, und der Beſtand an Nutzvieh war 1114 Pferde, 11,276 Stück Rindvieh, 33,818 Schafe, 1732 Ziegen und 18,992 Schweine. Die Ausgaben der Regierung für die Colonie betrugen in dieſem Jahre 72,000 Pfund Sterling. Nach Verlauf der Strafzeit, welche nach Maßgabe der Verbrechen 7 bis 14 Jahre beträgt, und während welcher die Verbannten entweder zur öffentlichen Arbeit angehalten, oder freien Coloniſten als Zwangsdienſtboten überlaſſen werden, können dieſelben frei nach Europa zurückkehren; wünſchen ſie aber ſich als Coloniſten anzuſiedeln, ſo giebt die Regierung jedem einzelnen Manne 40 Acker Landes, ſammt dem nöthigen Acker- und Hausgeräthe, und Lebensmittel auf 18 Monate aus den öffentlichen Magazinen. Ein verheiratheter Mann bekommt 50 Acker, und für jedes Kind werden noch 10 Acker hinzugefügt. Die Rückkehr nach Europa iſt dagegen ſchwierig, da die Regierung nichts dazu hergiebt, und wenn alſo auch zuweilen ein Mann als Matroſe heimkehrt, ſo bleiben doch die Weiber im Grunde faſt allemal auf Zeitlebens verbannt. Wollen freie Europäer ſich in der Colonie niederlaſſen, ſo bewilligt ihnen die Regierung freie Reiſe, und

jedem Ehepaar 150 Acker Land nebſt 10 Ackern für jedes mitgebrachte Kind, das nöthige Ackergeräthe und Samengetreide.

Both (Johann und Andreas), geboren zu Utrecht gegen 1610, waren die Söhne eines Glasmahlers, der ſie in den Anfangsgründen der Zeichenkunſt unterrichtete. Sie bildeten ſich darauf in der Schule Abraham Blümaerts und gingen, noch jung, mit einander nach Italien. Johann, durch den Anblick der Werke von Claude Lorrain angezogen, wählte dieſen zum Muſter; Andreas zog die Porträtmahlerei vor und folgte der Manier von Bamboccio. Aber wenn ihre natürliche Neigung ſie zu entgegengeſetzten Gattungen führte, ſo wußte die Freundſchaft, welche ſie beſeelte, ihre Pinſel zu gemeinſchaftlichen Werken zu vereinigen. So mahlte Andreas Both in den Landſchaften ſeines Bruders die Figuren, und beide wußten ſich mit ſo viel Übereinſtimmung und Einſicht gegenſeitig geltend zu machen, daß man nicht vermuthen konnte, daß ihre Gemählde von zwei verſchiedenen Händen herrührten. Dieſer Verbindung ausgezeichneter Talente gelang es, Claude Lorrain die Wage zu halten. Man bemerkte in den Werken Johannes eine größere Leichtigkeit, und beſonders ſchöne ausgezeichnete Geſichter, voll Geiſt und Feinheit; auch lobte man darin die ſchöne Ausführung, ſchöne Lichteffecte und ein warmes, glänzendes Colorit; doch hat man ihm mit Recht einen gelblichen Farbenton vorgeworfen, der ſich von der Natur entfernt, wiewohl dieſer Fehler nicht immer Statt findet. Der Ruf Johannes iſt durch die Zeit beſtätigt worden, und ſein Verdienſt ſowohl als ſein Aufenthalt in dem Vaterlande der Künſte haben ihm den Namen **Both aus Italien** erworben. Nur der Tod konnte beide Brüder trennen. Andreas ertrank zu Venedig im J. 1650. Johann, untröſtlich darüber, verließ Italien, und kam nach Utrecht zurück, wo er bald ſeinem Bruder folgte. Man ſchätzt die Blätter, welche Johann Both ſelbſt nach ſeinen Hauptwerken geätzt hat.

Bothnien, Botten, eine große Landſchaft an beiden Seiten des 80 Meilen langen und 30 Meilen breiten bothniſchen Meerbuſens, des nördlichen Theiles der Oſtſee, zwiſchen Schweden und Finnland, oberhalb der åländiſchen Inſeln. Sie wird in Weſt- und Oſtbotten eingetheilt. **Weſtbotten**, eine Grafſchaft auf der Weſtſeite des Meerbuſens, gehört zur ſchwediſchen Landſchaft Nordland, beſteht aus 4 Vogteien: Umeå, Piteå, Luleå und Torneå, und enthält 37,800 Einwohner. Auch gehört hierher das daran grenzende Lappland mit ungefähr 8000 Bewohnern. **Oſtbotten** auf der Oſtſeite des Meerbuſens begreift die finniſche Landshauptmannſchaft gleiches Namens und enthält 66,664 Einwohner, welche bis auf wenige Küſtenbewohner, nicht ſchwediſch, ſondern die finniſche Sprache reden. Beide Landestheile ſind troß der ſtrengen Winterkälte ungemein fruchtbar, und bringen oft weit mehr Getreide hervor, als die Bewohner zu ihrem Unterhalt bedürfen. Die Nahrungszweige der Einwohner ſind Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fiſcherei, denn die zahlreichen Flüſſe und Landſeen ſind ungemein fiſchreich. Maſten, Bauholz, Pech, Theer, Seehundsthran, Seehundshäute, Butter, getrocknete, eingeſalzne und geräucherte Fiſche werden in Menge ausgeführt. — Die Gebirge liefern Eiſen und Kupfer, die Gruben von Kiemi in Oſtbothnien auch einiges Silber. Beide Länder gehörten früher der Krone Schweden, aber Oſtbotten und ein Theil von Weſtbotten bis an die Flüſſe Torneå und Muonio, nebſt dem nördlich darüber gelegenen Lapp-

land, ward 1809 an Rußland abgetreten, und gehört nun zur Provinz Finnland.

Böttcher (Johann Friedrich), der Erfinder des meißner Porzellans, war in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu Schleiz im Voigtlande geboren. Er war anfangs als Gehülfe eines Apothekers in Berlin, wurde aber genöthigt zu entfliehen, weil er in dem Rufe ſtand, daß er die Kunſt, Gold zu machen, verſtehe, und kam nach Sachſen. Der damalige Churfürſt und König von Polen, **Friedrich Auguſt** II., ließ ihn nach Dresden kommen, und befragte ihn, ob er Gold zu machen verſtehe, welches er aber ſtandhaft läugnete. Der König, der dieſer Antwort weniger traute, als wenn er vielleicht ja geantwortet hätte, ließ ihn auf die Feſtung Königſtein bringen, und gab Befehl, den Gefangenen auszuforſchen. Hier machte nun **Böttcher** Verſuche, und entdeckte ungefähr im Jahr 1703 die Maſſe des Porzellans, das Sachſen eine ergiebige Quelle des Reichthums eröffnete. Anfangs wurde es in Dresden verfertigt, aber im Jahr 1710 in Meißen eine Fabrik errichtet, worin **Böttcher** bis an ſeinen Tod, der den 14 März 1719 erfolgte, das Verfahren zu vervollkommnen bemüht war. Der König hatte ihn zur Belohnung in den Adelſtand erheben laſſen.

Böttiger (Carl Auguſt), berühmt als Archäolog, k. ſächſ. Hofrath und Studien-Director bei der Ritterakademie in Dresden, geb. 1760 zu Reichenbach im ſächſ. Voigtlande, wo ſein Vater Conrector war, verdankt ſeine philologiſche Bildung der Schulpforte und dem Privatſtudium der Griechen und Römer. In Leipzig waren Morus und Reiz ſeine Lehrer und Freunde. Als er nach Göttingen gehen wollte, verlor er durch den Brand in Gera alle Ausſichten zu weiterer Unterſtützung und ward Hofmeiſter eines jungen von Pfeilitz. Im J. 1784 wurde er Rector in Guben, wo er an einer Ausgabe des Martial arbeitete, und dabei ein Privatinſtitut von mehr als 20 Zöglingen unterhielt. Am Gymnaſium in Bautzen, wohin er an Roſts Stelle als Rector berufen wurde, blieb er nur kurze Zeit, und ging dann durch Herders Vermittelung nach **Weimar**, wo er von 1791 — 1804 Director des Gymnaſiums und Ober-Conſiſtorialrath geweſen iſt. Seine meiſte Zeit widmete er auch hier dem Unterricht der oberſten Claſſe des Gymnaſiums. In Deutſchland, Polen und Rußland leben viele ſeiner Schüler, die ihm in ſpätern Jahren Beweiſe ihres Andenkens gaben. In Weimar wirkte der Umgang mit Göthe, Herder, Wieland und Schiller vortheilhaft zu ſeiner Fortbildung, vor allen aber der vertraute Umgang mit dem gelehrten Künſtler, **Heinrich Meyer**, mit dem er ſpäter mehrere archäologiſche Schriften herausgab, auf ſeine Vorliebe zur Archäologie, worin er in den Kreiſen, welche die verwittwete Herzogin Amalie umgaben, ſtets neue Belehrung fand. Nicht ohne äußere Vortheile, aber ableitend vom ernſten Studium, war ſeine Verbindung mit dem Induſtrie-Comtoir und deſſen literariſchen Unternehmungen. Das Journal für Luxus und Mode hat er von 1795 bis 1803 ganz allein unter Bertuchs Namen beſorgt und faſt jedem Monatsſtücke einige Aufſätze einverleibt. Von 1797 an war er auch Redacteur des N. **deutſchen Merkurs**, wozu Wieland bald nur den Namen gab. Da er überdies noch das Journal **London und Paris** in 6 Jahrgängen allein beſorgte und die Kupfererklärung dabei allein über ſich hatte, auch der **Allgemeinen Zeitung**, ſeit ihrer Stiftung durch Poſſelt, literariſche Überſichten, Biographien der Verſtor-

denen (die bis zum J. 1806 alle von ihm ſind), engliſche Miſcellen und ausführliche Meßberichte lieferte: ſo mußte dies, verbunden mit einem ausgebreiteten Briefwechſel und der ſtets zuerſt beſorgten Berufsarbeit, ſeine Kräfte zerſplittern; und die Aufforderungen, die Heyne, Herder, Wolf, Johannes von Müller, und Andere oft dringend genug an ihn ergehen ließen, ſich mehr zu concentriren und etwas Bleibendes zu unternehmen, blieben meiſt ohne Erfolg. Sein Hauptwerk, das er in Weimar begann, aber aus Mangel hinlänglicher Unterſtützung nicht fortſetzte, ſind ſeine Vaſen-Erklärungen in 3 Th., nach den Originalkupfern von W. Tiſchbeins in Neapel erſchienenem Werke über die zweite Hamiltonſche Vaſen-Sammlung. Es ſind in dieſen 3 Heften nur die erſten 16 Vaſen erläutert. Der Plan war, daran einen Commentar über das bildliche Alterthum aus der griechiſchen Kunſtperiode zu knüpfen, und alle Puncte der griechiſchen Mythologie darin zu entwickeln. — Im J. 1804 wurde er, als Studien-Director des Pagen-Inſtituts mit dem Hofrathstitel, nach Dresden berufen. Um dieſe neu errichtete Stelle in ſeinem Vaterlande anzunehmen, gab er einen Ruf als Oberſchulrath nach Berlin auf. Als im J. 1814 das Pagen-Inſtitut mit dem Cadetten-Hauſe vereinigt wurde, ward er Studien-Director bei der vereinigten Ritterakademie, und Oberaufſeher über die königl. Muſeen der antiken Marmor und der Mengsiſchen Gypsabgüſſe. Er hat ſeit 1805 faſt alle Winter Privatvorleſungen in ſeiner Wohnung über einzelne Zweige der Alterthumskunde und alten Kunſt vor Zuhörern und Zuhörerinnen aus der oberſten Claſſe der Fremden und Einheimiſchen gehalten, wovon die Andeutungen zu 24 Vorleſungen über die Archäologie im Winter 1806, die Ideen zur Geſchichte der alten Mahlerei, die Abhandlung über die Aldobrandiniſche Hochzeit u. ſ. w. in Druck gegeben worden ſind. Auch hält er mit königl. Genehmigung in den Sommermonaten unentgeldliche Vorleſungen über einzelne Theile der Kunſt und Archäologie im Vorſaale der Antiken-Gallerie, welche von Fremden häufig beſucht werden. Seine Sabina, oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer Römerin, die auch ins Franzöſiſche überſetzt in Paris Glück gemacht haben, entſtand aus Aufſätzen über dieſen Gegenſtand im Mode-Journal, durch welche der Verfaſſer beſonders das weibliche gebildete Publicum für ſich gewann. — Was den ſchriftſtelleriſchen Charakter dieſes berühmten Gelehrten betrifft, ſo hat die Kritik des In- und Auslandes ſeine große Kenntniß alter und neuer Sprachen, ſo wie der alten und neuen Literatur, ſein glückliches Combinationsvermögen bei der ausgebreitetſten Beleſenheit, und ſeine lebhafte Darſtellungsgabe bei umfaſſender Gelehrſamkeit anerkannt. Dieſe von einem vortrefflichen Gedächtniß unterſtützten Vorzüge haben ihn in den Stand geſetzt, viele Felder des menſchlichen Wiſſens mit Erfolg anzubauen. Vorzüglich iſt es ihm in der Alterthumskunde und Mythologie gelungen, theils Dunkelheiten aufzuklären, theils künftigen Bearbeitern den Weg zu bahnen. Auch über die Schauſpielkunſt hat er ſeine Forſchungen verbreitet, indem er nicht allein die Mechanik der griechiſchen und römiſchen Theater beleuchtet, ſondern auch in der Entwicklung des Ifflandiſchen Spiels und in ſeinen Beiträgen zu der Abendzeitung (Dresd. 1817 folg.) theilweiſe die Schauſpielkunſt der Neuern abgehandelt hat. Überhaupt darf man ihn zu den gelehrteſten, beziehungsreichſten und ſinnvollſten Zergliederern des Kunſtſchönen in mehreren Denkmählern des Alterthums zählen, die aus Winckelmanns Schule hervorgegangen ſind. In

Dresden fand Böttiger Gelegenheit, ſeine archäologiſchen Kenntniſſe durch das Studium der Antike zu vervollkommnen, ſo wie er ſelbſt vielen Kunſtfreunden durch Rede und Schrift ein willkommner Führer wurde. — Wenn übrigens einzelne Kritiker behaupten, daß Böttiger als Schriftſteller zuweilen ſich dahin verirre, nicht allein das Nöthige, ſondern auch das Überflüſſige zu ſagen, wenn Andere ihm ſeine Citaten, die uns aber gerade da, wo er neue Beziehungen auffindet, unerläßlich dünken, zum Vorwurf machen, oder wenn Einige dem eben ſo gefeierten als auch wohl beneideten Manne ſeine Univerſalität, von der er wenigſtens oft glänzende Beiſpiele gegeben hat, als einen Fehler anrechnen; ſo giebt es dagegen mehrere, wie Millin, Heyne und Andere, die dieſe Vielſeitigkeit des Wiſſens bei einem Archäologen und Literator, dem das Alte wie das Neue zur Vergleichung ſo gegenwärtig iſt, nicht unnatürlich, und die Fülle von Sachen, von der er ſich zur Zeit hinreißen läßt, ohne jedoch wortreich oder je geſchmacklos zu werden, wenigſtens ſehr verzeihlich finden, da ſein Blick hell, ſein Wiſſen gründlich und ſeine Darſtellung gefällig und lehrreich iſt. Denn ohne ſeine Überſicht der engliſchen Literatur und der Meßgeſchäfte, beſonders der literariſchen, in der Allg. Zeitung und im Morgenblatte zu erwähnen, beziehen wir uns hier blos auf ſeine Erklärungen der engliſchen Caricaturen im Journal London und Paris, wo er eine Kenntniß der innern Verhältniſſe Englands und der politiſchen Parteien dieſes Landes entwickelt hat, die in Erſtaunen ſetzen muß, da er nie in England war, und ſich ſolche Kenntniſſe gewöhnlich nicht durch Bücher, ſondern nur durchs Leben erwerben laſſen. Insbeſondere erinnern wir noch an ſeine mit Geiſt und Kritik geſchriebenen Erklärungen zu der Schiller-Rambergiſchen Gallerie in dem Taſchenbuche Minerva, wovon nun 10 Jahrgänge erſchienen ſind. Böttiger konnte dabei manche mündliche und ſchriftliche Mittheilung Schillers benutzen. Auch iſt die ſeit 1816 dem Morgenblatte zugegebene Beilage, die Kunſtblätter, hauptſächlich durch ihn in Anregung gebracht, und durch ſeine Beiträge gefördert worden. Er nennt ſich wohl zuweilen ſelbſt den literariſchen Todtengräber, da ſeine Verbindung mit vielen Ausgezeichneten ſeiner Zeit ihm oft die Pflicht auferlegt, ihnen nach ihrem Tod ein literariſches Denkmahl zu ſtiften. So ſchrieb er in Weimar zum 6. Band von Bode's Montaigne, Bode's literariſches Leben; ſo ſchilderte er ſpäter des Oberhofpredigers Reinhard Charakter, in einer zweimal aufgelegten Charakteriſtik, und den Bergrath Werner, in einer Rede, die in mehrere Sprachen überſetzt iſt; ſo ſchrieb er 1819 Skizzen zu Millins Schilderung (A. L. Millin, geſchildert von Krafft und Böttiger, Leipzig bei Brockhaus). Er hat auch den Vorſatz noch nicht aufgegeben, über ſeinen vieljährigen Umgang mit Wieland, und da er im Beſitz mehrerer hundert Briefe und andrer handſchriftlichen Urkunden von demſelben iſt, ein Werk unter dem Titel: „Wieland und ſeine Zeitgenoſſen" herauszugeben. — Endlich wird man ſeine Vorreden und Anmerkungen in dem von ihm herausgegebenen, Reiſe-Tagebuche der Frau von der Recke, ſeine Vorleſung über Muſeen und die von ihm ſeit 1820 herausgegebene Amalthea nicht überſehen. — Nach dieſen Beweiſen von Böttigers reichem Wirken im Leben wie im Schriftenthum geſellen wir uns gern zu denen, die dem für alles, was Wiſſenſchaft und Kunſt in allen ihren Zweigen befördern kann, raſtlos thätigen, dabei auf eine ſeltene Art gefälligen und in mehr als einer, dem Gemeinwohl gewidmeten, Verbindung vielfach wirkſamen Manne ihre ungeheuchelte Achtung darbringen.

Bouchardon (Edme), war 1698 zu Chaumont in Baſſini geboren. Sein Vater, der Bildhauer und Architekt war, begünſtigte frühzeitig ſeine Neigung zur Zeichenkunſt, von der er zur Mahlerei überging. Er verfertigte mehrere Copien, ohne jedoch ſeine Studien nach der Natur zu unterbrechen. Da er indeß Willens war, ſich der Bildhauerei zu widmen, verließ er ſeine glückliche Lage im Schooße ſeiner Familie, und ging nach Paris, wo er in die Schule des jüngern Couſtou trat. Bald gewann er den großen Preis und ward königlicher Penſionär in Rom. Hier ſtudirte er ſeine Kunſt theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Raphael und Dominichino. Er verfertigte mehrere Büſten und ſollte das Grabmahl Clemens XI. ausführen; aber die Befehle des Königs riefen ihn 1732 nach Paris zurück. Er verfertigte unter andern hier eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt, vorſtellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois ſtand; ferner nahm er Theil an der Ausbeſſerung der Fontaine Neptuns zu Verſailles. Im J. 1736 folgte er Chauſſourier als Zeichner der Akademie der ſchönen Künſte. Er übernahm die Statuen, welche den Umfang der Kirche von St. Sulpice verzieren ſollten, zehn an der Zahl. Auch ſieht man in dieſer Kirche von ihm das Grabmahl der Herzogin Lauraguais. Die Fontaine in der Straße Grenelle, welche 1739 die Stadt Paris anlegen ließ, iſt ganz ſein Werk, und gilt für ſein Meiſterſtück. Ein erwachſener Amor, den er für den König arbeitete, fand wenig Beifall. Zu dem Traité des pierres gravées, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte Bouchardon die Zeichnungen, nach welchen die Kupferſtiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführnng des größten Denkmahls der damaligen Zeit, der Statue Ludwig XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße 12 Jahre an dieſem Werke, und lieferte beſonders in dem Pferde ein Muſter der Vollkommenheit, das man allem entgegenſetzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweiſen hat. Bouchardon ſtarb im J. 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; ſeine Compoſitionen tragen den Charakter einfacher Größe; er wußte mehr Geiſt und Ausdruck in ſeine Zeichnungen zu legen, als in den Marmor. Man möchte im Allgemeinen ſeinen Bildhauerarbeiten mehr Feuer wünſchen. Seine zu Rom gemachten Zeichnungen ſind kräftig und kühn, ſpäter nahm er eine geleckter und feinere Manier an, um ſich dem Zeitgeſchmack anzupaſſen. Von ſeinen Schülern iſt nur Louis-Claude Vaſſe bekannt, welcher 1772 ſtarb. Bouchardons Leben hat Caylus geſchrieben.

Boucher (François), erſten Mahler des Königs und Director der Mahlerakademie, war zu Paris im J. 1704 geboren und ſtarb 1770. Als ein Schüler des berühmten Le Moine gewann er in einem Alter von 19 Jahren den erſten akademiſchen Preis. Nachdem er zu Rom die großen Vorbilder ſtudirt hatte, kam er nach Paris zurück, und wurde von dem Publicum der Mahler der Grazien genannt; eine Benennung, die er durch ſeine Gemählde nicht rechtfertigte. Er würde vielleicht etwas Großes haben leiſten können, wenn ihn nicht der verdorbene Geſchmack ſeines Zeitalters angeſteckt hätte. Eine glückliche Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, verleitete ihn zu einer übereilten Flüchtigkeit ohne Gründlichkeit und Studium. Seine Zeichnungen ſind incorrect, ſeine Farben nicht gehörig verſchmolzen, und beſonders ſeine Carnation iſt ſo grell, als ob der Schein eines rothen Vorhanges darauf fiele; mit einem Worte, er iſt als der Zerſtörer der

franzöſiſch. Schule anzuſehen. Als Menſch und Geſellſchafter hingegen verdient er alles Lob. Er kannte weder Neid noch Geiz, und ermunterte junge Künſtler aus allen Kräften. Mit welcher unendlichen Leichtigkeit er gearbeitet habe, beweiſ't die faſt ungeheure Menge ſeiner Gemählde und Zeichnungen, von welchen letztere ſich auf mehr als 10 000 belaufen mögen. Er radirte ſelbſt einige Blätter, nach ihm aber hat man unzählige Kupferſtiche.

Boudoir iſt ein abgelegenes Zimmerchen, zum Alleinſein beſtimmt. Das Wort iſt von bouder, ſchmollen, abgeleitet; daher man im Deutſchen auch (obgleich etwas ſchwerfällig) **Schmollzimmerchen** dafür ſagen kann. Es mag alſo wohl ſeinen Namen einem mißvergnügten Ehemann danken, deſſen Gattin, wenn ſie zu ſchmollen Veranlaſſung oder Neigung hatte, ſich in ihr Zimmer einſchloß. Wie dem nun auch ſei, das Schmollen iſt jetzt nicht die eigentliche Beſtimmung des Boudoirs. Es iſt ein Eigenthum der Dame. (Des Mannes Cabinet könnte nur unrichtig Boudoir genannt werden.) Einfach, geſchmackvoll und anmuthig iſt es verziert. Hierhin flieht die Dame vom geräuſchvollen Zwange der großen Geſellſchaft in die ſtille Ruhe der Einſamkeit. Hat ſie die Schwelle überſchritten, die Thür hinter ſich geſchloſſen, ſo iſt ſie der Welt entrückt, iſt ſich ſelbſt zurückgegeben. Muſik, Lectüre, Nachdenken, eine leichte Arbeit, aber Alles aus Neigung, natürlich, gefällig und von den Feſſeln der Etikette entbunden, füllt die erholende Zeit im Boudoir. Es iſt das Heiligthum der Dame. Kein Fremder darf es betreten. Auch die Freundin, der Gemahl ſelbſt hat nicht freien Zutritt. Es gehört eine Erlaubniß dazu. Und dieſe Erlaubniß iſt eine Gunſt, iſt eine Auszeichnung. Aber der Ton des Boudoirs, immer anſtändig, iſt auch freier, vertraulicher, natürlicher, gefälliger, als der abgemeſſene Ton des Salons.

Boufflers (Stanislaus Chevalier de), einer der Vierzig von der franzöſiſchen Akademie, Großbaillif von Nancy, Deputirter des Adels dieſer Stadt bei der General-Stände-Verſammlung, Legionär ꝛc., war zum geiſtlichen Stande beſtimmt, zog aber die militäriſche Laufbahn vor, machte als Huſarenrittmeiſter einen Theil des 7jährigen Krieges mit, und befand ſich bei dem blutigen Gefechte von Ameneburg. Dann erhielt er das Commando der Inſel St. Louis in Senegal. Er hatte ſich indeſſen immer auch mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, und machte ſich ſchon lange vor der Revolution durch ſeine artigen Verſe bekannt, ohne daß er jedoch ein Werk von Bedeutung erſcheinen ließ. In der Nationalverſammlung zeichnete er ſich nicht als Redner aus. Er war mit Malouet und Larochefoucault einer der Stifter des Clubs der Unparteiiſchen; er veranlaßte 1791 das Decret, daß alle Entdeckungen und Erfindungen das Eigenthum ihrer Urheber ſein ſollten. Nach dem 10. Auguſt 1792 emigrirte er nach Berlin, ward vom Prinzen Heinrich mit offnen Armen aufgenommen, der ihn zum Mitglied der dortigen Akademie ernennen ließ, und heirathete die Frau von Sabran. Im J. 1800 kehrte er nach Paris zurück, wo er ſeine Gedichte herausgab, und 1804, als Mitglied der alten Akademie, in das Inſtitut aufgenommen wurde. Er ſtarb den 19. Jan. 1815, 78 Jahr alt. Der hervorſtechende Charakter ſeiner Gedichte iſt Leichtigkeit, Grazie und Laune. Man nannte ihn Le Chansonnier de la France.

Bouffon, ſ. **Buffone**.

Bougainville (Louis Antoine de), Reichsgraf und Senator, ward 1720 zu Paris geboren. Er ſtudirte auf der dortigen Univerſi-

tät, und zeigte früh ein ſeltenes Faſſungsvermögen, das ihn in Sprachen und Wiſſenſchaften gleich glückliche Fortſchritte machen ließ. Aus Nachgiebigkeit gegen die Wünſche ſeiner Familie widmete er ſich der Rechtsgelehrſamkeit und ward Parlamentsadvocat zu Paris, ohne jedoch darum den Plan, einen ſeiner Neigung angemeßnen Stand zu erwählen, aus dem Auge zu verlieren. Er ließ ſich zum Militär einſchreiben und gab 14 Tage darnach ein Werk über die Integralrechnung heraus. So gründete er ſeinen Ruf als Gelehrter, ehe er noch in die militäriſche Laufbahn eintrat, die er ſo glänzend zurücklegte. Die Geſchichte ſeines Lebens ſetzt in Erſtaunen durch die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände, mit denen er ſich beſchäftigt hat, und durch die Menge der Ereigniſſe, welche ſie ausfüllen. Im J. 1753 trat er als Flügeladjutant in das Provinzialbataillon der Picardie. Das Jahr darauf ward er Adjutant von Chevert, welcher 1754 das Lager von Sarre-Louis commandirte; in dem Winter deſſelben Jahres ging er als Geſandtſchaftsſecretär nach London und ward während ſeines kurzen Aufenthalts daſelbſt Mitglied der königl. Geſellſchaft. Im Sept. 1755 kehrte er zu Chevert in das Lager von Richemont zurück, und ſetzte ſeine Dienſte in derſelben Eigenſchaft im Lager von Metz fort. 1756 ward er Adjutant des Marquis von Montcalm, dem die Vertheidigung Canada's aufgetragen war, und ging mit dem Patent eines Dragonercapitäns im März 1756 von Breſt ab. An der Spitze eines Elitendetachements verbrannte er eine engliſche Flottille, und war durch Rath und Beiſpiel im Juni 1758 die Haupturſache, daß ein Detachement von 5000 Mann Franzoſen einer engliſchen Armee von 24,000 Mann mit Erfolg widerſtand. Am Ende des Gefechts erhielt er eine Schußwunde am Kopfe. Da der Gouverneur von Canada ſich zu ſchwach ſah, um das Land zu vertheidigen, ſchickte er Bougainville an den Hof nach Frankreich, die Lage der Sachen zu berichten und Verſtärkungen zu fodern. Er reiſ'te im Nov. 1756 ab, und kehrte im Jan. 1759 zurück, nachdem ihn der König zum Oberſten und St. Ludwigsritter ernannt hatte. Der Marquis von Montcalm ernannte ihn bei ſeiner Rückkehr zum Commandanten der Grenadiere und Volontäre und befahl ihm, mit zwei Corps den Rückzug der franz. Armee auf Quebeck zu decken, welches Bougainville mit Tapferkeit und Geſchicklichkeit ausführte. Nachdem die Schlacht vom 10. Sept. 1759, in welcher Montcalm blieb, das Schickſal der Colonie entſchieden hatte, kehrte Bougainville nach Frankreich zurück, und diente in dem Feldzug von 1761 mit Auszeichnung unter Choiſeul-Stainville in Deutſchland, bis der Friede auch hier ſeiner Thätigkeit ein Ziel ſetzte. Um neuen Ruhm zu erwerben, ſehen wir ihn jetzt als Seefahrer auftreten, und auch als ſolchen eine Überlegenheit des Genies zeigen, die ihn unter die berühmteſten Seefahrer Frankreichs erhebt. Er zeigte den Einwohnern von St. Malo die Vortheile, die ſie von einem Etabliſſement auf den maluiniſchen Inſeln ziehen könnten, bewog ſie zu Ausrüſtung einiger Schiffe und übernahm die Ausführung ſelbſt. Der König ernannte ihn zum Schiffscapitän und erlaubte ihm, auf ſeine Koſten eine Niederlaſſung auf dieſen Inſeln anzulegen. Bougainville ſegelte 1763 mit ſeiner kleinen Flotte ab. Da aber die Spanier ein früheres Recht auf die Inſeln geltend machten und Frankreich ihnen nachgeben zu müſſen glaubte, erhielt Bougainville den Auftrag, gegen einen von Spanien zu empfangenden Koſtenerſatz die Rückgabe der Inſeln zu bewirken. Er lief zu dem Ende den 15. Dec. 1766 mit einer Fregatte und einem Flütſchiff von St.

Malo aus und machte in Folge dieſer Expedition eine Reiſe um die Welt, von der er den 16. März 1769 glücklich nach St. Malo wieder zurückkam, und mittelſt welcher er die Erdkunde durch eine Menge neuer Entdeckungen bereicherte. Im nordamerikaniſchen Kriege commandirte er mit der größten Auszeichnung mehrere Linienſchiffe, ward 1779 Chef einer Escadre und in dem folgenden Jahre Maréchal de camp in den Landarmeen. Als im J. 1790 die Seeleute zu Breſt einen Aufſtand erregt hatten, ward Bougainville zur Stillung deſſelben abgeſchickt; aber in jenen Zeiten der Raſerei hörte man die Stimme der Vernunft und Mäßigung nicht, und er mußte unverrichteter Sache zurückkehren. Jetzt zog er ſich, nachdem er länger als 40 J. ſeinem Vaterlande mit Ruhm gedient hatte, von dem öffentlichen Schauplatze zurück, und lebte bis an das Ende ſeiner Tage allein den Wiſſenſchaften. Im J. 1796 zum Mitgliede des Inſtituts und in der Folge auch des Bureau's der Längenmeſſungen ernannt, nahm er an den Arbeiten dieſer beiden gelehrten Geſellſchaften Theil, ward zuletzt noch Senator und ſtarb in ſeinem 89. Jahre am 3. Aug. 1811. Er war zugleich von den liebenswürdigſten Sitten, dienſtfertig, freigebig und in jeder Rückſicht der höchſten Achtung würdig. Bis in ſein hohes Alter hatte er die Heiterkeit des Geiſtes ungeſchwächt behalten.

Bouillé (François-Claude-Amour, Marquis de), einer der berühmteſten Generale unter Ludwig XVI., hernach durch den Antheil, den er an deſſen Flucht bis Varennes hatte, und durch die Herausgabe ſeiner höchſt merkwürdigen Memoiren über die Revolution bekannt. Er war 1738 in Auvergne geboren, und ergriff früh die militäriſche Laufbahn. Er ward als Generalcommiſſär nach den Antillen geſchickt, wo er 1778 auch Dominica, St. Euſtache, Tabago, St. Chriſtoph, Nièves und Monſerrat eroberte und zu behaupten wußte. Nach dem Frieden 1783 kehrte er nach Paris zurück, und erhielt den Generallieutenants-Grad. Nun bereiſ'te er England, Holland und einen großen Theil von Deutſchland, bis er das Commando der drei Bisthümer bekam. In den erſten Jahren der Revolution erhielt er in ſeinem Commando die Ordnung ſo gut er konnte. Nur auf dringendes Verlangen des Königs beſchwor er die Conſtitution von 1791. Er bändigte nach einander die empörten Garniſonen von Metz und von Nancy, und obgleich die Nationalverſammlung ihm für die bei der letztern Expedition bewieſene vorzügliche Tapferkeit und Klugheit ein Dankſchreiben zuſchickte, ſo ward er doch eben durch dieſelbe den Revolutioniſten verdächtig. Kurz nachher erſah ihn ſich Ludwig XVI. zum Beſchützer bei ſeiner Flucht. Bouillé machte ſo zweckmäßige Anſtalten, daß der König, ohne den Befehl, kein Blut zu vergießen, unfehlbar gerettet worden wäre. Durch dieſe Milde aber ward Bouillé genöthigt, den König bei Varennes ſeinem Schickſal zu überlaſſen, und ſich unter dem Kugelregen der Revolutioniſten zu flüchten. Von Luxemburg aus ſchrieb er noch einen drohenden, wiewohl fruchtloſen, Brief an die Nationalverſammlung, und ſuchte dann die auswärtigen Mächte zur Bekämpfung der Republik zu bewegen. Er unterhandelte zu Wien, gewann insbeſondere Guſtav III. für ſich, und erhielt von Catharinen das Verſprechen, 30,000 Mann unter Anführung des Königs von Schweden und des franz. Generals marſchiren zu laſſen. Aber Guſtav ward ermordet, die Kaiſerin vergaß ihre Zuſage, und Bouillé begab ſich nach England. Hier ſchrieb er ſeine Memoiren über die Revolution, welche zuerſt in einer engliſchen Überſetzung, dann aus dieſer ins Deutſche übergetragen, und nach ſeinem

Tode auch im Originale erſchienen. Bouillé ſtarb in London am 14. Nov. 1800, gegen 62 Jahre alt.

Bouillon (Philippe-de-la-Tour d'Auvergne-Prince-de), in England unter dem Namen Capitaine d'Auvergne bekannt, iſt in St. Hellier, auf der Inſel Jerſey geboren, wo ſein Vater, Charles d'Auvergne, der dort lange verſchiedne Civil- und Militärpoſten bekleidet hatte, noch ein mittelmäßiges Vermögen beſaß. Philippe nahm Seedienſte, und ward Commandeur eines Küſtenwachtſlups von 16 Kanonen. Als er darauf nach Frankreich ging, wo er einen Theil ſeiner Erziehung genoſſen, gewann er die Freundſchaft des letzten Herzogs von Bouillon, dem er ſich als Abkömmling des proteſtantiſchen Zweigs der Familie von Turenne zu erkennen gegeben, und ward im J. 1791 von dem Greiſe, der keine Kinder hatte, mit Einwilligung der Stände und mit königl. Genehmigung an Kindesſtatt angenommen. Als die Revolution, nach dem Tode ſeines Adoptivvaters, der im J. 1792 geſtorben war, ihm alle Ausſicht zur Erbfolge entzogen, kehrte er nach Jerſey zurück, wo er die Unterſtützungen des engliſchen Gouvernements an die Emigranten vertheilte. Zur Zeit des Tractats von Amiens 1802 ging er nach Paris, und ward in den Tempel geſetzt, nach einigen Tagen aber, auf Englands Reclamation, wieder freigelaſſen. Seitdem commandirte er die Station von Jerſey und des alten Caſtells, mit dem Titel eines Commodores, ließ ſich in den pariſer Vertrag von 1814 mit einſchließen, verlor aber durch ſchiedsrichterlichen Ausſpruch zu Leipzig vom 1. Juli 1816 ſein Recht auf den Beſitz des Herzogthums Bouillon, das dem Herzog von Montbazon und Bouillon, Carl Alain Gabriel, Fürſten von Rohan Guemenée, zugeſprochen wurde, ſ. d. folg. Art. K.

Bouillon, Bullio, ein 2 M. breites und 4 M. langes Gebiet in den Ardennen, an der Grenze von Luxemburg und Lüttich. Dieſes waldige und bergige Land beſteht aus der Stadt Bouillon mit 1980 Einw., und 21 Flecken oder Dörfern, mit 16,000 Einw. Die Stadt, bisher der Hauptort eines Cantons, im Bezirke Sedan, im Depart. der Ardennen, liegt zwiſchen Bergen am linken Ufer des fiſchreichen Semois, 8 M. von Lüttich, 4 M. von Ivoix. Sie hat ein feſtes Schloß, auf einem Felſen, das aber von höheren Bergen beherrſcht wird. Das Herzogthum Bouillon beſaß einſt der berühmte Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, an den es, als eine von der Grafſchaft Ardenne abgeriſſene Herrſchaft, verſchenkt worden war. Um die Koſten zu ſeinem Kreuzzuge zu beſtreiten, verpfändete Gottfried ſein Herzogthum Bouillon im J. 1095 an den Biſchof Albert von Lüttich. Nachdem das Hochſtift viele Jahre es beſeſſen, machten die Häuſer la Marc und la Tour d'Auvergne ihr Erbrecht auf Bouillon geltend, traten jedoch im J. 1641 ihre Anſprüche daran gegen 150,000 brabantiſche Gulden dem Stifte Lüttich ab. Im Kriege von 1672 eroberte Frankreich auch Bouillon, und Ludwig XIV. ſchenkte es 1678 an den Herrn de la Tour d'Auvergne, ſeinen Oberkammerherrn. Seitdem gehörte es, als ein ſouveränes Herzogthum unter franzöſiſchem Schutze, dem Hauſe La Tour bis zur Revolution. Im J. 1792 wurde es eingezogen. Der letzte Beſitzer, Gottfried Carl Heinr. de la Tour d'Auvergne, ſtarb im Dec. 1812. Durch den pariſer Frieden im J. 1814 kam es größtentheils an das dem Könige der Niederlande zugefallene Großherzogthum Luxemburg. Hierauf wurde in der wiener Congreßacte vom 9. Juni 1815, im 69. Art, feſtgeſetzt, daß der König der Niederlan-

de, als Großherzog von Luxemburg, den Theil vom Herzogthum Bouillon, welcher nach dem pariſer Vertrage bei Frankreich nicht geblieben, mit voller Souveränetät beſitzen, das Eigenthumsrecht des Herzogthums Bouillon aber, nach ſchiedsrichterlichem Ausſpruch, einem der Bewerber, unter der Oberhoheit des Königs der Niederlande, zuerkannt werden ſollte. Dieſer Ausſpruch erfolgte zu Leipzig den 1. Juli 1816. Er iſt das erſte Beiſpiel der in der deutſchen Bundesacte beſtimmten ſchiedsrichterlichen Entſcheidung ſtreitiger Fälle durch ein Austrägalgericht, von dem keine Appellation Statt findet, und zugleich ein Beweis, daß man den Grundſatz der geſetzmäßigen Erbfolgeordnung, oder der Legitimität, welcher in dem J. 1815 erkämpft wurde, nur in Hinſicht des Eigenthums und Beſitzes, als Hauptentſcheidungsgrund geltend machen will. Es ernannten nämlich, nach Vorſchrift der Congreßacte, drei Monarchen drei Staatsmänner, Öſterreich den Baron Binder, Preußen den Baron von Brockhauſen, und Sardinien den Grafen de Caſtelalfer (ſardiniſchen Geſandten am preußiſchen Hofe), ſo wie die beiden Bewerber, der Fürſt Carl Alain von Rohan Guemenée, den Grafen de Fitte de Soucy, und der engliſche Viceadmiral, Philipp de la Tour d'Auvergne (ſ. d. vor. Art.), den brittiſchen Sachwalter, Sir John Sewell, zu Schiedsrichtern. Nachdem dieſelben nicht in Aachen, welcher Ort im 69. Art. vorgeſchlagen war, ſondern in Leipzig, einer Stadt in einem völlig neutralen Lande, ihre Verhandlungen geendigt hatten, entſchied die Mehrheit von 4 Stimmen gegen 1, zu Gunſten des Fürſten Rohan, vermöge ſeines auf Geburt, Hausverträge und Subſtitution beruhenden Erbrechts, als Enkel der Schweſter des letzten Herzogs von Bouillon. Auch die von dem Miniſter von Brockhauſen hinzugefügte Bedingung, daß der Prinz Rohan dem Adoptivſohne ſeines Großoheims, dem Admiral d'Auvergne, als Pflichttheil die Einkünfte des Herzogthums von 6 Jahren auszahlen ſollte, wurde durch eine Stimmenmehrheit von 3 gegen 2 verworfen. Hiernach iſt Prinz Rohan, vermöge ſeines Subſtitutionsrechts, dem gemeinen Rechte gemäß, in den Beſitz des Herzogthums eingetreten, das demſelben Subſtitutionsrechte auch künftig unterworfen bleibt. Zugleich ſoll er, nach dem 69. Art., für den Verluſt der oberhoheitlichen Rechte, von dem König der Niederlande entſchädigt werden, der ihm auch die inzwiſchen bezogene Eigenthumsnutzung erſetzen wird. — Zwei Puncte ſind in dieſer Rechtsſache zu bemerken. Der erſte iſt, daß das ſtreitige Erbfolgerecht nicht durch die Waffen, auf Koſten der Völker, wie im ſpaniſchen, öſterreichiſchen und ähnlichen Erbfolgekriegen, ſondern auf dem friedlichen Wege eines ſchiedsrichterlichen Ausſpruchs beſtimmt worden iſt. Hoffentlich wird künftig dieſelbe Weisheit bei der Frage über den Beſitz eines großen Landes eben ſo zu Gericht ſitzen, wie hier, wo es nur den Beſitz eines kleinen Gebietes galt; denn was weiſe und gerecht iſt, hängt nicht von der Quadratmeilenzahl, ſondern von der Vernunft ab. Der zweite Punct iſt der, daß man in dieſer Sache den Landes- vom Staatsbeſitz, das Eigenthums- vom Regierungsrecht getrennt hat. Staatsbeſitz und Regierungsrecht iſt nach dem allgemeinen Staatsrechte, wo offenbar Völkerrecht und Völkerwohl die Entſcheidungsregel geben, Landesbeſitz und Eigenthumsrecht hingegen nach dem Privatrechte, wo Haus- und Erbverträge die Regel für die Familienerbfolge geben, entſchieden worden. Folglich hat der Congreß, indem er die Souveränetät über Bouillon dem Großherzog von Luxemburg, ſo weit es in deſſen Gebiet

liegt, zuſprach, anerkannt, daß die Regierungshoheit nicht in die Kategorie des Privateigenthums geſetzt, noch als Familienerbgut betrachtet werden darf, das man veräußern oder über das man durch Teſtamente, Subſtitutionen und ähnliche Verträge verfügen könne. K.

Boulevards (oder Wälle) gehören unter die berühmteſten und beſuchteſten Spaziergänge in Paris. Sie gehen faſt um die ganze Stadt herum, und ſind in der Mitte für Wagen, auf beiden Seiten für Fußgänger eingerichtet, und mit ſchönen Gebäuden, Schauſpielhäuſern u. ſ. f. geziert.

Boulingreen, eigentlich ein grüner zum Kegelſpiel beſtimmter Raſenplatz, dann überhaupt ein ſchönes dicht bewachſenes Raſenſtück, dergleichen man in allen engliſchen Gärten findet.

Boulogne, eine alte franzöſiſche Seeſtadt an der Küſte der Picardie, jetzt der Hauptort eines Bezirks von $18\frac{1}{7}$ Q. M. mit 74,676 Einw. im Departement Pas de Calais, an der Mündung der Liane ins Meer, 11° 16′ 33″ Länge, 50° 43′ 33″ nördl. Breite. Sie beſteht aus Ober- und Unter-Boulogne, welches letztere vorzugsweiſe Boulogne sur mer genannt wird, und in Rückſicht der Schönheit der Häuſer und Straßen den obern Theil der Stadt bei weitem übertrifft. Beide Theile haben an 1600 Häuſer, über 13,000 Einwohner, und einen Hafen, der für große Kriegsſchiffe zwar zu ſeicht iſt, in welchen aber die größten Kauffahrteiſchiffe bei hoher Fluth ohne Gefahr aus- und einlaufen. Da man von hier aus bei gutem Winde die Küſten von England binnen 2—3 Stunden erreichen kann, ſo ließ Buonaparte den ſehr verſandeten Hafen reinigen und tiefer machen, und eine ungeheure Menge flacher Fahrzeuge zur Überfahrt einer Landungsarmee daſelbſt erbauen; auch viele kleine Forts und Batterien zur Befeſtigung des Hafens und der Stadt anlegen. Schon ſtand ein zahlreiches Heer viele Monate lang in einem ſtadtähnlichen Lager zum Überſchiffen bereit, als der Ausbruch der Feindſeligkeiten mit Öſterreich 1805 die franzöſiſchen Krieger von dort in andere Gegenden rief; und ſeitdem war von keiner Landung in England mehr die Rede. Boulogne hat ein Bisthum, 6 Kirchen, 1 Hoſpital, Börſe, Handelsgericht, Schifffahrtsſchule, Seebäder, Seifen-, Fayance-, Blech-, Leinen- und Wollenmanufacturen. Zum Ausfuhrhandel dienen: Heringe und Makrelen, die in Menge längs der Küſte gefangen werden, Champagner- und Burgunderweine, Steinkohlen, Getreide, Butter, Leinwand und Wollenzeuge. In Friedenszeiten halten ſich oft 2000—3000 Engländer in Boulogne auf.

Boulton (Matthew), ein Mann, der mit ausgezeichneten Talenten den regſten Eifer, den reinſten Patriotismus verband. Er ward geboren zu Birmingham am 14. Sept. 1728, und erzogen in einer Privatlehranſtalt zu St. Johns Chapel unter der Leitung von Anſted. Boultons Vater, der ſich durch eine neue und ſinnreiche Art, in Stahl einzulegen, bekannt gemacht und dadurch ein großer Vermögen erworben hatte, ſtarb, als ſein Sohn kaum 17 J. alt war. Dieſer verfolgte die Bahn des Vaters, und legte mit einem Aufwande von 9000 Pfund ſehr ausgedehnte Fabrikgebäude an. Seine ſpeculirende Thätigkeit leitete ihn auf manche ſchöne, nützliche und große Unternehmungen. Es gelang ihm, den Goldkalk nachzumachen, bald waren im In- und Auslande die ſchönſten Zimmerverzierungen aus Boultons Fabrik; bei ihm wurden von den koſtbarſten Ölgemählden die täuſchendſten Copien genommen, wobei er die Methode eines gewiſſen Egginton befolgte, der in der Folge durch ſeine Glasmahlereien ſich

einen Ruf erwarb. Mit James Watt von Glasgow, der im J. 1769 ein Patent über eine Dampfmaſchine erhielt, in Verbindung, legte Boulton eine Fabrik für Dampfmaſchinen an, die jetzt noch in den vorzüglichſten Bergwerken und Manufacturen Großbritanniens angewendet werden. Im J. 1788 machte er zuerſt Verſuche mit einer Münzmühle; ſie gelang vollkommen. Dieſe Mühle ſetzt 8 Maſchinen in Bewegung, von denen jede durch einen Knaben beſorgt wird, und in einer Minute 70—90 Kupfermünzen prägt. Die Compagnie von Sierra Leone läßt dort viele Silbermünzen, und die oſtindiſche Compagnie viele Kupfermünzen prägen. Nach dem Tode der Kaiſerin Catharina ſandte Boulton dem Kaiſer Paul I. einige der ſeltenſten Stücke ſeiner Fabrication, und erhielt dafür, nebſt einem verbindlichen Dankſagungsſchreiben, eine ſchöne Sammlung von Medaillen und Mineralien aus Sibirien, ſo wie auch alle neuere ruſſiſche Münzen. Boulton und Watt haben auch in Verbindung mit ihren Söhnen zu Smetwick, nahe bei Soho, eine Gießerei angelegt, wodurch ſie den Dampfmaſchinen eine ſo hohe Vollkommenheit geben können, daß ein Scheffel newcaſtler Steinkohlen 6000 Oxhöfte Waſſer 10 Fuß hoch treibt, und eben das bewirkt, was 10 Pferde in einer Stunde kaum ausrichten können. (Vergl. Dampfmaſchinen.) Dieſer Mann, deſſen Thätigkeit für das Induſtriewesen und die Kunſt den entſchiedenſten Nutzen gehabt hat, und der Tauſenden durch ſeine Unternehmungen jährlich ihr reichliches Auskommen verſchaffte, ſtarb im Auguſt 1809. Im Vaterlande, wie in der Ferne, hat man ſeine großen Verdienſte anerkannt. Er war Mitglied der königl. Societäten der Wiſſenſchaften zu London und Ediburg, der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Petersburg und mehrerer andern gelehrten Anſtalten. Er hinterließ einen Sohn und eine Tochter.

Bourbon (Haus). Mit Ludwig V., König von Frankreich, erloſch (21. Mai 987) der Stamm der Carolinger; denn ſein Oheim Carl, Herzog von Niederlothringen, der rechtmäßige Erbe der Krone, ward durch eine Gegenpartei vom Throne verdrängt, welchen Hugo Capet beſtieg, Herzog von der nachmaligen Isle de France und Graf von Paris, Enkel Roberts des Starken (deſſen zweiter Sohn Robert, im J. 922 als König gekrönt worden war) und Sohn Hugo des Großen, Herzogs von Frankreich, Burgund und Aquitanien, Grafen von Paris und Orleans. (S. d. Art. Frankreich.) Durch dieſe Erhebung ward die Pairſchaft des Herzogthums Frankreich mit der Krone vereinigt, und eine Dynaſtie begründet, die 8 Jahrhunderte hindurch den franzöſiſchen Königsthron beſaß, während eine Seitenlinie ſeit 1701 Spanien beherrſchte, welche das Königreich beider Sicilien im J. 1735 als Secundogenitur, und 1748 auch Parma für die Nachkommen eines ſpaniſchen Infanten erwarb. Aber die franzöſiſche Revolution ſtürzte das Haus Capet durch Napoleon von ſeinen Thronen, in Frankreich: 1792—1814 (ſ. Frankreich); in Spanien 1808—1814 (ſ. Spanien); in Neapel: 1806 bis 1815; in Parma: 1801—1817; und in Etrurien, wo durch Napoleon ein Bourbon von 1801—1807 regierte. Nur allein der Thron Ferdinands IV. zu Palermo ward unter brittiſchem Schutze aufrecht erhalten; während die übrigen Mitglieder des Hauſes Bourbon, die nicht in Frankreich Leben oder Freiheit verloren hatten, in England und Rußland oder in Napoleons Reiche einen Zufluchtsort fanden. Denn erſt nach Napoleons Fall im J. 1814 ſchien das Schickſal ſich mit einem Geſchlechte verſöhnen zu wollen, deſſen Geſchichte

mit der des ganzen Europa wunderſam verkettet iſt. — Hugo Capets (oder Breitkopfs) Familie nannte ſich nach dem mütterlichen Stammhauſe, der Stadt Bourbon l'Archambaud in Frankreich, das Haus Bourbon. Aus dieſem entſproſſen zwei Seitenlinien, die von Valois und die von Bourbon. Jene gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn König Philipps III.; dieſe Ludwig I., erſter Herzog von Bourbon, der Sohn Roberts, Grafen von Clermont, des zweiten, mit Beatrix, der Erbin von Bourbon vermählten, Sohnes Ludwigs IX. Die Söhne Ludwigs I., Herzogs von Bourbon (ſt. 1341) und Enkel Roberts von Clermont, ſtifteten zwei Linien: die ältere war die der Herzoge von Bourbon, welche mit dem berühmten Connetable von Bourbon, der bei dem Sturme auf Rom 1527 das Leben verlor, erloſch; die jüngere war die der Grafen de la Marche, nachmals Grafen und Herzoge von Vendome. Carl, Herzog von Vendome (ſt. 1537), hinterließ zwei Söhne: Anton und Ludwig. Jener ſtiftete durch ſeinen Sohn Heinrich IV. von Navarra das jetzt regierende königl. Haus Bourbon; dieſer das Haus Condé. — Nach Carls IV. des Schönen, des letzten aus dem älteſten Hauptzweige des Capetingiſchen Geſammtſtammes, Tode im J. 1328, beſtieg mit Philipp VI., das Haus Valois den Thron. Dieſes Haus erloſch 1589, durch die Ermordung Heinrichs III. Nun folgte durch Erbrecht, von perſönlicher Größe unterſtützt, der Abkömmling jenes Ludwigs von Bourbon, in der achten Generation, Heinrich IV. von Bourbon und König von Navarra. Sein Vater Anton hatte durch ſeine Gemahlin, Johanne von Albret, Erbin des kleinen Königreichs Navarra, dieſen Staat erworben, den Heinrich IV. jetzt mit der Krone Frankreich vereinigte. Antons jüngerer Bruder, Ludwig I., Prinz von Condé, wurde der Stifter der Linie Condé. Man unterſcheidet ſeitdem zwei Hauptlinien der Bourbons: die königliche und condéiſche. Die königliche trennte ſich wieder in zwei Branchen durch die beiden Söhne König Ludwigs XIII., da der ältere, Ludwig XIV., den Hauptaſt fortſetzte der mit deſſen Enkeln Ludwig (Dauphin) und Philipp V. in die ältere oder königlich franzöſiſche, und in die jüngere oder königlich ſpaniſche ſich theilte, während der jüngere, Philipp I., das Haus Orleans ſtiftete, als er von Ludwig XIV. das Herzogthum Orleans erhalten hatte. Die Könige des älteren königl. Zweiges des Hauſes Bourbon ſ. unt. d. Art. Heinrich IV., Ludwig XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII. Die Könige des jüngern königl. Zweiges ſ. unter Spanien. Seit der Reſtauration der Bourbons, in der Perſon Ludwigs XVIII., des 35. Königs aus dem Geſchlecht Capets in Frankreich, im J. 1814, beſteht das Haus Bourbon gegenwärtig, 1820, aus folgenden Zweigen und Mitgliedern. A. Königl. franz. Linie: 1. Ludwig XVIII., geb. 1755, Bruder Ludwigs XVI. (ſ. d. Art.), iſt Wittwer, und hat keine Kinder. 2. Carl Philipp, Monsieur, ehemals Graf von Artois (ſ. Artois), und deſſen Sohn, Ludwig Anton, Herzog von Angoulême, Sohn von Frankreich, geb. 6. Aug. 1775, verm. zu Mitau den 10. Juni 1799 mit der Tochter Ludwigs XVI. und Maria Antoinettens von Öſterreich, Maria Thereſia Charlotte, geb. den 19. Dec. 1778, Madame. Dieſe Prinzeſſin ward am 18. Aug. 1792 in den Tempel als Mitgefangene ihrer Ältern gebracht, am 20. Dec. 1795 aber entlaſſen, worauf ſie, mit Bewilligung der Directorial-Regierung, Paris

und Frankreich verließ, und zu Riechen bei Baſel an die öſterreichiſchen Bevollmächtigten ausgeliefert wurde; ſeitdem lebte ſie bis 1799 zu Mietau, von wo ſie ihren Oheim, den jetzigen König, überall hin begleitete. Ihr damaliges Einkommen beſtand in den jährlichen Zinſen eines von der Erzherzogin Chriſtine von Öſterreich (verſt. Gemahlin des Herzogs von Sachſen-Teſchen) ihr vermachten Capitals von 391,000 Fl. Als ſie im Mai 1814 in Paris einzog, ward ſie mit lebhafter Theilnahme empfangen, und von wahrem ritterlichen Geiſte beſeelt, eilte ſie während der Kataſtrophe im März 1815 nach Bordeaux, ſtellte dort ſich perſönlich an die Spitze der Königlichen, unterlag aber dem böſen Willen der Linientruppen und der Untreue der Nationalgarde; ſie ging alſo mit dem General Clauzel eine Capitulation ein, und begab ſich zu Schiffe mit dem Maire Lynch nach Holland zu ihrem Oheim, dem ſie auch nach Paris wieder gefolgt iſt. Sie iſt Beſchützerin der Geſellſchaft der mütterlichen Liebe in Frankreich. — Ihr Gemahl, der Herzog von Angoulème landete zuerſt am 11. Febr. 1814 im ſüdlichen Frankreich, und kehrte hierauf mit ihr im Gefolge Ludwigs XVIII. aus England nach Paris zurück. Im J. 1815 zeichnete er ſich bei Napoleons Uſurpation des Thrones in dem Commando eines kleinen Corps Königlicher in einem Gefecht bei Montelimart gegen Napoleons Truppen aus, war auch in einem zweiten Treffen bei Valence glücklich, mußte aber nach dem Abfall faſt aller ſeiner Truppen bei Port St. Esprit capituliren (8. April). Kraft dieſer Capitulation ſchiffte er ſich zu Cette ein (16. April) und landete (am 19. April) zu Barcelona, von wo er ſich zu ſeiner Familie wieder begab; gegenwärtig iſt er Großadmiral von Frankreich und Generaloberſt der Carabin., Küraſſ. und Drag. der franz. Armee und Inhaber eines Jägerregiments. Sein Bruder, Carl Ferdinand, Herzog von Berry, geb. 24. Jan. 1778, war vor der Herſtellung ſeiner Familie auf den franz. Thron bei ſeinem Vater in Edinburg; im März 1815 begleitete er ſeinen Bruder Angoulème nach Lyon, eilte von da nach Paris und ſtellte ſich an die Spitze der vor Paris gegen Napoleon am 11. März aufgeſtellten Armee, nach deren Abfall er am 20. d. M. ſeinem Oheim, dem Könige, folgte. Den 17. Juni 1816 vermählte er ſich mit Caroline Ferdinande Louiſe (geb. 5. Nov. 1798), älteſten Tochter des Kronprinzen beider Sicilien, den 14. Febr. 1820 ſtarb er an einer von Louvel erhaltenen Stichwunde, hinterließ eine Tochter, Louiſe, geb. 1819, Mademoiſelle de France, und ſeine Wittwe kam (29. Sept. 1820) mit Heinrich, Herzog von Bordeaux, nieder. — Ferner lebt von des Königs Ludwig XIV. außerehelicher Nachkommenſchaft die Tochter des am 4. März 1791 verſt. Ludwig Johann von Bourbon, Herzogs von Penthievre, Louiſe Marie Adelheid, geb. 23. März 1753 (ſonſt Mademoiſelle de Penthievre genannt), ſeit dem 6. Nov. 1793 Wittwe von Ludwig Philipp Joſeph, Herzog von Orleans (Egalité genannt), von dem ſie den 22. Jul. 1792 geſchieden wurde. Sie hielt ſich bis 1814 in Spanien auf, wohin ſie deportirt worden war. Hier lebte ſie (zu Barcelona) von dem Ertrage der ihr reſtituirten Güter, der ihr mit 100,000 Franken jährlich aus dem Schatze von Frankreich angewieſen worden war. Sie kehrte mit den Bourbons nach Paris zurück, und mußte daſelbſt, als Napoleon im März 1815 dort ankam, Krankheits wegen bleiben. B. Der zweite Aſt der königl. Linie, das königl. ſpaniſche Haus Bourbon, von Philipp V., Ludwigs XIV. zweitem Enkel, ge-

ſtiftet, beſteht jetzt aus folgenden Mitgliedern. a) Von Carl IV., reſignirtem König von Spanien, geb. in Neapel den 12. Nov. 1748, ſtarb daſelbſt den 19. Jan. 1819 (ſ. d. Art. Carl IV.), ſind folgende Kinder am Leben: 1. Charlotte Joachime, Gemahlin des Königs von Portugal, geb. 1775; 2. Marie Louiſe Joſ. Antoine, geb. 1782, reſignirte Königin von Etrurien, Wittwe von Ludwig, Infant von Spanien, ehemaligem König von Etrurien. Deren Kinder: Carl Ludwig, Infant von Spanien, reſignirter König von Etrurien, geb. zu Madrid den 23. Dec. 1799, und Marie Louiſe Charlotte, geb. den 1. Oct. 1802 auf der Überfahrt von Livorno nach Barcelona. Die Mutter nahm 1817 das Fürſtenthum Lucca in Beſitz, als einſtweilige Entſchädigung, bis nach dem Tode der Erzherzogin Marie Louiſe Parma wieder an ſie und ihre Nachkommen zurückfällt. Die Schwägerinnen der Königin von Etrurien ſind: Marie Antoine Joſephe, Prinzeſſin von Parma, bei den Urſulinerinnen zu Parma, und Charlotte Marie Ferdin., Prinzeſſin von Parma, ſeit 1804 zu Rom. 3. Ferdinand VII., ſonſt Prinz von Aſturien, geb. 14. Oct. 1784, zuerſt vom 19. März 1808 an 6 Wochen lang König von Spanien, verzichtete nebſt ſeinen Brüdern auf die ſpaniſche Krone durch die Declaration aus Bordeaux vom 12. Mai 1808; dann lebte er, von einer Doppelrente von 400,000 und 600,000 Fr. aus dem franz. Schatze und einem Antheile von 50,000 Morgen an den Domänen von Navarra, zu Valencay in Frankreich; im J. 1810 meldete man von ihm, daß er dem Kaiſer Napoleon das ihm entdeckte Unternehmen des Engländers Kolly, ihn zu entführen, ſelbſt mitgetheilt, und zugleich gewünſcht habe, von ihm als kaiſerl. Prinz Frankreichs adoptirt zu werden (vergl. Ferdinand VII. und Spanien ſeit 1808). Doch als Napoleon am Schluſſe des J. 1813 ſich von allen Seiten bedrängt ſah, ſchloß er (15. Dec. 1813) mit Ferdinand VII. Friede, und obgleich die Bedingungen deſſelben von den Cortes nicht anerkannt wurden, ſo kehrte Ferdinand doch in ſein Reich zurück. 4. Carl Mar. Joſ. Iſidor, geb. 1788 zu Madrid, verm. 1816 mit Mar. Franciſca, des Königs von Portugal Tochter, deren Sohn: Carlos, geb. zu Madrid den 31. Jan. 1818. — 5. Marie Iſabelle, geb. 1789, Gemahlin des Kronprinzen von Sicilien. 6. Franz de Paula Anton Maria, geb. 1794 zu Madrid, verm. 1819 mit ſeiner Nichte, Louiſe, des Kronprinzen von Sicilien zweiter Tochter zweiter Ehre, deren Sohn: Franz von Aſſis, geb. zu Madrid den 6. Mai 1820, Herzog von Cadiz. Die Infanten Anton, Carl und Franz erhielten 1808 auch Apanagengelder aus dem franz. Schatze, und hatten den Genuß ihrer Ordenspfründen in Spanien. b) Von Carls IV. Geſchwiſtern leben noch: 1. Ferdinand IV., jetzt Ferdinand I., König beider Sicilien, Gemahl von Marie Caroline, des römiſchen Kaiſers Franz I. Tochter, ſt. 1814. Deren Kinder: aa) Franz Januar Joſeph, geb. 1777 den 19. Auguſt, Herzog von Calabrien, Kronprinz beider Sicilien, mit 9 Kindern aus ſeiner zweiten Ehe mit Iſabella von Spanien; ſeine Tochter aus der erſten Ehe iſt Gemahlin des Herzogs v. Berry. bb) Marie Chriſtine, Gemahlin Carl Felix, Prinzen von Sardinien, Herzogs von Genevois. cc) Marie Amalie, Gemahlin Ludwig Philipps, Herzogs von Orleans. dd) Leopold, Fürſt von Salerno, verm. mit Clementine, Franz I. von Öſterreich dritter Tochter. — Des Königs Carl IV. verſt. Bruders Gabriel Franz Anton Xaver Sohn: Pe-

ter Carl Anton, geb. 1786, Infant von Spanien, der im Nov. 1807 mit dem portugieſiſchen Hofe, wo er ſeit 1790 erzogen worden war, nach Braſilien ging, 1810 zu Rio de Janeiro mit Mar. Thereſe, Johanns VI., Regenten von Braſilien, Tochter, ſich vermählte und daſelbſt 1812 ſtarb, lebt ein Sohn: Sebaſtian Maria, Infant von Spanien, geb. den 4. Nov. 1811. Aus der Ehe Carls III. Bruders, Ludwig Anton Jacob, mit Thereſe de Vallabriga y Drummond, Herzogin von Cinchon, Tochter eines aragoniſchen Capitäns der Infanterie, leben: a) Don Ludwig Maria von Bourbon, Erzbiſchof von Toledo, Präſident der proviſor. Junta der Cortes im März 1820; b) Caroline Joſephine Antoine, Gemahlin des Don Manuel Godoy, des Friedensfürſten, und c) Marie Louiſe von Bourbon, verm. 1. Juni 1817 mit dem Herzog von San Fernando, Grand von Spanien. C. Die Seitenlinie des königl. franz. Hauptaſtes des Hauſes Bourbon, welche von Ludwigs XIV. Bruder, Philipp I., abſtammt, und das Haus Orleans bildet, indem es von dieſem Philipp an bis 1739 das Herzogthum oder die Pairie Orleans beſeſſen hat, zählt gegenwärtig folgende 11 Mitglieder: 1. Herzog Ludwig Philipp von Bourbon-Orleans (vor der Revolution Herzog von Chartres, Sohn des Philipp Egalité), geb. den 6. Oct. 1773, wurde nebſt ſeinen Brüdern 1797 aus dem Verhafte zu Marſeille entlaſſen, ging mit ihnen nach Philadelphia, dann, nach geſchehener Ausſöhnung mit den franz. Prinzen des Hauſes Bourbon, nach England (1800), hierauf nach Gibraltar (1808), lebte dann ſeit 1809 in Palermo, blieb nach der Rückkehr der Bourbons in England, bis er 1817 nach Paris ſich begab, wo er das Palais Royal bewohnt. Er iſt Generaloberſter der Huſaren und Großkreuz der Ehrenlegion. Seine Gemahlin Marie Amalie, K. Ferdinands I. von Sicilien Tochter, geb. den 26. April 1782; aus dieſer Ehe: a) Ferd. Philipp Ludwig Carl Heinrich, Herzog von Chartres, geb. zu Palermo den 3. Sept. 1810; b) Louiſe Marie Thereſie Charlotte Iſabelle, Mademoiſelle, geb. zu Palermo den 3. April 1812; c) Marie Chriſt. Carol. Adelaide Franciska Leopoldine (Mademoiſelle de Valois), geb. zu Palermo den 12. April 1813; d) Ludwig Carl Phil. Raphael, Herzog von Nemours, geb. zu Paris den 25. Oct. 1814; e) Franciska Louiſe Caroline, Mademoiſelle de Montpenſier, geb. den 28. März 1816 zu Twickenham; f) Marie Clementine Carol. Leop. Clotilde, Mademoiſelle de Beaujolois, geb. den 3. Juni 1817 zu Paris; g) Franz, Prinz von Joinville, geb. den 14. Auguſt 1818 zu Paris; h) Carl, Herzog von Penthievre, geb. den 1. Januar 1820 zu Paris. — 2. Des Herzogs von Orleans Schweſter, Eugenie Adelheid Louiſe, Mademoiſelle d'Orleans, geb. den 23. Aug. 1777. 3. Vaters Schweſter: Louiſe Marie Thereſe Mathildis, Madame d'Orleans, geſchiedene Gemahlin von Herzog Ludwig Heinrich von Bourbon-Condé, die zu Barcelona 50,000 L. jährl. aus dem Schatze von Frankreich erhielt, und ſeit dem 5. Juni 1816 wieder in Paris ſich aufhält. D. Die Condéiſche Linie, zweite Hauptlinie der Bourbons, die von Ludwig I., dem erſten Prinzen von Condé, abſtammt, ward durch die beiden Söhne des Enkels von dieſem Ludwig I., Heinrichs II., in zwei Äſte zerſpalten, indem nämlich: 1. Ludwig II. (ſt. 11. Dec. 1686) den Aſt Bourbon-Condé und 2. Armand (ſt. 21. Febr. 1666), Prinz von Conty, den Aſt von Bourbon-Conty ſtiftete. Von

dem Aſte Bourbon-Condé leben zwei: a) Ludwig Heinrich Joſeph, Herzog von Bourbon, Sohn des 1818 verſt. Herzogs Ludwig Joſeph von Bourbon, Prinzen von Condé (ſ. die eignen Artikel) aus der erſte Ehe, geb. den 13. April 1756, geſchiedener Gemahl der oben unter Orleans gedachten Louiſe Marie Thereſe Mathildis; b) des Vorigen Schweſter, Louiſe Adelheid, Prinzeſſin von Condé, geb. den 5. Oct. 1757, lebte in England in einem Kloſter zu Norfolk, war 1768 Äbtiſſin zu Remiremont, ging 1795 in ein Kloſter zu Turin, und ward im Dec. 1816 Vorſteherin der Schweſterſchaft in dem zu einem Kloſter umgeſchaffenen Tempelthurm zu Paris. (Von Carl Charolois, Prinz von Condé, leben noch zwei natürliche, aber legitimirte Töchter, von denen die eine, Charlotte Marg. Eliſ., als legitimirte Mademoiſ. de Bourbon, den jetzigen däniſchen Generalmajor Grafen von Löwendahl 1772 heirathete.) Von dem zweiten Aſte, Bourbon-Conty, ſtarb der letzte Zweig, Ludwig Franz Joſeph von Bourbon, Prinz von Conty, den 13. März 1814. Er lebte früher zu Barcelona in Spanien von einer Penſion von 25,000 Liv. aus dem franz. Schatze vom Ertrage ſeiner ehemaligen Güter. Indeß verlieh im Nov. 1815 Ludwig XVIII. den natürlichen Söhnen deſſelben, den HH. von Hattonville und von Removille die Befugniß, den Namen und das Wappen von Bourbon-Conty zu führen. Die bekannte Gräfin von Mont-Clair-Zain, deren Namen das Anagramm von den Namen ihrer Ältern, des Prinzen Ludwig Franz de Bourbon-Conty und der Herzogin von Mazarin, enthält, gehört auch noch als wilder Sprößling zu dieſem Aſte; außerehelich geboren, ward ſie von Ludwig XV. 1772 legitimirt und den 7. Oct. 1788 in der Abtei St. Antoine getauft; im J. 1799 lebte ſie noch zu Paris als Directorin einer weiblichen Erziehungsanſtalt, und foderte ihrer Abkunft wegen von der franz. Regierung eine Penſion. K.

Bourbon (Charles, Duc de), berühmt unter dem Namen Connetable von Bourbon, war ein Sohn Gilberts, Grafen von Montpenſier und Clara's von Gonzaga. Geboren 1489, empfing er in ſeinem 26. Jahre von Franz I. das Schwert des Connetables, da er ſich in einer ſo kriegeriſchen Zeit bereits durch glänzende Thaten ausgezeichnet hatte. Stets auf dem gefährlichſten Poſten, trotzte er dem Tode mit einer Kaltblütigkeit, die ſeine Waffengefährten zur Bewunderung hinriß. Als Vicekönig von Mailand gewann er Aller Herzen durch Sanftmuth und Leutſeligkeit. Nichts gebrach ſeinem Glücke und ſeinem Ruhme; als eine Ungerechtigkeit, die ſein König ihm hätte erſparen ſollen, ihn Frankreich und ſeinen Pflichten raubte, und das Haus Bourbon in eine Ungunſt ſetzte, die bis zum Ende der Regierung Heinrichs III. fortdauerte. Sei es nun, daß die Herzogin von Angoulême, die Mutter Franz I., wie einige Schriftſteller ihr vorwerfen, für den jungen Connetable eine Liebe gefaßt hatte, deren Verſchmähung ſie nicht dulden konnte; ſei es, daß ſie blos von Habſucht verleitet, die Domänen Carls von Bourbon in Anſpruch nahm, und einen Prozeß darüber gegen ihn gewann; genug, ſie wollte eine förmliche Schenkung Ludwigs XII. umſtoßen. Der Connetable zu ſtolz, um ſich ſeiner Güter durch die Mutter eines Königs beraubt zu ſehen, dem er bisher mit Eifer gedient hatte, gab den Vorſchlägen Gehör, welche ihm von Carl V. und dem Könige von England gemacht wurden. Er erfuhr das Schickſal Aller, die zu einem fremden Fürſten übergehen; wohl aufgenommen, ſo lange man ſeiner bedurfte, bewacht, um ſich ſeiner zu verſichern, der Verachtung der Spa-

niſchen Granden, der Eiferſucht der Generale Carls V. preisgegeben, ohne Anhang an einem fremden Hofe, blieb ihm nichts als ſeine Tapferkeit und Reue; aber dieſe Tapferkeit reichte hin, ihm eine Armee zu geben und den Kaiſer zu einem ehrenvollen Betragen gegen ihn zu nöthigen. Er war bereits außerhalb Frankreich, als Franz I. ihm das Connetableſchwert und den Orden abfodern ließ; ſeine Antwort verräth den ganzen Schmerz ſeiner Seele: „den Degen hat mir der König zu Valenciennes genommen, als er die Avantgarde, die mir gehörte, d'Alençon übergab; den Orden habe ich zu Cantelles gelaſſen, unter meinem Kopfkiſſen.“ Seine Flucht ſchon war ein Unglück für Frankreich, denn ſie hemmte Franz I., der nach Italien zu gehen im Begriff war. Zum General der kaiſerlichen Truppen ernannt, belagerte Bourbon zwar vergeblich Marſeille, aber er trug zu der Niederlage bei Pavia bei. Als er hörte, daß ſein König gefangen nach Madrid geführt worden ſei, ging er ſelbſt dahin, um nicht in dem Vergleiche der beiden Monarchen vergeſſen zu werden, deſſen Abſchluß aber Carl V. verzögerte. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr er, daß er auf das Wort des Kaiſers nicht rechnen dürfe, der ihm ſeine Schweſter zur Gemahlin verſprochen hatte. Gezwungen, ſeinen Unwillen zu verbergen, kehrte er nach Mailand zurück, behauptete Italien durch das Schrecken ſeiner Waffen, und machte ſich durch ſeine Macht ſelbſt dem Kaiſer verdächtig, der, um ihn zu ſchwächen, ihm Geld und andere Bedürfniſſe vorenthielt. Um die Auflöſung ſeines Heeres zu verhindern, führte es Bourbon zur Belagerung von Rom, deſſen Plünderung er ihm verſprach. Als er hier der Erſte die Breſche beſtieg, ward er den 6. Mai 1527 von einer Kugel getroffen, welche Benvenuto Cellini abgeſchoſſen zu haben behauptet, und ſtarb ohne Nachkommenſchaft im 38. Jahre ſeines Alters. Sein Leichnam ward nach Gaeta gebracht, wo ſeine Soldaten ihm ein prächtiges Grabmahl errichteten, welches nachher zerſtört worden. So endigte ein Mann, dem die Natur keine von den Eigenſchaften verſagt hatte, welche einen Helden machen.

Bourbon, eine franz. Inſel im indiſchen Meer, öſtlich von Madagascar, 72° 58′ — 73° 10′ öſtl. L., 20° 31′ 43″ — 21° 39′ ſüdl. Br., 112 Q. M. groß, 1811 mit 80,346 Einwohnern, wovon 16,400 Europäer und Creolen, 3459 freie Neger, und 60,450 Sklaven. Die Inſel iſt vulkaniſchen Urſprungs, und noch brennt fortdauernd in Südoſten ein Vulkan, um welchen in einem Kreiſe von 6 Meilen alles öde und verbrannt iſt. Das ganze Land beſteht eigentlich aus zwei an einander hängenden Bergen, unter welchen der nördliche, ein ausgebrannter Vulkan, der höhere und an Umfang bei weitem der größere iſt. Beider Berge Gipfel ſind nackte Felſen, die höchſte Spitze des nördlichen Berges les trois Salasses iſt 4600 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Viele Bergſtröme ſtürzen von den ſchroffen Höhen und bewäſſern die Niederungen, in welchen der furchtbare vulkaniſche Ruin von der üppigſten tropiſchen Vegetation überwältigt, einen oft eben ſo überraſchenden als reizenden Anblick darbietet. In einigen Teichen iſt das Waſſer ſo mit mineraliſchen Stoffen geſchwängert, daß weder Fiſche darin leben, noch Sumpf- und Waſſerpflanzen an den Ufern wachſen. Die Producte der Inſel ſind: Caffee (im J. 1799 5 Mill. Pf.), Mais, Weizen, Reiß, Taback, Baumwolle, Muscatnüſſe, Gewürznelken (im J. 1799 60,000 Pf.), Zucker, Aloe, Ebenholz, Obſt, Palmen, Indigo, weißer Pfeffer, Bauholz, Kopal, Sandarak, Kampfer, Gartenfrüchte mannichfaltiger Art,

Schlachtvieh und Schildkröten. Die Inſel iſt in 9 Kirchſpiele abgetheilt: St. Denis, St. Marie, St. Suſanne, St. André, St. Benoit, St. Roſe, St. Joſeph, St. Pierre und St. Paul. Nur einige Stunden breit in einer mit den Küſten parallelen Linie iſt bis jetzt das Land angebaut. Die dichten Wälder im Innern werden zum Theil von einer Art von Mulatten bewohnt, die ziemlich im Zuſtande roher Naturmenſchen leben. Bourbon iſt von Klippen umgeben, und hat blos zwei, eben auch nicht gute Ankerplätze, was der Schifffahrt nicht wenig hinderlich iſt. Bourbon und Isle de France wurden 1545 von dem Portugieſen Mascarenhas entdeckt. 1634 ſtiftete die franzöſiſch oſtindiſche Handelscompagnie hier eine Factorei. 1642 ließen ſich franz. Seeräuber von Madagascar aus hier nieder, und fingen an ſich dem Ackerbau zu widmen. 1774 nahm die franz. Regierung förmlichen Beſitz von der Inſel. Während der Revolution ward ſie erſt Reunion, dann 1809 Buonaparte genannt, bis ſie 1814 ihren alten Namen wieder erhielt. — Im J. 1811 beſtand das Militär aus 4179 Mann, nämlich 576 Linientruppen, 417 Creolenſchützen, 900 Bürgergarden und 2300 Milizen.

Bourdaloue (Louis), einer der berühmteſten Kanzelredner Frankreichs, geboren zu Bourges im J. 1632, war 16 Jahre alt, als er in die Geſellſchaft Jeſu trat. Hier vollendete er ſeine Studien. Seine Lehrer, die früh ſeine Talente erkannten, vertrauten ihm nach und nach den Lehrſtuhl der Humaniora, der Rhetorik, der Philoſophie und der theologiſchen Moral. Nach dieſen verſchiedenen Ämtern beſtieg er die Kanzel, auf der er um ſo mehr glänzte, als er, ganz im Gegenſatze der geſchmackloſen und weitſchweifigen Prediger ſeiner Zeit, mit kraftvoller und echt religiöſer Beredſamkeit die Leidenſchaften, Schwächen und Irrthümer der Menſchen bekämpfte. Dies geſchah um das J. 1669, in der glänzendſten Zeit Ludwigs XIV. In jener Epoche des Ruhms und Glücks für Frankreich, wo man nur von den Siegen eines Turenne, von den Feſten zu Verſailles, von den Meiſterwerken Corneille's und Racine's, von den Aufmunterungen aller Künſte und dem Fluge ſprechen hörte, den nach allen Seiten hin der menſchliche Geiſt nahm, trat Bourdaloue mitten unter dieſen Bezauberungen auf, und weit entfernt, die Wirkungen derſelben zu ſchwächen, erhöhten die Würde ſeines Worts und der Ernſt ſeiner Beredſamkeit vielmehr ihren Glanz. Ludwig XIV. rief ihn zuerſt im Advent 1670 an den Hof, und Bourdaloue fand ſo großen Beifall, daß er zu zehn verſchiedenenmalen an den Hof berufen wurde, da ſelten derſelbe Prediger dreimal berufen ward. Nach der Zurücknahme des Edicts von Nantes ward er nach Languedoc geſchickt, um den Proteſtanten die Wahrheiten des katholiſchen Glaubens anſchaulich zu machen, und er wußte bei dieſem mißlichen Geſchäfte die Würde ſeines Prieſteramts mit den heiligen Rechten der Menſchheit vollkommen zu vereinigen. In den letztern Jahren ſeines Lebens entſagte Bourdaloue der Kanzel, und widmete ſeine Sorgfalt Hospitälern, Gefängniſſen und frommen Anſtalten. Seine kraftvollen Reden und ſeine gefälligen Sitten verfehlten nie ihren Zweck. Er wußte ſeinen Vortrag dem Faſſungsvermögen derer jedesmal anzupaſſen, denen er Rath oder Troſt ertheilte. Einfach mit dem Einfachen, gelehrt mit dem Gelehrten, Dialektiker mit dem Geiſtlichen ging er ſiegreich aus allen Verhältniſſen hervor, in welche ihn Nächſtenliebe, heiliger Eifer und die Pflichten ſeines Standes verſetzten. Von allen gleich geliebt, übte er eine Art von Herrſchaft über die Geiſter aus. Keine Rückſicht

konnte ihn je der Freimüthigkeit und Rechtſchaffenheit untreu machen. Er ſtarb mitten unter der Ausübung ſeiner Pflichten den 13. Mai 1704. Bourdaloue iſt als der Reformator der Kanzel und der Gründer echter religiöſer Beredſamkeit in Frankreich anzuſehen. Auch im Auslande ſind ſeine Reden durch Überſetzungen bekannt geworden, und haben den verdienten Beifall gefunden.

Bourdeaux, ſ. **Bordeaux**.

Bourdonnaye (Bernard François Mahé de la), geb. 1696 zu St. Malo, wurde frühzeitig für das Seeweſen gebildet, und wußte ſchon im 10. Jahre das Steuerruder zu führen. Bald zeichnete er ſich ſo ſehr aus, daß ihn der König zum Generalgouverneur von Isle de France und Bourbon ernannte. Beide Beſitzungen wurden unter ſeiner Verwaltung in den blühendſten Zuſtand verſetzt. In dem Kriege von 1741, wo die Engländer in Indien herrſchten, wo eine engliſche Escadre auf der See kreuzte und viele Priſen machte, faßte Bourdonnaye den kühnen Entſchluß, eine kleine Flotte auszurüſten und ſich mit derſelben den weitern Fortſchritten jener Escadre zu widerſetzen. Er lief deßhalb mit 9 Kriegsſchiffen von Bourbon aus, griff die Escadre an, zerſtreute ſie, und unternahm die Belagerung von Madras. Der Platz capitulirte im September 1746 und die Beſiegten zahlten ein Löſegeld von ungefähr 9 Millionen. Obgleich die Regierung den gemeſſenſten Befehl ertheilt hatte, keine Eroberung auf dem feſten Lande zu behaupten, und Bourdonnaye alſo, indem er dieſes Löſegeld annahm, nur jenem Befehle ſtreng nachgekommen war, ſo ward er dennoch der Verrätherei angeklagt, und beſchuldigt, ſich vom Feinde beſtechen laſſen und demſelben ein zu geringes Löſegeld auferlegt zu haben. So ſprach die über ſeinen Reichthum erwachte Mißgunſt. Der Generalgouverneur von Pondichery, Jean François **Dupleix**, caſſirte nämlich die Capitulation, bemächtigte ſich der Schiffe Bourdonnaye's und wollte dieſen ſogar ſelbſt verhaften laſſen. Ja, er erſtattete im Namen des Directoriums der indiſchen Compagnie über deſſen Benehmen einen ſo nachtheiligen Bericht nach Paris, daß Bourdonnaye zum Lohne ſeiner Thaten, als er dorthin zurückkehrte, in die Baſtille geſetzt wurde. Nachdem der Prozeß deſſelben vier Jahre gedauert hatte, ward endlich ſeine Unſchuld anerkannt, und mit der Freiheit erhielt Bourdonnaye auch zugleich ſeine Würden wieder. Doch im J. 1754, eben als man auch ſeinem Todfeinde Dupleix angefangen hatte, den Prozeß zu machen, tödteten ihn der Gram und die Folgen der langen Gefangenſchaft. S. Labourdonnaye's Leben, von Haſſe, in Niemeyers Biographen III.

Bourgogne (Louis, Duc de), geboren den 6. Auguſt 1682 zu Verſailles, war der Sohn des Dauphins, des Sohns Ludwig XIV. und der Prinzeſſin Anne von Baiern. Schon in ſeiner früheſten Jugend, ſagen gleichzeitige Schriftſteller, zeigte er ſich von einer furchtbaren Seite, und entwickelte offenbar Züge eines grauſamen Gemüths. Er war hartherzig, zornig, eigenſinnig bis zum Übermaße, leidenſchaftlich für alle Genüſſe, zur Grauſamkeit geneigt, und verſpottete ohne Schonung und mit ungewöhnlichem Scharfſinne die Lächerlichkeiten derjenigen, die in ſeiner Nähe waren, ſo wie ſeine Antworten, ſelbſt wenn er im Zorne war, ſtets mit Sicherheit das rechte Ziel trafen. So geſinnt war ſchon vom 7. Jahre der Prinz, deſſen Erziehung Fenelon, Fleury und Beauvilliers anvertraut wurde. Dieſe Männer waren allerdings im Stande, gegen ſo große Verwöhnungen anzukämpfen, ſo wie ſie denn überhaupt alles anwand-

ten, um, wo möglich, ſo verderbliche Neigungen eines Prinzen, der zum Regenten beſtimmt war, zum Guten zu führen. Ein Wunder verdient es genannt zu werden (wie ein gleichzeitiger Schriftſteller ſich ausdrückt), daß durch die Bemühungen dieſer Leute in ſehr kurzer Zeit ſo große Fehler in vollkommen entgegengeſetzte Tugenden verwandelt wurden. Aus dieſer Verwandlung ging nämlich ein liebenswürdiger, menſchlich geſinnter, beſcheidener Prinz hervor, der ſeinen Verpflichtungen oblag und ſie alle treulich erfüllte. Im J. 1697 heirathete er die Prinzeſſin Adelaid von Savoyen, eine Dame, deren liebenswürdige und geiſtvolle Eigenſchaften die Zierde des ganzen Hofes ausmachten und welche ſtets von ihrem Gemahle mit der innigſten Zärtlichkeit geliebt wurde. Von nun an begann die militäriſche Laufbahn des Prinzen. Im J. 1699 ließ Ludwig XIV. zur militäriſchen Ausbildung ſeines Enkels ein Luſtlager bei Compiegne aufſchlagen, und ertheilte demſelben hernach 1702 den Befehl über die Armee in Flandern, welchen er unter dem Beiſtande des Marſchalls Bouflers führte, und wo er Gelegenheit fand, ſich in einem Cavalleriegefecht nahe bei Nimwegen durch Entſchloſſenheit und Muth ſehr zu ſeinem Vortheile auszuzeichnen. Hierauf erhielt er 1707 das Commando über die Armee an den Grenzen Italiens, übernahm daſſelbe aber nicht, weil der Marſchall von Teſſé den Feind bereits gezwungen hatte, ſich nach Piemont zurückzuziehen. Nun aber ward der Prinz, und zwar unter den allerbedenklichſten Umſtänden, zum Oberbefehlshaber der Armeen in Flandern ernannt und mit Verhaltungsbefehlen, welche ihn vom Herzoge von Vandome abhängig machten, Marlborough und dem Prinzen Eugen entgegengeſtellt. Die Mißverſtändniſſe, welche ſich gleich anfangs zwiſchen dem Prinzen und Vandome erhoben, zogen die traurigſten Folgen nach ſich. Ganz Frankreich klagte ihn laut als den Urheber der Unglücksfälle an und gab dieſelben nicht blos ſeinem furchtſamen Charakter, ſondern auch insbeſondere ſeiner zu weit getriebenen Religioſität Schuld. Nichts deſto weniger ſchien es, als ob es dem Prinzen gelungen wäre, ſich im Betreff ſeiner Kriegsunternehmungen bei dem Könige zu rechtfertigen; Vandome hingegen, der ſich gegen den künftigen Thronfolger mit einer ſeltenen Unbeſcheidenheit benommen hatte, fiel in Ungnade, wurde jedoch von der Gegenpartei, beſonders von dem Vater des Dauphin, der ſeinem Sohne die beſſere Erziehung nicht verzeihen konnte, auf eine auffallende Weiſe begünſtigt. Kurz darauf, J. 1711 wurde der Herzog von Bourgogne durch den Tod ſeines Vaters Dauphin, und nun erſt fing er an, nachdem er den Zwang, in welchem er bis dahin gehalten, von ſich abgeworfen hatte, die Aufmerkſamkeit des ganzen Hofes auf ſich zu ziehen und ſich dergeſtalt das Zutrauen des Königs zu erwerben, daß dieſer, obgleich ſehr eiferſüchtig auf ſein Anſehen, ihn dennoch zum Reichsgehülfen annahm und allen ſeinen Miniſtern anbefahl, mit demſelben zu arbeiten. Ganz Frankreich erwartete von den Tugenden und den vortrefflichen Anlagen des Prinzen eine langerſehnte und dem Lande ſo erſprießliche Ruhe, als dieſer plötzlich am 18. Februar 1712 von einer unerklärbaren und plötzlichen Krankheit hinweggerafft wurde, nachdem ſechs Tage vorher ſeine Gemahlin und zwanzig Tage vorher ſein älteſter Sohn ein Opfer derſelben Krankheit geworden war. In weniger als einem Jahre hatte Frankreich vier Dauphins geſehen, und ſogar der jüngſte Sohn des Herzogs von Bourgogne, nun der einzige Erbe des Throns, nachmals Ludwig XV., ſchwebte in der augen-

ſcheinlichſten Gefahr. Die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans, nachmaligen Regenten von Frankreich, als den Urheber dieſer Unglücksfälle an, den jedoch Ludwig XIV. ſelbſt davon freiſprach.

Bourgogne, ſ. Burgund.

Bourgoin (Demoiſelle Thereſe), gegenwärtig (1818) eine der erſten Schauſpielerinnen beim Théatre Français in Paris, ſpielt die Prinzeſſinnen in der Tragödie und die jungen naiven Mädchen (les ingénuités) in der Komödie. Sie iſt in Paris geboren und debutirte 1799 mit nicht ſonderlichem Erfolg. Paliſſot glaubte ſich jedoch für ſie erklären zu müſſen, lobte ihr Spiel in einem an ſie gerichteten Briefe, und munterte ſie auf, ihre rühmlich begonnene Laufbahn zu verfolgen. Die berühmte, damals 80jährige Schauſpielerin Dumesnil übernahm nun ihre eigentliche Bildung, und 1801 debutirte ſie zum zweitenmale in Paris. Sie gilt jetzt allgemein für eine treffliche Künſtlerin. Pamela (von Frz. von Neufchateau), Melanie (von Laharpe) und Monime (im Mithridat) gehören zu ihren vorzüglichſten Rollen im Trauerſpiele. Doch iſt ſie in dieſem nicht ſo groß, wie im Luſtſpiele. Sie hat den Vorzug vor allen ihren Mitſchauſpielerinnen, die in beiden Gattungen auftreten, die Diction der Tragödie auf keine Weiſe in die Komödie überzutragen, ſondern den leichten, freien und dabei doch gehaltenen Converſationston vollkommen inne zu haben. Wenn ſie freilich die vollendete Kunſtfertigkeit der Demoiſelle Mars nicht erreicht, ſo gewinnt ihr Spiel dagegen durch eine hinlänglich von Studium und Kunſt unterſtützte Natürlichkeit und graziöſe Lebhaftigkeit einen eigenthümlichen Reiz. Sie ſpielt auch Männerrollen und ihr Triumph in dieſer Art iſt der Page in Figaro's Hochzeit. Sie war unter den Mitgliedern des Théatre Français, welche Napoleon ausgewählt hatte, den Erfurter Königs-Congreß zu unterhalten; ging auf Alexanders I. Wunſch 1809 nach Petersburg, gefiel dort beſonders als Eugenia, declamirte mit Beifall 1809 in Königsberg vor der verſtorbenen Königin Luiſe von Preußen, und kehrte dann nach Paris zurück, wo man fortfährt, ihrem Talent die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Bourgoing (Jean François Baron de), geb. zu Nevers um das J. 1735 und geſt. den 20 Juli 1811 zu Carlsbad, kaiſerl. königl. Geſandter am dresdner Hofe, war ein in jeder Hinſicht ausgezeichneter und allgemein wegen ſeines vortrefflichen Charakters und ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe geſchätzter Gelehrter. — Nachdem er die militäriſche Laufbahn, die er in ſeinen frühern Jahren betreten, verlaſſen hatte, widmete er ſich der Diplomatik und wurde zuerſt als Legationsſecretär unter Montmorins Geſandtſchaft am Hofe zu Madrid angeſtellt. Hier lebte er neun Jahre und erwarb ſich dadurch eine genaue Kenntniß von Spanien, wovon ſeine vortreffliche Reiſe in Spanien den redendſten Beweis giebt. Es ſind davon drei franzöſiſche Ausgaben und faſt in allen europäiſchen Sprachen Überſetzungen erſchienen. In der Folge wurde er von Ludwig XVI. als bevollmächtigter Miniſter zu den Fürſten und Ständen des niederſächſiſchen Kreiſes nach Hamburg geſchickt, wo er den 1. April 1789 einen Handels- und Schifffahrts-Tractat mit Hamburg abſchloß. Er erwarb ſich bei dieſer Sendung die Achtung und Liebe aller Hamburger. 1792 wurde er als franzöſiſcher Geſandter an den ſpaniſchen Hof geſandt, hatte aber hier mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen. Erſt als Aranda dem Grafen von Florida Blanca im Miniſterium gefolgt war, wurde er in ſeiner Eigenſchaft anerkannt. Beim Ausbruche des Kriegs zwi-

ſchen Spanien und Frankreich ward Bourgoing zurückberufen, und lebte nun ohne öffentlichen Charakter zu Paris, wo er ſich den Wiſſenſchaften und der Redaction eines Journals widmete. Endlich wurde er nach der Revolution des 9. Nov. 1799 (des 18. Brumaire) der diplomatiſchen Laufbahn zurückgegeben, und am Ende des Jahrs als Botſchafter nach Kopenhagen geſchickt, von wo er 1801 in derſelben Eigenſchaft nach Stockholm ging. Auch hier, ſo wie in Kopenhagen, erwarb er ſich durch ſeine Tugenden und ſchätzbaren Kenntniſſe allgemeine Achtung, und die Akademie der Mahlerei und Bildhauerkunſt überreichte ihm das Diplom als Ehrenmitglied. Bei den erſten Mißhelligkeiten, welche 1804 zwiſchen Frankreich und Schweden eintraten, wurde er zurückberufen und lebte nun wieder einige Jahre den Wiſſenſchaften in Paris, bis er zum Geſandten am dresdner Hofe ernannt wurde. Er erhielt vom Kaiſer die Würde eines Reichsbarons. 1804 war er ſchon zum Commandanten der Ehrenlegion ernannt worden. Außer ſeiner vortrefflichen Beſchreibung von Spanien, gab er auch die Reiſe des Herzogs von Chatelet nach Portugal heraus. Von ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache zeugen ſeine Überſetzungen von Batſch Botanik für Frauenzimmer, Archenholz Geſchichte der Flibuſtier und mehreren andern Schriften.

Bourienne (Fauvelet de), Exgeheimſchreiber und Schulgefährte Napoleons, Staatsrath ꝛc., iſt den 9. Juli 1769 in Sens geboren, mit Buonaparte in der Militärſchule zu Brienne erzogen und ſehr eng mit ihm verbunden geweſen. Zur Diplomatik beſtimmt, bezog er 1788 die leipziger Univerſität, wo er Sprachen und Staatsrecht ſtudirte, und hernach eine Reiſe nach Polen machte. 1792 ward er als Legationsſecretär nach Stuttgart geſchickt; ging dann wieder nach Leipzig, wurde dort als verdächtig verwieſen, und kam endlich nach Paris, wo der Eifer, den er für die Revolution zeigte, ſeine Löſchung von der Emigrantenliſte bewirkte, in welche er bei ſeiner erſten Anweſenheit in Deutſchland eingetragen worden war. Doch konnte er keine Stelle erhalten, bis endlich Buonaparte an die Regierung kam, der ihn ſogleich zu ſeinem Geheimſchreiber machte, und den er von nun an überall begleitete, nach Italien, Ägypten ꝛc. Er ward dann zum Staatsrath ernannt. Von 1801 bis 1805 aber war er in Ungnade wegen einiger Bankſpeculationen, die ſeinem Gebieter mißfielen. Dann ward er als franzöſiſcher bevollmächtigter Miniſter beim niederſächſiſchen Kreis nach Hamburg geſchickt. Dort gab es wieder Mißhelligkeiten wegen einer Finanzſpeculation, worin der engliſche Handel mit verwickelt war; doch machte wohl ſeine Jugendfreundſchaft mit Napoleon, daß Bourienne nicht in dem politiſchen Sturme unterging, der den Marſchall Brune und den Conſul Lachevardière ſo ungeſtüm ergriff. Er blieb in Hamburg und ſammelte ſich ein ungeheures Vermögen. Ende 1813 kam er nach Paris und war Zeuge von Napoleons Sturz. Die proviſoriſche Regierung ernannte ihn zum General-Poſtdirector; doch Ludwig XVIII. beſtätigte ihn nicht, ſondern machte ihn blos zum titularen Staatsrath. Erſt fünf oder ſechs Tage vor Napoleons Rückkehr übergab ihm der König das Portefeuille der Polizeipräfectur. Napoleon ſetzte ihn auf die Proſcriptionsliſte und zog ſein Vermögen ein. Er floh nach Belgien; der König bei ſeiner Zurückkunft entſchädigte ihn, indem er ihn zum wirklichen Staatsrath und Geheimen-Rath machte. Auch ward er Präſident des Wahlcollegiums des Yonne-Departements, welches ihn darauf zum Deputirten bei der Kammer ernannte. Als Schriftſteller

iſt er durch eine Überſetzung von Kotzebue's Menſchenhaß und Reue bekannt; auch ſchrieb man ihm, aber mit Unrecht, die Histoire de Bonaparte, par un homme, qui ne l'a pas quitté depuis quinze ans, zu.

Bourignon (Antoinette), wurde am 13. Januar 1616 zu Lille geboren, und kam dergeſtalt von der Natur verhäßlicht zur Welt, daß ihre Familie Rath unter ſich hielt, ob man das Kind, gleich einem Ungeheuer, nicht erſticken ſolle. Auch war ihr ſich frühzeitig ſehr glänzend entwickelnder Verſtand nicht vermögend, die Häßlichkeit ihrer Geſtalt in Vergeſſenheit zu bringen. Das Leſen myſtiſcher Bücher und der Geſchichte der erſten Chriſten erhitzte ihre Einbildungskraft dergeſtalt, daß ſie Erſcheinungen zu haben vorgab und ſich berufen fühlte, den reinen, einfachen Geiſt des Evangeliums wiederherzuſtellen. In ihrem zwanzigſten Jahre wollte man ſie verheirathen; aber im Augenblicke, wo zu der Ceremonie ſelbſt geſchritten werden ſollte, entfloh ſie in Mannskleidern. Durch die Vermittelung des Erzbiſchofs von Cambray kam ſie in das Kloſter des heiligen Simphorius, wo ſie ihre Meinungen verbreitete, einige Nonnen für dieſelben gewann, und ſich bald an der Spitze einer bedeutenden Partei ſah. Eben wollte ſie mit ihren Proſelytinnen entfliehen, als der Beichtvater des Kloſters ihr Vorhaben entdeckte und die Bourignon aus der Stadt jagen ließ. Nun durchſtreifte ſie das Land, und wurde, als ihr die beträchtliche Erbſchaft ihres Vaters zugefallen war, zur Vorſteherin des Hospitals Notre-Dame-des-ſept-Plaies zu Lille ernannt. Hier hatte ſie neue Erſcheinungen, und glaubte nichts als Zauberer und böſe Geiſter zu erblicken. Dadurch gerieth ihr Kopf dergeſtalt in Verwirrung, daß die Polizei ihre Entfernung aus Lille bewirkte. Nun durchreiſ'te ſie Flandern, Brabant, Holland, und kam endlich nach Amſterdam, wo ſich damals viele Religionsneuerer aufhielten, und wo die Bourignon deßhalb anfangs einiges Aufſehen erregte. Ihr Haus diente allen Religionsſecten zum Verſammlungsorte, und es gab keine Thorheit, die nicht in demſelben ausgeübt wurde. Als ſie nun aber auch ihre religiöſen Träumereien in die Politik übertragen wollte, da ſtand ſie auf dem Puncte, arretirt zu werden, fand aber Gelegenheit, nach Holſtein zu entfliehen. Dieſe herumirrende Lebensart mußte ſie nothwendig vielen Gefahren ausſetzen, ob ſie gleich behauptete, ein Gegenmittel gegen jede Art von Beleidigung zu beſitzen. Denn ſie war nicht allein an und für ſich ſehr keuſch, ſondern ſie glaubte auch denjenigen Perſonen, die ſich ihr näherten, die Keuſchheit ebenfalls mitzutheilen. Dies letztere wird man nach dem, was wir oben von ihren perſönlichen Reizen geſagt haben, leicht zu glauben geneigt ſein. Dennoch iſt es erwieſen, daß ſie zu verſchiedenenmalen die heftigſte Liebe eingeflößt hat. Schon im ſechzigſten Jahre, hatte ſie noch nichts an der Lebendigkeit und Thätigkeit des Geiſtes verloren. Da die Verbreitung ihrer Lehre zu langſam von Statten ging, ſo ließ ſie unter ihren Augen beinahe alle ihre Werke in franzöſiſcher, deutſcher und flamändiſcher Sprache drucken. Noch einmal ſollte ſie die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Gerichte auf ſich ziehen; ſie befand ſich nämlich an der Spitze einer zahlreichen Religionsſecte, die ſich jedoch ſtreng verborgen hielt, als das Verbot an ſie erging, von der Druckerei, die ſie in ihrem Hauſe hatte, Gebrauch zu machen. Da ſie jedoch keinen Gehorſam leiſtete, ſchaffte man ſie fort. Sie reiſ'te ab, indem ſie ihre Druckerei nebſt ihren Papieren auf einem Wagen mit ſich führte. Zu Straßburg wäre ſie bald als Zauberin vom Volke geſteinigt worden. Auch aus

Hamburg wurde ſie fortgejagt, worauf ſie ſich nach Oſtfriesland begab, wo ſie der Baron von Lützburg zur Vorſteherin eines Hospitals einſetzte. Aber auch von hier wurde ſie ihres unruhigen Geiſtes wegen verwieſen, und ſtarb endlich am 30. October 1680 auf ihrer Rückreiſe nach Holland zu Franecker. Was den eigentlichen Geiſt ihrer Lehre betraf, ſo behauptete ſie, daß die wahre Kirche erloſchen ſei, daß Gott ihr aber befohlen habe, dieſelbe wieder aufzurichten. Dieſe ſonderbare Perſon war übrigens von lebhaftem, durchdringendem Geiſte; ihr Styl beſaß Leichtigkeit und hinreißende Beredſamkeit. Sie hat nahe an 22 dicke Bände eigener Werke hinterlaſſen.

Bourrit (Marc Theodore), der berühmte Alpenreiſende und Geograph, iſt geboren zu Genf 1739. Lange Zeit war er Cantor an der Kathedrale in dieſer Stadt und beſchäftigte ſich daneben ſtets mit dem Studium der Natur ſeines Vaterlandes, in welcher Hinſicht er mehrere Reiſen in die Gebirge unternahm. Der berühmte Sauſſure lernte ihn kennen und vorzüglich ſchätzen. Beide bereiſ'ten nun zuſammen die Alpen und den Montblanc, und Bourrit lieferte zu Sauſſure's Reiſeberichten höchſt intereſſante Zeichnungen. Von ihm ſelbſt beſitzen wir mehrere meiſtens ſehr gründliche und ſtets belehrende Werke.

Bourſault (Edme), geboren zu Muci-l'Eveque in Bourgogne im Jahre 1638, wuchs ohne alle Erziehung auf, und kam 1651 nach Paris, ohne mehr als das Patois ſeiner Provinz zu verſtehen. Hier lernte er franzöſiſch ſprechen und ſchreiben, und brachte es in kurzem ſo weit, daß man ihm den Auftrag gab, ein Buch für die Erziehung des Dauphins abzufaſſen. Dieſes Buch, betitelt la véritable Etude des Souverains, gefiel dem Könige dergeſtalt, daß er Bourſault zum Unterlehrer ſeines Sohnes ernannte. Bourſault ſchlug die Stelle aus, weil er kein Latein verſtehe. Aus demſelben Grunde wollte er nicht in die Akademie treten. In ſeiner Jugend hatte er eine Zeitung in Verſen unternommen, welche den König und den ganzen Hof ſehr beluſtigte, und ihm eine Penſion von 2000 Franken eintrug. Da er aber eines Tages ein luſtiges Abenteuer, das einem Capuziner begegnet war, zum Beſten gegeben hatte, bewirkte der Beichtvater der Königin, daß die Zeitung unterdrückt wurde, und ohne den Schutz des großen Condé würde Bourſault ſelbſt in die Baſtille geſetzt worden ſein. Eine andere Zeitung wurde wegen zweier boshaften Verſe auf den König Wilhelm, mit dem man eben in Friedensunterhandlungen ſtand, ebenfalls unterdrückt. Glücklicher war er auf dem Theater. Mehrere ſeiner Stücke wurden mit dauerndem Beifalle gegeben, unter andern Le Mercure galant, Esope à la ville und Esope à la cour. Seine beiden Tragödien Marie Stuart und Germanicus ſind völlig vergeſſen. Bourſault hatte das Unglück, mit Molière und Boileau in Streit zu gerathen. Er machte eine abſcheuliche Kritik von der Ecole des femmes unter dem Titel: Le portrait du peintre, und Molière züchtigte ihn dafür in ſeinem Impromtu des Versailles. Um ſich an Boileau zu rächen, der ihn in ſeinen Satiren angebracht hatte, ſchrieb er ein Luſtſpiel unter dem Titel: Satyre des satyres, deſſen Aufführung aber Boileau verhinderte. Bourſault nahm in der Folge eine edlere Rache. Er hörte, daß Boileau ſich in den Bädern von Bourbonne in Geldverlegenheit befände, eilte zu ihm und nöthigte ihn, ein Darlehn von 200 Louisd'or anzunehmen. Dieſer, von einer ſolchen Großmuth gerührt, ſchenkte ihm ſeine Freundſchaft, und ſtrich den Namen Bourſault aus ſeinen Satiren weg. Bourſault ſtarb zu

Monluçon im Jahre 1701. Sein Theater enthält ſechzehn Stücke; ferner hat man von ihm folgende Werke: Le prince de Condé; Le Marquis de Chavigny; Artémise et Poliante; Ne pas croire ce qu'on voit; Lettres à Babet und Lettres nouvelles, accompagnées de fables etc.

Bouſſole heißt die Magnetnadel mit ihrem Gehäuſe, und der auf ſelbiger angebrachten Gradeintheilung. (S. Compaß.) Auch verſteht man darunter einen ganzen, zu Winkelmeſſungen beſtimmten Apparat, in welchem die Bouſſole einen Haupttheil ausmacht, und gemeiniglich mit einem Diopterlineale verſehen iſt.

Boxen iſt eine eigene Art von Fauſtkämpfen, die zu den nationellen Eigenthümlichkeiten der Engländer gehören. Es giebt eigene Boxer, die aus ihrer Fertigkeit ein Gewerbe machen, und für Bezahlung theils die Fehden Anderer ausfechten, theils ſich unter einander in einem Kreiſe von Zuſchauern bekämpfen. Die Boxkunſt beſteht in der Fertigkeit, ſich ſelbſt zu decken und dem Gegner Stöße, beſonders auf den Unterleib, mit der Fauſt beizubringen. Sie hat gewiſſe Regeln und Obſervanzen, die allgemein beobachtet werden. So lange z. B. der Eine auf der Erde liegt, darf ihn der Andere nicht ſchlagen. Gewöhnlich ſind die Kämpfer bis auf die Hüften entkleidet. Derjenige, der zuerſt den Wunſch erklärt, aufhören zu wollen, iſt der Überwundene.

Boydell (John), geboren 1730, verdient einen Platz in der Kunſtgeſchichte Englands wegen des Einfluſſes, den ſeine großen Unternehmungen auf die Fortſchritte der Künſte in dieſem Lande gehabt haben. Die wichtigſte iſt ohne Zweifel ſeine Gallerie Shakſpeare's, für die er alle große Mahler und Kupferſtecher ſeiner Zeit arbeiten ließ, und auf die er Millionen verwandte. Er gab außerdem viele andere Sammlungen von Kupferſtichen heraus, unter welchen ſich die Gallerie Houghtons auszeichnet, welche die Kaiſerin Catharina an ſich kaufte. Man verdankt ihm ferner ein Buch von höchſtem Intereſſe, welches unter dem Namen Liber veritatis bekannt iſt, und aus einem Facſimile des köſtlichen Bandes beſteht, in welchem Claude Lorrain zum Andenken eine Zeichnung von allen ſeinen Gemählden niederlegte, und deſſen Original der Herzog von Devonſhire beſitzt. Endlich führen wir noch an ſeine Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England, 6. Vol. (von denen die beiden erſten Bände trefflich ſind). Boydell genoß der höchſten Achtung, und war Scheriff und Lord-Major. Er ſtarb 1804.

Boyeldieu (Adrien), geboren zu Rouen den 16. Dec. 1775, iſt ein Zögling von Broche, Organiſten an der dortigen Domkirche. Gegen das Jahr 1795 kam er nach Paris, und machte ſich bald durch ſein Talent als Clavierſpieler und Romanzencomponiſt bekannt. In letzterer Eigenſchaft fand er außerordentlichen Beifall, und ſeine Romanzen, S'il est vrai que d'être deux, Le menestrel u. a., waren in Aller Munde. Er wurde beim Conſervatorium als Profeſſor des Pianoforte angeſtellt, und bildete hier treffliche Zöglinge und in großer Anzahl. Im Jahre 1803 ging er nach Petersburg, und fand beim Kaiſer, der ihn zum Capellmeiſter am Hofe ernannte, die freundlichſte Aufnahme. Er componirte hier für das Theater der Eremitage einige Opern, als les Voitures versées, la jeune femme colère u. ſ. w., die außerordentlichen Beifall fanden. Im Jahre 1811 kam er mit einem Urlaub nach Paris, konnte aber, durch die bald darauf eingetretenen kriegeriſchen Verhältniſſe gehindert, nicht wieder nach Peters-

burg zurückkehren. Er blieb nun in Paris, verheirathete ſich mit der Sängerin Clothilde, und widmet ſeine Talente dem Theater Feydeau. Seine vorzüglichſten Compoſitionen ſind: la famille suisse; Zoraime et Zulmar; Montbreuil et Verville; la dot de Suzette; les méprises espagnoles; Benjowsky; ma tante Aurore; le Calife de Bagdad; Jean de Paris; le nouveau Seigneur de village; Télémaque u. ſ. w. Boyeldieu glänzt vorzüglich in der Romanze, und iſt unter den Componiſten, was Moncrif unter den Dichtern Frankreichs iſt.

Boyle (Robert), ein berühmter engliſcher Philoſoph, geboren zu Lismore in Irland im Jahre 1626. Er zeigte in ſeinen erſten Studien einen ſehr entſchiedenen Geſchmack für die Wiſſenſchaften. Im Jahre 1638 beſchloß ſein Vater, ihn, unter der Leitung eines verſtändigen unterrichteten Mannes, reiſen zu laſſen. Er ging durch Frankreich nach Genf, wo er ſeine Studien mehrere Jahre lang fortſetzte. Im Jahre 1641 reiſ'te er nach Italien, wo er jedoch nicht lange verweilte. Als er ſich 1642 in Marſeille aufhielt, hörte er von dem Ausbruche der Rebellion in Irland. Er gerieth dadurch in Geldverlegenheiten, die ihm erſt 1644 nach England zurückzukehren erlaubten. Inzwiſchen hatte ihn der Tod ſeines Vaters in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens geſetzt. Er zog ſich auf ein Landgut in Stalbridge zurück, wo er ſich eifrigſt mit den Wiſſenſchaften, beſonders mit der Phyſik und Chemie, beſchäftigte. Er war eines der erſten Mitglieder einer gelehrten Geſellſchaft, welche ſich 1645 bildete, und anfangs unter dem Namen eines philoſophiſchen Collegiums ihre Verſammlungen hielt, nachher aber vor den bürgerlichen Unruhen nach Oxford flüchtete, und nach der Wiederherſtellung der Regierung von Carl II. unter dem Namen der königlichen Geſellſchaft beſtätigt wurde. Robert Boyle beſchäftigte ſich während ſeines Aufenthalts zu Oxford mit der Vervollkommnung der von Otto von Guerike erfundenen Luftpumpe, die er zu lehrreichen Verſuchen über die Luft und andere Subſtanzen anwandte. Der Ariſtoteliſchen Philoſophie kämpfte er entgegen, da er, wie Baco, den Weg der Erfahrung für den einzig zuverläſſigen hielt, um die Wahrheit zu finden. Allen Syſtemen feind, erhob er ſich auch gegen die damals angenommene Lehre der Chemiker, welche das Salz, den Schwefel und Merkur für die Grundſtoffe der Körper ausgaben, und zeigte durch die Erfahrung die Unſtatthaftigkeit dieſer Hypotheſe. Er gab in der Materie nur rein mechaniſche Eigenſchaften zu. Jedes Jahr ſeines Lebens ward durch neue Verſuche bezeichnet, welche dazu dienten, Irrthümer zu vernichten und zu allgemeinern Wahrheiten zu führen. Ihm verdankt man die erſte genaue Kenntniß von der Einſaugung der Luft bei den Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metallkalke. Im Allgemeinen iſt er der erſte Führer derer, welche die chemiſchen Phänomene der Luft ſtudirten, und der Vorläufer eines Mayow, Hales, Cavendiſh und Prieſtley geweſen. Robert Boyle war eben ſo thätig für die Religion als für die Philoſophie, und entwickelte dabei Geiſtesfähigkeiten, die ſelten in einem harmoniſchen Vereine gefunden werden. In allen ſeinen philoſophiſchen Arbeiten zeigte er einen geraden, methodiſchen, nur auf die Erfahrung fußenden Geiſt. Dabei aber beſaß er eine lebhafte, bewegliche, zu phantaſtiſchen Ideen hingezogene Phantaſie, welche in ſeiner frühern Jugend durch die Lecture des Amadis von Gallien auf eine Weiſe geweckt worden war, daß der Einfluß davon ſtets ſichtbar

blieb. Schon von Natur war Boyle zur Schwermuth geneigt, und dieſe Stimmung ward durch mehrere Ereigniſſe noch vermehrt. Beſonders machte der Anblick der großen Karthauſe zu Grenoble, die Wildheit der Gegend, ſo wie das ſtrenge einſiedleriſche Leben der Geiſtlichen daſelbſt einen tiefen Eindruck auf ihn. Der Teufel, ſo ſagt er ſelbſt, habe, ſeine tiefe Schwermuth benutzend, ſeine Seele mit Schrecken erfüllt, und ihm Zweifel gegen einige Hauptdogmen der Religion eingeflößt. Dieſer Zuſtand war ihm ſo unerträglich, daß er ſich verſucht fühlte, durch einen freiwilligen Tod ſich davon zu befreien. Nur die Furcht vor der Hölle hinderte ihn daran. Indem er ſich im Glauben zu ſtärken ſuchte, fand er die bis auf ihn erſchienenen Schriften zur Vertheidigung der Religion für ſeinen Geiſt nicht hinreichend. Um ſelbſt die Werke im Originale kennen zu lernen, welche die Grundlage derſelben ſind, unternahm er das Studium der orientaliſchen Sprachen, beſonders des Hebräiſchen, und verband ſich auf das innigſte mit Pococke, Thomas Hyde, Samuel Clarke, Thomas Berlow u. ſ. w. Das Reſultat dieſer Studien war eine Überzeugung, die ſich theils in theologiſchen Schriften, theils in wohlthätigen und großmüthigen Handlungen äußerte. Er ſtiftete öffentliche Lehrſtunden, um neue Beweiſe für die Lehrſätze der chriſtlichen Religion vorzutragen, und dieſer Stiftung verdanken wir die ſchönen Reden Samuel Clarke's über das Daſein Gottes. Er beförderte die Miſſionsanſtalten in Indien, und ließ die Bibel auf ſeine Koſten ins Irländiſche und Galliſche überſetzen und drucken. Mit ſeinen religiöſen Grundſätzen verband er die reinſten Sitten, eine ſeltene Beſcheidenheit, Wohlthätigkeit und Uneigennützigkeit. Er ſtarb zu London 1691, und ward in der Weſtminſterabtei beerdigt.

Verzeichniß

der

im erſten Bande enthaltenen Artikel.

A Seite 1
Aachen —
Aachner Friede, ſ. Friedensſchlüſſe 3
Äacus —
Aargau —
Abbas, ſ. Khalif —
Abbé —
Abbilden —
Abbreviatoren 4
Abbt (Thomas) —
Abdeichen —
Abdēra —
Abdomen 5
Abdruck —
Abel —
Abelard (Peter) —
Abellagium 8
Abend —
Abendpunct —
Abendmahl —
Abendmahlsgerichte ſ. Ordalien 10
Abensberg —
Abenteuerlich —
Aberglaube 11
Aberli (Joh. Ludw.) 12
Aberwitz —
Abformen, ſ. Abguß —
Abgaben —
Abgötterei Seite 16
Abguß 17
Ab inteſtato —
Abirrung des Lichts —
Abklatſchen 18
Ablaß —
Ablauf 19
Ablegaten —
Ablegen —
Abnorm 20
Abo —
Aborigines —
Abplattung der Erde —
Abprotzen, ſ. Canone —
Abraham 21
Abraham a Santa Clara —
Abrahamiten 22
Abſchnitt —
Abſicht —
Abſolut —
Abſolutorium 23
Abſonderungsvermögen, ſ. Abſtract —
Abſorbentia —
Abſtammung des Menſchengeſchlechts —
Abſtand 24
Abſteigende Linie —
Abſteigung —
Abſtract —

Abſtrebekraft	Seite 25	Adams (John Quincy)	Seite 50
Abſtufung	—	Adamberger (Maria Anna)	51
Abt	—	Adamsapfel	52
Abtakeln	27	Adanſon (Michel)	—
Abukir	—	Adäquat	53
Abulfeda (Ismael)	28	Addington (Henry)	—
Abweichung	29	Addiren	54
Abweſenheit	—	Addiſon (Joſeph)	—
Abyſſinien, ſ. Afrika	—	Adel	55
Abzehrung, ſ. Atrophie	—	Adelung (Joh. Chriſt.)	61
Abzugsrecht	—	Adept, ſ. Alchymie	62
Acapulco	—	Aderlaß	—
Acatholici	30	Adern	64
Accent	—	Ades, ſ. Pluto	67
Acceptant	31	Adhäſion	—
Acceſſit	—	Adilen	—
Accidens	—	Adiaphora	68
Acciſe	32	Adjectiv, ſ. Nomen	—
Accommodation	—	Adjuſtiren	—
Accompagnement, ſ. Begleitung	33	Adjuſtirwage	—
		Adjutant	—
Accord	—	Adler	69
Accord, ſ. Falliment	—	Adlerzange	—
Achäer	—	Admet, ſ. Alceſte	—
Achat	34	Admiral	—
Achelöus	—	Adolph v. Naſſau	70
Achenwall (Gottfried)	—	Adonis	—
Acheron	35	Adoniſch	71
Achilles	—	Adoption	—
Achilles Tatius	36	Adraſtea	72
Achmet III.	37	Adriatiſches Meer	—
Achromatiſch	—	Adrogation, ſ. Adoption	—
Acht	—	Adſtringentia	—
Acidum, ſ. Säure	—	Advent	—
Acker	—	Adverbium	—
Ackerbau	—	Advocat	73
Ackermann (Conrad)	41	Adraſt	74
Ackermann (Rudolf)	—	Aërodynamik	—
Acoluth	43	Aëromantie	—
Acre	—	Aërolithen	—
Acroſtichon	44	Aëroſtat	—
Act	—	Aëroſtatik	77
Actie	—	Affect	—
Action	—	Affectation	78
Activ und Paſſiv	45	Affiliiren	—
Actium	—	Affinität	—
Activhandel	—	Affry (Graf)	—
Acton (Joſeph)	—	Afghanen	79
Acuſtik	46	Afranius	—
Acutus, ſ. Accent	47	Afrika	—
Adagio	—	Afterkegel	84
Adam	—	Aga	—
Adam	48	Agamemnon	—
Adamianer	49	Aganippe	—
Adams (John)	—	Agapen, ſ. Liebesmahl	—
Adams (Samuel)	50	Agathodämon	—

Agathon Seite 84
Agende, ſ. Kirchenagende 85
Ägeria, ſ. Egeria —
Ageſilaus —
Ägeus —
Aggregat —
Ägide —
Ägina 86
Äginetiſche Kunſt —
Agio 88
Ägiſthus, ſ. Agamemnon —
Aglaja —
Agnaten —
Agnes Sorel —
Agneſi (Maria Gaetana) 89
Agnition —
Agnus Dei 90
Agon —
Agrariſche Geſetze —
Agreſt —
Agricola (Em. Jul.) —
Agriculturſyſtem, ſ. Phyſiokra-
tiſches Syſtem —
Agrippa (Marc. Vipſ.) —
Agrippina 91
Ägypten (Landung und Feldzug
der Franzoſen in) 99
Ahnen 105
Ahnung —
Ahriman —
Ajax 106
Aiguillon (Herzog von) —
Aikin (John) —
Aïſſé (Mlle) 107
Ajaccio —
A jour faſſen —
Akademie —
Akbar (Mohammed) 115
Akenſide (Mark.) —
Akoluthen —
Alabaſter 116
Alamanni (Luigi) —
Alarich 117
Alaun 118
Alba (F. A. v. Toledo, Herz. v.) —
Albalonga 120
Albani (Franceſco) —
Albani 121
Albanien, ſ. Osmaniſches Reich
und Arnauten —
Alberoni (Giulio) —
Albert 122
Albigenſer —
Albini (F. J. Freih. von) 123
Albino, ſ. Kakerlaken 124
Albinus (Bernh. Siegfr.) —
Albion Seite 125
Alboïn —
Albrecht I. 126
Albrecht II. 128
Albrechtsberger (Joh. Georg) —
Albuera (Schlacht an der) —
Albuquerque (Alphons von) 129
Alcalde 130
Alcäus —
Alceſte 131
Alchymie —
Alcibiades 133
Alcides 136
Alcman —
Alcmäon 137
Alcmene —
Alcudia (Don Man. de Godoy) —
Alcuinus (Flaccus) 139
Aldobrandini 140
Aldus, ſ. Manutius —
Ale —
Alekto, ſ. Furien —
Alemannen —
Alembert (Jean le Rond d') 141
Aleppo 143
Aleuten —
Alexander der Große —
Alexander Newski 148
Alexander VI. 149
Alexander I. —
Alexandersbad 155
Alexandria —
Alexandriner 156
Alexandriniſches Zeitalter —
Alexianer, ſ. Brüderſchaften 157
Alfieri (Graf Vittorio) —
Alfred 160
Algarotti (Franceſco) 161
Algebra 162
Algier, ſ. Barbaresken 163
Älianus (Claudius) —
Alibi —
Alicante —
Aliquot —
Alkali 164
Alkämenes, ſ. Bildhauer d.
Griechen —
Alkmar (Heinr. v.) —
Alkohol —
Alkoran, ſ. Coran —
Alla Breve —
Allah 165
Alle für Einen ꝛc. —
Allegorie —
Allegri (Gregorio) 169
Allegro 170

Allemande Seite 170
Allerchriſtlichſte Majeſtät —
Allerheiligſtes —
Allianz —
Alligation 172
Alliteration —
Allodium 173
Allrunen —
Alluvionsrecht —
Almanach, ſ. Calender —
Almarco —
Almeida 174
Almoſen —
Aloiden —
Alp 175
Alpen —
Al pari 176
Alphabet, ſ. Schrift —
Alphēus —
Alphons III. 177
Alphons X. —
Alt 178
Altar —
Altenburg —
Alter 179
Alterniren 182
Alter Styl 183
Alterthümer —
Althäa 184
Altmexiko, ſ. Mexiko
Altona —
Altranſtädter Frieden 185
Alxinger (Joh. Bapt. v.) —
Amadeiſten, ſ. Franciscaner 186
Amadis —
Amalgama 187
Amalia (Anna) 188
Amalthea 189
Amaranth —
Amathus —
Amazonen —
Ambaſſadeur, ſ. Geſandten 190
Amboina, ſ. Gewürzinſeln —
Ambra —
Ambroſia, ſ. Götterſpeiſe —
Ambroſius —
Amerigo Vespucci 191
Amerika 192
Amethyſt 194
Ameublement, ſ. Verzierungs-kunſt 195
Amiens —
Amilius (Paulus) —
Amiot (Peter) 196
Amman —
Ammianus Marcellinus Seite 196
Ammon —
Ammoniak, ſ. Salmiak 197
Amneſtie —
Amor —
Amortiſiren —
Amphiaräus 199
Amphibie —
Amphibolie 200
Amphibrachys, ſ. Rhythmus —
Amphimacer, ſ. Rhythmus —
Amphiktyonengericht —
Amphion —
Amphitheater —
Amphitrite 201
Amphitruo —
Amputation —
Amſterdam 202
Amulet 203
Ana —
Anabaptiſten, ſ. Wiedertäufer 204
Anacharſis —
Anachoret —
Anachronism —
Anaclaſis, ſ. Brechung der Lichtſtrahlen —
Anadyōmene —
Anagramm —
Anakreon 205
Anakruſis —
Analekten —
Analogie —
Analyſis 206
Anamorphoſe —
Anapäſt, ſ. Rhythmus —
Ananas —
Anarchie 207
Anathema —
Anatomie —
Anatomie der Pflanzen, ſ. Pflanzen-Anatomie —
Anaxăgoras 209
Anaximenes 210
Anaximander —
Anbruch —
Ancillon (Jean Pierre Fre-der.) —
Anchiſes 211
Andante —
Andreä (Joh. Valent.) —
Andreas (d. heil.) 212
Andrieux (F. G. J. S.) 213
Andrŏmache —
Andrŏmeda —
Aneas —

Äneas Sylvius, ſ. Äneas und Piccolomini Seite 213
Anekdote 214
Anemoſkop —
Aneſidemus 215
Anevrisma —
Anfoſſi (Pascal) 216
Angarien —
Angelica —
Angeln —
Angelo (Michel) Buonarotti 217
Angenehm 218
Angiologie —
Anglaiſe —
Anglicaniſche Kirche 219
Angriff —
Angouleme (L. A. de Bourbon) 221
Angouleme (M. Th. Charl.) 223
Anhalt 224
Ankarſtröm (Joh. Jac.) 225
Anker 226
Anlage —
Anleihen —
Anmuth, ſ. Grazie 227
Anna —
Anna Iwanowna 228
Annaberg 229
Annaten 230
Annomination —
Annuitäten —
Annunciaden —
Anodyna —
Anomalie 231
Anordnung —
Anorganiſch 232
Anquetil du Perron —
Anſatz 233
Anſchauung —
Anſchauungslehre 234
Anſchubde 235
Anſon (Georg) —
Anſpach 236
Anſpach (Eliſ. Berkeley) —
Anſpielung —
Anſtand 237
Anſteckung, ſ. Einflüſſe und Epidemie —
Antal —
Antäus —
Antediluvianiſch —
Antenor —
Anteros 238
Anthologie —
Anthropognoſie —
Anthropolithen 239
Anthropologie Seite 239
Anthropomorphismus, ſ. Abgötterei —
Antropomorphiten —
Antibacchius, ſ. Rhythmus —
Anticaglie, ſ. Antik —
Antigone —
Antigonus —
Antik, Antike 240
Antillen 245
Antimonium, ſ. Spießglas —
Antinomie 246
Antinous —
Antiochia 247
Antiochus —
Antiope —
Antipater 248
Antipathie —
Antiphlogiſtiſche Chemie, ſ. Chemie —
Antiphonie 249
Antiphraſis —
Antipoden, ſ. Gegenfüßler —
Antiqua —
Antiquare —
Antiquitäten, ſ. Alterthümer —
Antiſpaſt, ſ. Rhythmus —
Antiſthenes —
Antitheſe 250
Antitrinitarier —
Antoinette —
Antonius Pius 254
Antoninus (Annius Verus) 255
Antonius (Marcus) 256
Antonius (der heil.) 259
Antraigues (E. L. H. L. Grf. d') 260
Antwerpen 261
Anubis —
Anville (J. B. B. d') 262
Anwurf —
Anziehung —
Äolier 263
Äolus —
Äolsharfe 264
Äon —
Apanage —
Apathie —
Apel (Auguſt) 265
Apellanten 266
Apelles —
Apenninen 267
Apertur —
Aphrodite 268
Apicius —
Apis —

Apokalypſe Seite 268
Apokryphiſche Bücher —
Apodiktiſch 269
Apollo —
Apollodor 270
Apollonius —
Apolog, ſ. Fabel 272
Apothegma —
Apoplexie, ſ. Schlagfluß —
Apoſtaſie —
Apoſtel —
Apoſtelbrüder —
A posteriori, ſ. a priori 273
Apoſtool, Apoſtoolen, ſ. Wiedertäuſer —
Apoſtoliſch —
Apoſtroph —
Apoſtrophe —
Apothekerkunſt —
Apotheoſe 277
Appell —
Appellation —
Appian —
Appiani (Andrea) —
Appiſche Straße 278
Appius Claudius Craſſinus —
Applicatur, ſ. Fingerſetzung —
Approchen, ſ. Laufgraben —
A priori 279
Apſiden 280
Apulejus (Lucius) —
Aquäduct —
Aquamarin 281
Aquarel —
Aqua Tinta —
Aqua Tofana 282
Äquator —
Aquaviva 283
Aquileja —
Äquinoctialſtürme —
Äquinoctium —
Aquitanien —
Äquivoca, ſ. Analogie —
Arabeske, ſ. Grotteske —
Arabien —
Arabiſche Literatur u. Sprache 286
Arabiſches Meer 292
Arachne —
Arachnologie —
Aragon —
Arak 293
Aranda (Don Pedro Gr. v.) —
Aräometer —
Ararat 294
Arätus —
Arbeit Seite 294
Arbeitshäuſer 295
Arbeitslohn —
Arbela 296
Arbitrage —
Arc (Jeanne d'), ſ. Jeanne d'Arc 297
Arcade, ſ. Bogenſtellung —
Arcanum —
Arceſilaus —
Archaismus —
Archäologie —
Archenholz (Joh. Wilh. v.) 299
Archi 301
Archilogus 302
Archimedes —
Archipelagus 303
Architektonik, ſ. Baukunſt —
Architrab, ſ. Säule —
Archonten —
Archytas —
Arçon (J. C. E. v.) 304
Are —
Äre —
Arelat —
Arena, ſ. Amphitheater —
Areopagus —
Ares, ſ. Mars 305
Arethuſa —
Aretin (Adam Freih. v.) —
Aretin (Chriſt. Freih. v.) —
Aretino (Pietro) 306
Argand'ſche Lampe 307
Argens (Jean Baptiſte d') 308
Argent haché 309
Argo, ſ. Argonauten —
Argolis —
Argonauten —
Argos, ſ. Argolis 311
Argus —
Aria 312
Ariadne —
Arianer —
Aridäus 313
Arie —
Arimaſpen 314
Arion —
Arioſo —
Arioſto (Lodovico) —
Ariſtäus 316
Ariſtarch —
Ariſtides —
Ariſtipp 317
Ariſtokratie 318
Ariſtomenes 319

Ariſtophanes Seite 319
Ariſtoteles 320
Arithmetik 323
Arius, ſ. Arianer —
Arkadien —
Arkadier (Akademie der) —
Arkwright (Sir Richard) 324
Armada —
Armbruſt —
Arme von Lyon, ſ. Waldenſer —
Armée, ſ. Heere, ſtehende —
Armenien 325
Armenweſen 327
Armfeld (Guſtav Moritz v.) 328
Arminianer, ſ. Remonſtranten 329
Arminius, ſ. Hermann —
Armorica, ſ. Aquitanien —
Armuth —
Arnaud (F. Th. Baculard d') —
Arnault 330
Arnauten 331
Arnd (Johann) —
Arndt (Ernſt Moritz) 332
Arnold von Brescia —
Arnold (Joh.) 333
Arnoldiſten, ſ. Arnold von Brescia —
Arrende —
Arria —
Arrieregarde 334
Arrighi —
Arroſiren —
Arſenik —
Arſinoe 335
Arſis, ſ. Rhythmus —
Artaxerxes —
Artemidorus —
Artemis, ſ. Diana —
Artemiſia —
Arterien, ſ. Adern, Blut- und Pulsadern 336
Arthritiſch —
Arthur, ſ. Tafelrunde 337
Artikel —
Artillerie 338
Artois (C. Phil. Grf. v.) —
Arundelianiſche Marmor, ſ. Marmorchronik —
Aruſpex 339
Arzneikunde —
Arzt 342
As 346
Asbeſt —
Ascanius 347
Ascenſion, ſ. Aufſteigung —
Asceten —
Aſche Seite 348
Aſchenkrug —
Aſchermittwoch —
Äſchines —
Äſchylus 349
Äsculap 350
Aſen, ſ. Nordiſche Mythologie —
Aſien —
Asklepiadeiſche Verſe 356
Asklepios, ſ. Äsculap —
Asmodi —
Äſop —
Aſopus 357
Äſow —
Aspern —
Aſpaſia 359
Aſpecte 360
Asphyxie 361
Aſſas (Nic., Cheval. d') —
Aſſaſſinen, ſ. Ismaëliten 362
Aſſecuranz —
Aſſiento-Tractat —
Aſſignat 363
Aſſimilation —
Aſſiſengericht 364
Aſſonanz —
Aſſoziation der Ideen —
Aſſyrien 365
Aſt —
Aſtarte 366
Aſteriscus —
Aſthenie —
Äſthetik —
Äſthetiſch 370
Aſträa 371
Aſtrachan —
Aſtrognoſie —
Aſtrolabium —
Aſtrologie 372
Aſtronomie 373
Aſyl 380
Aſymptote 381
Atalanta —
Ate —
Athalia 382
Athamas —
Athanaſius 383
Atheismus 384
Athen 385
Athene, ſ. Minerva 389
Äther —
Äthiopier —
Äthiopiſcher Ocean —
Athleten —
Athletik, ſ. Gymnaſtik 390
Athmen —

Athos Seite 390
Äthra 391
Ätiologie, ſ. Pathologie —
Atlanten —
Atlantis —
Atlas —
Atlantiſches Meer —
Atmometer —
Atmoſphäre 392
Atmoſphäriſche Luft, ſ. Gasarten —
Atmoſphärologie —
Ätna —
Ätolien —
Ätolier —
Atomen —
Atonie 394
Atreus —
Atrophie —
Atropos 396
Attentat —
Attika —
Attila 398
Attitüden 401
Attraction, ſ. Anziehung 404
Attribut —
Atys 408
Atzkraft —
Ätzkunſt, ſ. Kupferſtecherkunſt —
Ätzſtein —
Aubaine (Droit d') —
Aubri de Montdidier —
Auckland (William Eden) 409
Audäus, Audianer, ſ. Anthropomorphismus 410
Audebert (Jean Baptiſte) —
Auditeur 411
Auerſtädt —
Auferſtehung 412
Auffodern 413
Aufgang der Sterne —
Aufgebot —
Aufklärung —
Auflage 414
Auflage eines Buchs —
Auflöſung —
Aufnehmen, ſ. Meſſung 415
Aufprotzen, ſ. Canone —
Aufriß —
Aufrollen —
Aufruhr —
Aufſtand, ſ. Aufruhr 417
Aufſteigende Linie, ſ. Abſteigende Linie —
Aufſteigung —
Auftritt, ſ. Schauſpiele —

Auge Seite 417
Augenmaß, ſ. Meſſungen 420
Augenpflege —
Augenpunct 422
Augenübel —
Augereau 423
Augias, ſ. Herkules 424
Augsburg —
Augsburgiſche Confeſſion 425
Augurn —
Auguſt II. (Friedrich) 426
Auguſt III. (Friedrich) 430
Auguſt (Friedrich) 432
Auguſtinus (d. heil.) 435
Auguſtus (C. J. C. Oct.) 437
Aureng-Zeyb 441
Aurikel 442
Aurora —
Ausbeute —
Ausbruch —
Ausdruck —
Ausdünſtung 443
Ausfall 446
Ausgabe 447
Ausgeding —
Auslegung —
Auſonius (Decius Magn.) —
Auſpicien 448
Ausſatz —
Ausſchnttt 449
Außenwerke —
Ausſüßen —
Ausſtellung 450
Auſterlitz 452
Auſtern 453
Austrägalinſtanz 454
Auſtralien 455
Auswanderung 460
Auswechſelung 462
Auszehrung, ſ. Atrophie —
Authentiſch —
Autokratie —
Auto da Fe, ſ. Inquiſition —
Autodidakten —
Autographiſch 463
Automat —
Autonomie —
Auvergne (T. M. C. de la Tour d') 464
Avanien 465
Avantgarde —
Avant la lettre, ſ. Abdruck —
Avaren —
Avarie, Haverei —
Ave Maria 466

Aventurin Seite 466
Averno —
Avers, ſ. Münzkunde 467
Avignon —
A Viſta, ſ. Viſta —
Avocatorien —
Axe —
Axiom —
Azimuth 468
Azoren —
Azur 469
Azymiten —
Azzara (Nic. Joſeph) —

B.

B 470
Baader (Joſeph) —
Baake —
Baal —
Baarrecht, ſ. Ordalien 471
Babet, ſ. Bourſault —
Babo (Franz Maria) —
Babylonien —
Baccalaureus 472
Bacchius, ſ. Rhythmus —
Bacchus —
Bacchylides 474
Baccio della Porta —
Bacciochi (Felix Paſcal) 475
Bach (Joh. Sebaſt.) —
Bachaumont (F. le Coigneux) 476
Backhuyſen (Ludolph) —
Baco (Roger) 477
Baco (Francis) 479
Badajoz 482
Baden 483
Baden-Baden (Ludw. Wilh. I. Markgraf von) 487
Baden 488
Bäder 490
Baert (Jean) 493
Bagdad —
Baggeſen (Jens) 495
Bagno —
Bagrathion —
Bahrdt (Carl Friedrich) 496
Bailly (Jean Sylvain) 497
Baizen 499
Bajaderen —
Bajazet I. 500
Bajazzo —
Balaniten —
Balbek Seite 500
Balbao (Vaſco Nunnez de) 501
Balde (Jacob) 502
Balearen —
Ball 503
Ballade —
Ballaſt —
Balleſteros (Franzesco) —
Ballet 504
Balley —
Ballhorn (Johann) —
Balliſt, ſ. Geſchütz —
Balliſtik 505
Ballotiren —
Ballſpiel —
Balſame —
Balſamiren 506
Baltimore —
Baltiſches Meer 507
Balzac (J. L. Guez de) 508
Bamberg 509
Bambocciaden 510
Bambus —
Band —
Banda, ſ. Gewürzinſeln —
Bandello (Matteo) —
Bandettini (Tereſa) 511
Bandwurm —
Bank 512
Banks (Sir Joſeph) 513
Bann —
Banner —
Bannerherr 514
Bannus —
Banquerott, ſ. Falliment —
Banquette —
Baptiſt, ſ. Wiedertäufer —
Baratier (Joh. Phil.) —
Baratto-Handel 515
Barbaren —
Barbaresken 516
Barbetten 525
Barbiton —
Barbou —
Barca —
Barcarolles —
Barcelona 526
Barclai de Tolly 527
Barden 528
Bardiet 529
Bardili (Chriſt. Gottfr.) 530
Barère (Bertrand) 531
Barfüßermönche —
Bariton —

Barke	Seite 532
Barlow (Joel)	—
Barmen	533
Barmherzige Brüder und Schweſtern	—
Barnabiten	—
Barnave (A. P. J. M.)	—
Barnes (Joſua)	534
Barneveldt (Joh. v. Olden)	—
Barometer	536
Baron (Michael)	537
Baron	538
Barras (P. F. J. Nic. Vicomte v.)	—
Barre	539
Barri (Maria Gräfin du)	—
Barros (Jean de)	540
Barrow (John)	541
Barry (Jacques)	—
Bart	542
Barthelemy (Jean Jacques)	—
Barthelemy (François)	544
Bartholomäer	—
Bartholomäusnacht, ſ. Bluthochzeit	—
Bartolozzi (Francesco)	—
Baſalt	—
Baſchkiren	—
Baſedow (Joh. Bernhard)	546
Baſel	—
Baſilica	547
Baſilius	—
Baſilisk	548
Baskerville (John)	—
Basquen, Biscayer	—
Basrelief	549
Baß	—
Baſſa	550
Baſſano	—
Baſſeliſſe, ſ. Hauteliſſe	—
Baſſe-taille	—
Baſſethorn	—
Baſſompierre (François de)	—
Baſſora	551
Baſtard	552
Baſtia	—
Baſtiden	553
Baſtille	—
Baſtion	—
Baſtonnade	—
Bataillon	—
Bataver	—
Batavia	—
Bath	556
Bathos	557
Bathyll	—
Batoni (Pompeo)	Seite 557
Batiſt	—
Batocken	—
Batrachomyomachia	558
Batterie	—
Batteux (Charles)	—
Bauart	561
Bauchredner	—
Bauer, ſ. Bauerſtand	562
Bauerhof	—
Bauerkrieg	563
Bauerſtand	565
Baukunſt	566
Baukunſt (Geſchichte der)	571
Baum	577
Baumannshöhle	578
Baumgarten (Alex. Gottl.)	579
Baumgarten (Jac. Siegm.)	580
Baumſchlag	—
Baumwerk	581
Baumwolle	582
Baumwollengarne, ſ. Twiſt	—
Baumwollenſpinnmaſchinen, ſ. Spinnmaſchinen	—
Bauriſſe	—
Bauſe (Joh. Friedr.)	583
Bautzen	—
Bautzen und Wurſchen (Schlachten bei)	—
Bavius	585
Bay	—
Bayard (Pierre du Terroil)	—
Bayern	588
Bayle (Pierre)	599
Baylen	601
Bayonne	602
Bayreuth	603
Bazar	604
Beatification	—
Beattie (James)	—
Beaucaire	605
Beauharnois (Alex. Vic. de)	—
Beaumarchais (P. A. C.)	607
Beaumont (Francis)	608
Beaumont (Mad. le Prince de)	609
Beaune	610
Beaurepaire	—
Beccaria (Giovanni Bapt.)	—
Beccaria (C. B. Marcheſe de)	611
Becher (Joh. Joachim)	—
Bechteltag	6,2
Beck (Chriſt. Daniel)	—
Becken	—
Becker (Balthaſar)	613
Becker (Wilh. Gottl.	—

Becker (Rud. Zacharias)	Seite 614
Becket (Thomas)	615
Beckmann (Johann)	616
Beda	617
Beddoes (Thomas)	—
Bedeckter Weg	618
Bedeutung	—
Bedingung	—
Bedlam	619
Beduinen	—
Beelzebub	—
Beerdigung	620
Beethoven (Ludwig v.)	621
Befehlen	—
Befeſtigungskunſt	622
Befruchtung	—
Befugniß	623
Beg	624
Begehrungsvermögen	—
Begeiſterung	—
Begharden, ſ. Beguinen	626
Beglaubigungsſchreiben, ſ. Geſandten	
Begleitung in der Muſik	—
Beglerbeg	627
Begnadigungsrecht	—
Begräbniß, ſ. Beerdigung	628
Begräbnißplätze	—
Begriff	629
Beguinen	631
Behaim (Martin)	—
Behandlung	632
Beichte	633
Beil (Joh. David)	634
Beilbrief	—
Beiram	—
Beireis (Gottfr. Chriſt.)	635
Beiwerk	
Beiwort	—
Beizen	—
Belagerung	637
Belehnung	—
Belemniten	638
Beleuchtung	—
Belfaſt	—
Belgien	—
Belgier	—
Belgrad	639
Belial	—
Beliſar	—
Belladonna	641
Bellart (Nicolas François)	—
Belle-Alliance, ſ. Waterloo	—
Bellegarde (Graf von)	—
Belleisle (Graf von)	642
Bellerophon	Seite 643
Bellona	—
Belloy (P. L. Buirette de)	—
Bell-Rock	644
Belohnung	—
Belt	645
Belvedere	646
Beluchiſtan	—
Bembo (Pietro)	647
Benannte Zahlen	649
Benares	—
Bench	650
Benda (Franz)	—
Benda (Georg)	651
Bender	652
Benedict XIV.	653
Benedictbeurn	654
Benedictiner	655
Benedictus (St.)	656
Benelli (Antonio Peregr.)	657
Benevento	—
Bengalen	658
Bengel (Joh. Albr.)	660
Benjowsky (M. A. Graf v.)	—
Bennigſen (L. A. Freih. v.)	662
Benſerade (Iſaac v.)	—
Bentheim	—
Bentink (Lord)	663
Bentley (Richard)	—
Benzel-Sternau (Graf v.)	664
Benzoe	665
Beobachtung	—
Bepuncten (in der Muſik)	666
Berberei, ſ. Barbaresken	667
Berbice	—
Berchas	—
Berchtold (Leopold Gr. v.)	—
Beredſamkeit	—
Berengar von Tours	668
Berenhorſt (Franz Leop. v.)	669
Berenice	—
Berennen	—
Beresford (William)	670
Berezina	—
Berg (Herzogth.)	671
Bergamo	674
Bergbau	—
Berge	675
Bergen	679
Bergen-op-Zoom	—
Berger (Ludw. v.)	680
Bergerac	681
Berghem (Nicolaus)	—
Bergmann (Torbern)	682
Bergſtraße	—

Bergwiſſenſchaften . Seite 683
Berill 684
Bering —
Berings-Bay —
Berings-Straße 685
Berkeley (Georg) —
Berlichingen (Götz von) 686
Berlin —
Berline 690
Berliner Blau —
Bern —
Bernadotte, ſ. Carl XIV. Johann 693
Bernard (Pierre Joſeph) —
Bernardin de St. Pierre —
Bernburg (Anhalt-) 694
Bernhard (der heil.) —
Bernhard (Herzog v. Weimar) 695
Bernhardiner 697
Bernhardsberg —
Berni (Franceſco) 698
Bernier (E. A. J. B. M. Abt) 699
Bernini (Giovanni Lorenzo) 700
Bernis (Cardinal de) 702
Bernoulli 703
Bernſtein 705
Bernſtorf (Grafen von) —
Berquin (Arnaud) 707
Berry (Charles Ferd., Duc de) —
Berthier (Alexandre) 709
Berthollet (Claude L. Graf) 710
Berthoud (Ferdinand) 711
Bertoli (Giovanni Dom.) —
Berton (Pierre Montan) 712
Berton (Henri Montan) —
Bertrand (Graf) 713
Bertrand de Moleville —
Bertuch (Friedrich Juſtin) 714
Beruf 715
Bervick (Ch. Cl.) 716
Berwick (Herzog von) 717
Beſançon —
Beſatzung 718
Besborodko (Alex. Fürſt von) —
Beſchneidung —
Beſenval (P. V. Baron v.) 719
Beſeſſene 720
Beſitz —
Beſſières (Herzog von Iſtrien) —
Beſtimmung des Menſchen 721
Beſtreichen 722
Beſtuchef (Riumin Alexei) 723
Betel —
Bethlehem 724
Bethmann (Friederike) —
Betonung, ſ. Accent Seite 724
Betrug 725
Betrug der Sinne 726
Bettelmönche, ſ. Orden —
Bettelweſen, ſ. Gaunerweſen —
Bettinelli (Saverio) —
Bettung 727
Beurtheilung —
Beutel 728
Bevölkerung —
Bevölkerungspolitik —
Bewahrungsanſtalten 729
Bewegliche Feſte 730
Bewegung —
Bewegung der Erde 732
Beweis 735
Bewußtſein 737
Beylegen —
Beyme 738
Beys 739
Bezoar —
Bezifferung —
Bianchi 740
Bianchini (Franceſco) —
Bias 741
Bibbiena (Fernando) —
Bibel 742
Bibelgeſellſchaften 743
Biber 745
Bibliographie 746
Bibliomanie 748
Bibliotheken 750
Bibliſche Alterthümer 751
Bibliſche Erdkunde 752
Bielefeld (J. F. Baron v.) —
Bienen —
Bienenrecht 753
Bier 754
Bierey (Gottl. Benedict) 755
Bieſter (Joh. Erich) 756
Bievre (Marſchall) 757
Bigamie —
Bignon (Edoard) —
Bigot 758
Bijouterie —
Bilbao —
Bilboquet —
Bilanz 759
Bild —
Bilderdyk 760
Bilderlehre —
Bilderſtürmer —
Bildhauerkunſt 762
Bildhauerkunſt (Geſchichte der) —

Bildhauerkunſt (Technik der) S. 774
Bildlich 777
Bildnerei, ſ. Bildhauerkunſt 778
Bildung —
Bildungstrieb 782
Biliner Sauerbrunnen —
Bill 783
Billard —
Billington (Madame) 784
Binocular-Teleſkop —
Binomiſch —
Binomiſcher Lehrſatz —
Biographie —
Biologie 785
Bion —
Biörnſtahl (Jacob Jonas) —
Biot (Jean Baptiſte) 786
Biren (Johann Ernſt von) —
Birgittenorden 787
Birkenſtock (J. M. Edler v.) 788
Birmingham —
Biron (Duc de) 789
Biscaya 790
Biſam, ſ. Moſchus —
Biscuit —
Biſchof —
Biſchöfliche Kirche, ſ. Anglicaniſche Kirche 792
Biſchofsmütze —
Biſchofswerder (Joh. R. v.) —
Biſter —
Biſturi —
Bitaubé (Paul Jeremie) —
Bithynien 793
Bivouac —
Bizarr —
Blacas d'Aulps (Graf) 794
Black (Joſeph) 795
Blackfiſch, ſ. Sepia
Blackſtone (William) —
Blair (Hugh) 796
Blake (Robert) 797
Blanchard (François) —
Blanco 798
Blangini (G. M. M. F.) —
Blankenburg (C. F. von) 799
Blasinſtrumente, ſ. Inſtrumentalmuſik —
Blaſon, ſ. Heraldik —
Blatt —
Blattern 800
Blaufarbenwerke 802
Blech 803
Blei —
Bleichart, ſ. Rheinweine 804
Bleichen Seite 804
Bleiſtift 805
Bleiweiß —
Bleiwurf —
Bleizucker —
Blendungen 806
Blenheim —
Blick 807
Blinde —
Blitz 808
Blitzableiter 811
Bloch (Marc. Elieſer) —
Blockhaus 812
Blockiren —
Blocksberg —
Bloemart (Abraham) —
Blondel 813
Blonden —
Bloomfield (Robert) —
Blücher (Lebrecht v.) 814
Blum (Joach. Chriſt.) 817
Blumauer (Aloys) 818
Blume, Blüthe —
Blumen (künſtliche) 820
Blumenbach (Joh. Friedr.) —
Blumenhandel in Holland —
Blumenorden, ſ. Pegnitzorden 821
Blumenſpiele 822
Blumenſtück 823
Blut —
Blutader 824
Blutbereitung, ſ. Aſſimilation und Ernährung —
Blutgefäße —
Bluthochzeit (Pariſer) —
Blutrache 826
Blutſchande —
Blutsfreundſchaft 827
Bluttaufe —
Boccaccio (Giovanni) —
Boccage (Marie Anne) 830
Boccherini (Luigi) 831
Bochetta —
Böckeln —
Bode (Joh. Joach. Chr.) —
Bode (Joh. Elert) 833
Bodenſee —
Bodmer (Joh. Jac.) —
Bodmerei 834
Bodoni (Giambattiſta) —
Boegſprit oder Boogſpriet 835
Boerhaave (Herrmann) —
Boëthius (A. M. S.) 837
Bogen 838
Bogengang —

Bogeninſtrumente Seite 839
Bogenſchuß —
Bogenſtellung —
Bogenſtrich —
Böhme (Jacob) 840
Böhmen 843
Böhmiſche Brüder 845
Böhmiſche Steine 846
Bohnenbergerſche Maſchine —
Bojardo (Matt. Mar.) 847
Boie, Boje, Buje 848
Bojer, Bujer, Boyer —
Boileau Despréaux (Nicolas) —
Boiſſerée (Sulpiz u. Melchior) 849
Boiſſonade (Jean Fr.) 851
Bolero —
Bolingbrocke (Lord) —
Bolivar (Simon) 854
Bollandiſten —
Bollwerk, ſ. Baſtion 855
Bologna —
Bolus 856
Bombardiren —
Bombardier-Galeoten —
Bombaſt —
Bombay 857
Bomben 858
Bonald (L. G. Vicomte de) 859
Bonaparte, ſ. Buonaparte —
Bonbon —
Bonchamp, ſ. Vendée —
Bondi (Abt Clemente) —
Bonifaz (der heil.) 860
Bonifaz VIII. 861
Bonn 862
Bonnet (Charles) —
Bonneval (C. A. Graf von) 863
Bononiſcher Stein 865
Bonſtetten (Carl von) —
Bonzen 866
Bootes —
Böotien —
Bora (Catharina v.) 867
Borax 868
Borda (Jean Charles) —
Bordeaux 869
Bordeaux-Weine 870
Boreas 871
Borgheſe —
Borgheſe (Camillo) —
Borgheſe (Villa), ſ. Rom
Borgia (Ceſare) —
Borgia (Stefano) 873
Born (Ignaz Edler v.) 874
Borneo Seite 875
Borromäiſche Inſeln 876
Börſe 877
Boryſthenes
Boscan Almogaver —
Böſchung 878
Böſe —
Bosnien —
Bosporus 879
Boſſe —
Boſſuet (Jacques Benigne) 880
Boſtanſchi 881
Böſtellen —
Boſton —
Botanik 882
Botany-Bay 891
Both (Joh. u. Andr.) 893
Bothnien —
Böttcher (Joh. Friedr.) 894
Böttiger (Carl Auguſt) —
Bouchardon (Edme) 896
Boucher (François) 897
Boudoir 898
Boufflers (Stanisl. Chev. de) —
Bouffon —
Bougainville (Louis Ant. de) —
Bouillé (Marquis de) 900
Bouillon (Prince de) 901
Bouillon, Bullio —
Boulevards 903
Boulingreeen —
Boulogne —
Boulton (Matthew) —
Bourbon (Haus) 904
Bourbon (Charles, Duc de) 909
Bourbon (Inſel) 910
Bourdaloue (Louis) —
Bourdeaux 911
Bourdonnaye (Mahé de la) —
Bourgogne (Louis, Duc de) 912
Bourgogne 913
Bourgoin (Demoiſelle) —
Bourgoing (J. F. Baron de) 914
Bourienne (Fauvelet de) 915
Bourignon (Antoinette) 916
Bourrit (Marc Theodore) 917
Bourſault (Edme) —
Bouſſole 918
Boxen —
Boydell (John) —
Boyeldieu (Adrien) —
Boyle (Robert) 919

Literariſcher Bericht.

In dem Verlage des Herausgebers vom Converſations-Lexikon iſt erſchienen die *Deutſche Taſchen-Encyklopädie**), 4 Bände mit 50 Kupfern. Eine umſtändlichere Anzeige von dieſem Werke wird um ſo nöthiger ſeyn, als daſſelbe häufig aus dem Umſtande, daß es gerade bei dem Verleger des Converſations-Lexikons erſchien, für einen Auszug aus dieſem gehalten oder als ein Werk betrachtet wird, das wenigſtens aus dem Converſations-Lexikon hervorgegangen. Dieſe irrige Meinung erheiſcht eine nähere Auseinanderſetzung des Plans dieſer Taſchen-Encyklopädie und eine Angabe, worin ſich ſolche von dem gedachten Lexikon unterſcheidet. — Der Herausgeber der Taſchen-Encyklopädie iſt Herr F. C. A. *Haſſe*, Profeſſor an der Ritter-Akademie in Dresden, der ſich dazu mit mehrern rühmlichſt bekannten Gelehrten, als den Herren *Heuſinger*, *Förſter*, *Lindau*, *Böttiger* A. *Wendt*, *Landsberg*, *Ficinus* und mehrern Andern verbunden hatte. Die Redaction des Converſations-Lexikons übte nicht den geringſten Einfluß aus auf die Redaction der Taſchen-Encyklopädie, und beide haben die verſchiedenſten Tendenzen, wie aus der folgenden Expoſition des Herausgebers ſelbſt am *beſten* und *deutlichſten* wird abzunehmen ſein.

„Alles Wiſſen und Thun iſt Stückwerk, wenn es nicht innern Zuſammenhang hat. Dieſen giebt dem Wiſſen die Einheit der Gründe und der Bedingungen des Erkennens, ſo wie jede Regel für das Thun aus Einer Grundregel und mit dieſer zugleich aus jener Einheit des Wiſſens hervorgeht. Der Umſchwung aller Thätigkeit des geiſtigen Menſchen hat daher, ſo wie nur Eine Axe, die *Natur*, nothwendig auch nur einen Mittelpunct, die *Wahrheit*. Die beiden Pole der

---

*) Der vollſtändige Titel heißt: *Deutſche Taſchen-Encyklopädie oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte.* In alphabetiſcher Ordnung. Vier Theile mit 50 Kupfern. 1816 — 1820. Mit dem Motto: Summa sequar faſtigia rerum. Jeder Theil koſtet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr.)

geiſtigen Bewegungen aber: der Gliedbau der Erkenntniß und die Geſtaltung des Thuns, verknüpfen alle Strahlen, die dem Mittelpuncte entſtrömen, mit jedem Ringe der Axe, zu einem großen Sonnenringe, dem geiſtigen Leben der Menſchheit. Allen Reichthum, den dieſes Leben in ſich hält, umſchließt ein Doppelkreis, Staat und Kirche."

„Der Verſtand hat den Reichthum des geiſtigen Lebens zergliedert und geordnet Gelehrſamkeit und Fleiß haben das Einzelne ſinnlich bequem zuſammengeſtellt, und für das Bedürfniß vielfach aufgeſpeichert; zuerſt in Deutſchland; dann mit mehr Geſchick, obwohl mit minderer Kraft, in Frankreich; hierauf mit glücklicher Berechnung des Bedürfniſſes in dem Lande, deſſen Volk ſich hierauf vorzüglich verſteht, in England. Seit Kurzem haben die Deutſchen, mit Franzoſen und Britten wetteifernd, ihr Werk wiederum vorgenommen. Es begann in dieſem Jahre die große Erſch-Gruber'ſche Encyklopädie; und ſo ward in demſelben Jahre mit dem zehnten Bande geendigt, das encyklopädiſche Handwörterbuch für die gebildeten Stände, das mit ſeltenem Beifall aufgenommene, bis zur fünften Auflage, binnen kaum ſieben Jahren, immer mehr in ſich vollendete Converſations-Lexikon. Allein außer den beiden verſchiedenen Zwecken, die dieſe größeren Werke — jenes als Geſammtmagazin der Gelehrſamkeit und Kunſt an ſich, dieſes als ein vollſtändiger Inbegriff von allem, was die geſellige Bildung des neunzehnten Jahrhunderts ausmacht — ſich vorgeſetzt haben, giebt es noch einen dritten, der nicht minder als Zeitbedürfniß ſchon längſt in England gefühlt wurde, und der daſelbſt mehrere Taſchen-Encyklopädien hervorgebracht hat."

„Man will vor allen Dingen wiſſen und behalten das Nothwendigſte, das Wichtigſte, mit einem Worte, das Wiſſenswürdigſte. Auch der Unterrichtete, der in ſeinem Fache unaufhörlich zulernt, will aus den übrigen erfahren, oder nicht vergeſſen, was um des Zuſammenhanges aller Fächer der Erkenntniß willen gelernt werden muß und nie vergeſſen werden darf."

„Ein Alphabet des Wiſſens alſo, ein Regiſter der Hauptbegriffe, welches klar und gedrängt, mit Weglaſſung des Beſondern, außer da, wo es dem Wiſſensnöthigen Geſtalt, Leben und Farbe ertheilt, dem gegenwärtigen Standpuncte der deutſchen Literatur gemäß, alles enthält, was für die Erinnerung und das weitere Nachdenken wichtig iſt, um das Ganze der Natur und des Lebens, der Kunſt und der Wiſſenſchaft, des Glaubens und der Sitte, in ſeinen Wurzeln zu erkennen, und in ſeiner Verzweigung zu überſehen: eine ſolche Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten für das Bedürfniß Aller, die ſchnell die Hauptſachen finden und die Elemente des Wiſſens feſthalten wollen, insbeſondere für ſolche, denen es an Büchern und Kenntniß der Literatur noch fehlt, iſt gewiß ein zeitgemäßes Werk. Nie wurde ſo viel geleſen, als jetzt; aber nie wurde auch die Luſt der Leſer ſo überfüllt und ihr Blick ſo zerſtreut, als jetzt. Der Unkundige wird gedrückt von der Maſſe der Kenntniſſe, die von allen Seiten ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen; oder er ſinkt unter in der Fluth von Zeitſchriften und Tageblättern, die ihn und ſeine Zeit mit ſich fortreißen, daß er ſelten morgen noch weiß, was er heute Neues geleſen hat. Darum wird der Verſtändige bei allem Leſen das Nöthige feſthalten und das Wichtigſte unter Hauptbegriffe zuſammenſtellen wollen."

„Für dieſe Abſicht iſt die obengenannte Taſchen-Encyklopädie angelegt. Als ein Hülfsmagazin für den wiſſenſchaftlichen Hausbedarf enthält ſie aber auch zugleich für das weitere Studium die nöthigen Nachweiſungen der beſten und neueſten Schriften des In- und Auslandes. Die 50 Kupfer ſollen wiſſenſchaftliche Begriffe verſinnlichen, oder merkwürdige Beiſpiele darſtellen. Daher ſind für die Elemente der Botanik 2, der Anatomie 2, der Chemie 4, der Heraldik 2, der Hydroſtatik 1, der Elektricität 1, des Galvanismus 1, der Kryſtalliſation 1, der Mythologie eine dreifache, der Mechanik 1, der Pneumatik 1, der Perſpective 1, der Optik 2 Kupfertafeln beſtimmt u. ſ. f. Die Artikel ſelbſt enthalten in ſachreicher Kürze, verſtändlich und hinreichend, was jeder Gebildete davon wiſſen muß. Die Thierkupfer, die techniſchen und andere Abbildungen machen die Beſchreibungen denkwürdiger Gegenſtände deutlich, wie der Klipdas, die fliegende Eidechſe, das Schnabelthier, die Dampfmaſchine, der Aeroſtat, die fünf Individuen der fünf Menſchenarten, die Fingalshöhle, der Rieſenweg, die chineſiſche Mauer u. a. m."

„Die Vorrede zum erſten Theil bezeichnet den Plan des Werkes näher, und zeigt, worin er von dem Plane des Converſations-Lexikons ganz verſchieden iſt, ſo daß beide Werke unabhängig neben einander beſtehen. Mehrere als Schriftſteller bekannte Männer haben ſich, jeder für ein beſtimmtes Fach, vereinigt, um daſſelbe nach der entworfenen Grundlegung zu bearbeiten. Alles einzelne iſt ausgeſchloſſen, wozu vollſtändige Wörterbücher (geographiſch-ſtatiſtiſche, biographiſch-hiſtoriſche, oder naturgeſchichtliche u. a. m.) unentbehrlich ſind; eben ſo das Poſitive, was nicht allgemein wiſſensnöthig iſt. Dagegen ſind ausführlicher entwickelt alle Begriffe, und reichhaltiger dargeſtellt alle Kenntniſſe, die ſich auf das Weſen der Natur und der Kunſt, der Kirche und des Staats, der Wiſſenſchaft und der Sitte, oder auf das höhere Menſchenleben beziehen. Denn bewegt ſich dieſes nicht auf jener ſechsfach verſchlungenen Bahn des Wahren, Guten und Schönen? — Verhältnißmäßig iſt jedoch das Fach der Naturkunde und der Technologie reicher ausgeſtattet, weil hier den Unkundigen ſein Gedächtniß am meiſten verläßt. Bei Hauptartikeln iſt das alphabetiſche Zerreißen deſſen, was zu einer klaren Überſicht des Weſentlichen nothwendig in einander greifen muß, ſorgfältig vermieden. Außer den ſchon angeführten Artikeln, vergleiche man in dieſer Hinſicht die Artikel: Europa, Erde, Adel, Atmoſphäre, Ehe, Farbe, Mittelalter, Reformation, die einzelnen Staaten, Deutſchland, Oſtindien, Rom, Vereinigte Staaten, Würtemberg u. ſ. w. Grundbegriffe ſind, nach dem Maßſtabe ihrer Wichtigkeit für Natur- und Menſchenkunde, vollſtändiger entwickelt, als die abgeleiteten. Man vergleiche die Artikel: Freiheit, Kunſt, Künſtler, Gerechtigkeit, Geſchmack, Geſetz, Geſellſchaft, Humanität, Kirche, Kraft, Verträge u. a. m. Als Beiſpiele, wie einzelne Wiſſenſchaften und Künſte ſkizzirt ſind, vergleiche man die Artikel: Äſthetik, Criminalrecht, Geſchichte, Kirchengeſchichte, Kritik (in der Philoſophie), Philoſophie, Politik, Prozeß, Rechtswiſſenſchaft, Staatswirthſchaft, Staatswiſſenſchaft, Pfandrecht, Perſpective, Infiniteſimalrechnung, Ätz-, Bau-, Garten-, Kupferſtecherkunſt, Mahlerei, Muſik und ähnliche. Man wird in mehrern neue Anſichten wahrnehmen,

z. B. in den Artikeln: Encyklopädie, Mathematik, Optik u. a. Dabei iſt Gedrängtheit mit Sachreichthum verbunden. So enthält der Artikel Claſſiker ein Verzeichniß der wichtigern griechiſchen, römiſchen, deutſchen, däniſchen, engliſchen, franzöſiſchen, italieniſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Nationalſchriftſteller, nach den vorzüglichſten neuern, auch fremden Ausgaben und Überſetzungen in lateiniſcher, deutſcher, franzöſiſcher, engliſcher oder italieniſcher Sprache, auf 10 Seiten. Daß überhaupt die neueſte Zeit und Literatur nicht überſehen ſind, wird man, außer in den wiſſenſchaftlichen Artikeln, z. B. Föderativſtaat, Declamation, Epos, Fabel, Dechiffrirkunſt, Continentalſyſtem, Concurs, Forſtvermeſſung, Metrik, Vulkan, Stände u. a., auch in den hiſtoriſchen und geogr. ſtatiſtiſchen Skizzen der merkwürdigeren Länder, Völker, Sprachen und Religionen bemerken."

„Der vierte und letzte Theil mit 12 Kupfern v. dieſer Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten enthält die Namen ſämmtlicher Mitarbeiter, und am Schluſſe encyklopädiſche Tafeln, welche die Verkettung der Artikel, und die Verzweigung des Stammbaums der Wiſſenſchaften und Künſte genau nachweiſen, wodurch Einheit in die alphabetiſche Trennung gebracht wird. Auch das Äußere dieſes Taſchenwörterbuchs iſt ſeiner Beſtimmung angemeſſen, ſo daß die Verlagshandlung hoffen darf, Form und Inhalt werden daſſelbe jedem Freunde wiſſenſchaftlicher Bildung als eine zweckmäßig eingerichtete Handbibliothek für den täglichen Gebrauch empfehlen."

Zu dem vorſtehend Geſagten möchte noch die Eigenthümlichkeit der Taſchen-Encyklopädie beſonders und wiederholt herauszuheben ſein, daß ſie bei allen ihren Artikeln auf die neueſten Schriften hinweiſ't, wo weitere Belehrung zu ſuchen iſt, und daß ſie eine Reihe von erläuternden Kupfern enthält, die mit großer Umſicht gewählt und trefflich geſtochen ſind, welches beides das Converſations-Lexikon entbehrt. Die Taſchen-Encyklopädie enthält u. a. ein Blatt zur Erläuterung des Artikels Mechanik; eine Doppel-Platte über Menſchen-Racen; eine dreifache Platte über Mythologie; drei Platten zur Erläuterung des Artikels Optik; eine über Perſpective; eine über Theebereitung, eine über Telegraphie; eine über Pneumatik; die Abbildung des Rieſenwegs; die Anſicht von Rom u. ſ. f.

Das ganze Werk iſt brochirt für 8 Thaler in allen deutſchen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig im September 1820.

Buchhandlung Brockhaus.

Im Jahre 1820 erſchienen in der Verlagshandlung dieſes Werks folgende neue Werke und Schriften, und ſind ſolche in allen deutſchen Buchhandlungen zu erhalten:

A. Zeitſchriften.

1. Hermes, oder kritiſches Jahrbuch der Literatur. Jahrgang 1820. (In 4 Stücken.) V—VIII der ganzen Folge. gr. 8. Der Jahrgang 8 Thlr. Ein einzelnes Stück 2 Thlr. 6 Gr. (C. A.)
2. Iſis, oder encyklopädiſche Zeitung. Herausgegeben von Oken. Mit Kupf. und Holzſchn. Jahrg. 1820. gr. 4. 8 Thlr. (C. A.)
3. Lebens-Magnetismus (Jahrbücher für den), oder Neues Asklåpieion. Von D. K. Chr. Wolfart. III. 1 und 2. oder Heft V und VI. Jedes mit einem Steindruckblatt. gr. 8. Das Heft 1 Thlr.
4. Literariſches Wochenblatt. (Von A. v. Kotzebue gegründet.) Band VI. oder zweite Hälfte des Jahrs 1820. 4. Preis des halben Jahrgangs 5 Thlr. (C. A.)
   Vom 1. Nov. an erhielt daſſelbe mit modificirter Tendenz den Titel:
   Literariſches Converſations-Blatt. Die Monate November und December, unter dieſem Titel, koſten beſonders 2 Thlr.
5. Medizinische Annalen (Allgemeine) auf das Jahr 1820. Als Einleitung zu kritischen Annalen der Medizin von 1821 an. Herausgegeben von Dr. J. F. Pierer. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr.
6. Zeitgenoſſen. Biographien und Charakteriſtiken. V. 2. 3. 4. VI. 1. 2. oder Heft XVIII—XXII. gr. 8. Jedes Heft auf Druckp. 1 Thlr., Schreibp. 1 Thlr. 12 Gr., Velinp. 2 Thlr.

B. Kleine Schriften.

7. Lebensumriß Friedrich Leopolds von Stolberg. gr. 8. 8 Gr.
8. Verfaſſungs-Urkunde der jenaiſchen Burſchenſchaft. gr. 8. 8 Gr.
9. Verwaltung, die, des Staatskanzlers Fürſten von Hardenberg. 1ſte und 2te Auflage. gr. 8. 18 Gr.
10. Voſſiſche Schrift (über die): „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" 8. 14 Gr.
11. Weſſenbergs (J. H. von) Angelegenheit: Beurtheilung ſämmtlicher in derſelben erſchienenen Streitſchriften. 8. 16 Gr.

C. Größere Schriften und Werke.

12. Benzenberg (D. J. F.), über Preußens Geldhaushalt und neues Steuerſyſtem. gr. 8. 2 Thlr. 6 Gr.
13. Brittiſche Dichterproben N. II. (Die Belagerung von Korinth, die Finſterniß und drei hebräiſche Lieder von Lord Byron; und der natürliche Tod der Liebe von Georg Crabbe.) Mit gegenüber gedrucktem Original. (Herausgegeben vom geh. Leg. Rath Breuer.) 8. 1 Thlr. 12 Gr.

14. Calderon de la Barca (Schauſpiele von Don Pedro). Überſetzt von E. F. G. O. von der Malsburg. 3ter Band. (1. Echo und Narciſſus; 2. Der Gartenunhold.) 8. 2 Thlr.

15. Conſtitutionen (die) der europäiſchen Staaten, ſeit den letzten 25 Jahren. 3ter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

16. Converſations-Lexikon, oder Allgemeine deutſche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. Fünfte Original-Ausgabe. In 10 Bänden. 9ter und 10ter Band. 8. Preis aller 10 Bände auf ord. Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr.; auf Schreibp. 18 Thlr. 18 Gr.; in Med. Format auf weiß Druckp. 22 Thlr.; auf ſuperfeinem Verl. Papier 28 Thlr.; auf engliſch Velinp. 45 Thlr.

17. Daſſelbe; ein Nachſchuß (neuer unveränderter Abdruck) dieſer 5ten Auflage. 10 Bände. Preiſe wie oben.

18. — — Supplemente zu demſelben, für die Beſitzer der 1., 2., 3. und 4. Auflage, enthaltend die wichtigſten neuen Artikel und Verbeſſerungen der 5. Auflage. In 4 Abtheilungen oder 2 Bänden. 8. Druckp. (alle 4 Abtheilungen) 2 Thlr. 16 Gr., Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr.

19. Dante Alighieri, die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegiesser. 3r Th.: Das Paradies. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

20. Denkwürdigkeiten, hiſtoriſche, und Actenſtücke über die Geſchichte der Königin Caroline von England. 1s, 2s, 3s und 4s Heft. gr. 8. 1s Heft (Denkwürdigkeiten Pergami's) 12 Gr. 2s, 3s und 4s Heft (Geſchichte des Prozeſſes der Königin) jedes 18 Gr.

21. Ebert (Dr. F. A.), Allgemeines bibliographisches Lexikon. 2te Lieferung Bibl — Col. 3te Lieferung Col — Fabr. 4te Lieferung Fabr — Hes. gr. 4. Preis jeder Lieferung von 12 Bogen 1 Thlr. 16 Gr. auf fein Druckpap. und 2 Thlr. 6 Gr. auf Schreibp.

22. Encyklopädie (deutſche Taſchen-) oder Handbibliothek des Wiſſenswürdigſten in Hinſicht auf Natur und Kunſt, Staat und Kirche, Wiſſenſchaft und Sitte. In alphab. Ordnung. 4 Thle. mit 50 Kupfern. 4r und letzter Theil: S—Z mit 12 Kupfern. 12. 2 Thlr. Alle 4 Theile 3 Thlr. (Herausg. und Redact. des Werks: Prof. Haſſe in Dresden.)

23. Förſter (D. Friedr.), Der Feldmarſchall Fürſt Blücher von Wahlſtatt und ſeine Umgebungen. Mit Kupfern. gr. 8. Auf Druckp. 2 Thlr. 6 Gr.; auf fein Papier 3 Thlr.

24. Gemälde aus dem Zeitalter der Kreuzzüge. Erſter Theil: Tancred und Balduin III. gr. 8. 3 Thlr.

25. Grävell (D. M. C. F. W.), die Quellen des allgemeinen deutſchen Staatsrechts ſeit 1813 bis 1820. 1ſter Theil. 1813 bis 1817. gr. 8. 2 Thlr.

26. Haſe (D. Heinrich, Inſpector des königl. ſächſ. Antiken- und Münzcabinets), Nachweiſungen für Reiſende in Italien in Bezug auf Örtlichkeit, Alterthümer, Kunſt und Wiſſenſchaft. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

27. Haupt (Joach. Leop.), Landsmannſchaften und Burſchenſchaft, oder über die geſelligen Verhältniſſe der Studirenden ꝛc. Mit Urkunden. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

28. Körte (D. W.), das Leben L. N. M. Carnots. Mit einem Anhang, enthaltend die ungedruckten Poeſien Carnots 8. 2 Thlr. 6 Gr.
29. Köthe (D. und Superintendent F. A.), Für häusliche Erbauung. Erſter Band. gr. 8. Drei Ausgaben, à 2 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. 16 Gr. und 3 Thlr.
30. Krug (Prof. W. T.), Handbuch der Philoſophie und der philoſophiſchen Literatur. In 2 Bänden. gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr.
31. Moſch (D. C. F.), die Bäder und Heilbrunnen Deutſchlands und der Schweiz. 2 Theile. Mit 50 Kupfern und 1 Karte. (Für 1820 berichtigte Ausgabe.) 8. 5 Thlr. 8 Gr.
32. Daſſelbe, ohne Kupfer. 2 Theile. 8. 3 Thlr.
33. Oehlenſchläger. Aladdin oder die Wunderlampe. Dramatiſches Gedicht. Zweite ſehr verb. Aufl. 2 Theile mit 2 Kupfern. 8. 4 Thlr.
34. — — Der Hirtenknabe. Dramatiſche Idylle. 8. 20 Gr.
35. de Pradt, die neueſte Revolution in Spanien und ihre Folgen. Aus dem Franz. gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
36. Raumer (Friedrich von), Vorleſungen über die alte Geſchichte. In 2 Bänden. gr. 8. Erſter Band, 3 Thlr.
37. Repertorium, alphabetiſches, über den Inhalt des Hermes 1819. Nebſt alphab. Verzeichniß der beurth. Schriften. gr. 8. 1 Thlr.
38. Saalfeld (Prof. F.), allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit ſeit dem Anfange der franz. Revolution. In 4 Bänden. 3ten Bandes 2te Abtheil. Von 1807—1812. gr. 8. 3 Thlr. 8 Gr. Druckp., und 4 Thlr. 12 Gr. Schreibp. Preis der 3 erſten Bände zuſammen 12 Thlr. 8 Gr.
39. Sakontala oder der verhängnißvolle Ring. Indiſches Drama des Kalidas. Metriſch für die Bühne bearbeitet von W. Gerhard. 8. 1 Thlr. 8 Gr.
40. Schmelzing (D. J.), Staatsrecht des Königreichs Baiern. In 2 Theilen. 1ſter Theil: Staatsverfaſſungsrecht. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.
41. Schopenhauer (Johanna), Gabriele. Ein Roman. Zweiter und dritter Theil. 8. 3 Thlr.
42. Steffens (Henrich), Caricaturen des Heiligſten. Zweiter Theil. gr. 8. 4 Thlr.
43. Theater (claſſiſches) der Franzoſen. No. II. Semiramis von Voltaire, überſetzt von Peucer. Mit gegenüber gedrucktem Original. 8. 1 Thlr. 4 Gr.
44. Urania. Taſchenbuch auf das Jahr 1821. Neue Folge, dritter Jahrgang. Mit ſieben Kupfern: Göthe's Bildniß geſt. von Coupé, und ſechs Darſtellungen zu Shakſpeare's Sturm, Kaufmann von Venedig und König Lear geſt. von Delvaux, Coupé, Leclerc und Cardon in Paris. 12. 2 Thlr. 6 Gr.
45. Vaurs, Hardy, eines zweimal nach Botany-Bay Verbannten Denkwürdigkeiten. Zwei Theile. A. d. Engliſchen. 8. 3 Thlr
46. Volksſagen und Mährchen der Deutſchen und Ausländer. Herausgegeben von Lothar. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
47. Winckell (Georg Fr. Diet. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite vermehrte und ganz umgearb. Aufl. In 3 Theilen. gr. 8. Zweiter Theil. 3 Thlr. 8 Gr.

48. Calderon (Don Pedro de la Barca) las Comedias de; dadas a luz por J. J. Keil. Tomo I. in 8. weiß Druckp. 3 Thlr., Schreibp. 3 Thlr. 16 Gr. Enthält: La vida es sueño. Casa con dos puertas mala es de guardar. El Purgatorio de San Patricio. La gran Cenobia. La devocion de la Cruz. La puente de Mantible. Saber del mal y del bien. Lances de amor y fortuna. La Dama Duende. Peor está que estaba.

— — Tomo II. Preis wie oben. Enthält: El principe constante. El mayor encanto amor. El galan fantasma. Júdas Macabeo. El médico de sa honra. Argenis y Poliarco. La virgen del sagrario. El mayor monstruo los zelos. Hombre pobre todo es trazas. A secreto agravio secreta venganza. El sitio de Bredá. (Die Stücke ſind ſämmtlich auch einzeln à 16 Gr. zu erhalten.)

49. Carnot (L. N. M.), Don Quichotte. Poëme héroi-comique en 6 chants. (Original-Ausgabe.) 12. 1 Thlr.

50. Fleury de Chaboulon, Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon en 1815. 2 vols. gr. in 8. 4 Thlr. (C. A.)

51. Mémoires et documens historiques sur la vie et le procès de la reine Caroline d'Angleterre. 1r, 2d, 3me, 4me Cahier. gr. in 8. (1r Cahier: Mémoires de Pérgami 16 Gr. 2d, 3me et 4me Cahier: Histoire du procès de la reine, à 18 Gr.) C. A.

52. de Pradt, Congrès de Carlsbad. 2 parties. gr. in 8. 2 Thlr. (C. A.)

53. — — — de la révolution actuelle de l'Espagne et de ses suites. gr. in 8. 1 Thlr. 8 Gr. (C. A.)

Allgemeine Geſchichte der neueſten Zeit ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution. Von Friedrich Saalfeld, Profeſſor in Göttingen. In 4 Bdn. oder 8 Abth. Erſten Bandes erſte Abtheilung: Einleitung (die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte bis zum Jahre 1789). Erſten Bandes zweite Abtheilung: Von dem Anfange der franzöſiſchen Revolution bis zur Gründung der franzöſiſchen Republik. (Von 1789 — 1792). Zweiten Bandes erſte Abth.: Von der Gründung der franz. Republik bis zu dem Frieden von Campo Formio. (Von 1792 — 1797). Zweiten Bandes zweite Abth.: Von dem Frieden von Campo Formio bis zu den Friedensſchlüſſen von Lü-

neville und Amiens. (Von 1797—1801). Dritten Bandes erſte Abth.: Von den Friedensſchlüſſen von Lüneville und Amiens bis zu dem Frieden von Tilſit (Von 1801—1807). Dritten Bandes zweite Abth.: Von dem Frieden von Tilſit bis zu dem Ausbruche des ruſſiſchen Krieges und dem Frieden von Buchareſt (Von 1807—1812). Preis dieſer ſechs Abtheilungen 12 Thlr. 8 Gr. und auf Schreibpapier 16 Thlr. 1816—1820. (Die beiden letzten Abtheilungen, welche dieſe Geſchichte bis zur Revolution von Neapel fortführen werden, erſcheinen im Jahre 1821.)

(Motto aus Tacitus: Opus aggredior opimum casibus, atrox proeliis, discors seditionibus, ipsa etiam pace saevum. Ein Werk unternehme ich voll Schläge des Schickſals, durch Heerkampf furchtbar, entſtellt von Parteiwuth, ſelbſt im Frieden noch ſchrecklich.)

Von dieſem Werke, welches das große Ziel erſtrebt, ein Spiegel unſerer Zeit und des Staatenſchickſals der letzten 25 Jahre zu ſein, ſind jetzt die drei erſten Bände in ſechs Abtheilungen erſchienen. Die erſte enthält die Geſchichte von zehn Menſchenaltern, welche dem unſrigen vorausgingen; die zweite den Anfang unſerer bürgerlichen Verwilderung, wie ſie von Frankreich und Polen aus auf den Thronen und unter den Völkern einriß, ſeit Friedrich II., Kaunitz, Waſhington und der große Chatam nicht mehr die Bande der Ordnung und Freiheit zuſammenhielten. Da wir am Scheidepuncte zwiſchen der alten zertrümmerten und der neu ſich geſtaltenden Ordnung der politiſchen Welt ſtehen; da jetzt das Schickſal unſerer Enkel begründet und entſchieden wird, ob Europa auch künftig den Rang vor den übrigen Welttheilen durch eine mittelſt liberaler Ideen fortſchreitende Cultur behaupten, oder ob es, in ſpaniſch-jeſuitiſchen und ariſtokratiſch-willkürlichen Formenzwang zurückgedrückt, gegen Amerika, in welchem die Saat einer geiſtig-freien und menſchlich-edeln Entwickelung vor unſern Augen aufgeht, wie einſt der in Verfinſterung und Despotismus erſtorbene Orient gegen das zum freien Leben erwachte Europa, in zunehmender Erbärmlichkeit zurücktreten ſoll; da wir an dieſem großen Wendepuncte einer denkwürdigen Vergangenheit und einer zweifelhaften Zukunft nicht ohne Beklommenheit ſtehen: da iſt es für jeden Gebildeten ein hochwichtiges Geſchäft, die Geſchichte ſeiner Zeit als ein Ganzes ernſt und fromm zu betrachten, und die Erfahrung zu befragen, was ſie eigentlich als Richtſchnur unſers öffentlichen Lebens in ihrem Schooße für uns enthüllt. Dem Verfaſſer haben drei würdige Lehrer der Geſchichte, der vortreffliche Heeren, der kräftige Spittler und der freimüthige Bredow, die Bahn geebnet, in welcher er männlich frei, ernſt, wahr, und das Ideal der Geſchichte tief in der Bruſt bewahrend, den furchtbar lehrreichen Zeitraum unſers Lebens durchwandert, um ihn darzuſtellen, wie er war, wie er vor dem Geiſte edler Zeitgenoſſen vorüberſchritt, und wie er vor dem Urtheile der Nachwelt erſcheinen wird.

Es iſt eine inhaltſchwere Rechenſchaft, welche nicht er, ſondern welche die Göttin der Geſchichte ſelbſt vor dem Genius von Europa ablegt. Der erſte Schritt iſt gethan, und wir glauben, ſeiner Vorgänger würdig und der Aufgabe entſprechend. Die zweite Abtheilung des Werks enthält nämlich den Anfang des blutigen Schauſpiels aller ſittlich-politiſchen Verwirrung, wie ſie eines Theils aus wilder Neuerungsluſt eines verdorbenen Volks, andern Theils aus ſtarrem Feſthalten der blinden Gewalt an ungerechten Mißbräuchen hervorgegangen iſt, um den Stolz des Despotismus zu beugen, und den frevelnden Übermuth der Völker zu züchtigen, damit die große Wahrheit durch alle Jahrhunderte hindurch den kommenden Geſchlechtern entgegenblitze: daß nirgends Weisheit und Glück zu finden ſei, als in dem innigen Vereine des Glaubens an Gott und die Tugend mit dem redlichen Sinne für das Wahre und Rechte. Wie dies alles gekommen, und wie es ſo kommen mußte, hat der Verf. in der Sprache ſeines ſtillen, tiefbewegten Gemüths, den reinen Blick auf die Höhen der Menſchheit gerichtet, klar und gedrungen aus den Jahrbüchern unſerer Zeit herausgehoben, und in Thatſachen, die zu einem lebendigen Ganzen ſich geſtalten, und den ganzen Schauplatz des europäiſchen Menſchenlebens in der alten, wie in der neuen Welt erfüllen, mit der Kunſt der alten Geſchichtſchreiber der Mit- und Nachwelt zur Prüfung hingeſtellt.

Kreisbibliothek Regensburg